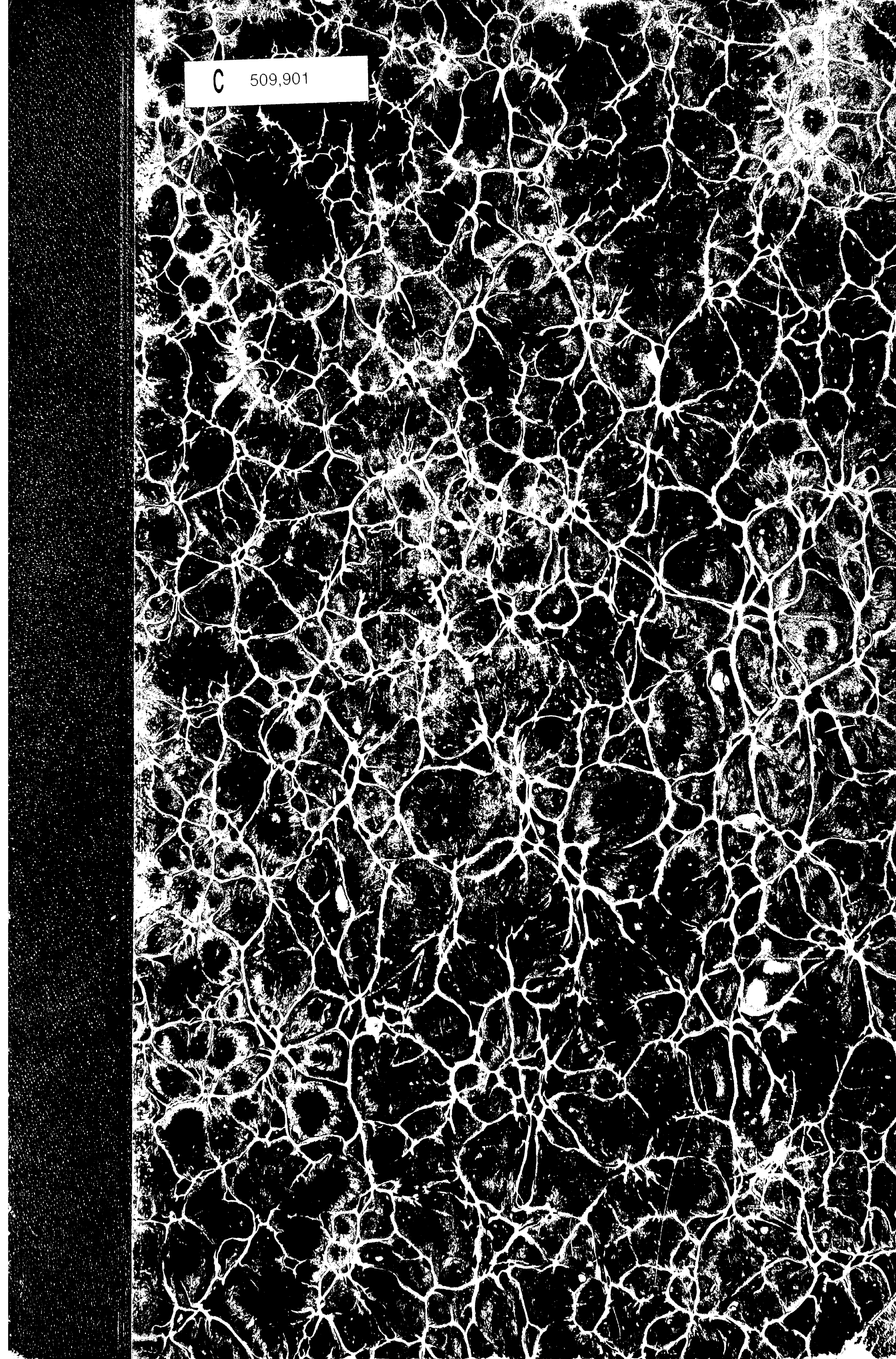

C 509,901



Zweiter Band.

(April bis September 1886.)

Stuttgart.
Druck von Gebrüder Kröner.

Inhalt.

Zweiter Band (April bis September 1886).

I. Romane, Novellen, Plaudereien ꝛc.

II. Länder- und Völkerkunde, Städtebilder.

III. Naturwissenschaft, Heilwissenschaft, Technologie ꝛc.

IV. Geschichte und Kulturgeschichte.

V. Bildende Kunst.

VI. Litteratur.

VII. Musik.

VIII. Artikel verschiedenen Inhalts.

IX. Gedichte.

X. Sammler.

(Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

XI. Voll- und Einzelbilder.

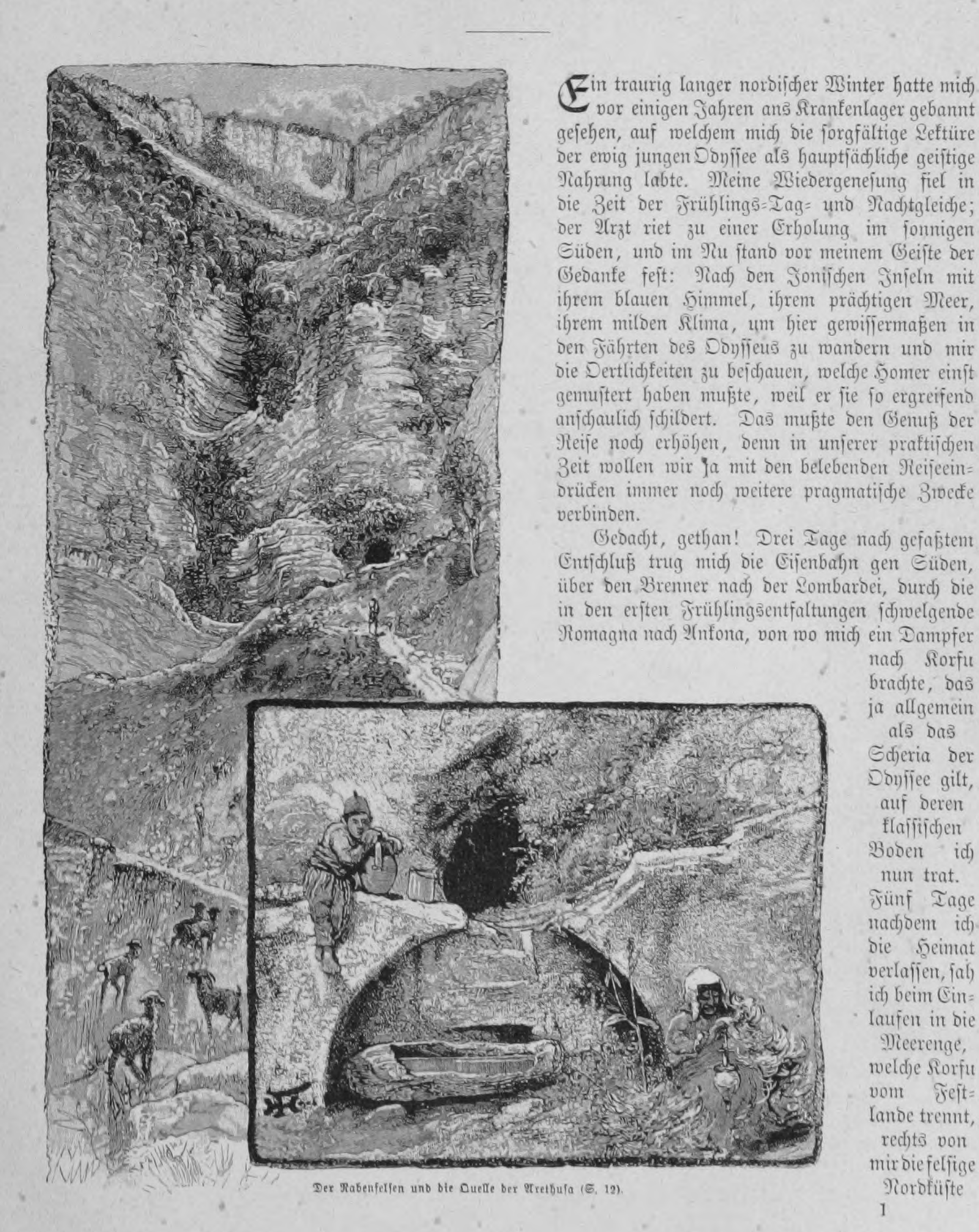
XII. Extrabeilagen.



Auf den Spuren des Odysseus.

Von

Georg von Seyfried.



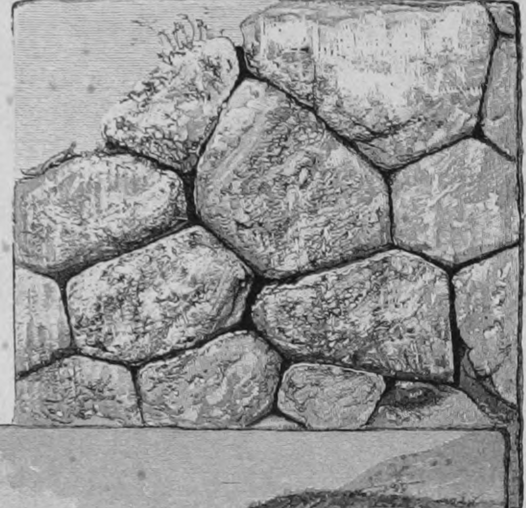
Der Rabenfelsen und die Quelle der Arethusa (S. 12).

Ein traurig langer nordischer Winter hatte mich vor einigen Jahren ans Krankenlager gebannt gesehen, auf welchem mich die sorgfältige Lektüre der ewig jungen Odyssee als hauptsächliche geistige Nahrung labte. Meine Wiedergenesung fiel in die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche; der Arzt riet zu einer Erholung im sonnigen Süden, und im Nu stand vor meinem Geiste der Gedanke fest: Nach den Jonischen Inseln mit ihrem blauen Himmel, ihrem prächtigen Meer, ihrem milden Klima, um hier gewissermaßen in den Fährten des Odysseus zu wandern und mir die Oertlichkeiten zu beschauen, welche Homer einst gemustert haben mußte, weil er sie so ergreifend anschaulich schildert. Das mußte den Genuß der Reise noch erhöhen, denn in unserer praktischen Zeit wollen wir ja mit den belebenden Reiseeindrücken immer noch weitere pragmatische Zwecke verbinden.

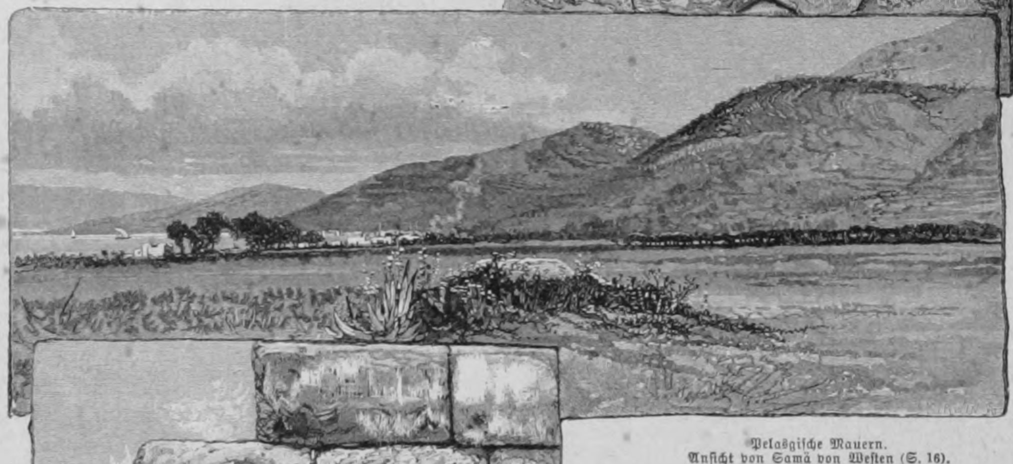
Gedacht, gethan! Drei Tage nach gefaßtem Entschluß trug mich die Eisenbahn gen Süden, über den Brenner nach der Lombardei, durch die in den ersten Frühlingsentfaltungen schwelgende Romagna nach Ankona, von wo mich ein Dampfer nach Korfu brachte, das ja allgemein als das Scheria der Odyssee gilt, auf deren klassischen Boden ich nun trat. Fünf Tage nachdem ich die Heimat verlassen, sah ich beim Einlaufen in die Meerenge, welche Korfu vom Festlande trennt, rechts von mir die felsige Nordküste

des alten Corcyra, links die gewaltigen Berge von Epirus aus dem Meere tauchen und sich immer deutlicher entfalten, und wenige Stunden später landete ich im Hafen von Korfu und fand ein freundliches Unterkommen in der „Bella Venezia" bei dem alten Dionysos, dessen Bewirtung noch einigermaßen an die antike Gastfreundschaft erinnert.

Korfu ist ein reizender Aufenthalt und verdient als Winterquartier noch näher bekannt und benützt zu werden (S. 15). Ich werde es aber nicht zu beschreiben versuchen, da ich die reizende Schilderung, welche Gregorovius davon entworfen hat, doch nicht übertreffen könnte. Ich begnüge mich, hier noch hervorzuheben, daß Landschaft, Klima, Natur, Menschenleben und Geschichte sich vereinigen, um die Insel, für welche Venezianer und Engländer während ihrer Herrschaft so viel gethan haben, zum angenehmsten Aufenthalt vom Oktober bis zum Mai zu machen. Gute Straßen und Wege durchziehen die Insel nach allen Richtungen, zweimal wöchentlich legen Schiffe aus Europa an und bringen die Post, ebenso oft treffen die Dampfer aus der Levante, aus Aegypten und Griechenland ein; Menschen aus aller Herren Länder, zum Teil in den malerischsten Trachten, beleben den Hafen und die hübsch gebaute, malerisch gelegene Stadt; überall hat man noch europäische Kultur, welche sich mit den einfacheren Lebensformen des Ostens begegnet; überall eine reiche Natur, herrliche Früchte, immergrüne Gewächse, ein azurnes Meer, einen leuchtend blauen Himmel, prächtige Berge und Felsen, sorglich bebaute Hänge und Niederungen, großartige Ausblicke auf die See sowie auf die schneegekrönten Gebirge von Epirus, freundliche Menschen, worunter viele Gebildete, welche trefflich Italienisch sprechen, während das Volk vorzüglich Neugriechisch, seltener die Lingua franca spricht, vom Herbst bis zum Frühling Federwild und Fische genug (obwohl man letztere nur mit Dynamitpatronen tötet und somit ausrottet). Das ist Korfu, wofür ich schwärme, und das ich meinen wanderlustigen Landsleuten als Winteraufenthalt gar nicht genug empfehlen kann. Acht Tage, welche ich hier verlebte, um die Insel selbst nach allen Richtungen kennen zu lernen, die ich bei einer anderen Gelegenheit zu schildern gedenke, kräftigten mich so sehr, daß mich die Wanderlust weiter trieb. Durch Vermittelung meines Wirtes Dionysos gelang es mir, eine in Malta gebaute, als Kutter aufgetakelte kleine Jacht von zwölf Tonnen zu mieten, mit welcher ich einige Monate zwischen den Jonischen Inseln und an der peloponnesischen Küste kreuzen wollte. Gegen eine mäßige Vergütung von 300 Mark per Monat stellten sich mir der Schiffsherr



Pelasgische Mauern.



Ansicht von Samä von Westen (S. 16).

Hellenische Mauern.



Kranà vom Meeresufer aus (S. 17).

und seine Matrosen zur Verfügung, bestritten meine Verpflegung und Bedienung und brachten mich überallhin, wohin ich nur wollte — die billigste und bequemste Art zu reisen, die man nur finden kann.

Meine Forschungen an Ort und Stelle hatten mir die Ueberzeugung gegeben, daß Odysseus nicht bei der heutigen Stadt Korfu, an der Ostseite der sichelförmigen Insel, gelandet haben könne, sondern zuerst die Westküste erreicht haben müsse. Meine erste Fahrt galt daher ebenfalls dem Besuch der Westküste (S. 26), um den Punkt zu entdecken, wo Odysseus (und nach ihm wohl auch Homer selbst) gelandet haben könne. Wir befuhren die ganze Westküste der alten Corcyra vom Kap Drasti bis zum Kap Blanco (Aspro) so nahe wie möglich, fanden aber nur eine aus unwirtlichen Klippen und zerrissenen Felsen sich aufbauende Küste, an der die von Südwesten hereinziehende Strömung des Meeres sich mit wilder Brandung brach, und konnten keinen passenden Landungsplatz für Odysseus finden.

Die wackeren Ruderer des Alkinoos brachten den Odysseus in einer Nacht nach Ithaka, eine Leistung welche heutzutage kein Dampfboot fertig bringt. Nach Ithaka steuerten nun auch wir unsere Jacht, aber vorüber an der Insel Santa Maura oder Leukadia, dem Homerischen Nerikos, wohin wir denn auch von Kap Blanco aus an den Inseln Paxo und Antipaxo vorüber unsern Kurs nahmen. Leukadia, die häufig von Erdbeben heimgesuchte, $4^{1}/_{2}$ Meilen lange und 2 Meilen breite gebirgige und im Berge Stavrotata über 1100 m emporsteigende Insel bot mir momentan wenig Interesse in ihren gegenwärtigen Zuständen wie in ihrer Geschichte, denn ihr einziger romantischer Punkt ist ja nur die in Trümmer gefallene weiße Klippe an ihrem Südwestrande, die mit dem Namen „Sapphosprung" bezeichnet und mit dem Tode der vielgeschmähten edlen Dichterin in Verbindung gebracht wird. Wir fuhren daher mit gutem Winde die Westküste von Leukadia entlang und in Sicht des Sapphosprunges vorüber und steuerten dann durch die Vassiliko-Bai südöstlich den Landzungen von Thiaki zu, wie heutzutage Ithaka, die Heimat des Odysseus heißt. Ein frischer Wind brachte uns rasch in das weite Meeresbecken, das die Inseln Santa Maura, Ithaka, Cephalonia und Zante vom Festlande trennt und innenwärts die glatte Zufahrt zum Golf von Patras oder Korinth bildet. Die höheren Teile von Ithaka erschienen uns in Gestalt beinah nackter Felsen; nur eine nordwärts geöffnete kleine Bucht zwischen zwei kühnen felsigen Halbinseln, die sich landwärts amphitheatralisch aufbaut, schien angebaut und zeigte an ihren Hängen Oelbaumgärten und Rebenpflanzungen, an ihrem Rande aber weiße Fischerdörfchen, wo mir zum erstenmal die noch aus dem Altertum überkommene Gewohnheit begegnete, die gelandeten kleinen Schiffe über Nacht auf den Strand zu ziehen, anstatt zu verankern, und wo mir die Aehnlichkeit im Bau der griechischen Boote mit den römischen Schiffsschnäbeln auffiel (S. 22).

Der Abend sank hernieder, während wir uns Ithaka näherten und mit einbrechender Nacht bemerkte ich auf der Insel ein Licht, welches aber zu schwach war, um von einem Leuchtturm herzurühren, und zu hell und stetig, um aus einer Wohnung zu kommen. Es erwies sich später als das Licht einer kleinen, dem St. Nikolaus, dem Patron der Schiffer, geweihten Kapelle, die offenbar auf dem Unterbau eines alten Neptunstempels stand, den ein der Scylla entgangener Schiffer aus Dankbarkeit einst dem rettenden Meeresgott erbaut hatte. Derartige Nikolauskapellen findet man in Griechenland viele, meist auf dem Unterbau von alten Göttertempeln erbaut, denn das Christentum hat aus dem Dienst der antiken Götter einen Heiligenkultus umgebildet und es läßt sich deutlich nachweisen, daß aus

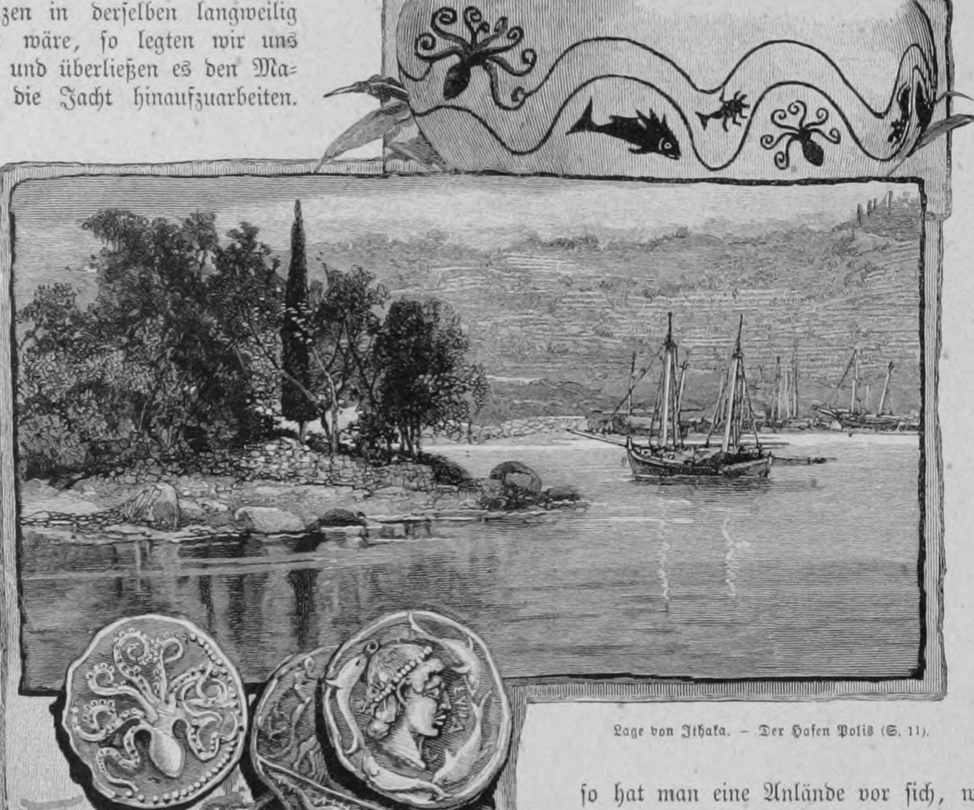


In Polis gefundene Inschrift (S. 11).

Zeus, dem Altvater und Hauptgott der Pelasger, der Christengott, Deus, Divus, aus Apollo oder Helios der heilige Elias, aus Pallas Athene die Jungfrau Maria, aus Ares der heilige Georg, aus Poseidon oder Neptun der heilige Nikolaus u. s. w. entstanden ist.

Im Verlauf unserer nächtlichen Fahrt umfuhren wir ein Vorgebirge, liefen in die Bucht von Vathy (tief) ein und erblickten in trüber Ferne das Licht des düsteren Leuchtturmes. Da uns aber der Wind aus der Bucht entgegenkam und das Aufkreuzen in derselben langweilig gewesen wäre, so legten wir uns schlafen und überließen es den Matrosen, die Jacht hinaufzuarbeiten. Wir erwachten wie Odysseus unter dem Schatten des Neriton, wo ihn die Phäaken zurückgelassen hatten.

So war ich nun auf Ithaki oder Thiaki, dem ehemaligen Ithaka, welche sich dem Besucher darstellt als eine bergige, felsige Insel, welche 3 ½ deutsche Meilen lang, 2 deutsche Meilen breit und an der Ostseite von der tiefen, beckenartigen, von Bergen umgebenen Bucht von Molo eingeschnitten ist. In die starre Felsenmasse der Insel schneiden aber auch freundliche Thäler ein, deren Abhänge mit blühenden Sträuchern und jenen üppigen Reben bewachsen sind, welche den besten Wein von allen Jonischen Inseln geben und einen reichen Ertrag von Korinthen, dem Hauptausfuhrartikel der Insel, liefern. Der höchste Punkt der Insel, der nahe an 1400 m hohe Anogi, zeichnet sich kühn von dem reinen blauen Himmel ab, allein seine Wälder sind verschwunden und mit ihm die Wasserfälle, welche einst von denselben gespeist wurden; gleichwohl aber macht Ithaka selbst von der Ostseite her einen höchst malerischen Eindruck.



Lage von Ithaka. – Der Hafen Polis (S. 11).

Die Ansichten, ob Homer selbst Ithaka besucht und aus eigener Anschauung geschildert habe oder nicht, sind bekanntlich geteilt; ich bin geneigt, mich der ersteren Ansicht anzuschließen, denn wenn man in die kleine Bucht an der Südküste des Busens von Molo einfährt, so hat man eine Anlände vor sich, welche mit Homers Hafen Phorkys identisch zu sein scheint und am Stephansberge auch die Höhle aufweist, in welche Odysseus von den Phäaken getragen wurde (S. 23).

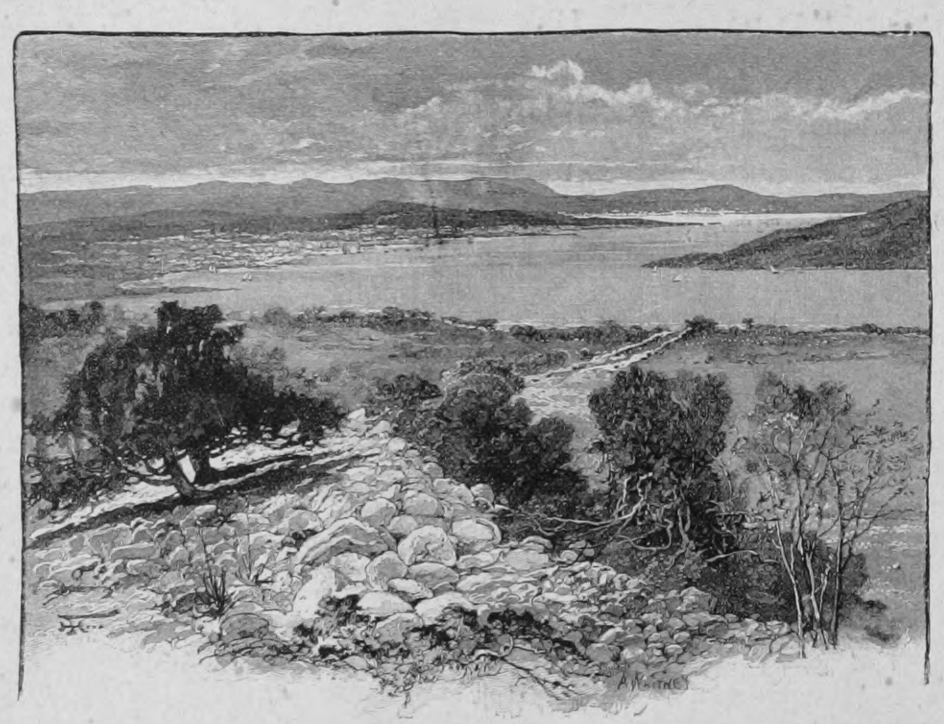
Wir erwachten also unter dem Schatten des Neriton, aber nicht unter einem Oelbaum, sondern an Bord unserer Jacht, welche in der landumschlossenen tiefen Vathy-Bai vor Anker lag, um welche sich im hellen Sonnenglanz die Häuser von Ithaki, der heutigen Hauptstadt der Insel, herumziehen, die nur aus einer einzigen Straße besteht, höchst langweilig ist und weder in Vergangenheit noch Gegenwart irgend etwas Interessantes aufzuweisen hat. Die Bevölkerung soll zwar mit slavischem Blute gemischt sein, zeigt aber in Sprache und Sitten ein reingriechisches Gepräge und einige der schlimmen Charakterzüge der Rasse sehr entwickelt. Ich hatte einige Empfehlungen, namentlich an einen Abgeordneten der griechischen Nationalversammlung, welcher sich alle Mühe gab, mir den Aufenthalt auf Ithaka möglichst angenehm zu machen, was aber nicht viel heißen will, denn ich hatte es unglücklich getroffen, da ich gerade in der großen griechischen Fastenzeit an-

gekommen war, wo gar kein Fleisch und beinahe kein Fisch zu erhalten und man nur auf den trefflichen Ithakawein, den besten der griechischen Weine, angewiesen ist. Dazu sind die Ithakier ein schlimmes, listiges Volk, das die Fremden nach Möglichkeit auszubeuten trachtet und frech und falsch ist. Natürlich bot man mir eine Menge sogenannter Altertümer und alter Münzen an, und zwar zu unverschämten Preisen, aber ich kaufte nichts als die Nachbildung einer alten griechischen Vase, deren Zeichnung den Empfang des Odysseus bei Menelaos darstellt (S. 16). So oft ich ans Land stieg, boten sich mir Führer genug nach allen möglichen Punkten an; allein beinah immer erwiesen sie sich als unzuverlässig und als hohle Schwätzer, welche mit größter Unfehlbarkeit das ungereimteste Zeug behaupteten. Ich suchte sie daher so bald wie möglich abzuschütteln und machte es mir zum Grundsatz, im Vertrauen auf meinen Kompaß und meinen Ortssinn mir die verschiedenen, mich interessierenden Oertlichkeiten allein aufzusuchen, wobei mir ein kleines Buch von Professor G. F. Bowen, dem früheren Präsidenten der Jonischen Universität, über die Topographie von Ithaka (von 1850) sehr gute Dienste leistete. Ueberhaupt möchte ich jedem Touristen, welcher die Jonischen Inseln und das griechische Festland bereist, dringend raten, sich der frechen Bursche möglichst wenig zu bedienen, die sich ihm als Ciceroni aufdrängen wollen. Es gibt im heutigen Griechenland viele Bummler, welche gern jeden gelegentlichen Verdienst mitnehmen und sich erbieten, dem Fremden jeden gewünschten Punkt zu zeigen; aber eigentliche Ciceroni, welche nur leidliche Orts-, geschweige denn archäologische, geschichtliche und topographische Kenntnisse haben, fehlen hier gänzlich, und selbst Geistliche und Lehrer sind oft von einer unbeschreiblichen Ignoranz. Einer meiner Freunde ließ sich bei einem früheren Besuche von Leukadia von einem griechischen Schullehrer als Führer begleiten, welcher eine überwältigende Suade entwickelte, die sich mit größter Frechheit über alles erstreckte und die gröbste Ignoranz durch die größte Unverfrorenheit zu maskieren suchte. Als sich unser Reisender mit seinem Führer im Boote dem Sapphosprung näherte und der Führer von Sappho sprach, als hätte er einen Scheffel Salz mit ihr gegessen, fragte mein Freund scheinbar harmlos: „Wer war denn Sappho eigentlich?“ — „Eine Herzogin von Leukadi, die einen vornehmen Venezianer heiraten sollte, aber nicht wollte, und sich deshalb von diesem Felsen herunterstürzte,“ war die zuversichtliche Antwort. — So machen es diese Leute alle; sie zeigen dem Touristen alles, was er erfragt, aber niemals das Richtige. Ich begnügte mich daher mit meinem Kompaß, einer guten Karte und einem Reisehandbuch, mir diejenigen Punkte selbst aufzusuchen, welche ich besichtigen wollte, und ich bin dabei besser

Die Schule des Homer (S. 14).

gefahren, als mit der Führung eines derartigen Burschen. Soviel beiher!

In der Odyssee kommt Vathy unter keinerlei Namen vor und es findet sich in seiner Umgebung auch keine Spur von antiken Gebäuden. Auf der Ansicht Seite 7 ist die enge Einfahrt zur Rechten Vathy; die Bucht in der Mitte, mit der Insel dahinter, ist der Hafen Phorkys, wo Odysseus landete, weil die alten Seefahrer hier ihre Schiffe besser auf den Strand ziehen konnten. Er heißt heute Dextra-Bai (weil er bei der Hereinfahrt rechts liegt) und entspricht auf das genaueste Homers Schilderung — ein glatter, sandiger, von allen Winden geschützter Strand. Die Odyssee erwähnt keiner Stadt in der Nähe des Landungsplatzes, denn der Hafen seiner eigenen Hauptstadt lag näher bei Phäakia und das Schiff hätte ihn vor seiner eigenen Thür landen können, bei dem heutigen Navros, in dem darunter liegenden kleinen Hafen Polis, von dem ich hier ebenfalls eine Ansicht gebe. Polis hat zwar keinerlei Ueberreste von antiken Bauwerken mehr, scheint aber dennoch ein hohes Alter zu haben, denn man fand in seiner nächsten Nachbarschaft einen zersprungenen Stein mit einer alten dorischen Inschrift, welche nach der ältesten griechischen Epigraphik „boustrophedon", d. h. abwechselnd von links nach rechts und von rechts nach links verläuft, wie die



Palä von der Citadelle von Kranä aus gesehen (S. 17).

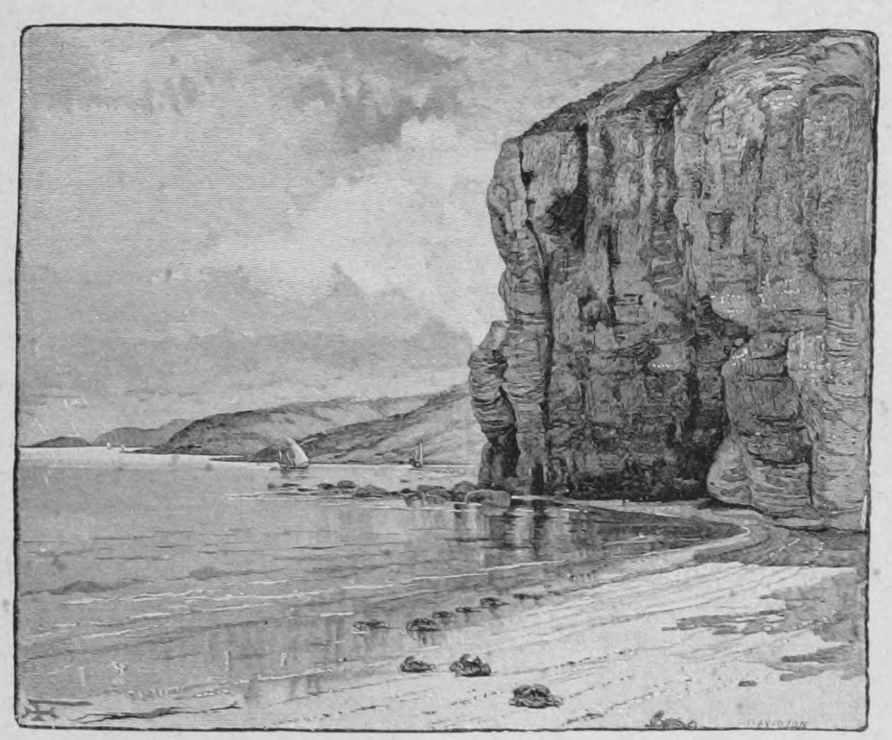
Ochsen beim Pflügen gehen. Schliemann hat bei seinem früheren Besuch, 1868, den einen Teil dieses Steins gefunden und für ein Stück von einem Sarkophag angesprochen und vergebens die Inschrift zu entziffern gesucht. Seither aber hat ein Amerikaner, W. J. Stillman, auch die andere Hälfte des Steins gefunden und die Inschrift photographiert, welche dann von Professor Comparetti in Florenz entziffert wurde, woraus hervorgeht, daß der Stein der Deckel eines Verstecks war, in welchem vielleicht zur Zeit des Odysseus selbst die Priester der Athene, der Rhea und der Hera die heiligen Gefäße eines diesen drei Göttinnen geweihten Tempels in Zeiten der Gefahr verborgen hatten. Um das Geheimnis zu wahren, hatten die Priester wahrscheinlich mit eigener ungeübter Hand diese Inschrift in den Steindeckel eingegraben (S. 6).

Ohne meiner übrigen Forschungen auf Ithaka weiter zu gedenken, schildere ich meinen Besuch an zwei weiteren interessanten Punkten der Insel, welche in der Odyssee erwähnt sind, nämlich des Rabenfelsens (Korax) mit der Quelle der Arethusa, und der sogenannten Schule des Homer (S. 9). Der Rabenfelsen oder Korax ist eine verstürzte Felsenschlucht am Südostende der Insel, welche unter der Quelle der Arethusa steil zum Meere abfällt. Am oberen Teil der Schlucht zeigt ein kahler, blaßgrauer Absturz die Stelle, wo im Winter ein Wasserfall herunterkommt, von welchem aber zur Zeit meines Besuchs keine Spur zu sehen war. Die Quelle der Arethusa liegt halbwegs von der Felswand zur See und trägt das Gepräge eines hohen Alters; man findet in der Nähe noch einige Spuren antiker Bauten, namentlich die Grundmauern eines vielleicht der Nymphe oder örtlichen Gottheit geweihten Tempels. Die Grotte der Quelle mag früher größer gewesen sein, ist aber sichtlich durch die von Decke und Wänden niederträufelnden Kalkinkrustationen teilweise ausgefüllt worden, und so ist nur noch ein schmales, tiefes Becken geblieben, aus welchem die Anwohner mittels

Strick und Eimer Wasser schöpfen. Die Nische ist mit Moos und Frauenhaarfarn weich ausgekleidet und das weiche poröse Gestein immer feucht von dem durchsickernden Wasser. Zur Tränke der Schafe und Ziegen ist unterhalb der Grotte ein hölzerner Trog angebracht.

Zur Zeit meines Besuchs saß unter der Quelle ein uraltes, zahnloses, wackeliges griechisches Mütterchen, das hier Wolle wusch, und auf der Felsenleiste ein junges griechisches Mädchen, welches Wasser holen wollte und zwar in zwei sehr verschiedenen Gefäßen, nämlich in einem Schöpfkruge von antiker Form und in einem Petroleumballon von Weißblech, der noch eine eingeprägte pennsylvanische Fabrikmarke trug — zum Beweis, daß das amerikanische Petroleum nachgerade in der ganzen Welt zu finden und ein wahrer Ueberall und Nirgends auf Erden ist!

Die „Schule des Homer" von der ich Seite 9 eine Ansicht gebe, ist wahrscheinlich ein Heiligtum aus pelasgischer Zeit, da auf dem Felsen darüber eine Kapelle steht, deren Unterbau unverkennbar pelasgisch und wahrscheinlich der eines einstigen pelasgischen Tempels ist, denn so allein erklärt sich seine Erhaltung und seine Umwandlung in eine christliche Kirche. Sie steht auf der Stirne einer niedrigen Küstenböschung unterhalb des Dorfes Exoi und nicht weit von dem sagenhaften „Feld des Laërtes". Spuren von anderen Räumen



Der angebliche Landungsplatz der cyprischen Aphrodite oder Astarte (S. 21).

dehnen sich über den Rand des Absturzes aus, welcher die „Schule" überhängt, und eine in den Felsen gehauene uralte Treppe führt am Felsen hinauf und hinab. Gleichviel ob die Sage, daß Homer hier seinen Schülern seine Dichtungen eingelernt habe, Wahrheit oder Fabel ist, so ist diese „Schule" doch ein prächtiger von Oelbäumen beschatteter Punkt, mit einer glorreichen Aussicht übers Meer, nach der Insel Leukadia und den fernen Gebirgen in Akarnanien, sowie über die näheren Punkte der Insel selbst.

Ich übergehe meine längeren archäologischen und topographischen Studien auf Ithaka, welche für den größeren Leserkreis weniger Interesse haben dürften, und setze meine Wanderungen durch den Jonischen Archipel fort. Von Ithaka, wo ich mich längere Zeit aufhielt, ist es nur eine Meile Entfernung hinüber nach Kephalonia, der größten, bergigsten und landschaftlich mannigfaltigsten der Jonischen Inseln, deren höchste Erhebung, der Aenos oder Monte Nero (beinahe 1600 m hoch) mit seinen Hängen von dunklem Fichtenwald und seiner Schneekrone, die oft bis in den Juni hinein anhält, zugleich die höchste Spitze des ganzen Archipels ist. Kephalonia ist jedenfalls eine der am frühesten besiedelten dieser Inseln und von Pelasgern oder Doriern zuerst bevölkert und spielt, wenn auch nicht in der Odyssee, doch schon in der Argonautensage eine Rolle; später aber unter den Römern, wo die Insel (ums Jahr 565 von Rom) vier reiche blühende Städte: Samä, Nesia, Kranä und Palä erhielt, um deren willen ich die Insel besuchte, zugleich aber auch, um mich von dem sorgfältigen Anbau der Insel durch die rührigen, fleißigen Bewohner zu überzeugen. Diese bauen jedes Fleckchen Erde an und verbreitern und verbessern namentlich die Berghänge durch Terrassen, um Weinstöcke zur Gewinnung der Rosinen darauf zu pflanzen, welche den Hauptausfuhrartikel der Insel

bilden. Der Ostseite der Insel entlang sind noch verschiedene Reste pelasgischer oder cyklopischer Mauern vorhanden, welche auf antike Besiedelung deuten, darunter diejenigen des alten Samä, von wo aus Abenteurer auszogen und die ferne Insel Samos bevölkerten, die ihren Namen von der Mutterstadt entlehnte (S. 4).



Korfu, vom Königsgarten aus (S. 3).

An der Ostküste der Insel liegen auch noch die Trümmer von Proni (Pronesos), am Eingang zu dem schönen Thale von Rakli (Heraklea). Auf einer Halbinsel an der Nordwestseite, auf dem malerischsten Teile der Insel, zeigt man noch die Ruinen eines mittelalterlichen Schlosses Assos, und an dem Kanal, welcher die Insel von Ithaka trennt, die Stelle des alten Panoemos bei dem heutigen Hafen Biskardo, welcher seinen Namen von dem hier begrabenen Normannenführer Robert Guiscard († 1085) ableitet — besuchenswerte Punkte für jeden.

Das heutige Samä ist ein unbedeutendes Dorf, bestehend aus etwa 30 kleinen, am Strande hin zerstreuten Häusern mit einem kleinen Hafen, dessen Wellenbrecher unverkennbar aus den schön behauenen Steinen von den Trümmern der früher bedeutenden Stadt erbaut worden ist.

Die Trümmer des alten Samä nehmen eine ziemliche Fläche ein und die Ruinen aus allen Zeiten sind äußerst deutlich zu erkennen und zu unterscheiden. Ein großes Stück Mauer aus der besten hellenischen Zeit, das sich am Abhang des östlichen Hügels herabzieht, ist wohl das schönste und besterhaltene das ich je gesehen habe; die Steine sind vollkommen behauen, teilweise 12—14 Fuß lang, sehr schön gefügt, und der noch stehende Ueberrest an manchen Stellen über 20 Fuß hoch. An anderen Stellen findet man noch wohlerhaltene unverwüstliche pelasgische Mauern, sodann Gemisch von pelasgischen und hellenischen an der alten Stadtmauer und deren Türmen und an den Trümmern der früheren Befestigungen. Vom Alter der früheren Stadt Samä und deren Bedeutung zeugen die vielen Reste pelasgischer Mauern und die Ruinen der Stadtmauern, welche zwei Hügel mit Akropolen und das Land zwischen denselben umfaßten. Dies alles ist nun dahin und gehört der Geschichte an.

Von Samä im Nordwesten fuhren wir der Westküste entlang nach dem schönen malerischen Meerbusen von Argostoli (Lixurion), an welchem zwei andere alte Städte, Palä im Westen und Kranä oder Kranioi an



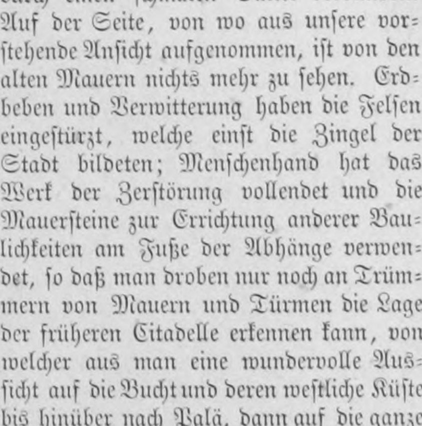
Begegnung des Odysseus und Menelaos. Nach einer altgriechischen Vase (S. 9).

der östlichen Seite, liegen. Wir liefen zunächst in Argostolion an und als ich mich hier nach den Ruinen von Palä erkundigte, sagte man mir, dieselben seien zumeist

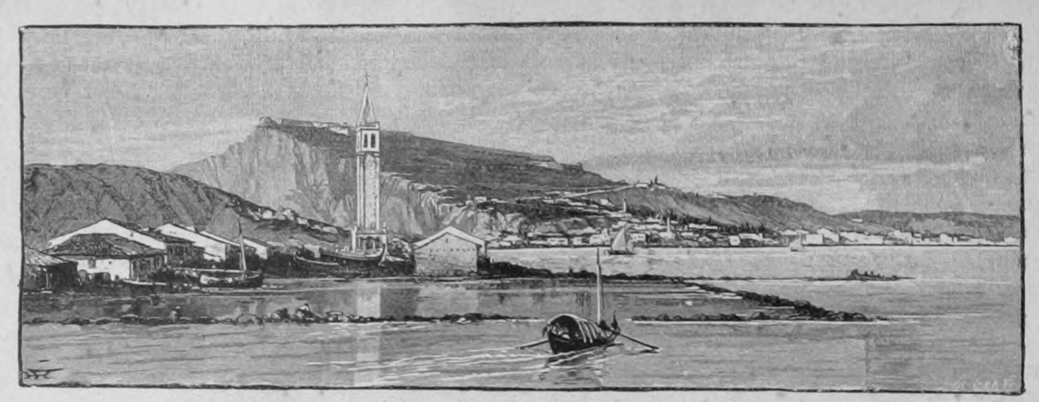
überbaut und die noch vorhandenen meist aus römischer Zeit. Meinen Wunsch, dieselben dennoch zu besuchen, verhinderte ein mehrtägiges stürmisches Wetter, so daß ich mich begnügen mußte, Kranä zu besuchen und von dessen Citadelle aus einen Blick über die Bucht von Argostoli hinüber nach Palä zu werfen (S. 11), da ich später, infolge der Verzögerung durch das schlechte Wetter, nicht mehr dazu kam, hinüber zu fahren. So besuchte ich denn zunächst Kranä (S. 5), das in der Nähe der Hafenstadt Argostolion liegt. Heutzutage ist aber kaum mehr eine Spur davon vorhanden, selbst von seinen pelasgischen Mauern. Es stand ursprünglich am See von Argostoli, der an sich eine eigentümliche geologische Erscheinung ist, denn er wird gebildet durch eine Anzahl von Quellen, welche unmittelbar unter den Hügeln entspringen, auf denen Kranä liegt, und die mit solcher Wucht und Wassermenge hervorsprudeln (den sogenannten „Töpfen“ der Blau, Lauter und anderer kleinen Flüßchen der schwäbischen Alb zu vergleichen), daß sie schon wenige Schritte vom Ursprung, Mühlen treibend, eine starke Strömung über die ganze Ausdehnung des Sees hin verursachen. So war der Besuch in Kranä, wenn auch in archäologischer Beziehung weniger interessant, so doch geognostisch merkwürdig. Die Lage der Stadt ist charakteristisch für die Ortswahl der pelasgischen Städte überhaupt: ein kühner, doppelter, von der Seeseite beinahe unersteiglicher Pick, auf den beiden Seiten sehr abschüssig, aber mit dem höheren Lande dem Wasser gegenüber



Citadelle von Cerigo oberhalb Kapsali (S. 19).



durch einen schmalen Sattel verbunden. Auf der Seite, von wo aus unsere vorstehende Ansicht aufgenommen, ist von den alten Mauern nichts mehr zu sehen. Erdbeben und Verwitterung haben die Felsen eingestürzt, welche einst die Zingel der Stadt bildeten; Menschenhand hat das Werk der Zerstörung vollendet und die Mauersteine zur Errichtung anderer Baulichkeiten am Fuße der Abhänge verwendet, so daß man droben nur noch an Trümmern von Mauern und Türmen die Lage der früheren Citadelle erkennen kann, von welcher aus man eine wundervolle Aussicht auf die Bucht und deren westliche Küste bis hinüber nach Palä, dann auf die ganze frühere Lage von Kranä und die nahe Hafenstadt Argostolion und deren Umgebung hat, — eine Aussicht, welche zu den schönsten und malerischsten Landschaftsbildern gehört, die mir auf dieser



Zante oder Zakynthos (S. 19).

Reise aufstießen. — Allein die Zeit meiner Erholungsreise war mittlerweile infolge von schlechter Witterung und mehrtägiger Sciroccostürme weit vorgerückt und ich wollte wenigstens das Programm meiner Fahrt vollständig verwirklichen und noch Zante, Cerigo und Kreta sehen. So schifften wir uns also eines Abends in Argostolion wieder ein und am anderen Morgen landete unsere Jacht in Zante, der „nemorosa Zakynthos“ der Alten, der „fior di Levante“, wie die Insel recht uneigentlich heißt, denn von den alten Oelbaumhainen und Wäldern ist keine Spur mehr zu sehen, und Zante durchaus nur aus verhärtetem Sande und nur im Norden und Westen aus härterem Gestein und Hügeln bestehend, steht in landschaftlicher Beziehung weit hinter Korfu zurück. Es bietet dem Archäologen nichts, ist dagegen vorzüglich angebaut und fruchtbar, und seine Bewohner sind fleißig, gesittet und industriös. Ich begnügte mich mit einem Besuch der hübsch gebauten Hauptstadt, die einen guten und sicheren Hafen hat, und stach dann wieder in See, um nach dem Kap Matapan und der Insel Cerigo zu steuern. Wir hatten ungünstiges Wetter auf der ganzen Fahrt und längs der Küste von Morea, besonders aber im Süden, wo häßliche Stürme aus den Bergen von Lacedämon herunterbliesen und unsere kleine Jacht zum Spiel der Wogen machten. Nach mühseliger und gefährlicher Fahrt gelang es endlich, über den Golf von Marathonisi hinüber und in Sicht der felsigen Insel Cerigo zu gelangen, an deren Westküste wir bei heftigem Nordost so lange kreuzten, bis wir endlich in den kleinen Hafen von Kapsali einlaufen konnten. Cerigo ist das alte Kythera, aber von der Stadt Kythera, an welche die alte Sage der Cythere oder der dem Meer entstiegenen Aphrodite anknüpft, ist kaum eine Spur mehr vorhanden. Die felsige Insel ist nicht fruchtbar, auch nicht landschaftlich schön und nicht gut angebaut, so daß viele ihrer Bewohner auf Morea und in Kleinasien Beschäftigung suchen. Zur Zeit der Venezianerherrschaft war die Insel vorzugsweise militärisch wichtig, und davon zeugt noch die alte Citadelle Cerigo, welche, von den Venezianern erbaut, sich auf steilem Felsen über dem Hafen und Dorf Kapsali erhebt und von der wir eine Ansicht geben (S. 18).

Kapsali selbst scheint kein alter Ort zu sein und auch die Citadelle nicht auf antiken Unterbauten zu ruhen, obwohl die Venezianer solche antike Mauern überall in ihren Bauplan hineinzogen, wo sie solche fanden. Die Straße, welche von Kapsali nach der Citadelle hinaufführt, ist jedenfalls von den Venezianern erbaut und von deren Nachfolgern, den Engländern, unterhalten worden, deren Verwaltung die Jonischen Inseln ungemein viel verdanken, wie sie denn namentlich für Straßenbau und Verkehrsmittel ungemein viel gethan haben. Kapsali selbst hat nur insofern Interesse, als es der erste wirklich orientalische Ort ist, den man von Westen kommend trifft, und daß es ein Beispiel von venezianischer Befestigungskunst darbietet. Die Citadelle mag zur Zeit der venezianischen Herrschaft sehr fest gewesen sein, wie aus unserer Ansicht auf Seite 17 zu ersehen, denn eine tiefe Schlucht mit steilen Abstürzen, von welcher man vom Hafen aus gar keine Ahnung hat, scheidet, mit einer alten venezianischen Brücke überbrückt, den Felsenkegel der Citadelle von dem Vorhügel, der sich über dem Hafen erhebt.

Ich bestieg die Citadelle, um die ausgedehnte großartige Aussicht zu genießen, welche die Inseln Ovo und Cerigotto umfaßt und bis nach Kreta hinüberreicht, dessen höhere Berge bei gutem Wetter noch dem unbewaffneten Auge sichtbar sind, und eine weite Fläche jenes Meeres beherrscht, welches wegen seiner Farbe an sich selbst schon so schön ist. Man schaut von hier oben gerade auf die weißen Häuser von Kapsali und ihre flachen Dächer hinab, die in der heißen regenlosen Sommerszeit den Bewohnern zur Schlafstätte dienen, wo die ganze Familie sich von der nächtlichen Brise in den Schlaf singen läßt.

Hier war der Wendepunkt meiner Reise; ich hatte durch Aufenthalt, Verzögerungen und Ungunst der Witterung verschiedene Tage verloren und mußte an die Rückkehr nach Korfu denken, von wo ich mich an einem bestimmten Tage mit dem Lloyddampfer nach Triest einschiffen wollte. Der Ausflug nach Canea auf Kreta mußte aus Mangel an Zeit aufgegeben werden, so gern ich auch die prächtige Insel gesehen hätte, deren mannhafte Bewohner schon seit Jahren nach der Befreiung von der türkischen Herrschaft und nach dem Anschluß an das hellenische Königreich trachten. Nach einem flüchtigen Besuche des Dorfes Palaiopolis, welches angeblich auf der Stelle des alten Kythera

liegt und eine Kapelle enthält, die auf den Unterbauten des ehemaligen Aphroditentempels stehen soll, wandte unsere Jacht den Bug zur Heimkehr nach Norden und wir passierten noch das Vorgebirge (S. 13), wo die schaumgeborene cyprische Aphrodite oder phönizische Astarte, aus deren Kult derjenige der Aphrodite entstand, dem Meere entstiegen sein und auf ihrer Insel Kythera gelandet haben soll, denn bekanntlich haben Phönizier, welche zuerst Cerigo besiedelten, den Kult ihrer Göttin Astarte dorthin gebracht. Mit dem letzten Blick auf diese Felsenklippen endete für mich die ungemein lehr- und genußreiche Wanderung in den Spuren der Odyssee, mit deren archäologischem Teil und Detail ich meine Leser verschont habe.

Deutsche Interessen in der Südsee.

Nach Aufzeichnungen an Ort und Stelle aus dem Jahre 1880

von

M. F. Bahse.[1]

Die Entwicklung der deutschen Macht in der Südsee ist in stetigem Fortschritte begriffen. Seit ein Teil von Neu-Guinea als Kaiser Wilhelms-Land, Neu-Britannien und Neu-Irland, mit Duke of York, Neu-Hannover und Admiralitätsinseln als Bismarck-Archipel unter deutsche Schutzherrschaft gekommen sind, gestaltet sich auch die Angelegenheit wegen der Karolinen mindestens in der Art zu Gunsten Deutschlands, daß dessen vorherrschende Interessen auf diesem Gebiete, die ihnen gebührenden Vorrechte und Sicherheiten von Spanien gewährleistet erhält, während jüngst auf den Marschall-Inseln die deutsche Flagge gehißt wurde. Die Errungenschaften, welche wir in so kurzer Reihenfolge in dem westlichen und nördlichen Teile des Stillen Oceans auf der südlichen Halbkugel gemacht haben, lassen uns die so wichtigen Inselgruppen östlich und südlich davon fast vergessen, sie sind aber und besonders unter ihnen Samoa, der Ausgangspunkt der deutschen Unternehmungen im Stillen Ocean!

Seit einer langen Reihe von Jahren war Samoa der Mittelpunkt für alle deutschen Interessen in der Südsee durch die verständig geleiteten Godefroyschen Niederlassungen, denen sich erst später diejenigen der Hamburger Firmen Wachsmuth, Krogmann & Co. und Robertson & Hernsheim anschlossen, welche unter den Firmen Ruge & Co., Ad. Busch & Co. und Gebr. Hernsheim überall auf den Südseeinseln neben den Godefroyschen, jetzt deutsche Handels- & Plantagen-Gesellschaft mittels Handels- und Plantagenstationen vertreten sind. Auch eine Anzahl kleinerer Handelsfirmen deutscher Nationalität hat sich über jene Inselwelt verbreitet, welche außer den eingangs genannten auch noch die Union- (Tokolau-), Phönix-, Wallis-, Ellice-, Gilbert-Inseln, sowie die Neu-Hebriden, Fidschi- und Tonga-Inseln umschließt, so daß von namhaften Inselgruppen kaum noch andere als die Salomon- und Santa Cruz-Inseln von deutschen Interessen unberührt geblieben sind, selbst auf den östlichen Tahiti-Inseln und dem jenseits des Aequators gelegenen Hawaii-Archipel finden sich dieselben wieder.

Zu beklagen ist, daß die große und schöne Gruppe der Fidschi-Inseln, auf welchen zuerst Deutsche sich niedergelassen haben und heute noch den größten Landbesitz beherrschen, 1874 in englische Hände übergegangen ist und nicht ebenfalls Deutschland vorbehalten bleiben konnte.

Die Wichtigkeit der Samoa-Inseln wird in den englischen, australischen Kolonien im vollen Umfange gewürdigt, eine fortwährende Agitation, welche besonders von Neu-Seeland ausgeht, sucht die englische Regierung zu bewegen, diese Inselgruppe dem englischen Besitze einzuverleiben, dabei die Hoffnung hegend, daß früher oder später auch die Tonga-Inseln oder Hawaii-Archipel noch von England erworben werden könne, sich auf die Wohlgewogenheit des Kronprinzen Wellington von Tonga für solche Pläne stützend, um zusammen mit den Fidschi-Inseln ein geschlossenes Ganze unter englischer Oberhoheit zu bilden.

Griechische Boote (S. 6). Schiffsschnabel einer römischen Galeere.

Die politischen Parteizerwürfnisse unter den Eingeborenen scheinen den neuseeländischen Agitationen auf

[1] Der Autor, Delegierter der sächsischen Handelskammern zu den Weltausstellungen in Sydney und Melbourne, besuchte einen Teil der Südseeinseln Mitte des Jahres 1880. D. R.

Samoa nicht ungünstig zu sein, allein der Freundschaftsvertrag von 1879, welchen nicht allein Deutschland sondern auch England und Amerika mit dem damaligen Regierungsorgane der Taimua von Samoa geschlossen hat, und welcher von den nachmaligen Königen aus der Malietoa-Familie ratifiziert worden ist, dürfte den australisch-englischen Annexionsgelüsten hinderlich im Wege stehen.

Immerhin erfordern die Feindseligkeiten, welche zwischen den Parteien der Malietoas und Tapuas auf Samoa fortdauern, die Aufmerksamkeit der Deutschen und sollten die politischen Verhältnisse den Fortbestand eines selbständigen Königreichs fraglich machen und die Protektion einer fremden Nation zur Sicherheit von Person und Eigentum erheischen, so ist unbezweifelt Deutschland in erster Linie berechtigt, ja genötigt, seine Schutzherrschaft über dieses Inselgebiet auszuüben, denn alle Handelsinteressen von Bedeutung, wie auch aller größere Grundbesitz liegen in deutschen Händen!

Aber nicht allein in Rücksicht auf die rein



Hafen von Phorkys mit dem Neriton, von der Höhle aus gesehen (S. 8). Höhle des Odysseus.

lokale Bedeutung von Samoa müßte dann Deutschland die Hand darauf legen, sondern und hauptsächlich wegen seiner Lage, welche nach Vollendung des Panama-Kanales von höchster Bedeutung werden wird.

Auch von diesem Gesichtspunkte aus wird die neuseeländische Agitation betrieben, aber so wichtig für England der Besitz von Samoa auch sein mag, für Deutschland ist er es noch weit mehr, denn die Handels- und Plantagenausdehnung in der Südsee ist seitens Deutschland weit größer als die englische jetzt schon und wird es mehr und mehr werden, wie solche sich auf den nunmehr unter deutscher Oberhoheit befindlichen Inselgruppen entwickelt.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß Samoa auf der östlichen Seite der Peripherie des Kreises liegt, welcher die ganze Inselwelt des stillen Oceans zwischen den Wendekreisen umfaßt (nur die, französischen Interessen zufallenden Gruppen Neu-Kaledonien und Tahiti ausschließend) und fast genau von der Linie berührt wird, welche, von Panama nach Kaiser Wilhelms-Land gezogen, diesen Kreis in der Mitte durchläuft.

Der Durchmesser dieses Kreises beträgt von Ost nach West ungefähr 3000, von Süd nach Nord ungefähr 2500 Seemeilen. — Von Samoa aus betragen die Entfernungen nach den Sandwich-Inseln 2300, nach Auckland (Neu-Seeland) 1600, nach Sydney 2400, nach Neu-Guinea 2400, nach Panama 5200 Seemeilen, 60 auf einen geographischen Grad gerechnet.

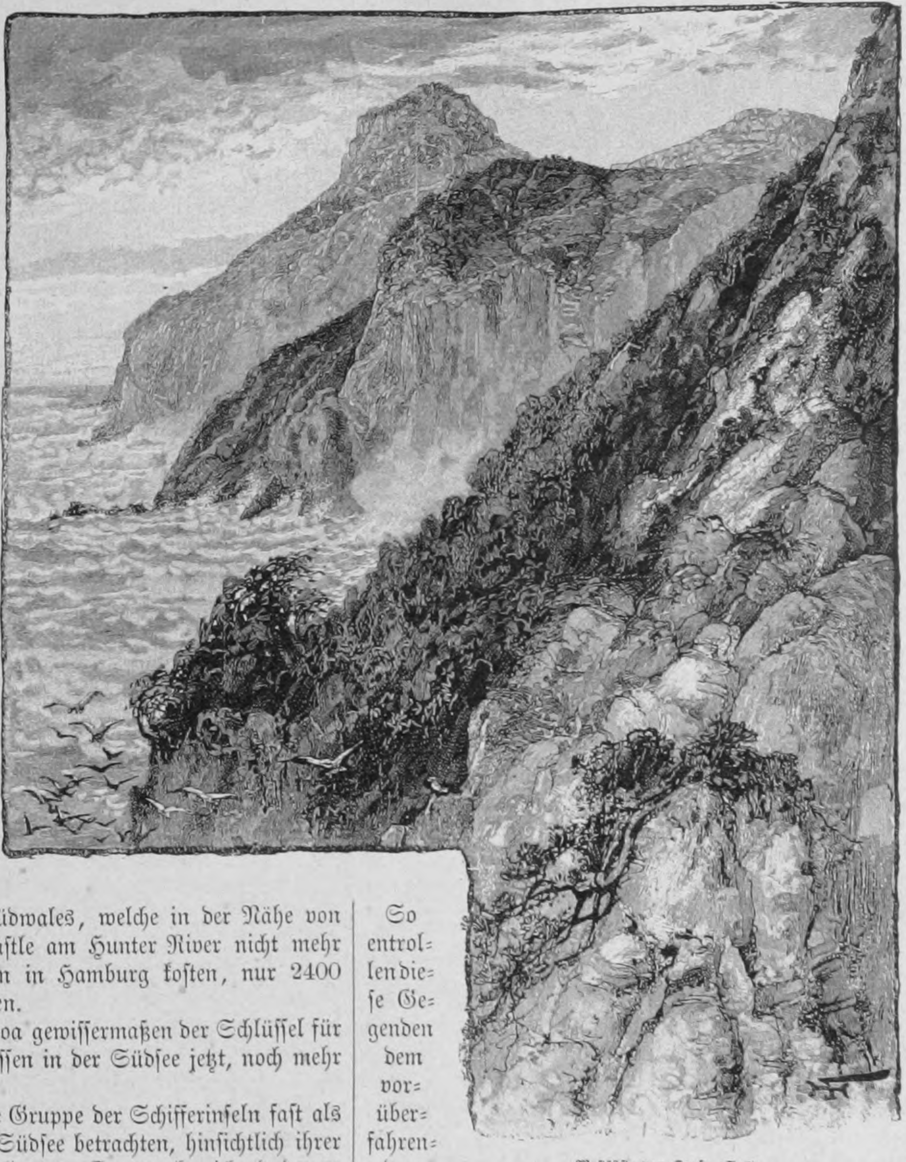
Da Panama von Hamburg ungefähr 5000 Meilen entfernt ist, so hätte man über Panama, nach Fertigstellung des Kanals von Hamburg (oder Bremen) bis Samoa 10200, bis Sydney 12600, bis Neu-Guinea 12600, bis Auckland 11800 Meilen zu befahren.

Gegenwärtig ist die Reise nach Sydney 12400, nach Auckland 13700, nach Neu-Guinea über Sydney 14800, dahin durch den Sunda-Archipel etwa 13000,

nach Samoa 14800 Meilen lang.

Der Weg durch den Panama-Kanal verkürzt daher die Entfernung nach Samoa um 4600, nach Auckland um 1900, nach Neu-Guinea gegen die Sydneylinie um 2200 Meilen, während er nach Sydney um 200 Meilen weiter ist.

Fast ohne Umweg würden die Marquesas- und Tahiti-Inseln mit berührt werden. Für diese Reisen erscheint Samoa noch um so wichtiger als Kohlenstation, denn es hat die vorzüglichen Steinkohlen von Neu-Südwales, welche in der Nähe von Sydney in Neu-Castle am Hunter River nicht mehr als die westfälischen in Hamburg kosten, nur 2400 Meilen weit zu holen.



Westküste von Korfu (S. 5).

Und so ist Samoa gewissermaßen der Schlüssel für die deutschen Interessen in der Südsee jetzt, noch mehr aber in Zukunft.

Man kann diese Gruppe der Schifferinseln fast als typisch für alle der Südsee betrachten, hinsichtlich ihrer Produkte und des Klimas. Etwas abweichend davon sind die Inseln, welche an den Wendekreisen liegen, sowie die in unmittelbarer Nähe des Aequators, und Kaiser Wilhelms-Land dürfte in Rücksicht auf gesundes Klima nicht allenthalben diesem Vorbilde entsprechen.

Im allgemeinen schwächen die von dem nördlichen wie südlichen Eismeere über die große Wasserfläche des Stillen Oceans streichenden Winde und die Meeresströmungen (zwischen den Wendekreisen die Passatwinde) die übergroße Hitze der tropischen Zone ab, welche auf den Festlandsstrecken Afrikas, Asiens und Amerikas so lästig, selbst gefährlich wird.

Die meisten Inseln sind bergig und infolge ihrer vorherrschend vulkanischen Entstehung zeigen die Höhenzüge und einzelne Berge sich dem entzückten Beschauer in grotesken Formen, scharfkantigen Linien und spitzen Piks, seltener steril als reich bedeckt mit dem üppigen Pflanzenwuchse tropischer Zone. Die niedrigen Koralleninseln sind fast ausnahmslos mit reicher Vegetation bedeckt und erscheinen wie schwimmende Gärten.

So entrollen diese Gegenden dem vorüberfahrenden Fremdlinge herrliche Bilder, bevor er noch seinen Fuß an die immer grünenden Ufer setzt, dringt er dann hinein in die Wunder der Natur, dann ist seine Seele voll des Genusses der noch nie gesehenen Welt.

Seewärts schweift das Auge über die stille Bai bis an die Korallenriffe, an denen die dunkelblauen Fluten des großen Oceans weißen Gischt aufwerfend sich brechen. Am Uferrande spiegeln sich in den buntfarbigen Wassern der Bai die schlanken Palmen mit ihren Kronen von wedelartigen Blättern, die Wipfel mächtiger Benyanen, die palmenartigen Farrenbäume, die herrliche Pricharia Pacifica, stelzfüßige Pantanus, Musas mit ihren großen Blättern und abertausend prächtige Pflanzengebilde, sie locken uns landwärts zu blicken und einzutreten in den heiligen Hain, in dem wir so viel Kostbares finden.

Das ist ja der Wert dieser ganzen Inselwelt! Die Produkte dieser tropischen Erde machen uns begehrlich

nach ihrem Besitze, um sie zu unserem Nutzen oder Genusse zu verwenden. Diesen Erzeugnissen der Natur, welche dort so freigebig gespendet werden, eine eingehendere Betrachtung zuzuwenden, dürfte ebenso interessant als nützlich sein.

Das was der urkräftige Boden bereits bietet zu ernten und zu veredeln, und was er bieten kann dahin zu verpflanzen, das ist die eine wichtige Aufgabe!

Unter allen Inseln der Südsee, insoweit sie nicht ausnahmsweise steril sind, sind die Bedingungen für üppige Vegetation, auch was die Feuchtigkeitsniederschläge und das Vorhandensein von Süßwasser anlangt, gleichmäßig verbreitet.

Die Pflanzen und deren Früchte dienen entweder ausschließlich der örtlichen Verwendung oder zugleich oder lediglich der Ausfuhr nach Europa, Amerika, Australien und China; das übrige Asien und Afrika haben wenig oder keinen Anteil daran. Mit Ausnahme des Kakao, Guttaperchа u. a. sind bereits viele Versuche mit Anbau von Pflanzen aus anderen tropischen Gegenden vorgenommen worden, sie haben sich alle günstig erwiesen. Viele der nützlichen Gewächse bedürfen der Seeluft, genügender Niederschläge oder der Berggehänge zu ihrem Gedeihen, und diese Bedingnisse erfüllen vorzüglich die meisten Inseln vulkanischen Ursprunges neben der geeigneten Beschaffenheit des Bodens, nicht minder für viele Gewächse die Koralleninseln.

Nachstehend mögen die hauptsächlichsten Erzeugnisse benannt sein, welche zum größten Teile schon heimisch sind, durch geregelten Anbau noch reicheren Ertrag als gegenwärtig liefern werden, oder welche anbauwürdig sind. Die mit * bezeichneten dienen nur der örtlichen Verwendung.

Körnerfrüchte: Mais und Reis.

Wurzeln: *Yam, *Taro, *süße Kartoffel, Arrowroot (Pfeilwurz), Maniok (Kassawa-Tapioka).

Baum- oder Strauchfrüchte: Von diesen eignen sich eine Anzahl zum Einkochen, Kandieren oder zur Saftgewinnung, andere zur Versendung in frischem Zustande per Dampfer nach dem Festlande von Australien und nach Neu-Seeland.

*Brotfrucht, Sago, Steinnuß (die der Veredlung bedürftig ist), Banane (welche man das tägliche Brot der Eingebornen nennen kann, sich aber auch zum Einmachen in Gläsern oder Büchsen eignet), Kaffee, Thee, Orange, alle Citronenarten (die große Limone, welche den Citronat liefert, wie die kleine, saftreiche Citronelle, aus welcher die Engländer den im Handel als „lime juice“ bekannten Citronensaft an Ort und Stelle herstellen), Perupflaume, Mango, Guave, *Custard- und Mumyäpfel, *Butterfrucht, Tomaten u. a. m.

Rohr, Stauden und andere Gewächse: Zucker, Bambus, Tabak, Ananas, *Melone (besonders Wassermelone).

Oelfrüchte: Kokosnuß, Erdnuß, Oel- oder Candlenuß, Ricinus, Olive.

Faserpflanzen: Baumwolle (die wertvolle Sea Island und Kidney), Jute, Broussonetia papifera, Phormium tenax, Sida retusa, Bambus, Musa textilus (Manillahanf), Ananas, Pantanus, sowie einige Dracaeen, Aloe und Palmarten.

Gewürze und medizinisch-chemische Pflanzen: Zimmet, Nelken, Muskatnuß und -Blüte, Yangona, Kardamom, Ingwer, Pfeffer verschiedener Art, Indigo, Sarsaparille, Turmeric, Rhabarber, Kampfer, Cinchona, Aloe u. a. m.

Pilze und Schwämme: Ein Fungus findet sehr gute Verwendung nach China, wo derselbe ähnlich unserer Morchel geschätzt und benutzt wird.

*Gemüse: Einige lassen sich anbauen, es gibt auch Schößlinge von Bäumen und Sträuchern, welche gute Nahrungsmittel abgeben.

Hölzer: Sandelholz (auf einigen Inselgruppen ist dieses wertvolle Holz bereits ausgerottet), Ebenholz, Polisander-, Campeche-, Teak-, Eisenholz, ferner schöne und brauchbare Hölzer, welche nachstehend mit den Fidschinamen benannt sind, als: U'a oder Malo (Broussonetia), Viu (Palmart), Vesi (sehr dauerhaft), Dilo (Tamanu von Tahiti), Dakua (ähnlich der Kaurifichte von Neu-Seeland), Vai-Vai (Art Tamarinde), Bau (schön rotbraunes Holz), Bovu-damu, Bua, Buabua (buxbaumartiges Holz), Cevua (Art Sandelholz), Dacuasalusalu (schönes rötliches Holz), Dogo (Rhicophera-Mangrove), Ivi (Tahitinußbaum), Lauci (Aleuritis-Candlenut), Malara (Rattan-Flagellaria), Rara und Rewa (weiche Nutzhölzer), Tou (Frucht davon guter Klebestoff).

Außer diesen Nutzhölzern, deren es noch manche andere auf anderen Inselgruppen gibt, sind noch zu erwähnen Hibiskus, Myrte, Mimosen, Kasuarinen und die verschiedenartigsten Palmarten.

Blumen mannigfacher Art zieren die Landschaft, auffallend ist dabei das Vorherrschen der roten Farbe. Die mit buntfarbigen Blüten bedeckten Bäume des Hibiskus u. a., die in Guirlanden hängenden Orchideen und die Blumen der verschiedenen Arten von Kletterpflanzen erfreuen das Auge, während der Duft von Magnolien die Sinne bestrickt.

Tierleben bietet auf den Südseeinseln gar keine Ausbeute, mit Ausnahme von Kaiser Wilhelms-Land und Bismarck-Archipel ist solches kaum vorhanden, die vorkommenden Landtiere sind fast ausschließlich von Europäern dahin gebracht worden.

Nur die See liefert eßbare Fische und Schaltiere. Das submarine Leben ist in jenen Gegenden von äußerstem Interesse, mit Erstaunen blickt man durch das krystallhelle, saphirblaue Wasser auf den Grund voller reizvollen Korallengebilde, in deren Verästelungen die Seeanemonen, Seesterne, Seepferdchen, Krebsarten, Muscheln und Schnecken, vieles, viel eigenartiges Getier seine Heimstätte findet, dazwischen schießen aber tausend bunte Fischchen aller Farben hin und her, ihren größeren Verfolgern zu entfliehen!

Als Handelsartikel liefert die See den von den Chinesen so beliebten Trepang (Bêche de mère), eßbare Holothurien, sodann Schildpatt und Perlschalen. — Auf Tahiti ist die Perlfischerei in neuerer Zeit in geregelteren Betrieb genommen worden und verspricht den Franzosen eine reiche Ausbeute, es wäre der Mühe wohl wert, dieser Fischerei auf anderen Inselgruppen einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Mineralien sind sicher auf einigen Inselgruppen

vorhanden, wie ja Neu-Kaledonien nachweist, indessen ist zur Erforschung des Erdinnern noch nichts gethan, das bleibt der Zukunft vorbehalten. Das Vorkommen von Gold auf den Fidschi-Inseln, wie dies im Jahre 1880 behauptet wurde, scheint eine Täuschung gewesen zu sein.

Auf den meisten Inseln beruht die Erwerbung der nützlichen Naturerzeugnisse noch auf Tauschhandel mit den Eingeborenen. Stationen der eingangs angeführten Handelshäuser Hamburgs in großer Zahl vermitteln dieses Geschäft, als Gegenwert gelten europäische Industrieartikel, darunter besonders eiserne Werkzeuge, Waffen, wollene Decken, bedruckte Kattune, Rauchtabak, einfache Handpetroleumlampen, Kleinzeug als Spiegel, Glasperlen u. dergl. — Daneben bedürfen die auf den Inseln lebenden Europäer mancherlei als: Bekleidungsstoffe, Haus- und andere Geräte, Kurzwaren, Getränke, konserviertes Fleisch und Gemüse, Medikamente, Baumaterial, besonders Wellblech u. s. w., vor allem aber Gegenstände und Materialien für Schiffsausrüstung.

Würde die Gewinnung der Naturerzeugnisse fortdauernd von solchem Tauschhandel, von dem guten Willen und der Arbeitslust der Eingeborenen abhängig bleiben, so würde die Zuverlässigkeit dieses Handels leiden, denn der Eingeborene sammelt nur nach eigenem Belieben. Es würde auch der Raubwirtschaft Thor und Thür geöffnet, welche das Vorhandene ausbeutet bis zur Vernichtung, ohne Rücksicht auf die Zukunft, nur um des raschen Gewinnes willen.

Solche Wirtschaft aber würde die herrlichen Inseln ihrer Wälder berauben, ohne Nachpflanzung würde der Boden, den Strahlen der tropischen Sonne ausgesetzt, ausdorren. Die nächste Folge davon wäre die Entziehung von Süßwasser und Veränderung des Klimas, damit aber der Niedergang auch derjenigen Plantagen, welche man an Stelle der ursprünglichen Flora setzte.

Die Erfahrungen weisen auf diese Gefahren hin; auf den Sandwichsinseln weiß man jetzt schon davon zu erzählen.

Die angesehenen Handelshäuser, welche seit Jahren großen Landerwerb auf den verschiedenen Inselgruppen betrieben haben und die neuen Großunternehmer in Kaiser Wilhelms-Land und Bismarck-Archipel sind dazu berufen, durch verständige Plantagenwirtschaft die Ergiebigkeit des Bodens zu erhalten und zu fördern, die Gefahren zu beseitigen, welche schnöde Gewinnsucht durch Raubwirtschaft über die Inseln bringen müßte.

Auf den deutschen Plantagen beschränkte man sich bisher auf die Kultur der Kokospalme und Baumwolle; Kaffee und Zucker ist nur versuchsweise angebaut worden, während man auf den englischen Fidschi-Inseln diesen beiden Pflanzen besondere Pflege mit vorzüglichem Erfolge angedeihen ließ.

Die nachstehenden Rentabilitätsberechnungen mehrerer Kulturfrüchte stützen sich auf die Preisverhältnisse, wie sie noch neuerdings auf den australischen und anderen Märkten vorwalteten, inzwischen sind Preisrückgänge einzelner Erzeugnisse auch in Australien fühlbarer geworden. Wie sie die Rentabilität von Plantagen berühren, soll vergleichsweise mit Erwähnung finden.

Die Kokospalme wird in Abständen von ungefähr 9 m ausgepflanzt, auf einem englischen Acker oder 40,5 a stehen 50 Bäume, jeder Baum trägt nach voller Entwicklung 50 bis sogar 100 Nüsse im Jahre.

Aus dem Fleische dieser Nüsse wird das Kokosnußöl gewonnen, früher durch Auspressen an Ort und Stelle, jetzt und seit Jahren, weil es an Fässern mangelte und Verlust durch Leckage entstand, wird dieses Fleisch der Kokosnuß an der Sonne auf Hürden getrocknet und unverpackt nach Europa versendet.

Das so gewonnene Fleisch der Kokosnuß trägt im Handel den Namen Kopra; die von den Südseeinseln nach Europa verschiffte Menge desselben dürfte gegenwärtig 20 Millionen Kilo erreichen.

Die Palme trägt erst im fünften Jahre die ersten Früchte, gibt vom siebenten Jahre an volle Ernten, nach 25 Jahren ist es besser, die Plantage neu zu bepflanzen, ob dann mit einer anderen Frucht, das wird die Erfahrung noch lehren.

Aus einer 25jährigen Betriebsperiode wird man 18 Jahre volles Erträgnis mit nur 50 Nüssen von jedem Baume pro Jahr, um auch Mißernten Rechnung zu tragen, als Durchschnitt annehmen dürfen.

Die nachstehende Berechnung des Erträgnisses und der Kosten einer Plantage beruht auf sorgfältigen Erhebungen an Ort und Stelle und bezieht sich auf eine Anlage von 600 Acker oder 24300 a, welche nach und nach, mit 100 Acker jährlich, in Betrieb gesetzt wird.

Die Berechnung zeigt die Durchschnittsziffern von Ertrag und Kosten eines Jahres einer 25jährigen Betriebsperiode für einen Acker als Einheit, mithin sind die Ertrags- und Kostenziffern multipliziert mit 25 Jahren × 600 Acker gleich × 15000 das Ergebnis der ganzen Plantage in 25 Jahren.

1 Acker trägt 50 Palmen, 1 Palme 50 Nüsse = 2500 Nüsse.

5500 Nüsse ergeben 1 Tonne = 1016 k Kopra.

1 Tonne Kopra ist im Hafen der Plantage 224 Mark wert, 1 Acker liefert daher 102 Mark Wert an Kopra.

Die Kokosnußfaser wird mittels maschinellen Betriebes in drei Qualitäten gewonnen, welche per Tonne einen örtlichen Wert von 152 Mark haben.

Aus 6000 Nüssen gewinnt man 1 Tonne Faser, von jedem Acker mithin 63 ½ Mark. Da während einer 25jährigen Periode auf 18 volle Ernten gerechnet werden kann, so ist das Erträgnis 18 × 102 Mark Kopra und 18 × 63 ½ Mark Faser = 2979 Mark, was einem Jahresertrage während 25 Jahren von 119 Mark gleich ist.

Die in der Nuß enthaltene, krystallhelle, frisch sehr wohlschmeckende Flüssigkeit, die wir Kokosmilch nennen, hat bis jetzt keine technische Verwendbarkeit gefunden, es scheint der Chemie noch vorbehalten zu sein, eine solche zu ermitteln.

Baumwolle. Bis die Palme ihre Krone im fünften Jahre so groß entfaltet, um das Feld zu überschatten, eignet sich der zwischenliegende Boden zur Anpflanzung von Baumwollsträuchern. Diese werden vom fünften Jahre an holzig und degenerieren.

Die Sträucher werden in Abständen von 1 ¼ bis 1 ½ m gepflanzt.

Der Acker liefert 400 Pfund Baumwolle, im höchsten Falle 700 Pfund.

Nach der maschinellen Reinigung von Saat ꝛc. verbleiben 25 Prozent reiner Baumwolle, das anzunehmende Erträgnis ist 100 Pfund von jedem Acker und jeder Ernte.

Die Baumwolle gibt nach acht Monaten die erste, von da an jährlich zwei volle Ernten, im sechsten Jahre wird der Baumwollbau aufgegeben, bei successiver Bepflanzung von 600 Acker mit jährlich 100 Acker würde man im elften Jahre die letzte Ernte halten, um dann den Ertrag von zehn Ernten von jedem Acker eingebracht zu haben.

Wird, wie es am vorteilhaftesten ist, die hochwertige Sea Island-Baumwolle erbaut, welche im Hafen der Plantage 1 1/4 Mark pro Pfund Wert hat, so ist das Erträgnis, 100 Pfund für jede Ernte gerechnet, 125 Mark; für zehn Ernten 1250 Mark, auf 25 Jahre verteilt, 50 Mark pro Jahr und Acker.

Bei Bepflanzung der Felder mit der minderwertigen Kidney-Baumwolle reduzierte sich dieses Resultat auf etwa 10 Mark.

Die Saatkörner der gewonnenen Baumwolle sind mit 1/10 Tonne pro Acker und Ernte zu veranschlagen.

Das aus den Saatkörnern gepreßte Oel ist selbst als Speiseöl beliebt, man bezahlt die Tonne Saat in London mit 180 Mark, welche mithin im Hafen der Plantage 125 Mark wert sein sollte. Gegenwärtig wird die Saat meist unbeachtet beseitigt.

Aus der Saat wäre noch 12 1/2 Mark bei jeder Ernte, in der 25jährigen Periode also 5 Mark pro Jahr und Acker zu gewinnen.

Die farbigen Arbeiter ziehen es vor, anstatt Geld, das wenig Wert für sie hat, Waren als Lohnzahlung zu nehmen, den Nutzen daran kann man pro Acker und Jahr mit 3 1/2 Mark beziffern.

Der Ertrag einer kombinierten Kokos- und Baumwollplantage setzt sich demnach zusammen aus:

Mark 119. —	Erlös für	Kopra und Kokosfaser,
" 50. —	" "	Baumwolle,
" 5. —	" "	Baumwollsaat,
" 3. 50.	" "	Warennutzen.

Sa. Mark 177. 50. für 1 Acker und 1 Jahr, wonach der Ertrag für 600 Acker in 25 Jahren 2 662 500 Mark ist.

Die Kosten in gleicher Weise veranschlagt, verteilen sich:

auf Grunderwerb nebst Kosten mit . . .	1	Mark
" Gebäude, Maschinen, Geräte, während 25 Jahren 2 1/2 mal der Neuwert mit	5	"
" Betriebskapital nebst Zinsen mit . .	3 1/3	"
" Gehalte, Löhne, Haushalt, diverse mit	86	"
Sa.	95 1/3	Mark.

Das ist für 600 Acker in 25 Jahren 1 430 000 Mark.

Der Reingewinn aus der Plantage ist demnach 1 232 500 Mark oder 49 300 Mark durchschnittlich pro Jahr oder 82 1/6 Mark durchschnittlich pro Jahr und Acker.

Um dieses Resultat zu erreichen, sind erforderlich:

für Grunderwerb	Mk. 1 × 15 000	=	Mk. 15 000,
" einmalige Anlage von Gebäuden, Maschinen ꝛc. . .	" 2 × "	=	" 30 000,
" Betriebskapital und Zinsen .	" 3 1/3 × "	=	" 50 000,
		Sa.	Mk. 95 000,

welche der Pflanzer bei seinem Anfange in Bereitschaft haben muß, die jedoch aus den Baumwollernten im vierten Betriebsjahre heimgezahlt werden können.

Der Preis für Grunderwerb kann in verschiedenen Gegenden und Lagen variieren, in der Regel wird der Kaufpreis von 20 Mark pro Acker angenommen, wenn das ganze Areal anbaubaren Boden hat.

Wie sich die Löhne der Arbeiter gestalten, darauf wird noch zurückzukommen sein.

Baumwolle allein. 600 Acker, welche in drei Jahren mit jährlich 200 Acker angebaut werden, geben im achten Jahre die letzte, überhaupt zehn Ernten und liefern pro Acker und Jahr:

Baumwolle	Mk.	156 1/4
Saat	"	15 5/8
Nutzen an Waren	"	3 1/8
Sa.	Mk.	175.

Dagegen betragen die Kosten:

für Grund und Boden . . .	Mk.	3 1/8
Gebäude, Geräte ꝛc.	"	5 1/4
Kapital und Zinsen	"	5 1/4
Löhne, Gehalte, Haushalt ꝛc.	"	68
Sa.	Mk.	81 5/8

woraus sich ein Gewinn herausstellt von 93 3/8 Mark pro Acker und Jahr oder in acht Jahren für 600 Acker = 8 × 600 = 4800 × 93 3/8 Mark 448 200 oder per Jahr durchschnittlich 56 025 Mark.

Der Pflanzer bedarf zur Eröffnung des Betriebes seiner Plantage 65 400 Mark. — Bei Baumwollbau ohne Kokospalmen dürfte der Betrieb der Plantage auch einige Jahre länger zu erhalten sein.

Kaffee. Eine Kaffeeplantage von nur 200 Acker erfordert beträchtlich mehr Aufwand für Vorarbeiten und Pflege in den ersten, ertragslosen Jahren, dagegen gewähren dann auch die Ernten weit höheren Gewinn.

Die Pflanzungen auf den Fidschi-Inseln haben nachgewiesen, daß die Südseeinseln sich vortrefflich für Kaffeebau eignen; Boden, Klima, Berggehänge und Seeluft sind der Pflanze zum guten Gedeihen außerordentlich günstig. Leider war nach Fidschi die Blattkrankheit von Ceylon auf die ersten Plantagen mit herüber getragen worden, gehörige Vorsicht wird aber diesem Nachteile steuern.

Auf 1 Acker rechnet man 500 Kaffeesträucher, welche jeder 1 3/4 Pfund Jahresernte geben, wenn kleinbohniger Kaffee angepflanzt wird. Großbohnige Sorten sollen bis vier und fünf Pfund tragen.

Im vierten Jahre ist auf die erste noch geringe Ernte zu rechnen, vom sechsten Jahre an auf die volle.

Auf 200 Acker stehen 100 000 Sträucher.

Die volle Ernte ist bei 1 3/4 Pfund also 175 000 Pfund oder 875 Pfund pro Acker.

Auf der Wahlstatt. Von L. Knaus.

Der hauptsächlichste Absatzmarkt ist Australien, der auf Fidschi erzeugte Kaffee wird daselbst mit $8\frac{1}{2}$ bis 9 Pence bezahlt, darnach darf man den Wert eines Pfundes im Hafen der Plantage mit 68 Pfennigen veranschlagen.

Aus einer 25jährigen Betriebsperiode sind 21 Jahre mit vollem Ertrage in Rechnung zu stellen.

Das durchschnittliche Jahreserträgnis einer solchen Periode ist demnach pro Acker 875 Pfund $\times$ 68 Pfennig $\times$ 21, div. durch 25 = $499\frac{4}{5}$ Mark. Hierzu ist noch der Nutzen zu rechnen aus den in Zahlung für Lohn gegebenen Waren, welcher mit $13\frac{1}{5}$ Mark anzunehmen ist. Der Gesamtertrag berechnet sich dann auf 513 Mark pro Acker und Jahr oder auf 102 600 Mark pro 200 Acker und Jahr oder auf 2 565 000 Mark in 25 Jahren.

Die Kosten dagegen sind zu veranschlagen:

für Grunderwerb nebst Kosten mit . . .	1	Mk.
„ Gebäude, Maschinen zum Enthülsen der Bohnen, Geräte 2c. $2\frac{1}{2}$mal mit	$22\frac{1}{2}$	„
„ Betriebskapital und Zinsen mit . . .	38	„
„ Löhne, Gehalte, Haushalt 2c. mit . .	205	„
pro Acker und Jahr	$266\frac{1}{2}$	Mk.

oder 53 300 Mark für 200 Acker und Jahr oder 1 332 500 Mark für 25 Jahre.

Der Reinertrag der Plantage beziffert sich demnach auf 1 232 500 Mark oder 49 300 Mark für 1 Jahr oder auf $246\frac{1}{2}$ Mark für 1 Acker und Jahr.

25 $\times$ 200 = 5000 ist der Multiplikator für die Einheit.

Im siebenten Jahre kann der Pflanzer aus den ersten drei Ernten sein ausgelegtes Kapital heimgezahlt haben; dasselbe beträgt:

für Grunderwerb . . .	1 $\times$ 5000	=	5000 Mk.
„ einmalige Anlage von Gebäuden, Maschinen 2c. . .	9 $\times$ „	=	45 000 „
„ Betriebskapital und Zinsen	38 $\times$ „	=	190 000 „
		Sa.	240 000 Mk.

welche er bedarf, um die Plantage mit Vorteil zu beginnen.

Zucker. Die erhaltenen Angaben über die Rentabilität einer Zuckerplantage sind weniger genau, sie bewegen sich in allgemeinen Zahlen.

Die oberen abgeschnittenen Schößlinge des Zuckerrohres, etwa 4—6 Schaftknoten haltend, werden in Abständen von $\frac{1}{2}$ und $1\frac{3}{4}$ m lang in Furchen gelegt, so daß die Augen der Schößlinge seitwärts liegen.

Nach ungefähr einem Jahre ist das Rohr schnittreif und gibt jährlich eine Ernte, welche man mit 40 Tonnen pro Acker annimmt, die à 10 Mark für die Tonne einen Wert von 400 Mark haben. Die Kosten sollen 100 Mark pro Acker und Jahr sein, wonach ein Gewinn von jährlich 300 Mark verbliebe.

Es wird bei diesen allgemeinen Angaben jedenfalls aber noch die Amortisation der Anlagekosten und vor allem der höhere Wert des Grund und Bodens in Abzug zu bringen sein, da geeignetes Land für Zuckerbau viel teurer ist, auf Fidschi bereits mit 200 Mark und darüber pro Acker bezahlt wird.

Bei einer Verteilung auf 25 Wirtschaftsjahre betrüge der Grunderwerb pro Acker und Jahr 8 Mark und rechnet man wie bei Kokos für Gebäude, Kapital und Zinsen dazu noch $8\frac{1}{3}$ Mark, so reduzierte sich der Reinertrag auf $283\frac{1}{2}$ Mark pro Acker und Jahr.

Der Pflanzer bedürfte zu seinem Anfange eines Kapitales von 122 500 Mark bei 300 Acker, welche ihm im dritten Jahre bereits aus den Ernten heimgezahlt würden, sein Gewinn in 25 Jahren wäre 2 126 250 Mark oder per Jahr 85 050 Mark.

Das Produkt einer Ernte ist von 300 Acker 12 000 Tonnen Rohr, deren Gewinnung sich bei 100 bis 110 Tonnen täglich auf etwa 4 Monat ausdehnen läßt.

Länger als 24 Stunden darf das Rohr nicht unausgepreßt liegen; in dem tropischen Klima würde es sauer werden, es müssen deshalb täglich etwa 110 Tonnen ausgepreßt werden.

Eine sogenannte Zuckermühle, welche das leistet, ist die kleinste, die hergestellt werden kann, sie würde im Jahre 4 Monate lang Tag und Nacht zu arbeiten haben, um das gegebene Quantum zu bewältigen und würde daraus 1200 Tonnen Rohzucker herstellen, die im australischen Markte einen Wert haben, der im Hafen der Plantage 300 Mark per Tonne ist, das Erträgnis der Mühle wäre 360 000 Mark.

Die Herstellung einer Zuckermühle dieser Gattung kostet 240 000 Mark.

Die Jahresausgaben betragen:

für Ankauf von 12 000 Tonnen Rohr à 10 Mk.	= Mk.	120 000
„ Amortisation und Zinsen der Anlage	„	48 000
„ Löhne, Gehalte, Haushalt und diverse Spesen	„	92 000
	Sa. Mk.	260 000

so daß der Mühle ein Jahresnutzen von 100 000 Mark verbleibt. In $2\frac{1}{2}$ Jahren ist die Anlage damit bezahlt.

Gehören Mühle und Plantage zusammen, so wäre der Nutzen aus der Mühle pro Acker $333\frac{1}{3}$ Mark oder der gesamte Jahresnutzen 185 050 Mark, aber zum Anfange der Wirtschaft wären ungefähr 362 500 Mark erforderlich.

Die Rentabilität der eben beschriebenen Früchte gestaltet sich also wie folgt pro Jahr:

Kopra u. Baumwolle kombiniert	Mk.	$82\frac{1}{6}$	per Acker
Baumwolle allein	„	$93\frac{3}{8}$	„ „
Kaffee	„	$246\frac{1}{2}$	„ „
Zucker	„	$283\frac{1}{2}$	„ „
Zucker mit Mühle kombiniert .	„	617	„ „
Mühle allein	„	$41\frac{2}{3}$ %	„ „

Die erforderlichen Kapitalien zum Beginn solcher Plantagenwirtschaft wären:

für Kopra und Baumwolle	Mk.	95 000	für 600	Acker
„ Baumwolle allein . .	„	65 400	„ 600	„
„ Kaffee	„	240 000	„ 200	„
„ Zucker	„	122 500	„ 300	„
„ Zucker und Mühle . .	„	362 500	„ 300	„
„ Mühle allein	„	240 000	„ 300	„

Diese Anlagekapitalien sind aus den Ernten zurückgezahlt bei Kopra und Baumwolle im vierten Jahre, Kaffee im siebenten Jahre, Zucker, Mühlenanlage und Baumwolle allein im dritten Jahre.

Veröffentlichte englische Rentabilitätsberechnungen weisen nach:

für Kopra und Baumwolle	Mk. 95 per Acker	d. i. Mk.	$12\,^5/_6$ mehr
„ Baumwolle allein . . .	„ 185 „ „	„ „	$91\,^3/_8$ „
„ Kaffee . . .	„ 393 „ „	„ „	$46\,^1/_2$ „
„ Zucker . .	„ 300 „ „	„ „	$16\,^1/_2$ „
„ Zuckermühle	100 % d. Anl.	„	$58\,^1/_3$ % „

Ein kundiger, an Pflanzungen beteiligter Geschäftsmann gibt den Gewinn aus Kopraplantage allein mit 160 Mark per Acker an.

Die Firma Ryder Brothers verkaufte im Jahre 1880 ihr Besitztum, die Insel Mango, laut Prospekt 7000 Acker haltend, wovon 1100 Acker bebaut waren, um den Preis von 1 000 000 Mark an eine Aktiengesellschaft in Melbourne und gab den Jahresgewinn mit 200 000 Mark an.

Wären nach vorstehenden Kalkulationen diese 1100 Acker wie folgend angebaut, so stellte sich deren Erträgnis

für 200 Acker	Kaffee auf	Mk.	49 300
„ 300 „	Kopra und Baumwolle .	„	24 650
„ 600 „	nur Baumwolle	„	56 025
1100 Acker,	zusammen auf	Mk.	129 975
	oder auf	„	70 026

weniger, als Ryder Brothers angeben.

Nach derselben Kalkulation wären die Anlagekosten Mk. 240 000 + Mk. 47 500 + Mk. 65 400; zusammen Mk. 352 900, hierzu für die mehr verkauften 5900 Acker Mk. 147 500, zum kalkulaten Preise von Mk. 25, zusammen Mk. 500 400.

Die Mehrforderung von ungefähr des Doppelten muß demnach in dem angenommenen höheren, der Rentabilität entsprechenden Grund- und Bodenwerte, sowie höherem Gebäudewerte (was thatsächlich der Fall ist) begründet sein.

Diese Vergleiche dürften zur Genüge nachweisen, daß die aufgestellten Berechnungen annähernd zuverlässige sind, denn alle privaten, besonders alle veröffentlichten Angaben beziffern die verschiedenen Rentabilitäten weit höher.

Inzwischen haben noch weitere Preisrückgänge bei Kaffee stattgefunden und geringere Sorte Baumwolle anzubauen sollte ebenfalls Berücksichtigung finden, es mögen deshalb nachstehend dafür noch besondere Berechnungen folgen.

Baumwolle. Würde Baumwolle allein in geringwertigen Sorten angepflanzt, welche nur etwa den fünften Teil des Preises von Sea Island repräsentierten, so könnte die Plantage nicht bestehen, das Erträgnis würde den Aufwand an Löhnen, Gehalten und Haushalt nicht decken, es muß demnach schon auf Sorten Bedacht genommen werden, welche den besten amerikanischen gleich stehen.

Baumwolle mit Kopra. Wenn selbst so geringe Sorten, wie eben erwähnt, angebaut werden auf Feldern, welche mit Kokospalmen angepflanzt sind, so ist das Erträgnis immer noch dazu geeignet, die Rentabilität der Kokosplantage zu erhöhen, denn während sie ganz ohne Baumwolle in 25 Jahren nur einen Nettogewinn von 407 500 Mark bringen würde, ergibt sie mit billiger Baumwolle 632 500 Mark.

Kaffee. Wie erwähnt, produzieren die Südseeinseln die feinsten Qualitäten.

In den Kosten der Plantage ist die Verzinsung des angelegten Kapitals überall mit 10 Prozent und Amortisation inbegriffen.

Angenommen der Wert von hochfeinem Kaffee in Sorten wie die besten von Ceylon sollte so tief gesunken sein, daß dieser nur die Hälfte des angenommenen wäre, also etwa nur 35 Pfennig, so würde die Plantage doch immer noch eine 10prozentige Verzinsung tragen. — Anfang des Jahres 1885 kostete Kaffee im Hafen von Ceylon aber noch 64 Pfennige.

Zucker. Der Preis von 10 Schilling per Tonne Rohr wurde im Jahre 1880 zwischen den Pflanzern und Mühlen in Fidschi auf zehn Jahre, also bis 1890 kontrahiert. Bei einer 10prozentigen Verzinsung und Amortisation kostet der Mühle der gewonnene Zucker $10\,^5/_6$ Mark per Centner, über welchen Preis hinaus jetzt noch erheblich verdient werden muß.

Viele andere der vorher genannten Erzeugnisse können nebenbei noch gepflegt, gewonnen oder von den Eingebornen erhandelt werden, bis ihre ausgedehntere Kultur sich nützlich erweist und Erfahrungen für dieselbe gesammelt sind; manche lassen sich durch erfahrene Leiter sogleich in größerem Umfange der Vervollkommnung entgegenführen, erst in kleinerem Betriebe, bis derselbe anwächst, wie es ihre Rentabilität erfordert, aber schon der Nebenbetrieb ist von Einfluß auf die Rente der Plantage.

Ueberall winkt reicher Lohn für die aufgewendete Mühe und Kosten, selbst noch in Zeiten der Mißkonjunkturen, wie sie gegenwärtig vorhanden sind.

Gar verlockend erscheint das Bild dem unternehmungslustigen, jungen Manne, dem die Heimat zu eng und daheim Wohlstand zu erreichen zu langwierig und fraglich ist, für den die Konkurrenz im heimatlichen Lande nur ein täglicher, allzuschwerer Kampf ums Dasein erscheint.

Der Reiz des Gewinns verschwistert sich mit den Phantasiegebilden von der tropischen Herrlichkeit; die strotzende Ueppigkeit der Natur, der blaue Himmelsdom, die rauschende See, das glänzende Tagesgestirn, das den wunderbaren Goldglanz in der zitternden Luft über Land und Meer breitet und mit dem der Silberglanz des Mondenscheines der lauen Abende und Nächte, begleitet von dem Leuchten der helleren Sterne, an Schönheit wetteifert, hüllen die tropische Landschaft in einen märchenhaften Schleier, den zu lüften, um sie Angesicht in Angesicht zu schauen, das tiefste Verlangen der Jugend ist! Und einzudringen in diese herrliche Welt verspricht auch noch hohen materiellen Lohn.

Wohl ist das wahr, wir können uns nicht dem Zauber der Wunderwelt verschließen, er wird ewig auf das empfängliche menschliche Herz wie eine wonnige,

himmlische Symphonie wirken und die freigebige, offene Hand der Natur wird jede Mühe, die wir uns um ihre Gaben nehmen, mit Gewinn lohnen; die Tausende von Marken, die wir in ihrem Schoße bergen, werden uns vielfältig von ihr heimgezahlt und doch muß der bedachtsame Mann auch den Revers dieser glänzenden Münze aufmerksam betrachten, denn da steht manches geschrieben, was der Beachtung wert ist.

In den selteneren Fällen kann sich der Pflanzer in Orten niederlassen, oder in ihrer unmittelbaren Nähe, welche durch den Zusammenschluß einer Anzahl von Europäern ein gesellschaftliches Leben bieten; meist wird über seiner Thüre die Devise stehen „Einsamkeit", welche er nur mit wenigen Weißen teilt, die als Aufseher oder sonst Untergebene doch noch etwas europäische Bildung besitzen; seine menschliche Umgebung, das sind hauptsächlich seine farbigen Arbeiter, in ihrer Erziehung wird er Stoff finden müssen, der ihm neben dem Berufe, den er sich zum Erwerb wählte, etwas für das Herz bietet.

Gefallen an den Reizen einer prächtigen Natur und lockender Gewinn, Entsagung von den Reizen eines kultivierten, europäischen Lebens mit all' seinen geistigen und materiellen Genüssen stehen einander schroff gegenüber.

Dazu gehört auch noch Intelligenz und ein gesunder Körper, welcher den Geist frisch hält, angeborene oder anerzogene Mäßigkeit, besonders was den Genuß geistiger Getränke anlangt, vor allem aber diejenige Energie und Ausdauer, welche den eigenen Menschen bezwingt, wie auch alle von außen an ihn herantretenden Hindernisse.

Ein mit allen solchen Vorzügen ausgestatteter junger Mann, der ja zugleich auch die erforderlichen Geldmittel besitzen müßte, um Plantagenwirtschaft mit Erfolg zu betreiben und zwar nicht geringe, wie die vorhergegangenen Darstellungen nachweisen, wird sich, wie in Deutschland die Anschauungen jetzt noch vorherrschend sind, kaum entschließen, den Genuß europäischen Lebens daran zu geben, für die Aussicht durch Plantagenbetrieb Vermögen für seine späteren Lebensjahre gewinnen zu können.

Die so lange schon mit Kolonisation vertrauten Engländer, selbst die Holländer denken darin freilich anders.

Aber die eben erwähnten Schattenseiten solch abgeschiedenen Lebens schwächen sich ab, wenn zwei gleich gestimmte Männer sich zu gemeinsamer Pflanzerarbeit vereinigen.

Nach wenigen Jahren, nachdem der Erntesegen der Arbeit folgt, wird es möglich, daß abwechselnd der eine und der andere die Plantage verläßt, um im gemäßigteren Klima von San Francisco, Australien oder Europa sich von der notwendig folgenden Erschlaffung zu erholen, welche tropisches Klima nach sich zieht, ja dann wird es sogar möglich, sich zu verehelichen, denn periodischer Aufenthalt auf den Inseln, mindestens auf den meisten derselben, wird auch der europäischen Frau und Familie nicht nachteilig sein, leben doch gar manche anhaltend auf denselben. Die Kosten der öfteren Reisen kommen kaum noch in Betracht.

Wäre indessen die ersprießliche Kultur dieser gesegneten Gegenden abhängig von der Entschließung junger Deutscher, welche mit den erforderlichen Mitteln dazu ausgerüstet sind, so dürfte dieselbe nur sehr langsam vorwärts schreiten, ja sie dürfte vielleicht gänzlich in Frage gestellt sein! Es gibt aber eine Menge thatkräftiger junger Männer ohne Vermögen, welche das Verlangen oder die Eigenart ihrer Verhältnisse in fremde Länder treibt. Diesen die Wege zu eröffnen, sich emporzuarbeiten zu Wohlstand und einem gesicherten Alter, das alle gern in der alten, ans Herz gewachsenen Heimat verbringen möchten, das ist eine weitere Aufgabe, welche zu lösen ist, sie fällt denen zu, welche im Besitze der großen Ländereien jetzt schon sind oder noch kommen werden.

Private oder Gesellschaften, welche über Hunderttausende von Acker Landes gebieten, werden es in ihrem eigenen Interesse finden, diese Wege zu ebnen. Den Besitz der ausgedehnten Länderstrecken, die oftmals weit auf den verstreuten Inseln der Südsee auseinanderliegen, ja oft tausend bis dreitausend Seemeilen vom Centralpunkte der Niederlassung entfernt, bedingt nur spärliche Ernten aus wildwachsenden Kulturpflanzen, der Wert solchen Besitztumes liegt in der geregelten Bewirtschaftung.

Betrachtet man z. B. aus der Bilanz der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee in Hamburg" aus dem Jahre 1882 den angeführten Besitzstand von Plantagen mit Zubehör im Werte von 1912262 Mark mit dem der unbebauten Ländereien im Werte von 1764172 Mark, welch letzterer ja doch nur derjenige des Grundwertes, ersterer derjenige der ganzen Plantagenanlage mit ist, und zieht man in Rechnung, daß aus dem ganzen Grundbesitze von angeblich 160000 Acker oder mehr im Jahre 1880 erst ca. 5000 Acker unter Plantagenbetrieb standen, so erscheint es natürlich, daß das geringe, naturwüchsige Erträgnis der unbebauten Ländereien den Gewinn aus den Plantagen herabdrücken muß.

Eine schnellere Entfaltung des Plantagenbetriebes müßte den Gewinn außerordentlich erhöhen, dazu müßte eine Besiedelung mit Pflanzern helfen, welchen die Möglichkeit geboten ist, auch ohne eigene Mittel zu beginnen und bei rationeller Abzahlungsweise zu eigenem Besitze und ansehnlichem Vermögen zu gelangen.

Dabei müßte den Ansiedlern auch eine gewisse Sicherheit geboten werden können, daß Naturereignisse, welche zuweilen in jenen Gegenden durch Orkane verheerend wirken, sie nicht dem Ruine preisgeben. Es gibt ja viele Wege zur gegenseitigen Sicherung, sie sind leichter zu finden als diejenigen, welche die stets hinreichenden Arbeitskräfte beschaffen sollen. Diese Frage steht mit großer Schrift auf dem Revers der glänzenden Münze.

Die Arbeiterfrage zu lösen bedarf es der staatlichen Kontrolle und des Rechtsschutzes, sowie der Mitwirkung der Missionäre, das ist die dritte noch zu lösende Aufgabe.

Plantagenarbeit ist nur von farbigen Eingeborenen zu leisten, in der Region zwischen den Wendekreisen vermag in keinem Lande der Erde der weiße Mann

auf die Dauer Arbeit auf freiem Felde ohne Gefährdung an Gesundheit und Leben zu verrichten.

Es ist den Godeffroyschen Einrichtungen zu danken, daß in der Südsee Sklavenarbeit nie eingeführt war, sondern nur ein auf Grund Vertrags basiertes Mietverhältnis auf drei Jahre. Von seiten deutscher Pflanzer ist dieses System stets in humaner Weise ausgeübt worden, seine Zweckmäßigkeit ließ auch die Engländer dasselbe adoptieren. Wenn Ausschreitungen seit dem Jahre 1880 bis in die jüngste Zeit stattgefunden haben, Ausschreitungen, welche dem Sklavenhandel so ähnlich sahen wie ein Ei dem andern, so sind diese weder dem Systeme, noch den Deutschen zuzuschreiben.

Der farbige Mann, Kanaka, von den polynesischen Inseln, ist wenig zur Arbeit geneigt, die freigebige Natur versorgt ihn hinreichend für seine Bedürfnisse, er ist neben einer angeborenen Trägheit auch stolz. Nur die Eingeborenen einzelner polynesischer Gruppen gehen willig auf die Plantagen; vorzüglich sind es Leute aus den Papuastämmen, welche leichter dafür zu gewinnen sind und die Mischlinge, welche von diesen hinüber in die malayische Rasse spielen, wie z. B. die Eingeborenen der Neu-Hebriden ꝛc.

Auf den gegenwärtig in Betrieb befindlichen Pflanzungen, welche zumeist auf den polynesischen Inselgruppen angelegt sind, haben fast ausnahmslos die Arbeiter von anderen Inseln, oft weit entlegenen, herbeigeholt werden müssen.

Die Kosten für einen Arbeiter, Mann oder Frau, auf drei hintereinander folgende Jahre, für die er nur ermietet werden kann und nach deren Ablauf er wieder heimgebracht werden muß, stellen sich:

für Hertransport zur Plantage . .	auf Mk.	212. 50
„ Rücktransport nach Hause . .	„ „	63. 50
„ Löhnung während drei Jahren	„ „	306. —
„ Anteil an Krankenbestand . . .	„ „	15. —
„ Ernährung	„ „	270. —
	Sa. Mk.	867. —

oder durchschnittlich pro Jahr 289 Mark, wobei zu berücksichtigen ist, daß, weil der Arbeiter Obdach und Nahrung kostenfrei hat, ihm der Lohn zur Befriedigung von allerhand Nebenbedürfnissen und der spärlichen Kleidung verbleibt, was alles er nur von seinem Arbeitgeber zu erlangen vermag. Es entsteht für letzteren dadurch ein lukrativer Handel, dessen Nutzergebnis in die Erträgnisse der Plantage, wie geschehen, einzubeziehen ist, das aber nie zu hoch fixiert werden sollte.

Eine Aufgabe für den Pflanzer ist es, seine Leute so zu behandeln, daß sie nach der dreijährigen Frist geneigt sind, zur Plantage zurückzukehren.

Für die vorhin beschriebenen Plantagen würde man folgende Arbeiterzahl bedürfen, für:

Kopra und Baumwolle	600 Acker	120 Arbeiter,
Kaffee „ „	200 „	140 „
Zucker mit Mühle	300 „	170 „
	1100 Acker	430 Arbeiter.

Nach diesem Verhältnisse würde man für 100000 Acker 39000 Arbeiter brauchen.

Zugegeben, daß unter der Bevölkerung von Inselgebieten, auf denen deutsche Interessen vorwalten, diese Anzahl von Arbeitern zu finden ist, so würde es doch den einzelnen Pflanzern unmöglich sein, sich diese Kräfte zu beschaffen.

Nur die vereinigten Kräfte der Großunternehmer werden imstande sein die erforderlichen Hilfsmittel zu stellen und die nötige Anzahl von Arbeitern immer zur Verfügung zu haben.

Hierbei können sie die staatliche Beihilfe insofern nicht entbehren, als eine gewisse Garantie geboten werden muß für die rechtlich abgeschlossenen Mietverträge beiden Teilen gegenüber und so handelt es sich in erster Linie um Rechtsschutz, welcher doch nur durch die Reichsregierung geboten und ausgeübt werden kann. Weiter handelt es sich auch um die Aufsicht bei diesem Arbeitermietsgeschäfte und dem Hin- und Hertransporte der Leute, sowie dabei der Vermeidung jedweden Zusammenstoßes mit anderen Nationen.

Wie die polizeiliche und Rechtsordnung auszuüben ist, ist hier nicht der Platz näher zu erörtern.

Aber weder die Großunternehmer noch die Regierung werden allein imstande sein auf die Dauer ein gesundes Verhältnis zwischen Europäern und Eingeborenen der Inseln zu etablieren.

Aus den Anschauungen unserer heidnischen farbigen Brüder hat sich ein politisches und sociales Leben unter ihnen entwickelt, welches den Hochgeborenen und in ihm den Grundbesitzer und den Abhängigen, den ihm dienenden Kriegsmann kennt.

Begünstigt durch die üppige Natur bedarf es zu ihrer Ernährung nicht viel Arbeitsaufwand und das wenige leisten die Frauen. In ihrem socialen Leben ist der Begriff der freien Arbeit des Mannes nicht eingebürgert; sie würden weiter ziehen, würde ihr Heim vorübergehend zerstört, sich ein neues erkämpfend, ehe sie Hand anlegen durch Arbeit sich das alte wieder zu gewinnen. —

Durch die Umgestaltung ihrer Sitten, die sie vom Kriegspfade ablenkt, durch neue sociale Verhältnisse, welche den ärmeren Mann aus den Banden des reicheren löst und ihm die freie Bestimmung über seine Person, sein Thun und Lassen gibt, kann mit der Zeit ein Wandel geschaffen werden, der die Arbeiterfrage löst.

Das herbeizuführen kann allein nur die christliche Mission. Bisher hatte die deutsche Mission unter wilden, heidnischen Völkern lediglich eine religiöse ethische Aufgabe. Die sich ihr hingaben, arbeiteten in dem ihnen innewohnenden Berufe, unbekümmert, ob aus den erzielten Erfolgen, außer für ihre Pflegbefohlenen ein geistiger Schatz, für andere Nationen noch ein materieller Gewinn entsprang.

Die Mission unter Heiden, welche nunmehr unter deutscher Oberhoheit leben, hat nun aber auch neben der religiös ethischen eine neue Aufgabe zu erfüllen und das ist die Wandelung der farbigen Bevölkerung in eine deutsche christlich sociale Gemeinde, welche ihre Weihe durch die Arbeit empfängt! Diese Bevölkerung wird dadurch ein nützliches Glied der deutschen Nation; in diesem Sinne ist sie zu erziehen.

Hiermit aber wird die christliche Mission in den neudeutschen Gebieten eine nationale Sache, welcher sich auch die einheimische Bevölkerung annehmen muß.

Es ist nicht allein nötig, daß sie die Mittel aufbringen zur Erhaltung der Mission, die deutsche Nation soll auch lebendiges Interesse daran nehmen, wie das vorgesteckte Ziel zu erreichen gestrebt wird.

Betrachtet man die christliche Mission unter jenen Völkern von dem Standpunkte, daß, wie dieselben brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden, sie zugleich das Fundament werden, auf dem allein die deutschen Kolonien zu bestehen vermögen, so wird man sagen müssen, daß ohne die christliche Mission auch die Kolonien nicht bestehen können.

Man hört wohl Stimmen, auch von hochgebildeten Leuten, selbst Gelehrten, solche, welche auch durch die fremden Länder zogen, die von der christlichen Mission nichts wissen wollen und die armen Kinder der Natur beklagen, daß sie ihrem bisherigen, idyllischen Leben, das sie anscheinend unter Spiel und Tanz fröhlich verbringen, entrissen werden sollen.

Diese absprechenden Urteile stützen sich zuweilen auf Erfahrungen, wie an dem einen oder anderen Orte die farbigen Brüder zu Scheinheiligkeiten erzogen wurden oder erst seit sie Christen hießen (nicht waren) Lastern anheimfielen, welche sie früher nicht kannten.

Es ist niemand vollkommen, auch die Missionäre nicht; man begegnet in der That Erscheinungen von Bigotterie, welche man beseitigt wünschte, von Ansprüchen an das innere und äußere Leben der Bekehrten, welchen die schwachen Seelen nicht zu genügen vermögen. Man begegnet dagegen auch Ausschreitungen höchst unchristlicher Natur seitens Weißer, der Traders und Walers, denen gegenüber der Missionär mit aller Strenge am Platze zu sein nötig hat.

Bedenkt man nun, daß die farbigen Menschen der heißen Zone nicht immer bei Spiel und Tanz fröhlich sind, sondern nur zu leicht der Leidenschaft verfallen, welche sie grausam und blutgierig bis zur Menschunwürdigkeit macht, so wird man doch kaum darüber sie beklagen können, daß sie dieser Kindheit entrissen werden um unter der Menschheit in die Reihe der nützlichen Geschöpfe zu treten.

Und zu nützlichen Geschöpfen formt sie der Missionär, das wird ihm der deutsche Pflanzer bald Dank wissen, er wird es auch ihm danken, wenn er die Sprache der fremden Völker neben der Praxis aus Büchern lernt, denn die schreibt doch sicher kein Kaufmann oder kein Landwirt.

Im Gefühle des innern Berufes geht der Missionär mutvoll unter die greulichsten Horden und mit seinem Friedenswerk bezwingt er sie doch, wenn auch mancher seiner Brüder vor ihm dabei zu Grunde ging.

Hineintretend in das fremde Leben ist es ihm überlassen, hilflos unter einer mißtrauischen Bevölkerung Vertrauen zu erwerben, vor allem ihre Sprache zu erlernen. Nur erraten läßt sich anfänglich der Sinn von Worten, die erst nach dem Gehör niedergeschrieben werden können.

Die Verschiedenartigkeit der Sprache von Inselgruppe zu Inselgruppe erschwert deren Erlernung noch besonders, wenn nicht von den Missionären angefertigte Wörterbücher und Grammatiken vorhanden sind; aus diesem ersieht man auch, daß es des Missionärs als Lehrer der Eingeborenen bedarf, um diesen noch unbekannte Begriffe in ihrer Sprachweise verständlich zu machen.

Sprachforscher finden in den Sprachen der Insulaner der Südsee, besonders der Polynesier Verwandtschaft mit Hebräisch, unter sich erscheinen die verschiedenen Sprachen zwar verwandt, jedoch wiederum so verschieden, daß jede einzelne Stammessprache erlernt werden muß. Beispielsweise enthält das Alphabet der Fidschisprache 23 Buchstaben, von welchen drei erst durch Europäer hineingebracht sind, dagegen das Samoaalphabet nur 14 Buchstaben, zu welchen sich erst in neuerer Zeit das k als fünfzehnter gesellte.

In der Aussprache sind sie sich insofern gleich, als vor einigen Konsonanten ein Vorlaut tönt, welcher sich geschrieben nur durch vorgesetztes m oder n wiedergeben läßt — vor b lautet m; vor d — n; vor g — n; c wird wie das englische th ausgesprochen, z. B. Thakaundrove, geschrieben Cakaudrove; Mbau, geschrieben Bau; Tonga, geschrieben Toga. — Im übrigen ist unsere Aussprache der Buchstaben, besonders der Vokale maßgebend, nur daß meist die Doppelvokale einzeln ausgesprochen werden, wie auch die Silben ziemlich abgebrochen verlauten.

Durch die Kenntnis ihrer Sprache treten die Missionäre den Herzen der Eingeborenen näher, durch Kirche und Schule wird ihrem Denken eine andere bessere Richtung gegeben und vorzüglich eignen sich Jünglinge aus den Eingeborenen wieder zu Missionären unter ihren farbigen Brüdern.

Der innere Beruf muß dem Missionär die Triebfeder zur Waltung seines Amtes sein, denn der materielle Lohn entschädigt ihn nicht.

Englische Missionäre auf den Südseeinseln erhalten: freies Haus mit Garten, 3600 Mark Gehalt, 250 Mark für jedes Kind bis zu dessen sechzehntem Jahre, 30 Mark für Medizinvorräte, 60 Mark die Frau bei jeder Niederkunft, 240 Mark für ein Boot nebst Bemannung für Missionszwecke, 1000 Mark Zuschuß zur ersten Hauseinrichtung. — Dagegen haben sie an den Predigerfond jährlich 126 Mark und an den Erziehungsfond 21 Mark abzugeben.

Nach 10 Jahren erhalten sie 800 Mark, nach 20 Jahren 1200 Mark Zulage; — nach 40jähriger Amtsdauer 2800 Mark Pension.

Neben diesem kargen Lohn für Erfüllung seiner Lebensaufgabe erwarten ihn viele Gefahren, welche den Mut auch der Frauen herausfordern, davon weiß von Fidschi die Geschichte der Missionäre und von glücklichen Fügungen zu erzählen, welche beide so geeignet sind, das Christentum unter den wilden Völkern zu fördern.

Der Vater des jüngst verstorbenen Königs Thakombau (Tui Viti Cakobau) mit Namen Tanoa, ein echter Vuni Valu d. i. Wurzel des Krieges, war einer der grausamsten Kannibalen. Die Tui Vitis residieren auf der kleinen Insel MBau, welche von dem großen Viti Levu (das große Land) nur durch einen schmalen seichten Meeresarm wie etwa Norderney von Norden getrennt ist.

An der Küste von Viti Levu, gegenüber von MBau

hatte sich der Missionär Lyth mit Frau und Kindern angesiedelt; ihn zu besuchen kam Missionär Calvert von der Insel Taviune mit Familie und beide Männer begaben sich auf eine Bekehrungsexkursion in das Innere, ihre Frauen und Kinder allein zurücklassend.

Zur selben Zeit hatte Tanoa, weil zur Feier eines heidnischen Festes es an gefangenen Kriegern zu Schlachtopfern fehlte, am Gestade von Viti Levu 14 Weiber einfangen lassen, welche friedlich dem Fischfange nachgingen.

Als man begann, die nur halbtot geschlagenen Weiber in den mit glühenden Steinen gefüllten Gruben zum gräßlichen Mahle zu braten, begab sich ein bereits dem Christentume gewonnener, junger Häuptling hinüber nach der Missionsstation, wo er leider die Männer zur Hilfe nicht antraf, jedoch rasch entschlossen eilten beide Frauen Lyth und Calvert, ihre Kinder zurücklassend, im schnellen Kanoe zum König Tanoa, das Gebot mißachtend, das Frauen bei Todesstrafe verbietet vor das Antlitz des großen Vuni Valu in seiner Hütte zu treten und erzwangen von ihm die Freilassung der noch lebenden fünf von 14 Weibern.

Missionär Thomas Baker bezahlte in den Bergen von Viti Levu in Na-vosa seine Versuche, die gräulichen Kannibalen von ihren Schandthaten abzuhalten, mit dem Leben.

Obschon 1854 der Tui Viti Cakobau zum Christentume übergegangen war, so vermochte er doch nicht den Kannibalismus auszurotten, hatte er selbst doch noch wenige Jahre vorher, beim Tode seines Vaters Tanoa, dem heidnischen Gebrauche gemäß dessen fünf Frauen, darunter seine Mutter, eigenhändig erwürgt.

Noch im Jahre 1871 wurden die Engländer M'c Intosh und Spiers auf der Jagd ermordet und verzehrt, zu gleicher Zeit erlag die ganze Familie Burns diesem Schicksale auf die grausamste Weise.

Heute kann man, dank der Mission, vielleicht nur mit Ausnahme einer felsschluchtreichen Gegend auf Viti Levu, überall furchtlos und unbewaffnet unter die Eingeborenen gehen, und wenn zu diesem gesicherten Zustande auch militärisch-polizeiliche Hilfe in Mitte der siebziger Jahre erforderlich war, so darf man nicht vergessen, daß diese schwache Hilfstruppe aus bekehrten Eingeborenen unter Leitung von ein paar europäischen Offizieren bestand.

Dieser gesicherte Zustand von heute bezeugt eine Großthat der Mission, die um so mächtiger für sich spricht, als erst im Jahre 1835 die ersten Missionsversuche unter den Fidschianern, welche damals noch über 200000 Seelen zählten, gemacht wurden und erst ca. 20 Jahre später der König das Beispiel zu allgemeinerer Bekehrung gab.

Mit unwiderstehlicher Gewalt ergreift oft das echte Gotteswort die Gemüter der Naturmenschen und treibt sie zu heroischen Entschlüssen, so bald erst ihr Wissensdurst erweckt ist; oft ist es auch ihr hilfloser Zustand im Unglück, der ihnen die Machtlosigkeit ihrer Götter empfinden läßt, während wunderbare Kombinationen des Schicksals sie in die Arme der Christenheit führt. Folgende Geschichte mag als Erläuterung hiezu dienen. Joeli MBulu, ein Eingeborner von Tonga, besonders begabt und von ganzem Herzen der christlichen Lehre ergeben, wandte sich als Missionär nach der Fidschi-Insel Lakemba, auf welcher eine Anzahl Tongaleute lebten, welche bereits getauft waren und Anhänger gewonnen hatten, der König (Tui) Nayau und eine Anzahl Häuptlinge verhielten sich jedoch der neuen Lehre feindlich gegenüber.

Christliche Tongaleute waren inzwischen nach der Insel Vatoa gegangen und einer von ihnen mit Namen Josiah, welcher gehört, daß auf der nahen Insel Ono große Not infolge einer epidemischen Krankheit sei, ging hinüber und obschon mangelhaft vorgebildet, fand er doch einen fruchtbaren Boden für die christliche Lehre, auf welchem selbst seine spärliche Saat Früchte reifte.

Ein junger Bursche auf Ono war ergriffen worden von Wissensdurst, er entschloß sich, allein, im schwanken Kanoe nach Tonga (200 Seemeilen entfernt) zu reisen, um dort in der Missionsschule sich auszubilden. Das Wagnis gelang und er wurde später ein eifriger Missionär unter den wilden Stammesgenossen der Fidschi-Inseln, seinem Beispiele sind viele Männer von Ono gefolgt.

Eine der ersten eifrigen Christinnen (Lotu) war die Tochter des Häuptlings von Ono, die schöne Tovo geworden. Sie war als Kind dem grausamen alten Tui Nayau von Lakemba als dreißigste Frau zugesprochen. Nachdem sie nun Lotu war, weigerte sie sich dieser Ehe, wofür sich Nayau durch Krieg zu rächen und sie gewaltsam zu entführen gedachte. Er landete mit seinen Kriegerkanoes auf Vatoa, brandschatzte die christlichen Eingebornen und sandte zunächst 100 Krieger in vier Kanoes nach Ono, auf deren Rückkehr er vergeblich wartete, sie waren an den Korallenriffen elendiglich untergegangen. Mit der größeren ihm verbliebenen Kriegerzahl ging er selbst gegen Ono, in dessen Angesicht das wechselnde Wetter jedoch die Kriegsflotille in alle Winde zerstreute und nur wie durch ein Wunder gelangte er nach Lakemba zurück, Tovo war und blieb frei! Lotu (Christentum) aber wurde von Nayau nie wieder angefochten, selbst hielt er sich der Bekehrung in seinem Alter nicht wert.

Wie in diesen Inselwelten der englische Missionär mit Erfolg gewirkt hat, so mag es auch dem deutschen Missionär gelingen, in dem sich ihm öffnenden Gebiete segensreich zu arbeiten! Er wird an diesen Vorbildern vieles finden, was der Nachahmung wert ist, manches was besser gemacht werden könnte. Gewiß liegt in der erzieherischen Begabung des Deutschen das Moment für Mission, mehr noch als in anderen Nationen; diese Begabung von jetzt an auch in dem nationalen Sinne zu verwerten, die Eingeborenen derjenigen Gebiete, welche nunmehr unter deutscher Oberhoheit stehen, zu würdigen und werkthätigen Mitmenschen zu erziehen, begründet die Existenzfähigkeit der neuen, deutschen Kolonien. Die Existenzfähigkeit wird Handel und Plantagenwirtschaft wach rufen; diejenigen, welche sich letzterer widmen wollen, werden an den Großgrundbesitzern ihre Stützen und Helfer finden, der Staat wird den erforderlichen Schutz gewähren und damit wird unter Zusammenwirkung aller Beteiligten eine verständige Kolonialwirtschaft entstehen, welche die herrlichen Inseln vor Devastation schützt.

Gerettet!

Eine Episode aus den Schreckenstagen von Casamicciola.

Von

A. Andrea.



Heiter lächelt die Sonne auf die blühenden Gestade herab, aber auf den Bergen lagert sich hinter dünnen Nebeldecken das Verhängnis.

In froher Sorglosigkeit gehen die ahnungslosen Einwohner von Casamicciola ihren gewohnten stillen Lebensgang; ungestört geben sich seine zahlreichen fremden Gäste dem Genuß der sonnigen Fluren, der würzigen Luft und des erquickenden Meeres hin, jeder nur in seinem eigenen Behagen und Wohlergehen schwelgend, aber nach weniger Tage Wechsel werden Furcht und Todesangst sie in die traurigste gemeinschaftliche Verwirrung schleudern ...

Unaufhaltsam rückt das Unheil heran — — aber lautlos und verborgen, um desto freier hervorbrechen, desto fürchterlicher wüten zu können ...

Kaum hat der Pomino seine Nebelnachtkappe abgeworfen und die Sonne ihr goldenes Haupt über dem Vomero erhoben, als das kleine Leben an der Marine auch schon rege wird und rührig in den offenen Tag hinein arbeitet: die Fischer waschen ihre Kähne, oder legen an, aufs Meer hinauszufahren, ihre Weiber spannen Netze zum Trocknen aus und ihre Kinder schöpfen Meerwasser in kleine Tonnen, welche die größeren Buben auf den Kopf laden, um sie hinauf nach der Stadt zu tragen. Eine nach der andern der ärmlichen Behausungen, die sich zerstreut an der Küste entlang ziehen, werden geöffnet, und Männer, Dirnen, Burschen, Maultiere, Esel und Hunde — die sich alle an ihr Tagewerk begeben müssen — kommen zum Vorschein: auch das alte Mütterchen, mit der Spindel in der Hand, läßt nicht lange auf sich warten; und ihr nach folgen die kleinen Enkelkinder, denen noch der Schlaf aus den Augen guckt und die frische Morgenbrise lustig durch das durchlöcherte Hemdchen — ihre ganze Kleidung — bläst.

Ein paar vereinzelte Spaziergänger, die aus den umliegenden Hotels gekommen, gehen müßig vorüber und verlieren sich in den holperichten Steigen, welche sich zwischen den Gärten, Villen und Weinbergen zur felsigen Höhe hinaufwinden, wo die Olive ihr lockiges Haupt im Winde schüttelt und die blühende Myrte und Krauseminze ihren Duft weithin verbreiten.

Zu jenen zählt auch eine Frauengestalt in einem dunklen Touristenanzug und weißen Strohhut, dessen breiter Rand ein Gesicht beschattet, das viel zu ernst erscheint, um jugendlich — obgleich noch jung — genannt zu werden, und bereits von den unverkennbaren Linien des Leides und des tieferen Denkens gekennzeichnet ist: ihr Wuchs ist hoch und mädchenhaft schlank, ihr Gang mehr rhythmisch gefällig, als elastisch leicht, und die Ebenmäßigkeit ihrer Glieder so vollendet, daß das anspruchslose Flanellkleid, welches sie eng umschließt, einen Anstrich von vornehmer Eleganz und feinem Geschmack erhält.

Langsam aufwärts steigend und sich dabei auf ihren geschlossenen Sonnenschirm stützend, bleibt sie ab und zu stehen, um hinter sich zu schauen. Aber die klaren, von leichten bläulichen Ringen umzogenen rehbraunen Augen verraten keine Spur von Freude an dem Anblick der glatten, glänzenden Meeresfläche und der frischen, freundlichen Morgenlandschaft, sondern scheinen mit schmerzvoller Sehnsucht die blaue Tiefe zu suchen und zu fragen: Gibt es da unten Ruhe?

Als sie das Städtchen erreicht und ohne zu verweilen seine einzige „Piazza" überschritten hatte, schlug sie einen abgelegenen Pfad ein, der zum Pomino hinaufführte, und an einem großen, viereckigen Brunnenbecken vorbeilief, woselbst eine Anzahl Weiber, lebhaft schwatzend, mit einer großen Wäsche beschäftigt war.

Alle schauten der einsamen Spaziergängerin entgegen und boten ihr mit herzlicher Vertraulichkeit — wie wenn sie alte Bekannte wären — den Morgengruß.

„Ihr habt euch heut schon früh an die Arbeit gemacht!" bemerkte diese teilnehmend, indem sie stehen blieb.

„Jawohl, Signora!" erwiderte eines der Weiber, „Wochenanfang, Arbeitsanfang! Aber es will uns diesmal gar nicht flink genug von Händen gehen."

„Und warum nicht?"

„Uns ist mit einemmal aus drei Brunnen zugleich das Wasser fortgeblieben; und seht her, wie flach es auch schon in diesem steht!"

„Wie geht das zu?" fragte die Fremde: „es ist doch nicht so trockene Zeit gewesen."

„Das ist es eben," rief eine andere dazwischen, „was uns zu denken und zu reden gibt."

Jetzt hinkte, auf eine Krücke gestützt, ein altes Mütterchen aus einer der engen Seitengassen des

Städtchens hervor und richtete den unsicheren Schritt gleichfalls nach dem Brunnen.

„Pasquale!“ rief eine der Wäscherinnen ihr schon von weitem zu, „kommt doch heran und erzählt der Signorina, was sich vor siebzig Jahren hier zugetragen hat.“

„Eccomi! Eccomi!“ keuchte die Alte und stolperte so ungestüm vorwärts, daß ihr die Krücke entfiel.

Die Fremde eilte hinzu, hob sie auf und gab sie ihr wieder in die Hand.

„Gemach, Mütterchen, gemach!“ sagte sie, „wer einen so langen Lebensweg, wie Ihr, zurückgelegt hat, der darf schon langsam gehen.“

„Dank Euch, liebe Signora!“ nickte die Alte, während ihr ein Versuch zu lächeln unzählige Fältchen auf dem gelben, verwitterten Gesicht spielten: „Ihr geht so freundlich mit den armen Leuten um, daß wohl manche für Euch beten werden. Pasquale aber sieht's Euch an den guten Augen ab, daß die Madonna Euch besonders wohl will und einst ein großes Glück bescheren wird — wenn Ihr's sonst noch nicht bekommen habt.“

Die Weiber ließen ihre Arbeit ruhen und drängten sich neugierig um sie.

„Ist auch Eure Quelle versiegt, Pasquale?“

„Habt Ihr gestern Abend den Stern mit dem langen Schweif fallen sehen?“

„Hat die Eule wieder auf Eurem Dache gekreischt?“

„Was habt Ihr diese Nacht geträumt?“

So rief und fragte es bunt und laut durcheinander. Nur die Fremde, fast um Kopfeslänge den beweglichen Kreis überragend, stand schweigend und mit einem Anflug von Versunkenheit in seiner Mitte.

Die Alte nickte ein paarmal bedächtig vor sich hin und winkte dann mit der knöchernen Hand der Fremden zu.

„Signora!“ sagte sie mit seltsam hohlklingender Stimme, „wenn Ihr zu Haus was Liebes habt, das Ihr gern wiedersehen möchtet, so haltet Euch nicht lange mehr hier auf; es hängt ein Unglück in der Luft.“

„Ich habe kein ‚zu Hause‘,“ sprach die Fremde leise, „und nichts, das ich lieber wiedersähe, als was ich täglich um mich habe.“

Eine ungeduldige Bewegung ging durch den Kreis, und wieder rief es vielstimmig durcheinander:

„Ihr wißt mehr als Ihr sagen wollt, Pasquale!“

„Redet, Gevatterin, redet!“

„Und ratet uns!“

„Wir brennen vor Begierde, Eure Erlebnisse zu hören!“

Und die Alte sah eine Weile mit den erblaßten Augen ins Leere und begann dann mit sibyllenhafter Feierlichkeit:

„Wenn den Gläubigen auf Erden ein Unglück droht, so thun die Heiligen am Throne des Erlösers Fürbitte, daß er es abwende, oder sie darin beschütze und unverletzt hindurchführe. Dann legt der Allerbarmer oftmals der Natur seine Botendienste auf, um den Menschen Beistand zu bringen, oder sie wenigstens beizeiten zu warnen. Lange ist es her — ich war noch eine Bambina, die auf Großvaters Knieen ritt — da speite aus dieses Berges Mund (sie deutete auf den Vomero) die Hölle Feuer aus und schlug alles nieder, was da lebte und von Menschenhänden errichtet war.

„Aber vorher waren Zeichen und Wunder geschehen, die das Unglück angekündet hatten.

„Die an die Wunder und Wunden des Gekreuzigten glaubten, verstanden die geheimnisvolle Sprache der Natur, rafften ihr Hab und Gut zusammen und flüchteten sich nach der großen Golfstadt. Die aber ungläubig blieben und mit ihrem Verstande trotzten, mit ihrem Wissen prahlten und spotteten, hörten nichts als den stillen Luftatem, sahen ringsumher nur Sonnenschein und hellen Frieden und — — mußten jämmerlich dafür umkommen.

„Seit dem letzten Mondwechsel ist nun wiederum die Luft voller Zeichen: Aus dem heitern Nachthimmel fahren Blitze, gleich glühenden Schlangen; Sterne brechen aus ihrer Bahn und verlieren sich in der spurlosen Dunkelheit; klagend fliegt der Nachtvogel von seinem Felsennest herab und umpfeift mautrig die Dächer und Schlöte, und das Meer seufzt und stöhnt und jammert, wie vom Sturm gequält, während die Winde stillstehen und das Sonnenlicht heller als zuvor am Himmel zu brennen scheint. Ich sage euch, ein Unglück zieht heran, und wer noch feste Glieder hat, der eile ihm aus dem Wege, ehe es zu spät wird.“

„Wer wird Euch denn, Mütterchen, aus der Gefahr helfen?“ fragte die Fremde, „und Euch die Kraft der Füße zum rechtzeitigen Entfliehen leihen? Habt Ihr einen Sohn — — eine Tochter — —“

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Niemand hab' ich, und meine eigenen müden Füße reichen gerade noch für mich hin. Wo ich geboren bin, in Frieden gelebt habe, da werd' ich auch in Ruhe sterben, und die Madonna wird mich aufnehmen in ihren seligen Schoß . . . Mit Euch aber, gute Signorina, seien die Heiligen! Und wenn das Unglück da ist und Ihr Euer Glück erhalten habt, so denkt an die alte Pasquale.“

Damit erhob sie sich und humpelte, ohne ein Wort weiter zu verlieren, davon.

Auch die Fremde setzte, mit einem stummen Gruße an die Weiber, ihren Weg fort.

Kaum war sie zwischen dem milden Grün, das die Berge bedeckte, verschwunden, als ein Herr, von einem großen langgelockten Pudel gefolgt, auf dem geraden Wege von der Stadt erschien und eilig auf den Brunnen zuschritt.

„Kennt ihr die Dame, die hier eben mit euch sprach?“ fragte er, indem er achtlos eine Handvoll Silbermünzen unter sie warf.

„Gewiß, Herr!“ riefen alle einstimmig, und eine von ihnen fügte noch erklärend hinzu: „Es ist ja die Signora — — —“ Sie stockte, denn sie wußte weiter nichts.

„Wer ist sie und wo wohnt sie?“ fragte der Herr.

Ueberrascht sahen sich die Weiber untereinander an. Keine vermochte es zu beantworten.

Da die Fragen des Herrn jedoch ungeduldiger und dringender wurden, gab man ihm endlich von mehreren Seiten eine weitläufige, unbestimmte Auskunft: Eine wollte wissen, daß sie in einer entfernt liegenden Villa außerhalb des Städtchens wohne; die andere, daß sie aus einem Hotel an der Marine gekommen sei, und schließlich stimmten alle darin überein, daß sie jeden Morgen in der Frühe auf die Berge steige und nach einem sich stets gleichbleibenden Zeitraum wieder denselben Weg, den sie gegangen, zurückkäme.

Mit einem kurzen Dank ging der Herr weiter und schlug denselben Steig ein, den die Fremde genommen hatte.

Nach einer schnellen, längeren Wanderung wurde er ihrer ansichtig. Sie saß, halb vom Gebüsch verdeckt, am Bergesabhang, die Hände um die Knie geschlungen und mit einem eigentümlich freudlosen Blick verloren in die lachende Weite zu ihren Füßen schauend.

Um sie nicht durch das Geräusch seiner Schritte aufzuschrecken, oder vielleicht auch um sie genauer zu betrachten, stand er still und sah ihr aufmerksam in das ihm nicht mehr fremde, aber eigene Gesicht: es kam ihm wie ein einsamer, verborgener Stern am weiten bevölkerten Menschenhimmel vor.

Wer war sie? Welcher Nation angehörig? Eine Künstlerin? Eine inkognito reisende Prinzessin oder — eine interessante Abenteuerin??

Keines von allem war mit **Bestimmtheit** aus ihrer Erscheinung zu entnehmen; **vermuten** ließ sich jedoch in ihr alles zusammen.

Sie sah in ihrem bescheidenen, geschmackvollen Anzug sehr vornehm aus — — beinahe so vornehm, wie Lady Clarabelle in der Gesellschaftsrobe, und das war in diesem Falle maßgebend für ihn — Lord Manchester.

Hatte er sich doch nach reiflichem Ueberlegen die schöne, fashionable Lady zur Gattin erlesen und sich bereits mit ihr in aller Form verlobt: ein Mann, der im Begriff steht, den letzten Fuß von der Schwelle der Dreißiger zu ziehen, Parlamentsmitglied, Herr eines Palais am Green Square und viele Diners zu geben verpflichtet ist, kann nichts Vernünftigeres thun, als sich standesgemäß zu verheiraten, und niemand hätte sich besser eignen können, in seinem Hause Gäste zu empfangen, an seiner Tafel vorzusitzen und mit seiner Equipage im Regentspark zu glänzen, als Lady Clarabelle, die liebenswürdige, sechsundzwanzigjährige Witwe — die in allen Vorzügen der Geburt, des Reichtums und des gesellschaftlichen Ansehens vollständig seinesgleichen war?!

Er selber hatte im Ueberfluß und bis zum Ueberdruß vom schäumenden Freudenbecher des Lebens getrunken, und empfand das Bedürfnis der Mäßigkeit und Nüchternheit der Ehe. Auf Uebereinkommen der beiden betreffenden Personen war nun die Hochzeit zum nächsten Herbstmonat festgestellt, und Lord Manchester gedachte die kurze Pause bis dahin zu einer letzten freien Junggesellen-Erholungsreise zu benutzen, welche, seiner Verlobtenwürde angemessen, sehr ehrbar gehalten und ihm infolgedessen herzlich langweilig wurde.

Selbst mit Gästen überfüllt, blieb Casamicciola ein gewaltig einförmiges Fleckchen, das den verwöhnten Herrn der großen Gesellschaft bald in eine halb weltschmerzliche, halb kynische Gemütsstimmung versetzte.

Unter den alle Sprachen redenden Gleichgültigkeiten und Unbedeutenheiten, welche das Städtchen und seine Umgegend förmlich belagerten, kam er sich wie eine unbekannte, einsame Größe vor, die still sich in sich selbst verschließt; mit der vornehmsten Miene von der Welt ritt, rauchte und gähnte er nach allen Richtungen hin; langweilte sich mit möglichstem Anstand den ganzen lieben Tag lang und lief zuletzt zum Zeitvertreib einem fremden Frauenzimmer nach, das sich — gleich ihm — von allen übrigen abgeschlossen hielt, früh aufstand, um auf die Berge zu klettern, sich für das gemeine Volk zu interessieren schien und menschenfreundlich genug dachte, einem alten Weibe die entfallene Krücke aufzuheben.

Er war entschlossen sie anzureden.

Reisende brauchen es ja nicht so streng mit der hohen Schicklichkeit zu nehmen und außerdem — — spielen die Frauen gewöhnlich gern die Einsamen, um sich anziehend zu machen. Aus dem Gebüsch tretend, das ihn bis dahin verborgen gehalten, und sich ihr nähernd, zog er grüßend seinen Hut.

„Gestatten Sie mir das Wort an Sie zu richten?“ begann er mit weltmännischer Gewandheit, und selbstverständlich in seiner Muttersprache.

Ohne die geringste Spur von Erschrecken oder Verlegenheit zu verraten, richtete die Fremde halb abwesend, halb fragend die Augen auf ihn, und entgegnete im reinsten Englisch:

„Was wünschen Sie?“

Lord Manchester wäre beinahe in Verwirrung geraten; dennoch gewann sein Selbstbewußtsein gleich wieder Oberhand, und kaltblütig erwiderte er:

„Ich möchte wissen, ob die alte Frau, der Sie vorhin so barmherzig Ihren Arm zur Stütze gaben, hilfsbedürftig ist.“

„Sie ist arm.“

„Würden Sie mir wohl ihre Wohnung anzeigen?“

„Das Eckhäuschen links der Gasse, außerhalb des Platzes.“

„Ich danke Ihnen bestens!“ —

„Störe ich Sie, wenn ich noch länger bleibe?“ fragte Lord Manchester nach einer Pause höflich.

Sie wandte nicht einmal den Kopf nach ihm, sondern antwortete zerstreut:

„In der Natur wenigstens sollten die Menschen sich keinen Zwang auferlegen.“

„Wie jetzt ich Ihnen, zum Beispiel!“

„Sie haben mir meine Aussicht nicht genommen und sind dort, auf Ihrem Platze, eben so frei zu bleiben oder zu gehen, wie ich hier auf dem meinigen.“

„Aber ich habe Ihre stillen Betrachtungen unterbrochen?“

„Ja.“

„Was Sie mir hoffentlich verzeihen werden.“

Sie nickte.

„Ihr **Zweck** war ja einer alten Frau wohlzuthun; es freut mich, daß ich Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben vermochte.“

„Und darf ich Sie noch ein Weilchen länger der unliebsamen Einsamkeit entreißen?“

Jetzt sah sie ihn groß an.

„Mir ist Einsamkeit lieber als Gesellschaft!“

Das war deutlich genug abgefertigt, aber Lord Manchester hielt es für klug die „Gesellschaft“ nicht auf sich zu beziehen und entgegnete in leichtem Plauderton:

„Das ist ein Geschmack, gnädige — — Frau (er sprach das letzte Wort zögernd und fragend aus), um den manch einer Sie beneiden dürfte! Hier am Orte ist die Einsamkeit zu Hause, und ich meinerseits gestehe, daß ich ihr wenig Reiz abgewinne.“

„Was man im Ueberfluß haben kann, schätzt man gewöhnlich nicht.“

„Welcher Mensch auf der Welt könnte auch mit der Einsamkeit geizen?!“ rief er mit einem Lächeln der Erheiterung aus.

„Derjenige, welcher in ihr allein Freiheit findet, wie — — ich, zum Beispiel; Sie begreifen daher wohl, mein Herr — —“

„Daß ich Sie in Ruhe lassen soll!“ fiel er ihr offenbar belustigt ins Wort, „seien Sie großmütig, gnädige Frau, — ich darf Sie doch so nennen?!“

„Nein!“ erwiderte sie, „aber gern räume ich Ihnen dies Plätzchen ein, an dem Ihnen so viel gelegen zu sein scheint.“

„Mir daran gelegen?!“ rief er überrascht aus.

„Sind Sie nicht solange hier geblieben um es leer zu sehen?“ entgegnete sie mit unverkennbarer Ironie.

„Durchaus nicht!“ versetzte er lebhaft; „nur solange Sie es einnehmen, halte ich es überhaupt der Beachtung wert.“

„Doch ich — da ich nicht mehr allein hier bin — nicht länger für begehrenswert.“

Sie nahm ihren Schirm vom Boden auf und erhob sich. Unwillkürlich trat er bei Seite, um ihr den schmalen Fußsteig freizugeben.

„Ich bin untröstlich, mein Fräulein, Sie verscheucht zu haben!“

„Beruhigen Sie Ihr Gewissen, mein Herr!“ erwiderte sie gelassen; „meine Mußestunde ist ohnehin für heute abgelaufen; ich gehe meinen Dienst anzutreten.“

„Sie — — einen Dienst?!“ rief er erstaunt und ungläubig aus.

„Ja, mein Herr! Und zwar einen Dienst, welcher mir auferlegt meine ganze Freiheit — die ich in dieser einen Morgenstunde zusammenfasse — einer kränklichen Dame zu opfern, die — — mich dafür bezahlt.“

„O dann — — dann bitte ich zehnfach um Vergebung, mein Fräulein,“ sagte Lord Manchester in einer unbehaglichen Anwandlung von Enttäuschung und Beschämung, „erst jetzt verstehe ich, wie kostbar Ihnen die Augenblicke der Einsamkeit und Freiheit sein dürften, und aufrichtig bereue ich, sie Ihnen verkürzt zu haben. Im übrigen würde ich stolz sein auf die Ehre Ihrer Bekanntschaft: Ich bin Lord Manchester!“

Mit einer tiefen Verbeugung zog er sich noch weiter zurück. Ein flüchtiger Hauch von Farbe schoß durch ihre klaren Wangen; aber sie neigte nur gemessen den Kopf und schritt schweigend und mit gesenkten Wimpern an ihm vorbei, den Berg hinab.

Mit einem halb unmutigen, halb bewundernden Blick schaute er ihr nach bis ihr weißer Strohhut zwischen dem Grün verschwunden war. Dann lachte er kurz auf; noch nie in seinem Leben hatte er derartig Fiasko gemacht und kam sich fürchterlich einfältig und — leichtsinnig vor.

Es war ein Glück, daß ihn Lady Clarabelle hier nicht so stehen sah!

Dennoch fand er sich am nächsten Morgen, noch früher als gewöhnlich, auf demselben Wege ein und brauchte auch, zu seiner großen Befriedigung, nicht lange vergebens zu warten.

Die Fremde kam und stieg wie sonst den Berg hinauf. Als sie seiner ansichtig wurde, flog ein heftiges Erröten über ihr Gesicht, und eine Falte des Unmuts legte sich zwischen ihre Brauen.

Er zog zu einem stummen, ehrfurchtsvollen Gruß den Hut.

Sie nickte flüchtig und eilte vorüber.

Am zweiten Morgen wiederholte sich dasselbe Begegnen, und am dritten Morgen blieb sie aus.

Lord Manchester war den ganzen Tag bei schlechter Laune und langweilte sich über alle Maßen . . .

Gleich einem dichten Feuerballe hing die Sonne über dem stillen Meere und entsandte im Niedersteigen lange, gelbrote Strahlen, die weithin auf dem Wasserspiegel erglänzten und sich zuletzt zu sanften, rosigen Nebelwellen auflösten. Sie selber aber zerfloß allmählich zur schwebenden Glut, die sich breit und breiter am westlichen Horizont ausdehnte, und mit ihrem feurigen Wiederschein auch den fernen Osten entzündete, bis die Dämmerung über der Erde heraufzog, mit ihren langen grauen Flügeln das Meer bedeckte, die beiden entgegengesetzten, glühenden Himmelsstreifen zusammenzuraffen, sie eine Weile hoch über ihrem verschleierten Haupte zu halten, und dann jäh der plötzlich eingetretenen Nacht in den Schoß zu senken schien.

Zaghaft blinzen ein paar Sterne aus dem östlichen Gewölk hervor, aber wie geängstigt von der bewegten, schweren schwefelschwangeren Luft, ducken sie sich schnell wieder unter und nur der Abendstern zieht unbeirrt seine Bahn vom Westen herauf, bis er sich hoch in der Dunkelheit verliert.

Auf der Terrasse eines der unterhalb der Stadt liegenden Sommerhäuser saß zwischen Kissen und Decken versteckt eine alte Dame, und abwärts von ihr, über den Rand des Balkons gelehnt, stand eine junge, hohe, schlanke, die aufmerksam auf das Meer hinausspähte.

„Ich sage Ihnen, Tonia, wir werden ein Gewitter bekommen! Den ganzen Tag schon habe ich es in den Gliedern verspürt, und jetzt liegt es mir zum Ersticken schwer auf der Brust.“

Die am Balkon lehnende Dame wandte sich um nach der Sprecherin und fragte mit sanfter, etwas wehmütiger Stimme:

„Soll ich Ihnen nicht eine von den Decken abnehmen, Frau Baronin? Es ist ungewöhnlich heiß und schwül.“

„Ich würde mich erkälten!“ entgegnete die alte Dame in jenem halb klagenden, halb gereizten Ton, der kränklichen Leuten so leicht zur Gewohnheit wird; „besser das kleinere Uebel ertragen, als sich dem größeren auszusetzen.“

„Oder wollen Sie lieber hineingehen?“

„Ich fühle mich zu aufgeregt zum Schlafen.“

„So kann ich Ihnen vorlesen.“

„Sie werden auch wohl müde sein, mein Kind!“

In diesem Augenblick erschollen aus den offenen Fenstern der nächstgelegenen Villa die Klänge eines Pianos, von einer Geige begleitet.

Es wurde ein Walzer gespielt.

Man tanzte dort.

Beide schienen eine Weile hinzulauschen und dann bemerkte die Baronin:

„Dort drüben haust eine lustige Gesellschaft! Regt sich dabei nicht die Jugend in Ihnen, Tonia?“

Die Gefragte schüttelte den Kopf:

„Sie liegt schon zu weit hinter mir.“

„Unsinn Kind! Wenn ich noch nicht mehr als Ihre drei Jahrzehnte hätte, würde ich noch die Schmetterlingsflügel der Seele entfalten. Wer die Jugend verleugnen will, der werde erst meine 79 Jahre alt, und auch dann wird ers noch nicht gerne thun. Aber ich kenne das! Sie haben heute einen Ihrer schwarzen Tage.“

„Ja — mir ist's zum Sterben traurig!“ flüsterte die Gesellschafterin vor sich hin und die Baronin fuhr fort:

„Wenn es nicht meinen eigenen Vorteil in den Wind schlagen hieße, würde ich sagen, daß dies einförmige, freudlose Leben bei einer alten wunderlichen Frau das letzte wäre, was Sie hätten wählen sollen.“

„Es ist das einzige Band, das mich noch mit den Menschen verknüpft.“

„Ein dünner, morscher Faden, Kind! Sehen Sie sich beizeiten nach einem stärkeren um. — — Aber mir wird kühl! — —“

Die Gesellschafterin eilte zu ihr und bot ihr den Arm zum Aufstehen.

„Danke!“ seufzte die Baronin; „Sie sind die freundlichste Stütze meines Alters und — arme Tonia, ich bleibe Ihre mütterliche Freundin!“

Derartige Anwandlungen von Zärtlichkeit und Erkenntlichkeit für ihre Pflegerin kamen nicht selten bei der alten Dame vor, wurden jedoch nur zu bald von einem weitgreifenden Egoismus und einer ungezügelten Launenhaftigkeit wieder aus dem Felde geschlagen.

Die Gesellschafterin führte sie in einen kleinen, behaglich eingerichteten Salon, wo sie sich keuchend in einen Sessel niederließ, und zündete dann ein paar Kerzen an.

„Lesen Sie mir ein Kapitel aus der Bibel vor, liebe Tonia!“ sagte sie im Tone schmerzlicher Resignation. — „Es wird uns beide aufrichten.“

Schweigend nahm jene das auf dem Tische liegende heilige Buch zur Hand, und da sie es aufschlug, fiel ihr die verzweiflungsvolle Klage des leidenden Menschensohnes in Gethsemane ins Auge:

„Meine Seele ist betrübt bis in den Tod!“

Unwillkürlich hatte sie es laut gelesen, und es klang wie ein Seufzer aus ihrer eigenen Brust.

Die Baronin machte eine ungeduldige Bewegung.

„Schlagen Sie die Bergpredigt auf! Die Verheißung des Himmelreiches allen denen, die da geistig arm sind, soll uns in dieser Erdentrübsal trösten.“

Gehorsam schlug die Gesellschafterin das verlangte Kapitel auf und begann mit geschulter, aber unbewußt von leisem Pathos durchzitterter Stimme zu lesen.

„Genug, genug!“ unterbrach die Baronin sie nach einigen Minuten unzufrieden, „Sie lesen mir heute zu einförmig, Kind. Plaudern wir noch ein wenig. Aber bitte öffnen Sie auch noch das andere Fenster! Es ist eine fürchterliche Luft im Zimmer — fast wie Leichengeruch — — Mir ist ganz übel geworden.“

Tonia öffnete das zweite Fenster.

„Dieselbe dumpfe Schwüle herrscht auch draußen!“ bemerkte sie.

„Ja, ja!“ seufzte die Baronin, und fuhr klagend fort: „Wenn man alt geworden, schleichen einem leicht Todesgedanken in die Seele, und man fürchtet das große Uebel zu *sterben* schon ehe es heranrückt.“

„Ist der Tod ein Uebel?“ murmelte die andere versunken, „was bringt uns dann Erlösung von des Lebens Leid?“ raffte sich jedoch gewaltsam auf und fügte fast heiter hinzu:

„Wenn das Gewitter in der Luft hängt, ängstigt und bedrückt es die sterblichen Kreaturen; aber wenn es sich entladen hat, sehen sie über sich einen geklärten Himmel und atmen nach den ausgestandenen Schrecken um so leichter und froher.“

„Ja, ja!“ stöhnte die Baronin unruhig, „der Hoffnung redet die Jugend stets das Wort, aber für das mürrische Alter mögen nur Zweifel sprechen . . . Sehen Sie doch einmal nach, Tonia, wo das Kammermädchen mein Riechfläschchen hingestellt hat.“

Die Gesellschafterin eilte in das anstoßende Zimmer, aber ein Angstschrei der Baronin rief sie sofort wieder zurück.

Diese lag in einer Anwandlung von Paroxysmus in ihrem Fauteuil und schlug stöhnend und wimmernd mit den Händen in die Luft.

„Frau Baronin!“ rief die Gesellschafterin erschrocken, und versuchte sie emporzurichten.

Da schnellte diese plötzlich von selber auf, klammerte sich krampfhaft an sie und rief mit erstickter Stimme:

„Still! hören Sie nichts? Fühlen Sie nichts?“

„Es ist nichts, Frau Baronin. Beruhigen Sie sich — —“

Ein lauter Krach — ein Fall, der das ganze Zimmer erschütterte, unterbrach die Sprecherin.

Gellend schrie die Baronin auf, aber Tonia übersah mit schnellem Blick den ganzen Unfall:

Der Spiegel mit dem massiven, bronzenen Rahmen, im Zimmer der Baronin, dessen Thüre sie vorhin offen gelassen, war herunter gefallen.

„Das bedeutet Unglück!“ murmelte die Baronin atemlos, und sank wieder zurück auf ihren Sitz. „Ich gehe diese Nacht nicht zu Bette — — Sie müssen bei mir bleiben, liebe Tonia!“

„Sehr gern, Frau Baronin! Und soll ich nicht auch zum Arzte schicken — —"

„Reut es Sie um die paar Stunden, die Sie bei mir wachen sollen?" unterbrach die andere sie gereizt.

„Gewiß nicht, Frau Baronin! Ich möchte Ihnen nur alle mögliche Hilfe und Linderung verschaffen."

„Ja, ja! Sie sind ein gutes Geschöpf, liebe Tonia, und müssen schon Geduld mit mir haben. Ich sehe beständig ein offenes Grab vor den Augen, und das ist — fürchterlich . . .

„Eilen Sie nach der Apotheke und lassen Sie mir meine Opiumpulver bereiten! Sie wissen am besten Bescheid. Aber bitte, schicken Sie mir die Lucia herein, und kommen Sie recht schnell zurück."

„Ich lasse Sie ungern mit dem Mädchen allein, Frau Baronin — —"

„Und der Weg nach der Apotheke macht Ihnen bei Abend auch kein Vergnügen!" fiel diese der Gesellschafterin scharf ins Wort.

„Das wenige was ich für die Leidenden thun kann, wird mir stets das edelste aller Vergnügen sein!" entgegnete Tonia mit stiller Würde, ging hinaus und sagte der Magd, bei der Baronin zu bleiben, bis sie wieder da sei.

„Liebe Tonia!" rief ihr die alte Dame kläglich durch die offenstehende Thüre nach, und als jene zu ihr hineilte: „Sie nehmen mir meine schlechte Laune doch nicht übel?"

„Gewiß nicht, Frau Baronin! Es schmerzt mich nur, daß es nicht in meiner Macht liegt, Sie vor ihr zu schützen."

„Geben Sie mir die Hand!" sagte die andere gerührt: „Sie sind eine brave Person, und wenn ich einmal sterbe, sollen Sie sicherlich nicht leer ausgehen."

Diese machte eine abwehrende Bewegung:

„Die Gewißheit wenigstens einem Menschen auf der Welt nützlich zu sein, macht mir allein mein Dasein noch erträglich!" sagte sie aus tiefer Brust . . .

Draußen herrschte die Nacht.

Kein Stern war am Himmel sichtbar; dennoch zitterte ein seltsames helles Flimmern durch die Luft, das vom Meere herzudringen und die letzte Spur des Tages zu bezeichnen schien.

Mit schnellen Schritten schlug Tonia den aufwärts führenden Weg zum Städtchen ein; wie Spottgelächter tönte ihr noch lange die Tanzmusik aus der benachbarten Villa nach, bis sie sich endlich zwischen den stillen Gärten zu seiten ihrer engen, von Mauern eingeschlossenen Straßen verlor, und einem leisen dumpfen Getöse Raum gab, das wie geheimnisvolle Stimmen der Nacht ringsumher in Baum und Strauch lebendig wurde, und gleich geheimen Klagen eines leidenden Geschöpfes ihr bedrücktes Gemüt bewegte.

Von weitem brach eine Reihe hellerleuchteter Fenster durch die Dunkelheit; es war das „große Hotel", welches ungefähr die Hälfte ihres Weges anzeigte, der dicht an ihm vorbeilief. Auch hier wurde musiziert: Eine amerikanische Dame hatte für die sämtlichen Hotelgäste, zu denen in erster Reihe Lord Manchester gehörte, eine musikalische Soirée veranstaltet.

Auf der großen Frontterrasse standen mehrere Herrn mit brennenden Cigarren, die anscheinend aufmerksam durch die weitgeöffneten Glasthüren in den Saal hinein lauschten, aus welchem die Musik erklang.

Plötzlich fährt ein langes, hohles, von eigenen pfeifenden Lauten begleitetes Brausen durch die Luft; Schlag auf Schlag erdröhnt und eine Erschütterung erfolgt, wie wenn der Himmel stürzt, die ganze Natur zerschellt und alles was Substanz und Form hat zerschmettert wird . . .

Wie von Windesarmen erfaßt, fühlt sich die einsame Wanderin durch den unendlichen Luftraum geschleudert, hin und her gerissen, sinken, steigen, bei jeder unfreiwilligen Bewegung an unbekannte Hindernisse prallen, bis ihr die Sinne vergehen und sie sich im letzten Atem des Bewußtseins von einer grauenhaften Höhe herabgeworfen wähnt . . .

Stein und Erde, Bergmassen und Gartenfelder, Menschenwerke und Naturerzeugnisse liegen zu formlosem Chaos zusammengeworfen.

Aus unsichtbaren Tiefen ertönen Klagelaute; unter dampfenden Schutthaufen hören zahllose Herzen zu schlagen auf — und wer weiß, wie viele jammervoll vernichtete Leben zwischen den verworrenen Trümmern verwehen?!

Gleich einem verstümmelten, von Todesschauern geschüttelten Riesenkörper, liegt die blühende Insel des Mittelmeeres da.

O Nacht, laß auf immer deine Dunkelheit auf ihr ruhen — dein Schweigen sie auf alle Zeiten bedecken!

Aber siegreich ringt das unüberwindliche Leben mit dem Tode, und das unaufhaltsame Weben und Regen im Raume des Weltalls bricht die Schranke, die des Nichtseins Ruhe dem bewegten Sein zu setzen sucht. — —

Der Himmelsfunke, welchen der kühne Titane den Menschen erbeutete, kann der Welt nicht mehr entrissen werden! — —

Aber zwischen Tod und Leben spinnt der Zufall seine tausendfachen feinen Fäden und spielt lose mit dem Wunsche und Begehr der Menschen. — —

Ein brennender Schmerz ruft sie aus der langen Nacht der Ohnmacht zum Bewußtsein wach.

Ist sie noch immerfort in dem fürchterlichen Fall begriffen?

Es wirbelt ihr im Hirn. Ihre Sinne verwirren sich, noch ehe sie die volle Stätigkeit erlangen. Sie will die Arme heben, um nach einem Halt zu greifen, aber sie versagen ihr den Dienst — will sich mit dem Fuße Bahn brechen, er bleibt wie angenagelt am Boden fest — mit dem Kopfe aufwärts streben, aber wie von eisernen Klammern gehalten, bleibt er rückwärts hängen.

Nur den Augen gelingt es, sich zu öffnen, aber — sie sehen nichts. Tiefe, undurchdringliche Dunkelheit!

Ist ihnen auch immerdar das Licht verloren gegangen?

Ein kalter Schauer durchrieselt sie:

Blind und noch lebendig?!

Lebt sie denn wirklich noch?

Ihr dämmert die Erinnerung an einen langen mühevollen Lebenstag, dessen Ende sie wohl herbeigesehnt. — —

Und sind denn jetzt der Schmerz am ganzen Körper, das unerklärliche Unbehagen der Seele, die kalten Schauer in allen Gliedern, die erstickende Angst vor etwas Grauenhaftem, Unbekannten die süße, lang begehrte Todesruhe?

Langsam eröffnet sich ihr Gedächtnis einem gräßlichen Erlebnis:

Das Brausen in der Luft; das betäubende Rollen, Krachen, Prasseln, Pfeifen, Schreien; die dumpfen Schläge und Stöße, und endlich der entsetzliche Flug und der tiefe, tödliche Fall!

Was ist geschehen?

Wo sie hingeschleudert worden?

Liegt sie lebendig schon im Grabe?

Und die fürchterliche Stille rings umher!

Die schaurige Dunkelheit!

Eine Ahnung steigt in ihr auf:

Das Haus, an dem sie gerade vorüberging, auf ihrem Wege nach der Apotheke muß eingestürzt sein und sie unter seinen Trümmern begraben haben.

Und sie lebt nur — um sich zu einem grauenhaften Tode vorzubereiten!

Noch bis ins Sterben begleitet sie der lange Schmerz des Daseins, dem sie ununterbrochen unterworfen war; und der böse Stern, der über ihrem Leben geschwebt, leuchtet ihr auch noch auf dem Wege ins Jenseits.

Der Trotz der Verzweiflung, der ihr so manches Mal den gesunkenen Lebensmut ersetzte, regt sich in ihr:

Wenn denn alle Erdenqualen durchgekostet werden müssen, geschehe es wenigstens mit der unbeugsamen Kraft des freien Menschenbewußtseins!

Sie macht eine gewaltige Anstrengung sich zu regen; dabei stößt ihr Fuß an einen weichen Gegenstand, der nachzugeben scheint, und ihre aufwärts greifende Hand an etwas Kaltes, Hartes, das niedrig über ihrem Kopfe hängen muß.

Mit einem zweiten Ruck bringt sie sich in eine halbsitzende Lage und wird alsdann gewahr, daß der brennende Schmerz, welcher sie die ganze Zeit gepeinigt hat, von ihrer rechten Schulter herrührt.

Auch der linke Arm schmerzt sie empfindlich und ist so steif, daß sie ihn kaum zu bewegen vermag; aber endlich gelingt es ihr doch, ihn nach der anderen Schulter zu führen, und sie fühlt an dieser, wie am Halse, bis an die rechte Wange herauf, eine weiche, klebrige Masse, welche nichts anderes als geronnenes Blut sein kann.

Nach einer Pause der Erschöpfung tastet sie zu beiden Seiten um sich und stößt überall an unsichtbare Schranken, die wie Stein, Erde, Mauerwände anzufühlen, sonst aber nicht zu unterscheiden sind.

Dann rückte sie ein wenig weiter hinunter, und zwar mit viel mehr Leichtigkeit, als ihr die Bewegung nach dem Kopfende geworden war. Ihr hartes Lager mußte eine schräge Gestaltung haben, und sie selbst so zu liegen gekommen sein, daß sie die Senkung zu Füßen hatte.

Wo aber war das Ende?

Durfte sie sich noch weiter hinunter wagen, ohne zu fürchten, in eine tiefere Tiefe zu geraten?

Sie legte sich wieder der Länge nach hin und stieß von neuem an den weichen, und wie es ihr vorkam, auch warmen Gegenstand. Vorsichtig versuchte sie ihn mit dem Fuße weiter zu schieben und — vernahm plötzlich einen leisen wimmernden Laut, der mit jedem Augenblicke zunahm und endlich als das schmerzhafte Gewinsel eines Tieres zu erkennen war.

Also noch ein anderes lebendes Wesen in der fürchterlichen Gruft!

Ein unsäglich wohlthuendes Gefühl strömt ihr warm durch alle Glieder, und ein Aufschluchzen der Erleichterung — der Dankbarkeit — der Freude bricht sich ihr aus der Brust:

Zum Leben mußte sie einsam bleiben.

Zum Sterben wird ihr ein Gefährte mitgegeben.

Da kriecht es winselnd an ihrer Seite herauf und eine heiße Zunge leckt ihr — hilfeflehend oder hilfebringend? — über das Gesicht.

Sie hebt die Arme, umschlingt es und drückt es weinend an sich.

Meines elenden Gleichen im Sterben! Armes Wesen! Fürchtest du noch in dieser Qual den erlösenden Tod?

Und das arme Tier drückt seine blutende Schnauze an ihren Hals und wimmert eine Weile schwächer fort.

Zärtlich streichelt sie ihm das weiche, lockige Fell, bis es scheint, als ob es Linderung in ihren Liebkosungen gefunden; denn es wird stiller, drückt sich zitternd an sie und läßt sich zuletzt lautlos an ihre Brust ziehen.

Dann aber verwandelt sich das Zittern zu heftigen Zuckungen; ein paarmal stöhnt es dumpf auf, und da es wieder still geworden, fühlt sie es schwer und immer schwerer in ihren Armen liegen; sucht vergebens seinen warmen Atem — vergebens ihm einen Laut zu entlocken — und rings um sie her ist es wieder totenstill.

Von Entsetzen, Ekel und Verzweiflung überwältigt, läßt sie die Tierleiche fahren, und fällt ohnmächtig zurück . . .

Doch diesmal kehrt ihr das Bewußtsein nur zu schnell wieder, und mit ihm eine finstere Resignation, die allmählich die ganze Spannkraft ihres Geistes festlegt.

Was kann sie jetzt noch weiter thun, als die Augenblicke zählen, mit denen ihr das Ende nah und näher rückt?

Hoffentlich bleibt es nicht lange aus — sonst wird ihr auch noch das bißchen Luft vom Geruch der Verwesung verpestet!

Ueberall, wohin der Kopf fällt, gibt es spitze, harte, kalte Ueberreste eines eingestürzten Gemäuers.

So mag ein Stein, der gerade groß genug dazu erscheint, ihr zum Kissen dienen.

Der Schlaf der Ewigkeit wird lang und fest sein.

Jetzt naht er sich!

Barmherzig nimmt er ihr den Schmerz von den Gliedern und lullt ihr Gedächtnis in Vergessenheit.

„O Tod, erlöse mich von allem Uebel!“ betet sie mit schwindendem Bewußtsein . . .

Was schreckt sie aber so bald und so grausam aus dem Schlummer?

Ist denn in der Ewigkeit nicht Platz für sie, daß der Tod sie noch immer auf der Erde schmachten läßt?

Ein entfernter Hilferuf!

Ein deutliches, schmerzliches Stöhnen.

Ist das Tier wieder erwacht?

Nein!

Tastend überzeugt sie sich, daß es noch regungslos auf der Stelle liegt, wo sie es hingeschoben hat.

Wieder ein Ruf, und zwar in der Richtung, woher vorhin das Tier gekrochen kam.

Sie könnte versuchen hinunter zu rücken. Die Füße stießen am Ende doch an eine Grenze. Aber wer weiß, ob die Gruft, von ihren Bewegungen erschüttert, nicht hinter ihr zusammenstürzt?

Das Rufen wiederholt sich, und wird von stärkerem Stöhnen begleitet. Zuletzt werden sogar ungeduldige, unverständliche Worte laut.

Da kriecht sie auf den Knien, sich mit den Händen den unsicheren Weg tastend, langsam abwärts, bis ihr die menschlichen Laute zur Linken, und zwar aus der Tiefe kommend, erscheinen.

Jetzt hält sie inne.

„Ist jemand hier?“ ruft sie mit dem ganzen Aufwand ihrer Kraft.

Und in einer anderen, aber ihr doch verständlichen Sprache, klingt es schwach zurück:

„Helfen Sie mir — unter diesem Fels hervor —“

„Wo sind Sie?“

„Der Teufel mag es wissen — ich nicht!“

„Könnten Sie nicht ein wenig höher rücken?“

Eine Pause von einem starken Stöhnen und Keuchen unterbrochen. Und dann dieselbe männliche Stimme in hörbarer Erschöpfung:

„Unmöglich! Ich fühle den ganzen Pomino auf mir.“

„Warten Sie! Ich werde versuchen, näher heran zu kommen.“

Und sich eine Schwenkung nach links gebend, mit beiden Händen sich am Boden stützend, rutscht sie vorsichtig nach der unbekannten Richtung hin, bis sie mit dem Fuße in eine leere Oeffnung gerät, und dicht neben sich ein Stück des unsicheren Bodens in eine unsichtbare Tiefe hinabrollen hört.

„Halt!“ ruft es halb erstickt von unten herauf — „Rühren Sie sich nicht! Wenn nicht andere Berge auf mich gestürzt werden, gedenke ich diesen einen von mir zu wälzen.“

Atemlos hält sie inne und lauscht.

Es rollt und scharrt und rasselt unter ihr, wie wenn ein Gemäuer eingerissen werde; ein Aechzen und Keuchen unter einer verzweifelten Anstrengung; ein paar unwillkürliche Schmerzenslaute, und zuletzt ein tiefes, wenn auch erschöpftes:

„Dank dem hohen Himmel!“

„Sind Sie frei?“ fragt sie gespannt.

„Was man in diesem schauderhaften Loche so nennen kann! Ich muß heraus! Haben Sie nicht eine heile Hand mir zu leihen übrig?“

„O ja! Aber ich weiß nicht, ob ich zu Ihnen hinunterreichen kann . . .“

Und sich vorsichtig vorbiegend, senkt sie eine Hand suchend in die unheimliche Tiefe, ohne jedoch etwas zu fassen oder zu berühren.

„Wo sind Ihre Hände?“ rief sie hinunter.

„Ich kann Ihnen im besten Falle nur mit einer dienen!“ antwortete es dumpf, jedoch stärker als vorhin zurück. „Mein linker Arm baumelt mir hier wie ein vom Stamm gebrochener Ast zur Seite.“

Nun stemmte sie sich mit der anderen Hand fest auf den Boden und neigte den Oberkörper so weit wie möglich hinunter.

„Weiter kann ich Ihnen nicht entgegenkommen!“ rief sie. „Sehen Sie meine Hand noch nicht?“

„Bewahre!“

„Dann sind Sie am Ende auch blind! —“

„Ich hoffe nicht! Uebrigens fühle ich meine beiden Augen noch heil und ganz im Kopfe und schließe daraus, daß mir nur das Tageslicht zum Sehen fehlt.“

„Desto besser! — Strecken Sie den Arm so hoch Sie können; ich muß mich hier oben festhalten — Da — Sind Sie das?“

Sie war mit der Hand in das kurze dichte Haar eines Manneskopfes gefahren.

„O“, rief es mit einem Anflug trockenen Humors herauf; — „die Hand wird mich schwerlich zur Oberwelt hinaufziehen können!“

Dennoch wird sie schnell von einer anderen, viel größeren ergriffen und festgehalten und lebhaft fügt die fremde Stimme hinzu:

„Wenigstens kommt man endlich wieder mit etwas Lebendigem in Berührung! Halten Sie da oben nur stand, ich werde mir mit meinen Knien auszuhelfen suchen.“

Eine Weile bleibt es unten still; dann beginnt es wieder zu bröckeln, rollen, prasseln und fallen, wobei beständig ihre Hand festgehalten, und abwechselnd schwächer oder stärker daran gezogen wird.

„Jetzt hätten meine Knie glücklich einen Halt gewonnen!“ dringt es näher und stärker als zuvor herauf.

Dann fühlt sie einen gewaltigen Ruck, der ihr fast das Gleichgewicht nimmt; krampfhaft klammert sich die fremde Hand an die ihrige; eine schwere Last hängt sich an sie und mit erstickter, fast erloschener Stimme ruft es:

„Schnell — schnell — hoch! Oder ich — “

Und Furcht, Entsetzen, Angst und Mitleid durchbrechen mit einem Schlage die dumpfe Verwirrung ihres Geistes, und reißen sie aus der stumpfen Apathie, die so lange ihre Sinne bedrückte.

Ob jetzt auch alles über und unter ihr breche und stürze — es gilt ihr gleich!

Jetzt stemmt sie die Füße gegen den ersten besten Halt, drückt sich platt auf den Boden und mit der anderen Hand gleichfalls die fremde packend, zieht sie die Last — die sich allerdings mit gleicher Kraft der Verzweiflung zu heben und zu schwingen scheint — empor. Gleich darauf stürzt ein unsichtbarer Koloß neben ihr nieder. —

Eine lange Stille tritt ein. Der über die natürliche Kraft hinausgegangenen Anstrengung folgt die natürliche Abspannung. Beide erscheinen ohnmächtig oder bis zum Tode erschöpft.

Aber in ihr regt sich das Leben zuerst; und obgleich ihr noch alle Glieder vor Ermattung zittern, kriecht sie dennoch mühsam zu dem fremden, wie leblos daliegenden Körper heran.

„Er wird tot sein, wie der arme Hund!“ murmelt sie — „wird auch in Verwesung übergehen; und wenn ich nicht bald sterbe — —“

Da schlägt ein schwaches Atmen, bald gefolgt von dem schmerzhaften Stöhnen einer ringenden Menschenbrust, an ihr Ohr, und der unsichtbare Gegenstand an ihrer Seite beginnt sich zu regen.

Eine nie empfundene Freude bemächtigt sich ihrer, bei den zwar traurigen, aber doch so willkommenen Anklängen von Leben.

Sie unterbrechen ja das tote, rings um sie herrschende Schweigen, und verscheuchen die Schrecken der Verlassenheit in der dunklen, grauenvollen Gruft!

Eine Wallung von zärtlicher Dankbarkeit für den zwar unfreiwilligen, aber nichtsdestoweniger trostreichen Leidsgenossen, steigt in ihr auf und drängt jedes andere Gefühl zurück — bis auf das Verlangen, ihm beizustehen und Linderung zu verschaffen.

Vorsichtig kroch sie ein wenig höher, um zu tasten, wo sein Kopf läge, und da sie ihn gefunden, zog sie ihn leise auf ihren Schoß.

„Danke!“ murmelte er kaum verständlich.

Lange Zeit blieb er dann still, nur hin und wieder leise stöhnend, liegen, bis er sich zuletzt mit einem heftigen Schmerzenslaut aufzurichten versuchte.

„Sind Sie verletzt?“ fragte sie ihn, mit einer traurigen Einförmigkeit im Ton der Stimme.

„Ja! — — Vielleicht auch nur — — die ungeheure Anstrengung von vorhin. — — Mir ist's, als ob mein ganzer Körper eine einzige brennende Wunde wäre.“

Trotzdem stöhnte er nicht länger und fragte nach einer Pause hörbar ruhiger:

„Wer sind Sie?“

„Wer ich bin?“ wiederholt sie langsam, als wenn sie sich erst zu bestimmen habe. „Die Kleinigkeiten vergißt man leicht bei großen Ereignissen! Ja, ich erinnere mich: Ehe ich hier in die Gruft geschleudert wurde, bin ich Tonia gerufen worden. Der Name hat jedoch nichts zu bedeuten.“

„Mir wenigstens bedeutet er eine Leidensgefährtin!“ sagte er.

Sie schauderte plötzlich zusammen: „Sind wir lebendig begraben?“ fragte sie.

„Es scheint so.“

„Fürchten Sie sich zu sterben?“

„Angenehm kommt es mir gerade da unten nicht vor; doch mag es wohl hier zu zweien leichter gehen.“

„Wenn ich nur nicht zuletzt bliebe!“ murmelte sie dumpf. „Mir ist der Leichengeruch sehr zuwider und es war schrecklich, als der arme Hund mir in den Armen verendete.“

„Welcher Hund?“ fragte er hastig und fügte bewegt hinzu: „Es war gewiß mein armer Pudel, mein Pax! Wo mag er liegen? Doch zu Ihrer Rechten. Mehr nach unten — sehen Sie nichts?“

„Nichts! Aber ich könnte vielleicht etwas fühlen.“ Und er richtete sich auf und tastete in der bezeichneten Richtung umher.

„Da ist er!“ rief er aus, und seine Stimme klang heiser: „Armes, treues Tier, so finde ich dich wieder!“

„Wird er bald in Verwesung übergehen?“ fragte sie schaudernd. Es war augenscheinlich, daß der Gedanke sie gleich einer fixen Idee verfolgte.

„Der natürliche Auflösungsprozeß wird sicherlich bald eintreten,“ erwiderte er, wieder ganz gefaßt. „Schützen wir uns so gut es geht, vor seinen nachteiligen Folgen . . . Jupiter, wenn ich nur wüßte, was mit meinem Arm geschehen ist, er schmerzt mich unmenschlich und hängt nicht mehr an Ort und Stelle. Erlauben Sie, Gefährtin, daß ich mich auf Ihre Schulter stütze? So!“

Im nächsten Augenblick gab er einen kräftigen Stoß mit dem Fuße; man vernahm einen dumpfen Fall, von stürzendem Schutt und Steingeröll begleitet, und der Kadaver des Hundes war in die Tiefe, der sein Herr vor wenigen Minuten entstiegen, hinuntergefahren.

Erschöpft sank dieser seiner Leidensgefährtin wieder in den Schoß.

„Alle meine Knochen sind zerquetscht!“ stöhnte er.

Mechanisch strich sie ihm über die dichten Haare. Sie hätte ihm so gerne geholfen oder etwas zum Troste gesagt, aber woher Trost und Hilfe nehmen?!

„Ruhen Sie sich!“ murmelte sie, „und wenn es Tag geworden ist —“

„Es wird uns beiden vielleicht nie mehr tagen!“ unterbrach er sie gepreßt.

„Wenn dann der Tod nur nicht lange auf sich warten ließe.“

„Das wäre das erste Mal; er kommt sonst stets zu früh.“

„Sterben Sie nicht gerne?“

„Ich könnt' es gerade nicht behaupten! Wenn trotzdem gestorben werden muß, so kann ich mir wenigstens keine bessere Gesellschaft dazu wünschen.“

Sie schien den galanten Nachsatz seiner Antwort gar nicht zu verstehen und fragte nach einer kurzen Pause in derselben einförmigen Weise: „Haben Sie eine Heimat?“

„O ja! Und gewaltig stolz bin ich noch zu dieser Stunde auf mein liebes Oldengland. Und wo ist Ihre Heimat?“

„Ich habe keine.“

„Oh! So doch ein Vaterland. Sind Sie nicht eine Deutsche?“

„Ich mußte es sein!“ erwiderte sie tonlos; „aber mein wahres Vaterland habe ich mit allen heimatslosen Polen mein lebenlang beweint.“

Er seufzte und warf sich unruhig auf die andere Seite.

„Falle ich Ihnen nicht schwer?“ fragte er nach einem kurzen Schweigen.

„O nein!“ erwiderte sie in dumpfer Versunkenheit, „ich hab' am Leben schwerer tragen müssen . . . Es ist angenehm, zu wissen, daß man noch im Grabe jemand wohlthun kann.“

Wieder eine Pause.

„Wenn ich nur wüßte,“ begann er von neuem, „wie es sich mit meinem Arm verhält, so könnte ich am Ende einen Versuch wagen, mich in diesem düsteren Kerker ein wenig zu orientieren!“

„Ich fürchte, Ihnen weh zu thun, sonst könnte ich wohl —"

„Ihre Hand thut nicht weh!" fiel er lebhaft ein.

„Dann werde ich nachfühlen, wie es sich damit verhält"; aber das Wort erstarb ihr auf der Lippe. Sie hatte, mit den Händen seine Schulter untersuchend, anstatt des dazu gehörigen Arms einen kurzen, nicht mehr bis zum Ellbogen reichenden Stumpf gefunden, der in einem leeren Rockärmel zu stecken schien; nach genauerer Untersuchung ergab sich jedoch, daß der ganze übrige Teil des Arms noch mit der Haut, wenn auch schlaff wie ein totes Glied, an jenem festhing.

„Ihr Arm ist abgebrochen!" sagte sie ohne Klang und Bewegung der Stimme.

„Ich dachte es mir!" erwiderte er fest, jedoch merklich zusammenschauernd, und gleich darauf fügte er hastig hinzu: „Würden Sie wohl einmal meine Taschen durchsuchen, Gefährtin? Es sollte in irgend einer ein Messer zu finden sein!"

Schweigend kam sie seiner Aufforderung nach, zog aus verschiedenen Taschen verschiedene Gegenstände hervor und legte sie ihm in seine, nunmehr einzige Hand: ein Portefeuille, lose Briefe, eine Zeitung, ein Taschentuch und eine Cigarrentasche. Nur das Messer fehlte noch.

Eines nach dem anderen schleuderte er denselben Weg, den der Hund hatte nehmen müssen. Nur das Taschentuch behielt er zurück, und als er die Cigarrentasche in der Hand fühlte, rief er lebhaft aus:

„Wo die ist, sollten auch die Zündhölzchen nicht weit sein!"

Damit richtete er sich mühsam höher, um die Tasche seines rechten Beinkleides zu durchsuchen.

„Viktoria!" entfuhr es ihm gleich darauf in freudigster Ueberraschung; „da ist das Schächtelchen und auch das Messer! Frisch auf, Gefährtin! Jetzt schlagen wir den Tod noch ein Weilchen aus dem Felde. Hier, nehmen Sie das Schatzkästchen unserer Lebenslichter; aber gehen Sie haushälterisch damit um und zünden Sie gleich eins an. Ich werde derweil das Messer bewahren."

Der unverhoffte Fund scheint ihn plötzlich elektrisiert zu haben. Aufrecht, sich mit der Rechten fest auf den Boden stützend, bleibt er sitzen und wartet gespannt auf den ersten Lichtfunken. Sie hingegen ist sich völlig gleich, still und apathisch geblieben. Seine freudige Regung hat sie eher noch tiefer niedergedrückt: Er hat sich noch nicht von der Welt und dem Leben losgerissen, wie sie!

Stumm nimmt sie das Schächtelchen aus seiner Hand in Empfang; er hört, wie sie es öffnet. Ein schnelles, helles Aufzucken und das kleine, dünne Wachskerzchen brennt! Zu gleicher Zeit schauen sie einander ins Gesicht. Das seinige ist von Blut und Staub und Schrammen fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt; das ihrige zeigt gleichfalls ein paar breite Blutstreifen, aber sie rühren von der Schnauze des Hundes her.

„Willkommen!" sagt er nach einer Pause erschüttert; „willkommen in der Gruft! Ich hatte Sie an Ihrer Stimme längst erkannt, aber ich traute dem Zufall nicht. Diesmal werden Sie mich Ihre traurige Einsamkeit doch wohl teilen lassen müssen, meine arme, liebe Unbekannte."

Sie nickte.

„Sie sind Lord Manchester!" murmelte sie endlich.

„Nennen Sie mich Lionel, Tonia! Auf der Schwelle des Todes findet man sich am besten ohne Titel und Höflichkeitsformen zurecht. Wer hätte geglaubt, daß das Schicksal uns so bald und so grausam verschwistern würde!"

Da entfällt ihr das niedergebrannte Kerzchen und undurchdringliche Dunkelheit umfängt sie von neuem. Aber für beide hat sie einen Teil ihrer Schauder verloren.

„Möchten Sie mich wohl von diesem unbehaglichen Armbruchstück befreien, Gefährtin?" nahm er wieder das Wort. „Es wird kein angenehmes Geschäft sein, aber ich bilde mir ein, daß Sie mit Kranken, Krüppeln und derartigen unglücklichen Wesen umzugehen gewohnt sind. Geben Sie mir eine Leuchte oder gleich ein Paar! Es ist doch schön, daß wir wenigstens ein bißchen sehen können!"

„Ja, sehr schön!" erwiderte sie einförmig.

Dann zündete sie zwei der kleinen Kerzchen an, reichte sie ihm und begann mit sicherer und geschickter Hand ihm den Rock von den Schultern zu streifen.

„Nur frisch zugefaßt!" sagte er mit einem Anklang von Heiterkeit; „ich verspreche, mich ganz so brav zu halten, wie Sie sind."

Eine Weile spricht nun keines von beiden mehr ein Wort. Vorsichtig schiebt sie den Aermel von dem verstümmelten Gliede und trennt mit dem Messer das blutige Hemd darüber auf. Nicht ein einziger Laut kommt bei dem beklagenswerten Anblick über ihre Lippen.

Ihm entfallen jetzt plötzlich die letzten kleinen Reste seiner Kerzchen. Oder hat er sie fortgeworfen?

„Wollen Sie mir ein anderes anzünden?"

Sie gehorcht und nimmt, es ihm reichend, dafür das Messer in Empfang.

„Schneiden Sie, was lose hängt, ab!" sagt er kurz und wendet die Augen nach der anderen Seite.

Schweigend öffnet sie das Messer, faßt mit der Linken das blutige, geschundene Glied mit der großen, wohlerhaltenen Hand, macht eine kurze, kräftige Bewegung mit der Rechten und von seinem schwachen Halt getrennt, fällt er zu Boden.

Lord Manchester machte eine kaum merkliche Bewegung.

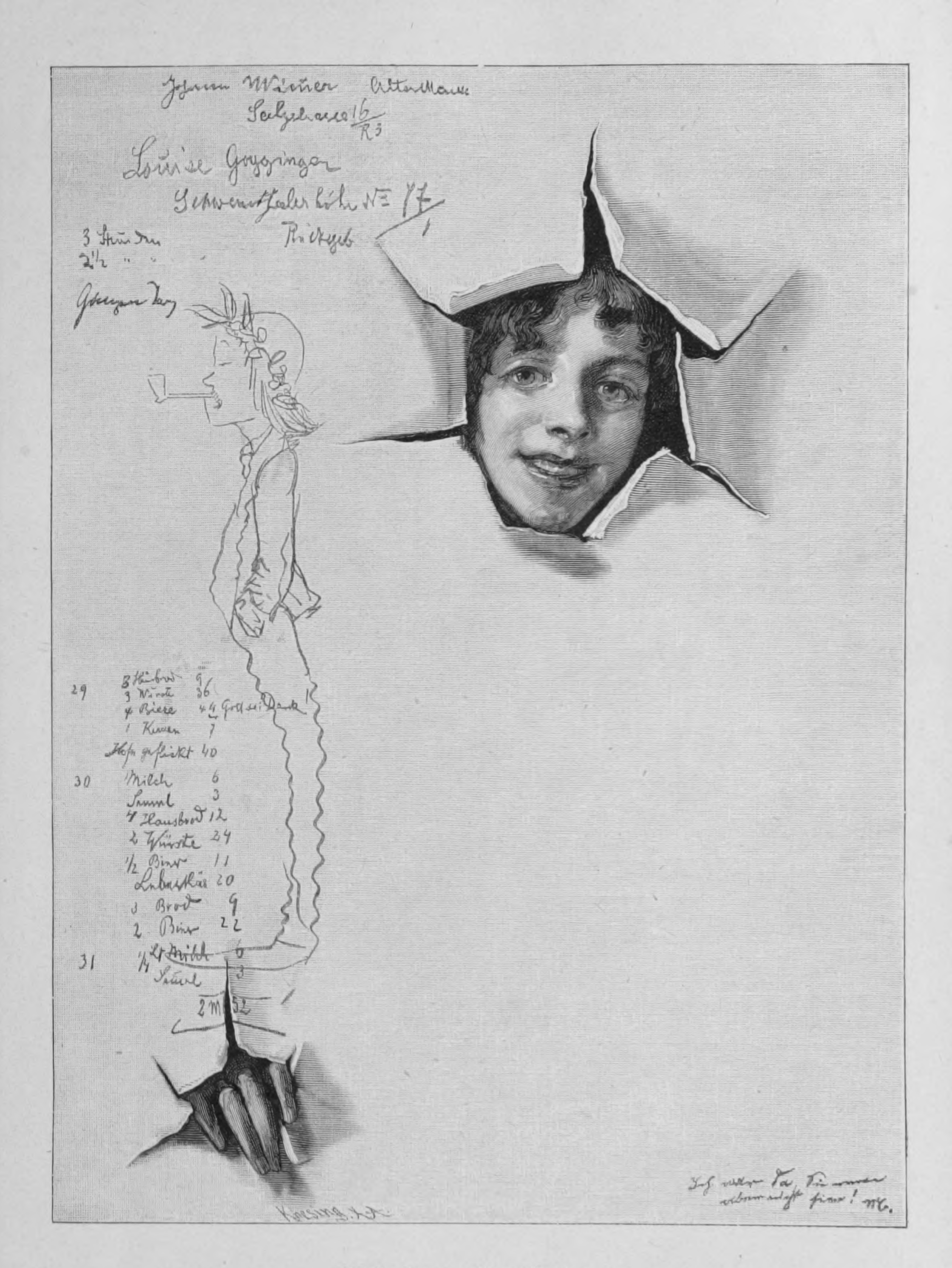
„Sie werden jetzt mein Taschentuch brauchen können!" sagte er gelassen.

Und sobald sie es um den blutigen Armknochen gewunden hatte, wandte er auch wieder den Kopf und sah ihr bei der traurigen Wundarztarbeit zu.

„Nehmen Sie auch noch meine Krawatte zum Verbande zur Hilfe!" sagte er, „sie ist von weißer Seide; ich bin ja direkt aus der Gesellschaft hierhergekommen.

Schweigend löste sie sie ihm vom Halse und vollendete damit den Verband.

Es war die höchste Zeit, denn ihre mühsam zusammengehaltenen Kräfte schwanden plötzlich dahin,



Atelierscherz. Von W. Berger.

ihr schwindelte und unfähig, sich länger aufrecht zu halten, sank sie, hart mit dem Kopf gegen seinen Fuß schlagend, um.

Er stieß einen unartikulierten Laut aus, schnellte jäh mit dem Oberkörper empor und mit kräftigem Griff das abgeschnittene tote Glied erfassend, schleuderte er es gleichfalls in die Tiefe.

„Mag es dort mit dem Hunde verwesen!“ sagte er, „so es uns nur nicht das bißchen Luft verpestet...“

Wieder umgab sie Dunkelheit und Schweigen.

Noch immer fühlte er ihren Kopf an seinem Fuße ruhen und wagte nicht, sich wieder auszustrecken.

„Gefährtin!“ rief er nach einer Pause laut, „was machen Sie denn da so still und schweigsam?“

Nichts als ein leiser Seufzer antwortete ihm.

„Ich bitte Sie um unseres Unglücks willen, mir nicht zum zweitenmal und — zwar auf immer — so schnöde den Rücken zu kehren!“

„Ich bin noch hier!“ hauchte sie kaum hörbar zurück.

„Das freut mich unaussprechlich! Wie ist es, können Sie Ihren armen Kopf nicht ein wenig höher bringen?“

Und vorsichtig tastete er nach ihr hin, bis er ihren weichen Scheitel berührte. „Kommen Sie zu mir herauf! Mein Arm wird Ihnen zwar nicht ein so weiches Kopfkissen sein, wie mir vorhin Ihr Schoß gegeben, aber jedenfalls ein besseres als mein Stiefel.“

Sie regte sich nicht.

„Geben Sie mir Ihre Hand!“ fuhr er dringender fort; „ich suche vergebens nach ihr. Ah, endlich! Wie klein und kalt sie ist! So, jetzt noch eine kleine, kleine Anstrengung und ich lasse Sie in Ruhe.“

Mechanisch seinem Wort gehorchend, machte sie auch in der That die gewünschte Anstrengung. Dann kam er ihr mit seinem Arm zur Hilfe, zog sie herauf und fühlte endlich mit einer Art von zärtlicher Befriedigung ihren Kopf an seine Brust sinken.

Nach einer Weile war es ihm, als ob sie stärker und regelmäßiger zu atmen beginne.

War sie eingeschlafen?

Leise rief er sie beim Namen.

„Tonia!“

Sie antwortete weder noch regte sie sich.

„Gefährtin!“

Ununterbrochen atmete sie ruhig weiter.

Sie schlief in der That.

Ein Laut der Erleichterung entrang sich seiner Brust.

Der Schlummer mußte ihr wohlthun und sie zu längerem Ausharren in dem finsteren Elend stärken.

Um sie nicht aus der kurzen Ruhe zu reißen, strengte er sich aufs äußerste an, in seiner ziemlich unbequemen Lage — nichts fand er, um sich anzulehnen oder zu stützen — auszuharren, denn seine vielfachen Wunden und Verletzungen schmerzten und peinigten ihn unaufhörlich.

Aber noch mehr quälten und peinigten ihn die Gedanken, die sich ihm in der Stille und Dunkelheit aufdrängten.

Vergebens strengte er sein Hirn auf einen Ausweg an, der ihn nur auf die schwächste Möglichkeit der Rettung hätte führen können. Nicht einmal die Beschaffenheit ihrer schauerlichen Gruft war ihm klar.

Und ließ sich auch nicht bei der geringsten Bewegung befürchten, daß das zufällige Trümmergebäude einstürze und sie zermalme?

Doch auch wenn es stehen bliebe, konnten sie dem sicheren Tode nicht entrinnen. Wie viele Stunden mochten schon über ihrer Verschüttung verflossen sein!

Wie vielen ähnlichen konnte die entkräftete Natur noch standhalten? Und was schützte sie zuletzt vor dem sicheren Hungertode?

Gespannt lauschte er eine Zeitlang, ob nicht ein einziger kleiner Laut der Außenwelt in die unheimliche Grabesstille dränge; aber nichts ließ sich vernehmen.

Vielleicht war es jedoch nur Nacht geworden und von dem kommenden Tage zu erwarten, daß er neue Hoffnungen wachriefe.

Aber worauf wären diese zu gründen?

Daß man sie vermisse, suche, ausgrabe.

Zwar erschien das eine Möglichkeit, die aber, ach! in einer kaum sichtbaren Ferne lag.

Er versuchte sich die Natur des fürchterlichen Unfalls klar zu machen, indem er jeden damit zusammenhängenden und ihm erinnerlichen Umstand sorgfältig erwog, und kam schließlich zu der Einsicht, daß das sinnverwirrende Brausen, Krachen, Donnern und Stürzen, welches ihn um die Besinnung gebracht, nicht von dem Einfall eines einzigen Gebäudes, sondern einer Erderschütterung herrühren müsse.

Freilich ging damit der Hoffnungsschimmer, vermißt und gesucht zu werden, wieder verloren.

Selbst wenn sich Hilfe einstellte, blieb noch ungewiß, ob und wann sie bis zu ihnen vordränge.

Immer von neuem wiederholte er sich daher, daß er selber etwas zu ihrer Rettung wagen müsse, und zwar noch ehe seine Kräfte völlig aufgerieben würden, aber — was?

Endlich regte sich die Schlummernde an seiner Brust; und sofort waren alle seine Gedanken wieder auf sie gerichtet.

Einen leisen Angstschrei ausstoßend, fuhr sie empor.

„Ein fürchterlicher Traum!“ wimmerte sie: „O weckt mich auf! Weckt mich auf! Ich fühle mich lebendig in das Grab geworfen.“

„Armes Kind!“ sagte er mitleidig. „Schlafen Sie weiter! Das Wachen ist noch schlimmer als das Träumen.“

Ihr Wimmern erstarb in einem tiefen Seufzer.

„Ich besinne mich!“ sagte sie gefaßter: „Sind Sie noch da, Lord Manchester?“

„Sicherlich!“

„Sie werden nicht eher als ich sterben?“

„Wenn es sich irgend thun läßt, gewiß nicht. — — Ist Ihnen übrigens klar, wie Sie hineingekommen sind?“

Sie schien ein wenig nachzudenken und erwiderte in sich versunken:

„Ich ging im Freien. Die Baronin hatte mich nach der Apotheke geschickt. Der Abend war dunkel und unheimlich bewegt. Ich hörte einen Trauermarsch

spielen; dann erfaßte mich der Sturm und meine Sinne verwirrten sich. Aber ich glaube, das Haus, an dem ich gerade vorüberging, stürzte hinter mir ein und — wir liegen unter seinen Trümmern begraben."

„Ich hingegen glaube, Gefährtin, daß uns keine geringere Kraft als ein Erdbeben zusammengeworfen hat."

Ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr ihr.

„Ich hätte die Erde für barmherziger gehalten!" murmelte sie hastig: „Warum mich nicht mit einemmal verschlingen? Wozu mich noch so lange martern? Rächt sich wohl der Tod an mir, weil ich ihn herbeigerufen habe?"

„Wie? Haben Sie denn zu sterben gewünscht?"

„Wie ein Gefangener die Freiheit erwünschen mag."

„Und Sie sind noch so jung!"

„Jung?! Meine dreißig Jahre dreifach genommen, hätten mich nicht reifer für den Tod und lebensmüder machen können, als ich es schon war."

„Dann müssen Sie sehr Trauriges erlebt haben."

„Erlebt!? O nein! Dies ist das einzige Erlebnis meines ganzen Lebens. Aber ich blieb so früh allein in der Welt und noch ehe ich mein Dasein schätzen lernte, mußte ich schon ringen, es mir zu erhalten. Dadurch ist's vielleicht geschehen, daß ich allmählich es zu hassen anfing. Ich hatte mir das Leben so groß und schön gedacht und durfte mich nur immer in einem engen Kreise des Denkens und des Schaffens bewegen, und — was ist häßlicher für den denkenden Menschen als das mechanische, geistlose Arbeiten für den Broterwerb?

„Ich hatte mir hohe Ziele gesteckt; aber schon auf halbem Wege mußte ich umkehren, um die nächstliegende, gemeinste Arbeit zu ergreifen, weil — der Hunger mich quälte.

„Ich nährte süße Träume in der Brust; die ideale Freiheit einer aufgeklärten Menschheit, zu der auch ich, mit meinen weitgehenden edlen Bestrebungen, mich stolz bekennen durfte, und — die Auferstehung meines toten Vaterlandes. Aber in der Fremde, in die das Schicksal mich gestoßen, fand ich meine Menschheit nicht, und immer bin ich in ihr heimatlos geblieben . . . Mein armes Vaterland steht nie mehr auf und ich, der unglücklichsten eine seiner verwaisten Töchter, bin in die enge Halbdunkelsphäre jener wohlbekannten, unbeachteten Frauenexistenzen geworfen worden, die sich um den schwarzen Punkt der Selbsterhaltung drehen, wie die Erde um ihre Achse, — — mechanisch, gleichmäßig, unaufhörlich vorwärts — vorwärts — vorwärts, ohne Rast und ohne Ziel . . .

„Unermüdlich arbeitete ich und hoffte mit all dem vielen Kleinen endlich ein einziges Großes zu erreichen; aber eine Hoffnung nach der anderen welkte in Enttäuschung; alles was ich that und schaffte, reichte gerade hin, mich zu ernähren und zu kleiden. In unserem Lande wird Frauenarbeit nicht geschätzt und man nimmt sich nicht erst die Mühe, sie zu prüfen . . . Ich liebte die Kunst; malte, trieb Musik und schrieb Gedichte, aber — bald mußten sie mir zum Erwerb dienen und beleidigt wandten sich die Musen von mir. Nach und nach verlor ich alles, was dem Leben eine höhere Bedeutung gibt, und bei allem, was ich auch beginnen mochte, drängte sich mir der Gedanke auf, daß das ganze mühselige Thun und Sorgen, wobei ich Denken und Empfinden preisgab, nur auf das niedrige Vegetieren hinausliefe, das die vernunftlosen Geschöpfe mit mir gemein und viel leichter als ich hatten. Dabei verfinsterte sich mein Gemüt; mein Geist verlor seine Spannkraft und zuletzt kam ich mir wie ein leerer Mechanismus vor, der sich unbewußt nach allen Seiten hin bewegt und das Spielwerk eines fremden Willens ist. Die Notwendigkeit zu essen und mich vor Frost und Hitze zu schützen, war die fremde Macht, der ich blindlings gehorchen mußte.

„Vielleicht war ich dennoch ungehorsam oder unvermögend — — genug — — eine lange Krankheit warf mich danieder, und als ich endlich wieder genas, trat das alte Schreckbild — die Sorge um Erwerb — in einer neuen finsteren Gestalt mir vor die Augen. Ich war bei der armen Frau, die mich gepflegt, tief in Schulden geraten und mußte fortan doppelt auf Verdienst bedacht sein, um sie sobald wie möglich abzutragen.

„Alle meine sogenannten Talente galt es mit einemmal zum Handwerk zusammenzuwerfen: Ich gab Musikunterricht; ich zeichnete für ein Modenjournal; ich griff zur Feder — alles vergeblich!

„So hielt ich's ein paar Jahre aus; ergriff und ließ fahren jede der angeführten Beschäftigungen, je nachdem die Not oder eine günstige Gelegenheit mich dazu veranlaßten, dann aber trat eine völlige Erschlaffung aller meiner Lebenskräfte bei mir ein — Ekel vor mir selbst und der ganzen Welt und über alles vor meinem freudlosen, unfruchtbaren Thun und Treiben. Kein anderer Ausweg aus diesen trüben Wirrnissen that sich mir auf als — Selbstmord. Doch in der Tiefe meiner Seele lehnte es sich wiederum auf gegen das erbärmliche Ende eines noch nicht abgelaufenen Lebens; denn so feine Namen ich auch dem entwürdigenden Worte geben mochte — Erlösung, Rettung, Selbstbefreiung — der Begriff desselben blieb sich immer gleich, erniedrigte und entehrte gleich sehr meine, mir noch stets bewußte Menschheit, und daher schleppte ich auf einem neuen Wege, der sich mir zufällig eröffnete, mein ödes Dasein weiter: Ich wurde Gesellschafterin und Pflegerin bei einer alten Dame und — zum erstenmal in meinem Leben genoß ich das befriedigende Bewußtsein, mit meinem Schaffen noch jemand anderem als mir selbst zu dienen und zu nützen; denn ich hatte zahlreiche Vorgängerinnen im Amte gehabt, von denen keine länger als ein paar Wochen standgehalten; ich aber harrte, je schwerer es mir wurde, desto mutiger darin aus und gewann es lieb . . . Aber Sie sehen, das Schicksal macht mir noch zuletzt einen Strich durch die Lebensrechnung! Ich habe die arme Frau, die wahrscheinlich umgekommen ist, nicht bis zu Ende pflegen und behüten können . . . Ah! Auch meine Tugenden bleiben Bruchstücke, wie ich selbst . . . (Sie that einen tiefen Atemzug) Ich werde leichter sterben können, nachdem ich endlich einmal die ganze Last des Nichts von mir geschüttelt habe!"

„Sterben!?“ rief er lebhaft aus: „Das wäre grausam! Nein, nein — — Das Leid ist der fruchtbarste Boden für die Hoffnung und noch leben wir, Gefährtin — — —“

Doch plötzlich bricht er ab —

War das qualvolle Atmen in einem Grabe noch Leben zu nennen?

Er hatte es über ihrer Erzählung vergessen.

„Leben?“ wiederholte sie tonlos. „Es ist ja vorbei! — Mein ganzes Leid bedeutungslos im großen Leid der Welt verronnen. Und wenn ich nicht mehr bin — — — ein Leichnam mehr! Was kümmert das die Menschen?!“

„Dennoch gibt es einen, den Ihr Tod tief — und wenn es nicht so kurz zu werden drohte, würde ich sagen: das ganze Leben lang — betrüben wird; und dieser eine bin ich selbst!“ sagte er.

„Ich — — ich danke Ihnen!“ murmelte sie wie unter einer heftigen Bewegung. „Danke Ihnen für das eine Wort, das je mein einsames Herz erfreut...“

Sie stockte und dann brach es wie in wilder Klage über ihre Lippen: „Aber es kommt zu spät — zu spät, und mit den zehnfach verdoppelten und verlängerten Qualen meines Sterbens kann ich Ihnen dafür doch nicht das Leben retten!“

„Sie thun mehr!“ sagte er bewegt. „Die schrecklichsten Augenblicke meines Daseins teilen Sie mit mir.“

Und gelassener fügte er nach einer Pause hinzu:

„Doch schäme ich mich nicht zu gestehen, daß ich das Leben noch zu jeder Zeit angenehmer, als das miserable Sterben — wie es uns hier droht — gefunden, und mich durchaus noch nicht dem Tod ergeben habe.“

„Ja,“ erwiderte sie, wieder in ihre alte einförmige Weise zurückfallend: „Wer eine Heimat hat — eine Familie, Weib und Kind — — —“

„Des letzteren erfreue ich mich leider nicht,“ unterbrach er sie trocken. „In der Gründung des eigenen Herdes bin ich noch nicht weiter als zur Verlobung mit Lady Clarabelle gekommen.“

„O — — wenn sie Ihr Unglück wüßte, oder gar von einem ähnlichen betroffen wäre!“ murmelte sie.

„Soviel mir bekannt, ist keines von beiden zu fürchten. Vor zwei Tagen — das heißt der Tage, die ich noch zählen konnte — ließ sie sich ihre Brauttoilette von Paris nach London schicken, wo sie sich zur Zeit befand... Schade um die verfrühte Ausgabe! Lord Manchester liegt unter den Trümmern von Casamicciola begraben, und sollte er noch je daraus auferstehen, würde sich ihr doch nur ein Krüppel präsentieren, mit dem sie sich schämen dürfte, vor den Altar zu treten und — zum Ball zu gehen.“

Sie antwortete nichts darauf; aber nach einer längeren Pause unterbrach sie wieder zuerst das traurige Schweigen:

„Ob es jetzt wohl Tag sein mag?“

„Ich denke, daß es Nacht ist, denn mit dem Morgen — selbst wenn er uns nicht sichtbar sein sollte — werden uns hoffentlich die leidigen Sterbegedanken verlassen! Meinen Sie nicht auch, Gefährtin?“

„Ich hatte sie bereits vergessen, denn — — ich denke daran, was sich thun ließe, damit Sie gerettet würden.“

„Auch ich habe mich schon müde daran gedacht; trotzdem wird uns nichts weiter übrig bleiben, als abzuwarten — sei's das Leben oder den Tod. Wollen wir inzwischen unsere letzten Lichterchen opfern, um uns in diesem Rattenneste umzusehen?“

„Hier ist das Schächtelchen. Sehen Sie — obgleich sich verd.... wenig sehen läßt — wie notwendig Sie mir sind? Nicht einmal ein Streichhölzchen kann ich mir allein anzünden.“

Dann nahm er ihr das brennende Kerzchen wieder ab und leuchtete aufmerksam damit um sich.

„Wenn man nur aufstehen könnte, ohne zu fürchten, daß die zweifelhafte Decke und die unsicheren Wände zusammenbrechen!“ bemerkte er.

Still, fast teilnahmlos, blieb sie am Boden kauern, verfolgte jedoch mit starrem, unverwandtem Blick das zitternde Flämmchen zwischen seinen Fingern.

Er hingegen prüfte mit eigentümlicher Hast alles von dem wenigen, das er berühren oder sehen konnte und ließ sich eines nach dem anderen — bis auf das letzte — der Kerzchen anzünden. Was er jedoch bei ihrem spärlichen, kurzen Lichte entdeckte, war Schutt, Steingeröll, Kalk, Erde, ringsumher; ein eiserner Thorflügel über ihren Köpfen, der, halb auf einem stehengebliebenen Stück Wand ruhend, schräg auf einen Haufen Steine und Erde herunterhängend, das künstliche Dach bildete und eine undurchdringliche Schutt- und Erdmasse trug, die, sobald er nachgab, auf sie stürzen mußte — und zu ihren Füßen, nach links hinlaufend, eine finstere Oeffnung, deren Tiefe nicht zu erkennen war — in welcher er sich selbst vorhin befunden hatte.

„Suchen wir uns unsere gezwungene Lage wenigstens so bequem wie möglich zu machen,“ sagte er mit einem vernehmlichen Anklang von Enttäuschung oder Entkräftung, und indem er nach oben drückte: „Diese Schuttwand scheint noch nicht zu wanken, und man könnte sich ein wenig anlehnen.“

„Kommen Sie heran, Gefährtin! Wir müssen uns auf eine lange Nacht gefaßt machen. So! (da sie schweigend seiner Aufforderung folgte) Lehnen Sie sich gegen mich, und wenn Sie müde werden, nehmen Sie mein Knie zum Kopfkissen. Da! — — das Lichtchen ist dahin!“

Er warf den glimmenden Rest nieder, legte den Arm um sie und zog sie dicht zu sich heran.

„Sitzen Sie jetzt einigermaßen bequem?“ fragte er sie.

„Sehr!“ erwiderte sie, leise fröstelnd zusammenschauernd...

Und dann tritt ein langes, langes Schweigen ein, währenddem die erschöpfte Natur sich gewaltsam der entbehrten Wohlthat der Ruhe und Stärkung zu bemächtigen sucht.

Lang, wie Fäden aus der Ewigkeit, zieht sich die stundenlose, saumselige Zeit.

Keines weiß vom anderen, ob es wache oder schlafe, im stillen leide oder Ruhe gefunden, auf den Tag hoffe

oder in der schauerlichen Dunkelheit verzweifle, an das Leben denke oder mit dem Tode ringe.

Plötzlich fährt Tonia, wie jäh aus dem Schlafe aufgeschreckt, empor:

„Hören Sie nichts?“

„Es muß jetzt Tag sein!“ erwiderte er mit matter Stimme.

„Mir ist's, als hörte ich einen entfernten Laut von Leben. Wenn wir rufen würden!“

„Man möchte uns doch nicht vernehmen und — mir bleibt die Stimme in der Kehle stecken.“

„Sitzen Sie noch aufrecht?“ fragte sie hastig.

„Ja. Aber es wirbelt mir im Hirn und die Zunge klebt mir erlahmt am Gaumen.“

Sie tastete nach seinem Gesicht.

Es brannte im Fieber und fast hörbar pochten seine Schläfe ihr unter den Fingern.

„Sie müssen große Schmerzen leiden!“

„Ich leugne es nicht,“ erwiderte er kaum noch verständlich.

Da zog sie sich leise von ihm zurück, und sich auf den Knien aufrecht haltend, tastete sie suchend nach allen Seiten hin. Ihr ganzes Denkvermögen war dabei auf einen Punkt gerichtet: Es mußte ein Ausweg gefunden — ihm geholfen werden.

Aber überall stieß sie an dasselbe verzweiflungsvolle Hindernis: Stein und Erde.

So war sie zuletzt bis zu der gefährlichen Oeffnung vorgedrungen und griff unwillkürlich mit beiden Händen hinein, als ob sie aus ihrer Tiefe die Rettung hervorziehen wolle, wie sie ihn selbst hervorgezogen hatte. Dabei mochte sie wohl zu nahe an den Rand gekommen sein, denn es begann neben ihr und unter ihr zu bröckeln, brechen und stürzen, und ein ekelhafter Modergeruch schlug ihr entgegen. Schaudernd und im Instinkt sich vor dem Fall in die Tiefe zu schützen, warf sie sich rückwärts, und von einem plötzlichen Schwindel befallen, war es ihr, als ob sich der Boden unter ihr senke und ihr ein toter Hund und eine halbverweste Menschenhand vor Augen schwebe. Doch noch in derselben Minute rief ein schmerzhaftes Aechzen hinter ihr sie wieder völlig zur Besinnung.

„Lord Manchester!“ rief sie ängstlich aus.

Aber er antwortete nicht, und das für den Augenblick verstummte Aechzen wurde schwerer und anhaltender.

Mit einer gewaltigen Anstrengung ihre von dem Modergeruch verursachte Schwäche überwindend, schleppte sie sich wieder zu ihm und gewahrte mit Entsetzen, daß das Fieber ihn schüttelte, die Zähne ihm vor Frost zusammenschlugen und sich sein Atem, in kurzen dumpfen Stößen, nur noch mühsam aus der Brust Bahn brach.

Mechanisch faßte sie seine Hand und rieb sie so eifrig und lange, als ob sie die Kälte des Todes, die bereits an ihr fühlbar war, in das heiße Leben, das *ihr* noch in der Brust brannte, verwandeln möchte.

Allmählich wich der Fieberfrost der eintretenden Fieberhitze. Seine Stirne brannte, seine Pulse flogen und rastlos warf er sich hin und her, so daß er ein paarmal hart mit dem Kopf gegen die Schutt- und Steinwand schlug, an der er lag.

Sie schob ihm den Arm unter und lehnte ihn, ihm ihre Schulter zur Stütze bietend, an sich. Die verzweifelte, obgleich ihr kaum klar bewußte Angst, den Grabgefährten zu verlieren, verdoppelte ihre geschwächten Kräfte und ließ den eigenen Lebensfaden um so zäher halten, je mehr der seinige zu reißen drohte.

Nach und nach schien er ruhiger zu werden und neues Bewußtsein sich in seinem fieberverworrenen Hirn zu regen.

Er ruft nach ihr:

„Gefährtin — — —!“

„Ich bin bei Ihnen.“

„Wie — — geht es Ihnen?“

„Ich weiß es nicht! — — Aber Sie scheinen sehr zu leiden.“

„Schon weniger — — — Bald mag es wohl ganz zu Ende gehen . . . Armes Mädchen! Es ist Zeit, daß wir uns auf den Abschied vorbereiten.“

„O — — wollen Sie mich schon verlassen, Lord Manchester?“

„Ich fürchte, daß dem Tod mein *Wille* nicht gewachsen sei! Oder wie ist's, Gefährtin, wollen Sie gleich mit mir kommen? Wollen wir mit einem Sprung in die Tiefe, die ich bereits zum Teil durchmessen habe, den Tod um das Vergnügen, uns zu quälen, bringen? — — Denn — — wenn nicht ein Wunder geschieht, ist mein Lebensflämmchen bald verglommen.“

„Ein Wunder — — ja ein Wunder *muß* geschehen! Sie *dürfen* so nicht sterben. Wozu sonst hätte *ich* alle diese Qual ertragen!?“ ruft sie aus und fährt so heftig empor, als ob sie dem unsichtbaren Himmel selber trotzen und drohen will; aber krachend stößt sie gegen das niedrige Gitterdach und sinkt jäh, wie sie sich aufgerafft, wieder zusammen.

Doch zu gleicher Zeit fällt ein leichter Schuttregen auf sie nieder, dem ein langes, unbekanntes Rollen und Stoßen und Rasseln folgt.

Beiden stockt der Atem.

Zieht da der Tod heran?

Sie sind bereit.

Er scheint jedoch noch zu zögern, wie wenn er sich nur angekündigt hätte und — sie mögen noch ein letztes Wort austauschen.

„Gefährtin!“ beginnt er mit hohler, schwacher Stimme, aber doch männlich gefaßt. „Jetzt lassen Sie uns Abschied nehmen. Das nächste ähnliche Getöse schließt sicherlich unser gemeinsames Grab und wir mögen in Freundschaft und Frieden nebeneinander schlummern.“

„Wo ist Ihre Hand? — — Danke! Solange wie ich kann, will ich sie festhalten: Sterben Sie sanft! Mir — — erscheint es unaussprechlich süß, in diesem letzten, finsteren Augenblick ein gutes — teures — — Menschliches zu fühlen. Lassen Sie mich noch einmal Ihre Stimme hören — — —“

„Lord Manchester — — Lionel! — —“

Er seufzte schwer.

„Wenn es ein Jenseits gibt — — Tonia — — so — — auf ein frohes — — glückliches Wiedersehen — — —“

Der letzte Worthauch erstirbt ihm auf der Lippe.

„Nehmen Sie mich mit! O nehmen Sie mich mit!“ schluchzte sie erstickt und thränenlos.

Aber er hört es nicht.

Ist er tot?

Zitternd vor Grausen und Herzeleid drückt sie sich an ihn; tastet nach seiner Hand — seinem Kopf — — seinem Gesicht.

Kalt — —! Oder nur erst erkaltend??

O er ist tot und — — der Wahnsinn hängt sich an sie. Heiß jagt ihr das Blut noch durch die Adern, brennt ihr verzehrend in der Brust, aber — — ihr Herz ist schon gebrochen . . .

Horch! Da rollt und kracht und prasselt es von neuem.

Jetzt kommt die Reihe an sie.

Er hat nicht lange auf sie zu warten brauchen.

Stürzt es noch nicht?!

Es soll nicht auch ihn noch zerschmettern — — ihn nicht noch mehr verstümmeln; ihr Körper soll den seinen decken.

Und den Tod erwartend, wirft sie sich über ihn . . .

Aber es wird wieder still da oben.

Weder die Decke stürzt, noch wankt der Boden.

Und — — ist es möglich?! — —

Sein Herz schlägt ja noch!

Wie wenn die Sonne plötzlich in des Grabes Dunkel dränge, hebt sie freudig, glückbelebt die Hände empor:

„Dank, Himmel! Nun hast du auch an mich gedacht!“

Da rollt und rasselt und kracht es von neuem über ihr, und entladet sich dicht in ihrer Nähe.

Es bebt unter ihren Füßen; zittert über ihrem Kopfe; Schlag auf Schlag erfolgt ein betäubendes, rauschendes Getöse; ein donnernder Fall und — —

„O Allmacht!“ schreit sie auf.

Aus der finsteren, unbekannten Oeffnung, bricht ein kleiner Streif matten Tageslichtes.

„Lord Manchester! Lionel! Kamerad!“ ruft sie atemlos, denn die Macht der plötzlich aufgegangenen Hoffnung möchte ihr die Brust zersprengen.

„Was — — ist es, Gefährtin?“ hauchte er kaum vernehmbar.

„Rettung! Rettung! Es ist Tag geworden! O halten Sie den Tod nur eine Stunde noch zurück! Sehen Sie — sehen Sie, dort ist das Licht!“

Und mit beiden Armen seinen Kopf umschlingend, wendet sie ihm das Gesicht dem gesegneten Tagesschimmer zu.

„Sehen Sie, sehen Sie!“ spricht sie in fliegender Hast, — „In der dunklen Tiefe schlummerte die Rettung. —“

„O gute Engel, gebt ihm meinen neuerwachten Herzschlag zur Hilfe, das Leben noch in dem seinigen festzuhalten!“

Das Rollen und Brechen und Fallen nimmt kein Ende. Zu allen Seiten wird es lebendig.

Das ist Erlösung!

Aber auch noch in ihrem Kreise gähnt die Gefahr sie an. Was ringsumher stürzt, kann auch auf sie stürzen. Wie mit einem Fall der aufgehäuften Schuttmassen die Oeffnung geschlossen, das Licht in ihre tiefe Finsternis geworfen worden ist, so können sie im nächsten Augenblick zermalmt — verschüttet werden.

Es gilt, eine vorläufige Sicherheit zu verschaffen.

Und diese muß dem Tageslichte näher liegen als der Dunkelheit. So schnell sie es vermag, kriecht sie nach der Stelle, wo jenes sichtbar geworden.

Die ganze Tiefe ist mit Steingeröll und Erde ausgefüllt und über ihr, aus einer kurzen, engen Spalte, dringt der Hoffnung bringende Schimmer.

Vorsichtig prüft sie erst mit den Füßen den neuen Boden, ob er fest genug sei, sie zu halten. Steine und Splitter unkenntlicher Massen bewegen sich zwar unter ihnen, aber er gibt nicht nach.

Sie wagt es sich ihm ganz anzuvertrauen: Anfangs zaghaft kauernd, sich noch mit den Händen an den festeren Massen anklammernd; dann aber richtet sie sich höher — höher und von obenher an kein Hindernis mehr stoßend, steht sie endlich wieder — nach ungezählten, langen, qualvollen Stunden, völlig aufgerichtet da.

Fast ist die ganze Körperlast zu schwer für die entkräfteten Füße, und zitternd, taumelnd, wankend — wie eine Trunkene, muß sie sich an der nächsten Erdwand halten, aber der von Freude und Hoffnung und geheimem Bangen gestählte Wille siegt über die erschlaffte Natur.

Gierig mit dem Blick das zitternde Tagesstreifchen eintrinkend, strebt sie mit hochgehobenen Armen, es zu erreichen; doch es bleibt noch weit von ihr entfernt — wenigstens um eines Meters Länge höher als ihre ausgestreckten Arme.

Aber ein schwacher — dennoch unsäglich wonnig frischer Lufthauch strömt bis zu ihr herunter und erquickt sie an Leib und Seele.

„Lord Manchester! Lord Manchester!“ ruft sie bebend vor Angst und Freude hinter sich.

Nur ein undeutlicher, stöhnender Laut antwortet ihr.

Kann selbst die neue Hoffnung, die schon sichtbare Hilfe nicht mehr sein Leben festhalten?

Dann ist ja alles nichts als schnöder Hohn des Schicksals!

Nur für ihn hat sie jubelnd das Licht begrüßt —

Für ihn den frischen Luftzug freudig eingesogen —

Für ihn die Hoffnung und das wiederkehrende Leben willkommen geheißen.

Und nun soll er sterben?!

So elendiglich unter Trümmern und Schutthaufen umkommen?!

Außer sich vor Angst und Herzeleid kriecht sie zu ihm, wirft sich über ihn und reißt ihn empor.

„Sie müssen fort!“ ruft sie erstickt: „Die Wände können jeden Augenblick stürzen, die Decke zusammenbrechen. Raffen Sie sich auf! — — Dort winkt der Tag — — ich habe frische Luft geatmet. — — O — — es war so schön!!“

„Ich will's versuchen!“ murmelt er und richtet sich stöhnend an ihrem Arme auf. Sein Atem fliegt und seine Brust keucht; das Fieber zehrt ihm an Mark und Bein, aber — um des süßen Lebens willen muß dem Tode widerstanden werden.

Halb wird er von ihr fortgezogen, halb schleppt er

sich an ihren Händen mit, bis sie die Stelle der Hoffnung — der Rettung erreichen.

Und es war die höchste Zeit.

Nach wenigen Minuten beginnt das Rollen und Prasseln und Stürzen hinter ihnen, und die Wand, an der Lord Manchester soeben noch gelegen, fällt zusammen.

Zweifellos würde sie ihn erstickt — zerschmettert haben. Das stäbige Dach bleibt jedoch noch an seiner Stelle hängen und verhindert den Einsturz des Mauerwerks, auf dem es liegt.

In atemloser Spannung lauschen und warten die beiden Gefangenen auf die kommende Befreiung.

„Hören Sie nichts?“ unterbricht Tonia endlich die angst- und erwartungsvolle Pause.

„Das — — klingt beinahe wie Menschenstimmen!“ erwidert Lord Manchester mit allem Aufwand seiner sinkenden Lebensgeister.

Da rafft sie mit der Kraft und Entschlossenheit der Verzweiflung einen Stein auf, und schlägt mit aller Gewalt gegen die Wand, aus deren kleiner Spalte das Licht dringt.

„Hilfe, Hilfe!“ ruft sie dabei, daß es ihr fast die Brust zerreißt. Und auch Lord Manchester erhebt sich zu einem letzten verzweifelten Kampf mit dem Tode; schlägt wie sie, gegen das Mauerwerk und stimmt in ihren Hilferuf ein.

Wird das Klopfen und Rufen gehört?

Oder führt der Zufall — die Vorsehung — die Hilfe herbei?

Das Geräusch menschlichen Treibens verstärkt sich; die Stimmen kommen näher und werden deutlicher.

Ein verworrener Lärm!

Das Rollen von Rädern!

Das Stoßen und Scharren und Hacken von kräftig geführten Rettungswerkzeugen!

„Hier! hier!“ ruft Lord Manchester von neuem, indem er sich an der Schulter seiner Gefährtin hoch aufreckt, um der Spalte so nahe wie möglich zu kommen.

Und:

„Hier! hier!“ erschallt es dumpf über ihnen . . .

Noch eine halbe Stunde vergeht den beiden in banger Erwartung, fieberhafter Spannung; auf und nieder schwankenden Hoffnungen und Befürchtungen, dann — thut es sich über ihnen auf; ein Regen von Staub und Schutt und Erde schlägt auf sie nieder, doch als sie endlich die wunden, blöden Augen öffnen können, grüßt sie der blaue Himmel, die leuchtende Sonne — das neue Leben und zahllose freudigbewegte Menschenstimmen: „Gerettet! Gerettet!“

Und hilfreiche Hände ziehen einen ohnmächtigen Mann und ein kaum noch atmendes Weib aus der Gruft.

Der Mann ist fürchterlich zerschunden; die Frau jedoch nur leicht verletzt!

Aber:

„Gerettet!“ murmelt Tonia mit einem tiefen Seufzer und dann vergehen ihr die Sinne . . .

In kurzer Zeit sind aus der jammervollen Verwüstung neue Menschenwerke hervorgegangen; Hüttchen, Gezelte, Baracken auf den Trümmern von Casamicciola errichtet worden, um die Obdachlosen, Verstümmelten und Sterbenden aufzunehmen.

Von allen Himmelsgegenden laufen Nachforschungen, Beileidsbezeugungen und Unterstützungen ein.

Was am Orte selbst mit dem Leben davon gekommen und seine Glieder wieder regen kann, strömt nach dem Platze, wo auf unabsehbar langen Holzgestellen die Leichen aufgereiht liegen, um Verwandte und Freunde darunter zu suchen und — zu beweinen.

Aber Hunderte sind weder unter den Geretteten noch den Toten zu finden!

Das Los der Vermißten ist am beklagenswertesten.

Es spinnt sich unter den Schutthaufen — in den schaurigsten Grüften ab; und wer einen geliebten oder bekannten Menschen zu ihnen rechnen muß, dem droht das Herz vor Mitleid und Grauen zu brechen.

Zu sterben ist eine Wohlthat im Vergleich mit den Qualen der lebendig Verschütteten.

Selbst einigen der Geretteten ist in der Finsternis der Gräber auf immer das Licht des Verstandes erloschen; andere sind, da sie die Sonne wiedersahen, in Trübsinn verfallen und wieder andere haben für alle Zeiten die Kraft und den Gebrauch der Glieder verloren . . .

Kinder die noch tags zuvor im Segen der Elternliebe wuchsen und gediehen, sind in einer Nacht verwaist.

Eltern die alle ihre Freude und ihren Stolz in den Kindern blühen sahen, finden einen Tag später den hoffnungsvollen Sohn als verstümmelten Leichnam, die schöne Tochter als Krüppel wieder.

Verzweifelt sucht der Gatte zwischen Trümmern und Schutthaufen seine Gefährtin; stumpfsinnig sitzt das Weib neben der Bahre eines zermalmten, blutigen Körpers und starrt mit blödem Blick in die bis zur Unkenntlichkeit entstellten Züge des geliebten Mannes.

Wehklagen, Jammern, Weinen und stilles Verzweifeln soweit das Ohr hört und das Auge sieht.

Doch bis in entfernte Länder ruft die Stimme des allgemeinen Elends um Barmherzigkeit; mit weittönendem Ruf fordert das Unglück Hilfe und mit allmächtigen Thränen bittet das Leid um Mitleid.

Von nah und fern strecken sich hilfreiche Hände aus und strömen helfende Kräfte herbei.

Vor den Hütten und Zelten liegen Betten, Kleidungsstücke und Lebensmittel aufgehäuft, und immerfort wird die große Menge des Verbrauchten durch neue Gaben ersetzt. Der Dürftigste hat für den Nackten ein Stückchen Zeug übrig; der Aermste für den Hungrigen ein Stückchen Brot! Die ihrer Habe Entblößten werden gekleidet; die Darbenden gespeist und getränkt; die Verwundeten verbunden und gepflegt.

Und beständig wird dabei das traurige Werk der Ausgrabung der Verschütteten fortgesetzt, so daß nach Verlauf von sechs Tagen nur noch wenige auf der Liste der Vermißten stehen.

Noch am letzten Tage sind atmende Menschenwesen aus den Schutt- und Erdmassen ans Licht gezogen worden.

Endlich wird die große, feierliche Totenbestattung

gehalten. In langen Reihen stehen die Särge aufgestellt.

Kränze und Blumen mildern mit ihrem Duft und Hoffnungsgrün den trostlosen, herzbrechenden Anblick.

Fremd oder bekannt, einheimisch oder ausländisch — alle, die das gemeinsame Schicksal auf die Bahre geworfen, werden mit gemeinsamen Zeichen der Trauer und der Liebe bedacht; in ein gemeinsames Gebet eingeschlossen und in ein gemeinsames Grab gelegt.

Ehe der lange traurige Zug sich in Bewegung setzt, treten die anwesenden Hinterbliebenen näher, den letzten Abschied von ihren Toten zu nehmen; dabei bleibt der größere Teil der Särge verlassen stehen, und die darin liegen entbehren den Scheidegruß — die letzten Thränen der Liebe.

Aber das umwölkte Himmelsauge winkt ihnen das traurige Fahrwohl des Lebens zu, und die zitternden Sonnenstrahlen bringen ihnen den letzten Kuß der Erde.

Auf einen einsamen Sarg, in welchem eine unbekannte Frauenleiche ruht, legt eine bleiche Fremde einen Cypressenkranz nieder und bleibt dann stumm und regungslos neben ihm stehen, bis die Männer, die ihn zu schließen gekommen, sie mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu zum Zurücktreten bewegen.

„Die ist auch gerettet worden!"

„Drei Tage soll sie unten gelegen haben!"

„Sie sieht noch todbleich und elend aus."

„Es ist eine Forestiera!" flüstern sich die Umstehenden neugierig und teilnehmend zu.

Aus ihrer Mitte hinkt ein altes Mütterchen herbei, das, auf die Särge deutend, zitternd zu der Fremden spricht:

„Da ist das Unglück, und Euch Signora steht es im Gesicht zu lesen. Aber die Madonna hat Euch nicht darin umkommen lassen und — das Glück folgt nach. Mich hat die Erde gleichfalls nicht verschlungen, dennoch sehe ich mein Ende nahe, und Ihr mögt auch noch der alten Pasquale — wie jener dort — einen Cypressenzweig aufs Grab legen und ein Vaterunser darüber hinbeten."

Jetzt werden die Särge aufgehoben.

Die Priester beginnen ihre langen einförmigen Gebete zu murmeln.

Mit dumpfem, langsamem Schritt setzt sich der Zug in Bewegung.

Lautes Jammern und Schluchzen — stille Thränen und Gebete begleiten ihn . . .

Einsam, wie von Toten und Lebendigen verlassen und vergessen, bleibt die Fremde auf dem öden Platze stehen und starrt mit düsterem, trockenem Auge dem Gefolge nach.

Als der letzte schwarze Schatten in der Windung des Weges verschwindet, geht sie still in die Stadt der Trümmer, Schutthaufen und Holzhütten zurück.

Vor einer der letzteren bleibt sie stehen und lugt durch die enge Thüröffnung hinein.

Auf einer Matratze im Inneren derselben liegt ein Mann. Leise tritt sie ein — denn er scheint zu schlafen — und kauert sich neben seinem Lager hin.

Da regt es sich. Ein heller Schimmer zieht über sein mit Narben, Schrammen und Pflastern bedecktes Gesicht, und ohne die Augen zu öffnen fragt er matt:

„Sind Sie es, Tonia?"

„Ja."

„Sie haben mich heute lange allein gelassen."

„Hatten Sie mich nötig?"

„Nicht mehr als sonst; aber das ist gerade genug, Sie zu vermissen. — Außerdem ist auch eine Depesche für mich abgegeben worden, die Sie mir gelegentlich vorlesen können."

Das bezeichnete, noch geschlossene Papier lag auf seiner Lagerdecke und er schob es ihr mit der Rechten zu.

Sie öffnete es und las:

„Glück zur Rettung! Haben alle Todesangst ausgestanden. Onkel die Jacht abgeschickt, Dich heimzuholen. Lady C. Trauerkleider — die ihr entzückend standen — wieder abgelegt. Wenn Seekrankheit nicht so unästhetisch, wäre sie gar zu Dir geeilt. Baldige Genesung, glückliche Heimkehr! Dein alter Freund und Vetter Harry."

Sie hatte mit tonloser einförmiger Stimme gelesen und legte ihm dann das Blatt wieder auf die Decke.

„Danke!" sagte er und machte dabei eine Bewegung, daß es heruntergleitt.

Achtlos blieb es am Boden liegen.

Eine lange Pause trat ein. Fast schien es, als ob er eingeschlafen sei. Plötzlich richtete er sich jedoch auf und sah sie mit einem langen, forschenden Blick an.

Sie saß so völlig in sich versunken da, daß sie es kaum bemerkte. Ein Schatten von Unmut trat in seine hellgrauen Augen.

„Ich habe Durst!" sagte er. — „Ist noch Wein in der Flasche geblieben?"

Schweigend stand sie auf, nahm aus einer Ecke eine bestaubte Korbflasche, deren kleinen Rest sie in ein Glas goß, mit Wasser und Zucker vermischte und ihm reichte.

Er ließ sich das Glas von ihrer Hand zum Munde führen und leerte es mit einem Zuge.

Dann schob er die Decke ein wenig zurück; seine linke Schulter wurde sichtbar, und mit ihr der leere Aermel eines groben Hemdes, das aus dem allgemeinen Beitrag der Barmherzigkeit stammte.

„Was meinen Sie wohl, wird Lady Clarabelle dazu sagen?" bemerkte er, jenen berührend.

Sie richtete den Blick auf seine verstümmelte Schulter und erwiderte tonlos:

„Ueber dasjenige, was am meisten schmerzt, schweigt man am stillsten. — Sie wird sich freuen, daß das Grab Sie ihr zurückgegeben hat."

„Und glauben Sie, daß ich in einer Woche werde reisen können?"

„Ja."

„Das ist gut. Ich bin es herzlich müde, hier wie ein abgehauener Stamm zu liegen und mich von Ihrer Barmherzigkeit zu nähren."

„Schmeckt sie schon — so bitter?"

„O als Arznei sogar ganz süß! Aber ich fühle das Bedürfnis gesunder, kräftiger Lebensmittel. Sie sicherlich doch auch, Gefährtin?!"

„Ich — bin an Arzneien gewöhnt, denn ich hab' mein lebenlang am Leid gekrankt."

Er streckte sich wieder auf seinem Lager aus; sie jedoch fest im Auge behaltend, fuhr er fort:

„Sie dürfen froh sein, mich langweiligen, unzufriedenen Gesellen endlich loszuwerden.

„Ich habe wenig auf der Welt zu thun und lasse dies wenige nicht gerne fahren. Die Baronin ist tot; Sie gehen und — mir bleibt nichts mehr übrig."

„So ist es allerdings eine große Beruhigung für mich, daß Ihnen das Wohlthun Freude macht, denn sonst stünde ich ja lebenslang in Ihrer Schuld."

Sie machte eine heftige Bewegung der Verneinung, erwiderte jedoch nichts und starrte immerfort vor sich nieder.

Er wartete einen Augenblick und fuhr dann in anscheinend leichtem Tone fort:

„Ob Lady Clarabelle mich wohl so treu und gut gepflegt hätte, wie Sie?!"

„Nein!" entgegnete sie ernsthaft.

„Woraus schließen Sie das?"

„Niemand auf der Welt hätte es so gern thun können als ich."

„Wie! Nicht einmal meine Braut? Wie läßt sich das erklären?"

„Ich — weiß es nicht!" antwortete sie. — „Mein Denkvermögen ist ermüdet und mein Gefühl todwund . . ." Und leise, wie sie eingetreten, ging sie aus der Hütte.

Mit gerunzelter Stirn schaute Lord Manchester ihr nach:

„Ist das nur alles Trübsinn und Verschlossenheit oder — Gleichgültigkeit gegen mich und alle Welt?" murmelte er halb schmerzlich, halb ärgerlich . . .

Von dem Tage an, da Lord Manchester zum erstenmal sein Lager und die Hütte verlassen durfte, sah er seine Pflegerin nie mehr anders, als inmitten anderer Kranken und Verwundeten, denen sie mit derselben Ausdauer, Geduld und Umsicht Hilfe leistete, wie sie es ihm gethan hatte.

„Bin ich denn schon gänzlich von der Liste Ihrer leidenden Mitgeschöpfe gestrichen worden, Gefährtin?" fragte er sie einst, da er sie nach langem Suchen neben dem Strohlager eines alten Mannes sitzend fand, dem sie ein paar tiefe Kopf- und Halswunden wusch und verband.

„Dieser hier braucht mich noch — Sie nicht mehr!" erwiderte sie, ohne aufzuschauen.

„Ich bin noch nicht geheilt!" entgegnete er kurz und ging fort . . .

Als der Vollmond über den Bergen stand und der Abendfriede die Stätte der Verwüstung und des Elends umschwebte, stieg Tonia den Steig zum Pomino hinan, welcher in vergangenen Tagen ihr regelmäßiger Morgenspaziergang gewesen. Sie ging schnell, ohne sich um-, geschweige denn hinter sich zu blicken, bis sie die Stelle erreichte, wo Lord Manchester sie zum erstenmal angesprochen hatte.

Da stand sie still, sah sich suchend um und setzte sich dann auf denselben Platz, wo sie damals gesessen.

Sanft hüllen die Schatten der Nacht sie ein, aber der Mond gießt sein mildes Licht über sie aus und kosend umspielen seine zitternden Strahlen ihr Stirn und Wangen.

Leise umstreift der laue Westwind ihren unbedeckten Kopf und läßt sich mit geheimnisvollem Geflüster im Gebüsche ihr zur Seite nieder.

Neugierig flattert eine Fledermaus dicht über ihr hin und her, und mit schwerem Flügelschlag fliehen ein paar aufgescheuchte Nachtvögel an ihr vorbei.

Aus der Ferne ertönt das harmonische Wogenlied des schlummernden Meeres, und weithin sendet die blühende Clematis ihre süßen Düfte durch die stille Luft.

Aber keines von allen bringt Trost und Ruhe in ihre schmerzzerrissene Seele. Freud- und haltlos schweift ihr thränenmüder Blick in die unbegrenzte Weite, während sich ihre Gedanken doch nur an einem Punkte festklammern: — Lord Manchester. —

Noch eine Nacht und einen Tag steht sie im Leben in seiner Nähe, dann tragen Wind und Wellen ihn fort — in die Arme der Braut!

Ihr Herz krampft sich bei dem Gedanken zusammen und ihr stürmischer Pulsschlag stockt in seiner Bahn: Wenn er geht, nimmt er ihr Leben mit hinweg.

Das Schicksal gab sie ihm am Grabesrande zur Gefährtin — Hand in Hand hat sie mit ihm auf der Schwelle des Jenseits gestanden. —

Mit ihrem eigenen Leben hat sie ihn dem Tod abgerungen. — Daher ist ihre Seele unauflöslich an die seinige gebunden und in alle Ewigkeit muß sie — ihn lieben.

Zärtlich lieben — wie eine Mutter ihr Schmerzenskind — treu lieben — wie der Freund den erprobtesten Kampfgenossen — leidenschaftlich lieben — wie das Weib den Mann, an dessen Brust er sterbend noch sein eigenes Leben findet.

Aber er geht und ihr bleibt nichts mehr übrig, als der Tod! Jetzt erst fühlt sie alle seine Schauer.

Was sie in der finsteren Gruft empfunden, war nur ein Fiebertraum.

Er geht — und rettungslos muß ihr Herz an der Einsamkeit und an der Oede der Welt erkalten.

O hätte sich doch in der Gruft ihr letzter Odem mit dem seinigen vermählt.

Wäre sie doch in Ewigkeit die Gefährtin seines Leids geblieben, dann — hätte sie nicht verzweifeln brauchen!

„Lady Clarabelle! Das falsche Schicksal stößt mich in Verdammnis, damit du im Himmel seiner Liebe selig wirst."

„Lady Clarabelle! So grenzenlos wie ich jetzt leide, mußt du ihn lieben, sonst wird die Natur mich furchtbar an dir rächen . . ."

„Lady Clarabelle! Freudig wollte ich den großen Becher alles Erdenleides leeren, so ich nur ein Tröpfchen deines Glückes kosten dürfte — — —"

„Lady Clarabelle — —"

„Tonia!" ruft es sie beim Namen, und aus dem Gebüsch ihr zur Seite tritt Lord Manchester.

Längst ist das kurze kleine Wort verklungen, aber immer noch hört sie seine Stimme.

Achtlos hat der Nachtwind „Lady Clarabelle"

verweht und „Tonia“ füllt die ganze weite Welt aus . . .

„Was thun Sie hier?“ fragt er kurz und streng.

„Nichts.“

„Haben Sie Zeit dazu?“

„Viel zu viel —“

„Wie kommen Sie denn dazu, mich zu vergessen?“

„Ich — habe Sie nicht vergessen.“

„Desto schlimmer dann, daß Sie sich nicht mehr um mich kümmern, und ich hier mühsam heraufsteigen muß, Sie mir zu suchen.“

„Was wollen Sie noch von mir?“

„Wissen Sie nicht, daß ich morgen reisen muß?“

„O ja!“

„So dächte ich, daß wir auch einen Abschied zu nehmen hätten.“

„Wozu? Die Trennung selbst ist ein endloser Abschied!“

„Doch wir waren gute Freunde und Leidsgefährten! Wir wollen uns zum Scheiden die Hände reichen und einander Glück fürs Leben wünschen.“

„Ich wünsche Ihnen Glück — —“

„Und ich Ihnen! Aber ich möchte auch wohl wissen, was Sie hier — ohne mich beginnen werden.“

„Ich — bleibe — wenn Sie fort sind — nicht mehr lange hier.“

„Wohin wollen Sie?“

„In — meine Heimat.“

„Sie haben keine Heimat!“

„Aber — es gibt einen Ort der Ruhe, der alle Wanderer aufnimmt.“

„Ich glaube ,daß Sie müde sind und Ruhe brauchen, armes Kind! Kommen Sie. Lassen sie uns hinuntersteigen. Der Schlaf wird Ihnen Ruhe und auch Frieden bringen . . .“

O er versteht sie nicht!

Er bemitleidet sie —

Gibt ihr brüderliche Teilnahme —

Aber erbarmungslos tötet er sie.

„Gehen Sie!“ ruft sie ihm flammend zu.

„Ohne Abschied? — Nein!“

„Ich kann nicht Abschied nehmen!“

„So — kommen Sie mit mir“ —

„Ha! — wird Lady Clarabelle eine Gesellschafterin nötig haben?!

„Das weiß ich nicht. Ich aber würde Sie brauchen können.“

„Nur nicht mich, Lord Manchester! Nicht mich!“

„Gerade Sie!“

Da schlägt die Woge leidenschaftlicher Qual und Liebe über ihr zusammen. Sie schnellt empor und den Arm gegen ihn ausstreckend, das Gesicht im Mondschein gebadet, den Schleier nächtlicher Schatten auf dem Haupte, ist sie anzuschauen wie ein Geist, der jäh dem Berg entstiegen, um mit Glut- und Flammenworten die Natur aus ihrem Schlummer zu erwecken und sie mit seiner langen Klage zu erschüttern:

„O glauben Sie nicht, Mylord, daß ich schon vollends blödsinnig oder zum leeren Automaten vertrocknet wäre! Zwar hat das Schicksal mich mit Keulenschlägen, Nadelstichen und Skorpionenstacheln verfolgt und gemartert, bis meine Einsicht getrübt, mein Wille erschlafft und meine Kraft gebrochen worden ist, aber — das Gedächtnis ist mir noch geblieben und ich erinnere mich, daß ich Sie blutend und sterbend in diesen meinen Armen gehalten, Ihre stockenden Pulsschläge gezählt, das ganze wogende Leben des Weltalls vergessen habe, um den müden Gang Ihres Herzens zu bewachen.

„Wie der Schöpfer — da er Leben in das Chaos hauchte und die Elemente bändigte — für seine erste Menschenseele gezittert haben mag, so hab' ich in der Gruft für Sie gezittert, da der Tod die Hand nach Ihnen ausstreckte.

„Und die Angst und Sorge um Ihr Leben ließ mich die Qualen des eigenen Daseins vergessen.

„So habe ich mir ein Recht auf Sie erworben und Ihr Leben, das ich behütet, bewacht und gepflegt habe, ist trotz Ihrer und Lady Clarabelle mein Eigentum geworden. Doch die Welt — das Schicksal — die Vernunft und alles, was da sonst noch meinem Herzen feindlich ist, macht es mir streitig und ich muß geschehen lassen, daß es bleibe, wo Sie selber sind.

„Sie aber — gehen fort!

„Das Glück erwartet Sie.

„Die Braut schmückt sich, Sie zu empfangen.

„Gehen Sie! Reisen Sie glücklich, Mylord — Vergessen Sie in einem freud- und friedvollen Zeitlauf die Schreckenstage von Casamicciola, und die Liebe entschädige Sie für alle Schrecken, alle Schmerzen, die Sie in ihnen ausgestanden haben. Aber eines lassen Sie sich von mir noch sagen:

„Lady Clarabelle kann nur Ihr Glück und Ihre Wohlfahrt teilen, Ihres Leides Hälfte fällt mir zu. Und so oft der Schmerz und die Enttäuschungen des Lebens Sie treffen und erschüttern, wird Ihr Geist zu dem meinigen Zuflucht nehmen und die Erinnerung Ihnen mein Andenken aus der Vergessenheit zurückrufen. —

„Das, Lord Manchester, ist mein Abschied! — Sie verstehen, daß er eine ewige Trennung bedeutet.“

„Nein! Das verstehe ich nicht!“ erwidert er mit tiefer, fester Stimme. — „Ihr Geist ist mir in Regionen entschwebt, die mir zu hoch, zu nebelhaft undeutlich sind, und mich Ihr ganzes klares Wesen nur in einem unbestimmten Lichtreflex erblicken lassen, daß ich es weder mehr erkennen noch begreifen kann. Kommen Sie, und reichen Sie mir Ihre Hand.“ —

„Nein, nein!“ ruft sie mit zitternder Hast, und ihre ganze hohe, stolz gehobene Gestalt bricht unter einer unsichtbaren Last zusammen.

„Ich sage: Kommen Sie! Ich will Sie noch einmal bei mir — dicht bei mir fühlen, und ob Sie mir auch Ihre ganze Unendlichkeit hier als Schranke aufbauten . . . Kommen Sie: Ich warte.“

Langsam, wie von einem tiefen Traum befangen, geht sie zu ihm. Das ganze wilde, leidenschaftliche Leben, das sie noch in derselben Minute in allen Fugen schüttelte, scheint plötzlich von einem Zauber in den Schlaf gesenkt und das Bewußtsein ihres Handelns in seinem Willen untergegangen zu sein.

Dicht läßt er sie herankommen und dann erst streckt er ihr die Hand entgegen.

Mechanisch legt sie die ihrige hinein und mit gewaltsamem Druck hält er sie fest.

„War es Ihr Wille, daß Sie nun doch gekommen sind?“ fragt er finster.

„Nein!“ murmelt sie. — „Es war der Ihrige.“

„So ist er der stärkere von beiden!“

„Ich aber habe die Verzweiflung für mich! Leben Sie wohl!“

„Ich mag nicht besser leben als Sie, Tonia! Wo werden Sie Ihre Wohlfahrt finden?“

„Ueberall, wo Friede ist!“

„Und wo soll ich die meine suchen?“

„In Lady Clarabelles Armen.“

„Doch nur in den deinen könnte ich sie finden!“

Und er legt den Arm um ihren Hals und drückt sie mächtig an seine Brust.

„Mein einer Arm ist stark genug, dich ewig hier zu halten; wage es, dich noch jetzt zu weigern, mit mir zu kommen!“

„Ich weigere mich, ich muß mich weigern!“ stöhnt sie auf, und sich gewaltsam losreißend, ruft sie aus:

„Wer gibt Ihnen das Recht, mich so grausam zu quälen und so gewissenlos mit mir zu spielen?

„Bin ich nicht ein Wesen, das seine Menschenwürde fühlt wie Sie; ein Geist, der sich an Kraft und Thätigkeit mit dem Ihrigen messen kann? Ist nicht das qualvolle Wogen hier in meinem Herzen so groß und tief, wie alles Leid und alle Lust, die Sie jemals gekostet? Und Sie meinen, ich könnte Sie ungerührt, gleichviel, ob glücklich oder unglücklich, an Lady Clarabelles Seite sehen, hören, daß Sie Ihnen dieselben Namen gibt, mit welchen auch mein Herz Sie ruft, und Zeuge sein, daß Sie ein Weib so lieben, wie ich fast sterbe, auch geliebt zu werden? Nimmermehr! Ich verachte das Almosen Ihres Mitleids, denn ich bin des ganzen Schatzes Ihrer Liebe würdig.“

Und wie gehetzt flieht sie den Berg hinunter.

„Tonia! Tonia“ schallt sein Angstruf ihr weithin nach; aber achtlos verhallt er in der stillen Nacht.

Hoch steht die Sonne des neuen Tags bereits am Himmel. Segelfertig liegt die Jacht im Hafen, welche gekommen ist, Lord Manchester in seine Heimat zu tragen. Im Städtchen regt sich bereits das schwergetroffene, tief niedergedrückte Leben und Invaliden wie Rekonvalescenten verlassen ihre hölzernen Behausungen, um sich an der Sonne und der frischen Luft zu stärken und zu wärmen.

Unruhig geht Lord Manchester zwischen den Baracken und Gezelten hin und wieder, aufmerksam nach den verlassenen Krankenlagern in den offenstehenden Hütten spähend, aber was er sucht, findet er nicht: Tonia ist nicht da. Sie wird noch schlafen!

Er wartet jedoch von Stunde zu Stunde, sucht unter den Kranken und Gesunden, hält überall Nachfrage, aber niemand vermag ihm Auskunft zu geben und nirgends ist eine Spur von ihr zu entdecken.

So wird es Mittag. Seine Unruhe steigert sich zu nagender Besorgnis und brennender Angst.

Keine Hütte ist mehr undurchsucht geblieben; das ganze Städtchen hat er zu wiederholtenmalen durchlaufen. Alles vergebens.

Der Befehlshaber seiner Jacht findet ihn rastlos zwischen den Trümmern und Schutthaufen umherstreifen und muß ihn eine Weile auf seiner fruchtlosen Wanderung begleiten. Zuletzt entläßt er ihn mit einer Anzahl Briefschaften, einem flüchtigen Händedruck und einer so abweisenden Miene, vor der dem anderen bange wird.

Mit Sonnenuntergang soll die Jacht den Hafen verlassen.

Kaum ist Lord Manchester wieder allein geblieben, als er in fliegender Hast den Weg zum Pomino einschlägt. Am Fuße desselben steht ein Hüttchen von Rohr und Erde, wohin sich die alte Pasquale geflüchtet hat.

Sie ist die einzige, welche dem Suchenden Auskunft gibt. Schon früh morgens sei die fremde Signora vom Berge gekommen, habe aber bleich wie ein Gespenst ausgesehen, ihr — ganz gegen ihre Weise — nicht einmal den Morgengruß gegönnt und sei den Weg zur Marine hinuntergegangen.

Lord Manchester that ein gleiches.

Die ihm begegneten und ihn kannten, sahen ihm erstaunt nach. Wollte er so, ohne jedwedes Gepäck und in der Jacke, die er stets seit seiner Genesung getragen, die Reise nach England antreten?

Wie von einer unsichtbaren Hand gezogen, eilte Lord Manchester vorwärts, als er jedoch die Wendung zum Hafen erreichte, bog er plötzlich in einen Seitensteig ein, welcher zu einem Felsenvorsprung führte, der weit ins Meer reichte.

Von dort aus konnte er unbemerkt die Abfahrt seiner Jacht beobachten.

Von drei Seiten durch hohes Buschwerk gedeckt, ragte der Felsberg, die Marine zur Linken lassend, hoch über das Meer hinweg.

Und oben, dicht an seinem gefährlichen Rande, steht eine einsame Frauengestalt.

Wirr hängen ihr zwei lange hellbraune Zöpfe über die Schultern; scharf weht der Seewind ihr um den unbedeckten Kopf und treibt ihr die gelösten Haare über die Stirne und die bleichen eingefallenen Wangen. Sie hat die Hände gefaltet und schaut mit großem traurigem Blick unverwandt auf ein kleines Fahrzeug am Strande, das eben die Segel lichtet.

Wie auch der Wind sie umsaust und das Meer zu ihren Füßen grollend tobt und ächzt, sie regt sich nicht; jeder Zug ihres blutlosen Gesichtes erscheint versteinert und ein Zauber ihre Augen an denselben Punkt — das Schifflein — gebannt zu haben. Langsam setzt es sich in Bewegung.

Sie regt sich nicht. Nicht einmal die Wimper senkt sich auf die wie von Schmerz erstarrten Augen.

Und schneller, sicherer wird der Lauf des kleinen Fahrzeuges, bald gleitet es wie ein Schwan mit ausgebreiteten Schwingen dahin in die blaue, nebelhafte Weite.

Schrankenlos dehnt sich diese vor dem nachfolgenden Blick und zieht sich allmählich immer dichter um den weißlichen kleinen Gegenstand auf dem Meeresspiegel zusammen, bis er in ihrem unendlichen Raum verschwindet.

Noch einmal ein letztes weißes Aufschimmern zwischen dem Meere und dem Horizont und spurlos hat sich die Jacht in der unbegrenzten Ferne verlaufen.

Ein Stoß — dem Todesstoße gleich — durchzittert die Brust der Einsamen. Ihre gefalteten Hände lösen sich und fallen schlaff herunter. Ein dumpfer, klagender Laut entfährt ihren Lippen und sie scheint zu taumeln. Doch sie rafft sich wieder empor, streckt den Arm über das Meer hin und murmelt aus tiefer Brust:

„Fahr wohl, du weite, leere Welt!
„Fahr wohl, meines Herzens einzige große Liebe!
„Mein ganzes Leid und Glück —
„Fahr wohl, mein Leben, Lionel!
„Barmherzige Tiefe, gib mir Frieden!"

Sie reckt sich hoch, noch einen Schritt vorwärts und: . .

„Tonia!" durchdringt eine mächtige Stimme das verworrene Rauschen und Brausen des Meeres und eine kraftvolle Hand packt sie.

Sie sinkt. Doch anstatt in den Schoß des Meeres an eine wogende Menschenbrust.

Die Sinne vergehen ihr, aber der warme Atem eines Mundes, der leidenschaftlich ihre Lippen gesucht, hält das schwindende Bewußtsein aufrecht.

„O, Tonia, Gefährtin meines Lebens!"

Da brechen ihr aus den geschlossenen Wimpern, aus dem zuckenden, sterbenden, neubelebten Herzen große, schwere Thränen und über der Nacht ihres Leides geht siegreich die Sonne des Glückes auf.

„Lionel! Lionel!"

Und er jubelnd:

„Gerettet! Gerettet, du und ich!

„Sieh, Tonia! Auch ich fühle mich des ganzen Schatzes deiner Liebe würdig, aber ewig danke ich dir für das süße Almosen deines Mitleids, das den Keim zu unserer Liebe legte.

„O heißgeliebte Thörin! Mit deinem Leben Abschied nehmen wolltest du und fühltest nicht, daß es Doppelmord bedeute? Kind! wenn die Liebe mich nicht so tyrannisch zur Sanftmut zwänge, so könnte ich zornig werden, daß du dich und mich so gequält hast."

„Vergib! vergib!" murmelte sie. „Der Schmerz hatte mich blind gemacht — das Glück droht mich zu ersticken. Und du bist hier — du bist nicht fortgezogen? — O ewige Güte! Laß mich diesmal nicht träumen. — Laß es des Leids genug sein für mein armes Herz und gib, von allen deinen Millionen Menschenwesen, nur diesen einen mir!"

„Liebling, du erbittest wenig: Einen Krüppel — den dir Lady Clarabelle gern abgetreten hat . . . Und dennoch, meine Tonia! — nur einen Augenblick später und — um zweier Menschen großes Glück wäre die Welt jetzt ärmer" . . .

Auf der Schwelle ihrer Hütte, den altersmüden Kopf tief auf die Brust gesenkt, sitzt Mutter Pasquale und über ihr steht wachend der runde, glänzende Mond.

Da wird es in der Ferne lebendig.

Schritte und Stimmen durchbrechen die tiefe Abendstille. Sollte noch so spät jemand sie aufsuchen?

„Guten Abend, Mütterchen!" ruft es ihr schon mit heller Stimme von weitem zu.

Es ist ja die fremde, freundliche Signora, die sie auf den ersten Blick erkennt, und ihr zur Seite geht ein fremder Mann. Doch auch dieser ist ihr ja bekannt:

Der arme Herr, der bei dem großen Unglück von Casamicciola einen Arm gelassen hat.

„Eine gesegnete Nacht!" nickt ihnen die Alte freundlich zu. „Was treibt Ihr noch so spät im Freien, Signori?"

„Ich bin gekommen, Euch zu sagen, Mutter Pasquale," spricht die Fremde mit bewegter Stimme, „daß die Madonna — wie Ihr mir vorhergesagt — nach allem Unglück das Glück gesandt hat: Hier ist es!"

Und sie faßt die Hand des fremden Mannes und führt ihn zu ihr.

„Ihr kennt mich doch, Mütterchen?!" fragt Lord Manchester sie freundlich.

Die Alte nickt:

„Also der! — Herr, Ihr bekommt ein gutes Weib." —

„Wahrscheinlich gibt die einsichtsvolle Himmelskönigin sie mir als Schadenersatz für den verlorenen Arm!" lächelt Lord Manchester und legt ihr seine Börse in den Schoß.

Prüfend wiegt die Alte diese in der Hand und bemerkt sinnend:

„Wenn Eure Liebe für die Signorina, Herr, so weit reicht, als dies für mich, so ist sie lebenslang! . . . Mein Dank ist kärglich, Herr, denn der Gotteslohn, der Euch in diesem jungen Weibe beschert worden, ist genug für alles, was Ihr je an mir und irgend einem Armen gethan habt. — Das Glück bleibe Euch treu und die Heiligen schützen Euch!" . . .

Zwei Tage später fand man die alte Pasquale, mit einem Kruzifix in den Händen, tot auf ihrem Strohlager und unter ihrem Kopfe eine gefüllte Börse . . .

Tonia hat ihr einen Cypressenkranz aufs Grab gelegt und ein Vaterunser dazu gebetet.

Auf den Trümmern von Casamicciola ist Lord Manchester die Gattin angetraut worden.

In der Stunde, da das junge Paar das schwergeprüfte Eiland verläßt, läuft ihm noch folgende Depesche ein:

„Glück auf, Lord und Lady Manchester! Clarabelle hat mit mir fürlieb genommen. Der Anstand wie die Freundschaft erfordert, daß ihr uns euren ersten Besuch im lieben Oldengland schenkt. Auf frohes Wiedersehen! Harry."

Billige Einkäufe.

Von

Mathilde Lammers.

Wer jahraus jahrein und Tag für Tag so viel zu kaufen hat wie die jetzigen Hausfrauen, wenigstens der mittleren und oberen Stände, muß allmählich eine große Gewandtheit darin bekommen. So sollte man

wenigstens denken. Aber was heißt Gewandtheit beim Einkaufen? Ist es die Geschicklichkeit, in jedem gegebenen Falle für das verbrauchte Geld so viel Ware und so gute Ware wie möglich zu bekommen? In dieser Richtung steht aber der durch Uebung erlangten Gewandtheit der älteren Hausfrau die Geschicklichkeit des Verkäufers gegenüber, der noch viel öfter verkauft als sie einkauft, und dessen Geschicklichkeit im Verkauf dann darin bestehen müßte, für so viel Geld wie möglich, so wenig und so schlechte Ware wie möglich abzusetzen. Es werden ohne Zweifel täglich Geschäfte gemacht, bei welchen entweder Käufer und Verkäufer, oder einer von beiden eine derartige Geschicklichkeit zu entfalten trachten; es gibt ganze Stände und Volksklassen, die noch immer den Handel als eine naturgemäße Gelegenheit ansehen, bei der der eine den anderen übervorteile, so sicher wie Ringkämpfe in der Regel dazu führen, daß der eine den anderen auf den Boden wirft. Leute, die mit alten Kleidern handeln z. B., werden es sich schwerlich zur Schande anrechnen, wenn sie möglichst viel und möglichst gute, brauchbare Sachen für möglichst niedrigen Preis zu erwerben, für jede Ware, die sie verkaufen, einen möglichst hohen Preis zu erzielen trachten. Landleute, besonders in entlegeneren Gegenden, kaufen im städtischen Laden manchmal überhaupt nicht, wenn sie von dem anfänglich geforderten Preis nicht abhandeln können; der Kaufmann, der ihre Gewohnheiten kennt, schlägt vor, das heißt, er fordert zuerst mehr als er haben muß, um ihnen den Gefallen thun und ablassen zu können.

Aber in der Mehrzahl der sogenannten „reellen", nämlich auf sittlichen Grundsätzen aufgebauten Geschäfte geht es heutzutage doch anders zu. Der verständige Kaufmann sucht seinen Vorteil nicht im hohen Profit, sondern im häufigen Umsatz, und wo man nach diesem Grundsatz beim Verkauf verfährt, wird dem Streben des Käufers, vor allen Dingen so billig wie möglich einzukaufen, die Spitze abgebrochen. Die Hausfrau, die nur danach fragt, wo das billigste Fleisch, das billigste Mehl, das billigste Kleiderzeug zu haben ist, sie mag eine arme oder eine reiche Frau sein, wirtschaftet nicht verständiger als diejenige, die überall nur das Teuerste kaufen will, häufig sogar viel unverständiger. In dem Preise, den der Kaufmann im Laden für eine bestimmte Ware fordert, sind eine Menge von Einzelpreisen zusammengeflossen, und diese Einzelpreise: die Herstellungskosten für den Rohstoff und für das fertige Erzeugnis, die Verpackungs- und Beförderungskosten, die Lagerkosten, der Entgelt für jeden einzelnen Arbeiter, der mit der Ware zu thun gehabt hat, für den Großkaufmann wie für den Packknecht, zu welchen außerdem noch Steuern und Zölle kommen, werden von dem geheimnisvollen und mächtig wirkenden Gesetz von Nachfrage und Angebot geregelt, so daß nichts irrtümlicher ist als anzunehmen, die größere oder geringere Billigkeit eines Einkaufes hänge nur von dem guten Willen des letzten Verkäufers oder von der hartnäckigen Schlauheit der Einkaufenden ab.

Woher kommt es denn, daß in einem Laden ein Paar Filzschuhe 3 Mark und in einem anderen 4 Mark 50 Pf. kostet? Es ist denkbar, daß beide Paare aus gleich guten Stoffen gleich sorgfältig angefertigt sind, daß aber das eine in einer großen Stadt gegen teuern Arbeitslohn, das andere irgendwo auf dem Dorfe im Gebirge, wo Arbeit sehr billig ist, oder in einer Strafanstalt gemacht worden ist, und dann ist das billigere das wirklich billigere. Wenn aber das für 3 Mark zu habende Paar nach ein paar Monaten Form und Farbe verloren hat, wenn die Sohlen dann schon auseinanderklaffen und der Filz Löcher bekommt, während das einhalbmal teurere Paar ein Jahr vorhält und immer anständig aussieht, so ist dies das billigere. Was kostet eine Handvoll Veilchen? Unter Umständen nur das Bücken, um sie abzupflücken, wenn man ihnen an einem sonnigen Apriltage am Waldesrand begegnet; unter Umständen eine Mark oder zwei, wenn man sie im Oktober oder November vom Handelsgärtner holt, der entweder seine Treibhäuser dafür geheizt und seine Zeit und Arbeit dafür hergegeben hat, oder der sie sich aus dem Süden kommen läßt und außer den seinem Lieferer zu vergütenden Herstellungskosten auch noch Porto und Geschäftsgefahr zu tragen hat.

Wenn eine Ware besonders billig erscheint, das heißt billiger als man sie zu kaufen gewohnt ist, so ist es immer sicherer, daß man vor dem Kauf erst in Erfahrung zu bringen sucht, wodurch sie so billig geworden ist, welchen Teil des gewöhnlichen Gesamtpreises also in diesem Fall der Käufer nicht zu tragen braucht. Die Billigkeit kann verschiedene Gründe haben. Einer der wohlfeilsten Verbrauchsgegenstände des Haushalts z. B. ist heutzutage das Petroleum. Das Pfund kostet hier in Bremen, ohne Zoll, schon seit langer Zeit 12 Pfennige, also daß man auf einer gut brennenden Lampe in der Stunde etwa nur für einen halben Pfennig verbrennt. Das kommt, weil die Oelquellen in Pennsylvanien unvermindert reichlich fließen, und weil die Bremer Schiffe, die nach Amerika gehen, die vollen Fässer als Rückfracht billig befördern können, sowie aus der Abwesenheit verschiedener Gründe, die andere Beleuchtungsstoffe teuer machen, und so hält sich der ungemein niedrige Preis trotz ungeheurer Nachfrage. Offenbar ist es thöricht, wenn die künstliche Beleuchtung nur dem Sehenkönnen in der Nähe dienen soll und weiter keine Rücksicht in Betracht kommt, irgend etwas anderes als Petroleum zu brennen; hier ist das billigste Material aus dem denkbar günstigsten Grunde, nämlich wegen der Freigebigkeit der Natur und der einfachen Beförderung, wirklich das billigste. Sind die Birnen in einem Jahre bei uns mißraten und daher teuer, die Aepfel aber wohl geraten und daher billig, so verwendet die sparsame Hausfrau mit Recht mehr Aepfel als Birnen. Es ist also ganz unbedenklich, sich den billigen Preis zu nutze zu machen, wenn er auf der Freigebigkeit der Natur, auf guten reichlichen Ernten, auf Entdeckung neuer Zuflußquellen des Rohstoffes, oder auf billiger Beförderungsgelegenheit: billiger Schiffsfracht, Eröffnung neuer Wasserstraßen und dergleichen beruht.

Nicht ohne weiteres ebenso steht es mit den niedrigeren Herstellungskosten einer Ware, die in dem niedrigeren Gesamtpreise zum Ausdruck kommen. Sind es technische Erfindungen, welche die Herstellungsarbeit

erleichtern oder die Benutzung bisher wertlos gewesener Abfälle ermöglichen, sind es fortfallende gesetzliche Beschränkungen, Aufhebung von Zöllen und Steuern, die bis dahin das Fabrikat verteuert haben, so gibt das einen reinen Nutzen für den Konsumenten, der also dann an dem Einkauf der betreffenden Ware Geld sparen, oder mehr als bisher von ihr verbrauchen kann. Aber sehr häufig wird eine Ware billiger, weil man sie schlechter als bisher anfertigen läßt, oder weil man den Lohn der dabei beschäftigten Arbeiter drückt, und in diesen beiden Fällen soll eine ordentliche Hausfrau, wenn sie kann, von dem niedrigeren Preise nicht Nutzen ziehen wollen. Denn im ersten Falle leidet ihre Wirtschaft und im zweiten ihre Sittlichkeit Schaden. Es ist keineswegs allein oder auch nur in erster Linie die Schuld gewissenloser Fabrikanten und Kaufleute, wenn soviel schlechte, verfälschte, unhaltbare Ware auf den Markt gebracht wird, sondern vielmehr Schuld der unzähligen Leute, die immer nur billig kaufen wollen, besonders weil sie begehrlich nach allem sind, was andere haben, über ihren Stand und ihre Mittel hinaus zu leben trachten. Der erdrückende Wettbewerb zwingt dann den einzelnen Händler oder Verfertiger, falls er seine Kunden nicht verlieren will, ihnen dieselbe schlechte Ware vorzulegen, die irgend ein anderer feilbietet, denn seine bessere verschmäht man, weil sie notwendig teurer ist. Das heißt, teurer im Augenblick des Einkaufs, aber, wie wir oben bei den Filzschuhen gesehen haben, durchaus nicht immer teurer als Verbrauchsgegenstand. Ist beim Bäcker B. das Brot, weil er mit Schwerspath verfälschtes Mehl dazu nimmt, wohlfeiler als beim Bäcker A., dessen Mehl aus reinem Korn gemacht ist, so muß man von dem Schwerspathbrot nicht allein so viel mehr essen, um satt zu werden, man verdirbt obendrein durch den unverdaulichen Zusatz seine Gesundheit und Arbeitskraft, und muß schließlich an Arzt und Apotheker wenden, was man am Brote zu sparen gemeint hat. Kann ich für den Preis eines guten, dauerhaften Rockes zwei aus Shoddy angefertigte kaufen, von denen jeder noch nicht halb so lange hält wie der doppelt so teure, so sind die beiden billigen in Wahrheit mehr als ebenso teuer, denn ich muß den Macherlohn zweimal und bei jenem nur einmal bezahlen, und sehe in diesen nach sehr kurzer Zeit schäbig und unordentlich aus; das Ausbessern kostet Arbeit und hilft nicht viel, und sehr bald habe ich nur noch einen Lumpen in der Hand, der zum Wegwerfen taugt, während sich ein abgetragener guter Rock immer noch verwenden läßt.

Was aber den Druck auf die Arbeitslöhne behufs Herstellung billiger Waren betrifft, so würde manche Hausfrau sich dreimal besinnen, ein billiges Stück zu kaufen, wenn sie wüßte, wieviel Entbehrung, Not, Schande, Verbrechen und sittliches Verderben ganzer Volksschichten daran hängt, daß Hand- und Fabrikarbeiter, namentlich die Arbeiterinnen, in vielen Gewerben mit dem angestrengtesten Fleiße kaum das nackte Leben fristen können. In bremischen Geschäften, wo man fertige Wäsche und Kleidung kauft, wird einem manchmal ein Stück mit dem Bedeuten vorgelegt, es sei etwas teurer, weil von hiesigen Arbeitern angefertigt; wenn man dergleichen in Berlin fertigen lasse, so habe man es für niedrigeren Lohn. Ist denn der Lebensunterhalt in der Millionenstadt Berlin für die Arbeiterinnen billiger als in dem zehnmal kleineren Bremen? Gewiß nicht, sie leben nur um so viel schlechter und haben um so viel mehr Versuchung und Gelegenheit, den unzulänglichen Verdienst durch Schande und Verbrechen aufzubessern. Wer ist schuld, fragen wir wieder, der Kaufmann, der die teure Ware nicht loswerden kann und deshalb nach der billigsten Arbeit aussehen muß, oder die Käuferin, die immer nur sagt: Nebenan kann ich dasselbe Stück fünf Groschen billiger bekommen; ohne auch nur einen Gedanken daran zu wenden, wem sie die fünf Groschen eigentlich abzieht? Daß hier immer noch Waren dieser Art mit zweierlei Preis angeboten werden, läßt darauf schließen, daß es noch manche Frauen gibt, die, sobald sie es nur wissen, sich nicht vom Arbeitslohn der ärmsten ihres Geschlechts bereichern mögen. Es sollten sich aber mehr Frauen um diese Dinge bekümmern, und es sollte jede, die sich eine Christin nennt, darauf achten, ob sie nicht irgendwo, da sie es vermeiden könnte, den Armen bedrücken hilft und an ungerechtem Gut teilnimmt.

Dieselbe Rücksicht ist sittlich geboten bei manchen sogenannten Gelegenheitskäufen, wo Waren verschleudert werden, weil der augenblickliche Inhaber durchaus bar Geld haben muß. „Durch billige Einkäufe in den Stand gesetzt“ u. s. f., so kündigt häufig ein Geschäftsmann an, daß er zu ungewöhnlich mäßigen Preisen verkaufen wolle, und es kann ja dabei auch alles ganz ehrlich zugehen, wenn ein guter Geschäftsmann eine günstige Konjunktur zu benutzen gewußt hat, weil er die Augen offen hält. Aber wie oft spielen unehrliche Praktiken da hinein und schaffen einen Gewinn, an dem ein ehrlicher Mensch scheuen sollte, sich zu beteiligen. Wenn die Waren aus einer Konkursmasse unter dem Einkaufspreise weggegeben werden, wer trägt denn da den Schaden? Nicht sowohl der Fallit, der es möglicherweise verdient hat, ihn zu tragen, als seine Gläubiger, die um das ihrige betrogen werden. Ein sittlich feinfühliger Mensch wird bei solchen Gelegenheiten auch nicht sagen: Was kümmert mich das, wer den Schaden trägt, wenn ich ohne Furcht vor dem Strafgesetz an dem Nutzen teilhaben kann? Wenn ein Wahnsinniger seine Börse auf offener Straße ausschütten wollte, so würdest du hoffentlich nicht unter denen sein mögen, die sich um die Geldstücke balgten; sondern wenn du dich darum bücktest, so geschähe es höchstens, dem armen Narren sein Eigentum behüten zu helfen.

Gelegenheitskäufe sind besonders auf den großen Ausverkäufen zu machen, sei es, daß die gewöhnlich vorgegebene „Aufgabe des Geschäfts“ wirklich stattfindet, oder daß es nur auf eine Lagerräumung abgesehen ist, oder daß man nur überhaupt einmal Kunden anziehen will. In der That rechnen die Veranstalter von Ausverkäufen mit einer Eigentümlichkeit der menschlichen, wenigstens der weiblichen Natur, die ihnen bei dieser Gelegenheit jedenfalls zu dem raschen Umsatz verhilft, der selbst bei geringem Nutzen das Ideal des Geschäftsmannes ist. Die allermeisten Käuferinnen nämlich, welche in einen Ausverkauf gehen, kaufen mehr als sie ursprünglich gewollt haben; vielleicht die

meisten kaufen mehr als sie brauchen können. Es ist an sich für die meisten Gemüter völlig Lockspeise genug, von einem Gegenstande, der überhaupt begehrenswert ist, zu wissen, daß er jetzt für 10 Mark zu haben ist, wo er sonst 13 gekostet hat. Ob er nicht mit 10 Mark immer noch zu hoch bezahlt ist, ob man ihn nötig hat, ob man ihn auch nur in absehbarer Zeit gebrauchen kann, ob er nicht bis dahin 3 Mark Zinsen verzehrt haben wird oder dann, in der fernen Zukunft nicht viel schlechter paßt als man sich augenblicklich vorstellt: das sind Ueberlegungen, die der kauflustigen Seele in der Regel gar nicht kommen oder ihr die Finger doch nicht festhalten. Ich bin einmal bei einer Bekannten in einer südlichen Vorstadt Londons gewesen, die in Begleitung von zwei Schwestern zu einem in einer nördlichen Vorstadt angekündigten großen Ausverkauf fuhr, beiläufig gesagt, eine Reise zu Fuß, zu Eisenbahn und zu Pferdebahn von zweistündiger Dauer, vielleicht ein wenig billiger als in Deutschland. Sie kamen spät nachmittags mit Schätzen beladen heim. Jede von ihnen hatte außer dem Fahrgelde zwischen 30 und 40 Mark ausgegeben, und jede hätte es sich nachrechnen können, daß sie mehr als die Hälfte davon überhaupt nicht ausgegeben hätte, wenn sie ruhig zu Hause geblieben wäre und ihren wirklichen Bedarf in der Nähe ihrer Wohnung in bekannten Geschäften gedeckt hätte. „Ein Rest Spitzen, 5 m! nein, so billig! Die sind halb geschenkt. Der Meter hat Mark 1.70 gekostet, jetzt Mark 1.10." — Wozu willst du sie denn gebrauchen? — „Das findet sich; die kann man immer hinlegen." Ja, aber die Mark 5.50 kann man sogar zinstragend hinlegen, und die Spitzen nur zinsverzehrend, und dann ist es geradezu ein wunderbarer Zufall, wenn wirklich eine Gelegenheit kommt, sie zu verwenden, wenn sie inzwischen nicht aus der Mode gekommen oder unansehnlich geworden sind, daß dann 5 m genau soviel ist wie man braucht. Einen wirklichen Nutzen trägt man aus solchen Gelegenheitskäufen nur davon, wenn man sich streng auf das beschränkt, was man sonst doch kaufen müßte, und sich durch die bloße Billigkeit nicht verleiten läßt, etwas Unpraktisches, Unschönes, Auffallendes zu nehmen. Das ist aber schwer, denn zu den lockenden Preisen kommt noch die unwiderstehliche Beredsamkeit des Verkäufers, der seine Lunge nicht schont, und deshalb gehe lieber nicht in Ausverkäufe, wer nicht den Knopf auf dem Beutel zu halten versteht.

Die Veilchen, von welchen wir oben sprachen, haben uns gezeigt, daß manche Gegenstände teuer oder billig oder auch umsonst zu haben sind, je nach der Zeit und Gelegenheit, wann und wie man sie sich verschafft. Wer durchaus den ersten frischen Spargel, der zu haben ist, die ersten Erdbeeren, die ersten Weintrauben essen muß, hat mehr zu bezahlen als der, welcher die Zeit ihres allgemeinen Vorhandenseins abwartet. Im Preise einer Ware steckt manchmal, nicht immer! die höhere Ladenmiete, der größere Aufwand an Geschäftsunkosten, wenn man sie in den eleganten Läden der Hauptstraßen kauft; sie ist vielleicht ebenso gut, aber billiger in entlegener Gegend, in einem alten soliden Geschäft, das die Marktschreierei nicht nötig hat, zu finden. Danach sieht und hört sich eine kluge Hausfrau vorsichtig um und benutzt die so gebotene ganz unverdächtige Gelegenheit zum vorteilhaften Einkauf. Manchmal wird an einem bestimmten Gegenstand die Neuheit, die Mode hoch bezahlt; im Manufakturladen fast immer. Im Punkt der Mode sind die Gewissen der Frauen nun so verschieden, daß sich keine Vorschrift darüber aufstellen läßt, wann es erlaubt sein kann, einen weniger modernen Hut, einen Kleiderstoff vom vorigen Jahr zu wählen, nur weil sie billiger sind, als das Allerneueste. Dazu sind auch die Lebensverhältnisse zu verschieden. Es wird jede mit sich und vielleicht mit ihrem Manne abzumachen haben, wieviel sie dafür aufwenden kann, um immer mit der Mode Schritt zu halten, und danach wird sich nicht nur der Preis vieler Einkäufe, es werden sich auch eine Menge Einkäufe selbst danach richten.

Dagegen gibt es noch einen letzten Grund billiger Einkäufe, bei welchem sich Käufer wie Verkäufer gleich gut stehen, und den sich daher jede Frau, und jeder, der kauft, fortwährend zu gute kommen lassen sollte. Das ist die Barzahlung. Viele Geschäftsleute sind so einsichtig, daß sie dafür einen Rabatt vergüten: sie brauchen ihr in der Ware steckendes Kapital nicht zu verzinsen, und der Käufer verzinst den Kaufpreis ebensowenig, wenn er die Ware gleich nach dem Einkauf ge- oder verbraucht; der Rabatt ist also für ihn ein reiner Gewinn und für den Kaufmann keine Einbuße. Es würde zu weit führen, die heilsamen wirtschaftlichen Folgen der Barzahlung für alle Beteiligten hier zu erörtern; ihr einziger Nachteil ist die Unbequemlichkeit, die sie gedankenlosen, nachlässigen oder unehrlichen Wirtschaftern verursacht. Verwandt damit ist der Einkauf im großen, der ja in der Regel aus denselben Gründen der Verzinsung und aus einigen anderen Preisermäßigung bringt; aber er ist nicht so ganz unbedingt wie die Barzahlung zu empfehlen, nicht immer wirklich billig. Bei sehr großen Einkäufen, wenn große Summen zu zahlen sind und die Ware im Verbrauch sehr lange vorhält, muß man in der That die Zinsen zum Kaufpreis hinzurechnen, um sich nicht selbst zu täuschen. Sodann muß man mit dem Raum und der Sorge für die Aufbewahrung rechnen. Viele Hausfrauen kaufen nicht mehr, wie es früher nötig und hergebracht war, alles Gemüse und Obst, namentlich Kartoffeln, im Herbst für den ganzen Winter ein, weil entweder die Räume nicht reichen oder häufiger, weil in den zur Verfügung stehenden Aufbewahrungsorten doch im Laufe des Winters so viel wegfault, daß der Rest im Frühjahr teurer ist, als die gute Ware, die man dann vom Händler beziehen kann. Es wird auch manchen Leuten, besonders den Dienstboten, schwer, in ein großes volles Faß nicht tiefer zu greifen als in einen kleinen Topf, und damit kann leicht der Vorteil des billigeren Großeinkaufs verloren gehen. Indessen liegt zu Tage, daß in manchen Fällen, unter einer sorgfältigen Verwaltung, doch Nutzen dabei sein kann; jedenfalls ist der Einkauf in ganz kleinen Mengen unvorteilhaft, namentlich von vielgebrauchten Lebensmitteln, weil mit dem Holen Zeit verloren geht und der Händler Bruttogewicht gibt, so daß man das Packpapier immer als Ware mit bezahlt.

Dem Frühlinge zu!

Von

Martin Greif.

Wenn den Tag wir wachsen spüren,
Blieb es auch uns unbewußt,
Fängt sich Hoffnung neu zu rühren
Wieder an in uns'rer Brust.

Ob sie gleich auch zögernd keimet,
Doch im Herzen wird es weit,
Das von Frühlingstagen träumet
Mitten in der Winterzeit.

Streifzüge ins deutsche Mittelalter.

Von

J. E. Wessely.

Das Leben in alten Burgen.



Das kleine Gepäck am Rücken geschnallt, den Stab in der Hand, wie leicht geht die Reise über Berg und Thal; nicht der brennenden Hitze und nicht des Regens wird geachtet, immer munter vorwärts! Nur wenn sich auf freier Höhe eine weite Aussicht eröffnet, hält man gern stille, um sich des majestätischen Bildes zu erfreuen. Da bemerkt man im Thal das Städtchen, die nächste Station der Wanderschaft; ein Fluß, in der Sonne glänzend, durchzieht wie ein silbernes Band die Ebene, üppige Wiesen tränkend, Mühlen treibend, deren gleichmäßiges Geklapper durch die Ruhe des Abends bis zu unseren Ohren dringt; bewaldete Berge umzäunen das Paradies und von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne vergoldet, erhebt sich auf einer Felsenhöhe die Ruine einer Burg.

Es gibt Reisende — ich meine solche, die zu Fuß wandern — die an keiner Ruine vorbeigehen können, ohne ihr einen Besuch abzustatten. Ich that es sonst auch. Woher kommt es wohl, daß diese mehr oder weniger erhaltenen Reste einer längst vergangenen Zeit einen ungewöhnlichen Reiz, eine besondere Anziehungskraft ausüben? Matthisson hat die bekannte Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben und in derselben den Nachdruck auf die alte, aber heutzutage kaum beachtete Wahrheit von der Vergänglichkeit alles Irdischen gelegt. Wohl wird manchen in den alten Ruinen ein elegisches Gefühl beschleichen, aber im Grunde wird ein anderer Gedankenkreis uns gefangen nehmen. Sieht von hoher Felskuppe der meist intakt gebliebene Turm, der Bercfried, mit seinen verwitterten, durchlöcherten, gespaltenen Anbauten nicht recht verwundert ins Land hinein? Wie hat sich alles verändert seit jenen Tagen, da dort oben noch Leben und Thätigkeit herrschte. Eine neue Welt ist da unten entstanden, ein neues Geschlecht freut sich und trauert, arbeitet und genießt da unten. Dieser Gegensatz von Einst und Jetzt ist es, der eine altersschwache Ruine mitten in schöner, lebensvoller Landschaft interessant — und auch belehrend macht. Unwillkürlich regt sich die Wißbegierde, die Frage: Wie war es einst — dort oben, als die stolzen Mauern noch ihre Bewohner hatten? Wie ist aus dem Einst allmählich das Jetzt geworden?

Versuchen wir diese Frage zu beantworten.

Wenn wir die Fähigkeit besitzen, uns mehrere Jahrhunderte zurückzuversetzen, so verschwindet plötzlich die herrliche Rundsicht, die wir soeben von der Höhe aus genossen haben und dichte Waldung umgibt uns mit ihrer gefährlichen Stille, denn wir müssen uns gegen allerlei Raubtiere vorsehen und gefaßt sein, mit Wölfen oder Bären Bekanntschaft zu machen. Ein guter Genius führte uns gefahrlos bis zur Höhe, wo sich uns plötzlich die Burg zeigt.

Das Wort stammt von „bergen“ ab, die Burg

sollte also eine Zufluchtsstätte, eine sichere Bergung gegen feindlich gesinnte Menschen und raubgieriges Getier sein. Lehrte der Adler den Menschen, sich über unzugänglichen Felsen ein sicheres Heim zu gründen? Jedenfalls hat die Art der Belagerungswaffen den Menschen gelehrt, einen Bau aufzuführen, der ihnen trotzen kann. An den schroffen hohen Felsen hinauf konnten die Wurfmaschinen und Mauerbrecher nicht gebracht werden und um vor den Pfeilen der Feinde sicher zu sein, wählte man gern einen vorspringenden Felsen, der von den umliegenden Höhen außer Schußweite war. Auf dem gewachsenen Stein wurde gebaut, um das Unterminieren der Mauern unmöglich zu machen. Aber einen Zugang mußte die Burg doch haben und dieser war die Achillesferse derselben; dieser mußte darum besonders befestigt werden.

Der Nachdruck beim Burgbau wurde darum auf ihre Festigkeit (darum Feste) und Uneinnehmbarkeit gelegt; die Bequemlichkeit des Wohnens stand erst in zweiter Linie und künstlerische Ausschmückung konnte erst zuletzt und nur bei mächtigen und reichen Adelsgeschlechtern berücksichtigt werden.

Wir nähern uns also der Burg; der Weg ist schmal, der uns zum Burgthor hinanführt. Oft waren diese Zugänge so schmal, daß nur für einen Reiter Raum sich bot. So leicht gelangen wir nicht zum Thor, ein tiefer Graben liegt noch vor uns, über den eine Zugbrücke führt. Wir sind aber bereits vom Turmwart bemerkt worden und da wir an den Burgherrn empfohlen sind, werden wir für gern gesehene Gäste angesehen; die Brücke rasselt herunter, das schwere Thor öffnet sich und wir können eintreten. Von schweren Steinmassen ist der Turm erbaut, durch die das Thor in den Burghof führt, hohe Ringmauern mit Zinnen fassen den ganzen Burgraum ein, mehrmals von Türmen unterbrochen, die von der Mauerfläche vorspringend, die Mauer vor dem Berennen durch den Feind schützen. Im Thorturme ist auch darauf Bedacht genommen, daß es dem Feinde glücken sollte, das starke Thor zu sprengen, damit ist der Eingang in die Burg noch nicht offen; denn ein schweres eisernes Gitter wird von oben, wo es in einer Spalte verborgen ist, herabgelassen und bietet dem Feinde ein neues Hindernis.

Und wäre der Feind auch wirklich ins Innere der Burg siegreich eingedrungen, noch immer ergab sich die Besatzung nicht. Sie zog sich von den Zinnen der Ringmauer in den Bercfrid oder Donjon zurück. Das ist der festeste Punkt der Burg, der gewaltigste Turm derselben, der Kern des ganzen Burgbaues. Er ist offenbar eine Nachbildung jener Türme, welche die alten Römer in Deutschland an vielen Orten erbaut haben und die wir als römische Kastelle noch heutigen Tages oft, besonders am Rhein, wenn auch in Ruinen antreffen. Zum Donjon führte kein Eingang von der Erde; dieser befand sich hoch oben, 20—40 Fuß über dem Fußboden. Man stieg über eine Leiter hinauf, die man dann hinter sich hinaufzog. Der Raum im Turme unterhalb dieses Einganges diente zum Gefängnis, wohl auch zur Schatzkammer.

Verfasser von Rittergeschichten und Schauerromanen haben dieses Gefängnis (Burgverließ) mit den grellsten Farben beschrieben. Wenn wir auch diese Schildereien für Ausgeburten einer überreizten Phantasie halten müssen, so ist doch jedenfalls ein Aufenthalt in diesen finstern, feuchten Räumen keineswegs angenehm gewesen. Ein feines Mitgefühl mit dem Feinde war dieser Zeit völlig fremd.

Da der genannte Turm von großem Umfange war, so befanden sich verschiedene Gemächer in demselben, die in ältester Zeit zugleich dem Burgherrn zur Wohnung dienten. Erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert baute man besondere Wohngebäude, die sich aber nur selten an den Bercfried anschlossen. Diese Wohngebäude dürfen wir uns in der ersten Zeit keineswegs als herrliche Paläste vorstellen; erst mit der Zeit begann der hohe und reiche Adel seine Räume mit aller Bequemlichkeit auszustatten und für künstlerische Verherrlichung derselben zu sorgen.

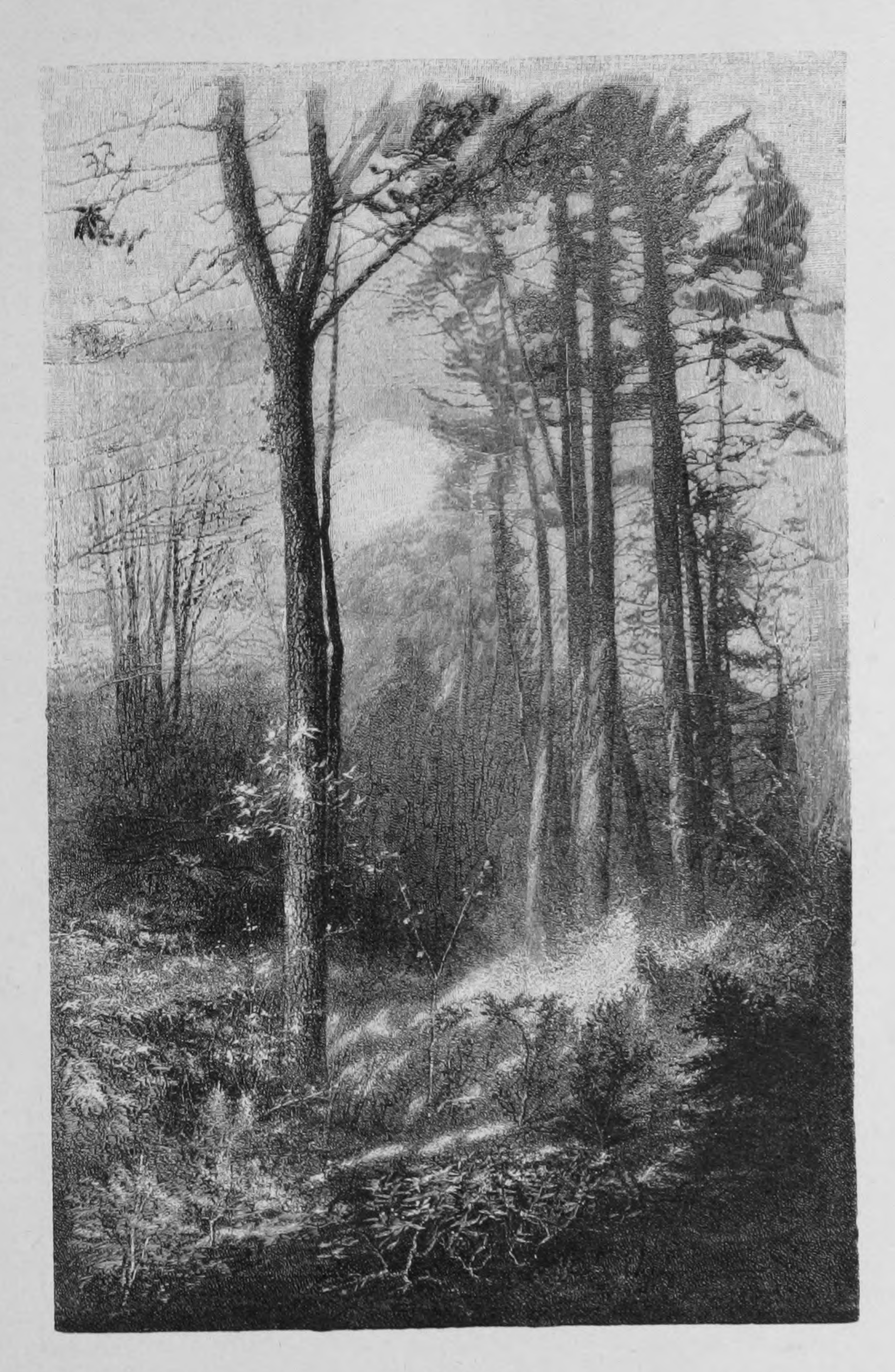
Bevor wir uns dem Eingange des Wohngebäudes nähern, werfen wir noch schnell einen Blick um uns. Im Hofe, oder wo mehrere Ringmauern die Burg umschlossen, in der Vorburg finden wir die Wirtschaftsgebäude, die Stallungen und Scheunen, die Wohnungen für das Dienstgesinde. Die Besatzung wohnt in den Türmen der Ringmauer. Auch ein Garten fehlt nicht. Seit jeher erfreuten sich die Burgbewohner an den Annehmlichkeiten eines solchen. Natürlich, die Räume der Wohnungen boten keine großen Annehmlichkeiten und der Winter mit seinen rauhen Stürmen hielt sie nur zu lange in den kalten Räumen fest. Darum war zur Sommerzeit der Aufenthalt im Garten eine lang ersehnte Wonne; jeder freie Augenblick wurde im Reiche der Flora genossen; hier pflegte die Burgfrau ihren Gemüsegarten, hier pflanzte sie heilsame Kräuter für die Hausapotheke. Hier standen Obstbäume und die Töchter des Hauses pflegten Blumen, Rosen und Lilien. Hier wurden auch, besonders wenn Gäste kamen, allerlei Lustbarkeiten veranstaltet.

Im Graben pflegte man verschiedene Tiere zu halten, wie Hirsche, Rehe und in Käfigen Adler, oder Bären im Zwinger.

Unser Besuch wurde durch den Turmwächter angesagt, wir bemerken an der Treppe, die zum Wohnhause führt, Bewegung und so nähern wir uns derselben, steigen flink vom Rosse und eilen dem Burgherrn entgegen, der uns in bekannter altdeutscher Gastfreundschaft willkommen heißt. Auch die Burgfrau, von holden Töchtern begleitet, bietet uns freundlich ihren Willkommgruß. Wir wollen hoffen, daß diese Freundlichkeit nicht nur in dem Umstande ihren Grund habe, weil wir die Monotonie des Burglebens unterbrechen und weil mit uns ein Stück der Außenwelt in die verschanzte Burg dringt.

Ueber die Freitreppe werden wir zur oberen Etage geführt. Hier befindet sich der Saal, die größte Räumlichkeit des Gebäudes, der Ort, wo die Familie sich vereinte, wohin die Gäste zunächst geführt wurden.

In reicheren Burgen tritt man von der Treppe nicht unmittelbar in den Saal ein, sondern in den Korridor, der die Langseite des Gebäudes einnimmt und offene Fenster, wie eine Loggia, nach dem Hofraum hat. Hier pflegte man in warmen Sommertagen frische Luft zu



Vorfrühling.

genießen. Dieser Korridor, Laube oder Liewe genannt, war wohl der gemütlichste Raum der Burg und wurde auch künstlerisch mehr oder weniger verziert. Die Wartburg besitzt ihn noch, in der Pfalz Gelnhausen, im Schloß Tyrol, in der Burg zu Eger befanden sich gleichfalls solche Lauben.

Ein Portal bildet den Eingang zum Saal. Diesen darf man sich in früher Zeit nicht kostbar ausgestattet vorstellen; erst allmählich fand die wachsende Kultur auch hier Zutritt und der Reichtum des Besitzers verwendete natürlich auf die Ausschmückung des Saales eine besondere Sorgfalt, da hierher jeder Gast eingeführt wurde und hier die Burgbewohner mit der Welt zumeist in Berührung traten.

Zur Zierde des Saales gehörte ein mit Marmor getäfelter Fußboden. Auch Thonfliesen mit Ornamenten, Wappenschildern 2c. wurden verwendet und da nur wenig Einrichtungsstücke den Raum des Fußbodens in Anspruch nahmen, so kam ein prachtvoll hergestellter Fußboden zur vollen Geltung.

Auffallend ist für unsere modernen Augen, daß die Beleuchtung durch größere und kleinere Fenster einfiel. Man hat die Symmetrie dem Zwecke zum Opfer gebracht. Die größeren Fenster gingen entweder nach der Hofseite oder wurden da angebracht, wo sie den Wurfgeschossen der Belagerer unerreichbar waren. Im letzteren Falle wählte man kleinere Fenster. Auch waren, da die Mauern sehr dick sind, bei jedem Fenster Nischen entstanden, die zuweilen nicht wenig groß sind. Zu beiden Seiten waren Bänke angebracht, um das „Lug



Vor dem Kredenztisch (S. 99).

ins Land" recht bequem betrachten und genießen zu können. Auch verstand man es, sich den Sitz so weich wie möglich zu machen, indem man „plumits" (Federkissen) auf dieselben legte.

Es währte aber geraume Zeit, bis auch der Saal behaglich zu bewohnen war. Wenn wir bedenken, daß das Glas sehr kostspielig war, daß man erst im dreizehnten Jahrhundert, und da nur sporadisch in reichen Fürstenschlössern begonnen hatte, die Fenster zu verglasen, so werden wir leicht begreifen, daß ein Aufenthalt in den großen Sälen, zumal im Sturm und Unwetter, keineswegs gemütlich sein konnte. Man mußte die Fenster mit Laden verschließen; dabei aber aufs Licht verzichten. Selbst ein gefirnißtes Pergament oder Hornplatten, zu denen man zuweilen die Zuflucht nahm, machten die Sache nicht viel besser.

Zur Winterszeit kam zu dieser Ungemütlichkeit noch die Kälte hinzu. Ein großer Kamin mit weiten Schloten stand wohl im Saal, Holz brauchte man in jenen Zeiten auch nicht zu sparen, aber viel Wärme mag dieses Mittel keineswegs in dem geräumigen Gelaß verbreitet haben.

Wenn sich der Burgherr mit seiner Familie und seinen Gästen im Saale zum Mahle versammelte, so wählte man natürlich für die Aufstellung des Tisches die Nähe des Kamins. Je mehr man seinen Gast ehren wollte, desto näher plazierte man ihn zum Feuer.

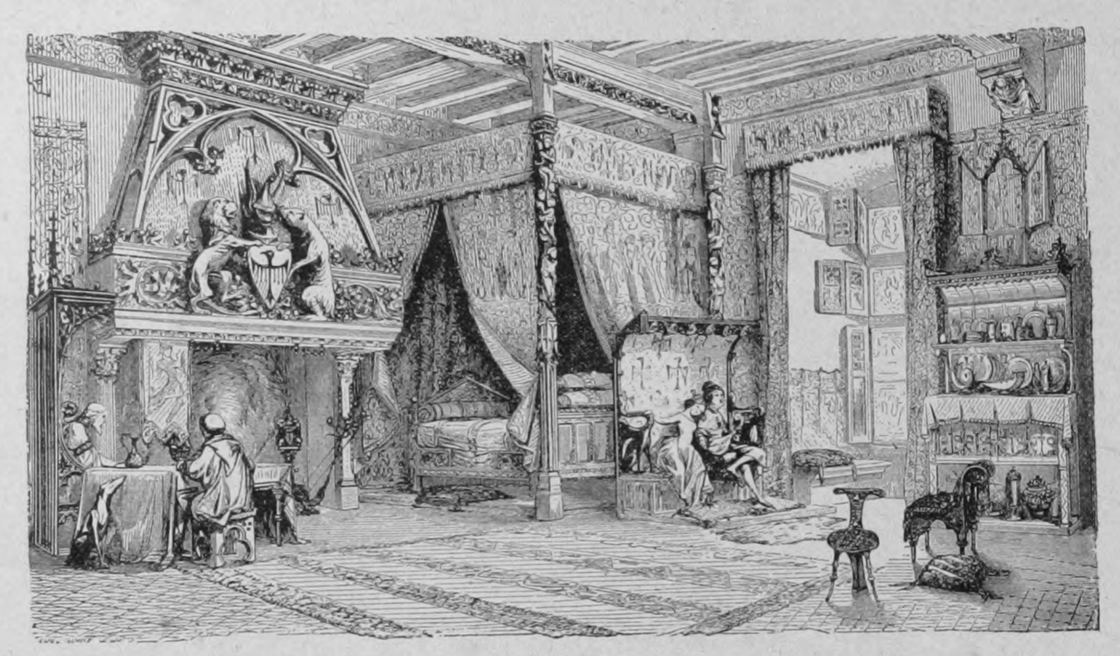
Die Wände des Saales wurden bemalt, jedoch in Deutschland seltener als in Frankreich. Beliebt war eine andere Verzierung der kahlen Wände. Bei Festlichkeiten oder wenn besonders werte oder vornehme Gäste die Gastfreundschaft des Burgherrn genossen, spannte man Teppiche aus, die an den Wänden mit Ringen befestigt waren. Diese waren oft sehr kostbar; meisterhaft waren auf denselben Blumen und Tiere, Scenen aus Ritterromanen oder Schlachtengemälde gestickt, oft mit jahrelanger Mühe von der Burgfrau und ihren Töchtern gearbeitet.

Eine weitere Ausschmückung erhielten die Wände

des Saales dadurch, daß der Burgherr an denselben seine und seiner Freunde Schilde aufhängte, die von Fahnen und Waffen eingefaßt waren. Für Staffeleibilder gab es nun freilich an den Wänden keinen Platz, aber der erwähnte Wandschmuck genügte, den Saal reich zu dekorieren.

Da dieser zu Festgelagen und verschiedenen Festlichkeiten benützt wurde, so enthielt er nur wenige Einrichtungsstücke. Für das Festmahl wurden die Tische besonders aufgeschlagen und nach demselben wieder entfernt. Man saß bei Tische auf hölzernen Stühlen oder Bänken; letztere zogen sich der Wand entlang und wurden bei der Mahlzeit an den Tisch gerückt. Für den Burgherrn und dessen Frau, wie auch für vornehme Gäste, die man ehren wollte, wurden die Stühle mit Federkissen (plumit) versehen. Da die Tische nur beim Mahle Verwendung fanden, so bestand die Einrichtung der Säle nur aus Stühlen und Bänken.

Im frühen Mittelalter, wo Einfachheit in allem herrschte, kannte man auch keine Schauschränke mit kostbaren Silbergefäßen oder Glasgeschirr und noch im fünfzehnten Jahrhundert, wo diese Mode aufkam, hatten nur angesehene Fürstengeschlechter derartige Kredenztische im Saale ihrer Schlösser aufrichten lassen, um ihren Gästen die herrlichen Erbstücke der Familie oder Geschenke ihrer Freunde zu weisen. Ein Holzschnitt des sechzehnten Jahrhunderts zeigt uns einen solchen Kredenztisch, den mehrere verschiedengestaltige Pokale zieren; die Tischgesellschaft steht vor demselben, die wertvollen Kostbarkeiten bewundernd. Die Dame des Hauses hält einen zweihenkligen Pokal und scheint die jedenfalls sehr interessante Geschichte desselben ihren Gästen zum besten zu geben (S. 97).



Das Schlafgemach.

Wir werden später Gelegenheit haben, auch die kulinarischen Genüsse jener Zeit würdigen zu lernen.

Neben dem Saale gab es dann weiter die Wohnräume und Gastzimmer. Das eigentliche Wohngebäude wurde Palas genannt. Nicht alle Gemächer waren heizbar, diejenigen, die eine Heizvorrichtung hatten, hießen Kemenaten (caminatae). Das eigentliche Wohnzimmer der Herrschaft war zugleich das Schlafgemach. Hier stand das zweischläfrige Ehebett, meist mit Vorhängen (dem Himmelbett) versehen, vor diesem lag ein Teppich, zu seinen Füßen war eine Bank zum Ausruhen, wohl auch zu minnigem Gespräch geeignet. Hier standen auch die Truhen zum Aufbewahren von Kostbarkeiten oder festlichen Kleidern.

Die Bettgestelle, so einfach in früherer Zeit, erhielten nach und nach reiche Dekorationen; das Bettzeug selbst entsprach allen Anforderungen, wie sie selbst unsere verweichlichte Zeit nicht höher stellen kann. Unten lag das Federkissen aus Leder, darüber die gesteppte Decke, die mit dem weißen leinenen Betttuch (Einlachen) bedeckt wurde. Die Kissen waren mit Adler- oder Eiderdaunen gefüllt, die Bettbezüge waren meist von Seidenstoff, die Decke mit Pelz gefüttert.

Um diesen Raum recht gemütlich und wohnlich einzurichten, fehlte es auch nicht an Tischen; an den Wänden hingen zuweilen die Bildnisse der Vorfahren oder geliebter Personen und ein Kruzifix wie ein Betschemel durften nicht fehlen.

Die Söhne und Töchter des Hauses hatten ihre besonderen Kammern. Für hohen Besuch gab es auch Gastzimmer; wenn aber bei besonderen festlichen Anlässen die Burg mit Fremden angefüllt war, so wurden im Saale Betten hergerichtet; zur Zeit der Not mußten natürlich die Ritter des Gefolges auch zu zweien schlafen.

Es gehörte zur Pflicht eines jeden Ritters, täglich die Messe zu hören. Da die nächste Kirche oft weit entfernt war, hatte, um diesem Bedürfnisse abzuhelfen, die Burg eine eigene Kapelle, die oft in ihrer Bauart wie in ihrer inneren Ausschmückung sehr kostbar war. Es haben sich noch verschiedene solcher Burgkapellen, wenigstens in Ruinen, erhalten. Darunter sind einzelne besonders merkwürdig, weil sie aus zwei Baulichkeiten, die übereinander liegen, bestehen. In der unteren Kapelle stand der Altar, zwischen beiden Kapellen war in der Wölbung der unteren eine Oeffnung gelassen, so daß man von oben bequem auf den Altar herabsehen konnte. Solche Doppelkapellen findet man in der Kaiserburg zu Goslar, in Eger, in Nürnberg u. a. m. Die obere Kapelle nahm die Burgherrschaft auf, in der unteren versammelten sich die Bediensteten beim Gottesdienste. In der letzteren befand sich zuweilen auch die Familiengruft. Der Gottesdienst setzt natürlich einen Priester voraus; wo sich eine Burgkapelle befand, fand sich auch stets ein Burggeistlicher oder Kapellan. Außer dem Gottesdienste hatte dieser noch andere Verpflichtungen. Er stellte gleichsam die Gelehrsamkeit im Schlosse dar; waren kleine Kinder da, so hatte er sie zu unterrichten. Im Weißkunig sehen wir auf einem Blatte den jungen Kaiser Max, wie ihm Unterricht erteilt wird (s. o.). Dem Burgherrn stand er als Sekretär zur Seite. Da dieser wohl das Schwert besser zu führen verstand, als die Feder, so besorgte der Kapellan die, wenn auch spärliche Korrespondenz desselben.



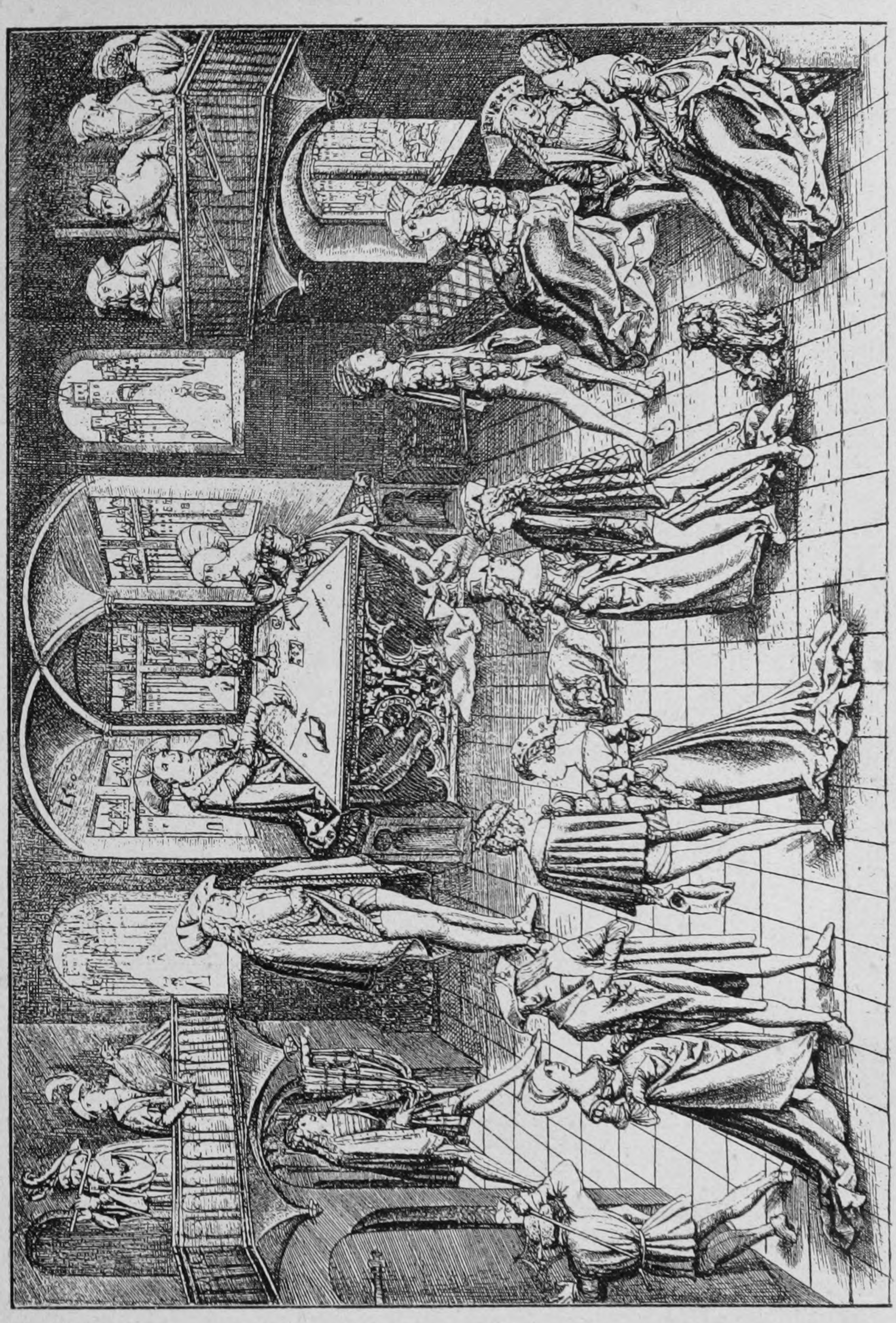
Kaiser Max als Knabe wird unterrichtet. Von H. Burgkmair.

So haben wir uns in der B[illegible]angesehen und mit aufmerksamen Blicken die Anl[illegible] derselben betrachtet, uns auch mit ihren Bewohnern bekannt gemacht. Es wird uns nun auch das Leben und Treiben der letzteren interessieren. Still, sehr still mag es zuweilen, besonders in der Winterzeit, in den von aller Welt abgeschlossenen Burgen gewesen sein. Befand sich der Burgherr nicht etwa mit seinen Mannen im Gefolge des Fürsten, so war für ihn zu Hause wenig zu thun. Kein Wunder, daß er sich aus der Umklammerung seiner Burgmauern hinaussehnte und sich bestrebte durch Jagd in den Forsten dieser Sehnsucht zu genügen. Die Jagd hatte für ihn neben der Erholung und dem Vergnügen auch den Vorteil, daß er mit dem erlegten Wild seine Speisekammer bereicherte, denn der Speisezettel wäre sonst mager ausgefallen. Hülsenfrüchte, geräuchertes Rindfleisch, eingesalzene Fische, das war das unveränderliche Material, über welches die Burgküche verfügte. In Abwesenheit des Burgherrn waltete die Burgfrau allein im Kreise der Kinder und des Dienstgesindes. Nur die kleineren Knaben standen unter ihrer Obhut, wie auch die kleinen und großen Mädchen. Erwachsene Söhne begleiteten den Vater zur Jagd oder wurden bei einem fürstlichen Hoflager als Pagen untergebracht, um Hof- und Rittersitten sich anzueignen. Später wurden sie zu Knappen befördert, als welche sie im Kriegshandwerk Unterricht erhielten. Mit dem Ritterschlag war ihre Erziehung vollendet.

Die Jugend will ihre Spiele haben und die Kinder der Burgherrschaft machten keine Ausnahme von dieser Regel. Der Burghof bot Platz genug, um verschiedene Spiele auszuführen. Es ist merkwürdig, wie konservativ die Kinderspiele sind; alle haben sich bis auf unsere Tage erhalten, wie sie im Mittelalter nur je ein Kindesherz erfreuten. Wir finden auf vielen alten Holzschnitten insbesondere das Steckenpferd, mit dem sich die Knaben herumtummeln und sich ahnungsvoll als Ritter denken, die in das Schlachtgetümmel sich werfen. Zu diesen dem zukünftigen Stande vorgreifenden Spielen gehören auch die Puppen, die Ritter vorstellen und durch Schnüre angezogen, gegeneinander zu kämpfen schienen. Ein solches Spiel erfreute den Kaiser Max in seiner Jugend, wie



Kaiser Max und Maria von Burgund. Von H. Burgkmair (S. 109).



Das Ballfest. Von M. Zasinger (S. 110)

ein Holzschnitt des Weißkunig zeigt. Weitere Kinderspiele für Knaben bildeten Kugeln, die von ausgehöhlten Gruben aufgefangen wurden, Schaukeln, Haschen, Kreiseltreiben, Windmühlen, die auf Stecken befestigt waren.

Kleine Mädchen spielten mit geputzten Puppen

(tocken); die erwachseneren wurden von der Mutter zur Handarbeit angehalten. Neben Kleidern mußte vieles andere für das Haus angefertigt werden, da sich außerhalb keine Gelegenheit fand, die Arbeit von Fremden besorgen zu lassen. Spinnen, Nähen und Weben gehörte zur täglichen Arbeit, auch für die reichsten Burgfräulein. Dienerinnen nahmen teil an dieser Beschäftigung und die Hausfrau regierte im Frauengemache mit kundigem Blick die Thätigkeit aller. Was an fertiger Arbeit das Haus nicht verbrauchte, wurde den Armen geschenkt. Die Töchter des Hauses verstanden es auch, das Schöne und Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden; fast allgemein war das Sticken von ihnen ausgeübt und viele haben sich darin eine große Kunstfertigkeit erworben. Mit bunter Seide oder Linnenfäden wurden Tischtücher und Wandteppiche für den Festsaal sowie Meßgewänder für die Kirchen gestickt. Ornamente und Blumen oder Tiergestalten wußten sie auf diese Art darzustellen, ja selbst Illustrationen zu den Dichtern oder historische Ereignisse, zu denen die Umrisse vorgezeichnet wurden, haben sie mit Platt-, Kreuz- oder Webstich hergestellt. Im Museum zu Braunschweig befinden sich Teile verschiedener Teppiche, die zwar dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, aber uns doch belehren, was auch zweihundert Jahre früher geleistet wurde. Einer dieser Teppiche enthält Scenen aus dem Parzival.



Hochzeitstänzer (S. 110).

Aber auch litterarisch wurden die Mädchen und jungen Damen beschäftigt; sie lernten Lesen und Schreiben, im dreizehnten Jahrhundert auch die französische Sprache und manche derselben brachten es darin weiter, als selbst die Männer. Es wird von Damen berichtet, die selbst das Lateinische sehr wohl zu sprechen verstanden. Auf Anstand, Sittlichkeit und bescheidenes Auftreten wurde viel Gewicht gelegt und die Mutter ging ihren Töchtern mit bestem Beispiel voran, obgleich sie es zuweilen nicht verhindern konnte, daß der lose Schalk Amor sich trotz Zugbrücke und Mauer in die Herzen der schönen Edelfräulein einzuschleichen verstand. Man liebte es auch, die Töchter an vornehme fürstliche Höfe für einige Zeit als Edeldamen unterzubringen, wo sie in der Nähe der Fürstin den feinen Weltton sich aneignen sollten.



Hochzeitstänzer (S. 110).

Das einsame, allem Weltverkehr ferne Leben in der Burg, der weite Weg zur Stadt, um von da einen Arzt zu holen, brachte es mit sich, daß die Burgfrau sich bemühte, auch etwas von der Heilkunst zu verstehen. Dieses Samariteramt der Frauen wird auch in altdeutschen Dichtungen oft rühmend erwähnt. Eine gewisse Kenntnis von Heilkräutern und Hausmitteln besaßen sie immer und diese Kenntnis erbte sich von der Mutter auf die Töchter. Besonders bei Verwundungen, wie sie ja in den Tagen häufiger Kämpfe oft vorkamen, verstanden sie sich auf einen regelrechten Verband. Und daß die Pflege des Kranken in keinen besseren als in Frauenhänden liegen kann, war damals eben so wahr, wie heutzutage.



Hochzeitstänzer (S. 110).

Bei aller häuslichen Beschäftigung mochte aber doch zuweilen die Langeweile die Bewohner einer einsamen Burg beschlichen haben. Diese wurde angenehm unterbrochen, wenn irgend jemand um Einlaß in die Burg bat und, weil unverdächtig, eingelassen wurde. Da kamen Krämer, die allerhand Waren feilboten, oder es meldete sich ein fahrender Sänger, der neue Lieder einführte; denn Musik und Gesang wurde auch im Schlosse geübt und Frauen spielten gern die Harfe, die Laute, die Mandore und der Gesang kürzte die Arbeitsstunden ab. Zuweilen kam auch ein frommer Pilger, in dessen heiliges Gewand sich zuweilen ein weltlicher Liebesbote hüllte, um ein Briefchen in die Hand der Geliebten zu spielen.

Was für uns die Zeitungen sind, das waren damals die fahrenden Leute, die allerlei seltsame Märe aus nah und fern zu erzählen wußten. — Eine angenehme, gern gesehene Unterbrechung der Einförmigkeit des Burglebens war es, wenn der Wächter von der Zinne einen vornehmen Gast oder den Besuch befreundeter Burgnachbarn ankündigte. Man suchte seine Gäste



Hochzeitstänzer (S. 110).

auf allerlei Art, mit Spielen und Ergötzlichkeiten zu erheitern. Wenn es die Jahreszeit erlaubte, hielt man sich gern und viel im Garten oder im Walde auf, man veranstaltete frohe Festmahle im Freien, führte verschiedene Tänze auf. Recht anmutig erscheint uns auf einem Holzschnitt von Burgkmair Kaiser Max im Gespräch mit seiner Braut, Maria von Burgund (S. 103); beide unterrichten sich gegenseitig in ihren Sprachen, während Hofleute im Garten sich ergehen. Die männlichen Gäste wurden auch oft zu einer Jagd eingeladen. Wenn dann des Abends der Jagdzug in den Burghof einzog, wenn bei Fackelschein das erlegte Wild regelrecht ausgeweidet wurde, da sahen die alten, sonst so stillen Mauern auf eine frohe und lebenslustige Menge herunter. Im Saal ist die Tafel bereitet und die Gäste haben von der Jagd einen gesunden Hunger mitgebracht. Daß auch die vollen Humpen fleißig geleert werden, braucht nicht erwähnt zu werden. Und wenn die Fröhlichkeit anfängt, recht laut zu werden, ziehen sich die Damen in ihre Gemächer zurück; denn die Witze, die der reich genossene Wein erzeugt, sind nicht für Damenohren geeignet.

Auch Bälle mit Tänzen werden im Saal veranstaltet. Die Musik wurde von Fiedlern ausgeführt, doch gesellten sich diesen auch Harfenspieler und Posaunisten zu. Bei den Tönen der Musik stimmte man ein Tanzlied an und zu diesem wurde der Tanz aufgeführt. Es gab verschiedene Tänze, die hoffähig waren, doch ist eine Beschreibung derselben schwer zu geben. Im allgemeinen sind Reihen- (Reigentänze) von Rundtänzen zu unterscheiden. Der erstere, auch bevorzugte, war eigentlich nach unseren heutigen Begriffen kein Tanz, sondern bestand aus ruhigen, anstandsvollen Bewegungen. Am verwandtesten wäre ihm das Menuett. Mädchen und Ritter bildeten eine lange Kette und machten dem Vortänzer alle Bewegungen nach, die in zierlichen Tanzschritten bestanden. Wir besitzen einen Kupferstich von Zasinger (S. 105), welcher uns den vornehmen Ball in der Feste zu München unter Albrecht IV. (1500) vorstellt, in dem die Tänzerpaare einen solchen Reihen tanzen. Dann haben uns verschiedene Künstler, wie Aldegrever, Schäuffelin, Darstellungen sogenannter Hochzeitstänzer hinterlassen, bei denen wir die Stellung der Tanzenden bei beiden Arten der Tänzer uns recht wohl vorstellen können. (S. 107 f.) Wenn regnerisches Wetter die Gesellschaft an die Gemächer fesselte oder in rauher Winterzeit gab es allerlei Spiele, welche der Langenweile wehrten. Ein echt ritterliches Spiel war das Schachspiel (Schachzabel), das die heimkehrenden Ritter der Kreuzzüge aus dem Orient nach Europa brachten. Auch Damenspiel und Tricktrack (Wurfzabel) wurden fleißig kultiviert. Auf einem alten Holzschnitt, von dem wir Seite 111 eine Nachbildung geben, spielen links zwei Herren Schach und bei dem Tische rechts zwei andere Tricktrack. Auch auf dem Blatte von Zasinger spielt Albert IV. mit seiner Gemahlin im Erker Schach.

Die Frau mit dem Manne reitend. Von Albrecht Dürer (S. 111).

Spät erst kamen die Spielkarten nach Deutschland. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurden sie in Italien eingeführt und waren natürlich gezeichnet und illuminiert. Als sie nach Deutschland kamen, hatte sich der bereits hier geübte Holzschnitt ihrer bemächtigt und



Unterhaltungsspiele (S. 110).

ihnen eine rasche Verbreitung gegeben. Daß sie nicht allein vom gemeinen Volke benützt wurden, sondern sich wohl auch in die höheren Kreise verirrten, sehen wir an einem Stiche des Amsterdamer Kabinetts, der dem fünfzehnten Jahrhundert angehört und von dem wir auf Seite 113 eine Nachbildung bringen.

Hat man in seiner Burg mit Freuden Gäste empfangen, so mußte man auch wieder Gegenbesuche abstatten. Eine solche Reise war immer ein Ereignis für die Burgbewohner, denn viele Reisen wurden im Jahre nicht unternommen. Man besuchte allenfalls die nahe Stadt, wenn dort ein Kirchenfest gefeiert oder eine Messe, d. h. Jahrmarkt abgehalten wurde, um notwendige Einkäufe zu machen. Zuweilen besuchte man ein Turnier, weil es dabei viel zu sehen gab. Das Reisen selbst war sehr unbequem; ein Wagen war selten, auch auf den schlechten Landwegen, weil ohne Federn, sehr unbequem. Nur die großen Handelsstraßen wurden gepflegt. Auch gefährlich konnte eine längere Reise werden, der Räuber wegen, welche die Wege unsicher machten.

Kürzere Reisen wurden immer zu Roß gemacht; Damen ritten oft Maultiere und hatten einen Damensattel, denn rittlings zu reiten, wie es wohl in ältester Zeit zuweilen vorgekommen ist, galt für Damen als unschicklich.

Zuweilen nahm der Herr seine Dame zu sich auf sein Pferd, wo sie auf dessen Kruppe ihren Platz nahm, sich am Herrn festhaltend. Die alten Künstler haben uns mehrere Abbildungen solcher reitenden Paare hinterlassen, so Dürer, dessen Zeichnung auf Seite 109 nachgebildet wurde.

So fremdartig uns auch das Leben in den alten Burgen erscheinen mag, die Brücke, über die es bis zu uns reicht, läßt sich unschwer erkennen. Die Burgen sind zerfallen, als mit neuen Verhältnissen ihre Bestimmung erfüllt war. Was sie allgemein Menschliches in sich bargen, ist aber gerettet worden und hat sich nicht überlebt, wenn wir auch gezwungen sind, es in neue Formen gekleidet in unserer Mitte zu suchen.

Aus Wielands Leben.

Mitteilungen von Robert Keil.

1.

Von dem glänzenden Viergestirn, das einst von der kleinen Residenz an der Ilm ganz Deutschland überstrahlte, von den großen Namen Goethe, Schiller, Wieland und Herder haben die ersten die beiden letzteren in der Anschauung der Nachwelt so verdunkelt, daß dieselben fast in Vergessenheit geraten sind. Einst, in seiner Glanzperiode, wurde Wieland in ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus hoch gefeiert, ja fast höher als Goethe. Viele sahen und verehrten in ihm das geistige Haupt der deutschen Litteratur. Hat man ihn damals überschätzt, so ist es neuerdings in der Geschichte der deutschen Dichtung üblich geworden, ihn zu unterschätzen.

Und doch hat niemand dies weniger verdient, als Christoph Martin Wieland. Er ist es gewesen, der die deutsche Poesie aus trostloser, nüchterner Steifheit einerseits und andererseits aus maßloser Ueberschwenglichkeit gerettet, die Grazien bei uns heimisch gemacht und der Sprache wie dem Stil eine Biegsamkeit, eine Darstellungsfähigkeit gegeben hat, von der man vor ihm keine Ahnung hatte. Sehr treffend bemerkt Goethe

darüber zu Eckermann: „Wielanden verdankt das ganze obere Deutschland seinen Stil, es hat viel von ihm gelernt, und die Fähigkeit, sich gehörig auszudrücken, ist nicht das geringste;" und Goethes Mutter, die wackere Frau Rat schreibt schon im Jahre 1785 in einem ihrer drolligen Knüttelversgedichte an Fräulein von Göchhausen:

„Wir können nicht alle Wielande sein,
Der macht dir den Reim so nett und rein,
Keiner kann's besser in Prosa sagen,
Das thut einem freilich dann wohl behagen."

Wohl hat man ihm Hinneigung zu französischen Vorbildern und Leichtfertigkeit mancher seiner Dichtungen zum Vorwurf gemacht, aber man vergesse nicht die Zeit und die Zeitumstände, in denen er seine Werke schuf — man vergesse nicht, daß er, in Gedanke und Ausdruck stets graziös, eben durch die elegante Form den an frivole französische Lektüre gewöhnten höheren Gesellschaftskreisen nachhaltiges Interesse für deutsche Dichtung einflößte, und daß sein eigentlichstes Wesen durchaus sittenrein und durchaus deutsch war. Mag er hie und da mit blühender Phantasie in der Ausmalung einzelner sinnlicher Momente, einzelner lüsterner Scenen zu weit gegangen sein — sein Grundgedanke der Dichtung, die Tendenz derselben war stets sittlich; Schönheit und Sittlichkeit waren ihm identisch. Und sein echtes wahres Deutschtum, seine hohen Verdienste um dasselbe anzuzweifeln, ist ebenso ungerechtfertigt. Mit umfassenden Kenntnissen, mit tiefpoetischer Anschauung, mit Geist, Witz, Humor und Geschmack, und mit einer Vielseitigkeit, die geradezu Staunen erregen muß, förderte er die geistige Bildung der deutschen Nation. Mit lebhaftem Interesse für jede bedeutsame Litteraturerscheinung und edlem Charakter, suchte er den aufstrebenden jungen Talenten Vorschub zu leisten und führte — um mich des treffenden Ausdruckes Goethes zu bedienen — den Kampf gegen alle Philisterei, Pedanterei, kleinstädtisches Wesen und beschränkte Kritik. Mit seinen Uebersetzungen der alten Klassiker führte er die Deutschen in die antike Welt, mit seiner Uebersetzung Shakespeares in die genialen Dichtungen des großen Briten ein, mit seinen eigenen geist- und gemütvollen, feinsinnigen Meisterwerken in Poesie und Prosa brach er, der erste und älteste in Alt-Weimar, dem großen Dioskuren-Paare die Bahn. Goethe war sich dessen und des Einflusses, den Wieland auch auf ihn geübt, klar bewußt. Schon in den stürmischen Jugendtagen sprach er es offen aus: „Wieland ist nach Oeser und Shakespeare noch der einzige, den ich für meinen echten Lehrer erkennen kann; andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; diese zeigten mir, wie ich's besser machen sollte." Dem Dichter des Oberon sandte er einen Lorbeerkranz zu. In seinem Promemoria über Weimar und Jena an die französische Regierung im Jahre 1806 bezeichnet er ihn geradezu als „doyen de la literature allemande". Bei Wielands Tode rühmte er „die schöne höchst anmutige Natur" des Freundes und brach in die denkwürdigen Worte aus: „Es ist ein unvergleichliches Naturell, was in ihm vorherrscht. Alles Fluß, alles Geist, alles Geschmack! Laßt nur ein paar Jahrzehnte vergangen sein, so wird aller Schattenseiten, die man so geflissentlich in Wieland aufzudecken suchte, nur sehr wenig gedacht werden; er selber aber wird als humoristischer, geschmackvoller Dichter denjenigen heiteren Platz im Jahrhundert behaupten, worauf er von Natur die gerechtesten Ansprüche besitzt." Und in der weihevollen Trauerrede, die Goethe nach Wielands Dahinscheiden dem verehrten Freunde hielt, betonte er, „daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl über-



Kartenspiel (S. 110).

dachte und geordnete Bände nötig seien, um Wielands Andenken rühmlich zu feiern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet habe"; er forderte zu künftiger wiederholter Feier des Andenkens Wielands, zu Sammlung alles desjenigen, was öffentlich über Wieland erscheinen werde, und was über ihn vertraulich mitgeteilt werden möchte, mit den Worten auf: „Es würde hierdurch ein Schatz von Thatsachen, Nachrichten und Urteilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art sein dürfte, und woraus denn unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu erklären."

Seit Wielands Geburt im Jahre 1733 sind einhundertfünfzig Jahre dahingeflossen. Mögen die nachstehenden Mitteilungen dazu dienen, der Goetheschen Mahnung entsprechend das Andenken des liebenswürdigen Dichters der Grazien zu beleben und zu feiern.

Zum Erzieher des jungen Erbprinzen Karl August berufen, siedelte Wieland von Erfurt, wo er die Professur nur drei Jahre lang bekleidet hatte, im Jahre 1772 nach Weimar über. Er war damals ein rüstiger Mann von 39 Jahren. Bald darauf begann er die Herausgabe des für die Fortbildung der deutschen Litteratur hochverdienten Journals „Teutscher Merkur", und als nach wenigen Jahren jene Erziehungsfunktion ihr Ende erreicht hatte, blieb seine unausgesetzte litterarische Thätigkeit dem genannten Journale, seinen Dichtungen und der Uebersetzung antiker Klassiker gewidmet. Aus späterer Zeit, den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, haben wir im Berichte eines gebildeten Besuchers von Weimar („Briefe eines ehrlichen Mannes bei einem wiederholten Aufenthalt in Weimar, Deutschland 1800") die anschauliche Schilderung des Dichters: „Es ist ein ehrwürdiger munterer Greis — mittlerer Größe — ziemlich hager — trägt seinen Kopf etwas gebückt — von einem ziemlich lebhaften Auge — einer langen geraden Nase — und einem schmalen Gesicht, auf welchem man viel Freundliches und Affables erblickt. Wieland flößt jedem sogleich bei der ersten entrevue Achtung und Liebe ein, und dies nicht nur als großer Dichter, sondern auch als herzlicher Mensch. Den Deutschen ist und bleibt er wahrer Klassiker. Er lebt ziemlich still und ruhig in seiner Familie, und die Personen, zu denen er zuweilen geht, sind die Herzogin Amalie, Herder, Böttícher, seltener Goethe. An den regierenden Hof wird er etwa alle 14 Tage gebeten."

Das innige, gemütreiche Familienleben, dessen Mittelpunkt er war, bietet das liebenswürdigste, reizendste Bild. Seit dem Jahre 1765 war er mit der Augsburger Kaufmannstochter Anna Dorothea, geb. Hillenbrand, vermählt und kannte, wie er selbst gestanden, reine Glückseligkeit erst seit dem Tage seiner Verheiratung. Interessant ist die Schilderung, die er selbst von seiner jungen Frau — sie war dreizehn Jahre jünger als er — gegeben hat: „Sie hat wenig oder nichts von den schimmernden Eigenschaften, auf welche ich — vornehmlich weil ich Anlässe gehabt habe, ihrer satt zu werden — bei der Wahl einer Ehegattin nicht gesehen habe. Sie ist gewählt für mein Herz und meinen Wünschen gleich, ein unschuldiges, von der Welt unangestecktes, sanftes, freudiges, gefälliges Geschöpf, die bloße Natur, hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat." Nach seinem Zeugnis hatte „in ihr auch nicht ein Fünkchen Schwärmerei jemals geglommen."

Aller Sentimentalität und Schöngeisterei wie jeder Koketterie fern, dagegen mit klarem Verstande, warmem Gefühle, praktischem Sinn und reiner Lebensheiterkeit begabt, ward sie eine echte deutsche Frau und die liebende Mutter ihrer zahlreichen, fröhlich heranwachsenden Kinder.

Vierzehn Kinder schenkte sie ihrem Gatten; zehn derselben erreichten ein höheres Alter. Sie wurden von ihr liebevoll erzogen. Als Ehefrau und Mutter und in jedem andern menschlichen Verhältnis war sie ein Muster; ihr Gatte rühmte von ihr, daß sie ihr Glück und ihren Stolz darein setzte, nichts zu sein als Wielands Weib und die Mutter seiner vierzehn Kinder, und freudig bekannte er, daß er ihr, ihrer Liebe und ihren Tugenden das Glück seines Lebens danke. Die bisher ungedruckten, geist- und gemütvollen Briefe Wielands an seinen Schwiegersohn, den großen Philosophen Karl Leonhard Reinhold, welche ich soeben zum Teil mit anderen hochinteressanten Nachlaßpapieren Reinholds unter dem Titel: „Wieland und Reinhold" veröffentlicht habe, lassen einen tiefen Blick auch in das Wesen der wackeren Frau und in das Familienleben Wielands thun. In Briefen vom 18. Februar und 6. März 1789 schreibt Wieland über seine damals kränkelnde Frau: „Sowie sie nur wieder ein wenig atmen kann, ist sie auch wieder munter und voller Mut und guter Hoffnung, das ist ein Zug ihres Charakters. — Sie ist ein Engel an Güte, Gelassenheit, Geduld, gutem Humor und gutem Mut. Sie ist mehr als ich sagen kann, sie ist alles für mich, und ohne sie würde mir's zu nichts helfen, wenn ich auch, wie St. Paul sagt, die ganze Welt gewänne." In späteren Briefen (1789—1793) schreibt er: „Dr. Luther hatte wohl recht, zu glauben, daß unter der Bitte um das tägliche Brot auch eine gute Frau und eine gute Köchin begriffen sei. — Die Mama ist der gute Genius meines Hauses und erhält sich durch ihre innere Kraft und immer wohlthätige Wirksamkeit. — Den Augen dieser trefflichen Frau und Mutter pflegt nicht der kleinste Zug, der dem Herzen eines Vaters oder dem Verstand eines Menschenforschers merkwürdig ist, weder an den Großen noch an den Kleinen zu entgehen."

So sprach Wieland aus tiefstem Herzen die Ueberzeugung aus: „Häusliches Glück sei doch das einzig wahre Glück auf Erden, — alle seine Kinder gut und glücklich zu sehen, sei das einzige, was ihn selbst glücklich machen könne." Wie ein Patriarch, als das Haupt seiner zahlreichen Familie, genoß er in Weimar dies stille Glück und äußerte in einem Briefe an den geliebten Reinhold vom 13. August 1788 den innigen Wunsch: „Der Himmel lasse uns die reinen Familienfreuden, das beste Besitztum der Menschheit, noch lange ungestört und unbekümmert genießen!" Freilich konnte der trauliche Familienkreis nicht vollständig so zusammenbleiben. Reinhold, der Gemahl von Wielands ältester Tochter Sophie, der intimste Herzensfreund des Dichters, ging

1787 als Professor der Philosophie nach Jena und folgte sieben Jahre später dem Rufe nach Kiel. Im Jahre 1795 führte Heinrich Geßner aus Zürich eine andere Tochter Wielands, Charlotte, als seine Gattin nach der Schweiz. Die einen 70 Meilen nordwärts, die anderen um 70 Meilen südwärts von Weimar entfernt, ohne die Möglichkeit des raschen Verkehrs, den die Erfindungen der Neuzeiten in der Lokomotive und dem Telegraphen bieten. Bisweilen erfüllte deshalb den greisen Vater tiefe Sehnsucht. So schrieb er am 26. November 1796 an die Tochter Sophie: „O! warum mußt es mein Schicksal sein, meine alten Tage, wo man seine Kinder, seine eigentlichsten Freunde, seine Geistes- und Herzensverwandten, am liebsten um sich sähe, einen Teil der Meinigen so weit von mir getrennt zu wissen! Dich und Reinhold am nördlichen Ende von Deutschland, Lotten und Geßnern am südlichen, jedes Paar durch die Hälfte der ganzen Länge dieses großen Reichs von mir geschieden, mich in der Mitte, aber so weit von euch entfernt, daß jeder Brief an die einen und die anderen einen Raum von acht Tagen Zeit zu durchlaufen hat.“ Er tröstete sich mit dem wehmütigen Gedanken, daß dies so sein müsse, „um nach und nach auf eine unvermeidliche Trennung von einer noch herberen Art vorzubereiten,“ und wechselseitige Briefe voll vertraulichster Mitteilungen mußten als „schriftliche Besuche“ den Mangel mündlichen Verkehrs ersetzen.

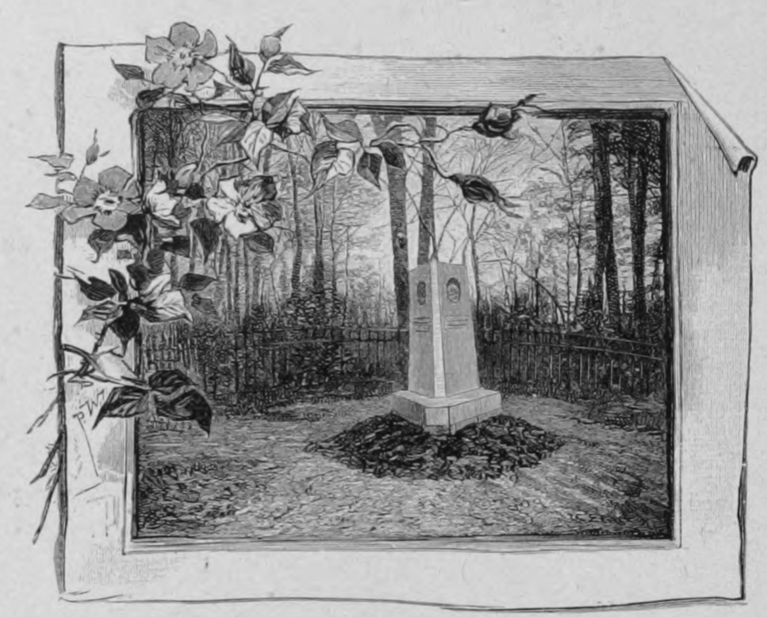
In dieser häuslichen Zurückgezogenheit, in seinem „Schneckenhäuschen“, lebte Wieland der Wissenschaft und Poesie, aber er entzog sich nicht dem Verkehre mit den alten und jungen Freunden, namentlich mit den ihm geistverwandten, von ihm aufrichtig und warm verehrten Goethe und Herder. Wie ersterer selbst im Gespräche mit Eckermann im Jahre 1827 betonte, war sein persönliches Verhältnis zu Wieland immer sehr gut, besonders in der früheren Zeit, wo Wieland „ihm allein gehörte“, und wenn auch Herder nach dessen Eintritt in Weimar „infolge seiner persönlichen großen Anziehungskraft den Freund Wieland ihm wegnahm“, stellte sich das alte Verhältnis doch bald wieder her.

Wie Wieland in einem Briefe an Merck von 1776 den jungen Freund Goethe „den Mann nach seinem Herzen“ nannte — wie er 1787 bei Besprechung von Goethes Schriften 1.—4. Band im „Teutschen Merkur“ ihnen die glänzende Anerkennung zollte: „Die Werke eines Schriftstellers, auf den die Nation stolz ist und es zu sein so viele Ursache hat, Werke, denen der Genius der Natur und der Kunst ihren Stempel gemeinschaftlich so tief und scharf wie diesen aufgedrückt haben, bedürfen keiner Anpreisung“ — so äußerte Wieland auch in einem vertraulichen Briefe an Reinhold vom 2. Dezember 1796: „Goethe fahre fort, ein ihm (Wieland) sehr angenehmes Verhältnis mit ihm zu haben, wirklich das reinste und einzige, das zwischen ihnen bestehen könne und solle — Goethe sei ein sonder- und wunderbarer Sterblicher, aber bei alledem so sehr aus einem Stück, ein Mann von so mächtigem Geist und unerschöpflichen Talenten, daß es ihm (Wieland) unmöglich sei, ihn nicht lieb zu haben.“

In besonders innigen Beziehungen stand und blieb aber Wieland zu der kunstsinnigen und lebensheiteren, liebenswürdigen Herzogin Anna Amalie. Er war ihr Gesellschafter, ihr Vertrauter in Ettersburg sowohl wie in Tiefurt und Belvedere und in dem Wittums-Palais zu Weimar. Dort besprach er mit ihr nicht nur die neuen und neuesten Erscheinungen der Litteratur, sondern führte sie auch in die Dichtungen des Altertums ein und las mit ihr sogar den Aristophanes in der Ursprache, wobei sie in den derben Stücken des griechischen Dichters so viel Grazie fand, daß sie ihm selbst seine schmutzigen Sachen verzieh. Er war es vor allen, der den Kreis und Verkehr der Herzogin durchgeistigte. Treuherzig scherzte sie wohl auch bisweilen über ihren alten treuen Wieland und dessen häufige Vaterfreuden, aber sie nahm es auch nicht übel, wenn er einmal auf sie, die von ihm Verehrte, seinen harmlosen Witz schoß, sie meinte vielmehr, des alten Poeten Witz sei einer Grube gleich, deren Ausbeute den Wert an Gold und Silber weit überwiege. Amalie und Wieland, zwei in Geist und Gemüt verwandte, feinsinnige, edle Naturen, bewahrten sich das Leben hindurch stete Treue, und Wieland erklärt in seinen Freundesbriefen sich selbst für den undankbarsten Schurken zwischen Himmel und Erde, wenn er je vergessen könnte, wieviel Gutes die Herzogin um ihn verdient habe, und wie wesentlich sie zum Glück seines Lebens beitrage.

In diesen Beziehungen, vielfach anregend und angeregt, verlebte er in Weimar behaglich seine Tage. Indem er die Zeit zwischen Arbeit und Vergnügen, zwischen Anstrengung und Ruhe gleich zu teilen wußte und sich eine eigentümliche Leichtigkeit des Sinnes bewahrte, erhielt er sich trotz der vorgerückten Jahre frisch und munter. War seine Organisation fein, zart, und leichtbeweglich, so war er doch von der Natur zugleich mit einer reichen Quelle von Lebenskraft ausgestattet. Er hatte, wie er scherzend bemerkte, keine Zeit krank zu sein. Seine Lage schien somit nach jeder Hinsicht befriedigend. Aber während er noch einige Jahre vorher über diese seine Lage in Weimar brieflich geäußert hatte: „er glaube nicht, daß in ganz Deutschland jemand von seiner Klasse sei, der mehr Ursache habe, mit seinem Los zufrieden zu sein als er selbst“, zogen doch seit dem Jahre 1792 an diesem reinen Himmel Wolken auf. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Karl August das Haus, in welchem Wieland seit 15 Jahren wohnte, kaufen und seinen Freund Goethe „dareinsetzen“ wolle. Wieland, sich tief verletzt fühlend, teilte dem Schwiegersohne Reinhold mit Brief vom 30. März 1792 dieses Gerücht und seinen Entschluß mit, entweder in dem Hause zu bleiben oder („so unangenehm ihm dies auch in allerlei Betracht sei“) von Weimar wegzuziehen, er ersuchte bereits Reinhold für alle Fälle um Ermittelung, ob in Jena ein für ihn bequemes Haus nebst Garten außerhalb der Stadtmauer zu mieten oder zu kaufen sei. Jenes Gerücht war aber unbegründet, Wieland blieb und konnte am 19. Mai 1794 dem vertrauten Schwiegersohne nach Kiel schreiben: „Lange Gewohnheit hat uns alles, was wir an unserer Lage gern anders hätten, erträglich gemacht; wir sind in uns selbst glücklich, sind zufrieden mit wenigem, und uns bleibt wirklich nichts zu wünschen übrig, als daß der Himmel uns allen diese Eudaemonie noch

lange erhalten möge." Doch die Sehnsucht nach seinen Lieben in Kiel und die Berichte von dort ließen bei ihm den Rückschlag bald genug eintreten, indem er „große Lust empfand, noch in seinen alten Tagen mit Weib und Kind, Sack und Pack nach Kiel zu ziehen". „Gewiß ist" — schrieb er an Reinhold am 27. Juni 1794 — „daß mir Weimar, seitdem Sie nicht mehr in Jena sind, täglich mehr verleidet, und daß der bloße Gedanke, an diesem mir ewig fremd bleibenden und immer widerlicher werdenden Ort sterben zu müssen, mein Leben um einige Jahre abkürzen könnte, wenn ich nicht immer mit dem Gedanken umginge, es noch solange ich Geschmack am Leben habe, auf die eine oder die andere Weise zu verlassen." Freilich setzte er sofort hinzu: „Felix errore meo! denn von Weimar befreit mich doch nur der Tod." Und als er im Sommer desselben Jahres mit seiner Frau eine Lust- und Erholungsreise „in das schöne Sachsenland" ausgeführt, Leipzig besucht und dann Dresden und die Gemäldegalerie mit der „holdseligsten aller Jungfrauen", der Madonna von Rafael gesehen, — als er im Jahre 1796 auf einer Reise nach Zürich zur Tochter Charlotte „selige Augenblicke, frohe Stunden und Wonnetage" genossen hatte, trat die Idee des Wegzugs von Weimar im Geiste Wielands nochmals und energischer auf. Am 26. November 1796 schrieb er an seine Jugendgeliebte, Frau Sophie La Roche: „Mir ist der Gedanke, den Rest meines Lebens in Weimar zubringen zu müssen, in sehr vielen Rücksichten fatal und nur dadurch erträglich, daß ich in vollem Ernst dahin trachte, irgend einen anderen freundlicheren Erdenwinkel ausfindig zu machen, wo ich ruhiger, zufriedener und länger zu leben hoffen kann als hier. Ob die Erfüllung meines Wunsches in den Sternen geschrieben ist, wird sich in Jahr und Tag zeigen müssen." Nach Böttigers Zeugnis war bei Wieland, der sich immer als nicht recht einheimisch und auf Weimars Boden eingewurzelt betrachtet habe, der Plan, „aus dem gelobten Weimar in sein liebes Schwabenland zurück zu ziehen," bereits „so gut als gewiß". Dazu gesellte sich ein anderes Motiv. Ein Landgut, ein kleines Horazisches Sabinum sein eigen nennen, sich mit den Seinen dahin zurückziehen, dort in stiller Abgesondertheit der Natur und den Musen leben zu können, war (mit seinen Worten in vertraulicher Mitteilung an Reinhold zu reden) „schon lange der liebste seiner wachenden Träume". Bei seinem dreimonatlichen Aufenthalt auf einer Villa bei Zürich, wo ihm das Landleben, die gute freie Luft und die viele Bewegung wohl gethan, wurde das Verlangen, diesen Traum zu verwirklichen, so lebhaft, daß er von dieser Zeit an beschloß, Ernst aus der Sache zu machen. „Da sein Schicksal ihn nun einmal an Weimar angekettet, so war" — wie er selbst gestand — „nicht im Ernst daran zu denken, daß er sich anderswo als im Weimarischen um ein Landgut umsehen könnte." Er musterte mehrere umliegende Güter, aber keines wollte recht passen. Da wurde er auf das Gut Oßmannstedt, das ungefähr zwei Stunden von der Stadt Weimar in der Richtung nach Apolda liegt, aufmerksam. Der ehemalige Statthalter der Fürstentümer, Graf Heinrich von Bünau hatte die dortigen Schloßgebäude mit großem Aufwande erbaut. Von ihm war das Rittergut mit Garten, Feldern und Berechtigungen in den Besitz der gräflichen Familie Marschall gelangt. Die durch übermäßige Fronen und sehr lästige Triftrechte des Rittergutsherrn äußerst gedrückten Bauern hatten aber dem Grafen Marschall so viele unangenehme Händel gemacht, daß er das Gut an den Kammerherrn von Hendrich und dieser unter geheimer Leitung des Herzogs selbst dasselbe an die Gemeinde Oßmannstedt verkauft hatte, welche den günstigen Augenblick ergriff, sich von den schweren Lasten für immer zu befreien. Sie zerschlug das Gut, indem sie es, ohne Triftrecht und Fronen, stückweise verkaufte. Von ihr erhielt Wieland einen ansehnlichen Teil des Rittergutes, nämlich die Schloßgebäude, den Schloßgarten und ansehnliche Feld-, Wiesen- und Holz-Grundstücke zum Kauf angeboten. Er kannte diese Besitzung bereits — war doch in der Kirche zu Oßmannstedt seine Tochter Karoline am 28. September 1788 mit dem Prediger Schorcht vermählt worden, der vier Jahre darauf sie als Witwe zurückgelassen hatte. Die Lage des Gutes in der Nähe von Weimar, die mäßige Größe desselben, der Zustand der Gebäude erschienen günstig, und namentlich hatte der große Schloßgarten Wielands ganzen Beifall. In



Wielands Grabmonument in Oßmannstedt (S. 129).

einem Briefe an Reinhold beschreibt er ihn als „einen Garten, der über 25 Acker Land, nämlich 19 Acker Gartenland und 6 1/2 Acker Gebüsch, d. h. eine Art von Lustwäldchen, die Wildnis genannt, enthalte, nebst zwei unabsehbaren Lindenalleen zu beiden Seiten". Nachdem Wieland „alle seine Calculs gezogen und etliche Wochen mit den Herrn Rusticis hin und her gehandelt hatte," kam am 15. März 1797 der Gutskauf zwischen ihm und der Gemeinde um 22000 Thaler zustande. Der Verkauf seines Weimarischen Hauses und das Honorar für die Gesamtausgabe seiner Werke gewährten ihm die dazu zunächst erforderlichen Mittel. Wieland glaubte (mit seinen eigenen Worten zu reden) durch diese Einrichtung seines noch übrigen Lebens und durch diese Acquisition für sich selbst sowohl als für seine zahlreiche Familie, besonders für den unversorgten Teil derselben, das Nützlichste und Beste gethan zu haben, was in seiner Gewalt stand. Seine Frau, seine Kinder, des Stadtaufenthaltes überdrüssig, waren über diesen Wechsel hoch erfreut. Die Töchter Amalie und Julie und der Sohn Karl, welcher Verwalter des väterlichen Gutes werden sollte, gingen schon am 27. März 1797 nach Oßmannstedt ab, um die ersten Einrichtungen in Haus und Garten zu treffen und alles zum Einzuge der Eltern vorzubereiten. An demselben Tage schrieb Wieland an den geliebten Reinhold: „Wir werden eine gute, schuldlose, einträchtige und glückliche Familie in unserem Oßmannstedt sein, und um das letztere im höchsten Grade sein zu können, fehlt uns nichts, als daß meine beiden vermählten Töchter mit den Söhnen meiner Wahl, ihren Männern und ihrer gegenwärtigen und künftigen Nachkommenschaft, nicht auch bei uns leben und eine einzige sichtbare Gemeinde mit uns ausmachen können; aber so glücklich zu sein, wäre wohl für dieses Leben zu viel, und wir werden uns daran begnügen müssen, dem Geist und Herzen nach Raum und Zeit zu Trotz, ewig nur eine Familie auszumachen." Mit diesen Gefühlen, diesen Wünschen hielt Wieland seinen Einzug in Oßmannstedt.



Wielands Gut in Oßmannstedt. (Rechter Flügel. Das Eckzimmer rechts oben bewohnte Wieland.)

2.

Mit dem Einzuge in sein Landgut Oßmannstedt begann für Wielands Leben ein neuer Abschnitt. Seine Sinne und seine Gedanken erhielten eine ganz neue Richtung. Hier fühlte er sich von aller Abhängigkeit frei, fühlte sich ganz als sein eigener Herr und im unmittelbaren Leben und Verkehr mit der Natur überaus glücklich. Das Leben auf dem Lande war ihm „sein wahres Element, worin er sich in jeder Jahreszeit wohl befand". Im Schlosse richtete er sich behaglich ein, und „seine kleine Domäne zu verbessern und zu verschönern" war sein Bemühen und sein Genuß. „Erst jetzt" — sagte er im Jahre 1799 zu Böttiger — „erst jetzt, da ich im Weimarischen angesessen bin, ist es mir, als gehöre ich zu diesem Lande und könne auch hier begraben werden, wo ich Grundeigner bin."

Bald war er in einen großen Bau verwickelt: Die Seitengebäude des linken Pavillons wurden eingerissen, da deren Platz zu Vergrößerung des Wirtschaftshofes unentbehrlich war, ein Keller wurde gegraben, Grund zu Scheuer, Ställen und Remisen gelegt; und war dies auch mit einem „runzeligen Geldbeutel" (wie er selbst bemerkte) auszuführen schwer, so war doch Wieland in einem Briefe an Reinhold aus dem April 1798 getrosten Mutes: „Wenn uns der Himmel nur Frieden und mir noch einige Jahre Leben verleiht, hoffe ich mit dem Ganzen so ziemlich zu Rande zu kommen; mein junger Verwalter Karl läßt sich sehr gut an, die Landwirtschaft scheint seine angeborene, wahre und einzige Bestimmung zu sein." Der Wunsch der Forterhaltung des Friedens war ihm der dringlichste Wunsch seines Herzens; „ich bin" — schrieb er weiter — „nun ein Landmann, habe Felder, die ich mir nicht gern verwüsten, Holz, das ich mir nicht gern



Wielands Gut in Oßmannstedt.
(Vom Park aus gesehen. Der linke Flügel das sog. „Schlößchen".)

zusammenhauen oder anzünden lasse, und eine bequeme, angenehme Wohnung, die ich nicht gern mit dem Rücken ansehen möchte."

Einen besonders hohen Genuß bot ihm der große, weite Garten. Schon im ersten Jahre pflanzte er dort über 300 Fruchtbäume, von deren größerem Teile er wenigstens die ersten Früchte zu erleben hoffte.

Er gedachte das Ganze allmählich in ein kleines Paradies zu verwandeln. Das Pflanzen von Bäumen und Blumen, die Beobachtung des Gedeihens der jungen Pflanzungen, das Umherwandeln im Garten war seine ganze Lust, und er war in den Gartenarbeiten unermüdlich. „Stundenlang" — erzählte er seinem Freunde Böttiger — „habe ich die Maulwurfshügel geebnet und Steine weggelesen, so daß ich oft, ganz durchnäßt von Schweiß, die Wäsche wechseln mußte und von meiner Frau tüchtig ausgescholten wurde; oft hab' ich den rastlosen Minengräbern aber auch nur zugesehen und, mit Bewunderung ihres Schatzgräbertalents, ihnen Hamlets Worte zugerufen." Sein Lieblingsplatz aber war die „Wildnis" am Ufer der plätschernden Ilm, wo er in reinem, stillem Naturgenuß dem Gesange der Nachtigallen lauschte.

Die Idylle, die ländliche Heiterkeit, die ihn beglückte, verdankte er namentlich der ruhigen, lebensfrohen Thätigkeit seiner Gattin, die alles belebte. Auch hier war sie, wie er sie in einem Briefe an die Tochter Sophie nennt, ein wohlthätiger Genius in Frauengestalt, dessen bloße Gegenwart, wie durch eine stille von ihm ausgehende Kraft, Trost, Mut und Hoffnung einflößte, der mit der ruhigsten Thätigkeit und thätigsten Ruhe allem Rat schaffte, für alles sorgte, nie den Kopf verlor noch den Mut sinken ließ und trotz aller anscheinenden Schwäche des zarten Körpers Stärke und Energie entwickelte.

In der ländlichen Stille seines „Osmantinum"



Die drei Seiten von Wielands Grabmonument zu Oßmannstedt (S. 130).

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Inschrift des Monumentes in Wielands eigener Handschrift vom 6. Dezember 1806.

konnte sich Wieland mit um so vollerem Behagen seinen schriftstellerischen Arbeiten widmen, und es waren sehr viele, aber größtenteils selbst gewählte Arbeiten, die an keine Zeit, an keine Stunde gebunden waren. In dem ersten Jahre beschäftigte ihn noch die Herausgabe seiner gesamten Werke, zugleich aber die Uebersetzung einiger Stücke des Aristophanes, „des witzigen Kakodämon, dessen Stücke gewissermaßen die wichtigsten Urkunden zur wahren Kenntnis der Athener seiner Zeit seien". Von Ingrimm über die blutige Wendung der französischen Revolution erfüllt, verkehrte er wieder „mit seinen alten Griechen, mit Aristophanes, dem bittersten Gegner der Demokratie, und Xenophon, dem liebenswürdigsten und menschlichsten aller Weisen". Mit Uebersetzungen von ihnen und Euripides förderte er das Attische Museum, arbeitete am „Merkur", vollendete im Jahre 1799 den Agathodämon, den er für das wichtigste und beste seiner Werke hielt, und schrieb in den folgenden Jahren seinen Aristipp, über dessen Entstehung er selbst gestanden hat: „der reinen Natur- und Genußfülle sei die schönste Blüte seines Alters, sein Aristipp, entkeimt, der ohne diesen stillen Selbstgenuß, ohne dies heitere Land- und Gartenleben nie empfangen und geboren worden wäre."

Bei diesem Schaffen in ländlicher Stille war er sich wohl bewußt, daß er es größtenteils seinem lieben Osmantino zu danken haben werde, wenn er den litterarischen Patriarchen Gleim und Klopstock an Dauer nahe komme. Der geistvolle Mann aber, der für die Gesellschaft so nötig war, sollte auch in dieser Idylle nicht von ihr abgesondert bleiben. Die Herzogin Amalie, der er und die ihm (um mit Goethe zu reden) zum Lebensumgang völlig unentbehrlich geworden war, besuchte ihn auf seinem Landgute und unterhielt lebhaften Verkehr mit ihm durch ein ganz wunderbares Hin- und Wiedersenden von reitenden und wandernden Boten. Auch Besuche des Herzogs und seiner Gemahlin und häufige Besuche der Weimarischen Freunde, namentlich Goethes, der Familie Herder, Bodes, Schillers, Böttigers u. a. belebten das trauliche Oß-

mannstedt und fanden bei Wieland den freundlichsten Empfang. Anschaulich schildert ihn Goethe, wie er hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirt seine geselligen Tugenden anmutig entwickelte.

Eine der bedeutsamsten Begegnungen war diejenige Wielands mit seiner ersten Liebe, Sophie, verehelichte La Roche. Im Jahre 1750, erst 17 Jahre alt, hatte er in Biberach die 19jährige Sophie von Gutermann lieb gewonnen. Nachdem die beiden gefühlsseligen Liebenden eine Predigt von Wielands Vater über den Text: Gott ist die Liebe ꝛc. angehört und besprochen hatten, kehrten sie von dem „Spaziergange aufs Lindele" als Verlobte zurück. Das Liebesverhältnis ward durch Mißverständnisse aufgelöst, Sophie ward die Gattin des Hofrats La Roche, aber zwischen ihr, der geistvollen Schriftstellerin, und Wieland hatte ein aufrichtiges, treues Freundschaftsverhältnis fortbestanden. Nach fast 50 Jahren, im Jahre 1799, kam die verwitwete Frau La Roche nach Weimar und Oßmannstedt, „um Wieland, den edelsten Freund ihrer Jugend, in dem Zirkel seiner Kinder, an der Seite seiner würdigen Frau und das an jedem Verdienst so reiche Weimar zu sehen". Am 15. Juli sah sie, wie sie selbst erzählt, „den guten würdigen Freund ihrer Jugend wieder, umarmte ihn, seine unschätzbare Gattin und vier seiner sechs Töchter". Es mag ein wundersames Wiedersehen gewesen sein. Sophie und Wieland waren beide alt geworden, aber während sie noch immer in Gefühlsseligkeit schwelgte und schwärmte, hatte er sich von der Jugendsentimentalität vollständig befreit. Wohl empfing er mit den Seinen die nun 68jährige Freundin herzlich, aber wußte bei zu sentimentalen Aeußerungen der alten verehrten Dame dem Gespräche schnell eine prosaische Wendung zu geben. Sie dagegen gibt in ihrer nachher veröffentlichten Reisebeschreibung eine rührende, überschwengliche Schilderung der „schönen Stunde, in welcher sie nach so langer Trennung zwischen Wieland und seiner ihr so werten Frau saß und von jedem eine Hand hielt". Indem sie aber zugleich das Heim Wielands beschreibt, — indem sie uns die Aussicht aus dem Fenster malt, — indem sie von Wieland in den Wirtschaftshof, zu den Scheunen und Stallungen geführt wird und mit ihm seinen Schafen entgegengeht, — indem sie den weiten Umfang des Gartens beschreibt, welcher sich an den Ufern der Ilm mit einem Birkenwäldchen schließe, „unter dessen Lauben die edelsten Schatten Griechenlands ihren Freund unbelauscht und ungestört besuchen können", — indem sie das häusliche Leben der Oßmannstedter Gutsfamilie vom Morgen bis zum Abend schildert, bis zu Wielands „ungekünsteltem, aber seelenvollen Klavierspiele, mit welchem er alle Abende seine Ideen und Gefühle in sanften Einklang bringt", hat sie durch ihren Bericht und die damit gegebene Anschauung uns zu Dank verpflichtet. Sie hatte eine Enkelin, die 23jährige Sophie Brentano (Schwester von Klemens Brentano) bei sich. Im Herbst war Frau La Roche nochmals in Oßmannstedt und verließ am 4. Oktober 1799 „diesen Schauplatz letzter schöner Träumereien an dem Abend ihres Lebens". Sophie Brentano dagegen, ein Mädchen von anmutiger, einnehmender Gestalt, hoher geistiger Bildung, tiefem Gemüt, leider aber auch krankhafter Schwermut, sehnte sich nach dem friedlichen Oßmannstedt zurück und besuchte im Mai 1800 das gastliche Haus Wielands wieder — um es niemals wieder zu verlassen.

An die erwähnten Gäste in Oßmannstedt reihten sich zahlreiche andere, insbesondere auch Jean Paul Richter. Auch lästige Besuche Neugieriger blieben nicht aus, aber Wieland verstand es, die Zudringlichen sich vom Halse zu schaffen. Von einem solchen weiß der hochbetagte Jenaer Burschenschafter, Dr. H. Netto in Berlin, nach Mitteilung seines Vaters, des Pastors Ernst Friedrich Christoph Netto zu Oberweimar, die komische Anekdote zu erzählen: Wieland hatte mit Pastor Netto seinen Revisionsgang durch alle Ställe beendigt und war in das Zimmer zurückgekehrt, als ein Herr Magister aus Leipzig angemeldet wurde, der „den großen Wieland" zu sehen wünsche. In größter Eile muß nun der Bediente die Toilette beenden, damit der Fremde nicht zu lange warten solle. Jetzt ist sie beendet, Wieland besieht sich erst noch einmal im Spiegel und läßt darauf den Fremden eintreten, indem er ihn in der Mitte stehend erwartet. Der Herr Magister tritt ein, macht eine tiefe Verbeugung, sieht Wieland von Kopf bis zu Füßen an, geht drei Schritte vorwärts, macht abermals eine tiefe Verbeugung, richtet seine Augen nochmals von den Füßen bis zum Kopf Wielands, zieht sich rückwärts gehend nach der Thür zurück und verschwindet, nachdem er eine letzte Verbeugung gemacht, eiligst aus dem Zimmer. Netto konnte, in helles Lachen ausbrechend, dem verehrten Wieland nur empfehlen, solchen Besuchern in Zukunft seine angekleidete Büste hinzustellen. — Den Freunden des Dichters aber war Oßmannstedt mit dem im Kreise von Kindern und Enkeln und der Sophie Brentano waltenden ehrwürdigen Patriarchen Wieland eine liebe, teure Erinnerung.

Leider sollte dies patriarchalische Glück schon im Jahre 1800 schmerzliche Trübung erleiden. Gebrochenen Herzens hatte Sophie Brentano in der friedlichen Ruhe von Oßmannstedt und in dem Umgang mit Vater Wieland Heilung gesucht. Sie hatte denn auch mit ihrer Anmut, ihrem klaren Verstande und ihrer sanften Schwermut sich die Zuneigung der ganzen Familie erworben; Wieland selbst hielt das liebenswürdige und interessante Mädchen wie eine Freundin und Tochter, und unter diesem Einfluß schien sich die Leidende allmählich zu erholen. Doch schon nach vier Monaten ließ eine schwere Nervenkrankheit das nur schwach flackernde Licht erlöschen. Sie entschlief am 20. September 1800, und dort, wo „die holde Ophelia" ihrer Schwermut nachgehangen, im stillen Birkenwäldchen am Ufer der Ilm, ließ Wieland „die Hülle, die ein entfliegender Engel zurückgelassen", bestatten. Alle seine Spaziergänge führten zu ihrem Grabe, seine liebsten Ruheplätze waren nur wenige Schritte davon entfernt. Und nach kaum Jahresfrist sollte dieser so

geweihte Ort die ewige Ruhestätte für eine noch weit liebere Tote werden. Wie Wieland im Jahre 1805 an seine ehemalige Geliebte Frau Sophie La Roche schrieb, war er auf das innigste überzeugt, „daß die einfache, kunstlose, von der Natur allein wie absichtlich für ihn gebildete Dorothea Hillenbrand die einzige war, mit der er, ohne in seinem Laufe gehindert zu werden, glücklich und so glücklich sein konnte, daß seine Anhänglichkeit an sie mit den Jahren immer inniger wurde“. Und diese treue Gefährtin seines Lebens, die 36 Jahre lang nur für ihn und ihre Kinder gelebt, wurde am 9. November 1801 diesem innigen Familienkreise durch den Tod entrissen. Es war eine entsetzliche Katastrophe für Wieland; in einem Briefe an Reinhold vom 4. September 1802 nennt er sich „einen Mann, der einen Stoß erlitten habe, durch den er zu einer bloßen Ruine seines ehemaligen Selbst zusammengefallen sei“. Unmittelbar neben Sophie Brentano wurde die dahingeschiedene Gattin eingesenkt. Still ging Wieland oft zu den in friedlicher Abgeschiedenheit liegenden Grabhügeln und gab sich, dort auf einer Rasenbank sitzend, wehmütigen Betrachtungen hin, er „fühlte einigen Trost in dem Gedanken, daß auch seine Gebeine dereinst neben ihnen ruhen sollten“.

Die Uebersetzung des Jon von Euripides, welche ihn während eines Teils des traurigen Winters beschäftigte, war für ihn gewissermaßen Rettung. Auf den Rat und Wunsch der teilnehmenden Herzogin Amalie vollendete er ferner seinen Aristipp. Beide Arbeiten bewährten sich als bestes Heilmittel zur Linderung seines tiefen Schmerzes. Aber die Herzogin griff für ihren alten, lieben Freund noch zu anderen Mitteln. In der Wohnung ihres Gärtners zu Tiefurt ließ sie für ihn ein paar bequeme, stille Zimmerchen herrichten und lud ihn im Jahre 1802 dahin ein. Während des Sommers dieses Jahres hielt er sich dort fast fortwährend auf. Amalie und ihre Umgebung „thaten (wie er schreibt) alles ihnen mögliche, ihn aufzuheitern und ihm Wohlwollen durch Aufmerksamkeiten zu bezeigen, wie sie ein alter Vater von seinen leiblichen Kindern kaum erwarten dürfte, und in dieser gefälligen und auf mancherlei Art interessanten Gesellschaft schlürfte er unvermerkt einige Tropfen von jenem Homerischen Nepenthes ein, der wenigstens auf einige Stunden des Tages seine Wirkung that.“ Mit Recht konnte Wieland dankbar sagen: Eine bessere Fürstin in ihrer Art und von ihrem Stande gebe es wohl schwerlich auf diesem Erdenrund. Indem er ihr versprechen mußte, bald nach Tiefurt zurückzukehren, zog er sich im September in seine Oßmannstedter Einsamkeit wieder zurück, „wo Ceres und Pomona sich in die Wette beeiferten, ihm das Landleben, welches in den ersten Jahren soviel Reiz für ihn hatte, wenigstens noch so angenehm zu machen, als in seiner jetzigen Lage möglich war“.



Christoph Martin Wieland.
Nach einem im Besitz Dr. Keils befindlichen Pastellgemälde.

Noch ist eines interessanten Besuches zu gedenken, welchen Wieland in Oßmannstedt empfing. Der junge Dichter Heinrich von Kleist kam nach Weimar. Wieland lernte ihn näher kennen, fand an ihm „einen jungen Mann von seltenem Genie, von Kenntnissen und von schätzbarem Charakter“, gewann ihn lieb und ließ sich daher leicht bewegen, ihm ein Zimmer in seinem Hause zu Oßmannstedt einzuräumen. Dort war Kleist vom Januar bis März 1803, sechs Wochen lang, sein Hausgenosse und manches wurde von ihnen besprochen und beraten. Der obengenannte Dr. Netto



Die heilige Cäcilie. Von J. de Vriendt.

erinnert sich noch der Erzählung seines Vaters, des würdigen Pastors Netto, wie Wieland und Kleist in seinem Beisein über einen Plan, zu dessen Ausführung Wieland den jungen Mann aufgemuntert, über das Trauerspiel: „Die Familie Schroffenstein" viel verhandelt haben. Nur ungern und mit Schmerz nahm Wieland von dem talentvollen jungen Dichter Abschied.

Nicht lange darauf sollte er aber auch selbst von seinem lieben Osmantinum Abschied nehmen. Er hat in einem vertraulichen Briefe an seinen Schwiegersohn und Freund Reinhold vom 4. September 1802 sich darüber rückhaltlos ausgesprochen: „Mein Osmantinum hat durch den Verlust meiner unwiederbringlichen Alceste, wie ein Zauberschloß durch die Zerbrechung eines Talismans, allen seinen ehemaligen Zauber für mich verloren; ich lebe nur noch durch schmerzlich süße Erinnerungen darin, und das Grab meiner besseren Hälfte ist das einzige, was mich noch an diesem Boden festhält. Und doch kann ich es nicht mehr lange hier ausdauern ... Diese Lage wird auch von außen, mancherlei Ursachen wegen, immer drückender, zumal da mir diejenige nicht mehr zur Seite steht, die mir alle Lasten des Lebens so willig und so erleichternd tragen half, daß ich manche kaum fühlte. Die schwerste, die jetzt auf mir liegt, ist mein Landgut, das nicht klein genug ist, um mein eigen zu sein, und nicht groß genug, daß mich die Interessen, die ich davon zu zahlen habe, nicht in die Länge aufzehren sollten."

Die durch die hohen Kosten der Baureparaturen und durch das Daniederliegen des deutschen Buchhandels herbeigeführten finanziellen Bedrängnisse nötigten ihn, an Verkauf seines Landgutes zu denken, und es gelang ihm, im Jahre 1803 durch Verkauf an Hofrat Kühne aus Hamburg sich von einer Last zu befreien, die ihn öfters fast zu Boden drückte. Mit Wehmut schied er von den selbstgepflanzten und -gepflegten Fruchtbäumen, schwerer noch war ihm der Abschied von dem Birkenhölzchen und Haselstaudengebüsch, wo die Gräber von Sophie Brentano und seiner Gattin, mit jungen Rosenstöcken geschmückt, sich befanden. Sie zu verlassen, sie in fremden Händen zu lassen, kostete, wie der Augenzeuge Böttiger berichtet, dem guten Alten manchen schweren Kampf. „Ich traue es," sagte er endlich, „dem wackeren Käufer meines Gutes zu, daß ihm die Stätte, wo auch ich einst neben meiner Gattin begraben zu sein wünsche, stets heilig und unantastbar sein werde."

Er irrte sich darin nicht. Während Wieland nach Weimar übersiedelte und dort von Herzogin Amalie sofort wieder in ihren nächsten und vertrautesten Kreis gezogen wurde, ehrte und pflegte der Käufer des Oßmannstedter Gutes pietätvoll die heilige Stätte.

3.

Es war ein im Verhältnis zur Oßmannstedter Wohnung recht enges Quartier, das Wieland im Jahre 1803 in Weimar bezog, und er selbst klagte, daß er sich in diesem Hause — dem „Wielandshause" [1]) in der Nähe des Theaters — ziemlich schlecht behelfen müsse. Für ihn, seine Tochter Luise und die beiden Enkelinnen Schorcht, die bei ihm wohnten, war aber der Raum genügend, und die Stille der Lage des Hauses kam seinen litterarischen Arbeiten zu gute. Die Umgebung desselben hatte damals ein ländliches Ansehen, vom „Komödienhause" war es (wie er schreibt) nur 50—60 Schritte, vom Palais der Herzogin Amalie kaum dritthalbhundert Schritte entfernt. Mit ihr, der lebensheiteren, Kunst und Wissenschaft liebenden Fürstin verkehrte er als täglicher Gesellschafter. Mit von Einsiedel und Fernow ihre nähere litterarische Umgebung bildend, nahm er auch wieder an ihrem Sommeraufenthalte im lieblichen Tiefurt teil. Noch jetzt erinnert an ihn das anmutige Plätzchen im Tiefurter Parke, nahe der Ilm, das mit einer Büste Wielands und sinnig-schönen Versen Goethes bezeichnet ist (Abb. Bd. III, S. 44).

Tief wurde Wielands Herz vom Tode des Freundes Herder, wie bald darauf vom Tode des genialen Freundes Schiller ergriffen, aber das Härteste, was ihn treffen konnte, hatte er, wie er an die Tochter Sophie Reinhold schrieb, durch den Verlust der Gattin erlitten, und „daß ihn dieses gegen alle anderen Entbehrungen und Beraubungen abgestumpft", war am Ende noch eine Art von leidigem Glück für ihn.

Bei dem Doppelgrabe in Oßmannstedt weilten häufig seine Gedanken. Jenes Stück des Gartens ging in den Besitz der Familie Brentano zu Frankfurt am Main über, und die Idee entstand, als ein gemeinsames Denkmal inmitten der Gräber auf einem kleinen Rasenhügel eine dreiseitige Pyramide zu errichten, die durch Inschrift und Sinnbild jeder Seite das ihr vorliegende Grab bezeichne (S. 119. 123). Der Entwurf wurde von Wieland genehmigt, die Ausführung in Seeberger Sandstein dem Weimarischen Hofbildhauer Weißer übertragen

Inzwischen brach der Krieg, dessen schmählichen und unseligen Ausgang Wieland mit klarem Blick voraussah und voraussagte, über Thüringen herein, in nächster Nähe Weimars wurde auf Jenas Schlachtfeld das Schicksal der Welt entschieden. Weimar war der Plünderung und dem Brande preisgegeben. Wieland aber blieb gesichert, indem „die französischen Gewalthaber in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres wissenschaftlichen Instituts verehrten," und Marschall Ney ihm daher im Namen Murats den unmittelbaren kaiserlichen Schutz verkündete.

Kaum aber war in die Thäler Thüringens die Ruhe wieder eingekehrt, als auch von Weißer die Denkmalsarbeit wieder aufgenommen wurde. Wieland selbst dichtete am 6. Dezember 1806 als Inschrift des Grabmals, um die drei Seiten desselben zu einem harmonischen Ganzen zu einen, das Distichon:

„Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein."

Im folgenden Jahre war das kleine, sinnige Monument vollendet und wurde an der geweihten Stätte des Oßmannstedter Gartens errichtet.

Noch waren dem Dichter sechs Jahre, von Leid und Freud erfüllt, als Lebensabend beschieden. Einer der schwersten, schmerzlichsten Verluste war ihm das Dahinscheiden der liebenswürdigen Fürstin, die ihm so lange

[1]) Eine Abbildung desselben in Bd. III, S. 41.

und so treu die innigste Freundschaft bewahrt und bethätigt hatte, der Herzogin Amalie. „Beklagen Sie mich, der nach und nach beinahe alle überlebt, die er liebte!" schrieb er an Böttiger. Auch diesmal dienten ihm die litterarischen Arbeiten, die er mit unermüdlichem Fleiße förderte, als Heilmittel gegen den herben Kummer. Es sei hier nur der trefflichen Werke seiner letzten Jahre: der „Euthanasia" und der Uebersetzung von Ciceros Briefen gedacht. Sie zeugen nicht nur von bewundernswürdiger Gelehrsamkeit, sondern auch von wahrhaft Sokratischer Lebensweisheit; mit vollem Recht konnte er sich selbst das Zeugnis geben, seit 50 Jahren eine Menge Ideen in Umlauf gesetzt zu haben, die den Schatz der Nationalkultur vermehrt haben und nun nicht mehr den Stempel ihres Urhebers tragen. Dabei freute er sich neidlos der großen ruhmreichen Erfolge seiner dichterischen Freunde. Ueber Goethes Faust schrieb er 1809 an Böttiger das für ihn wie für seinen Freund so ehrende Urteil: „Ich gestehe, daß mich unbeschreiblich nach dem zweiten Teil dieser in ihrer Art einzigen Tragödie verlangt, von welcher man mit viel größerem Recht als von Wilhelm Meister sagen könnte, daß sie die Tendenz nicht nur des verwichenen Jahrhunderts, sondern aller zwischen Aeschylus und Aristophanes und uns verflossenen Jahrhunderte sei. Könnte man nicht mit gleichem Rechte sagen: Goethe sei in der poetischen Welt, was Napoleon in der politischen? Können nicht beide alles, was sie wollen, und wollen sie nicht immer das Unglaublichste und Beispielloseste, und wissen es doch so zu behandeln und herbeizuführen, daß es zugleich das Natürlichste scheint?"

In den Freimaurerbund, welchem Goethe angehörte, trat auch Wieland ein und bei seiner Einführung in die Loge „Amalia" am 4. April 1809 erklangen in Begeisterung als letzte Strophe des Tafelliedes die Verse:

„Brüder, jetzt das Glas erhoben,
Huldigt stolz der süßen Pflicht!
Strahlt uns — ob auch Stürme toben —
Nicht der Dioskuren Licht?
Wie den Kelch, erhebt die Geister,
Denn die beiden hohen Meister,
Die dein Stolz o Vaterland,
Halten unsrer Kette Band!"

Und wie diese Freunde waren ihm auch die innig verbundenen Familiengenossen geblieben. Auch die Sehnsucht, seinen lieben Reinhold in Kiel und die Tochter Sophie nach so langer Trennung noch einmal in seinem Leben bei sich zu sehen, wurde endlich erfüllt. Im Sommer 1809 kamen sie nach Weimar und weilten beim Vater Wieland mehrere Monate in traulichem Verkehr. In körperlicher Rüstigkeit begleitete der Greis sie nach Jena zum alten treuen Freunde Griesbach und verlebte dort mit ihnen im schönen Griesbachschen Garten und auf Ausflügen in Jenas romantische Umgebung köstliche Tage. Durch ihre Anwesenheit wurde Wielands Geburtstag am 5. September 1809 zu einem wahren Freudenfeste und, wie er selbst sagte, zu einem der glücklichsten Tage seines langen Lebens. Den ganzen zahlreichen Kreis der Seinigen um ihn, den verehrten Vater, zu versammeln, wurde auf vier Jahre später, zur Feier seines 80. Geburtstages in Aussicht genommen — leider sollte er aber diese Freude, die ihm „zu viel Wonne für dieses Leben" schien, nicht mehr erleben.

Als er am 11. September 1811 einen Sturz des Wagens bei Tiefurt erlitt und er selbst wie seine Tochter Luise schwer verletzt wurde, erholte er sich noch einmal rasch wieder und wußte sich und seine Freunde durch die von Goethe uns erhaltene Aeußerung zu trösten: es sei ihm niemals früher ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Wieder genesen, gab er sich dem geselligen Umgang behaglich hin und erfreute sich an erquickenden Ausflügen, den Plan aber, ganz nach Jena überzusiedeln, gab er nach dem Tode des Freundes Griesbach auf.

Besondere Ehren und Freuden wurden ihm an seinem letzten Geburtstage, 5. September 1812 zu teil. Er verlebte ihn in stiller Heiterkeit, in ewiger Geistesjugend. Von seinen Freunden in Nähe und Ferne wurde der Tag festlich begangen, in Jena „von einem hiesigen Studiosus", der aber kein anderer als der alte wackere Knebel war, mit der schönen poetischen Feier seines langen segensvollen Wirkens:

„Schaut des Mannes langes Leben!
Wie ein weiter Blumengarten,
Ueberdeckt mit goldnen Früchten,
Breitet es sich aus vor uns.
Wer genoß nicht seine Früchte?
Ruhte nicht in seinen Lauben?
Wer hat an den Silberquellen
Seines Geistes nicht geschöpft?
Wer irrt durch die Zaubergärten
Seiner Muse unbegeistert?
Wer besuchte nicht die Tempel,
Die den Grazien er geweiht?
Auch durch Kunst der Sprache rief er
Geister auf vergangner Zeiten;
Und das Maß der Schönheit schwebt ihm
Sicher in der freien Hand.
Doch wer mag das Lob des Mannes
Singen, dessen ganzes Leben
Ein Geschäft der höhern Freuden,
Eine Geistesblüte war.
Ewig soll sein Name blühen!
Nach ihm bilden sich die Geister;
Aus den hohen Dichterhainen
Schallt der Name Wieland vor."

In geistiger Munterkeit und Thätigkeit verlebte er auch noch die nächsten Monate. Er wohnte den Darstellungen Ifflands auf der Weimarischen Bühne mit Interesse und Freude bei. Er arbeitete in der Wohnung, die noch jetzt seinen Namen trägt, in stiller Zurückgezogenheit emsig weiter und trug sich mit dem Gedanken, im nächsten Sommer sein Leben zu beschreiben, und zwar „bloß Wahrheit, nicht Dichtung". Da traf ihn in der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1813 plötzlich ein Schlaganfall, und in der Nacht vom 13. Januar wiederholten sich die krankhaften Zufälle mit Fieber.

Von da an nahm die Gefahr zu, aber nicht Bilder des Todes schwebten dem Kranken vor, seine Phantasie beschäftigte sich vielmehr mit seinen Kindern und seiner Uebersetzung Ciceros, der Lieblingsbeschäftigung der letzten Jahre. Er trug in sich reine Befriedigung, er

hegte in sich — um mit seinen eigenen Worten im Oberon zu reden —

„Den guten Schatz, den er ins Herz
Gesammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlichen Frieden;
Und die Erinnerung, daß weder Lust noch Schmerz
Ihn je vom treuen Hang an seine Pflicht geschieden."

Die letzten heißen Wünsche des ehrwürdigen Greises galten dem Vaterlande: daß es in Kunst, Wissenschaft und Sprache ferner rein und eigentümlich bleiben möge. Es kehrte das Fieber mit Heftigkeit zurück. Mannigfache Bilder der alten klassischen Zeit zogen an seiner Seele vorüber; italienische Worte, die man von ihm vernahm, bekundeten, daß er in den Gefilden Ariosts wandelte, und ahnend ruhte sein Geist zuletzt auf Shakespeare. Die Kinder, die ihn in Liebe und Wehmut umgaben, hörten in den Abendstunden des 20. Januars aus seinem Munde mehreremal schwach, aber doch vernehmlich, bald deutsch, bald englisch, Hamlets Worte: Sein oder nicht sein. Dann wurde er ruhiger und schien sanft zu schlummern. Wenige Minuten vor Mitternacht aber entschlief er.

Seine tiefbetrübten Freunde wünschten dem Dahingeschiedenen ein würdiges Totenopfer zu bringen. Am Abend des 24. Januar wurde seine sterbliche Hülle im Hause Bertuchs ausgestellt. In der ernst und feierlich dekorierten Hausflur, die auf allen Seiten mit unzähligen Lichtern erhellt war, ruhte der Verewigte in weißem Gewande auf einem Katafalk, das ehrwürdige Haupt über dem schwarzen Samtkäppchen mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Auf dem Sargdeckel, den eine blauseidene Decke mit goldenen Spitzen zierte, lagen auf einem rotsamtenen Kissen Prachtexemplare des Oberon und der Musarion, mit Lorbeer umwunden. Erschien auch das sonst so freundliche Gesicht Wielands bei dem Scheine der Totenkerzen so ernst, so machte doch das ganze Arrangement nach dem Berichte eines Augenzeugen auf die Verehrer und Freunde des Dichters, die dahin wallfahrteten, einen wunderbar ergreifenden Eindruck; man glaubte, in frühere Jahrhunderte versetzt, einen Dante oder Ariost zu erblicken. Um Mitternacht wurde die Leiche in der Stille nach dem Landgut in Oßmannstedt in den Gartensaal übergeführt. Von dort bewegte sich am Nachmittag des 25. Januar der Trauerzug zum Grabe. Es war ein schöner, sonnenklarer Wintertag. Die sämtlichen Brüder der Loge „Amalia" und viele andere Freunde und Verehrer, auch die kaiserlich französische Gesandtschaft und eine Deputation der Stadt Weimar waren erschienen. Die ganze Gemeinde Oßmannstedt war trauernd versammelt, um ihrem alten Gutsherrn die letzte Ehre zu erweisen. Auch die Bewohner der Nachbarorte waren teilnehmend herbeigeeilt. Beim Geläute der Glocken wurde Wieland die alte liebe Lindenallee entlang von Freunden zur letzten Ruhestätte getragen. Am Birkenhölzchen empfing den Zug ein sanfter Trauergesang des Weimarischen Chors. Oberkonsistorialrat Günther hielt eine herzliche, weihevolle Rede, und mit dem großen Lorbeerkranze sank der Sarg zur Seite der jungen Freundin und der treuen Gattin in die stille Gruft hinab. Am folgenden Tage wurde in der Weimarischen Hofkirche die Totenfeier gehalten.

Goethe hatte die Ausstellung im Bertuchschen Hause nicht besucht. „Warum", sagte er, „soll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen; ich habe mich wohl in acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die Herzogin Amalia im Sarge zu sehen, der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Porträtmaler, und ich meinerseits will ein seelenvolleres Bild, als seine Masken, von meinen sämtlichen Freunden im Gedächtnis aufbewahren." Durch den Verlust seines Freundes war er aber so tief erschüttert, daß man für seine Gesundheit besorgt war. Am Tage des Begräbnisses äußerte er in einem Briefe an Reinhard: „Geistesruhe und Thätigkeit hielten sich bei Wieland so schön das Gleichgewicht, und so hat er mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben unendlich viel auf geistige Bildung der Nation gewirkt. Ich habe mir in diesen Tagen sein Thun und Wesen rekapituliert, es ist höchst merkwürdig und in Deutschland einzig in seiner Art." Während er sich beim Begräbnis durch seinen Sohn August vertreten ließ, brachte er den Nachmittag in ausführlichen Gesprächen mit Falk über Wielands Wesen, Leben und Wirken zu, und rühmte namentlich den unvergleichlichen Humor und die schöne, höchst anmutige Natur des Freundes; diese hohe Natürlichkeit sei auch der Grund, warum er (Goethe) den Shakespeare, wenn er sich wahrhaft ergötzen wolle, jedesmal in der Wielandschen Uebersetzung lese.

Von dem Sohne August ließ er sich über die Bestattung berichten und lobte die getroffenen Einrichtungen. „Wenn sonst nichts" — sagte er — „so legen wir dadurch vor der Welt wenigstens ein Zeugnis ab, daß wir nicht unwert sind, ein so seltenes Talent eine lange Reihe von Jahren hindurch in unserer Mitte besessen zu haben." Ihn selbst drängte es, in seiner Weise dem geschiedenen Freunde ein Denkmal zu setzen, und er that es mit der großen, gemüt- und geistreichen Rede, die er am 18. Februar 1813 in der Loge zu Weimar im Beisein des Hofes zum Andenken Wielands hielt. Selten oder nie ist in gleich geistvoller, innig-warmer und doch gerechter Weise von einem Dichter über einen Dichter, von einem Freunde über einen Freund gesprochen worden. Schon der Eingang der Rede gehört zu dem Schönsten und Edelsten, was Goethe geschrieben hat. In beredter Weise schilderte darauf Goethe die Tüchtigkeit und Offenheit von Wielands Wesen, der als ein Lebender gedichtet und dichtend gelebt habe, die hohe geistige Bedeutung desselben, die unvergänglichen Verdienste, die sich Wieland durch seine Dichtungen und als Uebersetzer durch seine Annäherung der antiken Welt an unsere Denkweise um die deutsche Nation und deren Litteratur erworben habe, und den edlen Charakter des Verstorbenen. Das Gesamtbild und der tiefe Eindruck dieser Meisterrede sind prächtig in den Versen wiedergegeben, welche von Müller bei ihrer Veröffentlichung dichtete:

„Kein Schmeichellob entheiligte die Stunde,
Wo es der Prüfung ernstes Richtmaß galt;

Vom Menschen ward uns menschlich schöne Kunde,
Der Denker wog des Denkers Vollgehalt;
Die Weisheit mit den Grazien im Bunde
Verklärte sich zur heitern Lichtgestalt,
Und das entfloh'ne vielgeliebte Leben
Schien einmal noch in unserm Kreis zu schweben."

Viele Decennien sind seitdem dahingeflossen. Besuchen wir das ehemalige Landgut Wielands und sein Grab.

In Oßmannstedt, jetzt Bahnstation zwischen Apolda und Weimar, haben die Schloßgebäude und der weite Garten mit seinen Alleen und Rasenplätzen im wesentlichen noch die Gestalt wie zur Zeit von Wielands Besitz. Manche der Bäume im Garten gehören wohl noch zu denen, die seine Hand gepflanzt hat. Noch steht die stattliche Lindenallee, durch welche er einst mit seinen Kindern und Gästen gewandelt, und durch welche auch der Trauerzug sich bewegt hat. Wir gelangen durch dieselbe zu dem Wäldchen, wo der Dichter, wie er es wünschte, bei den Seinen in einem lebendigen Haine ruht. Seine Nachkommen sorgen pietätvoll für die Erhaltung. Hier stehen wir vor den drei Gräbern, in deren Mitte, geschmückt mit der von Wieland gedichteten Inschrift, das einfach sinnige Denkmal sich befindet, das als gemeinsamer Stein das Sterbliche derer deckt, die im Leben als verwandte Seelen in Liebe und Freundschaft verbunden waren. Sophie Brentano hat als Sinnbild eine Psyche mit dem Kranze jugendlicher Rosen, Wielands Gattin zwei verschlungene Hände in dem Eichenkranze deutscher Biederkeit, die Denkmalseite Wielands selbst zeigt eine geflügelte Lyra mit dem Stern der Unsterblichkeit. Ein ganz eigener Zauber liegt über der heimlich-traulichen Stätte. Die nahe Ilm rauscht und plätschert, und in dem Laube des Gebüsches weht es wie leiser Geistergruß von dem Sänger des Oberon.

Tod und Bismarck.

Von

Adolf Frey.

Tod.

Du hast das letzte Oel auf deinem Licht,
Und deiner Ampel mürbe Scherbe bricht.

Bismarck.

Hinweg mit dir! Ich ringe mit der Zeit
Um friedebringend Werk, um Kampf und Streit!

Tod.

Bedenk', wie Starke noch im Saft verdarben —
Du führst zur Tenne deine stolzen Garben.

Bismarck.

Da du so unverblümten Wortes bist,
Erwäg' ich, was noch ungeerntet ist.

Tod.

Die Hand vom Werk! und rüste dich zu gehn!
Dein Aug' muß brechen und dein Hauch verwehn.

Bismarck.

Die Widersacher stehen hoch und stark —
Greif diesen erst ein wenig an das Mark!

Tod.

Schlägt dir das Herz, du Mann von Stahl und Eisen?
Nun schweig' und rüste dich mit mir zu reisen!

Bismarck.

So hüll' mich grinsend in dein schnödes Hemd!
Der Zagheit Weiberblässe bleibt mir fremd.

Tod.

Der du das Fabelvolk von je verhöhnt,
Daß nun dein Mund von Dichterfloskeln tönt!

Bismarck.

Ich maß und hielt die Welt so wie sie ist.
Was hülf' es mir am Absturz letzter Frist,
Versucht' ich's, dich mit Bilderwerk zu fangen?
Du bist noch keinem in das Garn gegangen
Und lachst, ob man dich schändet oder preist —
Vor deinem kühlen Schädel weicht mein Geist.

Tod.

Streckst du dich erst in deinem märk'schen Sand,
Glänzt aller Zeit zum Hohn dein Ruhm im Land.

Bismarck.

Die Pest auf Glanz und Nachruhmsmummenschanz!
Mich letzt des frischen Werkes grüner Kranz.

Tod.

Ei, nur gemach! Es wird dich doch nicht kränken,
Die Glorie auf den Leichenstein zu henken?

Bismarck.

Der Ruhm ist fürstlich Gut, und sein Geleucht
Hat manche dunkle Wolke mir verscheucht.
Doch deinen Knochen schenk' ich all den Tand,
Zählst du mir blank zehn Jahre auf die Hand,
Ein Füllhorn unverblühter Männerkraft,
Randvoll von raschem Geist und Leidenschaft.

Tod.

Behalte deiner Asche lichten Schein!
An Ruhm gewalt'ger werd' ich dennoch sein.

Bismarck.

Du Unerbittlicher, du Unerbet'ner!
Denkst du, mich lüstet es, als blöder Redner
Vor deinem schnöden Tribunal zu stehn?
Dein Spruch ist Macht — ich bin bereit zu gehn.

Tod.

Mich labt dein hartes Herz und trotzig Blut;
Noch einmal gönn' ich dir des Lebens Gut!
Noch einmal setz' der Jahre Becher an — — —
Ich komm' und nicke Prosit dann und wann.

Bismarck.

Den Dank und Dankesworte will ich sparen,
Bis ich die Kräfte deiner Gunst erfahren.

Tod.

Titane ungestillter Lebensgier,
Womit erfüll' ich Lust und Wünsche dir?

Bismarck.

Steht irgendwo ein Mann im Deutschen Reich,
An Bärenmut und Falkenschärfe reich,
Ein Fürst des Handelns und entschloss'ner That,
Ein Herrscher oder eines Herrschers Rat —
An diesem schreite lange, lang vorbei!
Und brichst du meine mürbe Kraft entzwei,
Nimmt er die blanken Waffen, die ich trug,
Und geht gewaltig vor dem Völkerzug:
Ein anderer und doch mir selber gleich
Blüh', und gedeih' er mit dem heil'gen Reich!

Tod.

Vergißmeinnicht will ich jetzt pflücken gehn
Und fades Alltagsgras — — auf Wiedersehn!

Berlin.

Der Zug nach dem Westen.

Von

Paul Lindau.

(Fortsetzung.)

XI.



olos Stube glich einer Blumenausstellung. Aus allen Räumen der Wohnung waren Vasen und Schalen zusammengeschleppt, um die Riesensträuße, von denen der eine den anderen an Kostbarkeit immer überbot, aufzunehmen. Und noch immer kamen neue Blumen in allerlei Anordnungen: als Umrahmungen von Spiegeln und Photographien, in Körben und Kiepen, als Lyra, Fächer, Kissen und Füllhorn, in geschmackvollster und auch in geschmackwidrigster Gestalt. Aus dem Nebenzimmer hatte ein Tisch geholt werden müssen, da die geschweiften Möbel des Eckzimmers allein die blühenden und duftenden Lasten nicht mehr zu tragen vermochten.

Einige der jungen Künstler hatten hübsche Skizzen, dem Hause nächststehende Bekannte elegante Ueberflüssigkeiten aller Art gespendet: noch einen Meißener Schäfer mit geblümtem Rock und zierlichen Schnallenschuhen, und noch eine kleine Bronzefigur, und noch ein Emailflacon, und noch ein allerliebstes Körbchen, und noch andere Dinge, die zu den übrigen gelegt und gestellt wurden. Wilprecht hatte einen großen Wagen gesandt, dessen mit abschattierten Blumen völlig bekleidetes Drahtgestell mit verschiedenen, wie Warenkolli mit grauer Leinwand bezogenen und mit den Buchstaben L. E. gezeichneten Kistchen befrachtet war. Die Kistchen waren mit Boissierschen Bonbons und Marquisscher Schokolade gefüllt. Von Stephanie kam ein sehr geschmackvoller kleiner Handspiegel, der auf gelben Rosen gebettet war. Nortstetten hatte in aller Frühe einen großen Strauß prächtiger La France-Rosen geschickt, aus dem Lolo eine losgelöst und in ihrem Knopfloch als einzigen Schmuck befestigt hatte. Gustav hatte seine Frau, wie alljährlich, mit einer Schnur Perlen beschenkt; es war nun die fünfte Reihe des Colliers.

Lolo war sehr abgespannt. Sie hatte sich in den Vormittagsstunden so elend gefühlt, daß sie, wenn sie ihrer Neigung gefolgt wäre, ihre Thür vor aller Welt verschlossen hätte. Aber sie scheute alles Auffällige, sie wollte unnützes Gefrage und Gerede vermeiden, und zwang sich dazu, ihr seelisches Unbehagen und ihre körperliche Mattigkeit vor aller Welt zu verbergen. Sie heuchelte dieselbe Freude über die wundervollen Geschenke, wie sie sie in früheren Jahren wirklich empfunden hatte, und führte alle Freunde und Bekannte, die in den Mittagsstunden mit ihren Glückwünschen und Angebinden aufzogen, mit derselben Lebhaftigkeit und demselben freudigen Stolz an die reichen, bunten duftenden Tische wie früher.

Der Salon wurde nicht leer. Auch Nortstetten traf ein halbes Dutzend ihm mehr oder minder gleichgiltiger Personen, die sich alle mit ihm angelegentlich über „Bath-Seba“ unterhielten. Es stand ihm auch gerade der Sinn danach! Lolo hatte ihm einige freundlich schmollende Worte darüber gesagt, daß er ihrem Verbot getrotzt, aber beschwichtigend sogleich hinzugefügt, daß sie sich über ihre Lieblingsblumen unendlich gefreut habe. Georg hatte auch schon mit dem ersten flüchtigen Blicke die Wahrnehmung gemacht, daß sein großer Strauß, abgesondert von den übrigen, auf ihrem kleinen Schreibtisch an jenem Fenster stand, von dem aus sie ihn vorgestern Nacht beobachtet, und daß sie sich mit einer seiner Rosen geschmückt hatte. Er allein merkte Lolo etwas Erzwungenes an. Und ihm allein gegenüber fühlte sie sich auch verpflichtet, während sie ihm die Geschenke zeigte, die Wahrheit heimlich zuzuraunen.

„Ich fühle mich sehr angegriffen,“ sagte sie. „Wenn der Tag nur erst vorüber wäre! Ich muß Sie morgen sehen. Ich habe Ihnen viel zu sagen.“

Neu antreffender Besuch nahm sie sogleich wieder in Anspruch. Und als sich wieder eine Dame mit schmeichelhafter Teilnahme nach dem Geschicke von „Bath-Seba“ erkundigte, nahm Georg seinen Hut und empfahl sich. Er war sehr mißmutig.

Seit ihrer Verheiratung bestand für Lolos Geburtstag dieselbe Tagesordnung. Von vier Uhr an empfing sie keine Besuche mehr. Um halb fünf kam Lili mit ihrem Manne. Um fünf wurde gegessen, und den Abend verbrachten Ehrikes bei Mölldorfs am Engelufer. Auf Dr. Ottomar Mölldorfs bestimmtes Verlangen beschenkten sich die Mitglieder der beiden Familien niemals. Der Oberlehrer wollte sich von dem viel reicheren Schwager nicht beschämen lassen.

Mölldorfs lebten in bescheidenem Wohlstande. Lili

hatte, wie Lolo, beim Tode des alten Pauly etwas über sechzigtausend Mark geerbt sowie dessen Gesamtnachlaß an Mobilien, auf die Lolo zu Gunsten ihrer Schwester Verzicht geleistet hatte. Das durch die Zinsen dieses gut angelegten Kapitals vermehrte Einkommen Möll- dorfs war bei der peinlichen Ordnung, die im Haus- halte herrschte, vollkommen genügend, um die beschei- denen Bedürfnisse der Familie zu decken. Das kleine Vermögen vermehrte sich sogar von Jahr zu Jahr um ein Geringes, da sich Mölldorf durch seine Mitarbeiter- schaft an wissenschaftlichen Fachblättern eine neue Ein- nahmequelle erschlossen hatte.

Mölldorf war ein tödlicher Pedant. Wie er sich und sein ganzes Leben in bestimmte Fächer, in Ab- teilungen und Unterabteilungen ordnete, so kategori- sierte und schematisierte er auch alles, was ihn umgab. Er stand jeden Morgen zu derselben Zeit auf, arbeitete zu denselben Stunden, gönnte sich dieselben Erholungs- fristen, machte dieselben Spaziergänge, verkehrte seit Jahren an dem bestimmten Wochenabende in demselben Kreise und legte sich zu derselben Stunde ins Bett. Jede, durch irgendwelche Nebenumstände bedingte Ab- weichung von der Regel war ihm lästig.

Lili hatte sich an diese freudlose Einförmigkeit ge- wöhnt. Sie empfand vor ihrem Manne, der alle seine Pflichten erfüllte und nie etwas Tadelnswertes that, ernsthafte Achtung. Sie ging in demselben geregelten Schritte ruhig neben ihm daher, gerade so nahe und gerade so weit wie am ersten Tage ihres gemeinsamen Spazierganges zu Lippspringe. Er war nie unfreund- lich gegen sie, wenn ihm auch die Gabe, freundlich zu sein, in merkwürdiger Weise versagt war. Er lächelte sehr selten, er lachte nie, und die schweigsame, ernste Lili verdüsterte sich unter seinem Einflusse immer mehr. In der Wohnung am Engelufer wurde nie ein über- flüssiges Wort gesagt. Ottomar und Lili sprachen immer mit leiser Stimme.

Die arme Lili! Sie barg einen Schatz von Herzens- güte. Sie empfand so tief und wahr! Sie fühlte so wohl, daß das Leben auch zu etwas anderem da sei, als bei dem einschläfernden Pendelschlag des nüchternen Tagespensums abzulaufen, bis eben die Uhr stehen blieb! Sie ahnte Höheres, Edleres, Erfreulicheres für sich und die anderen. Aber ihre Empfindungen waren ungelenk, schwerfällig; sie wußte nicht, was sie mit ihnen anfangen sollte, und verschloß sie. Schon in den frühen Tagen ihrer Kindheit hatte sie im Gegensatze zu der immer lachenden Lolo das Leben von der ernsten Seite gesehen; jetzt wußte sie kaum noch, daß es dem Glücklichen auch Heiteres bot.

Ihre einzige Freude waren ihre Kinder, denen sie sich ganz widmete. Aber sie seufzte doch tief auf, wenn sie mit ihren traurigen Augen an den Bettchen saß. Die kleine Charlotte zitterte jetzt schon vor dem strengen Blicke des Vaters! Welche Kindheit stand den armen Geschöpfen in diesem stillen, öden Hause bevor! Welche Jugend!

Dann beschlich sie mitunter ein Gefühl wahrer Er- bitterung. Aber sie wollte es nicht aufkommen lassen und schwieg und harrte aus.

Lilis Geburtstagstisch war einfacher gewesen. Zwi- schen einigen blühenden Topfpflanzen waren die be- scheidenen Geschenke des Gatten und der näheren Be- kannten aufgestellt; meist nützliche Dinge. In der Mitte stand die Torte. Ottomar hatte außer verschie- denen Gegenständen des Haushalts, die bisher gefehlt hatten oder erneuert werden mußten, seiner Frau zwei Bände Macaulayscher Essays, Heinrich v. Treitschkes Vermischte Aufsätze und eine Nähmaschine geschenkt. Um zwei Uhr waren die Freunde und einige nahe Ver- wandte Mölldorfs gekommen und hatten ihre Glück- wünsche dargebracht; die Damen hatten Schokolade, die Herren Rotwein getrunken und dabei die Torte un- gefähr aufgegessen. Um halb vier Uhr hatte die sinnige Feier ihr Ende erreicht.

Um vier Uhr waren Ottomar und Lili in die Pferdebahn gestiegen, bis zum Potsdamer Thore ge- fahren und von da zu Fuß nach der Regentenstraße ge- gangen, wo sie fünf Minuten nach halb fünf eintrafen. Ottomar sprach, während sie zum ersten Stockwerk auf- stiegen, sein Bedauern darüber aus, daß er sich auch in diesem Jahre, wie im vorigen, in seiner Berechnung um fünf Minuten getäuscht habe.

Ottomar wehrte dem Diener, der ihm den Ueber- rock abnehmen wollte, und hing selbst den Rock an zwei Nägeln auf. Dann bürstete er sein schlichtes Haar und seinen kurzen Backenbart mit einer Bewegung, der man das Gewohnheitsmäßige ansehen konnte, warf einen prüfenden Blick auf seinen zugeknöpften zweireihigen schwarzen Rock, räusperte sich und sah sich darauf schon ungeduldig nach Lili um, die mit ihrer Toilette noch nicht ganz fertig war. Er räusperte sich noch einmal. Lili flog herbei. Er ließ seiner Frau den Vortritt und folgte würdevoll.

Zu seinem Befremden war der Salon leer. Lili trat in das Nebenzimmer und freute sich arglos über die schönen Geschenke. Ottomar blieb kerzengerade mitten im Salon stehen. Er war einigermaßen verletzt darüber, daß die Wirte nicht zur Stelle waren, um ihn zu empfangen. Er verharrte in dieser Stellung wohl eine Minute. Eine Minute dauert lange. Er räusperte sich mehreremal und rief dann Lili herbei.

„Es ist mir unfaßlich, wo deine Schwester und dein Schwager bleiben," sagte er.

„Sie werden wohl gleich kommen. Sieh dir in- zwischen die schönen Sachen an, die Lolo bekommen hat . . ."

„Ich halte es für richtiger zu warten, bis man sie mir zeigt."

Lili schwieg. Sie blieb neben ihrem Manne stehen. In seiner Nähe war ihr die Wohnung ihrer leiblichen Schwester etwas Fremdes. Sie beunruhigte sich. Sie sah, wie sich Ottomars Züge versteinerten. Sie kannte dieses Gesicht, das alle Lust und Heiterkeit verscheuchte. Die Verlängerung der Pause machte sie immer be- fangener. Sie wollte irgend etwas sagen, zur Erklä- rung, zur Entschuldigung. Aber das Wort blieb ihr in der Kehle stecken, sobald sie ihren Mann ansah, der die Lippen immer fester zusammenkniff.

Sie standen nebeneinander, beide so ungemütlich wie möglich in dem gemütlichen Raume, auf alles, was sie umgab, den Widerschein ihres Unbehagens werfend.

„Ein seltsamer Empfang, das muß ich sagen!“ bemerkte nach einer endlosen Pause der Oberlehrer, der darauf die Lippen wieder fest schloß und die Nasenflügel aufblähte.

Sie schwiegen wieder und blieben regungslos.

Da öffnete sich endlich die Thür. Es war Elise, die meldete, daß die gnädige Frau, die sich sehr abgespannt gefühlt und auf die Chaiselongue gelegt habe, die Frau Doktor bitten lasse, einen Augenblick zu ihr in ihr Zimmer zu kommen.

Elisabeth sah aus ihren dunklen traurigen Augen ihren Mann fragend an, der durch ein langsames, bedeutsames Schließen der Lider seine Genehmigung gab, und sie folgte dem Kammermädchen.

Ottomar blieb allein. Es vergingen mehrere Minuten. Sein Gesicht hatte sich grausig verfinstert, er klopfte in gleichmäßig aufeinander folgenden Schlägen mit dem linken Fuße den weichen Teppich.

Da brach endlich, endlich Gustav geräuschvoll in den Salon ein. Er hatte die Treppe im Sturm genommen und war außer Atem.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen. Eine geschäftliche Angelegenheit hat mich bis jetzt zurückgehalten ... Aber wo ist denn Ihre Frau? Und Lolo? Wo stecken denn die Geburtstagskinder? ... Warten Sie schon lange? ... Sie sind mir doch nicht böse?“

Ottomar hatte keine Miene verzogen und keine Frage beantwortet.

„Sie dürfen mir nicht böse sein!“ fuhr Gustav, den das Schweigen des Oberlehrers befangen machte, mit erkünstelter Lebhaftigkeit fort. „Geschäft ist Geschäft! Nicht wahr? ... Und nun wollen wir gemütlich sein! ... Haben Sie sich schon den Geburtstagstisch angesehen? Aber wo ist denn Lili? Wo sind denn die Damen?“

„Frau Charlotte fühlt sich etwas angegriffen,“ entschloß sich Mölldorf endlich zu antworten, „und hat Elisabeth zu sich gebeten.“

„Wieder der Kopfschmerz! Seit zwei Tagen klagt meine Frau über Kopfschmerz.“ Er führte unwillkürlich den Aermel wieder an die Nase. „Und ich glaube, mein Rock duftet schon wieder ...“

„Sehr stark,“ sagte Ottomar steinern.

„Ich war in der Fabrik ... ätherische Oele ... unsere Gesellschaft da oben ... in Schleswig,“ stotterte Gustav. „Da will ich mich doch lieber umziehen, Lolo kann nämlich den Geruch durchaus nicht vertragen, und wenn sie an Kopfschmerzen leidet ... wollen Sie mich noch auf fünf Minuten entschuldigen? Nicht wahr, Sie nehmen es mir nicht übel? Wenn eine Frau an Kopfschmerzen leidet ... nicht wahr? ... Bitte, kommen Sie! Sehen Sie sich die Geschenke an: Wundervolle Blumen! In vier Minuten bin ich wieder da!“

Gustav hatte Ottomar an die Thür des Eckzimmers geführt und eilte nun in sein Ankleidezimmer.

Unter dem üblichen Vorwande eines Geschäftes, das keinen Aufschub dulde, hatte er sich gegen drei Uhr Nachmittags vom Hause entfernt und war nach der Schumannstraße gefahren. In der Droschke hatte er sich eine erschütternde Strafpredigt, die auf Juliens Gemüt einen mächtigen Eindruck hervorzurufen bestimmt war, ausgearbeitet. Er war nicht der Mann, der mit sich spielen ließ! Sie sollte zittern!

Mit äußerster Unbefangenheit hatte ihn Julie empfangen. Sie sah reizend frisch aus. Sie schien ihre Morgentoilette eben beendet zu haben. Dafür sprach auch die Thatsache, daß das Kaffeegeschirr noch auf dem Tische stand. Gustav geriet in einige Verwirrung, als er sie so harmlos lächelnd vor sich sah. Die Rede, die er in der Droschke gehalten hatte, war entschieden viel wuchtiger und pathetischer gewesen, als sein jetziger verworrener Speech. Er polterte ihn, lebhaft im Zimmer auf und ab gehend, herunter. Julie unterbrach ihn nicht ein einziges Mal. Bei jedem neuen Ansatze nach einer Pause wurde er erregter und verworrener. Er selbst bemerkte, daß er sich verrannte und schließlich offenbaren Unsinn sagte.

„Aber so sprich doch, du Unglückskind!“ rief er schließlich. „Was hast du zu nachtschlafender Zeit bei Dressel zu suchen? Und wer war der Herr?“

Julie sah ihn liebevoll an.

„Wie kann man sich nur so aufregen! Wie kann man sich und andere so quälen, ohne allen Grund! ... Bitte, laß mich aussprechen!“

Und sie erzählte ihm nun, daß Herr Roderich Halmanski, in dessen Akademie sie ausgebildet werden solle, gestern Abend noch zu ihr geschickt habe, um ihr mitzuteilen, daß der Direktor des Stadttheaters in Torgau, Herr ... — sie sprach den Namen etwas undeutlich aus — nach Berlin gekommen sei, um für die plötzlich erkrankte jugendliche Liebhaberin eine andere Künstlerin zu suchen; Halmanski habe sie aufgefordert, sofort zu Dressel zu kommen, wo er mit dem Torgauer Direktor zu Nacht speise; sie habe abgelehnt, da sie zu später Stunde niemals ausgehe. Darauf habe Halmanski einen seiner Eleven noch einmal zu ihr geschickt: sie müsse unbedingt kommen, es handle sich um ihre Zukunft; und da sei ihr denn nichts anderes übrig geblieben, als aufzustehen, sich wieder anzukleiden und sich von dem Eleven zu Dressel führen zu lassen, wo sie Halmanski und den Torgauer Direktor auch getroffen habe. Uebrigens habe sie Halmanski bittere Vorwürfe gemacht; denn sie habe gleich gemerkt, daß das Torgauer Engagement nichts für sie sei; der Direktor habe ihr eine Gage geboten, von der ein anständiges Mädchen nicht leben könne. Und wenn Gustav ihr nun nicht glauben wolle, so brauche er ja nur zu Halmanski zu fahren und den zu fragen. Wenn sie ihm etwas vorlügen wollte, so würde sie etwas Besseres erfinden, als diese einfache dumme Geschichte. Und schließlich, wenn sie es sich recht überlege: Wozu rechtfertige sie sich denn überhaupt? Sie sei kein Kind mehr! Gustav habe sich sechs Jahre nicht um sie gekümmert; und wenn ihn sein gestriges Versprechen gereue, so möge er nur ruhig seiner Wege gehen, sie werde auch weiter ohne ihn auskommen! Aber es sei nicht recht, ein armes Mädchen zu verdächtigen, um seinen Rückzug zu decken. Das sei feige! Und sie lasse sich das von niemand gefallen! Und Gustav möge sie nun ein für allemal in Ruhe lassen! Und da sei die Thür!

Die Ruhe eines reinen Gewissens, die thränen-

befeuchtete Klage einer unverdienten Kränkung, endlich die Entrüstung des mißhandelten Rechtes — Juliens Vortrage hatte nichts gefehlt.

Ehrike lenkte ein. Und dem außerehelichen Zwist folgte die Versöhnung.

Julie hatte ihrem guten Gustav das feste Versprechen abgelistet, daß er womöglich noch heute, spätestens aber morgen sie wieder besuchen werde.

Julie liebte die Parfüms über die Maßen und machte auch einen übertriebenen Gebrauch davon. Ihre ganze Wohnung, alle ihre Möbel, ihre Kleider strömten einen starken, mitteilsamen Wohlgeruch aus. Niemand durfte ihr ungestraft nahen. Sie war wie ein lebendiges Sachet. —

Während Gustav sich nun der verräterischen Kleider entledigte, und der steifleinene Oberlehrer in kerzengerader Haltung die Tische umschritt und Betrachtungen über die Entsittlichung des Luxus anstellte, über dieses Kapital, das hier in vierundzwanzig Stunden verblühte und eine Weberfamilie dauernd hätte beglücken können, hielt Lili, die sich an Lolos Seite neben der Chaiselongue niedergelassen hatte, die Hand der Schwester in ihren beiden Händen fest und drückte sie innig.

Sie hatten sich zärtlich geküßt, und beide hatten geweint, nicht als ob sie sich Glückwünsche darzubringen hätten, sondern als ob sie einen schmerzlichen Verlust beklagen müßten. Dann hatten sie Gleichgültiges gesagt. Und nun schwiegen sie. Lolo blickte vor sich in die Leere, Lili auf ihre Hände und auf Lolos kleine Hand.

Endlich wandte Lolo leise aufseufzend den Kopf, beugte sich nach vorn und küßte ihre Schwester auf den Scheitel. Diese sah auf und blickte sie mit ihren großen, ergebenen, treuen Augen lange an, fragend und bekümmert.

„Ja, ich muß es dir doch sagen!“ flüsterte Lolo. „Du wirst mich kaum verstehen, denn du liebst deinen Mann.“ Lili seufzte und schwieg. „Ich bin unglücklich! Ich kann Ehrike nicht mehr sehen! Ich weiß nicht, wie das enden soll!“

Lili war weit weniger erstaunt, als Lolo erwartet hatte. Sie nickte langsam, als hätten die Worte der Schwester ihre eigenen Wahrnehmungen nur bekräftigt. Und dann sich aufrichtend und Lolos Wangen streichelnd, sagte sie zärtlich und wahrhaft gerührt: „Du armes Kind!“ Das war alles.

Sie dachte nicht mehr an ihr eigenes Unglück, nicht an ihr trostloses, liebeleeres Dasein; sie dachte nur an Lolo, und niemand fühlte tiefer mit ihr als sie — die Schwester, die ungeliebte und nicht liebende Gattin.

„Wie soll das enden!“ wiederholte Lolo, und es überlief sie.

„Du mußt vernünftig sein, Lolo! Was soll ich dir sagen? Du weißt ja alles! Es geht eben nicht immer so, wie man es wünschte! Du bist verwöhnt! Du hast es zu gut gehabt, hast alles so heiter genommen. Und deshalb erschrickst du jetzt. Aber man kann sich schulen, Lolo! Wahrhaftig, man kann's! Man lernt ertragen, was unerträglich erscheint — auch das Schwerste! Sieh, du bist jung! Du hast so viele Freuden! Ach! hättest du nur ein Kind!“

Lolo machte eine Bewegung, die Lili nicht verstand.

„Ach! Du glaubst nicht, wie das dich trösten und stärken würde, wenn du Trost bei ihm suchtest... Laß dich nur nicht gehen, beherrsche dich nur! Du wirst sehen, es ist weniger trostlos, als es dir jetzt erscheint. Du bist jetzt abgespannt. Da macht man sich leicht allerlei Gedanken und fängt Grillen, und nachher lächelt man darüber! Du solltest deine Gesundheit mehr pflegen! Wenn du dich wohl fühlst, sieht alles ganz anders aus! Solange du dir nichts vorzuwerfen hast, wirst du nie ganz unglücklich werden.“

Seit Jahren hatte Lili nicht so lange hintereinander gesprochen. Lolo hatte ihr, ohne eine Miene zu verziehen, zugehört; beim Schlußsatze aber faltete sie die Hände und führte sie langsam an den Mund.

„Du weißt nicht alles,“ sagte sie leise. „Ich liebe einen anderen.“ Lili zuckte bei dem Geständnisse der Schwester zusammen.

„Um Gottes willen!“ rief sie in etwas lauterem Tone mit dem Ausdrucke wahren Entsetzens. „Um Gottes willen!“ wiederholte sie ganz leise.

„Ja! Wie soll das enden?!“

„Wir müssen uns jetzt oft sehen, Lolo! Täglich! Ich kann dir das nicht so auf einmal sagen. Aber mit der Zeit wirst du mich schon verstehen, glaube mir! Und du sagst mir alles! Und ich sag's dir auch, wie ich es meine. Wir wollen fest zusammenhalten. Wir kennen uns ja am besten, und so gut meint es doch keiner mit uns, wie wir! Am gescheitesten wäre es, du kämest öfter zu mir, als ich zu dir. Wir spielen mit meinen Kindern, wir erzählen uns etwas. Wir können ja viel allein sein. Bis vier Uhr bin ich beinahe immer allein. Da bist du in einer andern Luft! Und ich will gewiß nicht ungeduldig werden. Du kannst mir alles sagen. Und wenn du mir immer dasselbe sagst, es schadet nichts. Lolo, du versprichst es mir, wir sehen uns jetzt oft?“

Lolo umarmte ihre Schwester mit aufrichtiger Ergriffenheit. Sie war keines Wortes mächtig und schluchzte heftig.

„Beruhige dich nur!“ sagte Lili, die keine Thräne mehr vergoß. „Aber Lolo, beruhige dich!“ sagte sie einmal um das andere.

Elise trat ein und meldete, daß das Essen aufgetragen sei, und daß der Herr bitten lasse.

„Ich kann nicht kommen,“ sagte Lolo zu ihrer Schwester. „Bitte entschuldige mich bei deinem Manne.“ Und auf einen bittenden Blick Lilis wiederholte sie nochmals: „Ich kann wirklich nicht kommen. Es ist mir unmöglich!“

Als Elisabeth allein in das Wohnzimmer zurückkehrte und Lolo, so gut sie eben konnte, zu entschuldigen suchte, legte sich Ottomars Gesicht in finstere Falten. Es kochte längst in ihm. Er hatte sich schon Gewalt anthun müssen, um seinen Verdruß über den befremdlichen Empfang zu beherrschen. Er glaubte auf eine etwas rücksichtsvollere Behandlung Anspruch zu haben. Er schüttelte den viereckigen Kopf und räusperte sich.

„Was? Wieso? Leidend?“ rief Gustav. „Unsinn! Da wollen wir doch gleich einmal nachsehen! Zureden hilft!“ Er wollte lachen. Aber es gelang ihm nicht

so wie sonst. „Entschuldigt . . . einen Augenblick!“ rief er, während er sich dem Ausgange zuwandte.

Sobald er die Thür geschlossen hatte, und Mölldorf abermals mit seiner Frau allein in der Wohnung war, die wie durch einen boshaften Zauber alle Behaglichkeit verloren zu haben schien, platzte Ottomar los:

„Das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen, und das darf ich mir nicht gefallen lassen! Ich nehme gewiß gern alle Rücksichten auf deine Verwandten, ich habe sie nie belästigt, sie nie in Anspruch genommen, — aber das ist keine Art! Ich werde deinem Herrn Schwager meine Meinung sagen — kurz und gut! . . . Meine Meinung sagen!“ wiederholte er mit einer scharfen Betonung eines jeden Wortes, als Antwort auf Lilis geängstigten, flehenden Blick.

Gustav hatte zu seiner Ueberraschung die Thür zum Schlafzimmer verschlossen gefunden. Lolo hatte sie hinter der Schwester sogleich verriegelt, in der richtigen Voraussetzung, daß Gustav sie durch sein persönliches Eingreifen von ihrem Entschlusse abwendig zu machen versuchen würde.

„Mach doch auf! Ich bin's! Gustav!“

Keine Antwort.

„Aber Lolo! So mach doch auf!“ rief Gustav etwas lauter.

„Ich bin leidend. Ich liege. Entschuldige mich!“

„Aber, so öffne doch!“

„Entschuldige mich! Das laute Sprechen strengt mich an.“

Wie so eine hölzerne Thür, die sich durchaus nicht in den Angeln bewegen will, ungeduldig macht! Gustav stampfte leise mit dem Fuße auf. Er warf grimmige Blicke auf die schön gemaserten Felder.

„Zum . . .“ er verschluckte den Fluch. „So öffne doch nur! Wir können doch keine Unterhaltung durchs Schlüsselloch führen!“

„Ich bitte dich, laß mich in Ruhe! Ich bedarf der Ruhe!“ rief Lolo gereizt. Sie machte nicht den geringsten Versuch, einem Auftritte vorzubeugen. Er wäre ihr vielleicht sogar willkommen gewesen.

„Meinetwegen!“ schmollte Gustav, in der Wut noch einigemal den Riegel drückend, und wandte sich ab. Sein Unwille war noch lange nicht verraucht, als er wieder zu Mölldorfs stieß.

„Nichts zu machen!“ sagte er ärgerlich. „Sie ist wirklich leidend.“

„Dann halte ich es für rätlich, daß wir uns entfernen,“ versetzte Ottomar steif.

„Wieso?“

„Verlangen Sie keine Aufklärung! Wir fühlen sehr wohl, Herr Chrike, daß wir nicht gelegen kommen!“

Gustav, noch immer ärgerlich über die widerspänstige Thür, ließ sich, durch das absichtliche „Herr Chrike“ obenein noch gereizt, zu der Aeußerung hinreißen: „Machen Sie doch keinen Unsinn, Mölldorf! . . Lili, bitte, Ihren Arm!“

„Bitte!“ sagte der Oberlehrer eisig kalt. „Ich bin nicht in der Lage, die Stellung, die Sie mir anweisen, einzunehmen, und ich verwahre mich dagegen. Mit gemütlicher Formlosigkeit kommt man nach meiner Auffassung über offenbare Verstöße gegen die Gebote des Ueblichen nicht hinweg.“

„Ach was!“

„Bitte, lassen Sie mich ausreden! Ich werde Sie auch nicht unterbrechen. Wir folgen Ihrer Einladung! Es ist kein Mensch zur Stelle, um uns zu begrüßen. Meine Frau wird abgerufen. Ich muß allein hier warten. Sie kommen endlich. Sie lassen mich wieder allein. Und zuguterletzt erinnert sich die Frau vom Hause, daß sie krank ist. Ich habe nun aber das Unglück, zu der Krankheit von Damen, die alle Bälle und Schaustellungen besuchen, die für jeden Träger eines bekannten Namens zu sprechen sind, und bei denen sich die Migräne einstellt, sobald die Verwandten kommen, — ich habe das Unglück, sage ich, zu der Krankheit solcher Damen entschiedenes Mißtrauen zu hegen. Und ich bin überzeugt, wäre ich der Baron von so und so oder würde mein Name unter den Größen der Börse genannt, so würde Frau Charlotte Chrike gesund sein.“

„Ach was!“ fiel Gustav verdrießlich ein. „Es ist ja alles dummes Zeug, was Sie da sagen! Kommen Sie essen! Die Suppe wird kalt.“

Der Oberlehrer hatte den stets erhobenen Kopf noch höher gereckt.

„Ich habe Ihnen schon einmal erklärt, Herr Chrike, daß ich auch im verwandtschaftlichen Verkehre gewisse Schranken, die ich nicht überschreite, von anderer Seite beobachtet zu sehen wünsche. Sie sprechen zu mir in einem anderen Tone, als ich ihn anzuschlagen mir erlauben werde.“

„Ich weiß gar nicht, was Sie eigentlich von mir wollen! — Das können Sie alles Ihren Schülern erzählen. Hier wollen wir vor allen Dingen essen.“

„Ich bin nicht gesonnen,“ fuhr Ottomar, ohne auf die Unterbrechung zu achten, fort, „durch mein Verhalten der mißverständlichen Auffassung Vorschub zu leisten, als ob ich die Ueberlegenheit des schnell und mühelos erworbenen Besitzes über die durch Fleiß und Verständnis langsam zusammengetragenen Schätze der Bildung anerkennte . . .“

Das war Gustav zu arg. Mühelos erworbener Besitz! Mühelos! Das hatte er verstanden! Gustav dachte an seine fünfundzwanzigjährige Dienstzeit unter Adelheid.

„Wissen Sie was!“ fuhr er auf. „Ich will Ihnen etwas sagen!“ Er wollte ihm wirklich etwas sagen, er wußte nur noch nicht ganz genau, was. „Machen Sie, was Sie wollen,“ platzte er los. „Ich brauche mich auch nicht schulmeistern zu lassen . . .“

„Komm, Elisabeth!“

„Aber, Ottomar . . .“ wagte Lili beschwichtigend einzuwerfen.

„Komm, Elisabeth!“ sagte Mölldorf noch einmal und blickte seine Frau an.

Sie verließen den Salon.

Gustav blieb mit gespreizten Beinen mitten im Zimmer stehen. Er steckte die beiden Hände in die Hosentaschen und sah ihnen mit trotzigem Lächeln nach. Er sollte dem langweiligen Schulmeister womöglich obenein noch gute Worte geben! Was der sich ein-

bildete, mit seiner Bildung! Ihm Abbitte leisten! Weiter fehlte nichts. Nun würde er aber allein essen und würde es sich gut schmecken lassen . . .

Allein! Weshalb allein? . . .

Julie! . . .

Er trat nochmals an die Thür zum Schlafzimmer.

„Wenn du mich nicht ernstlich böse machen willst, so öffne nun endlich! Es ist ja lächerlich!“

Keine Antwort.

„Du hast es dir selbst zuzuschreiben! . . . Bei Gott, ich gehe, Lolo! Wer ist denn hier der Herr vom Hause? . . . Ist es dir nun gefällig? . . .“

„Aber so laß mich doch zufrieden! Ich bin nicht wohl!“

„Gut! Ich gehe! Du brauchst mit dem Abendessen nicht auf mich zu warten . . . Ich weiß nicht, wann ich nach Hause kommen werde . . . Hast du verstanden? . . . Das ist wahrhaftig zu stark? Also adieu!“

Gustav entfernte sich schnell. Er hatte Angst, daß er zurückgerufen werden würde, und gewann fast im Laufschritt den nächsten Droschkenhalteplatz. Er sah sich noch einmal scheu um. Zum Glück wurde ihm der Diener nicht nachgeschickt.

„Schumannstraße 32.“

Die Droschke fuhr davon. Im Tiergarten sah er Mölldorf, der Lili führte, gemessenen Schrittes daherstelzen. Er wandte den Kopf nach der anderen Seite, in dem thörichten Glauben, daß er nun nicht gesehen werden würde.

„Da fährt Herr Ehrike. Er will uns zurückrufen. Es ist mir indessen lieb, daß er uns nicht gesehen hat. Wir werden ihn nicht empfangen. Eine dauernde Verbindung zwischen uns war nicht herzustellen. Ich habe es nicht zu bedauern, daß sie jäh gelöst ist.“

Lili sagte kein Wort. Sie dachte an ihre arme Schwester.

XII.

In der Schumannstraße wurde Gustav mit offenen Armen empfangen. Julie merkte ihm auf der Stelle an, daß er zu Hause Unannehmlichkeiten gehabt hatte; es war ihre Nächstenpflicht, dem armen Manne mit Rat und That zur Seite zu stehen. Sie tröstete ihn mit guten Worten und schöpfte aus dem Born ihrer Lebensweisheit wohl zu beherzigende Lehren. Sie brauchte keine spitzfindigen Künste anzuwenden, um Gustav das erklärende Geständnis seines Mißbehagens zu entlocken. Ihr blonder Freund war eine mitteilsame Natur. Adelheid war Julien schon von früher her eine alte Bekannte, jetzt lernte die Freundin auch Lolo ganz genau kennen und alle Leute, die im Hause verkehrten. Gustav besaß nicht das Verständnis dafür, daß er sich selbst entwürdigte und die Seinigen entweihte, indem er diesem nach Chypre duftenden Geschöpfe gestattete, deren Namen auszusprechen.

Hier wurde er aufmerksam behandelt, in dieser Gesellschaft galt er etwas, und hier fühlte er sich wohler als zu Hause, wo er sich immer wie ein unvermeidlicher und nicht gerade gern gesehener Gast vorkam. Hier hörte er auch, was er gern hören wollte. Denn er hatte zuerst doch so etwas wie einen leichten Gewissensbiß verspürt, als er jetzt wieder auf demselben niedrigen Sessel saß, von dem er erst vor einer Stunde aufgestanden war. Aber Julie hatte ihn beruhigt. Sie hatte ihm klar gemacht, daß die Männer immer das sind, was die Frauen aus ihnen machen, und daß die Frauen allein es verschulden, wenn die Männer nicht so sind, wie sie sein sollten. Das hatte ihm eingeleuchtet!

Julie war überhaupt eine verständige Person.

„Der Mann darf sich nichts gefallen lassen,“ hatte sie ihm gesagt. „Die Weiber wollen straff im Zaum gehalten sein, sonst werden sie übermütig und bocken bei jeder Gelegenheit. (Julie verkehrte viel mit den Damen vom Cirkus.) Und nur nicht das erste Mal nachgeben! Sonst ist's aus, ein für allemal! Das erste Mal unbeugsam! Das imponiert! Dann kann man uns um den Finger wickeln!“

Gustav war der Kamm geschwollen. Er wollte auf der Stelle zeigen, daß er nicht mit sich spielen lasse. Er schickte sofort einen Dienstmann nach Hause mit seiner Karte: Das Fremdenzimmer solle sogleich hergerichtet und dem Boten der Schlüssel übergeben werden. Kein Wort der Aufklärung im übrigen! Er war der Herr vom Hause und schuldete niemand Rechenschaft. Er wollte nach Hause kommen, wann es ihm beliebte. So gedachte er Lolo für ihre Widerspänstigkeit eine derbe Lehre zu erteilen.

Der Bote brachte den verlangten Schlüssel ohne weiteren Bescheid.

Indes war Lolo wirklich erkrankt. Sie fieberte stark. Verworren und verschwommen jagten die Ereignisse der letzten Tage durch ihr Hirn, gehetzt von anderen schwereren und verhängnisvolleren, die sich in schattenhaften Verzerrungen im Dunkel zu regen schienen. Das Fieber erzeugte schreckhafte Wahngebilde, die immer wieder und immer wieder auftauchten, die träge rasteten und durch ihre fürchterliche Beharrlichkeit die Kranke aufs äußerste folterten.

Der Hausarzt, der am anderen Morgen herbeigerufen war, Geheimerat Dr. Lohausen, ein liebenswürdiger älterer Mann, der Lolo mit fast väterlicher Herzlichkeit zugethan war, verließ gerade das Zimmer, als Gustav eintreten wollte, um sich nach dem Befinden seiner Frau, an deren Krankheit er durchaus nicht glauben mochte, der Form halber zu erkundigen.

Der Geheimerat nahm die Sache gar nicht so leicht. Aeußerste Ruhe sei unerläßlich. In den nächsten Tagen solle niemand vorgelassen werden — unter keiner Bedingung. Die Kranke solle so viel wie möglich allein bleiben. Gustav selbst solle sich nicht zu lange im Krankenzimmer aufhalten und wenig mit ihr sprechen. Er habe sehr weise daran gethan, sich im Fremdenzimmer einzuquartieren. Da möge er einstweilen ruhig bleiben, bis sich der Zustand der Leidenden geändert habe.

Gustav war damit ganz einverstanden. In diesem Zimmer, das er seit Jahren nicht betreten, hatte er sich ungemein behaglich gefühlt. Es war der einzige Raum, der von den Künstlern bei der neuen Einrichtung der Wohnung verschont geblieben war. Er war froh, der ewigen Spät- und Frührenaissance und dem Rokoko der Vorderzimmer einmal entrinnen und sich hierher an

die biedere Alltäglichkeit der Koppenstraße flüchten zu können. Da standen noch die schönen blauen Plüschmöbel, die früher die gute Stube geziert hatten, und da hatten auch die schönen ovalen Goldrahmen mit den Bildern Gustavs und Adelheids zu zweihundertfünfzig Thalern das Stück, nachdem sie von Lolo aus dem Schlafzimmer verbannt worden waren, ihre letzte Ruhestätte gefunden. Adelheid mit der Gemmenbrosche lächelte noch immer so milde und bewußt, und noch immer verdeckte die herabgelassene Spitzenmantille ihre Taillenlosigkeit.

Mit diesen Vorzügen verband die Fremdenstube noch einen anderen. Sie lag abgesondert von den übrigen Wohnräumen und hatte einen besonderen Eingang vom Flur des Hinterhauses, so daß Gustav sich hier des Vollgenusses seiner Freiheit unumschränkt erfreuen, kommen und gehen durfte, wann er wollte; nicht einmal die Dienerschaft konnte ihre Kontrolle üben. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er die Ferien, die ihm das Unwohlsein seiner Frau während der folgenden Tage gewährte, weidlich nützte.

Was sollte er auch bei seiner Frau? Sie war nervös, gereizt; er fühlte, daß seine Gegenwart sie nur belästigte und aufregte. Er machte ihr nur Pflichtbesuche. Wenn er sich nach ihrem Befinden erkundigte, so hatte sie immer nur dieselbe Antwort: „Ich danke, es geht mir ganz gut; ich fühle mich aber noch immer sehr angegriffen." Und dann stockte die Unterhaltung.

Er hatte, da er nun wirklich etwas geheim zu halten hatte, Lolo gegenüber seine Unbefangenheit verloren. Er wich ihren Blicken aus. Er fürchtete darin eine Frage zu lesen, deren Beantwortung er scheuen mußte. Er wußte überhaupt nicht mehr, was er ihr eigentlich sagen sollte, da er von dem, was ihn nunmehr völlig in Anspruch nahm, nicht reden durfte. Er war daher froh, wenn er sich bald entfernen konnte.

Er aß allein. Es langweilte ihn. Und da er zu Hause doch nicht helfen konnte, ging er gleich nach Tisch aus. Und da sein Kommen von niemand beachtet wurde, kehrte er sehr spät heim.

Und gerade so geschah es an den folgenden Tagen. Und er nahm nun schon gewohnheitsmäßig den Weg nach der Schumannstraße, wo er immer willkommen war. Da wurde er in Ehren gehalten, von Julien sowohl als auch von deren trefflichem Lehrer, Herrn Roderich Halmanski, mit dem er sich schnell befreundet hatte. Roderich war stets der dritte im Bunde. Er behandelte seinen verehrten Gönner, Herrn Ehrike, mit unterwürfiger Ergebenheit und erfreute dessen Herz durch stete Mitteilungen über die unglaublichen Fortschritte Juliens, in der ein echtes Talent stecke!

„Wir werden an diesem merkwürdigen Mädchen noch unsere Freude erleben!" sagte Roderich mit bedeutungsvollem Zwinkern.

„Glauben Sie?" versetzte Gustav, und sein glänzendes Antlitz strahlte wie ein Sommertag.

Gustav selbst interessierte sich aufrichtig für dieses junge Talent, das er entdeckt zu haben sich einredete. Er wohnte dem dramatischen Unterrichte mit besonderem Vergnügen bei, zuerst im Nebenzimmer, dessen Thür offen blieb, dann aber im Studierzimmer selbst, auf dem Sofa mit vergnügtem Schmunzeln seine Cigarre rauchend. Mit der Zeit schnappte er dies und das auf und wagte schließlich auch diese und jene Bemerkung.

„Ich denke mir das etwas feuriger ... was meinen Sie, Herr Halmanski?"

„Sie haben recht, Herr Ehrike! Nehmen wir das etwas feuriger, Fräulein Julie!"

Julie nahm es dann feuriger.

Gustav überhörte ihr die Rolle der Jane Eyre und gab die Stichwörter. Als Rochester schlug er mitunter sehr warme Töne an. Er sprach schon im Plural, wenn es sich um Juliens Schauspielerei handelte: „Morgen müssen wir tüchtig arbeiten!" sagte er. „Die große Scene wird uns noch viel zu schaffen machen!"

Halmanski führte Julie in die Theater und nach der Vorstellung in das Kabinett irgend eines Linden-Restaurants. Gustav folgte ihnen nach einiger Zeit, spielte den Unbefangenen, zahlte und war guter Dinge. So hatte sich ein gemächliches Verhältnis herausgebildet, das Gustav für alles häusliche Ungemach entschädigte.

Julie war seine Vertraute, die Mitwisserin seiner intimsten Geheimnisse. Sie teilte seinen Kummer.

„Ja," sagte sie mit ernsthaftem Mitgefühl, „unter Adelheid warst du glücklicher!"

„Ach ja!" seufzte Gustav ebenso ernsthaft.

Und es war wirklich auch trostlos daheim! Lolos Heiterkeit hatte früher alle Räume erhellt. Sie belebte alles. Sie war des Hauses Sonne. Gustav war stürmisch vergnügt, die Leute waren bei guter Stimmung es war gemütlich und lustig in der Regentenstraße.

So war es früher. Und jetzt?

Ihre Krankheit hatte alles verdüstert. Die Dienerschaft war mürrisch und ging behutsam auf den Zehenspitzen, Elise pflegte mit besorgtem Gesicht die gnädige Frau so geräuschlos wie möglich, und Ehrike war fast nie zu Hause. Die schönen Wohnräume waren verödet, als ob die Herrschaft verreist sei.

Vierzehn Tage lang hatte Lolo das Bett gehütet. Niemand wurde vorgelassen. Nur Lili hatte sich einigemal heimlich zu ihr geschlichen, wenn sie unbemerkt das Haus am Engelufer hatte verlassen dürfen. Denn Mölldorf hatte seiner Frau den Umgang mit Ehrikes bis auf weiteres streng untersagt. Wer ihrer armen Schwester die Ruhe raubte, wußte sie nicht, sie fragte auch nicht danach. In tiefer Betrübnis darüber, daß sie der leidenden Lolo nicht helfen könne, kehrte die Verschüchterte jedesmal heim, und in steter Seelenangst, daß durch irgendwelche Zufälligkeit Ottomar Kenntnis von ihrem barmherzigen Ungehorsam erhalten werde.

Georg Nortstetten, den die erste Kunde von Lolos Erkrankung wahrhaft erschreckt hatte, hatte sich täglich nach ihrem Befinden erkundigt. Er war in wenigen Wochen um ein paar Jahre gealtert. Es stürmte auch zu arg auf ihn ein! Die Vorproben zu „Bath-Seba" neigten ihrem Ende zu. Gleich nach Neujahr sollten die Bühnenproben beginnen, und bis Mitte Januar hoffte man das Werk herauszubringen.

Diese mühsame, abspannende, undankbare Thätigkeit der Vorbereitung hatte ihn stark mitgenommen. Mit der reinsten Freude am Schaffen hatte er seit Jahren leidenschaftlich an diesem Werke gearbeitet. Es sollte das Fazit seines künstlerischen Vermögens ziehen

und ihm als Rechtfertigung seiner Künstlerschaft vor seinem Vater, vor sich selbst, vor aller Welt dienen. Noch wenige Wochen, und das Urteil der Allgemeinheit sollte darüber gefällt werden. Er hatte dieser Entscheidung sehnsuchtsvoll entgegengesehen. Er war auch jetzt nicht verzagt. Aber die Entscheidungsschwere des nahenden Abends bedrückte ihn doch, und mitunter befiel ihn eine peinigende Bangigkeit.

Wenn er sich doch getäuscht hätte! Größere, ja die Größten hatten sich ja getäuscht!

Er wurde unsicher. Manches, das ihm früher behagt hatte und gelungen erschienen war, war ihm durch die ewigen Wiederholungen verleidet. Er mußte sich Zwang anthun, um mit seiner Verstimmung nicht die ausübenden Künstler anzustecken.

Hätte er sich aus diesen trüben Stimmungen doch in der erfrischenden Gesellschaft fröhlicher und anregender Genossen befreien können! Aber er zog sich von allen zurück. Er lehnte jede Einladung ab. Es war ihm unerträglich, mit den Leuten, mit denen er früher in artigem Verkehre gestanden hatte, jetzt von Dingen zu schwatzen, die ihm gleichgültig oder lästig waren. Das nichtssagende Gerede über „Bath-Seba“ widerstand ihm, und alles andere, was man ihm sagen konnte, war ihm einerlei. Denn von Lolo durfte er nicht sprechen.

Ja, wenn er der geliebten kleinen Frau in das wundersame dunkle Auge hätte sehen, wenn er mit ihr hätte plaudern können! Aber sie war krank. Sie litt — vielleicht seinetwegen!

Bei ihr waren alle seine Gedanken. Er lebte nur für sie und nur mit ihr. Wenn er am Pulte hinter der Partitur stand, so bildete er sich ein, daß sie ihn sähe. Die Bemerkungen, mit denen er die Probe unterbrach, waren nur anscheinend für die Musiker bestimmt, in Wahrheit waren sie an sie gerichtet. Denn ihr hatte dies und das nicht gefallen; da hatte sie eine Verstärkung und da eine Abschwächung gewünscht.

War aber seine künstlerische Tagesarbeit gethan, so wollte er sich den Verkehr mit ihr nicht durch Unberufene verderben lassen. Er mied absichtlich die Wege, auf denen er Bekannte treffen konnte. Er war nirgends lieber als allein in seinem Zimmer. Da überwältigte seine Einbildungskraft alle Schwierigkeiten, die die Wirklichkeit zwischen ihnen aufgetürmt hatte; da fiel die Scheidewand, die sie grausam voneinander trennte. Da war sie frisch und heiter, wie an jenem ersten unvergeßlichen Abende. Da wich sie nicht von seiner Seite, da waren sie eins und verlebten in dieser erträumten sonnigen Entrücktheit in einem Augenblicke ein langes Leben voller Freude.

Solche Stunden des Alleinseins entschädigten ihn für alle Qualen, die er zu erdulden hatte.

Endlich, endlich, am 15. Dezember — es war an einem Sonntage — wurde ihm aufgethan. Zum erstenmal seit jenem stimmungslosen Zusammensein, an ihrem Geburtstage.

Er erschrak heftig über die Veränderung in ihrem Aussehen und Wesen.

Totenblaß in einem weißen Spitzenschlafrocke lag sie da auf der Chaiselongue, die sie an den Kamin hatte rollen lassen. Diese schmale, weiße, mädchenhafte Gestalt mit dem bleichen Gesichte in diesem dunklen Raum — es hatte etwas Grausiges, Leichenhaftes. Dazu kam noch der fade Totengeruch, der einem mächtigen Strauße verwelkter La France-Rosen entquoll.

Sie begrüßten sich herzlich. Sie waren beide tief ergriffen. Seltsamerweise klang ihre Stimme voller als sonst. Sie hatte Angst vor ihm. Sie sagte es ihm mit schmerzlichem Lächeln. Mit rührender Offenheit bekannte sie ihre Hilflosigkeit. Sie wandte sich an seine Ritterlichkeit. Er empfand das tiefste Mitleid mit dem zarten, gebrechlichen Geschöpfe.

„Wann darf ich wiederkommen?“ fragte Georg, während er sich erhob.

„Uebermorgen! Dienstag,“ sagte sie, indem sie ihm die Hand zum Abschied reichte. Er wagte kaum, diese zarte kleine Hand mit den Lippen zu streifen, als er sie verließ.

Bei seinem nächsten Besuche fand er teilnehmende Freunde, die ihn bald verjagten.

Am Donnerstag hatte Lolo, zur Stunde, da sie ihn erwartete, den ältesten Jungen ihrer Schwester, ihren Liebling, vom Engelufer kommen lassen. Sie fühlte sich unter dem Schutze des Kleinen, der mit großem Kraftaufwande alle Stühle des Salons in eine Reihe rückte und Eisenbahn spielte, sicherer. Sie hatte sich etwas erholt und Georg gesagt, daß ihr der Arzt erlaubt habe, übermorgen, am Sonnabend, ihren ersten Ausgang in den Tiergarten zu machen. Georg hatte darauf erwidert, daß er ihr dann wahrscheinlich zufällig begegnen würde. Die Stimmung war zwischen den beiden wieder heiterer und zwangloser geworden. Sie war zuletzt ganz lustig, das beständige Hineinschwatzen des Kindes beseitigte alle Gefahr.

Auch Georg hatte sich aufgeheitert.

Als er am anderen Tage in der Mittagsstunde von der Probe kam — es war die letzte der Vorproben — und zum erstenmal wieder durch die belebte Tiergartenstraße ging, malte er sich den Spaziergang, den er morgen mit Lolo machen würde, in den muntersten Farben aus. Diese schneeglänzenden Flächen, diese mächtigen schwarzen Stämme, in deren Furchen sich der harte Schnee eingebohrt hatte, diese wie mit Millionen funkelnder Brillanten besäeten, vereisten Zweige der entlaubten Bäume, dieser hellleuchtende, graustrahlende Himmel — es mußte ihr Frische und Leben wiedergeben! Sie erstickte ja in dem Dunkel ihrer Wohnung. Er selbst hatte es ja empfunden, wie ihn das dunkle Holz und das dunkle Polster des großen Salons bedrückten. Alles war ihm da plötzlich so schwer, so schwül erschienen!

Es schien nicht bloß, es war so! In wenigen Wochen hatte sich das Haus Ehrike stark gewandelt. Ein Verhältnis, an dessen Lösung niemand gedacht hatte, am wenigsten die Beteiligten selbst, hatte sich jäh gelöst. Das war wenigstens die wahrnehmbare Wirkung. In Wahrheit hatte jedoch dieses Verhältnis nie bestanden. Ein Tag hatte genügt, um Lolo die Augen zu öffnen, und sobald sie die Lüge durchschaut und die Nichtigkeit erkannt, hatte auch Gustav die Wahrheit mitempfunden. Er hatte sich ungebunden gefühlt, als

lediger Witwer, trotz Lolo. Mitunter machte er sich wohl gelinde Vorwürfe darüber, daß er es zu toll treibe; aber er hatte immer eine Entschuldigung zur Hand: sie war unfreundlich und abstoßend, und er war schließlich nicht dazu da, sich schlecht behandeln zu lassen! Andere erkannten seinen Wert besser, andere waren freundlich und zuvorkommend zu ihm! Da durfte sie sich schließlich nicht beklagen, wenn er sie mied und jene anderen aufsuchte.

Sie beklagte sich aber gar nicht. Sie segnete vielmehr ihre Erkrankung, die ihr die Abgeschiedenheit von aller Welt ermöglicht hatte; und von ihrem Manne ganz besonders. Nachdem die Schreckgebilde des Fiebers von ihr gewichen, brachte sie Ruhe und Ordnung in ihre krausen Gedanken und sah nun dem Kommenden, dem Unabwendbaren mit eisiger Ruhe entgegen. Sie war sich — so dicht der Schleier auch war, der ihre Zukunft ihr verhüllte — über Eines schon heute vollkommen klar: daß diese Abgeschiedenheit von ihm eine dauernde sein würde. Sie wußte, daß er jetzt seine Zeit in einer Gesellschaft verbrachte, die er vor ihr einzugestehen niemals wagen durfte. Sie wußte es ganz genau, ohne daß es ihr jemand gesagt, ohne daß sie je eine Frage an ihn gerichtet hätte, bei deren Beantwortung unzweifelhaft seine Verwirrung ihren Verdacht bestätigt haben würde. Ja, sie kannte die Person, von der er den abscheulichen Chypregeruch als Denunzianten heimbrachte. Die Blondine mit den schwarzgeschminkten Brauen war ihr nicht zufällig in so besonderer Weise aufgefallen!

Sie wußte alles und sagte nichts. Es entrüstete sie nicht, es beleidigte nicht einmal ihren Stolz, es war ihr einfach widerwärtig.

So lag sie auch heute sinnend und erwägend auf der Chaiselongue. Die helle Wintersonne schien in das Zimmer. Sie freute sich auf den morgigen Tag, auf ihren ersten Ausgang. Seit drei endlos langen Wochen zum erstenmal wieder in frischer Luft! Sie blickte auf die welken Rosen, deren verschrumpfte Blätter sich mit bräunlichen Rändern und Tupfen bezogen hatten. Morgen sollte sie Georg wiedersehen! Sie wollte ihm endlich sagen, wie es um sie stand; sie wollte ihn fragen, wie er sich denn die Zukunft denke . . .

Da brachte der Diener eine Karte. Georg Nortstetten.

Heute? Und hier? Sie hatten sich doch für morgen im Tiergarten verabredet.

Was war geschehen? Und was mochte er wollen?

„Ich lasse bitten," sagte sie dem Diener, während sie die Decke, die auf den Teppich geglitten war, über ihre Füße zog und den Schlafrock glättete.

XIII.

Wo hatte Georg nur seine Gedanken gehabt! Daß er das hätte vergessen können! Als er zu Hause angekommen war, hatte er einen Brief aus Elberfeld gefunden. Der Geheimerat machte seinem ungeratenen Sohne wegen dessen Schreibfaulheit gelinde Vorwürfe, entschuldigte ihn jedoch im voraus, da er sich ja denken könne, wie der Herr Musikus in der letzten Zeit von den Proben stark in Anspruch genommen gewesen sei. Er gab ihm noch verschiedene Bestellungen, Kleinigkeiten, die er für diesen und jenen zum Feste aus Berlin mitbringen sollte, und schloß damit, daß er ihn, der alten Verabredung gemäß, morgen am 21. Dezember ganz bestimmt erwarte.

Georg kannte seinen Vater und wußte, daß jede Abänderung dieses Programmes, die jetzt nur noch auf telegraphischem Wege hätte bewirkt werden können, und wenn sie auch auf noch so stichhaltige Gründe gestützt werde, den Geheimerat doch sehr unangenehm berühren, ihn vielleicht sogar ernstlich beunruhigen würde. Daß seine Abwesenheit vom elterlichen Hause dem Alten das ganze Christfest verderben würde, wußte er. Es konnte sich also für ihn höchstens um einen Gewinn von vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden handeln. Und deshalb den guten Alten verstimmen, oder gar betrüben — das brachte er selbst im Egoismus seiner Verliebtheit nicht übers Herz. Er war also kurz und gut entschlossen, mit dem Nachtzuge abzureisen.

Er beauftragte seinen Diener mit den verschiedenen Besorgungen, die er für seinen Vater zu erledigen hatte. Er selbst machte noch in aller Eile allerlei Einkäufe für die Seinigen. Aber was sollte er Lolo schenken? Er mußte ihr etwas schenken! Er zerbrach sich den Kopf. Er durchwühlte die Schaukästen der bekanntesten Händler. Lauter Albernheiten, nichts als sinnloser Kram! Er fand nichts! Das eine war thöricht, das andere gefiel ihm allenfalls, aber es war wieder zu wertvoll, als daß er es ihr anzubieten hätte wagen dürfen. Mit vollgepackter Droschke fuhr er nun gegen drei Uhr wieder vor seiner Wohnung vor. Aber er kam doch mit leeren Händen, wie ihm schien. Für Lolo hatte er nichts gefunden. Er sah sich suchend in seinem Zimmer um. Da fiel sein Blick auf einen dicken Stoß, der auf seinem Flügel lag. Sein Auge leuchtete auf. Vielleicht machte ihr das Vergnügen! Es war jedenfalls das, was ihm am liebsten war. Er belud sich damit und fuhr nach der Regentenstraße.

Im Vorzimmer legte er das schwere Paket nieder.

„Das ist aber eine Ueberraschung!" rief ihm Lolo entgegen, indem sie sich von ihrem Lager etwas erhob. „Hoffentlich eine angenehme!"

„Für mich leider nicht!" sagte Georg, ihre Hand küssend.

„Ah!"

„Ich werde Sie morgen im Tiergarten nicht treffen können . . ."

„Ah!" sagte Lolo mit Bedauern.

„Ich habe eben einen Brief von meinem Vater bekommen, der mich morgen bestimmt erwartet. Ich muß heute Abend abreisen."

„Ah!" wiederholte Lolo mit schmerzlicher Ueberraschung.

Die Mitteilung traf sie betäubend wie ein Schlag auf den Kopf.

„Und wie lange bleiben Sie fort?" fragte sie.

„Vierzehn Tage, höchstens! Am 2. oder 3. Januar bin ich sicher wieder hier . . . Da beginnen ja auch die Bühnenproben."

„Wieder vierzehn Tage!“ sagte Lolo, und indem sie sich bemühte, einen heiteren Ton anzuschlagen, fügte sie hinzu: „Da werde ich mir also einreden, daß sich meine Krankheit noch einmal um vierzehn Tage verlängert hat.“

Sie hatte sich so viel und so innig mit Georg beschäftigt, daß sie gar nicht bemerkte, wie sie ihm jetzt in unmißverständlichen Worten zu verstehen gab, daß sie ihr Leben ohne ihn als ein Leiden betrachtete.

Georg sah sie in freudiger Verwunderung an.

Sie wollte lächeln, aber ihre Züge verzerrten sich. Und aus ihren großen Augen stürzten plötzlich die Thränen hervor.

Betroffen stand Georg einen Augenblick vor ihr. Dann ergriff ihn selbst eine tiefe dankbare Rührung. Er kniete langsam neben ihrem Lager nieder, neigte den Kopf zu ihr, küßte die thränenbenetzte Wange und hauchte ihr zu: „Du darfst nicht weinen!“

Lolo wollte sich beherrschen, aber ihre Lippen zuckten, und das Schluchzen, das sich ihr unaufhaltsam entrang, erschütterte sie, und sie bebte am ganzen Körper.

Sie wehrte ihm.

„Machen wir den Abschied kurz,“ stieß sie, immer vom Schluchzen unterbrochen, leise und flehend hervor: „Ich bitte dich!“

Sie hatte sich ein wenig abgewandt, und Georg hatte sich erhoben. Er stand neben ihr, den Blick unabläßig auf dieses reizende, zierliche Wesen gerichtet, das rührend wie ein kleines Kind weinte. Sie machte eine Bewegung, als ob sie sich erheben wolle. Sie sollte ruhen! Behutsam legte er seine Hände auf ihre Schultern und drückte sie sanft an das Polster. Als er die zarte Rundung ihrer Schultern in seinen Handflächen fühlte, überlief es ihn. Er wußte nicht, was er that. Er zog sie an sich und drückte sie so fest an seine stürmisch hämmernde Brust, daß ihr der Atem verging. Sie wollte etwas sagen; ihre Worte erstarben unter seinen Küssen. Sie fühlte sich von seinen Armen fest umschlungen, und sie lächelte. Ihre heißen Lippen erstarrten zu Eis. Sie hatten alles vergessen, sie wußten nur, daß sie eins waren für alle Zeit.

Er küßte ihren Scheitel. Sie blickte zu ihm auf, wie verwandelt, wie verklärt. Sie schwiegen. Nur ihre schnellen, tiefen Atemzüge und das Ticken der Uhr unterbrachen die Stille.

„Vierzehn Tage!“ sagte Georg endlich, ihre Hand, deren Kleinheit ihn jedesmal überraschte, in seinen beiden Händen schaukelnd. „Es ist ja keine Ewigkeit! Und ich schreibe dir täglich!“

„Das mußt du auch!“ versetzte Lolo mit jener heitern Wichtigkeit, die Georg schon in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft bezaubert hatte. „Und du wirst sehen, wie vernünftig ich sein kann. Ich darf dir doch auch schreiben?“

„Versteht sich. Einfach: Mein Name, Elberfeld. Und du schreibst mir auch oft? Täglich?“

„Ich habe ja an nichts anderes zu denken. Aber ich habe keine Angst. Die Zeit wird mir nicht lang werden. Ich denke nicht an die Trennung, ich denke nur noch ans Wiedersehen.“

Sie schwatzten in glückseligster Stimmung. Das dunkle Zimmer schien sich gelichtet zu haben. Es war nicht die Stunde des Abschieds, es war die Stunde zärtlichster Begrüßung. Sie wollten Luftschlösser für eine herrliche Zukunft bauen, aber sie verlachten die unnütze Spielerei. Sie genossen die Gegenwart in der vollen Erkenntnis ihrer göttlichen Schönheit. Er hielt ihre Hand in der seinen und sah sie mit komischem Mitleid an. Die Zartheit und Kleinheit dieser weißen Hand rührte ihn. Und dann blickte er wieder in die dunkel verschleierten Augen, die an ihm hingen, und die nun wieder ihren bezaubernden schelmisch frommen Ausdruck angenommen hatten.

Die Glocke an der Korridorthür hatte angeschlagen. Gleich darauf überreichte der Diener eine Karte.

„Es thut mir leid,“ sagte Lolo, nachdem sie einen Blick darauf geworfen. „Ich empfange heute keinen Besuch. Ich bin noch etwas leidend und lasse mich entschuldigen.“

Sie reichte Georg die Karte, sobald der Diener die Thür geschlossen hatte. Georg küßte ihre Hand, und der Kommerzienrat Maximilian Wilprecht stieg verdrießlich die Treppe hinab.

Die kleine Unterbrechung hatte die köstliche Traulichkeit ihres Beisammenseins nicht gestört. Sie plauderten weiter, von allem möglichen. Und endlich kam auch das Gespräch auf Georgs aufreibende Thätigkeit während der letzten Wochen ihrer Erkrankung.

„Da fällt mir etwas ein!“ rief Georg plötzlich. „Ich habe ja etwas für dich!“

„Für mich?“

Georg hatte die erstaunte Frage Lolos nicht mehr gehört. Er war schnell in das Vorzimmer getreten und kam sogleich, mit dem dicken Stoße beschwert, in den Salon zurück.

„Da!“ rief er heiter, indem er es ihr zu Füßen auf den Teppich fallen ließ. „Lauter beschriebenes Papier! Aber ich habe nichts Besseres.“

Verwundert hatte sich Lolo von der Chaiselongue erhoben. Sie kniete, fragend zu ihm aufblickend, vor dem Pakete nieder und schlug zaghaft das erste Blatt um. Da las sie: „Bath-Seba. Große Oper in drei Aufzügen von Georg Nortstetten. Leipzig 1874 — Berlin 1878.“

„Für mich?“ fragte Lolo, noch immer knieend, langsam und unsicher.

Georg nickte freudig.

Da sprang sie jubelnd auf, umschlang ihn, küßte ihn leidenschaftlich, überselig!

„Du bist der beste Mann von der Welt!“ rief sie wie ein glückliches Kind, während ihren großen Augen wiederum Thränen, jetzt aber Thränen der reinsten Freude entquollen. „Ich habe dich von ganzem Herzen lieb! Und du liebst mich auch? Was können wir fürchten?“

Und sie hing selig an seiner Brust . . .

Und kein schmerzliches Gefühl, nicht einmal eine wehmütige Regung beschlich sie, als sie im lauteren Glücke Abschied voneinander nahmen. Und als Georg auf der Schwelle sich noch einmal mit zärtlichem Gruße zu ihr wandte, rief sie ihm völlig aufgeheitert ein innig frohes: „Auf Wiedersehen!“ nach.

Und das Lächeln wich nicht von ihren Lippen, und ihre strahlenden Augen trübten sich nicht, als er sie längst verlassen, und der frühe Abend des kürzesten Tages alles rings um sie her in bläuliche Dämmerung getaucht hatte. In ihrem Herzen lachte der Lenz; und wie durch einen Zauber waren auch die Rosen auf ihren Wangen wieder erblüht.

Es war schon ganz dunkel, als Lolo mit einer Kraftanstrengung, deren sie sich freute, das Manuskript von Georgs Oper in ihr Zimmer schleppte. Sie verschloß es da mit einem Gefühle von Andacht. Es war ihr wie ein Heiligtum. Es war auch ihr höchster Stolz.

Am Abend schrieb sie noch einen langen Brief.

Als Georg aus dem Hause getreten war, hatte er auf der anderen Seite der Straße, vom Tiergarten kommend, Wilprecht gesehen, der ihn in einer besonderen Art gegrüßt hatte. Nach zwanzig Schritten hatte sich Georg umgewandt. Wilprecht war stehen geblieben und hatte ihm nachgeblickt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der französischen Kriminalstatistik.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen. XXVI).

In einen stattlichen Band zusammengefaßt liegen die ziffermäßigen Ergebnisse der französischen Gerechtigkeitspflege im Jahre 1883 vor uns, entsprechend dem stattlichen Länderumfange, der unter der Herrschaft des Code penal geeint ist und dessen Justizleitung in den Händen des „Großsiegelbewahrers von Frankreich" liegt. Riesige Zahlen sind es, mit denen hier die Statistik zu operieren hat, und wahrlich einer geschickten Hand hat es bedurft, um einen so gewaltigen und zugleich so spröden Stoff in die vorliegenden, auch dem Nichtstatistiker einigermaßen anziehenden Formen zu bringen, deren Betrachtung manches Streiflicht auf die Verhältnisse jenseits des Rheins zu werfen vermag.

Frankreich vor allem heißt das Land der Centralisation und in der That gravitiert die ganze Republik dem unersättlichen Centrum: Paris, zu, den Meteoren vergleichbar, die in stets sich verengenden Bahnen um die Sonne kreisen, um unaufhaltsam eines Tages ihr Dasein durch einen Sturz in dieselbe zu beenden. Diese elementar wirkende Kraft des Lebenscentrums der französischen Nation lehrt uns unsere Statistik begreifen durch die Anführung der Thatsache, daß seit 9 Jahren die Landbevölkerung in Frankreich sich zu Gunsten der Stadtbewohner um 4% vermindert hat. „Paris ist Frankreich", der Satz erscheint nicht nur in Musik, Mode und Litteratur, sondern auch in der Kriminalstatistik richtig, und auch letztere muß anerkennen, daß in Paris sich nicht nur die Creme der Gesellschaft, die Elite der Vertreter von Politik, Kunst und Wissenschaft, sondern ebenso der Abschaum des Verbrechertums concentriert. Inwiefern aber eine derartige Verschiebung der Bevölkerungsziffer von Stadt und Land auch auf die Ziffer und den Charakter der Verbrechen zu wirken vermag, läßt sich aus dem Umstande erkennen, daß die Beteiligung der Landbewohner an den Verbrechen wider Leib und Leben eine um 13% größere ist als an den Delikten gegen das Eigentum, daß also mit dem Wachstum der Großstädte ein Sinken der durchschnittlichen Sicherheit des Eigentums, insbesondere gegen geriebene Gauner und Betrüger, sowie ungetreue Angestellte Hand in Hand geht. Dagegen läßt sich im Zusammenhalt mit der später zu besprechenden thatsächlichen Abnahme der Verbrechen überhaupt, wenigstens für Frankreich, der einigermaßen parador klingende Satz aufstellen: Durch die Vermehrung der Großstadtbevölkerung durch Landbewohner steigt die allgemeine Sicherheit für Leib und Leben — was sich freilich zum großen Teile durch die größere durchschnittliche Wachsamkeit und Verkehrsgewandtheit, sowie die näher liegende Möglichkeit, polizeiliche Hilfe zu erlangen, und umgekehrt die Gefahr für den Verbrecher, bei der dichten Bevölkerung eher überrascht und entdeckt zu werden, so ziemlich erklärt.

Indessen weist die Beteiligung der Landbewohner selbst, nach den einzelnen Verbrechensgattungen ausgeschieden, bemerkenswerte Differenzen auf. Entsprechend dem oben berührten Satze über die vorwiegende Beteiligung derselben an Delikten wider Leib und Leben hält sich die Prozentziffer für sie zwischen 50 beim Mord, 60 beim Todschlag und 80 bei Vergiftung und Kindsmord auf 100 Angeklagte. Dagegen sinkt dieselbe für die ländlichen Bezirke auf ein Viertel aller Fälle bei Falschmünzerei und Urkundenfälschung herab; im Gegensatz dazu fallen wieder die an der Grenzscheide zwischen Lebens- und Eigentumsverbrechen vielfach sich bewegenden Reate: Brandstiftung und Straßenraub, ersteres sogar zu fünf Sechstel, der ländlichen Einwohnerschaft überwiegend zur Last. Dagegen kam kein einziger Fall von Bestechung aus ländlichen Kreisen zur Verhandlung — immerhin eine zu Gunsten des ländlichen Charakters ins Gewicht fallende Thatsache, wenn auch die Gesamtbeteiligung der Landbewohner nur um 4% hinter der thatsächlichen Bevölkerungsziffer gegenüber den Städtern zurückbleibt, oder vielleicht ebenso richtig gesagt, daß es dem französischen Landvolke noch nicht ganz gelungen ist, die Verbrechensziffer der französischen Städte zu erreichen.

In einem gewissen verhältnismäßigen Zusammenhange mit dem Unterschiede zwischen Stadt und Land steht die Ausscheidung der Analphabeten, deren Beteiligung an einzelnen Verbrechensthaten außerordentlich groß erscheint. So konnten von den wegen Mordes Angeklagten reichlich ein Drittel nicht lesen und schreiben, und unter den Kindsmörderinnen fanden sich sogar die Hälfte als lesens- und schreibensunkundig — nebenbei ein Fingerzeig für den unglaublich geringen Bildungsgrad in den elementarsten Schulgegenständen, der bei französischen Kammerzofen, Bonnen, Küchen- und Wäschermädchen anzutreffen ist. Sonderbarerweise finden sich auch unter den Münzfälschern mehr als ein Drittel Analphabeten und obwohl man geneigt wäre, der Natur der Sache oder eigentlich der in Rede stehenden Persönlichkeiten nach hierbei zunächst nicht an Bank-

notenfälschung zu denken, so erscheint auch dies nicht mehr unmöglich, nachdem die Statistik ausweist, daß auch Urkundenfälschungen von solchen des Schreibens nahezu ganz unkundigen Personen begangen worden sind, so daß also auch der denkbar schwächste Anflug von Schulbildung, vielleicht nur in der „Kunst" bestehend, einige Zahlen zu schreiben, genügt, um mißbraucht zu werden.

Diese Nichtkenntnis von Lesen und Schreiben hat übrigens ausweislich der Statistik für die Angeklagten ziemliche Aussicht auf Freisprechung im Gefolge. Durchschnittlich nämlich ein Drittel der Angeklagten dieser Kategorie, bei Kindsmord sogar die Hälfte derselben, erzielt vor den französischen Geschworenen ein freisprechendes Verdikt. Ein sonderbarer Umstand, wenn man erwägt, daß, insbesondere in einem Lande ohne Schulzwang, geistige Begabung und Unterricht in den Elementarkenntnissen durchaus nicht in gleichen, sondern oft geradezu umgekehrten Verhältnissen, stehen und andererseits der Schulunterricht nur bis zu einem gewissen Maße als mitbeeinflussend angesehen werden kann, wenn es sich um die obersten ethischen Prinzipien, wie der Achtung des Lebens des Nebenmenschen handelt. Hier berühren sich auch die Extreme: eine ebenso hohe Freisprechungsziffer wie die Analphabeten zeigen bei gewissen Delikten auch diejenigen, welche eine „höhere" Bildung genossen haben, indem dieselbe bei Fälschung und betrügerischem Bankerott, der Hauptdomäne der „höher" gebildeten Verbrecher, bis über ein Drittel der überhaupt erhobenen Anklagen steigt. Das ist um so auffallender als zwar die französische Jury sehr leicht bei Verbrechen wider das Leben zu einem „Nichtschuldig" gelangt (in 30% aller Fälle), dagegen in der Auffassung der Eigentumsverletzungen eine bedeutend größere Strenge walten läßt und nur etwa in 19% der Anklagen freispricht. Gewandtes weltmännisches Auftreten, verblüffende Unverfrorenheit in sophistischer Begründung und geschickter Bemäntelung verfänglicher Umstände helfen, begünstigt durch die eine eingehende den Geschworenen meist unmögliche Prüfung erfordernde Natur der in Frage stehenden Delikte manchen Angeklagten dazu, frei einen Schwurgerichtssaal zu verlassen, der vor rechtsgelehrten Richtern seiner öfters wohlverdienten Strafe nicht entgangen wäre.

Ein anderer wirkungsvoller und gar oft unbewußt das Herz der französischen Volksrichter beeinflussender Faktor ist das Geschlecht und das Alter der Angeklagten. Bezüglich des letzteren ist einiger Aufmerksamkeit wert, die seltener gewürdigte Beteiligung des Greisenalters (über 60 Jahre) an den Verbrechen, wobei die Thatsache sonderbarerweise hervortritt, daß dieselben an Eigentumsverbrechen sich weniger beteiligen als an Angriffen wider Leib und Leben.

Im einzelnen finden sich die meisten dieser grauköpfigen Delinquenten unter den Mördern und Todschlägern und leider am häufigsten (bis 12%) unter den wegen strafbarer Unzucht Angeschuldigten. Ein Zehntel übernimmt noch im Alter die Verantwortung für die allerdings mühelosen Verbrechen der Brandstiftung und Urkundenfälschung, während, dank den schwindenden Kräften der greisen Bösewichte, ihre Beteiligung an Einbruch und Raub eine sehr geringe ist.

Läßt sich auch hier der Einfluß des Alters auf die Freisprechung nicht gerade im einzelnen nachweisen, so doch um so mehr derjenige des weiblichen Reizes, obwohl in gar manchen Fällen an den Angeklagten keine Spur jenes allbezwingenden Zaubers echter Weiblichkeit zu finden ist.

Immerhin darf eine vor Gericht gestellte Französin rechnen, unter drei, ja sogar unter zwei Fällen einmal freigesprochen zu werden; und was sind ihre Lieblingsverbrechen? Ein Drittel derselben steht wegen Kindsmordes, ein Viertel wegen Diebstahl aller Art vor den Assisen. Die Verteilung der weiblichen Angeklagten auf die einzelnen Departements ist dagegen eine außerordentlich verschiedene und mehrfach interessante. So ist die Insel Corsica mit ihren leidenschaftlichen, noch die Blutrache übenden Bewohnern dasjenige Departement, welches zwar auf 29 Einwohner schon einen Angeklagten und somit die stärkste relative Verbrechensziffer Frankreichs aufweist, aber zugleich durch die äußerst geringe Beteiligung der Frauen, nämlich 7% gegenüber 15—25% in anderen Departements, den Lebensgefährtinnen dieser unbändigsten Bürger der Republik ein um so glänzenderes Zeugnis ausstellt.

Soweit die direkte Beteiligung des Frauengeschlechts am Verbrechen; inwieweit aber weibliches Verschulden mittelbar zum Verbrechen getrieben hat, das läßt zum Teil wenigstens das Verhältnis ahnen, in welchem Ehelose und verehelichte Personen an der Verübung von Verbrechen Anteil nehmen.

Nicht daß die Maxime „Cherchez la femme!" auch in ihrer französischen Heimat stets eine befriedigende Erklärung geben müßte; gerade in Frankreich wird man nicht dem einen Ehegatten stets indirekt mit zur Last legen dürfen, was der andere vor dem Strafgericht zu verantworten hat. Dennoch sprechen die folgenden Zahlen eine deutliche Sprache. Zunächst ist die Beteiligung Eheloser am Kindsmord zu zwei Drittel trotz dieser anscheinend hohen Ziffer noch immer gering angesichts der Erwägung, daß demnach nahezu ein Drittel dieser armen Wesen ihren Tod durch die Schuld Verheirateter fanden!

Aeußerst beachtenswert ist ferner die Thatsache, daß während bei Mord und Todschlag, sowie Sittlichkeitsverbrechen verheiratete und ehelose Angeklagte so ziemlich zur Hälfte geteilt sind, die Urkundenfälscher und Veruntreuer anvertrauten Gutes zu 60% verheiratet sind, und daß unter hundert betrügerischen Bankerotten sich achtzig von verheirateten Personen befinden. Der Gedanke ist unabweisbar, daß in vielen Fällen wenigstens durch unüberlegte Eheschließung und weibliche Ansprüche der erste Anstoß zum Untergange von Ehre und Vermögen gegeben ward.

Manches läßt in dieser Richtung auch die statistische Sammlung der Verbrechensmotive ersehen, obwohl ein allzugroßer Wert darauf bei der natürlichen Unzuverlässigkeit einer derartigen Zusammenstellung nicht zu legen ist. Ein Gedanke möchte aber auch für deutsche Verhältnisse nicht ohne praktischen Nutzen sein, nämlich auf statistischem Weg eine Zusammenstellung darüber

zu erhalten suchen, in wie vielen Fällen von den deutschen Gerichten Trunkenheit oder vielmehr der Zustand der Ueberreizung durch den Genuß geistiger Getränke, der die freie Willensbestimmung noch nicht ausschließt, als Strafminderungsgrund oder mildernder Umstand berücksichtigt wird. Damit im Zusammenhang würde eine Zusammenstellung der an Sonn- und Festtagen begangenen Delikte nicht unwillkommene sittengeschichtliche Aufschlüsse liefern.

Zum Schlusse noch ein Wort über Zu- oder Abnahme der Verbrechen, eine Frage, die für Deutschland bekanntlich als sehr zweifelhaft zu betrachten ist. Der französische Bericht nun konstatiert eine ganz erhebliche Abnahme der Verbrechen und zwar 14 % — seit 1871 allerdings. Daß darin kein besonderer Vorzug für die französischen Verbrecherverhältnisse gefunden werden kann, ist klar bei der Erwägung, daß seit 1871 Frankreich erst nach und nach aus allen Greueln und Rechtsbrüchen eines Bürgerkrieges und einer Revolution zu geordneteren Zuständen wieder sich emporarbeiten mußte, ganz abgesehen von dem zweifelhaften Anwachsen der Bevölkerung Frankreichs überhaupt.

Somit ist auch für unsere Nachbarn jenseits des Rheins die Frage nach der Zunahme der Verbrechen immerhin noch eine offene und bei einer naheliegenden Vergleichung der hier kurz besprochenen französischen Rechtszustände mit unseren deutschen kein Grund auf die ersteren irgendwie mit Neid zu blicken.

Kunsttöpferei.

Von

Bruno Bucher.[1]

Wer anfängt, sich mit orientalischer Kunst zu beschäftigen, dem ergeht es ähnlich, wie in der Jugend bei den ersten Vorbereitungen für klassische Studien. Der Knabe erfährt zu seiner Ueberraschung, daß eine Menge von Wörtern, deren Gebrauch er mit der Muttersprache gelernt hat, und namentlich fast alle, die ihm bei seinen ersten Schritten zur Wissenschaft begegnet sind, wie Meister und Schüler, Tafel und Griffel, Papier, Tinte, Schrift, Linie u. s. f., altrömischer Herkunft sind. So empfängt er eine Ahnung von dem Prozeß der Sprachenbildung und zugleich von dem Einfluß des Altertums auf unsere gesammte Kultur. Aehnliches, wie gesagt, erleben wir bei dem Herantreten an die Kunst der orientalischen Völker. Immer wieder entdecken wir da die Wurzeln von Stilformen oder von technischen Fertigkeiten und Arten des Verfahrens, welche uns von ganz anderen Gegenden und Zeiten her geläufig sind, erhalten wir neue Einblicke in den Prozeß der Stilbildung; und es dämmert in uns die Ahnung auf, daß wohl einmal, wie aus der Botanik die Pflanzengeographie herausgewachsen ist, so von der Kunstgeschichte eine Geschichte der Wanderungen der Kunstformen und Kunstfertigkeiten sich abzweigen, und manches Rätsel der Stilwandlungen lösen werde. Das Material für einen solchen besonderen Zweig der Kunstforschung mehrt sich von Tag zu Tage, allein zu häufig fehlen noch die verbindenden Glieder. Pflanzenkeime trägt der Wind über Landstrecken und Meere, Samenkörner werden von Vögeln, von Warenballen in weite Fernen entführt. Nicht ganz ebenso, aber doch ähnlich unscheinbar und verborgen sind gewiß oft die Mittel und Wege der Verbreitung von Stilformen gewesen. Irgend ein Gegenstand, welchen der Pilger, der Krieger, der Handelsmann zu seinem persönlichen Gebrauche oder als Andenken an die Fremde in die Heimat mitgebracht hatte, geriet in die Hände eines sinnigen Mannes und wurde durch ihn zum Ausgangspunkte einer neuen Industrie oder einer Wendung im Kunstgeschmack. Irische Mönche brachten mit den Lehren des Christentums die Miniaturmalerei ihrer Heimat zu den Alemannen am Bodensee; Kreuzfahrer bereicherten die Heraldik und die Ornamentik des Abendlandes mit den Typen uraltasiatischer Mythologie und den Formen einer südlichen Flora; die maurischen Schüsseln, welche, der Tradition zufolge, von den Pisanern zu Anfang des zwölften Jahrhunderts als Bruchstücke aus Majorka weggeschleppt worden waren und zum Teil noch heute die Fassade von S. Sisto zieren, werden gewöhnlich als die ersten Vorbilder der italienischen Majolika- und Robbiaware bezeichnet; vor den Türken geflüchtete Byzantiner verbreiteten in Italien, Frankreich, Deutschland mancherlei Kunstregeln, Rezepte und Handgriffe, welche bis dahin am Bosporus als Geheimnisse gehütet worden waren; das Einlegen von Gold und Silber in Eisen und die Lederplastik lassen sich ziemlich genau auf ihrem Wege vom Orient über Spanien einerseits nach den nordischen Ländern, anderseits nach den spanischen und portugiesischen Kolonien in Amerika verfolgen; die Ostslaven nahmen mit dem Religionsbekenntnis auch den Stil des byzantinischen Reiches an, aber aus Persien wehten Keime herüber, denen Rußland eine eigenartige Metalldekorierung, die Ruthenen ihre nationale Teppich- und Seidenweberei



Hirschvogel-Krug (S. 166).

[1] Mehrere Illustrationen dieses Artikels sind den beiden vorzüglichen Werken von Jänicke (Grundriß der Keramik, Stuttgart, Neff, 1879) und Jacquemart (Histoire de la céramique, Paris 1873) entnommen, die wir allen Freunden der Keramik bestens empfehlen. D. R.

zu danken hatten. Kann in diesen Fällen der Zusammenhang mit größerer oder geringerer Bestimmtheit nachgewiesen werden, so sind wir in anderen noch zu Hypothesen genötigt. Durch die Stoffe, welche neuestens einem Grabfelde in Aegypten entnommen und nach Wien gebracht worden sind, ist außer Zweifel gestellt, daß die sogenannte Gobelintechnik den Arabern bekannt gewesen ist, wenigstens ein halbes Jahrtausend, bevor in Frankreich der Hautelisse-Tapisserie Erwähnung geschieht; und da die Franzosen selbst durch die Benennung à la sarazinoise für Sammetteppiche sich auf diesem Specialgebiet als Schüler der Orientalen bekannten, sind wir einigermaßen zu der Annahme berechtigt, daß ihnen von derselben Seite, direkt oder indirekt, die dann zu so bewundernswerter Virtuosität gebrachte Malerei mit Fäden zugekommen sei. Sehr wahrscheinlich darf jene Art der Emailmalerei, welche nach Limoges benannt wird, als Enkelkind der rheinischen Emailkunst des Mittelalters angesehen werden.



Chinesische Lambrequin-Vase (S. 169).

Für die Bekanntschaft schon des hohen Altertums mit der Schmelzdekorierung des Metalls ergeben sich fortwährend neue Zeugnisse. Und vielleicht wird es auch noch gelingen, den Stammbaum derjenigen Spitzen, welche die Niederdeutschen und Niederländer bezeichnend „Kanten“ nennen, weil das eigentlich Charakteristische an ihnen die Randverzierung, nicht die Flächenverzierung ist, bis auf die spanisch-maurische Goldpassementerie zurückzuführen.



Helmkanne von Rouen (S. 169).

Doch ob nun die Forschung in dem einen Falle die bisher fehlenden Bindeglieder aufdecken, in dem andern unsere Vermutungen widerlegen möge: die angeführten Beispiele, deren Zahl sich leicht bedeutend vermehren ließe, zeigen immerhin zweierlei. Erstens, daß es ein ganz anziehendes und lohnendes Studium sein würde, der Ausbreitung der Kunstflora — der früher gewählte Vergleich muß diesen etwas affektiert klingenden Ausdruck entschuldigen! — nachzugehen und im einzelnen festzustellen, wie die Arten auf fremdem Boden und in anderem Klima sich entwickelt haben, hier unter verständiger, sorglicher Pflege vervollkommnet, dort nur als Nutzpflanzen angebaut, an einem dritten Orte verkümmert, entartet oder verwildert sind. Zweitens zeigen die Beispiele, daß fast ausnahmslos die Spuren nach Osten führen. Es gibt Gelehrte, die hiervon nichts hören wollen, in geringschätzigem Tone von der jetzigen Mode sprechen, den Ursprung aller Erscheinungen im Orient zu suchen. Sie könnten es ebensogut Modesache nennen, daß die Heimat unserer Kulturpflanzen im Orient gefunden wird. Denn Vorliebe für beturbante oder bezopfte Anbeter Allahs, der Sonne, des Feuers oder eines Fetisch ist dabei nicht im Spiele. Vielmehr würde es wohl den meisten von uns mehr Befriedigung gewähren, könnten wir Kelten und Germanen als die eigentlichen Urheber all' des Schönen und Sinnreichen, woran die Welt sich erfreut, proklamieren. An gutem Willen dazu fehlt es ja gelegentlich auch nicht; aber untilgbare Thatsachen bereiten leider solchen Theorien fast immer ein schnelles Ende, und die autochthone nordische Kunstübung sieht sich immer wieder auf eine bescheidene Vorstufe zurückgedrängt.

Nun ist die Keramik ganz besonders geeignet, uns zum Bewußtsein zu bringen, wie oft Europa von Asien aus Anregung zu künstlerischem Schaffen überhaupt oder Anstoß in einer neuen Richtung erhalten hat. Wir können dabei gänzlich absehen von den noch

so vielfach dunkeln Beziehungen zwischen Altgriechenland und den Ländern des Euphrats und Indus, und von dem orientalischen Einflusse auf Formgebung und



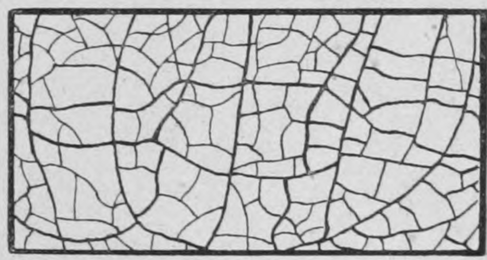
Lambrequin-Dekor von Rouen (S. 169).

Dekoration, welcher erst durch Vermittlung des klassischen Altertums das Abendland erreicht hat. Beschränken wir uns auf die Zeit nach der Völkerwanderung, der Neubildung von Nationen und Staaten, und betrachten, was seitdem bis auf den heutigen Tag in Thonarbeit höheren Ranges geleistet worden ist, so werden wir fast durchweg an Lehrmeister oder Vorbilder aus dem Orient erinnert.

Welchem europäischen Lande der Ruhm gebühre, zuerst Zinnglasur angewandt zu haben, und auf welchem Wege demselben die Entdeckung zugekommen sei, über diese Frage hat der Chauvinismus, der überall auch die Maske der Gelehrsamkeit nicht verschmäht, sich mitunter stark erhitzt. Wir haben jedoch gar nicht nötig, uns als Unparteiische zwischen die Streitenden zu stellen und es dadurch mit allen Parteien zu verderben, denn in dem, was für uns als Hauptsache gilt, stimmen ja alle überein. Italiens Ansprüche werden mit den emaillierten Ziegeln an Bauwerken aus dem Mittelalter zu Castronuovo und Atri im Neapolitanischen und mit den bereits erwähnten Schüsseln (S. 167) zu Pisa begründet, und die Verbindung jener Gegenden mit Spanien (einerseits über Sicilien, wo die maurische Kunst auch in der Keramik reiche und eigentümliche Blüten getrieben hat, anderseits über die Balearen) verleiht dieser Hypothese viel Wahrscheinlichkeit. Andere nehmen an, daß die Kunde nach Norden gekommen sei, und zwar entweder aus Persien über Polen oder aus China auf irgend einem noch unermittelten Wege. Für diese letzteren Annahmen sind aber meines Wissens plausible Gründe nicht beigebracht worden, ohne daß deshalb die Möglichkeit der Ausbreitung jener Kenntnis auf verschiedenen Wegen von vornherein geleugnet werden könnte. Immerhin wird in jedem Falle der Orient als der Spender angesehen, als Spender des Samenkorns, welches in neuem, italienischem Boden ein neues Gewächs, die Majolika, trieb; als Spender des wundervollen Effektes der Metalllüster, welche in barbarischer Entartung, als glänzender Ueberzug ganzer Gefäße aus englischem Steingut, sich bis in Zeiten er-



Chinesische Helmkanne (S. 169).



Craquelé (S. 177).

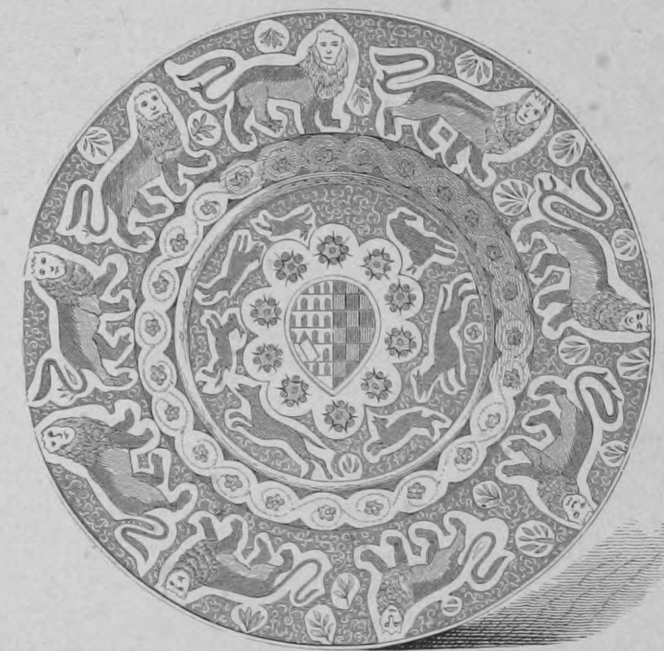
halten hatten, denen für die Majolika alles Verständnis abhanden gekommen war; als Spender endlich der opaken Glasur, welche unter den Händen Lucas della Robbia zu dem Mittel wurde, die Farbe wieder in die große Plastik einzuführen, und damit unvergleichliche Wirkung hervorzubringen.

Die Majolikafabrikation verbreitet sich über ganz Italien, ruft Unter- und Spielarten hervor von Venedig und Genua bis Castelli in den Abruzzen, gedeiht jedoch am üppigsten in Umbrien, der anconischen Mark, der Romagna, wo Gubbio, Urbino, Pesaro, Faenza und so viele andere Städte zu Pflegestätten dieser schönen Kunst werden, die miteinbezogen in die große Renaissancebewegung, völlig nationale Züge annimmt.

Und nun können wir mit größerer Sicherheit verfolgen, wie Ableger der italienischen Majolika nach anderen Ländern gelangen und sich dort acclimatisieren. Augustin Hirschvogel (Hirsvogel) (S. 162), der berühmteste Sprosse der Nürnberger Künstlerfamilie, war dem im sechzehnten Jahrhundert bereits mächtigen Zuge nach Italien gefolgt, und den

Eindrücken, die er dort empfangen hatte, ist der herrschenden Annahme zufolge die Entstehung jener nach ihm benannten Gattung der Kunsttöpferei zu danken, welche plastische Dekoration mit lebhafter Färbung vereinigt.

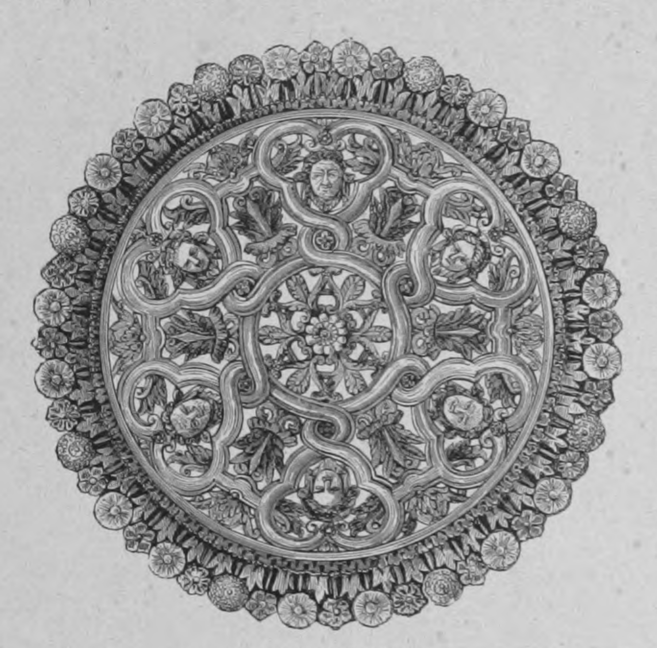
Etwa um 1530 kommt ein junger Wandergeselle aus Frankreich über den Rhein, ein Glaser und Glasmaler, dessen Blicke und Gedanken sich durch die Bedingungen seines Broterwerbs keineswegs einengen lassen: **Bernard Palissy** (S. 169). Er hat Augen für alles, für die Erscheinungen der unbelebten Natur, für die Art der Menschen und für ihr Schaffen. Und wie der Anblick der Wasserläufe, welche ihn auf seiner Wanderschaft begleiten, ihn antreibt, über das Entstehen der Quellen nachzusinnen und eine Theorie dafür aufzustellen, welche erst von einer viel späteren Zeit gewürdigt werden sollte, so läßt der Anblick eines mit Emailfarben bemalten Gefäßes ihm keine Ruhe, bis er daheim etwas ähnliches zustande gebracht hat. Das sechzehnjährige Martyrium, welches ihm durch dieses Vorhaben bereitet wurde, hat er selbst umständlich, ergreifend geschildert. Leider gibt er über jenes Gefäß, welches so bestimmend in sein Leben eingriff, keine nähere Auskunft, und daher müssen wir denjenigen seiner Landsleute, welche durchaus nicht zugeben wollen, daß von Deutschen etwas Gutes gelernt werden könne, die Antwort auf die Frage schuldig bleiben, wo denn geschrieben stehe, daß gerade Hirschvogel der mittelbare Urheber der Faiencen Palissys sei. Nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis läßt sich führen durch die Wanderungen Palissys in Deutschland zu einer Zeit, in welcher eben das Hirschvogelsche Fabrikat in Aufnahme gekommen war, und durch die Aehnlichkeit des seinigen mit diesem. Wo sonst kommt das plastische bemalte Ornament in dieser Weise vor, wo das Vorherrschen des grünen Grundes? Doch sei dem, wie es wolle, möge die Kunst eines anderen Volkes die Vermittlerrolle gespielt haben: zuletzt würden wir doch immer wieder auf den Orient als Ausgangspunkt treffen, so groß auch die Verschiedenheit zwischen persischen oder hispano-maurischen Gefäßen und denjenigen Schüsseln Palissys sein mag, auf deren Grunde Fische und Eidechsen zwischen Blattwerk hinschlüpfen, alles über Naturoriginalen abgeformt. Uebrigens drang die Majolika noch auf einem andern Wege nach Frankreich vor, um nicht, wie in dem jetzt besprochenen Falle, eine die Person des Erfinders kaum überdauernde Specialität oder Kuriosität, sondern vielmehr eine große Industrie hervorzuzaubern. Zehn Jahre, nachdem Palissy zum



Spanisch-maurische Schüssel (S. 166).

Mezza-Majolika (S. 173).

erstenmal aus dem selbstgebauten und mit seinen Möbeln geheizten Ofen gelungene Arbeiten hervorgehen sah, fünf Jahre nach Augustin Hirschvogels Tode, nämlich 1565, wurde ein jüngerer Sohn des Hauses Gonzaga von Mantua durch Heirat Herzog von Nevers im südlichen Frankreich; er berief aus seiner Heimat Geschirrmaler, und so entstand in Frankreich die Thonfabrikation à la Faenza, die Faience. Sie verleugnet zu Anfang ihre italienische Abstammung nicht, gewöhnt sich jedoch mit der Zeit eine ganz andere Sprache an, die nicht schlechthin als französische bezeichnet werden kann. Woher stammen die Elemente, welche diesem Kunstdialekt etwas so Charakteristisches geben? Wir brauchen uns nur unter den chinesischen Vasen umzuschauen, um die Vorbilder der sog. Lambrequins (S. 163 u. 165 oben), welche auf französischen Faiencen angebracht worden sind, aber auch so manches andere Motiv zu entdecken, das sich dort mit den zierlichen, etwas mageren Formen der specifisch-französischen Renaissance-Ornamentik vermischt; wir werden auch zu der Vermutung gebracht werden, daß auf die Zusammenstellung von Blau und Braun und auf die in leuchtenden Emailfarben ausgeführten Blumen und Schmetterlinge der Faienciers von Rouen das Beispiel chinesischer Arbeiten nicht einflußlos war (S. 163 u. 165 unten).


Schüssel von Palissy (S. 167).

In der That hatte, als Rouen, Nevers, Moustiers in höchstem Flor standen, also im siebzehnten Jahrhundert, das ostasiatische Porzellan schon eine gewaltige Bewegung unter den europäischen Keramikern hervorgerufen. Es möge mir gestattet sein, in aller Kürze anzuführen, was die neuere Forschung zu diesem Kapitel zu Tage gefördert hat, wobei vorausgeschickt werden muß, daß die Untersuchung durch einen Umstand sehr erschwert wird, nämlich durch die Anwendung des Wortes Porzellan auf ganz verschiedene Dinge. Am weitesten geht hierin die spanische Sprache, in welcher noch jetzt porcelana das Porzellan, feine Faience, Email und — eine tiefe Schüssel bedeutet. In spanischen Inventaren des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts werden porcelana's von Glas, von Halbedelstein und auch von Porzellan — porcelana de porcelana — erwähnt, und ein ganz neuer Katalog des Museums zu Barcelona gebraucht noch den Ausdruck porcelana de esmalte für Email: die Muschel hat also einmal ihren Namen an Gefäße von der ihrigen ähnlichen Form abgeben müssen, und das andere Mal an Dinge, welche durch die Glätte, den Schmelz und Glanz der Oberfläche an sie erinnern. Das ist etymologisch von Interesse, weil es die manchmal angezweifelte Herkunft des europäischen Namens für das chinesische thao-yao außer Frage stellt; zugleich zwingt es aber zur größten Vorsicht in der Benutzung schriftlicher Quellen. Und die Verwirrung beschränkt sich nicht auf Spanien, die Holländer und andere haben häufig ihre Faiencen Porzellan getauft, und dieser Sprachgebrauch kann sich oft genug in Dokumente eingeschlichen haben, die nun für das Alter der Porzellanindustrie zeugen sollen.

Wir werden aber wohl zu unterscheiden haben zwischen Porzellanindustrie und sporadischen, mehr oder minder glücklichen Versuchen Porzellan zu machen. Der Geburtstag der europäischen Porzellanindustrie ist und bleibt der Tag, an welchem Böttger im Jahre 1706 oder 1707 in dem Puder seiner Perücke Kaolin entdeckte; indessen ist schon Jahrhunderte vorher und mehr als einmal in Europa ein Fabrikat gelungen, welches alle wesentlichen Eigenschaften des Porzellans an sich hatte — das kann heute nicht mehr bezweifelt werden. Weshalb damals die Entdeckung ohne Folgen geblieben ist, erklärt sich leider daraus, daß die Entdecker entweder Alchimisten waren, wie ja auch Böttger noch, oder daß sie wenigstens ihre Geheimnisse so eifersüchtig hüteten, als wären sie Goldmacher, so daß gewöhnlich mit ihnen auch ihre Wissenschaft zu Grabe ging.

Mit der Frage, ob bereits das Altertum Porzellan gekannt habe oder nicht, brauchen wir uns nicht mehr zu befassen, seitdem die Auffindung von Fläschchen aus dieser Masse in ägyptischen Pyramiden sich als Humbug herausgestellt hat und die Wissenschaft zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß das Alter des chinesischen Porzellans auf nicht höher als ein Jahrtausend geschätzt werden dürfe. Dem späteren Mittelalter aber war es bekannt, Marco Polo, der venezianische Reisende des dreizehnten Jahrhunderts, beschreibt unverkennbar eine chinesische Porzellanfabrik, und seine Vaterstadt scheint auch früher als irgend eine andere Stadt Europas das Produkt, welches noch lange levantinisch oder indisch genannt wurde, bezogen und nachgeahmt zu haben. Die frühesten Nachrichten hierüber datieren aus der Zeit der höchsten Machtentfaltung

Venedigs, der Zeit, in welcher die Bellini und Lombardi die glänzendste Periode venezianischer Kunst inaugurierten, Holzschneidekunst und Buchdruckerpresse dort nie übertroffene Meisterwerke zu Tage förderten, und die Glasmaler von Murano die mit Recht so hoch geschätzten Gefäße schufen, deren Wert noch nicht durch die Virtuosität des Glasbläsers, sondern durch die köstliche Verbindung venezianischer Malerei mit orientalisierender Ornamentik bestimmt wird — aus dem letzten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts. Um 1470 hören wir von einem Maestro Antonio, einem Alchimisten, der Porzellangefäße so schön, wenn nicht noch schöner als die aus der Barbaria kommenden, gebrannt, und sich dazu einer gewissen Erde bedient habe, die ihm aus Padua zugekommen war. Die Angaben sind im allgemeinen ziemlich vag, die letzte Notiz jedoch gewinnt besondere Bedeutung dadurch, daß hundert Jahre später ein Kaolinlager bei Vicenza, also in Paduas Nachbarschaft, Material für das sogenannte Medici-Porzellan geliefert hat. Ob jener Maestro Antonio mehr als die im Jahre 1470 erwähnten Gefäße gemacht habe, weiß man nicht, wie denn auch über seine Person gar nichts weiteres vorliegt. 1518 tritt ein zweiter Porzellanmaler in Venedig auf, und zwar ein Deutscher, Leonhard Peringer aus Nürnberg, vermutlich ein Glas- oder Spiegelmacher. Er schreitet um ein Privilegium zum Verfertigen von Porzellan ein und erwähnt ausdrücklich, daß sein Fabrikat der größten Hitze widerstehe. Alfonso I. von Este, der Gemahl der Lucrezia Borgia, wollte den Künstler nach Ferrara ziehen, der jedoch erklärt sich für zu alt, scheint auch die Lust verloren zu haben, weiter eine Erfindung zu verfolgen, die wohl in Venedig nicht recht gewürdigt worden sein mochte. Und so verschwindet der zweite Porzellanmaler wie der erste, ohne ein greifbares Zeugnis seines Schaffens zu hinterlassen, ohne sein Können zu vererben.



Delfter Kanne (S. 172 u. 173).

Noch weniger wissen wir von der Natur der Erzeugnisse, welche dann in Ferrara, in Pesaro, in Turin erwähnt werden. Nur das eine ersehen wir, daß das Porzellan den Italienern keine Ruhe mehr ließ. Das Material war es, was damals und viel später noch zur Imitation reizte, die Homogeneität der Masse, die Härte, die Weiße, die Transparenz, der Klang, — den Stil der Dekoration nahm man als Beiwerk mit auf. Von selbst verstand sich vorläufig das Blau der Malerei, weil nur diese Farbe unter der Glasur Bestand hatte. Und auch mit ihr gab es Schwierigkeiten genug, wie die seltenen Stücke italienischen Porzellans aus dem sechzehnten Jahrhundert mit ihrer blassen verlaufenen Malerei darthun. Diese Stücke gehören der Fabrik zu Florenz an, welche unter Francesco Maria Medici, dem Gemahl der Bianca Capello, vielleicht auch schon unter seinem Vorgänger Cosimo I., gegründet worden war, auf jeden Fall aber unter Franz ihren Höhepunkt erreicht. Verschiedene Zeugnisse bestätigen, daß der Großherzog persönlich sich an den Arbeiten beteiligt hat. Nach seinem Tode scheint die Sache vernachlässigt, dann vorübergehend wieder aufgenommen worden zu sein; zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sehen wir die Florentiner Fabrik nach Pisa verpflanzt, und auch dort verschwindet ihre Spur bald. Das Fabrikat selbst war so vollständig in Vergessenheit geraten, daß man, als vor nicht ganz dreißig Jahren bei einem Trödler in Florenz ein Porzellanfläschchen, welches als Marke die Domkuppel und ein F zeigte, aufgefunden wurde, anfangs glaubte auf Faenza raten zu müssen. Uebrigens zählt Florentiner Porzellan noch heute zu den größten keramischen Seltenheiten, es sind nur 34 Stücke davon bekannt, also etwa halbsoviel wie von der Henry-deux-Faience.

Gänzlich verschollen waren alle diese Versuche, als im achtzehnten Jahrhundert das ostasiatische Porzellan neuerdings in die Mode kam, August der Starke von Sachsen dem Könige von Preußen 48 große Vasen mit einem Dragonerregiment bezahlte, und den Arkanisten Böttger, da dieser Gold nicht machen konnte, zwang, Porzellan zu erfinden. Inzwischen aber hatte die Faienceindustrie sich in einen gewissen Wetteifer mit dem Porzellan eingelassen, in Delft (S. 171), welches wegen seiner Thonwaren schon im vierzehnten Jahrhundert genannt wird. Und wie in Venedig fällt auch hier die Blüte des Kunstgewerbes mit der größten Entfaltung nationaler Kraft und dem Aufschwung der Malerei zusammen, in die Zeit der Behauptung der Unabhängigkeit der Niederlande, ihrer Beherrschung des Welthandels, die Zeit der van der Helst, Rembrandt, Teniers, Ruisdael ꝛc. Nicht auf die Entdeckung der Masse ging man hier aus, sondern bemühte sich um die Vervollkommnung des Emails, und nationalisierte mit künstlerischer Freiheit den Dekor der chinesischen



Chinesische Flasche (S. 173).

und japanischen Vorbilder (S. 172). Wie dann wieder Delft Einfluß auf die deutsche Faiencefabrikation nahm, das deutsche Porzellan den Spuren Meißens folgte, das französische Frittenporzellan, namentlich das der Condé-schen Fabrik zu Chantilly, direkt den japanischen Stil imitierte, Capo di Monte das Signal zum Uebertragen antiker Formen und Dekorationsmotive auf das Porzellan gab, — das kann hier nur im Vorübergehen berührt werden.

Das eine ergibt sich zur Evidenz: wenn wir eine keramische Sammlung durchmustern und überall nach dem Stammbaum forschen, so werden nur wenige ansehnliche Familien übrig bleiben, in deren Adern nicht arabisches, persisches, chinesisches, japanisches, mit einem Wort orientalisches Blut, wenn auch nur sehr verdünnt und vermischt, nachzuweisen wäre. Auf ein edles und mächtiges Geschlecht können wir freilich für unsere These keinen Einspruch erheben, das deutsche Steinzeug mit der rheinischen, der belgischen, der fränkischen, der voigtländischen und anderen Nebenlinien. Doch was sonst das Herz des Sammlers erfreut: die spanischen Schüsseln mit der andalusischen Taube oder mit Wappenschilden in kupferrotem oder goldigem Metallschimmer; die sicilischen Vasen und Schüsseln mit dem feinen, blaugrauen Ornament; die perlmutterartig schillernde Mezzamajolika mit Frauenbildern in der Tracht des 15. Jahrhunderts und mit Spruchbändern, welche uns den Vornamen der abkonterfeiten Schönen verraten; die echten Majoliken, nicht selten mit Malereien von so hohem Kunstwert geziert, daß die Sage entstehen und mit romantischen Einzelheiten ausgeschmückt werden konnte, kein geringerer als Raffael habe sich gelegentlich mit der Dekorierung solcher Teller befaßt;



Das Wappen auf der nebenstehenden Vase (S. 178).

die Krüge von Hirschvogel, die Schüsseln von Palissy, die helmförmigen Kannen von Rouen und die eiförmigen von Delft; alles, was sich natürliches oder künstliches, hartes oder weiches Porzellan nennt: alle diese vornehmen Herrschaften und noch so viele bescheidene Verwandte derselben dürfen sich der Abkunft aus der Gegend rühmen, aus welcher uns das Licht in mehr als einem Sinne gekommen ist. Und noch vor wenigen Jahrzehnten haben wir uns durch die nordafrikanischen und spanischen Alcarrazzas daran er-



Chinesische Vase mit Wappen (S. 178).

innern lassen, daß Gefäße aus unglasiertem Thon das Wasser durchsickern lassen, dessen Verdunsten auf der Außenseite den übrigen Inhalt des Gefäßes kühl erhält.

Nun dürfte eingewandt werden: „Sei es um die Vergangenheit! Wir leugnen nicht, daß wir von der älteren Kultur gezehrt haben, daß wir ohne deren Geschenke und Vermächtnisse vielleicht nicht das geworden wären, was wir sind, oder doch langsamer, schwieriger; aber nun haben wir es doch so herrlich weit gebracht in der Schule der Alten und der Fremden, und über diese Schule hinaus: sollen wir wieder von vorn anfangen, nachdem wir alles gelernt haben, was sie uns lehren konnten?“ Wer so spricht, dem thäte allerdings not, in jener Schule noch eins zu lernen, nämlich sehen. Wer der Unterschiede im Schmelz der Glasur, der Feinheit des Grundtons und der Harmonie der Farben an alter und moderner Ware, und dann wieder an asiatischen und europäischen, nicht gewahr wird, dem sind diese Unterschiede mit Worten so wenig klar zu machen, wie etwa einem, der Figaros Hochzeit und die Regimentstochter auf eine Stufe stellt. Die Sinne bedürfen der Schulung, nicht bei jedem sind sie bildungsfähig, und überdies fehlt es niemals an Leuten, welche nicht sehen und hören wollen. Die letzteren sind es vornehmlich, die den leidigen Streit immer von neuem anfachen, die Freude an alten Kunstwerken für

Einbildung und Sport erklären, über böswillige Mißachtung der Produktion der Gegenwart und des Vaterlandes Klage führen und als deren klassischer Vertreter mir in diesem Zusammenhang ein selbstzufriedener „Kunsttöpfer" in Erinnerung kommt. Er hatte übernommen, vortreffliche Delfter Krüge so treu als möglich zu kopieren, dann aber Konturen und Verhältnisse willkürlich geändert, dem Ornament den Charakter geraubt und anstatt des milden ein brutales stechendes Blau benutzt; und als ihm das vorgehalten wurde, antwortete er stolz: „Wenn die alten Holländer es hätten so gut machen können und wenn sie mein Blau gehabt hätten, würden ihre Krüge ausschauen wie die meinigen". Diese Partei, welche übrigens in allen Regionen des Künstlertums Anhänger zählt, übersieht in der Regel, daß die von ihr angefeindeten Verehrer der alten Kunst sich in ganz verschiedene Gruppen sondern: die Specialisten und Liebhaber, die allerdings mitunter, von ihrem Liebhaberrechte Gebrauch machend, nur Augen für den Gegenstand ihrer Wahl haben und fremde Tugenden und Vorzüge nicht anerkennen wollen, — dann die Archäologen und Historiker, die Aesthetiker, die Techniker, die Künstler, welche jeder in seiner Art und für seine Zwecke die alte Kunst studieren. Und unter diesen ist sicherlich derjenige der am meisten Objektive, der alles darauf ansieht, ob und wie es etwa zu verwerten wäre. Das kann zu einer Art Leidenschaft werden (wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen darf), die den einen lächerlich, den andern wenigstens pedantisch vorkommen mag. Man kommt dahin, in der Natur keine Blume, keine Blattform, keine Ranke, kein Spiel in der Krystallbildung betrachten zu können, ohne daß diese sich in ein Ornament umwandeln, — an Arbeiten ferner Länder oder Zeiten sich keines Ornaments erfreuen zu können, ohne es auf seine Anwendbarkeit bei uns zu prüfen. Solcher fortwährenden Erneuerung und Erfrischung bedarf aber die Ornamentik, wenn sie nicht erstarren soll, — eine Gefahr, der sie, wie alle Kunst, ganz besonders in einem Zeitalter ausgesetzt ist, in welchem die Reflexion so sehr das Uebergewicht hat. Und den gewünschten Dienst kann uns neben der Natur vor allem die Kunst von Völkern leisten, die noch nicht alles aus Büchern lernen,

Vase mit Pflanzendekor (S. 179).

noch mit der Natur auf vertrauterem Fuße stehen, sich bei ihrem künstlerischen Schaffen von ihrer gesunden Empfindung und der Tradition, nicht von den Lehrsätzen einer Aesthetik leiten lassen.

Frühere Perioden, selbst noch naiver, haben ungesucht das richtige Verhältnis zu den Künsten der Orientalen gefunden; und selbst, als sich schon der Sammeleifer dem echten Porzellan zugewandt hatte, im 18. Jahrhundert, blieben die Nachahmer nicht lange bei dem einfachen Kopieren stehen, ergingen sich vielmehr bald in freien Variationen. Uns Heutigen fällt es viel schwerer einzuheimsen, weil uns die Unbefangenheit mangelt. Wir betrachten die fremden Schätze nicht bloß mit dem Auge des Liebhabers, wir wollen ihre Natur, ihre Geschichte kennen lernen, sie wissenschaftlich klassifizieren und registrieren. Das ist eine Arbeit, welche noch bei den ersten Anfängen steht. Wie wenige Stellen gibt es, an denen eine vollständige Uebersicht des Materials zu gewinnen wäre! Wie gering ist die Zahl der Gelehrten, welche mit dem Interesse am Gegenstande die Sprachkenntnisse verbinden, um sich in der Litteratur der Araber oder gar der Chinesen und Japaner Rats erholen zu können, und wie unsicher ist zumeist, was sie bei den Ostasiaten ermitteln! Wie schwer lassen sich die Grenzen zwischen den verschiedenen Kategorien Porzellan, Steinzeug u. s. w. ziehen, wo Verschiedenheiten des Rohstoffs, Verschiedenheiten der Mischung und Verarbeitung eine solche Menge von Nuancen geschaffen haben, und in der Regel noch unklar ist, was die verschiedenen Bezeichnungen in der Sprache der Eingeborenen eigentlich bedeuten! Es ist noch gar nicht lange her, daß eine allgemein anerkannte Autorität mit einer so dilettantischen Klassifikation wie famille rose und famille verte für chinesische Vasen mit vorwiegend rosenrotem oder grünem Dekor der Wissenschaft einen Dienst zu erweisen glaubte.



Chinesisch-persische Kaffeekanne (S. 178).

Nur für große Zeiträume hat man bisher charakteristische Merkmale aufstellen können, die im wesentlichen auf der allmählichen Bereicherung der Palette des Porzellanmalers beruhen. Ferner macht man uns darauf aufmerksam, daß das Craquelé, das Netz feiner Sprünge in der Glasur, an älteren Arbeiten kleine polygone Maschen zeige, an neueren aber weitere und größtenteils viereckige (S. 166). Nun entstehen die Haarrisse bekanntlich dadurch, daß die Oberfläche rascher abkühlt als die Masse des Gefäßkörpers, welche somit der Zusammenziehung der Glasur Widerstand leistet; das Kleid wird zu eng für den Körper und birst. Und zwar entstehen, wie Fachmänner aus eigener Erfahrung wissen, die Risse in zwei entgegengesetzten Richtungen, in der Längen- und der Breitenausdehnung, so daß die Maschen allerdings viereckige Gestalt erhalten müssen. An diesem Mangel fanden die Chinesen Gefallen und sie gingen darauf aus, die Bildung von Haarrissen zu befördern, deren Zahl zu vervielfältigen; und das konnten sie einfach, indem sie die Ware wiederholt einem plötzlichen Abkühlungsprozeß aussetzten, sie noch ungar aus dem Ofen zogen und dann abermals einsetzten. Die neuen Risse entstehen zwischen den alten, aber nicht parallel mit ihnen, sondern sie in einem sehr spitzen Winkel durchschneidend, wobei sie zugleich ihre Richtung ein wenig verändern. Und da der einmal entstandene Riß in der Glasur nicht, wie in dem Email auf Metall, im neuen Brande wieder verschmilzt, so bilden sich naturgemäß die mannigfaltigsten geometrischen Formen, Dreiecke, Fünfecke u. s. w., die ebenso naturgemäß kleiner sind, als die ursprünglichen Vierecke. Dieser Prozeß ist ganz gewiß für die neueren Chinesen so wenig ein Geheimnis, wie für ihre Vorfahren, und es kommt nur darauf an, ob sie sich die Mühe nehmen wollen, ein feines Craquelé herzustellen oder nicht. Daher wäre wohl erst festzustellen, ob das feine Netz wirklich für das Alter spricht oder ob es nicht vielleicht das feine Fabrikat von der Exportware unterscheidet.

Nehmen wir hinzu, daß die Chinesen schon sehr früh angefangen haben, gute alte Thongefäße mit äußerster Treue nebst den Ursprungsmarken und Datierungen 2c. zu kopieren und daß solche Imitation in größeren Schwung kommen mußte, seitdem die Europäer auf das Alter der Stücke Wert zu legen begannen, z. B. chinesische Vasen besser bezahlten, wenn am Boden eine Namensschiffre aus der Zeit der Ming-Dynastie zu entdecken war: dann begreifen wir wohl die Schwierigkeiten, mit welchen die Forschung hier noch zu rechnen hat.

Vom Standpunkte des Praktikers aus ist es aber auch ziemlich gleichgültig, ob ein Stück 50 oder 500 Jahre alt, ebenso wie es ihn nicht zu kümmern braucht, welches Genre etwa in Peking oder Yokohama, in Sirinagr oder Madras bei den eingebornen Kennern am beliebtesten ist. Auch sollte er sich nicht um dasjenige kümmern, was uns nur darum auffällt, weil es fremdartig, bizarr ist. Freilich sehen wir immer, daß das Fremdartige, Bizarre, das Affektierte und Uebertriebene zuerst nachgeahmt wird — man führt zur Entschuldigung an, es sei leichter nachzuahmen als das Einfache, Natürliche, Maßvolle. Das hat allerdings seine Richtigkeit, allein dabei darf nicht vergessen werden, daß die Nachahmung dessen, was aus eines anderen Volkes specifischer Naturanlage, Sitte, Religion u. s. w. hervorgegangen ist, für den Kenner wohl stets den Stempel der Karikatur an sich tragen wird. Und wer da meint, er treffe alle Eigenheiten und Absonderlichkeiten eines fremden Kunstdialekts, der spielt wirklich keine bessere Rolle als der Großstädter, der für einen echten Aelpler gelten will, weil er mit nackten Knieen herumsteigt und die Leute durch seine Sprachstudien belustigt. Gerade die ostasiatische Keramik hält solchen Bestrebungen einen Spiegel vor. Die Chinesen und Japaner sind gewiß Kopisten ersten Ranges, sind imstande, ihre Individualität gänzlich unterzuordnen, ihnen entgeht kein Detail, kein Fehler und sie verlieren nicht die Geduld. Und nun betrachte man, was sie im 17. und 18. Jahrhundert nach fremden Vorbildern gemacht haben! In der retrospektiven Abteilung der Pariser Ausstellung von 1878 konnte man darüber die interessantesten Beobachtungen anstellen. Die Figuren aus Heiligen- oder Sittenbildern hatten sämtlich den arischen Typus eingebüßt. Und fast noch charakteristischer ist die Wappenmalerei auf zwei Vasen aus dem Besitze des Markgrafen Pallavicini, welche im Jahre 1884 im orientalischen Museum zu Wien ausgestellt waren, da sie das gänzliche Unvermögen des ostasiatischen Malers darthut, sich in den heraldischen Formen zurechtzufinden (S. 173 f.). Wir können uns aber darauf verlassen, daß die europäischen Imitationen chinesischer und japanischer Arbeiten von ausgeprägt nationalem Charakter auf jene Völker den entsprechenden Eindruck machen wie auf uns diese Wappenmalerei. Ganz besonderes Vergnügen würde es vollends den Indianern Mittel- und Südamerikas, welche sich jetzt damit befassen sollen, aztekische Thongefäße für reisende Sammler zu erfinden, bereiten, wenn sie sehen könnten, daß ihre bizarren und burlesken Gebilde in Europa getreulich kopiert werden. Die Unschuldigen haben ja keine Vorstellung von dem nie zu sättigenden Heißhunger und der Verdauungsfähigkeit der Mode!

Unser Ehrgeiz kann es nicht sein, irgend eine asiatische Sprache zu radebrechen und es weiter darin zu bringen, dazu haben wir gar keine Aussicht, jede, auch die beste Imitation bezeugt das. Was wir thun können, das haben, wie gesagt, frühere Zeiten uns vorgemacht: nicht das Specifische, das Nationale, das Abnorme, sondern das Allgemeine, Allgemeinmenschliche uns aneignen und nach unserer Weise verarbeiten. Ausbeute an Gefäß formen wird kaum noch zu gewinnen sein, nachdem die beiden vom Orient übernommenen Getränke, Kaffee und Thee, sich ihre klassischen Gefäßformen mitgebracht haben (S. 171 u. 176), an denen herumzumodeln nur der Klassizismus, doch mit entschiedenem Unglück unternommen hat. Vasen, welche in Ostasien eine gottesdienstliche Bedeutung haben, scheinen sogar schon mehr als nötig und nützlich nachgeahmt worden zu sein, da wir für dieselben keine andere Verwendung haben, als — „potpourri“. Vollends wenn eine solche Vase auf der Grundform eines verschobenen Vierecks aufgebaut ist oder Henkel hat, welche aussehen wie das ins Plastische übersetzte Wolkenmotiv, welches wir aus

unzähligen Malereien kennen, und was dergleichen Absonderlichkeiten mehr sind, so ist nicht abzusehen, was uns das Nachäffen derselben nützen soll. Lernen wir lieber von den Malern Ostasiens, wie sie Bienen gleich aus der ganzen belebten Natur dekorative Motive zusammentragen und sie in einer Art anwenden, welche zwischen strenger Stilisierung und naturalistischer Behandlung so glücklich die Mitte hält, nicht principiell auf den Reiz, der in freier Formbehandlung liegt, verzichtet, aber auch nicht die Natur in einer bis zur Täuschung reichenden Treue wiedergeben will (S. 175). Auch bei uns sind Wald und Wiese noch überreich an besonderen Formen, die selten oder nie der Kunst dienstbar gemacht worden sind, und wir haben gewiß nicht nötig, Typen der specifisch japanischen Pflanzen- und Tierwelt zu kopieren, den Blütenzweig, unserem Stilgefühle zuwider, quer über Rand und Fahne eines Tellers zu legen oder gar mit Drachen, Fohunden und anderen Ungetümen Acclimatisationsversuche anzustellen.

Wenn aber die Gegner einwenden, daß wir, dank unserer Ueberlegenheit in der Chemie, über eine ungleich reichere Farbenpalette verfügen, so werden wir ihnen bedingungsweise recht geben müssen, jedoch daraus etwas anderes folgern. Eben darin sind jene asiatischen Künstler bewundernswürdig und nachahmenswert, wie sie mit verhältnismäßig wenig Mitteln zu wirtschaften verstehen, wie sich bei ihnen der Instinkt und Takt der Naturvölker in der Farbenkombination gesteigert und vervollkommnet hat. Ihre farbigen Gefäße machen auf uns denselben Eindruck wie die Teppiche der Perser und Inder. Da ist alles mit feinem Sinne abgewogen, sind warme und kalte, lichte und dunkle, intensive und schwache, leuchtende und matte Farben so verteilt, daß sie zu einem vollen Accorde sich vereinigen und die kühnsten Zusammenstellungen durch die Berücksichtigung des Wertes der einzelnen Farben und ihres Verhaltens zu einander zur Harmonie werden.

Allerdings hat ein französischer Gelehrter, Georges Perrot, in seiner mit Chipier gemeinschaftlich verfaßten Geschichte der Kunst des Altertums den Ausspruch gethan:

„Wäre China vor ein paar Jahrhunderten, bevor Europa es kennen gelernt und es erschlossen hätte, mit allen seinen Denkmälern, seiner ganzen Litteratur und Kunst durch eine Sündflut verschlungen worden, so würde die Civilisation durch eine solche Katastrophe keine merkliche Einbuße erlitten haben. Man würde ein paar schöne Vasen weniger haben und keinen Thee trinken."

Es ist geradezu verblüffend, daß heutzutage noch eine so einseitige Behauptung aufgestellt werden kann.

Schon die vorstehenden, auf ein einzelnes Gebiet der Kunst beschränkten Betrachtungen dürften hinreichen, jene Ansicht zu widerlegen, und bekanntlich ist dies Gebiet nicht das einzige, welches von Ostasien aus befruchtet worden ist oder befruchtet wird.

Fritze Kulasch.

Aus den Erlebnissen eines Künstlers.

Original-Manuskript,

herausgegeben von A. Roderich.[1])

IX.

Der sogenannte freundliche Leser wird sich vielleicht gütigst noch einigermaßen erinnern, wie ich damals in Kuhlenhausen Direktor geworden bin, wie aber meine Direktion und verschiedene Mitglieder in Auflösung gebracht worden sind. — Na, das ist nu hier aber ganz egahl, ich wollt nur sagen, daß ich mit den noch übrig gebliebenen Kollegen nach der nächsten kleinen Schstadt marschierte, wo'n unbesetztes Theater vorhanden sein sollt', wie ich in Kuhlenhausen gehört hatte. — Schlippstadt war aber eigendlich gar keine kleine Schstadt, sondern nur'n kleines Schstädtchen, und das einzige, wodurch's in der Geografieh vielleicht eben bekannt war, war die Universitäht die's hatte, wo aber nicht grad just viel Schstudenten schstudiehren thaten.

Wie ich endlich die Konnzessiohn hatte, angajiehrte ich mir noch'n paar Schauschpiehler ran, und obgleich der dummerhaftige Reporter im „Schlippstädter Kuhrier" schrieb, mein Theater wäre die richtige Meerschweinchenschmiere und wir hätten grad so viel Verschständnis von der Schauschpielkunst wie'n kloroformiertes Riehnozeroß von der Quadratur des Perpetum Mobileh — so machten wir doch in der ersten Zeit ein ganz nettes Geschäft und ich habe Abende gehabt, wo ich sage 35 bis 37 Mark eingenommen habe. Jawoll!

Eines schönes Morgens nu sitz ich also in meinem Direktionsbüroh, als zwei junge Herren bei mir eintreten, die ich sofort als Schstudenten erkenne.

„Haben wir die Ehre, vor Herrn Fritze Kulasch zu schstehn — vor dem geniahlen dramatischen Miehmen, dem berühmten Schriftschteller?" fragt der eine und macht 'n tiefe Referentz.

„Meine Herren", sag ich mit'n unnachahmliche Handschlenkerung, „wenn Sie's nu mal for 'n Ehre nehmen wollen."

„Na, und ob", sagt der eine der Herren, ferneigt sich noch'n mal und sagt weiter: „Geschstatten Sie uns, ferehrter Herr Direktor, daß wir uns Ihnen vorschstellen, mein Name ist Ulker, Schstudiosus der Jurisprudentz."

„Und ich heiße Juxfinke", sagt der andere Herr „und schstudiehre Viehlologieh."

„Aha, Sie wollen Tierarzt werden", bemerkte ich sehr richtig.

„Jawohl, zu dienen," sagt er.

„Ach", sag ich weiter, „es ist wohl 'n sehr schönes Leben, so'n Schstudentenleben."

„Oh ja", sagt Herr Ulker, „das ist gewiß und besonders so für unsereinen, wir sind nämlich relegierte Schstudenten, müssen Sie wissen, Herr Direktor."

---

[1]) Siehe Band IX. S. 1027.

Nu muß ich allerdings geschstehn, daß ich in diesen Augenblick nicht recht wußte, was das eigentlich für'n Sorte ist, die relegierten Schstudenten, aber ein Mann wie meine Wenigkeit darf sich doch son' Blöße nicht geben und ich sage dadrum mit so'n hochachtungsfolle Wohlgefälligkeit:

„Sieh, sieh, freut mich sehr — noch so jung und schon relegierte Schstudenten — da können Sie's noch weit bringen in der Wissenschaftlichkeit."

„Die Anerkennung eines Mannes wie Sie thut uns sehr wohl," sagt drauf Herr Ulker, „und nun erlauben Sie uns, daß wir Ihnen fertrauensvoll den Zweck unseres Hierseins mitteilen. Sie haben wohl schon von einem Professor an der hiesigen Universitäht Namens Hiddelich gehört?"

„Oh ja, der schsteht ja seit mehreren Tagen in der ganzen Schstadt auf große Plakate angeschlagen."

„Ganz recht, er ist ja einer von unsern beiden Kanndidahten für'n Reichstag — wissen Sie, es ist 'n prächtiger Mann, der Herr Professor Hiddelich, und wir haben's ihm zu verdanken, daß wir relegiert worden sind, und wir möchten uns doch gar zu gern rewanschiehren beim Herrn Professor."

„Sehr nett und moralisch lobenswert, meine Herren," sag ich; — „aber was kann ich dabei — —?"

„Oh gerade Sie, ferehrter Herr Direktor," sagt nu Herr Jurfinke und zieht dabei ein Papierheft aus der Tasche, was ich mit meinen geübten Blick sogleich als 'n Manuschkribt erkenne.

„Sehn Sie," fährt Herr Jurfinke fort, „dies Schstück hat Herr Professor Hiddelich gedichtet, und ich sage Ihnen, es ist ein Meisterwerk, aber der Herr Professor ist so bescheiden und ängstlich — er fürchtet die Oeffentlichkeit — nur uns, seinen beiden liebsten Schülern, hat er das Schstück vorgelesen — wir waren begeistert — wir beschstürmten ihn, das herrliche Drahma aufführen zu lassen — erst nach langem Drängen gab er wiederschstrebend nach und nun — —"

„Soll ich das Schstück hier aufführen," fiel ich ferschständnisfoll in der Rede, „lassen Sie mal sehn!"

Ich nehm das Manuschkribt und lese den Titel:

König Oedipus von Sophokles.

„Sophokles," frag ich, „wer ist Sophokles?"

„Ja," sagt Herr Ulker, „das ist das Pseudoniehm von Herr Professor Hiddelich — anders wollt er's partuht nicht — er hat's Lampenfieber, Sie kennen das ja, Herr Direktor — aber, wenn's Schstück gefällt, denn nennt er seinen richtigen Namen und denn haben Sie sie zehn volle Häuser in Schlippstadt."

„Ja," sag ich, „das wär nicht übel — aber ich muß doch erst 'n mal das Schstück durchsehn, denn, meine Herrn, es kann einer in der natührlichen Wissenschaftlichkeit noch so'n großes Tier sein, deßhalb braucht er von der drahmatischen Bühnenferarbeitung nicht das Weiße in's Auge zu verschstehn. Jawoll!"

Dadrauf schlag ich also das Manuschkribt auf.

„Eine famoste Handschrift," sag ich.

„Oh Sie sind sehr gütig," sagt Herr Ulker.

„Haben Sie das denn geschrieben? ich meinte, der Herr Professor."

„Ja," sagt Herr Ulker, „ich hab's kopiehrt für den Herrn Professor, er hat so'n unmägliche Handschrift."

„Aha, na, nu wollen mer mal sehn. Also Persohnen: Oedipus, König in Thebn — Jokaste, seine Gemahlin — Kreon, ihr Bruder — hm, komische Nahmen — Teiresias, ein blinder Seher — das ist'n Unsinn, das gibt's nicht — wenn er blind ist, kann er nicht sehn, entweder, oder —"

„Da haben Sie nicht ganz unrecht," mußte Herr Ulker zugeben.

„Na, also! denn schsteht da noch: Der Oberpriester des Zeus — ein Bote — ein Hirte — ein Diener und Chor thebischer Greise — „Thebischer Greise?!" — kenn ich nicht — was ist „Thebischer Greise?"

„Der Herr Direktor belieben zu scherzen — der berühmte Fritze Kulasch sollte nicht die Thebischen Greise kennen?"

„Ach so," begreif ich mich schnell mit Geistesgegenwart, die thebischen Greise! — na, ob ich die thebischen Greise kenne! Sagen Sie mal, wo schpielt denn eigentlich das Schstück?"

„Schstellenweise im Altertum," sagt Herr Jurfinke, „wenn's Ihnen recht ist, ferehrter Herr, will ich Ihnen den Inhalt kurz erzählen."

„Sehr angenehm," sag ich.

„Also der König Oedipus hat durch sehr verwikelte und mietheologische Verhältnisse aus Versehen seinen Vater erschlagen und irrtümlicherweise seine eigene Mutter geheiratet."

„Oh nee, nee," unterbrach ich — „nee, nein, näh — das geht nicht — wofor ist denn das Schstandesamt. — Da würden mer schön ankommen — nee, näh, wissen Sie, da müssen wir doch wegen der Konnzessiohn und die Sittlichkeit allerwenigstens eine Schwiegermutter daraus machen!"

„Süperb," ruft da Herr Ulker, „Sie haben doch wahrhaftig das richtige drahmatische Bonwiwanng."

„Gut," sagt Herr Jurfinke, „nehmen wir 'n Schwiegermutter, das kann dem Herrn Professor ja auch ganz egahl sein. Also, wie das Schstück anfängt ist grade wegen der unrechtmäßigen Heirat mit der Schwiegermutter in Thebn die Pest ausgebrochen."

„Pest, Pest," unterbrech ich wieder, „Pest geht auch nicht — kennt, Gott sei Dank, heut kein Mensch mehr — dafor nehmen wir die Trichinenkrankheit, ist modern und ebensogut." „Ganz famos!" ruft Herr Ulker. „Nu lassen Sie man," sag ich weiter, „und erzählen Sie nix mehr, denn ich sehe schon, wenn die Geschichte 'n bischen Effekthascherei machen soll, denn muß Fritze Kulasch sie erst in die drahmatische Mache nehmen. Und was das für lange Reihen sind in den Dialog — in so 'n Schstiefel hab ich noch keine Fersfüße gesehen. Nu hören Sie mal z. B. diese Schstelle hier:

‚In Pytho sandt' ich Kreon, meinen Schwager, aus,
Den Sohn Menökeus —'

meinen Sie denn, daß meine Schauschpiehler for 20 Mark monatlich, wenn sie sie erst haben, so 'n Sorte von Namen: Pytho — Kreon — Menökeus — aus 'n Kopf lernen? thun sie nicht, und denn, was ist denn das

eigentlich mit den Chor — das ist ja 'n ewiges Gejammer und Geschstöhn — hören Sie mal hier:

> 'Gräßliches, ach Gräßliches weissagt
> Der Prophet, was ich zu glauben
> Nicht vermag, noch zu verneinen.'

Und denn hier: 'Weh — wehe — weh.' Lächerlich! Das Publikum will Abwechslung, mal was Trauriges und mal was Lustiges, immer umschichtig — so machen es Schäkschpiehr und Laronsch auch immer — wissen Sie, der Chor müßte zwischendurch Kuhplehs singen — jawoll!"

„Dunnerwetter, das ist 'n gemischte Idee," rief Herr Ulker und plinkte seinen Freund mit 'n Augen zu. „Der Professor muß die Kuhplehs dichten — ich schaff sie Ihnen, Herr Direktor."

„Bonbon," sag' ich, „das ist ja nu auch alles so weit ganz schön, aber nu kommt die Frage von wegen die Koschstühme." „Oh, Sie haben ja vor einigen Tagen Schillers Maria Stuart in so prächtigen Koschstühmen gegeben, das Schstück schpielt ja auch im Altertum." „Ja," sag ich, „da hatte mein erster Held auch noch seinen Sommerüberzieher."

„Lassen Sie ihn ruhig in Hemdsärmel schpiehlen, ferehrter Herr Kulasch, dem wahren Künstler kommt's doch wahrhaftig nicht darauf an, wodrin er schpiehlt, sondern worin er schpielt, das ist die Hauptsache," bemerkte ganz richtig Herr Jurfinke.

„Da haben Sie nu am Ende nicht so unrecht," sag ich, „aber wissen Sie, so 'n richtigen Viehdutz for das Schstück hab ich doch nicht, mir liegt so der Aminuß in den Knochen, als wenn wir uns da 'n unangenehme Fitalitäht ranholen, und denn — die Kosten und die baren Auslagen, wo soll ich mein Geld wiederkriegen, wenn das Schstück man einmal gegeben wird — nee, meine Herren, ich glaube, wir bleiben lieber davon."

„Herr Direktor," sagt nu Herr Ulker, „wir kommen Ihnen für alles auf und von wegen der Kosten — hier sind 20 Mark und am Morgen nach der ersten Aufführung kriegen Sie noch 20 Mark — sind Sie nun zufrieden?"

Das war denn nu ja natürlich 'n ganz andere Sache und ich schsteckte erst mal schnell die 20 Mark in der Tasche. „Gut," sag ich, „denn meinetswegen, aber Sie müssen mir gänzlich Karte blansch geben, daß ich an den Schstück ändern kann was ich für notwendig estimiehre, denn wie es nu ist, ist da auch nicht die blasse Bohne von drahmatischen Fiasko drin."

„Gern, ferehrter Herr Direktor," rief Herr Jurfinke. „Das Schstück könnt ja in keine bessern Hände kommen als in die bewehrten Ihrigen, und die Kuhplehs werden wir Ihnen auch liefern."

„Ja aber," sagt nu Herr Ulker, „eine Bedingung haben wir noch zu schstellen und die ist sehr wichtig. Es darf natührlich vorher kein Mensch gewahr werden, wer hinter dem Namen Sophokles schsteckt, und wenn Sie zufällig mit unsern lieben Freund, Herrn Professor Hiddelich zusammentreffen, ehe das Schstück gegeben worden ist, denn dürfen Sie auf keinen Fall ferraten, daß Sie wissen, wer der Ferfasser ist. Sonst ist er im Schstande und inhiebiehrt aus Angst die ganze Vorschstellung — verschstehn Sie? Wir hätten es Ihnen nämlich gar nicht sagen dürfen, aber wir kennen ja Ihre Indiskrähziohn und es ist ja auch Ihr eigener Vorteil." „Na natührlich, von wegen der andern 20 Mark; da sein Sie ganz ruhig — ich werd mich hüten." „Sehr angenehm, und nun kommen Sie, lieber Ulker, wir wollen sofort mit dem Herrn Professor wegen der Kuhplehs schprechen."

Dadrauf verabschiedeten sich die beiden Herrn auf einer sehr reputiehrlichen und hochachtungsfollen Weise.

Das erste was ich nu that, war, daß ich das Manuschkribt vornahm und ordentlich mit 'n Rotschstift drin rumhantiehrte. Ich schstreich so ungefähr die Hälfte von den längsten Reihen weg und denn modernisiehrte ich die ganz unglaublichen Nahmensverhältnisse 'n bischen. So z. B. schreibt dieser altmodische Professor:

> 'Wenn euer einem Kunde ward, von wessen Hand
> Getroffen fiel der Labdakide Laïos . . .'

u. s. w., denn soll der Angeber nämlich 'n Belohnung haben. So 'n alter Blechkasten! Da schreib ich einfach: 'Hundert Mark Belohnung zahlt König Oedipus, wer ihm den Mörder des alten Laeisz aus Labland bringt.' Das verschsteht das Puplikum, und so noch 'n Masse Sachen. Und was das Beste ist, die einzigste schöne Schstelle in den ganzen Schstück, wo noch 'n bischen Amüsemang rauszuholen ist, wie sich nämlich der olle König die Augen ausschstechen thut, die schpielt hinter der Zehne. Lächerlich! Na, was verschsteht so 'n Gelehrsamkeitsdose auch von der Schauschpiehlerei. Die Augen werden natürlich auf der Zehne ausgeschstochen — das wer'n mer schon machen!

Wie ich denn nu das Schstück so einigermaßen bühnengerächt gemacht habe, wie das in der mihmischen Urschprache heißt, da hatte ich aber noch erst 'n heftigen Kampf mit meinen Schauschpiehlern zu beschstehen, denn von so 'n alten „Jammerflooß" wollten sie sich den Magen nicht ferderben, wie mein Helden- und Karakterschpieler Alfonz von Katteleoni sagte, der von wegen der in seinem Besitz befindlichen Kanohnenschstiefel mit Lackschäften sich schon mal was rausnehmen durfte.

Kein Mensch wollte das Schstück schpiehlen und mit den Oberpriester des Zeus hätt' ich beinah 'n eklichen Schkandahl gekriegt, denn der dähmliche Mensch wollte partuht nicht anders als Zeus in eine Silbe schprechen. „Ze—us heißt es," sagte ich wohl zwanzigmal, er blieb bei seinem einsilbigen Zeus. „Na," sagt ich schließlich, als der Mensch sich von meine Autohritäht nicht bedeuten lassen wollte, „meinetwegen schpiehlen Sie den ganzen König Oedipus in eine Silbe!"

Aber ich sah bald ein, daß ich die Leute auf dieser Weise nicht rankriegen könnte, das Schstück einzuschstudiehren. Ich mußte raus mit der Schprache, wieso und warum ich denn eigendlich diesen sonderbahren König Oedipus aufführen wollte.

Ja, das war was anders! Den Leuten fiel mit einmal so 'n halbe Monatsgaje in den Augen und nu machten sie sich über ihren Rollen her.

Natührlich, den Namen von dem Professor Hiddelich nannte ich nicht, das hatte ich ja den beiden Schstudenten fest verschprochen — ich sagte bloß zu meinen Schauschpiehlern, es wär 'n sehr angesehener Mann hier in

der Schstadt, und das könnten sie gern weiter erzählen, denn schaden könnt's uns alle ja nicht, wenn schon gleich die erschste Vorschstellung von König Oedipus durch der Neugierde des Publikums 'n folles Haus bringen thät. Da hatte nu ja auch keiner was dagegen.

Wir schpannten uns nu ordentlich vor, schstudiehrten und probiehrten und nach fünf Tagen waren die Zettel gedruckt, angeklebt und rumgetragen: Sonntag, den so und so vielten, zum 1. Male: „König Oedipus von Sophokles" und denn das Persohnenverzeichnis u. s. w.

Denselben Nachmittag, wo morgens die Zettel rausgegeben waren, sitz ich wieder in meinem Direktionsbüroh, als ein älterer kleiner magerer Herr bei mir reintritt und sagt: „Der Herr Direktor, nicht wahr? Mein Name ist Hiddelich, Professor Hiddelich." — „Aha," denk ich bei mir.

„Ich habe mit besonderem Vergnügen gesehn, daß Sie den Oedipus aufführen — fortrefflich, fortrefflich, mein ferehrter Herr! freut mich doppelt, daß grade eine kleine Bühne das Banner eines edleren Ideals schwingt —". — „Mein guter Herr Professor, wenn mer schon mal das Banner und das Ideal hat, warum sollt mer's nicht schwingen? und dann, so'n fermostes Schstück" sag ich mit'n verschständnisvolle Verbeugung.

„Nicht wahr?! wie hoch empor ragt doch dies Werk über all die Bahnoplitäten unserer heutigen drahmatischen Produkziohn."

„Na," denk ich, „für den Posten Selbsteigenlob müßt einer extra eine Oh de Kolonsch-Fabrik etabliehren."

„Und die edle Einfachheit der Antiehke gegenüber den Apsurditäten der modernen sogenannten Kunst! Wir müssen zurück zur Antiehke! Das ist meine heilige Ueberzeugung! Und nun führen Sie gerade den Oedipus auf — das freut mich außerordentlich, da kann man gleich die Probe machen, ob das Volk noch empfänglich ist für die erhabene, naive Kunst. Ich gehe sonst nie ins Theater, aber ich werde Ihrer Aufführung beiwohnen, ich werde Ihnen auch möglichst viele meiner Schüler zuführen."

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Professor."

„Ueberhaupt, wenn Sie Zweifel über irgend eine dunkle oder schwierige Stelle haben — ich bin mit dem größten Vergnügen bereit —"

Das fehlt mir gerade! Denk ich und bedank mich natührlich schönstens dafor.

„Vor allen Dingen, lieber Freund," redet nu der Professor weiter los, „Ruhe und Gemessenheit in der Dickziohn — Sie dürfen sogahr die jambischen Trimeter des Chors im Gegensatze zu den Anapästen gewissermaßen in einem halbsingenden Tohne schprechen lassen, und was nun die unvollschständigen trochäischen Tetrameter in dem Schlußfers anbetrifft — —"

„Herr Professor," unterbrach ich nun seine Rederei, „das wer'n mer schon machen, und wenn der ferehrte Herr Dichter die Aufführung von seinen Schstück mit ansehn könnt', er müßt' seine labendige Freude dran haben." — Na, der Mann ferschstand ja natührlich diese feine Anschpiehlung, und dadrum lächelte er so angenehm for sich hin, als er sagte: „Ja, ja, wenn der Dichter die Aufführung mit ansehen könnte! keine schlechte Idee! Aber ich muß jetzt fort, mein lieber Herr Direktor — ich muß zurück ins Reahle, ins Materielle. Ach, es war nicht gut von meinen Freunden — sie hatten mir so lange zugesetzt, bis ich die Kanndidahtuhr für den Reichstag angenommen habe. Jetzt bin ich mitten im Kampf, nun muß ich vorwärts. Ach, der Aerger und all die Abscheuligkeiten für einen friedfertigen Mann der Wissenschaft! Mein Gegenkandidaht, der Architekt Moller in Kallstedt, ist ja auch ein sehr ehrenwerter und würdiger Mann — unter uns gesagt — ich würde es gar nicht so schrecklich finden, wenn er mich besiegte. Obgleich er ja gar nicht hier wohnt, hat er doch in unserer Stadt so unangenehme Anhänger, die keine Mittel scheuen mich ferächtlich zu machen — da ist der Knochenmehlfabrikant Kohlerig und seine grobe Klikke — abscheuliche Menschen, die von mir reden als wenn ich nicht Reichstags- sondern Zuchthauskanndidaht wäre. Aber ich habe leider mal A gesagt, nun muß ich forwärts."

Und auf dieser Weise redete der Herr Professor noch 'n gutes Schstück in ne recht triste Tonart weiter, bis er eilig fortlief, weil er noch denselben Abend 'n politischen Fortrag über der Zollpolitiek halten müßte, worüber er noch erst einige Werke der alten Griechen, Röhmer oder so dergleichen schstudiehren wollte.

Na, ich war ja natührlich froh, als ich ihn los war.

Ein paar Schstunden schpäter kam der Schstudent Herr Juxfinke zu mir auf's Büroh und brachte die verschprochenen Kuhplehs. Als ich ihm erzählte, daß der Professor dagewesen war, erkundigte er sich genau, was ich alles mit ihm geredet hatte und lobte mich sehr wegen meiner Intelligenz, und wenn das nu nicht 'n ganz famoster König Oedipus werden würd, denn braucht ihn sein lebenlang keiner mehr Juxfinke zu nennen. Aber mehr wie ein Kuhpleh hätte der Professor nicht dichten wollen, das wär ja auch genug. Das sollte König Oedipus gleich in'n Anfang singen und der Chor immer den Refrän mit wiederholen. Herr Juxfinke sang mir das Kuhpleh selbst vor, wovon ich eigentlich wegen der lokahl-verhältnismäßigen Anschpielungen nicht viel ferschstehen konnte, wie Herr Juxfinke selbst sagte. Aber der Refrän klang sehr hübsch:

„Die Krähwinkler, die Schildbürger und die Schlippstädter, die drei,
Das sind die klügsten Leute in Deutschland, juchhei!"

Dann unterhielten wir uns noch 'n Weile über die Ausschstattung, Dekohrationen und so dergleichen, und als ich sagte, daß ich man bloß drei bis höchstens vier Leute für'n Chor und sonstige Volksfersammlungen hätte, da meinte Herr Juxfinke, das wär' doch gar zu wenig und denn wollte er und sein Freund Ulker sich aufopfern und 'n paar statische Rollen mitschpiehlen und for ihre Kostühme wollten sie auch selbst sorgen. Na, das nahm ich ja natührlich sehr gern und mit meinen ferbindlichsten Dank an.

Soweit war die Geschichte ganz schön und hier möcht ich eigentlich am liebsten dadervon aufhören, denn was nu noch kommt, das ist ein Bild der menschlichen Karakterristik wie's keiner schauderhafter fotografiehren kann. Aber nu ist mal mein dichterischer Ehrgeitz angefeuchtet und das Papier zu's Manuschkribt ist bezahlt — geborgt meine ich — und for halbe Geschichten

krieg ich kein Honorahr. Also zu Ende muß es. Na ja, also der böse Sonntag Abend war da, und ich schstand zehn Minuten vor halb sieben in der Wirtsschstube, die dicht neben den Zuschauerraum war und besah mir die Leute, die ins Theater wollten. Denn ich hatte mir selbst keine Rolle in den König Oedipus genommen, weil ich als Direktor und Rejisöhr das Ganze ordentlich dieriehgieren und besorgen wollte.

Wie ich da nu am Büffeh schsteh und 'n honnetten Kunstfreund heranwünsch, der mir 'n Glas Bier schpendiehren möcht, kommt mit einmal Herr Mudrich, der Wirt und Theatereigentümer auf mir los und sagt in 'nen ganz aufgeregten Ton:

„Kulasch, was ist das?! Da sagt mir eben Bäcker Holste, er hätt' gehört wie Bohlerig zu Schuster Milke gesagt hätt', er hätt' von einen Studenten gehört, der Verfasser von das Stück heute abend wär Professor Hiddelich, ist das wahr Kulasch?"

Ich zuckte gefälligst mit den Axeln.

„Dunnerwetter, reden Sie doch, Mensch," sagt nu Herr Mudrich noch aufgeregter, „wissen Sie denn nich, was los ist? Professor Hiddelich ist unser Reichstagskanndidaht und der Bohlerig und Schuster Milke sind seine ärgsten Feinde und nu sind sie hingelaufen und holen ihre ganze Klikke und wollen den Professor runterfeifen."

„Ja," sag ich mit 'n ferständnisvollen Blick, „das Schstück ist von einem Annoniehmuß, aber ich hab' mein Ehrenwort gegeben.

„Ach was," ruft Herr Mudrich, „Ihr Ehrenwort ist gar nix — dummer — ich hab' ja vorgestern den Professor selbst aus Ihre Bude rauskommen sehn, und warraftig, da kommt er grad an der Kasse und kauft sich 'n Billjet!"

Und da dermit lauft der Wirt zu 'n Tisch, wo mehrere Männer bein Biertrinken dran sitzen, redet auf ihnen los und fuchtelt dabei mit 'n Armen rum wie 'n ferrückte Windmühle. Und der eine von den Leuten, der mir als Schneider Kluthe bekannt war, schprang in der Höhe und schrie:

„Kinners, nu alle Mann ran! was so 'n Kerls wie der Knochenmehlfabrikant Kohbrig und der Schuster Milke runterzischen können, das wer 'n unsereins doch wol noch wieder in der Höhe klatschen können!"

„Nu wird der Professor erst recht gewählt," schrie ein anderer, „ich bring sechs Mann ins Theater, zwölf kollosahle Hände zum Klatschen" — „und ich acht" — „und ich zehn" — und nun liefen alle raus.

Na, denk ich, schleppt ihr man Leute ran, mir soll's schon recht sein, und daderbei mach ich den Professor Hiddelich, der grad von der Kasse in den Zuschauerraum treten wollt, so 'n richtige verschständnisfolle Referenz.

Nu gang ich auf der Bühne, um nachzusehn, ob alles in Ordnung wär und das erste was mir entgegenkam, waren die Herren Ulker und Juxfinke, die sich von den Schauschpielern unsere ganze Bühneneinrichtung zeigen ließen. Aber, wenn ich's nicht gewußt hätte, wiedererkannt hätte ich die beiden Herren so nicht. Herr Ulker hatte eine große gelbe Perrükke auf und 'n ganz langen weißen Bart an und sein Koschthüm war 'n ganz blauer Schlafrock und einen gelben und einen roten Schstiefel und Herr Juxfinke nu wieder 'n weiße Perrükke und 'n ganz langen gelben Bart und denn 'n gelben Schlafrock und einen blauen und roten Schstiefel. „Was schstellen die Herren denn eigentlich vor?" frag ich. „Wir sind zwei kundige Thebaner," sagt Herr Ulker mit gar keine schlechte Deklamierung.

Nu ordnete ich noch Verschiedenes an und denn sah ich mal durch dem Loche im Vorhang. Na, es war sehr schön besetzt und in der ersten Reihe saß Professor Hiddelich und dicht dabei 'n ziemliche Anzahl Schstudenten. Und durch der Eingangsthüre kam noch immer Puplikum rein; ich lief ganz fergnügt mal schnell nach der Kasse und frug, wieviel wir schon eingenommen hätten. „So ungefähr 27 bis 29 Mark," sagte der Kassiehrer. „Was," ruf ich, „das Theater ist beinah ausferkauft und denn 27 bis 29 Mark?!" „Ja, der Wirt schleppt 'n Masse Menschen umsonst durch — er sagt, es wär' wegen der Politik."

Hat mich sehr geärgert und hab mir gleich fest vorgenommen, in diesem Betreffe mit dem Wirt und Theaterbesitzer ein gediegenes Wort zu reden.

So war's aber mittlerweile sieben Uhr geworden und hoch Zeit, daß die Vorschstellung mal anfangen thät. Ich eil auf der Bühne, daß das Volk sich vor den Tempel gruppiehren, wie's für die erste Zehne vorgeschrieben war (das heißt, statt den Tempel hatte ich aus Mangel an denselben eine hübsche Rittersaal-Dekoration genommen), und denn klingel ich zum Vorhangaufziehn.

Geht aber nicht rauf, der Vorhang! Ich lauf hin, was da los ist. Niedertrechtige Gemeinheit! Die Schstrikke zum Rauf- und Runterziehen sind mehreremal mitten durchgeschnitten! Ich verlier wahrhaftig für 'n ersten Augenblick meine vollständige Konntenanße, ruf aber doch gleich: „Leiter her! Taue her!"

Sie schleppen 'n Leiter her, die aber 'n bischen zu kurz ist — ich kletter rauf — reiß erst mal den abgeschnittenen Schstrick oben aus der Rolle, um 'nen neuen reinlegen zu können — da rutscht die Leiter — ich greif nach der Schstange oben — und purzel mit sammts den ganzen Vorhang von oben runter auf 'n Suflöhrkasten! Erst schrie das Puplikum laut auf, als ich mich aber unter den Vorhang rauskrabbelte und mir weiter keinen Schaden gethan hatte als 'n bischen hinken mit'n rechten Bein, da fingen sie ein brüllendes Gelächter an.

Das war was für Fritze Kulasch seine Präsan Desprieh. Ich laß die Menschen erst ruhig auslachen, denn verbeuch ich mir mit'n wunderbaren Effekt und sag:

„Ferehrtes Puplikum, bei mir kann wol mal der Vorhang aus der Rolle fallen, weiter aber auch gar nix. Anfangen!" kommandiehr ich und geh mit meinen stolzesten, wenn auch 'n bischen hinkenden Schritten in der Kuhlisse rechts, indem ich den fatahlen Vorhang hinter mir herschleppe.

Nu also gruppiehrte sich wieder das Volk im Hintergrunde und die beiden Herren Juxfinke und Ulker präsentiehrten sich sehr hübsch in ihren merkwürdigen Koschthümen. Daderzu hatte der eine ein großes Butterbrot in der Hand, wo er immer von abbiß,

und der andere rauchte aus eine kollossahle Feife. — Nu kam also mein erster Heldenschpiehler Afonz von Katelleoni als König Oedipus von rechts und deklamiehrte die langschstieligen Verse mit 'ner wirklich enormen Brawuhr, daß die Wände man so beberten. Allen Reschpekt vor so'n Orgahn, dagegen kommt nicht der gediegendste Auktionator an. Bloß das Husten und Prusten kriegte er mehrmals, weil der Rauch von Herr Ulker seine lange Feife ihm immer in'n Hals kam. Dann tanzte er aber jedesmal mit einer Geistesgegenwärtigkeit, die ich den Menschen gar nicht zugetraut hatte, mit seine lakkiehrte Kanohnenschstiefel, die wie eigens angemessen von'n König Oedipus war'n, ganz gediegen auf'n Fußboden rum.

Das ging nu auch so weit ganz gut, bloß die Schstudenten im Puplikum lachten immer, weil sie wol in ihren jugendlichen Uebermut nicht die höchst tragische Drahmaturgie in dem Schstück einsehn konnten.

Nu kam aber das Kuhpleh von König Oedipus, das von verschiedene Einrichtungen in Schlippstadt handelte und wo denn nach jeden Vers der Chor mit einschstimmte:

„Die Krähwinkler, die Schildbürger und die Schlippstädter, die drei,
Das sind die klügsten Leute in Deutschland, juchhei!"

wobei man die Schstimmen der Herren Ulker und Jurfinke an ihrem fürchterlichen Gebrüll deutlich unterscheiden konnte.

Nach'm dritten Vers ging nu aber'n fürchterlicher Schkandahl los! Ein schreckliches Feifen und Heulen und mittendurch Klatschen und Füßegetrampel!

König Oedipus konnte unmöglich dagegen anschrein und mußte schstillschweigen.

Da mit einmal schpringt ein dicker und vierschrötiger Mann von vorne aus'm Puplikum auf der Bühne und schreit mit 'ner Stimme wie'n Nachtwächtertuhte: „Ruhe!!" — Und wie's still geworden ist, da schreit er mit seinen massiven Baß: — „Meine Herren, mein Name ist Bohlerig, Knochenmehlfabrikant Bohlerig, meine Herren, das ist ein unerhörter Skandahl, daß ein Mann, der unsere geliebte Vaterstadt im Reichstag vertreten will, so auf ihr losschimpft und so'n Stück von sich aufführen läßt! Aber, meine Herren, ich hab's ja immer gesagt, was versteht so'n Büchergelehrter von's Praktische? Hat er damals, als ich meine Knochenmehlfabrik näher an der Stadt ran bauen lassen wollte, nicht auch mit gesagt, das wär'n ungesunder Geruch? Meine Herren, was weiß ein Mann, der so'n lächerliches Stück schreibt wie dieser König Oepidus von'n ungesunden Geruch? Wissen Sie, meine Herren, was unser ferehrter Reichstagskanndidaht, Herr Architekt Moller gesagt hat? Eine Knochenmehlfabrik wär' ein sehr gesunder Geruch, hat er gesagt, und er und seine ganze geehrte Familie schwärmten for'n Geruch von ner Knochenmehlfabrik. Deshalb, meine Herren, sage ich, der Mann versteht was und jeder Mensch, der'n bischen Verstand von der praktischen Politik hat, der wählt nicht den Professor Hiddelich, nein der wählt einstimmig unsern ferehrten Architekten Möller! Jawoll meine Herren!"

Nu kam wieder ein heftiges Braworufen, Schreien, Toben und Feifen, aber das Braworufen war doch 'n bischen schstärker als das Feifen.

Während dem Getobe war nu noch ein Mann aus'm Puplikum auf der Bühne raufgesprungen.

Was der Knochenmehlfabrikant Bohlerig dick und kolossahl war, das war dieser schmächtig und mager, und wie sich der Lärm gelegt hatte, da schprach er mit 'ner sehr dünnen aber scharfen Schstimme:

„Meine Herren, wenn's nu mal erlaubt ist, ich habe die Ehre — wenn hier vielleicht noch jemand ist, der mich nicht kennt, mein Nahme ist Jänichen, Hironimus Jänichen, fertiger Herrengarderohbenmacher Heinrichsstraße 43 und war bis jetzt ein eifriger Anhänger von Professor Hiddelich und wenn er auch für sich und seine Familie nie 'n Stück Zeug bei mir hat machen lassen — einerlei — ich wollt ihn doch wählen und meine beiden Gesellen und mein Schwager Kluthe auch — denn, meine Herren, Brotneid kenn ich nicht und wo die höhere Politik anfängt, da hört die Schneiderei auf — aber, meine Herren, wo ich hier nun dieses Theaterstück gesehen habe, da möchte ich doch unsern Herrn Professor Hiddelich erst noch'n mal interappelliehren. Erstens: Warum läßt er kein Stück bei mir machen? — oh nee, ich wollte sagen, warum hat er so'n Stück gemacht? Und denn stell ich noch'n Amandemank: Warum nennt sich Professor Hiddelich nu mit einmal Sofokles? Und wenn Herr Professor Hiddelich auf dieser Appellatziohn keine ordentliche Reservierung loslassen kann, denn wähl' ich und meine beiden Gesellen und mein Schwager Kluthe ihn nicht! nee!" —

Nu ward aber das Brawoschrein schon sehr überhand nehmend und Professor Hiddelich war ganz kreideweiß in der Höhe geschprungen und geschstiehkulierte mit den Händen in der Luft, als wenn er reden wollt.

„Auf der Bühne! Auf der Triehbühne!" schrien aber welche, und so mußte er nach der Bühne rantreten und Herr Bohlerig und Herr Jänichen zogen ihn jeder bei einen Arm auf die kleine Erhöhung rauf.

Nu trat 'n Schstille ein, und der Professor fing an mit 'n dunkelroten Kopf und von Aufregung zitteriger Schstimme: — „Ich bin außer mir! ich bin in tiefster Seele empört! — oh ich glaubte Sinn und Verschständnis im Volke für die einzig wahre Kunst der Antiehke und sie kennen nicht den großen Sohn des Laios, den erhabenen Dulder Oedipus — und mich — oh unerhörter, unglaublicher Annakronißmuß! mich halten sie für den unschsterblichen Sophokles, der fünfhundert Jahre vor Christi Geburt gelebt hat."

„Und denn maskiehrt er sich in sein Kuhpleh über die Feuerwehr und das Straßenpflaster von unsern Schlippstadt?" fiel Herr Bohlerig höhnisch ein, „das ist mal komisch!"

„Oh," rief der Professor, „ich meine nicht den Sophokles, wie sie ihn hier erbärmlich verhunzt haben —"

„Was?! Herr — was habe ich erbärmlich verhunzt — wo habe ich erbärmlich verhunzt? wie können Sie sich unterstehen" — donnerte Herr Bohlerig.

„Kameel!" schrie nu einer von den Schstudenten dazwischen, die schon immer für ihren Professor Partei

genommen hatten. Da ging nu aber ein fürchterlicher Schpektakel und Radau los, und die Anhänger von Bohlerig wollten auf die Schstudenten los, die auch schon alle aufgeschprungen waren. Die Damen, wo glücklicherweise nur sehr wenig von im Theater waren, liefen kreischend raus.

Nu hatte aber zum Glück der Wirt und Theaterbesitzer gleich wie der Schkandahl arg zu werden anfing, nach der Polizei geschickt und grad in diesem Augenblick trat er von links mit einen Polizeikommissarius auf der Bühne.

„Ruhe!“ donnerte der, und wie die Leute die Uniform sahn, hielten sie erst mal 'n Augenblick schstill.

„Wo ist der Direktor?“ fragte nu der Polizeikommissähr.

Nu mußt ich ja natührlich vortreten.

„Herr,“ schrie er mich an, „haben Sie die polizeiliche Erlaubnis zur Abhaltung einer politischen Fersammlung?“

„Nein, Herr Kommissarius, ich —“ — „Denn lassen Sie sofort den Vorhang fallen!“ — „Der ist schon gefallen, Herr Kommissarius.“

Nu fingen die Schstudenten wieder an zu lachen und der Polizist schnauzte mich ganz wütend an: „Was? wollen Sie mich hier foppen?“

Ich mußte ihm nu ja erst erklären, wieso der Vorhang schon gefallen war, und denn fing auch schon der Professor Hiddelich an zu lamentiehren, seine Feinde hätten ausgeschprengt, er hätte das verhunzte Schstück geschrieben, was hier heut abend aufgeführt war.

„Wer hat das ausgeschprengt?“ — „Hier, Herr Bohlerig!“

„Was? ich ausgeschprengt? Herr, ich hab meine gute Quelle — fragen Sie doch mal den Direktor von der — Bande — der muß es doch wissen.“

„Ja, also Herr — wie heißen Sie?“ wandte sich nu wieder der Polizist zu mir. — „Fritze Kulasch, gütigst zu dienen.“ — „Hat also der Herr Professor Hiddelich das Schstück geschrieben oder nicht?“

„Ja, wenn mich die hochwohlgeborene Obrigkeit auf Ehre und Gewissen fragen thut, da muß ich die Wahrheit sagen — ja, Herr Professor Hiddelich hat das Schstück geschrieben!“

„Das ist eine niederträchtige Vopperei!“ kreischte der Professor. — „Herr Professor,“ sag ich nu mit so 'n weichmütigen Timber in der Schstimme, „gern hab ich's nicht ferraten, — aber, Lügenschstrafen laß ich mich doch nicht — hier ist das Manuschkribt!“ und daderbei lang ich's aus'n Suflöhrkasten raus.

Nu kamen natührlicherweise der Professor und der Polizeikommissarius an mir ran, um das Manuschkribt anzusehn und ebenso Herr Bohlerig und Herr Jänichen, der Schneidermeister und denn auch noch Herr Jurfinke in sein merkwürdiges Koschstühm, der uns 'n bischen nach der einen Seite hindrängelte. Und hier muß ich leider auch noch bemerken, daß sein Kollege Ulker sich schon ein bischen vorher leise von der Bühne gedrükkt hatte.

„Das ist nicht meine Handschrift!“ ruft nu der Professor, wie er 'n Blick in das Manuschkribt geworfen hat.

„Weiß ich sehr wohl!“ sag ich so'n klein bischen triumfiehrend, „aber Sie haben's dem Schstudenten Ulker zum Abschreiben gegeben.“ — „Was? Ich kenne keinen Schstudenten dieses Nahmens!“ — „Na, na, Herr Professor,“ sag ich, „da gibt's nu mal nix dagegen. Der Schstudent Ulker und sein Kollege Jurfinke sind leibhaftig in mein Büroh gewesen und haben mich feranlaßt, das Schstück aufzuführen, weil es von Ihnen gedichtet ist.“ — „Ich kenne die Menschen nicht, Sie haben sich düpiehren lassen!“

„Herr Professor, mein Nahme ist Fritze Kulasch und da kann von Düpiehren gütigst keine Rede sein und Sie werden die beiden Herren schon kennen, denn sie haben sehr liebenswürdig von Ihnen geschprochen, weil sie ja Ihrerseits relegiehrt geworden sind —“

„Ha!“ schrie nu der Professor auf, „niederträchtig! abscheulich! — Das sind die relegiehrten Schstudenten Schatze und Uhlig, die —“

In diesem Augenblick aber trampte der infame Herr Jurfinke mit sein Schstiefelabsatz heftig auf'n Fußboden und im selben Momend versanken wir alle, die der Mensch auf die Versenkung gedrängelt hatte, wie'n Donnerwetter und mit'n fürchterlichen Schreck in den Knochen in den Fußboden runter. Das war meine Wenigkeit, der Polizeikommissarius, der Professor, Herr Bohlerig, Herr Jänichen und denn der Bösewicht Jurfinke, und wie wir wie'n Blitz runtergesunken warn, reißt dieser schreckliche Mensch mir das Manuschkribt von König Oedipus aus der Hand, schpringt von der Versenkungsplatte runter und verschwindet mit'n gemeinen Auflachen in den dustern Keller unter der Bühne.

Wir andern aber kukten unter Schimpfen und Schreien noch eben mit'n Kopf oben aus dem Loch raus und nu machten sich die andern auf der Bühne dran, uns wieder nach oben zu ziehen, wobei das Puplikum sich ganz gut amüsiehrte. Zuerst kam der Professor raus. Der trat dicht an der Rampe und sagte mit ferhältnismäßig fester Schstimme: „Ich erklähre hiermit meinen Freunden und Feinden, daß ich unter keinen Umschständen weiter für die Reichstagswahl kanndidiehre!“

Der Polizeikommissähr trat, so wie er rausgezogen war, vor und sagte in seinen schstrammen Tohn:

„Die Uhrheber dieses Skandahls werden zur Rechenschaft gezogen werden und jetzt fordere ich die Anwesenden im Namen des Gesetzes auf, sofort ruhig das Lokahl zu verlassen!“

„Angtrééé wiedergeben!“ ruft nu eine Schstimme von der Gallerieh. Da tret ich aber vor und rede mit meiner allerbesten Betohnung: „Ferehrte Anwesende! Vor circa ungefähr 27 Mark Puplikum ist hier nur bezahlt und die andern sind nicht aus Kunst, sondern aus Politiek hier grazis reingeschmuggelt, und denn verlangen Sie's Angtrééé zurück von einer Künstlergesellschaft, die mer auf'n Kopf schstellen kann, wobei noch kein labendiges Nikkelschstück aus der Tasche rausfällt?“

Und nu konnt wieder einer so recht sehn, was'n gut geschprochenes rehtohrisches Wort zur rechten Zeit ausrichten kann, denn alle fingen an zu lachen und jeder einzeln ruhig aus'n ander zu gehn und einer von den Schstudenten schwenkte sogahr noch seine Mütze und rief so recht fidehl und ferehrungsfoll: „Hoch, Fritze Kulasch, der Kunstasinus!“



Der Schäfflertanz in München.

Der gegenwärtige Fasching bringt uns den alle sieben Jahre wiederkehrenden „Schäfflertanz" wieder. Es ist ein seit unvordenklicher Zeit geübtes Recht von Schäffler- oder Faßbindergesellen, wie denn ihr Gewerbe in Bayern schon in alten Tagen ein gewisses Ansehen vor anderen voraus hatte.

Es gibt ein gar schmuckes Bild, wenn die Schäffler: zwanzig Gesellen, dem Umfrager, dem Vor- und Nachsänger, dem Reifenschwinger und zwei Hanswursten, ein einheitlich gekleidetes Musikcorps an der Spitze, von hundert und aber hundert Neugierigen begleitet, durch die Straßen der Stadt ziehen, um vor der Behausung einer fürstlichen, einer sonst hochgestellten Person oder eines anderen Gönners in weitem Kreise anzutreten, in zierlich verschlungenen Figuren kunstgerecht einherschreiten und dann ihr gewandter Reifschwinger, auf einem blau und weiß bemalten Fasse stehend, seine Kunststücke produziert.

Sie tragen das in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreichende freundlich aussehende Kostüm: ein grünes Samtkäppchen (sogenannte Schlägelkappe) mit blauen und weißen Federn, eine scharlachrote silberbordierte Jacke, weiße Weste, Kniehosen aus schwarzem Manchester, darüber das gelbe Schurzfell und rote Schärpen, weiße Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Die Tänzer halten Reife in der Hand, die mit Buchs umwunden und mit Seidenbändern geziert sind. An manchem Reifen baumelt oben in der Mitte ein niedliches Fäßchen in der Größe eines Schoppenglases. Ein größeres bemaltes und mit der Jahreszahl beschriebenes Faß, ein kleineres Fäßchen voll Wein und eine hohe blau-weiße Kanne altdeutscher Form bilden die Requisite und heuer wurde dem Zuge zum erstenmal eine den Schäfflern gewidmete Fahne mit eingestickten heraldischen Löwen, die ein Faß tragen und der Inschrift: „Entstehung des Schäfflertanzes im Jahre 1517" und „52. Wiederholung und Neugründung der Fahne 1886", voraufgetragen.

Hört man dann während der Produktion aus dem die Tanzenden umgebenden Zuschauerkreise eine kreischende Frauenstimme, so hat das keineswegs Schlimmes zu bedeuten: Es hat nur einer der Hanswurste sich aus den Umstehenden ein hübsches Mädchen herausgeholt und wirbelt mit ihr im Walzer durch Schnee und Kot, nicht ohne ihr zum guten Schluß einen herzhaften Kuß aufzudrücken, der wohl eine schwarze Spur zurückläßt, denn die Hanswurste pflegen sich mit Kienruß tüchtige Schnurrbärte unter die Nase zu malen.

Besondere Uebung und Gewandtheit erfordert das Reifschwingen, wobei drei volle Weingläser auf die Innenfläche eines hölzernen Reifens frei hingestellt werden, deren Inhalt nicht verschüttet werden darf, während der Reifen über den Kopf und zwischen den Beinen hindurch geschwungen wird.

Dann folgt der kunstreiche große „Achtertanz", wobei die Tanzenden aus ihren Buchsreifen allerlei Gänge und Lauben bilden. Nach Beendigung desselben bringt der Reifenschwinger die „Gesundheiten" auf die Personen aus, denen der Tanz vorgeführt wird, wobei er auch die kleinste Titulatur nicht unerwähnt läßt und jedes Familiengliedes bis zum Neugeborenen herab gedenkt.

Fig. 1. Schmetterlingsblütige Spaltblume (S. 197).

Was den Ursprung des Schäfflertanzes anlangt, so gilt den meisten als Zeit desselben das Jahr 1517 und die Pest, die damals in München herrschte. Als das „große Sterben" nachließ, waren es die Schäffler, die das Publikum durch Vorführung ihres Tanzes wieder auf die Straße lockten, aber sie führten selben nicht zum erstenmal auf, sondern griffen nur auf einen alten Handwerksbrauch zurück, der mit dem altgermanischen Heidentum im innigsten Zusammenhange steht.

Nach einer alten Ueberlieferung soll der Schäfflertanz, wie eben gesagt worden, seinen Ursprung einer Pest verdanken, die zu München geherrscht. Die aber habe ein Lindwurm über die Stadt gebracht, der in einem Ziehbrunnen an der Ecke der heutigen Theatiner- und Schrammergasse, der Schäfflergasse gegenüber, sich niedergelassen. Darin habe man ihn gesehen, als man einen Spiegel darüber gehalten, um zu erforschen, woher die giftigen Dämpfe ihren Grund hätten, die daraus aufstiegen. Als nun der Drache im Spiegel sein Ebenbild gesehen, sei er darüber umgekommen und habe darauf die Pest nachgelassen. Und als gleichwohl Thüren und Fenster noch immer geschlossen blieben, da hätten sich die Schäffler zusammengethan und seien tanzend und musizierend durch die Stadt gezogen, das Volk zu ermutigen, der Brunnen aber am Wilbrechtsturm habe seitdem der Spiegelbrunnen geheißen.

Fassen wir nun ins Auge, daß die Tänze gleichwie in anderen Kulten so auch im germanischen Heidentum eine große Rolle spielten, daß schon Tacitus des Schwerttanzes nackter Jünglinge, dieser schönen und kühnen Nachahmung einer Schlacht zu Ehren des Kriegsgottes gedenkt, erinnern wir uns des Schwerttanzes, den in alter Zeit die Braunauer Waffenschmiede aufführten, und zwar nicht bloß in ihrer Heimat, sondern auch in München, wohin sie zu diesem Zwecke alle acht Jahre kamen, ferner der Thatsache, daß die Bauern in manchen deutschen Gauen an gewissen Tagen selbst in der Frone tanzen mußten, um ihre Grundherren zu ergötzen, so können wir nicht wohl daran zweifeln, daß auch der Münchener Schäfflertanz auf einen alten Kultusakt zurückführt, von der noch heut wiederkehrenden Sprung-Prozession zu Echternach ganz zu schweigen.

Diese Ansicht findet ihre Bestätigung in dem bemerkenswerten Umstande, daß sich bis zum Jahre 1802 beim Schäfflertanze noch die „Gretl in der Butten" befand, nämlich ein Lustigmacher, der auf seinem vierfach aufgeschlagenen Hute die

vier Asse der deutschen Spielkarte aufgesteckt hatte. Derselbe wurde von einem ausgestopften alten Weibe scheinbar in einer Butte auf dem Rücken getragen, während in der That er es war, der Butte und Weib trug. Als echter Hanswurst hielt er lange Würste in der Hand und neckte damit das umstehende Volk. Und Trommel und Pfeife begleiteten den Gesang:

„Gretel in der Butten,
Wie viel gibst denn Oar (Eier)?"
„Um an Batzen achte
Und um an Kreuzer zwoa."

„Und gibst du mir net mehra
Als um an Kreuzer zwoa,
So sch— i dir in d' Butten
Und alle deine Oar."

An solche Derbheiten stieß man sich damals wenig oder gar nicht und die Buben sangen das Liedlein im Chorus mit. Dann bildeten die Sänger einen Kreis um den „Hansl", an dessen Stelle jetzt der Reifenschwinger getreten ist: der warf nach dem Takte der Musik abwechselnd zwei Bälle in die Höhe und fing sie wieder auf, während die Musik die alte Weise spielte:

„Hansl geh fort,
Gretl du a (auch),
Hansl kimm (komm) wieda,
Gretl du a!"

Die Gretl aber ist ohne Zweifel die altnordische Todesgöttin Gridh (Hel), die in Tirol noch heut als Gret Wetter macht und am Lechrain wie an der Eifel als Unholdin gefürchtet ist. Regierte nämlich in alter Zeit der schwarze Tod oder eine andere Pest, dann holte man das Bild der Todesgöttin aus ihrem Heiligtum herbei, trug es in feierlichem Zuge umher und umtanzte es, die zürnende Göttin zu versöhnen. Als aber das Christentum Eingang gefunden und seine Priester das alte Götterbild verspotteten, da suchte das Volk, dem es noch immer ans Herz gewachsen war, es wenigstens im scherzhaften Gewande zu bewahren.

Und so sehen wir in der Sage vom Ursprunge des Schäfflertanzes im Zusammenhalt mit der vom Spiegelbrunnen die ganze nordische Mythe vom Drachen Nidhögger, der die Welt zu zerstören sucht, vom Brunnen Hwergelmir und von der Gridh oder Hel, die im Laufe der Zeit zur Butte zusammengeschrumpft ist. Auch die Modifikation, welche die Gretl in die Trägerin des Hanswurst verwandelt, während das Lied sie in die Butte setzt, darf uns nicht irre machen, denn die Darstellung hängt von einzelnen Personen ab, während das Lied im Gedächtnis des ganzen Volkes lebt.

K. A. Regnet.

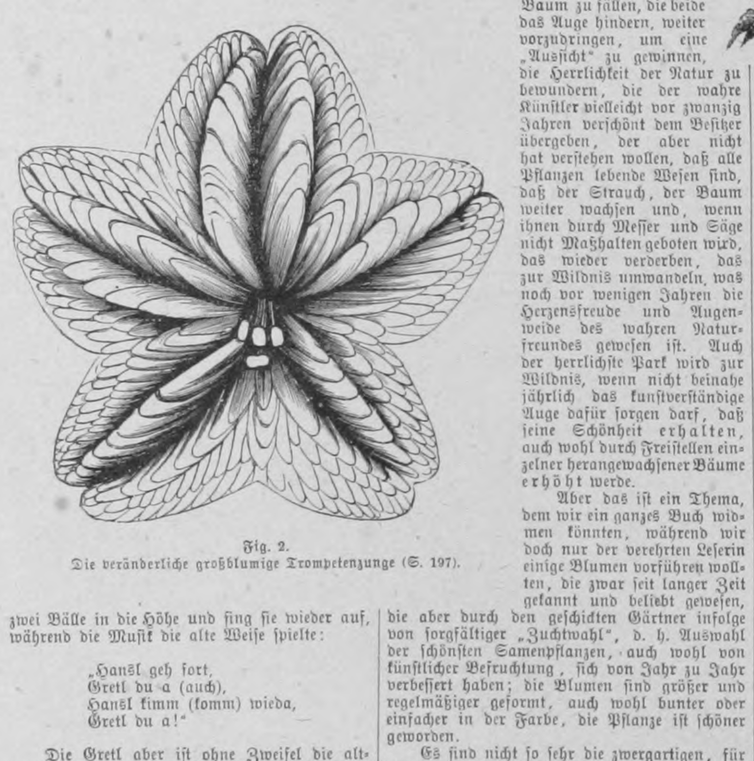


Fig. 2.
Die veränderliche großblumige Trompetenzunge (S. 197).

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Anzucht von Sommerblumen.

Seit wenigen Jahrzehnten sind unsere Gärten wie umgewandelt. Wohl könnte mancher Naturfreund der alten klassischen Schule unwillig werden über den vollständig veränderten Geschmack, der sich überall geltend macht, über das Entzücken, welches steife Linien und unharmonisch zusammengestellte Farben der modernen „Teppichbeete" überall, auch in den sogenannten gebildeten Kreisen erregen, während die vom naturverständigen und naturliebenden Künstler aus schönen Bäumen, mannigfachem Gesträuch, grünem Rasen und vielleicht auch blauem Wasser zusammengestellten herrlichen Bilder einfach unbeachtet bleiben und vernachlässigt werden, indem man nicht wagt, da einen Ast wegzunehmen, dort einen Baum zu fällen, die beide das Auge hindern, weiter vorzudringen, um eine „Aussicht" zu gewinnen, die Herrlichkeit der Natur zu bewundern, die der wahre Künstler vielleicht vor zwanzig Jahren verschönt dem Besitzer übergeben, der aber nicht hat verstehen wollen, daß alle Pflanzen lebende Wesen sind, daß der Strauch, der Baum weiter wachsen und, wenn ihnen durch Messer und Säge nicht Maßhalten geboten wird, das wieder verderben, das zur Wildnis umwandeln, was noch vor wenigen Jahren die Herzensfreude und Augenweide des wahren Naturfreundes gewesen ist. Auch der herrlichste Park wird zur Wildnis, wenn nicht beinahe jährlich das kunstverständige Auge dafür sorgen darf, daß seine Schönheit **erhalten**, auch wohl durch Freistellen einzelner herangewachsener Bäume **erhöht** werde.

Aber das ist ein Thema, dem wir ein ganzes Buch widmen könnten, während wir doch nur der verehrten Leserin einige Blumen vorführen wollten, die zwar seit langer Zeit gekannt und beliebt gewesen, die aber durch den geschickten Gärtner infolge von sorgfältiger „Zuchtwahl", d. h. Auswahl der schönsten Samenpflanzen, auch wohl von künstlicher Befruchtung, sich von Jahr zu Jahr verbessert haben; die Blumen sind größer und regelmäßiger geformt, auch wohl bunter oder einfacher in der Farbe, die Pflanze ist schöner geworden.

Es sind nicht so sehr die zwergartigen, für die Teppichbeete unentbehrlichen Pflanzen, die wir der verehrten Leserin heute empfehlen möchten, sondern, der Jahreszeit angemessen, einige schöne **Sommerblumen**, mit deren Anzucht man jetzt, Anfang März beginnen muß, wenn man im Sommer sich ihrer erfreuen will; wir wählen sie, wie bei der Durchblätterung von Hoflieferant Chr. Lorenz' in Erfurt Preisverzeichnis sie unser Auge auf sich zogen und damit die Erinnerung weckten an die Bewunderung, welche wir diesen Pflanzen trotz des schlechten Wetters des verflossenen Sommers nicht entziehen konnten. Wir beginnen mit der **Gaukler-** oder **Affenblume** (Mimulus L.) mit mehreren aus Amerika stammenden Arten, aus denen durch natürliche und künstliche Befruchtung oder Kreuzung eine Art entstanden ist, die in den Gärten Hybridus und, wenn sie besonders schöne große Blumen erzeugt, Hybridus grandiflorus (Fig. 4) genannt wird. Die Blumen sind orangegelb, karmesinrot, purpurn, kastanienbraun, gelb, blaßgelb, mattweiß, rosa, zinnoberrot, oder auf rosaweißem Grunde purpur-scharlachrot u. s. w. mit den eigentümlichsten Zeichnungen, Tüpfeln, Flecken und Punkten; einzelne Spielarten zeigen zwei Blumen über oder zur Hälfte ineinander (Var. duplex). Die Pflanzen werden



Fig. 3. Der blutrote Wunderbaum.

nur 20—30 cm hoch und eignen sich vorzüglich zur Bepflanzung von Blumenbeeten, auf denen sie ihre Blüten vom Mai bis Juli entwickeln, wenn ihr Same im März ausgesäet wird, wie das weiter unten besprochen werden soll. — Die **Moschuspflanze** (Mimulus moschatus L.) ist ein kriechendes, 20 cm hohes ausdauerndes Gewächs mit gelben Blumen und hellgrünen behaarten Blättern, die zu gewissen Zeiten wie Moschus riechen, weshalb sie im Zimmer gern gesehen werden, wo sie gern mehrere Jahre aushalten. Man vermehrt sie leicht durch Stecklinge oder Stockteilung.

Eine herrliche einjährige Blattpflanze ist der **Wunderbaum** (Ricinus Fr.) oder die **Christuspalme**, von deren zahlreichen Arten und Spielarten besonders Sanguineus, die blutrote der Gärten (Fig. 3) hervorgehoben werden muß, weil ihre Stengel, jungen Blätter und deren Hauptnerven hellpurpurfarbig sind, ebenso die Stacheln ihrer Früchte. Die Samen liefern ein in der Medizin viel angewendetes Oel, das auch als beste Wagenschmiere empfohlen wird, weil es nicht klebrig wird und deshalb länger wirksam bleibt als andere Oele. Aus Ostindien, dem Heimlande der Pflanze, bezw. aus Kalkutta werden jährlich mehr als 600 000 Gallonen (ungefähr $2^3/_4$ Millionen Liter) von diesem Oel ausgeführt. —

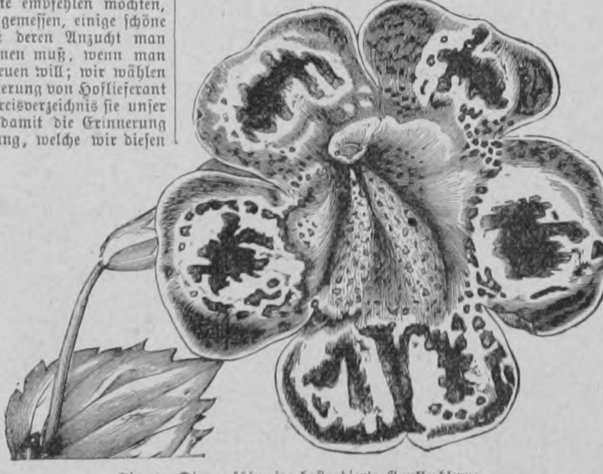


Fig. 4. Die großblumige bastardierte Gauklerblume.

Unsere Pflanze wird 2—3 m hoch und eignet sich besonders zur Herstellung imponierender Blattpflanzengruppen oder als Einzelpflanze auf dem Rasen. Am besten gedeiht sie, wenn man ihr unter fettem Boden durch erwärmten Pferdemist einen sogenannten warmen Fuß bereitet, auf dem sie reichlich mit mäßig erwärmtem Wasser, zuweilen mit Jauche begossen werden muß.

Die buchtige Trompetenzunge, Salpiglossis sinuata R. et Pav., aus Chili ist eine bis 1,3 m hoch werdende Pflanze mit aufrechtem ästigem Stengel, fiederspaltigen Blättern und langgestielten, trichterförmigen Blumen von verschiedenartiger Färbung und Zeichnung. Es gibt Spielarten mit weißlicher, gelblicher, roter, rosenroter und dunkelroter Färbung bis zum dunkelsten Braun. Die Blumen sind von Jahr zu Jahr größer und ihre Farben sind festgehalten worden, d. h. auch die Samen geben sie ziemlich treu wieder. Man hat deshalb verschiedene Spielarten gezüchtet, hohe und niedrige bis zur Zwergform, und mit sehr großen Blumen, und ist die letztere mit dem Namen Variabilis grandiflora (Fig. 2) bezeichnet worden. — Man verwendet die Pflanzen auf Rabatten oder auch zur Bildung selbständiger Blumengruppen, in denen die Spielarten je nach ihrer Höhe vereinigt werden; sie blühen im Juni, Juli und halten sich ziemlich lange. Spätblühende Pflanzen erhält man durch späte Aussaat, z. B. im Mai, während die gewöhnliche Zeit der Anzucht in den März fällt.

Eine der herrlichsten Gruppenpflanzen ist die Spaltblume (Schizanthus R. et Pav.) aus Chile und den Anden in mehreren Arten und zahlreichen Spielarten, von denen Pinnatus papilionaceus, die schmetterlingsblütige (Fig. 1), eine der schönsten sein dürfte. Sie wird 60—90 cm hoch und entwickelt an ihrem Stengel zahlreiche purpurrote, mit Gelb, Orange und Karmesin gefleckte und gezeichnete zweilippige Blumen, die bei guter Pflege beinahe den ganzen Sommer hindurch erscheinen. — Obwohl man die Pflanzen oft schon im August anzieht und im kalten Hause überwintert, ist doch die weiter unten beschriebene Art der Anzucht die bequemste und beste. — Schöne Arten der Spaltblume sind auch Retusus mit einer niedrigen Spielart und Grahami. Die neueste Form der Firma Chr. Lorenz in Erfurt ist Pinnatus roseus mit rosafarbigen Blumen und einem blutroten Fleck auf jeder derselben.

Amerika hat uns aus der Familie der Nachtschattengewächse (Solanaceae) nicht nur die Kartoffel — ob zum Heil oder Unheil? — sondern auch zahlreiche andere Nutzpflanzen geschenkt, außerdem auch Zierpflanzen von hoher Bedeutung, von denen das Geschlecht der Solanum (Nachtschatten) sich durch schöne, oft wohlriechende Blüten,



Fig. 6. Zittergras.

oder durch große prachtvolle Blätter, oft auch durch Vereinigung beider Teile, ausgezeichnet. Eine Blattpflanze ersten Ranges ist der kräftige Nachtschatten (Solanum robustum Wendl. Fig. 5), eine 2 m und mehr hoch werdende Pflanze mit mächtig großen Blättern und langen Stacheln auf den Blattnerven. Sie ist am schönsten einzeln an der sonnigsten Stelle auf dem Rasen stehend, wo sie wie der Wunderbaum zu behandeln ist. Man kann diesen Nachtschatten im Herbst in einen passenden Topf pflanzen und warm überwintern, aber die schönsten Pflanzen gibt immer

Fig. 5. Der kräftige Nachtschatten.

die Frühjahrs-Aussaat, vielleicht auch die Stecklingszucht im August mit Ueberwinterung der kleinen Pflanzen im warmen Zimmer. — Bei einiger Sorgfalt während der ersten Herbstfröste kann man diese Prachtpflanzen oft bis nahe an den Winter erhalten — dann mögen sie gern erfrieren, denn sie haben ihre Schuldigkeit gethan. Eine andere Art ist der Riesen-Nachtschatten (S. giganteum Jacq.) vom Kap; er wird 4 bis 5 m hoch und zeichnet sich durch große ovale und filzige, deshalb weißliche Blätter und schöne violette Blumen aus, braucht aber noch mehr Sonnenwärme als Robustum, weshalb letzterer als Einzelpflanze in einem nicht zu großen Ziergarten vorzuziehen sein dürfte.

Obwohl wir noch verschiedene einjährige Prachtpflanzen nennen könnten, müssen wir uns doch heute wegen des zur Verfügung stehenden beschränkten Raumes mit den eben genannten begnügen; wir können aber nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Freude jeder Blumenliebhaberin, der leicht gewundene deutsche Blumenstrauß ganz besonders elegant und graziös erscheint, wenn er mit den Blütenstengeln einiger feiner Gräser durchflochten ist, die man sich allerdings im Wald und auf der Wiese pflücken könnte, wenn sie eben beginnen, die Blüten zu öffnen — nicht eher und nicht später — um sie dann in Bündel zu binden, an einem geschützten trockenen Ort, die Blüten nach unten, aufzuhängen, zu trocknen und zur Verwendung in jeder beliebigen Zeit aufzubewahren. Aber es wird jedenfalls bequemer, einige der schönsten Gräser im Garten zu haben, den sie zieren und in dem man sie im rechten Augenblicke pflücken, d. h. mit ihren ganzen langen Stielen abschneiden kann. — Wir nennen heute nur zwei solcher Gräser, um sie unserer freundlichen Leserin aufs wärmste zu empfehlen, weil sie beim deutschen Blumenstrauß kaum zu entbehren sind. Das eine ist das unserem Hirse verwandte Guineagras (Panicum altissimum Desf. Fig. 7), eigentlich eine ausdauernde Pflanze (Staude), die aber nach der Aussaat zeitig im März schon im ersten Jahre ihre hocheleganten Blütenstiele oft bis 2 m hoch erhebt. In gutem, nahrhaftem Boden und sonniger Lage kann man das Guineagras als Einzelpflanze auf dem Rasen verwenden; es muß aber, nachdem der Boden gefroren, leicht mit Laub bedeckt werden, denn die Pflanze ist nicht ganz hart, wahrscheinlich weil sie aus dem westlichen Afrika zu uns gekommen sein wird.

Das zweite der Gräser, welches wir in jedem deutschen Blumenstrauß zu sehen wünschten (für den aber in der großen Berliner Gartenbau-Ausstellung vom vorigen Herbst weder ein Preis noch ein Platz angeboten war), ist das Zittergras, das Linné Briza nannte nach der Briza des griechischen Philosophen Theophrast (geb. 370, gest. 285 v. Chr., Verfasser des ältesten wissenschaftlichen Werks über Pflanzen), der diesen Namen einer Getreideart gab, aus welcher man Brot buk, dessen Genuß einschläfern sollte. Wir haben von unserer Pflanze mehrere Arten, von denen die eine, Media, die mittlere, auf den Weiden und Wiesen Deutschlands sehr häufig vorkommt und zu dem kleineren, feinen Strauß benützt wird, während die größere Art Maxima (Fig. 6) sich mehr für größere Sträuße eignet. Beide Arten, wie auch B. minor, die kleinere Art, können wie andere Gräser getrocknet, auch gefärbt werden, und sind gesuchte Artikel für jede Art von Binderei. Ihre beinahe herzförmig geformten Aehrchen, wie unser Bild eins darstellt, hängen an langen Stielen und sind fast immer in Bewegung — daher der Name „Zittergras".

Was nun die Kultur der vorgenannten Pflanzen betrifft, so ist nach den bereits gegebenen Andeutungen darüber nicht mehr viel zu sagen: sie alle können im April und Mai an die Stelle gesäet werden, auf der sie aufwachsen und bleiben sollen, bis ihr Schicksal, der Tod, sie ereilt. Aber bei so einfacher Methode entstehen dadurch nicht die Prachtpflanzen, die herrlichen Blumen, welche unsere Abbildungen uns zeigen, sondern nur kümmerliche Krüppel, — so möchten wir sie nennen — die niemands Aufmerksamkeit erregen, die auch der liebenswürdigen Leserin, die uns bisher gefolgt ist, eine Freude nicht bereiten werden. Deshalb wolle man sie ein wenig aufmerksamer behandeln.

Den Samen säe man Anfang März möglichst dünn in ein aus Laub und Pferdemist hergestelltes sog. halbwarmes Mistbeet oder, wo solches nicht vorhanden, in am Fenster des Wohnzimmers stehende Samenschalen, wo sie mit einer der Größe des einzelnen Samenkorns entsprechenden Schicht Erde (1 : 3—5) bedeckt und mäßig feucht gehalten werden. Sobald die jungen Sämlinge so groß geworden, daß man sie mit den Fingern fassen kann, müssen sie in ein frisches Mistbeet oder in neubereitete Samenschalen auseinander gepflanzt („pikiert") werden, und kann man sie danach, d. h. Anfang bis Mitte Mai, Solanum Ende Mai, „an Ort und Stelle" ins Freie versetzen. Doch wird man gut thun, den Nachtschatten (Solanum), die Spaltblume (Schizanthus) und den Wunderbaum (Ricinus) vorerst noch in kleine Töpfe zu setzen, sie warm zu halten, aber nach



Fig. 7. Guineagras.

und nach an Sonne und Luft zu gewöhnen, ehe man sie ins Freie pflanzt, wo sie dann schon ihren Platz ehrenvoll ausfüllen werden. Wie schon oben angedeutet wurde, können der hier genannte Nachtschatten und das Guineagras viele Jahre erhalten werden, ersterer, indem man ihn im Herbst in einen Topf setzt und ihn im Warm-

hause oder warmen Zimmer überwintert, letzteres, indem man es als Staude behandelt, was jedenfalls zu empfehlen ist, während wir den „kräftigen Nachtschatten" und seinesgleichen höchstens zwei Jahre alt sehen möchten.

Trachten der Zeit.

Von

Ida Barber.

Toiletten, Coiffüren und Schmuck.

Obschon die ersten Karnevalsschwalben längst ausgeflogen, alle neuen Walzerprogramme längst abgetanzt sind, wissen unsere Modedamen, denen der lustige Prinz die Verpflichtung nahelegt, stets mit Chic gekleidet zu sein, so viel neue, eigenartige Trachten zur Geltung zu bringen, daß man selbst in diesem denkwürdigen 62tägigen Fasching, der als kalendarische Seltenheit gelten kann, selten Wiederholungen sieht. Die Ballkleider, seien sie nun aus Tüll, Gaze, Krepp, Voile oder Spitzen gefertigt, mit Perlen, Blumen, Stickereien, Federn, Moiré, Faille 2c. garniert, sind, wie die hochelegant en Sensationstoiletten, zu denen schwerste Brokats und Velours verwendet werden, durchweg originell gehalten; man scheint sich das Wort gegeben zu haben, dem seither beliebten Dutzend-Genre den Garaus zu machen. Ob man in diesem Streben nach Originalität nicht zu weit geht? Viele meinen, daß das, was jetzt als Mode gilt, schon mehr Phantasie- denn Gesellschaftstracht sei, ja unsere Herren Moralisten wollen sogar behaupten, daß es der deutschen Frau unwürdig, sich in Trachten zu exponieren, die ihrer Eigenart nach alle Blicke auf sich ziehen, sie eitel und gefallsüchtig machen; indes solange Prinz Karneval seine Schellenkappe trägt, wird man derartige Bedenken wohl kaum in Erwägung ziehen, und wenn er sie ablegt, dürften diesmal bereits die ersten Veilchen blühen; der dann die Natur durchwehende frische Gottesodem pflegt all die eitler Laune entsprossenen, unhaltbaren Gebilde ohnehin wie Spreu hinwegzublasen; sie haben nur Wert im Kerzenschimmer des Ballsaals beim Klange rhythmischer Weisen; solange diese ertönen, lasse man aber den phantastisch gehaltenen Trachten ihr Recht; auch ihnen wohnt eine Poesie inne, die verstanden und gewürdigt sein will.



Fig. 1.

Man erzählt von einer in Wien bekannten Mode-Schönheit, daß sie in diesem Jahre ein Vermögen in Balltoiletten verschwendet habe — und zwar, wie es wenige verstehen, mit Geist und Laune. Seit Anfang Oktober v. J. beschäftigt sie mehr als 50 Stickerinnen, deren fleißige, kunstfertige Hände für sie jene Wunderwerke fertigen, in denen sie ihre Triumphe feiert. Die lebenslustigen Weltdamen wissen ja das ihren minder lebensfreudigen Schwestern fast unglaublich Scheinende möglich zu machen, allabendlich en grande toilette zu einem Feste zu erscheinen; allabendlich soll da zumeist eine andere Robe vorgeführt werden, und wenn schon dieses Soll sich mit dem Haben nicht immer in Einklang bringen läßt, so gar vom Uebel ist der Karnevalsluxus nicht, da er Unsummen dem Arbeiterstande zuführt, vielen tausend fleißigen Stickerinnen, Blumenmacherinnen, Schneiderinnen, die monatelang zuvor gefeiert, lohnenden Erwerb bringt. —

Dame Mode scheint diesmal insonderheit die Stickerinnen in ihren Schutz genommen zu haben; man sieht fast keine elegante Toilette, ohne daß der Grundstoff, die Spitzen, die Gaze, die Schärpen mit kunstvoll geschlungenen Arabesken oder Blumen durchstickt wären. Die effektvollsten Arbeiten dieser Art sind auf Gaze mit Zwirn ausgeführt; sie machen den Eindruck, als wären sie echte Spitzen und werden, da sie bedeutend billiger als diese sind, mit Vorliebe zu Ueberkleidern auf lichtem Seidengrund verwendet.



Fig. 3.

Zur Garnitur der schweren Faille- und Moiré-Antique-Roben sieht man viel echte Spitzenstoffe verwendet, deren Blumen mit Goldfäden umrandet sind; die Arbeit ist so reich und schön, daß sie den weit mühevolleren, antiken Goldspitzen nicht nachsteht. Ganz neu sind die mit farbigen Glasperlen durchstickten Tülles, die zwischen den einzelnen Dessins gleichfarbige Straußfedern zeigen. Die Applikation der Federn ist ungemein schwierig, da sie sowohl wie der unterliegende Tüll jedes festen Halts entbehren.

Fast glaubte man schon, daß der seit lange die Mode beherrschende Peluche in diesem Jahre seine Rolle ausgespielt haben werde. Doch weit gefehlt! Die Webindustrie liefert stets neue Erzeugnisse, die, in dunklen Farben die verschiedenen Pelzsorten imitierend, in helleren, wie rosa, creme, blaßblau eine dem Auge sehr zusagende Farbenskala durchlaufend, wohl noch lange die Lieblingskinder der Mode bleiben dürften. — Junge Frauen tragen gern rosa und grau, cyclame (eine pflaumfarbenartige Schattierung) und rosa, dunkelgrün und chartreuse in Verbindung mit saumon, rubinrot mit ambre; für junge Mädchen sind elfenbeinfarbige, mattblaue oder mattrosa Toiletten sehr beliebt. Sie werden zumeist (Fig. 1) mit weitem Faltenrock, der unten mit einer Blumenbordüre begrenzt ist, gefertigt, oben voll mit Bandmaschen gerafft; dazu leichtes Samtmieder, dem man gern ein aus feinstem Illusionstüll gefertigtes Chemisett untersetzt, welches mit hoher Kondorrüsche am Hals abschließt. Schlepproben sieht man vielfach (Fig. 2) rückwärts längs der Rockbahnen garniert; unser Modell, aus Cyclame-Samt gefertigt, zeigt vorn und rückwärts ein Plissee von Rosa-Satin-Duchesse, das rechts und links von weißer Spitze begrenzt ist; die Rosa-Garnitur läuft auf der Schleppe in einer kunstvoll geschlungenen Schleife aus; am Taillenschluß Flügelmasche von Samt mit Rosa-Satin gefüttert.



Fig. 4.

Ueberaus reich und pompös erscheinen die (Fig. 3) in vollen Falten herabwallenden Peluchekleider; der weiche in verschiedensten Nuancen schattierende Stoff entbehrt gern, da er durch sich selbst wirkt, jeden Ausputzes. Fig. 3 zeigt eine aus Rosa-Peluche gefertigte Robe auf silbergesticktem Rock; die spitze Peluchetaille ist mit schmaler silbergestickter Borte geziert, statt der Aermel eine Silberspitze, die den Vorderarm frei läßt und nur an den Seiten aufliegt.

Eine der reichsten Gesellschaftstoiletten ist in Fig. 4 und 5 skizziert. Den Grundstoff bildet hellblauer mit Pfeilen durchschossener Moiré-Antique, seitwärts Lagen von blauem Satin-Duchesse, in deren Mitte eine breite Perlenstickerei; kunstvoll geschlungener Spitzenshawl durch große von Brillantschnallen gehaltene Rosetten gerafft, begrenzt diese Lagen. Das Vorderteil (auf Fig. 5 sichtbar) zeigt einen am Saum aufgeschlagenen Moiréshawl, linksseitig eine Art Spitzenrock mit kurz geraffter Tunique, der sich die auf hoher Tournüre gepufften Rückenbahnen anreihen. Die Taille ist à la Marie Antoinette mit sich kreuzenden Shawlenden drapiert, das Ganze ein Bijou, das den kunstfertigen Händen der Madame Clemens (Firma Seepold & Comp. in Wien) seine Entstehung verdankt.



Fig 2.

Unsere Masken- und Kostümbälle zeigen neben den landläufigen Damen im Rokoko-Kostüm, den Sizilianerinnen, Holländerinnen, Griechinnen, Chinesinnen, Bachantinnen diesmal auffallend viel serbische und bulgarische Nationalkostüme.

Die armen, von den Greueln des Krieges schwer Heimgesuchten ahnen wohl kaum, daß sie nun gar in den Siegeszug des Prinzen Karneval eingereiht werden. Serbisch-bulgarische Trachten sind — wenigstens für den Fasching — ein Modeartikel geworden; wer human denkt und fühlt, läßt sich nicht gern an die Schlachttage von Pirot erinnern, wenn er sich heiterem Genusse hingeben will, indes es gibt ja genug Menschen, die sich des Zusammenhangs zwischen Ursache und Erscheinung kaum bewußt sind, genug, die gedankenlos alles schön finden, was im Kerzenschimmer des Ballsaals erscheint, selbst die kostümierten Kinder, die man jetzt dutzendweise auf den als wahren Sport betriebenen Kinder-Maskenbällen sieht; der kleine neapolitanische Fischer, der so stolz die als französische Kammerzofe verkleidete Schwester am Arme führt, dürfte schwerlich morgen dem Vortrag seines Lehrers folgen können. Doch was thut's! Das Kostüm steht ihm ja so reizend und Mama hat eine so närrische Freude daran, die Kleinen bewundert zu sehen! — Arme Kinder! Eure Schuld ist es nicht, wenn ihr blasiert und eitel werdet, dereinst in den Jahren, wo andere erst anfangen zu genießen, abgelebt und unfähig seid, harmlose Freuden als solche zu würdigen! Auf einem der letzten Kostümbälle sah man gar 40 Kinder (eine Gruppe aus dem Gymnase Louis quatorze darstellend) mit weißen Allonge-

Perücken einherstolzieren! — Genügt es nicht, daß die Erwachsenen ihr Haupt mit allerhand Touren belasten?

Der jüngst in Wien stattgefundene Friseurkongreß hat uns ja wieder einmal glauben machen wollen, daß es ohne falsche Zuthaten keine moderne Frisur gäbe; man hat vor mehr als 1000 geladenen Gästen ein Schaufrisieren veranstaltet, eine aus 50 Damen bestehende Jury gebildet, die dann den beiden von Janik und Horaczek kreierten Frisuren (Fig. 6 und 7) den Preis zuerkannte. Also wieder, wie Figura zeigt, Stirnlöckchen, falsche Haarrosetten, eingesteckte Lockentouren, angesteckte, bis in den Rücken herabfallende Haarsträhnen. Beide Frisuren sind, wenn man sich mit der Idee befreunden will, daß falsches Haar kleide, schön und der Form nach empfehlenswert. Wer solide Trachten liebt, wird seinen Kopf wohl nicht für den modernen Turmbau hergeben, Thatsache ist aber, daß zu Bällen und Gesellschaften die langen und gleichzeitig hohen Frisuren fast obligat geworden sind.



Fig. 6.

Eine solidere Auffassung bekundet sich da, wo es sich um Anschaffung neuer Schmucksachen handelt. Die kleinsten Formen sind die beliebtesten. Entzückend schön ist beispielsweise das moderne, von feinstem Goldfiligran umhüllte Moosröschen (Fig. 9), das, aus Silber und Gold gefertigt, mit Tautropfen von Brillanten geschmückt, ein Bijou in des Wortes eigentlicher Bedeutung ist. Gleich reizend ist der auf einem Blumenzweige sich schaukelnde Amor, dessen Pfeil und Bogen (Fig. 10) mit echten Steinen besetzt sind; Fig. 11 zeigt die jetzt sehr beliebte Goldschleife, Fig. 8 die zackige, mit Brillanten geschmückte Krone auf einem mit farbigen Edelsteinen gezierten Degen. Die letzten vier Skizzen (dem Atelier des Wiener Juweliers Scharf entnommen) gehören zu den eigenartigsten, die die diesjährige Mode geschaffen; besonders praktisch erweisen sie sich dadurch, daß sie sowohl als Brosche, Medaillon und Haaragraffe getragen werden können, wie auch, vermittelst einer Mechanik, jedem beliebigen Goldreif aufzusetzen sind, um so als Zierde des Armbandes zu dienen.

Aus Küche und Haus.

Von

L. von Pröpper.

April.

Suppe und Fleisch auf rheinische Art. Man setze zwei Kilo Rindfleisch mit vier Liter Wasser zu Feuer, lasse es ankochen und schäume es ab, füge dann Salz und eine in der Asche gebratene Zwiebel, deren äußere Schale man abgenommen hat, hinzu und etwa drei Viertelstunden vor dem Anrichten reichlich Kartoffeln, geschält und der Länge nach in vier Teile geschnitten und lasse es zusammen fertig kochen; gebe nun ohne Butter geröstete Weißbrotschnitten in die Suppenterrine und ein wenig Brühe darüber, worin man sie einen Augenblick weichen läßt, und gießt dann die ganze Brühe durch ein Siebchen. Das Fleisch wird nett verschnitten, auf eine lange Schüssel gelegt, mit den Kartoffeln umgeben und man reicht Senf, rote Rüben, Salzgurken oder einen Salat, wie die Jahreszeit ihn bietet, dazu. Salat von Radieschenstengeln ist sehr angenehm.



Fig. 8 u. 9.

Gleich dem Pot-au-Feu der Franzosen, macht diese Speise sehr häufig die ganze und sehr beliebte Mahlzeit einer einfachen rheinischen Familie aus.

Salat aus Radieschenstengeln. Man streife die Blätter von den Stengeln, reinige diese sorgfältig und wasche sie einigemal in frischem Wasser; schneide sie dann klein und thue etwas Salz daran, lasse sie damit eine bis zwei Stunden stehen und menge sie hierauf, kurz vor dem Servieren, mit Essig und Oel, nach Belieben auch mit etwas weißem Pfeffer an.

Mark-Croutons. Man schneide von gutem Roggenbrot zierliche Schnitten ohne Kruste, röste und bestreiche sie mit gekochtem Rindsmark, bestreue sie mit feinem Salz und serviere sehr heiß.

Meerkohl (Crambe maritime) mit gebackenen Forellen. Dies noch wenig bekannte aber sehr gute Gemüse ist auch dadurch sehr schätzenswert, weil man es schon im März haben kann. Es sind gebleichte, lange, breite Blattrippen, welche man wie Spargel putzt, kocht und serviert. Wenn sie ganz zart und frisch abgeschnitten sind, so bedürfen sie zum Garwerden nur wenige Minuten; sind sie schon etwas stärker, so haben sie bisweilen etwas Bitteres, dem man aber abhilft, indem man sie einen Augenblick in einem ersten Wasser aufkochen läßt, dieses abgießt und sie dann erst in das zum Abkochen bestimmte Wasser gibt.



Fig. 5.

Gebackene Forellen. Man nehme dazu die kleinsten Forellen und wenn sie recht rein geschuppt, ausgenommen und gewaschen sind, so werden sie auf beiden Seiten messerrückentief eingeschnitten, gesalzen und eine halbe Stunde lang an einen kalten Ort gestellt, dann in einem Tuch abgetrocknet, in Mehl umgewendet und mit verklopftem Ei und geriebenem Weißbrot paniert. Eine Viertelstunde vor dem Anrichten backt man sie in Schmalzbutter schwimmend hellbraun, richtet sie gehäuft, der Länge nach auf einer langen Schüssel an und umlegt sie mit gebackener Petersilie und zu Viertel geschnittenen Citronen.

Lammfleisch mit Paprika. Man löse aus den Lammschlegeln die Knochen und schneide das Fleisch in daumendicke Würfel, dämpfe dann drei ganz fein geschnittene Chalotten in neunzig Gramm Butter hellgelb, thue das Fleisch dazu und bestreue es mit drei bis vier Prisen Paprika, schließe die Kasserolle fest zu und lasse auf schwachem Feuer langsam weich dämpfen, wobei man es öfters umschüttelt. Beim Anrichten gibt man das Fleisch in eine Schüssel, verrührt die Sauce mit 1/4 Liter saurem Rahm, läßt sie aufkochen, gießt sie über das Fleisch und umlegt dieses mit einem Kranz von Schinkenreis.

Man wasche dazu 1/4 Kilo Reis einigemal gut aus, füge dann ein Stück Zwiebel mit einer Gewürznelke besteckt, 60 Gramm Butter und so viel Wasser hinzu, daß es darüber geht, deckt ihn zu und dämpfe ihn langsam im Backofen (Röhre); schneide nun 3/8 Kilo gekochten Schinken ohne Fett fein, mische ihn eben vor dem Anrichten unter den Reis und lasse es zusammen nun durch und durch heiß werden. — Ungarische Küche.

Englische Crême (Maiden-Blush). Man nehme ein Liter guten, dicken süßen Rahm, vier Citronen, 375 Gramm Zucker und 20 Gramm rote Gelatine; drücke den Saft der Citronen auf den Zucker, füge ein großes Stück ganz fein abgeschälte Citronenschale hinzu und löse die auseinander gebrochene Gelatine mit einer Tasse kochendem Wasser auf; schlage nun den Rahm in einem großen Gefäß zu ganz steifem Schaum, mische zuerst den geschmolzenen Zucker und danach die ganz aufgelöste, durch ein Siebchen gegossene Gelatine darunter, fülle es sofort in eine Glasschale und stelle es kalt.



Fig. 7.

Rhabarber-Torte. Man belege eine Form mit stark 1 cm dick ausgewelltem Blätter- oder mürbem Teige, fülle sie mit zu 3 cm langen Stückchen geschnittenem Rhabarber und gebe ziemlich viel Zucker dazu; schließe mit einem Deckel von dem Teige, mache in dessen Mitte ein fingerdickes Loch, bestreiche ihn mit verklopftem Ei und backe die Torte im Backofen (Röhre) schön gelb.

Marmelade-Küchlein. Man reibe auf 180 Gramm Zucker eine Citrone ab, stoße ihn fein, vermische ihn mit 180 Gramm feinstem Mehl und fünf Eidottern und rühre es eine Weile kräftig; lasse nun 180 Gramm feine, ungesalzene Butter in einer Kasserolle zergehen, thue die obige Masse nach und nach dazu und rühre immer stark, bis das Ganze heiß ist; ziehe dann den Schnee von zwei Eiweiß darunter, streiche es, nicht zu dünn, auf ein mit ungesalzener Butter gut bestrichenes Backblech, backe es hellbraun und stürze den Kuchen auf das Backbrett; steche, wenn er erkaltet ist, kleine runde Kuchen daraus und bestreiche immer einen davon mit Marmelade und einen anderen mit Citronenguß (250 Gramm feingesiebten Zucker mit dem Safte von zwei Citronen gerührt, bis es weiß ist oder man nimmt den Saft einer Citrone und einen Eßlöffel Rum) und lege je zwei und zwei derselben aufeinander.

Der gestirnte Himmel im Monat April.

Um Mitternacht kulminiert am Südhimmel das Sternbild der Jungfrau, nahe beim Scheitelpunkte der hintere Teil des großen Bären und der westliche Teil des Bootes, kenntlich an dem hellen, rötlichen Stern Arktur. Unter dem Himmelspole bemerkt man die Kassiopeia, die Andromeda und den oberen Teil des Perseus. Die Sonne steigt in ihrem Tagebogen immer höher und ihr Auf- und Untergang geschieht bereits auf der Nordseite des Himmelsäquators. Von den Planeten ist Merkur zu Anfang des Monats abends noch kurze Zeit im Westen sichtbar. Venus geht um 3 Uhr früh morgens auf. Mars und Jupiter sind noch den größten Teil der Nacht hindurch zu sehen, Saturn dagegen geht um Mitternacht unter.

Fig. 10 u. 11.

Am 4. April ist Neumond, am 11. erstes Viertel, am 14. kommt der Mond in Erdnähe, am 18. ist Vollmond, am 26. steht der Mond in der Erdferne, am 28. tritt das letzte Viertel ein.

Zum Kopf-Zerbrechen.

4. Dechiffrieraufgabe.

Von E. B. F. v. W.

♁⊙♀ ♈⊙♀☽♉♒+♁ −☽♉ −☾ ☾⊙+☽♓||⊙+ ♑⚳ ||♒⚳☽

♂−⊙ ♁⊙♀ ♃⚳+⛢⊙+ −☾ ☽♉⊙−+;

⊙♀ ☽♓||♊♒⊙♌♉ +−♓||♉ ♈☿+ ☽−♓|| ☽⊙♊♎☽♉ ||⊙♀♒⚳☽,

⊙♀ ♂−♊♊ ||⊙♀♒⚳☽ ♌⊙☽♓||= ♊♒♌⊙+ ☽⊙−+.

Vorbereitung:

♁=a=3mal; ♒=g=6mal; ♑=m=1mal; ♌=s=3mal.
⊙ b=17mal; +=h=10mal; ⚳=n=5mal; ☿=t=1mal.
♀=c=7mal; −=i=9mal; ♂=o=2mal; ♎=u=1mal.
♈=d=2mal; ☾=j=3mal; ♃=p=1mal.
☽=e=12mal; ♓=k=5mal; ⛢=q=1mal.
♉=f=6mal; ||=l=8mal; ♊=r=5mal.

Neue Geheimschrift.

abc dbcefgha ief ij jbheklbh mn lgne
olb abc pnhqbh ij efbih;
bc eklrgbsf hiklf dth eikl ebruf lbcgne,
bc oirr lbcgne sbeklrgsbh ebih.

Arithmetisches Silbenrätsel.

Ordnet man im nachstehenden Quadrat jeder der 49 Silben eine der Zahlen 1—49 derart zu, daß die Summe der in den vertikalen und horizontalen Reihen, sowie der in den beiden Diagonalreihen stehenden Zahlen je 175 betrage und stellt man die nun numerierten Silben in der natürlichen Aufeinanderfolge der Zahlen zusammen, so ergeben dieselben den Denkspruch eines bekannten deutschen Dichters.

le	ge=	ge=	Ge=	der	den	mir
nichts	will	nie=	stört	schick	Ge=	gün=
sti=	an=	flie=	ſsen	Aus	mich	dan=
he	ge	ge=	ſsen	Von	mei=	ein
lie=	der	Au=	Jch	Und	Grund	ner
See=	ben=	hört	gen=	weiſs	je=	aus
läſst	un=	des	Als	blick	daſs	der

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben sind achtzehn Wörter zusammenzustellen. Sind dieselben richtig geordnet, so bezeichnen die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen englischen Roman und die Endbuchstaben, in entgegengesetzter Richtung gelesen, den Verfasser desselben.

a a ab ac an an ap ar at ba ben bus di do el en er es ett eu fl gn ha hen hu hu hw hy il in ir iu ll la la le ma mb mi mo na nd nd nel ng no o or os ou ow pi rd ro rs rt ru ry sa sa se the thy tin to tr tr ur ve wa ze

Die Wörter bezeichnen: 1. Eine bekannte Oper, 2. eine der Orkaden, 3. einen Wunsch, 4. ein Gewürz, 5. eine Waffe, 6. einen englischen Vornamen, 7. einen Raubvogel, 8. eine Landschaft in Italien, 9. ein County der grünen Insel, 10. ein Schlinggewächs, 11. eine australische Insel, 12. einen österreichischen Schriftsteller, 13. einen spanischen Dichter, 14. eine Vereinigung, 15. einen musikalischen Ausdruck, 16. einen deutschen Dichter, 17. eine Gartenzierpflanze, 18. eine Blume.

Kapselrätsel.

Fast alle Gesandte blasen Sturm in einer Weise, daß von Spaß und Scherz kaum noch die Rede sein kann, wer weiß, ob über Nacht nicht ein enormer Orkan losbricht?

In diesem Satz sind in 7 Worten 7 Hauptworte geborgen, deren Anfangsbuchstaben in der Reihenfolge der Worte einen bekannten deutschen Staatsmann ergeben.

Ergänzungsrätsel.

ka na ra bi ri do mo au ten lin ul kel.
Aus diesen Silben sollen mit Ergänzung von noch 6 andern Silben, 6 Worte gebildet werden, welche bedeuten: Stadt in Südbayern, Stadt in Italien, männlicher Vorname, weiblicher Vorname, eine Gartenblume, eine Schießwaffe.

Sind die Worte in die richtige Reihenfolge gestellt, so ergeben die ergänzten Silben von oben nach unten gelesen, eine vielgenannte Dichterin.

Metamorphose.

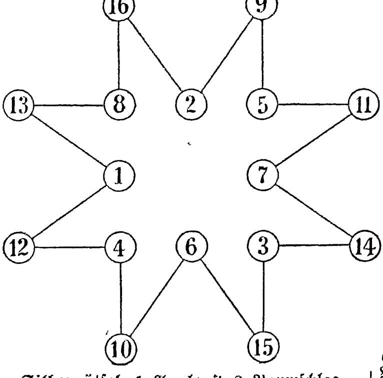
Moltke soll in Held umgewandelt werden mit 9 Zwischenworten, darunter 2 Städte, eine in Sachsen, die andere in Württemberg.

Rebus.



Auflösungen zu Heft 6, S. 1268.

Vokalrätsel: Harz (Hochzeitsschmaus, Aristodemus, Reichstag zu Worms, Zaunkönig). — **Charade:** Tafelfichte. — **Palindrom:** Stets. — **Scherzfrage:** Wenn er nichts anderes als Bouillon zu essen hatte. — **Sternrätsel:**



Silbenrätsel: 1. Armbrust, 2. Baumschlag. — **Rätsel von Alfred Friedmann:** Ihr Elephant (irrlevant). — **Rätselhafte Inschrift:** Donner Wetter! superb, auf Ehre, famoses Mädel, um die Taille wie 'ne Wespe, reizend, um nich gerade ravissante zu sagen.

Auszählspiel in Heft 5: Ausgangsbuchstabe: Das u rechts oben hinter dem s und vor dem ö Auszählungsnummer: 7. Die siebenten Buchstaben ergeben nebeneinandergelegt: Frohe Tage, gute Renten — Und noch vieles Schöne mehr, — Wünschet seinen Abonnenten — Hoffnungsvoll „Vom Fels zum Meer".

Kettenrätsel.

Es sollen 7 Worte gebildet werden, von denen das folgende stets mit der Endsilbe des vorigen beginnt, und welche bedeuten:

1. eine aus der Bibel bekannte Königin, 2. einen Waldbaum, 3. eine musikalische Bezeichnung, 4. einen Wärmeregulator, 5. ein amtliches Papier, 6. einen Fluß in Deutschland, 7. einen alljährlich erfolgenden wichtigen militärischen Akt.

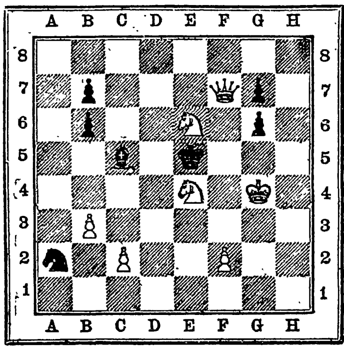
In die richtige Reihenfolge gestellt ergeben die Anfangsbuchstaben der Worte von oben nach unten gelesen eine Stadt in Italien.

Die sonst noch vorkommenden Silben sind: a i bi gi no vu mu thü fen tan del for.

Schachaufgabe Nr. 23.

Von F. Dubbe in Rostock.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XV.

Von O. C. Budde in Christiania.

Weiß. Kh6. Df3. Le6. Bb4, b6.
Schwarz. Ke7. Bb7.
Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung von Nr. 22.

1. Da1 — a8	Kf4 — e5
2. f2 — f4	Ke5 — f4:
3. Da8 — b8 matt.	
2.	Ke5 — d6
3. Da8 — d8 matt.	
2.	Ke5 — f6
3. Da8 — f8 matt.	
2.	Ke5 — d4:
3. Da8 — e4 matt.	
1.	Se3 — d5
2. Da8 — d5:	beliebig
3. Dd5 — g5 oder e4 matt.	

Lösung von Aufgabe XIV.

1. Ld6 — g3	Kf3 — g3:
2. Dd7 — g4 matt.	
1.	Ke2 oder c4
2. Dd7 — d3 matt.	
1.	S zieht
2. Dd7 — d3 matt.	

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 20 wurde gelöst von S. Loibl in München, E. Kuhl in Gotha, Albert Joch in Stargard, W. Liebmann in Leipzig.

Nr. 21 wurde gelöst von E. Kuhl in Gotha, Albert Joch in Stargard.

Nr. XII wurde gelöst von Albert Joch in Stargard, W. Liebmann in Leipzig.

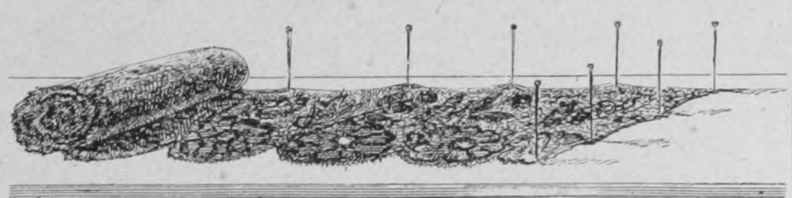
Nr. XIII wurde gelöst von E. Kuhl in Gotha, W. Liebmann in Leipzig.

Schachbriefwechsel.

E. K. in Gotha. Ihren Zweizeiler werden wir in einem der nächsten Hefte zur Veröffentlichung bringen. Besten Gruß!

Spitzenmalerei.

Die schwarze Spitze, ganz gleich welchen Stoffes, kann als Besatz von Gesellschaftskleidern bemalt werden. Es eignen sich hierfür besonders jene Spitzen, die in ihren Mustern Blumen als Sträußchen, Gewinde oder in Verbindung mit Arabesken haben und infolgedessen eine große Zahl verschiedener Farben aufnehmen können. Als brauchbares Material nehme man Deckfarben oder mische Cremnitzer Weiß mit Aquarellfarbe.



Spitzenmalerei.

Man schneide sich, bevor man die Malerei beginnt, einige Streifen Fließ- oder Löschpapier in der Breite der zu malenden Spitze, hefte diese mittels etwas gelöstem Gummi arabikum auf ein längliches Brett (Plättbrett), rolle hierüber die Spitze etwa einen Meter lang ab und befestige sie mit Stecknadeln auf demselben wie Fig. zeigt. Die Farben müssen sich dem einzelnen Geschmack anpassen, doch empfiehlt es sich möglichst leuchtende Töne neben einander zu stellen, ohne besorgen zu dürfen, daß die Wirkung eine zu grelle würde. Man benutze für rot: Zinnober, für gelb: hell und dunkel Chromgelb, blau: Preußischblau und Kobalt, braun: gebrannte Terrasienna und Deckweiß. Mit einem gewöhnlichen Tuschpinsel, der eine mäßig scharfe Spitze hat, trägt man die Farben in der Länge des abgerollten Meters auf das sich stets wiederholende Muster auf; als erste Farbe für Blumen, Rosenknospen und dergl. verwende man Zinnober; dann wasche man den Pinsel rein aus und nehme gelb. Mit diesem kann ein Teil der Blumen oder Blätter gemalt werden, vielleicht auch ein Teil der Arabesken, jedoch müssen diese sowohl, wie die gelben Blätter später mit Terrasienna abgetönt werden. Die Blätter und Stengel male man mit Preußischblau, dem man etwas Gummigutt zusetzt. Chromgelb zugesetzt würde eine unreine Farbe geben. Für Vergißmeinnicht oder ähnlich geformte Phantasieblumen giebt Kobalt mit Weiß gemischt einen sehr schönen Ton. Zu bemerken ist indeß, daß die untere Einfassung der Spitze unter allen Umständen unbemalt bleibt. Das Schwarz, auch im Fond, muß stets vorherrschend bleiben. Die untere Einfassung der Spitze wird mit Gold gemalt. Man nehme hierzu Goldbronze, die in jeder Farbwarenhandlung käuflich ist, schütte eine kleine Messerspitze voll auf einen flachen Teller, nehme einige Tropfen gelösten Gummi arabikum hinzu und reibe alles mit dem Finger tüchtig durch. Zum Malen verdünne man diesen Brei mit etwas Wasser, reibe aber jedesmal nur soviel an, als ungefähr gebraucht wird, damit das Gold seine Leuchtkraft behält. Bronze in Stücken, wie man sie in den Tusch- und Malkästen hat, ist ungeeignet für diesen Zweck. Von den verschiedenen Spitzen sind einige Nummern aus dem Geschäft von Rudolph Herzog, Berlin, als ganz vorzüglich für diesen Zweck zu erwähnen: Nr. 2957, 8 Centimeter breit, hat Vergißmeinnicht und Rosen in Verbindung von Blattwerk und Ranken. Bei dieser Spitze würde Gold nur in der oberen Kante anzuwenden sein, d. h. der großlöcherige Grund über der Vergißmeinnichtranke. Nr. 3269 und 2957, beide 10 Centimeter breite Spitzen, sind insofern sehr geeignet, als die Unterkante, die aus Blumen gebildet wird, für Bronzemalerei paßt. Nr. 3122, 23 Centimeter breit, läßt eine ausgiebige Anwendung von Farben und Bronzen zu. Unter- und Oberkante kann hier Gold gemalt werden, während die Rosenbouquets mit den zierlichen Knospen und den sich zwischendurchwindenden Knospenblüten zur Aufnahme von hellen Farben, rosa und dunkelrot besonders qualifiziert erscheinen.

Oscar Hülcker.

Neues fürs Haus.

Neuer patentierter Universal-Sparleuchter. Der untenstehend abgebildete Sparleuchter bietet infolge seiner überaus zweckmäßigen Konstruktion die Möglichkeit, Lichte jeder beliebigen Stärke in ihm zu brennen, ohne das sonst so lästige Umwickeln von Papier zur Anwendung zu bringen, auch kann man ohne Benutzung des üblichen Lichtsparers das Licht bis zum Ende abbrennen lassen. Die Konstruktion des Leuchters ist eine überaus einfache; man stellt das Licht in den Leuchter und dreht die obere Platte soweit von links nach rechts, bis die auf der Skizze sichtbaren Zähne in das Licht eindringen und es festhalten. Der Neue Universal-Sparleuchter wird in zwei Ausführungen, von bronziertem Eisen mit Feuerzeug zum Preise von $2\frac{1}{2}$ Mark und von vernickeltem Metall ohne Feuerzeug zum Preise von 3 Mark gefertigt und ist im Etablissement für hauswirtschaftliche und Kücheneinrichtung von Karl Hirsch & Komp., Berlin W, Leipzigerstr. 2, vorrätig.



Sparleuchter.

Neuer Pastetenbecher. Die Pastete wird in der porzellanenen Einsatzform des Pastetenbechers gebacken, diese Form dann in den vernickelten Untersatz gestellt und so zur Tafel gebracht. Auch zum Servieren von Ragoût-fin eignet sich das kleine Tafelgerät vorzüglich; es ist in seinem Aeußern weit eleganter als die Muschelschalen, welche allgemein für diesen Zweck in Gebrauch sind, läßt sich auch an seinem Griffe bequemer halten als die Muscheln, deren schmale Kanten den Fingern nur unsichern Halt bieten. Der Preis des eleganten Gerätes beträgt 1 M. 20 Pf. per Stück, 12 Mark für das Dutzend. Vorrätig im Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin W, Leipzigerstr. 88.



Pastetenbecher.

Unsere Kunstbeilagen.

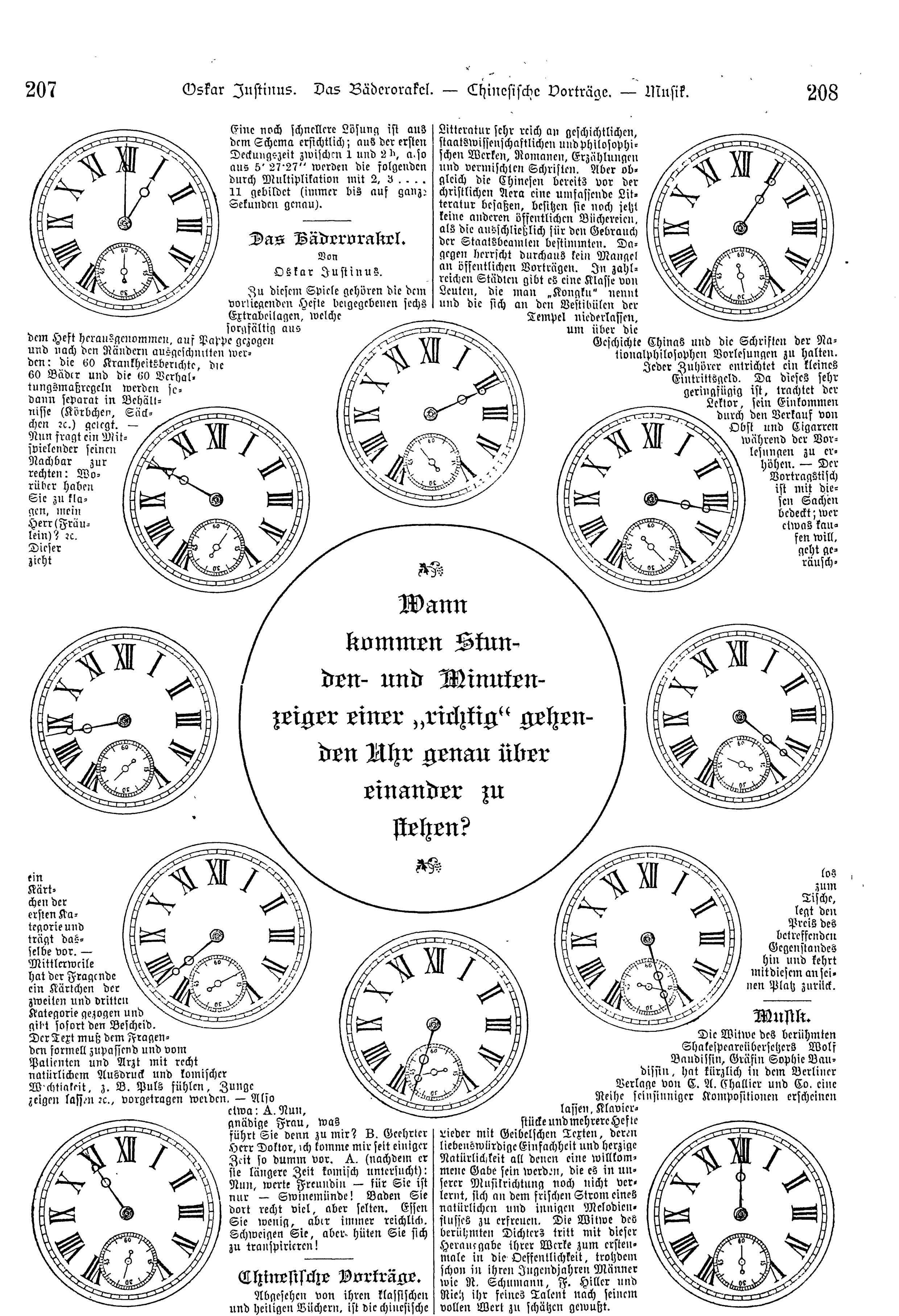
Keinem Geringeren als **Ludwig Knaus** verdanken wir diesmal eine unserer Kunstbeilagen, die sich als vorzügliche Reproduktion eines der lebensvollsten Bilder des Meisters ausweist. Er hat sein Werk „Auf der Wahlstatt" betitelt und führt uns auf ihm in den Tanzsaal irgend einer Bauernschenke, der überall die Spuren eines heftigen Kampfes zeigt. Die Fenster sind zertrümmert, zerschellte Bierkrüge, ihrer Beine beraubte Stühle, zerfetzte Kleidungsstücke liegen umher, und selbst das Treppengeländer ist unter der Wucht der andrängenden Kämpfer zerschmettert. Auch der Held des Dramas, das sich hier abgespielt, zeigt, daß ihm der Sieg nicht leicht geworden, ja er hat zuletzt in wilder Kampfeswut zum Messer gegriffen und es dem Gegner in die Hüfte gestoßen. Das Mädchen, um das der Streit wohl entbrannt, sucht ihn zu besänftigen, während die Wirtin die engen Treppen hinab nach Hilfe schreit, die Musikanten und Andere aber bangen Herzens sich auf der kleinen Tribüne zusammendrängen. Der Ausdruck in den einzelnen Gesichtern ist voll Meisterschaft und alles in dem Bilde atmet Wahrheit und Leben. In vollem Gegensatz zu dieser düsteren Scene steht der vortrefflich zur Faschingszeit sich schickende „Atelierscherz" von W. Berger. Das Modell, das so schalkhaft mit seinem reizenden Gesicht den aufgespannten Bogen durchdrückt, die erheiternd wirkende Berechnung der Genüsse, welche es sich in Gemeinschaft mit dem Künstler am 29. bis 31. des Monats geleistet hat, zeigen den ganzen flotten Künstlerhumor, dessen Liebenswürdigkeit sich kein Beschauer entziehen kann. — Weihevolle Stimmung liegt auf dem de Vriendt'schen Gemälde „Die heilige Cäcilie". Das, was sterblich an der begnadeten Künstlerin, liegt auf der Bahre, aber ihre reine lautre Seele steigt gen Himmel, begleitet und empfangen von Engelscharen, die lobsingend und preisend die selige Schwester in ihren Kreis aufnehmen. — Das erste Erwachen der Natur nach langem Winterschlaf schildert ein weiteres Bild. Wie leichte wallende Nebel hängt es zwischen den Bäumen und Sträuchern, auf die wärmende Sonnenstrahlen ihre leuchtenden Lichter werfen. Von kurzer Dauer freilich ist dieses Leuchten, diese erste Wärme, noch einmal folgt Nacht, vielleicht auch Schnee und Eis, aber wie eine Verheißung hat der erste Sonnenstrahl des **Vorfrühlings** gewirkt und der Kreatur die herrliche Kunde gebracht, daß die goldene Lenzeszeit mit ihrer Farbenpracht, ihrem Duft und Jubel Einzug halten wird.

Die „richtig" gehende Uhr.

Zur Erklärung der umstehenden Zeichnungen diene folgendes. Vorausgesetzt wird, daß Stunden-, Minuten- und Sekundenzeiger einer richtig gehenden Uhr um 12^h genau die Stellung einnehmen, wie die letzte Figur zeigt. Minuten- und Stundenzeiger decken sich vollkommen und der längere Teil des Sekundenzeigers ist nach 60, resp. 0 gerichtet. Von dieser Stellung der Zeiger ausgehend, ist leicht einzusehen, daß zwischen 12 und 1^h ein Uebereinanderstehen der Zeiger nicht möglich ist, da der Minutenzeiger seinen Weg von 60 Minuten zurücklegt und der Sekundenzeiger von 12 bis 1 schreitet. Die Bewegung der Zeiger verfolgend, finden wir, daß zwischen 1 und 2^h ein Decken der Zeiger eintreten muß. — Zu welcher Zeit geschieht dies nun in dieser und den darauf folgenden Stunden? Die Geschwindigkeit des Minutenzeigers ist 12mal so groß als jene des Stundenzeigers. Bezeichnet man den Weg des Stundenzeigers von 12^h bis zur Deckung zwischen 1 und 2^h mit x, so ist der Weg des Minutenzeigers $x + 60$ Minuten.

Aus der Gleichung $12\,x = x + 60$ findet man $x = 5\frac{5}{11}$ Minuten. Zwischen 1 und 2^h decken sich also die Zeiger nach $1 \,.\, 5' + 1 \,.\, \frac{5'}{11} = 5' + \frac{5'}{11} = 5'\,27{\cdot}27''$. Zwischen 2 und 3^h nach $2 \,.\, 5' + 2 \,.\, \frac{5'}{11} = 10' + \frac{10'}{11} = 10'\,54{\cdot}55''$. Zwischen 3 u. 4^h nach $3 \,.\, 5' + 3 \,.\, \frac{5'}{11} = 15' + \frac{15'}{11} = 16'\,21{\cdot}82''$. Zwischen 4 u. 5^h n. $4 \,.\, 5' + 4 \cdot \frac{5'}{11} = 20' + \frac{20'}{11} = 21'\,49{\cdot}09''$. Zwischen 5 und 6^h nach $5 \,.\, 5' + 5 \,.\, \frac{5'}{11} = 25' + \frac{25'}{11} = 27'\,16{\cdot}36''$. Zwischen 6 u. 7^h nach $6 \,.\, 5' + 6 \,.\, \frac{5'}{11} = 30' + \frac{30}{11}' = 32'\,43{\cdot}64''$. Zwischen 7 u. 8^h n. $7 \,.\, 5' + 7 \,.\, \frac{5'}{11} = 35' + \frac{35'}{11} = 38'\,10{\cdot}91''$. Zwischen 8 und 9^h nach $8 \,.\, 5' + 8 \,.\, \frac{5'}{11} = 40' + \frac{40'}{11} = 43'\,38{\cdot}18''$. Zwischen 9 u. 10^h n. $9 \,.\, 5' + 9 \,.\, \frac{5'}{11} = 45' + \frac{45'}{11} = 49'\,54{\cdot}5''$. Zwisch. 10 u. 11^h n. $10 \,.\, 5' + 10 \,.\, \frac{5'}{11} = 50' + \frac{50'}{11} = 54'\,32{\cdot}73''$. Zwischen 11 u. 12^h nach $11 \,.\, 5' + 11 \,.\, \frac{5'}{11} = 55' + \frac{55'}{11} = 60'$ also Punkt 12^h.

Dies läßt sich schematisch zusammenstellen, wie zu ersehen ist. Die Rechnung läßt sich ohne Mühe leicht einprägen. — Will man wissen, wann die Zeiger zwischen 7 und 8^h sich decken, so hat man nur zu bilden $7 \,.\, 5' + 7 \,.\, \frac{5'}{11} = 35' + \frac{35'}{11} = 38'\,10{\cdot}91''$.



Eine noch schnellere Lösung ist aus dem Schema ersichtlich; aus der ersten Deckungszeit zwischen 1 und 2 h, also aus 5' 27·27'' werden die folgenden durch Multiplikation mit 2, 3 .... 11 gebildet (immer bis auf ganze Sekunden genau).

Das Bäderorakel.

Von

Oskar Justinus.

Zu diesem Spiele gehören die dem vorliegenden Hefte beigegebenen sechs Extrabeilagen, welche sorgfältig aus dem Heft herausgenommen, auf Pappe gezogen und nach den Rändern ausgeschnitten werden: die 60 Krankheitsberichte, die 60 Bäder und die 60 Verhaltungsmaßregeln werden sodann separat in Behältnisse (Körbchen, Säckchen 2c.) gelegt. — Nun fragt ein Mitspielender seinen Nachbar zur rechten: Worüber haben Sie zu klagen, mein Herr (Fräulein)? 2c. Dieser zieht ein Kärtchen der ersten Kategorie und trägt dasselbe vor. — Mittlerweile hat der Fragende ein Kärtchen der zweiten und dritten Kategorie gezogen und gibt sofort den Bescheid. Der Text muß dem Fragenden formell zupassend und vom Patienten und Arzt mit recht natürlichem Ausdruck und komischer Wichtigkeit, z. B. Puls fühlen, Zunge zeigen lassen 2c., vorgetragen werden. — Also etwa: A. Nun, gnädige Frau, was führt Sie denn zu mir? B. Geehrter Herr Doktor, ich komme mir seit einiger Zeit so dumm vor. A. (nachdem er sie längere Zeit komisch untersucht): Nun, werte Freundin — für Sie ist nur — Swinemünde! Baden Sie dort recht viel, aber selten. Essen Sie wenig, aber immer reichlich. Schweigen Sie, aber hüten Sie sich zu transpirieren!

Chinesische Vorträge.

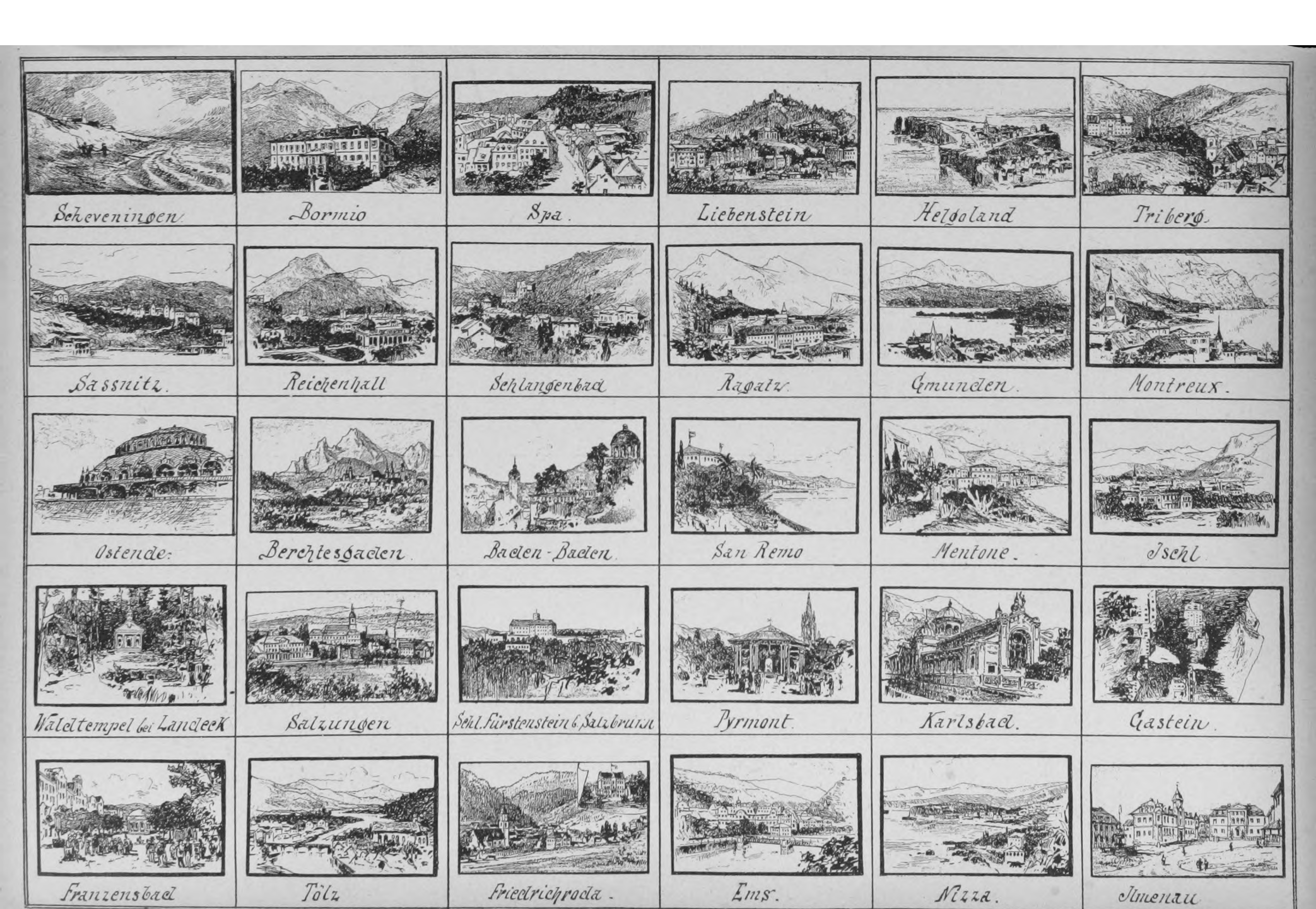
Abgesehen von ihren klassischen und heiligen Büchern, ist die chinesische Litteratur sehr reich an geschichtlichen, staatswissenschaftlichen und philosophischen Werken, Romanen, Erzählungen und vermischten Schriften. Aber obgleich die Chinesen bereits vor der christlichen Aera eine umfassende Litteratur besaßen, besitzen sie noch jetzt keine anderen öffentlichen Büchereien, als die ausschließlich für den Gebrauch der Staatsbeamten bestimmten. Dagegen herrscht durchaus kein Mangel an öffentlichen Vorträgen. In zahlreichen Städten gibt es eine Klasse von Leuten, die man „Kongku“ nennt und die sich an den Vestibülen der Tempel niederlassen, um über die Geschichte Chinas und die Schriften der Nationalphilosophen Vorlesungen zu halten. Jeder Zuhörer entrichtet ein kleines Eintrittsgeld. Da dieses sehr geringfügig ist, trachtet der Lektor, sein Einkommen durch den Verkauf von Obst und Cigarren während der Vorlesungen zu erhöhen. — Der Vortragstisch ist mit diesen Sachen bedeckt; wer etwas kaufen will, geht geräuschlos zum Tische, legt den Preis des betreffenden Gegenstandes hin und kehrt mit diesem an seinen Platz zurück.

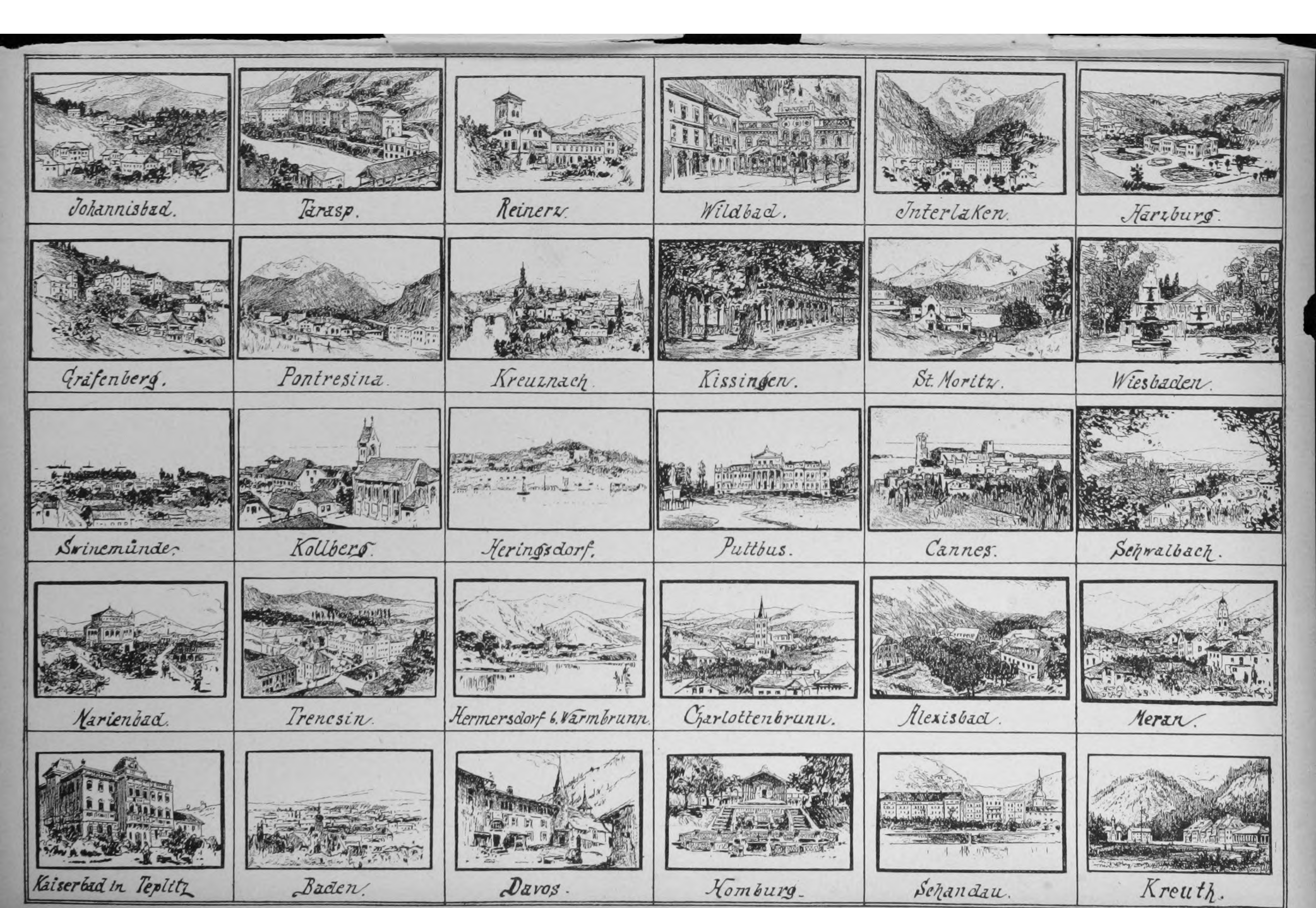
Musik.

Die Witwe des berühmten Shakespeareübersetzers Wolf Baudissin, Gräfin Sophie Baudissin, hat kürzlich in dem Berliner Verlage von C. A. Challier und Co. eine Reihe feinsinniger Kompositionen erscheinen lassen, Klavierstücke und mehrere Hefte Lieder mit Geibelschen Texten, deren liebenswürdige Einfachheit und herzige Natürlichkeit all denen eine willkommene Gabe sein werden, die es in unserer Musikrichtung noch nicht verlernt, sich an dem frischen Strom eines natürlichen und innigen Melodienflusses zu erfreuen. Die Witwe des berühmten Dichters tritt mit dieser Herausgabe ihrer Werke zum erstenmale in die Oeffentlichkeit, trotzdem schon in ihren Jugendjahren Männer wie R. Schumann, F. Hiller und Riez ihr feines Talent nach seinem vollen Wert zu schätzen gewußt.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.


Scheveningen
Bormio
Spa.
Liebenstein
Helgoland
Triberg.
Sassnitz.
Reichenhall
Schlangenbad
Ragatz.
Gmunden.
Montreux.
Ostende.
Berchtesgaden.
Baden-Baden.
San Remo
Mentone.
Ischl
Waldtempel bei Landeck
Salzungen
Schl. Fürstenstein b. Salzbrunn
Pyrmont.
Karlsbad.
Gastein.
Franzensbad
Tölz
Friedrichroda.
Ems.
Nizza.
Ilmenau



Johannisbad.
Tarasp.
Reinerz.
Wildbad.
Interlaken.
Harzburg.
Gräfenberg.
Pontresina.
Kreuznach.
Kissingen.
St. Moritz.
Wiesbaden.
Swinemünde.
Kollberg.
Heringsdorf.
Puttbus.
Cannes.
Schwalbach.
Marienbad.
Trencsin.
Hermersdorf b. Warmbrunn.
Charlottenbrunn.
Alexisbad.
Meran.
Kaiserbad in Teplitz
Baden.
Davos.
Homburg.
Schandau.
Kreuth.

Niese ich, thue ich's nicht unter einem Dutzend.	Ich bin blut-arm, Herr Doktor!	Mir fehlt — viel Geld!	Ach, wie bin ich müde, ach, wie bin ich matt.	Ich habe eine aufgesprungene Unterlippe.
Mein Herz ist voll und übervoll.	Na, raten Sie einmal!	Ich muß immer die Augen nieder schlagen.	Ich fühle eine solche Leere im nervus rerum.	Ich habe einen Neidnagel an der linken Zehe.
Mir schmeckt kein kleiner Bissen.	Meine Hühneraugen haben einen so melancholischen Ausdruck.	Ich komme mir so dumm vor.	Meine Gläubiger halten mich für schwerhörig.	Ich leide an einer Gänsehaut.
Was mir fehlt? Die Gesundheit!	Ich sehe Alles grau in grau.	Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.	Meine Haut ist wie ein Reibeisen.	Ich habe einen so dicken Kopf.
Mir thun meine falschen Zähne weh.	Ich habe Appetit und weiß nicht wonach.	O weh, mir wird so schlimm.	Meine Ruhe ist hin, mein Herz ist schwer.	Ich habe einen Brummschädel.
Meine Zunge ist belegt wie eine Stulle.	Ich leide an Idiosynkrasie und weiß nicht, wogegen.	Mir ist so kannibalisch wohl.	Mein Portemonnaie leidet an der Schwindsucht.	Herr Doktor, ich wandle nacht.

Spalten Sie alle Morgen vor dem Frühstück ein Klafter Brennholz. Es kann auch Preßkohle sein.	Nehmen Sie die „Tante Voß" ins Bad und bleiben so lange im Wasser, bis Sie dieselbe nebst allen Beilagen ausgelesen haben.	Verlieren Sie aber bei der Hinfahrt Ihre Perücke (Zöpfe) nicht!	Gondeln Sie so lange auf dem See, bis dem Schiff die Planken wehthun.	Hüten Sie sich aber vor der scharfen Abendluft: dagegen ist die Morgenluft noch viel gefährlicher.
Stürzen Sie sich dort in den Strudel — aber wo das Wasser am nässesten ist.	Essen Sie alle Tage vor dem Frühstück eine gebratene Gans — aber mit Aepfelfüllung.	Lassen Sie sich aber dort unter der Masse Herren (Damen) nicht bange werden.	Nehmen Sie dort vor dem Brunnen zwei Tassen Kaffee — aber ein Pfund auf die Tasse.	Setzen Sie Ihre Moorbäder ruhig fort, bis Sie schwarz werden.
Trinken Sie den dortigen Säuerling so lange, bis Welschkraut in Ihrer Hand zu Sauerkraut wird.	Legen Sie dort aber niemals Ihre Pelzmütze ab: die Nachtluft ist zu gefährlich.	Verlieren Sie dort Ihr Herz, nicht aber Ihren Verstand und Ihre Börse.	Schlafen Sie von morgens bis abends und legen Sie sich kurgemäß zeitig zu Bett.	Inhalieren Sie, bis Ihnen die Sache zum Halse herauswächst.
Legen Sie sich täglich 24 Stunden in den Sand und lassen sich die Sonne in den Mund scheinen.	Langweilen Sie sich wie ein Mops und Sie werden sich bald hundemäßig wohl fühlen.	Treiben Sie fleißig Lungengymnastik, fallen Sie aber dabei nicht vom Stengel.	Nehmen Sie aber alle Tage einen Becher weniger!	Nehmen Sie ein sechswöchentliches Sitzbad und stehen Sie vollständig genesen auf.
Wiegen Sie sich alle Tage! Das ist die Hauptsache von der ganzen Kur.	Genießen Sie fleißig die Bittersalzquelle — ohne selbst verbittert davon zu werden.	Sitzen Sie so lange im Salzbade, bis Ihre Küsse wie ein Matjeshering schmecken.	Setzen Sie den ersten Tag das Trinken ganz aus und verdoppeln das Quantum von Tag zu Tag.	Baden Sie in der alten und neuen, der Buben-, Mädchen- und allen sonstigen Quellen: Sie werden einmal sehen, wie Sie davon quellen werden.
Verheiraten Sie sich dort — nehmen die Schwiegermutter ins Haus und Sie werden staunen, wie schnell Sie da abnehmen.	Schnappen Sie nur von früh bis Abend Alpenluft, schnappen Sie aber nicht über.	Nehmen Sie stündlich — ein Kilo ab.	Machen Sie hin und wieder ein kleines Spielchen mit: aber nur, wenn Sie gewinnen.	Gehen Sie täglich nach dem Essen Dreitausend Meter — verzählen Sie sich aber nicht!

Zum „Bäderorakel. Von Oskar Justinus". (Text s. Sammler dieses Heftes.)

Ich kann meine Beine nicht mehr sehen.	Ich bin zu gebildet.	Ich habe polizeiwidrig rote Backen.	Ich liebe, aber ich weiß nicht, wen?	Ich bin so abgemagert, daß ich in meinen Leib einen Knoten machen kann.
Ich habe einen Katzenkopf.	Ich bin sehr häufig kathedralisch affektiert.	Meine Nase sieht aus wie Aurora in Oel.	Ich werde geliebt — es ist mir aber unangenehm.	Ich leide so am — allgemeinen Schwindel.
Meine Gurgel ist allezeit trocken.	Mich bekommt niemand früh aus den Federn.	Mich juckt's im linken Ohrläppchen.	Ich habe einen so bellenden Husten, daß ich mir eine Hundesteuermarke lösen mußte.	Mir ist mein neuer Ueberzieher schon wieder zu eng.
Ich muß immer lachen, wenn man mich kitzelt.	Ich kann nicht niesen, Herr Doktor!	Mir stehen die fehlenden Haare zu Berge.	Wenn Sie das nicht wissen, Herr Doktor, ich schon lange nicht.	Mich fliehen alle — Haare.
Ich muß bei jedem Kalauer „Au" schreien.	Ich habe einen Vogel.	Ich zucke immer nervös zusammen, wenn ich einen Gerichtsvollzieher sehe.	Mich schmerzt die Leber — wenn sie nicht ordentlich durchgebraten ist.	Ich leide an den Nieren, die ich gestern verspeist. — Sie waren zu hart.
Ich kann kein leeres Glas sehen.	Ich habe zwei dicke Backen.	Herr Doktor, ich liebe —	Wenn ich nach dem zehnten Maß unterm Tisch liege, kann ich nicht aufstehn.	Ich bin ein ganz verrückter Kerl.

Baden Sie dort in Kiefernadeln — stechen Sie sich aber nicht. Legen Sie sich zur Sicherheit ein Kiefernadelkissen unter.	Versäumen Sie aber keine Reunion: das könnte die ganze Kur in Frage stellen.	Baden Sie viel, aber selten. Essen Sie wenig — aber immer reichlich. Schwitzen Sie — aber transspirieren Sie nicht dabei.	Machen Sie aber ja keine anstrengenden Bergpartieen. Wenn Sie durchaus gehen wollen, so lassen Sie sich tragen.	Jagen Sie dort und essen nur Selbsterlegtes. Dann werden Sie sich sicher nicht den Magen verderben.
Lassen Sie sich dort einmal ordentlich den Kopf waschen.	Verlieben Sie sich — und zwar unglücklich. Was meinen Sie, wie gesund ist das?	Beginnen Sie mit drei Glas. Bekommt Ihnen dies nicht, nur zwei. Nötigenfalls würde ein Glas es thun. Selbst gar keins kann von guter Wirkung sein.	Trinken Sie von der dortigen gehaltreichen Salzquelle so lange, bis Sie sich in Frau Lot verwandelt haben.	Nehmen Sie so lange Moorbäder, bis Sie sagen können: Der Moor hat seine Schuldigkeit gethan.
Achten Sie streng darauf, zu trinken wenn Sie durstig und zu speisen wenn Sie hungrig sind.	Und reisen Sie nach sechswöchentlicher Kur unverrichteter Sache wieder ab.	Essen Sie nichts Gebackenes, nichts Geselchtes, nichts Gebratenes, nichts Rohes! Trinken aber — nun schon gar nicht.	Nehmen Sie so lange Malzbäder, bis Sie ein leibhaftiger Malzbonbon geworden sind.	Nehmen Sie Schlammbäder, bis Sie ein Schlemmer geworden.
Nehmen Sie dort alle Morgen ein Vollbad in Schlagsahne mit Kamillenthee.	Spielen Sie wie ein Kavalier — behalten Sie aber noch so viel, daß Sie den Bahnzug nach Hause bezahlen können.	Fasten Sie! Wenn Sie aber durchaus etwas essen müssen, so trinken Sie ein Gläschen gezehrten Ungar.	Machen Sie sich solo auf die Sohlen, nehmen ein Soolbad, spielen eine Partie Solo und essen ein Soolei zum Frühstück.	Machen Sie den Salontiroler und schmeicheln Sie sich bei einer Gemsenhirtin ein.
Nehmen Sie vor dem Frühstück sechs Gläser dortiger Quelle: dieses Wasser ist jod-voll!	Suchen Sie Händel mit dem Inspektor und lassen Sie sich einsperren. Das wird sehr beruhigend auf Ihre Nerven wirken.	Nehmen Sie jeden Morgen ein Schnapsgläschen mit Ozon — verderben Sie sich aber nicht den Magen dabei.	Lassen Sie sich einen starken Strom durch die Nasenspitze leiten.	Trinken Sie täglich 6 Glas Milch der frommen Denkart, wie sie von der Kuh kommt.
Schlagen Sie ein Loch in den gefrorenen Fluß, baden Sie dort: aber verbrühen Sie sich nicht.	Tauchen Sie beim Baden recht oft und nehmen Sie beim Heraufkommen immer ein Glas Molke.	Wandeln Sie dort unter Oliven und Zitronen — nicht unter Palmen: denn das thut man nicht ungestraft.	Gebrauchen Sie aber zwischen den Bädern immer einige spanische Fliegen, Blutegel, Klys- und andere Tiere.	Mieten Sie sich dort eine Villa und gucken den ganzen Tag zum Fenster hinaus.

Zum „Bäderorakel". Von Oskar Justinus". (Text s. Sammler dieses Heftes.)



Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

hervorragender Germanisten

herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von

W. Spemann, Berlin und Stuttgart.

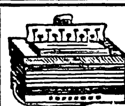
Der neueste Band enthält:

Goethes Werke VIII. Dramen. Herausgegeben von Prof. Dr. Schröer.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist die einzige, nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist ein nationales Unternehmen, von hervorragender Bedeutung, das mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.

Wein-, Geflügel-, Eier-Versandt. Echter ungar. Rothwein 1 4 Liter-Faß zu Mk. 4. 1 fetten Truthahn o. 4 fette Poulets zu Mk. 7. 1 Kiste mit 65 Stück prima Eier zu Mk. 3. 50. Franko gegen Voreinsendung des Betrages bei [2237]
Ludwig Bauer, Werschetz, Ungarn.



Die besten und schönsten, in der Stimmung korrekt der Musik entsprechenden
Harmonika
bekommt man allein bei
Joh. N. Trimmel,
Wien VII, Kaiserstraße 74. [2138]
Illustrirter Preiscourant gratis u. franco.



Lebensgrosse Portraits in Kreide oder in Oelfarbe nach jeder Photographie. Prachtvollstes Festgeschenk. Schönstes Andenken an Verstorbene. Preisliste frei. Artist. Institut v. C. HOMMEL, Bockenheim-Frankfurt a. M.

Curiosa Humoristica etc.

Bücher u. Photg. Katalog gr. u. franco.
A. Bange, Halberstadt.

25 Mk. Stoff zu feinstem englischen Herrenanzug. Muster frco. g. frco. Rücksend. [2223]
Christian Bender, Frankfurt a. M.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne u. classische Bilder, Pracht- u. Galeriewerke, Photogravüren rc.) mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Postmarken zu beziehen. [2030]

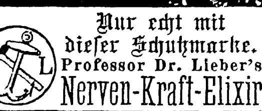
J. Neuhusen's

Billard-Fabrik [1907]
Berlin SW., Beuth-Straße 22
versendet unter Garantie ihre Specialität:
patent. Tisch-Billards



welche innerhalb 2 Sekunden zum elegantesten Speisetisch zu verwandeln sind. Preisgekrönt auf allen größeren National- u. International. Ausstellungen. (**Brüssel gold. Medaille.**) **Alle übrigen Arten von Billards u. Billards-Requisiten bestens empfohlen.** Neuestes u. höchst interessantes Gesellschaftsspiel auf d. Billard
Jeu de baraque.
Prospecte u. illustrirte Cataloge gratis.

„Jühlke's"
neu u. schön illustrirter
Samen u. Pflanzen
Auf Verlangen Catalog
gratis u. franco.
Hof-Firma u.
Pflanzen Handlung
Erfurt.



Nur echt mit dieser Schutzmarke.
Professor Dr. Lieber's
Nerven-Kraft-Elixir
zur dauernden, radicalen und sicheren Heilung aller, selbst der hartnäckigsten **Nervenleiden, Bleichsucht, Angstgefühle, Kopfleiden, Migräne, Herzklopfen, Magenleiden, Verdauungsbeschwerden etc.**
Alles Nähere besagt das jeder Flasche beilieg. Circulär. **Preis $1/2$ Fl. M. 5.—, ganze Fl. M. 9.** —, gegen Einsendung oder Nachnahme. — [1896]
Haupt-Depot: M. Schulz, Hannover, Schillerstraße. — **Depots:** Hirsch-Apotheke, Stuttgart. Löwen- u. Augusten-Apotheke, München. Engel-Apotheke, Regensburg. St. Afra-Apotheke, Augsburg. Stern-Apotheke, Straßburg i. Els. Einhorn-Apotheke, Metz. Einhorn-Apotheke, Cöln, Glockengasse. Pharmacie internationale, Hamburg, Neuerwall 25. Albert-Apotheke, Leipzig. Adler-Apotheke, Breslau, Ring 39. Apoth. z. gold. Anker, Grabow-Stettin. Ferner zu beziehen durch: C. F. Dahms, Berlin, Kommandantenstr. 8. C. Rodrian, Frankfurt. a. M., Eschenheimerstr Ernst Bley, Dresden, Annenstr. Otto Mahlke, Königsberg i. Pr., Sackheimer-Straße 44. Albert Neumann, Danzig.



Wer kennt die Mittel, nennt die Namen, Die alle schon vergeblich kamen!

Siegels Hühneraugen-Tod

ist eine **Salbe** und mit **nutzlosen Tinkturen** nicht zu vergleichen. Beweis: Fürstliche Anerkennungen u. Versand nach fernsten Welttheilen. (Schutzm. 8/3.83.) $1/1$ Kruke 1,50 Pf., $1/2$ Kruke 0,75 Pf. [2231]
August Siegel in **Genthin** (Deutschland).



Champignons,

feinst conservirt 3 Büchsen à $1/2$ Kilo für M. 5. — franco.

Champignonbrut,

speciell cultivirt, frische Prima-Qualität, Postcolli m. $1 1/2$ Kilo M. 5.50 frco. Kulturanleitung bei Aufträgen gratis.

Champignon-Züchterei,
E. G. zu Wernigerode a. Harz.

Collection Spemann

Preis des geb. Bandes 1 Mark.

Die neuesten Bände sind:
Band 96. **de Amicis, Skizzen aus dem Soldatenleben.**
" 97. **Turgenjew, Iwan, Neuland.** Ein Roman.
Vollst. Katal. in allen Buchhandl. oder von **W. Spemann in Stuttgart gratis u. frco.**



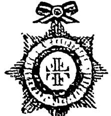
Schmidt's Samen- und Pflanzen-Catalog

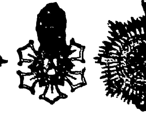
bildet ein **Vademecum** für alle gärtnerischen Angelegenheiten, ist ein **Rathgeber** für jeden Blumen- und Gartenfreund, **enthält Hunderte von Rathschlägen und Culturanweisungen** in fasslicher Weise **zusammengestellt,** bietet auf **200 Seiten viele hunderte erklärende Text-Illustrationen und mehrere künstlerisch ausgeführte farbige Vollbilder.** Das Werk gereicht durch seine elegante Ausstattung **jeder Bibliothek** zur Zierde. Dieser Catalog wird [2224]
kostenlos und postfrei versandt durch
J. C. Schmidt, Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant. **Erfurt.**
Telegramm-Adresse: **„Blumenschmidt."** [2224]

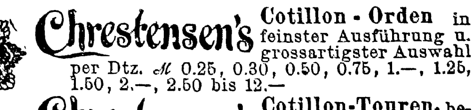


Egyptische Cigaretten von Nestor Gyanaclis

empfiehlt, Wiederverkäufern mit entsprechendem Rabatt, der **Generalvertreter für Deutschland**
[2105] **Georg Krebs, Frankfurt a. M.**

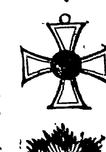





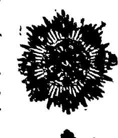
Cotillon - Orden in feinster Ausführung u. grossartigster Auswahl per Dtz. ℳ 0.25, 0.30, 0.50, 0.75, 1.—, 1.25, 1.50, 2.—, 2.50 bis 12.—

Chrestensen's Cotillon-Touren, bewährte ältere, sowie die neuesten und interessantesten Erscheinungen, auf das Eleganteste ausgestattet, per Tour ℳ 0.60, 0.75, 1.—, 1.25, 1.50, 2.—, 2.50, 3.— etc.





Cotillon - Bouquets, geschmackvollst arrangirt von frischen, getrockneten u. künstlichen Blumen, per Dtz. ℳ 1.—, 2.—, 3.—, 4.50, 6, 9, 12 bis 30.



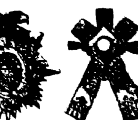
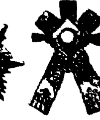
Chrestensen's Schneebälle mit tausenden der kleinsten, weissen Papierschnitzel gefüllt, per Dtz. ℳ 1.—, per Gross ℳ 10.—



Illustrirte Prachtcataloge gratis und franco.





Weltpost.

Preisverteilung

an die Einsender richtiger Lösungen des Auszählspiels im fünften Heft.

Frohe Tage, gute Renten
Und noch vieles Schöne mehr
Wünschet seinen Abonnenten
Hoffnungsvoll „Vom Fels z. Meer.“

1. **Albin Laudner**, Chemnitz: J. v. Falke, Hellas und Rom.
2. **H. Hoffmann**, Amtsgerichtssekretär, Stade: W. Kaden, Die Riviera.
3. **Präceptor Wendel**, Stuttgart: Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben.
4. **O. Czarnowsky**, Stolp i. Pommern: J. v. Falke, Illustrierte Kostümgeschichte der Kulturvölker.
5. **Karl Klein**, Kirchditmold bei Kassel: F. v. Hellwald, Die Erde und ihre Völker.
6. **G. Schwandt**, Eisenbahnbureauassist., Thorn: A. v. d. Linde, Gutenberg.
7. **Friedr. Bößler**, Kaiserslautern: H. Zöller, Die Deutschen im brasilianischen Urwald.
8. **Paula am Ende**, Magdeburg: A. v. d. Elbe, Der Heliandsänger.
9. **Jakob Schmitt**, Lehrer, Darmstadt: Th. Zolling, H. v. Kleist.
10. **Frau Benguerel-Heller**, Zürich: E. Werner, Der Egoist.
11. **J. Goeman**, Lehrer, Bedekaspel in Ostfriesland: Kulturhist. Stammbücher.
12. **K. Zimmer**, Apotheker, Lörrach: desgl.
13. **W. Schmidt**, Frankfurt a. M.: desgl.
14. **Adolf Bohlan**, Dresden: desgl.
15. **Franz Falk**, München: desgl.
16. **D. Winkelmann**, Riga: L. Walesrode, Der Storch von Nordenthal.
17. **Ph. Windisch**, Wien: desgl.
18. **Meta Weißenfels**, New York: desgl.
19. **Christian Büchler**, Marseille: desgl.
20. **Felix Krappe**, Troppau: desgl.
21. **Theodor Röpke**, Hamburg: fünf Bände Collection Spemann.
22. **Frau Regierungsbaumeister Féaux**, Rybnik: desgl.
23. **Gertrud Biederstädt**, Berlin: desgl.
24. **Hauptmann Maiß**, Cuxhaven: desgl.
25. **Johannes Ploeger**, Lehrer, Bünde i. W.: desgl.

Richtige Lösungen sandten ein:

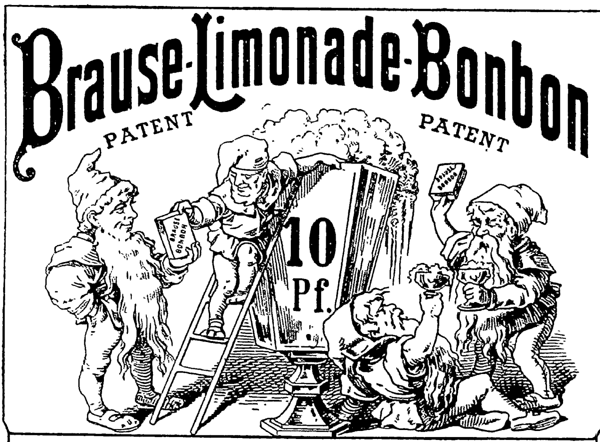
Aachen: H. Sch.; **Abbach:** X. P.; **Adenau:** v. F.; **Adorf i. V.:** F. F.; **Altena i/W.:** H. K.; **Altona:** E. K.; **Anclam:** F. W.; **Arnswalde:** C. H.; **Asse b/Wendehsen:** F. E.; **Au:** H. H.; **Backnang:** H.; **Bärn:** K. L.; **Baierdorf:** Sch.; **Basel:** L. L., R.; **Bayreuth:** Ch. H., J. K.; **Bedekaspel:** J. G.; **Bendorf:** A. C.; **Berlin:** G. B., E. Sch., P., H. K., G. u. A. B., H. R., J. R., C. F. Z., O. Sp., H. L., L. H., E. G., C. H., W. S., W. B., B., W. K., E. L., W. K.; **Bessungen:** B. L.; **Biala:** E. B.; **Bielawy:** P. R. P.; **Birkesdorf:** A. K.; **Blumenthal:** D. L. P.; **Bockenheim:** A. J.; **Bonn:** M. R., P. F.; **Braunau:** C.; **Braunschweig:** G.; **Bremen:** K. F., J. S.; **Breslau:** C. B., B. B., M. S., A. Sp., P. B., P. B., B. F., H. H., D. Sch.; **Bromberg:** A. R.; **Bruchsal:** Ph. J., F. R.; **Brünn:** H. O.; **Buckau-Magdeburg:** H. K.; **Budapest:** J. B.; **Budweis:** A. L.; **Bünde:** J. P.; **Burgberg:** W. F.; **Calbe:** H. E.; **Cassel:** P. G., L. W.; **Cernozic:** M. Sch.; **Chemnitz:** A. L., P. Sch.; **Coblenz:** G. F.; **Coburg:** F. P.; **Crefeld:** J. H., E. Sch., L. Sch.; **Cuxhaven:** M.; **Czalositz:** J. P.; **Dalkau:** St.; **Danzig:** R. K., B.; **Darmstadt:** J. Sch.; **Delmenhorst:** J. W.; **Doelitz:** R. H.; **Dortmund:** H. W., J. F.; **Dresden:** M. K., A. B., P. St., W. R., O. W., A. B., B. Sch.; **Düren:** E. B.; **Duisburg:** G., H. B.; **Düsseldorf:** C., M. W., H. W., B. E., C. E. St.; **Eger:** C. St., F. H.; **Eilenburg:** A. O.; **Eiserfeld:** K. H.; **Elberfeld:** A. M., W., O. W., W. F.; **Emden:** F. G.; **Erfurt:** T., A. R.; **Erlangen:** H. Sch.; **Finkenwerder:** H. H.; **Forst:** B. H.; **Frankfurt a/M.:** A. W., R. E., W. B., W. Sch., M. S., J. G. A., J. C., B. E.; **Frankfurt a/O.:** R. T.; **Freiburg i/Br.:** E. W.; **Freiwaldau:** W. O.; **Friedland:** L. Sch.; **Friedrichsruh:** B.; **Friesenheim:** J. H.; **Fürth:** F. M.; **Furth i/Wald:** A. K.; **Gablonz:** G. K.; **Ganterswil:** J. B.; **Geestemünde:** R. v. B.; **Geestendorf:** R. F.; **Glogau:** C. M.; **Görkau:** A. H.; **Göttingen:** A. H.; **Gotha:** C. E.; **Gräfenthal:** S. T.; **Graz:** H., H. St.; **Greiffenberg i/Schl.:** J. Sch., A. L.; **Grevenbroich:** H. R.; **Groß-Betskerek:** F. P.; **Guttenberg:** G. G.; **Halle a/S.:** M. B.; **Hamburg:** B., A. L., J. M., H. G. B., G. St., Th. R.; **Hannover:** R., L. K., J., L. H., H. K.; **Harburg:** H. G.; **Heidelberg:** F. F., F. H.; **Hermersdorf:** D. F.; **Hettstedt:** M.; **Hildesheim:** E. W., E. G.; **Hirschberg i. Schl.:** P. L., F., A. R., R. W.; **Hohenstein-Ernstthal:** P. L. B.; **Hollstadt:** E. B.; **Horn i. Nieder-Oesterreich:** A. K.; **Horowitz i. Böhmen:** A. B.; **Ichenheim:** W. B.; **Immenstadt:** A. H.; **Johannesthal:** P. H.; **Josefsstadt:** R. S.; **Ischl:** F. D.; **Itzehoe:** O. K.; **Kahla:** K. B., O. E.; **Kaiserslautern:** F. B.; **Karlsruhe:** H. H., O. K.; **Kiel:** A. F.; **Kirchditmold:** C. K.; **Kloten:** J. A.; **Köln:** J. Sch., F.; **Königsberg i/Pr.:** C. St., E. R.; **Konstanz:** J. L., R.; **Krems:** F. H.; **Kreuznach:** G. D.; **Langenlois:** J. B.; **Langenselbold:** R. G.; **Lauban:** P. R.; **Laufenselden:** C. P.; **Leipzig:** L., R. M., Th. O., J. Sch., O. J., H. M., W. v. O.; **Leipzig-Reudnitz:** F. Sch., A. S.; **Lobnitz:** P. K.; **Lodz:** O. W.; **Lörrach:** K. Z.; **Lichtenfels:** W. F.; **Limbach i/Sachsen:** M. T.; **Linz:** R. H.; **Ludwigshütte:** C. v. d. H.; **Lychen:** M.; **M.-Schönberg:** A. K.; **Magdeburg:** F. G., O. D., P. a. E.; **Mannheim:** S. R.; **Marschgrafen:** G. P.; **Marseille:** G. H., Ch. B.; **Marzoll:** J. R.; **Mechernich:** H. G.; **Meidling b/Wien:** B. S.; **Melsungen:** C. P., A. K.; **Merseburg:** M.; **Meseritz:** K.; **Metz:** G.; **Mölln-Medow:** A. B.; **Moers:** Pt. M.; **Mügeln:** R. A.; **Mülheim a. d. Ruhr:** C. M.; **München:** F. F., M. v. K., F. K., J. H., W. B., J. M., G. M., R.; **Myslowitz:** E. Sch.; **Neudamm:** C. H.; **Neupest:** M. F., L. K.; **Neustadt a. H.:** A. H.; **Neuwegersleben:** H. S.; **New York:** R. M., M. W.; **Niederöls:** W. F.; **Nordhausen:** H. P. L.; **Nortrup i. H.:** G. K.; **Nürnberg:** H. P., J. S.; **Obergruna b. Siebenlehn:** H. O.; **Oderberg:** E. P., E. Th.; **Oedenburg:** L. S., A. F., A. H.; **Oldenburg:** G. St.; **Oschatz:** L. D.; **Plauen i. V.:** E. D.; **Pobzig:** H. R.; **Polier:** H.; **Potschappel:** H. B.; **Prag:** F. H., A. K., J. H., B. P.; **Raab:** St. S., E. H.; **Ratibor:** K. P.; **Rattenberg:** M. J. St.; **Rauschenberg:** B.; **Regensburg:** C. K., J. K.; **Reichenberg i. Böhmen:** H. F.; **Rengersdorf:** W.; **Retz:** H. Z.; **Riesa:** Th. St., Th. F., R. B.; **Riesenburg:** P. K.; **Riga:** D. W.; **Romanshorn:** E. A.; **Rostock:** K., O. K., E. R.; **Ruwer:** J. B.; **Rybnik O. S.:** F.; **Schaffhausen:** E. R.; **Schneeberg i. S.:** M. G.; **Schraplau:** M. B.; **Schüttenitz:** J. R.; **Schwafheim:** G. St.; **Schweidnitz:** F. H.; **Seepothen:** E. K.; **Seitenstetten:** K. R.; **Siegburg:** E. P.; **Solothurn:** A. St.; **Sondershausen:** F. W., L. W.; **Sorau:** R.; **Spindelmühle:** G. L.; **Spremberg:** P.; **St. Gallen:** E. L.; **St. Louis:** G. H.; **St. Petersburg:** F. M.; **Stade:** H. H.; **Stadthagen:** G.; **Stein b. Nürnberg:** R. L.; **Steinmühle:** J. H.; **Stendal:** S.; **Stettin:** E. D.; **Stolp:** O. C.; **Straßburg i. E.:** A. P.; **Strehlen:** J. T.; **Stuttgart:** J. F., W.; **Styrum:** W. E.; **Temesvar:** L. v. K.; **Teschen:** J. W.; **Theresienstadt:** J. H.; **Thorn:** G. Sch.; **Tilsit:** K. W., H.; **Trier:** K. K., M. R.; **Triest:** J. H. M.; **Troppau:** J. St., J. Sp., P. A., A. St., F. K., G. L.; **Türkheim:** J. H.; **Uffenheim:** L. B.; **Ulm:** F. H.; **Vallendar:** J. W.; **Wallenstadt:** B. Th.; **Wangen:** C. R.; **Warnsdorf:** F. A. R.; **Weiherhammer:** H.; **Weitmar:** H.; **Wesel:** F. D.; **Wien:** R. v. P., O. A., C. v. H., J. D., J. F. R., W. Sch., R. Sch., L. Sch., F. D., S. St. F. C., Ph. W.; **Wien-Rudolfsheim:** J. F.; **Wien-Währing:** A. Sch.; **Wiesbaden:** J. K., P. St.; **Wildbad:** H. O.; **Wilmersdorf b. Berlin:** Th. K.; **Wingendorf:** B.; **Winterberg:** F. S.; **Woelflingen:** J. N. P.; **Wolkenstein:** E. Sch.; **Zabrze:** E. P.; **Zehdenick:** K. G.; **Zielenzig:** K., F. H.; **Zittau:** C. L.; **Zsarnovicz:** M. B.; **Zürich:** B. H.; **Zweibrücken:** A. B.; **Zwenkau:** C. K.

Eugen Müller i. Stockholm. Skataufgabe Nr. 6 richtig gelöst.

Louis Gerstenberg in Hamburg. Whistaufgabe Nr. 5 richtig gelöst.

R. C. in L. Einen Stich nach Gabriel Max' symbolischem Gemälde Jesus Christus hat W. Wörnle in Wien für den Verlag von Nikolaus Lehmann in Prag ausgeführt. Das Werk hat allgemein Anklang gefunden und dem Autor große Ehren eingebracht. Abzüge können Sie erhalten für 24, 50, 100 bis 200 M.

R. B. in W. Ein Buch über den Umgang mit Redakteuren gibt es nicht, da diese aber sozusagen auch zu den Menschen gehören, empfehlen wir Ihnen Knigges „Umgang mit Menschen“. Die statistische Tafel hat sich verzögert, weil die Resultate der jüngsten Volkszählung eingetragen werden sollen, aber noch nicht vollständig bekannt geworden sind. Das Panorama von Wien finden Sie in Heft 1.



Weltpost.

R. B. in S. Als wir Ihren Brief
n, ahnten wir, was kommen sollte. Sie
elben: „Ein für die Kunst jugendfrisch
geisterter sendet Ihnen zwei bescheidene
ben seines dichterischen Strebens zur ge-
igen Begutachtung in den kritischen Spal-
der Weltpost ein. Ihrem Urteilsspruch
e ich anheim, ob das Gebiet der Poesie
nen Willensimpulsen künftighin die Bah-
vorzeichnen kann.“
Aber Ihr Gedicht übertraf noch die Er-
tungen. Wir wollen wenigstens Frag-
nte davon den Lesern nicht vorenthalten.

e Bretter, die die Welt bedeuten..

Mich lockt in lichtumwob'ne Räume,
In Kunst geweihter Hallen Pracht, —
Zu kosten süß des Genie's Träume —
Der Mimen edle Zaubermacht.
(Prosit! D. R.)

Die Typen fester Charaktere,
Der Dämon heft'ger Leidenschaft,
Verhängnisvolle Schicksalsschwere,
Begeistert Herzens heil'gen Saft.
arum nicht lieber:
Der Dämon, der im Busen lose
Begeistert Herzens rote Sauce?)

Des Fehltritts, ach, so herbe Sühne,
Des sittlich Wollens gold'ne Kron' —
Gestaltenreich zeigt's uns die Bühne,
Du fühlest mit, — gebessert (oder: du
hast ihr) schon?

P. M. in St. 1) Auf sehr verschiedene
ise, hängt von der Beschaffenheit der Farbe
des Papiers ab. 2) In der Kunsthand-
g von L. Schaller, Stuttgart, Marien-
ße

C. H. in E. Gar nichts wert.

J. H. in W. Sie thäten auch gescheiter,
machten etwas anderes als Verse, wie
folgenden:
b' wohl du teures Land, ihr lieben Auen!
liebte Berge lebet ewig wohl
im letztenmal werd' ich die Gegend schauen
o meiner Leier Klang so oft erscholl.
neidenswerte Gegend — wir hoffen, Sie
zum letztenmal zu schauen.

„Poëta miser.“ Ihr überschweng-
er Brief ist „miß“ genug, warum machen
die Sendung durch die Gedichte noch
ßer“? Thräne schreibt man übrigens
t mit dem h nach dem a. !

J. St. in B. Da braucht man nur
Reime zu lesen, um zu wissen, wes Geistes
d Sie sind:

hinkt
klingt
dringt
blinkt.
—
Lust
Brust
längst gewußt
glückbewußt.
—
allein
Blümelein
Sonnenschein
fröhlich sein!

wir für unsern Teil wünschen viel Ver-
gen.

A. R. in F. Der Mörder hätte gewiß
Mord nicht begangen, wenn er hätte
en können, daß Sie ihn besingen würden

F. E. in H., C. W. in O., K. M. in M., H. St. in K. Jämmerliche
chwerke.

R. G. in L. Da dürften sich als sehr
tisch empfehlen die Winke für den
bstunterricht, zugleich ein Beitrag zur
thodik des Studiums fremder Sprachen
praktische Zwecke, die Wilhelm Heines
r dem Titel „Wie erlernt man
mde Sprachen?“ in der Kanitzschen
chhandlung in Gera herausgegeben hat.

H. B. Long Island. Sie haben beide
t, es war Eigenes und Fremdes gemischt.
vahren Sie uns die freundliche Gesinnung!

Neugieriger in H. Soviel wir wissen
o noch nicht.

L. W. in C. Die das Technische be-
fenden Wünsche lassen sich leider nicht
illen. Im übrigen hoffen wir Ihnen ge-
t werden zu können.

Richtige Lösungen sandten ein
Löser des Preisrätsels sind besonders
annt) K. K. in G., F. K. in K., G.
in L., R. A. H. in L., Dr. D. in L.,
W. in M., W. Sch. in M., J. F. in
H. F. in L., H. L. u. A. H. in M.,
B. in G., A. R. in W.-R., S. B.
K., E. H. in A., W. F. in B., E. R.
W.

C. D. in L. Die hochwichtige Frage
Personenportos behandelt Dr. Theodor
ka mit Sachkenntnis in einer vortrefflich
rieben, jüngst erschienenen Broschüre.



Um zu räumen liefere ich [2227]

11 der besten Werke von

Philipp Galen

zusammen 40 Bände, broschirt und neu

für nur 15 Mark

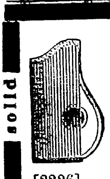
in 11 hocheleganten Ganzleinenbänden

für nur 23 Mark

durch jede Buchhandlung, sowie auch direct gegen Franko-Einsendung der Beträge.

Verzeichniß gratis und franko.

Buchhändler Carl Zieger in Leipzig.



solid — Violinen, von Professor **Aug. Wilhelmy** &c. als die besten der Neuzeit bezeichnet, ebenso Zithern und alle anderen Instrumente empfiehlt die Musikinstrumentenfabr. v. **Glaesel & Herwig** in Markneukirchen i. S. Preisliste gratis u. franco. — reell

[2226]

SANJANA

HEILMETODE.

Grossartigste und glänzendste Erfolge

i. d. Behandlung sämtlicher Blut- u. Hautkrankheiten (Psoriasis), Hals- u. Lungenleiden (Tuberculose), Nervösen Schwächungen, Anämie, Epilepsie, Neuralgie, Diabetes, Gicht, Rheumatismus, Magen- u. Leberleiden durch d. Specifica der Sanjana Company, Egham, England. **Billigstes, bestes u. sicherstes Heilverfahren, welches überhaupt existirt.**

Kein Kranker gebe die Hoffnung auf, selbst wenn alle anderen Mittel fehlschlagen, sondern wende sich an den *Secretär d. Sanjana Company*, Prinzenstr. 92, *Berlin*. Gratis u. franco genaueste Auskunft und Instructionen.

Kritik.

Wissenschaftliches, parteiloses, persönliches Urtheil an Autoren und Liebhaber von einem Gelehrten auf dem Correspondenzwege. Discretion, Zuverlässigkeit. Anfragen. Manuskript. [2221]

Rudolf Mosse, Leipzig, sub L 1769.

---

250 echte verschied. **Briefmarken**, z. B. Japan, Hawai, Aegypten, Cap, Türkei, Columbia, Java, Argentina, Mexiko, Chile, Australien etc. nur **2 Mark.**

[2006] **Paul Siegert, Hamburg.**

Mondamin.

Für Kinder u. Kranke sind Mondamin-Milch-Suppen u. Mondamin-Milch-Speisen besonders leichtverdaulich, nahrhaft und wohlschmeckend (Mondamin erhöht die Verdaulichkeit der Milch). Zu feinen Speisen, Puddings u. zur Suppenverdickung vorzüglich. (Ersetzt Gelatine).

Mondamin ist ein entöltes Mais-Product, Fabr. **Brown & Polson**, k. e. Hofl. **Paisley** (Schottland) und **Berlin**, Heiligegeist-Str. 35 u. ist in feinen Esswaaren- u. Drog.-Handlg. in 1/1 u. 1/2 engl. Pfd.-Packeten zu haben.

Dr. Richter's

(früher Dr. Mendel'sche)

Privat-Heil-Anstalt

für [1904]

Gemüths- u. Geistes-Kranke

Pankow-Berlin.

Auch abgelaufene Fälle finden dauernde Pflege.

Neu! Für Aerzte und Apotheker!

Dr. Oidtmann's Purgatif, gesetzlich geschützt. Aeußerlich gegen Stuhlbeschw., Hämorrhoiden, Blasenschwäche. Nur in Apotheken.

[2000] Dr. Oidtmann, Mastricht, Holland.

Weltberühmt.

Dosen à 10 u. 30 Pfg. überall käuflich.



Man hüte sich vor minderwerthig. Nachahmung. u. achte auf Firma u. Schutzmrk.

H. Middendorff's

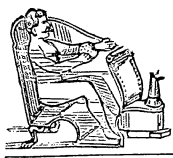
Münster i. W. — D.-R.-P. Nr. 32899.

Schmerzlose Morphium-Einspritzung

durch Geh. San.-R. Dr. Hoffmann's

Nadelschneller für subcutane Injectionen. [2203]

Preis mit Spritze und Gebrauchs-Anweisung in Etui 10 M.



Weyl's heizbarer Badestuhl.

Mit 5 Kübeln Wasser ein warmes Bad. Illustr. Preisc. grat. **L. Weyl, Berlin SW. Friedrichstr. 22. Wannen etc.** Auch Monatszahlungen.

Das Kunststickerei-Atelier der Kunstgewerbe- und Frauenarbeits-Schule Wiesbaden

liefert Paramenten, Fahnen, Zimmerausstattungen, Wäschestickereien und jede Art von Kunsthandarbeit in tadelloser Ausführung nach künstlerischen Entwürfen. **Angefangene** resp. **vorgezeichnete Handarbeiten** mit Material.

[2122] Die Vorsteherin:

Wiesbaden, Emserstr. 34. **JULIE VIETOR.**

6mal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** und Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. Wilhelmj, Sarasate u. v. A. Ausf. Preiscourante werden gratis frc. zugesandt.

Gebrüder Wolff, Instrumentenfabrik, Kreuznach.

J. A. Hietel, Leipzig,

Königl. Hoflieferant.



Fahnen-Manufactur u. Atelier für Altar-Bekleidungen.

Nur Handstickerei.

Bigotphones

komische Musikinstrumente in allen nur möglichen und unmöglichen Formen für lustige Gesellschaften, Bälle, heitere Serenaden, komische Musik-Kapellen &c. Die Instrumente sind aus Carton gefertigt, machen viel Lärm und kosten sehr wenig. Jedermann kann darauf blasen und die schönsten Melodien hervorbringen.

Sortiment I B 6 verschiedene Instrumente ℳ 3.50.
" II B 12 " " " 6.—.

Meine illustrirte Preisliste über Gesellschaftsspiele im Freien &c. (Nr. 71) st[eht] auf Verlangen franko und gratis zu Diensten.

N. L. Chrestensen, Erfurt,

Kgl. Preuß. Hoflieferant. [1903]

Asthma, Catarrh, Bronchitis.

Sehr wirksames Mitt[el] Man verlange

Cigaretten von Kraepelien & Holm, Apoth., Zeist (Holland).

Nach Einathmung des Rauches tritt sogleich Erleichterung ein. Je[de] Cigarette trägt unsere Handschrift: „Kraepelien & Holm".

Zu haben in den meisten grösseren Apotheken. Preis per Etui Mk. 1 und 90 Pf. **Engros-Niederlagen:** Leipzig und Berlin, Brandenburgst. R. H. Paulcke; Leipzig, C. Berndt & Co.; Elberfeld, Reichsadler-Ap. R. Jaco[bi]; Hamburg, Hohe Bleichen 22, Woortmann & Möller; Magdeburg, Löwen-A[potheke] Dr. O. Krause. [2230]

Cotillon

und **Carneval**-Gegenstände, komische Mützen, Ord[en], Knallbonbons, Masken, Perrücken, Touren, Attrap[pen], Costume aus Stoff, Bigotphones und alle weiteren Specialitäten empfiehlt die Fabrik von [21..]

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Illustr. deutsche u. franz. Preiscourante gratis u. fran[co].

Harzer Kümmelkäse

versendet gegen Nachnahme oder Cassa 10 Pfd.-Kisten 3 M. 60 Pf. franco nach jeder Poststation des Deutschen Reiches, bei Posten billiger, die Käserei von A. Seil, Silstedt b. Minsleben a. Harz. [1946]



Illustr. Briefmarken-Journa[l]

Verbreitetste u. einzige Briefm.-[Zeitung] d. Welt, d. farbige Illustratio[nen] u. Gratisbeigaben giebt u. monat[lich] 2 mal erscheint. Probe-Nr. grat[is] von Gebrüder Senf, Leipz[ig].

Stottern!

[22..] wird brieflich geheilt. Anfr. m. Ret.-Mark[e] Arthur Heimerdinger, Straßburg i. [E.]

Riesen-Apfelsinen von Jerusalem! d. 10 Pfd.-Postkorb frachtfrei g. Nachn. v. 2 M. 80 Pf. Giuseppe Lichtenstern, Triest.

Patente

[2181] aller Länder besorgt u. verwerth. d. Patentbureau v. C. R. Walder, Ingenieur u. Pat.-Anw. Berlin S. W. 11.

Ueber Aquarien,

Terrarien, Fische, Reptilien, Amphibien, Zimmerfontainen, Zimmerluftreiniger, Blumenspritzen, Bienenzuchtgeräthe versendet illustrirtes Preisverzeichniß gratis **A. Siebeneck, Mannheim.**

Linoleum (Korkteppich) anerk. best. Fußbodenbelag. Aerztl. empfohlen. Reizende Parket- und Teppich-Dess. Muster franco. Wachstuchfabr. **Klinger & Heun, Siegmar i. S.**

IN DEN APOTHEKEN

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Past[illen] gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Bedeutender Fortschritt!

Die Stylographische Feder

anerkannt bester Taschenfederhalter mit Tintenfüllung, jederzeit zum Schreiben bereit, ist jetzt **wesentlich verbessert** und in **vereinfachter** Construction zu dem ermäßigten Preise von **10 Mark** zu beziehen durch

Carl Fraenkel, Berlin W.,

Französische Str. 33 d.

Neuheits-Anzeiger über Papier- u. Schreibwaaren gratis u. franco.

Patent-Papier-Buchstaben- un[d] Carton-Schilder-Fabrik

F. Doeschner, Leipzig.

Mein Fabrikat wurde auf drei Weltausstellungen prämiirt und ist in Bezug der re[ichen] **Auswahl, Eleganz u. Billigkeit** ohne Konkurrenz. — **Wiederverkäufer erhalte[n]** höchsten Rabatt. Preisverzeichniß mit Abbildungen meiner Muster gratis u. f[ranco]. Korrespondenz: deutsch, englisch u. französisch. [21..]

Bad Thalkirchen bei München.

Wasserheil- u. diätetische Anstalt. — **Winterkuren für Nerven-, Unter-leibs- und sexuelle Krankheiten. — Morphiumentwöhnungs-Kure[n]** (allmählig). Ausführliche Prospekte gratis und franco durch

[2103] *Dr. V. Stammler, Besitzer und Arzt.*



Veronika. Von Fechner.



Jagdfrühstück. Von J. Schmitzberger.

Jägerfrühling im Schwarzwalde.

Von

G. Lever.

„Sturm kam geschnoben
Mächtig mit Toben,
Mit sausendem Braus, mit Blasen und Rasen,
Aufstöhnte der Wald
In des Bergföhns Gewalt."

Aber dieser große Forstmeister der Natur hat auch den Wald gesäubert von abgestorbenen Blättern und Aesten, von kranken Stämmen, und hat durch mitgebrachte warme Regengüsse den Winter aus dem Thale verjagt und in finstere Waldschluchten zurückgedrängt. Eingeführt von diesem barschen Ceremonienmeister strahlt die Sonne vom dunstblauen Himmel, allenthalben neues Leben der Vegetation erweckend. Aus dem eigentümlich leuchtenden Grün der Schwarzwaldwiesen grüßen Veilchen, Gänseblümchen, Schlüsselblumen, Fingerkraut, ja schon Anemonen und andere liebe Lenzesboten hervor; am warmen Ufer des von grüner Tannenjugend umsäumten, über bemooste Felsblöcke herabschäumenden Wildbaches entdecken wir die zierlichen Glöckchen früher Sauerkleeblüten, welche uns bald die Auerhahnbalz einläuten sollen, während im Garten der Korneliuskirschenbaum, an den Waldrändern der Höhen aber der Seidelbast durch ihre Blüten den Beginn des Schnepfenzuges verkündigen. Denn auch die Tierwelt hat die Botschaft vom siegreichen Einzuge des Lenzes vernommen und bringt diesem ihre bald rauhen, bald melodischen Hymenäen entgegen. Schon in den letzten Februartagen erschallte vom Tannenwipfel der reizende Drosselgesang, jetzt schwätzen auch Starenflüge von den Obstbäumen und von den hohen Pappeln an der Kirche, Finken- und Rotschwänzchenpaare jagen sich aufgeregt durch die goldgrün schimmernden Hecken, gelbe und weiße Bachstelzen begrüßen wippend ihre wiedergefundene Heimat, Bussarde begleiten ihre graziösen Lufttouren mit jauchzendem Katzengeschrei. Das bewegliche Volk der Meisen, das diese Heimat nie verlassen, dafür aber unser Futterbrett beständig besetzt hatte, zeigt jetzt, daß die Nahrungssorgen der Liebessehnsucht Platz geräumt haben in ihren kleinen Herzen. Im Walde gibt der letzteren die scheue Ringeltaube

und der nächtliche Waldkauz durch Ruckſen und Heulen in ihrer Weiſe beredten Ausdruck, während das pfauartige Geſchrei und das heiſere Bellen des ſchwärmenden Fuchsjünglings bereits wieder verſtummt iſt. Die Naſe am Boden und oft blind und taub für alles andere ſucht und verfolgt der hitzige Rammler die Spur

Rehe.

einer „ſchönen" Häſin; wehe ihm, wenn er, ſtatt einem hegenden Jäger, einem mordgierigen Reineke dabei unbedacht anläuft (S. 223)! Die Eidechſe ſonnt ihre emailglänzende Haut vor ihrem Steinhäuschen, Citronenfalter, Fuchsſchmetterlinge und Pfauenaugen, Mückenſchwärme gaukeln durch die linde Luft, Spinnen und Ameiſen laufen vielgeſchäftig umher und ſelbſt der träge Käfer ſchwingt ſich zu ſeinem Hochzeitsfluge in die Höhe. Freilich:

„Noch unbefeſtigt ſchwankt das junge Jahr,
Oft ſchickt der Winter ſcharfen Abendhauch,
Durchſchau'rt den blaſſen Morgen und entſtellt
Mit ſeinem wilden, treibenden Geſtöber
Den jungen Tag —";

indeſſen erhöhen ſolche Witterungsrückſchläge, denen ja ohnedies eine längere Dauer mit Sicherheit abzuſprechen iſt, gerade durch ihre Kontraſtwirkung die Frühlingsſtimmung der Natur und des Menſchenherzens. Und wie viele Saiten dieſes Menſchenherzens klingen da an! So oft auch in Proſa und Poeſie der Lenz verherrlicht worden, ſo iſt dieſe Frühlingsſtimmung doch noch eines Komparatives und eines Superlatives fähig. Im Komparative fühlt der Menſch dieſelbe, wenn er Jäger, im Superlative aber, wenn er Jäger und Naturforſcher zugleich iſt und mit Plinius erfahren hat, daß nicht nur Diana, ſondern auch Minerva auf den waldigen Höhen herumſchweife und daß, außer dem Eßkorbe und der Flaſche, auch die Schreibtafel auf die Jagd mitzunehmen ſei. In Erinnerung an manchen hübſchen Schuß auf Rehbock (S. 217), Haſe (S. 226) und Fuchs (S. 215) und vielleicht auch Hochwild, an manche Ueberliſtung des Marders (S. 238), Fiſchotters (S. 227), Dachſes (S. 214), an das Stillleben der Jagdbeute daheim (S. 235) harrte der Weidmann den Frühlingsjagden entgegen, deren Zeit nun gekommen. Selbſt im Winter verliehen der blendende, nicht von ſtädtiſchem Kohlenruße angekränkelte Schnee, der ſilberglänzende Rauhfroſt, ſpiegelndes Eis, an warmen Quellen grünendes Gras, immergrüne Mooſe und Farne, Stechpalmen, Ginſter, Preiſelbeeren, Brombeeren, Erika, Wintergrün, Epheu, bunte Flechten den Schwarzwaldlandſchaften beſtändig neue Reize. Die meilenweiten, aus Rot- und Weißtannen, ſowie Kiefern gebildeten Nadelholzwälder (S. 239), muntere, der winterlichen Feſſeln ſpottende Gebirgsbäche, belebt durch die inmitten von Schnee und Eis ſingenden Waſſeramſeln, durch die Forellenfang betreibenden Reiher und Eisvögel, der Zauber der Mondnacht, wie das freundliche Tagesgeſtirn, endlich der Wechſel von Berg und Thal, und herrliche Fernblicke auf die langgezogene Kette der ſchwäbiſchen Alb übten auch in der „toten" Jahreszeit ihren Zauber aus auf Sinn und Herz des Naturfreundes. Ueberdies haben wir unſerem Bache mehrere Tauſend künſtlich erbrütete und bis zu ihrer Selbſtändigkeit liebevoll aufgezogene Forellchen übergeben, die ſich mit blitzſchnellem Verſchwinden unter Waſſerpflanzen, Steinen und in Uferlöchern für ihre Freiheit ſchönſtens bedankten. Und dieſe Reize will uns das junge Jahr nun noch durch neue Gaben erhöhen.

Von Mitte März bis in die erſte Aprilwoche rief der Schnepfenſtrich (S. 219 u. 229) uns abends nach den Höhen. Zwar ſind alle Arten der Schnepfenjagd in unſerer Waldgegend unergiebig, da dieſe Vögel zu viel Platz zum Einfallen, Streichen und Wurmen finden, ſich alſo zu ſehr über das weite Terrain zerſtreuen. Doch iſt es ſchon ein hoher Genuß, an den ſchönen, epheuumſponnenen Ruinen der von Melac zerſtörten Bergfeſte Zavelſtein, wo eben die nach Millionen zählenden Blüten des ſubalpinen Frühlingsſafrans (Crocus vernus) die Wieſen mit einem violetten Samtteppiche überziehen, dann an dem die ehrwürdige Jahreszahl 1447 tragenden „Kreuze der Spinnerin" vorüber nach dem Waldteile zu ziehen, wo ſeit Jahren allabendlich im Märzmonate die eine oder andere Schnepfe, bald ſtumm und raſend ſchnell, bald hoch in der Luft, bald tief über dem Buſchwerk, bald gerade recht über den Bäumen ſtreichend geſehen und gehört wird. War auch ein Schuß nicht anzubringen, oder machte dieſer nur ein Loch in die Natur, ſo bot uns der vielfache Droſſelgeſang und überhaupt das Leben und Weben einer bunten Tierwelt, das Vernehmen ſeltſamer Paarungs- und Schreckrufe, die Beobachtung der Vegetationsfortſchritte, die wundervollen Beleuchtungseffekte im Bergwald vom Herabſinken des Sonnenballes bis zum Aufblitzen des erſten Sternes (des „Schnepfenſternes") und bis zur nächtlichen Finſternis oder bis zur Ablöſung der Sonne durch den aufgehenden Mond hinreichende Entſchädigung für den Aufſtieg und für den, eigentlich weit ungemütlicheren, Abſtieg vom Hochplateau. Denn gerade die Dämmerzeit wählt die langgeſchnäbelte und großäugige Schnepfe für ihre

verliebten Spiele und für ihre eifersüchtigen, aber unblutigen Duelle in der Luft, wie für ihre Exkursionen nach feuchten Aesungsstellen, und Jäger und Hund müssen deshalb Augen und Ohren wohl offen und nach allen Richtungen thätig erhalten, um die Bereitung der bekannten delikaten Croûtons zu ermöglichen. Wie oft zuckt da der täuschende Eindruck einer kleinen Motte, eines schwärmenden Käfers, einer jagenden Fledermaus bis in den Zeigefinger hinab! Um so besser aber mundet selbst die magere Frühlingsschnepfe, je schwerer wir sie uns verdienen mußten. Wer übrigens mit der Naturgeschichte der vom Süden nach ihren nördlichen Brutplätzen ziehenden Schnepfe bekannt ist, dem wird z. B. die Beobachtung des ihr vorangehenden oder des sie begleitenden Zuges anderer Vögel manchen vergeblichen Gang ersparen; der wird Abende mit Nord- oder Ostwind, wo unsere Dämmerungssegler erfahrungsgemäß entweder gar nicht oder in ungünstigster Weise streichen, unbenützt lassen; der wird in trockenen Frühjahren sie an feuchten Waldstellen und in Thälern suchen, und umgekehrt in nassen; der wird nicht gerade in während des Tages stark beunruhigten Wäldern sich des Abends anstellen u. s. w. Da Schnepfen keineswegs selten bei uns brüten, so wird der wackere Weidmann, auch wenn er ein internationales Schongesetz zu Gunsten der Frühjahrsschnepfe für unerreichbar hält, doch seinen Abschuß nicht zu sehr verlängern, in der späteren Zeit nur mehr auf quarrende Individuen, welche immer generis masculini sind, schießen, und den für viele Jahrgänge passenden Jägervers beachten:

„Quasimodogeniti:
Halt, Jäger, halt, jetzt brüten sie!"

Um den Klagen der Bauern über das Ausschlagen des reifenden Repses durch Ringeltauben einige Konzessionen zu machen, erlegen wir manche dieser scheuen Waldkinder, obgleich die Alten im Frühjahr für die Küche fast wertlos sind. Unterhaltend ist die Jagd darauf, wenn man den eifersüchtigen Tauber durch die täuschend nachgeahmte Stimme eines Nebenbuhlers herbeizurufen versteht (S. 230).

Das Schneehuhn und das Birkhuhn sind seit dem Anfang unseres Jahrhunderts durch die bessere Waldkultur gänzlich aus dem Schwarzwalde verdrängt, da diese Wildgattungen unbedingt schlechten, lückenreichen Wald mit Büschen, Moorflächen, Felsenwüsten zu ihrer Existenz verlangen. Dagegen beherbergt unser Gebiet noch das den großen Wald belebende zierliche Haselhuhn. Sein delikates Wildbret ist von zwei- und vierbeinigen, sowie von gefiederten Gourmets hoch geschätzt, um so mehr, als es sich trotz geringer Verfolgung durch den Menschen und trotz großer Eierzahl nirgends häufig findet. Denn die stets an der Erde angelegten Nester werden nur zu häufig von Wieseln, Iltissen, Mardern (S. 238), Dächsen, Füchsen, Hunden, Katzen, Eichhörnchen, Igeln, Raben, Elstern, Hähern, Eulen, Bussarden und Falken geplündert, und muß die gegen das Ende der Brütezeit ungemein fest sitzende Mutterhenne gar oft mit das Leben lassen. Sind aber die Jungen glücklich flugbar geworden, so schützt sie ihre große Gewandtheit im ruhigen Andrücken an Baumäste und Baumstämme, selbst an den freien Boden, wo sogar das geschärfteste Jägerauge sie ihres erd- und rindenfarbigen Kleides wegen leicht übersieht; auch wissen sie schon als neugeborene Nestflüchter sich auf den Warnungsruf der Mutter unentdeckbar im Bodengesträuche zu verschlüpfen. Auf der anderen Seite aber überliefert sie manchmal eine unbegreifliche Kopflosigkeit, in der sie zwecklos hin und her laufen, oder verblendende Eifersucht, in der der Hahn dem die Stimme eines jüngeren Nebenbuhlers nachahmenden Jäger entgegenkommt, dem bleichen Tode. Während Birkhahn und Auerhahn, wie alle durch Größe und Färbung bedeutend kontrastierenden männlichen Tiere, ohne eine Spur von Familienliebe und von Teilnahme an der Erziehung und Beschützung der Jungen der rücksichtslosesten Polygamie huldigen und ihre verhältnismäßige Verminderung zur Paarungszeit den ungestörten Erfolg dieser selbst sichert, daher sogar der Hege förderlich erscheint, verbindet den Haselhahn mit der Haselhenne und ihrer Descendenz ein weit innigeres, wenn auch manchmal leichtsinnig vergessenes Band des Zusammenhaltens. Mit Rücksicht auf unseren geringen Wildstand befolgen wir daher gern die Vorschrift der hier gültigen Hegeordnung, nach welcher Haselwild nur im Herbst, nicht aber zur Balzzeit im Frühjahr erlegt werden darf, und erfreuen uns lediglich an dem reizenden Waldbildchen, welches der seine Braut umtänzelnde Hahn uns am heutigen Frühmorgen vorstellte. Um ein Dritteil größer als ein Rebhuhn, mit prächtigen schuppen- und



Dächse (S. 211).

bindenartigen Gefiederzeichnungen in den Farben schwarz, grau, braun, rostgelb und weißlich, die zur Holle verlängerten Scheitelfedern aufgerichtet, die schwarze, weißgesäumte Kehle aufgeblasen, den roten

warzigen Kreis um die lebhaften Augen geschwellt und leuchtend, den Stoß radförmig aufrichtend und die Flügel lüftend, dazwischen sich horchend und umher-äugend wieder lang und glatt machend, und seinen weichen, mit einem Trillerchen schließenden Balzruf pfeifend, läuft und springt der kleine Herr vor dem verborgenen Beobachter und erweiset der bescheideneren Henne, die ihm genaht, alle erdenkliche Galanterie. Erst der helle Sonnenschein erinnerte das endlich abstreichende Pärchen an die Bedürfnisse des prosaischen Magens.

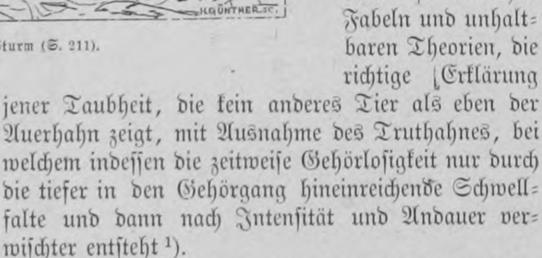
Für die Enthaltsamkeit dem zierlichen Haselhahn gegenüber belohnt uns die weidmännisch und gesetzlich zulässige Jagd auf dessen majestätischen Vetter, den Auerhahn (S. 222, 231 u. 233). Um diesen truthahngroßen und farbenprächtigen, aber leisestimmigen und heimlich thuenden, unglaublich sinnesscharfen und doch wieder zeitweise sinnlosen Vogel, auch wo er nicht zu selten, nur zu Gesicht zu bekommen, muß man schon fast ein Sonntagskind sein, wenn man nicht hahnengerechter Jäger ist. Besäße er nur die Stimme einer Drossel und hielte er sich nicht meistens im Dickicht und Geäste der Berghöhen verborgen, so wäre sein Geschlecht längst der Ausrottung verfallen. Denn gerade sein Hochzeitslied, das er in die frühe Morgen- und in die späte Abenddämmerung feurig hinaussingt, wird gewöhnlich sein Schwanengesang. Dasselbe verrät nämlich dem sachkundigen Jäger den Stand und gestattet ihm eine ungehörte (und ungesehene) Annäherung an den sonst unnahbar scheuen Vogel. Der ausziehende Jäger ventiliert daher stets besorgt die Frage: Wird er heute zu balzen Lust haben oder nicht? Um Sonnenuntergang in der Zeit von Ende März bis Mitte Mai schwingt sich der Auerhahn laut prasselnd in eine starke Kiefer ein auf dem Platze, den er sich zur Balze erkoren und oft genug gegen Nebenbuhler in lebensgefährlichen Duellen erkämpft hat. Hier beginnt er des Morgens, wenn die Sterne über den schwarzen Baumkronen des Waldes erbleichen und weißliche Streifen am östlichen Himmel das Nahen des Tages verkünden, seinen leisen und überhaupt höchst eigenartigen Gesang, den ein Unkundiger gänzlich überhört, der den Weidmann aber förmlich elektrisiert, und der selbst Dichter (Hans Sachs, Graf Waldersee, Pyrker, Tegnér, Laube, v. Kobell, E. Paulus u. a.) wieder zum Besingen enthusiasmierte.



Pack an! Von Sturm (S. 211).

„Des Morgens Zwielicht das ist die Zeit,
Wo er zu musizieren bereit,
Wo zwischen Mond- und Sonnenglanz
Die Hennen er lockt zum Hochzeitstanz."

Während einer Strophe dieses Balzgesanges, dem drei Sekunden lang anhaltenden „Schleifen" oder „Wetzen", vermag der lauschend verborgene Weidmann jedesmal drei weite Schritte gegen den zu Baume oder auf dem Erdboden balzenden Hahn zu machen, da er während derselben absolut taub — selbst gegen einen Fehlschuß — ist und meistens auch — wegen Aufwärtsrichtung des Kopfes — nicht um sich sieht. Den Ohrverschluß bewirkt eine durch das pressende Lautgeben anschwellende Hautfalte des äußeren Gehörganges, die durch einen hinter dem Ohre heraufgehenden Knochenast des Unterkiefers beim Schnabelöffnen nach vorwärts geschoben wird; klappt der Hahn den Schnabel wieder zu, so vernimmt er äußerst fein. Dies ist, gegenüber so manchen Fabeln und unhaltbaren Theorien, die richtige Erklärung



jener Taubheit, die kein anderes Tier als eben der Auerhahn zeigt, mit Ausnahme des Truthahnes, bei welchem indessen die zeitweise Gehörlosigkeit nur durch die tiefer in den Gehörgang hineinreichende Schwellfalte und dann nach Intensität und Andauer verwischter entsteht [1]).

So springt der Weidmann im Morgengrauen, vom Takte des Balzgesanges geleitet, näher und näher an, außerhalb des Schleifens ganz ruhig und verborgen stehen bleibend, bis er den Hahn im Geäste entdeckt hat und nun mit sicherer Hand herabschießt, daß der Boden unter der auffallenden Last des Vogels dröhnt. Weidmannsheil!

„Tief das Blei in des Sängers Herzen,
Doch er stürzte ohne Schmerzen,
Als er sang, so hoch entzückt.
Wie beglückt!" Tegnér.

1) Prof. Dr. Altum sagt hierüber in seiner „Forstzoologie", II, S. 452, Anmerk.: „Von Dr. Wurm entdeckt, dessen Monographie (Das Auerwild, dessen Naturgeschichte, Jagd und Hege, 2. Auflage, Wien 1885) hiermit allerbestens empfohlen sein möge."

Der erste Sonnenstrahl, der auf dem grünschillernden Brustschilde, dem schneeweißen „Spiegel“ am Achselgelenke, dem fein grau gewässerten Kragen, dem mächtigen, weißgefleckten Stoße, den schön braunen Schwingen mit weißer Unterseite, den leuchtend roten „Rosen“ über den Augen, dem starken, horngelben Schnabel, mit dem ansehnlichen Federbarte darunter, des sonst tief schwarzen Hahnes spielte, ließ erkennen, daß es sich der Mühe um einen solchen starken Patron wohl gelohnt. Wog er doch fast 13 Zollpfund, während das gewöhnliche Gewicht 9 Pfund, höchstens im lebenverlängernden Hochgebirge bis zu 15 Pfund beträgt!

Freilich geht die Sache keineswegs immer so glatt, sondern allerlei Zufälle und Pechfälle vereiteln gar oft das Resultat, so daß manche durchwachte Nacht, mancher ungute Aufstieg in Finsternis, Schneesturm oder Regen sich an einen Auerhahnbraten knüpft. Wie vielen Hähnen hat schon das pochende Jagdfieber des Schützen, ein zur Unzeit knackendes Reis, das Alarmgocken der Hennen, ein anderes rege gemachtes Wild, ein die Balztöne überdeckendes Tropfen der Bäume u. dgl. das Leben gerettet und dem Jäger statt des bereits freudig erhofften Erfolges tiefschmerzliche Stunden bereitet!

Zudem muß der Stand des Hahnes schon am Vorabende „verhört“ werden, um sich ihm zeitig des Morgens nähern zu können. Da heißt es unverdrossen bergauf, bergab steigen und auf den Komfort des gewohnten Tisches und Bettes verzichten! Und doch ist



Streit um die Beute. Von Sturm (S. 211).

es uns die schönste Zeit des Jahres, wenn wir mit unsern zu gleichen Weidmannsthaten und Weidmannsfreuden eingeladenen Freunden, sei es unter den breiten Aesten einer alten Tanne oder im primitiven Nachtquartiere eines Dorfwirtshauses oder im behaglichen eigenen Heim, unsere Beobachtungen und Erlebnisse mit traulichen Gesprächen austauschen. Wir thun da einen aktiven Rückblick in die Kulturgeschichte und fühlen uns als mannhafte Abkömmlinge eines Jägervolkes.

Die ernste, eigenartige und eigensinnige Vegetation unserer kulturarmen Hochplateaus mit ihren Hochmooren und Hochseen, ihrem reichen Vaccinienfilze, ihren Heidekräutern, Ginstern, Binsen, Farnen, Schmielen, Moosen und Flechten rein skandinavischer Arten, der aus Kiefern und Weißtannen, zu denen die Birke und tiefer unten Rottannen und Buchen treten, gemischte ungleichartige und ungleichalterige Wald, die schäumend über Felsgerölle abstürzenden Wildbäche — all das paßt vortrefflich zu solchen Vorstellungen und erhöht die Romantik des Schauplatzes unserer Thätigkeit ungemein. Auch der reizenden Stechpalme, deren auf den Hut gestecktes Zweiglein („der Bruch“) das äußerliche Zeichen unseres Weidmannsglückes bildet, begegnen wir allenthalben, und tausendfach widerhallt der Wald von den bunten Liebesmelodien der gefiederten Sänger.

„O wie hold sind die Lieder, wie hold euer Sang,
Wenn gnädig Hubert, wenn das Weidwerk gelang,
Doch wenn es mißlungen im trügenden Licht,
Dann schweigt nur, ihr Vöglein, dann hört man euch nicht!“

Der Auerhahn gehört überall zur hohen Jagd und zählte früher sogar zur „raren hohen Jagd“, während der Hirsch nur der „gemeinen hohen Jagd“ zugerechnet ward. Durch unsere Kulturverhältnisse wurde ersterer zwar nicht vermindert, allmählich aber auf das waldreiche, ruhigere Mittel- und Hochgebirge zurückgedrängt,



Geschossene Waldschnepfe (S. 212).

Der rechtschaffene Verehrer Dianas schießt deshalb niemals auf Hennen oder Küchlein. Die Nahrung unseres Wildes besteht in Insekten und Insektenlarven, Puppen, Schnecken, Würmern, Beerenfrüchten, Sämereien, zarten Gräsern, Blättern, Knospen, Kätzchen und Nadeln vieler Waldkräuter und Waldbäume. Es wird für den Wald gewiß weit mehr nützlich als schädlich.

Die Mitte des Maimonates ist gekommen, Birken, Buchen und Lärchen prangen im Schmucke jungen Grüns, die Wiesen schimmern buntbeblümt, der Auerhahn aber hat sich nun in ruhige Dickungen zurückgezogen, um sein derangiertes Federkleid, sowie die Zehenstifte (rudimentäre Zehenfedern) und selbst den Hornschnabel in seiner Mauser zu erneuern, während die Henne brütet und später ihr „Volk“ führt.

Auch wir gehen an unsere Sommerthätigkeit und begegnen dem edelsten Waldhuhn erst wieder zu platonischem Gruße auf den Treibjagden des Herbstes und Winters, zu wirklichem Abschusse aber erst auf der Balz, wenn abermals der Schwarzwälder Frühling gekommen.

wo er noch allenthalben, wenn auch nirgends häufig, vorkommt. So auch in unserem ganzen, 6600 qkm umfassenden Schwarzwaldgebiete. Nur verhältnismäßig wenige Jäger dürfen sich darum der eigenhändigen Erlegung eines solchen rühmen. Sein Braten, sorgfältig zubereitet, ist ganz wohlschmeckend, sein in der Balzstellung ausgestopfter Balg prächtig anzusehen, seine Magenkiesel (die schon durch ihren Edelmetallgehalt die Etablierung von Goldwäschereien an den betreffenden Bächen veranlaßten) dienen zu kleinen Jägerschmucksachen wie die Hirschgranen, die starken Füße als Handgriffe für Briefbeschwerer u. dgl., die breiten, schwarzen, weißfleckigen Schwanzfedern zu Fächern. In den großherzoglichen Zimmern der Wartburg sah ich sogar Ofenschirme aus letzteren.

Bezüglich der Naturgeschichte unseres Auerwildes sei auf die unten citierte Schrift verwiesen und lediglich angeführt, daß der Hahn nur zur Balzzeit polygamisch mit 6—10 Hennen lebt, die um reichlich ein Dritteil kleiner und ganz anders als er kostümiert sind. Denn sie tragen ein waldschnepfenartiges, aus braunen, rostroten, gelblichen, schwärzlichen und schmutzigweißen Farben und schuppenförmigen Zeichnungen zusammengesetztes, bodenfarbiges Schutzkleid wie die Jungen, die nach 28tägiger Bebrütung den 6—12 lehmgelben, braungefleckten Eiern entschlüpfen und sofort dem kunstlosen, stets auf dem Boden angelegten Nest entlaufen. Trotz dieser reichlichen Vermehrung wächst der Stand nicht leicht zu, denn es gehen alljährlich eine Unmasse Bruten durch Raubtiere aller Art (wozu auch der Homo rusticus gerechnet werden muß) zu Grunde.

Die Hebung der Meeresschätze.

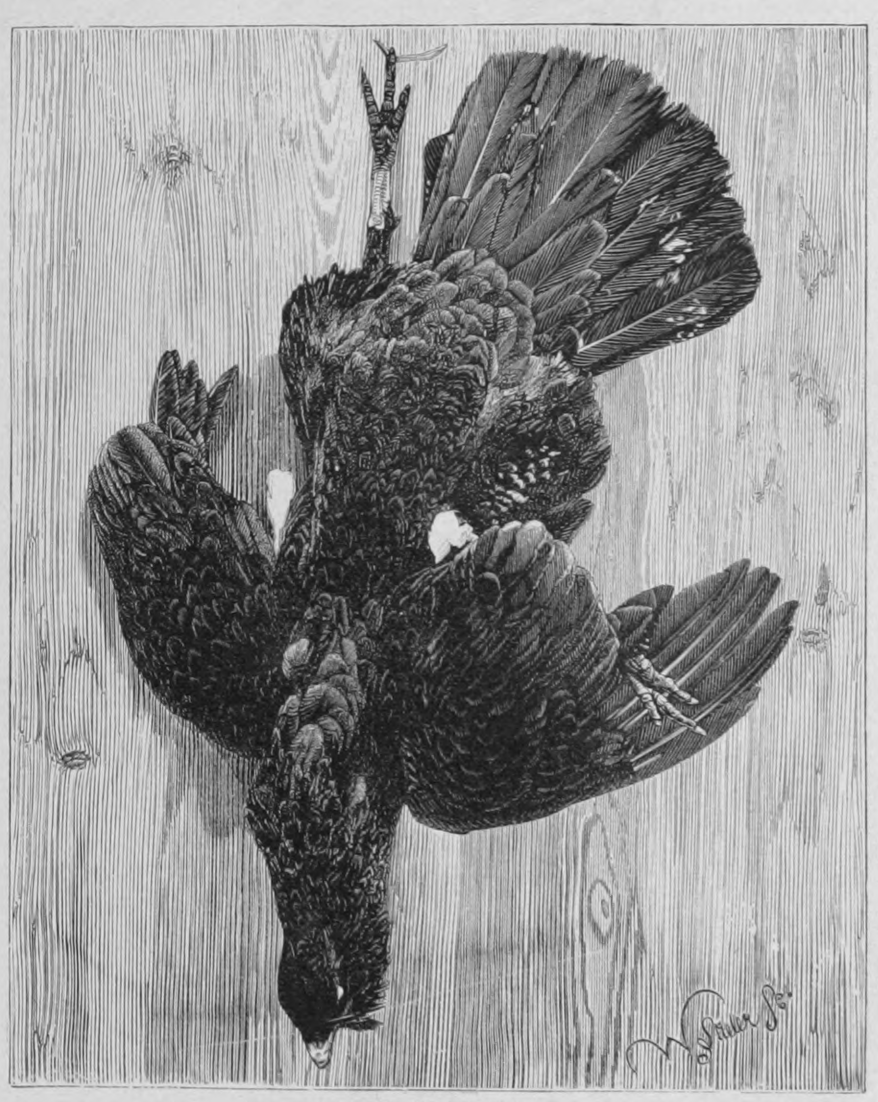
Von

M. Lindemann.

Vom Badestrande Norderneys sieht man nicht selten Hunderte kleinerer und größerer Segelfahrzeuge am Horizont erscheinen. Es wird uns dann die Auskunft: Das ist die englische Fischerflotte. Wenn wir nun weiter nachfragen, so erfahren wir Näheres darüber, in welch großartigem Umfang dieses Seegewerbe in England betrieben wird. Die gesamte englische und schottische Fischerflotte zählt über 24500 Fahrzeuge aller Art, sie beschäftigt direkt gegen 100000 Menschen. Gelegentlich kommt uns auch wohl 'mal vom Strande aus eines und das andere kleinere Fahrzeug in Sicht, das, seine rotbraunen Segel vom Winde geschwellt, sich der Küste nähert. Es sind dies deutsche Fischerfahrzeuge von der Elbe, die Finkenwärder und Blankeneser Ewer. Ihrer gibt es im ganzen etwa 275. Rechnet

man hierzu noch 14 sogenannte Heringslogger von Emden und etwa 60 Schellfischslupen von Norderney, so haben wir die Liste der deutschen Fahrzeuge, welche in der Nordsee, resp. an ihren Ufern Fischerei betreiben, ungefähr erschöpft. Neben den vielen Hunderten von Fahrzeugen, welche die englischen Nordseefischerflotten bilden und die zum größten Teil dem sogenannten Frisch- fisch- und Herings-, zum kleineren Teil dem Kabeljau- fang obliegen, gibt es in der Nordsee noch eine große niederländische Heringsfischerflotte. Diese holt in mittleren Jahren über 200 Millionen Heringe aus der Nordsee, diese Zahl bleibt aber noch bedeutend hinter derjenigen zurück, welche im Jahre 1884, in dem besten Jahre seit Menschengedenken, als der Ertrag allein der schottischen Heringsfischerei angegeben wurde, nämlich weit über 1000 Millionen Heringe! Dank der Erhaltung durch Salzen und Räuchern, bildet kein Fisch so sehr einen Gegenstand des Massenkonsums im mittleren Europa, als der Hering, das Fleisch des armen Mannes. Deutschland führt jährlich für mehr als 30 Millionen Mark Heringe ein. Ein nicht minder bedeutender Handelsartikel, wenigstens für die katholischen Länder, ist der Kabeljau oder Dorsch, als gedörrter sogen. Stockfisch.

Die Seefischerei gehört, wie in gewissem Sinne die Arbeit des Bergmanns, zu denjenigen Gewerben, in deren eigentlichen Betrieb nur wenige Einsicht haben, weil es zu umständlich und beschwerlich, unter Umständen sogar gefährlich ist, solche Einsicht selbst zu gewinnen. Und doch hat auch dieses, wie so manches andere Gewerbe in dem Kampfe des gegenwärtigen Geschlechts um das Dasein eine erhöhte Bedeutung gewonnen und zwar seit der Ausbildung des Eisenbahnnetzes, überhaupt seit der Entwickelung eines leichten und schnellen Transports auch zur See, welcher das Konsumgebiet der aus der See gewonnenen Nahrungsstoffe bedeutend ausgedehnt hat. Vor vierzehn Jahren wurde mir in einer Stadt am Fuß des amerikanischen Felsengebirges ein Gericht frischer Austern vorgesetzt, die in der Chesapeake-Bai an der Atlantischen Küste gefangen waren, und auf der Bahn über zwei Drittel der Breite jenes großen Kontinents in wenigen Tagen durchmessen hatten. Jetzt verzehrt man diese amerikanischen, für den europäischen Gaumen übrigens wenig schmackhaften Bivalven, nachdem sie in Fässer verpackt, auf den schnellen atlantischen Dampfern herangeführt, auch in England und Mitteleuropa. Daß der frischgefangene Seefisch jetzt regelmäßig ein Gericht auf der Tafel nicht bloß des Reichen, sondern auch des mittleren Bürgerstandes tief im Binnenlande bildet, verdanken wir der Verpackung des Fisches in Eis und dem nach langen Schwierigkeiten zugestandenen Transport dieses Guts mit den schnellsten Zügen. Zur denk-



Erlegter Auerhahn (S. 215)

barsten Vollkommenheit entwickelt ist die Sache in England. Schnelle Dampfer verkehren regelmäßig zwischen den Fischerflotten auf See und dem heimischen Hafen, resp. Fischmarkt. Jeden Morgen findet z. B. in Hull, Grimsby, Yarmouth unmittelbar am Hafen und den Lagerräumen die öffentliche Versteigerung des an den Markt eingebrachten Fischsegens statt. Längs der Landseite der Niederlagsgebäude läuft das mit den



Gefährdete Jugend. Von G. von Maffei (S. 211).

nach verschiedenen Richtungen auszweigenden Bahnen in Verbindung stehende Geleise, auf welchem die Beförderung nach dem Markte, nach Leeds, Manchester oder nach London in der schnellsten Weise erfolgt. Sollen die Fische nach dem Kontinent geschickt werden, so enthalten die Fischkästen neben der Eisfüllung noch eine Doppelwand und Boden, deren Zwischenräume mit Sägespänen ausgeschüttet sind, das Innere ist mit Zinkblech ausgeschlagen 2c.

Weit begünstigter für den Konsum von Seefischen als die großen Kontinentalländer ist zum Beispiel durch seine große Küstenlänge das Halbinselland Italien und ferner das weit am Meer mit zahllosen Buchten und vorgelagerten Inseln sich

erstreckende Norwegen, dessen Küstenlänge auf 7500 km berechnet ist. Blicken wir auf andere Weltteile, so finden wir an der Nordhälfte Amerikas die Seefischerei vorzugsweise in Kanada und den Neu-England-Staaten und an der anderen Seite des Kontinents, am Pacifischen Ocean in dem felsigen Inselgewirr Alaskas entwickelt. Das Arktische Meer hat, wenn auch infolge der rücksichtslosen Verfolgungen die Walarten, welche man ja in naturwissenschaftlichem Sinne nicht zu den Fischen rechnen kann, spärlich geworden sind, einen unerschöpflichen Reichtum von Tieren. Die Existenz des Menschen ist hier, wo die mütterliche Erde in wenigen Kräutern und Beeren nur kurze Zeit des Jahres karge und kümmerliche Gaben verabreicht, fast lediglich an das, was See und Flüsse liefern, geknüpft. Die Jagd der Landtiere gewährt nur zu gewissen Zeiten Ertrag. Die Beschaffenheit der Küste, das Vorhandensein zahlreicher Buchten und vor Seegang des hohen Meeres schützender Inseln begünstigt, indem sie Laichplätze und Zufluchtsörter gewährt, das Fischleben, das sehen wir in positivem Sinne an den mächtigen, Millionen und aber Millionen von Individuen zählenden Zügen von Fischen: des Kabeljau, des Herings, des Menhaden (eines Thranfisches), der Sardine, des Tunfisches 2c., welche alljährlich des Sommers oder des Frühjahrs die Küsten von Kanada, Neufundland, Norwegen, Schottland, der Neu-England-Staaten, Frankreichs und der Mittelmeerländer, des Laichens wegen aufsuchen.



Auf dem Anstand (S. 211).

Wir sehen es im negativen Sinne an Afrika; an der nur schwach gegliederten Küste dieses Landkolosses hat sich keine Großfischerei entwickeln können; der Nordrand am Mittelmeer begünstigt die Korallenbildung und von hier holen alljährlich Hunderte von italienischen Barken die zum Schmuck so gesuchten roten Korallen. Die eigentlichen Seefischerei-Centren Asiens sind die inselreichen Meere um China und Japan, der Malayische Archipel und der Persische Meerbusen. In dem an Tierleben so reichen Indischen Ocean gibt es noch keine eigentliche Hochseefischerei, während wiederum die Bevölkerung der australischen Inselwelt zum guten Teil mit von den Produkten der See lebt. Ein wichtiger Handelsartikel aus der See im asiatischen Osten, überall auf den Märkten Chinas, Japans und der niederländisch-ostindischen Inseln gesucht, ist der Tripang, eine durch Kochen, Dörren und sonstiges Zubereiten zum Verzehren präparierte Holothurienart.

Wir haben bisher vorzugsweise nur von der Bedeutung der See als Speisekammer für den Menschen gesprochen, allein auch für andere Bedürfnisse der Notwendigkeit und der Annehmlichkeit sorgt sie in reichem Maße. Vermöge der Leichtigkeit des Verkehrs, des Austausches wird freilich die Zahl der Völker und Stämme immer kleiner, welche auch hinsichtlich der Wohnung, Kleidung, Waffen &c., wie die Eskimos, die Tschuktschen, die Feuerländer, die Bewohner mancher Inseln des Großen Oceans und des Malayischen Archipels, vorzugsweise oder lediglich auf die Stoffe und Materialien angewiesen sind, welche ihnen das Meer bietet. Sie gewinnen diese Stoffe, die Zähne der Walrosse und des Meerwals, die kostbare Perlmuschel, die edle Koralle; aber, mit der Schiffahrt selbst in abgelegenen Gegenden immer noch einigermaßen in Berührung ziehen sie es vielfach vor, statt diese Dinge für ihre eigene rohe Industrie zu verwenden, sie in Austausch gegen allerlei weit nützlichere und vollkommenere Gegenstände der hochentwickelten Industrie der Civilisation zu mannigfaltiger Verwertung hinzugeben. So kommen die Perlmuscheln und ihr kostbarer Inhalt, die Perlen, von ihren verschiedenen Fangplätzen, gewissen Südseeinseln, der Torresstraße, West-Australien, dem Malayischen Archipel, Ceylon, dem Persischen Golf, dem Golf von Kalifornien, auf den europäischen Markt. Die Schwammfischerei, welche im Mittelmeer und seinen Auszweigungen dem Adriatischen, Aegeischen, Levantinischen Meer, an den Bahamas &c. ihre Hauptgebiete hat, ist eigentlich nur durch die Bedürfnisse der Civilisation hervorgerufen.

Der Fortschritt in der technischen Entwickelung der Gewerbe, ihrer Werkzeuge und Geräte hat sich in gewissem Umfang neuerer Zeit auch in der Fischerei geltend gemacht; die Netze werden vielfach in großen Fabriken mit Maschinenbetrieb hergestellt, die Baumwolle ist auch hier als Material eingedrungen, Fahrzeuge und Ausrüstung sind vielfach verbessert und dadurch ist eine größere Sicherheit auf See erzeugt worden, wie man denn mit Recht behauptet, daß es bei Sturm in unserer Nordsee kein sichereres Fahrzeug gebe, als die englische Fischersmack der neueren Konstruktion; ja sogar die Dampfkraft ist hie und da, nicht nur zum Transport, sondern auf dem Fangschiffe selbst eingeführt worden, auch die Verwendung des großen Grundschleppnetzes, wie es in unserer Nordsee jetzt seitens der englischen Fischer auf „Frischfisch" gehandhabt wird, datiert erst seit etwa 40 Jahren. Im großen und ganzen sind aber die verschiedenen Fanggeräte, wie wir sie nachher in einigen typischen Formen und Gestalten etwas näher besprechen wollen in allen Meeren wohl seit uralter Zeit dieselben geblieben, ja verschiedene Funde aus prähistorischer Zeit lehren uns, daß der Urmensch, auf geringe und äußerst unvollkommene Hilfsmittel angewiesen, über die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit gewisser Geräte und Apparate, mittels deren er sich seine Nahrung an Wassertieren zu gewinnen trachtete, ganz ebenso dachte, wie der heutige Kulturmensch. Die produktive Kraft der Fischerei liegt im Menschen, seiner Uebung, Erfahrung, Geschicklichkeit, seiner Ausdauer und Geduld, dem Mut, mit dem er z. B. dem wilden Potwal zu Leibe geht, der Abhärtung, mit der er den Unbilden und Gefahren der See trotzt, ja wie die russischen Fischereien lehren, dient auch ein unvollkommenes, nach der Väter Weise verfertigtes Gerät in der Hand eines tüchtigen Fischers seinen Zwecken.



Fischottern (S. 211).

Unsere Kenntnis vom Tierleben im Meere ist zur Zeit noch eine höchst unvollkommene, doch verdanken wir neuerer Zeit lehrreiche Einblicke in die Lebensbedingungen mancher für die menschliche Ernährung wichtiger Fische, wie z. B. des Herings und verschiedener Plattfische, den Studien deutscher, norwegischer und schottischer Naturforscher. Auf die Entwickelung des Tier- und Pflanzenlebens im Meere sind danach die Wärme und der Salzgehalt des Meerwassers, wie die Bewegung durch Strömungen von großem Einfluß. Von den die deutschen Küsten bespülenden Meeren ist das Becken der Ostsee flach, daher in seiner Temperatur von derjenigen der Luft abhängig, salzarm (je weiter nach Osten, desto mehr), es steht nicht, wie die salzreiche

Nordsee von Norden und Westen her, mit dem freien Ocean in Verbindung. Diese, das „Deutsche Meer", wie der Engländer sie nennt, die „Mordsee", wie sie auch wohl, wegen ihrer verderbenbringenden Stürme, im Volksmunde des Niederdeutschen heißt, der Kanal, das Norwegische und das Eismeer sind die eigentlichen Tummelplätze der Hochseefischerei in Nordeuropa. Die Ostsee hat eine recht mannigfaltige Küstenfischerei, d. h. man macht kurze Fahrten meist mit offenen Böten, stellt Netze, Körbe ꝛc. am Lande.

Wir beginnen unsere Umschau auf diesen ausgedehnten Meeresgebieten mit Norwegen. Kein Volk in Europa ist wohl so ausschließlich, wie die Norweger, auf die See als Nahrungsquelle hingewiesen. Von Kap Lindesnaes bis zum Nordkap, längs seiner schären- und fjordreichen Felsenküsten, findet sich wohl kaum eine größere Strecke, die nicht zu irgend einer Zeit des Jahres der Schauplatz irgend einer ertragreichen Fischerei, sei es auf Dorsch (Kabeljau), Hering, Makrele oder Hummer, ist, von der nicht in bestimmten Monaten ganze Flottillen von Fahrzeugen zur Ernte draußen auf der „grünen Weide" der See ausgehen, überall sieht man die roten Fischerhütten, die Gerüste zum Dörren des Dorsches und aus Fischerdörfern sind die norwegischen Städte zumeist erwachsen. Hier, wo an den Gestaden „die Winde die Wogen zum Tanze laden", an den Klippenhöhen dieses wunderbaren Landes, dessen großartige Natur die Frithjofssage uns so ergreifend malt, ist in der Seefischerei, im Kampf mit den Wellen und um die Schätze des Meeres ein abgehärtetes Geschlecht heimisch geworden. Die bedeutendste Fischerei ist die an den Lofoten auf Dorsch; sie findet in den Monaten Januar bis März statt. Die in den Buchten und Straßen jener norwegischen Inselgruppe den Unbilden des nordischen Winterklimas und den Stürmen trotzenden Fischerböte zählen nach Tausenden, die Fischer nach



Waldschnepfe (S. 212).

Zehntausenden. Das Netz und die mit Angeln besetzte Leine von verschiedener Länge bilden die einfachen Fanggeräte, die wohl, wenn auch hie und da verbessert, seit uralter Zeit in Gebrauch sind. Die Netze schweben als Maschenwände, oben mit Glaskugeln oder Stückchen Kork gehalten, unten durch Steine oder Bleistücke straff gezogen, senkrecht im Meer und fangen den Zug der Fische, die mit den Kiemen darein festgeraten, auf. Von den Leinen mit Schnüren führt jedes Boot 24 (vier Leinen heißen eine Back), mittels Schnüren sind die mit Köder (Stücken Hering oder Dorsch) bespickten Angeln an der Leine befestigt, welche in die Tiefe gelassen, jedoch mit Hilfe schwimmender Glaskugeln vom Meeresgrunde freigehalten wird. Das jedesmalige Ergebnis der Lofotenfischerei ist eine wirtschaftliche Frage ersten Ranges für Norwegen, dessen Kauffahrteiflotte neben dem Holzerport hauptsächlich auf die Ausfuhr von Fischen, Thran ꝛc. angewiesen ist. In der Fangzeit laufen daher täglich Drahtberichte von den Lofoten ein.



Wildtauben (S. 213).

Die katholischen Länder des europäischen Südens, Spanien und Italien, sind die hauptsächlichsten Konsumenten des norwegischen Stockfisches, ähnlich wie auf der anderen Seite des Oceans der Kabeljau der Neufundlandfischerei nach den ehemaligen spanischen Kolonien in Westindien, nach Brasilien ꝛc. verführt wird. Die Franzosen holen sich ihren Kabeljau selbst, teils von Neufundland, wo sie eigene Fischerkolonien besitzen, teils um Island. In die nordischen Meere gehen jedes Frühjahr aus verschiedenen Häfen der Küste der Bretagne an 270 Fahrzeuge, eine treffliche Schule für den französischen Seemann; Kriegsschiffe kreuzen zu Schutz und Hilfe auf den Fangplätzen. Die von Frankreich nach Neufundland gehenden größeren Fahrzeuge zählten 1884 178 mit über 6683 Mann Besatzung.

Am intensivsten in den nordeuropäischen Gewässern wird die Nordsee befischt. Ihre größte Ausdehnung von Nord nach Süd, von den Shetlands bis nach Calais, ist etwa 150 geogr. Meilen, ihre größte Breite von Norwegen bis nach Schottland mag 95 Meilen betragen.

Es ist von Einfluß für die Entwickelung der Fischerei in England und Schottland, daß die meisten der fischreichen Bänke der Nordsee in geringer Entfernung von den englischen und schottischen Küsten liegen. Das gilt selbst in gewissem Sinne von der berühmten.

durchschnittlich etwa 20 m tiefen „großen Doggerbank" (Dogge bedeutet altniederländisch Kabeljau); letztere ist bedeutend weiter von der deutschen Nordseeküste. Im Sommer, Herbst bis in den Winter hinein zieht der Hering in unzählbaren Scharen, oft nur wenige deutsche Meilen längs der schottischen und englischen Küste. In die Nähe des angeschwemmten Bodens der deutschen Nordseeküstenlande und ihrer Sanddüneninseln streifen jene silberglänzenden, dem Fischer reichen Gewinn bringenden Fischscharen nicht, höchstens die Helgoländer Bucht und die schleswig-holsteinsche Westküste sind zu Zeiten und an gewissen Stellen fischreich, wie wir aus der zeitweiligen Anwesenheit der englischen Fischerflotten, z. B. jedes zeitige Frühjahr bei Sylt, schließen dürfen. Die Helgoländer Bucht gilt als ein besonders reiches Revier für den Fang von Seezungen.



Auerhahn (S. 215)

Der gesalzene Hering ist eine Handelsware, die ungefähr durch die ganze Welt geht. Geräuchert hat der Artikel ein weit engeres Verbreitungsgebiet, und die leicht geräucherten (bloatered) Heringe von Yarmouth werden, da sie sich eben nicht lange halten, nur in England konsumiert. Die Heimat des Herings sind unsere nordeuropäischen Meere; er geht je nachdem er Nahrung findet und die Laichzeit es bedingt, vom tieferen in seichteres Wasser, aus der hohen See an die Küste. Die Rede, daß er aus dem Nordmeer komme und dahin zurückkehre, hat sich längst als Fabel erwiesen. Die Heringe, welche in der Nord- und der Ostsee gefangen werden, sind auch in diesen Meeren aufgewachsen; man unterscheidet sie nach Meeres- und Küstenheringen. Der Küstenhering der Ostsee laicht im Frühling in flachen pflanzenreichen Küstenstrichen. Der Meereshering setzt seinen Laich an tieferen Stellen ab; sein Hauptgebiet ist die Nordsee. Küstenheringe halten sich mehr oder weniger das ganze Jahr hindurch an der Küste auf; der Meereshering erscheint dagegen an der Küste kurz vor der Laichzeit und zwar in dichten Scharen. Miniaturkrebse, die sogenannten Copepoden oder Spaltfußkrebse, Würmchen, Schnecken, Muscheln 2c., bilden die Nahrung des Herings; in der Kieler Bucht wurden im Februar 1872 in dem freilich recht vollen Magen eines Herings 60000 Stück kleine Ruderfußkrebse (von 1 mm Länge) gefunden. Wyk und Peterhead sind in Schottland, Great Yarmouth an der Ostküste von England, neben einer Menge kleinerer Häfen, die wichtigsten Centren für die Heringsfischerei. Aber der Betrieb ist hier und dort zu verschiedener Jahreszeit ein vielfach verschiedener. Von jenen schottischen Häfen gehen in der Fangzeit, Juli und August, jeden Nachmittag ganze Flotten kleiner nur halbgedeckter Fahrzeuge aus. Es gewährt ein lebensvolles Bild, wenn man von dem Molenkopfe des Hafens von Peterhead, jenem schottischen Fischerstädtchen, das, auf einer Halbinsel gelegen wie ein in die See vorgeschobener Posten erscheint, an einem Juli- oder Augusttage die Heringsflotte auslaufen sieht. Von einem günstigen Winde geschwellt, erscheint die Masse der mehr und mehr sich ausbreitenden roten Segel wie ein sich entfaltender riesiger Fächer. Die Böte, durchschnittlich nur von vier bis fünf Leuten bemannt, treffen die südwärts ziehenden Heringsscharen (shoals) bald näher, bald weiter von der Küste. Bei der Fahrt, die ich mitmachte, waren wir etwa fünf deutsche Meilen von der Küste entfernt, als unsere Fischer ihre Treibnetze in Bereitschaft setzten. Ein solches Treibnetz ist eben auch, wie jene Lofotennetze, eine Netzwand, 200 Maschen (zehn Yards) tief, 60 Yards (à 91 cm) lang. Solcher Netze führt ein Boot 80—130. Mit dünnen Schnüren sind sie an ein mit Korken besetztes und überdem mit lufterfüllten Lederballons schwimmend erhaltenes Tau befestigt. Ist die ganze Netzfleth (niederländischer Ausdruck), d. h. die sämtlichen aneinander gereihten Netze zu Wasser gebracht, was eine halbe bis drei Viertelstunden erfordert, dann treibt das Boot einige Stunden vor dem Winde. Bei der Aufnahme der Netze werden die an den Maschen zappelnden, glitzernden Fische wie aus einem Tuch über dem Schiffsraum ausgeschüttet. Ist der Segen reich, so kehrt das Boot schon am anderen Morgen zum Hafen zurück, im anderen Fall versucht es sein Glück noch einmal. Ein halb bedeckter Himmel, ungewisses Mondlicht, ruhige See sind günstige Vorzeichen. Die Böte treiben mit kleinen Segeln vor dem Winde, ein schwacher Lichtschein am fernen Horizont bezeichnet die Lage der Hafenstadt; wohin wir blicken, sehen wir die kleinen Fahrzeuge mit ihren gespenstisch gegen den Himmel sich abzeichnenden Masten und Segeln, wie sie von den leisen Wogen auf und nieder getragen werden, überall ist man ruhig bei der Arbeit mit den Netzen; die Fischer behaupten, daß ein reicher Fischzug sich durch einen eigentümlichen Geruch bemerkbar mache.

Wenn nicht Sturm oder Nebel hindernd dazwischen treten, bleiben die Böte selten länger als 24 Stunden in See. Denn es sind nicht immer die besten, kräftigsten, seefestesten Fahrzeuge, die zu dieser, man kann immer noch sagen Küstenfischerei verwendet werden. Da unter Umständen reicher Gewinn lockt, so werden auch manche „alte Kasten" mit verwendet. Fast jeden Sommer berichtet man leider, daß da und dort eine Anzahl Fischerfahrzeuge mit Mann und Maus verloren gingen. Das Treiben am Hafen zur Zeit des Einkommens der

Fischerflotte ist bunt und rastlos: in Schottland geschieht das Ausweiden, Salzen und Verpacken der Fische in Fässern am Lande. Hunderte von Händen, meist Frauen und Kinder, drängen sich herbei, um in flinker, freilich nicht sauberer Arbeit einige Schillinge täglich zu verdienen. Mit wenigen Daten läßt sich die große Bedeutung der schottischen Heringsfischerei (Ost- und Westküste) hervorheben: sie beschäftigt direkt und abgesehen von den Hilfskräften am Lande, dem Transport ꝛc. 50000 Menschen und liefert in einem guten Jahre einen Wert von 2 1/4 Millionen Pfd. Sterl.

Etwas anders wird der Heringsfang von Yarmouth und anderen Häfen der englischen Ostseeküste betrieben. Hier ist er recht eigentlich Hochseefischerei, die Fahrzeuge, Logger, sind größer und gedeckt, sie bleiben 8—14 Tage in See; gewöhnlich besteht die Besatzung aus 11 Leuten und bearbeiten diese den Fisch gleich an Bord, so daß er in Fässern ans Land kommt; der Inhalt wird freilich für den Handel wieder umgepackt, sortiert und nochmals gesalzen. Die Netzflethe sind ähnlich den schottischen, aber kräftiger; hölzerne Bojen halten die zum Fange ausgebrachte Netzwand schwimmend. In derselben Weise (im großen und ganzen) betreiben auch die Niederländer und die kleine deutsche (Emder) Heringsflotte die Fischerei. Die Reisen von und nach den Fischplätzen, die sich je nach dem Monat verändern (im Juni z. B. bei den Shetlands, im September und Oktober auf und nördlich von der Doggerbank) nehmen viel Zeit in Anspruch, auch sind die Fährlichkeiten größer, die Anlage- und Betriebskosten bedeutender.



Auerhenne (S. 215).

Die Fischerei von Yarmouth ist uralt. Schon zu Zeiten Wilhelms des Eroberers sollen auf der Sandbank, welche jetzt zum Teil den Boden der behäbigen blühenden Hafenstadt bildet, Fischer des Sommers sich in Zelten niedergelassen und dem Heringsfang obgelegen haben. Die Regierung begünstigte im Laufe der Jahrhunderte auf alle Weise die Fischerei von Yarmouth, die Ansiedlung daselbst ꝛc.; thörichterweise verbot sie auch längere Zeit fremden Fischern den Handel mit Fischen in Yarmouth. Mit oder trotz dieser Fürsorge der Regierung erblühte die Stadt, allmählich ihre mittelalterliche Hülle abstreifend, die nur hie und da noch in einem Turm der ehemaligen Umwallung, oder in dem hochgiebeligen, mit Vorbau und Galerie versehenen „Zollhaus" oder, was das Innere der Häuser betrifft, in der noch aus alter Zeit erhaltenen Taberne mit ihrem geräumigen coffee-room hervortritt. Alles weist auf Seefahrt und Fischerei; die Straßen führen alle zur Yar, zum Wasser, zum Hafen, der im Dezember, kurz vor Weihnachten, wenn die gesamte Fischerflotte von Yarmouth zurückkehrt, ein reich belebtes Bild bietet. Gehen wir in die Vorstädte, so sehen wir da und dort Räucherhäuser, in welchen Gerüste von 8 Meter Höhe an quer gezogenen Tauen die berühmten bloaters (leicht geräucherte Heringe) tragen. Auf den Wiesen sind die Netze (aus Baumwolle oder Hanf) mit Katechu (terra japonica) getränkt zum Trocknen ausgebreitet. Im Flur der offenen Häuser sehen wir Frauen und Männer mit dem Ausbessern der Netze beschäftigt, und jeder dritte Mann, der uns auf der Straße begegnet, trägt einen Oelrock und einen Südwester, d. h. sein Gewerbe ist auf See. Auch ein Zufluchts- und Unterkunftshaus für die Schiffsjungen der zahlreichen Fischerfahrzeuge gibt es in Yarmouth, eine Institution, die leider in vielen anderen Fischerhäfen noch fehlt, zum Schaden der armen Bursche, die leicht in schlechte Gesellschaft verfallen und die Geschenke, welche sie vom Master (dem Schiffskapitän) erhalten haben, verschwenden und verkommen.

Wir haben oben gesagt, daß die Erfindung und Anwendung des Baum- oder Grundschleppnetzes der neuen Zeit angehört; es ist etwa seit vierzig Jahren eingeführt. Während die Treibnetze und Angeln das Fischleben in den oberen Schichten der See erfassen, rafft das Grundschleppnetz, gleichsam wie ein Rechen, alle Fische auf, welche am oder in der Nähe des Grundes leben: die sogenannten Plattfische, besonders die verschiedenen Buttarten, ferner die Zungen und Schellfische.

In Dreiecksform, und zwar in verschiedener Größe (die kleinere Art ist die von der deutschen Fischerei benutzte Kurre, ähnlich ist das Schrob-Netz der Niederländer) hat es die Gestalt eines in mehreren Abteilungen gegliederten Beutelnetzes, dessen Oeffnung durch einen 6—14 Meter langen liegenden Baum auseinander gehalten wird. Das Netz wird auf dem Grunde des Meeres hingeschleppt, wobei der Baum, an welchen der obere Netzrand befestigt, durch zwei eiserne Bügel oder Schlitten auf einer gewissen Höhe über dem Grunde gehalten wird. Mittels des Schlepptaues und des sogenannten Zaumes (der beiden sich vereinigenden Taue, welche an den Bügeln oder Klauen befestigt) wird der gewaltige Fangapparat vom Schiff gehandhabt, am Kapstaan (oder Gangspill, einer Winde) ausgebracht und eingezogen. Abgesehen von dem, was die Küstenfischerei liefert, wird der sogenannte Frischfisch für unsere Tafel mittels dieses Baumschleppnetzes

gewonnen. Die Engländer haben die zahlreichste Flotte von Trawlern — Baumschleppnetzfischern — in der Nordsee, und zwar jahraus, jahrein, doch ist die Winterfischerei lohnender, der Fang wird um diese Zeit besser bezahlt.

In den Niederlanden sind Scheveningen, Nieuwediep, Katwyk und Nordwyk die Hauptfischerhäfen, in Belgien sind es Ostende und Blanckenberghe. Hier fischt man noch vielfach mit plattbodigen Fahrzeugen, den sogenannten Bommen, welche die Küste immer in Sicht behalten und zurückkehrend da, wo es an einem ordentlichen Hafen fehlt, einfach auf Strand gesetzt werden; eine Scenerie, wie sie uns das Bild des Scheveninger Badestrandes vorführt.

Ueberall, in England, Schottland, den Niederlanden, Dänemark, auch an den deutschen Ostseeküsten (denn unsere Nordseeküste hat keine eigentlichen Fischerdörfer, ausgenommen am Dollart, an der Elbmündung, einzelne schleswig-holsteinische und friesische Inseln und Helgoland), ist die Fischerbevölkerung eine eigentümliche.

Das Aussehen der Leute ist frisch und gesund, die Ehen sind reich mit Kindern gesegnet, die Leute hängen fest an alten Sitten und Gebräuchen, ja sie sind konservativer wie mancher deutsche Bauernstamm; nirgends findet man wohl wetter- und seefestere Leute als unter den Fischern, die Rettungsböte rekrutieren ihre Mannschaften zum großen Teil aus ihnen. In England und Frankreich treibt die ganze Familie Fischerei; Frauen, Kinder flicken



Des Jägers Beute! Von L. Eibl (S. 211)

die Netze, fangen vom Strande aus Muscheln, Granaten, Krabben, die Jungen gehen oft schon im neunten Jahr mit auf See. Was für ein Leben! Der echte Fischer muß immer danach trachten, so kurze Zeit wie möglich im Hafen zu verweilen, denn draußen auf der grünen Woge ist sein Arbeits- und Erntefeld. In der Regel, — und diese Einrichtung zeigt sich so ziemlich bei allen Großfischereien — gibt es bei der Seefischerei keinen festen Lohn, sondern letzterer besteht in einem Anteil an dem Ertrag des Fangs. Man rechnet zunächst größere Teile für das Fahrzeug, resp. den Eigner desselben, sowie für den Führer des Schiffs, dann kommen in absteigender Skala die „Parte" des ersten, zweiten 2c. Matrosen bis zum Schiffsjungen herab. Man sollte unter solchen Umständen erwarten, daß gewisse Mißbräuche und Uebelstände, die sich in der Nordseefischerei herausgestellt und zu internationalen Vereinbarungen wegen Schaffung einer Art Seepolizei geführt haben, von den Fischern selbst als wider ihr Interesse laufend erkannt werden würden. Dem ist jedoch nicht durchweg so. Es gibt nämlich in der Nordsee die sogenannten Coopers, schwimmende Schnapsbuden, welche den Fischern das verpönte Getränk (meist in schlechter Beschaffenheit) gegen Fische und auch selbst Netzgeräte liefern. Ein anderer Mißstand sind die Reibereien und Streitigkeiten, welche zwischen den Schleppnetz- und Treibnetzfischern vorkommen. Obwohl das Fischereigebiet ein sehr ausgedehntes ist, so kommen beide sich doch mitunter ins Gehege und es gibt z. B. ein verpöntes Instrument, ein mächtiges, ankerartig geformtes, vierarmiges, scharfes Werkzeug, mit welchem man unter See sich gegenseitig die Fangapparate zu zerstören sucht. Ein solches Ding, dem die Fischer den Namen Teufel (Devil) gegeben haben, ist im Dezember 1880 mit einem zerstörten Treibnetz aufgefischt und dem Londoner Handelsamt eingeliefert worden.

Die sogenannte kleine und große Küstenfischerei ist im allgemeinen weniger gefährlich und beschwerlich, sie arbeitet zum Teil mit kleineren Geräten, muß sich aber auch im Durchschnitt mit einem kleineren Verdienst begnügen, als die Hochseefischerei. Diese Küstenfischerei ist z. B. vorwiegend an unserer Ostseeküste mit ihren Haffen, Wicken, Bodden 2c., sowie in Dänemark vertreten. Aber auch die so wichtige und in guten Jahren, wie es 1884 leider nicht war, glänzende Ergebnisse liefernde Sardinenfischerei an der französischen Küste des Atlantischen Oceans ist Küstenfischerei. Es würde zu weit führen, wollte ich auch nur kurz die wichtigsten der an unserer Ostseeküste in Verwendung kommenden außerordentlich mannigfaltigen Fischereigeräte beschreiben: Zug- und Treibnetze, Sacknetze, von einem oder zwei Booten durchs Wasser gezogen, Flügelnetze, die von einem Boot im Wasser ausgebreitet werden, Angeln verschiedener Art, vor allem aber die verschiedenartig konstruierten Reusen bilden neben einer Auswahl kleineren, vom Lande aus durch einen Mann zu handhabenden Geräts die wichtigsten Fangmittel. Pommern namentlich hat eine rege Küstenfischerei. Das etwa 29 Quadratmeilen große kurische Haff wird in seinem südlichen Teil von 530 großen Fischerfahrzeugen, deren Besatzung aus 1060 Mann besteht, mit der Kurre, einem Flügelnetz, befischt. Die einem Bilde in der Berliner Fischereiausstellung entnommene und in meinem Bericht über jene Ausstellung (Berlin bei Parey), sowie in Beneckes „Fische und Fischereien von Ost- und Westpreußen" wiedergegebene Illustration führt diese Fischerei des kurischen Haffs mit dem Kurrennetz vor, die Fahrzeuge treiben, das Netz — welches drei Netzwände, zwei weitmaschige außen und eine engmaschige in der Mitte hat — in gespanntem Zustande zwischen sich haltend, vor dem Winde; ein solches Netz nimmt, wie das Baumschleppnetz so ziemlich alles auf, das ihm in den Weg kommt. Die Reusen in unserem nordischen Meere finden wir am großartigsten, vom Eingang bis zum Ende zehn Meter lang, an den dänischen Küsten, wo in den Monaten September und Oktober der Fang des Wanderaales oft einen reichen Ertrag (über eine Million Mark) liefert. Diese rechtwinklig zur Küste aufgestellten Apparate haben vorn zwei Netzflügel, mehrere Bügel und enden, sich allmählich verengend, in einen aus Weidenzweigen geflochtenen Korb. Selbst gegenüber diesen großen dänischen Aalreusen erscheint die Tonnare des Mittelmeers noch immer als ein wahrer Riesenapparat. Diese gewaltigen, zum Auffangen der Tunfischzüge bestimmten Geräte von ziemlich komplizierter Konstruktion sind schon oft beschrieben und man hat mit dramatischer Lebendigkeit die Schlächtereien, welche die Fischer in der sogenannten Totenkammer unter der Schar von Tunfischen anrichten, geschildert, es genüge daher zu sagen, daß diese Tonnaren im rechten Winkel zur Küste unterseeisch, aber bis an die Oberfläche des Wassers reichende, senkrecht aufgestellte Fangapparate aus grobmaschigem Netzwerk und Binsen mit mehreren Armen und sich verengenden Kammern sind; ihren Umfang kann man daraus ermessen, daß sie von der Küste aus 2—300 Meter in die See reichen, während ihre Höhe sich nach der Tiefe des Meeresgrundes, an welchem sie verankert sind, richtet. Diese Tonnaren



Marder (S. 211).

findet man unter verschiedenen Namen an vielen Punkten der portugiesischen, spanischen, französischen und italienischen Küste des Mittelmeeres, sowie an den Inseln des letzteren. Die Zeit der Tunfischerei ist Mai bis August. Im Mai oder Juni zieht diese Riesenmakrele in großen Schwärmen aus dem Atlantischen Ocean durch die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer. Wie es bei dem in unsern Strömen im Frühjahr aus dem Meer aufwärts ziehenden Lachs der Fall ist, so auch bei dem wandernden Tun; der ermüdet und abgemagert im Juli und August rückkehrende Fisch hat lange nicht den Wert, wie der im Frühsommer aus dem Ocean kommende. Man fängt den Tun auch in großen Netzen, wie z. B. den Trainas der Insel Christina (vor der Mündung des Guadiana). Die Anfänge der Reusen, ihre primitivste Form bilden wohl die Fischzäune (die bouchots der atlantischen Küste Frankreichs, die grigiuoli der Italiener), eine Art Hecken, aus Flecht-, Netzwerk oder Schilf, welche einfach an passender Stelle am Ufer ausgestellt werden, und in welche die abfließende Flut die Fische ganz von selbst, d. h. ohne Zuthun des Fischers hineinführt. Die corrales, welche man an der chilenischen Küste, an geschützten Stellen (denn der Ebbe- und Flutstrom ist dort ein gewaltiger) vielfach aufstellt, beruhen durchaus auf dem gleichen Prinzip. Auch die im Schlick unserer Nordseeküste an Pfählen, mit der Oeffnung gegen das Land gerichtet, ausgelegten sogenannten Granatkörbe fangen in derselben Weise die Granaten mit der rückkehrenden Flutwelle auf.



Im finstern Tann. Von Otto Strützel (S. 212).

Aus der mannigfaltig entwickelten italienischen See- und Küstenfischerei möchte ich noch einiges hervorheben. Die Fahrzeuge sind von verschiedenster Größe, die kleinsten, die Sandale oder Cii, werden hauptsächlich zur Lagunenfischerei benutzt, sie haben eine Besatzung von nur einem bis drei Mann. Es folgen der Größe nach die Bragozzi, die Tartane, endlich die Paranze oder Tarantelle, größere gedeckte, zweimastige Fahrzeuge bis zu 60 Tonnen Gehalt; diese letzteren werden zum Teil zur Korallenfischerei an der nordafrikanischen Küste ausgesandt, ein Betrieb, welcher allein in dem den Neapel-Reisenden wohlbekannten Hafenstädtchen Torre del Greco zwischen 3 und 400 Barken und über 4000 Personen (auf See) beschäftigt. Die italienischen Korallenfischer rekrutieren sich zum Teil aus den männlichen Zöglingen italienischer Findel- und Waisenhäuser. Das Ablösen und Abreißen der Korallenzweige vom Grunde des Meeres geschieht mittels eines durch einen Stein beschwerten, mit Kugeln und Netzwerk versehenen, eichenen Kreuzes. Man hat die jährliche Ausbeute der italienischen Korallenfischerei auf 4—500 Centner Rohkorallen veranschlagt. Der Preis ist je nach der Qualität, die sich wieder nach dem Fundort richtet, ein verschiedener, nämlich zwischen 6 und 7000 Lire. Im Orient und in Afrika ist die rote Koralle, (besonders die von der Berberküste) immer sehr geschätzt worden; neuerlich ist — hauptsächlich infolge der hochentwickelten italienischen Korallenindustrie — der Korallenschmuck bei unseren Damen wieder beliebt geworden und auf der Berliner Fischereiausstellung machten die Italiener ein glänzendes Geschäft; während in Westeuropa die blaßrote die gesuchteste ist, schätzen die Frauen der türkischen Harems besonders die hochrote Koralle. — Ein anderes Meeresgewächs, unscheinbar aber äußerst nützlich, sind die Schwämme, was davon auf den Markt kommt, namentlich die feineren Sorten, entstammt ebenfalls dem Mittelmeer; als die besten gelten die sogenannten Levantiner und die Zimocca,

ordinäre sind z. B. die Bahamaschwämme. Jene sind dichte, weiche, zartgelbe, elastische Gewebe von rundlicher Form. Das vorzugsweise zur Anwendung kommende Fanggeräte ist eine vielzinkige Gabel, welche von Bord des Fahrzeugs aus gehandhabt wird. Eigentümlich ist das bei dieser Fischerei zur Anwendung kommende, sogenannte Wasserglas, ein hölzerner Kasten oder eine Tonne, deren Boden aus einer starken Glasplatte besteht. Zur Hälfte taucht man dieses Gefäß ins Wasser und vermag nun der Fischer mit größter Klarheit die Beschaffenheit des Meeresbodens zu erkennen.

Wenn ich nun noch des Schwertfischfanges in der Straße von Messina, der in ganz ähnlicher Weise wie unser nordischer Wal vom Boot aus harpuniert wird, sowie des Anchovis- und Sardinenfangs gedenke, bei welchem die Menaide zur Verwendung kommt, so wären die wichtigsten Arten der Mittelmeerfischereien angedeutet. Ein besonders der Adriatischen Meerküste eigentümlicher Betrieb ist aber noch die Fischerei und Bewirtschaftung der Lagunen, erzeugt und bedingt durch die zahlreichen Strand-(Brackwasser-)Seen jenes Litorales. Diese sogenannte Vallikultur (Valli nennt man die Brackwasserteiche) ist am großartigsten in der Fischzuchtstation, den Lavorieris von Comacchio entwickelt. Mittels dieser mit Schleusen, Kanälen, Bassins ꝛc. ausgestatteten Anstalten bemächtigt man sich gewissermaßen der Schwärme der im Frühjahr dem Süßwasser zustrebenden Wanderfische, um sie zunächst zu züchten und zu füttern, später im Winter zu fangen.

Der vielfach an den Küsten tropischer Länder (Westindien, Malayischer Archipel ꝛc.) betriebene Schildkrötenfang ist mit zwei Worten bezeichnet: Man wirft die zum Eierlegen ans Land kriechenden Tiere auf den Rücken und sammelt sie dann ein.

Eine vollständige Darstellung der heutigen Hebung der Meeresschätze würde ein dickes Buch erfordern[1]). In vorstehendem habe ich nur einige Streiflichter auf das großartige, über die ganze Welt verbreitete Gewerbe geworfen. Wenn der Feinschmecker darin den Austernfang vermißt, so ist das nicht meine Schuld; die europäischen Austernbänke sind leider zum Teil ausgefischt. Mittels Mästung sucht man einen gewissen Bestand zu erhalten, und wenn der berühmte Austernfang der Insel Texel zu den vergangenen Dingen gehört, so ist die mit gutem Erfolg durchgeführte Aufzucht junger Austernbrut in Yersecke (Scheldemündung) gewissermaßen ein Ersatz. Die deutschen Austernbänke (51) liegen bei Sylt und Amrum, bis 8 Meter über Hochwasser tief. Ihre Ausbeutung ist Regal und sind sie an ein Hamburger Haus verpachtet, das durchschnittlich jährlich 1000 bis 3000 Tonnen Austern à 6—800 Stück, mittels auf den Bänken hingleitender Drahtnetze, fangen läßt oder richtiger ließ. Denn schon seit einigen Jahren ist der Fang, der Schonung wegen, eingestellt. Frankreichs Austernfang liegt an der Atlantischen Küste; die dortige Austernzucht scheint nach amtlichen Berichten neuerdings günstige Erfolge zu erzielen. Die besten englischen Bänke sind in der Themsemündung. Massenhaft als Raubwirtschaft wird der Austernfang in Amerika in der Chesepeake-Bai betrieben; 8000 (!) Fahrzeuge sind dort alljährlich mit dem Fange beschäftigt. Die Wassertemperatur und Strömungsverhältnisse jener Bai sind dem Gedeihen der Austern sehr günstig, dennoch zeigt sich schon eine Abnahme und geht es so fort wie bisher, so wird notwendig eine Erschöpfung eintreten, denn mit den reichen Schätzen, welche die Natur dem Amerikaner, z. B. auch in den Wäldern darbot, versteht er oft nicht zu wirtschaften.

[1]) Es sei hierbei auf das vor kurzem im Verlag von Parey in Berlin erschienene treffliche „Handbuch der Fischerei und Fischzucht von Professor Benecke, Dallmer und M. v. d. Borne“ aufmerksam gemacht.

Auf die arktische und antarktische Fischerei bin ich in meiner Darstellung nicht eingegangen; die erstere ist in den Polarreisewerken oft genug erzählt und beleuchtet, die letztere weniger, doch muß ich darauf verzichten, dieses Mal noch die Leser nach jenen Regionen zu führen, von denen es in dem wahrhaft poetischen amerikanischen Walfischfängerliede heißt:

> Hieltest du Wacht, wo sich finster erhebt,
> Diegos Fels in die Luft,
> Wo schneeigen Flügels der Albatros schwebt,
> Ob armer Matrosen Gruft?

Wenn das Tierleben im Meere im großen und ganzen bisher nur den Zerstörungstrieb des Menschen an sich hat erfahren müssen, so ist es mit der Bewirtschaftung des süßen Wassers dank der Fischzucht, der Erfindung des hannöverschen Lieutenants Jakobi im vorigen Jahrhundert, jetzt etwas besser bestellt, das ist aber ein Kapitel für sich, aus dem seiner Zeit auf der Berliner Fischereiausstellung glänzende Blätter aller Welt vorgelegt wurden. Für das biologische Studium der Seetiere sind vor kurzem in Großbritannien, Plymouth und an der Forth-Föhrde Stationen errichtet worden, und unsere „Kieler Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der Deutschen Meere“ unternahm im vorigen Sommer eine Studienfahrt bis jenseits der Hebriden, von der man sich bedeutsame Ergebnisse versprechen darf.

Suchende Liebe.

Von

Otto Sievers.

Ich senkte dir ins Auge
So tief den Blick,
Daß mir daraus mein Bildnis
Strahlte zurück.

Du hast gar unbefangen
Mich angelacht,
Ich aber habe vieles
Dabei gedacht.

Noch einmal, Äuglein, strahlet
Mein Bild zurück! —
Du senkst verlegen, errötend
Den lieben Blick?

Du hast aus deinen Augen
Mein Bild verbannt? —
Heil mir, in deinem Herzen
Ich's wiederfand!

Unter der Maske.

Von

Sophie Junghans.



ie Februarsonne scheint schon recht kräftig in ein großes wohnliches Gemach und auf allerhand bunten Staat und Flitter: glitzernde Stoffe, goldene Tressen und geschliffene Edelsteine von böhmischem Glase. Daß es nur Glas ist, thut nichts; hier kommt es nicht auf die Echtheit, sondern nur auf das Flimmern an, denn es ist natürlich Maskengarderobe, die da ausgebreitet liegt.

Das Gemach ist keines der eleganten Vorderzimmer der Holbachschen Wohnung, sondern eine Hinterstube, dem Schneidern, Bügeln und sonstigen Verrichtungen gewidmet, die in den Bereich der „Jungfer" fallen; aber, wie gesagt, das Zimmer ist freundlich und bequem, wie überhaupt der ganze Zuschnitt des Hauswesens, und Illa von Holbach, die junge Tochter des Hauses, hält sich gern hier auf, steckt, wie der Papa und die Tante sich etwas mißbilligend ausdrücken, am liebsten hier mit dem Dorchen, ihrer Jugendgenossin aus dem heimischen Gutsdorfe und jetzigen Zofe, zusammen.

Denn Illa, ein übermütiges Landkind und zugleich eine verwöhnte Einzige, wild wie ein Junge in den Gärten und auf den Höfen des großen Rittergutes aufgewachsen, langweilt sich bis jetzt noch von Herzen in der großen Stadt, in welche der Papa für ein, zwei Jahre versuchsweise übergesiedelt ist, und mag deshalb den vertrauten Umgang des guten Dorchens, übrigens eines wohlgesitteten Gutsverwalterstöchterchens, nicht auch noch entbehren, wie sie schon die Ponies und Hunde und Katzen und was nicht alles vom Gute entbehren muß.

Die beiden Mädchen sind also wieder in Dorchens großer Stube beisammen, wo Dorchen eifrig an einem Kostüm für den Maskenball schneidert, den das Fräulein morgen mit dem Papa und ihrem Verlobten besuchen soll.

Es ist kein Privatball. Derselbe wird in einem großen öffentlichen Etablissement, aber selbstverständlicherweise für die gute Gesellschaft, abgehalten. „Ach was, wir gehen einmal hin," hatte Herr von Holbach in seiner gemütlichen Weise gesagt. „Wir beide, ich und Sie, Fritz, sind doch wohl Manns genug, um die Illa zu eskortieren und zu beschützen. Wir sehen uns die Sache an, und gefällt es uns nicht, so fahren wir wieder nach Hause."

Denn als Selbstherrscher von seinen so und so vielen Rittergütern her und zudem als ein ganz gescheiter und vorurteilsfreier Mann mochte Herr von Holbach sich manchen „festgefrorenen Schicklichkeitsbegriffen", wie er das nannte, der hauptstädtischen Gesellschaft nicht so recht fügen und that zuweilen einmal etwas, ohne sich darum zu bekümmern, ob andere es ihm vorgemacht hatten oder, was noch mehr ist, je nachmachen würden.

Und in dieser unabhängigen, selbstwilligen Art war Illa ihres Vaters echte Tochter. — Jetzt stand sie vor dem großen schmalen Spiegel von Großmutters Zeiten her, den man in diese Hinterstube verbannt hatte, und probierte das Flügelhäubchen der „Picarde"; denn in den nicht gerade sehr originellen Masken von Kurmärker und Picarde wollten sie und Fritz von Schenk ihr Verlobter, auf dem Maskenfeste erscheinen.

Illa hatte übrigens recht, wenn sie sich nicht lange den Kopf zerbrochen hatte wegen eines Kostümes; denn sie mochte anziehen, was sie wollte, sie sah immer reizend aus. Ganz reizend auch jetzt, wie sie in ihrem einfachen, aber prächtig sitzenden Winterkleide da stand, eine jugendlich schlanke, hohe Figur, auf dem wundervollen blonden Haar das Häubchen, unter dessen Flügeln hervor ein ovales rosiges Gesicht schaute und ein Paar übermütige Augen das Spiegelbild anlachten.

„Und außerdem" — das sagte sie jetzt, lachte aber nicht dabei, sondern seufzte ein wenig — „außerdem gefalle ich ihm ja auch immer, selbstverständlicher-, pflichtschuldigerweise. Und wenn ich mich als Heringstonne verkleidet hätte oder als gelbe Rübe mit einem welken Krautbüschel auf dem Kopfe — er würde das immer noch, weil ich es war, sehr schön gefunden haben. Ach" — mit einem abermaligen kleinen Seufzer, der ziemlich komisch wirkte — „es ist wahrhaftig langweilig, einen Bräutigam zu haben, der so von einem eingenommen ist!"

„Sie sollten es doch nicht immer so berufen, Fräulein Illa," meinte hier Dorchen. „Und Sie möchten ihn im Ernste doch auch nicht anders haben!"

„O ja, freilich möchte ich ihn anders haben," war Illas sofortige Erwiderung. „Nicht immer so langweilig mit allem, was ich thue, zufrieden, wie das ewige schöne Wetter! Kriegt nicht alle Welt sogar die Sonne satt, wenn sie ein paar Wochen lang ohne Unterbrechung geschienen hat, und denkt dann nicht ein jedes, wenn doch der Himmel jetzt einmal eine Weile grau wäre, nur zur Veränderung?"

„Nun, in der Ehe werden Sie schon nicht immer

schönes Wetter haben," tröstete Dorchen. „Meinen Sie denn, der Herr Fritz könnte nicht auch böse werden. O, da kennen Sie ihn schlecht!"

„Als ob du ihn besser kenntest!" rief Illa. „Jedenfalls ist es albern von ihm, alles zu billigen, was ich thue; das sagt die Tante auch. Er soll meiner nicht so furchtbar sicher sein," und sie stampfte sogar ein wenig mit dem Fuße; „er muß aus seiner Zufriedenheit mit mir, der ganzen Welt und sich durchaus einmal aufgerüttelt werden! Und deshalb . . . nun, du weißt ja . . ."

„Ach, Fräulein," sagte hier Dorchen flehentlich, „wenn Sie es doch lassen wollten!"

„Nichts da — es geschieht!" war die Erwiderung.

„Sie glauben nicht, wie ich mich fürchte . . . Etwas, was niemand weiß als wir zwei allein, wobei einem niemand sagen kann, ob es überhaupt geht oder nicht!"

„Geht? Wir machen es gehend!" sagte Illa mit dem Entêtement des absolutesten Monarchen.

„Wenn es nun zu früh herauskommt? Wenn nun Ihr Papa die schrecklichsten Unannehmlichkeiten davon hat?"

„Ach, er wird schon nicht!" Die gewissenlose Tochter sah aus, als ob es ihr nicht einmal viel ausmachen würde, wenn er sie hätte. „Aber komm, sitzt denn nun endlich der Aermel drin? Wir müssen noch einmal anprobieren."

Mit ergebener Miene erhob sich Dorchen, schüttelte das Kamisolchen der Picarde, an dem sie genäht hatte, in der Hand zurecht und legte es hin.

„Nun?"

„Ich will nur zuerst zuriegeln, Fräulein." Und sie ging an diejenige der drei Thüren, welche auf den Vorplatz führte, und schob den Riegel vor. Dann kam sie zurück, knöpfte die Kleidertaille auf und entledigte sich derselben, wonach ihr das Fräulein eigenhändig in das bunte Mieder half. Es war also augenscheinlich, daß dasselbe nicht nur dem gnädigen Fräulein, sondern auch ihr passen sollte.

„Ganz gut," sagte Fräulein Illa beifällig, indem sie über die Rückennähte strich und dabei zugleich Dorchen vor sich her nach dem Spiegel schob. Die beiden jungen Mädchen waren ungefähr gleicher Größe, wenigstens überragte der blonde Scheitel Illas nur um wenige Linien den braunen Dorchens, während bei der Schulterhöhe der Unterschied zu Gunsten Illas, der schlanker gewachsenen, etwas größer war. Auch Dorchen war ein wohlgebildetes, hübsches Mädchen mit einem freundlichen, angenehmen Gesicht.

Jetzt wurde auch die Haube probiert, unter welche Dorchens rundes, ländliches Antlitz vielleicht noch besser paßte als das ihres Fräuleins.

„Vom Haar darf er natürlich nichts sehen . . . Wie machen wir das? Ich weiß es! Wir pudern . . . Ach —"

Der letztere Ausruf war vielmehr ein kleiner Schrei, der einer unerwarteten Störung galt. Die Thür aus den vorderen Salons hatte sich ohne weiteres geöffnet — oder wenn geklopft worden war, so hatten es die Mädchen nicht gehört — und ein großer junger Mann war hereingekommen, um freilich gleich darauf etwas betreten stehen zu bleiben.

„Ah, hier wird Anprobe gehalten," sagte er.

„Ja, und wie kommst du dazu, uns so ohne alle Ceremonie zu überfallen!" rief ihm Illa höchst ungnädig entgegen.

„Liebe Zeit! kratze mir nur nicht die Augen aus, Illa," sagte er reumütig. „Wenn ihr niemanden hier wollt, warum schließt ihr dann nicht zu?"

„Wir haben zugeschlossen," gab ihm die Verlobte schnippisch zurück. „Wer erwartet denn, daß von dorther jemand kommen wird, außer höchstens der Tante, und die ist nicht zu Hause, und dem Papa, und der gilt nichts! Wir haben kein Klingeln gehört. Wie bist du denn hereingekommen?"

„Ich bin schon seit einer Ewigkeit drüben beim Papa und habe schon zwei Cigarren mit ihm geraucht." Er war indessen mit einem gewissen Phlegma — von welchem der hübsche, große, blonde und sehr wohl aussehende junge Landwirt überhaupt ein ganzes Teil zu haben schien — immer weiter in die Stube geschlendert. „Sieh mal an, Dorchen! Gar nicht übel! Aber wo ist denn dein Staat, Illa. Und wer will sich denn eigentlich maskieren?"

„Es ist ja doch natürlich mein Anzug, siehst du denn das nicht, Fritz?" rief Illa nachdrücklich. „Ich war das hundertmal Anprobieren müde, und da hat es Dorchen einmal für mich gethan."

„Also das geht," meinte Herr von Schenk etwas verwundert. „Keine üble Idee, eine solche Anprobe per Substitut . . . werde ich mir merken." Jetzt gewahrte er die Haube mit den weitabstehenden Flügeln, die Dorchen rasch abgelegt hatte, und nahm sie mit spitzen Fingern vom Tische. „Also das Ding wirst du tragen, Illa? Wie siehst du denn darin aus?"

Willfähriger als sonst wohl ihrem Verlobten gegenüber nahm Illa ihm die Haube aus der Hand, setzte sie auf und lächelte ihn an. Mit strahlendem Blick betrachtete er sie und nahm dann zärtlich ihr Gesicht zwischen seine Hände. „Zum Aufessen . . ." sagte er.

„Natürlich." Es zuckte spöttisch um den hübschen Mund, während sie sich los machte. „Du bist übrigens leicht zu befriedigen. Du findest nie, daß mir etwas schlechter steht als etwas anderes!"

„Nein, nur besser!" versetzte er treuherzig. Sie lachte, wider Willen besänftigt. Vielleicht wollte er aber nun auch einmal kritisch sein, denn er sagte: „Dein schönes blondes Haar! die Picarde wäre gewiß froh gewesen, wenn sie es gehabt hätte! Aber eigentlich paßt es in den Charakter nicht."

„Ich kann ja eine Perücke tragen," bemerkte Illa, und dann, als komme ihr plötzlich eine Idee: „Oder weißt du was, ich pudere mich!"

„Eine gepuderte Picarde," meinte er zweifelhaft.

„Warum denn nicht? Wer morgen etwas dagegen hat, mag es sagen!" rief sie übermütig, und mit einem „Na, ich habe auch nichts dagegen!" ließ Herr von Schenk die Sache fallen. Es schien ihm übrigens in der Atmosphäre dieses Zimmers sehr wohl zu behagen, denn er machte noch keine Anstalt, zu gehen, nahm dies und jenes von den umherliegenden Sachen in die Höhe und legte es wieder hin: einen Fächer von der Urgroßmutter, der mit alter Maskengarderobe zum Vorschein

gekommen war, einen rosa Domino, und trieb dies so lange, bis Illa, ihn groß ansehend, rief: „Aber Fritz, merkst du denn wirklich nicht, daß du hier übrig bist? Muß man es dir denn erst sagen!"

„Das wäre also hiermit geschehen ..." lachte Herr Fritz etwas verlegen; „ich gehe schon. Adieu so lange, Illa ..."

„Adieu."

„Illa — Ilschen ..."

„Was denn nun noch?"

„Bekomme ich keinen Kuß?"

Sie hielt ihm gleichgültig die linke Wange hin, die kühl und zart war wie ein Rosenblatt. Er küßte dieselbe sehr verliebt und wartete dann noch sekundenlang wahrscheinlich darauf, daß sie die Lider mit den langen Wimpern, die etwas dunkler waren als das Haar, aufschlagen und ihn noch einmal ansehen werde. Da sie aber daran gar nicht zu denken schien, so beschied er sich, drückte ihre Gestalt noch einmal fester im Arm — mit dem Rechte des Besitzers — und ging. Kaum hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen, als Illa, Augen und Hände in die Höhe hebend, ausrief: „Herr Gott, ist der Mensch langweilig!"

Fünfundzwanzig Minuten nach neun Uhr am Abend des folgenden Tages. Auf halb zehn war der Wagen bestellt. Papa von Holbach saß fix und fertig — in schwarzem Domino natürlich — in seiner Höhle, wie das elegante Rauchzimmerchen mit den Jagdgewehren, Reitpeitschen und Auerochsenhörnern an der Wand von Illa genannt wurde, und wartete. Vor einer halben Stunde schon hatte sich ihm Illa, vollständig als Picarde equipiert, gezeigt und war dann wieder verschwunden, und er begriff nicht, was sie eigentlich noch treibe. Die Tante, die ab und zu ging und seit einer Viertelstunde bei Illa nicht mehr zugelassen wurde — sie werde schon zur rechten Zeit da sein, und man solle sie doch ein Weilchen in Ruhe lassen, hatte Fräulein Illa durch die Thür gerufen —, begriff dies auch nicht. — Sie, die Tante, billigte überhaupt den ganzen Maskenball oder vielmehr die Teilnahme ihrer Angehörigen an demselben nicht, aber sie hatte hier im Hause nur eine beratende Stimme, auf welche niemals gehört wurde.

Auch Fritz von Schenk hätte längst da sein sollen. Nun, auf ihn konnte man sich wenigstens verlassen ... er blieb jemals so wenig aus wie bei Herrn von Holbach die Langeweile im Theater oder der Schlaf während der Predigt. Da — da schellte es, und der Diener brachte ein Billet herein. Fritz schrieb, daß er im letzten Augenblick eine kurze Abhaltung bekommen habe und nun lieber allein nach dem Orte des Balles fahren wolle. Im Vestibül werde er die übrigen erwarten.

„Nun, auch gut," brummte Herr von Holbach. „Ich denke, wir fahren los. Hier, Illa!"

Er reichte der eben eintretenden allerliebsten Picarde das Briefchen hin, da er sich sehr gern das Reden ersparte. „Aber Kind, schon in der Maske! Nun, dir wird noch schön heiß werden!" rief die Tante. „Meiner Zeit stülpte man die Maske im letzten Augenblick erst vor."

„Das ging nicht ... ich mußte es vor dem Spiegel thun wegen der Haube," kam es hinter dem schwarzen Spitzenbärtchen der Picarde hervor.

„Du sprichst schon jetzt, als wärest du etwas heiser, Illa; du wirst dich gewiß erkälten!" klagte die gute Tante. „Hülle dich nur ordentlich ein. Kann ich irgend etwas helfen? Wo steckt denn Dorchen eigentlich? Sind die Handschuhe zu?"

„Gewiß, Tante ... kommen Sie ... komm doch, Papa," verbesserte sie sich. „Fritz muß sonst zu lange warten."

Etwas erstaunt über diesen seltenen Beweis einer Rücksicht für den Verlobten blickte die Tante ihrer Nichte und dem Schwager nach, indem sie ihnen noch die Treppe hinunter viel Vergnügen wünschte. Gleich darauf hörte sie den Wagen mit ihnen davonrollen.

Fünf Minuten früher war von demselben Fleck ein anderer Wagen in der nämlichen Richtung davongefahren, nachdem nur eine einzelne Person, eine Maske in einem rosa Domino, in denselben eingestiegen war.

Die Wagen bildeten schon Queue vor dem säulengetragenen Portikus des Gebäudes, in welchem das Etablissement sich befand. Aber sie entleerten sich rasch, und rasch huschten die bunten, abenteuerlichen Gestalten, welche sie hergebracht hatten, die hell erleuchtete Treppe zwischen den Säulen hinauf. Viele Herren, um die Sache zu vereinfachen, kamen zu Fuß an.

Mit gemächlicher Langsamkeit, seine Picarde am Arm, stieg dagegen Herr von Holbach hinauf, die weiß behandschuhten Finger über dem stattlichen Leib gefaltet. Schon dies bunte Gewirr amüsierte ihn höchlich, und schon auf der Treppe wurde er von allerhand Masken, meist lustigen weiblichen Stimmen, begrüßt, auf die Schulter, auf den Magen geklopft und wegen seiner imposanten Höhe und Breite mit reichlichen Komplimenten bedacht. Das war ein guter Anfang und sollte noch viel besser kommen.

Im Vestibül herrschte, gegen die Februarluft draußen, eine angenehme Wärme. Hier strömten die Masken aus den zu beiden Seiten gelegenen Garderoben zusammen. Nicht lange, und ein biederer Kurmärker trat auf Herrn von Holbach und seine Begleiterin zu und grüßte vertraulich. „Sie verzeihen, Papa, und du, liebe Illa; ich bekam im letzten Augenblick einen Besuch und konnte unmöglich abkommen ..."

„Eine sonderbare Besuchszeit — zehn Uhr abends." Damit beglaubigte sich zum Ausschlusse eines jeden Irrtums — denn es konnte immerhin noch mehr Picarden am Arme schwarzer Dominos hier geben — die wohlbekannte Stimme des Herrn von Holbach. „Nun, geht nur immer voran, Kinder."

Der Kurmärker neigte sich zu seiner Picarde nieder, welcher er den Arm gereicht hatte, und beide betraten den gewaltigen, schon gedrängt vollen Saal, Herr von Holbach dicht hinter ihnen. Da mit einemmal schob sich ein weiblicher Arm in den seinen und ein rosa Domino drängte sich mit einem „Sie gestatten, schwarzer Gefährte ... wir werden zusammen eine Weile Licht und Schatten bilden," dicht an ihn heran.

Papa von Holbach fand das nicht übel und war, obwohl ein Neuling hier, doch keineswegs verlegen.

„Wie Sie befehlen, meine jedenfalls sehr schöne Maske," sagte er ganz munter.

Man konnte nur langsam vorwärts kommen; das blendende elektrische Licht, welches, wie von einer Karnevalslaune ergriffen, manchmal urplötzlich grün und dann wieder rosa, dann gelb, dann rot wurde, das Gewühl der phantastischen, manchmal ganz tollen gestaltlosen Gestalten, das Geschwirre und Gerassel der Instrumente, welche viele führten, dazu die eben einsetzende, alles rauschend übertönende Tanzmusik, das alles hatte etwas Ueberwältigendes, Betäubendes, bis die Sinne sich einigermaßen daran gewöhnt hatten.

Während des langsamen Sichvorwärtsbewegens nun war Herr von Holbach ritterlich um den an seinem Arm schwebenden rosa Domino besorgt. Dieser hatte in einer falschen hohen Maskenstimme ein Gespräch sehr munter angefangen, wurde aber jetzt zusehends stiller, und zwar in eben dem Maße, als der schwarze Domino galanter wurde.

Es steckte nämlich in dem rosa Domino ein junges Mädchen, welchem jetzt schon angst und bange war, eine Stimmung, die sich mit jeder Minute steigerte. Sie war zwar völlig unerfahren, mit ihren siebzehn Jahren noch ein wahres Kind in mancher Beziehung; aber jetzt ging es ihr doch durch den Kopf, wie sie gehört, gelesen, irgendwie erfahren hatte, daß es Dinge gebe, über welche die Männer ganz anders dächten als die Frauen, Lebensgebiete für die Herren auch der besten Familien, von welchen die Damen eben jener Familien völlig und für immer ausgeschlossen seien, und auf welchen auch für die solidesten, besten Männer ein Katechismus gelte, von dem sie sich nichts träumen lasse. Und wahrhaftig, es schien, als ob der brave schwarze Domino, der gute, gemütliche Herr von Holbach, dieses Gebiet, wenigstens seiner Ansicht nach, jetzt eben betreten habe.

Er drückte den Arm des rosa Dominos, von dem er wohl merkte, daß es ein schöner, runder, voller Arm sei, dann und wann fester an sich, er legte einmal, zum Schutze gegen herandrängende Gruppen, den Arm um die jugendliche Schulter, und endlich hatte er sich irgendwie der Hand seiner Begleiterin bemächtigt und preßte dieselbe warm und wärmer, als er mit einemmal mit halb erschrockenem Staunen fühlte, wie die schlanken Finger dieser Hand sich um die seinen schlossen, so fest, daß das schon nicht mehr Zärtlichkeit, viel eher ein bösartiges Kneipen zu nennen war; und zugleich schlugen an sein Ohr von wohlbekannter, jetzt halb weinerlicher Stimme die Worte:

„Um Gottes willen, Papa, mache mir nicht den Hof! Ich bin's ja!"

Wäre Herr von Holbach der Leitung einer stark geladenen elektrischen Batterie zu nahe gekommen, so hätte in seinem inneren Menschen sich kein gewaltsamerer Ruck und Schlag fühlbar machen können als in diesem Augenblicke, bei dieser Stimme, diesen Worten. Es fehlte nicht viel, so wäre er zurückgetaumelt, wenn anders er dazu Raum gehabt hätte. „Verwünschte kleine Hexe, du!" stieß er endlich heraus, die Beschämung vor der Tochter, welche sein erstes Gefühl war, hinter einem ärgerlichen Lachen verbergend. Der zweite Gedanke war: Gott sei Dank, daß sie mich nicht weiter hat hineintappen lassen ... Himmelsapperment, die Geschichte hätte heiter werden können! — Er fing an, sich zu fassen, die Sache zu überdenken. Doch bis jetzt begriff er nichts und fragte, noch ganz verblüfft: „Aber wer, in drei Teufels Namen, war denn die andere?"

„Doch natürlich Dorchen," replizierte Fräulein Illa mit einer ihr eigentümlichen, ungeduldigen Schulterbewegung. „Wer denn sonst? Aber komm doch, Papa, wir finden sie sonst nicht wieder, und ich wollte sie gar nicht aus den Augen verlieren!"

Jetzt zog sie ihn mit sich fort, während er durch weitere Fragen über den eigentlichen Zweck ihres tollen Streichs klar zu werden suchte. Das war nun so schwer nicht, und er meinte darauf mit schlauem Lachen: „Aha, auf den Fritz war die Sache gemünzt! Der sollte mystifiziert werden. Aber ob du das klug angefangen hast, Ilse! Das hübsche Dorchen ihm statt deiner in die Hände gespielt ... heute, da das Maskenrecht gilt und unbeschränkte Karnevalsfreiheit! Na, na!"

„O Papa!" Illa fühlte, wie es ihr unter Maske und Kapuze wie Feuer über Wangen und Nacken lief; zugleich aber heuchelte sie den gleichgültigsten Ton zu den beinahe verächtlich hingeworfenen Worten: „Du kennst ja doch den Fritz!"

„O ja" — der Papa war zu unausstehlich — jetzt lachte er wieder in sich hinein, daß die große Gestalt schütterte. „O ja, aber man kennt die Leute nie aus! Na, na!"

Illa war ihrer Sache so sicher gewesen, so gewiß, daß das Lachen nur auf ihrer Seite, auf der anderen aber etwas Aerger und einige Beschämung sein würde, daß sie gar nicht wußte, wie sie sich mit einemmal vorkam. Der Fritz, der so lächerlich, so langweilig verliebt in sie, Illa, war, sollte Augen für jemand anderes haben, und nun gar für Dorchen! — Undenkbar, unmöglich und ganz abgeschmackt wäre ihr diese Idee noch vor einer halben Stunde vorgekommen, noch vor einer Viertelstunde, vor zehn Minuten noch, jenen zehn Minuten, innerhalb welcher sie die ganz absonderliche Erfahrung neben dem Papa gemacht hatte!

Aber nun lag die Sache schon etwas anders, wenn es so in der Welt herging. Ungeduldig strebte sie vorwärts, nicht anders denkend, als daß man in der nächsten Minute den Kurmärker und die Picarde wieder in Sicht haben würde.

Da aber hatte sie sich geirrt. Das Gewühl hatte jene beiden verschlungen; sie waren schon wer weiß wohin getrieben, und obwohl Illa sich fast die Augen ausschaute — es waren weder in der Nähe noch in der Ferne unter den Hunderten von bunten Gestalten gerade diese beiden zu entdecken.

Da überfiel das Mädchen etwas wie Schrecken. Nicht darüber, daß sie Fritz und Dorchen überhaupt aus dem Gesicht verloren hatte — denn das war nur zu leicht erklärlich —, sondern über etwas anderes. Fritz mußte ja doch den ihm gespielten Streich längst entdeckt und von Dorchen gehört haben, unter welcher Hülle er seine eigentliche Dame, seine Braut, zu suchen habe. Warum war er denn nun noch nicht zurückgekommen und suchte nach ihr? Wenn er so angelegentlich nach

ihr, das heißt nach einem rosa Domino neben einem ziemlich leicht kenntlichen, sehr großen schwarzen geforscht hätte wie sie nach ihm, so hätten sie sich längst wieder treffen müssen. Oder sollte Dorchen etwa ihre Rolle so gut spielen, daß Fritz immer noch im Wahn befangen war, er führe Illa am Arm? Nun, so hatte man auch nicht gewettet! Das wäre von dem dummen Ding, dem Dorchen, sehr albern oder ziemlich ungehörig gewesen! Und Fritz, sich so betrügen zu lassen? Ganz wie er, natürlich! — Aber nein — nicht wie er, ganz und gar nicht!

Mit einemmal kam dem Fräulein Illa ein Gedanke, bei welchem sie mit der kleinen kräftigen Hand so heftig in den Arm ihres Begleiters hineingriff, daß dieser trotz jagdgehärteten Muskeln beinahe laut aufgeschrieen hätte — Fritz wußte alles; man konnte seinem Phlegma und seinem Mangel an Spürsinn viel zutrauen; aber daß er Dorchens Stimme und Art mit der Illas auf die Dauer verwechseln sollte — nein, das doch nicht! Er wußte alles und — ließ sich die Verwechslung gefallen und ließ es darauf ankommen, wann man sich wieder antreffen würde!

„Du bist heute rein des Teufels, Mädchen," murmelte Herr von Holbach ärgerlich und rieb sich den Arm. „Was war denn eben in dich gefahren? Hatte dir jemand auf die Hacken getreten? Das ist hier nicht zu verwundern. Die Leute hätten überhaupt gut gethan, wenn sie zu ihrer Festivität zweihundert Karten weniger ausgegeben hätten. Hallo! Nun?"

Der Ausruf galt der Tochter, welche mit einemmal seinen Arm losgelassen hatte und, sich durch die nächsten Gruppen hindurchdrängend, auch schon verschwunden war. Er blieb stehen und erwartete, daß sie wiederkommen würde. Das aber geschah nicht; er sah sie nicht mehr und mußte endlich kopfschüttelnd seinen Weg durch den Saal allein fortsetzen, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es Illas Sache sein müsse, sich wieder zu ihm zu finden, da man ebensogut von ihm hätte verlangen können, er solle in einem Fuder Heu eine Nähnadel, als zwischen diesen vielen Dutzenden von rosa Dominos mit schwarzen Halbmasken den ihrigen entdecken. Zugleich übrigens dämmerte eine andere Ueberzeugung in ihm auf: die nämlich, wie es wohl das erste, aber auch das letzte Mal sein werde, daß man den Subskriptionsmaskenball im *schen Etablissement besucht habe.

Illa hatte geglaubt, das von ihr gesuchte Paar in einiger Entfernung zu sehen, als sie den Arm ihres Beschützers verließ, um rascher durch das Gedränge zu kommen. Sie hatte sich getäuscht, wie schon so vielmals. Nun war ihr aber auch alles einerlei, ob sie den Papa wiederfinde oder nicht; was man von ihr denke, was ihr selber widerfahre — sie überließ sich dem Schwarm, achtlos auf sich selber, dem Weinen nahe, einzig nur darauf erpicht, es koste, was es wolle, jetzt jener beiden habhaft zu werden.

Die Situation war nicht gerade angenehm. Einmal war sie halb zu Tode erschrocken, als ein Männerarm mit dreistem Griff sich um ihre Taille legte und eine weinatmende Stimme ihr zugleich etwas zuflüsterte — eine Aufforderung, daß man sich, da sie so allein sei, doch zusammen vergnüge. Sie wand sich los, und es war nicht das einzige Mal. Ihr wurde immer bänger — in was für eine sonderbare Gesellschaft war man da geraten! Auch das Behaben der anderen Paare, die sie jetzt genauer zu beobachten begann, gefiel ihr durchaus nicht. Da vor ihr der lange Hellebardier, der einen um so kürzeren Piquebuben am Arm führte! Jetzt wollte er diesem etwas abnehmen, einen Ordensstern oder was, den der Kleine an einem Bande am Halse trug. Sie balgten sich beinahe; unter der Halbmaske des Kleineren sah ein voller Mund und ein rundes Kinn hervor. Jetzt, sonderbar zu sagen, fuhr dieser Mund nach der Hand des Hellebardiers und biß ihn in den Finger, und der Große strafte dafür seinen Begleiter mit der flachen Hand. Ein schrilles Gekicher, und Illa fühlte sich wie mit kaltem Wasser übergossen bei der plötzlichen Entdeckung — welche schon längst zu machen ihre Harmlosigkeit ihr verwehrt hatte —, daß der Piquebube mit den strammen Tricotbeinkleidern und Halbstiefelchen ihres eigenen Geschlechts sei.

Solcher Scenen sah sie mehr. Sie konnte jetzt die Thränen kaum noch zurückhalten; wie gern wäre sie zu Hause in der Wohnung in einer dunkeln Stube gewesen, anstatt hier in dem unheimlich hellen Lichte! Selbst auf die Tanzmusik hörte sie kaum, so gern sie sonst tanzte. Doch aber drängte sie jetzt nach vorn, wo in der Mitte des langen Saales durch die Festordner ein Raum geschaffen worden war, in welchem einige Quadrillen von reizend kostümierten Paaren aufgeführt wurden. Das sah sehr hübsch aus, und es ging auch für jetzt so gemessen und korrekt dabei zu wie auf einem Hofball.

Illa hatte ja nur sehen wollen, ob Kurmärker und Pikarde auch unter den Tanzenden seien, und drängte, schob sich, wand sich, schlüpfte durch alle Hindernisse hindurch, bis sie am oberen Ende des Saales und nun auf der anderen Seite war. Und noch immer nichts von den beiden zu sehen! Warum tanzten sie nicht — einstweilen ganz abgesehen von der Ungeheuerlichkeit der Idee, daß Fritz von Schenk ihre Jungfer Dorchen im Reigen drehen sollte — ? Sie mußten sich — Illas Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken — sie mußten sich absichtlich in irgend einen wenig leicht beobachteten Teil der Ballräume zurückgezogen haben.

Auf der Seite des Saales, auf welchem Illa sich jetzt befand, lief eine Kolonnade her, und hier waren, durch die darüber befindliche Galerie von dem im Saale herrschenden blendenden Lichte etwas abgeschlossen, Reihen vorn offener Logen errichtet, durch phantastisch dekorierte Schirmwände voneinander getrennt, mit Polstersitzen, über welchen Palmenblätter nickten, von farbig umhängten Ampeln erleuchtet, jede Loge mit einem zierlich gedeckten Tische in der Mitte.

Jetzt war es noch nicht voll hier, denn vor der Demaskierung, die mit dem Schlage Mitternacht stattfinden sollte, pflegte nicht viel gespeist zu werden. Einzelne Paare hatten sich aber doch schon in dies friedliche Asyl zurückgezogen; fast jede Loge war besetzt, wenn auch spärlich.

Illa überflog die Türken, Kreuzritter, Nonnen,

Fledermäuse, Lilienstengel und was nicht alles, die sich dort einstweilen außer Aktion und meist hinter eine Flasche Sekt gesetzt hatten, mit einem gleichgültigen Blicke und ließ sich dann, gänzlich ermüdet und entmutigt, in einer der Logen in ein niedriges Polster, gleich vorn, dicht neben einer großen Blattpflanzengruppe, die den Eingang dieser und der folgenden Abteilung schmückte, niedersinken.

Unausgesetzt wandelten die Masken, meist paarweise, an ihrem verhältnismäßig stillen Platze vorüber, und sie schaute kaum noch hin. Mit einemmal stand ihr Herz fast still: da kamen von hinter ihr, so daß sie das langsam vorübergehende Paar nur vom Rücken sehen konnte, Kurmärker und Picarde an ihr vorbei. Freilich *ihr* Kurmärker und *ihre* Picarde konnten das nicht sein, denn er hatte ja den Arm um den Leib des Mädchens gelegt und neigte den Kopf mit Zopf und Dreispitz vertraulich zu der Flügelhaube nieder.

Mit einem Ruck saß sie auf und blickte ihnen nach. Es waren genau die Figuren von Fritz von Schenk und Dorchen. Und doch konnte es nicht sein, denn jetzt kamen sie zurück — von dem Maskentreiben im Saale nahmen sie nicht die mindeste Notiz — und zeigten immer deutlicher ein zärtliches Einvernehmen. Er griff ihr zum Beispiel unter dem schwarzen Maskenbärtchen freundlich an das Kinn; sie ließ es sich gefallen und lehnte dagegen den Kopf ganz sentimental an die Schulterklappe des Musketierrocks.

Illa kam sich vor wie auf schwankendem Schiff auf dem Meere. Sie waren eben dicht an ihr vorbeigegangen, und sie hatte an gewissen Einzelheiten deutlich das Kostüm der Picarde erkannt, welches Dorchen unter ihren Augen genäht hatte. Jetzt bewegten sich die staubigen Dracänenblätter, hinter denen die arme Illa saß; denn das Paar war nebenan in die Loge getreten und hatte sich dos à dos mit ihr niedergelassen, auf keine zwei Schritte Entfernung. Sie waren so vertieft gewesen, daß sie des Streifchens roten Domino gar nicht acht gehabt hatten.

„Wer hätte das gedacht, Herr Fritz," hörte sie Dorchens verschämte Stimme dicht hinter sich. Natürlich war es Dorchen. Illa wußte das, wie es ihr jetzt mit einemmal schien, schon seit hundert Jahren. „Ich — ich habe es Ihnen früher gar nicht angesehen, daß Sie sich für mich interessierten."

„Nicht?" — das war er; so leise und tief hatte er zu ihr, Illa, nie gesprochen. „Und man sagt doch, daß ihr Mädchen einen solchen Scharfblick besäßet!"

„Nein, nein," beharrte Dorchen. „So etwas hätte ich mir nicht träumen lassen. Und dann war doch auch immer unser gnädiges Fräulein dabei, schon als wir noch Kinder waren, und ..."

„Nun? und?" fragte er zärtlich, da sie stockte. Illa konnte nichts sehen, aber an dem Geraschel hören, daß er ihr näher gerückt sein, sie an sich gedrückt haben mußte.

„Und wo die war, da hatten die Leute, dachte ich, für mich keine Augen," fuhr Dorchen fort.

„Da warest du sehr irre," lachte der Verräter in sich hinein. „Sie ist ja wohl recht hübsch, aber du, lieber Engel, warest immer hundertmal mehr mein Geschmack! Schon damals, ehe ich fortging. Und jetzt hat der reife Blick das instinktive Gefühl der Jugend nur bestätigt."

Illa empfand, daß ihr Verständnis sich immer mehr verwirrte. So mußte Leuten im Beginn des Deliriums, wenn sie noch fühlen, wie ihre Vernunft sie im Stiche läßt, zu Mute sein. Deshalb dachte sie jetzt auch nicht weiter darüber nach, wohin denn Fritz, der immer auf den heimischen Gütern in engster Nachbarschaft mit ihr gelebt hatte, „damals fortgegangen" sein wollte, noch auch war sie in diesem Augenblick imstande, sich über die sonderbar gewählte Ausdrucksweise vom instinktiven Gefühl und reifen Blick, wie sie Herr von Schenk sonst keineswegs führte, zu verwundern.

„Aber Fritz," kam es jetzt verweisend von Dorchens Lippen. Nicht mehr „Herr Fritz" ... schon „Fritz" ... Natürlich!

Er hatte ihr, wie es schien, einen Kuß rauben wollen. Warum auch nicht? Aber die Maske war ihm dabei im Wege gewesen.

„Lege doch die dumme Maske einen Augenblick beiseite, liebes Kind," bat er jetzt ungeduldig. „Wer sieht uns denn hier? Komm, es ist bereits halb zwölf ... die Sache hat nun doch bald ein Ende."

Aber hier weigerte sich Dorchen entschieden. Sie schien sich nur unter der Maske sicher zu fühlen und hatte vielleicht sogar die dunkle Befürchtung, daß einem Mädchen ihres geringen Standes hier etwas wie schmachvolle Ausweisung drohe, wenn sie erkannt würde. „Ach, ich bin so ungern hergegangen," vertraute sie ihm jetzt. „Ich konnte ja nicht ahnen, daß es so kommen würde" — wieder, vom leisen Knittern der Gewänder Dorchens begleitet, eine kleine Pause, welche Illas Phantasie nach Belieben ausfüllen konnte. „Ich fürchtete mich so; aber das gnädige Fräulein hat mich förmlich gezwungen."

„Natürlich — ganz so herzlos, wie man sie kennt, diese Art Leute! Du warst ihr nur Mittel zum Zweck; um ihren Launen und Gelüsten zu frönen, hätte sie dich noch ganz anders geopfert. Nun, den Ausgang hat sie nicht erwartet! Mag sie jetzt ihren Verlust tragen. Denn, Jungfer Dorchen, jetzt gehören Sie mir an; du begreifst, Kind, daß das abhängige Verhältnis zu ihr nun nicht mehr lange dauern kann."

Ein schmetternder Tusch aus der Mitte des Saales ertränkte die Antwort Dorchens und jeden anderen Laut der anwesenden Hunderte. Und dann setzte die Musik von dort mit einem dröhnenden Marsch ein, und es zeigte sich zugleich eine allgemeine Bewegung. Alles drängte in einer Richtung hin, in der es jedenfalls viel zu sehen gab; denn die Musik war das Zeichen gewesen, daß sich ein glänzender Festzug — in Kostümen des sechzehnten Jahrhunderts natürlich —, der Gipfel der ganzen Maskenfestlichkeit, nunmehr in Bewegung setzen sollte.

Auch Kurmärker und Pikarde waren aufgesprungen und eilten mit den anderen Zuschauern davon. Illa von Holbach aber, an Leib und Seele gebrochen, blieb, wo sie war, ganz allein, ihrem Gefühl nach, und ließ nach einer Weile den Kopf nieder auf den Tisch vor sich sinken.

Sie war schon eine ganze Weile von einer einzelnen

Maske, einer männlichen Figur in einem ziemlich neutralen Rokokokostüm, wie sie zu Dutzenden aus den Läden der Maskenverleiher kommen, beobachtet worden. Jetzt kam diese lange Gestalt lautlos um den gedeckten Tisch herum und ließ sich behutsam am andern Ende des Diwans, auf welchem der gramvolle rosa Domino saß, nieder.

Illa war noch immer maskiert, und der Domino verhüllte ihre Gestalt vollkommen, so daß der Lange, welcher im Betreff ihrer eine Vermutung hegen mochte, seiner Sache durchaus nicht gewiß war. Er wußte auch offenbar nicht, wie er sich anstellen sollte, um ins klare zu kommen.

Von seinem Platze aus beugte er sich ein wenig zu ihr hin und begann mit unsicherer Stimme: „Hm! mein gnädiges Fräulein . . .“

Sie hörte ihn gar nicht, denn eben zogen die biederen Zinkenisten und Paukenschläger dort im Saale mit einem gewaltigen Lärm — alles im Charakter der Renaissanceperiode — vorüber. Ratlos saß er wieder eine Weile und heftete durch die Löcher der Maske ein paar helle blaue Augen auf die Gestalt neben ihm, welche der verwünschte Domino, der sich obendrein noch bei ihrem Niedersitzen gestaucht hatte, derartig umfaltete, daß man nicht daraus klug wurde, ob sie voll oder schlank, groß oder klein, hübsch oder uninteressant sei.

Da aber — im Leben wie im Lustspiel schürzen und lösen sich Verwickelungen durch die lächerlichsten Kleinigkeiten — fiel sein Blick auf eine bestimmte Stelle der rosa Umhüllung, blieb darauf haften und schärfte sich immer mehr, bis es zuletzt in den nicht eben sehr ausdrucksvollen blauen Augen aufleuchtete zum Zeichen erlangter Gewißheit.

Vor nunmehr zweiunddreißig Stunden nämlich hatte er, der Lange, auf dem Tische eines gewissen Zimmers einer gewissen Wohnung der Berggartenstraße einen rosa Domino liegen sehen und ganz zufällig an dem faltigen Kragen desselben einen viereckigen Fleck von etwas dunklerer Rosenfarbe bemerkt, einen Flicken, würde man auf gut deutsch sagen, nur daß das Wort bei eleganter Maskengarderobe nicht gut anwendbar ist. Ein früherer Träger des Dominos mochte mit demselben an einem Nagel hängen geblieben sein und ihn zerrissen haben, und eine geschickte Hand hatte das viereckige Stück neuen Stoffes an der zerrissenen Stelle hineingepaßt, wobei man sich darauf verlassen, es werde derselbe mit der Zeit auch abblassen, wie der übrige Rosastoff gethan hatte, und sich von demselben dann nicht merklich mehr unterscheiden.

Der lange maskierte Herr in Rokoko nun war im gewöhnlichen Leben Landwirt und außerdem ein großer Jäger, gewohnt, die Spur des Wildes im aufgeweichten herbstlichen Boden wie im Winterschnee zu bemerken, und den Körnerreichtum der Aehre mit kurzem Blick am Halm zu prüfen; was er überhaupt sah, sah er auch ordentlich, und deshalb wußte er jetzt, was er wußte, und wurde durch keine Unsicherheit mehr vom weiteren Vorgehen abgehalten.

Aber er verfuhr mit der ihm eigenen Gründlichkeit. Während Illa den Kopf auf ihre auf den Tisch gelegten gefalteten Hände sinken ließ, war die Kapuze des Dominos ein wenig vorn vom Kopfe zurückgeglitten. Ganz sachte erlaubte sich ihr nunmehriger Nachbar daran zu zupfen, so viel, daß etwas von dem Haar der Maske sichtbar wurde. Das liebe, schöne blonde Haar mit der kleinen eigensinnigen Welle — jeden Ringel desselben kannte er, ganz besonders den kleinen, der immer über dem Ohr zum Vorschein kam!

Aber sie bewegte sich, und nun fuhr er zurück, als habe er heißes Eisen angefaßt. Langsam und müde richtete sie sich auf und seufzte; wenn er nicht so genau gewußt hätte, daß sie es war, und selbst in dem tief schmerzlichen, zitternden Seufzer jetzt ihre Stimme erkannt hätte, so hätte er wieder irre werden können, denn nie noch in ihrem Leben hatte er sie so seufzen gehört.

Jetzt aber bemerkte sie auch den Fremden neben sich auf dem Sitz und machte Miene, aufzustehen. Da fuhr er herüber: „Bitte, bitte, gnädiges Fräulein, bleiben Sie doch!“

Das war nicht sehr geschickt, und sie richtete sich desto rascher in die Höhe. Da, in seiner Angst, sie könne ihm entschlüpfen — denn wie hatte sie es vorhin ihrem Vater gemacht, den er inzwischen getroffen hatte —, drängte er nach, zwischen Tisch und Sofa durch, und hielt sie fest: „Nicht fortgehen, bitte, Fräulein von Holbach!“

Im nächsten Augenblick hätte er sich die Zunge abbeißen mögen, so furchtbar war sie zusammengefahren, als er ihren Namen genannt hatte. Und jetzt zitterte sie mit einemmal so und schien nur mit so vieler Mühe noch ein krampfhaftes Schluchzen zurückzuhalten, daß er mit dem Ausruf: „Illa, beste Illa, erschrick doch nicht!“ seine Maske abriß und ihr — Fritz von Schenks altvertrautes Gesicht zeigte.

Nun machte Illa keinen Versuch mehr, sich zu entfernen, sie sank vielmehr lautlos auf ihren Sitz zurück. Aber sie zitterte nur um so heftiger; die Befürchtung, daß sie ohnmächtig werden könne durch den Schrecken und die infame Hitze zusammen, durchfuhr ihn, und so entfernte er jetzt ohne weiteres mit leichterer Hand, als man hätte denken sollen, die Kapuze des Dominos von ihrem Köpfchen und band ihr die Maske ab.

Jetzt aber war die Reihe, zu erschrecken, an ihm; wie furchtbar verstört, nein, todkrank sah sie aus, mit den dunkeln Ringen um die Augen und dem schmerzlich verzogenen Gesicht, welches ihm ordentlich schärfer geworden vorkam. Aus den blauen Kinderaugen starrte sie ihn auch immerfort verständnislos an, endlich aber füllten sich die Augen mit großen Thränen, als sie mit zitternder Stimme sagte: „O Fritz, ich wußte ja nicht, daß du sie lieber hättest; aber herzlos hättest du mich doch nicht bei ihr nennen sollen!“

Seinen verwunderten Ausdruck deutete sie falsch, daher sie jetzt erklärte: „Ich habe schon lange hier gesessen und habe alles gehört, alles, als du mit ihr hier drüben dicht hinter mir saßest.“

Er konnte sich die Sache ungefähr zusammenreimen, wollte nach ihren Händen greifen und sagte tröstlich lachend: „Aber es ist ja alles nicht wahr, liebes Herz, du bist völlig im Irrtum.“

Er kam nicht weiter, erschrak vielmehr aufs neue vor der ungemessenen Heftigkeit, mit der sie plötzlich

aufsprang und ihn nunmehr sprühenden Auges anschaute. Also wirklich so ganz falsch, so bodenlos verräterisch und feige, daß er jetzt auch an der zweiten wieder zum Lügner werden wollte! Das schleuderte sie ihm ins Angesicht mit sengenden Worten, unter denen er sich wand in aller seiner Unschuld, deren er das Kind nimmermehr für fähig gehalten hätte! Und dazwischen griff sie sich mit beiden Händen an den Kopf und hielt sich die pochenden Schläfen, als ob sie von Sinnen kommen wollte. War es denn möglich — sie hatte es mit eigenen Ohren gehört, mit eigenen Augen gesehen und konnte es doch nicht glauben —, daß er zwei Stimmen, zwei Gesichter und noch wer weiß wie viele andere hatte, die er nach Belieben zur Schau trug! „Ich hätte es dir verziehen," stieß sie endlich hervor, „daß du, der Edelmann, dich so unerhört vergingst und, von mir abgewendet, zu meiner Dienerin hinunterstiegst — ich war ja vielleicht selber schuld gewesen; aber es nun auch noch ableugnen zu wollen, mir, die ich es selber gehört habe, das ist zu viel — zu viel."

Ihre Stimme brach. Die Aufregung war um so erschütternder für sie, als sie sich nicht etwa so weit vergaß, an diesem öffentlichen Orte laut zu werden, sondern das alles mit halben Tönen, nur ihm zum Gehör, hervorgestoßen hatte. Und doch waren schon einige vorüberschlendernde Masken aufmerksam geworden. Das kümmerte ihn jedoch weniger als ihre Verzweiflung. „Komm, Illa, komm," bat er flehentlich und griff nach ihren Händen; „ich will dir alles erklären."

„Willst du wenigstens offen gegen mich sein, Fritz?"

„Gewiß, Illa, gewiß. Du bist in einem Irrtum."

Wieder zog ein solcher Ausdruck von Pein über ihr Gesicht, daß er sah, wie die Erklärung nicht so leicht sein würde, als er gedacht hatte, und einlenkte. „Du willst mich nicht mehr toll machen und sagen, daß ich falsch gehört hätte?" fuhr sie fort.

„Nein, nein!"

„Du hast Dorchen eine Liebeserklärung gemacht und ihr gesagt, daß sie dir hundertmal besser gefiele als ich."

„Zum Teufel auch — ja ja, meinetwegen!"

„Hier nebenan in der Loge hast du es ihr gesagt vor noch nicht zehn Minuten. Ist es wahr oder nicht, Fritz?"

„Ja, ja, wenn du es gehört hast! Bitte, nimm die Maske wieder vor. Illa, wir sind hier nicht zu Hause," sagte er mit einem mißlichen Blick auf die sich immer mehr füllende nächste Umgebung.

„Und du bleibst jetzt bei deinen eigenen Worten?" Illa überwindet heldenmütig ein Wehgefühl, wie sie es nie gekannt hat in ihrem Leben. „Du hast ihr versprochen, in kurzer Zeit würdest du das Verhältnis veröffentlichen. Du hältst alles, was du ihr je versprochen hast?"

„Mit dem größten Vergnügen," kam es herzhaft von Illas ehemaligem Verlobten. „Ich gebe dir hiermit mein Ehrenwort, Illa: wenn du es morgen noch wünschest, heirate ich sie, und zwar so bald du willst; aber nun komm zu den übrigen, ich bitte dich!"

„Zu wem?"

„Nun, zum Papa und zu ihr — zu meiner Braut, zu Dorchen. Sie erwarten uns. Ich glaube, uns allen ist dieser Maskenscherz jetzt ziemlich über; wir werden bald nach Hause fahren. Ich habe zum Rendezvous ein Privatzimmer für uns ausgemacht.

Er reicht ihr den Arm und führt sie sorglich durch das Gedränge. Sie ist wie im Traume. Sein leichter Ton nach der Schmach, die er auf sich geladen hat durch jahrelange Täuschung, ihre eigene innere Verfassung — denn bei allem gerechten Zorn auf ihn fühlt sie und fühlt es um so schmerzlicher jetzt, da sie ihn verloren hat, an seiner Seite, an seinem starken Arm eine gewisse angenehme Sicherheit — sie versteht von dem allem nichts, versteht übrigens auch nicht, warum er, wie sie jetzt erst bemerkt, den Anzug des Kurmärkers nicht mehr trägt, sondern einen etwas anderen. Nun, das ist das Wenigste; es ist wahrhaftig nicht schwieriger, in zwei Masken auf einem Maskenball zu sein, als es ist, bei den ältesten Freunden zwei Gesichter zu tragen und bei zwei Mädchen zugleich den Liebhaber zu spielen!

Woher und wohin Fritz sie eigentlich geleitet, dessen hat Illa gar nicht acht. Es kommt ihr vor, als gingen sie eine lange, lange Zeit, so viel durchlebt sie indessen innerlich. Den Saal haben sie verlassen und sind durch bedeckte Galerien, dann durch eine Art Gewächshaus geschritten, und endlich öffnete er die Flügelthüren zu einem hübschen kleinen Saal mit mehreren Sofas und gedeckten Tischen, an dessen fernem Ende einige Personen sich befinden. Da ist der Papa ohne Maske, sehr rot im Gesicht und etwas pustend und den Domino von den breiten Schultern lüftend, als ob er sich desselben am liebsten auch entledigte; da ist auch eine Picarde, Dorchen, das glückliche, glückliche Dorchen — sehr glücklich allerdings, aber doch auch etwas verschämt und verlegen aussehend, wie sie es in Gegenwart des Herrn von Holbach immer ist; und dann ist noch jemand bei den beiden, der doch wohl auch zu ihnen, wenigstens jedenfalls zur Picarde gehört, denn er trägt das Kostüm des Kurmärkers; aber Illa blickt in ein ganz fremdes Gesicht.

Im ersten Augenblick spricht niemand, und sie stockt ganz verwirrt, bis mit einemmal ein gewisser halb lächelnder Blick zwischen jenem Kurmärker und jener Picarde hin und her geht. Da mit einemmal weiß Illa wenn nicht alles, so doch alles, was sie zu wissen braucht: sie liest erst noch die volle Bestätigung von Fritzens ehrlichem Gesicht, aus seinen treuen Augen, und dann wirft sie sich mit dem schluchzenden Ausrufe: „Du bist es gar nicht gewesen, Fritz!" in seine Arme und vergräbt das thränenüberströmte Antlitz an seiner Brust, als sollte es von da nimmermehr wieder zum Vorschein kommen. Jetzt weiß sie, wie lieb sie ihn hat, und als er, selber erschüttert, sie beinahe schmerzhaft fest an sich preßt, da ist ihr das gerade recht und noch kaum fest genug.

Endlich aber zieht der gute Papa sie wieder zum Niveau des ruhigeren Empfindens zurück, und zwar buchstäblich, am linken Ohrläppchen, welches er zwischen seine großen Finger nimmt. „Nun, wie ist's, Ilsebill, wenn man anderen Leuten Teufelsstreiche spielen will, eh? Ja, ja, wer anderen eine Grube gräbt, der muß auch vor allen Dingen dafür sorgen, daß sie hinein-

fallen und nicht geschickt darum herum gehen! Aber jetzt sind wir beim Stadium der Erklärungen angelangt, wenn ich nicht irre, beim letzten Akt unserer Komödie, und da wären zur Unterstützung des allseitigen Verständnisses ein paar Flaschen Sekt ganz am Platze. Kellner, Sie, dahinten!" — Der Schatten eines solchen hielt sich schon eine Zeitlang im Hintergrunde des Zimmers, von wo ein Büffett zugleich in andere Räume führte — „Champagner auf Eis! vier Flaschen einstweilen!"

„Erlaube, liebe Illa, daß ich dir hier einen sehr alten Bekannten zuführe," sagte Herr von Schenk jetzt, gegen den Kurmärker gewandt. „Sieh ihn dir einmal an, kennst du ihn wirklich nicht mehr?"

Fräulein Illa betrachtete den großen hübschen Menschen, der noch gar nicht wußte, daß sie gehört hatte, wie er sie für herzlos erklärte, sonst würde er noch verlegener ausgesehen haben, als er jetzt schon that. Manchmal kam ihr das Gesicht bekannt vor und dann wieder nicht — sie konnte sich nicht besinnen, hatte auch keine Lust, sich den Kopf zu zerbrechen, sondern sagte, die Wange wie ein gutartiges Pony an Fritzens Aermel reibend:

„Ich weiß nicht, was du meinst . . . Wer ist es, Fritz?"

„Aber Illa, ich meine, er hätte sich in den letzten zwölf Jahren gar nicht geändert, außer daß er um drei und einen halben Fuß gewachsen ist. So kennst du wirklich den Fritz Bauer nicht mehr — Bauers Fritz von Klein-Breuna, der immer bei uns war, wenn wir Sprenkel ausnahmen oder fischten und uns selber seines Vaters Pflaumenbäume leer mausen half? Er ist ja nur zwei Jahre fort gewesen, dafür freilich um so weiter, im westlichsten Westen von Amerika, wo er sich inzwischen angesiedelt hat; nicht wahr, Fritz? Aber du hattest ihn, glaube ich, auch vorher schon aus den Augen verloren."

Jetzt freilich erinnerte Fräulein Illa sich des Pächtersohnes, den sie in früher Kindheit schon nicht recht leiden gekonnt, aber nur aus Widerspruchsgeist und ein wenig Eifersucht, weil Fritz von Schenk, ihr älterer Spielgefährte, große Stücke auf ihn hielt, und wenn man seiner nicht habhaft werden konnte, gewiß allemal in Fritz Bauers Gesellschaft sich herumtrieb.

Sie sagte einige freundliche Worte zu ihm, und während der Wein kam und Herr von Holbach den jungen Amerikaner und auch Dorchen leutselig zum Trinken nötigte, berichtete Herr von Schenk ziemlich kurz und im ganzen ein wenig kleinlaut, wie heute nachmittag der vor ganz kurzem von seiner Seereise heimgekehrte Jugendgespiele ihn besucht habe und es ihm dabei durch den Sinn gefahren sei, der Braut, die ihn fortwährend neckte, auch einmal einen kleinen Schabernack zu spielen, indem er den ganz gleich großen — übrigens äußerst braven und verläßlichen — jungen Mann und alten Bekannten in seinen eigenen Maskenanzug steckte. „Ich hatte natürlich die Absicht, dicht hinter euch zu bleiben, und sobald die Sache heraus wäre, gleich bei der Hand zu sein, damit du deinen Zorn an mir auslassen könntest, Illa," bekannte er weiter. „Ich war auch dicht neben euch, als Fritz auf den Papa und die Picarde zutrat; ihr bemerktet mich natürlich nicht. Dann kam aber alles ganz anders — ich verlor euch auf einige Minuten, und als ich nachher den Fritz wieder zu packen kriegte, da flüsterte er mir nur rasch zu, du seiest die Picarde gar nicht, sondern Fräulein Dorchen, und war gleich wieder entschlüpft. Zum Glück fand ich den Papa, der klärte mich dann über deine liebenswürdige Absicht auf, Ilse, und eröffnete mir, einmal, du trügest einen rosa Domino, und zweitens, du seiest ihm abhanden gekommen. Und da haben wir denn also die übrige Zeit Blindekuh gespielt."

Herr von Holbach lachte ungroßmütigerweise sein schon kleinlautes Töchterchen aus, daß es dröhnte; dann aber meinte er, am interessantesten sei es doch eigentlich, zu erfahren, auf welche Weise und unter welchen Schwierigkeiten Kurmärker und Picarde, maskiert und jedes das andere für jemand ganz anders haltend, ihre gegenseitige Identität festgestellt hätten. Die beiden aber wollten gar nicht recht heraus mit der Sprache; auch konnte Dorchen sich in den saturnalischen Zustand nicht finden, in dem sie, fast wie gleichberechtigt, mit ihrer Herrschaft Champagner trinkend, an einem Tische saß. Und als nun gar Illa, die schon wieder ein wenig übermütig wurde, durch einige heimliche Andeutungen eine ihr völlig unbegreifliche Mitwissenschaft einiger Vorgänge des Abends kundgab, da geriet das gute Dorchen zuletzt in eine wahrhaft peinliche Verlegenheit.

Aber auch der freie Amerikaner, obwohl er sich ganz gut zu benehmen wußte, fühlte sich trotz aller Bonhomie des Herrn von Holbach in Gegenwart dieses Freundes der Gutsherren seines Vaters, der Patrone der Familie von Generationen her, nicht so frei und selbstbewußt wie sonst wohl, sondern doch ein wenig geniert — eine Thatsache freilich, die er in seinem neuen Vaterlande niemanden eingestanden haben würde. Herr von Holbach mochte eine Ahnung davon haben; außerdem hatte er von dem Maskenfeste des *schen Etablissements jetzt wohl selber genug, denn er erhob sich und sagte: „Ich denke, wir verlassen jetzt dies jedenfalls sehr interessante Lokal und soupieren zu Hause, Kinder . . . Da aber hier noch mancherlei zu sehen sein dürfte und wir Dorchen nun einmal hergebracht haben, so mag sie das Vergnügen auch auskosten. Mein Vorschlag ist, du gibst ihr noch ein, zwei Stunden Urlaub, Illa, und wir vertrauen Ihnen, Herr Bauer, unsere kleine Picarde ferner an. Ich weiß, man kann sich auf Sie verlassen" — er drohte ein wenig mit dem Finger —, „daß Sie mir das gute Kind hübsch in acht nehmen und pünktlich wieder bei uns abliefern."

Dorchen wollte einige Einwendungen machen, fügte sich aber doch, sehr allerliebst anzusehen in ihrer vergnüglichen Verlegenheit, und der Kurmärker konnte die Freude kaum bergen, die ihm bei diesem Vorschlag aus den Augen strahlen wollte.

Als die vier nachher in der Berggartenstraße noch seelenvergnügt zusammensaßen, der Papa, Fritz und Illa und die Tante, und man vor dieser, die ein über das andere Mal die Hände zusammenschlug, die ganze Komödie der Irrungen noch einmal behaglich entwickelte, da war natürlich auch des längeren von Fritz

Bauer die Rede. „Das ist ein närrischer Kerl," sagte Herr von Schenk, „aber ein tüchtiger, grundbraver Mensch und von einer fabelhaften Anhänglichkeit an mich. Und was das Tollste ist, er hängt an mir ganz gegen seine modernen Principien, von denen er eine nette Sorte auf Lager hat. In der Theorie der reine Socialdemokrat, und in der Praxis treu seinem angestammten Lehnsherrn wie nur je von Tronje Herr Hagen oder wie heißt der fatale Kunde in den Nibelungen. Ja, ja, ein ganz närrischer Kerl!"

Etwas später, kurz ehe man auseinander ging, saßen Illa und Fritz nebeneinander auf dem kleinen Ecksofa in einer Art von tête-à-tête, da Papa und Tante, auf zehn Schritte Entfernung von ihnen am Tische sitzend, sich um die beiden nicht kümmerten. Und da meinte Illa halblaut und mit sehr weiser Miene: „Du, Fritz, es war doch eigentlich nicht recht passend, daß du mir den so zu sagen fremden Menschen als Ballherrn zuschobest; die Geschichte hätte doch können recht unangenehm werden."

„Es war vielleicht nicht überlegt genug," gab er zu. „Nur mußt du hinzunehmen, daß ich mich auf ihn wie auf mich selber verlassen konnte. Ich kannte ihn genug, um zu wissen, daß er sich nicht die geringste Freiheit nehmen würde."

„Er vielleicht nicht. Aber ich wußte ja nicht, wer es war, Fritz. Ich sollte ihn doch für dich halten und hielt ihn dafür. Wie, wenn ich nun als Picarde gegen ihn zärtlich geworden wäre?"

„Ach, das war nicht zu befürchten," sagte Fritz mit tiefer Ueberzeugung. „So etwas geht ja bei uns nie von dir aus, Ilse. Wann hättest du mir denn von selber je auch nur die Hand gegeben?"

Es lag etwas Rührendes in der treuherzigen Ergebung, mit der die Worte gesprochen wurden, so daß Illa ihre Augen plötzlich feucht werden fühlte. Sie verbarg dieselben an seiner Schulter. „Ich will nicht mehr so sein, Fritz," sagte sie leise.

Er glaubte ihr, wie denn überhaupt dieser Abend eine tiefbeglückende Ueberzeugung davon, daß die Braut seine Liebe und Treue um keinen Preis entbehren möchte, in ihm zuwege brachte. Geneckt und schlecht behandelt hat sie ihn — leider muß es gesagt sein — seitdem noch genug und neckt und quält ihn noch alle Tage; dennoch aber ist diese Ueberzeugung bei ihm nicht wieder wankend geworden.

Ein Meisterwerk der Satire.

Der dritte Teil des „Faust".

Von

Eduard Engel.

Gleichzeitig mit Vischers neuestem Werk ist vor ungefähr drei Monaten ein philosophisches Drama von Renan erschienen, und in den Tagen, wo ich mich an diese kleine Arbeit machte, hat man auf einem Berliner Theater „Denise" von Alexander Dumas aufgeführt. Diese beiden Werke französischer Schriftsteller, das eine herzlich langweilig, das zweite eine nach bekannten Mustern zum vieldutzendstenmal zurechtgeschneiderte Dirnenkomödie — haben in fast jeder größeren politischen Zeitung Deutschlands ganze Spalten gefüllt. Es ist das nun einmal so Brauch in deutschen Landen, und besonders ärgern darf man sich darüber nicht, sonst käme man aus dem Aerger nicht heraus.

Von dem Erscheinen des Vischerschen Buches haben bis jetzt — ich habe gut aufgepaßt — die allerwenigsten Blätter überhaupt Kenntnis genommen, jetzt nach drei Monaten! Noch einige Wochen, so gilt es nicht mehr als eine „Novität", und der nicht seltene Fall hat sich dann wieder einmal ereignet, daß eine der allerbedeutendsten geistigen Leistungen unserer Nation an der deutschen Presse und damit leider auch an der deutschen Leserwelt so gut wie spurlos vorübergegangen ist. Denn was weder von der Zeitung noch von den Leihbibliothekaren dem deutschen Leser empfohlen wird — woher sonst sollte er das kennen?

Dabei handelt es sich nicht um das Werk eines Neulings oder eines Vielschreibers. Nein, hier veröffentlicht einer unserer berühmtesten und, was mehr ist, verehrungswürdigsten Schriftsteller im Alter von 79 Jahren eine Dichtung, die durch ihren Titel schon, wenn nicht durch so vieles andere, die Aufmerksamkeit aller gebildeten Volksgenossen auf sich ziehen müßte. Vergebens! Der Stumpfsinn der Berufenen macht blind gegen diesen Schatz, um den uns jedes andere Volk beneiden muß. Gestehen wir es uns offen: Ein Fall wie dieser, daß einer unserer ersten Männer ein Buch wie den „Dritten Teil des Faust" schreibt, ohne daß es während Wochen und Monaten den Stoff hergibt zu den kritischen Betrachtungen jedes Blattes im Lande, — ein solcher Fall ist in England und in Frankreich nicht erhört.

Zu einiger Entschuldigung möge dienen, daß das Buch namenlos erschienen ist; der Verfasser nennt sich:

„Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky",

und nicht jeder Leser braucht gleich zu wissen, daß unter gleichem Namen von Friedrich Theodor Vischer schon 1862 ein Werkchen ähnlichen Inhalts erschienen ist, dessen zweite, um mehr als das Doppelte erweiterte Auflage jetzt vorliegt. Aber von den Leitern unserer großen Blätter hätte man wohl die Kenntnis dieses Faktums verlangen dürfen.

* *

Damit ich's gleich sage, was es mit diesem Werke auf sich hat: Vischers „Faust, der Tragödie dritter Teil", ist die einzige ebenbürtige Dichtung der **großen Satire** seit Aristophanes. Nicht die Franzosen, nicht die Engländer haben etwas annähernd Bedeutsames aufzuweisen. Das Größte jener beiden Völker auf dem Gebiete der Satire: die „Satire Ménippé" (16. Jahrhundert) und Butlers „Hudibras" (17. Jahrhundert) — wie fallen sie gegen Vischers großes Pathos des Spottes ab!

Man hüte sich besonders vor der oberflächlichen

Meinung, die hie und da über Vischers „Faust“ verlautet, man habe es hier mit einer possenhaften Parodie zu thun; Vischer habe sich nur an Goethe witzig reiben und seine Gabe für den derbkomischen Spott bethätigen wollen. Man kann Vischer kein beleidigenderes Unrecht zufügen, als indem man diese seine Dichtung überhaupt in die Gattung der Parodie einreiht. Auf die Gefahr hin, für überschwenglich zu gelten, möchte ich Vischers „Dritten Teil des Faust“ als „die göttliche Satire“ bezeichnen. Die Worte, mit denen Vischer seine Dichtung schließt, sind eine selbstbewußte und doch bescheidene Hindeutung auf jenen litterarischen Gerichtshof, der allein imstande ist, ganz gerechte Urteile zu fällen:

„Der Mensch war schlimm,
Ein Isegrimm.
Er mag nur eine gute Weile zappeln,
Doch nicht zu lang. Ich denke seinetwegen
Zur rechten Zeit ein Wörtchen einzulegen
Bei einer Frau von wunderbarem Glanz:
Der Nachwelt, dieser obersten Instanz.“

Gewiß, des Spaßhaften, des Possenhaften ist genug in diesem „Dritten Teil des Faust“. Riesengroße Scherze, sich überschlagende Tollheiten im Inhalt wie in der Sprache, ein derb zuschlagender Humor — all das ist darin. Aber daneben: welcher heilige Ernst; welcher aus tiefstem Gewissen flutende Zorn gegen das Schlechte; welche Höhe sittlicher, künstlerischer, staatsbürgerlicher Anschauung! Nur Aristophanes, kein anderer, fällt einem beim Lesen des Vischerschen Faust ein, — etwa „die Frösche“, „die Wolken“ und „die Vögel“. Auch Aristophanes hat seine Späße wahrlich nicht zum Spaß, zur bloßen Belustigung der Gründlinge im Parterre geschrieben. Wer war nach dem Tode des Perikles in Athen, dem des Vaterlandes wahre Ehre näher am Herzen gelegen hätte als jenem Großmeister der politischen und moralischen Satirenkomödie? In gleichem Sinne hat man an Vischers Faust heranzutreten und ihn zu nehmen für das, was er im Geist und in der Wahrheit ist: eines der ernstesten Bücher unserer Litteratur, trotz seiner an vielen Stellen überlustigen Einkleidung.

Also keine bloße Parodie von Goethes Faust — obwohl auch eine solche, d. h. nur von Goethes zweitem Teil des Faust. Ueber diesen versteht Vischer keinen Spaß: er ist ihm, trotz der vielen Schönheiten im einzelnen, eine durch und durch verschrobene Dichtung, und keine theatralischen Belebungsversuche vermögen ihm diese dichterische Altersschwäche Goethes genießbarer zu machen. Im Gegenteil, gegen die Aufführung des zweiten Teils des Faust, die albernste Widerkunst, die man erdenken konnte, hat er sehr derbe Verse gerichtet:

„Ausstattungsstück ist jetzt dein Faust geworden;
Da gaffen sie in dichtgedrängten Horden
Beim zweiten Teile dumpfen Staunens voll,
Und keiner weiß, was er sich denken soll.
Ist's aber — ja, ich frage — ist es gut,
Daß also man am schwachen Volke thut?
Daß man es anhält, sich für klug zu halten,
Indes beim Anblick blendender Gestalten
Narkotisch alle Nerven sich bedufeln
Und Fragezeichen im Gehirne wuseln?“

Ein großer Goethezorn hat Vischer zunächst die Anregung zu dieser Satire gegeben. Zorn über die allegorische Verdumpfung der Faustidee durch den zweiten Teil des Faust; Zorn über die nie und nimmer aus dem Gedicht Goethes selbst herauszuerklärende Rettung der Seele Fausts trotz aller von ihm verübter und nur sehr mäßig bereuter Scheußlichkeiten; Zorn über die absichtliche Verschnörkelung und Verschraubung der spätgoetheschen Sprache gerade im Faust, — und nicht zum wenigsten Zorn über den heillosen Unfug, den schulfuchsende Buchstabenklauber und erklärende Mückenseiher mit dem zweiten Teil des Faust getrieben und noch treiben.

„Verstehen kannst du meines Spottes Zorn:
Erkrankte Liebe ist mein ganzer Zorn“

sagt Vischer zu Goethe in dem wundervollen „Nachspiel“, wohl dem schönsten Teile seiner Satire.

Wie mächtig aber ist dem Dichter seine Aufgabe unter der Arbeit, und zwischen dem ersten Versuch von 1862 und diesem fertigen Werke gewachsen! Alles, was er gegen den altgewordenen Goethe und gegen die neueren Goethegötzendiener auf dem Herzen hatte, schüttelt er herunter. Aber zwischendurch und darüber hoch hinausragend hat er sich die Aufgabe gestellt, unserer Zeit zum satirischen Sittenrichter zu werden, und während er mit seinen Faustfiguren einerseits Kritik an Goethe, dem klügelnden Mystiker des zweiten Teiles des Faust, und an den Ausschreitungen der Goethephilologie übt, erweitert er Personen und Rahmen seiner Dichtung zu einem Bilde Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie es genialer nicht erdacht werden kann; zu einer Heldenthat des deutschen Gewissens.

In dieser großartigen satirischen Widerspiegelung der Geschichte seit 1870 erblicke ich das Bedeutsamste und das Bleibendste der Vischerschen Dichtung. Man ist offenbar in Deutschland ein solches Wagestück nicht gewöhnt. Was? In einer nicht nur für den Tag bestimmten Dichtung, außerhalb der regelmäßig erscheinenden Witzblätter, eine dichterische Behandlung des „Kulturkampfs“, und zwar nicht mit wortwitzelnden Kapriolen, sondern mit jenem Humor, dessen Lachen zu Thränen rührt? — Unerhört, gegen alles Herkommen! Indessen Vischer ist überhaupt „gegen alles Herkommen“; den kann man nicht rubrizieren und registrieren; der ist sui generis und an der Last hat er schwer zu tragen; Leser und Kritiker nehmen ihm nichts davon ab.

* * *

Prüft man diesen dritten Teil des Faust auf seinen dramatischen Bau, so muß man staunen über die trotz aller Seitensprünge und parodistischen Tollheiten doch wunderbar durchgeführte dramatische Fabel. Vischer hat zwar scherzend im Gefühl der selbstverständlichen Unmöglichkeit jeder Aufführung die Bemerkung dem Titel beigefügt: „Den Bühnen gegenüber Manuskript“; aber bei Licht besehen ist sein dritter Teil des Faust viel, viel aufführbarer als Goethes zweiter Teil! Vor einem sehr gewählten Publikum müßte er sogar einen schönen Bühnenerfolg erringen. Das Drama hat durch-

aus Hand und Fuß und rührt beide tüchtig zum Handeln und folgerechten Vorwärtsschreiten.

Einem Manne wie Friedrich Vischer gegenüber muß man selbstverständlich mit solchem Geschwätz wie „Pietätlosigkeit" verstummen. Der Dichter der „Lyrischen Gänge" und von „Auch Einer" und insbesondere der Verfasser der „Aesthetik" durfte sich auch gegen Goethe dessen erdreisten, was den meisten Lebenden als eine Majestätsbeleidigung höherer Art mit Recht nie verziehen würde. Vischer war bei Goethes Tode ein reifer jüngerer Mann und konnte ihn sehr wohl noch persönlich gekannt haben. Seine Verehrung für Goethe steht hoch über der Philologenbegeisterung der Papierschnitzelschule, die sich vom Schnüffeln und Büffeln in der Goethologie nährt. Ja, gerade in dieser angeblichen „Parodie" auf Goethes Faust steht jenes „Nachspiel", das nichts anderes ist als der begeistertste Hymnus auf Goethe.

Die beiden, unter den Masken des „Unbekannten" (Vischer) und des „Alten Herrn" (Goethe), treffen sich in der Wirtsstube Valentins, welche dieser „als Soldat und brav" mit höchster Erlaubnis im Himmelsvorraum hat aufthun dürfen. Vischer ist vom Weltenrichter hingesandt, um sich von Goethes eigenem Munde das Urteil sprechen zu lassen über des Faust dritten Teil. Nicht ohne Bangen und doch edelstolz tritt der Satiriker vor den Dichter. Man verargt es diesem nicht, wenn er auf den ersten Anblick grimmig ausbricht:

„Verworfner, der die schnöde scharfe Lauge
Auf meines Alters Lieblingswerk ergossen,
Tritt näher, schaue mir ins Auge!
Ist ganz dein Sinn verhärtet und verschlossen?
Kennst du ein Etwas? Weißt du, was ich meine?
Unbekannter: Verehrung meinst du?
Alter Herr: Nun, und du fühlst keine?
Unbekannter: Frei verehrt einen großen Mann
Der Mann, der selbst etwas schaffen kann."

Und dann muß Goethe sich folgende Strafrede gefallen lassen:

„Verzeiht, verzeiht, ich sag' es ungeniert:
Ich find' in Eures Dramas zweitem Teile
Fast keinen Satz, fast keine Zeile,
Die nicht kurios, nicht manieriert,
So daß es mir im Kopfe rädelt, surrt,
Summt, kitzelt, krabbelt, schwirrt und schnurrt.
— — — — — — — — — — — — — — —
Hätt' ich's mit dir allein zu thun,
Ließ' ich vielleicht die spitze Feder ruhn,
Allein die blind lobpreisenden Verehrer,
Nußknackerisch scholastischen Erklärer,
Kleinmeister, brillenaugigen Magister,
Die Famuli, die Pietätsphilister,
Die ‚Goethereifen', die Goethe-Pietisten,
Die selbstgefällig dir im Mantel nisten,
Nur dieses Volk, für welches du ein Gott,
Ist schuldig, daß mein Tadel ward zum Spott.
Dir selber, denk' ich, sind in Himmelshallen
Die Schuppen von dem Auge schon gefallen."

Die später folgende Verherrlichung Goethes muß man selbst lesen, wie ja die paar Citate überhaupt nicht dazu dienen sollen, die Lektüre des Buches zu ersetzen, sondern erst recht zwingend auf sie hinzuführen. Schöneres als die Stelle auf den Seiten 210—217 ist niemals über Goethe gedichtet, geschweige denn in Prosa geschrieben worden. Das ist der kritische Richterspruch über einen Dichter von einem Pair", — und beschämt muß der Haufen der Erklärer und Beschnüffler Goethes angesichts dieser Rhapsodie Vischers gestehen, daß der Poet verständnisvoller für fremde Größe ist als alle berufsmäßigen Deuteler. Goethes ganze dichterische Entwickelung führt uns Vischer in diesen freirhythmischen Versen vor, und wie er zum Faust gelangt, da strömt die Begeisterung aus in dem Pindarischen Siegeslied:

„Lasset in Flammen alles vergehen,
Was sie geschaffen, die Meisterhand,
Lasset den Namen selbst vergessen,
Aber die Blätter gerettet sein,
Die wenigen, die dies Bild entrollen:
Wie? so werden die Enkel fragen,
Wer ist der Geist, der namenlose?
Wer vermag mit so sichrer Hand
Aus des Lebens und aus der Seele
Tiefen zu schöpfen und zu holen,
Wer mit so ungeschminktem Bild
Jegliches Herz in seinem geheimsten
Marke zu packen und zu schütteln?" — —

Je größer aber Vischers Verständnis und Ehrfurcht für Goethe, desto berechtigter ist er zu seiner Goethe-Kritik und nun gar erst zu seiner vernichtenden Verspottung des Treibens gewisser unserer Goethologen. Im „Nachspiel" läßt er diese Gesellschaft auftreten, die „Denkerke, Brösamle, Grübelwitz, Deuterke" u. s. w., „die sich von Goethes Faust zu Tod erklärt habenden Erklärer". Die Generalversammlung dieser Motten im Goethepelz, gehalten in Valentins vorhimmlischer Trinkstube, ist ein Juwel satirischer Dichtung, nicht unwert, neben die Vogelversammlung in Aristophanes' „Vögeln" und neben die Sitzung der Frauen in seiner „Lysistrate" gestellt zu werden. Wie er ihr Gebaren in seiner ganzen Windigkeit und Lächerlichkeit hinstellt durch die geschickte Durchwirkung der übertreibenden Parodie mit echten goetheforscherischen Tollheiten! Ja, bis auf die Sprache, bis auf den wichtigthuenden, aber nichts dahinter habenden Stil ahmt Vischer in unübertrefflicher Laune jene Firlefanzerei nach. Wer will es daher den Mitgliedern der Gilde der Goethologie verargen, daß sie Vischers „Faust" hartnäckig totschweigen? Sie sind doch auch so zu sagen Menschen, und Hiebe thun weh.

Den Glanzpunkt dieses Teils von Vischers Faustsatire bildet der „Gesang der Stoffhuber", jener vergleichsweise unschädlicheren Sorte von Goethemotten, die sich bemüht, das „Stoffliche" der Dichtung zu erklären, die gräbt und gräbt, und „froh ist, wenn sie Regenwürmer findet", oder solche glorreiche, zum Verständnis des Goetheschen Faust so ungeheuer viel beitragende Entdeckungen macht wie jene, daß in einem Frankfurter Kirchenbuch wirklich und wahrhaftig der Name „Schwertlein" (Martha Schwertlein selige) vorkommt! — Diese Stoffhuber nun singen in Valentins Schenke ihr erhebendes Lied, daraus hier nur einige Strophen als appetitreizende Proben:

„War's um sechs Uhr oder sieben,
Wann er diesen Vers geschrieben,
War's vielleicht präcis halb achte,
Als er zu Papiere brachte
Diesen Einfall, diesen Witz?

War es vor, war's nach dem Essen,
Als bei Lotten er gesessen?
Was des weitern dann geschehen,
Durfte, fragen wir, es sehen
Der Geliebten kleiner Fritz?

Wie war's mit Corona Schröter?
Rosenrötlich oder röter?
Was ist Sage, was Geschichte?
Auch auf diesen Streitpunkt richte
Sich die Nase scharf und spitz! — —

Ach, die Knöpf an seinem Rocke,
Ach, die Haare jeder Locke,
Wer sie pünktlich könnte zählen,
Würde nicht den Weg verfehlen
Zu der Wahrheit tiefstem Sitz." — —

Aristophanes hat nicht vermocht, mit seinen Geißelhieben gegen die marktschreierische Demagogie, gegen die Sophistenschule, gegen die Gefühlsduselei der Tragödie den politischen und künstlerischen Verfall Athens zu verhindern oder auch nur aufzuhalten, — so wenig wie es Juvenal gelungen, mit seinen Satiren Rom aus der Knechtschaft der Imperatorenverderbnis zu erlösen. Vischer wird schwerlich ein besseres Schicksal leuchten. Aber er mag sich darum nicht mehr als billig härmen: die große Satire hat ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie neben dem Gefühl der Gewissenserleichterung im Dichter selbst — bei den Einsichtsvollen die Erkenntnis erzeugt, wie jämmerlich es um viele Dinge steht, die beim Bildungspöbel gar hohes Ansehen genießen — und wenn sie den kommenden Geschlechtern zeigt, daß einer unter uns gelebt, der mit Gedanken und Thaten über der Jämmerlichkeit gestanden.

* * *

Ich sagte, Vischers dritter Teil des Faust sei mehr als eine Parodie des zweiten Teils. Er ist eine Kritik des ganzen Faustdramas. In burlesker Fabelführung zeigt Vischer, welcher ganz anders gearteten Läuterungen der Faust des ersten Teils, der Verderber Gretchens und Mörder Valentins, bedurft hätte, um so sänftiglichen Endes und so seraphischer Auferstehung gewürdigt zu werden. Durch alle noch so tollen Läuterungsoperationen, die Faust bei Vischer über sich ergehen lassen muß, blickt des Dichters und Kritikers tiefer Ernst hervor: Faust mußte anders enden oder anders geläutert werden als in Goethes zweitem Teil. In dieser Beziehung läßt sich der erste Auftritt des dritten Akts bei Vischer wohl als der Kernpunkt seiner ernsten Kritik bezeichnen: das Gespräch zwischen dem Herrn und Mephistopheles über das Schicksal Fausts. Der Teufel treibt den Herrn bedenklich in die Enge und wirft ihm besonders vor, daß Faust keineswegs durch eigene Kraft errettet werde, daß er keineswegs so, wie die himmlisch-höllische Abrede lautet, „in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges stets bewußt", sondern daß der Herrgott in all seiner Herrlichkeit sich doch gar zu oft als ein „Deus ex machina" offenbare und einen Staatsstreich zu Gunsten Fausti begehe. Solches aber schickt sich für den Herrgott in einem richtigen Drama am allerwenigsten:

„Liegt Faust im Sumpf und Schilfe,
So schickst du die Geister zu seiner Hilfe.
So freilich zerreißt er leicht seine Kette;
Das ist unrecht, das ist gegen die Wette.
Du sprachst von einem dunkeln sichern Drange,
Der ihn noch in die Klarheit werde führen,
Du sprachst kein Wort von Helfen, Sekundieren,
Dir schien um Faust auch ohne das nicht bange.
Auf seinen Urquell bautest du allein,
Und jetzt mit Geistern greifst du treulos ein."

Auf diese und ähnliche Vorhaltungen Mephistos — „Stimme des Herrn (schweigt lange)" heißt es bei Vischer, und dieses Schweigen besagt denn doch wohl, daß die Kritik des Teufels am Faust Goethes berechtigt ist.

Vischer nimmt die Läuterung Fausts sehr derb vor, immer mit Goetheschem Stoff dabei hantierend. Man erinnert sich vielleicht — noch viel leichter auch nicht! — aus dem Schluß des Goetheschen zweiten Teils des „Chors seliger Knaben", dieser unbegreiflichen Bengel, welche von dem nicht begreiflicheren Pater Seraphicus „in sich aufgenommen werden" mit den Worten:

„Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ!"

Diese „seligen Knaben" muß Faust, auf des Herrn Geheiß, unterrichten im — Fausterklären, und als besonderes Erschwernis hat der Herr die Bedingung hinzugefügt, Faust dürfe diese greulich ungezogenen Schlingel nicht prügeln. Ihn diese Bedingung brechen zu machen, ist nun Mephistos redliches Bemühen; die Unarten und schülerhaften Grausamkeiten, die er den Teufelsrangen gegen ihren Faustprofessor Faust beibringt, sind köstlich und durchaus dem Schülerleben der guten alten Zeit abgelauscht. Heute gibt es leider solche ungezogene Schuljugend in Deutschland nirgends mehr; das bißchen Schulpoesie schwindet wie alle andere Poesie.

Mit Not und Mühe geht Faust aus dieser herben Versuchung als Sieger hervor, nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch des Mephistopheles überschlaue Dummheit.

Im zweiten Akt muß Vischers Faust eine noch schwerere Prüfung bestehen: hinab zu den famosen „Müttern" muß er, diesen Hirngespinsten, denen noch kein Goethe-Denkerke noch -Deuterke beigekommen ist. Dieser zweite Akt ist der inhaltvollste der eigentlichen Satire, denn das „Nachspiel" ist doch eben mehr eine Dichtung für sich. — Drei große Drangsalierungen bedrohen bei den „Müttern" den Vischerschen Faust, und wer weiß, wie es ihm ergehen würde, hätte der unschlüssige, philosophierende, räsonnierende Doktor nicht neben sich die urwüchsige, gesundmenschenverständliche Kraft Valentins, dessen schwere Fäuste den schwachmatischen Faust mehr als einmal aus dem Fratzengetümmel heraushauen müssen.

In diesem Akt nimmt Vischer mit seinem Helden Faust eine ähnliche Verwandlung vor, wie sie bei Goethe mehrfach erfolgt. Einmal ist Faust eben nur der Faust Goethes; dann wieder wächst er zur Symbolerscheinung des deutschen Volkes oder gar der ganzen Menschheit, und Valentin zur Ergänzung dieses Symbols. Und endlich muß selbst diesen beiden Figuren noch eine dritte zu Hilfe kommen: „Der Bauer" — die tiefverborgene Volkskraft Deutschlands, an die man

hilferufend sich doch immer wenden muß, wenn es mit den Künsten der Diplomatie und sonstiger vornehmer Gewerbe Matthäi am letzten ist.

„Die Mütter“, Cichorienbrühe schlürfende eklige Hexen, nehmen also den zu ihnen hinabgestiegenen Faust gründlich ins Gebet. Zuvörderst muß er noch einmal die romantischmystische Schäferei mit der Helena nebst ihrem Zubehör Euphorion über sich ergehen lassen. Daß es sich im Grunde um nichts als um saft- und kraftlose Schemen handelt, hat noch keiner dieser Helena und diesem Euphorion-Byron so unverfroren auf den Kopf zugesagt wie Vischer. Als Valentin den wie toll herumhüpfenden Euphorion — gemütlich übers Knie legt, ihm die Höslein stramm zieht und an ihm das Goethisch-Sophokleische Wort: „Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται“ aufs nachdrücklichste bestätigt, da löst sich das Helenagespenst aus mütterlichem Gram auf — in eine **Krinoline**. Und nun ist Vischer auf einem Gebiet, das ihn schon einmal, ich denke vor acht Jahren, als strafenden Mahner gesehen: auf dem der Damenmode. Die Stelle von der Krinoline stammt jedenfalls noch aus der ersten Auflage; in der zweiten läßt er seinen Faust das Strafgericht an der allerneuesten Unanständigkeit der Damenmode vollziehen: an der Tournüre. Die Worte sind ein bißchen derb; aber so indecent wie die gestrafte Sache sind sie noch lange nicht:

„Am Hühnerkorbe freilich ist nicht viel!
Die Mode geht jetzt auf ein andres Ziel;
Von außen her umnähet sie den Rock
Mit Flatteraufputz, windigem Gelock,
Nach hinten drängt sie mit vermehrten Kräften,
Der Wölbung dort ein Buschwerk aufzuheften,
Dort häuft und häuft sie und gestaltet so
Das züchtige Weib zum wandelnden Popo;
Sieht man sie gehn, so ist der rechte Name:
Dort kommt ja ein Popo mit etwas Dame“

Den kautschukenen Zappelmann Euphorion ereilt ein ähnlich tragisches Geschick wie seine krinolinerne Mutter Helena: er zerplatzt zu einem Häuflein Guttaperchalappen. Faust stößt den Plunder mit einem Fußtritt in die Ecke und verwünscht „die thatenfaule Humanisterei“.

Es war Zeit, daß Faust, will sagen Deutschland, sich endlich ermannte, denn „die Mütter“ haben ihm die zweite Prüfung eingebrockt: den **Franzosenkrieg**. Nur mit Hilfe des „mitten aus der Heuet“ herbeieilenden Bauern schlägt Faust den Feind nieder. Vischer hat in dieser selbstverständlich erst neuerdings hinzugefügten Erweiterung seine meisterhafte Schilderung Napoleons III. ruhig stehen lassen, und eine Note belehrt uns, daß sie schon 1862 so veröffentlicht worden ist, — zu einer Zeit also, da noch mancher deutsche Biedermeier vor dem Franzosenkaiser auf dem Bauche lag. Valentin ist's, der spricht:

„Ich sah einmal in meinem Vaterlande,
In einem Thal voll heilsam warmer Quellen,
Allwo, mit unsrem Abschaum in dem Bund,
Zu unsrer Schmach und ew'gen Affenschande
Ein Spielbankpächter saß, ein welscher Hund,
So eine Art zuchthäuslicher Gesellen. — —
Mir ekelte, gar manche deutsche Frauen
Vermengt mit diesem Lauspack hier zu schauen,
Indes den Gatten schnöder Kitzel jückte,
Zu sehen, was am Schandtisch wohl ihm glückte —:
Da sah ich Kerle, die mit feinen Krücken
Das Blutgeld so zusammenschäufelten,
Mit matten, überwachten Blicken
Es sonderten, verteilten, häufelten:
Sieh, Faust, ganz so verschnurrt, verkohlt und stumpf,
So ausgesogen, so ein stiller Sumpf
Ist dieses Kerls verwittert Angesicht,
So ausgebrannt stiehlt sich ein müdes Licht
Aus seinen eingezwickten Lidern.“

Naht die dritte und letzte der Faust von den „Müttern“ zugedachten Prüfungen: Der **Kulturkampf**. — Es ist gerade bei der neuesten Wendung der kirchenpolitischen Wirren nicht recht geheuer für einen Dichter, einen solchen Gegenstand anzupacken; der billige Vorwurf, den die Achselträgerei gegen solche mutige Unzeitgemäßheit bereit hat, prallt natürlich von Vischers Gesinnungstreue ab.

Dem Kulturkampf irgend welche neue Seite in der dichterischen Darstellung abzugewinnen, sollte man für kaum möglich halten. Vischer ist es durch eine wundervolle Wendung dennoch gelungen. —

Aus dem gefahrenvollen Reiche der „Mütter“ wieder emporgestiegen, muß Faust sich der letzten, empfindlichsten Prüfung unterziehen: einer Knet-, Prügel- und Wasserkur durch die Mummenschanzbruderschaft aus dem Schluß des zweiten Teils bei Goethe, bestehend aus den fidelen Patres Ecstaticus, Seraphicus, Profundus, Marianus. Diese herbe Kur wird einmal durch eine großartige Kneiperei mit vollem Comment unterbrochen, wobei die mystischen Patres das himmlische Fuchsenlied, zur Einweihung des Himmelsnovizentums Fausti, anstimmen:

„Wer kommt vors Himmelsthor,
Wer kommt vors lederne Himmelsthor?“ ꝛc.

Was aber Faust an Prügeln ausstehen muß, das ist erbarmungswürdig; man tröstet sich nur mit dem Gedanken, daß Prügel eine wunderbar sühnende Kraft haben.

Den Schluß der Faustsatire bildet, ganz nach Anleitung der Urdichtung, eine höchst unverständliche, aber gewiß tiefsinnige Apotheose eines „kolossalen Stiefelknechts!“ Malerisch um ihn herum gruppiert verschiedene Stiefeln und Hühneraugen; letztere bilden den „antiken Chor“. — Wer nach dem inneren Sinn dieses tollen Scherzes sucht, der denke zunächst an den „Siebenmeilenstiefel“, der im Anfang des vierten Aktes des zweiten Teils bei Goethe urplötzlich „auftappt“, gefolgt von einem anderen. Die Faust-Buddelmeier werden gewiß längst herausgebracht haben, welche erhabene Weisheit in diesen beiden Siebenmeilenstiefeln nistet; Vischer scheint sie verborgen geblieben zu sein, und so benutzt er gerade diese transcendentalen Stiefeln nebst Zubehör, um an einem Prachtbeispiel zu zeigen, welche unerfreuliche, wuselige Geheimniskrämerei in so vielen Stellen des zweiten Faustteils steckt. Sich über diese lustig zu machen, **muß** erlaubt sein; die launige Satire ist immer noch die mildeste Art der abweisenden Kritik.

Ueber das „**Nachspiel**“, die Auseinandersetzung Vischers mit den Goethe-Philologen und endlich mit Goethe selbst, ist schon oben das Nötige gesagt.

Merkwürdig wird es sein, zu beobachten, wie sich zu Vischers Faustsatire das deutsche Publikum stellen wird. Ob es wirklich durch die Kleinkost der Wochenwitzblätter den Sinn für die große Satire eingebüßt hat? Ob es stumpf bleiben wird gegen den tiefen Gewissensernst, die dichterische Prophetie dieser erstaunlichen Schöpfung? Ob es der oberflächlichen Kritikmacherei gelingen wird, den Lesern einzureden, es handle sich nur um eine Verspottung des zweiten Teils des Faust? — Die nächsten Monate müssen das zeigen. Es dreht sich um Wichtigeres als darum, ob dies oder jenes Buch eines in der öffentlichen Schätzung gefestigten Schriftstellers Erfolg hat oder nicht; — es dreht sich um die kulturhistorisch und völkerpsychologisch wichtige Frage, ob die gebildeten Deutschen überhaupt noch reif sind für den Genuß einer wahrhaft künstlerischen Satire, oder ob sie sich begnügen wollen mit dem „Kladderadatsch", den „Wespen", dem „Ulk" und den „Fliegenden Blättern".

Edinburg.

Ein Städtebild

von

Leopold Katscher.

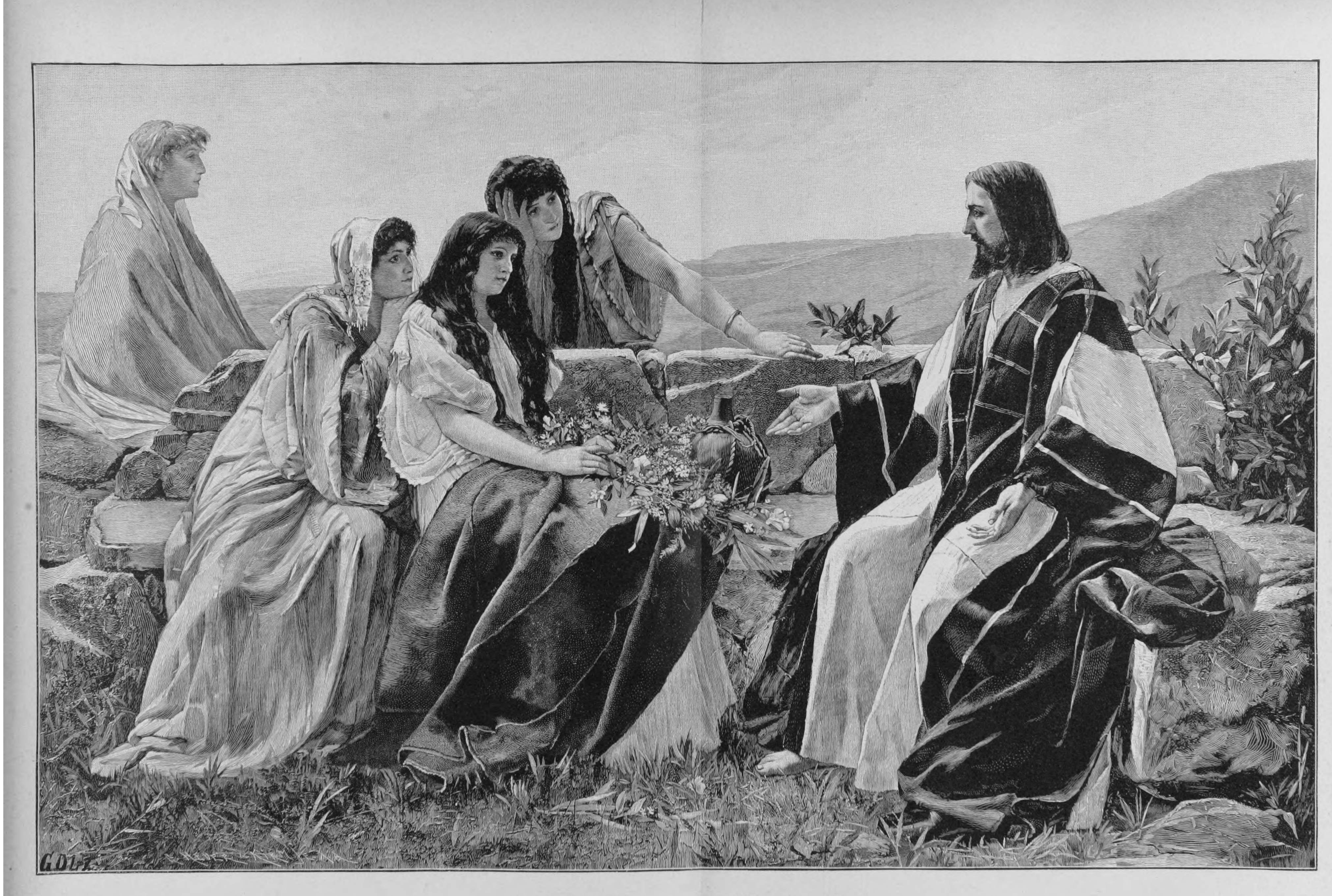
Nachdem der berühmte schottische Maler Sir David Wilkie alle Kunststätten Europas bereist hatte, äußerte er im zweiten Decennium des 19. Jahrhunderts:

„Was ich in ganz Europa verstreut gefunden, in Edinburg finde ich es beisammen. Hier begegnen sich die Schönheiten Prags und Salzburgs, die romantischen Stätten von Orvieto und Tivoli, die Pracht der vielbewunderten Meerbusen von Neapel und Genua. Hier vermag die Einbildungskraft des Dichters das römische Kapitol und die griechische Akropolis vereint zu sehen."

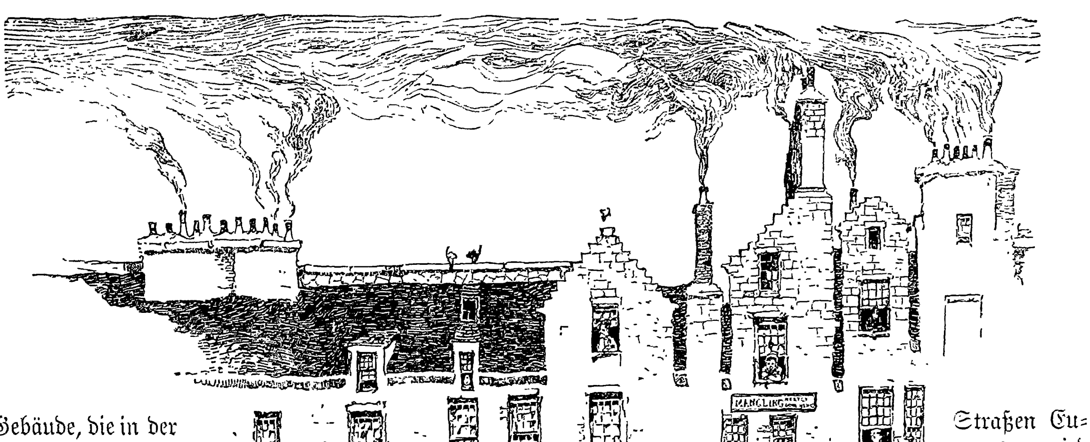
Man ist allgemein darüber einig, daß Edinburg zu den schönsten und am meisten malerischen Städten der Welt gehört. Und diese große Stadt, die so sehenswert wie irgend eine, ist auf einem Stück Erde entstanden, das für diesen Zweck auf den ersten Blick nichts weniger als geeignet scheint. Für unsere modernen Begriffe von der Bauanordnung einer Großstadt ist die Lage Edinburgs eine sonderbare, und doch verdankt dieses einen großen Teil seiner Schönheit gerade seiner Lage! Es liegt auf einer Gruppe von durch tiefe Schluchten getrennten Hügeln und bildet den Mittelpunkt einer herrlichen Landschaft. Eine schroffe Trappfelsenklippe, die sich aus dem Sandstein des Bodens der Umgebung erhebt, scheint wegen ihrer augenfälligen Unzugänglichkeit und daher Verteidigungsfähigkeit schon frühzeitig Aufmerksamkeit erregt zu haben; auf derselben wurde ein befestigtes Schloß erbaut, mit dem wir uns alsbald näher beschäftigen werden und von welchem der älteste Lokalhistoriker der Stadt, Maitland, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sagte, es sei „klar, daß Edinburg seinen Ursprung dem Schlosse verdankt". Die Errichtung dieses „castrum puellarum" auf dem Gipfel jenes 113 m hohen Felsens veranlaßte die Bewohner der Gegend wahrscheinlich, sich unter den Schutz der Befestigungen zu begeben, und so entstand im Schatten der letzteren bald ein Weiler.

Wahrscheinlich aber haben hier schon vor der Erbauung des „Jungfrauenschlosses", welches keltischen Ursprungs ist, Menschenansammlungen gehaust. Camden wollte die Entstehung Edinburgs bis auf Ptolemäus zurückführen; spätere Forscher verwarfen seine Hypothese, allein das Zusammenlaufen römischer Straßen gegen die Stadt zu, ferner die innerhalb des Weichbildes von Zeit zu Zeit entdeckten Spuren römischer Kunst, endlich der Umstand, daß zwei nach römischer Art angelegte Seehäfen durch römische Straßen mit der Stätte der jetzigen Stadt verbunden waren — all dies läßt es sehr annehmbar erscheinen, daß die römischen Eroberer auch hier ihr Wesen getrieben haben. Der gegenwärtige Name rührt vom northumbrischen König Edwin her (Edwinbury). Um die Mitte des 12. Jahrhunderts erhielt das Nest bereits städtische Rechte, aber sonderliche Bedeutung besaß es damals noch nicht. Im Jahre 1296 wurde es von den Engländern, 1313 von Robert Bruce, 1650 von Cromwell eingenommen und 95 Jahre später hielt es die Belagerung des Prätendenten aus. 1701 zerstörte eine zweite Feuersbrunst einen großen Teil der nun schon recht ansehnlich gewordenen Stadt, nachdem eine erste schon um 1530 dasselbe gethan hatte; was bei diesem Brand verschont blieb, ging bei der zwölf Jahre darauf erfolgten Einnahme durch den Grafen Hertford zu Grunde — bis auf drei Gebäude.

Im Mittelalter wuchs Edinburg sehr langsam an; selbst 1450, als es bereits mit Schutzmauern umgeben wurde, war es zwar blühend und wohlhabend, aber noch recht klein. Seither nahm jedoch das Wachstum rasch zu. Schon vor der Befestigung hatte die merkantile Blüte zur Wahl der Stadt als Sitz des Hofes und der Gesetzgebung geführt (1436), welche beide sich früher mit Vorliebe an Perth und Stirling gehalten hatten. Bald machten die von den verschiedenen Stuarts gewährten Vorrechte aller Art Edinburg zur bedeutendsten Stadt Schottlands. Am ausgedehntesten waren die auf Handel, Zollwesen und Verwaltung bezüglichen Privilegien. Zu Stadterweiterungszwecken wurde im dritten Decennium des 16. Jahrhunderts eine zweite Mauer um Edinburg gezogen und nun pferchte man 200 Jahre lang alle Neubauten bei stetig steigendem Raummangel innerhalb der Festungsmauern zusammen. Da jedes verfügbare Plätzchen ausgenutzt werden mußte, so entstanden einerseits äußerst enge und unregelmäßige Straßen, Gassen und Gäßchen, andererseits sehr hohe Häuser. So erklärt sich die merkwürdige Thatsache, daß es hier trotz der Bedeutung und Größe der Stadt bis zum dritten Drittel des vorigen Jahrhunderts bloß zwei Straßen gab, durch welche Wagen fahren konnten; die übrigen waren teils zu schmal, teils zu steil, teils beides und man bediente sich allgemein der Tragsänften. So erklären sich auch die vielen sieben- bis elfstöckigen



Christus und die Frauen. Von Alexander Golz.



Partie aus der Hochstraße.

Gebäude, die in der „Altstadt" die Verwunderung der Fremden erregen.

Die „Altstadt" bildet den eigentlichen Kern Edinburgs, ist 2 km lang und liegt größtenteils auf dem mittleren der drei Höhenzüge, welche die ganze pittoreske Stadt tragen. Auf Berg und Thal, über Höhen und Tiefen ausgebreitet, hat die Altstadt rauchgeschwärzte, massive, gewaltige, wie aus Fels gehauene, festen Burgen ähnelnde Häuser mit platten Dächern, auf denen ein Wald von Schornsteinen ruht. Von der Gasse aus winden sich schmale, mit Geländern eingefaßte, steile Stufen zu den oberen Stockwerken der Häuser hinauf. In der Regel wird ein Stockwerk von einer Familie bewohnt. Wenngleich viele der alten Bauten und Straßen verschwunden sind, so gibt das jetzige Aussehen des Ganzen dennoch einen sehr richtigen Begriff von der Vergangenheit. Die Hauptstraße, die vom „Schloß" bis zum „Holyrood-Palast" läuft, heißt in ihren oberen Teilen Lawnmarket und High Street, im unteren Canongate (S. 275 u. 277). Von diesem endlos langen Straßenkleeblatt schreibt der Märchendichter Andersen in seinem „Märchen meines Lebens":

„Die Häuser der Hauptstraße haben an der Vorderseite nur ein bis drei, an der Rückseite aber neun bis elf Stockwerke. Wird am Abend in allen Etagen Licht angezündet, so ergibt dieses im Verein mit den über die Dachrücken strahlenden Gasflammen der höher liegenden Straßen einen feierlichen Anblick."

Die „Hochstraße" (High Street, s. oben), einst das feinste Viertel der Stadt und eine der schönsten Straßen Europas, wird gegenwärtig zumeist von niedrigem Volk bewohnt. Ihr parallel läuft die Straße Cowgate (wörtlich „Kuhthor", S. 279), die von zwei Brücken überspannt ist, von der 1836 erbauten „Brücke Georgs IV." und der aus dem Jahre 1788 stammenden „Südbrücke", die aus einem einzigen kühnen Bogen besteht.

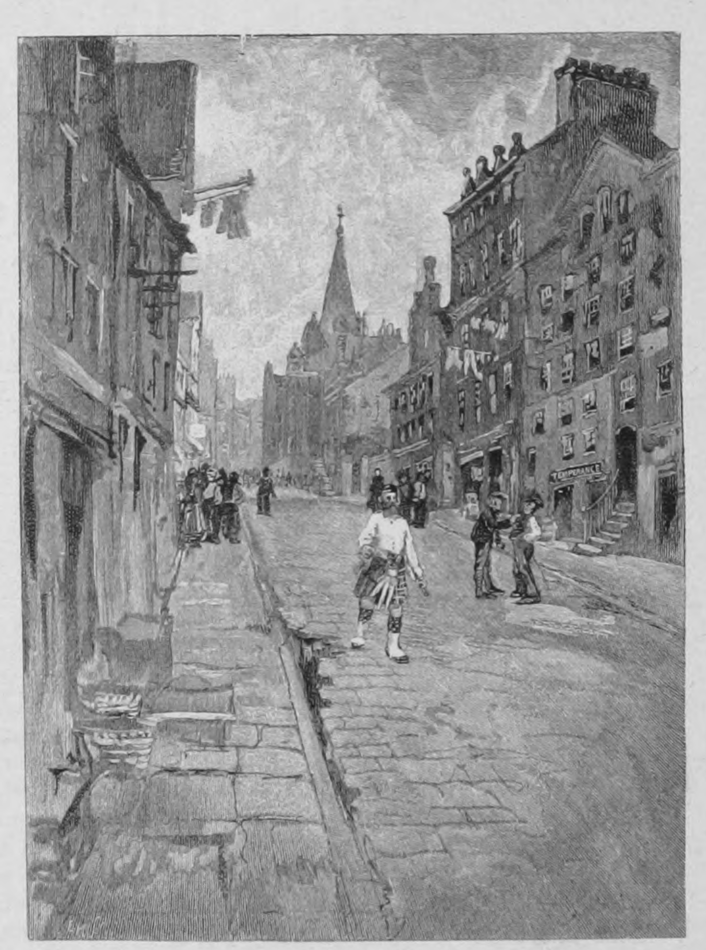
Der erwähnte Hauptstraßenzug enthält eine Reihe von Gebäuden, die — teils in historischer, teils in architektonischer Hinsicht — zu den charakteristischsten und sehenswertesten der Altstadt gehören. Am östlichen Ende steht die alte, düstere Residenz der schottischen Könige, der Holyroodpalast, längere Zeit hindurch auch der Wohnsitz Maria Stuarts und zweimal der Aufenthaltsort des flüchtig gewordenen Franzosenkönigs Karl X. Dieser äußerst massive Riesenbau ist das merkwürdigste Gebäude in ganz Edinburg. Der Stil ist etwas seltsam und unbeholfen. Vier Ecktürme mit spitzen Dächern, je zwei zusammen vorspringend, und vier Flügel schließen einen viereckigen Hof ein und verleihen dem Ganzen mehr das Aussehen einer Ritterburg als das eines Königsschlosses. Noch sonderbarer erweist sich das Innere: es ist weder neu noch alt, weder rokoko noch gotisch oder englisch, weder elegant noch plump, weder verödet noch bewohnt, weder düster noch heiter, sondern ein Gemisch von baulichen und Einrichtungswidersprüchen. Der schöne, von Säulenhallen umgebene Hof stammt in seinen älteren Teilen aus der Regierungszeit Karls II. von England, wurde aber erst in unserem Jahrhundert vollendet. 1850 unterzog man den Palast einer maßvollen Restaurierung. Eine große Galerie enthält Porträts von 111 meist sagenhaften Beherrschern Schottlands. Im zweiten Stockwerk des nordwestlichen Turmes werden die Gemächer der unglücklichen Maria Stuart gezeigt, und zwar so ziemlich in demselben Zustande, in welchem sie sich vor 300 Jahren befanden. In dem Schlafzimmer steht noch, mit rotem Damast überzogen und von grünen Vorhängen beschattet, das Bett der hingerichteten Königin; über dem-

selben hängt — welche Ironie! — ein Bildnis — Elisabeths, und auf dem Kissen liegt ein Kopftuch, das die schöne Marie oft zu tragen pflegte. Ans Schlafzimmer stößt das Kabinett, in welchem sie sich mit Rizzio unmittelbar vor dessen Ermordung befand.

Den breiten Raum vor dem Palast schmückt ein schöner Brunnen von ungemein reicher Steinmetzarbeit. Denselben krönt der Zepter und Schwert in den Tatzen haltende schottische Löwe. Die verschiedenen Etagen des Meisterwerks zeigen allerlei Gestalten: Menschen in spanischer Tracht, Tiere u. s. w.

Unmittelbar neben dem Palast steht die zerstörte Holyrood-Abtei, deren Bogen und Pfeiler auf den Eintretenden einen feierlichen Eindruck machen. Das von den letzten schottischen Königen erbaute gotische, reichverzierte Portal steht noch. Obgleich verfallen und ohne Dach, ist diese der Sage nach vom heiligen David gegründete Abtei wegen ihrer baulichen Schönheiten und ihrer Verkettung mit der Geschichte des schottischen Königtums von hohem Interesse. Um den Holyroodkomplex herum hat sich seit der Abreise Jakobs VI. (I.) nach England eine Ansiedlung von zahlungsunfähigen Schuldnern gebildet, die nach dem Gesetz vor ihren Gläubigern sicher sind, solange sie sich hier aufhalten. Der Umkreis dieses Zufluchtsortes ist auf eine Meile festgesetzt. Dieses Stück Erde bildet eine Art isolierter Pfalzgrafschaft, die ihre eigenen Gesetze hat. Die hier weilenden Schuldner — durchschnittlich etwa 500 an Zahl — werden als einfache Insolvente angesehen und können nicht verhaftet werden. Sonst besteht in Großbritannien die veraltete Einrichtung des Schuldenarrests noch zu Recht.

Das nächstbedeutendste Wahrzeichen des alten Edinburg ist das am entgegengesetzten Ende — dem westlichen — der Hauptstraße auf hohem Felsen thronende, bereits erwähnte „Schloß", das von den Kelten „Mynidd Agned" genannt wurde und später den northumbrischen Namen „Edwinsburg" erhielt. Daneben hieß es allgemein „Maiden Castle" (Jungfernschloß), weil es für uneinnehmbar galt und die Piktenkönige aus diesem Grunde hier ihre Töchter erziehen ließen, bezw. ihren weiblichen Hausstand vor den Feinden verbargen. Obgleich der Felsen sich von drei Seiten aus einer flachen Ebene stellenweise senkrecht zu Achtung gebietender Höhe erhebt, zum Teil sogar über die Grundfläche vorspringt und überdies durch Batterien geschützt ist, kann das Schloß einem nach den Regeln der modernen Kriegskunst unternommenen Angriff dennoch nicht widerstehen. Die Engländer nahmen es denn auch ein; aber die englisch-schottische Unionsakte bestimmt, daß es für immer eine Festung bleiben muß. Zu den Verteidigungswerken gehören noch starke Pallisaden, ein Trockengraben mit Zugbrücke und ein eisernes Gitter. Die von der angelsächsischen Gemahlin des Königs Malcolm Canmore erbaute Margaretenkapelle ist jetzt 800 Jahre alt; alle übrigen Teile des Schlosses stammen aus dem 16. Jahrhundert. Es enthält Kasernen für zwei- bis dreitausend Soldaten und ein Zeughaus mit Raum für 30000 Gewehre. Dem Besucher zeigt man ferner: Das Staatsgefängnis, in welchem die Anhänger der Stuarts zu „sitzen" pflegten; das Zimmer, in dem Maria Stuart Jakob VI. (I.) zur Welt brachte; die in einem großen sechseckigen Glaskasten untergebrachten alten schottischen Kronjuwelen; die 1476 zu Mons in Belgien geschmiedete Riesenkanone „Meg" (= „Margarete").



Canongate (S. 273).

Das aus der Masse von modernen Gebäuden seltsam hervorragende „Schloß" bedeckt einen Flächenraum von $2\frac{1}{2}$ ha und ist von der Stadt durch eine freie Esplanade — früher Richt-, jetzt Paradeplatz — getrennt, auf der die Bronzestatue des Herzogs von York und ein dem Andenken der im indischen Aufstand gefallenen schottischen Soldaten gewidmetes Gedenk-

kreuz stehen. Im Verein mit der romantischen Natur der Umgebung verleihen die Befestigungswerke dem Ganzen ein ungemein ausdrucksvolles Wesen.

Das älteste aller noch vorhandenen Privathäuser Edinburgs ist der in Canongate stehende Gasthof „zum weißen Roß“ („White Horse Inn“), ein sehr niedriges Gebäude mit viereckigem Hofraum (S. 281). Dies gilt für die erste in der ganzen Stadt jemals errichtete Herberge und diente einmal dem berühmten englischen Schriftsteller Samuel Johnson — demselben, dessen vielbändige Biographie der Schotte Boswell geschrieben — als Aufenthaltsort.

In der Nähe befindet sich das für jene Zeit ziemlich ansehnliche und fast unversehrt erhalten gebliebene Haus des großen Reformators John Knox (S. 287). Ueber dem Thore ist die Inschrift zu lesen: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Die nach zwei Seiten des alten Marktplatzes (S. 295) ausblickenden auffälligen Giebelfenster, die vorspringenden Ecken und Galerien, eine Menge von sich seltsam kreuzenden Schornsteinen — all dies verleiht dem Hause, das 1496 aus kleinen Quadersteinen aufgeführt wurde, ein sehr eigenartiges Aussehen.



Alte Häuser in Canongate (S. 273).

Das schönste Muster alter Edinburger Straßenarchitektur ist leider nicht mehr vorhanden; wir meinen das aus Walter Scotts gleichnamigem Roman wohlbekannte „Herz von Midlothian“, die alte „Tolbooth“ (wörtlich „Zollhütte“, S. 289) in Canongate. Von hier aus genoß man einst eine weitreichende Aussicht nach dem Süden, dem Norden und dem Osten des Landes. Die Tolbooth diente noch unter Maria Stuart als Rathaus, Gefängnis und Parlamentsgebäude, während das Erdgeschoß die feinsten Kaufläden der Stadt enthielt. Später blieb das Gebäude unbenutzt und allmählich wurde es abgetragen. Die letzten Mauern fielen 1817; die Schlösser und das Steinwerk des Thores machte man Walter Scott zum Geschenk, der sie an seinem Landhause zu Abbotsford anbringen ließ. Eine besondere Art der Straßenpflasterung kennzeichnet die Stätte, auf der einst die Tolbooth gestanden: dicht an der Kathedrale von St. Giles.

Die soeben genannte Kirche stammt aus dem 13. Jahrhundert, hat einen achteckigen Turm und mehrere Türmchen, die derartig angeordnet sind, daß sie eine Kaiserkrone nachzubilden scheinen. Im gotischen Tertiärstil angelegt, wurde sie durch allerlei puritanische Zu- und Umbauten im Laufe der Zeit arg entstellt; doch hat der vor einigen Jahren verstorbene Buchhändler Wilhelm Chambers — einer der Begründer der auch bei uns wohlbekannten Edinburger Wochenschrift „Chambers' Journal“ — eine durchgreifende Restauration vornehmen lassen, deren Gesamtkosten er aus Eigenem bestritt. Bei dem bereits erwähnten großen Feuer von 1530 brannte ein gut Teil der Kathedrale nieder; aber einige für die schottische Architektur sehr bezeichnende Teile blieben erhalten, mehrere Kapellen im Süden, ein schönes Portal mit Bogenrundung und das Halbzirkelgewölbe — alles aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Dicht hinter „St. Giles“ steht das 1632 bis 1640 erbaute, 1808 mit einer hübschen Vorderseitenfaçade geschmückte langgestreckte „Parlamentshaus“. Da bekanntlich Schottland seit seiner Vereinigung mit England kein eigenes Parlament mehr hat, so wird das Gebäude als Sitz der höheren Gerichtshöfe benutzt. In der schönen alten „Großen Halle“ herrscht ein lebhafter Verkehr von Rechtsanwälten, Klienten, Gerichtsdienern u. s. w. Die plaidierenden Advokaten (attorneys) tragen altertümliche Perücken und lange Amtsmäntel, die bloß informierenden (solicitors) nicht. Dieser prächtige Riesensaal zeichnet sich durch mancherlei aus: durch ein sehr schönes offenes Gebälk, durch zahlreiche Bildnisse und Statuen hervorragender schottischer Staatsmänner und Rechtsgelehrten und durch eine von Ainmiller nach einem Kaulbachschen Karton (1868) gemalte Scheibe des großen Fensters, die Einsetzung des obersten Gerichts durch Jakob V. darstellend. Dieser Gerichtshof besteht aus zwei Appellationshöfen mit je vier und aus vier niedrigeren Kammern mit je einem Richter. Diese vier Kammern bilden die zweite, jene zwei die letzte Instanz des schottischen Gerichtswesens. Die Richter, deren jeder ein Gehalt von 3000 bis 4800 Pfd. Sterl. bezieht, werden



Cowgate (S. 274).

wurde. Der gewaltige Portikus wird von vier dorischen Säulen getragen, deren jede aus einem einzigen Stück besteht. Die namentlich in Medizin und Naturwissenschaften Hervorragendes leistende Universität wurde 1582 von Jakob VI. gestiftet und allmählich mit großen Privilegien ausgestattet, die der englisch-schottische Unionsvertrag später vollinhaltlich bestätigte. Erst ein britisches Parlamentsgesetz von 1858 bewirkte erhebliche Veränderungen in der Verfassung der Edinburger wie aller anderen schottischen Universitäten. Das Haupt der ersteren ist der „Kanzler", der vom „Universitätsrat" auf Lebenszeit gewählt wird und dem sieben „Kuratoren" zur Seite stehen; vier von den letzteren entsendet die Stadt, weil sie an der Gründung der Alma mater in erster Linie beteiligt war. Gegenwärtig hat die Edinburger Universität über 40 Professoren und weit mehr als 3000 Studierende. Das im 19. Jahrhundert mehrfach umgebaute und vergrößerte Gebäude genügte

von der Regierung den Reihen der bewährtesten Advokaten entnommen.

Im Hofe des Parlamentshauses steht eine bronzene Reiterstatue Karls II. Im Gebäude selbst sind, außer Schreib- und Lesezimmern, noch zwei Bibliotheken untergebracht, die jetzt etwa 60000 Bände einschlägiger Fächer zählende, trefflich verwaltete der Notare und die aus 300000 Bänden nebst zahlreichen kostbaren Handschriften bestehende der Advokaten („Advocates' Library" und „Library of the writers to the signet"). Die „Advocates' Library" ist die eigentliche Nationalbücherei Schottlands, die größte und wertvollste Bibliothek des Landes. Sie gehört zu denjenigen fünf Büchersammlungen des vereinigten Königreichs, denen nach dem Gesetz jedes daselbst gedruckte Werk unentgeltlich geliefert werden muß; kein Wunder, wenn sie rapid anwächst.

Eine andere bedeutende, namentlich an medizinischer Litteratur reiche Bibliothek ist mit der berühmten Edinburger Universität verbunden. Sie zählt fast 150000 Bände. Die Universität selbst befindet sich in einem schönen großen Gebäude — jedenfalls einem der prächtigsten seiner Art in Europa — das zwischen 1789 und 1834 nach Entwürfen Robert Adams erbaut

längst nicht mehr für die modernen Bedürfnisse einer bedeutenden Hochschule; darum erbaute man für die medizinisch-naturwissenschaftliche Fakultät ein neues, sehr umfangreiches Haus (in Teriot Row), das, natürlich mit allen neuzeitlichen Behelfen ausgerüstet, erst vor wenigen Jahren bezogen werden konnte. In Verbindung damit entstand ein neues großes Krankenhaus, die „Royal Infirmary", ein wahres Musterhospital, das den Medizinern gleichzeitig als Versuchsfeld dient. Zur Universität gehören noch: eine Sternwarte (und zwar die „königliche"), ein schöner botanischer Garten und ein naturgeschichtliches Museum, das sich besonders durch seine Sammlungen von Vögeln, Säugetieren und Mineralien auszeichnet.

Unmittelbar hinter dem alten Universitätsgebäude befindet sich ein anderes Museum, das für Kunst und Wissenschaft, mit einem 800 sitzende Hörer fassenden Vortragssaal; im venetianisch-gotischen Stil gehalten, ähnelt es zum Teil dem großartigen Londoner South-Kensington-Museum. Ueberhaupt ist Edinburg sehr reich an Bildungsanstalten jeder Art und an Vereinen für die Pflege aller Künste und Wissenschaften. Diesen seinen Elementen verdankt es zum großen Teil seinen Ruf und seine Blüte. Unseren Gymnasien nähern sich

die, jedoch eine etwas umfassendere Unterrichtsthätigkeit entfaltende, 1519 gegründete „High School" (wörtlich „Hochschule") und die verwandte, vor etwa 60 Jahren ins Leben gerufene Vorstädtische Akademie. Bis vor kurzem rein humanistisch, lehren diese Anstalten jetzt alle Fächer einer modernen höheren Mittelschule; in der High School wird auf Naturwissenschaft und neuere Sprachen ein besonderes Gewicht gelegt. Das seit 1505 bestehende „Königliche Wundärztekollegium" ist nicht bloß ein großer medizinischer Verein, sondern auch eine Unterrichtsbehörde für Heilkunde; es erteilt Diplome und besitzt ein chirurgisches Museum. Das verwandte „Königlich Schottische Aerztekollegium" (seit 1681) gibt keinen Unterricht. Nennenswert ist ferner das 1843 entstandene Neue Kollegium, eins der Ergebnisse der in der schottischen Hochkirche eingetretenen Spaltung, die in dem genannten Jahre zur Bildung der „Freien" Kirche führte. Das New College ist eine Art Seminars von vorwiegend theologischem Gepräge; hier werden nämlich in erster Linie Geistliche der Freien Kirche herangebildet. Die Anzahl der Professoren beträgt 7, die der Studierenden etwa 150, die Bibliothek umfaßt ungefähr 40000 Bände. Auch andere Sekten — namentlich die Vereinigten Presbyterianer — unterhalten ähnliche Anstalten.

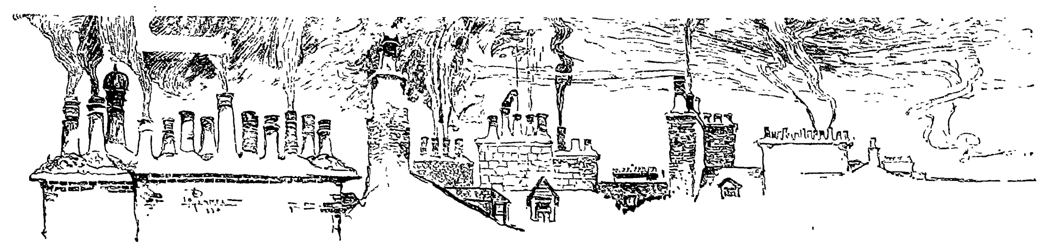


Gasthof „zum weißen Roß" (S. 277).

Das vor dem Neuen Kollegium stehende Gebäude im ionischen Stil ist die Nationalgalerie, in der u. a. einige höchst wertvolle Bilder der italienischen und der schottischen Schule zu sehen sind. Hier wird auch alljährlich vom 1. Februar bis Mitte Mai der schottische „Salon", d. h. die Ausstellung der königlich schottischen Kunstakademie, abgehalten. Diese Körperschaft — vor 60 Jahren nach dem Vorbild der viel älteren Londoner Schwesteranstalt gegründet — hat ihren Sitz überhaupt im Hause der Nationalgalerie.

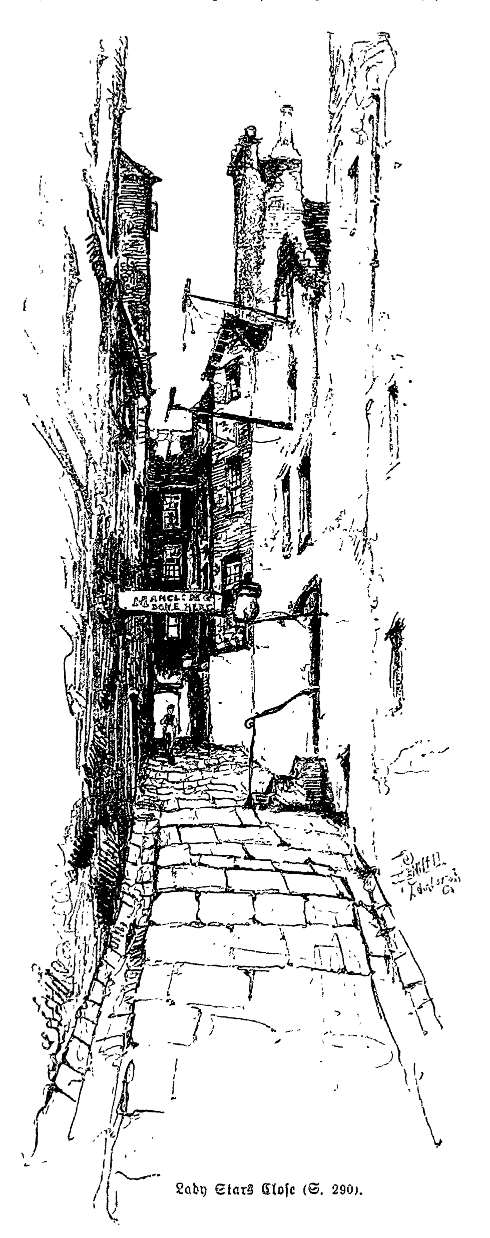
Im baulichen Gegensatz zu letzterem ist die an dasselbe grenzende „Royal Institution" im dorischen Stil gehalten, ein schönes, von einem Kolossalstandbild der Königin Viktoria überragtes Gebäude, das man einen Mittelpunkt geistiger Thätigkeit nennen kann. Dieses „Königliche Institut" erfreut sich einer Kunstschule und einer mit derselben verbundenen Skulpturengalerie. Ferner sind hier untergebracht: die obersten Gewerbe- und Fischereibehörden Schottlands, die Bibliotheken und Sitzungssäle der Gesellschaft für schottische Altertumskunde und der „Royal Society" (dies ist die Akademie der Wissenschaften), endlich das höchst bemerkenswerte Nationale Antiquitäten-Museum, eine dem Publikum geöffnete, ebenso reiche wie anziehende Sammlung, die vor mehr als hundert Jahren von dem soeben erwähnten Altertumsforscherverein ins Leben gerufen wurde und für die schottische Archäologie von größter Wichtigkeit ist.

Die drei zuletzt angeführten Gebäude — die des Kollegs der Freien Kirche, der Nationalgalerie und des Königlichen Instituts — stehen freundnachbarlich auf dem sogen. „Mound" oder „Earthen Mound" (gleich „Erdhügel"), mit dem es eine eigene Bewandnis hat. Edinburg besteht nämlich nicht bloß aus der Altstadt, von der allein wir bisher gesprochen, sondern auch aus der Neustadt. Zwischen diesen beiden Stadthälften liegt eine Thalschlucht, die früher ein See (daher der noch jetzt beibehaltene Name ‚North Loch' gleich „nördlicher See"), später ein Sumpf war, im Jahre 1763 jedoch entwässert wurde, um in schöne, gegenwärtig von der Eisenbahn durchschnittene Gartenanlagen verwandelt zu werden. Um die sich alsbald erhebende Neustadt mit der Altstadt zu verbinden, errichtete man zunächst drei Brücken (die „Nord"-, die „Süd"- und die „Waterloo"-Brücke), welche dadurch, daß man über die niedriger liegenden Straßen hinwegsehen kann, herrliche Aussichtspunkte bieten. Am interessantesten ist die Nordbrücke (S. 293), ein Meisterstück aus dem Jahre 1772, gegen 97 m lang und aus drei kühngewölbten Bogen von 21 m Höhe bestehend; 1875 wurde sie behufs Legung von Pferdebahnschienen erweitert. Außer den Brücken aber legte man über der Schlucht noch jenen „Erdwall" an, ursprünglich ein riesiger, häßlicher, Anstoß erregender, mit einem eingemauerten Geländer umgebener Maulwurfshaufen, jetzt jedoch mit schönen Anlagen bepflanzt. Der „Mound" trennt das Thal in einen östlichen und einen westlichen Teil und ist reich an Sehenswürdigkeiten. Außer den bereits angeführten befindet sich auf ihm u. a. der Centralbahnhof (Waver-



Dem Himmel am nächsten.

ley Station), in dessen nächster Nähe im östlichen Garten das prachtvolle gotische Denkmal Walter Scotts (erbaut 1840—1844) steht, von dessen Gipfel man einen schönen Rundblick genießt. In den Nischen des



Lady Stars Close (S. 290).

hohen, reichverzierten Spitzturmes sieht man die Hauptgestalten der Werke des großen Dichters: den letzten Minstrel mit der Harfe, Prinz Charley, die Jungfrau vom See mit einem Ruder in der Hand ꝛc. Unter der Wölbung des Denkmals steht des Dichters wohlgetroffenes Abbild in karrarischem Marmor; er hält ein Buch in der Hand, trägt einen Plaidmantel über der Schulter und neben ihm liegt sein treuer Lieblingshund Bevis.

Im Osten der Stadt gibt es eine zweite Anhöhe, den Caltonhill, eine Art Edinburger Akropolis mit Denkmälern berühmter Schotten. Durch das harte Gestein dieses Hügels hat man eine Straße gesprengt, die von der Südbrücke mit der Stadt verbunden ist. Außer den Vorteilen, die diese Straße an und für sich gewährte, bot sie auch noch den einer reizenden wechselseitigen Aussicht vom Caltonhill auf die Neustadt und von dieser auf jenen. Leider aber wurde, trotz der Gegenvorstellungen der Einwohner, am Ende der Nordbrücke — die eine Fortsetzung der Südbrücke bildet — ein Haufen schlecht ausgeführter Gebäude errichtet, die jenen Ausblick zum Teil versperrten. Dennoch ist die Anhöhe für den Freund malerischer Landschaften von hohem Interesse. Schon von den Spaziergängen, die am Abhang desselben in verschiedener Höhe angelegt sind, ist die Rundsicht sehr lohnend, am meisten natürlich die vom Gipfel aus sich darbietende. Hier schweift der Blick weit über die Stadt hinaus in eine abwechselungsreiche, ungemein anziehende Scenerie hinein. Im Osten und Nordosten breitet sich der Meerbusen „Firth of Forth“ mit dem hochliegenden Boden von Fife, sowie das Deutsche Meer aus, während das Auge im Süden und Westen wohlangebauten Feldern mit der dahinter liegenden Pentlandhügelkette begegnet. Der Gipfel ist auch noch durch das massive Nelson-Monument interessant, das wegen seiner prachtvollen Aussicht auf den Arthursitz — auf den wir alsbald zurückkommen — vielfach erklommen wird. Der schöne vierstöckige, im chinesischen Geschmack gehaltene Turm ist von wohlgepflegten, mit Sitzen versehenen Wegen umgeben. Im Lokal sind Wächterzimmer angebracht und eine Wendeltreppe führt zur Spitze.

Neben der Nelsonsäule befindet sich die auf Kosten der Astronomischen Gesellschaft (begründet 1812) erbaute Neue Sternwarte, die die Gestalt eines Kreuzes hat. Vier nach den vier Hauptwindrichtungen zu angelegte kleine Säulenportale bilden die Eingänge und in der Mitte erhebt sich eine Kuppel (Durchmesser 4 ½ m), die ihr Licht von oben empfängt und von einer Galerie umgeben ist. Etwas weiter unten befinden sich die Standbilder von Playfair und Dugald Stuart, am Fuße des Hügels — gegenüber der „High School“ — das Denkmal des großen Nationaldichters Robert Burns in Gestalt eines mit dem Brustbild des Poeten versehenen griechischen Tempelchens. (Ein zweites,

von Flaxman herrührendes Burns-Monument ist in der Nationalgalerie zu sehen.) Einen sonderbaren Eindruck macht das „Nationaldenkmal“. Dem Andenken der bei Belle-Alliance gefallenen Helden geweiht, war es als eine genaue Nachahmung des Parthenon zu Athen gedacht; da die gesammelten Gelder sich jedoch als ungenügend erwiesen, ist es eine moderne Ruine geworden, ein Bruchstück geblieben.

Außer dem Schloßfelsen, dem Mound und dem Caltonhügel besitzt Edinburg noch eine Anhöhe, die höchste von allen: den Felsberg „Arthurs Seat“, auch „Scottish Lion“ („Schottischer Löwe“) genannt. Er erhebt sich hinter dem Holyroodkomplex zu einer Höhe von 250 m und ist von einer ebenso schönen wie sicheren Straße umgeben, welche „The Queens Drive“ (gleich „Fahrweg der Königin“) heißt. „Der Arthursitz tritt mit fast kreisrunder Basis in großem Umfang aus dem Erdboden“, schreibt Oberländer, „und sticht oben, an der der Stadt zugekehrten Seite mit einem zwiefachen, zinnenartig ausgezackten Felskranz umgeben, wunderbar gegen das üppige Grün ab.“ Dadurch erhält er etwas Eigentümliches, Phantastisches, Zauberhaftes. Er gleicht einem Riesen, dessen Haupt ein Diadem trägt. Die Besteigung der oberen Felspartie ist etwas beschwerlich, die der unteren nicht. Die steil abfallenden, den Blick durch ihre seltsame Gestalt auf sich lenkenden Klippen des Arthursitzes führen den Namen „Salisbury Crags“. Die Aussicht auf Stadt und Umgebung ist von hier aus geradezu bezaubernd. Hier zeigt sich der gewaltige Unterschied zwischen der Altstadt und der Neustadt am deutlichsten: die letztere gleicht dem Licht, die erstere dem Schatten.

Die Neustadt weist freilich nichts specifisch Schottisches auf — wie ja bei allen modernen Städten das Individuelle meist verloren geht — und Andersen sagt daher, sie bestehe „aus regelmäßigen, schnurgeraden Straßen mit modernen, einförmigen, langweiligen Häusern“; allein sie ist desto schöner, wenngleich die Altstadt mit ihrem imposanten Häusergewirr interessanter sein mag. Die Edinburger Neustadt wird an Pracht von keiner anderen Stadt übertroffen; sie bekundet sich auch dem Aeußeren nach vollauf als Heimstätte der vornehmen und reichen Kreise. Die gleichmäßigen Straßen, die zusammen einem Schachbrett ähneln, sind 900—1200 m lang und 30 m breit und durchschneiden einander in rechten Winkeln. Sie laufen alle parallel von Ost nach West oder von Nord nach Süd und sind mit hübschen Bürgersteigen versehen. Den Mittelpunkt dieses feinen Stadtviertels bilden Princes Street, George Street und Queen Street. Auch fehlt es keineswegs an großen, feinen Plätzen (eckigen „Squares“, runden „Circus“ und halbkreisförmigen „Crescents“), die zur Verschönerung des Ganzen viel beitragen. Die Gebäude sind schmuck, solid gebaut, elegant, palastartig, aus schönen gelblichen, glatten Sandsteinquadern, vielfach mit griechischen Säulenportalen ausgestattet und zum Teil mit prächtigen Kaufläden.

Die schönste und berühmteste Straße der Neustadt ist Princes Street nebst den angrenzenden Princes-Street-Gärten. Hier befinden sich einige ebenso prachtvolle wie wichtige Bauwerke, wie z. B. das wunderhübsche Postamt (seit 1861), die Statuen der Gelehrten und Forscher Simpson, Wilson, Adam Black, Livingstone und Allan Ramsay (dessen Laden in Highstreet unsere Abbildung, s. unten, veranschaulicht), das Wellington-Denkmal und hinter dem letzteren das „General Register House“ (Generalarchiv von Schottland). In diesem Gebäude — einem der ältesten der Neustadt, denn es wurde schon 1774 begonnen, freilich erst 1826 vollendet — dessen Kuppel einen Durchmesser von 15 m hat, werden alle Adelsbriefe, Verträge, Hypothekarurkunden und

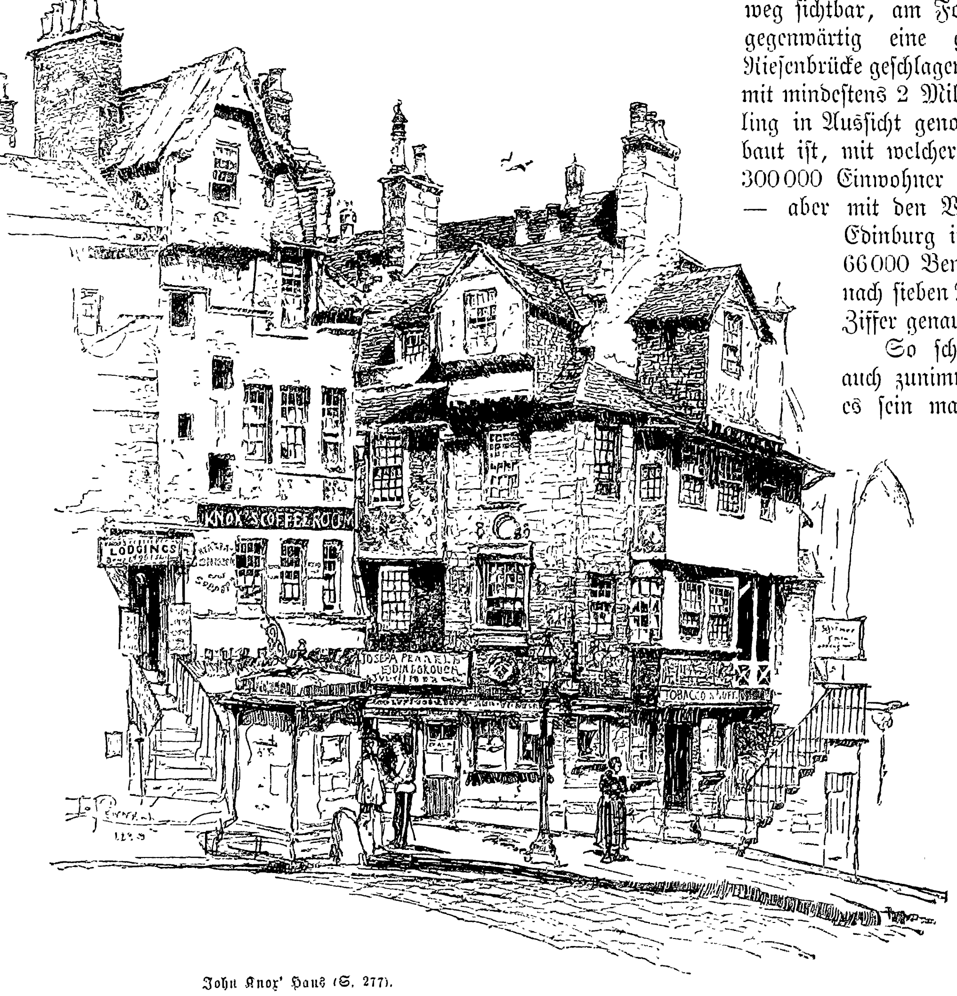


Allan Ramsays Laden in Highstreet (S. 286).

die anderen bei Gericht hinterlegten Schriftstücke, ferner die Gerichtsakten, die Standesamtsbücher, sowie alle alten nationalen Chroniken u. dgl. in feuersicheren Räumen aufbewahrt. Die die Eintragung und Bewahrung der Dokumente ꝛc. betreffenden Vorschriften sind hier besser oder doch mindestens ebenso gut wie sonstwo.

Die sehenswertesten Plätze sind der Morayplatz und der Andrewsquare. Der letztere hat einen lebhafteren Verkehr als irgend eine andere Stelle der Neustadt; er enthält, außer mehreren Bankgebäuden, das 46 m hohe Standbild des Staatsmannes Lord Melbourne und ein Denkmal des Grafen Hopetoun. Mit dem Andrewsquare ist durch die George Street (hier die Denkmäler Pitts und Georgs IV.) der Charlottensquare verbunden, auf dem die schönste moderne Kirche Edinburgs, die St. Georgskirche, steht. In verschiedenen Nebenstraßen befinden sich die in edlem Stil gehaltene Börse (seit 1761), die von den Verwaltungs- und Justizbehörden der Grafschaft benutzte „County Hall“ (eine Nachbildung des Erechtheums zu Athen), die Bank von Schottland (ein Prachtbau im italienischen Stil, am Fuße des Mound in der Bankstraße), das Polizeiamt ꝛc.

Die Neustadt entstand im Anfang des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts. Zu ihrer Erbauung wurde meist der bei Craigleith — 2 km von Edinburg — gefundene harte Sandstein verwendet. Ihr Ausbau wird fortwährend systematisch gefördert, wobei auf die Schönheit und Lage der ganzen Stadt große Rücksicht genommen wird. Man strebt insbesondere danach, durch angemessene Anordnung der Umgebung der wichtigeren öffentlichen Gebäude hübsche architektonische Wirkungen zu erzielen. Mittlerweile haben die in der Altstadt in den letzten Jahrzehnten vorgenommenen baulichen Aenderungen zwar viele interessante historische Erinnerungen aus der Welt geschafft, aber infolge planmäßiger Bemühungen im großen ganzen eine wirksamere Entfaltung der malerischen Züge herbeigeführt. Als in Alt-Edinburg kein Raum mehr verfügbar war und man daher Neu-Edinburg begann, entwickelte die Stadtverwaltung eine ausgedehnte Bauthätigkeit, die, im ersten Drittel unseres Jahrhunderts auf die Spitze getrieben, 1833 die Zahlungsunfähigkeit der Stadt nach sich zog, wobei die Gläubiger den vierten Teil ihres Kapitals verloren. Am schnellsten wächst Edinburg seit 1850 an. Im Laufe der Zeit hat es, wie zahlreiche andere große Städte, eine Reihe benachbarter Flecken und Dörfer in sich aufgenommen, namentlich im Süden der Altstadt, so daß es jetzt die „Vorstädte“ Newington, Grange, Bruntsfield, Morningside und Merchiston einschließt und stellenweise bis zur freundlichen Hafenstadt Leith (im Norden, vom Arthursitz über den Caltonhügel hinweg sichtbar, am Forthbusen, über den gegenwärtig eine großartig angelegte Riesenbrücke geschlagen wird, deren Kosten mit mindestens 2 Millionen Pfund Sterling in Aussicht genommen sind) ausgebaut ist, mit welcher zusammen es etwa 300000 Einwohner zählt. Ohne Leith — aber mit den Vorstädten — hatte Edinburg im Jahre 1801 erst 66000 Bewohner, allein schon nach sieben Decennien war diese Ziffer genau verdreifacht!

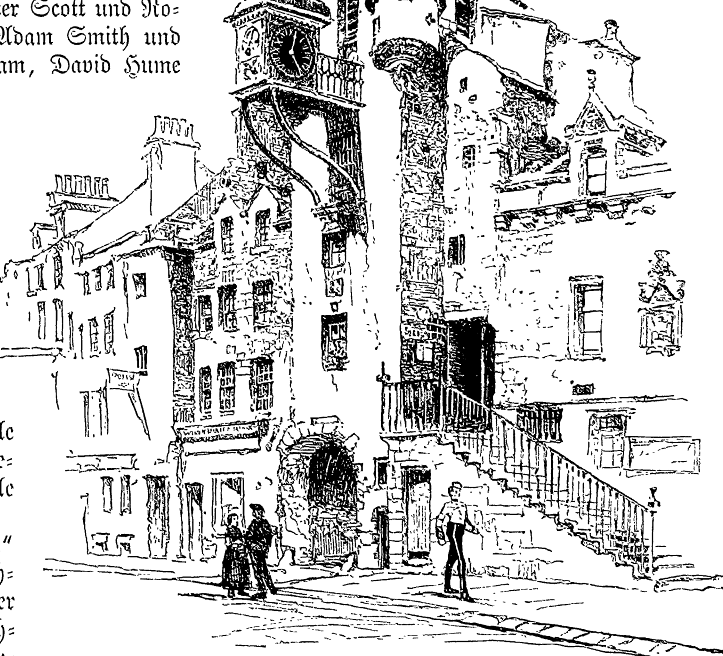


John Knox' Haus (S. 277).

So schnell Edinburg aber auch zunimmt und so volkreich es sein mag (ohne Leith jetzt ¼ Million), so ist es doch noch lange nicht so volk- und verkehrsreich wie Glasgow, das auch in Bezug auf Handel und Industrie die erste Stadt Schottlands ist. Allein Edinburg bildet, außer in politischer und administrativer, auch in geistiger Hinsicht die Hauptstadt des Landes. Seine ausgezeichneten Schulen, seine berühmte Universität, seine drittehalb

Dutzend gelehrter und künstlerischer Vereinigungen, seine wichtigen Zeitschriften, seine gute Tagespresse, seine hervorragenden Buchdruckereien, sein bedeutender Verlagsbuchhandel — der im britischen Archipel nur von dem Londons übertroffen wird — all dies deutet darauf, daß es eine große Rolle im geistigen Leben des vereinigten Königreichs spielt, dessen „Litteraturstadt" es in demselben Sinne ist, wie Boston für die Litteraturstadt der Union, für die geistige Metropole der Vereinigten Staaten von Nordamerika gilt. Als Edinburg die Lieblingsresidenz der Stuarts war, mußte sich Jakob III. vorwerfen lassen, daß er die Gesellschaft von Dichtern und Künstlern derjenigen seiner ungeschliffenen Hofbarone vorzog. Unter der Begünstigung seines Nachfolgers wurde 1507 die erste Druckerpresse in Edinburg aufgestellt. Fast alle glänzenden Namen der schottischen Litteratur und Wissenschaft sind eng mit dieser Stadt verwachsen, deren Luft von litterarischen Erinnerungen erfüllt ist. Wir nennen nur Walter Scott und Robert Burns, Adam Smith und Lord Brougham, David Hume und Smollett (die Häuser der beiden letztgenannten sind auf S. 292 u. 298 abgebildet). Nach alledem erscheint die der schottischen Kapitale vielfach beigelegte ehrenvolle Bezeichnung „Neu-Athen" nicht unberechtigt, um so eher als ja auch mehrere ihrer Bauwerke lebhaft an Athen erinnern. Dazu kommt die Aehnlichkeit der Lage; mehrere Reisende haben die Beobachtung gemacht, daß Edinburg, vom Firth of Forth aus gesehen, so ziemlich denselben Anblick darbiete wie Athen, vom Aegeischen Meer aus gesehen. Im übrigen ist die Lage „Neu-Athens", wenn man die Aehnlichkeit mit dem Original-Athen durchaus nicht zugeben will, doch jedenfalls einzig in ihrer Art mit ihren so mannigfaltigen Aussichten auf die nahe See, auf deren Inseln, auf die Schiffe im Hafen, auf die angrenzenden Gestade und die benachbarten Berg- und Hügelpartien.

Dem Umstand, daß in der Umgebung — neben dem bereits erwähnten guten Baumaterial — sehr viel Trappgestein gefunden wird, das sich vorzüglich zur Straßenpflasterung eignet, kann man es zuschreiben, daß Edinburg trefflich gepflastert ist. Es erfreut sich aber auch einer recht guten Beleuchtung, und eine vor 37 Jahren angelegte Wasserleitung, die aus dem 1814 begonnenen Wasserkunstsystem hervorging und weit über 150000 Pfund Sterling kostete, bringt aus einer Entfernung von fast zwei Meilen reichliche Mengen Gebirgs-„Gänseweins" in die Stadt, täglich volle 22 Millionen Liter. Früher mußte Edinburg sich wegen der dort herrschenden üblen Gerüche den Spottnamen „old reekie" („altes Stinknest") gefallen lassen; seitdem jedoch viele der schlecht gebauten über-, an- und untereinander liegenden alten Häuser abgebrochen, sowie einige der unreinlichsten, engsten Gäßchen („Wynds", „Rows" und „Closes" genannt; S. 283, 291, 301 f.) beseitigt sind, ist das Schimpfwort gegenstandslos, denn die Luft ist weit gesünder geworden. Die Stadt hat überhaupt im allgemeinen ein gutes Klima; doch ist sie im Frühling, gleich London, rauhen Ostwinden ausgesetzt.



Tolbooth (S. 277).

In „Neu-Athen" fehlt es keineswegs an Missionsvereinen für das Ausland, die schottischen Hochlande und die Stadt selbst. Aber auch die Zahl der mildthätigen Stiftungen ist groß. Es gibt da sechs Krankenhäuser, vier Irren- und zwei Blindenanstalten, vier Waisen- und acht Versorgungshäuser, vier „Industrie"-(Besserungs-)Schulen, zwei Magdalenen-Institute, eine Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher, ein Armenhaus, ein Taubstummen-Institut und zwei Nacht-Asyle; in einem der letzteren — dies ist für die herrschenden Sitten bezeichnend — verschlafen allsonntäglich etwa 300 Betrunkene ihren, der strengen „Sabbathfeier" (?) zuzuschreibenden Rausch. Unter den angeführten Wohlthätigkeitseinrichtungen sind am bemerkenswertesten: Watsons Waisenhaus für Kinder verarmter Kaufleute, Donaldsons „Hospital" für Taubstumme und das riesige „Heriot-Hospital" für 180 Waisenknaben, gestiftet von dem namentlich aus Walter Scotts Roman „Nigels Schicksale" bekannten Goldschmied Jakobs I.

Ungemein reich — in dem frommen Schottland übrigens kein Wunder! — ist Edinburg an gottesdienstlichen Gebäuden; es zählt deren nicht weniger als 146;


Thorweg in Lady Stars Close (S. 290).

davon entfallen 34 auf die schottische Hochkirche, 64 auf die Presbyterianer. Nächst der bereits weiter oben besprochenen St. Gileskathedrale wären nur noch zu nennen: die ebenfalls in Highstreet stehende „Tron Church“ (drei Minuten östlich vom Parlamentshaus), im 17. Jahrhundert im neugotischen Stil erbaut; die Andreaskirche, eine kleine Nachbildung der berühmten Londoner Paulskathedrale; die mit einem 73 m hohen Turm versehene „Tolbooth Church“, in welcher die Jahresversammlungen („assemblies“) der schottischen Hochkirche abgehalten werden.

Obgleich Edinburg in Schottland kommerziell und industriell, wie gesagt, erst in zweiter Linie steht, so besitzt es immerhin recht viele Fabriken, namentlich von Shawls, Papier, Glas, Leder, Segeltuch, sowie bedeutende Bierbrauereien und Branntweinbrennereien. Auch der Handel ist lebhaft; er wird von dem nach Falkirk führenden Unionskanal und durch diesen mittelbar von dem Forth- und Clydekanal, die zusammen eine Verbindung mit Glasgow herstellen, sehr begünstigt. Am wichtigsten ist der Buchhandel.

Edinburg ist die Hauptstadt der schottischen Grafschaft „Midlothian“, deren Name am besten durch den Scottschen Roman „Das Herz von Midlothian“ und in neuester Zeit wieder durch mehrere Wahlfeldzüge und zahlreiche Wahlreden Gladstones bekannt geworden ist.

Die Stadt hat von alters her ihre eigne Sonderverfassung. Sie wird von einem engern und einem weitern Senat regiert. Der engere Senat besteht aus 25 Mitgliedern, der weitere aus 33, die von den Kaufleuten und Gewerbetreibenden ihren eigenen Reihen entnommen werden und zu ihren Beratungen vier gewählte „Advokaten“ heranziehen. An der Spitze der Verwaltung steht ein den Titel „Lord-Provost“ (analog dem Londoner und Dubliner „Lordmayor“) führender Oberbürgermeister, der zugleich Sheriff von Midlothian und „Admiral von Leith“ ist. Er trägt einen scharlachroten Mantel; dasselbe thun die ihm zur Seite stehenden, dem Stadtrat entnommenen vier „Bailies“ und der Vorsteher (Dean of guilds“) der noch vorhandenen acht Zünfte; diese verfolgen indessen, nebenbei bemerkt, jetzt nur mehr wohlthätige Zwecke. Die „Bailies“ müssen abwechselnd je drei Monate hindurch an dem städtischen Gericht Recht sprechen. Die Amtstracht der Ratsherren besteht in einem schwarzen Mantel. Canongate hat noch immer einen besonderen Stadtrat, doch ist derselbe dem Lord-Provost von Edinburg untergeordnet.

Aus dem Irrenhause.

Psychiatrische Mitteilungen

von

Th. Eres.

> Der Irrenarzt hat sein Herz im Gehirn,
> aber im Gehirn fließt Herzblut.

Ein eigentümliches Gefühl beschleicht einen jeden, der zum erstenmal eine Irrenanstalt besucht — ein Gefühl, zusammengesetzt aus Scheu, Mitleid und Bewunderung. Wir empfinden Scheu, ja Angst vor den vielen Kranken mit ihrem eigenartigen Thun und Reden; wir haben Mitleid mit ihrem Schicksal und wir hegen Bewunderung vor den Einrichtungen des modernen Seelenkrankenhauses.

Unwillkürlich gedenken wir dabei der Schilderungen aus früheren Jahrhunderten, wo man die kranke Seele

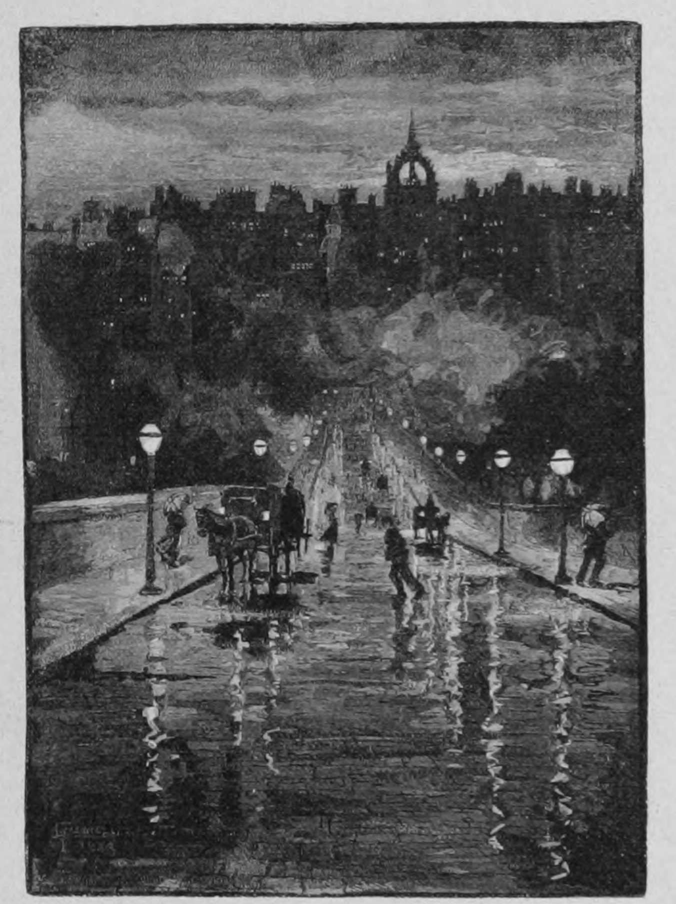

Smolletts Haus (S. 289).

durch Hunger und Ketten heilen wollte, wo man selbstbefriedigt vor dem Scheiterhaufen stand, auf dem die „Hexe“ schmorte.

So zog auch ich, als ich — ein blutjunger Student — zum erstenmal von einem befreundeten Irrenarzt durch die weiten Räume seiner Anstalt mich führen ließ, in Gedanken eine Parallele zwischen dem finsteren Irrwahn vergangener Zeiten und dem Geiste der Hu-

manität, der jetzt über den „Aermsten der Armen" waltet. Und als ich mich darüber gegen meinen Freund aussprach, da meinte er wehmütig: „Draußen in der Welt hat man zum Teil noch höchst unklare Ansichten über Geisteskrankheit und Irrenhaus. Wie viele Thränen müssen oftmals fließen, bis man dem Kranken die Ruhe der Anstalt zu teil werden läßt! Wie viele bittere Stunden würden den Angehörigen erspart, wenn sie nicht so verblendet und hilflos der beginnenden Erkrankung gegenüberstünden! In vielen Fällen wird unsere Hilfe zu spät angerufen. O dieses ‚zu spät'! Wie hart und grausam muß es klingen, und nur zu oft gibt es kein anderes Wort."

Fachlitteratur zu studieren, ist dem Laien nicht vergönnt; was die Presse bringt, zeigt nur den zurückgebliebenen Standpunkt der Menge; darum halte ich es für eine der höchsten Pflichten des Psychiaters, aufklärend zu wirken; dann wird mancher Fehltritt vermieden werden, dessen Folgen unkorrigierbar wären.



Die Altstadt von der Nordbrücke aus gesehen (S. 282).

Möge es mir vergönnt sein, im nachfolgenden durch kurze Schilderung der hauptsächlichsten Geisteskrankheiten in diesem Sinne zu fördern. Ueber den Ursprung der Geisteskrankheiten haben die verschiedensten Meinungen geherrscht; man glaubte an göttliche Einwirkung und hielt die Kranken entweder für gottbegnadet oder für verdammt; man dachte an den Einfluß böser Geister und suchte diese durch fromme Sprüche zu bannen; man fand einen Zusammenhang zwischen psychischen Alterationen und kosmischen Veränderungen — und lange dauerte es, bis die Meinung durchdrang, daß, wie der Sitz des Geistes das Gehirn ist, so auch geistige Störungen durch Erkrankungen der Gehirnsubstanz bedingt sein müßten. Das Gehirn erkrankt teils akut durch schädliche äußere Einflüsse, teils dadurch, daß ein von den Vorfahren ererbter Keim durch irrationelle Erziehung oder Lebensweise zur Weiterentwickelung veranlaßt wird.

Wie diese Annahme klar und einfach ist, so müßten wir auch nach dem Tode im Gehirne greifbare Veränderungen finden. Aber dem ist nicht immer so. Wir stehen manchmal am Sektionstisch und haben für alle Symptome, die uns im Leben packend gegenüber traten, keine Erklärung. Da liegt das Hirn so unversehrt vor uns, wie man es nicht besser denken könnte.

Doch das sind nur Ausnahmen. Gewisse Regeln haben sich herausgebildet und eine Krankheit besonders — ich meine die paralytische Geistesstörung — gibt nach dem Tode ein vorherbestimmbares, charakteristisches Bild.

Die paralytische Geistesstörung, die im Volksmund mit dem falschen Namen „Gehirnerweichung" bezeichnet wird, ist eine von den Krankheiten, die die Neuzeit geschaffen, d. h. besser die in der Neuzeit exacerbierte. Sie greift tief ins Familienleben ein und wird am Anfang meist verkannt und infolgedessen falsch behandelt. Der Sitz der Störung liegt in der Gehirnrinde, dem Organe der Intelligenz. Durch die Schädlichkeiten, wie sie das moderne Leben bietet, durch übermäßigen, übereilten Lebensgenuß, durch den Kampf ums Dasein werden die Zellen der Gehirnrinde in einen Entzündungszustand versetzt, der sich als allgemeines Lustgefühl und als Größenwahn dokumentiert. Das männliche Geschlecht erkrankt viel häufiger als das weibliche (5 : 1); der Grund hierfür liegt darin, daß das öffentliche Leben des Mannes mehr Schädlichkeiten in sich birgt, als das stille Familienleben der Hausfrau.

Der früher gewissenhafte, ernste Beamte wird leichtsinnig, unmotiviert heiter und genußsüchtig, sucht die Gesellschaft, vernachlässigt sich und seinen Beruf; der Offizier wird salopp im Dienst, taub gegen den Tadel seiner Vorgesetzten; der Künstler wird zu maßlosen Projekten begeistert, eilt von einer Idee zur anderen und hat schon einen neuen Plan, ehe der alte verblaßt ist. Die Folge ist zweckloses, krampfhaftes Schaffen ohne Ziel und Resultat. Die Familie wun-

dert sich über diese Veränderungen, sie ahnt aber in den seltensten Fällen die Ursache. Die reizbare Schwäche des Vaters wird durch ausweichende Milde paralysiert und so kann es lange dauern, bis endlich ein besonders hervorragender Fehlgriff zur Versetzung in die Anstalt zwingt.

Inzwischen haben schon die mit der Gehirnrinde in Verbindung stehenden Nerven tiefgreifende Veränderungen erfahren. Die Entzündung der Ganglienzellen macht langsam einer Schrumpfung — einer Atrophie derselben Platz, und diese Atrophie kriecht weiter fort auf die Nervenbahnen. Störungen der Augenbeweglichkeit, der Sprache, des Ganges, gehen Hand in Hand, und mit der zunehmenden Zellen- und Nervendegeneration wird der menschliche Geist zur Ruine. Die vormals farbenreichen Größenideen werden abgeblaßt und Meschede sagt ganz richtig: „Die Größenwahnsinnsorgien werden nicht gratis genossen. Bald früher, bald später kommt die Ultimoregulierung, wo sich das Deficit geltend macht, wo das ganze geistige Vermögen verpraßt und das letzte Stück geistigen Inventariums flüssig gemacht ist, und wo der geistige Bankerott offen zu Tage liegt — auf die riesige Trunkenheit folgt ein ebenso riesiger Jammer. Die Maschine des Geistes, deren Ueberreizung und Ueberheizung den Paralytiker mit intensiver Propulsionskraft über alle Welt so hoch hinwegfahren ließ, gerät, abgenutzt und aus den Fugen gelöst, endlich in Stockung.“

Ja, die Maschine gerät in Stockung, aus der es keine Hilfe mehr gibt; der armselige Mensch ist bloß mehr Objekt körperlicher Pflege; mit dem geistigen Verfall geht der körperliche einher, und wenige Jahre, meist nur Monate, führen zum Grabe. Untersuchen wir das Gehirn, so finden wir allüberall in der Rinde die Spuren früherer Entzündung und bestehender Schrumpfung: die Häute sind verwachsen, die Zellen verkleinert und verkümmert. Ferner sind die Hirnhöhlen erweitert und voll wässeriger Flüssigkeit; das Gehirngewicht steht tief unter der Norm.

Sollte es nun dafür keine Heilung geben? Sollte jeder dieser Unglücklichen rettungslos verloren sein? Es wird mitunter beobachtet, daß die Krankheit auf einer gewissen Stufe stehen bleibt, und daß sich der Prozeß vorübergehend bis zur Gesundheit zurückbildet. Solche Vorkommnisse sind uns ein Fingerzeig. Solange man aber derartige Kranke am Beginne des Leidens auf Reisen schickt, von einer Wasserheilanstalt in die andere, von einem Bade ins andere erbarmungslos hetzt und nicht die Irrenanstalt als einziges Besserungs- resp. Heilmittel aufsucht, solange ist keine Hoffnung gegeben. Durch das lange Zuwarten wird die Familie an den Bettelstab gebracht, denn der Paralytiker kennt keine Rücksicht mehr und vergeudet sinnlos, was er in gesunden Tagen erworben. Und wehe den Angehörigen, die den Leidenskelch bis zur Neige kosten müssen, bis ein wohlmeinender Freund ihnen die Augen öffnet und die sachverständige Behandlung des Kranken vermittelt!

Der alte Marktplatz (S. 277).

Solange noch ein Vorurteil vor der Anstalt und ihrem Heilapparate herrscht — und trotz aller Besserungen in diesem Punkte gibt es noch Tausende und Abertausende, die einen geheilten Geisteskranken mit scheelen Augen ansehen und hinter den Mauern des Irrenhauses unlösbare Rätsel wittern — so lange werden wir diese Krankheit erst dann zur Beobachtung bekommen, wenn wir sagen müssen: „Zu spät!“

Möge ein kurzes Beispiel hier Platz finden, das für mich von um so größerem Interesse war, als ich dem Manne persönlich nahe stand: Ich verkehrte jahrelang in der Familie eines höheren Justizbeamten, dessen Familienleben stets den freundlichsten Eindruck auf mich gemacht hatte. Der Mann war eine echt deutsche Natur, streng gegen sich und andere, von unermüdlicher Arbeitskraft; die Frau glättete die für den Fremden schroffe Außenseite ihres Eheherrn durch ihre Liebenswürdigkeit; ein Kreis wohlerzogener Kinder vollendete das harmonische Bild.

Plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, traf mich nach längerer, durch eine Reise bedingte Abwesenheit die Kunde von der Erkrankung meines Freundes. Mein erster Gang war in seine Familie. Da saß er, umgeben von Aktenstößen, in seinem Arbeitszimmer und klagte mir eine Menge kleiner Leiden, die ich als Ausgeburten beginnender Hypochondrie ansehen mußte. Das Gehen sei erschwert, er könne nicht mehr gut schlafen, nicht mehr deutlich lesen, und wenn er sich so, wie ich sähe, in Aktenstöße vergrübe, so sei das nicht Arbeitslust, sondern entspränge aus einem unbestimmbaren Gefühle, als sei damit schon etwas geschehen. — Auffallend war mir eine gewisse Schwerfälligkeit der Sprache, das hastige, unstäte Gebaren, ein eigentümlich feuchtglänzender Blick. So ging es Wochen hindurch. „Papa wird bald gesund," so hieß es täglich, „und dann macht er eine Erholungsreise ins Gebirge. Papa ist sogar jetzt viel heiterer als jemals früher und arbeitet alle Tage." Also die besten Aussichten für die Zukunft!

Aber die schriftlichen Arbeiten, an denen sonst kein Fehl zu erkennen gewesen, wurden zur Korrektur zurückgeschickt; Wörter waren ausgelassen, die Schrift undeutlich, Schmutzflecken auf Berichten an höhere Stellen — kurz, eine Rüge folgte der anderen. Trotzdem war mein Freund, er, der sonst nicht den geringsten Tadel vertragen konnte, ständig in vergnügter Stimmung, fühlte sich körperlich und geistig auf dem Höhepunkt der Gesundheit und räsonnierte weidlich über die Kleinigkeitskrämerei seiner Vorgesetzten.

Ich war nun meiner Diagnose sicher und teilte der Hausfrau bei günstiger Gelegenheit möglichst schonend mit, daß ich den Mann für geisteskrank hielte und daß nur eine Verbringung in die Anstalt noch Besserung erwarten ließe. Wie kam ich da übel an: „Ihr Irrenärzte haltet jeden Menschen für geisteskrank. Einen Mann, dem man nicht das geringste anmerkt, in die Irrenanstalt zu begutachten, das ist unerhört. Sie bringen ja meinen Mann um seinen Ruf und seine Stellung. Wir hätten Sie für einen besseren Freund gehalten!" — Ich nahm die Vorwürfe geduldig auf mich und wünschte, daß mein Urteil falsch gewesen sein möge. Sollte es aber schlimmer werden, so möge man keinen Schritt unternehmen, ohne mich zu fragen.

Meine Offenheit hatte mir die Freundschaft gekostet. So verging fast ein Jahr. Ich hatte nichts mehr gehört, als daß der Mann pensioniert wurde und dann auf Reisen ging.

Ich saß in meinem Zimmer und war gerade mit Korrespondenz beschäftigt, da wurde mir der Besuch einer Dame gemeldet. Ehe ich noch recht Zeit hatte, aufzuspringen, stand die Tochter meines armen Freundes vor mir. Mit rotgeweinten Augen und abgehärmten Gesichtszügen stand sie da und konnte vor Thränen kaum sprechen.

Ihr Vater hatte einen groben Brief an die Regierung geschrieben: „Er brauche nicht mehr zu arbeiten,



David Humes Haus (S. 289).

denn er sei mehr wert, wie all' das Lumpenpack; man würde schon sehen, wenn er das Strafgericht über die schlechten Beamten einsetzte, dann würde er unparteiisch die Spreu vom Weizen sondern." Man verfolgte die Sache nicht gerichtlich, die Pensionierung war die Folge dieses unseligen Schrittes. Darauf faßte der Arme die abenteuerlichsten Pläne, kaufte und verkaufte Häuser, ergab sich dem Trunke, fing Liebschaften an, wurde dann in Bäder geschickt und nur immer mehr krank. Man hatte sich stets gescheut, mich zu konsultieren, weil man glaubte, mich früher beleidigt zu haben. Das Vermögen war größtenteils vergeudet, die Familie auf alle mögliche Weise kompromittiert. Nun sollte ich helfen!

Anderen Tages ging ich in die Wohnung des mittlerweile durch einen Badearzt nach Hause verbrachten Freundes. Er kannte mich kaum mehr, versicherte mich mit lallender Stimme seiner unwandelbaren Freundschaft, wollte mich mit Milliarden beschenken u. s. f. Ich nahm ihn mit in die Anstalt.

Nach kaum drei Monaten war die Tragödie ausgespielt. Unter rasch fortschreitendem geistigen Verfall

kamen auch die Körperkräfte herunter und ein Krampfanfall machte dem elenden Leben ein Ende.

Was war an diesem armen Menschen nicht alles gesündigt worden! Wie ein gehetztes Wild mußte er umherirren! Nirgends Rast und Ruhe, überall neue Kurversuche! Wie blutete den Angehörigen das Herz, die den Verfall mit ansehen mußten. Hätte man dem Irrenarzte eher vertraut, so wäre zum mindesten die unsinnige Vermögensvergeudung unmöglich gewesen, wenn nicht am Ende gar Besserung oder Heilung zu erzielen gewesen wäre.

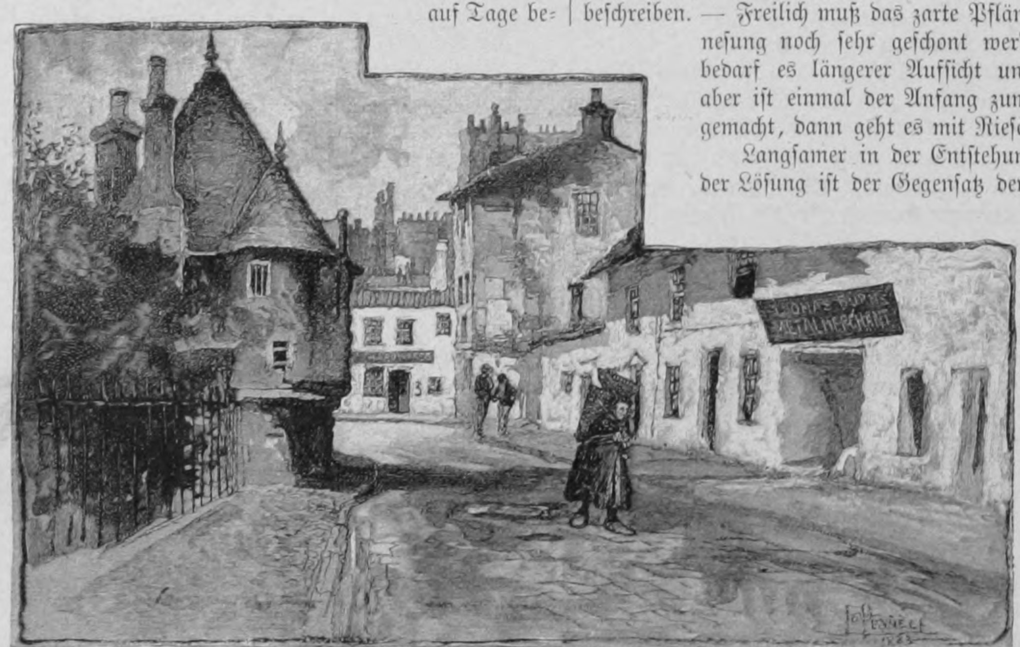
Wenden wir uns ab von dem düsteren Bilde und gehen zu zwei Krankheitsformen über, die bessere Aussichten auf Genesung bieten: zur Tobsucht und Schwermut. Oft ohne greifbare Ursache entspringt die Tobsucht (Manie) auf dem dazu disponierten Boden; der rasche Eintritt und das offenkundige Kranksein sichert uns die baldige Uebergabe der Patienten. Aber wie kommen diese meist zu uns? Mit Stricken gebunden und wegen der Beschränkung in maßloser Wut sehen wir die Kranken zum erstenmal vor uns. Ich hörte häufig ängstliches Aufrufen, wenn ich ruhig die Fesseln lösen ließ. In der Mehrzahl der Fälle läßt der Kranke mit sich parlamentieren, ohne irgend welche Angriffe zu machen. Ihm imponiert das ernste Auge und das bestimmte, selbstverständliche Auftreten des Arztes, und mancher Genesene versicherte mir später, die Ruhe des Arztes hätte ihn selbst beruhigt.

So stürmisch die Scene am Anfang ist und so gefährlich der Kranke ergriffen zu sein scheint, so ist doch die Prognose eine sehr günstige. Die meisten Tobsuchtsanfälle werden geheilt und nur wiederholte Recidive hinterlassen geistiges Siechtum. — Ein vorübergehender Reizzustand des Gehirnes, der rasch ansteigt und rasch abfällt; denn wenn auch manche Tobsucht monatelang dauert, die Höhe des Paroxysmus ist nur auf Tage beschränkt. Die Behandlung derartiger Kranker in der Anstalt beschränkt sich darauf, jedwede Schädlichkeit ferne zu halten. Im Gegensatze zu den Maßregeln, die man außerhalb der Anstalt ergreifen muß, wo man den Tobsüchtigen meist wie ein Tier fesselt, wird ihm im Irrenhaus, soweit es nur angeht, Freiheit gewährt. „Weg mit allen Zwangsmitteln!“ Der Ruf ging vor ungefähr 25 Jahren von England aus durch die ganze Welt; „weg mit Zwangsjacke, Zwangsstuhl und Douche“ und wie die Mittel alle heißen mögen. Wie mancher in Ehren grau gewordene Psychiater schüttelte da das Haupt und dachte bei sich: „Unpraktische Schwärmerei.“ Aber die neue Lehre brach sich siegreich Bahn. Jetzt kennt man in den Irrenhäusern keine Zwangsmittel mehr und der Prozentsatz der Heilungen ist ungeahnt in die Höhe gegangen.

Man läßt dem Tobsüchtigen freies Spiel, solange er nicht sich oder anderen gefährlich wird. Tritt dieser Fall ein, dann wird der Kranke in ein Einzelzimmer gebracht, dessen Fenster für denselben unerreichbar sind; die Läden werden geschlossen, denn in der Dunkelheit beruhigt sich am ersten das erregte Gemüt. Versucht nun auch hier der Kranke, sich absichtlich oder unabsichtlich zu schaden, indem er z. B. mit dem Kopfe an die Wand rennt, dann tritt das Polsterzimmer in seine Rechte. In diesem sind alle Wände mit gefirnißten Polsterungen bedeckt — eine Selbstbeschädigung ist also von vornherein ausgeschlossen.

Bei dem leisesten Zeichen von Besserung kommt dann der Kranke wieder zu den anderen, nur steht er unter ständiger Aufsicht. Allmählich wird es in dem wirren Gehirne klar, die Ideenflucht und der Zerstörungstrieb läßt nach, der Schlaf wird ruhiger und andauernder und oft über Nacht tritt Genesung ein. Welche Freude der Arzt empfindet, wenn er aus dem Auge seines Patienten die wiederkehrende Gesundheit leuchten sieht, das ist schwer, wenn nicht unmöglich, zu beschreiben. — Freilich muß das zarte Pflänzchen Genesung noch sehr geschont werden, noch bedarf es längerer Aufsicht und Pflege; aber ist einmal der Anfang zum Besseren gemacht, dann geht es mit Riesenschritten.

Langsamer in der Entstehung und in der Lösung ist der Gegensatz der Tobsucht — die Schwermut (Melancholie); aus leichten Verstimmungen und vorübergehenden geisti-



Königin-Maria-Bad in der Altstadt von Edinburg.

gen Depressionsgefühlen entwickelt sich die Krankheit, die auf ihrem Höhepunkt die ganze Ausdauer des Irrenarztes in Anspruch nimmt. — Was andere Menschen freut, ist dem Melancholischen eine Last; er sieht die Welt, und glänze sie auch im rosigsten Lichte, wie durch rauchgeschwärzte Gläser; dabei leidet er an einem beständigen unbestimmten Gefühl, als müsse ihm etwas

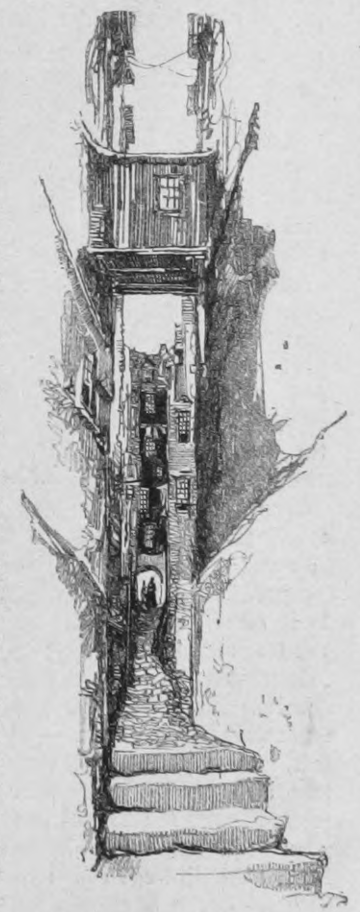


Playhouse Close (S. 290).

Schreckliches passieren, an einer qualvollen Angst, die ihn gar häufig zum Selbstmord treibt. Kommen dazu noch Sinnestäuschungen, hört z. B. der Kranke, wie man ihm in die Ohren hineinruft, er sei verdammt, er würde hingerichtet, oder schmeckt er Gift in den Speisen, oder sieht er endlich, wie der Scheiterhaufen für ihn aufgebaut wird, dann ist das Bild fertig.

Die raffiniertesten Selbstquälereien, stundenlanges Jammern, fortgesetzte Selbstmordversuche, Nahrungsverweigerung (die ich in einem Falle $^3/_4$ Jahre andauern sah), fordern die ganze Energie und Aufmerksamkeit des Irrenarztes heraus. Beaufsichtigung bei Tag und Nacht und Entfernung jedes gefährlichen Instrumentes sichern vor Selbstmord, Beibringen des Essens mit der Sonde vor dem Verhungern. Trotz aller Mühen kommen die Kranken rasch herunter, die Krankheit zehrt am Lebensmark. Ich sah oftmals Schwermut heilen, aber wenn sie einmal längere Zeit gedauert hatte, blieb immer ein leichter Grad von Schwachsinn zurück, in ernsten Fällen aber beschloß auch tiefer Blödsinn die Scene. Viele Kranke gehen auch durch die mangelhafte Ernährung und den unzureichenden Schlaf zu Grunde und es ist keine Seltenheit, daß sich an eine Angstmelancholie eine akute Miliartuberkulose anschließt. Aber ungleich mehr Kranke fordert die mangelhafte Beaufsichtigung in der Familienpflege. Hier ist Aufnahme in die Anstalt dringend notwendig, nicht allein im Interesse des Seelengestörten selbst, sondern auch mit Rücksicht auf die Angehörigen, denn es ist kein seltenes Vorkommnis, daß ein Melancholikus das nächstliegende Werkzeug ergreift und damit jeden niederschlägt, der ihm gegenübertritt; die Angst zwingt oftmals gebieterisch zu solchen Gewaltakten.

Tobsucht und Schwermut, wie verschieden sind die beiden in ihren Aeußerungen und doch sind sie nahe verwandt. Die erstere entspringt aus übermäßiger Blutfülle, die andere aus Blutarmut des Gehirnes. Danach richtet sich auch die Prognose; entsteht Tobsucht bei einem habituellen Trinker, so ist viel weniger Aussicht auf Genesung, als bei einem zweiten, der durch die Einwirkung der Sonnenhitze auf seinen vorübergehend unbedeckten Kopf erkrankt. Ebenso bei der Schwermut; wird ein bleichsüchtiges Mädchen oder eine Frau durch den Blutverlust im Wochenbett melancholisch, so heilt die Krankheit in der Mehrzahl der Fälle. Entsteht die Schwermut aber bei einem älteren Individuum, dessen Gehirnblutgefäße durch Kalkeinlagerungen starrwandig und verengt sind, dann ist an eine vollständige Wiederherstellung nicht mehr zu denken; es ist dann immer noch besser, wenn sich die Krankheit in selbstzufriedenem Schwach- oder Blödsinn löst, als wenn der Armselige sein Leben unter den schweren Angsterscheinungen und konsumierenden Wahnideen beendet, wie sie auf der Höhe der Krankheit an der Tagesordnung sind.



Gäßchen der alten Stadt (S. 290).

Beide Erkrankungen entstehen also aus einer ungeregelten Blutverteilung — aus Blutfülle und Blutleere des Gehirnes. Es wird häufig beobachtet, daß diese Zustände regelmäßig wechseln. Derartige Kranke sind ein paar Wochen oder Monate hindurch erregt, werden dann relativ normal, um nach einem gewissen Zeitraum in tiefe Melancholie zu verfallen. Mit dem Nachlaß dieser Krankheitserscheinungen setzt wieder allmählich die Tobsucht ein — ein unheilvoller Wechsel, der Jahrzehnte andauern kann. Die Krankheit führt den Namen „cirkuläres Irresein“ und

hat großes öffentliches Interesse; denn man kann solche Menschen für Handlungen, die sie in dem freien Intervall begangen haben, kaum verantwortlich machen. Wer kann entscheiden, ob nicht ein Rest von Krankheit in dem äußerlich geordneten Wesen übrig blieb? Wer will schließlich bestreiten, daß ein so häufiges Erkranken — das reinste psychische Doppelleben — endlich das Gehirn invalidisieren muß?

Tobsucht und Schwermut sind Krankheiten, die man von alters her kannte. Beispiele dafür finden wir in den ältesten Klassikern, sogar in der Bibel. — Eine Krankheitsform, die gleichfalls schon Jahrtausende auf dem Menschengeschlechte lasten muß, hat erst die Neuzeit entdeckt; d. h. erst vor zwei Jahrzehnten wurden die Symptome so zusammengestellt, daß man mit kurzen Zügen das farbenreiche Bild schildern kann. — Ich meine die Verrücktheit, den Wahnsinn. Wie mancher wird sich staunend fragen — den Wahnsinn sollte man erst seit Jahrzehnten kennen? Und doch ist es so. Das Volk nennt jeden Geisteskranken wahnsinnig oder verrückt, aber der klinische Begriff dieser beiden — wissenschaftlich identischen — Worte ist ein sehr enger, unheilvoll für den Träger dieser Krankheit; unheilvoll, weil unheilbar.

Wie keine andere Seelenstörung ist der Wahnsinn chronisch. Langsam und unmerklich schleichen die Vorboten der Krankheit empor in die Breite des gesunden Geisteslebens; langsam aber unaufhaltsam schreitet der Wahnsinn vorwärts — von einfachen Zwangsideen und fast bedeutungslosen Sinnestäuschungen bis hinauf zur vollendeten Psychose mit ihren Wahnideen und Hallucinationen.

Seifensieder-Gasse in Edinburg.

Da findet ein anscheinend vollkommen normaler Mensch plötzlich, daß ihm seine Nachbarn auffallend aus dem Wege gehen, daß sie ihn mit mißtrauischen, argwöhnischen Blicken mustern. — Der Verstand grübelt nach der Ursache und findet keine. Endlich taucht es wie ein Blitz in dem Gehirne auf: Die Menschen wollen dich verfolgen. Der Mann hört nun auch, wie ihm die Leute Drohworte zurufen; er sieht Waffen, mit denen man ihm nach dem Leben strebt; er liest in Zeitungen dunkel gehaltene Artikel, die er auf niemand anderen als auf sich selbst beziehen muß. — Nun kalkuliert das Gehirn weiter: Warum verfolgt man mich? Bald folgt die Antwort: Er wird verfolgt, weil man ihn fürchtet, und man fürchtet ihn, weil man ihm früher großes Unrecht angethan. Er ist nicht das Kind der armen redlichen Bauersleute, die ihn erzogen; er ist das untergeschobene Kind eines regierenden Fürsten und man will ihn zu Grunde richten, damit er keine Ansprüche erheben kann. — Unaufhaltsam schreitet die Krankheit ihre Bahn fort: In den Buchhandlungen sieht der Kranke Fürstenbilder, die mit ihm auffallende Aehnlichkeit haben; auf der Straße deutet man mit Fingern nach ihm und ruft ihm nach: „Da geht der verkannte Prinz“; die Zeitungen bringen spaltenlange Artikel über das schreiende Unrecht, daß man ihn nicht anerkennt. Plötzlich gibt auch der Himmel ein Zeichen:

Die armselige Stube wird tageshell beleuchtet; ein Abgesandter Gottes erscheint und verkündet: „Du bist Gottes Sohn, zur Rechten sollst du sitzen, du mußt büßen für die Sünden der Menschheit."

Und all das sind Täuschungen oder Verwechselungen der kranken Sinnesorgane und Wahngebilde des gestörten Geisteslebens. Stufenweise und gesetzmäßig entwickelt sich die Krankheit weiter. — Als Sohn Gottes braucht der Wahnbefangene nicht mehr zu arbeiten; er verstößt seine Familie, denn diese ist ihm bloß ein Hindernis in seiner Gottähnlichkeit und in seiner menschenbeglückenden Weltaufgabe; er kommt mit den Gesetzen in Konflikt, verlangt öffentliche und allseitige Anerkennung und Achtung und das Ende ist, oft durch Vermittlung der Polizei, die Aufnahme in die Anstalt.

Dort läßt man solchen Kranken meist ihre wahnwitzigen Ideen; man redet sie ihnen nicht aus, das würde doch nichts helfen; man forscht überhaupt möglichst wenig danach, warum sollte man auch die wunde Stelle im Gemüts- und Vorstellungsleben absichtlich berühren. Es kommen schon Zeiten, wo die Kranken aus sich herausgehen und dem Arzte freiwillig das ganze stolze Wahngebäu entwickeln. Man läßt den Kranken seiner Wege gehen, erfüllt ihm kleine Wünsche, beobachtet strenge die Anforderungen gesellschaftlicher Form und überwacht aus der Ferne unablässig das Weiterschreiten des Prozesses. Meist tritt bald Ruhe ein, nach kurzer Zeit kann man den Beherrscher der Weltkugel mit anderen, die sich für Teile der Dreieinigkeit halten, in friedlicher Arbeit beisammen sehen.

Oftmals blassen die Wahnideen mit dem teilweisen Nachlaß der Sinnestäuschungen ab und man läßt solche Kranke wieder in die Familie zurückkehren. Sie sind zwar nicht geheilt, aber der Aufenthalt in der Anstalt gab ihnen genügenden Halt, sich draußen im Leben gut zu führen und durchzubringen. Häufiger aber wird das Wahnsystem festgehalten bis zum Tode. — Auf die Lebensdauer hat die Krankheit keinen Einfluß, es müßte denn sein, daß die Wahnideen sich auf den Körper selbst beziehen oder aus körperlichen Leiden resultieren. Wo z. B. ein Kranker glaubt, er könne nicht mehr verdauen und deshalb keine Nahrung zu sich nimmt, oder wo er, veranlaßt durch ein Magengeschwür, annimmt, er hätte einen Frosch, eine Schlange oder gar einen Elefanten im Magen, da muß man mit diesen Faktoren rechnen, wenn man vorhersagen will, ob die geistige Erkrankung das körperliche Wohlbefinden oder die Lebensdauer beeinträchtigt.

Ich will diese Krankheitsform nicht verlassen, ohne nochmals auf den Größenwahn zurückzukommen, der uns schon einmal begegnet ist. Es gibt zweierlei Größenwahn, den der progressiven Paralyse und den des Wahnsinns. Beide sind unschwer auseinander zu halten. Beim Paralytiker springt die fertige Größenidee unvermittelt in die Scene, wechselt alle Augenblicke und geht ins Maßlose, ja ins Läppische über. Der Kranke, der heute 1000 Mark besitzt, hat morgen eine Million und übermorgen millionenmal soviel, als man überhaupt denken kann; er hat Pferde von Gold, die nur Edelsteine fressen; sein Körper ist meilengroß, er sieht auf den Sternen seine Vorfahren spazieren gehen u. s. f.; dies sind Größenideen der Phantasie. Der Wahnsinn dagegen baut sich langsam — Stein für Stein — seine Wahnideen auf bis zum stolzen Gebäu des Gottseins. Was er einmal glaubt, hält er fest; Aenderungen treten nur auf dem Wege des Ueberlegens ein; er hat Größenideen der Logik.

Ein weiterer Unterschied besteht in der Art und Weise der Aeußerung: während der Paralytiker mit seinem Wahn froh hinaussprudelt und unaufgefordert und glückstrunken mit der charakteristischen Sprachweise davon erzählt, hält der Wahnsinnige äußerst behutsam zurück, weil er so oft Widerspruch erfahren hat; ja nicht selten sind ihm die hohen Würden eine große Last, die ihn niederdrückt und die er nur trägt, weil es übernatürliche, göttliche Bestimmung ist.

Der Wahnsinn hat eine Reihe von Unterabteilungen, die besonders die französische Schule in noch kleinere Arten zu scheiden bemüht war; man hat den Verfolgungs- und Versündigungswahn, die Grübelsucht, die Berührungsangst, die religiösen Wahnsinnsformen, das moralische Irresein, die Pyromanie, die Kleptomanie, die sexuellen Psychosen, den Querulantenwahn. Was nützen die vielen Namen? Wir haben keinen weiteren Nutzen davon, wenn wir unsere Kranken klassifizieren wie ein Kaufmann seine Waren und ihnen hochtrabende Etiketten auf die Stirne kleben.

Der Grundzug aller dieser Seelenstörungen ist die Umbildung des richtigen Denkvermögens und des durch moralische Triebe geregelten Lebens in Wahnvorstellungen und Zwangshandlungen, veranlaßt vielleicht durch eine chemische Aenderung der Gehirnsubstanz. Bei der Sektion stehen wir meist ratlos vor der Leiche.

Neben diesen drei Hauptformen der Geistesstörung gibt es noch eine Reihe anderer Gehirnstörungen; ich erinnere an die angeborenen Schwach- und Blödsinnsformen, an die Epilepsie, die Hysterie, die Intoxikationspsychosen, an die Veränderungen während der Geschlechtsentwickelung, an Neubildungen im Gehirne und in dessen Hüllen und an die Umbildungen der Gehirnthätigkeit im Greisenalter. Sie alle haben jedoch nur untergeordnete Bedeutung im Vergleich zu den oben geschilderten Hauptgruppen.

Sei es mir zum Schlusse vergönnt, noch eines Ausspruches zu gedenken, den ich in meinem Berufe oftmals zu hören Gelegenheit habe: „Die Geisteskrankheiten nehmen in erschreckender Weise überhand." — Es ist wahr, der Kampf ums Dasein ist heutzutage ein viel aufreibenderer, als in der guten alten Zeit; die Genußmittel unseres Jahrhunderts und deren Konsumtion machen manches schwache Gehirn krank; aber wird dies auf der anderen Seite nicht durch die hochwichtigen sanitären Verbesserungen der letzten Jahrzehnte aufgehoben? — Wenn die Irrenanstalten aus dem Boden wachsen und deren Bevölkerungszahl von Jahr zu Jahr zunimmt, so möge man daran denken, daß ja die Bevölkerungsziffer überhaupt zunimmt und daß auf Grund erleichterter Aufnahmebedingungen in das Irrenhaus und mit der zunehmenden Volksbildung viele Kranke zu uns gebracht und bei uns geheilt werden, die in früheren Zeiten zu Hause in Schmutz und Elend verkommen wären.

Fannys Roman.

Von

Alexander Hof.



Nur um ihn zu ärgern, wollte sie glücklich sein, wenigstens es scheinen. Aber auch das ist schwer, wenn man nicht das Talent dazu hat. Denn die Kunst, sich das Leben erträglich zu gestalten und zufrieden zu sein, erlernen die meisten Menschen nie, obgleich sie alle danach streben. Er hatte ihr zu tiefes Leid zugefügt; er hatte ihre Jugend verdorben, ihren Glauben erschüttert und alle Poesie in ihrem Dasein zerstört.

Fanny Schliepmann war die einzige Tochter einer recht wohlhabenden Beamtenfamilie. Dieselbe bestand aus einem alltäglich aussehenden Biedermann als Vater, der als geachteter, seit lange in Dresden ansäßiger Bürger die verschiedensten Ehren- und Vertrauensämter bekleidete. Seitdem Fanny denken konnte, erinnerte sie sich, ihren Vater große blaue Mappen mit ernster Miene in das Cylinderbüreau einschließen zu sehen — Einschätzungslisten oder dergleichen. Der alte Schliepmann war ein Mann ohne jeden „inneren Drang", ohne irgend welches Interesse für Höheres oder Idealeres; dies war die Ansicht seiner Frau, Fannys Mutter, einer gesund aussehenden, rundlichen Dame. Sie hatte in jüngeren Jahren bei dem Gatten den völligen Mangel der eben erwähnten Eigenschaften oft tief beklagt, denn sie besaß jenen „inneren Drang" nach dem „Höheren" in vollstem Maße, sie war begeisterungsfähig, voller Phantasie und voller Illusionen. Allerdings hatte sie diese Eigenschaften an der Seite ihres nüchternen Mannes arg zurückdrängen, manch zarte höhere Empfindung in Alltagssorgen untergehen lassen müssen. Trost und Ersatz für das, was ihr die Wirklichkeit versagte, mußte ihr daher das Lesen von Romanen und Novellen geben. Sie war die älteste und treueste Abonnentin der Leihbibliothek, die wenige Straßen von ihrer Wohnung entfernt lag. Der kleine verwachsene Commis, der Frau Schliepmann schon seit Jahren daselbst bediente, kannte ihren Geschmack ganz genau. Er gab oder sandte ihr daher auch nicht gerade immer die modernsten und neuesten Erzeugnisse unserer Litteratur, sondern mehr spannende, aufregende und unterhaltende Sachen — Bücher, deren Deckel durch Stearinflecke verrieten, wieviel Leser sich die Nachtruhe raubten, um das Schicksal irgend eines bleichen Grafen oder einer unglücklich liebenden Frau kennen zu lernen.

In Fannys frühesten Erinnerungen sah sie ihre Mutter am breiten Fenster des Wohnzimmers sitzen, ein Strickzeug im Schoß, einen alten Schmöker auf dem kleinen Nähtisch vor sich, in dem sie eifrig las, die Seiten mit der Stricknadel umwendend. Deshalb versäumte Frau Schliepmann aber keinenfalls ihr Hauswesen. Alles war stets in schönster Ordnung, alles wurde gewissenhaft besorgt, so daß ihr niemand einen Vorwurf machen und ihr niemand „ihre einzige Freude", wie sie das Lesen von Romanen nannte, versagen durfte.

Als Fanny zum jungen Mädchen heranwuchs, übertrug Frau Schliepmann ihre Illusionen, Träume und Herzenswünsche auf ihre Tochter. Sie hätte gar zu gern gesehen, daß Fanny etwas erlebe, irgend so einen Liebesroman, wie sie deren unzählige gelesen hatte. Sie hoffte, daß sich irgend etwas Abenteuerliches, Unerwartetes, Außergewöhnliches ereignen würde. Dann hätte sie eine zweite Jugend mit der Tochter durchlebt, hätte mit ihr genossen, was ihr versagt geblieben war, hätte mitgebebt und gejauchzt. Fanny eignete sich ihrem Aeußeren nach vorzüglich zur Verwirklichung dieses geheimen Herzenswunsches ihrer Mutter. Sie war wundervoll gewachsen, hatte auffallend schönes, rotes, goldig schimmerndes Haar, zu dem die dunkelbraunen Augen mit den schöngeschwungenen Brauen einen merkwürdigen Kontrast bildeten. Sie galt allgemein für ein sehr schönes Mädchen und erregte überall, wohin sie kam, Aufsehen. Frau Schliepmann befand sich daher in steter Erwartung irgend eines Erlebnisses und vernachlässigte sogar etwas ihre Lektüre, da sie in Fanny eine leibhaftige Romanheldin stets vor sich sah.

Fanny sollte lieben und sollte geliebt werden, so wie sie es sich immer gewünscht hatte, mit jener Liebe, die sie in Birchpfeifferschen Stücken auf der Bühne gesehen und in Marlittschen Erzählungen gelesen hatte. Vor ihrer Phantasie stand, wenn sie an Fannys Zukünftigen dachte, stets ein großer schlanker Mann mit einer dunkeln Locke auf der hohen bleichen Stirn. Sie sah ihre blonde Tochter an seiner Brust liegen und sah, wie seine schmale Hand Fannys goldiges Haar liebkosend streichelte.

Fanny aber blieb eine ganz alltägliche Natur. Sie ähnelte viel mehr dem Vater; wäre sie Mann gewesen, sie hätte sehr wahrscheinlich auch Einschätzungslisten in ihrem Cylinderbüreau gehabt. Durch die Erziehung und Beeinflussung ihrer Mutter aber, sowie durch das Interesse, das ihre ungewöhnliche Schönheit überall erregte, wurde sie künstlich zu einem Geschöpf gezüchtet,

das vorläufig selbst nicht recht wußte, was es wollte, und schließlich durch die fortgesetzte Bewunderung der Mutter anfing, sich über sich selbst zu wundern und sich zu dem heranzubilden, was die Illusionen und Phantasien der Mutter sich geschaffen hatten: zu einem „eigentümlichen jungen Mädchen", prädestiniert, aus der Alltäglichkeit, in der sie geboren, herauszutreten und die Heldin irgend eines Romans zu werden. Frau Schliepmann dachte natürlich nur an solche aus Romanen mit glücklichem Ausgang. Alles, was Fanny, die eine für ein junges Mädchen aus besserer Familie ganz seltene Freiheit besaß, that, war es auch noch so einfältig oder gleichgültig, — Frau Schliepmann fand in ihrer blühenden Phantasie und ihrem steten Bedürfnis, in ihrer Tochter das „eigentümliche junge Mädchen" zu sehen, etwas Besonderes darin und legte es sich auf ihre Weise aus. Und so erfuhr oft Fanny erst von ihrer Mutter, daß ein zufälliger Spaziergang, den sie allein unternommen, von ihrem sehnsuchtsvollen Drange nach Waldeinsamkeit, von geheimnisvollem Triebe, sich von der Welt abzuschließen, Zeugnis gab. Herr Schliepmann übersah die Eigentümlichkeiten seiner Frau, die er in seiner derben Natur einfach „Schrullen" nannte. Er war eitel auf Fanny, denn man sagte ihm überall Komplimente über seine schöne Tochter, deren Erziehung er gänzlich seiner Gattin überließ. . . .

Er war nicht mehr ganz jung, als Fanny ihn kennen lernte, schön war er nie gewesen. Sie hatte ihn bei einer verheirateten Freundin getroffen und ihn, obgleich er dem Männerideal eines jungen Mädchens durchaus nicht entsprach, vielleicht gerade deshalb, als Unalltäglichen, Eigentümlichen ausgezeichnet.

Ihren Zweck, merkwürdig zu erscheinen, erreichte sie aber nur bei ihrer Mutter, die vom gesellschaftlichen Leben wenig kannte, denn wer in der Gesellschaft lebt, weiß, wie alltäglich es ist und wie häufig es vorkommt, daß schöne Frauen sich gerade für häßliche Männer interessieren.

Carlos Hohendahl war in Spanien von deutschen Eltern geboren. Er hatte viel von der Welt gesehen, auf großen Reisen Abenteuer und Gefahren bestanden und verstand es gut, von seinen Strapazen und Erlebnissen, die immer auf besonderen Mut und ungewöhnliche Kraft des „Helden" schließen ließen, zu erzählen. Er war kaum mittelgroß, hatte durch langen Aufenthalt in südlichen Ländern gebräunten Teint, schwarzes, krauses Haar, das an den Schläfen bereits zu grauen anfing, und feurige, dunkle Augen, die sich beim Sprechen besonders belebten; beim Schweigen nahm sein Gesicht einen müden, abgespannten Ausdruck an, der jüngeren Frauen und Mädchen interessant erschien. Ein bedeutendes Vermögen, das teilweise in großen Besitzungen in der Havana angelegt war, erhöhte noch den Reiz, den dieser alternde Junggeselle auf seine Umgebung ausübte. Ueberall, wohin er kam, wurde er auch mit offenen Armen aufgenommen; er war ein gesuchter und verwöhnter Gast. Hohendahl wußte das recht gut, und Fannys Auszeichnungen überraschten ihn durchaus nicht. Er war eben daran gewöhnt, daß man sich um ihn bemühte, seinen Erzählungen andächtig lauschte und um seinen Umgang sich bewarb. In seiner Vaterstadt Alhama, an der spanischen Küste, wo er als einer der angesehensten Bürger des Orts seit dem Tode seiner Eltern das schönste Haus bewohnte, hätten die ersten Familien es sich zur Ehre angerechnet, ihn durch eine Heirat an sich zu fesseln. Aber Hohendahl war noch immer seinem Vorsatze, als Junggeselle sein Leben zu beschließen, treu geblieben, und jetzt, da er das fünfzigste Lebensjahr beinahe erreicht hatte, hielt er sich, selbst darüber scherzend, für zu alt, um noch ein anderes Schicksal an das seinige zu knüpfen. Das wäre „selbstsüchtig gehandelt", pflegte er zu sagen; in Wahrheit aber war es die Furcht, seine Freiheit einzubüßen, die ihn abhielt, sich für irgend ein Wesen dauernder und ernster zu interessieren.

Fanny hatte zunächst Komödie gespielt. Allmählich aber konnte sie sich wirklich dem Eindruck, den der wohlunterrichtete, erfahrene Mann auf sie machte, nicht verschließen. Er hatte so viel von Ländern und Leuten gesehen, er wußte so fesselnd davon zu sprechen, und sie war in so großer Alltäglichkeit aufgewachsen. Unwillkürlich fühlte sie sich von dem Reiz des Neuen und ihr bisher Fremden angezogen; und so suchte sie denn soviel als möglich Hohendahl in den Gesellschaften zu begegnen. Bald war es nicht mehr zufällig, daß sie während des ganzen Abends fast beständig zusammensaßen, und die warme Teilnahme, mit der sie seinen Erzählungen lauschte, war bald nicht mehr künstlich. Dazu kam, daß ihre Mutter das wenige, das ihr Fanny von ihrer Begegnung mit Hohendahl berichtet hatte, zu einem wahren Roman aufbauschte und das Fünkchen Schwärmerei für den soviel älteren Mann zu einer unglücklichen Liebe anfachte.

Dem Weltmann Hohendahl war die wachsende Zuneigung seiner neuesten jungen Freundin nicht entgangen. Daß er, der Fünfzigjährige, auf ein gefeiertes schönes Mädchen noch einen so tiefen Eindruck machen konnte, schmeichelte seiner Eitelkeit, und es bereitete ihm eine gewisse Genugthuung, daß man ihn und das schöne Fräulein Schliepmann wie selbstverständlich bei Tisch zusammensetzte und daß man sie im Salon möglichst ungestört ließ. Auch kleine Neckereien von freundlichen Bekannten nahm er ohne Empfindlichkeiten, ja sogar mit vergnügtem Schmunzeln hin.

Fanny hatte nur noch Augen für ihn. Endlich glaubte sie den Mann gefunden zu haben, den sie sich erträumt hatte; wenn er auch nicht in allen Stücken dem Ideal ihrer Mutter entsprach, so war er doch sicherlich ganz anders als alle die Männer, die ihr bisher begegnet waren und die sie sich auf die Möglichkeit einer Verbindung fürs Leben etwas näher angesehen hatte. Sie brauchte nicht zu fürchten, daß sie an seiner Seite ein ereignisloses, gleichgültiges Dasein, wie es ihre Mutter durchlebt hatte, führen würde. Es stand in ihr fest, sich Hohendahl zu erobern und ihn von seinem Entschluß, sich nicht zu verheiraten, mit aller ihr zu Gebote stehenden Koketterie und Liebenswürdigkeit abzubringen.

Es gelang ihr. Selbst der erfahrenste und vorsichtigste Mann kann, wenn er eitel ist, von einer gewandten, jungen und schönen Frau überlistet und besiegt werden. Fanny hatte es richtig so weit gebracht,

daß Hohendahl der Gedanke, Dresden zu verlassen und bei einem künftigen Besuche Fanny als die Frau eines anderen Mannes wiederzufinden, unerträglich erschien. Fannys feuchte Augen beim Erwähnen seiner Abreise hatten ihn gerührt. Eines Abends hatte er ihre Hand in einer besonderen Weise gedrückt, ein stummes wundersames Frag- und Antwortspiel mit langen, beredten Blicken hatte sich zwischen den beiden abgespielt, und unwillkürlich hatten sich ihre Köpfe genähert, ihre Lippen geöffnet und geschlossen, und es war geschehen.

Vorläufig war die Verlobung nur heimlich, denn Hohendahl beabsichtigte, noch einmal und zwar auf zwei Monate nach Hause zu reisen, um noch einige wichtige Geschäfte abzuwickeln; sobald dies geschehen, wollte er kommen und sich seine schöne Frau holen. Frau Schliepmann nahm freilich, doch noch mit abwehrendem Lächeln, das allem zustimmte, vorzeitige Glückwünsche von vertrauten Freundinnen entgegen und vertröstete die ihre Dienste anbietenden Kaufleute „auf später vielleicht".

Der alte Schliepmann war am kühlsten geblieben. Er war an Ordnung gewöhnt, und bevor die Geschichte nicht in den „Dresdener Nachrichten" stand, sah er sie nicht für voll an.

Hohendahl hatte nach seiner Abreise mehrere Male schnell hintereinander geschrieben. Fanny hatte jeden Brief sofort beantwortet. Bald aber schrieb er seltener; Fanny, die sich vorgenommen hatte, ihren zukünftigen Mann nicht zu verwöhnen, antwortete auf jeden seiner Briefe in gleicher Weise. Wenn Hohendahl Fannys Briefe las, stiegen ihm jetzt doch einige Zweifel auf, ob er auch wirklich so geliebt werde, wie es ihm in Fannys Gegenwart erschienen war.

Er hatte in Alhama nichts von seiner heimlichen Verlobung verlauten lassen und seine alte Lebensweise wieder aufgenommen. Da in seinen tiefeingewurzelten behaglichen Gewohnheiten empfand er den Gedanken an Neuerungen und Veränderungen, die notwendigerweise seine Verheiratung mit sich bringen müßte, als etwas unendlich Unbequemes. Er schrieb seltener und kühler, und Fannys Antworten, in denen sie sich über dies und das beklagte, waren nicht dazu angethan, seine Verstimmung zu verscheuchen. Zunächst verschob er seine Rückreise in der Hoffnung, daß seine alten Empfindungen sich wieder einstellen würden.

Das nahmen die in Dresden übel auf. Frau Schliepmann wußte nicht recht, was sie von der ganzen Geschichte denken sollte. Hohendahls Benehmen war ihr unerklärlich. Sie saß oft stundenlang bei ihrer Tochter, und diese mußte immer und immer wieder das rosa gebundene dünne Päckchen von Hohendahls Briefen aufbinden und ihrer Mutter vorlesen.

Da kam Fannys Geburtstag. Hohendahl mußte ihn wissen, denn Fanny hatte ihn einst scherzweise in sein Taschenbuch geschrieben. Dieser Tag gab Hohendahl die beste Gelegenheit, durch irgend eine zarte Aufmerksamkeit seiner Braut seine Zuneigung zu bekunden. Er verstrich, ohne daß Hohendahl auch nur ein Lebenszeichen gegeben hätte. Dieser hatte das Taschenbuch längst nicht mehr im Gebrauch und wußte von nichts.

Am Morgen nach dem Geburtstage fand Frau Schliepmann ihre Tochter in Thränen. Fanny weinte selten, und wenn sie es that, war es jedesmal für ihre Mutter der Beweis, daß ihr armes Kind tiefe Seelenqual erduldete. Sie ging zu ihrem Manne und stellte diesem in beredtester Weise die Lage der Dinge vor.

Was sollte denn daraus werden? Das durfte man sich doch nicht gefallen lassen! War ihre Tochter die Braut Hohendahls oder war sie es nicht? Und wenn sie es war, behandelt man so seine Verlobte? Da mußte doch etwas geschehen und zwar gleich. Er, der Vater, müsse sich der Sache seines Kindes annehmen, müsse Hohendahl schreiben und ihn nach dem Grund seiner Vernachlässigung fragen.

Anfangs wollte Vater Schliepmann von alledem nichts wissen. Aber schließlich siegte Frau Schliepmanns Ueberzeugungseifer, und er schrieb. Mit schöner Handschrift, aber in ungewandter plumper Weise befragte er Hohendahl über den Grund seines so veränderten Benehmens und teilte ihm mit, daß er seiner Tochter vorläufig, bis erklärende Nachrichten von ihm eingegangen seien, die Korrespondenz zu untersagen genötigt sei.

Als der eitle, verwöhnte Mann diesen Brief empfing, wußte er nicht recht, ob er sich darüber ärgern oder lachen sollte. Schließlich that er beides. Er schrieb an Fanny, ob sie von dem ungehörigen Briefe ihres Vaters Kenntnis habe und gesonnen sei, dem väterlichen Wunsch zu willfahren.

Fanny antwortete, im Glauben, sie müsse jetzt Charakterstärke und kindlichen Gehorsam beweisen, daß sie allerdings beabsichtige zu gehorchen und ihn bäte, da Briefe doch nur zu Mißverständnissen führen würden, seine Rückreise soviel wie möglich zu beschleunigen, denn nur ein baldiges, mündliches Aussprechen könne die alten Beziehungen wieder herstellen.

Auch dieser Brief verdroß Hohendahl. Er, der sich vergöttert glaubte, sah sich zu sehr wie einen gewöhnlichen Sterblichen behandelt. Immer klarer war ihm mittlerweile geworden, wie wenig erfreulich eine Verheiratung für ihn sein würde, und so benutzte er diese eingetretene Verstimmung und, einem plötzlichen Entschlusse folgend, gab er Fanny ihr Wort zurück.

Im Hause Schliepmann folgten auf Hohendahls Brief furchtbare Scenen. Alle waren außer sich. Fanny grämte sich wirklich. Ein scharfer, bitterer Zug legte sich um ihre Mundwinkel und gab ihrem Gesicht etwas Strenges, das ihre Schönheit beeinträchtigte. Sie bemerkte das wohl und war darum noch unglücklicher.

* * *

Monate flogen dahin, Jahre verstrichen. Fanny ging in Gesellschaften, besuchte Bälle und Theater, wurde bewundert und angeschwärmt, aber es gelang ihr nicht, ein ernsteres, wärmeres Gefühl zu erwecken oder zu empfinden. Die jüngeren Männer, denen sie begegnete, erschienen ihr stets nach kurzer Bekanntschaft fade und langweilig. Was die ihr zu sagen hatten, hatte sie schon oft gehört, wußte sie längst auswendig. Sie war auch immer nur halb bei der Sache, wenn man mit ihr sprach. Zerstreut und wie suchend sah sie gewöhnlich mit müden Blicken im Saale umher, suchend

— sie wußte selber nicht wen und was. Aeltere verheiratete Männer interessierten sich mehr für das schöne, scheinbar so kalte Mädchen, und auch sie fühlte sich wohler in dieser Gesellschaft. Frau Schliepmann sah das mit großer Bekümmernis. Die Zeit hatte den Aerger und Groll über die ihrer Tochter zugefügte Unbill gelindert, und sie erhoffte sehnsüchtig einen Ersatz für den Verlorenen. Mit einem Seufzer begrüßte sie den Beginn einer jeden Wintersaison, wenn sie, wie alljährlich, mit Fanny neue Balltoiletten ausdenken und bestellen mußte. Sie wich den Fragen alter Freundinnen aus, die alle viel häßlichere, jüngere, aber längst verheiratete Töchter besaßen. Mit den Jahren war auch sie etwas schwerfälliger und nüchterner geworden. Das Feuer, das in ihr brannte und das von außen zu wenig Nahrung fand, verglimmte allmählich und machte einer gewissen Behäbigkeit und einem Verlangen nach Ruhe und Bequemlichkeit Platz. Wenn man das Glück hat, ein ganzes Leben in ruhigen, glatten, geordneten Verhältnissen leben zu können, geleitet und gedeckt wie in Reih und Glied durch die kleinen, notwendigen Uebel des Daseins hindurchzumarschieren, so bekommt schließlich auch die romantischst angelegte Natur etwas Kommißartiges, besonders wenn mit zunehmendem Alter eine gewisse Ermüdung eintritt, der „höhere Flug" erlahmt, und das terre-à-terre wird zur süßen Gewohnheit.

Fanny fühlte sich unbehaglich zu Hause. Des Abends, wenn sie nicht in Gesellschaft war, saß sie am runden Tisch des Wohnzimmers, irgend einen französischen Roman vor sich aufgeschlagen, meist in Gedanken versunken. Sie sehnte sich von Hause fort. Die Gespräche der Eltern und befreundeten Besucher, die sich schließlich immer um dasselbe drehten, langweilten sie wie das gleichmäßige Ticken des Regulators an der Wand, wie der unausbleibliche „kalte Aufschnitt" beim Abendbrot. Sie fühlte sich vereinsamt, unverstanden. Es hatte langer Zeit bedurft, bevor sie sich mit dem Gedanken, daß man sie verschmäht, hatte vertraut machen können. Ihr Stolz war geknickt, ihre Zuversicht und Hoffnung auf Lebensfreude tief erschüttert. Immer wieder suchten ihre Gedanken den Schändlichen auf, bald mit gehässiger Verbissenheit, bald mit wehmütiger Trauer. Sie beschäftigte sich so oft und so viel mit ihm, daß er ständig in ihrem Leben blieb, ohne daß sie je wieder von ihm gehört hätte; denn sie vermied es, nach ihm zu fragen; sie sprach nie von ihm. Sie verschloß ihren Kummer tief in ihr Herz. Niemand sollte ahnen, wie tief der Stachel saß. Der Mann, den sie mit verschwenderischer Liebenswürdigkeit überschüttet hatte, der unschöne, alternde Mann, dem sie, das schöne, junge, gefeierte Mädchen, in die Fremde hatte folgen wollen, hatte sie abgewiesen! Er wollte sie nicht!

Stundenlang lag sie oft des Nachts wach im Bette und überdachte jedes Wort, das sie zusammen gesprochen. Jetzt liebte sie wirklich einsame Spaziergänge. Stundenlang durchstreifte sie die Wege im Großen Garten — es waren dieselben, die sie mit ihm gegangen war. Ein unklares Gefühl von Hoffnung dämmerte in ihr; sie meinte, er werde wiederkommen, sie zufällig treffen, um Verzeihung bitten, und alles werde wieder gut sein.

Er kam aber nicht. Er dachte gar nicht daran. Er lebte sehr vergnügt und behaglich in Alhama und hatte seine Verlobungsgeschichte in Dresden beinahe vergessen. Nur einmal, als er in einer großen Gesellschaft auf die merkwürdigen, schönen goldroten Haare einer jungen Spanierin aufmerksam gemacht wurde, meinte er, er kenne in Deutschland eine Dame, die hätte ähnliches Haar, nur noch viel schöneres.

Fünf Jahre waren seit Hohendahls Absagebrief verflossen. Da bemerkte Fanny, daß sie auf ihren einsamen Spaziergängen immer wieder denselben langen, schmalen, blonden Mann antraf, der, sobald sie an ihm vorüber war, einen Augenblick stehen blieb, umkehrte und ihr nachging. Anfangs beachtete sie es nicht, ähnliches war ihr schon häufig begegnet, denn sie fiel auf der Straße auf. Nach einigen Tagen jedoch, als sie, im Begriff in ihr Haus zu treten, den Kopf wandte, sah sie ihren unbekannten Begleiter drüben auf der anderen Seite der Straße stehen, der sie nun ernst und durchdringend anblickte. Sie errötete über diese Vermessenheit. In Wahrheit aber lag in diesem Blicke nichts Vermessenes; es war der Ausdruck stummer Bewunderung und respektvoller Bescheidenheit.

„Was bildet sich denn der einfältige Mensch ein?" dachte sie oben und trat an ihr Fenster. Da drüben stand er noch immer und blickte hinauf, erkannte sie, zog grüßend den Hut und ging.

Fanny zog sich purpurrot vor Aerger vom Fenster zurück. Ihre Mutter stand hinter ihr. Fanny hatte sie nicht kommen hören.

„Wer war denn das?" fragte Frau Schliepmann, die den Gruß des Fremden gesehen hatte.

„Ich kenne ihn nicht, irgend ein dreister Mensch, der nichts zu thun hat und seine Zeit damit zubringt, mich auf meinen Spaziergängen zu verfolgen."

Es wurde nichts weiter darüber gesprochen. Fanny ging mehrere Tage nicht aus.

Da — es war an einem Mittwoch Morgen — trat Vater Schliepmann in das Zimmer seiner Tochter, einen Brief in der Hand. Frau Schliepmann, die eben mit Fanny eine wirtschaftliche Angelegenheit besprochen hatte, sah ihren Mann neugierig und fragend an.

„Kennt ihr einen Herrn Georg Steffens?"

Die Frauen verneinten.

„Nun so hört zu!" Fanny und ihre Mutter blickten erwartungsvoll auf. Herr Schliepmann setzte sich nieder und las:

„Sehr geehrter Herr!

Bevor ich Sie mit der eigentümlichen Veranlassung dieser Zeilen bekannt mache, erlaube ich mir, mich Ihnen vorzustellen. Ich heiße Georg Steffens, bin Kaufmann, 34 Jahre alt, in guten, sicheren Verhältnissen, lebe im Auslande und kann über meine Persönlichkeit und über mein Geschäft die besten Referenzen von den ersten hiesigen Häusern geben. Ich liebe Ihre Tochter."

Der Vater blickte auf. Die Mutter sah Fanny an. Diese lächelte ironisch. Schliepmann las weiter:

„Ich weiß, daß jeder ruhige, besonnene Mann diese etwas überspannte und außergewöhnliche Art und Weise, sich zu verlieben und seine Liebe einzugestehen, mit Geringschätzung behandeln wird. Ich weiß es,

denn ich selbst hätte es noch bis vor kurzem gethan. Ja, ich bin Ihnen sogar schon dankbar, wenn Sie diesen Brief nur bis zu Ende lesen und nicht gleich nach dem eben gemachten Geständnis als das Produkt eines Irrsinnigen oder als einen geschmacklosen Scherz in den Papierkorb werfen. Meiner Natur sind alle Nebenwege zuwider. Ich habe in meinem Leben, in dem ich immer auf mich selbst angewiesen war, gelernt, den Dingen und Ereignissen gerade ins Gesicht zu sehen, und ich habe mit diesem Verfahren bei allen gerad und offen denkenden Menschen Glück gehabt. Es ist ja auch nicht etwas, dessen man sich zu schämen hätte, was ich Ihnen hier eingestehe. Ich habe Ihr Fräulein Tochter mehrere Male gesehen und, obgleich ich noch kein Wort mit ihr gesprochen, kann ich doch an nichts anderes denken als an sie. Wenn es ein Schicksal, eine höhere Bestimmung gibt, so stehe ich jetzt unter deren Bann. Ich werde wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, Ihrer Tochter auf der Straße zu folgen. Und da sie mehrere Tage unsichtbar ist, drückt mir dieselbe Gewalt nun die Feder in die Hand, um allen Vorurteilen zum Trotz diese Zeilen an Sie zu richten; ich hoffe von einem mir günstigen Geschick, daß es Sie, verehrter Herr, veranlaßt, meine Bitte mir nicht abzuschlagen. Verschaffen Sie mir Gelegenheit, die ich als Fremder hier in der Stadt sonst nicht zu finden weiß, in Ihrer Gesellschaft, unter Ihrem und Ihrer Frau Gemahlin Schutz Ihr Fräulein Tochter kennen zu lernen. Ich beabsichtige nur noch wenige Tage in Dresden zu bleiben. Erkundigen Sie sich über mich, und sind Sie gesonnen, mich nicht ungehört von dannen ziehen zu lassen, so senden Sie mir eine Zeile nach dem Hôtel de Saxe, dann werde ich Sonntag mittags um ein Uhr mir die Ehre geben, mich bei Ihnen vorzustellen.

Hochachtungsvoll

Ihr ganz ergebener

Georg Steffens."

Folgten einige Adressen, meist Namen erster Firmen der Stadt, die gern bereit sein würden, nähere Auskunft zu erteilen.

„Nun Kinder, was sagt ihr dazu?" fragte Schliepmann, den Brief sorgsam zusammenfaltend.

„Eine einfache Unverschämtheit!" meinte Fanny. „Ich brauche mir meinen zukünftigen Mann nicht von der Straße zu holen." Sie stand unwillig auf und verließ das Zimmer.

„Bei aller Nüchternheit doch ein bischen zu romantisch für meinen Geschmack! Ich wundere mich, daß du den Brief ruhig zu Ende gelesen hast." Mit diesen Worten folgte Frau Schliepmann stolz ihrer Tochter.

Der Vater schwieg. Er fand den Brief gar nicht romantisch, im Gegenteil sehr ruhig, vernünftig, sogar praktisch. Die Art des Mannes war ganz nach seinem Geschmack, energisch, sich auf sich selbst verlassend. Die Sache war nicht so zu verachten, jedenfalls wollte er Erkundigungen einziehen.

Diese mußten wohl recht befriedigend ausgefallen sein, denn am nächsten Sonntag, Schlag ein Uhr, saß Georg Steffens dem alten Schliepmann gegenüber, und beide Männer waren bald in ein ernstes Gespräch verwickelt, das alle Lebensfragen berührte.

Schliepmann hatte Georg eine Cigarre angeboten und fand sichtlich Wohlgefallen an der einfachen herzlichen Weise des jungen Mannes. Der eigentliche Grund von Georgs Besuch war noch mit keinem Worte erwähnt worden, das hatte die an der Thür lauschende Frau Schliepmann bemerkt. Bestürzt prallte sie von ihrem Observationsposten am Schlüsselloch zurück, als Georg beim Aufstehen und im Begriff sich zu empfehlen, auch nach der „verehrten Frau Gemahlin" fragte.

„Meine Frau können Sie sehen, erlauben Sie einen Augenblick."

Schliepmann ging auf die Thür zu, hinter der seine Frau gehorcht hatte. Als die beiden Männer eintraten, stand Frau Schliepmann jedoch bereits am Nähtischchen am Fenster und begrüßte die Herren mit unbefangenster Miene. Die Vorstellung war kurz und förmlich. Frau Schliepmann musterte Georg mit einem kritischen Blicke. Er war ein schlanker, großer Mann mit langem blondem Vollbart, gut und freundlich blickenden blauen Augen; er machte einen ganz entschieden liebenswürdigen Eindruck; es war ihr, als kenne sie ihn schon lange. Ihr Mann war so freundlich zu ihm, daß sie voraussetzen durfte, er gefalle diesem ebensogut. Und daß die Verhältnisse ausgezeichnete sein mußten, dafür sprach ihres Mannes ganzes Benehmen. Da war also endlich wieder einmal eine Gelegenheit für Fanny, ein neues glücklicheres Leben zu beginnen. Die durfte man nicht unberücksichtigt von der Hand weisen. Der Vater hatte ganz recht. Wenn nur Fanny vernünftig sein wollte, aber das Mädchen wollte zu hoch hinaus! Sie hatte ja schon so manchen vorteilhaften Antrag, der sich ihr geboten, zurückgewiesen.

„Wollen Sie schon gehen, Herr Steffens?" fragte Frau Schliepmann freundlich und lud ihn ein, sich noch ein wenig zu ihr zu setzen. Bald war sie in lebhaftester Unterhaltung und vergaß bei den interessanten Erzählungen des neuen Bekannten, daß die Essensstunde bereits geschlagen hatte. Als das Mädchen den Herrschaften meldete, daß serviert sei, fand sie es ganz in der Ordnung, daß ihr Mann Steffens aufforderte, „ganz ohne Gêne einen Löffel Suppe" mit ihnen zu essen. „Wir haben Sonntags fast immer Gäste zu Tisch." —

Als Fanny bei ihrer Rückkehr vernahm, daß Herr Steffens, „der Herr, der sie heiraten wollte", von ihren Eltern eingeladen worden war, mit ihnen zu speisen, ging sie empört in ihr Zimmer. Dort schloß sie sich ein. Es war nicht zu glauben! Wollte man sie denn durchaus aus dem Hause jagen? So den ersten besten gleich ins Haus zu laden, nur weil sie ihm gefallen hatte! Sie war entschlossen, nicht zu Tisch zu gehen, sollten sie es doch alle merken. Noch war sie ihre eigene Herrin. Der Vater kam selber, sie zu rufen; Fanny weigerte sich entschieden, er ging böse über ihren Eigensinn fort. Dann kam die Mutter. Sie erzählte Fanny, ganz außer sich, wie doch der Zufall im Leben sein Spiel treibe. Sie solle einmal raten, wo Herr Georg Steffens lebe, von wo er käme. Nein, sie würde es nicht raten, es wäre zu merkwürdig: er wohne in Alhama, er kenne natürlich auch Hohendahl, obgleich dieser mehr in der spanischen Gesellschaft verkehre . . .

Fanny horchte auf. Das war ja wirklich ein ganz seltsames Zusammentreffen! Es sah wie eine Art Bestimmung aus. War es denn in ihrem Schicksalsbuch geschrieben, daß sie nach Spanien kommen solle? Jedenfalls war es interessant, ohne sich zu kompromittieren, endlich einmal wieder etwas von Hohendahl zu hören. Was der wohl sagen würde, wenn er ihr dort begegnen würde, ihr, der Frau eines anderen, der glücklichen Frau! Ja, wenn er dann einsehen würde, was er durch sie verloren, was er mit ihr aufgegeben habe, dann würde er sich ärgern, und um ihn zu ärgern, wollte sie ja glücklich werden! Ihr Trotz war gebrochen. Sie folgte der Mutter.

Anfangs war das Zusammensein freilich etwas drückend, aber das gab sich bald. Es ist merkwürdig, wie schnell Menschen in ähnlichen Lebenslagen, die von demselben Gedanken beherrscht sind, nachdem das Eis gebrochen ist, sich nähern und intim werden.

Georg war Geschäfte halber nach Dresden gekommen. Die Zeit seines geschäftlichen Aufenthaltes war in wenig Tagen abgelaufen. Er verlängerte ihn vorläufig um eine Woche. Man sah sich öfters, man ging zusammen ins Theater. Georg aß noch einmal bei Schliepmanns und lud dann die ganze Familie zu sich in das Hôtel de Saxe zum Diner. Die Eltern Schliepmann hatten Georg in ihr Herz geschlossen, nur Fanny blieb kühl und beobachtend. Georg umgab sie mit tausend zarten Aufmerksamkeiten, war zurückhaltend und voll von respektvoller Bewunderung. Immer wieder verschob er seine Abreise. Endlich ging es nicht länger. Es war an einem Sonntag, er kam um Abschied zu nehmen. Seine Geschäfte erheischten gebieterisch seine Rückkehr. Am Dienstag mußte er unbedingt Dresden verlassen. Doch zuvor wollte er sich Gewißheit darüber verschaffen, welcher Art Fannys Empfindungen für ihn seien. Er bat Fanny um die Erlaubnis, sie einige Augenblicke allein sprechen zu dürfen. Fanny forderte ihn auf, sie auf einem Spaziergange zu begleiten. Wie gern that er das! Er kannte ihre Wege. Er war ihr so oft gefolgt. Und nun durfte er neben ihr gehen, durfte mit ihr sprechen . . .

Frau Schliepmann stand am Fenster und sah ihnen nach. Sie paßten ganz gut zusammen, der Größe nach, sie seufzte still vor sich hin: „Wenn es doch etwas würde!“

Solange sie durch die geräuschvollen Straßen gingen, sprachen sie fast gar nicht. Draußen im Großen Garten bog Fanny gleich am Anfang in eine einsame Seitenallee ein; sie wollte den neugierigen Blicken freundlicher Bekannten aus dem Wege gehen, man hatte schon genug über sie geklatscht. Nach einer kurzen Pause schweigsamen Nebeneinanderschreitens begann Georg endlich:

„Fräulein Fanny, ich glaube, es war gerade hier, wo ich Sie zum erstenmal traf. Es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich Sie sehe, und eigentlich das erste Mal, daß ich Sie allein sprechen kann. Lassen Sie mich Ihnen danken, daß Sie mir wenigstens das Glück gewährt haben, Sie kennen zu lernen und dann und wann in Ihrer Nähe verweilen zu dürfen. Fräulein Fanny,“ er stockte, „darf ich hoffen, daß, wenn Sie jemals im Leben eines Freundes bedürfen, eines Menschen, der bereit ist, alles zu thun, was Sie nur von ihm verlangen mögen, — daß Sie dann an mich denken?“

Fanny schwieg.

Georg fuhr dadurch ermutigt fort: „Ich bin nur ein einfacher Mensch und habe in meinem Leben hart arbeiten müssen. Wenn man lange in der Fremde lebt, entwöhnt man sich der heimatlichen Gebräuche und Gewohnheiten. Es ist gewiß ungeschickt und unbeholfen, was ich Ihnen hier sage, aber ich folge meinem Herzen, und das ist ehrlich und Ihnen unbeschreiblich ergeben.“

Und wieder nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Haben Sie den Brief, den ich an Ihren Herrn Vater geschrieben habe, gelesen? Sind Sie mir böse gewesen?“

Er sah Fanny wie hilfesuchend an. Diese biß, wie das ihre Gewohnheit war, mit den kleinen weißen Zähnen auf die schmale Lippe und blickte auf. Ihre Augen begegneten sich. Sie sah eigentlich zum erstenmal die seinen, denn sie hatte es immer vermieden, ihn anzusehen. Die Mutter hatte recht, er hatte schöne, treue Augen, die jetzt mit fast flehendem Ausdruck auf ihr ruhten. Der arme Mensch schien sie wirklich sehr zu lieben. Was verlangte sie denn eigentlich vom Leben?! Dieser Mann, dessen Ergebenheit sie kennen gelernt hatte, dessen wahre Neigung aus jedem seiner Worte sprach, wolle ihr ein angenehmes, sorgenfreies Dasein bieten, wollte sie hinwegführen aus den kleinen, engen Verhältnissen, denen sie entwachsen, nach Alhama.

Und als sie an Alhama dachte, gestand sie sich, daß sie ihn eigentlich bloß deshalb zu diesem Spaziergang aufgefordert hatte, um ihn über Hohendahl, über dessen Leben und Treiben zu befragen. Aber nun kam es ihr doch zu herzlos und selbstsüchtig vor, Georg, der so ganz erfüllt war von seiner eigenen Sache, mit ihren gleichgültigen Fragen zu belästigen. Was wollte sie denn auch eigentlich wissen? Hohendahl war tot für sie, mußte tot für sie sein, und ihr Herz war es auch, das fühlte sie. Was konnte sie also besseres von der Zukunft verlangen, als an der Seite eines guten Mannes ein sorgenfreies, angenehmes Leben zu führen? Zu Haus war es unerträglich: da war es ihr immer schwüler und drückender geworden; sie sehnte sich hinaus in die Freiheit, in die Unabhängigkeit. Alles das konnte ihr der Mann, der bescheidentlich neben ihr schritt, bieten. Und freundlicher, als Georg es erwartet hatte, erwiderte sie leise: „Ich war Ihnen nicht böse.“

„Ich weiß ja,“ fuhr Georg fort, „daß Sie mich nicht lieben, ich bin nicht so eingebildet und anmaßend, dies auch nur einen Augenblick zu glauben, aber ich habe den Mut, Sie mir durch grenzenlose, anhaltende Güte und Liebe zu erobern. Ich habe niemanden auf der Welt, keine Angehörigen und Familie. Durch Fleiß und Energie habe ich mir eine geachtete Stellung und ein ansehnliches Vermögen erworben. Ich habe mich nie viel um Frauen bekümmern können, weil ich nicht Zeit dazu hatte. Immer hat es mir als ein Ideal vorgeschwebt, die Frau, die einst an meiner Seite leben würde, mit all den Genüssen, die mein Erworbenes ihr bieten könne, zu überschütten. Ich selbst bin bescheiden und anspruchslos; nur für die, die ich liebe, will ich arbeiten und erwerben, sie soll genießen! Für sie zu leben und ihr jeden Wunsch zu gewähren, soll mein Glück

und Stolz sein. Halten Sie mich nicht für überspannt, ich bin im gewöhnlichen Leben ein ganz nüchterner Mensch, und was ich Ihnen hier sage, sind nicht die üblichen Versprechungen eines verliebten Thoren. Ich habe in den letzten Tagen viel und ernst darüber nachgedacht und weiß, was ich wage, einer Frau, die nicht liebt, zuzumuthen, ihre Familie zu verlassen und mit mir in die Fremde zu ziehen. Es ist ein großes Opfer, und darum habe ich bis heute gewartet mit der Frage, die über mein Schicksal entscheiden soll. Darum muß ich jetzt meinen ganzen Mut zusammennehmen — — Fräulein Fanny, ist es etwas so Unmögliches? Ist Ihnen meine Liebe, meine Ergebenheit lästig? Fürchten Sie, je zu bereuen, sich mir anvertraut zu haben — so gelobe ich Ihnen, Sie in derselben Stunde, in der Sie es mir sagen, frei zu geben, ohne Vorwurf und ohne Schwierigkeiten. Kein Zwang, — nicht einmal der der Gesetze soll Sie an mich fesseln, ich will Ihnen selber helfen, Ihre Freiheit wieder zu gewinnen, alle Bande zu lösen. Wollen Sie es wagen, mir vertrauen, mir folgen, meine Frau werden?"

Seine Stimme zitterte. Sie waren an eine Bank gekommen. Fanny, die ihn ruhig hatte ausreden lassen, setzte sich jetzt wie betäubt nieder, Georg stand vor ihr, keinen Blick von ihr wendend. Es war ganz still um sie herum, nur von der Hauptpromenade drang das Gerassel der Wagen herüber. Beide fühlten, daß die nächsten Sekunden über ihr ganzes Lebensglück entscheiden würden. Er nahm ihre Hand, sie ließ sie ihm. Das Grübeln und Erwägen hatte sie erschöpft. Georg beugte sich zu ihr herab und wiederholte mit vor Erregung fast heiserer Stimme: „Fanny, wollen Sie meine Frau werden?" Kein großer Entschluß kann ohne einen Gran Leichtsinn gefaßt werden. Auch ihre Stimme zitterte, aber er hörte ganz deutlich ihr „Ja", und sie neigte dabei, wie um es zu bekräftigen, das Haupt.

Sie gingen wohl noch eine Stunde in den einsamen Alleen des großen Gartens auf und ab. Sie hatten noch viel zu beraten und zu überlegen. Den Rückweg nahmen sie über die Hauptpromenade. Georg bot ihr den Arm. Fanny legte den ihrigen in den seinen, nicht ohne ein bitteres Lächeln über die erstaunten Gesichter der ihnen begegnenden Bekannten, von denen sie auf der sonntäglichen Promenade eine reichliche Anzahl antrafen.

Zu Hause wartete man auf die Beiden mit dem Essen. Mama Schliepmann war unzählige Male vom Eßtisch zum Fenster und vom Fenster zum Eßtisch gelaufen, hatte die Straße hinabgeblickt oder an den Tellern gerückt. Sie hatte die bestimmte ahnungsvolle Empfindung, daß sich etwas ereignet habe, etwas Wichtiges, Folgenschweres. Sie sagte es ihrem Manne, der zuckte die Achseln.

Da hörten sie eilige Schritte, die Thür wurde schnell geöffnet, und Georg kam herein, von Fanny gefolgt.

Fanny trat an ihre Mutter heran: „Mama, wir haben uns eben verlobt."

Frau Schliepmann mußte sich setzen und konnte erst kein Wort hervorbringen.

Vater Schliepmann dagegen breitete die Arme aus und rief herzlich: „Kinder, das ist vernünftig, das freut mich aufrichtig!"

Ein halbe Stunde später trank die ganze Familie mit Georg Brüderschaft.

* * *

Drei Monate später war Fanny Frau Steffens und vollständig eingerichtet in ihrer eigenen Häuslichkeit in Alhama. Der Abschied war ihr sehr schwer geworden. Es war nicht gerade Zärtlichkeit für die Ihrigen, nicht Anhänglichkeit an das Elternhaus, aber es überkam sie oft, besonders kurz vor der Hochzeit, ein Gefühl von entsetzlicher Mutlosigkeit und banger Besorgnis, diesem ihr eigentlich doch noch fremden Manne in die Ferne und Fremde zu folgen, mit allen Gewohnheiten zu brechen und ein neues Leben anzufangen. Sie suchte sich zu betäuben, indem sie sich mit übergroßem Eifer auf die Besorgungen und Einkäufe zu ihrer Ausstattung stürzte.

Ihr Vater, der dies bemerkte, tröstete sie: sie könne ja schließlich, fühle sie sich zu unglücklich, immer wieder zurückkommen. Das Elternhaus wäre ja nicht aus der Welt!

Auch Georg sah, was in Fanny vorging, er glaubte indes mit jener eigensinnigen Zähigkeit und jenem Selbstvertrauen des self-made man, daß es ihm doch schließlich gelingen werde, Fanny ganz für sich zu gewinnen, wenn er sie nur erst bei sich in der neuen Heimat, auf ihn allein angewiesen, haben würde.

Und nun hatte er es erreicht. Sie bewohnten eine schöne behagliche Wohnung, denn der alte Schliepmann hatte es sich etwas kosten lassen, seiner einzigen Tochter einen „schönen Käfig", wie er es nannte, einzurichten, und Georg selber hatte nicht gespart, um Fanny mit Luxus und Behagen zu umgeben.

Alhama ist eine alte winkelige Stadt, unmittelbar am Mittelländischen Meere gelegen. Der neuere Stadtteil ist vom alten durch einen natürlichen Hafen getrennt, der von einer Art Meeresbucht gebildet wird. Vom Hafen aus führt eine breite, mit Platanen bepflanzte promenadenartige Straße leicht aufsteigend in eine der winkeligen Vorstädte von Alhama. Diese Straße, Gran Via genannt, zählt in der Nähe des Hafens eine beträchtliche Anzahl von Läden, Hotels, Cafés und Theatern. Weiter hinauf hören die Läden auf, die Cafés werden seltener und vornehmer, und schließlich findet man nur noch elegante neue Wohnhäuser, in denen die reicheren Kaufleute, und villenartige Gebäude, in denen die vornehmen Familien der Stadt wohnen. Noch weiter hinauf nimmt die Gran Via den Namen des Vorortes, in den sie mündet, an. Die Vorstädte von Alhama sind meist von Fabrikarbeitern bewohnt. Es sind enge Gäßchen mit kleinen Häusern. Die Tramvia (Pferdebahn) führt durch die Straßen zum Hafen hinunter und auch durch die Vorstädte hindurch hinauf in die Berge, die Ausläufer der Pyrenäen, von denen Alhama im Norden begrenzt wird. Hier befinden sich unzählige von köstlichen Gärten umgebene Villen, Torren genannt, von denen fast jede wohlhabende Familie eine entweder an der See oder in den Bergen gelegene besitzt. Außer der Tram-via führt auch noch eine Eisenbahn zu den kleinen Gebirgsorten, die in

nächster Nachbarschaft der Stadt liegen. Sogenannte Omnibuszüge, die jede halbe Stunde den dicht an der Gran via gelegenen Bahnhof verlassen, befördern an Feiertagen unzählige Spaziergänger und sich nach besserer Luft und Freiheit sehnende Familien hinauf in die Berge.

In einem der schönen weißen Häuser der Gran via mit vielen Balkons und grünen Jalousien wohnte nun Fanny. Georg verließ sie alle Morgen nach dem Frühstück und begab sich nach seinem Büreau, das aus Geschäftsgründen drüben in der Altstadt lag. Abends zum Diner kam er erst wieder. Es hatte ihn anfangs besorgt gemacht, Fanny soviel allein zu lassen, aber seine Frau hatte ihn darüber beruhigt und ihm die Versicherung gegeben, der Tag verstreiche ihr schnell genug. Sie beschäftigte sich damit, spanisch zu lernen, und machte in den kühleren Tagesstunden Spaziergänge durch die Stadt und in der Umgegend, um, wie sie sagte, Land und Leute kennen zu lernen.

Georg hatte seine Frau mit einigen Landsleuten bekannt gemacht. Die deutsche Kolonie bestand meist aus älteren Kaufleuten, die seit einer Reihe von Jahren Agenturen in Alhama besaßen, ein stilles Familienleben führten und ihr Hauptinteresse ihrem Geschäft und den Vorgängen in der deutschen Heimat zuwandten. Sie verkehrten nur wenig mit den Spaniern, mit denen sie nur geschäftlich in Verbindung traten; denn der gute Deutsche ist nirgends deutscher gesinnt, als im Auslande. Fast all die deutschen Männer der Kolonie hatten sich ihre Frauen aus der Heimat geholt oder mitgebracht, ließen sich Sauerkraut und westfälischen Schinken schicken und politisierten in ihrer Stammkneipe bei Münchener Bier ebenso feurig, als wären sie nicht in dem Lande, wo der Heliotrop das ganze Jahr in dichten Sträuchern im Garten blühte.

Fanny war bei ihren Besuchen von den ehrbaren deutschen Frauen mit ganz besonders neugierigen Blicken gemustert worden. Man hatte mit großer Erwartung und Spannung der Ankunft der jungen Frau Steffens entgegengesehen. Der Ruf ihrer seltenen Schönheit war ihr vorangeeilt; man hatte sich gewundert, daß der einfache schlichte Georg eine so Vielumworbene sich hatte erobern können. Man kam Fanny sehr freundlich entgegen, denn Georg war sehr beliebt. Die Frauen erboten sich, ihr nützlich zu sein mit Rat und That, da anfangs das Wirtschaften im Auslande seine großen Schwierigkeiten habe. Fanny lehnte alle Anerbieten kühl ab, sie fühlte sich zu den Leuten nicht hingezogen und wollte ihnen nicht zu Dank verpflichtet sein. Das waren ja alles Menschen, wie die, die zu Hause bei ihren Eltern verkehrt hatten; dazu hatte man sich nicht nach Spanien verheiratet. Sie wollte ein neues Leben beginnen, ihr neue, ungekannte Beziehungen anknüpfen, und darum folgte sie ihrem Manne auch viel freudiger, als er sie mit einigen spanischen Familien, mit denen er in Geschäftsverbindung stand, bekannt machte.

Sie wurde mit Bewunderung und südländischer Liebenswürdigkeit aufgenommen. Ganz besonders hatte Fanny eine junge, etwa mit ihr gleichalterige Frau gefallen. Dieselbe war an einen alten General, Don Pedro Fuentes, verheiratet. Die junge Frau war aus der Havana. Ihre Eltern hatten Besitzungen auf Cuba. Don Pedro, von der spanischen Regierung dort hingeschickt, um einen Aufstand zu unterdrücken, hatte Mercedes kennen gelernt, sich in sie verliebt, und das junge siebzehnjährige Mädchen war ihm in seine spanische Heimat gefolgt. Sie lebten seit mehreren Jahren in Alhama. Der General, der schnell gealtert war, hatte sich vom Dienste zurückgezogen und hier an verschiedenen industriellen Unternehmungen als stiller Teilhaber interessiert, er brachte seine Abende meist im kaufmännischen Klub beim Spiele zu.

Die lebhafte dunkeläugige Mercedes sah in Fanny eine Gefährtin für einsame Stunden und kam ihr daher ganz besonders warm und herzlich entgegen. Beim Nachhausegehen erklärte Fanny Georg, daß diese Frau wohl ihr Hauptumgang werden würde. Georg lächelte zustimmend, ihm war alles recht, was seine Frau that. Fanny hatte im Salon der kleinen Havanesin auf einem Tischchen neben der Chaiselongue das Bild von Carlos Hohendahl stehen sehen.

Sie hatte, seitdem sie in Spanien war, nicht viel von ihm gehört und auch nicht nach ihm gefragt; nur das wußte sie, daß er kurz vor ihrer Verheiratung Alhama verlassen hatte, um seine Besitzungen in der Havana zu besichtigen. Es war ihr sehr angenehm gewesen, denn es hätte sie doch wohl gestört und vielleicht etwas befangen gemacht, wenn sie ihn gerade in der ersten Zeit ihrer Ehe angetroffen hätte. Es war ihr lieb, daß sie sich vor dem Wiedersehen einleben und festen Fuß fassen konnte.

Sie fühlte sich schneller heimisch, als sie vermutet hatte. Schon nach wenigen Wochen hatte sie die Empfindung, als sei sie mindestens schon ebensoviel Monate mit Georg verheiratet. Ein Tag verging wie der andere, Georg war immer derselbe freundliche, liebevolle Mann. Er umgab sie mit tausend Aufmerksamkeiten und suchte, wo er nur irgend konnte, ihr Freude und Zerstreuung zu verschaffen. Ihr Zimmer war stets angefüllt von den herrlichsten Blumen, und er fand alles, was Fanny sagte, klug und liebenswürdig. Fanny schrieb auch ihrer Mutter Briefe, in denen sie Georg nicht genug loben konnte, und verschwieg mit einem Gefühl von Scham, daß sie bereits Stunden hatte, in denen sie am mittelländischen Meer dieselbe Langeweile in der Alltäglichkeit empfand, die ihr das Elternhaus an der Elbe so gründlich verleidet hatte.

Da sie unter den deutschen Frauen keine gefunden hatte, die sich zu ihrem Umgang eignete, verkehrte sie fast ausschließlich mit Mercedes. Nicht daß es jene Freundschaft gewesen wäre, wie sie sonst wohl unter jungen Frauen sich schnell knüpft, dazu waren die beiden denn doch aus zu verschiedenen Himmelsgegenden. Das, was sie zusammenführte, war beiderseitige Unthätigkeit und Trägheit. Ihre gemeinsamen Interessen beschränkten sich meist auf Toilettenfragen, Theater und Bespötteln der deutschen Kolonie.

Nach Hohendahl hatte Fanny ihre spanische Freundin noch nicht gefragt, nur einmal ganz zufällig war das Gespräch auf ihn gekommen. Fanny hatte bei Mercedes gefrühstückt, der General war abwesend, und Georg wie gewöhnlich drüben in der Altstadt. Die beiden Frauen saßen sich gegenüber am Tisch; es war um die

Mittagsstunde und ein ganz besonders heißer Tag. Sie sprachen wenig. Vor ihnen stand eine Schale mit Früchten und Süßigkeiten, aus der sie naschten, weil sie zu träge waren, um sich davon auf den Teller zu thun. Da machte Mercedes den Vorschlag, Fanny ihre Fächersammlung zu zeigen, auf die sie, wie alle Südländerinnen, ganz besonders stolz war.

Sie erhob sich gemächlich, öffnete einen schmalen, hohen Schrank, in dem auf Brettern aufgetürmt unzählige Fächerkartons in den verschiedensten Ausstattungen standen. Und nun begann sie vor Fannys staunenden Augen eine Fächersammlung auszubreiten, die schwerlich ihresgleichen haben mochte. Jeden einzelnen öffnete sie und machte mit demselben, bevor sie ihn Fanny zeigte, einige jener graziösen Bewegungen, wie sie beim Oeffnen und Schließen mit dieser koketten Gewandtheit nur von Spanierinnen vollführt werden. Vergeblich versuchte sich auch Fanny in dieser Kunst des Fächerspiels, die Mercedes zur Virtuosität ausgebildet hatte. Vergeblich. Man muß eben, wie die Spanierinnen von früher Kindheit an an den Fächer gewöhnt sein, so daß er mit den kleinen Händen fast verwachsen zu sein scheint. Mercedes hatte noch ihren ersten Fächer, ein winziges Ding aus bunter Seide, mit Schmetterlingen und Blumen darauf, ein Patengeschenk. Dann zeigte sie Fanny die von Spitzen, Federn, Perlmutter, Schildpatt, Ebenholz, gestickte, geschnitzte und gemalte. Fanny zählte an die achtzig. Fast alle waren aus Paris oder Madrid, nur ein einziger nicht, Mercedes hielt ihn jetzt gerade in der Hand und sagte:

„Sehen Sie, Paquita," — Mercedes hatte sich Fannys Namen übersetzt — „dies ist ein Landsmann von Ihnen." Und sie schlug dabei den großen von Elfenbein mit geschnitztem Monogramm verzierten Fächer klappernd auf.

„Er ist etwas schwer und rasselt, darum nehme ich ihn nicht gern. Sie haben den Karton dazu in der Hand."

Fanny hatte den schmalen Sammetkasten noch nicht betrachtet. Er war geöffnet, und jetzt fielen ihre Blicke auf die Innenseite des Deckels, auf dessen weißem Atlasfutter mit Goldbuchstaben die Firma eines Dresdener Ladens stand. In der fremden Umgebung wirkte der vertraute Straßenname wie ein Gruß aus der Heimat. Fanny legte den Fächer sorgfältig in den Kasten zurück; als sie ihn schloß, sah sie, daß auf den Sammet des Deckels die Buchstaben C. H. und eine Jahreszahl gestickt waren. Mercedes bemerkte nicht, daß Fanny errötete, und sagte, harmlos weiterplaudernd, indem sie die Fächer wieder ordnete:

„C. H. heißt Carlos Hohendahl, es ist ein Freund von uns, ein halber Deutscher. Wie schade, daß Sie ihn nicht kennen! Aber ich hoffe, er wird bald wiederkommen, er ist in meiner Heimat und besucht meine Eltern. Es ist ein sehr lieber Mensch. Den Fächer brachte er mir, als er zum letzenmal in Deutschland war."

Hohendahl hatte sich damals mit Fanny verlobt.

* * *

Das Weihnachtsfest rückte heran. Fanny dachte mehr als je an die Heimat. Es war die Zeit, in der sie in Begleitung ihrer Mutter, mit Schachteln und Paketen beladen, durch die Straßen zu eilen pflegte. Zu jener Zeit wurden die strengen Hausgesetze bei Schliepmanns immer etwas gelockert. Mutter und Tochter wurden wegen ihres unpünktlichen Nachhausekommens nicht gescholten, und es wurde ihnen nicht weiter verargt, wenn sie sich in einer Konditorei den Appetit für das Mittagbrot verdorben hatten. Obgleich es in jedem Jahr dasselbe war, empfand doch Fanny immer wieder den eigentümlichen Reiz der weihnachtlichen Stimmung, den der Nadelgeruch des großen Tannenbaums im Eßzimmer und der Anblick der großen Berge Pfefferkuchen auf sie ausübte. Fanny fühlte zum erstenmal, daß es doch Alltäglichkeiten und Gewohnheiten gibt, die einem recht lieb werden können. Sie fürchtete sich, das Weihnachtsfest mit Georg allein verbringen zu müssen, und nahm daher mit freudiger Bereitwilligkeit die von Georg nur schüchtern vorgebrachte Einladung zur Weihnachtsfeier der deutschen Kolonie an.

Diese war, wie alljährlich, im Klublokal der Deutschen, das natürlich den Namen „Germania" führte und sich in einem der größeren Restaurants an der Gran via befand. Die Feier bestand aus einem um 7 Uhr stattfindenden Diner und einem darauf folgenden Balle. Carlos hatte ihr seinerzeit davon erzählt, allerdings nicht gerade sehr entzückt. Er war mit Rücksicht auf seine deutsche Herkunft mehrere Male eingeladen worden und hatte dem Feste beigewohnt. Georg dagegen sprach stets mit großem Stolz von dem Feste und war jetzt ganz besonders glücklich, es gemeinsam mit Fanny begehen zu dürfen. Wenn auch ganz anders als in der Heimat, so doch nicht minder eigentümlich, war die Art der Weihnachtsfeier in Alhama. Die lange und breite Gran via war von einer dichten auf- und abwogenden Menschenmasse angefüllt. Ganz Alhama samt seinen Vorstädten war auf den Beinen. Rechts und links von der Promenade unter den Platanen hatten die Bauern und Bäuerinnen aus der Umgegend ihren Stand aufgeschlagen und boten große lebende Hühner feil, Pavos genannt. Es ist eine spanische Sitte, die man in jeder Familie, sei sie noch so arm, aufrecht zu erhalten bestrebt ist, am ersten Weihnachtstag einen gebratenen Pavo auf dem Tisch zu haben; und darum strömt alles, Jung und Alt, in den letzten Tagen vor Weihnachten zur Gran via, um sich den Festpavo zu kaufen. Die armen Tiere saßen auf Stroh, den Kopf in die Federn geduckt, geduldig ihr Schicksal erwartend. Eines nach dem anderen wurde gekauft, an den Beinen zusammengebunden, über die Schultern gehängt und, während es ängstlich mit den Flügeln schlug, davongetragen. In das Stimmengesurr der Käufer und Verkäufer ertönte das laute Schreien der Tram-via-Kutscher und der Ruf „la Lotteria!" Zu Weihnachten ist nämlich die Hauptziehung der spanischen Staatslotterie, in der fast jedermann spielt, da die Lose mit den Wachsstreichhölzerschachteln um die Wette an jeder Straßenecke verkauft werden. Die eben in Madrid gezogenen Nummern werden sofort auf Listen gedruckt und für einen Quarto auf der Straße verkauft.

Georg ging mit Fanny, um ihr dieses volkstümliche Treiben zu zeigen, über die Gran via hinaus zum

Park, eine sich zwischen Rasenplätzen, Baumgruppen und Gartenanlagen ziehende Allee, an deren Seite sich der Hauptfahrweg für die Spazierfahrten der eleganten Welt befand. Hier war dasselbe Gedränge und Gestoße, wie auf der Gran via, auf der es Fanny heute nicht hatte aushalten können. Die Nähe des stark nach Knoblauch riechenden Volkes und das Geschrei der gequälten flatternden Tiere hatten sie mit Widerwillen erfüllt. Es erschienen ihr alle so wild und roh, die grelle blendende Sonne so wenig weihnachtlich, daß sie sich plötzlich fortsehnte nach dem niedrigen, grauen, freudlosen Himmel der Heimat. Müde und mißmutig schritt sie draußen auf der Parkpromenade neben Georg einher. Sie ärgerte sich, daß sie laufen mußte und Georg keinen eigenen Wagen besaß, denn Droschken und Mietswagen waren in Alhama wegen ihres schlechten Zustandes eine Unmöglichkeit. Sie blickte mit Neid auf die unzähligen Equipagen, die, wie beim Corso in langen Reihen sich folgend, an ihrer Seite dahinrollten. Fast in jeder befanden sich schöne elegante Frauen, deren große dunkle Augen unter den hohen reichen Pariser Hüten melancholisch hervorblickten. Wie spießbürgerlich kam sie sich vor an der Seite des einfachen Georg, der in seinem grauen Ueberzieher, mit niedrigem Filzhut wie ein biederer Handwerker am Sonntagnachmittag aussah. Ja, hätte sie Hohendahl geheiratet! Sie mußte sich nun begnügen, einen guten braven Mann zu haben.

Brav! Ja, das war er! Aber weiter war er auch nichts.

„Da kommt Mendoza," unterbrach Georg Fannys unerquicklichen Gedankengang. Sie folgte den Blicken Georgs und sah in der langen Wagenreihe einen Gig, von vier Rappen gezogen, auf sie zukommen. „Der selbst fährt, das ist er." Fanny blickte auf. Es war ein schlanker, elegant gekleideter Mann in kurzem Jaquet, hellen Reitbeinkleidern und hohen Stulpstiefeln. Sein bleiches Gesicht umrahmte ein am Kinn zugespitzter schwarzer Vollbart, und seine großen dunkeln Augen blickten unverwandt und fast zärtlich auf die im tändelnden Schritt einhergehenden Rosse.

„Wer ist Mendoza?" fragte jetzt Fanny, der die Eleganz des Gespanns aufgefallen war.

„Ein großer Sportsman, Spieler und Don Juan, so eine Art mauvais sujet aus einer sehr vornehmen spanischen Familie. Sieh ihn nicht so an, Fanny; er ist ein eitler Narr, der sich einbildet, unwiderstehlich zu sein und jede Frau im Fluge zu erobern."

Um Fannys Lippen zuckte es spöttisch. Es war das erste Mal, daß Georg ihr eine Verhaltungsmaßregel gab; und er hatte sie doch selbst erst auf den Don Juan aufmerksam gemacht.

Der Gig war vorüber. Sie gingen wiederum schweigend nebeneinander her. Georg fühlte, daß seine Frau verstimmt war, und das verdarb ihm selbst die Laune.

Da begegnete ihnen Herr Bornemann, einer der älteren ansässigen Kaufleute der deutschen Kolonie, ein guter Bekannter von Georg. Georg war glücklich, die unbehagliche Stimmung unterbrechen zu können, und sprach den freundlich grüßenden Bornemann an, ihn auffordernd, sie ein Stück zu begleiten. Dieser nahm die Einladung mit Vergnügen an, da er, wie er sagte, sich glücklich schätze, endlich einmal mit seiner schönen Landsmännin, die so zurückgezogen lebe, ein paar Worte wechseln zu können.

„Wir freuen uns alle herzlich, schöne Frau," wandte er sich an Fanny, „daß Sie an dem Diner zur Weihnachtsfeier in der Germania teilnehmen werden. Meine Frau ganz besonders! Wenn es Ihnen recht ist, lieber Steffens, lasse ich unsere Couverts zusammenlegen."

Georg willigte dankend ein.

„Haben Sie Mendoza gesehen? Ich traute meinen Augen kaum, als ich ihn wieder in altem Glanze vorüberfahren sah."

„Ja; da kommt er übrigens wieder," sagte Georg. Und richtig, an ihrer Seite fuhr diesmal ganz langsam Mendoza neben ihnen her.

„Köstliche Gäule, sehen Sie nur, Steffens, famose Gangart," rief Bornemann. Mendoza, als habe er den Ausruf gehört, wandte seinen Kopf den Spaziergängern zu. Sein Blick traf Fanny, deren Augen auf ihn gerichtet waren. Dann erkannte er Bornemann, senkte die große Peitsche tief zum Gruße, sich gleichzeitig dabei verneigend. Bornemann erwiderte den Gruß kühl und sagte, sich zu Georg wendend:

„Merkwürdig! Heut erkennt er mich wieder einmal, dieser Thunichtgut."

Georg war dem Blick Mendozas auf Fanny gefolgt und hatte wohl bemerkt, daß seine Frau leicht errötete.

„Ein frecher Schlingel!" meinte Georg.

„Hat es denn mit diesem Herrn Mendoza noch irgend eine andere Bewandtnis?" fragte jetzt Fanny.

Georgs Groll, Herrn Bornemanns Empörung und der Blick aus den dunkeln Augen Mendozas, alles dies vereinte sich, um ihr Interesse für denselben zu erwecken.

„Eine besondere Bewandtnis? Das kann ich gerade nicht sagen," erwiderte Herr Bornemann. „Es ist ein Mensch, der sich um niemandes Meinung bekümmert und ganz lebt, wie es ihm gefällt. Ihm gefällt nun aber das Unalltägliche, das, was abseits vom geraden Wege liegt."

„Und natürlich fallen die guten Philister allesamt über ihn her? Ich kann's mir denken."

Georg warf einen besorgten, fast erschrockenen Blick auf seine Frau, deren kalte Gesichtszüge nicht die geringste Veränderung erkennen ließen. Bornemann lächelte.

„Da haben wir's! Nun nehmen Sie ihn auch schon in Schutz! Sonderbar, was ihr Frauen für Sympathien für nichtsnutzige Kerle habt! Wundern Sie sich nicht darüber, lieber Steffens! So sind sie alle, meine Alte nicht ausgeschlossen; die hat auch immer ein sanftes, beschwichtigendes Wörtlein in Bereitschaft, wenn die Rede auf Mendoza kommt."

„Da er sie grüßte, kennen Sie ihn wohl auch persönlich?"

„Ob ich ihn kenne! Allerdings haben wir ihn in den letzten Jahren weniger gesehen. Seit dem Tode seiner Frau hat er sich meist in Paris und Madrid auf-

gehalten und nur selten Alhama mit seiner Gegenwart beehrt."

„Er war also verheiratet?" fragte Fanny erstaunt.

„Ja, mit einer bildschönen blonden Andalusierin. Aber nur ein Jahr lang, dann starb die Frau, die er vergötterte, und er begann sein tolles Leben aufs neue. Er hat sie nicht lange betrauert. Schon wenige Wochen nach ihrem Tode hat er sich zur Zeit des Karnevals mit Tänzerinnen, Zigeunerinnen und wüsten Gesellen herumgetrieben und durch seine tollen Scherze die ganze Gesellschaft von Alhama empört. Seitdem wird er auch nirgends mehr eingeladen und lebt hier, obgleich er einer der vornehmsten Familien des Landes angehört, wie ein Verstoßener, steht ausschließlich im Verkehr mit einigen leichtsinnigen jungen Leuten und vorurteilsfreien Damen vom Theater."

„Sagten Sie nicht, daß Ihre Frau ihn milder beurteilt?" bemerkte Fanny.

„Allerdings," erwiderte Herr Bornemann. „Sie kennt ihn von Jugend auf und war mit seiner Mutter befreundet, als diese noch in Alhama lebte. Jetzt, seit dem Tode ihrer Schwiegertochter wohnt sie auf dem Lande im Süden, wo die Familie Besitzungen hat, und widmet sich ganz der Erziehung ihres Enkelkindes, Mendozas kleiner Tochter."

„Er hat also auch ein Kind?"

Fanny schwebte noch manche Frage auf den Lippen; sie fürchtete aber zu viel Interesse zu verraten und willigte ein, als Georg, den dieses Gespräch langweilte, vorschlug, den Heimweg anzutreten. Bornemann geleitete das Ehepaar nach Hause. An der Hausthüre trennten sie sich.

Beim Abschiednehmen fiel zufällig Bornemanns Blick auf das der Steffensschen Wohnung gegenüberliegende Haus auf der anderen Seite der Gran via.

Dieses Haus, dessen grüne Jalousien bisher stets fest verschlossen waren, war heute merkwürdig belebt. Sämtliche Thüren und Fenster waren nach den Veranden geöffnet. Auf denselben befanden sich bunte Polster, die von einem Diener abgestäubt wurden.

„Der Herr da oben scheint ja auch bald zurückzukehren," meinte Bornemann, nach den Fenstern deutend.

„Hohendahl," sagte Georg, „ja, lange genug war er fort."

„Da drüben wohnt Carlos Hohendahl?" rief Fanny, ihr Erstaunen kaum bemeisternd.

„Wußtest du denn das nicht? Ich glaubte, ich hätte es dir längst gesagt. Allerdings, einige Wochen im Jahre ist er unser Nachbar, aber nur kurze Zeit, denn er zieht es vor, sich auf seinem Landhaus in den Bergen aufzuhalten."

„Ja, wer es so gut haben kann!" meinte Bornemann lachend. „Auf morgen! Und nun Adieu!"

Also da wohnte Hohendahl.

* * *

Am ersten Weihnachtstag pünktlich abends 7 Uhr führte Georg seine junge Frau in den kleinen hellerleuchteten Versammlungssaal der „Germania". Alle waren bereits versammelt, man hatte nur noch auf das Ehepaar Steffens gewartet.

„Schön, daß Sie endlich kommen!" rief ihnen der als Komiteemitglied mit einer bunten Schleife an der Brust geschmückte Bornemann entgegen. „Man wird gleich zu Tische gehen. Sie müssen sich heute schon mir anvertrauen, denn ich werde die Ehre haben, Ihr Tischnachbar zu sein," fügte er, Fanny den Arm bietend, hinzu. „Sie, lieber Steffens," wandte er sich zu Georg, „führen wohl meine Frau."

Frau Emilie Bornemann war eine Dame anfangs der Fünfziger, klein und behäbig, ohne dick zu sein, mit einem klugen freundlichen Gesicht und einem schönen, glatten, dichten Scheitel. Fanny hatte ihr gleich nach ihrer Ankunft in Alhama den üblichen förmlichen Besuch gemacht, der dann auch von Frau Bornemann regelrecht erwidert worden war. Seitdem hatten die beiden Frauen sich nicht gesehen. Trotzdem begrüßte Frau Bornemann Fanny wie eine alte Bekannte. Das war Fanny besonders angenehm, da ihr diese Frau von den Damen der deutschen Kolonie noch am meisten gefiel. Außerdem hatte sie seit gestern ein günstiges Vorurteil für sie gefaßt. Eine Frau, die, wie sie es wagte, der allgemeinen Meinung zum Trotz, einen Mendoza zu entschuldigen, konnte nicht die übliche Engherzigkeit in den Anschauungen besitzen. Sie erwiderte daher Frau Bornemanns Gruß herzlicher, als es sonst ihre Art war.

Die Thüren wurden geöffnet. Eine lange Reihe von Paaren drängte sich in den Saal. Von der Galerie erschollen die Klänge des Hochzeitsmarsches aus dem „Sommernachtstraum". Durch die engen Reihen der gedeckten Tische, sich an den Stühlen stoßend, zwängten sich die Paare, ihre Plätze suchend, von den jüngeren Komiteeherren dabei unterstützt. In den vier Ecken des Saales brannten große Riesentannenbäume, die alljährliche Festüberraschung. Ein buntes Stimmengewirr, Gestoße und Gedränge, Stühlerücken und Musik, Essengeruch, servierende Kellner, die Suppenteller gefährlich schwenkend, so daß der braune, trübe Inhalt immer drohte, sich auf irgend ein gutes „Schwarzseidenes" zu ergießen. Endlich saßen alle. Fanny war es wie ein Traum. War sie denn wirklich in Spanien, in dem Lande der Hidalgos und der Stiergefechte? Das alles kannte sie ja: das war ja ganz wie in Dresden, bei Festlichkeiten im Hotel Bellevue oder auf der Brühlschen Terrasse!

Georg und Frau Bornemann saßen ihr gegenüber. Man hatte mit großer Mühe erreicht, das übliche deutsche Festmenu möglichst genießbar herzustellen, eine Aufgabe, zu deren Lösung sich die spanischen und französischen Köche nur mit Schwierigkeit bereit erklärt hatten. Das Essen war denn auch sehr mittelmäßig, und Fanny genoß nur wenig. Es wurden fortwährend Reden gehalten und Toaste ausgebracht. Nachdem der Kaiser, Bismarck, Moltke und das Deutsche Reich verschiedene Male hatten hochleben müssen, ging man auf die scherzhaften Toaste über, die gewöhnlich in einen allgemeinen Rundgesang endeten. Bei einem derselben meinte Bornemann, sich ganz begeistert an Fanny wendend:

„Schade, daß unsere spanischen Musikanten da oben nicht die ‚Wacht am Rhein' spielen können. Wir

konnten uns aber die Orchesterstimmen nicht mehr verschaffen.“

„Das fehlte noch!“ dachte Fanny. Das war doch kein Weihnachtsfest, hier schienen sich vielmehr die Mitglieder eines Kriegervereins patriotisch zu ergötzen. Sie blickte hinüber zu Georg, ob er die Lächerlichkeit der Situation mit ihr empfände. Da kam sie aber gut an. Der sang mit seinem schönsten Baryton kräftig und überzeugungsvoll mit, und erst bei Fannys kritischem Blicke blieb ihm der Ton in der Kehle stecken.

Endlich war das Diner zu Ende. Wieder begann das allgemeine Stühlerücken, untermischt mit dem lauten Wünschen einer gesegneten Mahlzeit. Die Paare begaben sich zurück in den Versammlungssaal, wo sie den Kaffee nehmen, und die Herren rauchend die Zeit verbringen wollten, die erforderlich war, um den Speisesaal in einen Tanzsaal zu verwandeln. Fanny hatte sich zu Frau Bornemann gesetzt. Diese schlug ihr vor, sie mit einigen anderen deutschen Damen bekannt zu machen. Fanny bat sie, ihr das zu ersparen, sie fühle sich nicht ganz wohl; von der Hitze und vom Wein ermüdet, werde sie heute sicherlich nicht freundlich genug sein und sich nur Feindinnen machen.

„Nun, dann wollen wir beide, wenn es Ihnen recht ist, ein bißchen zusammen plaudern,“ meinte Frau Bornemann. „Bis zum Tanz ist es noch eine gute halbe Stunde. Die Besitzerin dieses Hauses ist eine alte Bekannte von mir. Sie wird mir in ihrem Salon ein ruhiges, kühles Plätzchen zur Erholung gern gestatten. Wollen Sie mir folgen?“

Fanny war von diesem Vorschlag sehr erbaut; sie folgte Frau Bornemann bereitwilligst, die, die Schleppe ihres Kleides sorgfältig hebend, mit ortskundiger Sicherheit sie aus den Sälen hinausführte. Nur wenige Schritte, und sie waren in dem Hausflur, von dem eine nur schlecht beleuchtete Treppe in den ersten Stock des Hauses führte. Frau Bornemann ließ sich die Besitzerin des Restaurants kommen und trug ihr ihren Wunsch im geläufigsten Spanisch vor. Die Wirthin, Donna Eugenia, eine kleine, zierliche schwarze Spanierin, mit großen, an den Schläfen und der Stirn festgeklebten Locken, bedauerte unendlich, Donna Emilia nicht dienen zu können, da sie ihren Salon einer geschlossenen Gesellschaft hatte vergeben müssen. Unten in den Gastzimmern wäre bereits alles überfüllt gewesen; wenn aber die Damen fürlieb nehmen wollten, so wollte sie ihnen ein kleines Hofzimmerchen zur Verfügung stellen, in dem sie eine halbe Stunde ausruhen könnten. Dieser Vorschlag wurde mit Dank angenommen, und bald darauf befanden sich Frau Bornemann und Fanny in einem einfenstrigen Stübchen, dessen ganze Ausstattung aus Sofa, Tisch, mehreren Stühlen und einem Klavier bestand.

Nachdem Frau Eugenia zwei Leuchter auf den Tisch gestellt hatte, verließ sie die Damen, die auf dem Sofa Platz nahmen.

„Wie ungemütlich doch diese Südländer wohnen, sie haben gar keinen Sinn für Komfort und Behaglichkeit,“ sagte Fanny, sich im Zimmer umsehend.

„Das kommt daher,“ meinte Frau Bornemann, „daß sie den größeren Teil ihres Daseins draußen zubringen, auf der Straße oder in der Kirche. Sie haben gar kein Verständnis für die Annehmlichkeiten, die wir Deutsche uns in unserer Häuslichkeit verschaffen. Solche und noch viele andere Dinge trennen uns immer wieder aufs neue und verhindern eine wirkliche Annäherung zwischen Menschen, die in ihren Gewohnheiten und in ihrem Geschmack so grundverschieden sind von uns. Ich habe mich darum auch gewundert, wie Sie, liebe Frau Steffens, sich der kleinen Mercedes haben anschließen können, und habe mir im stillen gedacht, daß es wohl nur der Reiz der Neuheit sei, der Sie anziehe, und daß Sie sehr bald davon zurückkommen werden, um uns Deutsche aufzusuchen. Art gehört nun einmal zu Art. Irre ich mich? Fühlen Sie sich nicht wohl, endlich einmal wieder mit einer deutschen Frau deutsch reden zu können, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist?“ Und dabei reichte Frau Bornemann freundlich lächelnd Fanny ihre Hand.

„Ja, Sie haben recht, auf die Dauer wäre es eine unhaltbare Sache, und darum bin ich auch dem Zufall dankbar, daß er mir zu diesem tête-à-tête mit Ihnen verholfen hat.“

„Ich habe mich auch gefreut, als mir mein Mann sagte, daß Sie unserem Weihnachtsfeste beiwohnen wollten; und obgleich ich wußte, daß es der verwöhnten Großstädterin nur wenig Erfreuliches bieten könne, dachte ich mir doch, daß es eine günstige Gelegenheit sei, sich ein bißchen mehr zu nähern, als es bei förmlichen Besuchen möglich ist. Mein Mann sagte mir, daß er Sie gestern im Parke getroffen habe. Wie hat Ihnen denn unser weihnachtlicher Corso gefallen?“

„O, recht gut,“ erwiderte Fanny. „Sehr schöne Gespanne! Namentlich der Viererzug des Herrn Mendoza.“

„Ist Mendoza hier?“ rief Frau Bornemann erstaunt. „Und mein Mann hat mir kein Wort davon erzählt! Er spricht nicht gern von ihm, er kann ihn nicht leiden und ärgert sich, daß ich milder über ihn denke.“

„Das habe ich bereits gestern bemerkt. Auch mein Mann verlor seinen gewöhnlichen Gleichmut und sprach mit bitterer Verachtung von ihm. Mich interessiert ein Mann, den Sie der ganzen Welt zum Trotz entschuldigen, und ich wäre Ihnen dankbar, liebe Frau Bornemann, wenn Sie mir etwas Näheres von ihm erzählten.“

„Entschuldigen kann ich ihn nicht, denn er hat Sachen gethan, die nicht zu entschuldigen sind, aber er thut mir leid. Ich halte ihn nicht für schlecht, nur für leidenschaftlich und unüberlegt.“

Fanny rückte näher an Frau Bornemann. Diese fuhr fort:

„Es ist ein Mensch, der alles seiner ersten Regung folgend thut, Gutes oder Schlechtes, und dann zu stolz ist, um nach besserer Einsicht das Gethane ungeschehen zu machen. Er erträgt dann mit einer Energie und Hartnäckigkeit, die einer besseren Sache würdig wären, die Folgen seines Thuns. Er hat aber ein gutes, weiches Herz! Das lasse ich mir nicht nehmen, und ich kenne ihn von klein auf. Wir wohnten in demselben Hause, Mendozas und wir, als wir vor dreißig Jahren

hierher nach Alhama kamen. Mein Mann wurde durch seinen Beruf zu häufigen Reisen genötigt, und so war ich oft allein. Zu meinen liebsten Zerstreuungen gehörte es, den kleinen Tonio Mendoza, der vor meinen Fenstern von seiner Wärterin spazieren geführt wurde, hereinzuwinken und mir sein Herz mit Süßigkeiten und später mit munteren Plaudereien zu erobern und zu erhalten. Ich war denn auch seine liebste Freundin, und als er schon ein ganz großer Junge war, versäumte er es nicht, in seinen freien Stunden mich zu besuchen und mir all seine kleinen Freuden und Leiden mitzuteilen. Seine Mutter, eine sehr schöne und fromme Dame, gönnte mir diese Freuden, da sie wußte, daß ich, die kinderlose, etwas einsame Frau im fremden Lande, solcher Zerstreuung bedurfte. Tonios Vater starb früh; seine Mutter begab sich auf ein altes Familiengut im Süden, und Tonio wurde in Madrid erzogen. Da mag er denn nun nicht gerade das Beste gesehen und gehört haben, denn kaum war er in den Besitz seines ansehnlichen Vermögens gelangt, als auch sein tolles Leben begann, abwechselnd in Paris, Nizza und Madrid."

„Haben Sie ihn dann nicht mehr gesehen? Hat er Sie nicht mehr besucht?" unterbrach Fanny Frau Bornemanns Erzählung.

„O gewiß, einige Male," antwortete diese. „Er versäumte es nie, wenn er in Alhama war, zu mir zu kommen, und stets fand ich in ihm den vertrauensvollen, kindlichen Zug, der mir immer so an ihm gefallen hatte. Ungefähr vor fünf Jahren verheiratete er sich mit einer sehr schönen, blonden, ganz jungen Andalusierin. Er war aber leider nur ein Jahr verheiratet. Während dieser Zeit soll er ganz vernünftig und voller Hingebung für seine Frau gelebt haben. Es war am Sylvesterabend vor vier Jahren und mochte wohl so gegen 10 Uhr abends sein. Mein Mann war hier in der „Germania" zur Sylvesterfeier; ich hatte keine Lust gehabt, ihn zu begleiten und saß allein bei einer Handarbeit. Da wird draußen hastig geklingelt, mein Mädchen öffnet und gleich darauf kommt Tonios Mutter, die Sennora Julia Mendoza, bleich und verstört. Wir hatten uns in den letzten Jahren weniger gesehen, da sie nur alljährlich zur Weihnachtszeit hierher nach Alhama kam, um Messen für ihren hier verstorbenen Gemahl lesen zu lassen. Um so mehr wunderte ich mich über ihr plötzliches Kommen zu so später Stunde. Sie erzählte mir unter Thränen, was ich bereits gehört hatte, daß Odilla, Tonios Frau, am ersten Weihnachtstage in Madrid im Kindbettfieber gestorben, und daß Tonio heute Morgen ganz unerwartet mit dem kleinen Kinde bei ihr angelangt sei in einem solchen Zustande von Verzweiflung, daß sie sich fürchte, mit ihm allein zu bleiben. Er wäre wie irrsinnig und fähig, ein Verbrechen zu begehen, das sie, die fromme Katholikin, nicht auszusprechen wage. Da in ihrer Not sei ihr ihres Sohnes alte Freundin eingefallen, und sie käme nun, um dieser Freundschaft willen mich zu bitten, zu ihr zu kommen und zu versuchen, ihren unglücklichen Sohn etwas zu beruhigen, da sie sich fürchte, die Nacht mit ihm allein zu verbringen. Ich überlegte nicht lange, schrieb einen Zettel an meinen Mann, in dem ich ihn benachrichtigte, wo ich mich befände, und folgte der Signora in ihre Wohnung. Ich fand Tonio in einem erbarmenswürdigen Zustande. Er lag in einem Sessel, die Arme auf die Lehne gestützt, den Kopf in den Händen vergraben. Diese Hände waren von etwas hell Leuchtendem umschlungen, das ich nicht gleich erkennen konnte. Erst später sah ich, daß es eine dichte Strähne hell schimmernden Frauenhaares war. Er schien die ganze Welt um sich her vergessen zu haben und meine Ankunft gar nicht zu bemerken. Bald darauf kam eine Wärterin, um mir das Kind zu zeigen. Es war ein liebliches, rosiges Geschöpf mit einem leichten, goldigen Hauch über dem Köpfchen. Es sah gar nicht wie ein spanisches Kind aus. Da richtete sich Tonio auf und sah mich in so wilder Verzweiflung an, daß ich die Befürchtungen seiner Mutter begriff. Er bekam einen vollständigen Anfall von Raserei, ballte die Fäuste gegen den Himmel und stieß Verwünschungen aus. Dann wieder rief er Odilla mit den zärtlichsten Namen, erdrückte das Kind fast mit Küssen, so daß wir es nur mit Mühe schützen konnten, und versank wiederum in dumpfes, stummes Hinbrüten, wie erschöpft von der Gewalt seines Schmerzes."

„Wie muß er diese Frau geliebt haben," sagte Fanny, die immer mehr Interesse für den leidenschaftlichen, ungestümen Mann empfand.

„Ja, er hat in vierzehn Tagen das durchgemacht, wozu andere Jahre brauchen. Nachdem er aber ausgetobt hatte, schien es auch mit Schmerz und Trauer vorbei zu sein, und Sie können sich denken, wie es mir durchs Herz schnitt, als ich wenige Wochen später denselben Mann, den ich noch kurz vorher vor dem Selbstmorde bewahrt hatte, auf der Rua beim Karneval in übermütigster Verkleidung übersprudelnd lustig vorübertollen sah, — und in welcher Gesellschaft! Ich habe es mir auch nie recht erklären können. Ob er sich mit grausamer Selbsterniedrigung hat betäuben wollen; — ich weiß es nicht! Natürlich hat ihm dieses unbegreifliche Benehmen hier sehr geschadet, und alle Welt hat sich von ihm zurückgezogen. Dies scheint ihn aber wenig zu bekümmern, denn, wie ich höre, führt er seit dem Tode seiner Frau ein immer wüsteres Leben, er sucht sogar etwas darin, die öffentliche Meinung immer mehr herauszufordern und ihr zu trotzen. So hat er im vorigen Jahre einer italienischen Sängerin, die wegen ihrer Talentlosigkeit und Häßlichkeit ausgezischt worden ist, einen wahren Triumphzug bereitet und mit den größten Unkosten sich den Aerger ganz Alhamas zugezogen. . . Aber hören Sie nicht Musik?" unterbrach sich plötzlich Frau Bornemann. „Ich fürchte, wir haben uns hier oben zu lange festgeschwatzt. Wir müssen zu unserer Gesellschaft zurückkehren. Ich habe Sie hier mit meiner langen Erzählung genug gelangweilt . . ."

„Gelangweilt!" rief Fanny. „Nein, ich bin Ihnen unendlich dankbar! Sie haben ganz recht, Partei zu ergreifen für den armen Mendoza, ich halte es sogar für unsere Pflicht, dem unglücklichen Menschen nützlich zu sein und ihm womöglich einen gesellschaftlichen Halt zu geben. Gerade Sie wären dazu so geeignet durch Ihr Alter und Ihre Stellung in der Gesellschaft."

„Da käme ich bei meinem Manne gut an! Der

ist mit ihm gerade fertig, wie alle übrigen Herren der Kolonie. Da ist leider nichts mehr zu machen. Wir müssen ihn seinem traurigen Schicksal überlassen.“

„Dann soll er also zu Grunde gehen?“ sagte Fanny mit einer fast traurigen Stimme. Es überkam sie plötzlich eine tiefmitleidige Regung. Frau Bornemann zuckte die Achseln.

Stimmen im Nebenzimmer wurden laut, eilige Schritte kamen näher, die Thür wurde hastig aufgerissen. Mehrere Personen drängten lebhaft herein, voran Mendoza, in der einen Hand einen silbernen Armleuchter mit brennenden Lichtern, den er vermutlich aus dem Zimmer, in dem er bis zu diesem Augenblicke mit seinen Begleitern geweilt, mitgenommen hatte. Er war in Gesellschaftstoilette, ebenso wie die zwei anderen ihm folgenden Herren und die in seiner Gesellschaft sich befindende Dame, eine bekannte Operettensängerin.

Beim unerwarteten Anblick der beiden Frauen wich Mendoza einen Schritt zurück, dann aber Frau Bornemann erkennend, setzte er den Leuchter auf den Tisch, warf die Cigarette, die er bisher im Munde gehabt, in eine Ecke und eilte, beide Hände freudig zum Gruße ausstreckend, auf seine alte Freundin zu.

Die übrige Gesellschaft, die anfangs verlegen an der Thür stehen geblieben war, trat nun näher; sich stumm zu den beiden Damen verneigend, traten sie an das Klavier und waren der Künstlerin behülflich, die mitgebrachten Noten daselbst zu ordnen, in dem sie halblaut mit ihr über das von ihr vorzutragende Musikstück berieten. Frau Bornemann hatte Mendozas herzlichen Gruß zwar etwas zurückhaltend, aber doch freundlich erwidert.

„Wir waren eben im Begriff, dieses Zimmer zu verlassen, meine junge Freundin und ich,“ sagte sie, auf Fanny zeigend. „Wir wollen nun nicht länger stören.“

Mendozas und Fannys Augen begegneten sich. Fanny stand, von den mitgebrachten Lichtern hell beleuchtet, am Tisch und sah neben der kleinen, dunkel gekleideten Frau Bornemann besonders strahlend und schön aus. Sie hatte etwas Königliches in ihrer Erscheinung. Mendoza verneigte sich noch einmal grüßend vor ihr und bat um Vergebung, daß er so ungestüm in das Zimmer gedrungen sei. Er habe keine Ahnung davon gehabt, daß es besetzt gewesen, sondern sei, wie schon häufig, nach einem Diner in dem Salon der Donna Eugenia herübergekommen, um hier mit seinen Freunden zu musizieren. Vielleicht mache es den Damen ein wenig Vergnügen, den Vorträgen der Sennorita zu lauschen. Er würde sich glücklich schätzen …

Frau Bornemann lehnte das Anerbieten dankend ab und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen, auch Fanny war bereit, ihr zu folgen. Mendoza schien nur ungern die Damen scheiden zu sehen. Er ließ es sich nicht nehmen, die beiden Frauen hinauszubegleiten und bis zur Treppe zu führen; am liebsten wäre er noch weiter mitgegangen, hätte Frau Bornemann seine Begleitung nicht ganz entschieden zurückgewiesen. Mendoza blieb oben am Geländer stehen, bis Fannys blonder Kopf bei der Treppenwendung verschwunden war. Dann kehrte er langsam zu seinen Freunden zurück, setzte sich in die von Fanny verlassene Sofaecke und nahm an den Vorträgen und Unterhaltungen seiner Begleiter nur zerstreut und träumerisch teil.

Als die beiden Frauen wieder in die Räume des deutschen Klubs traten, umfing sie eine fast undurchdringliche von Tabaksqualm und Staub erfüllte Luft.

„Chaine anglaise!“ rief die bereits heisere Stimme eines der Festordner, und bei den Klängen einer bekannten Operettenquadrille hüpften die Paare an ihnen vorüber. Frau Bornemann und Fanny drängten sich durch die tanzenden Reihen und die an den Seiten sitzenden, nicht tanzenden Zuschauer hindurch, um in den Nebensaal zu gelangen. Hier eilten ihnen bereits Georg und Herr Bornemann entgegen.

„Aber Kinder, wo um des Himmels willen habt ihr denn eigentlich gesteckt?“ rief Bornemann schon von weitem, während Georg sich besorgt und zärtlich bei Fanny erkundigte, ob sie etwa nicht wohl gewesen sei. Frau Bornemann beruhigte die beiden Männer und erzählte ihnen, daß sie sich mit Fanny angefreundet habe, und daß Fanny in ihr eine Art Mutter sehen solle, bei der sie sich Rat und, wenn nötig, Trost in allen schwierigen Fällen holen könne. Von der Begegnung mit Mendoza erwähnte sie nichts.

Die beiden Ehepaare setzten sich an die geöffnete Thür und schauten dem Treiben im Tanzsaal zu. Georg saß neben seiner Frau, den Arm über ihre Stuhllehne gelegt, Fanny hatte sich zurückgelehnt, ihre Augen ruhten auf den Tanzenden. Sie stellte unwillkürlich Vergleiche an. Wie arg stachen diese ehrbaren Herren mit ihren schlecht sitzenden Fräcken und ihren geröteten Gesichtern, auf denen die Schweißtropfen perlten, ab gegen die Eleganz und Vornehmheit der etwas zweideutigen Gesellschaft da oben, die sie eben verlassen hatte! Immermehr schweiften ihre Gedanken ab von dem, was sie umgab, und immer wieder suchten dieselben den bleichen Mann mit den feurigen Augen auf. Die Romangestalten und Phantasien ihrer Mutter hatten Fleisch und Blut gewonnen. Allmählich gestaltete sich Mendoza in ihrem Geiste zu einem Helden, seine Rücksichtslosigkeiten, sein unmoralischer Lebenswandel dünkten sie beinahe etwas Heroisches. Es war vornehme Weltverachtung, die seine Handlungen bestimmte. Die langweiligen und egoistischen Menschen sind es ja wirklich nicht wert, daß man sich um sie und ihre für die große Masse geschaffenen Einrichtungen sonderlich kümmert! Wer unalltäglich empfindet, darf auch so handeln. Er hatte ganz recht, seinen eigenen Weg zu gehen. Das Leben war wirklich zu kurz, um es in ewigem Einerlei mit hausbäckenen Freuden und Leiden langsam aufzubrauchen. Mendoza war der unumschränkte Herr seines Geschicks … Aber sie? … Unabsichtlich führten ihre Gedanken, ihr Gebundensein an die brave Nüchternheit mit der stetigen Unbändigkeit des rücksichtslos freien Mannes, der so sehr verlästert wurde, zusammen. Sie dachte an ihr Los. Sie fühlte den Arm des ihr vor Gott und den Menschen angetrauten Ehegatten, der ihren Rücken streifte. Sie zuckte zusammen und setzte sich aufrecht. Georg hatte mit seinen Fingerspitzen die krausen Löckchen in ihrem Nacken berührt.

„Aber Fanny," sagte er bestürzt, „du bist wirklich sehr nervös." Er schämte sich vor Bornemanns, denen Fannys fast wie Widerwillen aussehende Bewegung nicht entgangen war. Fanny errötete. Sie hatte das Gefühl des Ertapptseins.

Es war ziemlich spät geworden. Fanny klagte über Müdigkeit. Wenige Minuten später schritten die beiden Männer, von Frau Bornemann und Fanny gefolgt, aus dem Thorweg. Fanny konnte mit ihrer Toilette nicht recht in Ordnung kommen und blieb etwas zurück. Dabei warf sie einen schnellen Blick hinauf zu den Fenstern des ersten Stocks. Dieselben waren erleuchtet und weit geöffnet.

„Die werden wohl noch oben musizieren," sagte Frau Bornemann, die Fannys Blicken gefolgt war. „Uebrigens, liebe kleine Frau, müssen Sie mir als Ihrer neuen mütterlichen Freundin bereits eine kleine Bemerkung gestatten. Denken Sie nicht zuviel an Mendoza, es verlohnt sich nicht. Er ist ein gefährlicher Mensch! Seien sie ruhig und zufrieden, einen so guten Mann zu haben, wie ihr Georg ist, der Sie auf Händen tragen möchte. Unterdrücken Sie alle etwaigen krausen Gedanken. Menschen wie Mendoza sind nichts für unsereinen. Sie haben alles, was eine anständige Frau fürs Leben braucht."

Fanny schwieg, sie ärgerte sich. Sollte die gute Frau Bornemann beabsichtigen, ihr Moralpredigten zu halten? Dann irrte sie sich doch wohl in ihrer Person.

Es war nicht weit bis zu ihrer Wohnung, sie hatten die Gran via nur einige hundert Schritte hinauf zu gehen. An Steffens Haus verabschiedeten sich die Paare.

Hoffentlich sehe ich Sie recht bald bei mir, und Sie pflegen die neue Freundschaft mit der alten Frau," waren Frau Bornemanns letzte Worte. Dann schloß sich die Hausthür hinter Georg und Fanny ...

„Eine schöne Frau! das muß ihr der Neid lassen!" sagte Bornemann, als er mit seiner Frau am Arme die wenigen Schritte bis zu seiner Wohnung weiter ging.

„Ich werde ein gewisses Gefühl von Bangigkeit nicht los, wenn ich die beiden Menschen zusammen sehe" meinte Frau Bornemann gedankenvoll.

„Ach was, Milchen, du zerbrichst dir schon wieder einmal anderer Leute wegen den Kopf und siehst Gespenster! Die Leutchen haben sich vorläufig noch nicht zusammen eingelebt, das ist wahr; aber das gibt sich! War es mit uns etwa anders? Warst du etwa so glücklich in den ersten Jahren unserer Ehe wie heute? Ich habe dich oft genug, wenn ich müde von meinen Geschäften nach Hause kam, in Thränen gefunden. Thränen, die ich mir nie erklären konnte, denn ich that alles, was ich konnte, um dich glücklich zu machen. Ich tröstete mich damals auch damit, daß ich mir sagte: es wird sich schon geben! Und es hat sich gegeben! Und du bist eine ganz vernünftige glückliche Frau geworden. Habe ich nicht recht?"

Er sah seine Frau an, diese nickte zustimmend; aber ein halb mitleidiges, halb ungläubiges Lächeln umspielte ihre Lippen. Vielleicht hatte ihr guter Mann ja recht; vielleicht fand sich ja Fanny schließlich in die hausbackene Einfachheit des ihr bestimmten Daseins, wenn sie das bißchen Romantik, das nun einmal zu einer jeden Frau gehört, abstreifen würde. Ob aber die schöne Frau Charakterstärke genug besitzen würde, sich mit dem Unvermeidlichen zu befreunden, schien ihr, der Erfahrenen, doch sehr fraglich.

Als sie schon längst im Bette lag, konnte sie immer noch nicht die Gedanken von Fanny wenden. Ihre eigenen Jugendjahre zogen an ihrer Seele vorüber. Der gute Mann da, der an ihrer Seite so friedlich schlief, hatte nie eine Ahnung gehabt von den schweren Herzenskämpfen, die sie allein mit sich abgemacht hatte; und trotz alledem, wer weiß, wie noch alles gekommen wäre, wer weiß, ob sie jetzt mit sich und mit aller Welt die in Frieden lebende Frau geworden wäre, wäre er, der ihr all das Herzeleid und all das Kämpfen bereitet hatte, nicht gestorben! Niemand verstand Fannys Lage besser als sie. Ach, diese Mendozas! Es hätte gar nicht sein Sohn zu sein brauchen, der nun in das Leben der jungen Frau einzugreifen drohte! Und er war's. Es schien ihr wie ein Wink vom Himmel, wie eine heilige Aufgabe, die eigenen Erfahrungen und Leiden zu Fannys Gunsten zu nutzen. Sie, der Tonios Vater einst so schweres Herzeleid zugefügt, fühlte sich berufen, die junge Frau vor dem Sohne zu schützen. Hätte sie nur ehedem eine mütterliche Freundin gehabt! Sie machte sich nun Vorwürfe über ihre Redseligkeit. Fanny durfte Mendoza nicht wiedersehen. Das stand in ihr fest.

(Schluß folgt.)

Der Nordostsee-Kanal.

Von

K. E. Jung.

Das Bedürfnis, die Schranken zu beseitigen, welche die östlichen Seeküsten unseres deutschen Vaterlandes von den westlichen scheiden, hat sich schon seit einer langen Reihe von Jahren fühlbar gemacht. Die Notlage, in welcher die Kohlen- und Eisenindustrie Rheinlands und Westfalens sich zeitweilig befand, der Wunsch, diesen wichtigen Erwerbszweigen ein weiteres Absatzgebiet auf einem Boden zu gewinnen, welchen infolge günstigerer Verkehrsbedingungen bislang England beherrscht, gab bereits im Anfang der sechziger Jahre eine Anregung zur vorläufigen Feststellung der zweckmäßigsten Route und mutmaßlichen Kosten eines Kanals, welcher Nord- und Ostsee in unmittelbare Berührung bringen sollte, indem er die Cimbrische Halbinsel durchschnitt.

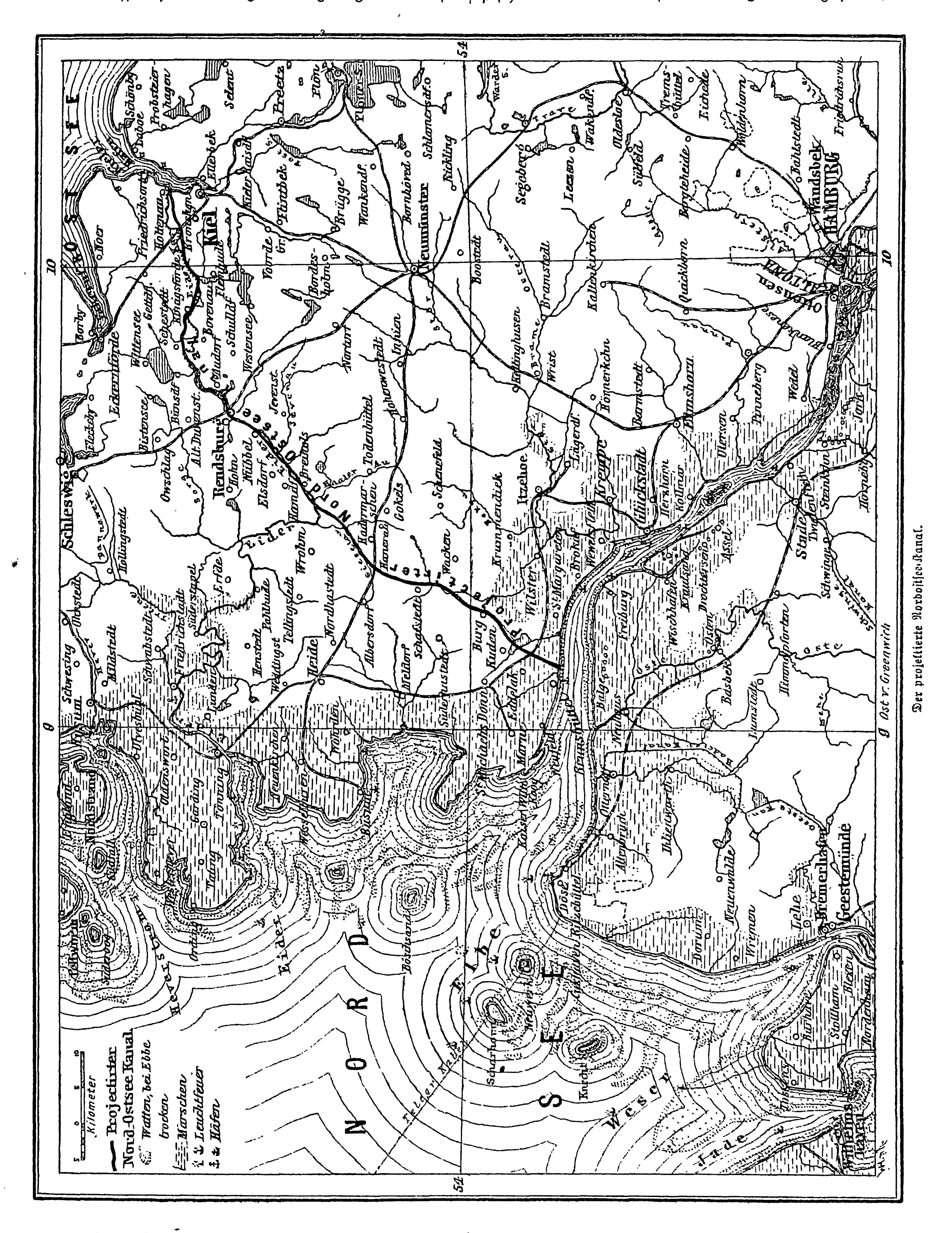
Allerdings besteht ein solcher Kanal bereits seit mehr als 100 Jahren. Das ist der Eiderkanal. Die Schiffahrt auf dieser Wasserstraße zwischen den deutschen Nord- und Ostseehäfen und zwischen Holland, Belgien und der Ostsee ist eine sehr bedeutende, allein sie wird nur von kleineren Schiffen, im allgemeinen von Küstenfahrern betrieben und kann auch infolge der Tiefenverhältnisse nur von solchen flachbodigen und wenig tiefgehenden Fahrzeugen betrieben werden, da



Auf dem Pferdemarkt. Von W. Los.

diese für die Watt-Fahrwasser an den südlichen Nordseeküsten gerade die geeignetsten sind.

Den Ansprüchen der Gegenwart genügt aber dieser Kanal schon längst nicht mehr, und es trat daher mit der Einverleibung von Schleswig-Holstein in den preußischen Staat an denselben die Forderung heran, den



Der projektierte Nordostsee-Kanal.

unzulänglichen Kanal in einen dem Schiffsverkehr entsprechenden Zustand zu versetzen. Die Kosten der dazu unumgänglich nötigen Arbeiten wurden auf 40 Millionen Mark berechnet. Indessen konnte sich die preußische Regierung mit einer solchen halben Maßregel nicht befreunden, denn so würde nicht einmal in hinreichender Weise den stetig wachsenden merkantilen Bedürfnissen genügt, während die noch weit schwerer wiegenden militärisch-maritimen Forderungen gar keine Berücksichtigung fanden. Ein solcher Kanal hätte weder größeren Kriegsschiffen die Durchfahrt gestattet, noch wäre ohne genügende Befestigungen an seinen Aus-

gängen im Kriegsfalle seine ungehinderte Benutzung gesichert geblieben. Auch die Trace erschien vom strategischen Standpunkt aus eine wenig glücklich gewählte.

Die preußische Regierung entsandte daher bereits im Jahre 1865 den Geheimen Oberbaurat Lentze, um die nötigen Aufnahmen betreffs eines die Nord- und Ostsee verbindenden, für die größten Schiffe benutzbaren Kanals zu machen. Allein zu einer praktischen Verwertung der damals gemachten Erhebungen kam es nicht; Graf Moltke unterzog den Plan einer scharfen Kritik und sprach sich entschieden gegen seine Ausführung aus, indem er hervorhob, daß das beanspruchte Geld weit besser für die Stärkung und Vermehrung der Marine zu verwenden sei. Seit jener Zeit sind 13 Jahre verflossen, inzwischen hat sich die Wehrkraft unserer Marine verdoppelt, was unser berühmter Stratege verlangte, ist erfüllt worden und die deutsche Marineverwaltung sieht gegenwärtig in diesem Kanal die sicherste Bürgschaft für einen Aufschwung unserer Seemacht, der sie anderen seefahrenden Nationen ebenbürtig an die Seite stellen soll.

Die beiden großen Seebecken, welche unsere nördlichen Küsten bespülen, trennen scharf die durch nahe an vier Breitengrade nordwärts emporragende Cimbrische Halbinsel. Ist diese von Westen her umschifft, so lagern sich vor der Einfahrt in die Ostsee zwischen die Südecke Schwedens und Jütland die dänischen Inseln Seeland und Fünen, drei schmale Meereskanäle bildend, und von diesen sind die allein in Betracht kommenden Sund und großer Belt abermals durch kleinere Inseln verengert. Hier bietet sich vortreffliche Gelegenheit, einer feindlichen Flotte den Weg zu sperren. Zur Zeit des Sundzolls bedrohten die Kanonen von Helsingör jedes die Straße passierende Schiff, das die an Dänemark zu zahlende Abgabe nicht hätte entrichten wollen, heute würden seine Batterien die gepanzerten Eisenkolosse zwar beschädigen, schwerlich aber aufhalten können. Viel sicherer aber wäre das durch unter die Wasserfläche versenkte Torpedos zu erreichen. So vermöchte Dänemark auf das wirksamste die Nordsee von der Ostsee zu scheiden und die in jedem der beiden Meeresbecken zur Zeit befindlichen Flotten zu isolieren.

Für Deutschland könnte bei einem ausbrechenden Kriege, in welchem Dänemark auf feindlicher Seite stünde, eine solche Maßnahme verhängnisvoll sein. Seine Flotte, die jetzt zu einer achtunggebietenden Stärke herangewachsen ist — sie zählte am 1. April vorigen Jahres 97 Fahrzeuge mit 558 Geschützen — würde in zwei Geschwader gespalten werden, denen jede Aussicht zu gemeinsamer Aktion abgeschnitten bliebe. Die baltische Flotte Rußlands ist mit 695 Geschützen armiert, sie hat einen Gehalt von 205 471 Tonnen, aber ihre Dampfkraft ist gering, nur 34 352 Pferdekräfte; Dänemarks Kriegsflotte hat 250 Geschütze und 36 398 Pferdekräfte. Dagegen hat die deutsche Kriegsflotte gegenwärtig einen Bestand von 583 Geschützen, einen Gehalt von 180 177 Tonnen, und eine Motorkraft von 163 000 Pferdekräften. Würde der Verkehr zwischen den in Ost- und Nordsee stationierten Flottengeschwadern gesperrt, so könnte eintretenden Falles selbst die Kombination der Flotten jener beiden Mächte der unsrigen gefährlich werden, während sie anderenfalls durchaus keine Gefahr für unsere weit leistungsfähigere Marine in sich schließen dürfte. Wir würden dann unbedingt die Ostsee beherrschen.

Noch viel bedenklicher müßte sich aber unsere Lage gestalten, falls, was ja vor einigen Jahren nicht unwahrscheinlich war, ein vereinter Angriff seitens Frankreichs und Rußlands mit Dänemark auf uns gemacht würde. Frankreich hat jetzt eine Kriegsflotte, welche nur der Englands nachsteht, es besitzt nicht weniger als 568 Kriegsfahrzeuge, darunter 34 große gepanzerte Schlachtschiffe und 18 gepanzerte Küstenfahrzeuge, während unsre Marine nur 13 Schiffe der ersten und 14 der zweiten Klasse besitzt. Unsere Flotte würde, wie das 1870/71 der Fall war, von einer Offensive durchaus abzusehen und dabei doch den aufreibendsten Dienst zu versehen haben.

Es bedarf nicht erst der Darlegung, daß Frankreich nicht seine ganze disponible Flotte gegen uns zu dirigieren imstande sein könnte, dasselbe gilt für England, falls ein ernsthafter Konflikt zwischen ihm und uns einmal entstehen sollte. Die ausgedehnten Kolonialbesitzungen dieser beiden Länder würden einen nicht geringen Teil ihrer Marine in Anspruch nehmen. Freilich müßten auch wir durch detachierte Geschwader unseren Kolonialbesitz in Afrika und Oceanien zu sichern suchen. Allein uns erwüchse der Vorteil, daß der Feind seine uns im ganzen überlegenen Streitkräfte zu trennen hätte, um mit Erfolg die Mündungen unserer Flüsse, namentlich der Elbe, Weser und Jahde zu beobachten. Würde nun zugleich mit der Anlage eines Kanals dies Fahrwasser genügend vertieft, um unseren Schiffen eine vor jedem feindlichen Angriff geschützte, freie Beweglichkeit zu gewähren, so würde unserer Flottenabteilung damit die Möglichkeit gegeben, zu jeder Zeit in übermäßiger Offensivstärke gegen die beobachtenden feindlichen Geschwader vorzugehen. Und in der That sind die in militärisch-maritimer Beziehung für uns aus der Anlage eines Ost- und Nordsee verbindenden Seekanals entspringenden Vorteile so einleuchtend, daß weder im Reichstage noch außerhalb desselben gegen diesen Gesichtspunkt irgend welche Bedenken erhoben sind, wenn auch, wie das jetzt selbstverständlich, die Vorlage der Reichsregierung von einigen Parteien eine wenig wohlwollende Aufnahme erfuhr. Ließ man dies aber gelten, so bestritt man umso bestimmter die Verwirklichung der für den Handel in Aussicht gestellten Vorteile.

Bekanntlich gehört die Umschiffung Jütlands und der dänischen Inseln um Kap Skagen durch das stürmische Skager Rack, das Kattegatt, den Sund zu den außergewöhnlich gefährlichen Seereisen. Trotz aller Fortschritte, welche die Schiffahrtskunde in der jüngsten Zeit gemacht hat, trotz aller Vorkehrungen gegen Seegefahr, welche durch Beleuchtung der Küsten und Betonnung des Fahrwassers getroffen wurden, verunglücken noch heute bei der Fahrt um dies gefährliche Kap jährlich 200 Schiffe aller Nationen. Allein von der deutschen Handelsflotte haben während der Jahre 1877 bis 1881 in diesen ungastlichen Meeresteilen nicht weniger als 92 Fahrzeuge mit 20 000 Tonnen ihren Untergang gefunden, deren Wert, ohne die Ladung,

welche sie führten, auf drei bis vier Millionen Mark geschätzt wird. Aber diese allein bekannt gewordenen Fälle werden auf nahezu das Doppelte geschwellt, rechnet man die Zahl der Schiffe hinzu, welche auf der Nord-Ostseefahrt verunglückten, ohne daß die Art ihres Untergangs ermittelt werden konnte. Daher würde die Schaffung einer Straße, welche die Schiffahrt von dem Zwange befreite, sich so sicher drohenden Gefahren auszusetzen, allein in humanitärer Hinsicht einen hohen Gewinn bedeuten. Aber es sind auch noch weitere Vorteile geltend zu machen; indessen werden wir gut thun, bevor wir auf dieselben näher eingehen, uns die geographische Lage und Richtung zu vergegenwärtigen, welche man für den zu konstruierenden Kanal bestimmt hat.

Abgesehen von einer Trace zwischen Eckernförde und Husum sind zwei Linien in näheren Betracht gezogen worden. Die genannte Trace ist, obschon sie zwischen zwei Stellen, wo das Meer in tiefere Einbuchtungen in das Land hineindringt, besonders günstige Bedingungen zur Herstellung eines Kanals zu bieten scheint, doch niemals Gegenstand ernsthafter Erwägungen geworden, da sie auf der Nordseite viel zu viel nach Norden gelegt und daher zu sehr den Angriffen einer feindlichen Flotte ausgesetzt ist, während weiter südlich die natürlichen Verhältnisse unserer Nordseeküste unsern Schiffen ungehinderte Beweglichkeit in hohem Maße sichern. Vielmehr hat man als den östlichen Endpunkt die Kieler Bucht, als den westlichen die Mündung der Elbe gewählt, aber gerade über den letzteren Ausgangspunkt machte sich eine Verschiedenheit der Meinungen geltend, indem die einen diesen, die anderen jenen Elbhafen vorschlugen. Der schon genannte Oberbaurat Lentze und mit ihm der Hamburger Dahlström wollten den Kanal bei Brunsbüttel enden lassen, wogegen der Dr. Henry Bartling aus London einen Kanal mit einer Hafenanlage in Glückstadt im Auge hatte. Bartling begründete die größeren Vorzüge seines Projekts im Jahr 1880 in einem längeren, vor dem Centralverein für Handelsgeographie zu Berlin gehaltenen Vortrage. Es wurde darin auf Grund fachmännischer Autoritäten besonders hervorgehoben, daß die Reede von Brunsbüttel zu Befestigungen, wie sie beide Ausgänge des Kanals haben müßten, sich gar nicht eigne, daß dagegen Glückstadt eine der vom militärischen Standpunkt für die Kanalmündungen zu stellenden Hauptbedingungen biete, nämlich ein großes, gut zu verteidigendes Seebecken, zum Sammeln einer Flotte. Weiter wurde zu Gunsten des Bartlingschen Projekts noch betont, daß die Störmündung unterhalb Glückstadts die großen Vorteile eines geräumigen, der Verschlickung nicht ausgesetzten Außenhafens, daher geringerer Baggerungskosten und zugleich durch den Fluß gutes Trinkwasser biete. Allerdings ist Glückstadt weiter von der See entfernt als Brunsbüttel, dieses nämlich etwa 60 km, die Störmündung aber 80 km.

Dennoch hat dieses Bartlingsche Projekt den Beifall der deutschen Reichsregierung nicht gefunden.

Der Gesetzentwurf, welcher am 9. Januar d. J. dem Reichstag vorgelegt wurde, beabsichtigt den Bau des Kanals nach dem Lentze-Dahlströmschen Projekt. Danach soll der westliche Ein- und Ausfahrtspunkt für den Kanal etwa 3 km oberhalb Brunsbüttel an der Elbe gelegt werden, während die Einmündung in die Kieler Bucht bei Holtenau stattzufinden hat. Von Westen aus soll der Kanal zuerst die ziemlich hohe Marsch des Brunsbüttler Neuen Koogs auf etwa 5 km durchschneiden, und dann durch die Kudensee- und Gieselauniederung nach Wittenbergen an der Eider führen. Unter Verfolgung des Eiderstroms über Rendsburg würde der Kanal sich von diesem bei Steinrade abzweigen, um dann die Linie des jetzt bestehenden Eiderkanals unter Abänderung der Krümmungen bis Holtenau einzuhalten.

Ein solcher Kanal böte allen südlich von der geographischen Breite von Hull gelegenen Häfen die größten Vorteile, denn er würde die Schiffsreise nach einem Punkt zwischen Rügen und Südschweden um 237 Seemeilen verkürzen. Für die deutschen Nordseehäfen erwüchse aber ein Zeitgewinn, der fast das Doppelte des Gewinnes von der Themse aus beträgt; es würde daher unserer Kohle und unserem Eisen möglich sein, mit Hilfe dieses Kanals englische Kohle und englisches Eisen in den Ostseehäfen erfolgreich zu bekämpfen. Jetzt bezieht Danzig von England jährlich rund 250 000 Tonnen Steinkohlen und Coaks, von den deutschen Weserhäfen aber nur wenig mehr als 5000 Tonnen. Aehnlich ist es in allen anderen der Steinkohlenzufuhr bedürftigen Ostseehäfen. Das Eisengeschäft, welches von England aus sogar polnische Werke versorgt, liegt ganz ebenso. Diese gegenwärtig für unsere westlichen Industriebezirke durchaus ungünstigen Verhältnisse müssen sich nach Vollendung des Kanals sofort zu unserem entschiedenen Vorteil wenden. Denn mit der Ersparung von Zeit, die für Segelschiffe auf drei Tage, für Dampfer auf 22 Stunden berechnet wird, gehen andere Ersparnisse Hand in Hand; die Fahrten werden billiger und schneller, daher öfters gemacht werden können. Zur Zeit passieren den Sund jährlich 35 000 Schiffe. Von diesen werden diejenigen, welche bei Benutzung des Kanals wirklich erheblich gewinnen, sicher den alten, weiteren und gefährlicheren Weg aufgeben und so erwartet man, daß jährlich auf eine Frequenz von 18 000 Schiffen mit einem Raumgehalt von 5½ Millionen Tonnen gerechnet werden darf. Die Schiffahrtseinnahmen würden demnach sehr bedeutend sein können.

Allerdings wird die Abgabe für Benutzung des Kanals auf einen möglichst geringen Satz zu stellen sein und in der That erscheint derselbe mit dem von der Regierung vorgeschlagenen Satze von 75 Pfennig pro Tonne niedrig genug gegriffen, wenn man erwägt, daß diese Abgabe den durchfahrenden Schiffen zugleich Lootsengestellung, Schlepper für Segelschiffe, Beleuchtung der Fahrzeuge für die Nachtfahrt und andere Vorteile gewährt. Die Durchfahrt wird nach gehöriger vorheriger Anmeldung ohne weitere Vorkehrung 18 bis 24 Stunden beanspruchen.

Da der Kanal auch den Anforderungen der Kriegsflotte entsprechen soll, so war es geboten, ihm entsprechende Dimensionen zu geben. Für den normalen Querschnitt ist daher eine Breite von 60 m im Wasserspiegel, von 26 m in der Sohle und eine Tiefe von

$8^1/_2$ m projektiert worden. Diese Dimensionen reichen für das Begegnen des größten für diese Fahrt zu erwartenden Handelsdampfers vollkommen aus. Und auch für die größten Fahrzeuge der deutschen Kriegsflotte genügt die beabsichtigte Tiefe von $8^1/_2$ m.

Die westliche Einfahrt wird durch zwei, 250 m weit in die Elbe hinausreichende, bogenförmig sich gegeneinander neigende Molen gesichert werden, welche einen geräumigen Vorhafen einschließen, aus welchem Schleusenanlagen in den Kanal führen. Ebenso führen Molen bei Holtenau in die Kieler Bucht hinaus, hier liegen aber die Schleusenwerke bedeutend weiter zurück. Man hat in der Kieler Bucht zur Ausmündung des Kanals eine in der Mitte zwischen Kiel und Friedrichsort gelegene Stelle gewählt, weit genug entfernt von dem für unsere Kriegsmarine bestimmten Ankerplatz, so daß weder diese, noch die in größerer Zahl zu erwartenden Durchgangsschiffe in ihrer freien Bewegung gehindert werden können. Auf dieser Seite ist der Kanal bereits genügend durch die vorhandenen Werke des Kieler Hafens geschützt, während die Westmündung durch die Batterien von Kuxhaven gesichert wird, doch sind hier wohl noch einige Befestigungen zu errichten.

Die Baukosten werden auf 156 Millionen Mark veranschlagt. Davon will Preußen sogleich 50 Millionen übernehmen, so daß 106 Millionen Mark durch eine Reichsanleihe zu beschaffen blieben. Die jährlichen Unterhaltungskosten sind, einschließlich einer Erneuerungsrente von 100 000 Mark für die der Abnutzung unterliegenden Bauteile auf 1 900 000 Mark berechnet. Das sind beträchtliche Zahlen, aber so groß auch die Kosten sind, so groß erscheinen auch die Vorteile, zu welchen wir noch die Nutzbarmachung bisher unproduktiver Flächen durch Entwässerung, mittels des dieselben durchziehenden Kanals zu rechnen haben. Aber mag man auch denken wie man wolle von dem wirtschaftlichen Gewinn, den wir aus der Abkürzung des Seewegs zwischen unserem Westen und unserem Osten, aus der Verringerung der Verluste an Menschenleben und Kapital, aus der größeren Absatzfähigkeit vieler bisher durch Eisenbahntransport allzu sehr verteuerter Produkte, aus der Beseitigung unsere Interessen schädigender Konkurrenz des Auslandes nach Vollendung des Kanalbaus etwa ziehen können, eines leuchtet ein, daß nur auf diese Weise die Möglichkeit einer Vereinigung unserer maritimen Streitkräfte in Ost- und Nordsee mit Sicherheit geschaffen werden kann, und diese Rücksicht allein muß genügen, bei der Entscheidung über diese Frage den Ausschlag zu geben.

Zeitung für Sträflinge.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen. XXVII).

Von

Franz von Holtzendorff.

In den Organen verschiedener wissenschaftlicher Vereine besitzen wir Zeitschriften über die Sträflinge; auch an solchen fehlt es nicht, welche durch Sträflinge hergestellt werden, wenigstens was die mechanische Seite betrifft; für die Sträflinge aber fehlt es bis heute an einem geeigneten Zeitungsblatte. Gerade mit der Zweckmäßigkeit eines solchen beschäftigt sich indessen seit einiger Zeit die einschlägige Presse des Auslandes. In der That, in einem Zeitalter, das einerseits durch Decentralisierung und Arbeitsteilung bis ins Kleinste auf dem Gebiete der Technik ungeheure Erfolge erzielte und unermüdlich für die gleichen Principien auch in den abstrakten Wissenschaften Bahn zu brechen sich bemüht, andererseits den Strafvollzug stets humaner und insbesondere dem Besserungszwecke entsprechender zu gestalten sucht, läßt sich die Zweckmäßigkeit einer solchen „Fachzeitung" nicht ohne weiteres in Abrede stellen. Der Gedanke einer derartigen Zeitschrift liegt um so näher, je größere Bedenken es erwecken muß, unsere gewöhnlichen Tagesblätter, wie in Amerika häufig geschieht, dem Sträfling in die Hand zu geben; gerade diejenigen Gebiete, auf welche unsere Journale mit Vorliebe ihre besten Kräfte concentrieren, widersprechen mehr oder weniger den Zwecken, welche in den Strafanstalten verfolgt werden müssen, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, welche sich bei einer etwa zu treffenden Auswahl infolge der Verschiedenheit der politischen Ansichten sofort ergeben würden.

Sodann aber dürfte doch wohl, wenn man einmal die Journale überhaupt ins Gefängnis einläßt, die Unfreiheit eines Sträflings nicht dahin ausgedehnt werden, daß er nicht unter diesen eine seiner Bildung, seinem Geschmacke und auch seiner politischen Auffassung entsprechende Auswahl treffen dürfte. Es liegt nun aber auf der Hand, daß man einem Einbrecher nicht ein Zeitungsblatt in die Hand geben kann, in welchem irgend ein raffinierter Juwelendiebstahl der jüngsten Zeit aufs genaueste, zugleich vielleicht mit dem erfolglosen Bemühen der Polizei auf der Suche nach dem Thäter geschildert wird. Muß dem „sachverständigen" Sträflinge nicht dabei das Herz im Leibe lachen, oder was sollen hochpolitische Leitartikel dem nützen, dem nach seiner Entlassung aus der Strafanstalt noch ein Decennium lang die Ausübung der bürgerlichen Ehrenrechte untersagt ist? Es ist damit klar, daß die im modernen Zeitungswesen vielleicht allzu begünstigte Rubrik der pikanten Gerichtssaalberichte in einer Sträflingszeitung keinen Platz finden können; ebensowenig könnte das sonst wohlberechtigte Gebiet des Komischen darin zugelassen werden, als vielleicht die Erbauung eines ständigen Cirkus oder eines Variététheaters in unmittelbarer Nachbarschaft einer Strafanstalt.

Trotzdem nun Politik, Gerichtssaal und Feuilleton aus der Sträflingszeitung verbannt sein müßten, würde für dieselbe doch ein Stoffmangel nicht zu befürchten sein. Ein weites Feld dürfte sich insbesondere eröffnen durch nützliche Ratschläge auf landwirtschaftlichem und gewerblichem Gebiete, sowie aus dem Umkreise des Hauswesens, speciell für weibliche Sträflinge berechnet, ferner kurze anregende Erzählungen mit der Tendenz gegen Trunkenheit, Lügenhaftigkeit, Rachsucht u. s. w. Diese würden ihren Zweck um so eher erreichen, als sie dem in seiner Einsamkeit durch nichts abgezogenen Geiste dauernd sich einprägen und dem Sträflinge es ermög-

lichen würden, einen kleinen Vorrat von nützlichen Kenntnissen in die Freiheit mit hinauszunehmen.

Gerade die Form der Zeitung erscheint hierzu vielfach geeigneter als die eines Buches, das durch seinen größeren Umfang den im Lesen minder geübten Teil der Strafanstaltsbewohner von vollständiger Lektüre abschrecken könnte.

In Deutschland dürfte eine derartige belehrende und unterhaltende, aber nicht ausschließlich für Gefangene bestimmte Zeitschrift um so eher Boden gewinnen, als ihr ein in anderen Ländern vorhandenes Haupthindernis, der Mangel genügenden Schulunterrichts unter den niedersten Volksklassen, bei uns kaum nennenswerte Schwierigkeiten böte.

Immerhin wird dieser Gedanke eines für Sträflinge allgemein zuzulassenden Volksblattes längere Zeit zu seiner Verwirklichung bedürfen; dagegen erfolgt bereits in einigen Strafanstalten, insbesondere in Italien, worauf auch der Generalsekretär des jüngsten internationalen Gefängniskongresses hinwies, die mechanische Herstellung periodischer Preßerzeugnisse. Hier sind anzuführen die „Feuilles d'hygiène et de police sanitaire", deren Druck in der Strafanstalt zu Neufchatel erfolgt. In der vorliegenden Januarnummer des Jahrgangs 1886 ist vor allem ein Artikel bemerkenswert, der die Maßregeln gegen die Trunksucht vom Standpunkte der Prävention aus behandelt und folgende, entschieden allgemeiner Beachtung zu empfehlende Vorschläge enthält:

Die Präventivmaßnahmen gegen die Trunkenheit müssen schon bei den Kindern beginnen, indem durch Asyle, Kindergärten u. dgl. Anstalten die Lust an geistiger Beschäftigung unter den tagsüber sich selbst überlassenen Kindern der arbeitenden Klassen geweckt wird. Ferner soll der reiferen Jugend Gelegenheit zu körperlichen Uebungen durch Anlage von öffentlichen Schwimmbassins, Turnhallen 2c. gegeben werden.

Die einmal in das Kind gepflanzte Lust an geistiger Beschäftigung soll insbesondere beim Eintritt in das öffentliche Leben dadurch wach erhalten werden, daß es der männlichen Jugend beim Austritt aus der Schule nahe gelegt und erleichtert wird, sich in Vereine aufnehmen zu lassen, die der Pflege der Musik oder der körperlichen Uebungen gewidmet sind, insbesondere auch die allgemeine Teilnahme an Zeichen- und Modellierkursen.

Sind jene Blätter auch nicht direkt zur Lektüre für die Sträflinge bestimmt, so kann doch auch der bloßen mechanischen Herstellung solcher Broschüren und Zeitungen allgemein verständlichen und gemeinnützigen Inhalts immerhin eine gewisse veredelnde Wirkung auf die damit befaßten Sträflinge nicht wohl abgesprochen werden, wie ja erfahrungsgemäß gewisse Handwerker, deren Gewerbe, wenn auch sehr äußerlich, mit der Litteratur zusammenhängt (z. B. Buchbinder) in den verschiedensten Zweigen derselben eine allerdings öfters komisch wirkende, aber trotzdem bemerkenswerte Lernsucht und daraus sich ergebende Belesenheit zeigen.

Kindesauge und Dichterauge.

Von

Robert Hamerling.

Die kleine Micheline ist gestorben!
Das herzig-holde Kind, das, täglich mir
Begegnend auf der Treppe, gar so freundlich
Das Köpfchen stets nach mir zurückgewandt,
Zulächelnd mir so schelmisch, so vertraut,
Bis ungeduldig an der Hand es faßte
Die Mutter und mit sich hinunterzog
Die Treppenstufen. Erst drei Jahre zählt' es!
Im dritten Jahr ist Engel noch das Kind:
Im vierten, fünften erst beginnt es Mensch
Zu werden, schnöder, armer Erdenwurm.

O Micheline, wir verstanden uns!
Ja, deinen Blick verstand ich, du den meinen!
Und dies Verständnis, ach, mir ward's zur Freude,
Zum Glück — dir, armes Kind, ward's zum Verderben!
Mir schloß dein lächelnd Kindesangesicht
Den Himmel auf und gab mir holden Trost
Und neuen Mut, des Lebens Last zu tragen.
Zu leben lohnt sich's noch in einer Welt,
Wo so viel echte, helle Daseinslust
Aus einem kindlich reinen Auge blitzt!
So fiel ein Strahl in meines Herzens Nacht.
Doch du, indem dein Kindesauge schaute
Ins ernste, welterfahr'ne Dichteraug',
Hast du zu tief, mein Kind, hast du zu früh
Geschaut ins Herz der Welt, ins Leid der Welt,
Und du erschrackst, daß so viel Ernst es gibt,
So viele bleiche Trauer in der Welt,
Und Angst erfaßte dich, den Mut verlorst du,
Das schwere Los des Lebens zu versuchen,
Und legtest hin ins Bettlein dich, und starbst.



Berlin.

Der Zug nach dem Westen.

Von

Paul Lindau.

(Fortsetzung.)



XIV.

Berlin, 29. Dezember 1878.

Geliebter Georg!

Noch fünf Tage! Ich bin überglücklich, daß Dich die Deinigen nicht länger zurückhalten. Ich weiß nicht, wie Du es anfängst; die Freude, die mir Deine lieben Briefe bereiten, steigert sich mit jedem neuen, und der letzte ist mir immer der liebste. So froh wie heute war ich nie, denn nun habe ich es ja schwarz auf weiß: Du kommst bestimmt am 3. Januar. Ich zerbreche mir den Kopf, wie ich es wohl einrichten könnte, Dich am Bahnhof abzuholen. Aber da versagen alle meine Künste, obwohl ich es in der Kunst des Diplomatisierens in kurzer Frist weit gebracht habe. Ja, Georg, die Liebe ist ein großer Lehrmeister! Ich staune über meine Verschlagenheit und über meinen Mut. Und alles gelingt mir. Das Schicksal meint es gut mit uns.

Ich habe an meiner Schwester Lili, die Du ja aus meinen früheren Briefen ganz genau kennst, wie Du überhaupt nun alles weißt, was in meinem bisherigen Leben irgend einmal, irgend wie, irgend etwas zu bedeuten gehabt hat, und an unserem liebenswürdigen Hausarzte, meinem ganz besonderen Freunde, gute Bundesgenossen. Sie helfen mir treulich, ohne zu wissen, welche Dienste sie mir erweisen. Ich fürchtete mich diesmal vor dem Weihnachtsfeste. Du wirst es meinen Briefen nicht haben anmerken können, ich wollte Dir die Feststimmung nicht verderben und habe Dir gerade an den Feiertagen die bogenlangen Briefe über meine Kindheit und Jugend geschrieben. Du wolltest alles wissen, und es war mir selbst ein Bedürfnis, Dir alles zu sagen. Da hatte ich Dir also so viel von der Vergangenheit zu erzählen, daß ich die Gegenwart nicht zu berühren brauchte.

Ein Festtag ohne Dich! Es war mir unmöglich. Unser lieber Geheimerat Lohausen, der meine schnelle und völlige Genesung seiner Behandlung zuschreibt und auf seinen Erfolg stolz ist — der liebe Mann! — verordnet mir alles das, was ich wünsche und andeute. Du kennst ihn noch nicht genug, den guten Lohausen. Du solltest ihm näher zu treten suchen. Es ist ein ausgezeichneter Mann, der mir wahrhaft freundschaftlich gesinnt ist. Ihr seid übrigens Nachbarn; er wohnt auch in der Stülerstraße, ein paar Häuser von Dir entfernt; und der Geheimerat billigte es natürlich vollkommen, daß ich fürs erste und namentlich während der Feiertage allen gesellschaftlichen Zerstreuungen fern bliebe und mich so ruhig verhielte, wie es mein Wunsch war. Ueber eine andere, noch größere Schwierigkeit half mir Lili hinweg. Sie erwirkte — der Himmel weiß, mit welchen Kämpfen — daß wir zum heiligen Abend von meinem Schwager Mölldorf eingeladen wurden. Ich setzte mich über die gekünstelte und erzwungene Form der Einladung, die offenbar darauf berechnet war, daß sie nicht angenommen werden sollte, hinweg. Die Männer haben sich aber gezankt, und diese formelle Einladung war durchaus nicht dazu angethan, versöhnlich zu stimmen. So fuhr ich denn allein um acht Uhr nach dem Engelufer. Ich war so guter Dinge, fühlte mich in der Umgebung, in der ich aufgewachsen war, inmitten der alten Möbel, von denen ich jedes Stück kenne, so behaglich und mit Lili vereint, die die treueste und beste Schwester ist, so harmlos glücklich, daß mir selbst die erstarrende Philisterhaftigkeit meines Schwagers nichts anhaben konnte. Mölldorf thaute übrigens allmählich etwas auf. Lili und ich schwatzten so lebhaft von unseren Kinderjahren, an die ich gerade in dieser letzten Zeit so viel gedacht und über die ich Dir so viel geschrieben habe, daß auch mein Schwager schließlich ganz gesprächig wurde und sogar einige ausgelassene Streiche aus seinem Studentenleben zum besten gab, die ich dem steifen, immer auf seine Würdigkeit bedachten, immer bis oben zugeknöpften Schulmeister gar nicht zugetraut hätte. Der Abend flog nur so dahin. Der Diener, den ich mir um elf bestellt hatte, mußte über eine halbe Stunde auf mich warten, und es war nach Mitternacht, als wir zu Hause ankamen.

Am ersten Feiertage spielte ich den ganzen Tag mit den Kindern meiner Schwester, denen ich bei mir aufgebaut hatte. Auf Wunsch des Arztes zog ich mich gleich nach dem Essen in mein Zimmer zurück. Da habe ich wohl vier Stunden an meinem Schreibtisch gesessen und Dir geschrieben. Ich habe mich nie wohler gefühlt.

Am 26. habe ich einige unerläßliche Besuche ge-

macht. Ich hatte mich noch nicht einmal bei Wilprechts für den Abend unserer Bekanntschaft, für ihre schönen Geschenke zu meinem Geburtstage und für ihre Artigkeiten während meines Unwohlseins bedankt. Frau Stephanie war von ausgesuchtester und zwanglosester Zuvorkommenheit. Ich weiß, sie macht sich nicht viel aus mir, und ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß sie mir ans Herz gewachsen sei; aber sie hat doch sehr große Eigenschaften, die mich angenehm berühren, die ich sogar bewundere. Sie besitzt eine wahrhaft unheimliche Selbstbeherrschung und vollkommenen gesellschaftlichen Takt. Ich habe aus ihrem Munde noch nie ein Wort gehört, das mich verletzt hätte. Man muß sie offenbar genauer kennen, als ich sie kenne, um zu wissen, wer zu ihren Freunden gehört, und wer nicht. Aus der Art und Weise, wie sie mit mir verkehrt, könnte ich, wenn ich wollte, auf ihre aufrichtige Freundschaft schließen. Ich weiß, wie gesagt, daß ich sie nicht besitze, aber ich verlange sie ja auch gar nicht, und diese unausgesetzte Artigkeit, diese maßvolle Verbindlichkeit, diese jedes unbehagliche Gefühl beseitigende Vorsicht in ihrem Benehmen, ist mir für den oberflächlichen Verkehr, wie er zwischen uns besteht, tausendmal lieber als die vielgerühmte Geradheit und Ehrlichkeit, die darin besteht, daß ich beständig Dinge zu hören bekomme, die ich nicht berühren mag, und vor Aergerem zu zittern habe.

Ihre kleinen gesellschaftlichen Eitelkeiten, ihre harmlose Freude darüber, wenn in den Ecken ihres Salons ein paar olivengrüne Attachés aus südlichen Himmelsstrichen mehr als bei einer anderen herumstehen, ihre Ruhelosigkeit, wenn in einem rivalisierenden Salon eine Excellenz auftaucht, die für sie bisher unerreichbar gewesen ist, ihre Angst, daß ihre Toilette in dem Berichte über den Subskriptionsball übergangen werde, ihre Trauer, wenn ihr Name in dem Komitee eines Wohlthätigkeitsbazars zur Beschaffung von wollenem Unterzeug für die armen Hottentottenkinder fehlt — Du lieber Gott, ich denke sehr duldsam darüber! Das thut doch schließlich keinem Menschen etwas zuleide. Derartige kleine Schwächen haben wir alle, die einen diese, die anderen jene. Und die der schönen Frau Stephanie gehören unzweifelhaft zu den unschädlichsten.

Ich traf sie glückstrahlend. Als ich in den Salon eintrat, hatte sich die Gräfin Pracks, die Frau des Botschafters, soeben verabschiedet. Die Botschafterin bei Frau Wilprecht! Du verstehst nicht, was das zu bedeuten hat! Ich habe es auch zunächst nicht verstanden. Dr. Strelitz, der heute eine Stunde bei mir verplaudert hat, hat mir erst das Rätsel gelöst. Zu Weihnachten hat nämlich Frau Gräfin Pracks eine Lotterie veranstaltet, deren Erträgnis dazu verwandt worden ist, armen Kindern, ich weiß nicht, welcher besonderen Art, etwas zu bescheren. Zu dieser Lotterie hat nun Frau Stephanie ein wahrhaft fürstliches Geschenk beigesteuert. Die Botschafterin hat ihre Lose verdoppeln können und die große Freude gehabt, den armen Kindern viel schönere Sachen aufzubauen, als sie hatte hoffen dürfen. Dafür hat sie sich bei der hochherzigen Geberin persönlich bedankt. Und nicht nur das: sie hat beim Abschied Frau Stephanie gebeten, sich für den 15. Januar frei zu halten, da sie an diesem Abende ihren ersten großen Ball des Winters geben wolle und bestimmt auf das Vergnügen rechne, Wilprechts bei sich zu sehen.

Das hat Strelitz von Wilprecht gehört, der ihm die Geheimhaltung nicht zur Pflicht gemacht hat. „Ich habe meine Mission sofort begriffen," fügte Strelitz hinzu, „und laufe nun schon seit vierundzwanzig Stunden den ganzen Tiergarten ab; es gehört ein gewisser Opfermut dazu, denn Sie haben keine Vorstellung davon, wie unbeliebt ich mich gemacht habe."

Wilprechts sind gestern nach Paris gereist, in aller Stille. Sie werden da so lange bleiben, bis Worth mit ihrer Toilette fertig sein wird. Das darf natürlich niemand wissen, denn Stephanie ist stolz darauf, daß sie alle Worth'schen Toiletten von einer kleinen Schneiderin in ihrem Hause und unter ihrer eigensten Direktion arbeiten läßt. Diese Fiktion hält sie selbst mir gegenüber aufrecht, obwohl wir uns im vorigen Jahre dreimal im Worthschen Atelier in der Rue de la Paix begegnet sind.

Die Zeitungen sind heute wieder voll von Notizen über „Bath-Seba." Am 4. Januar erste Bühnenprobe. Von einer zauberhaften Mondscheindekoration im zweiten Aufzuge werden Wunder erzählt. Du glaubst nicht, wie glücklich es mich macht, wenn ich Deinen Namen und den Namen Deines Werkes jetzt lese, wie stolz ich mich fühle, daß ich das Beste davon habe: Dein großes Werk in der ersten Aufzeichnung, und noch etwas viel, viel Besseres: Dich selbst, Georg!

Wie leer mein Leben gewesen ist, das weiß ich erst jetzt, da es durch Dich Inhalt und Fülle gewonnen hat. Ich bin zum erstenmal wahrhaft glücklich, glücklich durch Dich! Das habe ich Dir wohl in jedem meiner früheren Briefe schon gesagt. Ich muß es Dir immer wieder sagen! Ich lebe nur mit Dir, Georg, und nur durch Dich, Du kannst nicht ermessen, wie lieb ich Dich habe. Ich weiß es ja selbst nicht. Aber ich hatte mir ja vorgenommen, heute ganz vernünftig zu sein. Das Vernünftigste ist gewiß, daß ich aufhöre, denn sonst — —

Schreibe mir doch von den Deinigen. Ich möchte ihnen näher treten.

Tausend Küsse, mein geliebter Georg!

Von ganzem Herzen

die Deine

Lolo.

Elberfeld, 30. Dezember 1878.

Meine geliebte kleine Lolo!

Wir haben das schönste Wupperthaler Wetter: es regnet und schneit zugleich, die Straßen sind klebrig schwarz, die Häuser sind naß und schwarz, und der dunkle Himmel wird von dem schwarzen Qualm und den hohen Schornsteinen noch verdunkelt. Deine Briefe bringen Licht und Sonne in diese traurige Finsternis, und ich bin so seelenvergnügt und stimme mit meiner Lustigkeit alle so heiter, daß unser stilles Haus wie umgewandelt ist. Ich kann nicht um mich blicken, ohne mir beständig zu vergegenwärtigen, wie Du Dich in dieser Umgebung ausnehmen würdest. Die Kluft, welche zwischen der Fabrikstadt in der Provinz und jener Hauptstadt liegt, in der Du lebst, seitdem Du um Dich zu sehen gelernt hast, erscheint mir jetzt eine unendliche.

Früher habe ich es gar nicht so beachtet. Jetzt aber, wo ich mir Dich an meiner Seite denke, staune ich unausgesetzt, mit welcher Breite und Wichtigkeit hier Dinge behandelt werden, die wir als selbstverständliche mit einem Worte abthun, wie unsere Gedanken in der Hauptstadt beständig springen, während sie hier im streng geregelten Schritt daher gehen, wie viel mehr wir leben! Ob es ein Vorteil ist, — ich weiß es nicht. Es ist eben etwas ganz anderes. Ich habe es nie geahnt, wie tief ich schon im großstädtischen Leben wurzele. Und es beschleicht mich oft ein gewisses Bedauern, daß ich den Verhältnissen meiner Heimat so entwachsen und den Anschauungen, bei denen ich groß geworden, so völlig entrückt bin. Ich gebe mir die größte Mühe, meine Selbstbetrachtungen vor aller Welt zu verbergen, und es muß mir wohl so leidlich gelingen, denn ich werde hier überall mit offenen Armen aufgenommen.

Meinen Vater wirst Du sehr bald kennen lernen. Er kommt zur ersten Aufführung sicher nach Berlin. Du wirst dann begreifen, daß ich stolz auf ihn bin. Er ist, um es gleich in Einem Worte zu sagen, ein bedeutender Mann, großartig in seinem ganzen Denken und Handeln, frei von aller Engherzigkeit, verständnisvoll, duldsam, klar, edel und klug. Das ist viel gesagt. Es ist nicht zu viel gesagt. Er hängt mit warmer Liebe an mir und ist, nachdem er sich mit meiner Fahnenflucht von der Fabrik befreundet hat, glücklich darüber, daß ich mich in meinem Berufe glücklich fühle.

Meine Schwester Amalie ist seit fünf Jahren an den Grubenbesitzer Wollenscheidt in unserer Nachbarschaft, in der Nähe von Dortmund, glücklich verheiratet. Eine gescheite und liebe Frau, die niemals das Bedürfnis der Geselligkeit empfunden hat und in ihrer Abgeschiedenheit nichts vermißt. Die Pflege ihrer beiden kleinen Kinder, der Vorstand des Hauses füllen ihre Zeit vollkommen aus. Meinen Schwager kenne ich wenig. Ich halte ihn für einen ausgemachten Philister und kann mit ihm nicht zehn Worte reden; aber er erfüllt seinen Beruf mir gegenüber vollkommen; er macht meine Schwester glücklich, mehr verlange ich nicht von ihm. Mir braucht er ja nicht zu gefallen.

Mein jüngerer Bruder Fritz, der jetzt sechsundzwanzig Jahre alt ist, nimmt die mir zugedachte Stellung in der Leitung unserer Fabrik ein, um die ich ihn nicht beneide. Er verbringt täglich seine sechs, acht Stunden auf dem Drehschemel, hält sich ein Reitpferd, ist Mitglied einer kleinen exklusiven Gesellschaft, die sich allwöchentlich einmal zu einem ausgesuchten Souper mit den teuersten Weinen unter völligem Ausschluß des weiblichen Geschlechts vereinigt, ist stellvertretender Vorsitzender und Schriftführer aller möglichen Vereine, fährt zu den Festen des Malkastens nach Düsseldorf, zu den Gürzenich-Konzerten und dem Fasching nach Köln, verkehrt beständig in demselben engen Kreise von Fabrikanten und Fabrikantensöhnen und findet das Dasein schön.

Das ist meine Familie. Außer einer beträchtlichen Anzahl weitläufiger Anverwandten, die Dich nicht interessieren können, habe ich in dem benachbarten Barmen noch einen nahen Verwandten, meinen Onkel Johannes Nortstetten, den leiblichen Bruder meines Vaters. Er ist zehn Jahre jünger als mein Vater, und Wasser und Feuer können nicht verschiedener sein als die beiden Brüder. Mein Onkel ist Pastor und gehört der strengsten kirchlichen Richtung an. Seine geharnischten Ausfälle gegen den Protestantenverein haben seiner Zeit sogar Aufsehen gemacht. Er hat ein goldenes Herz, davon bin ich überzeugt, aber es ist umpanzert mit dem undurchdringlichen Küraß seiner orthodoxen Glaubensstrenge. Ich weiß, er hat mich lieb, aber wenn ich es nicht wüßte, würde ich es nie erraten. Als junger Mensch bin ich einmal aufsässig gegen ihn geworden, er hat es nicht vergessen, und noch heute, nach fünfzehn Jahren, läßt er es mich fühlen. Er ist die Verneinung alles menschlich Liebenswürdigen. Aber es gibt in unserem ganzen Thale kaum einen zweiten, der im geheimen soviel Gutes thut wie er — aus reiner Freude am Guten, aus wahrer Barmherzigkeit. Ich fühle mich nicht zu ihm hingezogen, aber in einem gewissen Abstande empfinde ich tiefe Achtung vor ihm. Seine Frau, Mathilde Haentjens, ein Remscheider Kind, ist ein Engel an Sanftmut und Milde. Ihr einziger Sohn Albrecht, der seit Michaeli in Halle Theologie studieren sollte, ist soeben, nach dem ersten Quartal, zu der profanen Naturwissenschaft übergesprungen. Mein Vater hat jetzt noch täglich die größte Mühe, den Zorn des Pastors zu beschwichtigen.

So! Nun weißt Du alles, was Du wissen wolltest. Ich zähle die Stunden, und hier hat jeder Tag vierundzwanzig Stunden, und jede Stunde hat sechzig Minuten. Noch vier Tage! Wo und wie wir uns gleich nach meiner Ankunft wiedersehen werden, weiß ich nicht. Aber da es sein muß, wird es sein.

Da hast Du einmal einen ruhigen, sachlichen Brief! Ich habe mir die größte Mühe gegeben, diesmal nicht von meinen Gefühlen für Dich zu sprechen. Glaube mir: Sie sind echt und fest! Den kleinen Satz, den ich hundertmal gelesen und nie über die Lippen gebracht habe, die drei Worte, die alles sagen — dir sage ich sie: Ich liebe Dich.

Für heute lebe wohl, meine geliebte, beste Lolo! Ich umarme und küsse Dich herzlich.

Dein Dich liebender

Georg.

Hätte der alte Deecken gewußt, daß seine Tochter, nach der er sich so sehnt, auf ihrer Reise nach Paris in einer knappen Stunde mit der Bahn von hier aus zu erreichen war! Es geht ihm gar nicht gut, dem Alten! Seine Augen sind so merkwürdig gebleicht. Er flößt uns allen Besorgnisse ein. G.

XV.

Also morgen war der entscheidende Tag. An den Anschlagssäulen stand auf dem Zettel des Opernhauses unter der Ankündigung der Tagesvorstellung der Vermerk: „Morgen, Mittwoch 15. Januar 1879. Zum erstenmale: ‚Bath-Seba.‘ Große Oper in drei Aufzügen von Georg Nortstetten. Unter der persönlichen Leitung des Komponisten.“ Und dann folgte die Aufzählung der handelnden Personen: König David; Joab, sein Feldherr; Uria der Hethiter, ein Krieger; Bath-

Seba, das Weib des Uria; Nathan der Prophet u. s. w. Alle Hauptrollen waren von den ersten Kräften besetzt.

Georg las den Zettel an verschiedenen Säulen; er las ihn auch am Anschlagskasten am Eingange des Theaters. Er hatte wieder guten Mut.

Die heutige Generalprobe war durchaus befriedigend verlaufen. Die Leiter des Instituts, die Sänger und Orchestermitglieder und die wenigen Bevorzugten, die derselben beigewohnt, hatten einen vortrefflichen Eindruck von dem Werke gewonnen. Niemand zweifelte an einem guten Erfolge. Einige wagten sogar mehr zu erhoffen.

Georg hatte Lolo versprochen, ihr um drei Uhr Bericht über den Verlauf der Probe zu erstatten. Sie erwartete ihn vergeblich. Es war schon halb vier. Sie wurde unruhig. Da kam Strelitz, der im Opernhause gewesen war. Er war Feuer und Flamme und konnte über den Erfolg der Probe viel unbefangener sprechen, als es dem zu stark beteiligten Komponisten möglich gewesen wäre.

„Es ist ein durchaus gesundes, bedeutendes und ehrliches Werk mit überraschenden, packenden Schönheiten!" rief er in aufrichtiger Bewunderung. „Lassen Sie morgen Abend den Resonanzboden des Publikums dazu kommen, und Sie werden sehen, wie es einschlägt! Wahrhaftig, seit Jahren habe ich nicht eine so volle reine Freude gehabt wie heute. Unser Freund Nortstetten weiß gar nicht, was er wert ist!"

Lolo unterbrach ihn nicht. Ihre Augen leuchteten. Wenn er doch weiter gesprochen, wenn er dasselbe noch einmal, nur immer wieder gesagt hätte! Sie konnte es nicht oft genug hören. Strelitz war wirklich ein guter Freund, ein neidloser Kamerad!

„Schade," sagte der Journalist, „daß wir den Abend nicht mit dem Komponisten verbringen können! Ich hätte mich gern in seinem Triumphe gesonnt. Graf Pracks hätte seinen Ball gerade so gut an einem anderen Abende geben können; und wenn er ihn denn durchaus geben mußte, so hätte er wenigstens unsern Freund nicht einzuladen brauchen!"

„Seien Sie doch nicht so egoistisch! Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir. Ich halte sehr große Stücke auf Dr. Nortstetten, und es gibt gewiß wenige, die sich über seinen Erfolg so freuen werden wie ich. Und trotzdem bedauere ich es ganz und gar nicht, daß wir nach der Vorstellung nicht zusammenbleiben können. Ich gönne es ihm von Herzen, daß er noch an demselben Abende in der glänzendsten Gesellschaft, die man finden kann, die Früchte seines Sieges einheimst. Gerade in einer solchen Gesellschaft von mehr oder minder Fremden, die das Beste gesehen und gehört haben und mit ihrem Enthusiasmus etwas haushälterisch sind, die aber auch allem Sippenwesen fern stehen und eine viel größere Unbefangenheit besitzen, als die mehr oder minder beteiligten Freunde oder Nichtfreunde — gerade da wird Dr. Nortstetten die wahre Wirkung, die sein Werk gemacht hat, am deutlichsten spüren. Und wenn es, wie Sie fest glauben, eine gute Wirkung haben wird, so mag er nur getrost zum Botschafter gehen!"

„Sie sind eine viel großartigere Natur als ich. Sie denken nur an unseren Freund. Ich denke auch ein bißchen an mich. Ich möchte morgen auch mein bescheiden Teil an seinem Erfolge haben; und wenn wir gemütlich in einem kleinen Freundeskreise beisammen sein könnten ..."

„Ja, wenn man sich seine Gesellschaft aussuchen könnte! Aber wer weiß, wer sich alles dazu finden würde ..."

„Allerdings!" sagte Strelitz mit komischem Ernste. „Wer weiß!" An den blonden Gustav hatte er nicht gedacht ...

„Nun!" rief er dem eintretenden Georg entgegen. „Ist das das Gesicht eines Generals am Vorabende eines Entscheidungssiegs?"

Georg sah allerdings verstimmt aus. Er hatte schon heute früh einen Brief von seinem Vater bekommen, der ihn beunruhigt hatte. Der alte Deecken war heftig erkrankt; und der Geheimerat hatte die Frage aufgeworfen: ob es sich mit seinem Gewissen vereinbaren ließe, wenn er jetzt eine Vergnügungsreise nach Berlin unternehme und den alten, bewährten treuen Freund schwerleidend im Stich lasse? Er wolle jedenfalls noch den folgenden Tag abwarten und von der Entscheidung des Arztes sein Kommen oder Bleiben abhängig machen.

Und nun war eben die Depesche eingelaufen:

„Deeckens Zustand erscheint Aerzten hoffnungslos. Muß daher zu meinem tiefsten Bedauern Reise aufgeben. Habe Wilprecht benachrichtigt, Stephanie vorzubereiten. Meine treuesten Glückwünsche begleiten Dich morgen. Schicke mir nach jedem Akte dringliche Depesche. Dein Vater."

„Die dringliche telegraphische Berichterstattung werde ich morgen übernehmen. Sie kommen doch nicht dazu," sagte Strelitz.

Lolo begriff Georgs Verstimmung vollkommen. Sie wußte, wie sich Georg auf die Anwesenheit seines Vaters gefreut hatte. Sie fand auch nichts, was sie ihm zum Troste hätte sagen können. Sie wiederholte immer nur, es sei gewiß traurig, aber es sei doch kein Unglück, die Hauptsache sei und bleibe, daß das Werk gefalle! Und es werde gefallen! Und Strelitz, der mit beflügelten Dienstmännern einen besondern Telegraphendienst vor der Thür einzurichten verheißen hatte, werde ein telegraphisches Siegesbulletin um das andere nach Elberfeld senden.

Es war alles recht wohl gemeint, aber es wollte nichts verfangen, und Lolo raunte dem Journalisten zu, als sich die Herren zum Abschiede erhoben hatten: „Bleiben Sie bei ihm! Er ist so aufgeregt und verstimmt."

Martin blinzte ihr verständnisvoll zu.

Als sie Georg die Hand reichte, lächelte sie eigentümlich, als ob sie etwas verschweigen wolle — etwas Angenehmes.

Martin und Georg speisten zusammen und gingen dann in die Friedrich-Wilhelmstadt, um sich von einer Straußschen Operette aufheitern zu lassen. Die Anmut und Frische der reizenden Musik verfehlte auch nicht ihre liebenswürdige Wirkung. Georg hielt im großen Zwischenakte Strelitz gerade einen Vortrag über das Wesen der Tanzmusik, die nur von Pfuschern unterschätzt werde, als Graf Pracks in ihre Loge trat.

„Ich sehe Sie jetzt erst,“ begann er nach der gegenseitigen Begrüßung. „Wir sitzen gerade unter Ihnen. Es ist mir lieb, daß ich Sie treffe, denn es erspart mir einen Brief oder einen Gang zu Ihnen. Ihr Herr Vater hat uns heute Nachmittag eine telegraphische Absage geschickt. Wir dürfen doch hoffen, meine Frau und ich, daß Sie dadurch nicht in Mitleidenschaft gezogen werden? Sie würden uns einen großen Strich durch die Rechnung machen.“

„Sie sind zu gütig, Excellenz. Mein Vater wird durch die Erkrankung eines alten Freundes in Elberfeld zurückgehalten ...“

„So hat er mir gemeldet, und ich bedaure es sehr... aber auf Ihr Kommen wird das doch keinen Einfluß haben? Sie werden nämlich sehnlich erwartet — und zwar von den schönsten Frauen! Panzern Sie Ihr Herz! Die Hälfte unserer Gesellschaft kommt morgen von Ihnen zu uns. Alle Welt geht zuerst ins Theater. Wir können leider nicht bis zum Schluß bleiben, aber die beiden ersten Aufzüge hören wir natürlich ... Also ... es bleibt dabei! Auf morgen!“

Der Graf drückte Georg die Hand, begrüßte Strelitz und entfernte sich.

„Ich wollte eigentlich den Versuch machen, Sie dem Botschafter abspänstig zu machen,“ sagte Strelitz, „aber die Leute sind wirklich Virtuosen in der Artigkeit.“

Nach dem Theater begleitete Strelitz Georg nach Hause. — —

Lolo war vielleicht aufgeregter als der Komponist. Sie versuchte zu lesen, es gelang ihr nicht, sie öffnete den Flügel und schlug ein paar Accorde an, dann ließ sie die Hände in den Schoß sinken und dachte an den morgigen Abend; und das Herz war ihr voll zum Springen.

Sie hatte vor Tisch einen unangenehmen Auftritt mit ihrem Manne gehabt. Der biedere Ehrike war wirklich zwischen zwei Feuer geraten. Ein boshafter Zufall hatte es so gefügt, daß morgen, an demselben 15. Januar, in der Halmanskischen Theaterakademie vor einem geladenen Kreise von Kunstfreunden verschiedene Schülerinnen Zeugnis ihrer Befähigung ablegen sollten. Zu diesen gehörte Julie Lessen, die die große Szene aus der „Waise von Lowood“ spielen sollte — dieselbe Szene, die der blonde Gustav mit ihr einstudiert, in der er so pathetisch die Stichworte als Rochester gegeben hatte! Daß er da fehlen sollte, erschien ihm undenkbar! Er kam sich da ebenso unentbehrlich vor, wie Nortstetten bei der „Bath-Seba“.

Er hatte sich den Kopf zerbrochen, unter welchem lügnerischen Vorwande er sich morgen Abend frei machen könne; schließlich hatte er nichts Gescheiteres gefunden, als die übliche Depesche, die die Ankunft eines wichtigen Geschäftsfreundes für morgen Abend ankündigte. Er hielt sich für den Erfinder dieser Verschmitztheit. Er hatte also am Vormittag an einen Bekannten in Hamburg telegraphiert, und die bestellte Depesche war denn auch richtig in den Nachmittagsstunden angekommen.

„Die Loge habe ich!“ sagte er mit gespieltem Verdruß beim Eintreten. „Und nun wird mir der ganze Spaß verdorben!“

„Wieso?“ fragte Lolo ruhig.

„Da, lies! Eben habe ich die Depesche hier vorgefunden! Es ist zu ärgerlich! Bittermann trifft morgen Abend um halb acht hier ein. Er fährt um elf nach Petersburg weiter. Es handelt sich um bedeutende Summen ... ich habe dir wohl schon davon gesprochen?“

„Niemals,“ versetzte Lolo eisig.

„Kurz und gut, ich kann nicht umhin, Bittermann, der meinetwegen hierher kommt und mit mir Wichtiges zu erledigen hat, aufzusuchen ... es thut mir sehr leid ... aber ich muß das Opernhaus schießen lassen ... Wie gesagt, es thut mir sehr leid ... aber Geschäft ist Geschäft!“

Lolo durchschaute ihren Mann vollkommen. Sie ließ ihn ruhig ausreden. Sie war empört darüber, daß er nicht einmal an diesem einen Abende — an einem solchen Abende — auf seine lichtscheuen Gewohnheiten verzichten konnte.

Sie blickte ihm scharf ins Auge.

„Ich will dich nicht nach deinen Geschäften, nach deinem Bittermann, oder wie der Herr heißt, fragen. Du kannst morgen abend machen, was du willst. Aber Eines bitte ich mir aus: du wirst mich in die Oper begleiten, du wirst dich in der Loge zeigen, und du wirst mich abholen. Während und nach der Vorstellung kannst du machen, was du willst. Aber ich will nicht immer allein gesehen sein. Verweigerst du mir das, nun gut, dann begleite ich dich zu deinem Bittermann.“

Gustav war von dem energischen Tone Lolos ganz betroffen. Er wußte ganz genau, daß seine Frau nicht spaßte. Er fühlte, daß Unannehmlichkeiten zu befürchten waren, und sein schlechtes Gewissen machte ihn kampfunfähig. Seit langer Zeit hatte er das beunruhigende Gefühl, daß Lolo seine Schliche kannte; er bangte vor einer jeden Auseinandersetzung.

„Wie du dich gleich ereiferst!“ entgegnete er mit erzwungener Gemütlichkeit. „Wenn euch Frauen irgend etwas in die Quere kommt, wenn nicht alles so ganz glatt geht, wie ihr es euch denkt, dann brennt's gleich lichterloh! Du mein Gott! Geschäfte lassen doch nicht mit sich spaßen und bekümmern sich nicht um eine Première im Opernhaus! Aber wart einmal“ — er that so, als ob er sich besänne, und murmelte: „der Zug kommt nach halb acht, die Oper beginnt um sieben, zehn Minuten zur Bahn ... Ich denke, es wird sich machen lassen!“ fügte er mit lauter Stimme hinzu. „Bis zwanzig Minuten nach sieben kann ich im Opernhause bleiben, aber dann ...“

„Dann kannst du machen, was du willst!“ sagte Lolo kurz.

Die verdrießliche Stimmung hatte während des Essens nachgehallt, und unmittelbar nach dem Kaffee hatte sich Gustav empfohlen. Lolo war wieder ihren einsamen Grübeleien allein überlassen und sie durchlebte im Geiste alle Aufregungen und Qualen eines Autors bei der ersten Aufführung seines neuen Werkes. Sie fieberte.

„Wenn es nur gut geht!“ seufzte sie leise vor sich hin.

Alle möglichen Dinge mußten ihrem kindischen Spiele als Orakel dienen. Von der geraden oder un-

geraden Zahl der Blumen, die just vor ihr im Glase standen, von dem Zufall, ob der erste Buchstabe der Seite, die sie aufschlug, mit einem Vokale oder einem Konsonanten anfing — von solchen und ähnlichen Dingen sollte der Erfolg der „Bath-Seba" abhängen! Und sie freute sich, wenn ihr harmloser Aberglaube aus diesen Tändeleien eine günstige Vorhersage herausdeuteln konnte.

Und plötzlich lächelte sie. Um diese Zeit mußte Georg nach Hause kommen! Ob sie wohl das Richtige getroffen hatte, um ihn in eine freudige und zuversichtliche Stimmung zu versetzen?

Ja, sie hatte es getroffen! —

Nachdem sich Georg mit kräftigem Händeschütteln von Martin verabschiedet hatte, war er mit heißem Kopfe sehr langsam seine zwei Treppen hinaufgestiegen. Sobald er allein in dem dunklen Hausflur war, spürte er wieder die ungewöhnliche Aufregung, die in Martins Gesellschaft von ihm gewichen zu sein schien. Er besann sich, als er vor seiner Thüre stand, einen Augenblick, ob er sie öffnen oder noch einmal umkehren solle. Er trat ein. Der Diener, der ihm mit verschlafenen Augen den Ueberrock abnahm, sagte ihm, daß am Abend ein Paket abgegeben sei, das er auf den Tisch gelegt habe.

In dem Zimmer war es behaglich warm. Auf dem Tische brannte die Lampe und da lag auch im vollen Lichte das Angekündigte: Ein in Papier versiegeltes, langes, schmales Paket, etwa wie der Behälter eines Fächers. Er riß das Papier, auf dem eine kaufmännische Hand seine Adresse geschrieben hatte, ab. Es war wirklich ein schwarzes Lederetui. Verwundert öffnete er es. Ein Lächeln freudigster Ueberraschung beleuchtete sein Gesicht.

Ein Taktstock!

Ein wundervoller Taktstock aus Ebenholz mit Elfenbeinspitze und goldenem Knopf. Er nahm ihn auf. Der Stock lag vorzüglich in der Hand; er hatte die richtige Größe und das richtige Gewicht. Er schlug sogleich probeweise zwei Viervierteltakte. Es ging vorzüglich.

Er war nicht einen Augenblick im Zweifel darüber, bei wem er sich für diese reizende Aufmerksamkeit zu bedanken hatte. Er begriff nun auch sogleich Lolos eigentümliches Lächeln beim Abschiede.

Die liebe Lolo!

Er betrachtete den Stab mit liebevoller Aufmerksamkeit in allen Einzelheiten. In die geschmackvolle Ciselierung des Goldknopfes war das Datum: 15. Januar 1879" verschlungen. Und was war denn das? An dem unteren Ende des Knopfes war ja kaum sichtbar ein Scharnier angebracht. Er stieß den Kneifer ab und führte den Knopf ganz dicht an seine scharfen Augen. Richtig! Der Knopf bildete eine Kapsel. Da war ja eine ganz kleine Erhöhung am Seitenrande. Er klemmte den Nagel ein; der runde goldene Deckel hob sich, und er sah nun, als Medaillon gefaßt, den reizendsten Kopf, das himmlische Wesen, das ihm das teuerste auf der Welt war. Er drückte einen inbrünstigen Kuß dankbarster Rührung auf das Glas des Miniaturbildes und ward nicht müde, den wunderlieblichen Kopf mit seinen Blicken zu verzehren. Diese Rundung des Oberhauptes, von den dunklen weichen Haaren sanft gewellt, dieser schimmernde Scheitel, diese mutwilligen Löckchen, die über der Stirn und an den Schläfen ringelten, diese schön gezeichneten starken Brauen, und diese Augen! Diese Augen mit dem unerklärlichen Ausdrucke, mit dem verschleierten, sehnsuchtsvollen Verlangen und der schelmischen Kindlichkeit! Und diese frischen, leicht nach oben aufgeworfenen Lippen; und diese Wangen, und dieser runde Hals und diese zarten Schultern! Und alles Einzelne und alles zusammen! Es gab nichts Lieblicheres auf der Welt! Und sie war sein, mit Leib und Seele!

Und seine Hand sollte das Bild morgen umschließen — kein anderer wußte darum als sie und er! — Da mußte er ja eine Armee in seiner Faust spüren! Das Bild der Geliebten mußte die leitende Hand mit einer zauberhaften Gewalt überströmen, von der die unter seinem Befehle stehenden musizierenden Heerscharen mit fortgerissen werden würden! Niemand würde ihm in den schweren Stunden der Entscheidung so nahe sein, wie sie, die geliebte Lolo!

Er schloß die Kapsel, ergriff den Stab, stand auf, klopfte auf und dirigierte hinter seinem Stuhle die ganze Ouverture. Er hörte das Orchester, jede Stimme; er machte unwillkürlich bei den Einsätzen die halben Wendungen nach den einzelnen Pulten, dämpfte mit der Linken die Bläser, blätterte im Geiste die Partitur um, und das Lächeln des kleinen Bildes in seiner Hand durchbrach die goldige Umhüllung und durchrieselte ihn wohlig.

Er hatte den Stab in seinem Behälter auf den Nachttisch neben sich gestellt. Er betrachtete noch einmal die sonderbaren Augen. Dann schloß er die Kapsel, klappte das Etui zu, löschte das Licht und schlief bald ein. Im Traume dirigierte er „Bath-Seba." Es war aber eine ganz andere Oper geworden. Der Konzertmeister am ersten Pulte, zu dem er sich bei einem wichtigen Einsatze hinneigte, sah ihn ganz merkwürdig an. Was hatten diese Augen doch für einen unerklärlichen Ausdruck von sehnsuchtsvollem Verlangen und schelmischer Kindlichkeit!

XVI.

Stephanie war ahnungslos. Maximilian Wilprecht hatte es sich nach Empfang des Briefes, in dem ihm der Geheime Kommerzienrat Nortstetten die zu ernsthaften Besorgnissen Anlaß gebende Erkrankung des Herrn Gotthilf Deecken meldete, einen Augenblick überlegt, ob er dem ihm gegebenem Rate, Stephanie auf Schlimmes vorzubereiten, folgen solle oder nicht? Nach kurzem Besinnen hatte er sich für das letztere entschieden. Der Geheimerat übertrieb hoffentlich die Gefahr. Maximilian kannte den „guten Papa" besser. Der alte Deecken war aus Kernholz, eine zähe Natur! Der würde sich nicht so leicht unterkriegen lassen! Bei alten Leuten sei man nur allzu geneigt, gleich das Schlimmste zu sehen. Aber, wie er den guten Papa kenne, werde sich dieser in kürzester Frist vollkommen erholen; und es sei eine Thorheit, jetzt bei dieser strengen Witterung nach Elberfeld zu fahren, bloß um einen

alten Herrn, der sich leicht erkältet habe, aufzusuchen. Das könne sogar schädlich, ja verhängnisvoll wirken! Denn wenn der Alte auf einmal seine Kinder aus Berlin an seinem Bette sehe, so werde er sich heftig erschrecken und sich Gedanken machen und sich einreden, daß er wirklich ernsthaft krank sei. Und dann könne in der That die Gefahr heraufbeschworen werden, die jetzt gottlob nicht vorhanden war. Als guter Schwiegersohn habe er also die Pflicht, in Berlin zu bleiben, und als guter Gatte die Pflicht, seine Frau nicht ohne Grund zu beunruhigen. Maximilian beschloß daher, den Brief des Geheimerats einstweilen zu unterschlagen. Morgen, nach dem Balle beim Botschafter, wolle er in zarten Andeutungen mit Stephanie von der Sache sprechen.

Als er von der Börse kam, sah er einige Schritte vor sich, am Eingang der Tiergartenstraße, Georg, der gerade im Begriffe stand, Stephanie einen Besuch zu machen, um ihr seine Teilnahme wegen der Erkrankung ihres Vaters auszusprechen. Auch Georg hatte einen Brief aus Elberfeld erhalten, der hoffnungslos lautete.

Maximilian witterte Unbehagliches, als er den schlanken Musiker erblickte. Er holte Georg ein, und mit der Gemütlichkeit aus früheren Tagen, die jetzt eine arge Lüge war, redete er den beneideten und verhaßten Nebenbuhler an:

„Nun, wie ist Ihnen zu Mute, lieber Freund? Noch vier Stunden, und Ihr Triumph beginnt! An der Börse ist die Stimmung eine vorzügliche! Ich drücke Ihnen den Daumen! Es wird großartig! Verlassen Sie sich auf mich!“

Georg sah ihn erstaunt an.

„Hat Ihnen denn mein Vater nicht geschrieben?“ fragte er, den Schritt verlangsamend und ihn von der Seite betrachtend.

„Ihr Vater?“ wiederholte er, um Zeit zu der Lüge zu gewinnen. „Wieso?“

„Sie haben heute keinen Brief aus Elberfeld erhalten?“ fragte Georg noch einmal und mit größerem Nachdruck.

„Nein,“ log Maximilian ruhig.

Georg wußte ganz genau, daß Wilprecht log.

„Unbegreiflich!“ sagte er nach einer kurzen Pause. „Die Post ist doch gewöhnlich zuverlässig. Nun, dann habe ich Ihnen eine traurige Nachricht zu überbringen. Mein Vater hat seine Reise nach Berlin aufgegeben, weil Herr Deecken ernstlich erkrankt ist.“

„Nicht möglich!“ rief Wilprecht erstaunt aus, und mit einem eigentümlichen Lächeln fuhr er fort: „Ach, das wird gewiß nichts Ernsthaftes sein! Ihr Herr Vater übertreibt hoffentlich! Ich kenne unsern alten Papa. Ein Nichts, eine leichte Erkältung . . . und es sieht bei ihm immer gleich lebensgefährlich aus! Aber er rappelt sich schon wieder auf. Der ist vom alten Schlage! Ich kenne ihn! . . Daß nur Stephanie nichts davon erfährt! Es würde sie nutzlos aufregen und beunruhigen! . . Ich bin vollkommen überzeugt, die Sache hat nichts zu bedeuten. Aber der Vorsicht halber will ich jedenfalls telegraphisch anfragen . . . nicht bei Ihrem Herrn Vater, denn der scheint mir übertrieben ängstlich zu sein . . ich werde einen anderen fragen.“

Georg machte ein ungläubiges und besorgtes Gesicht.

„Ist die Sache wirklich ernst,“ fuhr Wilprecht eifrig fort, „dann natürlich . . . dann gibt es kein Besinnen, dann müssen wir auf ‚Bath-Seba‘ verzichten, und auch auf den Ball bei dem Botschafter,“ sagte er so nebenbei. „Dann stünde uns auch gerade der Sinn danach! Wir würden sofort abreisen! Aber es wird nichts sein, es ist ganz gewiß nichts! Ich kenne doch unsern guten Papa! Sie brauchen sich wirklich nicht zu beunruhigen!“

Wilprecht tröstete Georg! Sie waren an dem neuen Prachtbau angelangt. Wilprecht wollte den alten Deecken nun einmal durchaus gesund haben. Georg merkte, daß seine Teilnahme so unangebracht und lästig wie möglich war, und verzichtete daher auch auf seinen beabsichtigten Besuch bei Stephanie, die er jetzt nur an ihren Empfangstagen zu sehen pflegte.

„Kommen Sie mit hinauf?“ fragte Maximilian anstandshalber vor der Thür.

„Ich bedauere. Ich habe noch allerlei zu erledigen.“

„Kann ich mir ja denken!“ fiel Wilprecht ein. „Also nur Kopf oben! Es wird alles gut! Die Stimmung ist vorzüglich!“

„Empfehlen Sie mich, bitte!“

„Danke sehr . . . Und wie gesagt, wegen der Geschichte in Elberfeld brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Es ist nichts! . . . Nochmals Kopf oben! Addio! . . .“

Das Diner war heute um eine Stunde vorgerückt. Durch kluge Nachfragen hatte Stephanie festgestellt, daß viele Damen in großer Toilette erst der Vorstellung im Opernhause beiwohnen und dann direkt nach dem Botschafterhotel fahren würden. Gerade so wollte sie es machen. Bei Tisch wurde wenig gesprochen. Stephanie war so erregt wie nie. Es war der schönste Tag ihres Lebens. Sie nahm sich vor, so gelassen wie möglich zu bleiben. Sie wollte sich für den Abend ganz frisch erhalten. Für den Abend! Dabei dachte sie immer nur an den Ball beim Botschafter. „Bath-Seba“ mit „ihrem“ Finale und der bewußten Harfenstelle war zum bescheidenen Vorspiel herabgesunken.

Um fünf Uhr zog sie sich in die rosigen Geheimnisse ihres Toilettenzimmers zurück, in dem der duftige Hauch des Heliotrop wehte. Ihre hübsche Kammerjungfer Margarith — nicht Margarete, auch nicht Marguérite — stand an den Stuhl gelehnt und erwartete die Herrin. Auch auf dem Antlitz der Zofe spiegelte sich die Weihe des Tages wieder. Mit Andacht hatte sie den großen Karton mit der Worthschen Toilette, deren Pracht noch unter einer Wolke von Seidenpapier verborgen war, auf die Chaiselongue gestellt. Ringsum lagen und hingen und standen in weiser Anordnung all die Herrlichkeiten, die die Schöne schmücken sollten.

Stephanie hatte sich vorgenommen, sich nicht zu ärgern — sie wurde sonst bei der Toilette leicht etwas ungeduldig — sie wollte sich jede Aufregung ersparen; sie brauchte durchaus ihre volle Frische. Sie schloß die Lider ein wenig; heute Abend mußte ja lange das Feuer aus ihren weitgeöffneten Augen leuchten.

In aller Gemächlichkeit waren die Vorarbeiten des Kunstwerks vollendet. Die zierlichen Brokatschuhe

Louis XV. umschlossen den schmalen Fuß mit dem hohen Spann; sie zwängten freilich die Zehen grausam zusammen, aber sie saßen prachtvoll. Das neue Korsett, das aus Paris mitgebracht war, rundete die Taille in entzückender Weise. Es war zwar ein bißchen fest, aber es machte eine bezaubernde Figur. Sie hatte sich gerade in eine Wolke von Puder gehüllt, dessen weicher Wohlgeruch sich mit dem Heliotrop verschwisterte, und den durchsichtigen mit Valenciennes besetzten Batistpeignoir übergeworfen, als der Friseur gemeldet wurde. Befriedigt setzte sie sich an den cretonneumspannten Spiegel ihres Toilettentisches, auf dem in ungezählter Menge die Büchsen und Schachteln und Toilettengegenstände aus Schildpat mit mächtigen silbernen Monogrammen standen und lagen.

Der Haarkünstler erzählte, während er die langen Nadeln aus ihren blauschwarzen Haaren zog — und immer noch eine, und noch eine! — daß er von der Herzogin X und der Fürstin Y komme und um Schlag sechs bei der Prinzessin Z sein müsse. „Bath-Seba" und Pracks seien die Losung des Abends. Die Oper werde gerühmt, und der Ball verspreche glänzend auszufallen. Dabei bearbeitete er das Haar mit Bürste, Kamm, Brenneisen und den Fingern, kokettierte in den Spiegel und warf wahrhaft verliebte Blicke auf das schöne, volle schwarze Haar, das er zu einem in seiner Einfachheit kunstvollen Knoten schlang. Eine Aigrette von zarten Goldfedern, von einem Knauf funkelnder Rubinen gehalten — „Höchst originell die Rubinen, gnädige Frau," bemerkte der Friseur — bildete den einzigen Kopfschmuck.

Er trat zurück, er beugte den Oberkörper etwas nach hinten und betrachtete das Werk seiner Kunst wie ein Maler sein Gemälde auf der Staffelei, er ging nach rechts hinüber, dann nach links, er lächelte, er war zufrieden. Noch eine letzte unmerkliche Retouche an der Aigrette, das Werk war gelungen. Er empfahl sich schnell, mit tiefer Verbeugung.

Und nun schritt man feierlich an das große Ereignis heran. Mit geschickten Fingern befreite Margarith das Kleid langsam und mit äußerster Vorsicht aus der seidenpapierenen Hülle. Und da lag es nun vor ihnen in seiner morgenschönen Herrlichkeit.

„Großartig! gnädige Frau!" rief Margarith in aufrichtigster Bewunderung. „Wirklich großartig!"

„Nicht wahr, sehr hübsch?"

„Ganz wundervoll!" bekräftigte die völlig begeisterte Margarith.

Sie schüttelte in sich immer steigerndem Entzücken den Kopf, während sie das prachtvolle Gewand der Herrin anlegte. Die gnädige Frau sah gewiß immer bildschön aus, aber so wie heute noch nie! Und wie das saß! Wie sich aus dem runden Ausschnitte die Schultern hoben — freilich solche Schultern! Und wie es sich faltenlos um Brust und Taille spannte! Und wie die Schleppe fiel!

„Großartig! gnädige Frau!"

Margarith konnte nichts anderes über die Lippen bringen.

Stephanie war fertig angezogen. Die Zofe zog sich diskret zurück; sie wußte, daß die Herrin es liebte, die letzten, die allerletzten Striche der Vollendung ohne Zeugen zu ziehen. Noch ein wenig Puder hier, und ein kleiner Tupfen mit dem schwarzen Stifte, ein einziger, um die Wölbung der schönen Brauen zu einer vollkommenen zu machen . . . und das Werk war vollendet.

Sie stand in hellster Beleuchtung zwischen den beiden großen schräg gestellten Spiegeln, die ihr den Anblick ihrer Reize von allen Seiten gestattete. Jetzt, da sie allein war und völlig unbelauscht, jetzt durfte sie sichs ja gestehen: Es war ein Wunder, das sie aus Paris mitgebracht hatte!

Es war ein enganschließendes Prinzeßkleid aus Goldbrokatstoff, das in seiner eleganten Knappheit alle Schönheiten ihres schlanken, vollen Wuchses zeigte. Im Vorderteile des Kleides waren auf breitem, tiefrotem Sammet stilisierte Arabesken, die aus dem Krönungsmantel einer Dogaressa stammten, appliciert — wahrhafte Meisterstücke der Kunststickerei, denen auch der Laie die seltsame Schönheit des Echten auf den ersten Blick ansah. Hinter ihr rauschte die lange goldige Schleppe, auf der, wie zufällig hingeworfen, ein mächtiger Strauß dunkler Rosen lag. Ganz gleichfarbige dunkle frische Rosen mit langen Stielen bildeten den Vorsteckstrauß an der edelgewölbten Brust. Den Hals umschloß ein Collier von prachtvollen Rubinen, die auf der matten Opalfarbe ihrer Haut doppelt zu funkeln schienen. In der Hand hielt sie einen gelbgoldigen Schildpatfächer von alten Spitzen.

Sie sah auffallend, aber ganz wundervoll aus.

Sie lächelte sich im Spiegel schelmisch an, sie neigte den Kopf, sie zeigte die Zähne, sie blickte vielverheißend von unten auf, sie machte eine abwehrende Bewegung, sie reckte den Hals zu einer vertraulichen Begrüßung, sie machte eine tiefere Verbeugung, und noch eine ganz tiefe, ganz langsam, in der sie völlig in sich zusammenzufallen schien und aus der sie ganz allmählich wieder zu der Höhe der augenblicklichen Gleichberechtigung aufstieg — es war die Verbeugung, die für die Wirtin und die Frau Herzogin bestimmt war — sie fächelte sich, sie strahlte, sie machte gewisse Vorbehalte; ja mit graziösem, nicht sehr ernst gemeintem Unwillen führte sie sogar einen kaum wahrnehmbaren Schlag mit dem Fächer — mit einem Worte, sie ließ alle Möglichkeiten des Abends ahnungsvoll an ihrem geistigen Auge vorüberziehen und gab sich darauf die pantomimische Antwort, die sie kritisch im Spiegel betrachtete.

Es gelang ihr alles! Sie war bezaubernd und mußte bezaubern.

Sinnend blieb sie vor ihrem Spiegelbilde stehen, diesmal mit ihrem natürlichen, nicht zurechtgemachten Gesichte.

Ja, sie durfte stolz sein! Sie hatte es erreicht, das heiß Ersehnte! Sie war aus dem bescheidenen Halbdunkel ihrer Herkunft aufgestiegen zur blendenden Sonnenhöhe der Gesellschaft. Wie hatte sich früher ihre Brust gehoben, wenn sie auf dem Heimwege von irgend einem Balle, wie sie deren schon hunderte mitgemacht hatte, beim Vorüberfahren die festlich beleuchteten Fenster in den Hotels der Minister und Botschafter gesehen hatte, die lange Reihe der Hofwagen

vor der Thür! Ach, könnte man da sein! Nur ein einziges Mal!

Und dieser Traum — in wenigen Stunden sollte er zur berauschenden Wirklichkeit werden! Sie war unter ihnen, den Fürsten und Grafen, den Großen dieser Welt, den Trägern der höchsten Würden und der vornehmsten Namen — eine Gleichberechtigte neben der Herzogin, wie eine Freundin bewillkommnet von der Botschafterin! Sie war da in ihrer sinnverwirrenden Schönheit, die stolzesten Schönen überstrahlend, bewundert von allen!

Das hatte sie erreicht, sie allein! Und sie war noch nicht am Ziele angelangt — noch immer nicht! Noch immer weiter, noch immer höher!

Es befiel sie wie ein wonniger Schwindel. Sie schloß die Augen; ein glückliches Lächeln hob ihre Lippen, und ihre schimmernden Zähne wurden sichtbar.

Da klopfte es leise an die Thür. Margarith brachte eine Depesche.

„Für mich? Eine Depesche?" sagte sie neugierig.

Sie öffnete den Umschlag und las die Depesche. Sie wurde etwas blaß und setzte sich auf den nächststehenden Stuhl, so unvorsichtig, daß Margarith dienstfertig herbeisprang, neben ihr niederkniete, und die Schleppe zurechtlegte.

„Lassen Sie nur, Margarith! Lassen Sie mich noch einen Augenblick allein."

Die Zofe zog sich zurück.

Sie las die Depesche, die sie fest in der Hand hielt, noch einmal:

„Elberfeld, 15. Januar. Nachmittags fünf Uhr fünfzehn Minuten. Zu meinem tiefsten Schmerze habe ich die traurige Pflicht, Ihnen zu melden, daß Ihr edler Vater, mein unvergeßlicher treuer Freund Gotthilf Deecken soeben, Nachmittags fünf Uhr, sanft entschlafen ist. Seien Sie meiner herzlichsten Teilnahme versichert.

F. W. Nortstetten."

Zur selben Stunde, da Stephanie in dieses rosig leuchtende, duftende Gemach getreten war, um sich zum Feste zu schmücken, war ihr Vater in die Nacht des Todes gesunken.

Stephanie war wie betäubt. Sie bedurfte einiger Augenblicke, um sich zu sammeln, um sich die Bedeutung der Trauerbotschaft ungefähr klar zu machen. Vollkommen gelang es ihr noch nicht. Ihr Vater tot, das goldstrahlende Kleid des Festes mit dem stumpfen Schwarz der Trauer vertauschen, an diesem Abend in dem stillen Hause bleiben — es war zu viel auf einmal!

Ruhig! ruhig! Was thun?!

So sollte denn wirklich das lang Erstrebte, das mühsam Erreichte jetzt, da sie es in ihren Händen hielt, wie ein Traumbild zerrinnen? Sollte sie wie Mose auf den Gipfel des Nebo gestiegen sein, nur um das verheißene Land zu schauen, nicht um es zu betreten? Sollte all ihr Hoffen zunichte werden? Vielleicht für immer?

Denn es stand ihr eine lange Zeit bevor, ein langes Jahr, in dem sie sich aller gesellschaftlichen Zerstreuungen zu enthalten hatte. So erheischte es die Sitte, so gebot es unzweifelhaft auch ihr Herz als gute Tochter. Was konnte in einem Jahre alles geschehen! Pracks konnte abberufen werden — das Gerücht war schon vor einiger Zeit verbreitet gewesen. Und dann war die Brücke, die sie zu dem gelobten Lande führen sollte, abgebrochen.

Ach, wenn er noch reden könnte, der „gute Papa!" Mußte er schon mit seinem Hingange das Herz der liebenden Tochter zerfleischen, den Kummer würde er ihr nicht obenein noch bereitet haben. Gewiß nicht!

Ja, könnte er sprechen, er würde seiner geliebten Stephanie sagen: „Du trauerst im Herzen, du brauchst nicht vor der Welt zu trauern! Zeige nur der Welt dein lachendes Gesicht! Ich vergebe dir nicht bloß! Ich befehle es dir sogar! Die Welt erlegt Pflichten auf, welche der Stimme des Herzens Schweigen gebieten . . ."

Stephanie dachte daran, daß für gewisse Festlichkeiten die Hoftrauer aufgehoben wird. Das war ein Vorbild, das zum Nachsinnen aufforderte.

Morgen wollte sie sich ganz ihrer Trauer hingeben. Da wollte sie sich in ihr Kämmerlein einschließen und sich die Reinheit ihres Schmerzes nicht entweihen lassen! Morgen!

Sie drückte den Knopf der Klingel. Margarith erschien.

„Wer hat Ihnen die Depesche gegeben?"

„Der Diener."

„Schicken Sie mir Jean."

Der Diener trat gleich darauf in das Heiligtum, das er nie betreten hatte, und warf neugierige und bewundernde Blicke um sich.

„Weiß jemand außer Ihnen und Margarith von der Depesche, die eben für mich angekommen ist?"

„Nein, gnädige Frau."

„Also niemand? Sie sind Ihrer Sache ganz sicher."

„Niemand, gnädige Frau. Ich habe sie dem Telegraphenboten selbst abgenommen und auf der Stelle Margarith gegeben."

„Gut! Ich wünsche auch nicht, daß irgend jemand davon etwas erfahre. Haben Sie verstanden?"

„Zu Befehl, gnädige Frau."

„Also gut!"

Jean machte seine Verneigung und ging. Er dachte sich sein Teil. Er hatte schon oft Beweise seiner Intelligenz gegeben. Er hatte es früher immer so einzurichten gewußt, daß er, ohne es irgendwie auffällig zu machen, und ohne daß es ihm Stephanie jemals nahe gelegt hätte, die Briefe Georgs z. B. der gnädigen Frau zufällig immer nur dann überreichte, wenn sie allein war. Die Depesche war vielleicht auch von Herrn Dr. Nortstetten, den Jean sehr in sein Herz geschlossen hatte, und dessen Entfremdung er mit tiefem Bedauern empfand; jedenfalls brauchte der Herr Kommerzienrat nichts davon zu erfahren.

Jean hatte das Zimmer eben verlassen, und Stephanie hatte eben den Schlüssel von dem Tischkasten, in den sie das Telegramm hatte verschwinden lassen, abgezogen, als sich Wilprechts Stimme vom Nebenzimmer vernehmen ließ:

„Darf man eintreten?“

„Bitte.“

Lächelnd und gewichtig schritt der Kommerzienrat über die Schwelle des rosigen Gemachs.

„Ah! Großartig! Du wirst einen fabelhaften Erfolg haben!“ rief er entzückt aus. Er war stolz auf seine Frau. Sie hatte keinen Vergleich zu scheuen.

Und wie er im Kreuzfeuer der großen Spiegel stand, fand er, daß auch er allen Grund habe, mit sich zufrieden zu sein. Er sah mit seinem frisch rasierten, sorgfältig frisierten Kopfe, in dem untadeligen Fracke, an dessen linkem Aufschlage das goldene Kettchen mit den drei Miniaturorden glänzte, in dem strahlend weißen Hemde, das durch drei Perlen geschlossen war, und mit dem breiten roten Bande um den Hals, an dem das Komturkreuz des portugiesischen Christusordens hing, sehr stattlich aus.

„Es ist zehn Minuten vor sieben. Der Wagen ist vorgefahren, bist du bereit?“

„Ich möchte lieber noch ein wenig warten. Ich fühle mich nicht ganz wohl . . .“

„Ah! Doch nichts Ernstes?“ fragte der Kommerzienrat teilnahmvoll.

„Es wird schon vorübergehen!“

„Du bist am Ende zu fest geschnürt?“

„Bewahre!“ sagte Stephanie ungeduldig. „Laß mich eine halbe Stunde allein, und es ist vorüber.“

„Wenn es sein muß! . . . Aber wir kommen viel zu spät!“

„Ach, was kommt denn auf die langweilige Oper an!“ rief Stephanie mit gesteigertem Unwillen. „Wir haben unsere Loge und genieren keinen Menschen, wenn wir zu spät kommen.“

Der Kommerzienrat schmunzelte überlegen und entfernte sich.

Stephanie setzte sich; diesmal vorsichtig. Sie sann eine lange Zeit nach. Dann ließ sie sich ein Glas Ungarwein und ein Biskuit kommen, prüfte sich nochmals mit strengen kritischen Augen inmitten der beiden Spiegel, legte einen kostbaren Spitzenschleier über die Schultern, der für die Opernvorstellung die Pracht der Toilette keusch verhüllen sollte, ließ sich von Margarith einen orientalischen Umhang überwerfen und dann ihrem Manne melden, daß sie nun gehe.

Langsam schritt sie die Stufen der breiten Treppe hinab, von Margarith gefolgt, die die Schleppe trug. Vorsichtig stieg sie in den breiten Landauer und nahm die eine Seite vollständig ein. Maximilian drückte sich in eine Ecke des Rücksitzes. Jean schloß die Thür, kletterte auf den Bock neben den Kutscher, und der von zwei schönen schweren englischen Carossiers gezogene Wagen rollte schnell den Linden zu.

Stephanie hatte die Lippen fest zusammengepreßt. Sie besaß eine Selbstbeherrschung, die von allen ihren näheren Bekannten angestaunt wurde. Aber eine so harte Probe war ihr noch nicht auferlegt worden. Sie seufzte einigemal unwillkürlich.

„Ich fürchte, du hast dich zu fest geschnürt,“ sagte Maximilian.

„Bewahre!“ versetzte Stephanie unwirsch.

Sie hatte Anwandlungen von Schwäche, aber sie wollte sie nicht aufkommen lassen. Unter dem Zwange der Gesellschaft würde sie die volle Herrschaft über sich schon wieder gewinnen — das machte ihr keine Sorgen! Nur im Alleinsein — sie hatte Maximilian in seiner Ecke ganz vergessen — da konnte man sich der unheimlichen Vorstellungen, die von allen Seiten herandrängten, schlecht erwehren.

Aber, gottlob, nun hielt der Wagen. Nun kam sie unter Menschen! . . .

Als sie vor der Logenthür stand, lächelte sie mit der ihr angeborenen Anmut. — —

Zu gleicher Zeit saß in Barmen der Geheimerat Nortstetten mit seinem Bruder, dem Pastor Johannes, an dem Lager, auf dem der entseelte Leib von Gotthilf Deecken ruhte. Mit tiefer Wehmut blickten sie auf das stille, edle Antlitz des dahingeschiedenen Freundes, von dem alle Spuren des Erdenleides wie weggewischt waren.

„Die arme Stephanie!“ sagte der Geheimerat leise. „Jetzt wird sie gerade zum Bahnhof fahren!“

„Sein ganzes Herz hing an seiner Tochter,“ versetzte der Pastor. „Und sie hat einen köstlichen Trost. Sie hat ihren Vater geliebt und geehrt bis ans Grab. Es wird ihr wohlergehen auf Erden.“

Der Geheimerat dachte an Stephanie, an die Tochter seines verstorbenen Freundes; er wagte es kaum, sich in seinen Gedanken auch mit seinem eigenen Sohne zu beschäftigen, für dessen künstlerische Zukunft diese Stunden so wichtige waren.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Hofnarren.

Von

Friedrich W. Ebeling.

Der Leser wolle nicht erwarten, daß ich ihn hier mit einer Einleitung über das Aufkommen des Narrentums überhaupt behellige, etwa um einer vermeintlichen Gründlichkeit auch in einem bloßen Beitrage oder in einer Skizze gerecht zu werden. Jeder kann sich ja ohnehin sagen, daß das Narrentum so alt ist wie die Menschheit selber und tief in der menschlichen Natur begründet.

Aber auch das Aufkommen eines handwerksmäßigen Narren- und Lustigmachertums an großen und kleinen Höfen, civilisierten und uncivilisierten, heidnischen und christlichen, weltlichen und geistlichen, verliert sich in die entferntesten Jahrhunderte.

In Deutschland führen die ersten Spuren eines solchen an den Hof Kaiser Karls des „Großen“, der ungeachtet seiner ernsten Sorgen und Strebungen für Verbreitung von Litteratur und Bildung unter den von ihm behufs Gründung eines Weltreichs unterjochten Völkern dennoch Gefallen an Possenreißern und Gauklern fand, und überall, wo er seine Pfalz aufschlug, eine ganze Schar solcher Leute um sich gehabt zu haben

scheint. Ebenso gehörten derartige Persönlichkeiten zum Hofgesinde der sächsischen und salischen oder fränkischen Kaiser. Nur Heinrich III. verbannte sie aus seiner unmittelbaren Umgebung. Daß jedoch unter den schwäbischen Kaisern Friedrich I. und vier Jahrhunderte später Rudolf II. dem Narrentum abhold gewesen, ist eine irrige Behauptung. Beide Fürsten huldigten auch in dieser Hinsicht dem allgemeinen Brauche und der allgemeinen Neigung.

Ausgangs des 11. Jahrhunderts gibt es fast keinen einzigen Hof in Europa ohne Gaukler und Lustigmacher. Noch waren sie aber nicht ständig, sondern nur vorübergehenden Aufenthalts, landläuferisch, übrigens überall gern gesehen und willig aufgenommen, auch in den Schlössern reicher Edelleute, in den Häusern begüterter Bürger, häufig auf Gemeindekosten unterhalten, namentlich in Zeiten allgemeiner Festlichkeiten. Erst im 12. Jahrhunderte fängt die Narretei an ein ständiger Dienst zu werden; im 14. Jahrhunderte ist sie es beinahe an allen Höfen, in Frankreich sogar ein sehr angesehenes und privilegiertes Hofamt.

So angenehm und einträglich indes die Beschäftigung dieser Leute war, hatte sie doch auch ihre schlimmen Seiten. Sie galten persönlich für ehr- und rechtlos, konnten von jedermann nach Belieben behandelt und gestraft, sogar bei einem von ihnen hervorgerufenen Streit oder bei Ueberführung einer Unehrlichkeit getötet werden. Sie konnten weder etwas erben noch vererben und außerdem war ihnen ein sogenanntes ehrliches Begräbnis versagt. Natürlich förderte eine solche Ausschließung weder die Bildung noch Gesittung dieser Individuen und alle Welt ist voll von Klagen und Beschwerden über sie, daß sie Bösewichter, Gotteslästerer, Verleumder, Raufbolde, Diebe und Zotenreißer wären. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts handelt man jedoch einsichtsvoller gegen sie, man läßt sie mehr und mehr in bestimmte Rechte treten, womit sie freilich auch manchen Beschränkungen unterworfen werden, und man wirkte schon dadurch auf ihre Gesittung ein, daß man den Zügellosigkeiten des herumstreifenden Lebens fort und fort Hindernisse entgegensetzte. Dennoch bleibt es auch den Hofnarren eigen, daß sie sich vornehmlich durch grobe Possen, Unflätereien und Zoten, keineswegs durch sonderlichen Witz kennzeichnen. Mustert man die Summe aller der Einfälle und Schwänke, die uns selbst von den namhaftesten Hofnarren bekannt geworden, so ist es geradezu erstaunlich, wie wenig Geist sich im ganzen darin offenbart. Allein es darf auch nicht verschwiegen werden, daß letztere genau so waren, als es der Geschmack der Fürsten und ihrer Höflinge verlangte, und daß, wenn die Narren die Befugnis und die Verpflichtung hatten, ihren Herren ernste Wahrheiten beizubringen, sie doch niemals darüber die Maske und das Beiwerk des Rüpels und Dümmlings vergessen durften. Der große Kurfürst von Brandenburg bildete eine rühmliche Ausnahme in dem Verhältnis der Fürsten zu ihren Narren und Lustigmachern, indem er den seinigen bei härtester Strafe die Verübung von Gemeinheiten und Unsittlichkeiten in Worten und Handlungen untersagte. Im übrigen muß noch bemerkt werden, daß nicht wenige Fürsten vorzugsweise schwachsinnige und besonders rohe Subjekte als Narren in den Dienst nahmen, um sie zum Spielball des unbarmherzigsten Spottes des ganzen Hofes zu machen.

Von allen deutschen Hofnarren sind die kursächsischen die berühmtesten geworden. Ich erinnere nur an den sogenannten Baron Schmiedel, an Leppert aus Leipzig, den späteren Prinzipal einer wandernden Komödiantentruppe, an Joseph Fröhlich, den die Gnadengeschenke seiner Herren, Friedrich August I. und II. zum reichen Manne machten, der auch ein großes Haus in Dresden besaß, vornehmlich aber an Friedrich Wilhelm Freiherr von Kyaw [1]), gestorben 1733 als kursächsischer Generallieutenant und Kommandant der Bergfeste Königstein, und Friedrich Taubmann (1565 bis 1613 [2]). Ersterer überbietet an Gemeinheit und Cynismus alles, was uns in diesem Betracht aus den Kreisen des Hofnarrentums jemals überliefert worden, selbst wenn wir das in Abzug bringen, was auf Rechnung seiner Vorgänger zu stellen und was schamlose Erfindung Späterer ihm aufgebürdet hat und noch heute aufbürdet. Denn unter den Namen der geschichtlichen Witzbolde von Beruf ist kein einziger der Gegenwart so geläufig, als der des Mannes, der als Militär genau so unbedeutend war als sein Rang hoch. Nur Taubmann nimmt es in der Namhaftigkeit allenfalls noch mit ihm auf. Aber dieser war nach Lebhaftigkeit, geistiger Schlagfertigkeit und Beschaffenheit oder Eigenartigkeit des Witzes doch der bedeutendste in der ganzen Narrenrunde, nur daß man es tief beklagen muß, einen Mann, der nicht bloß als Lehrer der Hochschule zu Wittenberg, sondern auch als lateinischer Dichter und durch ausgebreitete philologische Kenntnisse, erwiesen in seinen Ausgaben mehrerer alten Klassiker, von seiner Zeit hochgeschätzt wurde, aus Genuß- und Habsucht zum Lustigmacher herabsteigen zu sehen. Ich sage Lustigmacher, denn Hofnarr im engsten Sinne waren er und Kyaw nicht, man durfte ihnen weder diesen Namen geben, noch trugen sie das Gewand derselben, sie waren sogenannte „kurzweilige Räte", funktionierten mithin als Narren und erschienen auf den jeweiligen Befehl ihrer kurfürstlichen Herren bei Hofe, öfter in Begleitung derselben auf Vergnügungsfahrten und Reisen.

Nach archivalischen Notizen, wie ich sie im Hauptstaatsarchiv zu Dresden vorgefunden, ist Friedrich der Streitbare (1381—1428), ein ehr- und prachtliebender Fürst, der erste sächsische Kurfürst, welcher sich Hofnarren hielt. Die Namen derselben sind jedoch nicht zu ermitteln, wie überhaupt von 50 Narren, die am kursächsischen Hofe bis zum Jahre 1763 ihr Wesen getrieben, nur 14 nähere Nachrichten über sich hinterlassen haben, theils direkt, teils indirekt.

Der erste von diesen ist Klaus Narr, und einige zur Charakteristik über ihn, der in der Erinnerung unserer Tage wohl nur noch schwach lebt, dienlichen Mitteilungen erlaube mir der Leser hier anzuführen.

Klaus wurde im Jahre 1470 im Dorfe Ranstädt, vermutlich bei Meißen, geboren. Es gab damals in

1) Weiteres über ihn in meiner Schrift: „Kyaw und Brühl" (Leipzig 1883).

2) S. über ihn mein Buch: „Friedrich Taubmann, ein Kulturbild, zumeist nach handschr. Quellen (3. Aufl. Leipzig 1883).



Im Jahre 1490 schickte mich mein lieber Vater nach den Niederlanden und dort war ich vier ganze Jahre. Als Geselle verließ ich meine Vaterstadt und als Meister begrüßte ich sie wieder, und der Ruf einer großen Geschicklichkeit ging mir voran. Ein Freund meines Vaters war Hans Frey, der war ein geschickter Harfenschläger und kunstreicher Meister von kleinen Wasserkünsten. Dieser Mann hatte den Glauben, daß es Niemanden besser ginge, als den Malern, und daß sie das bequemste Brot äßen. Daher wollte er seine Tochter Agnes an einen Maler verheirathen, und zwar an den geschicktesten, den es gäbe. Da Herr Frey nun von meiner Geschicklichkeit hörte, wie mich die Leute den deutschen Apelles nannten, so handelte er mit meinem Vater wegen seiner Tochter. Jungfer Agnes Freyin ward mir auf solche Art zu Theil und mit ihr 200 Gulden, wofür ich das Haus in der Zisselgasse kaufte. Die Hochzeit richtete Hans Frey aus, die war gar herrlich und dies geschah im Jahre 1494. (Hagen, Norica.)

Kursachsen drei Dörfer dieses Namens. Seine Eltern waren ganz arme, aber mit reichem Kindersegen bedachte Leute, und so wuchs er ohne alle und jede Erziehung und ohne irgend welche Bildung auf. Selbst in der Religion der Seinigen, der katholischen, erlangte er nicht die geringste Unterweisung. Er mußte von früh bis spät ihm angemessene Dienste auf dem Felde oder in den dörfischen Haushaltungen verrichten. Im Alter von 15 Jahren hütete er bald für dies, bald für jenes Gehöft die Gänse. Niemand wollte ihn lange im Dienst haben, denn er that jedermann Mutwillen und Schabernack an, so daß er den Beinamen „Narr" erhielt, worüber sein Familienname in vollständige Vergessenheit geriet. Da geschah es, daß der Kurfürst Ernst mit großem Gefolge sich nach Meißen begab und dabei das Dorf Ranstädt passierte. Kaum jedoch erblickte Klaus die vielen Wagen und Rosse in der Ferne, als er flugs die seiner Hut anvertrauten Gänse eine nach der anderen bei dem Halse ergriff und so an seinen Rockgürtel reihte, eine übrigbleibende aber unter den Arm nahm und in diesem Aufzuge neugierig dem anlangenden Troß entgegenlief. Er bot damit in der That einen zu seltsamen Anblick, als daß der Kurfürst nicht hätte lachen sollen. Das einfältige Verhalten des Burschen brachte ihn aber auch auf den Gedanken, daß er sich zum Hofnarren eignen möchte, worin der herbeigerufene Vater mit Vergnügen willigte. Ernst starb bereits im nächsten Jahre (1486), und nun ging Klaus an dessen Bruder, den Herzog Albert, über. Nach dessen Tode nahm ihn der zweite Sohn des Kurfürsten Ernst, der Erzbischof Ernst von Magdeburg, in den Dienst (1501), und als dieser starb (1513), der Kurfürst Friedrich der Weise. Endlich gelangte er noch an Johann den Beständigen, dessen Tod er nicht mehr erlebte, da er einige Wochen vor ihm aufhörte, sterblich zu sein (1532).

Die Schwänke, lächerlichen Einfälle und Schlagworte dieses Narren sind in einem dicken Bande gesammelt worden, der 1551 zuerst auf den Markt gelangte, dann aber bis 1605 immer verstärkt noch fünfmal erschien. Stellt uns jedoch schon die erste Ausgabe dieser Facetien nicht den unverfälschten Klaus dar, so noch weniger die „Sechshundertsiebenundzwanzig Historien" der beiden letzten Ausgaben. Man hat bei verschiedenen anderen, gleichzeitigen und späteren Narren Zwangsanleihen gemacht und sie Klaus zugeschlagen, vermutlich um ihn desto annehmbarer zu machen. Dessenungeachtet ist der eigentümliche Charakter dieses Menschen nicht zu verkennen: ein seltsames Widerspiel von Borniertheit und Verstandesblitzen, Stumpfheit und witzigem Scharfsinn, Roheit und Zartsinn, Bosheit und Gerechtigkeitsgefühl.

Ich biete hier dem Leser eine kleine Auswahl der besseren seiner närrischen Kundgebungen, die ungenießbare Form der ursprünglichen Reproduktion so weit als zulässig vermeidend.

Einst stieß sich Klaus vor den Kopf, daß ihm der Hut herabfiel. „Welch ein Glück," rief er, „bloß der Hut ist herabgefallen und nicht auch der Kopf, der darin stak!"

Einmal trat er in eine Herberge, als gerade zwei der dort anwesenden Männer miteinander rauften und endlich der eine den anderen mit dem Kopf wiederholt auf die Tischplatte stieß. „Laß ab," befahl da Klaus dem Bezwinger, „du kannst vier Wochen lang den Kopf auf die Platte stoßen, sie geht doch nicht durch!"

Einer, der ihn in Zorn zu versetzen gedachte, behauptete, sein Vater sei gehenkt worden. „Das ist mir nichts Neues," versetzte er, „man hat ihn an meine Mutter gehängt, und da hängt er noch."

„Geh doch vom Fenster weg," mahnte er eine aufgeputzte Frau, „denn wie leicht kann es geschehen, daß einer der Männer, die nach dir schauen, über einen Stein stürzt und das Genick bricht."

Er sah einen Mann, der gegen einen Knaben so wütete, daß er ihn mit Füßen treten wollte. „Halt," rief der Narr, „ziehe erst die Schuhe aus, indes verraucht dein Zorn."

Ein Landsknecht flößte durch die Menge von Narben, die er im Gesicht trug, überall, wo er hinkam, Achtung oder Furcht ein. „Wie dumm," bemerkte Klaus, „habt doch lieber Respekt und Furcht vor denen, die ihn so zugerichtet haben."

Einmal setzte er sich in einen Schubkarren und that, als ob er führe. Nach einer Weile stieg er aus, schob den Karren eine Strecke fort, setzte sich wieder hinein und trieb es so mit Fortfahren und Einsteigen eine geraume Zeit. Endlich sagte er: „So, nun habe ich mich müde gefahren und gegangen."

Er hörte eines Tages von einem alten Hofdiener das geistliche Lied singen: „Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute, von einer Jungfrau säuberlich, zum Trost uns armen Leute" &c. „Lieber," fragte er da, „wie heißt denn die Jungfrau, die das Kind geboren hat?" Und man sagte ihm: „Maria." Nun war aber am Hofe ein junges Kammerfräulein desselben Vornamens. Zu dieser ging er alsbald und rief sie, mit dem Finger drohend, an: „Höre, höre, Mägdelein, was hast du angerichtet? Hast du denn für dein Kind auch schon die Taufe bestellt und wer wird Gevatter stehen?"

Der Kurfürst — welcher, ist nicht zu ermitteln — bot einem Gaste einen Trunk aus dem Becher an, dessen er sich selber gewöhnlich bediente. Der Gast aber zögerte unter allerlei Redensarten. „Schenk ihm auch den Becher," rief da der anwesende Klaus, „und du wirst sehen, daß er sich nicht mehr sperrt."

Eine Frau wollte einen Topf kaufen, und um zu versuchen, ob er, wie sie sagte, gut sei, klopfte sie mit einem Finger daran. Klaus, der dem Handel anwohnte, rief: „Das ist nicht richtig! Nimm einen Stein und schlage daran; bleibt der Topf ganz, so ist er gut; bricht er aber, so sind die Scherben das Beste vom Topfe."

Einer anderen Frau, welche sich bei unserem Narren beklagte, daß sie von ihrem Manne viel geschlagen würde, erteilte er den Rat: „Lerne seinen Willen und vergiß den deinen."

Als er zum erstenmal von Mönchen das Halleluja singen hörte, verstand er es falsch und fragte den Kurfürsten, wozu die Mönche „Alte Lumpen" riefen.

Einst betrat er mit dem Erzbischof Ernst von Magdeburg den Dom, als die Priester an sämtlichen Altären eben den Dienst beendet hatten und gleich

darauf junge Ministranten den ganzen Raum der Kirche beschritten, Gefäße mit brennendem Räucherwerk schwenkend. „Was Teufel," sagte Klaus bei diesem Anblicke zu seinem Herrn, „was Teufel müssen die für einen üblen Geruch hinterlassen haben, daß jetzt alle Winkel ausgeräuchert werden!"

An einem anderen Tage hörte er den predigenden Mönch ausrufen: „Werdet ihr euch nicht von Stund an bessern, wahrlich, so wird euch der Teufel bei lebendigem Leibe holen und zur Hölle schleifen!" Sofort nahm der Narr seinen Herrn unterm Arm und mahnte: „Komm, Gevatter, wir wollen uns aus dem Staube machen und wünschen, daß die anderen nachfolgen, so kann dann der Teufel den Mönch allein holen!"

Jemand war unwillig über die vielen Bettler, die vor seiner Thüre saßen. „Sei froh," sagte Klaus, „sie halten dich für reich und mildthätig; zudem ist's besser, sie sitzen vor deiner Thüre, als du vor den ihren."

Er hörte es einmal mit an, daß einem Diener „tausend Pestilenz" an den Hals gewünscht wurde. „Nicht zu viel," wandte er da ein, „dir zwei, weil du der Herr bist, und dem Diener eine, das ist eine gerechte Verteilung und so habt ihr beide genug!"

Ein anderer Mann wünschte seinem Knechte alle erdenklichen Feuer auf den Kopf, höllische Feuer, Fegefeuer, wildes Feuer u. s. w. „Hör auf," fiel endlich unser Narr ein, „es bleibt deiner Frau sonst kein Feuer übrig, eine Suppe zu kochen!"

Um Klaus in Verlegenheit zu setzen, fragte man ihn einmal, wie schwer im günstigsten Falle ein Brötchen sein könne, welches der Bäcker für einen Pfennig verkaufe. „Etwas leichter jedenfalls," antwortete er treffend, „als das Mehl ist, welches man für einen Pfennig kaufen kann."

Ein Stück brennender Kohle war auf seinen Rock geraten und sengte ein Loch hinein. Als er dies gewahrte, schüttelte er die Kohle in den Kamin ab und sprach: „Das hat dein loses Maul verschuldet! Hättest du nicht gebissen, so lägst du noch ruhig auf meinem Rocke; nun aber magst du im Feuer umkommen."

Zu einem reichen Manne sagte er: „Dein Geld macht dich zu einem Manne, sonst wärest du wie jeder andere Narr."

Er sah die Verfolgung eines Hundes, der ein Stück Fleisch im Maule trug, von einem anderen Hunde mit an. „Halt fest," rief Klaus dem ersteren zu, „es schmeckt dir gerade so gut wie dem anderen!"

Eines Tags stellte sich Klaus in den offenen Schloßhof und rührte die Trommel. Bald war er von einer großen Menschenmenge umgeben. „Seht," rief er da, „was ein Narr kann! Wenn zehn Doktoren auf Trommeln schlagen, so pauken sie nicht halb so viel gelehrte Leute zusammen, als ich hier Narren!"

Zu einer jungen Dame sagte er, sie sei schön. „Nein," wehrte sie tief errötend ab, „das bin ich nicht, du spottest meiner nur!" — „Doch, doch," entgegnete er, „du bist schön, weil du dich schämst. Schäme dich immer, und du wirst noch schön sein wenn du stirbst."

Bei einem Besuche, den er in Leipzig einem Professor der Mathematik abstattete, gewahrte er auf dem Arbeitstische desselben einen Globus. „Was ist das?" fragte er. — „Eine Weltkugel," belehrte man ihn. — „So," entgegnete er, „wo hast du denn die Weltkegel?"

Kurfürst Friedrich der Weise ließ sowohl auf dem rechten Aermel seiner eigenen Röcke als denen seiner Dienerschaft die Buchstaben V. D. M. I. Æ. in Stickerei anbringen. Klaus fragte, was das zu bedeuten hätte, und man sagte ihm: „Gottes Wort bleibet in Ewigkeit." — „Das will ich glauben," versetzte er, „aber sicherer ist, daß es auf unseren Röcken nicht über zwei Jahre aushält."

In den thüringischen Dörfern, die zum Kurfürstentum Sachsen gehörten, war es Brauch, daß das Schulzenamt von Jahr zu Jahr wechselte und zwar nach der Katasterfolge der Bauernhöfe. Auf Grund dieses Herkommens traf in einem aus 100 Höfen bestehenden Dorfe die Reihe einen 90jährigen Gutsbesitzer. Dieser weigerte sich aber seines hohen Alters und damit verbundener körperlicher Gebrechen halber, das auf ihn entfallende Amt zu führen, und es entstand ein Streit, der endlich zur Entscheidung des Landesherrn gelangte. „Was würdest du in diesem Falle thun?" fragte dieser unseren Klaus. — „Ich würde entscheiden," antwortete er ohne Besinnen, „man soll an alten Bräuchen und Satzungen nicht rütteln. Aber des hohen Alters und der körperlichen Gebrechen dieses Greises wegen soll man ihn diesmal übergehen, jedoch mit dem Beding, daß, wenn ihn die Reihe wiederum trifft, ihm keine Ausrede mehr gestattet sein soll." Da lachte der Kurfürst Friedrich der Weise herzlichst und verfügte in der That ganz nach Klaus' Worten.

Als auch dieser endlich zum Sterben kam, fragte ihn ein Priester, ob er die letzte Oelung wünsche. „Meinetwegen," sagte er, „schmiert mich ein, wo mir's weh thut und da, wo es mir etwas helfen kann. Hilft mir's aber nicht, so hilft es dir, denn mein Herr wird dir das Schmierlohn nicht schuldig bleiben." —

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sterben übrigens die Hofnarren überall aus. Verfeinerte Gesittung und steigende Mannigfaltigkeit der Erheiterungen und Zerstreuungen und ein gehobeneres Bewußtsein des fürstlichen Metiers bewirkten dies hauptsächlich. Doch auch die zunehmende Teilnahme an der Entwickelung der dramatischen Kunst brachte einen Beruf zum Erlöschen, der in der Kulturgeschichte der Völker ein sehr bedeutsames Moment bildet.

Kalendereigentümlichkeiten des Jahres 1886.

Von

F. Leist.

Das Jahr 1886 trägt in mannigfacher Hinsicht ein eigentümliches chronologisches Gepräge; auffallend aber sind diese chronologischen Erscheinungen nur durch die Seltenheit ihres Eintretens. Wir haben ja alle Jahre

Ostern, Pfingsten u. s. w. bald früher, bald später — daß aber gerade in diesem Jahre Ostern auf einen Tag fällt, wie es seit dem Jahre 1734 nicht mehr der Fall gewesen und bis zum Jahre 1943 nicht mehr eintreten wird, und wie es überhaupt in der ganzen Zeit von 919 bis 1943, also in tausend Jahren nur zehnmal, nämlich: 919, 1014, 1204, 1451, 1546, 1666, 1734, 1886 und 1943 stattgefunden hat, das charakterisiert die chronologische Merkwürdigkeit des Jahres 1886 und begründet bei dem eigentümlichen Hange des Menschen, in allem Außergewöhnlichen schlimme Vorbedeutungen oder die Einwirkung feindlicher Dämonengewalten zu erblicken, den sonderbaren Glauben an einen baldigen Weltuntergang.

„Quand George Dieu crucifera,
Que Marc le resuscitera,
Et que Saint Jean le portera,
La fin du monde arrivera."

Wenn der Karfreitag auf den Georgstag, Ostersonntag auf den Markustag und Fronleichnam auf Johanni fällt, dann ist nach einer Prophezeiung des Nostradamus der Weltuntergang bevorstehend; freilich hätte die alte Erde auf Grund dieser chronologischen Konstellation schon siebenmal vor 1886 bersten müssen, denn in den oben angeführten Jahren hatten wir immer das gleiche chronologische Bild.

Das Wesen dieser Eigenheit aber ist unendlich einfach; keine dämonische, keine außer- oder überirdische Gewalt greift da ein in die Dinge der Menschen; alles ist Menschenwerk und wird die Götter nimmermehr reizen, sich darum das Schauspiel eines Weltunterganges zu bereiten. Wir können eigentlich mit Fug in letzter Reihe den „Kalendermacher" für alles verantwortlich machen, der eben nach einem bestimmten Modus Ostern berechnet und in den Kalender einsetzt, und da Ostern das Centralfest ist, nach dem sich alle übrigen beweglichen Feste des ganzen Jahres richten, so ist es natürlich, daß, wenn sich Ostern auf den 25. April berechnet, der Karfreitag auf den 23. April, d. i. den Georgstag fällt, der Ostertag selbst deckt sich dann mit dem Markustag, der alle Jahre den 25. April behauptet, und der 24. Juni, der für alle Zeiten bestehende Johannistag, ist zugleich Fronleichnam, da dieser Tag auf einen bestimmten Termin nach Ostern, beziehungsweise Pfingsten einzusetzen ist.

Wie nun aber, mag vielleicht mancher unter dem Eindrucke bevorstehender möglichen Ereignisse ängstlich fragen, verhält es sich denn mit Ostern selbst? Warum fällt denn dieses gerade in diesem Jahre auf den 25. April und nicht früher? Eigentlich müßte man solch einen Zweifler zurückverweisen auf die versammelten Väter des Konzils von Nicäa, denn diese waren es, die für die gesamte Christenheit bestimmten: „Das Osterfest fällt alljährlich auf den ersten Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond, d. h. auf den Sonntag, der der erste ist nach dem auf oder zunächst nach dem 21. März eintretenden Vollmonde."

Zur Bestimmung von Ostern ist also vor allem die Bestimmung des ersten Frühlingsvollmondes notwendig und wenn wir dies in Bezug auf 1886 versuchen, so sagt uns der Kalender, daß in diesem Jahre gerade zufällig der Vollmond eintritt am 20. März 5 Uhr 23 Minuten früh, also unmittelbar vor dem 21. März. Das Gebot von Nicäa fordert aber ausdrücklich: nach dem 21. März. Der nächste Vollmond nach dem 21. März kann nun ganz naturgemäß erst wieder nach 28 Tagen eintreten, und in der That ist dies im Jahre 1886 der Fall am Sonntag den 18. April um 3 Uhr 46 Minuten nachmittags. Nun wäre scheinbar eigentlich dieser Sonntag der einschlägige Tag für Ostern; aber auch hier tritt wieder eine besondere Bestimmung ein, welche festsetzt, daß wenn dieser oben geforderte Frühlingsvollmond auf einen Sonntag selbst fällt, nicht dieser der Ostersonntag sein, sondern das Fest noch einmal bis zum nächsten Sonntag, d. i. also in diesem Jahre der 25. April, hinausgeschoben werden soll. Dieser Tag bildet somit zugleich die äußerste Grenze des Osterfestes, hinter welche hinaus dasselbe überhaupt nicht fallen kann.

Das ist das ganze kalendarische Rätsel, an dem wie an einem Faden die Welt hängen soll! Da aber hier gerade von Kalenderrätseln gehandelt ist, lassen sich vielleicht noch einige solch sonderbare Erscheinungen zum Nutzen und Frommen derjenigen betrachten, die im Kalender blättern. Auch sie sind einfach und klar, sobald man einen Blick hinter ihr geheimnisvoll scheinendes Wesen geworfen; — kein Hokuspokus, keine Zauberformel, kein Geheimnis steckt in oder hinter ihnen.

Da lesen wir nämlich in jedem Jahr gleich auf der ersten Kalenderseite von einem „Sonntagsbuchstaben", von der „Römerzinszahl", von der „Sonnenzirkelzahl", von den „Epakten" und von der „Goldenen Zahl".

Das sind freilich spanische Dörfer für den, der sie nicht kennt. Ich will versuchen, diese Dinge zu erklären, so daß der freundliche Leser, auch wenn er noch in der Schulentwickelung begriffen ist, sich künftig diese Kalendererscheinungen selbst berechnen und feststellen kann.

Der „Sonntagsbuchstabe" eines Jahres wird gebildet, wenn man die ersten 7 Buchstaben des Alphabets, A bis G, in ihrer alphabetischen Reihenfolge auf die ersten 7 Tage des Jahres legt. Derjenige Buchstabe nun, der auf den Sonntag fällt, ist auch der Sonntagsbuchstabe des Jahres, d. h. jeder Tag, auf den eben dieser Buchstabe immer wieder eintrifft, ist ein Sonntag. Im Jahre 1886 ist der erste Tag ein Freitag, repräsentiert durch A, auf den folgenden Samstag fällt demnach B und auf den folgenden Sonntag C, das auch in der That der Sonntagsbuchstabe dieses Jahres ist. Im Schaltjahr zeigen sich zwei Sonntagsbuchstaben, da der erste bis zum 24. Februar und der zweite vom 25. Februar bis zum Jahresschluß gerechnet wird. Mit dem Sonntagsbuchstaben ergibt sich dann durch besondere Berechnung der Wochentag eines bestimmten Monatsdatums in einem bestimmten Jahre.

Die „Römerzinszahl" ist entweder auf alte römische Verhältnisse zurückzuführen oder gar auf ägyptischen Ursprung. Jedenfalls berechneten die Römer ihre Grundsteuerperioden nach einem 15jährigen Zeitraum, und diese Römerzahl gibt an, die wievielte Stelle ein bestimmtes Jahr innerhalb eines solchen abgeschlossenen 15jährigen Ringes einnimmt. Für 1886 gibt der Kalen-

der die Römerzahl 14 an. Zur Berechnung dieser Zahl wird zur Jahreszahl 1886 noch 3 addiert, da in der christlichen Zeitrechnung zurückgezählt das Jahr 3 vor Christus den Ausgangspunkt der letzten solchen Periode bildet. Die hierdurch sich ergebende Summe von 1889 wird durch 15 geteilt und dies ergibt die Zahl 125 mit 14 als Rest. Dieser Rest 14 ist die Römerzahl und 125 bezeichnet die Anzahl der seit Christus abgelaufenen Perioden von je 15 Jahren. Die Römerzahl 14 bedeutet demnach: Wir stehen mit dem Jahre 1886 im 14. Jahre der 126. derartigen Periode. Die Wichtigkeit dieser Zahl liegt vorzugsweise in ihrer Bedeutung für die geschichtliche Feststellung von Ereignissen, denn mit ihr läßt sich nicht nur ein gegebenes Jahr in einer alten Urkunde kontrollieren, sondern auch ergänzen, falls etwa das Jahr gar nicht in der Datierung genannt, sondern nur ein solches aus einem derartigen Zeitraum angeführt ist.

Die „Sonnenzirkelzahl" für 1886 bestimmt der Kalender auf 19. Dieser Sonnenzirkel bezeichnet einen Zeitraum von 28 Jahren, nach dessen Ablauf die Monatsdaten wieder genau auf dieselben Wochentage fallen, wie dies 28 Jahr vorher der Fall war. So wird also z. B. der 1. Januar genau nach 28 Jahren wieder auf einen Freitag fallen, wie in diesem Jahr u. dgl. Wenn man nun zu unserer gegenwärtigen Jahreszahl 1886 noch 9 hinzuzählt und diese Summe 1895 durch 28 teilt, so erhält man 67 mit dem Rest 19, der eben, wie oben angegeben, unser diesjähriger Sonnenzirkel ist. Das Jahr 1886 ist somit das 19. nach Ablauf von 67 Perioden zu je 28 Jahren nach Christi Geburt.

Die „Epakten" haben die Bestimmung, den Ueberschuß eines Sonnenjahres über ein Mondjahr anzugeben, d. h. sie bezeichnen das Alter des Mondes am 1. Januar des laufenden Jahres, also die Tage zwischen dem Neujahr und dem letzten vorhergegangenen Neumond. Für 1886 sind die Epakten 25. Zur Berechnung der Epakten bedarf man zunächst der Kenntnis der oben angeführten anderen Kalendereigentümlichkeit, der „Goldenen Zahl". Und diese ergibt sich aus der Darstellung des Mondcyklus.

Unter Mondcyklus versteht man eine zusammenhängende Reihe von 19 Jahren, nach deren Ablauf, ähnlich wie oben beim Sonnenzirkel die Monatsdaten und die Wochentage, so hier die Mondphasen auf die gleichen Monatsdaten fallen. Zur Berechnung dieses Mondcyklus ist das gegebene Jahr, also hier 1886, um 1 zu vermehren, weil das Jahr 1 vor Christus das erste Jahr des ersten Mondcyklus unserer christlichen Zeitrechnung bildet, und die Summe 1887 durch 19 zu teilen. Dies gibt 99 mit dem Rest 6, und diese Zahl bezeichnet die goldene Zahl für 1886, wie der Kalender deutlich angibt. Um nun hieraus die Epakten zu gewinnen, multipliziert man die goldene Zahl mit 11 und wenn sich hiernach ein Produkt ergibt, das größer ist als 30, dann teilt man dieses durch 30; ist das Produkt aber kleiner als 30, dann zählt man 30 hinzu und zieht von der dadurch gewonnenen Summe für die Zeit zwischen 1700 und 1899 die Zahl 11 ab, auf welche Weise man die dem thatsächlichen Kalendereintrage entsprechende Epaktenzahl 25 für 1886 gewinnt. — Doch „Wozu der Lärm?" kann man auch hier wieder fragen, „wozu alle diese merkwürdigen Rechnungen und Zeitbestimmungen?" Sie alle gehören eben zum Handwerk des Kalendermachers; sie unterstützen und fördern, ja sie ermöglichen ihm, seine Berechnungen auf viele Jahre hinaus, vorwärts und rückwärts, zu machen, denn wenn auch über Ostern schon seit dem Konzil von Nicäa jene obige Feststellung getroffen, so ist dieselbe ja immer wieder bedingt durch den Eintritt des Vollmonds, und dieser ist innerhalb eines begrenzten Zeitraums selbst wieder wandelbar.

Die umschweifenden Rechnungen, die hierfür notwendig sind, näher zu begründen, würde zu weit führen. Aber die Formel, nach welcher jeder den Ostertag berechnen kann, möge hier mit besonderer Anwendung auf das Jahr 1886 Platz finden. Sie ist eine äußerst sinnreiche Kombination von Professor Gauß in Göttingen. Die Berechnung gestaltet sich für 1886 in folgender Art:

1) Man teilt das Jahr 1886 durch 19 und bezeichnet den Rest mit a.

$$1886 : 19 = 99 \text{ mit Rest } 5 = a.$$

2) Man teilt 1886 durch 4 und bezeichnet den Rest mit b.

$$1886 : 4 = 471 \text{ mit Rest } 2 = b.$$

3) Man teilt 1886 durch 7 und bezeichnet den Rest mit c.

$$1886 : 7 = 269 \text{ mit Rest } 3 = c.$$

4) Man teilt $19 \times a + 23$ durch 30 und bezeichnet den Rest mit d.

$$(19 \times 5 + 23) : 30 = 118 : 30 = 3 \text{ mit Rest } 28 = d.$$

5) Endlich teilt man $2 \times b + 4 \times c + 6 \times d + 4$ durch 7 und bezeichnet den Rest mit e.

$$(2 \times 2 + 4 \times 3 + 6 \times 28) : 7 = 188 : 7 = 26 \text{ mit Rest } 6 = e.$$

Nun wird die Summe aus $22 + d + e$ eine Zahl ergeben, aus welcher man sogleich den Ostertag bestimmen kann.

Wenn nämlich diese sich darstellende Zahl geringer ist als 31, dann bezeichnet sie den Tag des Monats März, auf den der Ostersonntag fällt. Uebersteigt die betreffende Zahl dagegen 31, dann ist hierdurch angedeutet, daß Ostern überhaupt in den April fällt, und um den Tag selbst festzustellen, hat man nur die Zahlen für d und e zu addieren und von dieser Summe 9 abzuziehen.

Auf 1886 angewendet ergibt demnach:

$$22 + d + e, \text{ also } 22 + 28 + 6 = 56.$$

Aus diesem 56 schließt man, daß Ostern in den April fällt; man addiert darum nur $d + e$, also $28 + 6 = 34$ und hiervon 9 abgezogen ergibt 25, d. i. in Wahrheit der 25. April, auf den der Ostersonntag im Jahre 1886 sich laut Kalender einstellt.

Das ist das einzige, was unser Wissen und Können vermag; das positive Gesetz der Zahl führt die Herrschaft gegenüber allen Ahnungen, Vermutungen, Prophezeiungen und sonstigen Phantasmagorien! Nichts sind sie gegen die Unumstößlichkeit der Zahl, nichts anderes wenigstens als Köhlerglaube und Schäferweisheit!

Unsere Hausmusik.

(Unter Redaktion von Karl Reinecke.)

Sarabande

von

André Cardinal Detouches (1672-1749).



Der Sänger der Göttlichen Komödie.

Von

R. Pfleiderer-Ulm.

Die alten Römer hatten eine Gottheit, welche sie mit zwei Gesichtern abbildeten, deren eines vorwärts, das andere rückwärts schaute. Das war Janus, der Gott des Jahreswechsels, die Verkörperung der Zeit in ihren großen Wendepunkten, welche Ende und Anfang zugleich in sich schließen.

Ein Januskopf im vollsten Sinn, eine merkwürdige Doppelgestalt ist auch der große italienische Dichter und Politiker, der Sänger der Göttlichen Komödie, Dante Alighieri. Sein Leben fällt in die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts und der Umschwung der Zeiten selbst spiegelt sich in demselben ab. In seiner glanzvollen Erscheinung faßt sich noch einmal die ganze Glut und Kraft einer sinkenden Weltepoche zusammen; aber auch das Morgenrot einer neuen Zeit leuchtet darin mit erstem jungem Strahle auf; und dies nicht nur für seine Heimat Italien, sondern auch, durch die Macht seines Genius und die Tragweite seiner Gedanken, für die ganze christliche Welt.

Dante Alighieri war der letzte Troubadour — und der erste Klassiker seiner Nation in Sprache und Dichtkunst. Er war ein spitzfindiger Scholastiker und ein phantasievoller Dichter, ein deutelnder Mystiker und zugleich ein gedanken- und formklarer Plastiker, ein übersinnlicher Idealist und ein kräftiger Realist. Er war ein ganzer Katholik und doch von protestantischem Geiste, ein Marienverehrer und zugleich Reformator, Papstfreund und Papstrichter, Gegner der weltlichen Macht des Papsttums, Prediger des modernen Staatsgedankens — ein erhaltendes und ein umstürzendes, wahrhaft bahnbrechendes Genie, einer der letzten Söhne des Mittelalters und ein Prophet der Neuzeit.

Gerade dieses Zwiespältige und doch Geschlossene seiner Erscheinung in einer zwiespältigen und aus den Angeln gehenden Zeit, dies ist das einzigartige Rätsel, welches seit bald sechs Jahrhunderten die Geister mit immer neuem Interesse zu Dante hingezogen hat und welches seine Lösung durch Betrachtung der geschichtlichen und persönlichen Grundlagen verlangt, aus denen der große Florentiner herausgewachsen ist.

Es war eine mächtige gärende Zeit, die Epoche des zu Ende gehenden Mittelalters, des ausgehenden 13. und des anhebenden 14. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Die gewaltigsten Mächte waren auf dem Plan und maßen sich miteinander, und die schroffsten Gegensätze von Licht und Schatten sah man sich mischen. Hier die höchste Machtstellung der Kirche unter Innocenz III. (gestorben 1216) und seinen Nachfolgern, sowie die feinste Ausbildung und Ausklügelung der kirchlichen Lehre — dort tiefste Geisterumnachtung und Gewissensdruck; hier Keime des Wiederauflebens von Kunst und Wissenschaft — dort Aberglaube und Barbarei, Kriege und Blutbäder; hier das lastende Regiment der Geschlechter-Aristokratie und des Papsttums — dort Streben nach freierer Staaten- und Verfassungsbildung.

In Deutschland war die Hohenstaufentragödie 1268 mit des edlen Konradin Tod zu Ende gegangen; noch einmal verbreitete Heinrich VII. von Luxemburg einen kurzen Schimmer der alten römisch-deutschen Weltkaiserherrlichkeit um sich, für Tausende und wie wir sehen werden auch für Dante ein nur zu bald erloschener Hoffnungsstern. Frankreich unter Philipp dem Schönen hatte das geknechtete Papsttum in seiner Hand und mischte sich in die Angelegenheiten des romanischen Bruderlandes. Und dieses selbst, das schöne unglückliche Italien, insbesondere das obere und mittlere, befand sich in einer wilden wüsten Auflösung und Selbstzerfleischung; aber durch den Sturz der alten Feudalität und die Losreißung vom Kaisertum, durch Herausbildung von selbständigen städtischen Gemeinwesen, Bürger- und Municipalverfassungen suchte sich nichts anderes ans Licht zu ringen als die nationale Selbständigkeit des italienischen Volkes — spät genug im Vergleich mit anderen Nationen.

Und wie stand es mit der nationalen Sprache und Litteratur? Es war keine vorhanden. Deutschland hatte damals bereits seine mittelalterliche Litteraturblüte erlebt und sollte doch alsbald von Italien unter Führung Dantes weit überholt werden, das in ihm seinen Sprach-Luther erhielt, auf den wir noch Jahrhunderte warten mußten. Denn in Italien lagen in dieser Hinsicht Keime zu großen Dingen vor. Zwar bestand noch das Latein als Sprache der Schrift, der Gebildeten und der Behörden; daneben die Provinzialdialekte des Volks. Aber es hatte dort vor allem die Beschäftigung mit der römischen Litteratur niemals aufgehört. Dazu kam ein neuer Anstoß durch die Wiederbelebung der römischen Rechtswissenschaft infolge des Aufstrebens der Städte. Wirkten hierin klassische Einflüsse und Vorbilder, so war auch seit der Mitte des 12. Jahrhunderts von Westen her die älteste Kunstpoesie des Abendlandes, die ritterliche Dichtung der Troubadours eingedrungen; und nachdem die Italiener zuerst in der provençalischen Sprache selbst deren Weisen nachgesungen, gewannen sie immer mehr den Mut, dasselbe in der eigenen Sprache zu versuchen. Merkwürdigerweise war es ein deutscher Fürst, Kaiser Friedrich II., der in Palermo diese Bestrebungen sammelte und in folgenreichster Weise förderte. Als sich dieser sizilische Dichterhof auflöste, hatten die von dort ausgegangenen Keime bereits weiterhin Wurzel gefaßt und die mittelitalienischen Städte Bologna und Florenz mit der bildsamen toskanischen Mundart wurden der Mittelpunkt einer selbständigen poetischen Bewegung, welche durch die Namen Guinicelli [1]), Orlandi, Frescobaldi, Guido Cavalcanti [2]) bezeichnet ist, aber freilich noch ganz den Charakter bescheidener Anfänge trägt und eines Meisters

---

1) Gest. 1275; s. Göttliche Komödie, Fegefeuer 26, 97.
2) Hölle 10, 53 ff.

und Vollenders nach der nationalen und klassischen Seite harrte.

So war die Zeit: absterbend und sich erneuend, reich an Keimen neuer Gestaltungen in politischer und litterarischer Hinsicht, wohl geeignet, einen schöpferischen Genius in ihrem Schoß zu empfangen und zu befruchten, ja einen solchen, der ihre gärenden Elemente zusammenfaßte und weiterführte, mächtig erheischend; Toskana aber mit Florenz vornean in dieser Bewegung und Entwickelung — und in dieser Zeit, und in dieser Stadt wurde Dante geboren.

* * *

Dante, so lautet der Vorname Durante in familiärer Abkürzung, erblickte das Licht zu Florenz im Jahre 1265, in der zweiten Hälfte des Mai, vielleicht auch der ersten des Juni. Seine Familie, die Alighieri oder Aldighieri, war ohne Zweifel bürgerlich und der große Vorkämpfer des Bürgertums und Schöpfer der Volkssprache Italiens war also dann auch hervorgegangen aus dem Volke.

Ueber seine Jugend und Bildungsgeschichte wissen wir wenig, doch immerhin so viel, daß er vor uns steht ein Jüngling, des Studiums aller damaligen Künste und Wissenschaften beflissen, unter seinem Lehrer Brunetto Latini wie auf der Hochschule zu Bologna, aber auch in der edlen Dichtkunst früh sich übend.

Dabei unterstützte ihn eine glänzende natürliche Begabung, ja eine Verbindung der entgegengesetztesten Anlagen, woraus allermeist seine eigenartige Persönlichkeit sich erklärt; durchdringender Verstand, mächtiger Wissenstrieb, thatkräftiger Wille paarten sich ihm mit tiefem Gemüt, reichem und erregbarem Phantasieleben und einem träumerischen, schwärmerischen Hange. Trug er doch schon frühe ein hohes Liebesideal in der Brust, seit er, ein neunjähriger Knabe, bei einem Familienfeste die achtjährige Beatrice Portinari erblickt hatte! Dieses bekannte und geradezu einflußreichste, beherrschende Begegnis aus Dantes Leben ist an sich in jener Zeit ritterlichen Minnedienstes bei einem frühentwickelten Knaben wohl zu begreifen. Allein eigentümlich und echt „Dantisch“ ist es nun, wenn ein junger Mann eine solche platonische Kinderliebe festhält und in ihr lebt, ohne den Gegenstand derselben jemals zu sprechen, geschweige zu erringen. Nur einigemal erschaute Dante seine Beatrice im Vorübergehen wieder, grüßte sie mit schüchternem, stummem Blicke und sah sie einem anderen die Hand reichen. Unter dem allen vertiefte und vergeistigte sich seine Liebe zu ihr dermaßen, daß sie der Schutzengel seiner frommen Jugend ward und über seine ganze erste Lebenszeit, von der wir im einzelnen wenig wissen, den Schimmer einer inneren Harmonie verbreitete.

Dies wurde anders, als Beatrice 1290 starb. Es klingt unglaublich und ist doch wahr, daß diese Nachricht den schon 25jährigen gänzlich niederschmetterte, völlig verwandelte und eine Epoche der inneren Haltlosigkeit, Unklarheit, Zerrissenheit über ihn heraufführte, welche vielleicht auch in äußerer Verweltlichung seines Lebens sich offenbarte. Letzterer machte jedenfalls die Verheiratung mit Gemma Donati, einer Frau aus vornehmem welfischen Geschlechte, im Jahre 1292 ein Ende; denn es ist diese Ehe, obwohl Dante niemals von derselben spricht, durch nichts als eine unglückliche gekennzeichnet und ward mit fünf Kindern gesegnet. Aber den inneren Halt fand er in seiner Weise erst wieder, nachdem er — für die damalige Zeit ohne Widerspruch mit seiner Heirat — seinen ganzen Irrweg als einen Abfall von Beatrice, von seiner reinen Jugendliebe erkannt hatte, zu der er neu zurückkehrte; und so verklärte sich ihm die Gestalt Beatricens immer mehr zu einem geistigen Idealbild, zu seiner eigentlichen Retterin, seinem besseren Ich. Das gleichzeitige unter dem Künstlernamen des Giotto bekannte Bild (S. 387), das wir mitteilen, atmet in der That bei allem Ernst den milden Frieden, den der jugendliche Mann damals eben wiedergewonnen haben mochte; es wurde 1830 in einem Fresko der Kapelle des Palazzo Pretorio zu Florenz entdeckt, ist aber wohl einem früheren Meister als Giotto zuzuschreiben, welch letzterer erst später mit dem Dichter bekannt wurde. Dante selbst stellt den ganzen inneren Prozeß, den er in jener Zeit durchmachte, in seinem Jugendwerk, dem „Neuen Leben“ (vita nuova) dar, einem merkwürdigen Büchlein, dichterisch bedeutend als Sammlung seiner Erstlingsgedichte, Kanzonen und Sonette von zum Teil wunderbar schöner Poesie; seltsam und rätselhaft in dem diese verbindenden, halb autobiographischen, halb allegorischen Prosatext. Nachdem ihm so seine Beatrice zu seiner persönlichen Glaubens- und Himmelsführerin geworden war, wollte er sie auch der Welt noch als solche, ja in erweiterter Symbolisierung als die himmlische Gnade überhaupt vorführen — und dies ist dann der individuelle Ausgangspunkt und zugleich der allgemeine Grundgedanke seines späteren dichterischen Hauptwerks, der „Göttlichen Komödie“, was der Leser jetzt schon bemerken wolle.

Zunächst aber lenkte das Leben Dantes mit angetretenem Mannesalter nicht in dichterische, sondern ganz in politische Bahnen ein, in welchen es äußerlich zerschellen, innerlich aber zur Fülle der Lebenserfahrung, zu durchgebildeter Weltanschauung und weltgeschichtlicher Charaktergröße ausreifen sollte.

Schon Ende der achtziger und anfangs der neunziger Jahre hatte Dante als Freiwilliger die Schlacht bei Campaldino gegen Arezzo, sowie andere Kämpfe der Vaterstadt gegen Nachbarstaaten mitgemacht. Indessen hatten in Florenz, das — eine blühende Stadt von 200000 Einwohnern — im Vordergrund der eingangs erwähnten gärenden Umwälzungen jener Epoche stand, die inneren Kämpfe der Parteien um die Leitung der Republik, in welche sich auch wohl Kaiser und Päpste mischten, einen akuten Charakter angenommen. Volk und Adel, Welfen und Ghibellinen, d. h. „Schwarze und Weiße“, wie sie sich in Florenz speciell charakterisierten, standen erbittert gegeneinander. Dante, von Geburt Welfe und bislang welfisch gesinnt, trat nun in eine der bürgerlichen Zünfte ein und auf die Seite der Ghibellinen. Das war die antipäpstliche Kaiserpartei, zugleich diejenige, welche sich auf das Volk und die bürgerlichen Zünfte stützte. Dieser Uebertritt war ein Akt seiner politischen Ueberzeugung, welche ihn einerseits richtig die Zukunft im papstfreien und volkstümlichen Staat

erkennen ließ, andererseits aber noch im Traum vom römisch-deutschen Weltkaisertum Karls des Großen befangen war. Er hatte entscheidende Folgen für ihn. Hochangesehen, wie er es war, einer der ersten Männer der Stadt, wurde Dante im Juni 1300, als jene Parteikämpfe sich eben zur Entscheidung zuspitzten, in die Signorie berufen. Das war die Regierung der Stadt, welche aus nur sechs Männern, Prioren genannt, bestand und in der damals die Weißen und das Volk die Oberhand hatten. Die Amtsdauer betrug nur zwei Monate; aber von da an bleibt seine mächtige Gestalt im Mittelpunkt der florentinischen Weißen-Politik und ward unlöslich verflochten mit der nächstbevorstehenden Geschichte der Heimat.

Der Papst nämlich, derselbe Bonifaz VIII., den Dante später mit gerechtem Groll im 19. Gesang der „Hölle" aufführt, vermochte es, durch Intervention Frankreichs die ghibellinischen Weißen zu stürzen und den Welfen wieder die Oberhand zu verschaffen. Als Karl von Valois unter der Maske eines Friedensstifters mit Einwilligung der Signorie eingezogen war, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die Häupter der Weißen unter Einziehung ihres Vermögens zu verbannen. Es war ein Versprechensbruch, den die Weißen nicht erwartet hatten. Vielleicht wäre das Unglück eines solchen Nachgebens und sich Ueberlistenlassens seitens der Weißen und des Volkes verhütet worden, wäre Dantes Mut und Rat in der Stadt zur Hand gewesen. Aber dieser befand sich in Rom, wohin er sich in politischer Mission für die Vaterstadt begeben hatte. Dort traf ihn die Nachricht! Es war im Anfang des Jahres 1302. Zu groß, zu gesinnungstreu zu irgend welcher rettenden Schwenkung, welche ihn hätte wieder rehabilitieren können, ließ er Hab und Gut, ließ er Weib und Kinder in der verlorenen, heißgeliebten Heimat, die er niemals wiedersehen sollte und wanderte ins Elend, bettelarm, ein Verlassener und Verbannter. Das war das Geschick eines so großen Bürgers, der wohl das stolze Wort damals sprechen durfte: „Wenn ich gehe, wer bleibt? Wenn ich bleibe, wer geht?" Das war der Lohn des begeisterten Patrioten, eines Patrioten von so reinem Wasser, daß er niemals der Heimat darob fluchte, so scharf er sie auch darob rügte, daß ihm noch nach Jahren längst begrabener Wiederkehrhoffnungen und nachdem er sich einen dichterischen Weltruf erworben, in der „Göttlichen Komödie" die sehnsuchtsweichen Verse entfließen (Paradies Ges. 25):

> „Zwäng' einst dies heil'ge Lied, an das die Erde,
> An das der Himmel hat die Hand gelegt,
> Durch das auf lang ich blaß und mager werde,
> Die Grausamkeit, die mich von dort verschlägt,
> Wo ich, ein Lamm, geruht in schöner Hürde,
> Feind jedem Wolf, der Zwietracht dort erregt:
> Mit anderm Ton und Haar, als Dichter würde
> Ich kehren und am Taufquell dort empfahn
> Im Lorbeerkranz der Dichtung höchste Würde!"

Seine Hoffnungen waren geknickt, sein Lebensglück grausam vernichtet. Wenig ist es, was wir in der Folge von seinem äußeren Leben noch erfahren; doch genug, um hineinzusehen in ein Exulantentum voll Not, Unsicherheit und unstäten Umherirrens von Ort zu Ort, von einem schützenden fürstlichen Freunde zum anderen. Noch einmal flammten seine politischen Hoffnungen beim Römerzuge Heinrichs VII. (1310—1313) in heller Freude auf; er suchte ihm auf jede Weise den Weg zu bahnen, besang ihn, gemäß seiner Ansicht vom Weltberuf des römischen Kaisertums deutscher Nation, als Italiens letzten Rettungsstern, schleuderte politische Flugblätter voll Zorn und Liebe an Volk und Adel in die Welt von seinen einsamen Bergungsorten aus. „Verblendete," ruft er, „wisset ihr nicht, daß dieser Heinrich, der Träger des römischen Reichs, der Vergötterte, der Triumphator, nicht aus Durst nach seinem eigenen, sondern nach dem öffentlichen Heile der Welt, das schwierige Amt für uns übernimmt? . . . Machet freudig seine Sache zu der eurigen . . ." (31. März 1311). Und ihn selbst redet er an (16. April 1311): „Auf, du erhabener Sprößling Isais . . . wirf diesen Goliath (Florenz) mit der Schleuder deiner Kraft danieder . . . dann wird unser Erbteil uns wiedergegeben und wir werden in Frieden wieder aufatmen, des Jammers, der Verwirrung uns frohlockend erinnern!" Er sah und sprach den König; er sah ihn im besten Zuge, alle Hoffnungen zu verwirklichen und dann, bereits über Pisa hinausgerückt, an schneller Erkrankung dahinsterben, am 24. Aug. 1313. Seine erträumte Welt ging ihm schnöde in Stücke mit diesem Ereignis, über das seine Trauer grenzenlos war, wie der Jubel der Welfen unermeßlich. Seine Hoffnung war vernichtet, aber seine Kraft war nicht gebrochen. Vom öffentlichen Leben zog er sich völlig zurück; aber was er im Herzen trug, was er im Leben nicht erfüllt gesehen, das wollte er doch in der Schrift niederlegen und in durchgebildeter Theorie begründen vor der Welt und für die Welt; und so verfaßte er in jener Zeit das lateinische Buch „Von der Monarchie", welches als sein politisches System und Glaubensbekenntnis ganz besonders von allgemeinem und für unsere Gegenwart von überraschendem Interesse ist.

Von der Einheit aller Wesen als einem philosophischen Axiom ausgehend, kommt Dante zunächst zu dem Satz, daß die Monarchie die einzig richtige Staats- und Gesellschaftsform sei. Nun hat aber die Menschheit zwei Lebenszwecke, nämlich die Entfaltung ihrer natürlichen Kräfte und die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse. Diese beiden Entwickelungslinien können nicht in einer Hand sein, sondern müssen, jede von einem anderen leitenden Mittelpunkt aus dirigiert werden. Diese beiden leitenden Mittelpunkte der Menschheit sind der Kaiser und der Papst, welche, jeder für sich selbständig, jedoch beide unter sich eins, die Völkereinheit der staatlich-kirchlichen Weltmonarchie darstellen sollen. Der Kaiser demnach führe selbständig das weltliche Regiment, vertrete die natürliche Weltordnung, führe zur irdischen Glückseligkeit. Der Papst seinerseits, ohne weltlichen Besitz und selbst ein Mensch, nicht unfehlbar, vertrete die rein geistlichen Interessen der Menschheit und führe sie zur Glückseligkeit jenes Lebens. Unvermischt, aber auch unverfeindet sollen beide Gewalten zusammenwirken und der Welt so Ordnung und Frieden bringen. Denn ihre gegenseitigen Uebergriffe sind die rechte Quelle aller Uebel der Zeit; sie machen die ganze Menschheit zu einer irregeleiteten, wie es eben jetzt ist. — So weit zunächst Dante in der „Monarchie". Man muß bei diesen

erleuchteten Sätzen staunend innehalten. Das, um was nach fast sechs Jahrhunderten noch die Gegenwart in heißen Kämpfen ringt, hat sein Scharfblick bereits klar erkannt und sein kühner Wahrheitsmut in monumentaler Deduktion hingestellt. Also das Papsttum hat nur geistliche Kompetenz; es ist in einem weltverwirrenden Irrweg begriffen, indem es über jene Kompetenz hinausgreift; seine Reformation wäre die volle Freigebung des Staats als selbständigen Begriffs; die Konstantinische Schenkung ist das erste größte Unheil der christlichen Welt — welche Aufstellungen übrigens noch durch die ganze „Göttliche Komödie" in allen Tonarten variiert



werden: Hölle 19, 115 ff., Paradies 27, 22 ff., 49. Fegefeuer 16, 104 ff.:

„Nicht die Natur ist ruchlos und verkehrt,
Nur schlechte Führung hat die Welt verdüstert!
Rom hatte, da's zum Glück die Welt bekehrt,
Zwei Sonnen, und den Weg der Welt hatt' eine,
Die andere den Weg zu Gott verklärt.
Verlöscht ward eine von der andern Scheine
Und Schwert und Hirtenstab von einer Hand
Gefaßt zu übel passendem Vereine.
Denn nicht mehr fürchten, wenn man sie vereint,
Sich Hirtenstab und Schwert — du kannst's begreifen,
Denn aus den Früchten wird der Baum erkannt!"

Andererseits das Kaisertum, die weltliche Macht, ist ebensogut „unmittelbar von Gott gestiftet, nicht vom Papste verliehen und unabhängig vom Papste". Der Gregorianischen Theorie von der Sonne (Papsttum) und dem Mond (Staat) stellte Dante seine Zwei-Sonnentheorie entgegen; und indem er dem Staat sein eigentümliches, vollberechtigtes Lebensgebiet zuerkennt, hat er die Anschauungen seiner ganzen Zeit überholt, seinen sonst verehrten Lehrer, Thomas von Aquino desavouiert, die Hülle seines Jahrhunderts kühn gesprengt und ist der erste Prophet des modernen Staats und Staats-



Giottos Porträt von Dante (S. 382).

begriffs geworden. — Kaum kommt gegen diesen großartigen Scharfblick der Irrtum in Betracht, in welchem er sich betreffend die konkrete Weltgestalt seiner Staatsidee befunden hat. Er schließt nämlich weiter: „Nur das römische Kaisertum ist das providentielle, sofern es der Nachfolger des Aeneas ist, welcher einst von der Vorsehung für immer die Weltherrschaft empfing.“ Diese Beweissätze entnimmt Dante kurzweg dem Virgil, welcher im Mittelalter ein eigentümliches prophetisches Ansehen genoß und daher auch in der „Göttlichen Komödie“ als Verkünder des römischen Weltkaisertums und Vertreter der natürlichen Weltordnung seine Stelle hat. „Und die Besitzer der römischen Weltkaiserwürde sind als Nachfolger Karls des Großen die deutschen Kaiser“; daher das römische Kaisertum deutscher Nation Dantes Ideal ist, insbesondere Heinrich VII., wie wir gesehen. Mit diesen Gedanken verkannte Dante freilich ganz den Weg zur nationalen Selbständigkeit seines Volkes und erscheint rückwärtsschauend als der letzte Vertreter einer specifisch mittelalterlichen Idee, eines unrealisierbaren Phantasiebildes. Aber hätte er es erlebt, so würde er den nationalen italienischen Einheitsstaat, die Entthronung der weltlichen Macht des Papsttums und auch den Aufschwung des deutschen Adlers mit Freuden begrüßt haben.

Man wird fragen, ob diese großartigen politischen Ansichten der „Monarchie“ im Mittelalter weitergewirkt haben? Eine Antwort liegt schon in der Thatsache, daß das Buch sehr bald von Rom aus anstößig befunden und von demselben Kardinal verbrannt wurde, durch den Papst Johann XXII. die Gebeine Dantes selbst, „des verfluchten Zauberers, Lästerers des Papsttums und Verbreiters ketzerischer Meinungen“ herausverlangte, um sie zu verbrennen. Sodann ist man später, so oft es sich bei Konzilien um eine Reformation der Kirche innerhalb der Kirche handelte, auf die „Monarchie“, sowie auf die nachher noch zu erwähnende „Göttliche Komödie“ zurückgegangen. Nikolaus von Cusa z. B. hat für das Baseler Konzil (1431—43) in seiner „Concordantia catholica“ Dantes kirchenpolitische Ansichten nur wiederholt. Und wieviel mögen dieselben im stillen gewirkt und der Reformation Luthers vorgearbeitet haben; ja an der nationalen Einheitsbewegung Italiens in diesem Jahrhundert ist dem dort populären Dichter sein Anteil zuzumessen.

Die Frage, wo Dante die Schrift „De Monarchia“ geschrieben, führt uns auf sein äußeres Leben zurück. Und hier ist wenig Kunde zu geben. Wir wissen nur, daß der große Mann nicht hatte, wo er bleiben konnte. Manch eine Zufluchtsstätte fand er; so zwischen 1314 bis 1316 in Lucca; manche entzog er sich auch wohl selbst durch die übermäßige Schroffheit und leidenschaftliche Raschheit seines Wesens. Eine Amnestie von Florenz aus lehnte er ab (1316), weil ein öffentliches Bußbekenntnis damit verbunden war und verließ für immer Toskana. Wir nahen dem Ende seines Irrens und Leidens, dem Ende seiner irdischen Laufbahn. Der Skaligerhof in Verona unter dem edlen Can grande gewährte ihm einen dauernderen Ruheport; dann als letzte Station seiner Wallfahrt nahm ihn Ravenna auf, der Sitz des Grafen Guido von Polenta (1320). Dort in jenem alten herrlichen Pinienhain am Meeresstrande, der in unserem Jahrhundert der Lieblingsaufenthalt eines anderen unglücklichen Dichters, Lord Byrons, war — dort sah man die etwas vorgebeugte hohe Gestalt mit den scharfen großen Zügen, dem vorspringenden Kinn, dem tiefen glühenden Auge und der Adlernase, welche Rafael



Dante. Reliefporträt in Ravenna (S. 391).

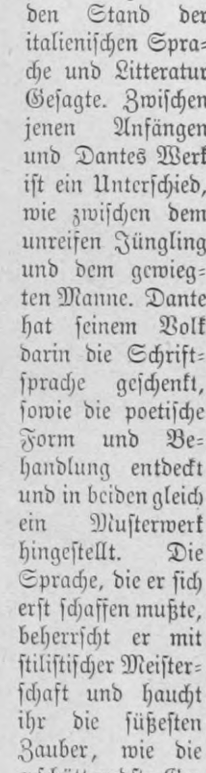
in seinem Kirchenbild im Vatikan (S. 391) in großartiger Auffassung der Nachwelt überliefert hat, wandeln, vom Volke aus ehrfurchtsvoller Ferne begrüßt. „Das ist der Mann," flüsterten sie leise, „der in der Hölle gewesen und dessen Stirne der Engel gezeichnet hat." Er dichtete; er vollendete dort sein größtes unsterbliches Lebenswerk, „Die göttliche Komödie", an welcher er schon die ganze Verbannungszeit her neben anderer wissenschaftlicher und politischer Schriftstellerei und unter allem äußeren Druck mit ungebeugter Kraft und unversieglicher Geistesfrische gearbeitet hatte und in welcher er auch der Muhme seines Beschützers, Francesca von Rimini, in einer der berühmtesten Episoden (Hölle, Ges. 5) ein Denkmal setzte.

Wir haben den Grundgedanken der Dichtung bereits oben aus der Idealisierung und Typisierung der Beatrice Portinari hervorwachsen sehen. Es geschieht auf höhere Veranstaltung der Verklärten, daß Dante im Geist eine Wanderung durch die drei jenseitigen Oerter Hölle, Fegefeuer und Paradies macht, welche er aber, besonders im ersten Teil, mit der äußersten realistischen Lebendigkeit dichterisch zu schildern weiß. Bei dieser Wanderung findet er Zeitgenossen und Verstorbene bald hier, bald dort und hält ein Weltgericht, das an Kühnheit seinesgleichen nicht hat in der Litteraturgeschichte. Verdammte Päpste und Große der Erde, in der Büßung befindliche Fürsten und Sänger, selige Kaiser und Kirchenväter — die einen grüßt er mit ihrem ganzen Sündenregister („Bist du schon angekommen, Bonifacius? . . . der neuen Pharisäer Haupt, der Erzpfaff'" . . . il gran Prete, a cui mal prenda, Hölle 19, 52 ff., 27, 70. 85), von den anderen läßt er sich ihre Qual oder Seligkeit erzählen, alle führt er, obwohl Schatten, in lebendiger innerer und äußerer Bewegung und Empfindung vor, in großartiger Scenerie, unter erdenklichen Strafen, Bußen und Paradieseswonnen. Als Führer begleitet ihn zuerst Virgil, den wir schon als Vertreter der Vernunft überhaupt und der irdischen Weltordnung, des Kaisertums kennen gelernt; von ihm nimmt den Dichter an der Pforte des Paradieses Beatrice selbst in Empfang und führt ihn durch alle Himmel zum Sitze Gottes. Es ist darauf abgesehen, daß Dante auf dieser ganzen Reise auch selbst sich läutert und zur Vollendung reift, ebenso wie er andererseits der Zeit und der Welt die ewigen Oerter zeigen und den Weg der irdischen und himmlischen Glückseligkeit weisen will und soll. So verschmelzen sich persönliche, zeitgeschichtliche und allgemeine, ewige Momente in der episch-lyrischen Dichtung.

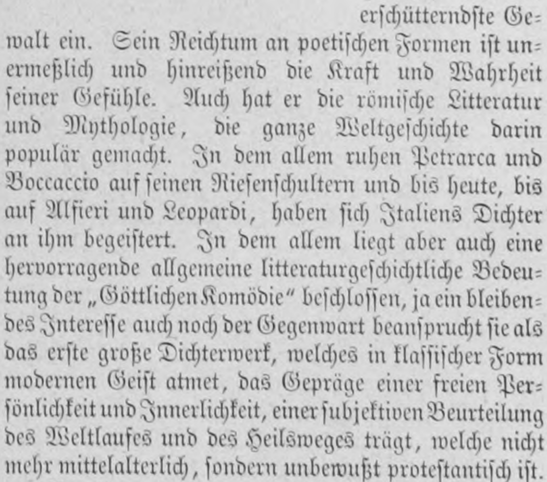


Bronzebüste von Dante im Museum zu Neapel.

Diese „Commedia", in vielen Stücken ebenso sonderbar, phantastisch, mittelalterlich, wie ihr Titel, welcher ein düster beginnendes, heiter endendes Stück bezeichnet, und erst später den Zusatz „divina" von der bewundernden Nachwelt erhielt — ist doch im ganzen ein wunderbar schönes Werk, für Italien speciell, was Sprache und Versbau betrifft, eine unübertroffene klassische Leistung. Ich erinnere an das in den einleitenden



Bemerkungen über den Stand der italienischen Sprache und Litteratur Gesagte. Zwischen jenen Anfängen und Dantes Werk ist ein Unterschied, wie zwischen dem unreifen Jüngling und dem gewiegten Manne. Dante hat seinem Volk darin die Schriftsprache geschenkt, sowie die poetische Form und Behandlung entdeckt und in beiden gleich ein Musterwerk hingestellt. Die Sprache, die er sich erst schaffen mußte, beherrscht er mit stilistischer Meisterschaft und haucht ihr die süßesten Zauber, wie die erschütterndste Gewalt ein. Sein Reichtum an poetischen Formen ist unermeßlich und hinreißend die Kraft und Wahrheit seiner Gefühle. Auch hat er die römische Litteratur und Mythologie, die ganze Weltgeschichte darin populär gemacht. In dem allem ruhen Petrarca und Boccaccio auf seinen Riesenschultern und bis heute, bis auf Alfieri und Leopardi, haben sich Italiens Dichter an ihm begeistert. In dem allem liegt aber auch eine hervorragende allgemeine litteraturgeschichtliche Bedeutung der „Göttlichen Komödie" beschlossen, ja ein bleibendes Interesse auch noch der Gegenwart beansprucht sie als das erste große Dichterwerk, welches in klassischer Form modernen Geist atmet, das Gepräge einer freien Persönlichkeit und Innerlichkeit, einer subjektiven Beurteilung des Weltlaufes und des Heilsweges trägt, welche nicht mehr mittelalterlich, sondern unbewußt protestantisch ist.



Von Ravenna aus, wo er die letzte Hand ans Werk gelegt, sandte der Dichter das „Paradies" als Widmung

an den Freund Can grande nach Verona. Und als wäre nun sein alles erschöpft, als hätte er selber die Seele verhaucht in sein begeistertes Lied, starb er jetzt, nachdem es kaum vollendet war. Der Mann, dem die Erde keine Ruhe bot, stieg auf „zu den himmlischen Sternen und der ewigen Liebe“, in deren wonnetrunkener Schilderung die letzten Klänge seines Gedichts eben verhallt waren. Im Herbst 1321 überfiel ihn eine Krankheit, welcher er am 14. September erlag im Alter von 56 Jahren und 4 Monaten. Seinem Sarge folgte der Fürst, die ganze Stadt. In Florenz, wie Boccaccio sagt, weinte niemand um ihn. Vergebens hat es darum auch die



Dante. Nach Raphaels Disputa im Vatikan (S. 389).

Asche des großen Toten von Ravenna zurückverlangt, welches sie mit Stolz bewahrt.

Wenn man in der stillen toten Stadt den Corso Garibaldi entlang wandelt und gegenüber dem alten Palast Theodorichs in die Seitengasse biegt, gelangt man dicht neben der Kirche S. Francesco zu einer unscheinbaren Kapelle mit kleiner Kuppel. Dem Eintretenden zeigt sich ein Marmorsarkophag mit dem Reliefporträt, das wir auf Seite 388 im Bilde vorführen. Hier in diesem Winkel Ravennas und Italiens ruht des Landes größter Sohn. Die Grabschrift meldet von seinen Werken und seiner Verbannung. Aber ein schöneres Denkmal hat ihm kein Geringerer als sein Heimatgenosse Michelangelo gesetzt in den Worten des Sonetts:

„Was er verdient, ward nie von ihm gesagt;
An Blinde war sein helles Licht verloren!
Eh schilt man, die sich wider ihn verschworen,
Als man e i n Lobeswort entsprechend sagt!
. . . So ist's! Und wohl kann zum Beweise dienen,
Daß keiner härtern Bann, denn er getragen,
Weil nie ein Größerer als er erschienen!“



Die Zwillingsbrüder.

Eine Geschichte aus dem 18. Jahrhundert

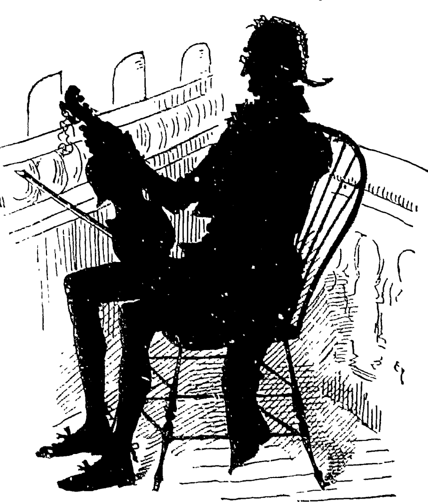
von

Oskar Justinus.

Nichts Schöneres gibt es auf der Welt,
Als sorgenfrei, mit leichtem Ranzen
Durch Hain und Wiese, Garten, Feld,
Ein Schmetterling, dahin zu tanzen,
Dann in der lustigen Käferweise
Ein Liedchen summend vor sich her,
Bald rechts und links, bald kreuz und quer
Zu unterbrechen seine Reise.
Verführt von Balsaminenduft
Laß ich mich hier zum Rasen nieder,
Rauscht dort ein Quell aus Felsenkluft,
Kühl' ich die wegerhitzten Glieder,
Und geht der helle Tag zur Neige,
Späh' ich, wo sich ein Dörflein zeige,
Und komm' ich an ein schmuckes Haus,
Wo Rosen oder Mägdlein stehn,
Da werd' ich nicht vorübergehn
Und bitte mir ein Lager aus.
Das wird mir nimmer abgeschlagen,
Dann setze ich mich mit Behagen
Mit meinen gasterfreuten Wirten,
Ob Bürger, Bauern, Jäger, Hirten,
Gemeinsam hin zum Abendbrot —
Gibt's nichts, leid' ich mit ihnen not —
Da tönt ein Lied, da klingt die Laute,
Bin bald der Aller-Welts-Vertraute,
Und wenn ich morgens in der Frühe
Zum Weitermarsch mein Ränzel schnüre,
Da schimmern Thränen, Augen glüh'n
Und alt und jung steht vor der Thüre,
Weist mir den Weg und wünscht mir Glück,
Ein Stückchen Herz bleibt stets zurück,
Die Häupter nicken, Tücher weh'n —
Ade — auf Nimmerwiederseh'n!

Auf einer meiner letzten Touren,
Die Sonne sank und kühler ward's,
Ein Schleier schwebte auf den Fluren —
Es war im emsigen Oberharz,
Wo sich der Mensch, dem Maulwurf gleich,
Einbohrt in des Gesteines Herz,
Aus Schacht und Nacht zum Sonnenreich
Aufsteigt mit losgebroch'nem Erz —
Da komm' ich, von dem Marsche matt —
Es war in später Dämmerstunde —
In eine hochgetürmte Stadt
Und mache spähend meine Runde.
Es steht das Volk in dichten Massen
In leisem Plaudern auf den Gassen,
Gedrückten Sinnes, und so wähn' ich,
Dem fürstlichen Bergwerk unterthänig,
Ein hager, ungastlich Geschlecht —
Gefällt es mir hier nirgend recht.
Da tönt, wie ich die Schritte wende,
Ein Walzer durch des Städtchens Ruh'
Von einer dunkeln Straßen Ende,
Und freudig eil' ich näher zu.
Genüber bis zum Häusersaume
Fällt hier aus grell erhelltem Raume
Durch hohe Fenster Licht herüber:
Auf weißem Vorhang huscht's vorüber,
Jetzt Zopf, jetzt hochtoupierte Haare
In scharfumgrenzter Silhouette.
Zwei Arme nun — geputzte Paare
Verschlingen sich zum Menuette,
Nun hört man lachen, hört man singen
Und lustige Reden wiederklingen.
Hier draußen auf der Straße steht
Das Volk und folgt den lust'gen Tönen
Bald sehnsuchtsvoll und bald mit Höh-
nen;
Hört ihr! ruft's hier und dort: da seht!
Hier tanzen Kinder zu den Klängen,
Vorwitzige Buben kletternd drängen
Neugierig sich zum Fenstersitze
Und spähen durch des Vorhangs Ritze;
„Was feiert man denn heute hier?“
So frag ich eine jener Frauen,
Die, auf dem Arm ein Kleines, mir
Zur Seite stehn; nicht will sie trauen
Dem eigenen Ohre, blickt mich an,
Als hätt' ich eine Freude dran,
Sie aufzuzieh'n: „Das wißt Ihr
nicht?“
Sie dann nach langer Pause spricht,
„Die Tochter von dem Herrn Fiskal
Begeht ja heut ihr Hochzeitsfest,
Der ‚goldnen Krone‘ größter Saal
Faßt nicht die zugeströmten Gäst':
Ach, dieser Glanz und diese Pracht,
Denn sie bekommt ja einen Grafen!“
Beschlossen war es — diese Nacht
Werd' ich in diesem Gasthaus schlafen.

Keck schreit' ich in das Hochzeitshaus,
Als thät' ich just dahin gehören —
Hier strömt Gesinde ein und aus
Und keiner läßt durch mich sich stören:
Kein Wirt, kein Diener ist zur Stelle —
Weist mich auch niemand von der Schwelle,
So seh' ich, ohne Auskunft immer,
Besetzt ist jedes Fremdenzimmer.
Doch was mit mir auch hier geschicht,
Beschlossen ist's — ich weiche nicht,
Denn wo sie zechen, musizieren,
Kann Land und Leute ich studieren,
Wo Atzung sie so flott betreiben,
Wird auch für mich ein Brocken bleiben,
Und überkommt mich irgendwo der Schlaf,
Ein Winkelchen gewährt mir schon der Graf.
So tapp' ich mich an Balken und an Kanten
Auf dunkler Stiege auf zur Galerie
Und bin nun oben bei den Musikanten:
Mit voller Wißbegier betracht' ich sie.
Den Trompeter, mit purpurnem Gesichte,



„ . . . Da sitzt, die Geig' im steifen Arm, ein Greis . . .“



„. . . Da hörte er des Schülers Tänzen . . .“

Den Kontrabaß von reichlichem Gewichte,
Die Klarinett' mit Augen, wie von Glase,
Den Fagottist, mit dicker Kupfernase,
Des Paukenschlägers eckige Gestalt,
Ich must're sie — doch lassen sie mich kalt.
Dort aber, vorne, in der ersten Reihe,
Dasitzt, die Geig' im steifen Arm, ein Greis,
Zurückgelehnt, in feierlicher Weihe,
In blauem Frack, Jabot, Manschetten weiß.
Mit Silberschnallen an den braunen Schuhen:
Scheint jetzt sein Arm von seines Bogens Spiel
Auf seinen Knieen müde auszuruhen —
Und seiner träumerischen Augen Ziel
Ist dort die Jungfrau mit dem Myrtenkranze,
Die eben, an den Bräutigam geschmiegt,
Mit einem Gruß nach oben, zu dem Tanze
Wie eine leichtgeschürzte Nymphe fliegt.
Der Alte aber, der den Blick erhascht,
Er hebt die Geige, gleichsam überrascht,
Empor, wie auf ein ihm gegeb'nes Zeichen,
Fängt eilig mit dem Bogen an zu streichen,
In einem Ton, voll Leidenschaft,
Durchdringend, aber ohne Kraft,
Bald fest, bald zitternd vor Ermatten,
Als klänge nur ein leiser Schatten
Der Töne, die derselbe Bogen
Auf diesen Saiten einst gezogen.
Den rührend jammerreichen Klang
Vergeß ich nicht mein Leben lang.
Nun schließt der Tanz. Ums Tönnchen Wein
Schart sich die Bande in der Pause,
Der alte Geiger strebt allein
Zum Garten, rückwärts von dem Hause;
Er zählt mit ungewissen Tritten
Die Stufen in der Dunkelheit,
Jetzt! — wär' er sicher ausgeglitten —
Zum Glücke bin ich ihm nicht weit,
Erhalt' ihn und ohn' abzuwarten
Führ' ich ihn nach der Laubenbank
Am End' vom mondbeglänzten Garten.
Jetzt stammelt er erschrocken Dank —
Doch ich: „Nicht Dank will ich erbitten,
Wollt Ihr mir gönnen bessern Lohn:
Ihr habt gelebt, Ihr habt gelitten,
Erzählet, Alter, mir davon!“
Er blickt mich an, er schlürft vom Weine,
Den uns ein Diener hingestellt,
Er wiegt das Haupt — beim Mondenscheine
Sich lächelnd sein Gesicht erhellt —
Dann spricht er: „Ist's Euch ernst ums Fragen
Nach dem, was mir der Herr beschert?
Ihr werdet doch am Ende sagen,
Das war nicht des Erzählens wert.
's sind ausgeklungene Dinge eben,
Nach denen keine Seele fragt;
Was kann ein Spielmann denn erleben? —
Ihr wollt? — nun zu, wenn's Euch behagt!“

Wir waren, Herr, ein Zwillingspaar,
Wie aus demselben Holz gedrechselt,
Hat man uns allezeit verwechselt:
Der gleiche Wuchs, dasselbe Haar,
Die gleichen dunkeln Augenbrauen,
Dieselben Augen, blau und mild:
Wir durften nur einander schauen
So sah'n wir unser Spiegelbild.
Ich Kastor, Pollux er benannt —
Mir ist es niemals klar gewesen,
Woran die Mutter uns erkannt;
Papa macht' nicht viel Federlesen
Und schlug, wen er auch immer meinte,
So lange zu, bis einer weinte. —
Wer schuldlos litt von beiden Helden,
Der, meint' er, würde sich schon melden;
Doch diese Logik war gewagt —
Ich hab' mein Leblag nicht geklagt.
Das war das Seelenargument,
Was Kastorn stets von Pollux trennt',
Er schrie, verriet, erbat Verzeih'n,
Ich, Kastor, blieb als wie von Stein,
Und hätt' ich ein Martyrium erlitten,
Eins konnt' ich nicht — das Bücken und das Bitten.
Mein Rücken war steif wie von Erlenholz,
Mein Herz war gut, doch unbeugsam mein Stolz,
Schmiegsam und biegsam schritt er durch das Leben:
Ich hielt den Kopf stets hoch — und kam daneben.

Mein Vater war ein armer Häuer,
Der mühsam den Verbrauch erwarb,
Das Brot war klein, die Miete teuer,
Nichts blieb der Mutter, als er starb;
Und als auch sie, von Gram bezwungen,
Es unserem Vater nachgethan,
Da nahm sich der verwaisten Jungen
Die Bergstadt ex officio an. —
Als Vormund ward ein Kämmerer
Vom Vormundsamt uns zugeschrieben,
Der uns die „hohe Gnad' und Ehr'“
Fast jede Stunde vorgerieben.
Und Augen drehen, Hände küssen,
Und „gnädiger Vormund“ ein und aus,
In jede Schrulle willigen müssen —
Mein Bruder konnt's, mir ward's ein Graus
Drum ward er jenem bald gewogen,
Mich, Kastorn, mochte er nicht seh'n,
Ihn hat mit Sorgfalt er erzogen,
Mich ließ er meiner Wege gehn.
Er kam zu feinen Assembleen
Und spielte bald den feinen Herrn,
Sein Reden war ein Zephirswehen,
Und alle Tanten sah'n ihn gern;
Ich trieb umher in Feld und Walde
In unbegrenztem Freiheitsdrang,
Mein Pensum lernt' ich auf der Halde
Und nebenher der Vögel Sang.
Einst sprach mein Vormund: „Höre, Kastor,
Dein Kopf ist gut, dein Wille schlecht:
Entscheide dich: wirst du ein Pastor,
Ein Medikus, ein Mann vom Recht?“
„Ach Herr“, sprach ich und senkt' die Ohren,
„Nach Helmstedt, Vormund, schickt mich nicht,
Das Beugen vor den Professoren,
Das lerne ich im Leben nicht.
Für alle Arbeit wär' es schade,
Mein Rücken ist halt gar zu steif,
Besteh' den ersten ich der Grade,
Zum zweiten werd' ich niemals reif.“
„So willst du wohl ein Bergmann werden
So gut, wie einst der Vater dein?“
„Das möcht' ich schon, müßt' in die Erden
Ich nicht gebückten Haupts hinein.“
„So willst du Schreibers Handwerk lernen,
Nur zu — bringt es auch kargen Lohn.“
„Ja, gäb es keine Subalternen,
Sonst paßte mir das Schreiben schon.“
„So sag' ich dir es unumwunden,
Du paßt für gar nichts auf der Welt —
Das Leben eines Vagabunden,
Das ist es, welches dir gefällt.
Ich war es längst von dir gewärtig,
Magst du direkt zum Teufel gehn,
Wir sind nun miteinander fertig.“
Er dreht' sich ab und ließ mich stehn.

Ich ging direkt — doch nicht zum Teufel.
Auf linkem Fuße hinkte zwar
Auch, den ich aufsucht', der in Zweifel
Und Not mir stets ein Engel war:
Mein Onkel Hans war's, des ich dachte,
Der durch ein schiebendes Gestein
Sein Bein verloren einst im Schachte,
In einem Häuschen nun allein
Das Wen'ge, was er für sich brauchte,
Erwarb, als Pförtner treubemüht,
Behaglich seine Thonpfeif' rauchte
Mit stets zufriedenem Gemüt.
Jetzt trieb's mich hin — ich mocht' dem Hause
Noch zwanzig Schritte ferne sein,
Da drang's wie Summen und Gebrause
Entgegen mir vom Kämmerlein,
Darin mein Onkel mit der Fiedel,
Das helle Glück im Angesicht,
Sich strich ein altes Bergmannsliedel,
Mich Nahenden bemerkt er nicht.
Ich ließ ihn bis zu Ende streichen,
Dann ward es rings so friedlich still.
Ich rief: Der Herr gibt mir ein Zeichen,
Nun weiß ich, was ich werden will.
Als freier Spielmann will ich wallen
Von Haus zu Haus, von Thür zu Thür;
Wem meine Lieder wohlgefallen
Reicht gern mir einen Batzen für;
Brauch' nicht zu schmeicheln, nicht zu bitten,
Frei ist mein Spiel, frei ist mein Lohn,
Und bin ich wo nicht wohlgelitten,
Die Welt ist weit — ich zieh' davon.
Und so geschah's — mein Oheim lehrte,
Jedoch zu seinem Gaudium
Verging ein Jährchen kaum, da kehrte
Sich das Verhältnis völlig um:
Da hörte er des Schülers Tänzen
Mit unverhohlner Andacht zu,
Die Pfeife pafft, die Augen glänzen
Vor Stolz, das Stelzbein liegt in Ruh':
Ach, ich erklär' es unumwunden,
Das waren mir die schönsten Stunden.
Doch Pollux, der im Eisenhandel
Des Vormunds sich hervorgethan,
Sah seines Zwillingsbruders Wandel
Kopfschüttelnd und mit Aerger an:
„Kehr' um, bitt' ab dem Vormund, lern'“,
So riet er, „beugen dich und bücken,



„. . . Lisette winkt . . .“

Es kann für mich, den Kaufmannsherrn
Der Spielmann nicht zum Bruder schicken."
„Ich soll mich beugen? — Gott bewahre!
Und wenn ein kaiserlich Gericht,
Allongeperücken und Talare
Mir's hießen: dennoch thu' ich's nicht;
Und wenn sein Reich mir schenken wollte
Von Indien der reichste Chan,
Daß ich das Rückgrat krümmen sollte,
Wenn ich's flugs möcht' — es ging nicht an."
So trotzt ich aller Welt? — ach nein:
Ein Wesen gab es, lieblich, hold,
Dem thal ich alles, was es wollt,
Des Oberbergrats Töchterlein.
Wir hatten viel gespielt, gerungen
Mitsammen dort auf dem Glacis,
Ich zog ihren Schlitten, stets hat sie
Bevorzugt mich vor allen Jungen.
Hatt' sie ein andrer Bub beleidigt,
Ich hatte kräftig sie verteidigt,
Dafür auch manchen Kuß auf meine Wangen
Von ihrem samtnen Lippenpaar empfangen.
Jetzt hatten wir seit Jahren eben
Uns nicht gesprochen, nur von weitem
Sah ich sie oft vorüberschreiten,
Dann ward ich rot, und sie daneben.
Gar sittig sah sie vor sich nieder,
Hinschwebend auf dem Stöckelschuh,
Der blumige Reifrock rauscht' dazu
Und zierlich saß das blaue Mieder.
Ich glaubte wohl, daß sie mich kennt —
Ob sie mich kennen will, wer weiß?
Denn ihres Hauses stolzer Kreis
Hat vom Gespiel sie längst getrennt.

Verkehrte doch der Fürst sogar,
Wenn er einmal im Städtchen war,
In ihres Vaters stolzem Hause.
Ich sah, von meines Onkels Klause,
Ihn mit den Honoratioren,
Die ob der Ehr' bis zu den Ohren
Erröteten, mit süßen Mienen
Ihn hingeleiten und bedienen.
Die Herren sah ich dann im Garten
Auf des Erlauchten Rückkehr warten --
Er selbst ward an der Treppe Wangen
Vom Hausherrn sehr devot empfangen
Und in das Prunkzimmer geleitet.
Dort wurden bei dem ältsten Weine
Modelle, Werkzeuge, Gesteine
Mit Bergwerkskarten ausgebreitet.
Doch von den reichen Schätzen allen,
So plauderte man in der Stadt,
Kein bergmännisch Erzeugnis hat
Dem hohen Herren so gefallen,
Nicht Pocherz oder Silberstufen
So sein Interesse wachgerufen,
Als Bergrats schönes Töchterlein,
Im blumigen Kleid, um den Hals die Kette,
Die schlanke Demoiselle Lisette.
Der Fürst war selbst ein schöner Mann,
Er blickte lang das Fräulein an
Und machte sie ganz scheu und wirr,
Als sie im Meißener Geschirr
Die Chokolade präsentierte —
Sie mußt ihm gegenüber sitzen,
Wo er mit Neckerei und Witzen
Nach Herrenweise sie traktierte; —
Sie war nicht blöde und parierte —
Und wies mit Arglist und Geschick
Den kühnen Stürmer schlau zurück.
Nun — dies entflammte ihn erst recht,
Er ließ den Papa Bergrat predigen,
Rechnungen, Bohrungen erledigen,
Und ging aufs neue ins Gefecht,
Doch — ohne an das Ziel zu kommen.
Dann hat verstimmt er Abschied nommen,
Zwar vornehm, steif wie eine Kerz',
Und auf den Lippen einen Scherz,
Doch fühlt' er's in dem Busen bohren
Als hätt' er eine Schlacht verloren.
Und er kam wieder, fand sich nur
Der allerwinzigste Prätext,
Im Bergamt was zu inspizieren,
Er geht der Sache auf die Spur;
Die Maus zum Elefanten wächst –
Kurzum — er kommt zum revidieren.
Des feurigen Fürsten Artigkeit
Wird immer dreister mit der Zeit,
Schon preßt er länger, als galant
Die Lippen auf des Fräuleins Hand —
Wenn sich durch Zufall ihre Finger einen,
Hält er mit Glut die ihren in den seinen.
Einmal hat er die Hüft' ihr gar umwunden,
Das arme Mädchen wäre gern entschwunden —
Es ward im großen Saal ihr bang und eng,
Allein der Herr Papa ist gar zu streng —
Dem Fürsten darf man nicht die Laun' verderben,
Sie wird nicht gleich von seinen Scherzen sterben
So las er weiter Listen und Beläge
Und über Holzverbrauch und neue Schläge
Und sah nicht rechts noch links aus seinem Buch,
Bis daß der Fürst verdrossen sprach: genug!

So stand es damals um die holde Maid,
Die längst aus meiner Sphäre war entrückt,
Die selbst den hohen Landesherrn entzückt;
Und dennoch fühlte ich mich hochbeglückt,
Sah ich von ferne leuchten nur ihr Kleid;
Und dennoch kam mich auf den mächt'gen Mann
Etwa wie Haß, wie Eifersucht es an,
Der es gewagt, die Heilige zum Ziel
Zu wählen für gewissenloses Spiel —
Und dennoch fühlte ich um ihretwegen,
Die viel umworben, öfter noch beneidet,
Vom Nimbus aller Vornehmheit bekleidet,
Sich mir im Herzen was wie Mitleid regen:
Und dennoch, kam ich ihrem Haus vorbei,
Trieb's mich, von ungefähr hinaufzuspäh'n,
Doch sah ich ihre Vorhänge sich bläh'n,
So schritt ich schneller meine Straße aus
Und da — war's möglich? — wie ist mir gescheh'n?
Steht sie nicht dort, Lisette winkt nach dir
Am offnen Fenster, drin der Wappen Zier --
Meint sie nicht dich? kein andrer rings zu seh'n? —
Ganz überrascht blick' ich zu ihr empor,
Sie nickt von neuem, hält die kleine Hand
Am süßen Kinn, wie, ob ich recht verstand;
Beklommen tret' ich in das Seitenthor
Und fliege — husch! es war zur Vesperuhr,
Von Herren und Gesinde ungeseh'n,
Das Treppchen auf, dort finde ich sie stehn
Im Grund des Thürchens, halb geöffnet nur.
Doch kaum war ich im schmucken Erkerzimmer,
Das selbst den Träumen seither war verschlossen
Und die Befremdung, welche, währenddessen
Wir uns nicht mehr gesprochen, aufgesprossen,
War fortgeschmolzen, wie im Traum vergessen.
Lisette war so traulich, hold, wie immer,
Sie nahm mich bei der Hand und ließ mich setzen.
Die zarten Finger mit den Lippen netzen
Wollt' ich, doch wehrte sie. Ihr Angesicht
Errötet leicht, und ihre Lippe spricht:
„Was hab' ich, Kastor, übles dir gethan,
Daß du so ganz dich von mir abgewendet,
Die Grüße, die ich dir von fern gesendet,
Verfingen nichts — du sahst mich nicht 'mal an:
Bist du ein andrer worden, seit wir beide
Uns auf dem Wall geübt im Reifenspiel
Und wetteliefen nach der Tanne Ziel?
Ich nicht — was aber that ich dir zu leide?"
Sie hatte eine Stickerei genommen,
Ich sah verlegen ihr vom Sopha zu,
Bestrickend klang das alte traute „Du",
Doch war's denn möglich — war es ernst gemeint?
Ich stammelt' was von adliger Verwandtschaft,
Von ihrer hohen fürstlichen Bekanntschaft.
Drauf sind ihr Thränen in das Aug' gekommen,
Sie wirft den Kopf erbittert auf und weint:
„So ist es doch so weit mit mir gekommen,
Daß selbst mein eigner treuer Spielgenoß
Von dem Geschwätz der Welt Notiz genommen,
Das häßlich durch die Gassen sich ergoß?"



„. . . Ich sah verlegen ihr vom Sopha zu . . ."

Ich bat ihr ab, ich hätt' es nie geglaubt —
Was aber könnt' ihr meine Freundschaft taugen,
Das stolze Haus, ihr Stammbaum überhaupt,
Ihr Glanz war nichts für arme Spielmannsaugen.
Jetzt zupft sie sich verlegen an dem Kragen
Und spricht, nachdem sie lange nachgedacht:
„Du hast dich selbst um dieses Recht gebracht;
Mein Freund, ich wollt' es dir schon lange sagen.
Nimm Pollux, deinen Bruder, zum Beweis,
Er hat in seines Prinzipales Handel
Durch einen sichtbar gottesfürcht'gen Wandel
Den Zutritt sich verschafft in jeden Kreis.
Die Frau'n umschwärmen ihn, die Herrn ihn loben —
Er war so arm wie du — heut ist er oben!"
Wie ich dies Lob gehört von ihren Lippen,
Da wurde ich mit einmal rabbiat;
So hat auch ihr der Schleicher sich genaht —
Muß er denn auch von diesem Kelche nippen?
Sie blickte auf — sie spürte wohl das Fieber,
Das stürmisch jetzt durch meine Adern rann
Und sah mich mit zwei Schelmenaugen an
Und sprach: „Getrost, du bist mir dennoch lieber!
Verschiedene Straße führt den Mann zum Ziele,
Auch Musen stehn beim Mächtigen in Gunst.
Er mit der Wage, du mit Geigenspiele,
Erreiche nur das Höchste in der Kunst!
Hier bleibt dein Können allezeit dasselbe;
Geh, Kastor, greife zu dem Wanderstab
Und wandere dem Wasser nach hinab,
Bis wo die Alster fließet in die Elbe.
Dort wirken gottbegnadet edle Meister,
Dort wachsen dir des eignen Genius Schwingen.
Das Höchste wird, ich weiß es, dir gelingen
Und deine Kunst bezwingt einst alle Geister."
Wir schieden, doch ich ging, ein andrer,
Als ich genaht vor einer süßen Stunde,
Mit seiner Barschaft half mir aus der Ohm
Am andern Morgen zog ein Wandrer
Hell jubelnd, mit der Lieb' im Bunde,
Zur Hansastadt, als gings nach Rom.
Den Mantelsack schräg überm Rücken,
Zur Linken meine liebe Geige,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Himmel und Berge zum Entzücken
Und in dem Herzen Lieb' und Mut,
So zog ich, voll von Hoffnungsschein
Ins wimpelreiche Hamburg ein.
Hier stand die alte Oper noch,
Die Reinhard Keiser sangesfroh gegründet,
Mit Mattheson und Telemann verbündet,
In Wertschätzung bei nieder und bei hoch.
Emanuel Bach, der Meister vom Klavier,
Den Mozart selbst, der Glanzstern im Jahrhundert,
Hierhergeeilt, aufrichtigen Sinns bewundert —
Er wirkt und komponiert und lehret hier —
Dem näherte ich mich voll Selbstvertrauen,
Er mög' auf meine Kühnheit milde schauen
Und nehmen mich in seiner Schüler Mitte.
Und sieh! er willfahrt meiner warmen Bitte.
Nun schwelgte ich in Lust und Phantasie —
Zum besseren Geigenspiel den Boden
Zu legen, lernte ich bei Meister Roden.
Bei Bach den Kontrapunkt, die Harmonie
Im Trio — diese Gunst ward von gar vielen
Nur wenigen zu teil — mit ihm zu spielen,
Der auf den Tasten ein gewaltiger Held,
Eröffnet sich mir eine neue Welt.
Akkorde fühlt' ich himmlisch mich umklingen,
Von Tag zu Tage wuchsen meine Schwingen.
Vor allem war mein Sehnen und mein Flehn:
„O möcht' ich doch dereinst vor ihr bestehn!"
Ein Jahr war fast verflossen seit der Zeit,
Daß ich mich von der Heimat losgerissen
Und keine Zeile hatt' man mir geschrieben,
Da überfiel mich plötzlich Bangigkeit

Und schwere Sorge, dringend wollt' ich wissen,
Ob sie noch ihrer Meinung treu geblieben,
Ob sie, vom strengen Vater wohl gezwungen,
Dem Fürsten zu entgehen, einem Freier,
Den ihr die reiche Sippe aufgedrungen,
Ihr Wort geschenkt, vielleicht die Hochzeitsfeier
Bestimmt schon sei. — Nach solchen bangen Träumen
Vermocht' ich keine Stunde mehr zu säumen,
Und eilte ahnungsvoll durch Berg und Thal,
Bis ich bei einem letzten Sonnenstrahl
Aufsteigen sah vertrauten Schornsteinrauch —
Bald hielt ich, bei dem lichten Sterngefunkel
Vor Liebchens Haus; doch war's im Erker dunkel,
Der Vorhang zugezogen — gegen Brauch,
Ich huschte weiter. Eines Lämpchens Glanz
Führt mich nach dem so wohlbekannten Hause;
Den Almanach vor sich, in seiner Klause
Saß hier, laut buchstabierend, Onkel Hans.
Er war gealtert; doch ein Freudenschimmer
Umglänzt ihn, als er seinen Gast erkannt,
Mit herzlichem Gruß, mit vorgestreckter Hand
Kreuzt er auf seinem Holzfuß rasch das Zimmer,
Und nun, nachdem er Brot und Bier gebracht,
Mußt' ich von Hamburg haarklein ihm berichten,
Hinzuthun, kürzen, bessern oder dichten. —
Als draußen längst gelagert sich die Nacht,
Mußt' ich erst meines Könnens Fortschritt zeigen
Und freudestrahlend lauscht er meinem Ton;
Die erste Morgenstunde nahte schon,
Und immer mußt' ich noch erzählen ihm und geigen;
Zwei tönt's vom Turm, da sprach er: nun zu Bette!
Doch ich, der seine Unruh schwer gezähmt,
Hielt ihn zurück und sagte: „Unverbrämt,
Erzähle mir, was ist es mit Lisette?"
Und er? ich sah's, nicht gern Bescheid thun mocht' er:
„Von einer Base auf die Reise nommen,
Wird sie wohl Jahr und Tag nicht wiederkommen.
Gut' Nacht! was kümmert uns des Bergrats Tochter?"
Er legte sich, ich that es auch, zum Scheine,
Doch um Lisetten faßt mich bittrer Kummer
Und jagte von den Augen mir den Schlummer;
Ich grübelte bis zu dem Morgenscheine,
Dann legt' ich meine Hand ernst in die seine
Und sprach: „Ich thu' euch feierliche Kunde,
Daß ich nicht wieder in die Fremde gehe,
Bis über meiner Zukunft Wohl und Wehe
Ich Sich'res weiß aus ihres Vaters Munde,
Ob, die mich liebt, auch einstens wird die meine.
Herr Hans erschrak vor meinem festen Willen,
Doch, als ich übersprudelnd ihm gestanden,
Wie wir uns suchten, wir uns wiederfanden,
Da wurd er weich und freut sich mein im stillen;
Und als er sah, daß ich nicht zu bekehren,
Kein Grund vermochte meine Hast zu mindern,
Da murmelt er: „so will ich dich nicht hindern,
Heut Mittag werben wir in allen Ehren!"
Der Mittag naht, Herr Hans nahm aus dem Spinde
Den Galazopf, den Schnallenschuh, den Stock,
Den Dreispitz und den guten blauen Rock
Und bürstet ihn unter der blühenden Linde,
Dieweil auch ich mich in mein Staatskleid werfe
Und was von Liebesglück und Lebensplänen,
Und Hoffnungen und lang verborg'nem Sehnen
Für meine Rede ins Gedächtnis schärfe.
Doch als wir nun durch die gewölbten Hallen
Im Bergamt schritten auf den frostigen Fliesen,
Betreßte Diener höhnisch auf uns wiesen,
Da war mir, was ich sprechen wollt', entfallen,
Und als, dem alten Herrn zur Seit' im Speisesaal
Der Vormund, unerwartet, der verhaßte,
Mit giftigem Ausdruck uns ins Auge faßte,
War Mut und Hoffnung fort mit einemmal;
Und als nun doch Ohm Hans, mein treuer Ritter,
Beredt von meinem guten Herzen sprach,
Von meiner Kunst und Zukunft, ach, da brach
Es los wie lang verhalt'nes Ungewitter.
Auf fuhr der Kämm'rer von dem Lehnstuhl: „Schweig er —
Er Lump, den Magistrat aus Mitleid duldet,
Ich kenn ihn wohl, hat er es doch verschuldet,
Daß dieser Bursche ward zum Bettelgeiger!
Und dieser Krüppel wagt den Vagabunden
Noch gegen hohes Bergamt aufzuhetzen,
Mit Wahnwitz ihm und Frechheit zuzusetzen,



„. . . Auf fuhr der Kämm'rer von dem Lehnstuhl . . ."

Hinaus! hinaus! — sonst hetzt man euch mit Hunden!"
Ich stand, erstickt vor Wut, der Sprach' beraubt,
Die Klinke hielt ich trotzig in der Hand,
Der Bergrat, schien's, von alldem nichts verstand,
Doch glotzte er uns an und wiegt das Haupt.
Und eh wir heimgelangt — durch öde Gassen, —
War schon ein Stadtmilize dagewesen,
Der gab uns deutlich schwarz auf weiß zu lesen:
„Noch heute müsse ich die Stadt verlassen
Und also lautet der Befehl von oben:
Hielt mich, aus Mitleid, Onkel Hans bis morgen
In seiner Hütte etwa noch verborgen,
Sei er sofort des Pförtnerdiensts enthoben."
Zerknirscht, voll Scham und bittrem Groll
Drück ich die treue Hand dem Alten
Und scheide stumm, — verzweiflungsvoll.
Auf einer Anhöh' muß ich halten
Und schleud're einen Fluch aus Herzenstiefe
Auf jene Dächer, die im Dunst versinken,
Worauf ein Sprung hinab zur grausen Tiefe
Dies sonnberaubte, schale Leben ende:
Da war's als ob mir süße Stimme riefe;
Komm, suche mich Geliebter, scheints zu winken
Und um mich legen sich zwei weiche Hände.
Da fleh ich auf: Geliebte, habe Dank!
Daß du ein treues Zeichen mir gegeben —
Ja, dich zu suchen, will ich, muß ich leben
Wandernd von früh bis Sonnenuntergang!

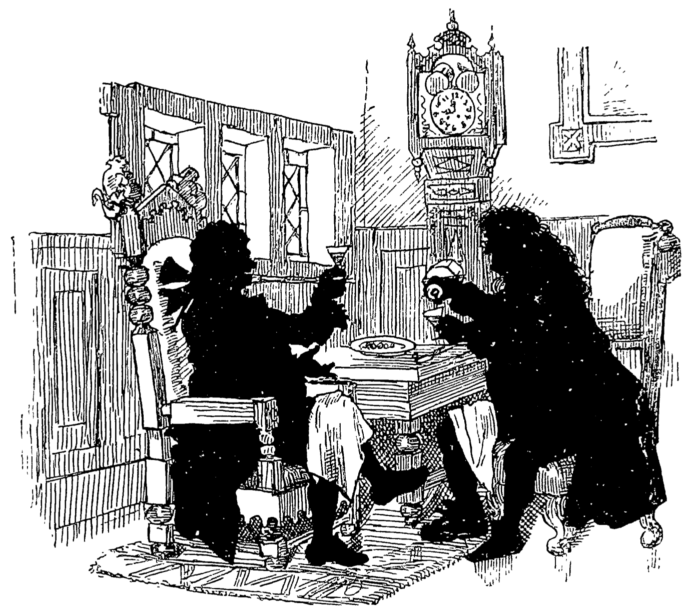
Und was ich da gelobt, ich hab's gehalten,
Ich kehrte nicht zurück mehr zu den Meistern;
Was gilt mir meine Zukunft, was die Kunst?
Stets vorwärts, wie gehetzt von wilden Geistern,
Gleichgültig gegen Haß und gegen Gunst,
Und allen Bitten trotzend, allwärts nur
So lange weilend, bis der kleinsten Spur
Von ihr ich nachgespürt. — Rastlosen Strebens
Drei Jahre sucht ich sie und stets vergebens!
Da faßte mich die Sehnsucht an aufs neue,
Nach meinem lang verlass'nen Heimatherd,
Ob noch der Onkel lebet, der getreue,
Ob sie inzwischen selbst zurückgekehrt?
Ich wagt' es! eines Abends, so wie heute,
Im Schwarme vieler marktbezieh'nder Leute
Kehrt ich zur goldnen Krone ein
Und forderte ein Krüglein Wein.
Ein Vollbart wallt' mir bis zur Weste
Herab, gebräunt war mein Gesicht:
Die Dienerschaft erkennt mich nicht.
Die niedere Stube ist voll lärmender Gäste,
Es klinget Thongeschirr und Glas,
Vom Obersaale summt ein Baß
Und Flöten und Trompeten nieder —
Und drückend wird es mir und enge.
Da geht ein Männlein durchs Gedränge
In sichtlicher Verlegenheit
Und wirft die Aeuglein hin und her;
Da fallen sie von ungefähr
Auch auf den Hals der Violine,
Die aus dem Mantelsack mir guckte:
Da war's als ob ein Flämmlein zuckte
Von Freude über seine Miene.
„Ihr spielt?" so frug er mich mit Hast,
„So sollt ihr ein Stück Geld verdienen:
Folgt mir mit eurer Violinen,
Mein Geiger — es ist fürchterlich,
Ward krank — und ließ mich heut im Stich!"
Er zog mich aufwärts, klopfte an,
Nun ward von innen aufgethan:
Eh' ich noch wußt, wie mir gescheh'n,
Saß ich, wo Ihr mich heut geseh'n
Und geigte, wie er mir geboten,
'ne Kavatin' nach vorgelegten Noten.

Hier schwieg der Greis, doch aus Ermattung nicht.
Erinnerung packte ihn mit Allgewalt,
Durchzitternd die gebrechliche Gestalt,
Durchzuckend sein verwelktes Angesicht.
Er merkt' es nicht, daß durch den dunklen Garten
Gestalten aus dem Haus herangekommen,
Die auf den Rasenbänken Platz genommen
Und seiner weiteren Erzählung harrten.
Nun endlich unterbrach er schroff sein Sinnen.
Wie lang ich geigte, traun, ich ward's nicht innen,
Gleichgiltig blickt' ich nur zum Blatte nieder.
Da plötzlich — fuhr ein Schrei mir durch die Glieder,
Ein dumpfes „Ah" aus einem Frauenmunde
Und als mein Auge suchend macht die Runde,
Erblicke ich — hier packt' es ihn aufs neue —
Im Myrtenkranze meine Ungetreue.
Sie hatte mich an meinem Spiel erkannt
Und totenblaß, die Augen festgebannt
Hält sie nach dem Balkon. Um sie bemüht
Pollux, der Bräutigam, der vom Weine glüht,
Ringsum vor eines üppigen Mahles Resten
Im Hochzeitstaat ein Kranz von lustigen Gästen.
Ich spielte bebend noch das Stück zu Ende,
Dann stürzte ich verzweiflungsvoll hinaus
Und flüchtete in dieses Gartenhaus
Und rang entsetzt und hoffnungslos die Hände.
Doch plötzlich fühlte ich mich heiß umfangen
Und meine strömenden Thränen von den Wangen
Mir fortgeküßt von zweien glüh'nden Lippen.

Sie hatte von dem Bräutigam und den Sippen
Mit leichtem Vorwand sich zurückgezogen
Und war mir in den Garten nachgeflogen.

Da hört' ich denn von ihr, was seit den Tagen
Der Trennung sich zu Hause zugetragen.

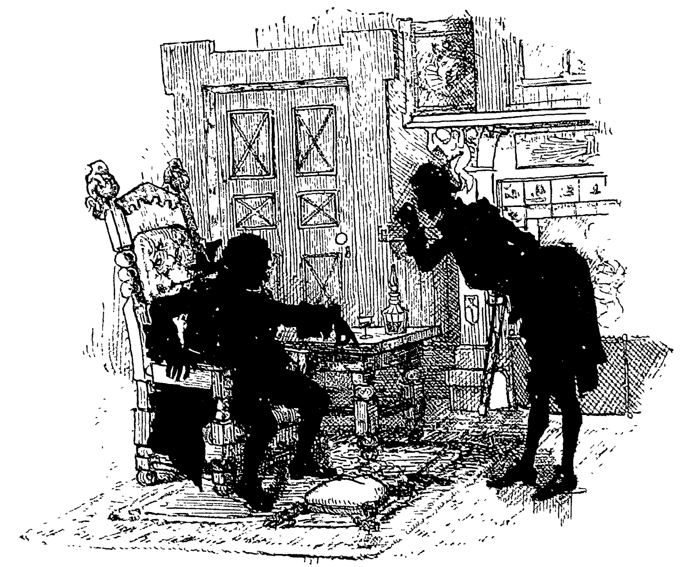
Der Fürst, der ihr so aufdringlich gewogen,
Halt' die Besuche stetig fortgesetzt,
Bis das Gespräch der Leute doch zuletzt
Den Rat zu einem Eingriff hat bewogen.
Fern von der Heerstraße, auf grüner Trift
Stand in der Einsamkeit ein Fräuleinstift,



„ . . In des Bergamts hohem Speis'gemach . . ."

Daß Schwestern sich erwerben Himmelssegen,
Indem sie arme Kranke sorgsam pflegen.
Hier ward das junge Fräulein hingesandt,
Um ihre Frauenehre zu behüten.
Der Fürst, der sie nicht mehr zu Hause fand,
Sah sich verletzt und er begann zu wüten
Und schwur, er würde, die man ihm entrissen,
Wär' sie am End' der Welt, zu finden wissen.
Er hielt sein fürstlich Wort, der Freunde Chor
Gelang es schnell, der Jungfrau Aufenthalt
In dem entlegenen Stiftshaus auszumitteln.
Dort jagt' er nun mit Eifer durch den Wald:
Doch bietet das bewachte keusche Thor
Trotz seinen Listen, seinen Fürstentiteln.
Der Vater war nun der Verzweiflung nah,
Er fürchtete sich vor des Herrschers Grimme,
Doch lauter drang in ihn der Ehre Stimme,
Der Ahnenzug, der auf ihn niedersah,
Daß er die hocherlauchten Räuberhände
Trotz allen Dräu'ns von seinem Kinde wende.
In diesem Drangsal stand ihm einer nah —
Der Vormund, der den Alten übersah
Und jed' Geständnis, das der Bergrat machte,
Zum eig'nen Nutzen auszubeuten dachte.
So, in des Bergamts hohem Speis'-
gemach,
Beim Glase Sekt, entwickelt nach und nach
Sich das Projekt, daß Demoiselle Lisette,
Um alle Schwierigkeiten zu beenden,
Des Fürsten Zorn vom Vater abzuwenden,
Pollux sofort zu ehelichen hätte.
Der hatte sich mit süßer Kriecherei
Derart in seines Vormunds Gunst gesetzt,
Daß dieser, sonst ein fester Mann, zuletzt
Auch nicht mehr das geringste that allein
Und scheinbar ohne Zuthun, ganz im stillen
Gewann er Macht ob seines Vormunds Willen,
Und wußte diesem so zu kajolieren,
Daß dieser Junggeselle, zum Verdruß
Der Stadt, sein Mündel, Freund und Socius
Beschloß, als seinen Sohn zu adoptieren,
Und, auszulöschen der Geburten Tadel,
Ihn nun vermählen wollte mit dem Adel.
Das war so schön geplant, in Harmonie,
Doch ihre Rechnung macht' man ohne sie!
Und als Papa ein Schreiben nun ihr sandt',
Herr Pollux, wohl bestallt und situiert,
Zum Sohn des Kämmerers kürzlich promoviert,
Hätt' angehalten ernst um ihre Hand, —
Traf eine Antwort ein, so unerwartet,
So ungeheuerlich und nie gescheh'n,
Daß, die der Kinder Hochzeit abgekartet,
Fast wie vor einem dunkeln Rätsel steh'n:
„Ihr Herz that längst schon den Geliebten wählen
Und wenn er jetzt auch durch die Ferne schweift,
Einst kehrt er wieder, in der Kunst gereist,"

Dann wolle sie sich Kastorn anvermählen.
Erst Schreck, dann Zorn! das kecke Widersprechen
Des Mädchens wird des Vaters Strenge brechen
Die Oberin muß sie zur Einsicht bringen,
Und widerstehe sie, wird man sie zwingen!
Doch alles Bitten, Schmeicheln, Drängen, Droh'n
Zerschellt an ihrem Vorsatz, ihrem hoh'n.
Mich, dessen abgewiesenes Werben
Lisetten niemals ward bekannt,
Mich suchte man durch Späher im ganzen Land,
Um mich an Leib und Seele zu verderben,
Und, sollte solcher Anschlag nicht gelingen,
Mich zum Verzicht auf ihre Hand zu zwingen.
Doch stand es schlimm — mich konnte niemand
finden.



„ . . . Dem Kämmerer, der verstimmt bei einem Glas . . ."

Das Herz Lisettens anders zu entwaffnen,
Mocht' bald den Herren die letzte Hoffnung
schwinden. —
Da wußte Pollux Wandel selbst zu schaffen.

Dem Kämmerer, der verstimmt bei
einem Glas
Den Fall durchgrübelnd in dem Lehnstuhl saß,
Naht er, bescheiden fragend, ob er störe,
Nicht seinetwegen, nein doch, es empöre
Ihn nur, daß sich an eines Mädchens Grille
Zerschlagen müsse seines Vaters Wille,
Daß einer eigenwilligen Dirne Thräne
Dem Vater kreuze seine Lieblingspläne;
Jedoch der Mensch ist seines Schicksals Schmied.
Und wenn die Dinge gar so langsam gehen,
Muß sich der Kluge um nach Mitteln sehen,
Den Zögernden beschleunigen den Schritt.
Er habe es versucht, Lisettens Weigern
Ermatte nicht, ihr Trotz scheint sich zu steigern,
Solang sie hofft auf Kastors Wiederkehren.
Dem kann nur etwas „Schwarz auf Weißes"
wehren.
Drauf bringt er „des Verschollenen Totenschein",
Von ihm, der stets ein Meister der Kanzlei,
Recht täuschend dargestellt, lächelnd herbei,
Mit einem schwarzen Rande eingerahmt,
Die Kirchensiegel, Schriften nachgeahmt,
Von einem Marktflecken am Oberrhein.
Dem Kämmerer leuchtet schnell die Sache ein.
Kehrt Kastor wirklich heim von seinen Reisen,
Wird man ihn schleunigst aus der Stadt verweisen.
Mit seinem falschen Dokument
Der Kämmerer zum Bergrat rennt,
Der, freudig kaum des Lästigen Tod vernommen,
Läßt seine schwere Equipage kommen
Und schon am nächsten Mittag pocht er
Ans Thürchen von dem Kämmerchen der Tochter.
Lisette, die ihm grüßend, aufgerichtet
Entgegentrat, als sie die Unterschrift
Des Schulzen liest, der seinen Tod verbürget,
Fällt lautlos, gleich als ob ein Blitz sie trifft,
Ihm in den Arm, vom jähen Schreck erwürget.
Der Vater, der selbst an die Echtheit glaubt,
Er bettet ihr aufs Kissen still das Haupt
Und sitzt an ihrem Bett, selbst wie vernichtet.
Drei Nächte liegt sie also und drei Tage,
Nicht Trank noch Speise ihre Lippen netzen,
Kein Wort des Vorwurfs tönet, keins der Klage,
Dann sucht sie sich im Bette aufzusetzen
Und spricht: „Kannst du Lisetten je verzeihen?
Hab' ich mich widersetzt, ich mußt' es thun,
Nun mag die alte Fehde ewig ruhen
Und ich will dir fortan zu Willen sein"
Da wiederholte dieser ihr den Gram,
Der seines Alters Tage hart erschwere:
Der Fürst bedrohe seines Hauses Ehre,
Drum wünsche sehnlich er, daß ihr ein Mann
Zur Seite stehe und dem Herren wehre.
„Ich bin bereit, mein Vater," hub sie an,
„Was du bestimmst, es sei sogleich gethan."
Und kurz — verflossen waren wenig Wochen,
Da war der alte Bann entzweigebrochen,
Und wieder einige bange Monde später
Nahm sie zur Freude beider Väter

Von Pollux, dem galanten Mann,
Die feierliche Werbung an,
Wo nach dem Brautstand, freudeleer und trist,
Die Trauung heut' vollzogen worden ist.



„. . . Die feierliche Werbung . . .“

Als ich von ihr, die mir am Busen lag,
Den ungeheuerlichen Trug erfahren,
Wollt' ich zum Richter ziehen ihn an den Haaren,
All' seine Ränke zerren an den Tag;
Doch bat Lisette, um des Vaters willen
Der Seele wilde Rachbegier zu stillen.
„Gesprochen ward das Bündnis ohne Fehle,



„. . . Sieht man allein dich übern Marktplatz
schreiten . . .“

Kein Schrei und keine Klage löst es ab,
Ihm ist mein Leib, dir aber meine Seele,
So duld' auch du, wie ich geduldet hab'.
Und noch auf dieses richt' ich meine Bitte,
Damit ich mich in meinen tiefsten Leiden
An deiner Geige Wohllaut möge weiden,
Bleib' du fortan in unseres Städtchens Mitte,
Auf ihrer süßen Töne luftigen Schwingen
Wird Seel' und Seele zu einander dringen.“
Vom Hause nahte jetzt Laternenschein,
Sie floh, und fröstelnd fand ich mich allein
Und wußte nicht, war das ein Traumbild eben,
Sah ich Lisetten aus dem Garten schweben?

Am andern Morgen sucht' ich Onkel Hans;
Das Häuschen stand verschlossen und verrammelt
Er war gestorben, unerwartet ganz,
Nachdem er seinen Willen noch gestammelt,
Daß Kastorn, wenn er einmal heimwärts zöge,
Haus, Garten, Barschaft angehören möge.
Ich nahm Besitz; nun konnte man mich nicht
Wie man es gern gethan, des Orts verweisen.
Abwandte Pollux ängstlich sein Gesicht,
Traf er mich mal bei meinen städtischen Reisen;
Doch wehrt' er nicht, daß mit der Morgensonne
Ein Mann sich täglich vor dem Haus ihm zeige,
Der Lieder voll von Süßigkeit und Wonne
Unaufgefordert, unbedanket geige.
Ahnt er es, daß der Spielmann, der da steht,
Verrichtet hier aus innigem Herzensdrange
Vor seiner Göttin Fenster sein Gebet?
Doch diese Tröstung währete nicht lange;
Denn eines Morgens harrt einer der Leute
Auf mich und spricht. die Herrin ist krank geworden,
Stellt euern Klingklang also ein von heute,
Wollt ihr nicht ihren Morgenschlummer morden.
So blieb auch dies, doch wenige Tage drauf
Kam einer an in atemlosem Lauf:
Ich möchte mit der Geige ohne Weilen
Zur gnädigen Frau ins Wochenzimmer eilen
Da lag sie denn, in tief verhängtem Zimmer
Bei einer Ampel abgedämpftem Schimmer
Erkennt sie mich, streckt freudig mir entgegen
Zum Gruß die bleichen Hände: da — sich regen
Seh' in der Wiege ich ein kleines Wesen;
Nun lispelt sie, fast unverständlich leise,
Doch von den Augen kann den Sinn ich lesen:
„Sei ihm ein Freund, so wie du mir gewesen,“
Und etwas lauter hub sie darauf an:
„Oft hat mir euer Spielen wohlgethan,
Vielleicht gelingt es eurer Kunst aufs neue,
Daß sie des Leidens Wolke mir zerstreue.“
Und tieferschüttert spielt' ich Weis' auf Weise,
Die Engel stiegen von den Himmeln nieder
Und sangen mir ins Ohr die schönsten Lieder,
Und meine Geige selber hat gesungen
Wie nie zuvor und nie danach geschehen;
Da — ist mir eine Saite abgesprungen,
Und wie ich mich erschrocken umgesehen,
Lag mit verklärtem Angesicht Lisette,
Die Hände fromm gefaltet, — tot im Bette.

Drei Tage später haben wir sie begraben
Und kurz danach klopft es an meiner Pforte
Und voll Erstaunen seh' ich Pollux stehen,
Und düster spricht er: „Bruder, wenige Worte!
Die wir zur Ruhe da getragen haben,
Dein war sie — längst hab' ich es eingesehen —
Um euer Glück betrog ich einst euch schnöde,
Auf daß ich ihres Herzens Meister bliebe;
Doch nie errang ich ihre reine Liebe —
Und unsere Ehe war nur leer und öde.
Nun treibt's von hier mich nach der neuen Erde,
Was ich besitze, lass' ich meinem Kinde,
Daß es den Lebensweg geebnet finde. —
Ob ich ein Glücklicherer drüben werde? —
Bald wird es meiner Schmeidigkeit gelingen,
Aufs neu zu Glanz und Reichtum mich zu ringen.
Doch, Kastor, deiner brüderlichen Güte
Befehl' ich, bei Lisettens Geist, die Kleine,
Daß vor Gefahr sie deine Sorgfalt hüte
Und ihr Vermögen sei zugleich das deine.“
Er ging. — Den Wunsch von Mutter und von Vater,
Ich ehrte ihn. Als lieblich, hold und sinnig
Die Tochter wuchs und blüht' und reifte, bin ich
Ihr treu geblieben, Schützer und Berater,
Und überwacht' ihr tugendsames Führen,
Doch ihr Vermögen that ich nie berühren;
Und auch noch heut', wo ich so glücklich bin,
Dem Fest der Tochter-Tochter beizuwohnen,
Saht Ihr mich bei den Musikanten thronen,
Obwohl mir treu geneigt des Mädchens Sinn.

Hier drängt die junge Frau, die während der Erzählung,
Bis sie gelangt zur heutigen Vermählung,
Schweigsam ihm zugehört, sich freundlich zu:
„So bist du nun, getreuer Eckart du!
Unbeugsam bleibt dein Stolz, für jede Bitte,
Du beugst nicht deinen Sinn und läßt nicht deine Hütte!
Sieht man allein dich übern Marktplatz schreiten,
Die Hand im Busen, deinen Blick hinab
Gesenkt, ganz ohne Stab und Stütze:
Du scheinst ein Jüngling aus verschollenen Zeiten.
Nicht kleinste Lieb erlaubst du uns zu thun,
Und nie will Großpapa vom Spielen ruhn.“

Der Alte, überrascht und doch geschmeichelt,
Der Schelmin ihre rosigen Wangen streichelt,
Dann lacht er hell und ruft: Potzelement,
Wir plaudern und die Pause ist zu End'!
Tanzlustig lehnt das Völkchen an den Pfosten,
Ade für heut! ich muß auf meinen Posten!

Und man erhob sich, ich erhob mich mit;
Doch da ich just an seiner Seite schritt,
Konnt ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen,
Was er von Pollux hört' seit jenen Tagen.
Drauf er: „Seit jener Stund', da er gegangen,
Hab' niemals ich ein Wort von ihm empfangen,
Doch sicher bin ich, daß er reüssiert;
Wer so sich beugt und duckt und intriguiert,
Wie es mein Bruder allezeit verstanden,
Der schlägt die Welt in Fesseln und in Banden,
Gold strömt ihm sicher zu, Ruhm, Titel, Orden,
Und ist wohl gar ein König drüben worden!?“
Nun traten wir durchs eichne Hinterthor,
Da tritt im Lederschurz ein Schenkenbube
Entgegen uns: Herr Kastor möge vor
Doch einmal kommen in die Wirtshausstube,
Dort sei vor einem Stündchen erst ein Mann.

Ein Bettler, wie es scheine, eingekehrt,
Hab' einen frischen Trunk und dann
Herrn Kastor dringend auf ein Wort begehrt.
Verwundert tritt der ein, ich folge sacht;
Doch kaum hat er die Thüre aufgemacht,
Da tönt auch schon sein „Bruder" voll Erbarmen,
Den Zitternden hält er in seinen Armen.
Wie sich der Epheu aufrankt an der Tanne,
So der Gebeugte an dem festen Manne.

Der hatte sich auch in der neuen Welt
Gebeugt, geduckt, geschlängelt und gewunden,
Bald reich, bald arm, so steiget er und fällt,
Die wahre Ruhe hat er nie gefunden.
Bald treibt er dies, bald das, bald hier, bald dort,
Und immer segelt er auf krummen Wegen,
Heut führet ihn die günstige Strömung fort
Und morgen schlägt die Welle ihm entgegen.
So, ohne Halt in sich und kraftlos, müd
Von ewigem Mühen und undankbarem Streben
Kehrt' heim er mit umdüstertem Gemüt,
Dort zu beschließen sein verlorenes Leben;
Und den Phantasten, dessen Platz hienieden
Er stets bestritten, den er arg verhöhnt,
Ihn findet er in Liebe und in Frieden
Mit sich, mit ihm, mit aller Welt versöhnt. —
Musik beginnt — „komm, gib mir dein Geleite,
Ich lasse dich nicht mehr von meiner Seite."

Der Tanz, er währet lang nach Mitternacht,
Dann such' und finde ich ein Unterkommen.
Erst spät am Tage bin ich dann erwacht,
Da hatt' die ganze Stadt es schon vernommen,
Was abends in der „goldnen Krone" gestern
Sich zugetragen, daß der Totgeglaubte,
Der einst dem Bruder seine Gattin raubte,
Sich zugefunden; nun gings an ein Lästern
Und Jeder wußte Polluxens Geschichte,
Aus der man sieht, wie Gott im Himmel richte!
Doch Neugier spürte jeder, ihn zu sehen —
Die Fenster auf! da kommen sie zu zweit,
Die beiden Zwillinge — du meine Zeit! —
Gemütlich auf dem Marktplatz angezogen,
Der eine ist vom Beugen fast verbogen,
Er trägt sich heut in Bruders Rock von Seide,
Herr Kastor lacht, nun lachen sie gar beide!
Wie schön! wer konnte diesen Ausgang ahnen,
Die sich ein ganzes Menschenleben ferne,
Nun wandeln wieder wie zwei Doppelsterne
Kastor und Pollux die gewohnten
Bahnen!

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Nadelhölzer.

Die Nadelhölzer (Coniferae der Botaniker) bilden eine große Pflanzenfamilie, deren Arten, meist immergrüne Bäume und Sträucher, sich über die gemäßigte und kalte Zone, vornehmlich auf der nördlichen Hälfte der Erde verbreiten; nur die Araukarien, jene herrlichen Bäume unserer kalten Gewächshäuser, bewohnen, mit wenigen Ausnahmen, die wärmeren Länder, die südliche Erdhälfte. Sie sind ein altes Geschlecht, diese Nadelhölzer oder Zapfenbäume, denn sie sind schon in der Vorwelt von der Steinkohlenperiode an bis in die jüngsten Schichten vertreten gewesen und ihr Holz hat große Massen von Fossilien gebildet; namentlich die Braunkohlen stammen hauptsächlich von Koniferen ab und bilden einen Zersetzungszustand der Tertiärzeit, welcher zwischen der Steinkohle und dem Torf mitten inne steht. Heute bilden die Nadelhölzer, gesellig wachsend, ausgedehnte Wälder, in der warmen Zone auf den Gebirgen, in der kalten Zone auch in der Ebene, bis zur Grenze alles Baumwuchses. Sie lieben im allgemeinen ein gemäßigtes Klima, während doch viele Arten auch die rauhe Kälte besser vertragen, als die Laubhölzer. Wegen ihrer mehr horizontal gehenden Wurzeln fordern sie zu ihrem Gedeihen nicht einen tiefen Boden, fallen aber ebendeshalb in ganzen großen Strecken verheerenden Stürmen zum Opfer; auch sind sie in ihrer ersten Wachstumszeit sehr empfindlich gegenüber unseren Spätwinter- oder sogenannten Frühjahrsfrösten.

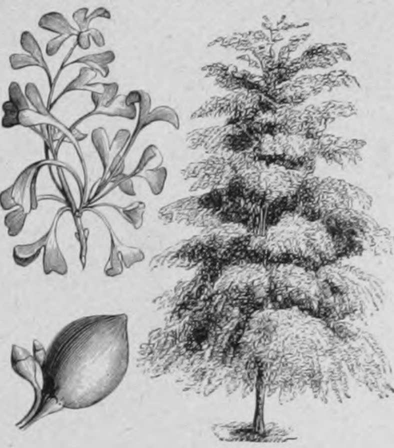


Fig. 3. Der Gingkobaum.

Wegen ihrer schönen Form, ihrer meist dunkel- und immergrünen Belaubung, wegen ihres raschen Wachstums und ihrer leichten Kultur sind viele Nadelhölzer die Lieblinge unserer Garten- und Pflanzenfreunde, und sind sie namentlich in unseren Landschaftsgärten überall gern gesehen — leider! möchten wir sagen, denn da, wo sie mehr als nur vereinzelt angewendet wurden, überkommt und beengt uns das Gefühl der Düsterheit, das wir abzuschütteln trachten, indem wir uns nach der Abwechselung von Laubholz, Blumen und Gräsern sehnen. Wo man an den Tod erinnert werden will, da mag man gern die dunkelfarbigen Nadelhölzer auch in großen Massen pflanzen. — Regelmäßig pyramidale Formen, wie sie bei den Koniferen häufig vorkommen, vertragen sich auch gut mit der Nachbarschaft ornamentaler Gebäude, während die Arten mit hängenden Aesten auf Anhöhen, besonders am Nordabhange, und in der Nähe von Wasser, Platz finden können. Mit dem dunkeln Grün, durch welches viele Arten sich auszeichnen, bilden sie einen effektvollen Kontrast mit vor ihnen stehendem hell- oder weißblätterigem Gehölz; zu oft angewendet, arten solche Zusammenstellungen aber in Effekthascherei aus, die unbedingt zu vermeiden ist. Schließlich glauben wir noch darauf aufmerksam machen zu sollen, daß immergrüne Nadelhölzer im Herbst in die Nähe bewohnter Räume gepflanzt werden sollten, um dadurch einen Wintergarten im Freien herzustellen, wie er in unserer „Zimmerflora" beschrieben ist.

Ehe wir aus den ungefähr 340 bekannten Arten der Koniferen einige der schönsten auswählen, um sie unseren liebenswürdigen Leserinnen zu näherer Bekanntschaft zu empfehlen, gestatten wir uns, einige Worte über die Anzucht und Pflege dieser ebenso interessanten wie schönen Pflanzenfamilie einzufügen.



Fig. 1. Nordmanns Weißtanne.

Die Nadelhölzer sind schön in ihrer naturwüchsigen, meist pyramidalen, wenn auch oft hängenden Form, die nur in seltenen Fällen eine Verstümmelung durch Beschneiden u. dgl. verträgt; jedenfalls müssen sie ihren Gipfel und sämtliche, auch die untersten Aeste behalten — vom Waldbetrieb, von Hecken und den lächerlichen Figuren in Gärten des älteren Renaissance- und des Rokokostils sprechen wir hier nicht — weshalb die Anzucht durch Samen jeder anderen vorzuziehen ist. Derselbe wird, wie wir schon in unserem „Wredows Illustriertem Gartenfreund" (2. Auflage, Berlin, bei S. Cronbach) ausführten, im Frühjahr ziemlich dicht in Schalen gesäet, größere Körner einzeln gesteckt, die länglichen, zugespitzten Samen mit dem schmalen Ende nach unten; sie werden mit einer Glasscheibe bedeckt und in ein warmes Mistbeet oder an das Fenster des Wohnzimmers gestellt. Nach dem Anschwellen, also bei beginnender Keimung, werden die Samen herausgenommen, vorsichtig einzeln in kleine Töpfchen mit gutem Wasserabzug und einer Mischung von sandiger Heide-, Lehm- und Lauberde gelegt und zum Zweck schnelleren Anwachsens wieder unter Glas oder an das Fenster des Wohnzimmers gestellt und leicht beschattet, wonach man die kleinen Pflänzchen allmählich an Sonne und Luft gewöhnt und, wenn nötig, wiederholt in größere Töpfe pflanzt. — Zu bemerken ist hierbei, daß man möglichst frischen Samen verwenden sollte, denn derjenige vieler Arten hält sich nur ein Jahr, andere allerdings länger, keimfähig. Aeltere Samen und solche mit harter Schale legt man einige Zeit vor der Aussaat in lauwarmes Wasser. — Im Frühjahr des folgenden Jahres setzt man die jungen Pflanzen, nachdem sie im kalten aber frostfreien Raume überwintert hatten, an sonniger Stelle ins freie Land, am besten in sandigen, doch nahrhaften Lehmboden, wo sie jedes zweite Jahr verpflanzt werden müssen, um das Versetzen an Ort und Stelle später vertragen zu können.

Nur wenige Arten behalten ihren regelmäßigen Wuchs auch bei der Anzucht durch Stecklinge, die entweder im Frühjahr kurz vor Beginn des Wachstums gemacht werden, oder im Nachsommer nach Abschluß desselben, in beiden Fällen entweder im Freien unter Glasglocken oder, am sichersten, unter doppeltem Glas, d. h. im Gewächs- (Vermehrungs-) Haus oder im Wohnzimmer unter Glas in Schalen, Kästen oder einzeln in kleinen Töpfchen mit sandiger Heideerde unter einer Schicht reinen Sandes. Gleich nach der Bewurzelung müssen die Stecklinge einzeln in Töpfe mit oben schon angegebener Erdmischung gepflanzt und einige Zeit in geschlossener Luft gehalten werden; im übrigen behandelt man sie wie die Sämlinge.

Im August steckt man im freien Lande unter Glasglocken, die über Winter durch Mist o. dgl.



Fig. 2. Douglas' Schierlingstanne.

gedeckt werden müssen, und in diesen entsprechend großen Trupps, alle Arten von Taxus, aber nur durch Zweige mit aufrechtstehenden Spitzen. Wellingtonia gigantea Lindl., beide mit Beibehaltung des Astrings, d. h. der Anschwellung des Astes, welcher der Stecklingszweig oder Trieb entspringt, u. a. m. Allerdings bieten viele Baum-, weniger die Straucharten, die Schwierigkeit, daß sie nur durch ihre Gipfeltriebe die aufrechte Form wiedergeben, auf die man bei ihnen so hohen Wert legt, aber bei Gattungen wie Fichte und Tanne, Araukarie u. v. a. kann man die Spitze entfernen und als Steckling benutzen, wonach mehrere Gipfeltriebe erscheinen werden, die man im nächsten Jahre steckt. Mehrere mexikanische Arten der Kiefer (Pinus) bilden am Stamme oft schwächliche Triebe, die als Stecklinge gute aufrechte Bäumchen geben. Die Stecklinge schneidet man glatt mit dem Astringe aus oder, wo man dieses nicht nötig hat, dicht unter einem Auge, wonach man ihnen auch die Nadeln soweit abschneidet, gewöhnlich mit einer in Oel getauchten Schere, soweit sie in die Erde kommen. — Stecklinge von Seitenzweigen, welche eine gerade, pyramidenförmige Pflanze nicht bilden wollen, können doch als Unterlagen beim Pfropfen der Spielarten benützt werden, wobei aber auch nur Gipfelzweige als Edelreiser benützt werden können, die man nahe über dem Wurzelhalse der Unterlage einsetzen muß. Genaueres über das Veredeln der Koniferen wolle man in dem obengenannten Buche nachlesen.



Fig. 1. Fig. 2.

Zu den schönsten Koniferen gehören folgende Arten, die um so mehr zu empfehlen sind, als sie in einigermaßen günstiger Lage unsere Winter ohne Schutzdecke aushalten. Man pflanzt sie im Frühjahr, gleich nach Beginn des Triebes, oder Anfang September an Ort und Stelle, wo sie um so schneller wachsen und ihre Schönheit entwickeln werden, wenn man das Land tief mit den Erdarten mischt, die oben für die Topfkultur angegeben wurden. Will man sich einen Wintergarten im Freien einrichten, dann nehme man im Oktober, nachdem die Herbstfröste allen Blumenflor zerstört haben, solche Arten und aus solchem Boden, mit dem sie den Wurzelballen fest zusammenhalten, die also auch ohne Gefahr im Frühjahr wieder in den Reservegarten oder in Töpfe gepflanzt werden können, um im folgenden Herbst wieder den Wintergarten bilden zu helfen. Samen und Pflanzen sämtlicher hier vorzuführender Arten sind bei Haage & Schmidt in Erfurt vorrätig. Unsere Abbildungen sind dem schönen „Schmidlins Gartenbuch" entnommen, welches von P. Parey in Berlin herausgegeben wird, derselben Verlagsbuchhandlung, welche bei Beginn dieses Jahres die bekannte Zeitschrift „Gartenflora" von Enke in Stuttgart übernommen und mit der „Gartenzeitung" vereinigt hat.

Von der Gattung der Tannen und Fichten (Abies L.) sind folgende Arten besonders zu empfehlen: Abies Nordmanniana Lk., Nordmanns Weißtanne (Fig. 1) aus dem Kaukasus, ein Baum mit dunkelgrünen, unten mit zwei weißen Linien gezeichneten Nadeln, horizontalen Aesten und von herrlichem pyramidenförmigem Wuchs. Sie verlangt, wie alle feineren Nadelhölzer, in der Jugend einigen Winterschutz und in durchaus windfreier Lage muß sie gegen den Temperaturwechsel, namentlich gegen Sonnenschein geschützt werden, weil sie den harten Winter 1879—80 nicht ohne Schaden ausgehalten hat. Vollständig geschützt stehend, verlor sie im Frühjahr 1880 die Nadeln. In einigermaßen freier Lage hat sie auch diesen Winter unbeschädigt überstanden. Abies canadensis L. (Tsuga



Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.

Carr.), die Hemlockstanne von Nordamerika (Kanada), ist ein prächtiger Baum mit, solange sie jung sind, graziös überhängenden Aesten; er ist für Einzelstellungen in nach Norden oder Osten abhängigem Boden von ausgezeichneter Wirkung. Abies Douglasii Lindl. oder Tsuga Douglasii Carr., Douglas' Schierlingstanne (Fig. 2) aus den Felsengebirgen Nordamerikas ist eine schöne von unten auf bezweigte Pyramide mit einer grün und silberweiß gemischten Belaubung. Diese drei Tannen vermehrt man aus Samen, canadensis mit etwaigen Spielarten auch durch Veredlung auf Abies pectinata DC.

Cupressus Lawsoniana Murr., Lawsons oder (nach Carrière) Boursiers Cypresse vom nordwestlichen Amerika ist eines unserer schönsten Nadelhölzer von hellgrüner Färbung und eleganter Pyramidenform mit leichthängenden Zweigen. Sie verlangt in der Jugend Heideerde, gedeiht aber später gut im Sandboden, auch ihre mehr steife Form Erecta mit feinerer Belaubung. C. Nutkaensis Lamb. var. glauca (Thujopsis borealis Fisch.), Nutkas Lebensbaum-Cypresse, hat einen geraden Stamm, horizontale Aeste mit lang herabhängenden Zweigen und eine schöne bläulichgrüne Belaubung. Man vermehrt sie durch Aussaat des Samens im Frühjahr, durch Sommerstecklinge und durch Veredlung auf Thuja occidentalis L., den abendländischen Lebensbaum, ebenso die schönen Arten Pisifera S. et Z., die erbsenfrüchtige, und Plumosa Veitch. mit blaugrünen Nadeln; Plumosa aurea hat federartige Nadeln mit goldgelber Färbung.

Wenn auch nicht im Wintergarten brauchbar, weil sie im Herbst die blattähnlich verbreiterten zweilappigen Nadeln fallen läßt, so ist doch die Salisburie oder der Gingkobaum (Gingko biloba L. syn. Salisburia adiantifolia Sm. (Fig. 3) mit einer Frucht und einem deutlich ausgeführten beblätterten Zweig) ein ebenso interessanter wie schöner Baum, der als Einzelpflanze auf dem Rasen eine herrliche Erscheinung ist. — Andere schöne Nadelhölzer stellen wir unseren liebenswürdigen Leserinnen später einmal vor.

Trachten der Zeit.

Von

Ida Barber.

Neues aus der Saison.

In Erwartung der schönen Tage, da dem Frühling Fenster und Herzen sich öffnen, der ersten Veilchen Köpfe aus grünem Moos hervorschauen, der Sonne belebende Strahlen die Natur zu neuem Dasein erwecken, kann auch das mit seinem lieben ich mehr als vielleicht nötig beschäftigte Menschenkind sich's nicht versagen, seine äußere Erscheinung in Einklang mit der neu sich schmückenden Mutter Erde zu bringen. Mögen Philosophen und Einfachheitsapostel auch noch so eingehend darlegen, daß der Mensch nur das gilt, was er seinem inneren Werte nach ist — die leichtlebige, oberflächlichen Eindrücken zugängliche Welt ist nun einmal anderer Meinung; selbst in Kreisen, in denen geistige Potenz allein das Bürgerrecht verleihen sollte, gelangen zumeist nur diejenigen zur Geltung, die modernem Luxus fröhnen. Es geht einmal ohne die von Saison zu Saison sich vollziehende Modewandlung nicht, und so wollen auch wir ihr Rechnung tragen, ohne gerade sonderlich von dem landesüblichen Toilettenzwang entzückt zu sein.

Für diejenigen, die das nötige Kleingeld haben, eine Robe mit etlichen Hunderten zu bezahlen, hat die Mode hochelegante gestickte Samtkleider geschaffen, die (Fig. 8) mit einer vorn offenen Polonaise (aus etwas matter abgetöntem Samt) getragen werden; die en relief gehaltene Stickerei deckt den Rock bis zur Kniehöhe, auf der Taille netzartig geschlungenes Plastron von Chenille auf dunklerem Atlasgrund; die vorn und rückwärts drapierte Polonaise umgibt die Figur in vollen Falten. Diese von den Aristokratinnen sehr gern getragenen Frühjahrskleider werden, sehr zum Nachteil des durchaus aparten Genres, bereits ins Billige übersetzt; man fertigt sie bereits aus soutachiertem Tuch, ohne auch nur annähernd eine dem Original gleiche Wirkung zu erzielen.

Jüngere Damen bekunden eine besondere Vorliebe für die im Gretchenstil gearbeiteten seitwärts gerafften Kleider (Fig. 9). Das Gretchentäschchen wird gern aus Samt oder Plüsch, das Kostüm aus Tuch, Wollpopelin oder Foulé gefertigt; der mit Capuchon versehene, seitwärts geschweifte Paletot paßt zwar nicht zu dem à la Marguerite gerafften Rock, wird aber, weil sehr kleidsam, gern zu diesem getragen.



Fig. 6. Fig. 7.

Eine gediegene Eleganz repräsentieren die in Fig. 7 skizzierten, aus „Monopol-Seide" gefertigten Kleider, die jedes Besatzstoffes entbehren, da das ganz eigenartige Gewebe, dessen Faltenwurf von unübertroffener Schönheit ist, keinen anderen Stoff neben sich zur Geltung kommen läßt. Die aus Monopol-Seide gefertigten Kleider sind vorn offen, so daß der lichtere Samtrock hervortritt, rechts abgestufte Falten, links lose Draperie, auf der Taille schräg zugehender Shawlkragen. Durch Einführung der Monopol-Seide hat sich der Züricher Seidenindustrielle G. Henneberg ein wahres Verdienst um die nach einem einfachen und gediegenen Seidenstoff seit lange vergeblich Umschau haltende Damenwelt erworben. Das Gewebe ist dauerhaft wie Leder, weich wie Samt, glänzend wie Atlas; aus reinster gekochter Seide auf Lyoner Stühlen gewoben, erscheint es als eines der solidesten und reichsten Fabrikate, die die Webindustrie seit lange erzeugt. — Für Mäntel und Jacketts ist die Monopol-Seide ihrer Gediegenheit nach vorzüglich geeignet, da sie ohne Futter selbst zu anliegenden Jacketts verwendet werden kann und sich vielleicht elastischer als die im Vorjahre auch von Henneberg in den Handel gebrachte Tricotine den Körperformen anschmiegt. — Unter den Wollgeweben dürften die neuen Sergestoffe mit breiten farbigen Streifen und dicker angewebter Franse gleich freundlicher Aufnahme sicher sein.

Der stark gerauhten, mit Schleifengarneffekten durchzogenen Stoffe müde, scheint die Mode wieder den glatten Tuch- und Kaschmirgeweben, die mit Mohairborten oder mit angewebten Arabeskengalons geziert werden, Beachtung zu schenken. Quer gestreifte Wollstoffe mit erhabenen Plüschstreifen (russisch-grün mit bordeaux, bronze mit dunkelblau, braun mit gold-

gelb, saphirblau mit cuivre) werden gern mit glattem, zum Plüsch passenden Terno verarbeitet, karierte Wollpopelines zu glattem Seidenstoff, der wieder neu in Aufnahme kommende Poil de Chèvre (seiner eigentümlichen Webart nach auch wohl Igelstoff genannt) zu dunkeln Samtröden.

Fig. 8.

Fig. 10 zeigt eine solche aus dem modernen mahagonibraunen Poil de Chèvre gefertigte, reich gefaltete Toilette mit dunkelbraunem Samtrock und Westenteil. Die Taille, vorn schräg geknöpft, ist ganz eigenartig auf der Achsel gerafft und da mit Schleifen abgebunden; der Aermel, am Ellenbogengelenk mit breitem Samtaufschlag, oben leicht gepufft, dürfte den prall anliegenden Aermeln, die man bereits bis zum Ueberdruß gesehen, den Garaus machen, da er kleidsam, bequem und namentlich für die Sommertoilette viel praktischer ist als der bis zum Handgelenk reichende abgeknöpfte Aermel.

Mit Palmenmuster durchwirkte Stoffe werden nicht nur zu Hauskleidern, sondern in Verbindung mit Samt und glattem Terno auch gern für die Straßentoilette verwendet. Fig. 1 skizziert solch eine moderne Mischrobe, deren Rock und Aermel aus bunt gemustertem Palmenstoff, Jäckchen und deren jetzt wieder stark in Aufnahme kommende breite Seitenstreifen aus Samt gefertigt sind, während Weste, Vorder- und Rückenteil des Rockes aus glattem dunkelbraunen Terno bestehen. — Jüngere Damen zeigen sofern sie nicht ganze Kostüme tragen, eine auffallende Vorliebe für die kurzen anliegenden Jäckchen, deren Schoß fast bis zum Taillenschluß hinauf mit getollten Spitzen garniert wird (Fig. 6); vorn reich gefaltetes Spitzenjabot mit großem Schleifenbündel. Solider, weil weniger die Formen markierend, sind die aus Monopol-Seide gefertigten Mantelets (Fig. 2), deren lange Shawlenden mit Chenillefransen, Marabouts oder ausgefranster und in Rosenfalten gelegter Taffetrüsche garniert sind. — Regenmäntel werden aus kleinkarierten, bläulich schillernden Stoffen getragen, auch aus dunkelbraunem „Lawn-Tennis“, dessen seidene hochstehende Knötchen zu sehr hübschen Dessins geeint sind. Die Form bleibt nach wie vor selbst für ältere Damen anliegend; elegantere Façons sind mit breiten, seitwärts geschlungenen Moiréschärpen garniert, auch mit seidenen Capuchons; die praktisch gearbeiteten haben große, bis zum Saum hinabgehende Taschen, die eventuell auch Regenschirm, Gummischuhe und die diversen Pakete und Paketchen aufnehmen können, ohne die eine echte, rechte Hausfrau selten heimkehrt.

Fig. 9.

Der Frühjahrshut, ein Stiefkind der Mode, erfreut sich selten besonderer Originalität. Die im Winter zur Geltung gekommenen Formen, mit perlgesticktem Tüll drapiert, mit Federtouffs oder großen, in Flügelform stehenden Bandmaschen geputzt, gelten als Neuestes.

Vielen Wert legt man auf elegante Bindebänder, deren Kanten mit Chenille, Samtstreifen oder Picols versehen sind.

Für die kleinen Männlein und Fräulein, die ja auch ihre Mode haben wollen, sind russische Kostüme (Fig. 3) aus Tuch und Samt mit Goldknöpfen empfohlen, auch Kostüme Louis treize mit langer farbiger Seidenweste, offenem Jackett und Kniehose (Fig. 4). Die drei- und vierjährigen Weltbürger sollen, so ist es im hohen Rat der Mode beschlossen, Samtröckchen mit Falteneinsatz (Fig. 5) tragen, dazu hohe Knopfgamaschen von Leder und Lederkragen. Zu Hunderten sieht man diese kleinen Modepuppen auf den Promenaden der Großstädte in komischer Grandezza einhertrippeln; ob aber wohl nur zehn unter ihnen sind, die so frische, rote Wangen, so lebensfroh blickende Augen haben wie die im einfachen Kittel auf den Vorstadtplätzen spielenden, raufenden, Purzelbäume schlagenden Kinder der Armen?

Aus Küche und Haus.

Von

L. von Pröpper.

Mai.

Roher Zander. Man entferne von einem hübschen Stück recht frischen Zander Haut und Gräten, hacke es, vermische es mit Salz und lasse es eine Stunde stehen; menge es dann mit Oel, Citronensaft und Pfeffer an, füge Capron hinzu und serviere wie Kaviar, mit gerösteten Weißbrotschnitten, frischer Butter und Citronenvierteln. — Rezept aus Bremen.



Fig. 10.



Püreesuppe von Blumenkohl. Man gebe recht weißen, sauber geputzten Blumenkohl in siedendes, gesalzenes Wasser, koche ihn darin halb weich und hernach in Bouillon mit einem Eßlöffel voll frischer Butter vollends gar; schneide die schönsten Röschen ab, stelle sie in etwas Bouillon warm und treibe das übrige durch ein feines Sieb; dämpfe dann einen Eßlöffel Mehl in einem Stück frischer Butter hellgelb, rühre es mit soviel guter Bouillon, als man Suppe gebraucht an und koche es einige Minuten, füge das Durchgetriebene hinzu und lasse es noch zehn Minuten damit kochen, ziehe mit drei Eidottern ab und richte über die Röschen an.

Maifische mit Meerrettig. Man schneide sie in schöne Stücke und koche sie in siedendem Salzwasser mit Zwiebeln, Lorbeerblättern, Pfefferkörnern, einem Stück Butter und etwas Essig ab, richte dann rasch an, überstreue sie mit roh geriebenem Meerrettig und gebe braune Butter dazu, zu der man, womöglich, ungesalzene nimmt und sie in einer Kasserolle erhitzt und wenn sie anfängt Farbe zu nehmen, so rühre man sie mit einem Löffel durcheinander und fahre damit langsam fort, bis sie schön rotbraun ist, wo man dann etwas Salz hinzufügt.

Berchtesgadner Kartoffeln mit Würstchen. Man schneide die roh geschälten Kartoffeln (womöglich lange) in Scheiben, thue sie in eine Kasserolle, übergieße sie mit süßem Rahm, salze sie und koche sie langsam, daß sie nicht zerfallen. Unterdessen hat man für $1\frac{1}{2}$ bis 2 Kilo Kartoffeln, $\frac{1}{8}$ Kilo Butter mit einer ganzen nicht zerschnittenen Zwiebel und einem Eßlöffel Mehl etwas gedämpft, den Rahm von den Kartoffeln abgeseiht und das gedämpfte Mehl damit angerührt; füge, wenn nötig, noch etwas Rahm hinzu und koche es zu einer dickflüssigen Sauce, salze sie und gieße sie durch ein Sieb über die Kartoffeln, thue noch ein Stückchen sehr frische Butter daran, schwinge alles zusammen über dem Feuer, richte recht heiß an und reiche folgende Würstchen dazu.

Bratwürstchen. Man hacke 250 Gramm zartes Kalbfleisch, 250 Gramm fettes Schweinefleisch, die fein abgeschälte Schale einer Citrone und eine abgewaschene, entgrätete Sardelle so fein wie Mus, vermische es dann mit etwas weißem Pfeffer, einer gestoßenen Gewürznelke und etwas Salz und rühre zuletzt $\frac{1}{4}$ Liter süßen Rahm daran; fülle nun von der Masse in gewöhnliche, stark fingerlang geschnittene Bratwurstdärme locker ein und brate sie sehr langsam in Butter, darf aber dabei nicht hineinstechen. — Sehr gute feine Beilage zu allen feinen Gemüsen, auch zu Sauerkraut, halten sich aber, des Rahms wegen, nicht lange.

Krebsauflauf. Man koche etwa vierzig kleinere Krebse sogenannte Suppenkrebse, in gesalzenem Wasser und löse die Scheren und Schweifchen aus den Schalen, hacke und stoße sie im Mörser und treibe sie durch ein Sieb. Dann hole man ein Kilo rohen Fisch, Hecht, Barsch oder dergleichen, entferne Haut und Gräten und gebe es, ebenfalls gehackt und gestoßen, auch durch ein Sieb. Aus den Krebsschalen bereite man $\frac{1}{8}$ Kilo Krebsbutter, vermische nun dies alles wohl und verrühre es mit zwei Eiern, $\frac{1}{2}$ Liter süßem Rahm und etwas Salz, gieße es in eine mit Butter gut bestrichene Ringform und stelle sie, eine halbe Stunde vor dem Servieren, in eine Kasserolle mit kochendem Wasser, stürze vorsichtig und gebe nachstehende Spargel-Blanquette in die Mitte.

Man schneide an den Spargeln nur die obere Hälfte in vier bis fünf Centimeter langen Stücken ab, koche sie rasch in gewöhnlicher Weise und gieße sie auf ein Sieb; lasse dann in einer flachen Pfanne 30 Gramm frische Butter schmelzen, gebe die Spargeln hinein und stelle sie einige Minuten aufs Feuer, füge Salz, Muskatnuß, ein wenig gestoßenen Zucker und einige Eßlöffel Beschamelsauce dazu, schwinge sie und thue zuletzt noch ein Stück frische Butter und einige Tropfen Citronensaft daran.

Jardinière mit Blumentörtchen. Es gehören dazu kleine glatte Blechförmchen, wie Blumentöpfchen, 5 Centimeter hoch, oben $8\frac{1}{2}$ Centimeter, unten 5 Centimeter Durchmesser, welche man, nachdem sie mit Butter bestrichen und mit gesiebtem Zwieback bestreut worden, mit Blätter- oder mürbem Teige auslegt und auf den Boden Rosinen ohne Kerne, eingemachte Kirschen, ohne deren Saft oder kleine Stückchen von eingemachten Aprikosen gibt.

Dann nehme man $\frac{1}{4}$ Liter süßen und $\frac{1}{4}$ Liter sauren Rahm, 45 Gramm gestoßenen Zucker, $1\frac{1}{2}$ Eßlöffel feines Mehl und sechs Eier; rühre Mehl und Zucker mit etwas von dem süßen Rahm glatt an, dann die Eier dazu, hierauf den sauren Rahm und zuletzt den süßen Rahm, fülle damit die Förmchen und backe die Törtchen im Backofen (Röhre) und wenn sie erkaltet und ausgestürzt sind, so stecke man in jedes eine Blume, möglichst verschieden oder ein feines Sträußchen, deren Stiele man mit ein wenig Seidenpapier umwickelt hat und ordne die Törtchen auf die Jardinière.

Diese ist von weißem Porzellan, rund, mit Fuß und drei Platten verschiedener Größe, wie ein Blumentisch, die untere Platte etwa für sechs Törtchen, die zweite für drei bis vier, die obere für eins, doch kann man sich, wo solche nicht zu haben wären, recht gut helfen, wenn man zwei Tortenschüsseln mit Fuß und von ungleicher Größe, übereinander stellt und oben darauf eine umgestülpte Tasse ohne Henkel. Es ist eine überraschend hübsche Schüssel.

Die Rahmmasse gibt auch eine sehr gute Torte, wenn man anstatt der Förmchen eine flache Tortenform nimmt und man kann sie dann auch warm, als Mehlspeise geben.

Doppelsinnig.

Richter: „Sie leben von der Hand in den Mund, wie Sie sagen?“

Zeuge: „Ja!“

Richter: „Sie sind also Tagelöhner?“

Zeuge: „Nein, Zahnarzt.“

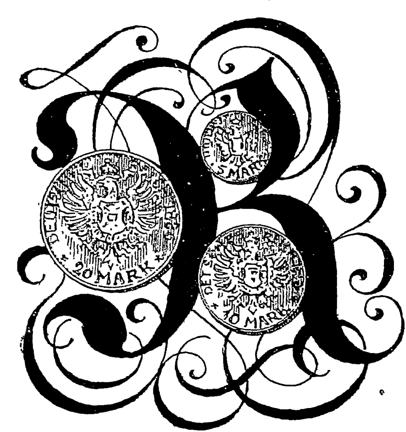
Zu hoch.

„Wir spielen also die Partie 66 um 50 Pfennig, wenn es Ihnen recht ist.“

„Nein! Das ist mir viel zu hoch. Spielen wir um die Ehre!“

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.



Vokalrätsel.

Es sollen sieben Worte gebildet werden, welche die Vokale a e i u, jeden nur einmal, aber in beliebiger Reihenfolge enthalten, und deren Anfangsbuchstaben einen bekannten Staatsmann der Jetztzeit ergeben, sie bedeuten: 1. einen Schweizer Gau, 2. eine Militärbehörde, 3. eine Inselgruppe bei Asien, 4. Bezeichnung einer vornehmen französischen Dame, 5. eine spanische Provinz, 6. einen gefürchteten Stand des Mittelalters, 7. einen bekannten Berg am Rhein.

Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 20 Silben sollen neun Wörter gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen die Namen zweier Reichstagsabgeordneten ergeben:

bach, dieb, gart, ge, hud, il, li, ma, nar, ni, o, ran, ross, se, son, tel, tieck, statt, wach, zis.

1. Ein Zugvogel, 2. ein Berg, 3. eine Blume, 4. ein Verbrecher, 5. ein deutscher Dichter, 6. ein Meerbusen, 7. eine Frucht, 8. ein Schlachtort, 9. eine Stadt.

Lösung der Skataufgabe Nr. 7

(in Heft 5, S. 1053).

Säße der Spieler in der Vorhand, so wäre der Grand unverlierbar, wie auch die Karten verteilt sind. Der Spieler nimmt die ersten sechs Stiche. In den letzten vier Stichen können die Gegner höchstens 58 Points erhalten. Wenn der Spieler in der Mittelhand sitzt, so erhält er, obwohl zwei Damen im Skat liegen, nur 31 Points und zwar bei der folgenden Verteilung der Karten.

Vorhand hat: Pique-König, Pique-Dame, Pique-9, Pique-8, Pique-7, Coeur-10, Coeur-König, Carreau-Aß, Carreau-König, Carreau-9.

Erster Stich: Pique-König, Pique-10, Carreau-Bube. — Zweiter Stich: Carreau-10, Carreau-Aß, Carreau-7. — Dritter Stich: Pique-Dame, Pique-Aß, Coeur-Bube. — Vierter Stich: Coeur-Aß, Coeur-König, Coeur-7. — Fünfter Stich: Coeur-Dame, Coeur-10, Coeur-8. — Sechster Stich: Carreau-König, Carreau-8, Treff-König.

Die Gegner haben nun 89 Points.

Lösung der Skataufgabe Nr. 8

(in Heft 6, S. 1263).

Im Skat liegen: Pique-Dame und ein kleiner Carreau.

B hat: Die drei ersten Buben, Pique-König, Coeur-Dame und fünf nicht zählende Karten in Coeur und Carreau. — C hat: Den vierten Buben, Treff-Aß, Treff-10, Pique-10, Coeur-10, Coeur-König, Carreau-Aß, Carreau-10, Carreau-König, Carreau-Dame.

A spielt zuerst einen kleinen Atout, nimmt den zweiten Stich mit Atout-König oder mit Pique-Aß resp. Coeur-Aß, bringt dann wieder einen kleinen Atout, nimmt den vierten Stich entweder mit Atout-Dame oder dem betreffenden Aß, spielt wieder einen kleinen Atout und erhält dann die übrigen fünf Stiche.

B und C haben in ihren Stichen nur 29 Points.

Auflösungen zu Heft 7, S. 203.

Dechiffrieraufgabe:

Der Verstand ist im Menschen zu Haus
Wie der Funken im Stein;
Er schlägt nicht von sich selbst heraus,
Er will herausgeschlagen sein.

Schlüssel hierzu:

Alphabet: a b c d e f g h i j k l m n o
Chiffres: g u k a b p s l i ? q r j h t
♒ ♎ ♓ ⛢ ☉ ♃ ♌ || – ? ⛢ ♉ ☾ + ♀

Alphabet: p q r s t u v w x y z
Chiffres: ? ? c e f n d o ? ? m
? ? ♀ ☽ ♉ ♃ ♈ ♂ ? ? ♑

Silbenrätsel: Troubadour, Hyazinthe, Enhallow, Lavendel, Adieu, Schwab, Thymian, Ostinato, Florett, Triumvirat, Henry, Espinel, Bussard, Anzengruber, Romagna, Owahu, Northumberland, Sarsaparille: The last of the barons — Eduard Lytton Bulwer.

Kapselrätsel: Sand, Turm, Eis, Paß, Herz, Acht, Norm: Stephan.

Rebus: Katholiken.

Arithmetisches Silbenrätsel:

le 22	ge- 47	ge- 16	Ge- 41	der 10	den 35	mir 4
nichts 5	will 23	nie- 48	stört 17	schick 42	Ge- 11	gün- 29
sti- 30	an- 6	flie- 24	ſsen 49	Aus 18	mich 36	dan- 12
ke 13	ge 31	ge- 7	ſsen 25	Von 43	mei- 19	ein 37
lie- 38	der 14	Au- 32	Ich 1	Und 26	Grund 44	ner 20
See- 21	ben- 39	hört 8	gen- 33	weiſs 2	je- 27	aus 45
laſst 46	un- 15	des 40	Als 9	blick 34	daſs 3	der 28

Ergänzungsrätsel:

Fri dolin
Mo de na
Au ri kel
Ulri ke
Kemp ten
Karabi ner

} Friederike Kempner.

Metamorphose: Moltke, Molke, Wolke, Wolle, Holle, Halle, Halb, Fall, Fell, Feld, Held.

Kettenrätsel: Formular, Largio, Ofenthüre, Revue, Edeltanne, Netze, Zenobia: Florenz

Rätselhafte Inschrift.



Skataufgabe Nr. 9.

A, B, C spielen Points-Ramsch. A (Vorhand) hat die folgenden Karten: Coeur-Bube, Carreau-Bube Coeur-8, Coeur-7, Carreau-Aß, Carreau-10, Carreau-König, Carreau-Dame, Carreau-9, Carreau-8.

A müßte eigentlich einen kleinen Carreau anspielen. Aber er zieht zuerst Coeur-8. Infolge dieses Fehlers fängt er den Ramsch und erhält in seinen Stichen 96 Points.

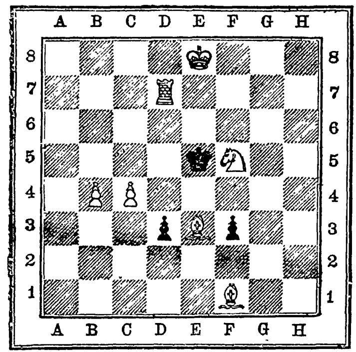
Wie waren die Karten verteilt und wie wurde gespielt?

Im Skat lagen weniger als 10 Points.

Schachaufgabe Nr. 24.

Von Konrad Erlin in Wien.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XVI.

Von O. C. Budde in Christiania.

Weiß. Kd8. Da1. Tg4. Lg1. Se2.
Schwarz. Kh1. Tb4. Lf1. Sc4. Bb6, h3.
Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 23.

1. Se6 — d4 Lc5 — d4:
2. Df7 — e8 † Ke5 — d5
3. c2 — c4 matt.

1. .... Ke5 — d4:
2. Df7 — c4 † Kd4 — e5
3. f2 — f4 matt.

1. .... Ke5 — e4:
2. Df7 — f4 † Ke4 — d5
3. c2 — c4 matt.

1. .... Lc5 — d6
2. Sd4 — f3 † Ke5 — d4
3. Df7 — b7: matt.

1. .... beliebig
2. Sd4 — f3 † 2c.

Lösung von Aufgabe XV.

1. Df3 — e3 Ke7 — d8 (f8)
2. Le6 — c8 (g8 Kc8:, Kg8:
3. De3 — e8 matt.

1. .... Ke7 — e8
2. De3 — g5 Ke8 — f8
3. Dg5 — d8 matt.

1. .... Ke7 — d6
2. Le6 — f5 2c.

1. .... Ke7 — f6
2. Le6 — d5 2c.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 21 wurde gelöst von G. Lang in Troppau, S. Loibl in München, Paul Renner in L.

Nr. 22 wurde gelöst von Ottokar Slawik in Teschen, E. Kuhl in Gotha, E. H. Kühne in Hamburg.

Nr. XIV wurde gelöst von E. H. Kühne in Hamburg, E. Kuhl in Gotha, Ottokar Slawik in Teschen, J. und A. Miltgers in Aachen.

Nr. XIII wurde gelöst von S. Loibl in München, G. Lang in Troppau, Paul Renner in L.

Unsere Kunstbeilagen.

Das vorliegende Heft enthält in seinen Kunstbeilagen eine Reihe von Kunstblättern, die sowohl was Original, wie was Reproduktion anlangt, mit zu den besten gehören, die diese Zeitschrift nach ihrer Vergrößerung gebracht hat. Mit Rücksicht auf das heilige Osterfest ist das vorzügliche Bild religiösen Inhalts von Alexander Golz gewählt worden „**Christus und die Frauen**". Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der Künstler Ev. Johannis 4 im Auge, wo der Herr mit dem Weibe, das kommt, Wasser zu schöpfen, zusammentrifft. Der Herr aber redete mit dem Weib, da ließ dieses „ihren Krug stehen und ging hin in die Stadt und spricht zu den Leuten: Kommet". Da kamen die Samariter und baten ihn, daß er bei ihnen bleibe. Der mächtige Eindruck der Rede des Herrn spiegelt sich deutlich in den Gesichtern seiner Hörerinnen, die erschüttert und bewegt seinen Worten folgen. — In das fröhliche Getümmel einer Hochzeit des 15. Jahrhunderts führt uns K. Weigand in seinem Bilde „**Albrecht Dürers Hochzeit**". Fürwahr ein farbenreiches und belebtes Bild, das Lebensfreude und Lebenslust atmet und aus dessen Figurenfülle der Meister mit dem Christuskopf prächtig hervortritt. — In diese Feststimmung versetzt, wird der Beschauer mit doppeltem Vergnügen die Bekanntschaft von Fechners kraftstrotzender „**Veronika**" machen, aus deren Augen eine Welt von Frohsinn und heiterer Laune lacht. — Einen „**Pferdemarkt**" führt W. Los vor. Das Interesse der Teilnehmer konzentriert sich auf die beiden Viergespanne, die in fliegender Hast, den Staub hoch aufwirbelnd, dahin rasen, um ihre Vorzüge von der besten Seite zu zeigen. Und es gilt zu überzeugen, denn die Käufer sind feine Sachkenner, die sich durch kein Kunstmittel der Verkäufer übervorteilen lassen.

Der gestirnte Himmel im Monat Mai.

In diesem Monat kulminiert am Südhimmel der östliche Teil des Sternbildes der Jungfrau und der westliche Teil des Ophiuchus, nahe beim Zenith der nördliche Teil des Bootes die Krone und der westliche Teil des Herkules. Unter dem Himmelspole sieht man einen Teil der Kassiopeia, des Perseus und den westlichen Teil des Fuhrmanns. Am Westhimmel neigt sich der Löwe zum Untergang, während am Osthimmel das Sternbild des Adlers heraufzieht.

Von Planeten ist Merkur unsichtbar, Venus steht frühmorgens am Nordosthimmel in der Dämmerung, Mars und Jupiter gehen gegen Mitternacht am westlichen Horizonte unter, Saturn geht schon vor Mitternacht unter. Am 29. kommt Venus in die Sonnenferne und am 31. stehen Merkur und Neptun bis auf Mondbreite einander nah, doch sind beide Planeten nicht sichtbar.

Am 4. Mai tritt der Neumond ein, am 11. kommt der Mond in die Erdnähe und ist gleichzeitig das erste Viertel; am 18. Vollmond, am 25. findet die Erdferne des Mondes statt und am 26. das letzte Viertel.

Ein englischer Tragöde.

Ein Schauspieler, über den zu seinen Lebzeiten eine ganze Anzahl von Büchern erscheint, ist eine so seltene Erscheinung, daß sie jedenfalls Beachtung verdient, denke man nun von dem Manne selbst, wie man wolle. Ein solcher Tragöde ist der berühmte Engländer Henry Irving, den man ja auch in deutschen Landen zu sehen und zu hören bekommen hat. Freilich errang er da nicht dieselben Erfolge wie in Amerika — dort feiert er stets seine höchsten Triumphe — und daheim. Selbst im Nebelreiche sind die Meinungen über seine Kunst sehr geteilt. Die einen erklären ihn für manieriert, die anderen erklären seine kleinen Excentricitäten als Ausflüsse eines großen Genies. Oft ist seine Haltung grotesk, seine Aussprache des Englischen ungewöhnlich, allein stets muß man in ihm den denkenden Künstler anerkennen. Für deutsche Begriffe ist er kein bedeutender Schauspieler, aber er ist auch keineswegs ein Mann der Schablone. Er spielt mit Vorliebe Shakespearesch Rollen; bei einigen derselben — wie z. B. Shylock oder Hamlet (s. Abbild.) — kommen ihm seine untersetzte Gestalt, seine unschönen Gesichtszüge und seine tiefe, rauhe Stimme sehr zu statten, bei anderen aber durchaus nicht; es berührt beispielsweise seltsam, ihn — abgesehen von seinem unpassenden Alter — den Romeo oder den Benedick („Viel Lärm um nichts") spielen zu sehen. Ganz unbestreitbar Großes leistet er als Theaterdirektor. Er besitzt das Londoner Lyceumtheater und hat dieses zu der einzigen Bühne im Vaterlande Shakespeares gemacht, die die Werke des Schwans vom Avon systematisch und fortwährend berücksichtigt; ohne Irvings „Wiederbelebungen" — dies der technische Ausdruck — wäre Shakespeare heutzutage auf der britischen Bühne ein weißer Rabe.

Als Direktor befolgt er, so will uns bedünken, dieselben Grundsätze wie die „Meininger", bei deren Londoner Gastspiel er viel gelernt zu haben scheint. Seine Einzelkräfte sind im allgemeinen nicht hervorragend, aber das Ensemble ist ausgezeichnet. Die Pracht und Sorgfältigkeit der Ausstattung erregen immerfort Aufsehen und auch auf die häufigen auswärtigen Gesamtgastspiele dehnt sich die Aehnlichkeit zwischen den Meiningern und der Lyceumtruppe aus. Die neueste Leistung Irvings — und keine andere hat soviel von sich reden gemacht — ist auch in Deutschland bekannt geworden: Die glanzvolle Inscenierung der neuen Willschen Uebersetzung von Goethes „Faust". Der Erfolg der zahlreichen Aufführungen — die erste fand in der dritten Dezemberwoche 1885 statt — war ein großartiger, trotz, oder vielleicht wegen mannigfacher unklassischer Aenderungen in Text und Dialog.

Geboren wurde John Henry Brodrib Irving — dies sein voller Name — am 6. Februar 1838 zu Keanton (Grafschaft Somerset); zum Kaufmann bestimmt, empfand er früh Sehnsucht nach der Bühne; das Comptoir bald verlassend, trat er schon 1856 zum erstenmal auf. Seit langer Zeit gehört er in England nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch und Gesellschafter zu den beliebtesten Persönlichkeiten; dies geht so weit, daß ihm vor Antritt seiner ersten amerikanischen Tournee von den höchsten Gesellschaftskreisen ein glänzendes Bankett gegeben wurde, bei dem der Lordoberrichter den Vorsitz führte.

Neues aus dem Reiche der Wissenschaften.[1]

Ueber uns, neben uns, unter uns, überall, ist die Forschung beschäftigt der Natur einen Teil ihrer Geheimnisse zu entreißen und die Fackel der Wissenschaft hineinzutragen in das Dunkel, welches uns von allen Seiten umgibt. Bald sind es praktische Ziele, die Herstellung oder Verbesserung von Apparaten, die Gewinnung neuer Produkte, die Zerstörung von gesundheitsschädlichen Einflüssen, welche zu immer weiteren Forschungen anspornen, bald auch ist es lediglich der höhere Zweck des Erkennens an und für sich, der stets neue Untersuchungen und Befragungen der Natur veranlaßt. Vor allem gilt dieser letztere Gesichtspunkt für die heutigen astronomischen Arbeiten, denn praktischen Nutzen können diese kaum jemals gewähren. Darum sind sie freilich für den denkenden Menschen nicht weniger interessant und wir wollen unsere heutige Umschau mit einem raschen Blick auf einige neueste Arbeiten im Gebiete der Himmelskunde beginnen.

Zunächst sind es Versuche, mittels der neuen überaus lichtempfindlichen Trockenplatten, die Sterne direkt zu photographieren, welche das größte Interesse erregen. Die Gebrüder Henry auf der Pariser Sternwarte, welche seit Jahren beschäftigt waren, genaue Himmelskarten herzustellen, in denen alle die zahllosen Sternchen, welche die größten Fernrohre zeigen, enthalten sind, haben jetzt ein photographisches Fernrohr konstruiert, welches Tausende von Sternen mit absoluter Treue und Zuverlässigkeit in wenig Minuten auf der Platte reproduziert. Dabei ist merkwürdig, daß sich auch Objekte abzeichnen, welche man an demselben Instrumente direkt mit bloßem Auge gar nicht wahrnehmen kann. So zeigen wiederholte Aufnahmen der Umgebung des Sternes Meja in den Plejaden dort einen seltsam geformten Nebelstreif, den auch das größte Teleskop der Pariser Sternwarte beim direkten Betrachten jener Stelle des Himmels nicht erkennen läßt. Ebenfalls mit Hülfe der Photographie hat der berühmte Spektroskopiker Huggins versucht, die sogen. Sonnencorona, jene schwachleuchtende Glorie, die man nur in den wenigen Minuten totaler Sonnenfinsternisse sehen kann, bei vollem Sonnenscheine darzustellen. Diese Versuche sind, wie leicht begreiflich, sehr schwierig, doch ist es Huggins gelungen, wirklich die Umrisse der Corona auf seinen Platten zu erhalten. Wenden wir uns von den Regionen der Sterne zu denjenigen der Wolken, so finden wir im Gebiete der Meteorologie eine sehr große Reihe von Forschern thätig, die Gesetze der atmosphärischen Bewegungen zu studieren. Ekholm und Hagenström haben zu Stockholm genaue Messungen der Höhen in denen die verschiedenen Wolkenarten schweben, ausgeführt. Sie fanden, daß die schleierförmigen Cirruswolken durchschnittlich 8800 m hoch über dem Erdboden dahinziehen, während die Region der bergförmigen Kumuluswolke in 1300 bis 1800 m Höhe liegt. Außerdem ergab sich, daß die Bewegung der Cirruswolken in den Gebieten niedrigsten Luftdrucks (in einem sogen. barometrischen Minimum) eine aufsteigende ist, in den Gebieten höchsten Luftdrucks (im barometrischen Maximum) dagegen absteigend. Genau diese Bewegungen hatte man aber bereits früher allein mit Hülfe theoretischer Betrachtungen als notwendig erkannt, so daß also eine völlige Bestätigung der Theorie vorliegt. Ausschließlich praktischen Zwecken sind Untersuchungen gewidmet, welche Professor Töpler über die Bodenleitung bei Blitzableitern angestellt hat.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß sehr häufig Seitenentladungen bei Blitzableitern vorkommen, weil letztere nur eine schlechte oder doch mangelhafte Erdleitung besitzen. Die Experimente Töplers haben nun erwiesen, daß es unbedingt notwendig ist, die Blitzableiter mit den Gas- und Wasserleitungsröhren zu verbinden, indem nämlich nur auf diese Weise ein so großes Netz von metallischen Verzweigungen gewonnen wird, daß eine sichere und völlig unschädliche Ableitung des Blitzes in den Boden gewährt ist. Ebenfalls praktische Ziele hatten die Untersuchungen im Auge, welche Professor Karsten auf Grund mehrjähriger Beobachtungen in Holstein über die Beziehungen zwischen der Erntezeit und den klimatischen Verhältnissen angestellt hat. „Aus den langen Erfahrungen der Landwirte," bemerkt Karsten, „haben sich für Bestellung der Saat und für die Erntezeiten gewisse Regeln gebildet. Natürlich kann von festen Tagen nicht die Rede sein, wo so vieles von der Witterung abhängt und dem Einflusse menschlicher Thätigkeit völlig entzogen ist. Aber in einigen Beziehungen könnte man Aenderungen vornehmen. Wenn z. B. die Erfahrung zeigen sollte, daß die für die Aussaat gewählten Termine ein zu frühes oder zu spätes Reifen zur Folge hätte, wodurch die Ernte in solche Zeit des Jahres fiele, welche erfahrungsmäßig besonders ungünstige Aussichten zur guten Einbringung der Ernte darböte. Es ist nun in der That schon öfter die Behauptung aufgestellt worden, daß eine Aenderung in dieser Richtung mit Vorteil zu machen sei, weil solche Termine gewählt werden könnten, welche die Ernte in trockenere Tage verlegen würde, als angeblich bei den jetzt üblichen Terminen der Fall sei."

Da wir nun ziemlich genaue Angaben über die Reifezeiten der Kulturpflanzen bei der jetzigen Bewirtschaftungsweise besitzen, andererseits von verschiedenen Punkten des Landes langjährige Beobachtungen über die Regenverhältnisse haben, so läßt sich jene Behauptung einer Prüfung unterziehen, was Dr. Kasten ausgeführt hat. Das Resultat ist sehr interessant, denn es spricht mit kurzen Worten aus, daß die Praxis seit Jahrhunderten längst die besten Zeiten für Saat und Ernte herausgefunden hat. Versuche, die Erntezeit um 8 bis 14 Tage früher herbeizuführen, müßten ohne Erfolg bleiben, weil die zur Reife erforderliche Wärme im Durchschnitt erst durch die Epoche höherer Temperatur von Mitte Juni bis Mitte August hergegeben wird.

Von großem Interesse sind auch die Untersuchungen, welche während dreier Winter in den Staatslehranstalten des Königreichs Sachsen über die Luftfeuchtigkeit der Schulräume angestellt wurden.

Es fand sich dabei das merkwürdige, der populären Meinung widersprechende Resultat, daß die Luftheizung keineswegs die größte Trockenheit erzeugt, sondern die Warmwasserheizung. Diese Trockenheit ist auch durchaus unschädlich, feuchte Wärme dagegen wirkt erschlaffend und vermindert die Widerstandsfähigkeit des menschlichen Körpers gegen äußere, schädliche Einflüsse. Dies ist auch ein Hauptgrund, weshalb in feuchten, tropischen Gegenden der Mensch darniederliegt.

Wichtige Untersuchungen haben die Herren

1) Unter diesem Titel sollen in der Folge regelmäßige Berichte über Fortschritte auf allen Gebieten der Wissenschaften gebracht werden.

Spring und Proß über das Wasser der Maas angestellt. Schon längst weiß man, daß die Flüsse ungesehen ganze Berge ins Meer führen; Verwitterung und Wegschwemmung arbeiten rastlos daran, die Erhöhungen der festen Erdoberfläche abzutragen und, alles nivellierend, die Gebirge in den Tiefen des Oceans zu begraben. Der Erfolg dieser Thätigkeit ist dem menschlichen Auge im allgemeinen nicht unmittelbar ersichtlich, allein die kleinen Wirkungen summieren sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende. Die verfeinerten Meßapparate des Physikers und Chemikers sind freilich imstande, auch innerhalb kurzer Zeiträume ein Bild der fortgeschwemmten Stoffe zu liefern, vorausgesetzt, daß an einem geeigneten Punkte beobachtet wird. Ein solcher ist im Gebiete der Maas die Stadt Lüttich, denn sie liegt an der Grenze des oberen Erosionsgebiets, wo das Thal sich erweitert und die Alluvialebenen beginnen. Die Herren Spring und Proß haben ein ganzes Jahr hindurch Tag für Tag an der Bavariabrücke das Niveau des Stromes gemessen, die Geschwindigkeit der Strömung bestimmt und Wasserproben entnommen, die chemisch analysiert wurden. Diese mühevolle Arbeit war notwendig, um zuverlässige Resultate zu erhalten. Es fand sich, daß die im Wasser des Meeres suspendierten Stoffe im allgemeinen die Zusammensetzung eines mageren Ackerbodens besitzen, daß sich jedoch diese Zusammensetzung je nach dem Wasserstand erheblich ändert. Bei Hochwasser enthielt der Schlamm mehr Thon und weniger Sand als bei niedrigem Wasserstand. Die Menge der suspendierten Stoffe betrug außerdem bei Hochwasser 417 g pro Kubikmeter Wasser, im Minimum dagegen nur 1:8 g. Die gelösten Stoffe zeigten geringere Schwankungen, die organischen Beimengungen dagegen wieder größere. Was die Wassermenge der Maas anbelangt, so betrug dieselbe im Lauf des Beobachtungsjahres 6646 Millionen Kubikmeter, oder $37^1/_3$ Prozent der im Maasgebiet bis Lüttich während der gleichen Zeit gefallenen Regenmenge, so daß also auf diesem Gebiete nahezu 10 Milliarden Kubikmeter Wasser während jenes Jahres verdunstet sein müssen. Außerdem fand sich, daß der Wasserstand der Maas nicht in direktem Verhältnisse steht zu der Regenmenge derselben Zeit, sond'rn sich umgekehrt verhält wie die Stärke der Verdunstung.

In diesem Umstande sehen die beiden Beobachter ein Mittel, durch welches man den Ueberschwemmungen vorbeugen könnte.

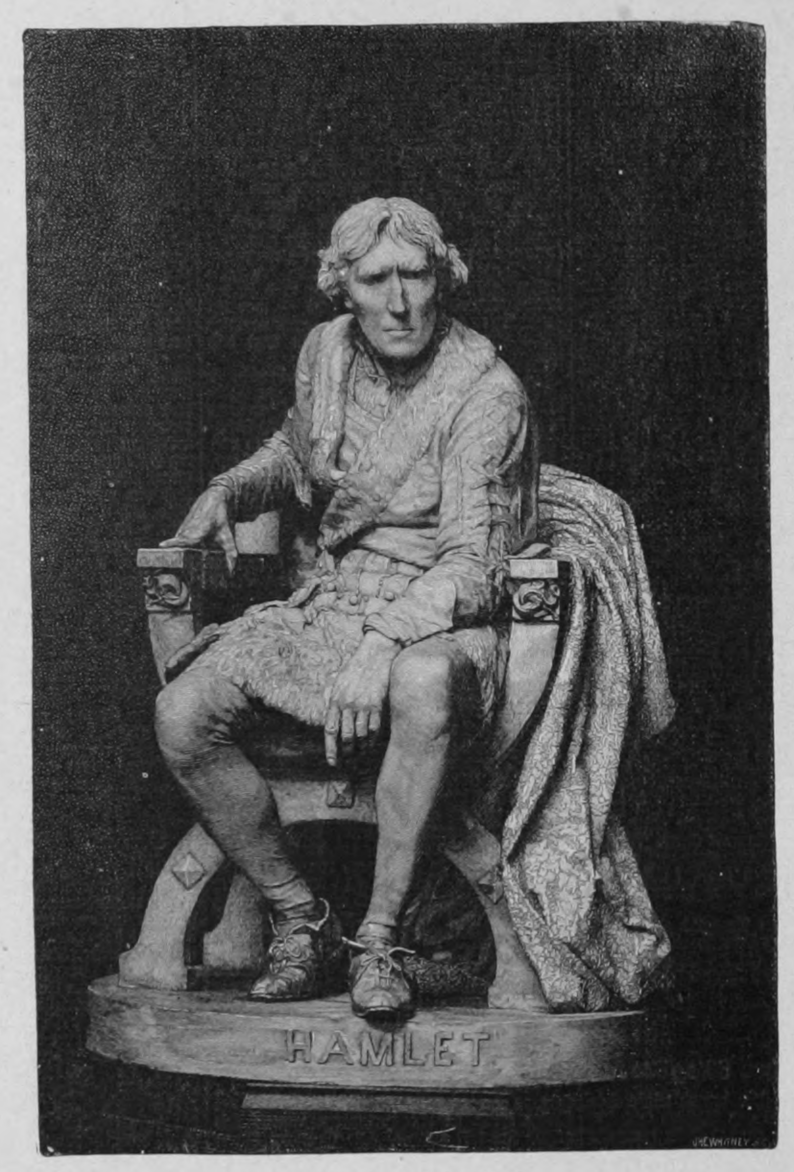
Da der Mensch ohnmächtig ist gegenüber den Wassermengen, welche als Regen niederfallen, da er diese Quellen für das Uebertreten und die Hochwasser der Ströme nicht beschränken kann, so bleibt itm nur übrig die Verdunstung zu steigern, und dies wird am besten erreicht durch Bepflanzen des Flußgebietes und Bewaldung der Anhöhen, auf welche der Regen fällt; hierauf beruht nach der Ansicht der Herren Spring und Proß vorzugsweise die Bedeutung der Wälder als Regulatoren der Flußläufe.

Berechnet man die Menge fester Substanzen, welche die Maas in dem untersuchten Jahre mit sich geführt hat, so erhält man die ungeheure Summe von 1312 Millionen kg, die einen Würfel von mehr als 100 m Seitenlänge darstellen würden.

Um diese Erdmasse wird also Jahr für Jahr das Flußgebiet der Maas erniedrigt. Allerdings besteht der Boden dort wie allerwärts aus Substanz'n, die in ungleicher Weise vom Wasser abgespült werden, nämlich vorwiegend aus großen Gebieten jüngeren Alluviums, von Lehm und Kreide, Jura, Kohlenkalk, Devon und Silur, unter denen die erstgenannten die beweglichsten und für die Landwirtschaft wichtigsten Erden sind. Macht man die Annahme, daß die Maas ausschließlich nur eine dieser Schichten angreife und ferner, daß das Alluvium eine durchschnittliche Dicke von 2 m, die erdige Thonschichte von 5, die Kreideschichte von 3, der Jura von 10 m Dicke besitze, so wurde das Alluvium vollständig weggewaschen sein in 329 Jahren, der Thon in 4967 Jahren, die Kreideschichten in 948 Jahren und der Jura in 726 Jahren. Man erkennt hieraus, obwohl es sich nur um annähernde Schätzungen handelt, wie bedeutend die Erosionswirkung der Maas ist. — Die von der Maas fortgeführten, festen Körper würden trotz ihres reichen Kalkgehalts einen Boden von mittlerer Fruchtbarkeit liefern. Denken wir uns nun, daß diese Massen gleichmäßig über eine unfruchtbare Strecke in einer Dicke von 1 m ausgebreitet würden, so findet man, daß jährlich eine Fläche von 103 ha fruchtbaren Landes durch sie gebildet werden könnte. Die chemische Untersuchung der festen Stoffe hat ferner ergeben, daß die wahrscheinliche Menge des pro Jahr von der Maas fortgeführten Kalkes 614 Millionen kg beträgt, jene des Kochsalzes 58 Millionen.

Man sieht, es sind ganz ungeheure Mengen von Salz, welche ein Süßwasserfluß wie die Maas ins Meer schüttet.

Und ähnlich ist es mit allen anderen Strömen; Rhein und Elbe zum Beispiel führen dem Meer alljährlich 300 Millionen kg Salz zu, und so sind es also die Flüsse, welche das Meer salzen! n.



Henry Irving als Hamlet (S. 413).

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

hervorragender Germanisten

herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von

W. Spemann, Berlin und Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:

Goethes Werke III. Gedichte. Herausgegeben von Prof. Dr. H. Düntzer.

Erzählende Prosa der klassischen Periode. Herausg. v. Dr. H. Bobertag.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist die einzige, nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, daß mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.



ebensgrosse Portraits in Kreide oder in Oelfarbe nach jeder Photographie. Prachtvollstes Festgeschenk. Schönstes Andenken an Verstorbene. Preisliste frei. Artist. Institut v. C. HOMMEL, Bockenheim-Frankfurt a. M.

Das Preis- u. Inhaltsverzeichniss der

Lehrhefte:

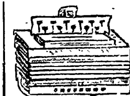
Hölzerne Treppen, Möbel-Tischler-Arbeiten, Baukonstruktionslehre I u. II. Mechanik. Graphostatik, Festigkeitslehre, Säulenordnungen, Backsteinbau-Formenlehre, Architekt. Schattenlehre, Steinschnitt II und III. Dachbindermotive. Algebra I u. II ist gratis und franko durch das **Sekretariat** des **Technikums** zu **Buxtehude** zu beziehen.

Freiluftathmung

jederzeit, auch nachts. zu **Julius Wolff's Kurverfahren!**

Dieser **Winter-Sonnenaufenthaltsersatz** bietet zur Gesundung u. Gesunderhaltung, Tag u. Nacht, der Lunge kalte entstäubte Freiluft, dagegen der Haut bei leichter Wollkleidung trocken-warme Zimmerluft, welche die so nötige Hautausdünstung stark erhöht, aber für Athemwerkzeuge Gift wäre. — Wolff's neues Kursystem ist der Natur abgesehen. Daß Sonnen-Aufenthalt in Frostluft das denkbar Gesundeste, ist anerkannt; er wirkt günstig, weil er die Haut erwärmt, die Lunge erfrischt u. stärkt. An Frosttagen sind an besonnter Wand oder Kleidung ca. 15°, auf 2 Fuß Entfernung ca. 0° R. Diese günstigsten Lebensbedingungen sind im Norden selten u. selbst in Davos, wenn Sonne scheint, nur ca. 5 Std. pr. Tag geboten. „Wolff's Freiluftathmer für's Haus" (Winterkur 20 Pf. pr. Tag) verschafft sie tgl. 23 Std.; er kurirte Erfdr. v. langj. Schwindsucht und machte ihn bacillenfrei. Nach Koch erfrieren Tub.-Bacillen bei 23° R, womit die namhaften Erfolge durch reichliche Frostluftathmung bei Wolff's u. Davoser Kursystem erklärt sind. Näheres: **Wolff's Gesundheits-Schutzgeräthe-Fabrik**, Groß-Gerau, Großh. Hessen





Die besten und schönsten, in der Stimmung correct der Musik entsprechenden

Harmonika

bekommt man allein bei **Joh. N. Trimmel, Wien VII, Kaiserstraße 74.** [2138]

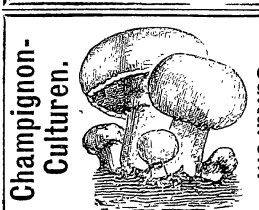
Illustrirter Preiscourant gratis u. franco.

Dr. Mirus'sche Hofapotheke (R. Stütz) Jena.



Dr. Mirus'sche Hofapotheke (R. Stütz) Jena.

Champignon-Culturen.



Champignon-Culturen.

Champignons,

feinst conservirt 3 Büchsen à ½ Kilo für M. 5. — franco.

Champignonbrut,

speciell cultivirt, frische Prima-Qualität, Postcolli m. 1½ Kilo M. 5.50 frco. Kulturanleitung bei Aufträgen gratis.

Champignon-Züchterei, E. G. zu Wernigerode a. Harz.

Nur echt mit dieser Schutzmarke.

D L

Professor Dr. Lieber's Nerven-Kraft-Elixir

zur dauernden, radicalen und sicheren Heilung aller, selbst der hartnäckigsten **Nervenleiden, Bleichsucht, Angstgefühle, Kopfleiden, Migräne, Herzklopfen, Magenleiden, Verdauungsbeschwerden etc.**

Alles Nähere besagt das jeder Flasche beilieg. Circulär. **Preis ½ Fl. M. 5.—, ganze Fl. M. 9. —,** gegen Einsendung oder Nachnahme. — [1896]

Haupt-Depot: **M. Schulz, Hannover,** Schillerstraße. — Depots: Hirsch-Apotheke, Stuttgart. Löwen- u. Augusten-Apotheke, München. Engel-Apotheke, Regensburg. St. Afra-Apotheke, Augsburg. Stern-Apotheke, Straßburg i. Els. Einhorn-Apotheke, Metz. Einhorn-Apotheke, Cöln, Glockengasse. Pharmacie internationale, Hamburg, Neuerwall 25. Albert-Apotheke, Leipzig. Adler-Apotheke, Breslau, Ring 39. Apoth. z. gold. Anker, Grabow-Stettin. Ferner zu beziehen durch: C. F. Dahms, Berlin, Kommandantenstr. 8. C. Rodrian, Frankfurt. a. M., Eschenheimerstr Ernst Bley, Dresden, Annenstr. Otto Mahlke, Königsberg i. Pr., Sackheimer-Straße 44. Albert Neumann, Danzig.

Harzkäse!!

HARZER KÄSE-FABRIK

Eingetragene Genossenschaft

Genaue Angabe unserer Firma erforderlich.

1 Probekiste, enthaltend 45 Stück echte, grosse und fette Harzer Kümmelkäse, vorzüglich im Geschmack, und **4 Pfund delikaten Sahnenkäse** in feiner Verpackung für **Mark 3,60 franko.** [1971

Genaue Angabe unserer Firma erforderlich.

— **zu Wernigerode a/Harz.** —

Sahnenkäse!!

Collection Spemann

Preis des geb. Bandes 1 Mark.

Die neuesten Bände sind:

Band 98. **Goldschmidt, Der Rabe.**

„ 174. **Byron's Werke.** 3. Theil. Don Juan. 2 Band.

Vollst. Katal. in allen Buchhandl. oder von **W. Spemann** in **Stuttgart** gratis u. frco.

Einladung zum Abonnement auf die „Signale".

Die

Signale

für die musikalische Welt

— eine umfassende Uebersicht des öffentlichen und geistigen musikalischen Lebens mit Nachrichten über alles Wissenswerthe der musikalisch-theatralischen Welt —

Redacteur und Herausgeber Bartholf Senff

sind zu beziehen durch alle Postanstalten, Buch- und Musikalienhandlungen und kosten jährlich 6 M.

Durch die Post mit **Kreuzbandversendung** nach allen Orten Deutschlands und des ganzen Weltpostgebietes jährlich 9 M., nach Ländern ausserhalb des Weltpostgebietes 12 M. [2246]

Probe-Nummern gratis und franco.

Die „Signale" bieten auf's Schnellste in jeder Nummer vollständigste und objective Orientirung über den Stand der Dinge in musikalisch-theatralischen Angelegenheiten in allen Theilen der Welt.

Im Winterhalbjahre erscheinen die „Signale" gewöhnlich zwei Mal in der Woche, so dass die Anzahl der Nummern sich in der Regel auf einige 70 im Jahre beläuft.

Man kann jederzeit in's Abonnement eintreten und werden die bereits erschienenen Nummern nachgeliefert.

Expedition der „Signale" Ross-Strasse 22. I. Leipzig.

Bartholf Senff.

Wie die Saat so die Ernte!

lautet das Motto des Special-Cataloges für **Landwirthschaftliche Neuheiten**, welcher — mit brillanten Illustrationen versehen — von Hoflieferant **Chrestensen, Erfurt** soeben herausgegeben, und von demselben auf Wunsch **franco und gratis** versandt wird!

Jeder Landwirth sollte sich **vor** der Frühjahrsbestellung dieses ebenso interessante als lehrreiche Heft kommen lassen. [2243]



Chrestensen's Cotillon-Orden in feinster Ausführung u. grossartigster Auswahl per Dtz. ℳ 0.25, 0.30, 0.50, 0.75, 1.—, 1.25, 1.50, 2.—, 2.50 bis 12.—

Chrestensen's Cotillon-Touren, bewährte ältere, sowie die neuesten und interessantesten Erscheinungen, auf das Eleganteste ausgestattet, per Tour ℳ 0.60, 0.75, 1.—, 1.25, 1.50, 2.—, 2.50, 3.— etc.

Chrestensen's Cotillon-Bouquets, geschmackvollst arrangirt von frischen, getrockneten u. künstlichen Blumen, per Dtz. ℳ 1.—, 2.—, 3.—, 4.50, 6, 9, 12 bis 30.

Chrestensen's Schneebälle mit tausenden der kleinsten, weissen Papierschnitzel gefüllt, per Dtz. ℳ 1.—, per Gross ℳ 10.—

Illustrirte Prachtcataloge gratis und franco.

Chrestensen, Königl. Preuss. Hoflieferant, **Erfurt.**

Weltpost.

N. D. in W. Ein gar nicht übles Buch mit vielen nützlichen Verhaltungsmaßregeln ist „Es schickt sich nicht“, welches bei Koenitzer in Frankfurt a. M. erschienen ist und auch den Vorteil hat, billig zu sein. Bei manchen der guten Lehren paßt freilich das vorgesetzte „Es schickt sich nicht“ wenig, sei es, daß das Gerügte nicht unschicklich ist, sei es, daß es viel Schlimmeres als Unschickliches ist. An so genaue Definition hat der Verfasser aber auch sicherlich nicht gedacht und gewiß wird seine Arbeit gesellschaftlich Ungeübteren manches Neue sagen und vieles Alte neu in Erinnerung bringen.

K. H. in Bl. Ueber die Dechiffrierkunst haben wir von dem Verf. der Aufgaben früher einen Aufsatz gebracht, der Sie über alles Weitere orientieren wird.

J. R. in Sch. 1) Solche Abonnementsbestätigungen sind nur in Fällen, in denen sie ausdrücklich verlangt werden, einzusenden. 2) Ueber Graphologie nächstens.

Abonnent in H. a. K. Ein gutes Buch ist Voß.

N. N. Zu unklar und schwulstig.

E. R. in W. Zu einer Abhandlung über Schillers Verhältnis zu Shakespeare ist die Weltpost denn doch nicht der geeignete Ort; daß ein Einfluß des großen Briten auf unsere deutschen Dichter stattgefunden hat, unterliegt keinem Zweifel.

F. W. in H. Wegen Frage 1 müssen Sie sich an die Regierung wenden. Zu 2 empfehlen wir das Polytechnikum in Stuttgart, von dessen Direktion Sie das Weitere erfahren können.

M. E. in W. Ihr Weihnachtsgedicht kam zu spät, aber für den Papierkorb gerade recht. Wenn Sie sagen

Hold und schön ist deine Pracht
Noch erhöht durch Lieder

so haben Sie hoffentlich an das Ihrige gedacht, nach dem man sich vielmehr zu dem Satze bekehren möchte, diese Welt sei die denkbar schlechteste.

H. J. in K. 1) Moritz Busch wohnt Berlin, Lützowstr. 2. 2) Speziell für den angegebenen Zeitraum ist uns kein historisches Werk bekannt, wohl dienen würde Ihnen aber „Treitschkes Geschichte im 19. Jahrh. 1879 ff.“ 3) Für die Rätsel leider keine Verwendung.

A. B. in W. Theaterberichte in einer Monatsschrift dürften doch meist zu spät kommen. Das Rätsel ist allerdings nicht korrekt, denn die Auflösung würde genau Firmalung heißen (4 × ung).

Ar. in W. Eine Biographie Arndts von Schenkel erschien in 2. Aufl. 1869. Gesamtausgabe seiner Schriften existiert nicht.

G. M. in D. Sie sind auch ein netter Bruder in Apoll, wir hatten an dem ersten Ihrer fünf Gedichte gerade genug. Sind Sie etwa ein Potsdamer, daß Sie singen:

Fernher wehn der Glocken Lieder?

Und welch grause Sprachverhunzung in den Versen:

Abendfrieden, Abendstille
Süße holde Ruhe — — — quille
Friedlich in die Seele mir!

O. W. Sie meinen es gewiß gut in Ihrem Gedicht: „Auf die Gräber der Braven von Mars-la-Tour“, aber es ist trotzdem eine der verkümmertsten Blüten, die der Dilettantismus je getrieben. Wenn Sie sagen:

Sieh, hier tobte eine Schlacht
Wie sie nie die Erde sah. —
Von der deutschen Rheineswacht
Blieb die Zierde treulich da.

und weiter:

Und die Grube steh'en so schlicht

da steht noch etwas anderes und zwar der Verstand stille. Ist vermutlich bei Ihnen bei „Anfertigung“ der Gedichte der Fall gewesen.

A. v. T. in H. Wir raten Ihnen, sich mit dem Lehrer einer dortigen guten Schule in Verbindung zu setzen und bei ihm etwa in allen den Fächern Stunden zu nehmen, deren Kenntnis im Freiwilligenexamen vorausgesetzt wird.

P. Ch. in W. Dank für die Mitteilung, wir haben ja doch schon von anderer Seite Auskunft erhalten.

W. H. in M. Was wünschen Sie denn für ein Buch?

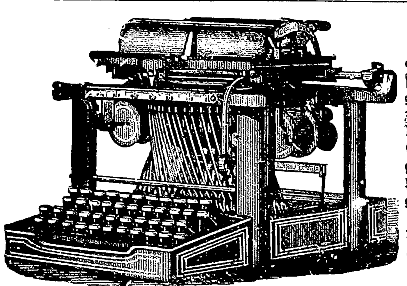
E. R. in St. Sehr hübsch in der Empfindung, aber doch zu sehr auf den speciellen Fall zugeschnitten, als daß es auf allgemeines Interesse rechnen dürfte.

N. K. in M. Nicht verwendbar.

H. in K. Wunsch in betreff der Doppelbilder soll berücksichtigt werden.

G. R. in W. Ihre Gedichte kommen uns sehr bekannt vor, wir zweifeln, daß sie Ihr Eigentum.

W. K. in H., P. K. in M. Leider zu spät gekommen!



Weltpost.

P. S. in N. Dank für die anhä liche Gesinnung.

K. M. T. Lösung richtig; Rätsel ceptiert.

G. W. in St. L. Dramen veröf lichen wir in unserer Zeitschrift nicht. Lösungen waren richtig.

V. B. in B. Wir bedauern für Uebersetzungen aus dem Böhmischen Verwendung zu haben.

Abonnent in Baltimore, M. E. in H., H. B. in W., A. v. M. in Für uns nicht zu brauchen.

S. Sch. in W. Des einen Glüc des andern Unglück: dafür, daß wir I eine Prämie schickten, senden Sie uns dichte. Schämen Sie sich!

E. F. in B. Dieser Vorwurf uns nicht. Sie verstehen es eben nicht, Holzschnitt zu beurteilen, auch das will lernt sein.

F. S. in F. Zu Ihren „Kosere müssen Sie sich schon einen anderen Ort suchen, „Fels“ ist dazu der Platz nicht.

F. D. in W. Mit Ihrer Erzäh haben Sie uns keine Freude gemacht. len Sie den Unsinn nicht, wenn Sie „Todmüde sitzt der ganze Mann auf Pferde“. Soll etwa nur der halbe dr sitzen? Zu alledem stehen Sie mit Dativ und Akkusativ auf gespanntem

L. A. in P. Besten Dank für Sendung. Ihren Wünschen können allerdings nicht entsprechen.

C. M. in R. Wir empfehlen Ih bestens Fischer d'Artagnans Broschüre „ Existenzminimum“ und machen namen auf die beiden graphischen Tafeln aufmerk

Dr. B. in Oe. Die Arbeit eines bildeten Mannes, der belesen ist, aber da doch keine Poesie.

J. G. in Amerika, F. J. in E. sind nicht in der Lage über diese Mittel kunft zu geben. Einzelne Dosen sendet Ihnen auf Wunsch jedenfalls.

Dr. B. in Sch. Wir können Ih darüber leider keine Auskunft geben. leicht versuchen Sie es einmal mit einer frage beim k. statistischen Amt in Be event. auch bei Dr. Paul Lippert, ebd. Planufer 19.

L. V. in B. Reime aber keine Gedi

G. L. in M. 1) Schlossers We schichte mit ihren Fortsetzungen. 2) J. Gri Deutsche Grammatik. 3) Ein alles umfa des Werk ist uns nicht bekannt.

Aëronaut. Hauptmann Kastne Posen wird Ihnen gewiß gern Ausk geben.

D. u. z. l., K. M. in L., H. K H., B., K. S. in Kl. L., K. M. in Julius, Dr. M. in H., E. E. in B., K. in T., J. Z. in W., J. M., C. D. in K., A. W. in K., M. R. in W. Sch. in K., A. G. in W., A. M G., D. C. K. Senden Sie Ihre Ged an den Vorstand des Vereins Bresla Dichterschule, Sittenfeld, Bresl Ring 15, der vielleicht von Ihren Ein dungen Gebrauch macht.

A. A. Chicago, K. P. in Sch., E. in B. Beides richtig. Dank für Anerkennung.

Waldblümchen. Rechte Pensionsblü überschwenglich und unwahr. Hätten doch das Motto bewahrheitet:

Zwei Damen aus dem Pensiona
Die wollten etwas schreiben.
Die eine hatte kein Papier,
Die andere ließ es bleiben.

Uns wäre es dann gleich gewesen, ob die eine waren oder die andere.

Alm. Darüber können Sie sich durch direkte Anfrage bei der Gesellsc selbst orientieren.

V. W. in L. 1) Schnaases Ku geschichte. 2) Die Frage ist uns nicht verständlich, wollen Sie uns nicht et deutlicher bezeichnen, was Sie wünsch 3) Vielleicht Bucher, Geschichte der techni Künste I.

N. W. in E. Ihre Gedichte enthie für uns nichts Ueberraschendes, wohl aber Briefschluß, der in seiner ganzen Unverst lichkeit also lautet: „Im andern Falle ap liere ich an Ihr beiderseitiges Schweig

S. L. in T. Ausführliches über Gegenstand finden Sie in E. Wilkes leitung zum Bau rc. von „Aquarien Terrarien“ (Duderstadt, Friedr. Haen

Uebersetzer. 1) Nein. 2) Ja. 3) besser ist es aber, es wird nur auf e Seite beschrieben. 4) Das hängt vom trag ab. Gewöhnlich ist Bezahlung vor gabe des Rechts üblich.

W. St. in A. Wir wollen davon Notiz nehmen.

F. Sch. in B. Lösungen richtig. lagen nicht verwendbar.

Weltpost.

M. in N. I. Ganz willkürlich. II. Sie finden darüber erschöpfende Auskunft in Hirths Parlamentsalmanach.

Hyponautiker. Wilh. Bauer ist schon am 18. Juni 1875 in München gestorben. Sie finden mancherlei über ihn in den verschiedenen Bänden der „Gartenlaube" aus der Zeit, als die Hebung des Ludwig vorbereitet wurde. In unserem Blatte jetzt noch etwas zu bringen, wäre doch kaum angezeigt.

F. Gr. in C. Gas wäre vorzuziehen.

E. P. in B. Ist zu spät. Für Erzählungen haben wir keine Verwendung.

P. E. L. in H. Wird mit Heft 12 ausgegeben.

A. M. in M. Sie citieren falsch, es heißt nicht: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt," sondern: „So fühlt man Absicht und man ist verstimmt." Tasso 2, 1.

X. Y. Ein ansprechendes Gedicht, das uns in Gedanken und Ausführung gefallen, doch wir sind ohnehin zu reich gesegnet.

K. Z. in D. Wenn nicht zu weit vorgeschritten, ja. Nur keinem Quacksalber in die Hände laufen, sondern einen gediegenen Arzt konsultieren! Diese Broschürenlitteratur taugt gar nichts.

K. in G. Die früheren Jahrgänge können Sie alle beziehen. Preisrebus: Vom Fels zum Meer.

Alter Wiener Abonnent. Wir können doch unmöglich der ganzen Auflage noch einmal das „Gedankenlesen" beilegen, weil es Ihnen verloren gegangen. Senden Sie uns Ihre Adresse und wir expedieren sofort das gewünschte Blatt. Das 7. Heft ist Mitte Februar hier ausgegeben worden, somit trifft nicht den Verlag, sondern das Sortiment, durch welches Sie die Zeitung beziehen, die Schuld an der Verzögerung. Gerade in diesem Heft finden Sie auch das Spiel. Ueber Defregger ist bereits ein reich-illustrierter Artikel erschienen, was Sie als „alter" Abonnent wissen sollten.

C. N. in M. Der Gedanke, der Ihrem Gedichte zu Grunde liegt, ist längst und sogar in ähnlicher Form behandelt.

Homeriana. Auf eine frühere Anfrage an dieser Stelle nach dem Heilmittel für Lungenschwindsucht 2c. „Homeriana" teilt man uns mit, daß solches durch Paul Homero in Triest zu beziehen ist, der auch eine Broschüre, die Heilmethode 2c. des Homeriana darlegend, gratis und franko versendet.

L. Z. in W. Unvollkommen. Nichts Neues und formell nicht abgerundet genug.

J. H. in W. Wissen wir nicht, wenden Sie sich an das Antiquariat von Scheible hier.

N. P. in B. Wir behandeln solche Fragen principiell nicht und raten Ihnen, sich deswegen an einen Arzt zu wenden, der Ihnen gerade in Berlin am wenigsten fehlen kann.

Nanna in A. Eine Reutergalerie ist bei Bruckmann in München erschienen und von Chamissos Frauenliebe und Leben hat Paul Thumann (Leipzig, Tietze) eine illustrierte Ausgabe veranstaltet.

Naturhistoriker. Natürlich werden die „Naturanstalten" fortgesetzt, nur muß natürlich auch anderes mit ihnen der Vielseitigkeit wegen abwechseln. Einbanddecken in rehbrauner Farbe können Sie von Ihrem Sortimenter beziehen.

C. G. in M. Kaufen Sie bei Rudolf Hertzog in Berlin, es ist das beste Modewarengeschäft Berlins.

N. in L. Mit diesem Geburtstagsgedicht werden Sie bei Ihrem Vater keine Ehre einlegen. Es gehört zu den Meisterstücken des Unsinns und mag daher den Lesern der Weltpost nicht vorenthalten sein.

Und wieder neigt es sich zum Ende,
Ein Lebensjahr der Arbeit und des Segens.
Es ist des Allmächtigen göttliche Spende,
Erfüllt von geschäftigen Regens,
Und der Mensch, die erkorene Pflanze,
Von der göttlichen Hand gepfleget,
Gefährdet von giftiger Lanze,
Die im Irdischen sich reget,
So wandelt er hin in eitelm Tand,
Geblendet von weltlichem Scheine,
Geleitet von des Schicksals Hand,
Vollbringet er das Seine.
Und so verfließt sie, die Zeit der Jahre,
Vom Jüngling wird der reife Mann,
Und Sorg' und Müh' kommt gleich im Paare,
Dies ist des menschlichen Loses Gespann.
Drum füge dich, du Mensch, aus göttlichen Atomen,
Des Lebens lichtster Traum
Ist Glück und Segen, dieses macht vollkommen
Im menschlichen Sinnesraum.
Drum Glück und Segen wünsch' dir heute
Im Laufe deiner Lebensbahn,
Verschwinde heut', du Sorgensmeute,
Und treibe hin, du Schicksalskahn!

Weltpost.

C. E. 99 in H. Silicium, d. h. Kieselsäure oder Kieselerde, ist in fast allen Pflanzen enthalten, besonders als Baustoff der Wände aller Zellen, in älteren Pflanzenteilen mehr als in jüngeren, am meisten in den Schachtelhalmen (66—97% der Asche), in den Gräsern und Getreidearten, deren Strohasche 50—70% davon enthält, der Spelzen und Grannen, also nicht der Körner, 80%. Die Zellwand (Membran) der Diatomaceen, jener einzelligen Algen, welche sich im fossilen Zustande, auf dem Grunde der Gewässer angesammelt, erhalten, ist so reich an Kieselerde, daß beim Verbrennen oder Verwesen ein sog. Kieselpanzer übrig bleibt. In frischem oder lufttrockenem Zustande enthalten folgende Nutzpflanzen Kieselsäure, nach E. Wolff in Hohenheim, auf 1000 Teile: Möhre, Wurzel 0,2, Blätter 1,8; Kartoffel, Knollen 0,2, Blätter 0,9; Meerrettich, die Wurzel 1,5; Sellerie-Knolle, Artischocke, Savoyerkohl, das Herz, Spinat und Gartenzwiebel 0,7, Lattich 1,7, Kopfsalat 0,8, Stroh der Gartenbohne 1,9, die Bohne selbst 0,2; Dillsamen 1,4, Weintrester 3,8, Samenkapsel des Lein 4,5, Hanfsamen 5,6, Mohnsamen 1,7, dessen Stroh 5,5; Hopfenpflanze 13,3, deren Blüte (Zapfen) 10,9, Tabaksblätter 8,1, Maulbeerblätter 7,2, Apfelfrucht 0,1, Birne 0,1, Kirsche 0,4, Pflaume und Stachelbeere 0,1, Erdbeere 0,4 und Weinbeere 0,3. Kümmelsamen 2,5 und Koriandersamen 2,8. Andere Nutzpflanzen sind noch ärmer an Kieselsäure. Die Frage, welche Mineralwasser Kieselsäure enthalten, wird Ihnen Ihr Arzt beantworten. O. H.

E. Pf. in St. Sie sprechen gute Hoffnung von der Wirkung Ihrer Gedichte in den schlechten Versen aus:

Darum geht hin und helft auch andren Leuten
Dazu, daß Leid zu tragen sie verstehn;
Daß Liebeswunden, bittrer Trennung Leiden
Mit Freud und Glück von nun an auf sie sehn,
Daß lang ihr lebet in der Leute Munde,
Daß ihr noch machet manches Herz gesunde.

Da aber heute jede Quacksalberei ihre Abnehmer findet, wollen wir wenigstens eins der Gedichte folgen lassen, durch die nach Ihrer Ansicht Herzen zu gesunden vermögen.

Die Juninacht.

Oben am graulichten Himmel
Jagen sich schreckhaft die Wolken. —
Glitzernder Sterne Geflimmel,
Schmachtenden Mondesglanz,
Glühenden Sonnenglanz,
Alles verhüllen die Wolken!
O wie so finster und schaurig
Strahlen die glänzenden Sterne,
O wie so fröhlich und traurig
Ist's mir im Herzen zu Mut!
O du mein jugendlich Blut,
O ihr glänzenden Sterne!
Wie so glückstrahlend und herzlich
Oben in neblichter Ferne
Wie so erbleichend und schmerzlich
Dorten der Mond erscheint!
Aber mein Liebchen, es weint. —
O du mein Lieb in der Ferne.

R. Sch. in M. Ihre Lösung kam zu spät, um berücksichtigt, nicht aber Ihre Verse, um gedruckt zu werden. Da sind sie:

Der verehrten Redaktion!
„Frohe Tage, gute Renten
„Und noch vieles Schöne mehr,
„Wünschet seinen Abonnenten
„Hoffnungsvoll ‚Vom Fels zum Meer'!"
Endlich fand ich's „U" das richt'ge,
Auch die 7, die böse Zahl.
Hoffentlich belohnt 'ne „dicht'ge"
Prämie die gehabte Qual.
Hab' schon eine heimgetragen:
„Zolling über H. von Kleist",
Hab' vergessen Dank zu sagen,
Lebensart — das nicht beweist!
Kleist, mir teuer schon, er ward noch
Teurer mir durch jenes Buch.
Hab' ich's auch schon oft gelesen,
Las ich's doch noch nie genug.
Darum Dank dem güt'gen Schicksal,
Dank der Redaktion dafür;
Würde ihm die Hände drücken
Hätt' ich Einen davon hier.
Einen Wunsch, den ich im Herzen
Hege, möcht' ich äußern nun,
Und ich glaube, wohl so mancher
Wird mit mir dasselbe thun:
Mög' im neuen Jahre wachsen
Und gedeihen mehr und mehr
(100 000 Abonnenten!!!)
Unser Freund „Vom Fels zum Meer".

Meteorolog. Dammers Naturfreund (Stuttgart, Spemann) dürfte Ihnen mancherlei Aufschlüsse in der angedeuteten Richtung geben.

Treuer Leser. Die Dechiffrierkunst ist ja längst eingehend in unserem Blatte behandelt und ist dabei auch die entsprechende Litteratur angegeben worden.

Weltpost.

W. in M. Sie haben uns eine vergnügte Minute gemacht mit Ihrem poetischen Blödsinn, den wir seiner erheiternden Wirkung wegen auch den Lesern nicht vorenthalten wollen.

Ahnung.
Wir wollten Abschied nehmen
Und schauten so wunderbar drein,
Brennende Küsse konnt ich dir geben,
(Brennende Küsse bei so wässeriger Empfindung?)
Als müßt's ewig geschieden sein.

Und die Sonne sendete eben
Uns den letzten Scheidegruß zu.
Ein schmerzdurchwirktes (!) Beben
Schließt unsre Lippen zu.

Wir begegneten uns nie wieder. —
Ich ahnt' es und klagte nicht.
(Notabene: hier nicht, später um so erbärmlicher.)
Todesschwer trag ich die Glieder,
Bis auch mein Auge bricht.
(Das ist ja riesig traurig.)

Entschluß.
O, wer es weiß, was Liebe ist,
Der wird mich auch beklagen,
(vermutlich! Aber von wegen der schlechten Verse mehr als von wegen der Liebe.)
Ich liebe trost- und hoffnungslos
In meinen jungen Tagen.

Die Thräne will mir nicht mehr so
Vom Auge niederrollen,
(Sie waren wohl früher ein recht virtuoser Heulmeier?)
Die Lider meiner Augen sind
Vom Weinen schon verquollen.
(wahrscheinlich sind die Lider so hölzern wie Ihr Gedichte, sonst wären sie verschwollen.)

So bleibt nur eins mir heil'ge Pflicht:
Der Kampf für Menschenwohl!
(Der reine Faust!)
Ich will es thun und zaudre nicht,
O Liebe, lebe wohl!
(Adieu!)

Enthülltes Geheimnis.
An des Rheines heim'schem Strand,
Wo ich dir die Rosen band,
Kühlt ich oft mein heißes Sehnen
Nach dir in der Flut der Thränen.
(Aha da waren die Augen noch nicht verquollen.)

Und sie rollten in die Wellen,
(und wenn sie nicht ertrunken sind, leben sie heute noch.)
Diese Zähren stummer Pein.
Kummervoll sah ich den schnellen
Wassern nach, so hell und rein.

Leise, murmelnd sie erzählen
Ihren Schwestern meine Qual.
Und verlassen stehend, quälen
Mich die Träume sonder Zahl.
(Sie schlafen also nicht nur mit offenen, sondern auch mit weinenden Augen.)

Wenn die Well'n vorüberrauschen,
Neige still das Ohr zum Lauschen:
Jede Welle wird dir sagen,
Warum meine Lieder klagen.
(wenn das wahr wäre, könnte es einem den ganzen Rhein verleiden.)

Klage.
Ich sah sie an und küßte sie,
Ach, fragt nicht, wie mir wurde!
(etwa geohrfeigt?)
Ich weiß es selber ja nicht, wie
Das Herz im Leibe murrte.
(natürlich! Die Blamage, zu ertragen, das vermag ich ja nicht! rc.)

Sie konnte nicht mein eigen sein,
Wir waren ewig geschieden,
Und 's Herz erklang in bittrer Pein
Ob dem verlornen Frieden.

J. M. in N. Ueber die beiden Heilmittel ist uns nichts Näheres bekannt. Sollte nicht ein dortiger Arzt Auskunft geben können?

E. H. in C. Ohne eine Spur von Talent, das Liebesgedicht besonders mißlungen. „Gluten" kann man doch nicht auf etwas pressen, von anderem ganz abgesehen.

G. H. in L. Sollte formell noch geglättet werden. „Hinschmiegen" ist ungebräuchlich und geschmacklos.

A. St. in E. Kataloge und Auskünfte versendet kostenlos die Lassarsche Buchhandlung in Berlin Brüderstr. 2.

E. K. in W. Vielleicht „Aus allen Zeiten und Landen"? (Leipzig, Schlicke.)

H. in B. Solche Zeitungen sind „Der Hund", „Isis" und „Die gefiederte Welt".

Weltpost.

G. E. in ?, R. W. in D., F. J. ... **K., P. A. in R., W. B. in L.** Nic... verwendbar.

O. B. in H. Keine Sorge! Es blei... alles beim alten und Sie erhalten das G... wünschte mit Heft 12.

K. N. 484. Lexikon von Mieg, 3. Auf... 1878, Grammatik von Kern 1876.

H. B. in D. b. A. 1) Sich dem b... treffenden Kultusministerium unter Be... fügung von Zeugnissen zur Verfügung steller... 2) Gewiß, wenn Neigung vorhanden.

H. H. in R. Dank für die Aufmer... samkeit. Diese Lösung ist uns aber sch... früher für die Weltpost zur Verfügung g... stellt und auch gedruckt worden.

J. R. in O. 1) Ueberziehen der Zeich... nung mit Milch. 2) Tusche und spitze Stah... feder.

H. G. in Altona. Die Wahrschein... lichkeit, den Schneider in dem gegebenen Fa... zu gewinnen, läßt sich schwerlich genau dur... Zahlen ausdrücken. Der Mehrgewinn dur... das Ansagen des Schneiders ist im Ve... hältnis zu der Differenz von Gewinn u... Verlust so gering, daß die meisten erfahrene... Skatspieler lieber auf das Ansagen verzichte... werden. Uebrigens gibt es viele Skatspiele... welche den Schneider nur dann ansage... wenn er ganz unverlierbar ist.

Carl F. Sch. aus Cleveland (Munich... Ihre Lösung der Skataufgabe Nr. 7 ist ... der Hauptsache richtig. Vorhand muß ab... nicht Treff-Dame (diese liegt im Skat), so... dern Coeur-Dame haben.

S. M. in W. Die Broschüre ist nic... mehr zu haben, ist gänzlich vergriffen.

L. P. in B. Das Cocaïn wird ... Pulverform gegeben (0,05 g Cocaïn p... Dose). Doch raten wir dringend, nur unt... ärztlicher Aufsicht zu gebrauchen. Sehr em... pfehlenswerte Präparate liefert die chemisc... Fabrik von Ed. Merck in Darmstadt.

W. B. in M. Sie wollen eine Krit... Ihres Liebesgedichtes? Wir fassen sie na... der Lektüre in den Wunsch zusammen, ... wäre der Wahrheit entsprechend gewese... was Sie in den ersten Zeilen der zweit... Strophe sagen: „Ich wage keinen Laut."

R. N. in K. Das geht schon d... Expedition wegen durchaus nicht.

p. p. Gewiß, wir haben ja sch... mancherlei dergleichen gebracht.

Th. W. in S. Dank für Ihr freun... liches Urteil, dem wir mit Rücksicht auf d... größere der beiden vollständig beistimme... während wir das bei dem andern nic... thun können.

S. v. T. Vielleicht daß Ihnen d... Ordenskanzleramt in Wien eine Auskun... geben, resp sagen kann, wohin sie sich ... wenden haben.

Nemo. F. X. F. in W., A. L. ... P., Heliotrop, F. F. B. in W., G. J. ... P., G. R. in P., F. v. H. in C., M. ... O. Sch. in R., H. A. Sch. in G., R. ... in B., M. H. in D., R. H. in D., E. ... in F., J. v. A. in G., A. K. in A., ... R. in B., Y. in B., G. F. in Z. U... brauchbar für uns.

L. D. in R. Na, trösten sie sich ma... Es wird nicht so schlimm werden. U... wenn auch wirklich:
„Sein Herz ist für mich nicht entglommen...
Es wird eine andre wohl sein!"
so findet sich ein anderer. Das Schrecklich... an der Geschichte ist jedenfalls Ihr Gedich...

F. K. M. Auch die neuen Prob... gefallen mir, versuchen Sie es immerhin m... einem Bändchen, wenn Sie einen Verleg... dafür finden.

A. M. B. Dank für die freundlic... Anerkennung. Politisches schließen wir m... Absicht aus, es würde bei uns am unrecht... Orte sein. Gesamtausgabe nicht bekann... nur einzelne Uebertragungen. Versuchen S... es aber doch einmal mit gut kommentiert... Originalausgaben. Einbanddecken gibt ... zu allen Jahrgängen.

San Francisko. Geht leider nicht.

A. W. in P. Leider haben Sie nich... gewonnen, auch von den Skizzen können w... keinen Gebrauch machen.

D. R. in D. Uns nicht bekannt.

Ligne. „Vom Fels zum Meer."

H. L. in St. Wenden Sie sich an d... Redacteur der Lübecker Zeitung, Hrn. Si... wert, er wird Ihnen Auskunft geben könne...

F. S. in K. Stammt aus de... 15. Jahrhundert. Das Bohnenlied zeichn... sich durch kecken, frechen Inhalt und For... losigkeit aus.

R. in Sch. „Rosen blühen auf de... Heidegrab" ist die rechte Lesart.

Dr. M. Sch. in G. Villen und Lan... häuser, Berlin, E. Wasmuth 20 M.

M. S. in B. Ganz dem Belieb... überlassen.

Weltpost.

Abonnent in L. 1) Ihre Bemängelung unserer Skataufgabe 6 ist unbegründet. Der Spieler macht auf 10 und König keinen Stich; denn der eine Gegner hat 9, 8, 7, der andere Aß, Dame. Der letztere hat Gelegenheit einmal abzuwerfen und — „das genügt". — 2) Ihre Lösung der Skataufgabe 7 ist nicht richtig. Bei Ihrer Verteilung der Karten können die Gegner nicht 89 Points erhalten, wenn der Spieler Treff-10 statt Treff-Aß gibt. — 3) Ihre Lösung der Skataufgabe 8 ist nicht richtig. Sie übersehen eine Hauptbedingung der Aufgabe, nämlich: daß im Skat nur 3 Points liegen. — 4) Ihre Anfrage: „Wollen Sie mich nicht auch gefälligst vom Skaten heilen, wie Sie es gegen das Dichtern gethan haben?" beantworten wir dahin: „Sie scheinen zu glauben, daß Sie zu viel Skat spielen. Wir sind nicht Ihrer Ansicht. Aus den von Ihnen eingesandten Lösungen schließen wir, daß Sie bisher viel zu wenig Skat gespielt haben. Wir empfehlen Ihnen ein gutes Skatbuch, z. B. Hertefelds Illustriertes Skatbuch, Breslau, Kerns Verlag, und vor allen Dingen recht fleißig und praktisch zu üben, wenn möglich mit guten Skatspielern. Scheuen Sie einige Opfer nicht! Sie werden dann bald Fortschritte bemerken und wir werden bald die Freude haben, von Ihnen richtige Lösungen erhalten. — Sollten wir irren, sollten die von Ihnen eingesandten Lösungen die Früchte langjährigen und fleißigen Skatspielens sein, so können wir Ihnen nicht umhin, Ihnen das geflügelte Skatwort zuzurufen: „Mancher lernt es nie, mancher noch später." — Das einzige Heilmittel wäre in diesem Falle, daß Sie sich selbst geloben, nie, nie wieder Skat zu spielen.

Stud. jur. J. Koch in **Leipzig**. — **Stud. jur. Max Schulze** in **Leipzig**. — Skataufgabe Nr. 8 richtig gelöst.

Assessor K. L. in **Berlin**. Besten Dank! Ihre Aufgabe werden wir in veränderter Form bringen.

Pr. L. a. D. W. in **Baden-Baden**. Sie schreiben uns: „In Heft 9 bringen Sie Skataufgabe Nr. 5, aber in späteren Heften keine Lösung. Die gibt es aber meiner Ansicht nach auch nicht ꝛc." Wir erwidern darauf: 1) Sie irren, wenn Sie meinen, unsere Skataufgabe Nr. 5 sei unlösbar. Sie gehen von der falschen Voraussetzung aus, Vorhand könne nur drei Stiche abgeben. Vorhand muß aber vier Stiche abgeben und verliert dadurch das Spiel. 2) Sie irren, wenn Sie meinen, wir hätten keine Lösung der Skataufgabe Nr. 5 publiziert. Sie finden die betreffende Lösung in Heft 2 auf Seite 480.

Rudolf Z. in **Meran**. Bei 66 unter dreien spielt Vorhand eine Farbe, welche weder von Mittelhand noch von Hinterhand bedient werden kann. M. sticht mit Atout. H. hat zwar auch Atout, kann aber den Atout von M. nicht überstechen. — In diesem Falle kann H. eine beliebige Karte abwerfen und ist nicht gezwungen, Atout zuzugeben.

K. in **S.** Dankend acceptiert.

A. K. in **B.** Nicht bekannt; Dr. Zech in Stuttgart dürfte Ihnen am ehesten Auskunft geben können.

J. B. in **H.** Für den Aufsatz haben wir leider keine Verwendung. — Bei der großen Zahl der Illustrationen, die wir in jedem Hefte bringen, ist es ganz unmöglich, die Bilder immer an der betr. Textstelle anzubringen. Werden z. B. drei Bilder auf einer Seite erwähnt, wie sollten sie alle drei auf dieser Seite untergebracht werden?

S. M. in **K.** Ihre Deutung des Titelbildes ist sehr freundlich.

W. F. in **B.** Die alten Bedingungen betr. Abonnentensammelns bleiben für alle Zeit fortbestehen. — Natürlich können Sie Mitglied der Goethegesellschaft werden, senden Sie Ihre Beitrittserklärung an Freiherrn v. Loën in Weimar. Preis jährlich 10 Mk. Der Verlag der Photographie ist uns leider nicht bekannt.

R. G. in **L.** Eine stumme Violine haben Gebr. Wolff in Kreuznach gebaut.



Wer kennt die Mittel, nennt die Namen, Die alle schon vergeblich kamen!

Siegels Hühneraugen-Tod

ist eine **Salbe** und mit **nutzlosen Tinkturen** nicht zu vergleichen. Beweis: Fürstliche Anerkennungen u. Versand nach fernsten Welttheilen. (Schutzm. 8/3.83.) 1/1 Kruke 1,50 Pf., 1/2 Kruke 0,75 Pf. [2231]
August Siegel in Genthin (Deutschland).

Haardtgebirgsweine.

Ich offerire **weisse** u. **rothe Haardtweine** eigener Kelterung, **fein, mild und blumig**, von M. 60 resp. M. 80 p. 100 L. an.

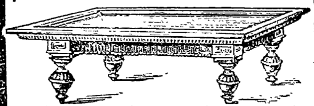
Probekisten 10 Fl. sortirt M. 12.

Spezielle Preisliste franko. [1905]
H. Schartiger, Heidelberg.

J. Neuhusen's

Billard-Fabrik [1907
Berlin SW., Beuth-Straße 22
versendet unter Garantie ihre Specialität:

patent. Tisch-Billards



welche innerhalb 2 Sekunden zum elegantesten **Speisetisch** zu verwandeln sind. Preisgekrönt auf allen größeren National- u. International. Ausstellungen (**Brüssel gold. Medaille.**) **Alle übrigen Arten von Billards u. Billards-Requisiten bestens empfohlen.** Neuestes u. höchst interessantes Gesellschaftsspiel auf d. Billard

Jeu de baraque.

Prospecte u. illustrierte Cataloge gratis.

1000 Hanfcouverts mit Firma **M. 2.50.** gegen Nachnahme. Preisliste u. Muster auf Verlangen. **Eduard Moos, Erfurt,** Papierwaaren-Fabrik u. Buchdruckerei.

Bigotphones

komische **Musikinstrumente** in allen nur möglichen und unmöglichen Formen für **lustige Gesellschaften, Bälle, heitere Serenaden, komische Musik-Kapellen** ꝛc. Die Instrumente sind aus Carton gefertigt, machen viel Lärm und kosten sehr wenig. Jedermann kann darauf blasen und die schönsten Melodien hervorbringen.

Sortiment I B 6 verschiedene Instrumente M. 3.50.
II B 12 " " " 6.—.

Meine illustrirte Preisliste über Gesellschaftsspiele im Freien ꝛc. (Nr. 71) steht auf Verlangen **franko** und **gratis** zu Diensten.

N. L. Chrestensen, Erfurt,
Kgl. Preuß. Hoflieferant. [1903

Schmidt's
Samen- und Pflanzen-
Catalog

bildet ein **Vademecum** für alle gärtnerische Angelegenheiten, ist ein **Rathgeber** für jeden Blumen- und Gartenfreund, **enthält Hunderte von Rathschlägen und Cultur**anweisungen in fasslicher Weise zusammengestellt, **bietet auf 200 Seiten viele hunderte erklärende Text-Illustrationen und mehrere künstlerisch ausgeführte farbige Vollbilder.** Das Werk gereicht durch seine elegante Ausstattung **jeder Bibliothek zur Zierde.** ☞ Dieser Catalog wird [2224]
kostenlos und postfrei versandt durch

J. C. Schmidt, Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant. **Erfurt**
Telegramm-Adresse: „**Blumenschmidt.**“ [222

Eis-Meierei-Aachen

größtes Käse-Export-Geschäft

kaufen ganze Lager, sowie jedes Quantum

magere, halbfette & fette Käse, Ausschußwaare,

ferner: [2244]

Limburger- und Backstein-Käse, Butter und Eier.

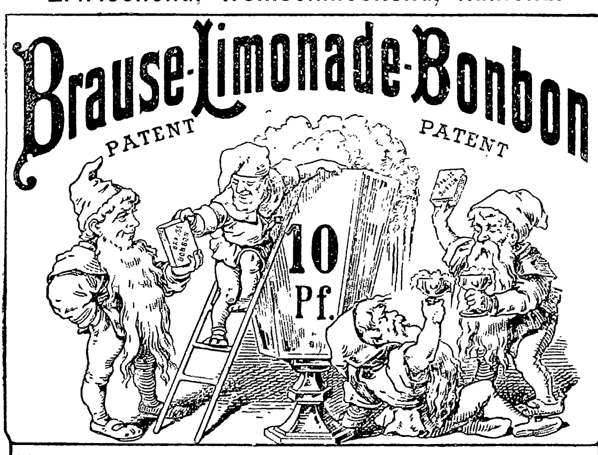
Offerten erbeten. — Coulante sofortige Abrechnung. — Feinste Referenzen.

Egyptische Cigaretten von Nestor Gyanaclis

empfiehlt, Wiederverkäufern mit entsprechendem Rabatt, der Generalvertreter für Deutschland
[2105] **Georg Krebs, Frankfurt a. M.**

Transparent-Placate in feinster Ausführung liefert billig **Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund** Muster auf Verlangen. [2121

Erfrischend, wohlschmeckend, kühlend.



Man zerstosse einen Bonbon in einem Glase, giesse Wasser zu und augenblicklich ist unter Umrühren ein Glas Brause-Limonade fertig.

mit
Citronen-, Erdbeer-, Himbeer-, Johannisbeer-, Kirschen- u. Orangen-Geschmack, sowie einer Sorte, geeignet durch Aufgiessen von Wasser und Wein zur Herstellung eines Glases

Champagner-Imitation.

Die **Brause-Limonade-Bonbons** (patent. in den meisten Staaten) bewähren sich vorzüglich bei **allen** Erfrischungsbedürfnissen und sind daher sowohl **im Sommer** als **im Winter**, ganz besonders **auf Reisen, Landpartien, Jagden, Manövern**, sowie **Bällen, Concerten, Theater etc.** zu empfehlen. Auf die bequemste und schnellste Art — in einem Glase Wasser — geben sie ein höchst **angenehmes** und **kühlendes**, dabei **sanitäres** Getränk.

Schachteln à 10 Bonbons 1 Mk. — Pfg.
dto. 5 " 0 " 55 Pfg. [1400]
Kistchen mit 96 " 9 " 60 Pfg.

Für Export ausser deutschen mit engl., span., holländ., italienisch., schwed., russ., arab., indisch., chines., französ. etc. Etiketten.

Ferner **Brause-Bonbons** mit medicamentösem Inhalte nach ärztlicher Vorschrift mit genauer Angabe der im Bonbon enthaltenen Dosis des Arzneimittels (Eisen, Chinin, Pepsin, Magnesium sulphuricum, Kalium bromatum, Lithium carbonicum, Natrium salicilicum, Coffeinum) nur in Apotheken erhältlich.

Gebr. Stollwerck, Köln.

☞ Die Brause-Limonade-Bonbons sind in fast allen Niederlagen **Stollwerckscher Chokoladen und Bonbons** vorräthig, oder werden auf Verlangen von denselben verschrieben.

J. A. HEESE

Königlicher Hoflieferant

Seidenwaaren-Fabrik. Mode- und Manufactur-Waaren etc.

Berlin. Leipziger Strasse 87. SW. Berlin

offerirt als besonders empfehlenswerth die aus seiner **eigenen Fabrik** hervorgegangenen, aus besten, fein gefärbtem Material hergestellten

Reinseidene Kleiderstoffe

Schwarzen Berliner Seidenrips,
56 Cmtr. breit, das Meter Mk. 4.50, 5.—, 5.50, 6.—, 6.75, 7.50, 8.25 u. 9.—

Schwarzen Satin Merveilleux (Köper-Atlas)
53 Cmtr. breit, das Meter Mk. 3.—, 3.50, 4.—, 4.50, 5.25.

Schwarzen Surah (Köper-Gewebe),
58 Cmtr. breit, das Meter Mk. 3.50, 4.50, 5.25, 6.—.

Schwarze Faille française,
57 Cmtr. breit, das Meter Mk. 5.—, 5.50, 6.—, 6.75, 7.50.

Schwarzen Satin Luxor,
56 Cmtr. breit, das Meter Mk. 4.50, 5.—, 5.50, 6.—, 7.50.

Schwarze Armure égyptienne,
56 Cmtr. breit, das Meter Mk. 5.25, 6.—, 6.75, 7.50.

Schwarzen Satin Duchesse
56 Cmtr. breit, das Meter Mk. 5.50, 6—, 6.75, 7.50, 8.—, 9.— 10.50, 12.5

Schwarzen Damast auf Atlas, Faille, Sura u. Faille-Fond mit kleinen und grösseren Mustern.
56 Cmtr. breit, das Meter Mk. 3.50, 4.50 u. 6.—.

Schwarze Pékin damassé,
56 Cmtr. breit, das Meter Mk. 4.25, 5.—, 5.50, 6.—, 7.50.

Einzelne Roben und Coupons zu bedeutend ermässigten Preisen.

Proben, Modebilder und feste Aufträge von 20 Mk. an postfrei.



Mittag am Klönthalsee. Von J. G. Steffan.

Aus deutschen Malerateliers.

Von

Ludwig Pietsch.

In den Werkstätten der deutschen Künstler in allen Städten des Vaterlandes, in denen man malt, meißelt, auf Stein zeichnet, in Kupfer sticht und radiert, herrschte während der ersten Monate dieses Jahres eine besonders aufgeregte Thätigkeit. Es galt, rechtzeitig die Werke zur Vollendung zu bringen, mit welchen die Meister und Gesellen der bildenden Kunst die bevorstehende große sogenannte „Jubiläumsausstellung" in der Reichshauptstadt beschicken wollen. Am 20. Mai soll dieselbe feierlich eröffnet werden. Der letzte Termin der Annahme von Kunstwerken aber fällt in den Anfang des April, und bekanntlich erkennt jeder Künstler, je näher ein solcher letzter Ablieferungstermin heranrückt, desto deutlicher, wieviel seinem Werk noch zur wirklichen Vollendung fehle. Auf dieser Jubiläumsausstellung aber möchte jeder, wenn er auch nach dem Reglement derselben nur durch zwei Werke von seiner Hand vertreten sein darf, doch mit dem Allerbesten und Vollkommensten, was er zu schaffen vermag, erscheinen. Ist es doch um diese Ausstellung wesentlich anders bestellt als um die bisherigen in ein- oder zweijährigen Zwischenräumen stattgefundenen Berliner akademischen Kunstausstellungen. Die Veranlassung dazu, daß sie diesmal mit so ganz anderer Feierlichkeit und in so ganz anderem Stil insceniert ins Leben tritt, ist der Umstand, daß an ihrem Eröffnungstage genau ein Jahrhundert verflossen ist, seit zum erstenmal in Berlin eine solche Ausstellung der königlichen Akademie der Künste veranstaltet worden ist. Die periodische Wiederkehr der akademischen Kunstausstellungen in der preußischen Hauptstadt ist damals zur festen Institution geworden. Die größten Schicksalsschläge, die furchtbarsten politischen Erschütterungen des Staats, Bürgerkrieg und gefahrvoller Kampf mit auswärtigen Feinden, Siegesjubel und Niederlagen Preußens haben während dieses Jahrhunderts auch nicht ein einziges Mal die Ausführung jenes damals gefaßten Beschlusses der Veranstaltung dieser Ausstellungen in ein-, höchstens zweijährigen Zwischenräumen verhindern können.



Bauernmädchen. Von R. Epp (S. 432).

Die Berliner Akademie ist eine Schöpfung des Zeitalters des kunst- und prachtliebenden Kurfürsten Friedrich III., des späteren ersten Königs Friedrich I. von Preußen. Ihm dankt die Hauptstadt seines Staates die Berufung Andreas Schlüters und damit die Schöpfung herrlicher und gewaltiger Monumente der Architektur, der plastischen und der dekorativen Kunst, deren Größe keine spätere, auch noch so hochentwickelte Kulturepoche zu überbieten, deren Glanz keine durch neue Kunstgebilde zu überstrahlen vermocht hat. — Unter Friedrichs I. kunstfeindlichem Sohn und Nachfolger, dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., wurde das junge Institut der 1699 gestifteten Berliner Kunstakademie dem gänzlichen Verfall und Ruin überantwortet. Langsam und sehr allmählich nur erhob es sich aus demselben erst in den späteren Zeiten der Regierung Friedrichs des Großen. In dessen letztem Lebensjahr, 1786, gelang es dem Etats- und Kriegsminister, Baron von Heinitz, dem Chef und eifrigen Beschützer der Kunstakademie, die königliche Zustimmung zu dem Projekt einer völligen Neuorganisation derselben und die Bewilligung von, wenn auch sehr bescheidenen Fonds zur Verbesserung der Lehrergehalte bei seinem Monarchen zu erreichen. In diesem neuen Statut ist der Paragraph 13 des alten von 1699, welcher den Mitgliedern

vorschrieb, alljährlich ein Kunstwerk ihres Fachs zum Eigentum der Akademie anzufertigen, das übergeben werden müßte, aufgehoben und durch die Bedingung ersetzt worden, daß fortan periodisch wiederkehrende öffentliche Kunstausstellungen in den Räumen des „Akademiegebäudes auf der Neustadt, wenn möglich in jedem Jahr“, veranstaltet werden sollten. —

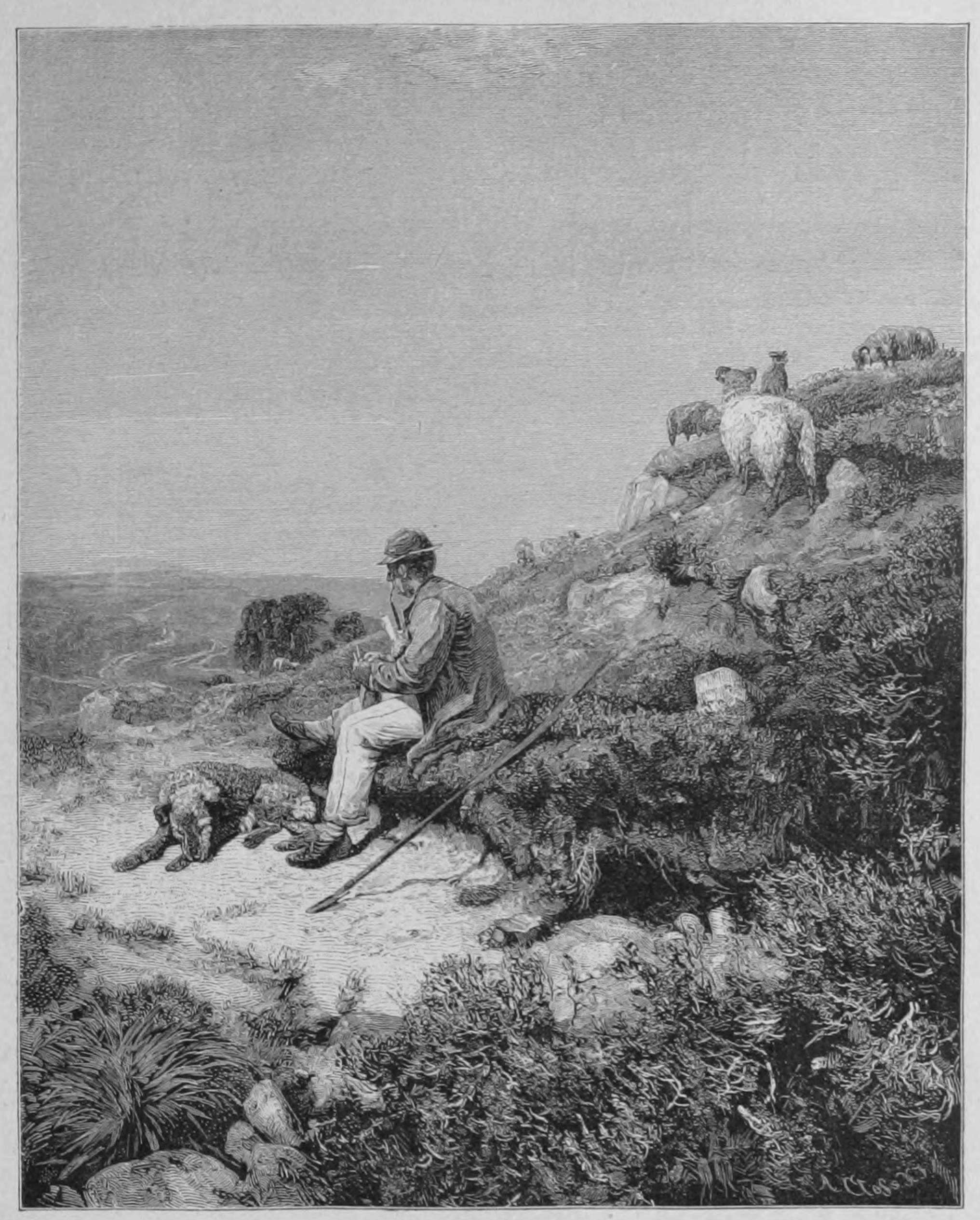
Noch im Mai und Juni 1786 fand diese erste akademische Kunstausstellung zu Berlin statt. Eine feierliche Sitzung der Akademie ging am 15. Mai ihrer Eröffnung voraus. Chodowiecky, der berühmte Maler und Kupferstecher, damals Direktor des Instituts, hielt eine Anrede an die neuernannten Ehrenmitglieder und teilte die gewählten Scenen aus der Friedericianischen Heldenzeit Preußens mit, welche den akademischen Bildhauern als Gegenstände der Darstellung in Reliefkompositionen aufgegeben seien. Am 19. Mai besuchten und besichtigten die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses mit ihrem Gefolge die Ausstellung, wobei Minister von Heinitz den Führer machte. Tags darauf wurde sie dem Publikum eröffnet.



Botanisches Mißgeschick. Von F. Kallmorgen (S. 440).

Während des seitdem vergangenen Jahrhunderts haben, wie gesagt, diese akademischen Ausstellungen immer in längstens zweijährigen, bis 1798, und von 1876 bis 1881 in einjährigen Zwischenräumen, stattgefunden. Als Lokal dienten bis inkl. 1874 die Säle des Akademiegebäudes; von 1876 bis 1881 und dann wieder 1884 die des „provisorischen“ Fachwerkgebäudes am Kantianplatz, 1883 eine Reihe von Sälen in dem damals eben vollendeten riesigen Gebäude des Polytechnikums an der Charlottenburger Allee. In den ersten Jahren fanden die Ausstellungen im Mai und Juni statt, seit 1794 mit nur zwei Ausnahmen (1850 und 1883) im September und Oktober.

Als Lokal für die bevorstehende Jubiläumsausstellung ist nun jener große Glas- und Eisenpalast gewählt worden, der, ursprünglich für die Hygieineausstellung im Sommer 1883 auf dem fiskalischen Terrain — einem zum Park verwandelten weiten Sandplatz — im Nordwesten Ber-



Der Heideschäfer. Von E. Bracht (S. 437).

lins (in Moabit zwischen der Garde-Ulanenkaserne und dem Justizgebäude) errichtet, seitdem zum ständigen „Landesausstellungsgebäude" erhoben wurde. Durch äußere An- und innere Umbauten ist er seiner diesmaligen Bestimmung angepaßt, so daß er derselben meist angemessen und würdig erscheinen dürfte.

In der inneren Ausstattung mancher bevorzugten Räume dieses Palastes werden einige unserer Architekten, Maler und Bildhauer, wie sich schon jetzt erkennen läßt, glänzende Proben ihres Geschmacks, ihrer Erfindungskraft und ihres Könnens auf dem Gebiete der dekorativen Künste geben. In dem von dem Viadukt der Stadtbahn durchschnittenen Park werden noch in anderen Teilen desselben außerhalb des großen Hauptpalastes andere hochinteressante künstlerische Schaustellungen stattfinden. In jener westlichen Parkecke, welche seit der Hygieineausstellung den damals dort besonders zahlreich errichtet gewesenen Kneipen den Namen des „nassen Dreiecks" dankt; sind im Auftrage einer Aktiengesellschaft durch die Architektenfirma Kyllmann & Heyden ein paar sehr originelle Gebäude errichtet worden. Das eine ist ein ägyptischer Tempelbau, der in seinem Innern verschiedene Dioramabilder, Darstellungen aus der Geschichte der modernen deutschen kolonialpolitischen Aktionen, einschließt. Das andere: die Ostfassade des Zeustempels zu Olympia, getreu in den gewaltigen Maßen des Originals aufgeführt, das sich hier über einer restaurierten Nachbildung des Unterbaues des großen Zeusaltars zu Pergamon erhebt. Wenigstens ist die Front dieses kolossalen Sockels mit

der in ihn einschneidenden Stiege zur Plattform mit den grandiosen Hochreliefgruppen der betreffenden Partie des (ergänzten) Gigantenkampffrieses hier getreulich kopiert. Unter jener Säulenvorhalle des olympischen Tempels aber öffnet sich die Pforte der Cella zu einem Halbpanorama des alten Pergamon in seiner einstigen Herrlichkeit zur Zeit der Attaliden. Die hochbegabten Maler M. Koch und Kips haben zum Zweck des Naturstudiums zu diesem großen Halbrundgemälde die Reise nach Pergamon gemacht und mit Zugrundelegung ihrer



Vor der Hausthüre. Von O. Piltz (S. 444).

dortigen landschaftlichen Aufnahmen das Werk in meisterhafter Weise ausgeführt. Man sieht, an Reiz- und Anziehungsmitteln wird es der Jubiläumsausstellung auch außer und neben der im Glaspalast selbst Installierten keineswegs mangeln. —

Ursprünglich lag es in der Absicht der Berliner Akademie, die Ausstellung zu einer internationalen zu machen. Die Abneigung des Reichskanzlers dagegen, die bei einer solchen unvermeidlichen fremdländischen Kommissäre in Berlin erscheinen zu sehen, welche ganz besondere Rücksichten, Zuvorkommenheiten, auch wohl Orden und Auszeichnungen von seiten der Regierung bei solchen Anlässen erwarten zu können gewohnt sind, hat das Aufgeben dieser Absicht veranlaßt. Da man aber die fremden Kunstschulen dennoch gern hier vertreten zu sehen wünschte, so wurde der Kunsthändler

Fritz Gurlitt beauftragt, in Frankreich und England, Belgien und Holland, Spanien und Italien, die Künstler für die Beschickung zu interessieren und so das Resultat, auf dessen Erreichung durch offizielle Einladung an die Regierungen man verzichtet hatte, auf privatem und vertraulichem Wege zu erzielen. Ueberall ist diese Mission vom erwünschten Erfolge gekrönt gewesen. Nur die französischen Künstler haben sich ablehnend verhalten. Nur deren Schöpfungen werden im Berliner Glaspalast fehlen.

Von den deutschen Schulen dürfte sich keine von der Beteiligung ausschließen. Die akademische Kommission hat, jeden Lokalpatriotismus beiseite setzend, den Berlinern kein großes Vorrecht in Bezug auf die Raumbenützung eingeräumt. Nur 300 Gemälde von ihnen hat sie aufnehmen zu können erklärt. Eine besondere Abteilung wird die retrospektive Ausstellung von deutschen Kunstwerken aus den letzten hundert Jahren bilden. Sie soll es den Beschauern ad oculos demonstrieren, wie wir innerhalb dieses Säkulums „so herrlich weit gekommen" sind.

Wenn wir heute von verschiedenen „deutschen Schulen" sprechen, so wenden wir ein eigentlich kaum noch recht zutreffendes Wort an. Jede der gegenwärtigen „Schulen" im Vaterlande kann mit Recht zur anderen sagen: „Was ist mein und was ist dein? ach, ich weiß es nicht!" Die alte einst zu München blühende Schule der Idealisten und Stilisten, der Strebensgenossen, Schüler und Nachfolger des Cornelius ist längst zu ihren Vätern versammelt, ohne jede Spur einer Einwirkung auf die neue Generation hinterlassen zu haben. Gerade an ihrem alten Herrschersitz an der Isar treibt der moderne Realismus und die koloristische Malerei heute die reichsten, lustigsten und farbigsten Blüten und floriert die technische Virtuosität am glänzendsten. Selbst die Münchener Plastik ist von den realistischen und malerischen Tendenzen ergriffen, denen die größten bildhauerischen Talente unserer Zeit huldigen.

Wenn sich eine so radikale Wandlung der gesamten Kunstanschauungen, Tendenzen und Richtungen dort in München vollziehen konnte, so vermochte die dort wurzelnde idealistische Kunstweise, die abstrakte Gedanken- oder Rebusmalerei, in anderen deutschen Kunststädten wie Berlin, in welche sie nur künstlich verpflanzt worden war, sich natürlich erst recht nicht zu behaupten. Auch jene lebenden Meister, welche hier und in Düsseldorf heut in der Ausführung großer Monumentalmalereien in den Kuppeln und an den Wänden öffentlicher Gebäude und plastisch-architektonischer Bildwerke ihre Hauptaufgabe suchen, betrachten die Farbe und die gründliche Tüchtigkeit, in allem malerischen Können durchaus nicht als etwas Gleichgültiges und Nebensächliches. Sie gehen vielmehr mit voller Entschiedenheit in ihren derartigen Schöpfungen, ebenso auf echt malerische als auf die kompositionellen und gedanklich poetischen Wirkungen aus. Einen immer mächtigeren Einfluß auf die gesamte deutsche Künstlerschaft hat jener große, heute in aller Welt gefeierte Berliner Meister



Sonntagsfeier. Von G. Igler (S. 430).



Im Herbst. Von Otto Strützel (S. 447).

in wie anderen Richtungen als Menzel er sich auch bewegen mag, bekundet. Von ihm gilt voll und ganz jenes Wort, welches Goethe seinem großen Freunde über die frühe Gruft hin nachrief:

„Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlten sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt!"

Seit ihrem ersten Erscheinen hat unsere Monatsschrift ihren Lesern bereits eine reiche Galerie der bedeutendsten und gefälligsten Werke der zeitgenössischen und speciell der deutschen Kunst der Gegenwart in ihren Heften in technisch vollendeten Reproduktionen veröff entlicht und ihren Abonnenten zum Eigentum übergeben.

ausgeübt, der einst, kaum dem Knabenalter entwachsen, zuerst in Deutschland sich von dem Banne befreit hat, in welchem die Münchener Stilisten und die Düsseldorfer und Berliner Romantiker die künstlerischen Geister und das Publikum bis in die Mitte unseres Jahrhunders hinein gefangen hielten. Er, der schon in seinen frühesten Schöpfungen, den von den Größen des Tages damals kaum beachteten auf Stein und Holz gezeichneten Kompositionen eine Strenge des künstlerischen Gewissens, einen heiligen Respekt vor der Natur, einen leidenschaftlichen Drang nach der unbedingten Wahrhaftigkeit in der Darstellung aller Dinge und eine Aufrichtigkeit des Empfindens und Anschauens bewies, die wir in der Kunst der damaligen Epoche überall vergebens suchen: Adolf Menzel. Mehr oder weniger hat jeder von denen, die heute in Deutschland genannt werden, wenn man die größten Namen nennt, die mächtigen Wirkungen der Kunst und Art dieses Mannes an sich selbst erfahren, und in seinem Schaffen,

Kaum einer der besten Meister, welche heute zur Freude ihres Volkes und zum Ruhm deutscher Kunst an so vielen blühenden Kunststätten des Vaterlandes, in München und Berlin, in Düsseldorf und Weimar in Karlsruhe, Stuttgart, Dresden, Kassel, Königsberg, Frankfurt und in dem, trotz alledem und alledem noch immer ein herrlicher Sitz deutschen Geistes- und Gemütslebens gebliebenen Wien, malen und zeichnen, ist in dieser reichen Galerie unvertreten geblieben. Angesichts der Jubiläumskunstausstellung zu Berlin aber haben wir uns aufs neue in zahlreichen deutschen Künstlerwerkstätten und Sammlungen umgesehen und bieten eine Auswahl dessen, was sich uns dort gezeigt hat, in Holzschnitten reproduziert, unseren Lesern dar. Nicht jedes dieser Bilder freilich ist erst jetzt und für den Zweck gemalt worden, auf dieser Ausstellung zu

erscheinen. Ein paar von diesen Holzschnitten geben Bilder auch von solchen Künstlern wieder, welche vor kurzem aus dem Leben geschieden sind. Aber in allen hier veröffentlichten Blättern reflektieren sich charakteristische Richtungen der deutschen Kunst der Gegenwart. Besonders stattlich ist die Münchener Genremalerei in dieser unserer Sammlung vertreten. Das Malergeschlecht in der schönen Isarstadt streckt seine Fühlfäden nach den verschiedensten Richtungen aus, um zu suchen und zu finden, was die Wirklichkeit und die Gegenwart wie die Vergangenheit und die Welt der reinen Phantasie an guten Stoffen, zu guten Bildern hergeben mag. Der großen berühmten Malerschule von Pilotys sind Künstler von der allerverschiedensten Art erwachsen. Jener Meister besaß in seltenem Maße die schöne Gabe des echten, berufenen Lehrers, seinen Schülern die gleich tüchtige Ausbildung zu geben und doch jedes individuelle Talent sich frei und in seiner eigensten Weise entwickeln zu lassen. In einer längeren Periode sind dann wieder aus den Schulen von Defregger, Diez und Löffzt und unter dem Einfluß von F. A. Kaulbach und Lenbach Künstler von der verschiedenartigsten geistigen Physiognomie herangereift. So paßt auf die Gesamtheit der heutigen Münchener Malerwelt das Gleichnis einer Wiese im Frühling, auf welcher demselben mütterlichen Boden eine Menge von Blumen und Blümchen der mannigfachsten Form, Farbe und Art entsprossen ist, die durch Duft und Aussehen der Menschen Sinne und Seelen, wenn auch nicht jede gleich sehr, ergötzen und erquicken.



Nasses Kraut. Von K. Siermann (S. 446).

Alle charakteristischen Züge der Schule Löffzt, in welcher das feine und schöne Talent von Klaus Meyer gebildet ist, trägt das Bild „Sonntagsfeier“ von G. Igler (S. 426). Ein echter Feiertagsfrieden ist darüber hingebreitet. Das arme Stübchen wird durch die spärlich hineinfallenden Sonnenstrahlen, welche ein kleines Stück der Wand treffen, die schlichte, liebliche Gestalt des andächtig in Bibel oder Gebetbuch lesenden jungen Mädchens, Haupt, Schultern und Schoß mit lichten Kanten umsäumen, freundlich erhellt. Aber mehr noch wird diese Gestalt verklärt durch den Ausdruck inniger Frömmigkeit des lauteren Gemüts, welches aus dem gesenkten, in Helldunkel getauchten Köpfchen und der ganzen Haltung der Lesenden spricht. — Der deutsche Humor zählt unter den heutigen Münchener Malern seine glänzendsten und liebenswürdigsten Vertreter. Einer der ergötzlichsten darunter ist Hugo Kauffmann. Die oberbayerischen und tiroler urwüchsigen Bauern und Jäger, Sennerinnen und Dorfdearndln, Spießbürger und Vagabunden geben ihm immer wieder unerschöpflichen

Stoff und Anlaß zur Bethätigung dieser glücklichen Gabe. Sein vor drei Jahren gemaltes Bild „Unbegründete Eifersucht", das unser Holzschnitt reproduziert (S. 435), ist eine hübsche Probe von seiner Kunst, die heiteren Scenen im Leben des tirolischen Volks zu beobachten und in ungeschminkter, wenn auch von der Roheit und Häßlichkeit befreiter Wahrheit zu schildern. Die ganze Gruppe der Münchener Dorfgeschichtenmaler, welche man, bis vor einigen Jahren wenigstens, unter dem Namen der „Tiroler" zusammenfaßte, steht unter dem mächtigen dominierenden Einfluß Defreggers. Man spürt denselben unverkennbar in diesem lieblichen Kopf eines Bauernmädchens von Rudolf Epp (S. 417), dem bekannten Münchener Genremaler. Jene schlichte Treuherzigkeit, jene gesunde, kraftvolle Anmut, welche den tiroler Mädchen- und jugendlichen Frauenköpfen Defreggers ihren innig wohlthuenden Zauber gibt, wir finden sie auch in dem Bilde dieses Antlitzes von seines Kunstgenossen



Ein Postillon d'amour. Von F. Hiddemann (S. 445).

Hand wieder. — Weit ab von der nahen tirolischen und oberbayerischen Gebirgswelt, in seiner südslavischen Heimat an der unteren Donau, sucht Masic in München mit Vorliebe die Gegenstände und Motive seiner Gemälde. Wiederholt schon hat er die südungarischen, kroatischen, rumänischen Bauern und Hirten in ihren Kürbispflanzungen und mit ihren Gänseherden in Bildern von heller, ziemlich buntleuchtender Farbengebung und origineller technischer Behandlung geschildert. Auch unser Holzschnitt reproduziert ein solches Bild (S. 439). Die Flußlandschaft desselben ist so wahr und charakteristisch dargestellt wie die im Wasser schwimmenden und schnatternden, auf dem flachen Ufer watschelnden, kreischenden, Futter suchenden Gänse der großen Herde und ihr Hirtenpaar bei seinem Feuerchen. — Jenes Genre, welchem das Bild von W. Schütze in München, „Großvater als Hausmütterchen" (S. 433) angehört, steht in allen Kunststädten Deutschlands noch immer in Blüte und Gunst. Der in unserem Volk lebende starke und tiefe Familiensinn erzeugt das allgemein verbreitete, unauslöschliche Wohlgefallen an allen jenen künstlerischen Darstellungen, welche das stille Glück des Hauses in einer seiner unendlich mannigfachen Aeußerungen schildern. Der deutsche Mensch genießt dasselbe entweder selbst, oder ihn erfüllt die tiefe Sehnsucht, es für sich zu erwerben. So findet jedes Bild aus dem Kinderleben, der kleinen Freuden und kleinen Schmerzen der Kinder, jede gemütliche Schilderung ihrer Beziehungen zu den großen Mitgliedern des Hauses, zu Vater und Mutter, Großmama und Großpapa von vornherein

ein sympathisches Publikum. Nicht alle Bilder unserer zahlreichen Kinder- und Familienscenenmaler verdienen dies ihnen entgegengebrachte Wohlwollen freilich in gleichem Maß wie dies Schützesche Bild. — Ph. Hackl gehört zu den jüngeren Talenten der Münchener Schule. Der Einfluß des genialen Diez auf seine ganze Richtung, seine Anschauungs- und Malweise, ist unverkennbar. Besonders in dem Bilde: „Fechtunterricht" (S. 445), das wir hier in seiner keck und geistreich behandelten Federskizze wiedergeben. Alles darin ist voll Leben und



Großvater als Hausmütterchen. Von W. Schulze (S. 432).

Charakter; jeder der wilden, verwegenen Kriegsgestalten des 17. Jahrhunderts, die hier auf den Bänken am Gasttisch der verräucherten Schenke bei vollen und immer wieder geleerten Krügen sitzen, wie der kleine, kecke, muntere Bursch, dem sie behaglich zusehen, wie er mit dem Rapier in der kleinen Faust dem vor ihm sitzenden Meister der edlen Fechtkunst wacker gegenübertritt, entschlossen, dessen nächsten Hieb oder Stoß kunstgerecht zu parieren.

An einen traurigen Verlust, welchen die Münchener Kunst und Künstlerschaft im vorigen Jahre erlitten hat, mahnt uns das Bild: „Der Einsiedler" (S. 447) von Spitzweg. Der liebenswürdige, stille, gemütvolle, feinsinnige Meister ist, über 77 Jahre alt, am 25. September verstorben. Er war durchaus einzig in seiner Art. Er lebte völlig in seiner eigenen selbstgeschaffenen oder aus seinen ersten Jugendzeiten her im treuen Gedächtnis bewahrten, eng eingeschränkten Welt. Sie war mit

Gestalten von wunderlichen, skurrilen Käuzen bevölkert, wie sie, außer in seinen Bildern, nur noch in den deutschen Novellen der letzten Jahre des vorigen und der ersten 25 des 19. Jahrhunderts existieren, einsamer Menschen wie er selbst, voll komischer Schrullen und zugleich voll geheimer, streng gehüteter und verborgener Poesie und zarter inniger Gemütswärme. Die stillen Winkel der alten Städtchen, und die verstecktesten Dachstübchen ihrer ältesten Giebelhäuser, wie die einsamen weltverborgenen buschigen Waldschluchten und



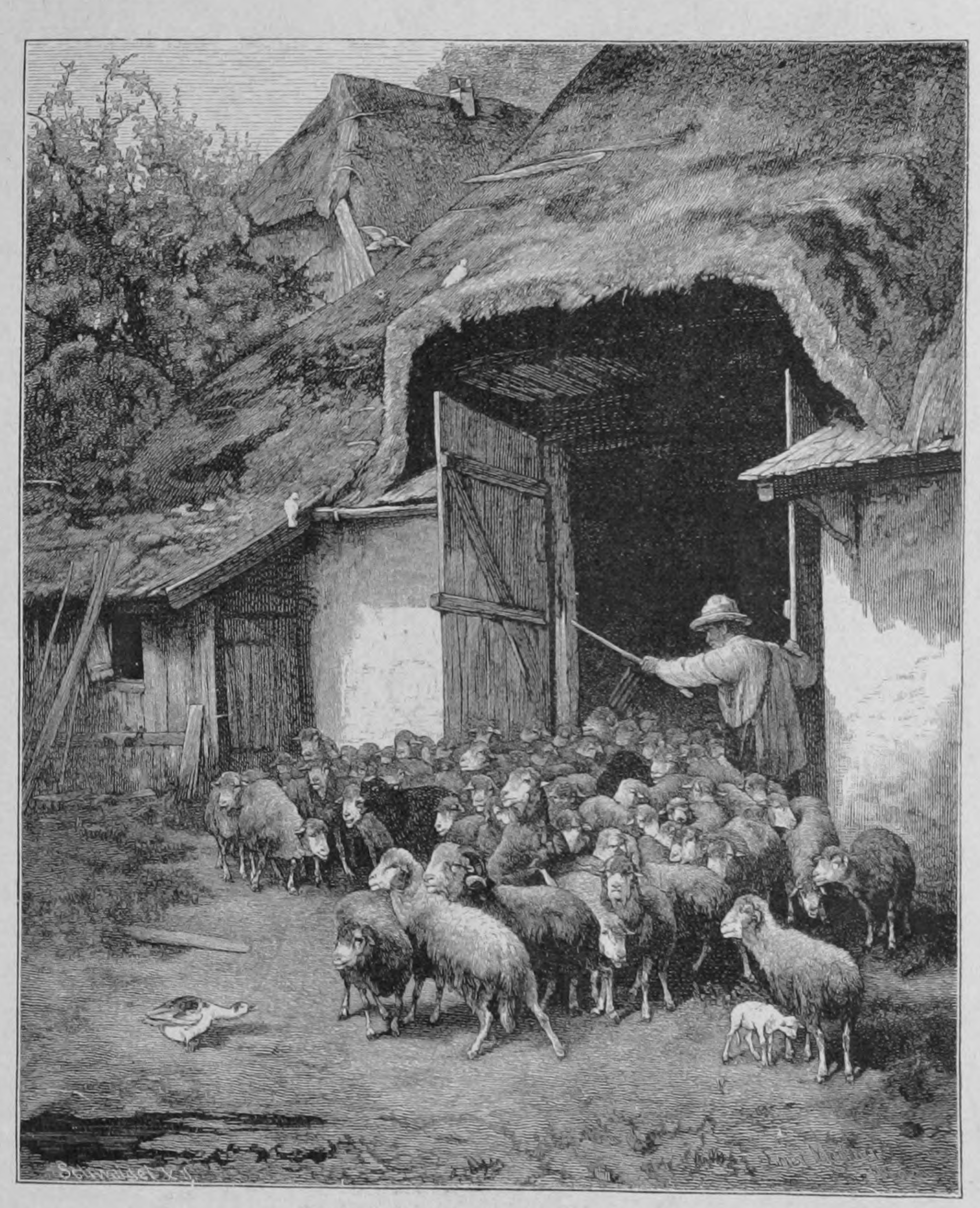
Unbegründete Eifersucht. Von Hugo Kaufmann (S. 431).

Einsiedlergrotten — das waren die Lieblingsschauplätze für seine Phantasie, auf denen er jene Sonderlinge hausen, leben und ihr seltsames Wesen treiben sah. Unser Holzschnitt gibt eine höchst charakteristische Probe der eigensten künstlerischen Lieblingsgattung Spitzwegs. Es läßt sich kaum etwas Traulicheres, Heimlicheres denken, als dieser Winkel zwischen den eng aneinander gerückten, von üppigem Buschwerk gekrönten Felsenwänden, wo der Einsiedler sich seine Eremitage errichtet hat, die er so anmutig mit blumigen Topfgewächsen schmückt, mit gurrenden Tauben belebt und mit den süßen Klängen seiner Geige durchtönt.

Wie dem Menschen daheim in der Gegenwart und Vergangenheit und wie der landschaftlichen Natur gegenüber, beweisen die Münchener Maler auch für alles Tierleben, auf der Weide, in Stall und Haus, wie im

wilden Gebirg, in Wald und Feld ihre scharfe Beachtungsgabe und die Kunst überzeugend wahrer und lebendiger Darstellung in Form und Farbe. Den berühmten Münchener Tiermalernamen C. Voltz, O. Gebler, Zügel, Baisch darf der Ernst Meißners beigesellt werden. Für die Feinheit seiner Naturbeobachtung, die Gründlichkeit seines Studiums und sein malerisches Können zeugt sein hier reproduziertes Bild: „Austrieb vom Stall“, auch noch im Holzschnitt (S. unten).

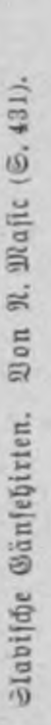
Die Malerei des Wollenviehs der Herde ist es viel



Austrieb aus dem Stalle. Von Ernst Meißner (S. 438).

weniger, was uns auf dem Bilde von E. Bracht „Der Heideschäfer“ (S. 421) interessiert und festhält. Auch nicht dieser Schäfer selbst und seine wachsamen Hunde, trotz der außerordentlichen Wahrheit und Unbefangenheit ihrer Darstellung. Es ist vor allem die Landschaft, diese mit rötlich blühendem Heidekraut bedeckte Berghöhe im warmen Licht der Mittagsonne des klaren blauen wolkenlosen Septembertages, mit dem weiten Fernblick über die Thäler und Hügel, die sich im Sonnendunst flimmernd dort in der Tiefe ausbreiten. Hier wie in allen Gemälden E. Brachts zeigt sich der lebhafte Sinn für die Wahrheit der Natur mit der Größe der Auffassung innig verschmolzen. Auf dieser beruht doch wesentlich die Vornehmheit des Charakters und der Wirkung seiner Bilder. Bekanntlich hat Bracht die Länder des Orients, Aegypten, Syrien, Palästina durch-

wandert und dort vor der Natur eine enorme Menge von Studien gesammelt, welche er später in zahlreichen Bildern dieser Landschaften verwertete. Gerade die Eigentümlichkeit seiner Naturanschauung befähigte ihn vor vielen, den eigentümlich großartigen Stil jener Wüsten- und Gebirgsgegenden am tiefsten zu erfassen und mit ergreifender Macht wiederzuspiegeln. Seit bald zehn Jahren ist der Meister von Karlsruhe nach Berlin übergesiedelt, wo er als Lehrer wie als schaffender Künstler eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Seit dem Jahr 1882 hat er sich mit besonders glänzendem Erfolge der Ausführung großer landschaftlicher Panoramen, oder Rundbilder der Schauplätze großer Schlachten, wie Sedan und Chattanooga für Berlin und Philadelphia gewidmet, Landschaften, in welche die Darstellungen der kriegerischen Aktionen selbst dann von anderen dafür berufenen Kollegen hineingemalt wurden. —



Slavische Gänsehirten. Von R. Masse (S. 431).

Wie Bracht, haben auch C. Gussow, E. Hildebrand u. a. in derselben Zeit ihre Stellungen an der Kunstschule zu Karlsruhe aufgegeben, um das Leben und Arbeiten in der kleinen süddeutschen Residenz mit dem in der großen Reichshauptstadt zu vertauschen. Aber erstere ist darum noch keineswegs völlig verwaist an tüchtigen Künstlern. Ein Bild unserer Sammlung ist die Schöpfung eines frischen glücklichen Talents, F. Kallmorgen, das der Karlsruher Künstlerschaft angehört und treu geblieben ist. Er malt die Landschaft und die Architektur mit so vielem Natursinn und Geschick, und studiert beide mit so viel Liebe und Verständnis, wie die Menschen, die sich im Felde und in den Gassen bewegen. Das wiedergegebene Bild ist eine muntere Humoreske: „Botanisches Mißgeschick“ (S. 419). Kein Ding dieser Welt hat für zwei verschiedene Geschöpfe genau den gleichen Wert. Jedem bedeutet dasselbe etwas anderes. Die Wissenschaft ist dem einen „die hohe herrliche Göttin“, dem anderen — „eine melkende Kuh, die ihn mit Butter versorgt“. Die „seltenen“, auf dürren Dünensandhügeln glücklich gefundenen und in der Botanisierbüchse geborgenen Pflanzen, welchen der gelehrte Botaniker, der sie pflückte, daheim eine gründliche Untersuchung zu widmen gedachte, dünken den Hasen, die sich über die im geöffneten Blechgefäß am Boden sichtbar werdenden hermachen, als ein ganz annehmbares Grünfutter. Sie verzehren mit Behagen, in ungestörter Ruhe diese Kinder des Pflanzenreichs, welche er hier aufgespürt und eingesammelt hat, da ein neuer Fund, welchen er eben durch die Lupe prüft, ihn sorglos seines bereits erworbenen und vermeintlich in der Blechtrommel gesicherten Schatzes völlig vergessen läßt.

Seine Tüchtigkeit als Architekturmaler bewies derselbe Künstler in verschiedenen in den Heften dieser Zeitschrift veröffentlichten Artikeln, so daß es heute

keiner besonderen Probe bedarf, um so mehr als auch in der Folge wieder mehrere Beiträge des Künstlers zur Veröffentlichung an dieser Stelle vorgesehen sind.

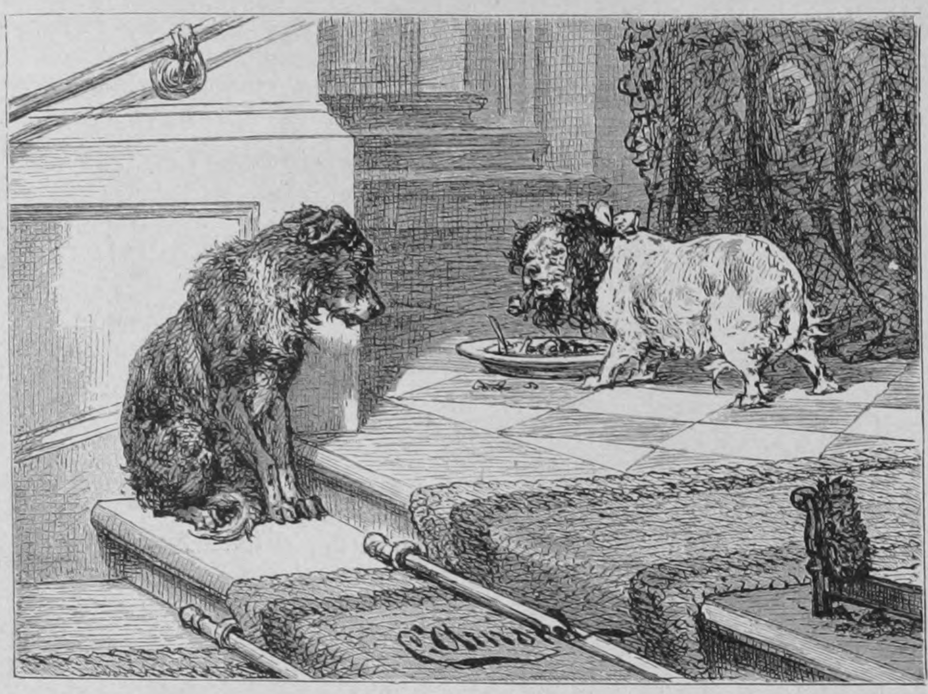
Dem Willen des regierenden kunstfreundlichen Landesfürsten verdankt, wie die Karlsruher Kunstschule, auch die Weimarische, ihre Entstehung. In den circa



Ramsdalsfjord. Von Oesterley (S. 449)

30 Jahren, die seit ihrer Begründung durch den Großherzog Karl Alexander verflossen sind, haben hochbegabte und berühmte Meister als Lehrer an ihr gewirkt, ist manches große Talent durch sie herangebildet worden, sind viel bedeutende und eigenartige Werke der Malerei aus ihren Ateliers hervorgegangen. Freilich hat kaum einer jener dort hinberufen gewesenen Künstler dauernd daselbst Wurzel geschlagen: Böcklin, Rein-

hold Begas (mit dem 1861—63 der vergebliche Versuch der Gründung auch einer Weimarischen Bildhauerschule gemacht wurde), Pauwels, Thumann, Max Schmidt, Plockhorst, Verlat, Struys, Graf Kalkreuth d. ä., Graf Harrach, v. Ramberg, Gussow, Döpler, nicht einer von ihnen allen, die einst der Stadt Goethes und Schillers den neuen frischen Glanz



Brotneid. Von Arnold (S. 449).



Endlich erreicht! Von Arnold (S. 449).

und Ruhm einer Pflegstätte echt moderner Kunst gaben, ist in derselben seßhaft geworden. — Einer der wenigen, die bereits seit zwei Jahrzehnten dort in der freundlichen Residenz an der Ilm ausharren und ihre Bilder von dort aus in die großen Kunststädte senden, ist Otto Piltz, der originelle Dorfgeschichtenmaler. Mit dieser Bezeichnung verbindet sich meist die Vorstellung von einer mehr sentimental und romantisch gefärbten, als wahrhaft charakteristischen und aufrichtigen Auffassung und Darstellung des Landvolks. Die Bilder von O. Piltz aber halten sich durchaus frei von jedem derartigen Anflug. Vor der Schilderung auch des Häßlichen und Kümmerlichen in der Erscheinung der Dorfbewohner, der geschmacklosen Trachten, der grellbunten Färbungen derselben scheute er nie zurück. Aber trotzdem versteht er es meist sehr gut, solche Buntheiten zu versöhnen und zu einem kräftigen und harmonischen Gesamtton zu verschmelzen. In seinen Gestalten der Bauern und Bäuerinnen wie der Dorfkinder aber erfreut das Streben und Ringen nach rückhaltloser Wahrheit der Schilderung auch da, wo diese Wahrheit an sich keine besonders anmutige und reizende ist. Das hier reproduzierte Bild von Piltz: „Vor der Hausthür“ (S. 423) ist ein bezeichnendes Beispiel dieser seiner Art, die

Natur zu sehen, zu beobachten und das Beobachtete als malerisches Kunstwerk zu gestalten.

Einer der feinsten und liebevollsten Beobachter der Natur, ganz speciell der seiner thüringischen Heimat, ihrer Landschaft wie ihrer Menschen, war K. Ziermann in Weimar, den ein früher Tod vor wenigen Jahren dahinraffte. Die Kleinbürger der kleinen Städtchen des Landes, die Förster, die Vogelsteller und Holzfäller im Walde, die Hausierer, die botanisierenden Gelehrten auf dem Spaziergange und der Suche, in ihrem Aussehen und Verhalten und ebenso die Waldstücke und sonstige landschaftliche Schauplätze des Thuns und Treibens solcher Figuren, hat Ziermann in den von ihm gemalten Bildern mit einer Genauigkeit, einer Delikatesse, einer Wahrheit und Durchführung bis ins feinste Detail hinein geschildert, die nicht zu überbieten sind. Auch in dem hier mitgeteilten Holzschnitt eines dieser echt thüringischen Genrebilder „Nasses Kraut“ (S. 430) wird man



Fechtunterricht. Von G Hackl (S. 434).

diese rühmlichen Eigenschaften und auch den stillen, behaglichen, freundlichen Humor erkennen, welche den Verstorbenen auszeichneten. —

Die humoristisch wirkenden, komischen Figuren aufzusuchen und im Bilde zu verwenden, dazu haben sich Künstler aller Schulen in Deutschland immer wieder getrieben gefühlt. Ebensowenig wie die drolligen Käuze und Situationen in der Wirklichkeit, sterben die Maler aus, welche an deren Darstellung ihre Freude haben, noch das Publikum, welchem sie damit herzliches Vergnügen bereiten. Am grünen Rhein und an der Spree gedeiht der Humor im Leben und in der Malerei so gut wie an der Isar und an der Ilm. F. Hiddemann ist einer aus jener Düsseldorfer Malergruppe, welche das lustige Genre mit besonderer Vorliebe und gutem Erfolg kultivieren. Der „Postillon d'amour“ (S. 431) auf unserem Bilde, der alte Landpostbote, welcher der schmucken jungen Köchin oder Wirtschafterin das ersehnte und beglückende Briefchen von dem herzallerliebsten Schatz gebracht hat, und von ihr für den damit gewährten Liebesdienst mit einem kleinen feurigen und einem großen schäumenden, erquickend kühlen Trunk in schattiger Rebenlaube am Rande des Hofgärtchens belohnt wird — er ist eine dem Leben abgelauschte Charakterfigur von köstlicher und belustigender Wahrheit. Wie schlau und verständnisinnig blickt er aus den halb zugedrückten Augen in das vom Reflex des sonnenbeschienenen Briefpapiers erhellte, von der Freude verklärte hübsche Gesichtchen der Leserin, der Adressatin schöner Botschaft! Wie ist diese mit ganzer Seele bei der Lektüre des beschriebenen Blattes in ihren Händen! Welche heitere, sonnige Sommervormittagsstille und

warme Behaglichkeit in der ganzen Scene! — Die große blühende Düsseldorfer Landschafterschule ist in unserer hier veröffentlichten Sammlung nur durch ein Bild vertreten: Otto Strützels „Im Herbst" (S. 427). Der Name dieses trefflichen Künstlers gehört nicht einmal zu den bekanntesten. Er hat die Kunstausstellungen meist nur sparsam beschickt. In Berlin trat er meines Wissens zuerst 1881 und zwar mit drei Bildern auf. Die deutsche Kunst- und Gewerbeausstellung zu Düsseldorf 1880 hatte er noch ebensowenig beschickt, wie die inter-



Der Einsiedler. Von Spitzweg (S. 434).

nationale zu München 1879. Auch der Holzschnitt schon läßt es erkennen, daß dieser Landschafter ein treuer und gelehriger Schüler der großen Meisterin aller Meister, der Natur ist, daß ihm der Blick für deren intimes Leben, für die feineren und leiseren Aeußerungen und Erscheinungen desselben erschlossen ist, und daß er sie auch dann, wenn sie sich ihres heiteren, sommerlichen Schmuckes entkleidet zeigt, in all ihrem unverlierbaren zarten Reiz zu schildern versteht, womit Herbstsonne und Herbstduft auch die entlaubte Landschaft noch umweben. —

Die moderne Landschaftsmalerei sucht, im Gegensatz zu der der früheren Periode, ihre Aufgaben und ihr Heil viel mehr in solchen intimen, stimmungsvollen Darstellungen eines beliebigen, jeder formalen Schönheit ledigen Naturausschnittes, als in Bildern landschaftlicher Scenerien von idealer Anmut, Grazie der

Formen und Linien, oder von erhabener übermächtiger Großartigkeit und Mächtigkeit der Gebirgsbildungen.

Unter den deutschen Malern aber, welche auch heute noch immer gerade in der Schilderung solcher gewaltiger und grandioser Naturbilder ihre höchste künstlerische Befriedigung finden, steht der jüngere Oesterley in Hamburg in erster Reihe. Die wilderhabene Gebirgsnatur Norwegens mit ihren tief einschneidenden, von ungeheuren felsigen, schnee- und eisgekrönten Bergkolossen umhegten Fjorden, in dem ergreifenden Ernst und der strengen Hoheit ihres landschaftlichen Charakters, gab ihm die Motive zu Bildern von ungewöhnlicher Größe und Kühnheit der Auffassung und Darstellung und entsprechender Macht der Wirkung. Unser Holzschnitt (S. 441) gibt eines derselben wieder; ein Bild des Ramsdalfjords im Licht und Duft der nordischen Mittagssonne, deren Glanz von der gekräuselten Wasserfläche der Meeresbucht blendend zurückgestrahlt wird, auf dem ewigen Eis und Schnee der höchsten Spitzen und Grate leuchtet, und die Luft über diesen Höhen mit ihrer goldigen Flut durchtränkt. Was den Hochgebirgsmalern so selten gelingt, den Eindruck des Ungeheuern der Masse hervorzubringen, das ist hier in ganz eminenter Weise erreicht. —

An Werken von Berliner Künstlern ist unsere Mappe heute verhältnismäßig am ärmsten. Zwei Hundebilder von Karl Arnold, dem Humoristen unter den deutschen Tiermalern — das ist alles (S. 433). Man kann diesem Künstler nicht nachsagen, daß er seinen Tieren Gefühlsregungen und Arten des Gesichtsausdruckes andichte, deren sie in Wirklichkeit etwa nicht fähig wären. Der Neid und die Treue sind zwei Eigenschaften, sind ein Laster und eine Tugend, die im Hunde — neben noch einigen anderen — nicht minder stark entwickelt sind als bei seinem Herrn und Freunde, dem Menschen.

In der energischen Aeußerung beider Gemütsqualitäten sind die Hunde auf diesen Bildern Arnolds dargestellt. Der Arme und Hungrige beneidet dem Wohlsituierten sein reichliches, mühelos erworbenes Futter, und dieser knurrt und kläfft den „Lumpen“, dessen Gegenwart und Anblick ihn bei der Mahlzeit stört und geniert, an, gleichviel ob beide auf zwei oder auf vier Füßen über diese unvollkommene Erde wandeln. Die Treue und der Instinkt der Liebe, welche den Hund auf dem anderen Bilde den unmöglich scheinenden Felspfad zum Kerkerfenster seines gefangenen Herrn finden und erklimmen lassen, sind schon etwas seltener bei den Angehörigen beider Säugetiergattungen Canis und Homo. Aber doch noch seltener dürfte einem gefangenen Menschen die Schicksalsgunst gewährt sein, in einer so bequem zur Flucht gelegenen Kerkerzelle und hinter so schlecht verwahrten und schlecht bewachten Gitterfenstern eingeschlossen zu werden, wie dieser endlich erreichte „Herr“ des trefflichsten, treuesten und zärtlichsten aller Hunde auf Arnolds zweitem Bilde.

Trauerbäume.

Von

Carus Sterne.

Unter den Menschen, die zur innerlichen Betrachtung der Natur angelegt sind, werden nur wenige dem elegischen Eindrucke widerstehen können, den eine über einen Grabstein gebeugte Traueresche oder eine Gruppe von Hängeweiden am stillen Weiher hervorruft. Die blühende Lindenallee, welche uns mit ihrem Vogelgezwitscher dahin geleitete, mag uns noch so heiter gestimmt haben; hier plötzlich möchten wir den lustigen Vogelstimmen Schweigen gebieten, und höchstens dem schwermütigen Flötenliede einer Amsel oder der Nachtigall lauschen. Und doch sind diese Bäume so lebendig, so frisch belaubt wie irgend welche, — die abwärts deutende Richtung der Zweige ist es somit allein, welche unserer Stimmung eine so ernste Wendung gibt. Gerade bei einem Baume muß uns das so unwiderstehlich ergreifen, weil dessen bloßer Begriff schon ein In-die-Höhe-sprossen, ein lustiges Wachsen hoch in die blaue Luft hinein einschließt. Man braucht nicht gleich an die schlanke Palme zu erinnern, die wie ein Pfeil aufgeschossen, sich im Aether wiegt, als wolle sie sich ganz von dem mütterlichen Boden losreißen, unsere Laub- und Nadelwälder, in denen sich ein Wipfel über den anderen emporhebt, um mit allen Zweigen und Aesten Luft und Licht zu suchen, geben ebenso sprechende Bilder üppigen Lebens und hoffnungsvollen Strebertums.

Gewiß, es ist ein sprechender Gegensatz zu diesem allgemeinen Begriffe des Baumes, wenn dessen sämtliche Zweige statt kühn aufwärts zu streben, mutlos herabhängen, als drückte sie das Gebot nieder: „Du sollst wieder zu Erde werden, aus der du entsprossen!“ Indessen ist das Gefühl, welches dieser Anblick hervorruft, doch ein sehr zusammengesetztes und das Hängen an sich ruft es nicht hervor. Pflanzen, deren Aeste sich stets nach abwärts biegen, wie z. B. der Bocksdorn unserer Dorfhecken (Lycium barbarum) oder der Brombeerstrauch, oder der Schlangenkaktus, sind kaum imstande, einen ähnlichen Eindruck hervorzubringen, ebensowenig wie die herabwehenden Ranken einer Schlingpflanze, oder die senkrecht herabsteigenden Luftwurzeln tropischer Feigenbäume, Pandanen oder Farne. Nur wenn das Gewächs gleichsam eine Ausnahme macht von seiner ganzen Sippschaft, wie das bekannte überhängende Hiobs- oder Thränengras (Coix lacryma) unserer Blumentische, oder wenn eine hängende Blume nicht von ihrer natürlichen Schwere herabgezogen erscheint, wie die Narzisse mit ihrer entschiedenen Abwärtswendung, trotz des robusten aufwärtsstrebenden Schaftes, so erhalten wir gleichsam das Gefühl eines bewußten, absichtlichen Niederblickens, einer empfundenen Trauer. Als die Proserpina Narzissen pflückte, wurde sie hinabgerissen in die Unterwelt, und so verkörperte die griechische Mythe

in dem schönen Jüngling Narkissos, der immerfort abwärts in die Quelle blickte und endlich dem unsichtbaren Zuge in die Tiefe folgen mußte, denselben Gedanken, der uns in den Trauerbäumen so sympathisch entgegentritt. In den Bäumen freilich ist er stärker ausgedrückt, da hier das vorhergehende Aufwärtsstreben des Stammes den Eindruck erhöht, und das Hinabwenden des frischen grünenden Zweiges zu einem Symbol macht, ebenso verständlich, wie die umgekehrte Fackel des Todesgenius der griechischen Kunst. Dazu kommt, daß nicht alle Weiden, nicht alle Eschen, nicht alle Birken und nicht alle Rosen die Zweige hängen lassen, wodurch die Abart einen Anschein von individuellem Mitgefühl erhält, in welchem wir unseren eigenen Schmerz verkörpert denken, wenn wir sie an ein Grab pflanzen.

Die mehr oder minder scharf ausgeprägte Richtung nach abwärts, welche die Zweige bei den verschiedenen Baumarten einschlagen, ist geeignet, den einfachen Ausdruck der Wehmut mannigfach zu nuancieren. Während die im elegantesten Wellenschwunge herabragenden Wedel der Palmen und Farnbäume nur eine leicht träumerische, die jungen Heidebirken mit wenig überneigenden Zweigen eine sanft elegische Stimmung hervorrufen, kommt es bei der Hängebirke wie bei der Trauerweide zum Ausdruck rührender Klage und bei der Traueresche mit ihren energisch herabgebeugten Zweigen zum förmlichen Schmerzensschrei.

Nur wenigen Bäumen ist diese Tracht von Natur eigen. Zu ihnen gehören die Arten des Kasuarbaums (Casuarina) mit grünen, rutenförmigen schafthalmähnlichen Zweigen ohne Blätter, welche die Neuseeländer, wie Forster erzählt, an die Gräber ihrer Toten pflanzen, zum Beweise wie weitverbreitet und echt menschlich diese Symbolisierung unserer Gefühle und Uebertragung auf eine Pflanze ist. Unter unseren einheimischen Bäumen steht diese Tracht wohl unserer Weißbirke (Betula alba) am natürlichsten. In seiner Jugend zeigt dieser harte, nordische Baum nur einen leichten Anflug jener Schwermut, die er so unverkennbar zur Schau trägt, wenn er das Mannesalter erreicht hat. Sodann haben sich die schlanken Zweige meist so weit verlängert, daß sie von dem eigenen Gewicht, auch im Winter, wenn sie keine Blätter oder Blüten tragen, tief herabgezogen werden. Wie melancholisch erscheint er alsdann auf der öden Heide, über versinkenden Heldengräbern oder auf dem Wartturm der zerbröckelnden Ruine! So wird er dem polnischen Dichter (Adam Mickiewicz), der den Verfall seines Vaterlandes beklagt, zum Symbol seiner patriotischen Empfindungen:

> Ist sie nicht schöner unsre bescheidene Birke,
> Die — einer Bäurin gleich, wenn sie den Sohn beweint,
> Oder die Witwe den Mann, die Hände ringt, ihre Zöpfe
> Stromwärts über die Achsel läßt zur Erde fluten, —
> Stumm vor Schmerzen wie schluchzend dasteht?

Mehrere unserer einheimischen Weiden neigen ebenfalls wegen der Schlankheit ihrer rutenförmigen Zweige dazu, Trauerformen zu bilden, namentlich die Sahl- und Dotterweide und in der Volksdichtung ist ihr ein elegischer Charakter verliehen worden, der sie zum Symbol der Verzweiflung, der unglücklichen Liebe und des Selbstmordes durch Aufhängen oder Ertränken machte. So erhing sich Judas der Sage nach an einem Weidenbaum, so sinkt Ophelia von einem Weidenzweige ins Wasser, so singt Desdemona das ahnungsvolle Lied von der Weide, und unglücklich Liebenden wurde der Weidenkranz zugesprochen. Es war wohl eine Folge dieser germanischen Auffassung des Weidentypus, daß Luther in seiner Bibelübersetzung den Baum an den Ufern des Euphrat, an welchen die zu Babylon gefangenen Juden die Harfen hingen, mit denen sie ihre Klagelieder begleitet hatten (137. Psalm), für eine Weide hielt. Unter dem im Hebräischen mit dem Namen Garab bezeichneten Baum ist aber eine Pappelart (Populus euphratica) zu verstehen, die allerdings in ihrer Jugend weidenartige Belaubung zeigt, wie dies Ainsworth und Seetzen nachgewiesen haben. Wie nun aber ein Irrtum den anderen erzeugt, wurde dadurch wiederum Linné veranlaßt, die Trauerweide, eine in den letzten Jahrhunderten aus dem Orient zu uns gekommene Weidenart mit senkrecht herabhängenden Zweigen, Salix babylonica zu taufen.

Ueber die eigentliche Heimat und die Einführung der Trauerweide in unsere Gärten hat sich ein förmlicher Mythenkreis angesponnen, der den besten Beweis liefert, ein wie großes Interesse man dem schönen Baume bei uns entgegenbrachte. Eine sehr verbreitete Sage berichtet, daß der englische Dichter Pope, einer der ersten Propheten des sogenannten englischen Gartenstils, in dem Parke seines Landsitzes zu Twickenham unweit London, den er für den Ertrag seiner Homerübersetzung gekauft hatte, die erste Trauerweide in England angepflanzt habe, von welcher alle übrigen Trauerweiden Europas Abkömmlinge seien. Er wäre bei der Lady Suffolk zu Besuche gewesen, als diese aus der Türkei ein Geschenk in einem Weidenkörbchen erhalten, dessen Ruten ihm noch lebenskräftig erscheinen wollten. Der Kuriosität halber habe der Dichter einige Stecklinge in seinem Parke, den er sein bestes Werk nannte, eingepflanzt, von denen einer zu einem schönen Baum erwuchs. Nach einem anderen Berichte wäre der Steckling aber bereits von dem Vorbesitzer des Parkes, einem Kaufmann Vernon, aus Aleppo mitgebracht und eingepflanzt worden. Wie dem auch sei, jedenfalls gelangte die Trauerweide von Twickenham nachmals zu einer großen Berühmtheit und es entstand eine förmliche Wallfahrt der Popebewunderer und Gartenfreunde zu ihm, so daß ein späterer Besitzer des Parkes, dem der Zulauf der Besucher lästig wurde, die Popesche Trauerweide unbarmherzig niederhauen ließ.

Jacques Delille, der diesen Baum in seinem Gartengedicht gefeiert hat, schildert ihn indessen als bereits damals sehr hinfällig und wollte auch den Ruhm, die erste Trauerweide nach Europa gebracht zu haben, seinem berühmten Landsmann Tournefort zuschreiben. In der That schildert Tournefort in seiner Orientreise die Trauerweide als Salix orientalis „mit schön herabhängenden Zweigen“, allein daß er sie lebend mitgebracht habe, ist unerwiesen. Vielmehr

scheint aus Nachrichten, die dem berühmten botanischen Garten zu Kew über diese Frage zu Gebote stehen, hervorzugehen, daß die Trauerweide bereits um 1692 in englischen Gärten angepflanzt gewesen ist.

Ebenso schwankend wie die Nachrichten über die Einführung des berühmten Baumes, sind diejenigen über seine Heimat. Wie nach Tournefort auch neuere Reisenden bestätigt haben, findet sich die Trauerweide vielfach im Oriente angepflanzt, aber man hat sie niemals wild daselbst angetroffen. Es ist daher wahrscheinlich, daß der Baum ebenso, wie nach einigen Autoritäten der gesamte neuere, sogenannte „englische Gartenstil", in welchem er eine so bedeutsame Rolle spielt, aus China oder Japan stammt, wenigstens findet man ihn vielfach auf altchinesischen Gemälden dargestellt. Noch in neuerer Zeit ist aus Japan eine neue Trauerweide durch den berühmten Reisenden Siebold bei uns eingeführt worden, die sogar in ihrer Erscheinung noch schöner ist, unsere Winter besser verträgt und nicht in demselben Maße den Verunstaltungen durch Insekten ausgesetzt ist, wie die ältere Trauerweide. Der bekannte Berliner Dendrologe Karl Koch hat diese bereits ziemlich verbreitete Art Salix elegantissima getauft, während der alten, fälschlich aus Babylon hergeleiteten Trauerweide der richtigere Namen Salix pendula beigelegt wurde.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser letztere Baum der sentimentalen Gartenkunst des vorigen Jahrhunderts wie gerufen kam, um Stimmung zu machen. Man erinnert sich der Einsiedeleien, künstlichen Ruinen, Tempel, Einöden, Grabdenkmäler, Obelisken und sonstigen mit Inschriften versehenen Monumente jener Gärten, die zur stillen Betrachtung und Träumerei aufforderten und wie man in den damaligen Parken die Gemälde von Claude Lorrain und Poussin zu kopieren suchte. Da gaben dann Trauerweiden, die sich über eine steinerne Urne oder eine abgebrochene Säule beugten, oder ihre grünen Aeste kaskadenartig in einen stillen Weiher hinabfließen ließen, um den Zug in die Tiefe noch eindringlicher zu versinnlichen, die packendsten Motive.

Die Trauerweide senket
Die schmachtenden Zweige matt,
Und taucht in die klaren Fluten
Ihr Kühlung lechzendes Blatt,

singt Franz von Gaudy und in der That, die Vereinigung des oberen Bildes mit dem Spiegelbilde, das Umkreisen der sich ins Wasser senkenden Zweige von rudernden Schwänen gibt unvergleichliche Stimmungsbilder für den beschaulichen Gartenfreund. Aus den Parken wanderte die Trauerweide sodann auf die Friedhöfe und durch den Umstand, daß einige Trauerweiden an das Grab Napoleons I. auf St. Helena gepflanzt wurden, verwuchs sie innig mit der napoleonischen Legende. Der eben citierte Dichter, welcher der Trauerweide besonders zugethan war, hat auch diese Bäume besungen:

Fünf gebeugte Trauerweiden senken ihre Zweige weich
Auf des Marmorsteines Decke, auf den Rasen schimmernd bleich
Neigen ihre langhin wehnden Ranken thränenschwer hinab,
Jungfraun mit gelöstem Haar gleich stehn sie um das Kaisergrab.

Als man im Jahre 1840 den Leichnam Napoleons nach Paris überführte, schnitt einer seiner Kammerdiener eine Menge Zweige von den um das Grab stehenden Bäumen und verteilte sie als erwünschte Andenken an die Anhänger des Empires, wobei der Botaniker Delessert zu seinem Erstaunen erkannte, daß es gar nicht die Zweige einer Trauerweide, sondern diejenigen einer echten Akazie (wahrscheinlich Acacia vestita) waren. Man hat danach in neuerer Zeit behaupten wollen, die berühmten Trauerweiden am Grabe Napoleons seien nur ein weiterer mythischer Bestandteil der ganzen Legende und es hätten niemals Trauerweiden auf der Insel Helena existiert. Allein Loudon in seinem Werke über englische Dendrologie hat die Streitfrage genauer studiert und festgestellt, daß der Gouverneur der Insel Beatson bereits 1810 Anpflanzungsversuche mit englischen Gehölzen daselbst angestellt und unter anderen an einer Quelle, die in einem reizenden Thale gelegen war, eine Trauerweide großgezogen hatte, welche Napoleon oft besuchte. Im Jahre 1821, als Napoleon gestorben war, riß ein heftiger Sturm den Baum um, und Madame Bertrand, die treue Pflegerin des Kaisers, machte mit einigen Ruten desselben eine Grabumfriedigung. Die daraus erwachsenen Bäume starben 1828 ab, und wurden durch neue ersetzt, die sich bis 1835 hielten, aber dann ebenfalls eingingen, wahrscheinlich mit infolge der unaufhörlichen Verstümmelungen, welche die zahlreichen Besucher des Grabes vornahmen, weil jeder einen Zweig als Andenken mit nach Hause bringen wollte. Auch die schöne Trauerweide im Hofe des Schlosses Arenenberg am Bodensee soll aus einem solchen Ableger erwachsen sein. Wirklich der Legende gehört aber die Angabe an, daß eine in England entstandene Abart der Trauerweide mit schraubenartig gedrehten Blättern (Salix annularis Forbes = Salix Napoleona Loudon) zuerst am Grabe Napoleons entstanden sei.

Ein Seitenstück der Trauerweide Napoleons ist diejenige Alfred de Mussets auf dem Père Lachaise zu Paris. Auf seinem Marmordenkmal liest man einige Verse aus seinem sogenannten Schwanenliede, in welchem er seinem Wunsche, unter einer Weide zu ruhen, Ausdruck gibt. In Deutschland hat sich die Mode, der auch die Friedhöfe unterworfen sind, in neuerer Zeit mehr den Trauereschen zugewandt, insofern mit Recht, als die langen gefiederten Blätter den Eindruck der Trauer vermehren, und die kräftigen Zweige aussehen, als hätte sie ein Blitz zu Boden geschlagen. Ueberhaupt steht uns, seit die Gärtner ihr Augenmerk darauf gerichtet haben, eine große Mannigfaltigkeit von Trauerformen zu Gebote, denn wir besitzen solche von der Rottanne, Eiche, Buche, Robinie, Vogelkirsche, Rose und vielen anderen Bäumen, sehr schöne auch von der amerikanischen Ulme. Derartige Abarten pflegen zufällig zu entstehen und die Gärtner besitzen nicht das Geheimnis, sie künstlich zu erzeugen. Wenn

hie und da erzählt wird, man erhalte Trauereschen dadurch, daß man eine gewöhnliche Esche umgekehrt, d. h. mit der Wurzel nach oben in die Erde pflanze, so ist dies natürlich eine bloße Gärtnermythe, obwohl es in manchen Fällen gelingen mag, solche umgekehrten Stecklinge zum Weiterwachstum zu bringen.

In dieser Richtung hat in den letzten Jahren der Botaniker Vöchting interessante Versuche angestellt, welche den Beweis geliefert haben, daß die zu Stecklingen geschnittenen Zweigstückchen in ähnlicher Weise polarisch ausfallen, wie die Stücke eines zerbrochenen Stabmagneten. Bringt man beiden Enden des Stecklings unter der Sprossung gleich günstige Bedingungen, indem man z. B. sie mit feuchtem Moos umpackt in einem dunklen Gefäße aufhängt, so treten unabänderlich an dem Ende des Stecklings, welcher ehemals der Wurzel zugewandt war, die Wurzeln, und am entgegengesetzten Ende die jungen Blatttriebe hervor; mag man den Steckling auch wagrecht oder verkehrt senkrecht aufhängen, er läßt sich nicht irre machen. Sehr leicht wurzelnde Zweige, wie z. B. die des Bocksdornes, schlagen allenfalls auch, wenn man sie verkehrt einpflanzt, Wurzeln, aber die jungen Pflanzen gehen immer bald wieder ein. Man ersieht daraus, daß die Schwerkraft und das Licht, welche sonst die regulierenden Kräfte des Pflanzenwachstums sind, auf solche angeerbte Eigentümlichkeiten wenig Einfluß üben. Dies zeigten auch die Versuche, welche Francis Darwin vor einigen Jahren mit Brombeerschößlingen angestellt hat, die von Natur das Vermögen haben, die Zweigspitze wieder im Bogen zur Erde zu wenden, und dort Wurzel zu schlagen. Sie thaten dies nämlich auch, wenn er den Schößling gerade aufrichtete und die Spitze mit feuchtem Moos umwand.

Worauf das Herabhängen der Zweige bei den Trauerformen ursprünglich beruht, hat die Pflanzenphysiologie bisher noch nicht genügend feststellen können. Denn daß es, wie Hofmeister angibt, nur von der Schlankheit der Zweige herrühren soll, ist in einzelnen Fällen, wie bei der Trauéresche, keineswegs einleuchtend. Nach Vöchtings Beobachtungen wachsen die Zweige der Trauerformen eher langsamer als rascher im Vergleiche zu denen der gewöhnlichen Formen, so daß auch nicht eine zu schnelle Verlängerung die Ursache sein kann. Sie richten sich auch von vornherein nach abwärts, und ihre Spitze biegt sich niemals wieder, wie z. B. die der herabhängenden Schlingpflanzenranke, nach oben. Man muß also sagen, daß die Eigenheit der Trauerformen darin besteht, daß ihre Aeste, die den meisten Pflanzen zukommende Eigentümlichkeit, sich im Wachstum von der Erde zu entfernen, nicht besitzen. Gerade so wie einzelne Pflanzen ausnahmsweise dem Lichte in ihrem Wachstum nicht folgen, sondern sich eher von demselben abwenden, so wachsen andere nicht dauernd nach oben, und die Trauerformen gleichen in dieser Beziehung der Mistel, deren Stamm sich nicht nach oben wendet, sondern in der Richtung fortsproßt, in welcher er zufällig hervorgetreten ist, sei es nach unten oder nach oben, nach der einen oder der anderen Seite. Solche Eigentümlichkeiten entstehen nun auch zufällig bei einzelnen Exemplaren von Pflanzenarten, deren Aeste sich sonst energisch nach oben wenden, und diese Eigenschaft läßt sich dann meist nur durch Stecklinge und Pfropfreiser, nicht aber durch Samen fortpflanzen, wenn das Hängen der Zweige nicht, wie bei der Birke, mehr oder weniger allen Individuen zukömmt. Das besondere Verhalten haftet dann aber dem Pfropfreis so beständig an, daß man abwechselnd hängende Esche und gewöhnliche Esche übereinander hat pfropfen können, wobei jede Etage der Krone ihrem eigentümlichen Charakter getreu blieb.

Gewissermaßen einen direkten Gegensatz zu den Trauerformen mit herabhängenden Zweigen bilden die Bäume mit fast senkrecht aufsteigenden, dem Hauptstamm genäherten und eine pyramidale Krone bildenden Zweigen. Diese Pyramidenform ist manchen Bäumen, wie der italienischen Pappel, Cypresse, vielen Lebensbaumarten u. a., von Natur eigen, aber auch bei anderen Bäumen, die gewöhnlich eine breite Krone ausbilden, wie z. B. Eichen, Ulmen, Buchen, Platanen u. a., entstehen gelegentlich solche Pyramidenformen, die sehr dekorativ wirken, und sich leicht durch Stecklinge und Pfropfreiser vermehren lassen. Merkwürdigerweise gilt dieses andere Extrem der Kronenbildung gleichfalls als Trauerform, und wie die Alten ihre Cypressen und die Türken die Pyramidenpappeln, so pflanzen wir ähnlich gestaltete Lebensbäume auf unsere Friedhöfe. Sie sind uns ein Symbol des herben, gefaßten, in sich verschlossenen, männlichen Schmerzes gegenüber der sich ausbreitenden, in Thränen zerfließenden weiblichen Klage, welche die Alten auch in gewissen Harz (statt Thränen) vergießenden Bäumen und Gesträuchen, wie der Myrrhe, und dem Bernsteinbaum sich personifiziert dachten. Bei der Cypresse kommt noch das düstere Grün hinzu, um den ernsten Eindruck zu vermehren, und Dingelstedt sprach die Empfindung der meisten südlichen Völker aus, als er von ihr sang:

In ihrem Schatten schläft sich wohl
Und alle werden drin begraben,
Gleichviel welch Reis sie zum Symbol
Des Lebens einst erkoren haben.

Ein gelöstes Rätsel.

Von

Julius Sturm.

Die junge Rosenknospe schließt
Verhüllt ein süß Geheimnis ein;
Wenn sie der Sonne Strahl erschließt,
Wird es nicht mehr verborgen sein.

So ist dein junges Herz erfüllt
Von Rätseln tief und wunderbar;
Die Lösung, die dir noch verhüllt,
Macht Liebe dir einst offenbar.



Gloomymouth.

Novelle von

A. R. Rangabé.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Griechischen von Johannes Misotakis.

1.



Lord Barley war mündig geworden. Da seine Eltern tot waren, war er in den unbeschränkten Besitz seines Vermögens gelangt, welches eines der bedeutendsten des vereinigten Königreiches war. Als Peer von England hätte er sogleich seinen Sitz in dem Hause der Lords einnehmen können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, seine Freiheit und seinen Reichtum zu benutzen, um sich zuerst ein wenig in der Welt umzusehen.

Aber Lord Barley war sonderlich und launenhaft; wenigstens sagten das seine Landsleute, und er bestärkte sie auch diesmal in ihrer Meinung; denn anstatt mit einer Reise nach Hongkong oder Australien den Anfang zu machen, behauptete er, daß er, ehe er fremde Länder besuche, sein eigenes Vaterland kennen lernen wolle. Erst England, dann Amerika.

Eine weitere Wunderlichkeit von ihm war, daß er sich keinen Platz auf der Eisenbahn nahm, „denn," sagte er, „ich reise, um zu reisen, und nicht, um anzukommen." Er bestieg deshalb sein bestes Pferd und von seinem Groom gefolgt, nahm er seinen Weg nach dem Norden des Landes. So zog er von Stadt zu Stadt und versäumte nicht, alles, was ihm unterwegs in den Sitten und Gebräuchen des Volkes merkwürdig erschien, in seine Schreibtafel einzutragen, denn Lord Barley war ein scharfer Beobachter.

Schon war seine Schreibtafel fast zu einem Buche angeschwollen von all dem Stoffe, welchen ein nur kleines Winkelchen Englands ihm geliefert, als Lord Barley sich von Durham nach Newcastle begab, um die Piktenmauer zu besichtigen, und dann Schottland von Osten nach Westen zu durchziehen. Während er durch ein hübsches Thal ritt, sah er vor sich einen Wagen, der, aus einem Seitenwege kommend, dieselbe Straße einschlug, welche er verfolgte. In dem Wagen saßen zwei Damen. Nach einer Viertelstunde wurde Lord Barley indessen des steten Anblickes der Hinterräder jenes Wagens müde, vielleicht trieb ihn auch die Neugier, die Tochter des Müßigganges, an, daß er seinem Pferde die Sporen gab und im Galopp an dem Wagen vorübersauste; jedoch im Vorbeireiten vergaß er nicht, einen Blick in das Innere desselben zu werfen.

Die eine der Damen schien ihm noch in den besten Jahren, die andere sehr jung und auf den ersten Blick schön, sehr schön, wenn dieser erste Blick ihn nicht getäuscht hatte.

Diese Begegnung schien ihm wichtig genug, eine Zeile unter seinen Reisenotizen zu füllen. Aber um die Schreibtafel aus seinem Busen zu ziehen und mit Bleistift die wichtige Bemerkung niederzuschreiben, mußte er den Schritt seines Pferdes mäßigen, und so kam es, daß in wenigen Minuten der Wagen ihn einholte und an ihm vorbeifuhr.

Da jedoch der Wagen sich nicht zu schnell fortbewegte, hatte Lord Barley länger Zeit, einen Blick in das Innere desselben zu thun und zwei Dinge wahrzunehmen. Erstens, daß die junge Dame schön war, wie Künstler und Dichter die Schönheit träumen, die wie ein Lächeln des Sonnenstrahles erscheint, und zweitens, daß die junge Dame die Augen niederschlug, als ihr Blick dem seinen begegnete, und daß ihre Wangen erröteten wie zwei Anemonen, denn auch Lord Barley war ein schöner junger Mann von vornehmem Aeußeren.

So blieb er wieder hinter dem Wagen zurück, aber dessen Anblick langweilte ihn nicht mehr, denn schon begann seine Einbildungskraft zu arbeiten und das Fuhrwerk auszuschmücken. Ja, die Augen seines Geistes waren dermaßen von dem vor ihm herrollenden Schauspiele in Anspruch genommen, daß er schon an zwei Kirchen und drei Landgütern vorbeigeritten war, ohne von seiner Schreibtafel Gebrauch gemacht zu haben.

Nach etwa einer Stunde hielt der Wagen, vielleicht um die Pferde verschnaufen zu lassen, vielleicht aus einem anderen Grunde. Aber Lord Barley hatte keinen Grund, sich aufzuhalten, er hielt es selbst nicht für nötig noch schicklich, seine Bewegungen nach denen eines fremden Wagens einzurichten; er war deshalb gezwungen, von neuem vorbeizureiten.

Aber als er sich den beiden Damen gegenüber sah, fühlte er seinen Mut schwinden und anstatt sie wie vorher dreist anzusehen, wagte er nicht den Blick zu erheben, und unwillkürlich, in seiner Verwirrung die beiden Damen, welche schon seit einer Stunde alle seine Gedanken in Anspruch genommen, für alte Bekannte haltend, griff er grüßend an seinen Hut, was nach englischer Sitte ein großer Verstoß gegen die gesell-

schaftlichen Formen ist, denn kein Gentleman darf eine Dame zuerst grüßen, wenn er nicht schon länger und näher mit ihr bekannt ist.

Die Damen im Wagen erwiderten seinen Gruß, und Lord Barley konnte nicht entscheiden, ob es nicht ein blitzschnelles Lächeln oder nur ein Spiel seiner Einbildungskraft war, das über die Korallenlippen des schönen Mädchens huschte. Aber er fühlte sein Herz schneller klopfen, als er nach einigen Minuten hörte, wie der Wagen sich wieder in Bewegung setzte und mit jedem Schritte die Entfernung zwischen demselben und ihm sich verringerte.

Sein erster Gedanke war, sein Pferd anzutreiben, um vorzureiten und so eine vierte Begegnung zu vermeiden. Aber er sah bald die Lächerlichkeit eines solchen Benehmens ein. Warum sollte er die Flucht vor zwei unbekannten Damen ergreifen, bloß weil die eine ihm schön erschien? Er ritt auf der öffentlichen Heerstraße in dem Schritte dahin, an welchen sein Pferd gewöhnt war, und dazu hatte er sein volles Recht. Wenn ein Wagen ihn überholte, war das seine Schuld? So denkend ritt er ruhig weiter und ließ den Wagen näher kommen.

Die Damen grüßten zuerst und Lord Barley dankte mit einer tiefen Verbeugung. Nachdem sie vorüber waren, mäßigte er den Schritt seines Pferdes und blieb hinter ihnen zurück.

Er war sehr neugierig, zu erfahren, wer sie seien, woher sie kamen und warum sie nicht mit der Eisenbahn reisten. Daß sie einer angesehenen Familie angehörten, nahm er als unbestreitbar an, obgleich er an dem Wagenschlage kein Wappen bemerkt hatte.

Daß sie zu Wagen reisten, schrieb er ihrem guten Geschmacke und dem Wunsche zu, die Reize der Natur zu genießen, welche für diejenigen, die auf der Eisenbahn dahinfliegen, sich nur wie ein formloser Schatten, ein wirres Durcheinander oder wie das Inhaltsverzeichnis einer Gedichtsammlung darstellen.

Aber er hoffte seine Wißbegier befriedigen zu können, wenn er bei seiner Ankunft in Newcastle am Abend den beiden Damen, wie er für sicher annahm, im ersten Hotel dieser Stadt wieder begegnen würde.

Während er diesen Gedanken nachhing, sah er plötzlich, als er aufblickte, wie der Wagen links vom Wege abbog. Das war gegen seine Berechnung; er beschleunigte den Gang seines Pferdes und erreichte bald eine kleine Schenke, die gerade da stand, wo der Weg sich teilte. Dort hielt er an und forderte ein Glas Bier.

„Wohin führen diese Wege?“ fragte er den Wirt, als er ihm das Glas mit dem schäumenden Tranke aus der Hand nahm.

„Dieser, hier geradeaus,“ erwiderte der Wirt, „führt nach Gales-Air und über den Fluß nach Newcastle. Der Weg links teilt sich nach einer halben Stunde, und der eine, der obere vorlängs des Flusses, führt nach Kerbridge, der untere nach den Kohlenbergwerken von Gloomymouth.“

„Es unterliegt keinem Zweifel,“ dachte Lord Barley, während er sein Bier austrank, „die Damen gehen nach Kerbridge, während mein Reiseziel Newcastle ist. Ich möchte nur zu gern wissen, wer sie sind. Muß ich denn gerade nach Newcastle? Ich bin doch nicht von London abgereist, Newcastle allein zu sehen. Nein, ich wollte England kennen lernen, und liegt Kerbridge nicht in England?“

Auf diesen unumstößlichen Grund hin, daß Kerbridge in England liege, wendete Lord Barley sein Pferd und ritt in westlicher Richtung weiter.

Er war zwar nicht ganz ohne Bedenklichkeiten, ob es wohl schicklich sei, in dieser Weise einem Wagen zu folgen und was die Damen dazu sagen würden. Aber was konnten sie eigentlich sagen, ritt er denn nicht auf einer öffentlichen Landstraße? Ja, wenn der Weg ihnen allein gehört hätte. Außerdem waren sie ihm und er nicht ihnen begegnet. Konnte er dafür, daß auch sie nach Kerbridge wollten wie er.

Während er diese Betrachtungen anstellte, hatte das Pferd Lord Barleys eine langsamere Gangart angeschlagen, während der Wagen, als habe er Flügel, sich immer weiter entfernte; indessen verlor er denselben nicht aus dem Gesichte.

Was er fast befürchtet hatte, traf ein. Anstatt dem Ufer des Flusses entlang zu fahren, wendete sich plötzlich der Wagen nach links dem Walde zu.

Die Reisenden gingen also weder nach Kerbridge, noch nach Newcastle, sondern nach den Kohlengruben von Gloomymouth. Welch eine seltsame Laune! Aber vielleicht wollten sie die Frau des Direktors dort besuchen, vielleicht waren sie gar die Besitzerinnen der Gruben.

Seine Ungewißheit hatte einen solchen Höhepunkt erreicht, daß er sein Pferd anhielt. Welchen Vorwand hatte er, die Kohlengruben zu besuchen? Er kannte dort niemand, er hatte nichts dort zu thun. Würde es nicht klar zu Tage treten, daß er nur den beiden reisenden Damen gefolgt war? Und schon zog er den Zügel an, um umzukehren.

2.

Aber noch ehe er seinen Vorsatz ausführte, erhoben sich ganz entgegengesetzte Gedanken in seiner schwankenden Seele. „Kohlengruben,“ sagte er. „Aber sind die Kohlengruben nicht eben so sehenswürdig wie die Piktenmauer? Spricht man nicht im Oberhause stets von dem furchtbaren Dasein jener unglücklichen kleinen Kinder, die in diesen dunklen Höhlen von ihren elenden und geldgierigen Eltern eingesperrt werden und aus Mangel an Luft und Licht dahinsiechen? Welch wichtigeren Zweck meiner Reise könnte ich wohl haben? Was wäre wohl menschlicher, als sich mit eigenen Augen von dem Schicksale jener unglücklichen Wesen zu überzeugen und aus eigener Sachkenntnis ein wenig zur Verbesserung ihres Loses beizutragen?“

Jetzt wunderte er sich, daß er nicht gleich von Anfang an diese Idee gehabt, und die Gruben von Gloomymouth nicht zu besuchen, erschien ihm schon als ein wahres Verbrechen. Infolgedessen ließ er die Zügel wieder fallen, und ritt weiter. Der Weg führte durch den Wald, in welchem der Wagen längst schon entschwunden war.

Nach einer Stunde hatte er den Saum des Waldes erreicht und erblickte vor sich ein großes Haus von gutem Ansehen, die Wohnung des Direktors der Kohlenwerke von Gloomymouth. Im Vorbeireiten erblickte er im Hofe den bekannten Wagen. Die Pferde waren ausgespannt; dies verursachte ihm nicht geringes Mißvergnügen; denn er nahm an, daß seine Reisegefährtinnen, anstatt in einem Gasthause in der Nachbarschaft, hier abgestiegen seien als Gäste der Dame des Hauses, und er so um das Vergnügen gekommen, die Nacht mit ihnen unter einem Dache zubringen zu können.

Er selbst hatte weder ein Recht noch einen Grund, sich in dem Hause einzuführen, und so begann er schon zu fürchten, daß das einzige Ergebnis seines Besuches jenes Ortes eine Bereicherung seiner Kenntnisse in Bezug auf die Lage der Grubenarbeiter sein werde, und indem er schon im Geiste die Rede arbeitete, welche er bei den nächsten Parlamentssitzungen zum Wohle der leidenden Menschheit halten und auf eine der Wunden derselben hinweisen wollte, auf welche die Vorsehung selbst seinen Finger gelegt zu haben schien, setzte er seinen Weg fort.

In einiger Entfernung von dem großen Hause erhoben sich in der Ebene, unregelmäßig und zerstreut, eine Anzahl ärmlicher mit Stroh bedeckter Hütten inmitten hoch aufgetürmter Kohlenhaufen.

Zwischen den Hütten und den Kohlenhaufen bewegten sich elende, halbnackte menschliche Gestalten jeden Alters und Geschlechtes. Die einen schoben in Handkarren das schwarze Mineral vor sich her, während andere, unter der Last fast bis zur Erde niedergebeugt, es auf dem Rücken herbeischleppten.

Vor jeder der Hütten befand sich eine dunkle brunnenartige Oeffnung, aus der von Zeit zu Zeit eine blasse, magere, gebeugte Gestalt emportauchte, gleich einem Toten, welcher dem Grabe entstiegen, während wieder andere in der Tiefe verschwanden, als habe die Erde sie verschluckt.

An der ersten Hütte angekommen, stieg Lord Barley vom Pferde und überließ dasselbe seinem Groom.

Vor ihm stand ein häßliches Weib, dessen knochiger Körper nur mit elenden Lumpen bedeckt war. Ihr Haar hing unordentlich und ungekämmt herab, und ihr von Kohlenstaub geschwärztes Gesicht gab ihr das Ansehen eines höllischen Geistes. Mit beiden Händen drehte sie eine Welle, die über der Brunnenöffnung angebracht war, als schöpfe sie Wasser.

„Gute Frau," sagte der Lord, „ich wünsche die Gruben zu besichtigen; wollen Sie mich zum Eingang derselben führen?"

„Ha," erwiderte sie, „ziehen, ziehen, den ganzen Tag nur immer jene Satanssaat heraufziehen; möchte die Erde sie verschlingen! Und am Abend wirft man euch ein Stück schwarzes Brot und zwei verfaulte Kartoffeln hin! Vom Arbeiten klebt die Haut an meinen Knochen und ich habe nicht einen Lumpen, um meine Kinder damit zu bedecken, die vor Kälte zittern und zu Hause vor Hunger heulen. Als ob wir nicht genug für den Direktor arbeiteten, müssen wir jetzt auch noch für andere arbeiten," und dabei stieß sie eine rohe Schimpfrede aus.

„Nehmen Sie dies und führen Sie mich," sagte Lord Barley, sich mit Abscheu abwendend und ihr ein Geldstück reichend.

Die erloschenen Augen der Frau flammten auf. Mit gieriger Gebärde ließ sie den Griff der Welle los, welche sie drehte, ergriff das Geldstück mit beiden Händen und drückte es an sich, als wenn sie fürchtete, es könne ihr jemand das Geldstück entreißen. Schon gab die Welle dem Gewichte des Gegenstandes, welcher am Ende des Seiles hing, nach und begann sich zu drehen und das Seil wieder hinabzulassen, als ein gotteslästerlicher Fluch aus der Tiefe herauf erschallte.

„Daß ihr krepieren möchtet, ihr stinkenden Ameisen des Teufels," schrie das Weib und ergriff hastig die Handhabe der Welle, um die Last heraufzuziehen.

„Nehmen Sie meine Worte nicht für ungut," wendete sie sich an den Lord, „sie galten denjenigen, die uns drücken bis wir nichts mehr sind als ein ausgetrockneter Giftpfuhl, und uns dann, wenn wir zu nichts mehr taugen, in eine Ecke werfen, um auf einem Bündel Stroh zu verenden. Für den Schilling, den sie uns ins Gesicht werfen, verlangen sie die Kraft unserer Arme, den Schweiß unserer Stirne, die Luft, welche wir atmen, das Licht des Tages, den Schlaf unserer Nächte. Wenn Sie hinabsteigen wollen, kommen Sie."

„Wo soll ich hinabsteigen?" fragte der Lord, sich umsehend.

„Von hier aus," sagte das Weib, auf die schwarze Mündung zeigend. „Sobald die schmutzigen Rangen oben sind, werden Sie auf demselben Brette hinabfahren."

Lord Barley beugte sich über die Oeffnung, um zu sehen, wie die ihm vorgeschlagene Hinabfahrt bewerkstelligt werde.

Es war ein enger Schacht, wie der eines gewöhnlichen Brunnens; auf den Grund desselben konnte er jedoch nicht sehen, da dieser den Blicken durch einen formlosen Gegenstand entzogen war, der durch das Seil eben empor gefördert wurde.

Bald hatte dieser die Mündung erreicht und es erschienen zwei Kinder von acht bis zehn Jahren, die Brust gegen Brust auf einem Stücke Holz saßen, von dem in zwei Ketten eine Last Kohlen herabhing.

Die Kinder glichen scheußlichen kleinen Kobolden, die der Unterwelt entstiegen.

„Hier soll ich hinabfahren?" fragte der Lord mit nicht zu verkennendem Zweifel.

„Wenn der Herr es wünschen, können Sie auch hinabreiten."

„Steigen viele durch dies Loch hinab?" fragte der Lord, der diesen Weg für ein Parlamentsmitglied etwas eigentümlich fand.

„Viele, sagen Sie? Vierzehn Stunden täglich drehe ich hier wie ein Pferd ohne Seele, wie eine Mühle ohne Leben. Die Sonne geht auf und geht nieder, und immer findet sie mich drehend. Hunderte fahren täglich hinab. Kommen Sie, haben Sie keine Furcht. Sehen Sie nur die Rangen, die ängstigen sich ganz und gar nicht."

Diese letzten Worte stachelten seine Eigenliebe an. Alle jene kleinen Vorspiele des menschlichen Elendes, die sich seinen Augen boten, flößten ihm den Wunsch ein, machten es ihm zur Pflicht, wie er glaubte, sich mit deren Lage eingehender bekannt zu machen. Er hatte vollständig den leichtfertigen Vorwand vergessen, der ihn hierher geführt, ebenso wie die beiden Damen, die er wahrscheinlich nie wieder sehen würde und die aufzusuchen er nicht die Absicht hatte. Mutig setzte er sich rittlings auf das Holz und überließ sich der Diskretion jener Frau, und während sie ihre Arbeit mechanisch vollzog, glitt er langsam in den Abgrund hinab, sich krampfhaft mit beiden Händen an dem Seile haltend.

3.

Unten angekommen, verließ er seinen etwas gefährlichen Sitz; er blieb einen Augenblick stehen, um sich an die erstickende Atmosphäre und die Dunkelheit zu gewöhnen, die in dieser unterirdischen Welt herrschten. Bei dem ungewissen Schimmer des Tageslichtes, welches durch die Oeffnung des Schachtes herabfiel, sah er schattenhafte, phantastische Gestalten hin und her gleiten. Nach und nach, als sein Auge sich mehr und mehr an die Dämmerung gewöhnt hatte, konnte er die Gegenstände ringsumher deutlicher unterscheiden. Er befand sich in einem weiten in die Kohlen gehauenen Raume, dessen gewölbte Decke so niedrig war, daß ein erwachsener Mann kaum aufrecht darin stehen konnte. Rings in den Wänden befanden sich dunkle Oeffnungen, die in lange unterirdische Gänge führten, am Ende welcher dann und wann, gleich wandelnden Sternen, trübe leuchtende Laternen sichtbar wurden, welche mit ihrem Lichtscheine oben und unten schwarze Schattengestalten zu beleben schienen, die sich in emsiger, unerklärlicher Hast bewegten, wie die Seelen im Fegfeuer.

Einer der Aufseher des Bergwerkes näherte sich ihm und bot sich an, ihn zu führen. Er nahm eine Lampe und bat den Lord, ihm zu folgen.

Als Lord Barley im Galopp neben dem glänzenden Wagen dahingeritten und das süße Lächeln auf den Lippen der schönen Reisenden mit seinen Blicken verschlungen hatte, ahnte er nichts von dem jammervollen Schauspiele, das seiner noch vor dem Ende dieses Tages wartete.

Der große Raum, in dem er sich befand, war einer der Mittelpunkte, in welchen die unzähligen dunklen Gänge jenes unterirdischen Labyrinthes ausliefen. Viele Schachte, dem ähnlich, durch welchen er eingefahren, gingen von der Decke jenes Raumes aus und führten an die Oberfläche der Erde. In deren Umgebung herrschte ein lebhafter unaufhörlicher Verkehr. Wie die Bienen um die Oeffnung des Bienenkorbes umschwärmten sie die Arbeiter. An den herabhängenden Seilen wurden die einen mit der Frucht ihrer Arbeit hinaufgezogen, während wiederum andere heruntergelassen wurden.

Lord Barley bezeigte Lust, in einen der Gänge einzudringen. Aber als er einen Blick in den ihm zunächst liegenden warf, zog sich sein Herz zusammen und sein Wunsch kühlte sich mächtig ab. Der Gang war unabsehbar lang und so niedrig, daß die Arbeiter nur tief gebückt, den Oberleib fast horizontal ausgestreckt, denselben passieren konnten. Des Wassers wegen, das beständig von oben herabtröpfelte, war der Boden schlammig und naß, so daß die Leute bis über die Knöchel einsanken.

Lord Barley wendete sich von diesem Gange ab mit dem festen Vorsatze, dessen Vorhandensein im Hause der Lords zur Sprache zu bringen.

Nachdem er einen wenigstens trockeneren Gang erspäht, der auch etwas höher war, und sein Führer ihn versichert hatte, daß in dem ganzen Kohlenbergwerk kein höherer vorhanden sei wie dieser, entschloß er sich, ihn zu durchwandern.

Kaum hatte er aber einige Schritte darin gethan, als das Gefühl, daß er seinen Kopf nicht aufrichten und sich nicht frei bewegen konnte, die Dunkelheit, welche durch das trübe Lampenlicht nur noch greifbarer wurde, die beengende Luft, welche seinen Atem hemmte, derartig auf ihn wirkten, daß er ein Unbehagen empfand, das nicht frei von Aengstlichkeit war und das sich vermehrte und schließlich sich bis zu einer wahren Todesangst steigerte, je mehr der Weg sich verlängerte.

Als er endlich in einem noch größeren Raum wie der, den er zuerst betreten, angelangt war, holte er tief Atem wie jemand, der aus dem Wasser emporgetaucht, fest entschlossen, seine Forschungen aufzugeben und sogleich dies unwirtliche und lichtlose Reich des Todes zu verlassen.

Er näherte sich demnach einem der Schachte und wartete, bis zwei Frauen unten angekommen sein würden, welche an einem Seile über seinem Kopfe schwebten, um dann ihren Platz einzunehmen und die Fahrt durch die Luft zu machen.

Während er noch wartete, kam aus einem der Gänge eine Laterne und hinter der Laterne erschien eine Frau, deren anständiger Anzug einen seltsamen Gegensatz zu der Kleidung bildete, welche an diesem Orte üblich war.

Lord Barley, der, wie wir wissen, nicht ganz von Neugier frei war, trat auf sie zu; aber schon beim ersten Schritte blieb er erstaunt stehen, denn er erkannte in der Fremden die ältere der beiden Damen, deren Wagen er gefolgt war.

Die Dame begrüßte ihn wie einen alten Bekannten. In jenen schauerlichen Tiefen der Erde sind zwei Bewohner der Oberwelt wie zwei Landsleute, die sich in fernen Landen treffen, und der Verkehr zwischen ihnen ist bald angeknüpft.

„Lord Barley, wenn ich nicht irre," sagte die Dame, nachdem dieser ihren Gruß erwidert hatte.

Der Lord neigte bejahend den Kopf und sah erstaunt die ihm unbekannte Dame an, die ihn zu kennen schien.

„Ich habe Sie ein- oder zweimal auf dem Balle des französischen Gesandten in London gesehen," fuhr sie fort und setzte dann um sich blickend hinzu: „Ein trauriger Ort, um darin spazieren zu gehen."

„Besonders für Damen," sagte lächelnd Lord

Barley. „Wahrscheinlich sind aber wohl die gnädige Frau Eigentümerin dieses Bergwerkes.“

„Nein,“ erwiderte die Dame, „die Gruben gehören Lord Rosamond. Ich bin Lady Serfield, da wir uns nach dem Gebrauche der Welt doch vorstellen müssen.“

Der Name war Lord Barley bekannt als der einer der angesehensten und reichsten Familien des englischen Adels.

„Sie sind gekommen,“ sagte Lady Serfield, „um das Leben oder vielmehr das Elend der unglücklichen Geschöpfe hier kennen zu lernen. Wenn Sie mir folgen wollen, bin ich gerne bereit, Ihre Führerin zu sein.“

Lord Barley würde natürlich errötet sein, aus Furchtsamkeit einen Spaziergang auszuschlagen, zu dem eine Dame ihn aufforderte. Zu gleicher Zeit wurde dadurch auch die Hoffnung erweckt, die schöne Erscheinung des Morgens wiederzusehen. Er glaubte, daß die junge Reisende ihre Gesellschafterin nicht in diese lichtlosen unterirdischen Gewölbe begleitet habe, die so wenig für eine zarte Blume wie sie geschaffen waren. Aber er hielt es für wahrscheinlich, daß eine Bekanntschaft, welche unter solchen Umständen geschlossen worden, auch auf der Oberfläche der Erde fortgesetzt werden würde.

Er bot also Lady Serfield den Arm, und sie führte ihn nach einem der entfernteren Gänge. Den Kopf tief zur Erde gebeugt, folgte er ihr.

Ueberall in den Nebengängen und den größeren Räumen sahen sie Herden von Arbeitern, Männer und Weiber, die schwere Lasten auf dem Rücken trugen und die tief zur Erde gebeugt, beinahe auf allen vieren gehend, den Lasttieren glichen, deren Arbeit sie verrichteten.

An anderen Stellen begegneten sie Kindern von noch zartem Alter, welche mit Anstrengung Karren, mit Kohlen beladen, zogen oder schoben und dabei ihre schwachen Kräfte erschöpften. Von jeder Seite der langen Gänge waren in den niederen Mauern in geringer Entfernung voneinander Oeffnungen angebracht, kaum hoch genug, als daß ein sechsjähriges Kind darin aufrecht hätte stehen können. Lord Barley warf einen Blick in einige derselben, und es schien ihm, als gewahre er in der Dunkelheit etwas wie Erhöhungen am Boden.

„Das sind die Seitengänge,“ sagte Lady Serfield. Nichts ist beklagenswerter wie das Los der Leute, die in diesen Gängen arbeiten.“

„Wie, in jenen Löchern arbeiten Menschen?“ rief der Lord entsetzt.

„Wenn Sie einen jener Gänge besichtigen wollen, müssen Sie sich entschließen, hinein zu kriechen.“

„Ich hege zwar den lebhaften Wunsch, das elende Leben jener Unglücklichen genauer kennen zu lernen, aber da hinein zu kriechen ist mir nicht möglich. Ein solches Unternehmen übersteigt die Pflicht der christlichsten Hingebung.“

4.

Er sprach noch, als aus einer jener Oeffnungen der Kopf einer Frau vom Dienste hervorkam, die in der einen Hand eine Grubenlampe trug und die andere auf den Boden gestützt hatte, um sich vorwärts bewegen zu können.

Hinter ihr kam auf den Knieen, den Oberkörper fast wagerecht ausgestreckt und sich mit den Händen an den Mauern weiter fortschiebend, eine andere weibliche Gestalt. Lord Barley blieb wie angewurzelt stehen, er traute kaum seinen Augen. Jene zweite Frau war das schöne Mädchen von heute morgen.

„Emma, meine Liebe,“ sagte Lady Serfield, „dies ist Lord Barley.“

Das junge Mädchen blickte auf, errötete heftig und grüßte.

Gleichzeitig kam aus der Oeffnung ein kleiner Wagen, schwer mit Kohlen beladen, welcher fast den ganzen Gang der Höhe und Breite nach ausfüllte, und der, wie Lord Barley auf den ersten Blick glaubte, von einem großen Hunde gezogen wurde, aber als er näher hinsah, gewahrte er, daß es ein Knabe von etwa zwölf Jahren war. Der Unglückliche war mit einer Kette an den Wagen befestigt, welche um die Mitte seines Leibes geschlungen und zwischen den Beinen durchgezogen war. Genötigt auf allen vieren zu kriechen, um sich den Kopf nicht an der Decke zu zerschmettern, und seine Kräfte auf das höchste anzustrengen, um den schwer belasteten Wagen fortzuziehen, lief dem Kinde der Schweiß stromweise an dem kränklich ausschenden Gesichte herab, während seine kleine Brust keuchte und röchelte wie ein Blasebalg.

„Mutter,“ sagte Emma, „das ist der letzte von den Neuaufzunehmenden. Dieser Knabe hat eine kranke Mutter und fünf kleinere Brüder, welche er ernährt. Mr. Fekner, der Aufseher, sagte mir, daß er ihn eines Tages, während die anderen Arbeiter frühstückten, weinend, allein in einer Ecke sitzend, gesehen habe. Auf seine Frage, ob er krank sei, habe er geantwortet: „Krank bin ich nicht, aber mich hungert. Wenn ich frühstücke, haben meine Brüder nichts zu essen.“ Und um das Brot für seine Geschwister zu verdienen, muß er täglich vierzehn Stunden lang jene mühevolle Arbeit verrichten. Lange kann das nicht mehr so fortgehen, wenn der Aermste nicht, wie sein Vater vor ihm, vor Hunger sterben soll.“

In der That trugen die Züge des Knaben den Stempel des Hungers, und als er sich erheben wollte, schwankten seine Kniee und gaben nach.

„Wie heißt er?“ fragte Lady Serfield.

„Bob Chob,“ erwiderte Emma.

Die Mutter schrieb den Namen in ein kleines Notizbuch, und sich dann zu dem jungen Lord wendend, sagte sie:

„Sie haben alles gesehen, was von dieser irdischen Hölle zu sehen möglich war, und wenigstens alles gethan, was man von der christlichsten Hingebung erwarten kann,“ fügte sie lächelnd hinzu. „Der Anblick dieses Kindes reicht hin, uns mit den für uns unerreichbaren und undurchdringlichen Geheimnissen bekannt zu machen. Vielleicht sehnen Sie sich jetzt wieder nach Luft und Sonnenschein.“

„In der That,“ erwiderte Lord Barley, „man fühlt sich in dieser Atmosphäre physisch und moralisch

beengt und sehnt sich nach Licht und heitereren Scenen. Wenn wir auf den feurigen Flügeln des Dampfschiffes und des Bahnzuges dahinfliegen, oder die wunderbaren Erzeugnisse der Werkstätten anstaunen, denken wir nicht daran, daß, um uns diesen Genuß zu verschaffen, tausende von Menschen in der Dunkelheit seufzen, und in der Tiefe ein Leben führen, das dem Tode verwandt ist."

Nach dieser moralischen Betrachtung fühlte Lord Barley eine wahre Ungeduld nach dem Anblicke der Welt dort oben, er zeigte deshalb den Damen eine Treppe an der Wand, wo nach der Reihenfolge Frauen hinaufstiegen, welche schwere, mit Lederriemen an ihren Köpfen und Schultern befestigte Lasten trugen.

„Ich glaube," fuhr er fort, „daß es für die Damen nicht gerade angenehm sein würde, auf dieselbe Weise hinaufzufahren, wie ich hinabgefahren bin. Dieser Flug in die Unterwelt hat mir etwas unbehaglich geschienen. Wenn Sie erlauben, steige ich vor Ihnen diese Leiter hinauf," so sagend, setzte er den Fuß auf die erste Stufe der Treppe.

„Nehmen Sie sich in acht!" rief plötzlich Emma, und riß ihn heftig am Arm zurück.

Kaum hatte Lord Barley seinen Platz verlassen, so stürzte auch eine Masse großer Steinkohlenstücke herab, deren jedes hingereicht hätte, ihn zu töten. Der Riemen, mit welchem die Last der letzthinaufgestiegenen Frau um deren Kopf befestigt gewesen, war geplatzt, und die Kohlen stürzten mit einer solchen Gewalt herab, daß sie fast die Trägerin mit sich gerissen hätten.

„Sehen Sie, das ist eine der gewöhnlichsten Gefahren in den Kohlenwerken, besonders in diesen Gruben. Die Riemen reißen sehr häufig, und die herabstürzenden Kohlen verwunden, ja töten nicht selten die nachfolgenden Frauen, die schwer beladen, wie sie sind, nicht ausweichen können. Wenn Sie mir folgen wollen, so werde ich Ihnen einen bequemeren und sichereren Aufgang zeigen."

Von der jungen Dame geführt, kamen sie durch einen anderen Gang in einen Raum, in dessen Decke sich eine weitere Oeffnung befand wie die anderen. In diesem Schacht war eine hölzerne Wendeltreppe angebracht, es war die Treppe, welche die Lastträger mit großer Mühe und Anstrengung hinaufstiegen. Aber obgleich dunkel und hoch, war dieser Weg wenigstens gefahrlos, und bequem für diejenigen, welche ohne Last hinaufstiegen, weshalb er auch für die eigens für die Beamten und Inspektoren bestimmte Treppe angesehen wurde, welche diese bei ihrem Verkehr mit den Gruben benutzten.

Es war bereits Abend, als sie oben ankamen. „Um Ihren Wunsch zu erfüllen, die Sonne zu begrüßen," bemerkte Lady Serfield lächelnd gegen Lord Barley, „werden Sie sich wohl bis morgen gedulden müssen. Indessen, da es in einem Umkreise von drei Stunden hier keinen Gasthof gibt, in dem man absteigen könnte, bitte ich Sie, Mylord, unsere Gastfreundschaft anzunehmen, ebenso einfach wie sie Ihnen geboten wird. Dieses Haus gehört zwar dem Direktor Mr. Fekner, aber wenn wir kommen, steht es zu unserer Verfügung, und unsere Gäste sind seine Gäste."

Lord Barley machte keine langen Einwendungen gegen das freundliche Anerbieten, welches ihn der Unannehmlichkeit enthob, in einer schmutzigen Schenke oder unter freiem Himmel zu übernachten, und nach einer halben Stunde saß er mit Lady Serfield und ihrer Tochter bei Tische.

Selbstverständlich drehte sich das Gespräch hauptsächlich um die Kohlenwerke von Gloomymouth. Lord Barley malte die Eindrücke, welche er empfangen, in den dunkelsten Farben. „Ich glaube nicht, daß viele Reisende jene furchtbaren Abgründe besuchen, und was die Damen anbelangt, so zweifle ich, daß selbst Lady Rosamond, die Eigentümerin, jemals den Gedanken gehabt, dort hinab zu steigen. Nur die dringendste Notwendigkeit, oder eine unbezwingliche Neugier," behauptete er, „können eine Frau dazu bewegen." Er gestand, daß er nicht viele Damen kenne, welche Kraft genug besitzen würden, hinab zu steigen, und sprach seine Bewunderung für Miß Emma aus, die sie wie ein zweiter Hermes wieder aus dieser Hölle hinausgeführt, in der sie auch das kleinste Winkelchen zu kennen scheine.

„Und alle diese Umschreibungen," sagte Lady Serfield mit feinem Lächeln, „deuten an, daß Lord Barley von brennender Neugier gequält wird, zu erfahren, was wir eigentlich in den Gruben zu schaffen hatten, und wie es kommt, daß wir alle Aus- und Eingänge dort kennen."

„Sie erschrecken mich, Mylady," erwiderte der Lord. „Ich sehe, Sie besitzen nicht allein den Rock Hermes', der die Seelen führt, sondern auch seinen magischen Stab, und ich glaube, Sie lesen klarer in meinem Herzen, wie ich selbst es zu thun wage."

„Nun wohl," versetzte Lady Serfield. „Wenn Ihre Neugier so groß ist, wie Sie selbst eingestehen, müssen wir dieselbe befriedigen, wenn es auch nur wäre, um Sie dadurch für die Einfachheit unseres Mahles zu entschädigen."

5.

Lady Serfield schwieg eine Weile, während ihre Züge einen Ausdruck traurigen Ernstes annahmen, dann begann sie ihre Erzählung.

„Es sind jetzt dreizehn Jahre her, seit Lord Serfield nach fünfjähriger Ehe mit mir starb. Verzeihen Sie, Mylord, wenn bei der Erinnerung an ihn meine Stirn sich bewölkt und mein Auge feucht wird. Ich spreche selten von ihm vor Fremden, aber als er noch lebte, war mein Adolf für mich die ganze Welt, und nach seinem Tode lebte ich nur seinem Andenken und meiner kleinen Tochter, seinem Ebenbilde.

„Auf seinem Sterbebette nahm er die Kleine, welche damals vier Jahre zählte, bei der Hand, und nachdem er sie leidenschaftlich umarmt hatte, sagte er zu mir: ‚Liebe Karoline, ich sterbe. Ich übergebe dir unsere Tochter, lebe für sie, sei ihr Schutzengel, dies ist meine letzte Bitte, mein heiliges Vermächtnis.' Es waren seine letzten Worte."

Lady Serfield hielt hier tief bewegt inne, nach einigen Augenblicken fuhr sie fort:

„Von da ab lebte ich nur meinem Kummer und meinen mütterlichen Pflichten. Emma war der einzige

Zweck meines Daseins. Mein Herz fand keinen anderen Trost, und die letzten Worte meines Gatten hatten sie für mich geheiligt."

„So vergingen die ersten Monate meiner traurigen Witwenschaft. Am Jahrestage des Todes meines Mannes fuhr ich mit meiner Tochter zu dessen Grabe. Ich kehrte zu Fuß mit ihr zurück, als ich trotz meiner Thränen eine arme Frau gewahrte, die uns folgte und oftmals tief aufseufzte. Nichts flößt mehr Teilnahme für den Schmerz anderer ein, wie eigenes Leid. Ich blieb stehen und fragte die Frau um die Ursache ihres Kummers und ob ich ihr helfen könne.

„‚Mir ist nicht zu helfen,' erwiderte sie, ‚sie haben meinen Mann zum Matrosen gepreßt. Vergebens habe ich geweint und gefleht und ihnen vorgestellt, daß ich ohne ihn nicht leben könne. Sie lachten über meine Thränen und nahmen ihn mir. Ich erwartete seine Rückkehr, ich zählte die Tage, die Minuten, bis er komme, aber statt seiner kam die Nachricht, daß er ertrunken sei. Ich verließ meinen bisherigen Wohnort, wo mir alles sein Bild zurückrief, wo ich stets die Erinnerung an mein verlorenes Glück vor Augen hatte. Ich floh wie eine Wahnsinnige, und irre jetzt obdachlos umher. Ich habe keinen Schilling, um mir auch nur ein Stück trockenen Brotes zu kaufen, und bitte den Tod, mich von meinen Leiden zu erlösen.'

„Und ihre Augen mit den Händen bedeckend, begann sie jämmerlich zu weinen und zu schluchzen.

„Die Aehnlichkeit ihres Kummers mit dem meinigen rührte mich innig.

„‚Gute Frau,' sagte ich, ‚Sie sind nicht die einzige, welcher Gott eine so furchtbare Prüfung auferlegt hat. Wenn die Thränen anderer Ihren Schmerz lindern können, so folgen Sie mir. In meinem Hause werden Sie vorläufig Brot finden, um Ihren Hunger zu stillen, ein Dach über Ihrem Haupte, und vielleicht einigen Trost in Ihrem Leid.'

„Mit fast übertriebenen Ausdrücken des Dankes nahm die Frau mein Anerbieten an. Sie ergriff Emmas Hände, die sie unaufhörlich küßte, und schien für sie eine leidenschaftliche Zärtlichkeit zu empfinden. Ich befahl, daß man ihr in einem Gartenhause eine Kammer anweise.

„Am folgenden Tage fühlte ich mich krank, die Aufregung des vorhergehenden Tages hatte mein Nervensystem erschüttert und ich war genötigt, das Bett zu hüten, um durch Ruhe den heftigen Kopfschmerz zu lindern, den ich empfand.

„Gegen Abend verlangte ich nach meiner Tochter. Aber das Mädchen, welches ich geschickt, sie zu holen, kehrte bald mit dem Bescheide zurück, sie könne Miß Emma nicht finden, wahrscheinlich müsse sie mit ihrer Wärterin auf einem Spaziergange begriffen sein, denn auch diese sei nicht im Hause.

„Nach einer Stunde stürzte die Wärterin weinend in mein Zimmer, die Hände ringend und sich die Haare ausraufend schrie sie:

„‚Miß Emma ist fort! Miß Emma ist verloren.'

„Außer mir vor Schreck, sprang ich aus dem Bette.

„‚Was sagen Sie?' rief ich. ‚Wo ist Emma? Reden Sie! Um Gottes willen, was ist vorgefallen?'

„‚Sie ist verloren! Sie ist verloren!' rief die Wärterin fassungslos.

„Endlich gelang es mir, sie zu einer Erklärung zu zwingen.

„‚Heute morgen,' sagte sie, ‚bat Miß Emma mich, ihr zu erlauben, der fremden Frau das Frühstück zu bringen, und dann im Garten zu spielen. Ich Unselige erlaubte es ihr gern, aber als zwei Stunden vergangen waren, ohne daß sie zurückkehrte, ging ich selbst in den Garten, um sie zu holen. Sie war dort nirgends zu finden, auch im Hause suchte ich vergebens nach ihr, und kehrte trostlos in den Garten zurück, um denselben nochmals zu durchforschen, da gewahrte ich, daß die Thür desselben offen stand. Vielleicht war sie hinausgeschlüpft, und nach einem der Dörfer der Umgegend gegangen, wohin ich sie häufig auf unseren Spaziergängen geführt. Ich eilte nach den nächsten Dörfern, dann nach den entfernteren, wie sinnlos lief ich, klopfte an alle Thüren, fragte alle Vorüberkommenden, niemand hatte Emma gesehen, niemand konnte mir Auskunft über sie geben. Endlich kehrte ich zurück, in der Hoffnung, daß sie wiedergekommen, und ich sie hier im Hause antreffen würde, aber auch hier suchte man sie.'

„‚Sie ist verloren! Sie ist verloren!' rief sie wieder von neuem in Thränen ausbrechend.

„‚Die fremde Frau!' rief ich. ‚Lauft, holt die fremde Frau herbei!' und halb bekleidet, barfuß, rannte ich hinter den Dienern her, die schon nach dem Gartenhause stürzten. Aber die fremde Frau war fort, ihre Kammer war leer. Auf der Schwelle brach ich bewußtlos, halb tot zusammen. Wie lange ich in diesem Zustande verblieben, weiß ich nicht, aber als ich wieder zu mir kam, peitschte ein tödliches Fieber mein Blut.

„Die Aerzte verzweifelten an meinem Aufkommen, und dennoch zwischen den heftigsten Anfällen besiegte die Mutterliebe die Krankheit, und ich fand die Kraft, die eifrigsten Nachforschungen nach meinem Kinde zu befehlen. Aber wie sollten jene Nachforschungen zu einem Erfolge führen? Ich wußte nichts von jener Frau, gegen welche ich den Hauptverdacht hegte. Weder ihr Wohnort, noch von ihrer Vergangenheit war mir etwas bekannt, ich wußte nur, wenn sie mich nicht auch darin getäuscht hatte, daß sie Maggie heiße, aber dreiviertel der Frauen aus dem Volke in England heißen Maggie.

„Die Nachforschungen blieben vollständig fruchtlos, und dennoch — die Natur ist oft launenhaft — dennoch anstatt zu sterben, genas ich.

„Ich starb nicht, aber ich war für alles begraben. Eine tiefe Schwermut hatte sich meiner bemächtigt. Ich ließ mein Zimmer schwarz ausschlagen, und hing die Bildnisse meines Mannes und meines verlorenen Kindes einander gegenüber in demselben auf. Zwei Jahre lang verließ ich mit keinem Schritte dieses Zimmer. Ich wollte keine menschliche Stimme mehr hören, kein menschliches Gesicht mehr sehen. Nur die Wärterin Emmas, die mich weinend, aber schweigend bediente, hatte Zutritt zu mir."

Emma ergriff hier die Hand ihrer Mutter und küßte sie zärtlich.

6.

„Zwei Jahre später, nachdem sie mir häufig geschrieben, ohne eine Antwort erhalten zu haben, kam die Herzogin von Athol, eine Verwandte meiner Mutter, und zwang mich fast gewaltsam, sie nach Edinburg zu begleiten. Die gute Herzogin hatte niemals wahren Kummer empfunden und wußte nicht, daß es Schmerzen gebe, für welche Zerstreuung, anstatt ein Heilmittel zu sein, eine Marter ist, und daß solches Leid nur zu ertragen ist, wenn man sich selbst und seiner Verzweiflung überlassen bleibt.

„Einige Monate ergab ich mich darein, inmitten der Menschen zu leben, deren Anblick mir hassenswert war und die im Glauben, mich zu trösten, meine Wunde nur um so schmerzlicher berührten. Endlich überstieg diese Qual meine Kräfte, und da der Jahrestag des Todes meines Gatten heranrückte, bestand ich darauf, nach England zurückzukehren, um, wie ich es seit drei Jahren gethan, dessen Grab zu besuchen.

„Als ich in der Grafschaft Northumberland angekommen war, hielten wir einige Meilen jenseits Newcastle bei einem kleinen Wirtshause am Wege an, um die Pferde ruhen zu lassen. Vielleicht haben Sie das Haus bemerkt — dort wo die Wege sich scheiden? Dort fand ich alles in großer Bestürzung eines Unglücks wegen, das sich vor wenigen Stunden in dem nahe gelegenen Bergwerke ereignet hatte, dem Bergwerke, wo wir uns jetzt eben befinden. Das Gewölbe eines der Gänge war eingestürzt und die darin beschäftigten Arbeiter verschüttet, man wußte nicht, ob sie getötet oder noch lebend seien.

„Man hatte sogleich mit den Nachgrabungen begonnen, aber es stand zu befürchten, daß die Arbeit nicht schnell genug vorschreiten würde, um die Lebenden noch retten zu können.

„O, rief ich, welch eine entsetzliche Todesqual müssen die Unglücklichen erdulden! Wie viele Familien zittern jetzt nicht für ihre Väter, wie viele Mütter für ihre Kinder. Großer Gott, dachte ich, du hast mich gelehrt, wie bitter die Schale des Schmerzes ist, ich will versuchen, ob ich sie von den Lippen anderer abwenden kann. Sogleich befahl ich dem Kutscher, den Weg nach Gloomymouth einzuschlagen.

„Dort herrschte eine furchtbare Aufregung, alles lief hin und her, die Befehle kreuzten sich, jeder machte seine Meinung geltend, jeder gab Rat. Mr. Fekner allein behauptete seine Ruhe und Umsicht. Er leitete das ganze Rettungswerk. Nachdem er alle Arbeiten in der Grube eingestellt, versah er die Arbeiter mit Hacken und Schippen und begann ein regelmäßiges Ausgrabungswerk.

„Aber die Arbeit ging nur langsam von statten, denn die Erde war locker, und es bedurfte großer Anstrengungen, um das Nachrutschen derselben zu verhüten.

„Als ich ankam, war die Nacht schon eingebrochen, die Arbeiter waren erschöpft, und noch war man erst beim Anfange des Rettungswerkes. Ich stellte Mr. Fekner mein Vermögen zur Verfügung, um Hilfe für die unglücklichen Verschütteten zu schaffen. Sogleich wurden reitende Boten abgeschickt, um aus den nächsten Städten Mannschaft zum Beistande aufzubieten. Die Leute arbeiteten ohne Unterlaß. Drei Männer, Tom Blaine, Tom Var und Dick Gantley, außerdem noch die Frau Mary Clay und die kleine Tochter Betty waren verschüttet.

„Die ganze Nacht blieb ich am Platze, die Leute fortwährend durch Zuspruch und Versprechungen ermunternd.

„Gegen Mitternacht kamen mehrere Ingenieure, welche die Leitung der Arbeit übernahmen. Bis zum Morgen hatte man die Hälfte der nötigen Tiefe erreicht, aber wer konnte wissen, ob die Verschütteten tot oder lebend seien.

„Endlich verbreitete sich eine freudige Nachricht, die Arbeiter hatten unter sich ein dumpfes Geräusch vernommen, welches andeutete, daß wenn auch nicht alle, so doch einzelne der Verschütteten noch lebten und auch ihrerseits Anstrengungen machten, sich aus ihrer Lage zu befreien.

„Der Oberingenieur ließ sogleich mit der Arbeit innehalten, denn vor allem war es nötig, daß den Unglücklichen Luft und Nahrung und Hoffnung zugeführt wurde. Vermittelst eines Bohrers, wie man sich derer bei den artesischen Brunnen bedient, begann man senkrecht die Erde zu durchbohren.

„Gegen Mittag ertönte ein lauter Freudenschrei, der Bohrer hatte die Decke des verschütteten Ganges durchdrungen. Durch die Oeffnung wurde jetzt ein Strick mit einer Flasche Bier, einem Brote und einem Zettel herabgelassen, auf welchem die Worte standen: ‚Verzagt nicht, wir arbeiten.‘

„Als der Strick wieder heraufgezogen wurde, stand mit Kohle auf der Rückseite des Zettels geschrieben:

„‚Wir harren aus, gebt uns Wasser.‘

„Das Wasser wurde hinabgelassen und die Arbeit begann von neuem.

„Endlich, dank der geschickten Leitung der Ingenieure, dem unermüdlichen Eifer Mr. Felkners und der Arbeiter war die Erde hinweggeräumt, es wurden Leitern hinabgelassen, und die drei Männer stiegen wieder an das Tageslicht. Sie fielen auf die Kniee nieder, küßten die Erde und dankten unter Thränen ihren Rettern.

„Aber es fehlten noch die beiden anderen Gefährten ihres Unglückes. Mr. Felkner stieg sogleich in den Schacht und durchsuchte mit bewunderungswürdigem Mute die Unglücksstätte, konnte die beiden Frauen jedoch nicht entdecken.

„Die Geretteten sagten, daß sie allein in jenem Gange gewesen, daß sie aber aus einem entfernten Winkel desselben Schreien und Klagen zu vernehmen geglaubt hätten.

„Alle Aufmerksamkeit wendete sich jetzt diesem Orte zu. Eine Abteilung Arbeiter stieg hinab, während die anderen bemüht waren die Oeffnung zu sichern. Aber bald wurden sie inne, daß man durch einen horizontal angelegten Minengang unmöglich zu den beiden Opfern dringen könne, und daß man von der Decke der einen großen unterirdischen Kammer aus eine Oeffnung bohren müsse, die in schräger Richtung nach dem Unglücksplatze führte.

„Nach zweistündiger Arbeit vernahmen diejenigen,

welche bohrten, ein Murmeln, das bald schwächer, bald stärker wurde, und in dem Maße, wie sie vorgingen, ließ sich die Stimme immer klarer unterscheiden.

„Noch eine Stunde und sie hörten lautes Hämmern, dann folgte wieder furchtbares Geschrei, dann wieder Worte, krampfhaftes Lachen und neues Hämmern.

„Es war die Stimme einer Frau, und die Worte, welche sie zwischen dem klagenden Geschrei und dem wahnsinnigen Lachen ausstieß, waren Flüche und Verwünschungen.

„Die Sonne ging wieder auf, als die Arbeiter an eine Spalte kamen, welche zu dem Orte führte, von dem das Geschrei ausging. Aber die Spalte war nur eng, sie mußte erst erweitert werden, um die Verschütteten heraus zu ziehen. Ein Sonnenstrahl fiel von oben herab in die Tiefe und erleuchtete schwach eine kleine Kammer, nicht größer wie der Käfig eines Tieres, dort lag ein Weib auf den Knieen. Mit beiden Fäusten schlug sie sich jammernd die Brust und den Kopf, welcher die Decke berührte.

„Sie sah durch die Spalte die Arbeiter, und sich an die Oeffnung schleppend, erhob sie flehend die Hände.

„‚Rettet mich!‘ schrie sie. ‚Die Teufel haben mich in diese Hölle hinabgerissen, für die Sünden, die ich auf Erden begangen habe. Sie halten mich am Halse, sie wollen mich erwürgen, weil ich das Herz dreier Kinder gefressen, und das Blut dreier anderer getrunken. Rettet mich! Rettet mich!‘

„Dann, als sie sah, wie ihre Retter bestürzt in ihrer Arbeit innehielten, ergoß sie einen Strom schamloser Schmähreden über dieselben, bedrohte sie, ihnen mit ihren Nägeln die Augen auszureißen, und schloß mit einer Reihe von grauenhaften Flüchen.“

7.

„Es waren nicht die wilden Reden und Drohungen des Weibes, welche die Arbeiter zum Innehalten bewogen, sondern ein anderer, höchst unglücklicher Umstand. Die Decke der kleinen Kammer zur Rechten begann nachzugeben, und drohte, bei den ernsten Angriffen mit der Hacke einzustürzen und die Unglückliche unter ihren Trümmern zu begraben. Es begann jetzt eine sorgfältige Untersuchung, auf welche Weise es zu bewerkstelligen sei, die Frau zu retten. Stunden vergingen darüber. Währenddessen lag die Alte auf den Knieen vor der schmalen Spalte und fuhr fort, zu jammern und zu klagen. Die Angst schien ihren Verstand verwirrt zu haben.

„‚Verlaßt mich nicht!‘ heulte sie wie wahnsinnig. ‚Erbarmt euch meiner, ich ersticke. Luft! Luft! Eilt euch! Rettet mich! Bringt mich an die Sonne! Gebt mir frische Luft! Seht wie ich zittere, ich fürchte mich hier!“ Ihr ganzer Leib bebte wie vom Fieberfrost geschüttelt, und wir Obenstehenden vernahmen, wie ihre Zähne gegeneinander schlugen.

„Der Ingenieur, welcher die Rettungsarbeit leitete, von tiefem Mitleid ergriffen und wohl einsehend, daß, wenn die Arbeit unterbrochen würde, der Tod der Unglücklichen unvermeidlich sei, während auf der anderen Seite noch eine Möglichkeit zu ihrer Rettung war, befahl endlich, daß man fortfahre, jedoch mit der größten Vorsicht. Aber kaum hatte man Hand an die Mauer gelegt, als mit furchtbarem Krachen die Decke einstürzte und die Frau unter ihren Trümmern begrub, deren lautes Geschrei den Donner des stürzenden Gewölbes übertönte.

„Die Arbeiter stürzten sogleich nach der Oeffnung die sich soeben gebildet, aus der eine mächtige, erstickende Staubwolke emporstieg. Mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit räumten sie den Schutt hinweg, und zogen endlich die Frau blutend und anscheinend tot unter demselben hervor. Sie wurde sogleich nach oben gefördert, wo wir in atemloser Angst der Lösung des entsetzlichen Trauerspieles entgegen sahen.

„Aber die Frau war nicht tot. Sobald sie oben angekommen, und die frische Luft sie wieder umgab, seufzte sie tief auf und öffnete die Augen. Ich stand ihr zunächst und beugte mich über sie, um ihr Beistand zu leisten. Aber plötzlich sprang ich entsetzt zurück, ich fühlte, wie sich das Haar auf meinem Kopfe sträubte.

„‚Unselige!‘ rief ich. ‚Mein Kind! Wo ist mein Kind, meine Emma?‘

„Die sogenannte Mary Clay richtete sich auf und starrte mich mit weitaufgerissenen Augen an.

„‚Sie erkennen mich nicht? Sie kennen Lady Serfield nicht, die Ihren Hunger gestillt, Ihren Durst gelöscht und Sie getröstet, als Sie klagten? Wo ist meine Emma?‘

„Die Frau wies mit dem Finger nach unten.

„‚Wo? wo?‘ schrie ich. ‚Ist sie tot? Reden Sie, und ich will Ihnen die Qualen verzeihen, die Sie mir bereitet haben, und auch Gott wird Ihnen verzeihen! Wo ist Emma?‘

„Die Züge ihres Gesichtes verzerrten sich krampfhaft und mit sichtlicher Anstrengung öffnete sie endlich den Mund.

„‚Dort unten,‘ schien sie zu flüstern, indem sie nach der Oeffnung des Schachtes wies. In demselben Augenblick ergoß sich ein Blutstrom über ihre Lippen und sie sank leblos zurück.

„Ich sah ihren Tod nicht. Kaum hatte ich jene beiden Worte vernommen, als ich mich nach dem Eingange des Schachtes stürzte. Wie eine Wahnsinnige stieg ich taumelnd die Leiter hinab, jeden Augenblick in Gefahr hinabzustürzen, nach dem Orte zu, wo der Ingenieur, in der Voraussetzung, daß sich das noch vermißte Kind dort befinden müsse, neue Nachgrabungen begonnen hatte.

„Mein Aussehen, meine Aufregung erstaunten die Arbeiter, sie traten zurück, um mir Platz zu machen. Ich warf mich mit dem Gesichte zur Erde. ‚Emma, meine Emma!‘ schrie ich, und begann mit den Händen die Erde fortzuscharren. Der Boden war hier weich, und man hatte nicht tief zu graben, um bis zu dem noch unversehrten Teile der Decke der Kammer zu gelangen, der fest gewölbt war, so daß nach einer Stunde etwa der Eingang klargelegt war. Ich drang zuerst hinein.

„In einem Winkel der kleinen runden Kammer lag regungslos am Boden ein kleines, in Lumpen gekleidetes Mädchen. Sie hatte die Hände über die Brust

gefaltet, das aufgelöste Haar hing über ihre Schultern herab, ihre Augen waren wie im Schlafe geschlossen. Aber bei dem ungewissen Lichte der Grubenlampe konnte ich ihre Züge nicht erkennen.

„‚Emma, meine Emma!‘ rief ich, mich über sie werfend, dann verließ mich das Bewußtsein.

„Der Arzt, welcher anwesend war, um den Verunglückten nötigenfalls die erste Pflege angedeihen zu lassen, ließ mich und meine Tochter hinauf in die frische Luft schaffen.

„Bald erholte ich mich, mein erster Blick heftete sich auf das Gesicht des Kindes, ich suchte in dessen Zügen eine Aehnlichkeit mit dem Bilde meiner Tochter, das ich in meinem Herzen aufbewahrt hatte. Aber jene Züge waren starr wie Marmor und geschwärzt von Kohlenstaub. Einmal rührte der friedliche Ausdruck jenes leblosen Gesichtes, das sanfte Lächeln, das auf dessen Lippen lag, mein Mutterherz, und ich drückte das Kind leidenschaftlich an meine Brust, dann aber erschien mir das Gesicht wieder vollständig fremd, und verzweiflungsvoll stieß ich das Kind zurück.

„Der Arzt wendete alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, die Kleine wieder in das Leben zurückzurufen. Endlich atmete sie tief und schlug die Augen auf. Einige Augenblicke sah sie sich verwirrt und überrascht um, alle Gegenstände um sie her verwundert betrachtend, dann plötzlich heftete sich ihr Blick auf mich.

„‚Mutter!‘ rief sie, meine beiden Hände ergreifend und sich wie Schutz suchend fest an mich schmiegend, als fürchte sie, ich könne sie verlassen, und gleichzeitig lachend und weinend.

„Ich überlasse es Ihnen, Mylord, sich auszumalen was ich empfand. Es war meine Emma. Ohne der Umstehenden zu achten, fiel ich auf die Kniee und schickte ein heißes Dankgebet zu Gott empor."

„Und ist es wahr," wendete sich Lord Barley zu Emma, „daß Sie drei Jahre lang in jenen furchtbaren Abgründen zugebracht, und das entsetzliche Dasein dort ertragen haben?"

„Es ist nur zu wahr," erwiderte Emma. „Aber jetzt muß ich meine Mutter unterbrechen, und selbst den Faden der Erzählung aufnehmen."

8.

„Als ich mit Erlaubnis meiner Wärterin der Frau das Frühstück in das Gartenhäuschen brachte, wußte diese mich durch ihre Gespräche bei sich zurückzuhalten. Sie erzählte mir Märchen, die mich eine Zeitlang belustigten, ging dann mit mir in den Garten und lehrte mich viele Spiele. Dann, unter dem Vorwande, mir etwas Hübsches zu zeigen, überredete sie mich, mit ihr den Garten zu verlassen und eine kleine Strecke Weges mit ihr zu gehen.

„Ich sagte ihr, daß ich dies ohne die Erlaubnis meiner Mutter nicht dürfe, sie aber überwand meine Bedenklichkeiten und klein und dumm, wie ich war, glaubte ich ihr und folgte ihr.

„Wir waren schon eine geraume Weile gewandert, als sie mir vorschlug, mir zum Spaß die Augen zu verbinden. Das schien mir ein sehr anziehendes Spiel, und nachdem sie mir die Augen verbunden, nahm sie mich lachend auf den Arm und begann zu laufen. Auch ich lachte, denn dies lustige Blindekuhspiel war mir vollständig neu. Aber endlich wurde mir die Zeit zu lang und ich wollte mich von der Binde befreien. Als sie meinen Bitten nachgegeben, sah ich, daß ich mich in einer mir ganz fremden Gegend befand. Jetzt fing ich an unruhig zu werden, und ich verlangte, sie solle mich nach Hause bringen.

„Maggy, wie die Frau sich genannt hatte, war sogleich dazu bereit, und schlug einen anderen Weg ein. Wir wanderten mehrere Stunden lang, bald lief ich neben ihr her, bald trug sie mich, aber ich sah unser Haus noch immer nicht.

„Zwei oder dreimal wechselte sie den Weg, weil sie, wie sie sagte, sich getäuscht habe, und endlich behauptete sie, sie habe sich verirrt. Nun fing ich an zu weinen. Aber sie sagte, ich solle ruhig sein, sobald wir Menschen begegneten, würde sie nach dem rechten Wege fragen. Aber wir begegneten niemand, denn sie hatte verlassene Pfade eingeschlagen.

„Als es Nacht wurde, begann ich zu schreien. Da sahen wir in der Ferne Licht, und die Frau sagte, ich solle nicht schreien, denn das Licht komme wahrscheinlich von unserem Hause. Als wir uns dem Lichte näherten, sahen wir, daß es von einer schmutzigen Waldhütte ausging.

„‚Still,‘ sagte die Frau in rauhem Tone, ‚wage nicht den Mund zu öffnen. Wir wissen nicht, was für Leute hier wohnen. Sie müssen dich für mein Kind halten, und morgen werde ich leicht unseren Weg erfragen.‘

„In der Hütte gab sie mir ein Stück Schwarzbrot, und legte mich auf eine Schütte Stroh. Ich schlief bald ein, denn ich war von der langen Wanderung sehr ermüdet. Am Morgen weckte sie mich.

„‚Betty,‘ sagte sie, mich jetzt zum erstenmal mit diesem Namen anredend, ‚wache auf, meine Tochter, wir müssen fort,‘ und fügte leise hinzu: ‚Ich habe den Weg erfahren.‘

„Wir brachen auf, aber wir gingen stundenlang auf mir unbekannten Wegen weiter.

„Endlich weigerte ich mich, länger zu gehen, ich ließ mich auf einen Baumstumpf fallen und begann zu schreien und nach meiner Mutter zu rufen. Da ergriff sie mich bei den Haaren und mißhandelte mich mit Schlägen und Fußtritten, bis ich halbtot zusammenbrach.

„‚Ich werde dich lehren, nach deiner Mutter zu schreien,‘ rief sie dabei. ‚Du hast keine andere Mutter wie mich. Wenn du jemals den Mund aufthust um zu sagen, daß du eine andere Mutter hast, schneide ich dir hiermit die Zunge aus,‘ dabei zog sie eine große Schere aus ihrem Busen.

„Von jenem Augenblicke an flößte jenes Weib mir eine unüberwindliche Furcht ein. Diese Nacht brachten wir unter freiem Himmel zu.

„Am nächsten Morgen zog sie mir meine Kleider aus und steckte mich in ein schmutziges, zerrissenes Kleid, das sie aus der Hütte mitgenommen, ohne mir zu sagen warum.

„Gegen Mittag begegneten wir auf unserem Wege einem Herrn zu Pferde. Sobald ich seiner ansichtig wurde, schrie ich aus Leibeskräften: ‚Ich will meine Mutter! Ich will meine Mutter!‘

„Die Frau wollte mich schlagen, aber der Herr hielt an und fragte, warum ich weine.

„‚Lieber Herr,‘ sagte die Heuchlerin, ‚die Kleine ist sehr eigensinnig. Ich will sie zur Schule bringen, und sie lärmt und sträubt sich dagegen.‘

„‚Nein, ich will meine Mutter, meine Mutter!‘ schrie ich.

„‚Aber, liebes Kind,‘ sagte der Herr, ‚geh doch zur Schule, und wenn du dein ABC gelernt hast, kommst du wieder zu deiner Mutter zurück.‘ Mit diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen und ritt davon.

„Mit mir allein geblieben, warf das unmenschliche Weib mich zu Boden, stemmte mir das Knie auf die Brust und zwang mich mit ihren eisernen Fäusten, den Mund zu öffnen. Dann zog sie ein entsetzliches Instrument aus ihrer Tasche.

„‚Ah, also solche Streiche spielst du mir,‘ rief sie wütend. ‚Ich reiße dir die Zähne einzeln aus. Jedesmal, wenn du nach deiner Mutter schreist, kostet es dich einen Zahn, und wenn du dann noch nicht gelernt hast zu schweigen, schneide ich dir die Zunge ab!‘

„Schon näherte sie die Zange meinem Munde, als ich vor Entsetzen ohnmächtig wurde. Das rettete mich, denn das Weib fürchtete, ich könne sterben, und dann wäre sie um den Vorteil gekommen, den sie von mir zu ziehen hoffte.

„Nach mehreren Tagen erreichten wir Gloomymouth, dort stellte sie sich als Mary Clay und mich als ihre Tochter vor. Mein Mund war durch die Furcht verschlossen, ich wagte nicht, ihr zu widersprechen.

„Wir wurden von der Direktion als Arbeiterinnen angenommen, und auf diese Weise verdiente sie täglich zwei anstatt eines Schillings.

„‚Höre,‘ sagte sie am ersten Abend, als wir allein waren, ‚wenn es dir je einfallen sollte, zu sagen, daß du nicht meine Tochter bist, stoße ich dir ein glühendes Eisen durch den Leib, und schneide dich dann in zehn Stücke.‘

„Ich wußte, daß dies keine leeren Drohungen waren und hütete mich wohl, zu irgend jemand ein Wort laut werden zu lassen, außerdem auch ließ sie mich keinen Augenblick aus den Augen. Des Nachts schlief ich mit ihr auf demselben Strohsacke und bei Tage arbeitete ich neben ihr in den Gruben.

„Während des ersten Jahres war es meine Aufgabe, in einem feuchten Winkel unter der Erde zu sitzen, wohin nie ein Tagesstrahl drang, und jede Minute, das heißt so oft die Handwagen kamen, eine Klappe zu öffnen, welche dazu diente, Luft einzulassen. Das Tagewerk begann eine Stunde vor Sonnenaufgang und endete eine Stunde nach Sonnenuntergang, so daß ich während eines ganzen Jahres nicht einmal das Tageslicht erblickt habe.

„Als ich das sechste Jahr erreicht hatte, wurde ich für stark genug befunden, einen Handkarren zu ziehen. Man befestigte einen Riemen um die Mitte meines Leibes, und einen anderen um meinen Kopf, und so zog ich einen mit Kohlen beladenen Karren vierzehn Stunden des Tages durch einen Gang, der so niedrig war, daß ich nur auf Händen und Füßen kriechend hindurch konnte.

„Sie haben das Kind Bob Chob gesehen. Mein Los war dasselbe wie das seine, und noch schlimmer, denn der Gang, in welchem ich arbeitete, war weit niedriger, ich war schwächer wie er, und wenn ich halb tot vor Erschöpfung zusammenbrach, so schlug die Megäre, welche mich bewachte und stets in meiner Nähe war, unbarmherzig auf mich los, bis ich mich wieder aufraffte, aus Furcht, man könnte mich entlassen.

9.

„Ein solches Leben habe ich drei Jahre lang hier in Gloomymouth geführt.“

„Entsetzlich!“ rief Lord Barley, „und was kann Sie bewegen, wieder hierher zurückzukommen? Ich sollte glauben, Sie müßten für immer Ihr Gesicht von diesem hassenswerthen Orte abgewandt haben?“

„Seit dem Tage von Emmas Befreiung,“ erwiderte Lady Serfield, „kommen wir jedesmal am Jahrestage derselben, welches auch der Todestag meines Mannes ist, hierher. Emma steigt dann hinab in die Gruben und überzeugt sich selbst von dem Zustande der dort unten arbeitenden Kinder. Sie zieht Erkundigungen über ihre Lage ein, und erlöst fünf der des Mitleidens und der Hilfe würdigsten, für deren Erziehung und weiteres Fortkommen wir dann Sorge tragen.

„Alles was Emma Ihnen von sich erzählt hat, war keine Schilderung einer ausnahmsweise traurigen Lage, auch dürfen Sie nicht glauben, daß nur in dem hiesigen Bergwerke dergleichen Verhältnisse obwalten. Es ist das Schicksal Hunderter und Tausender von unglücklichen Kindern in allen Teilen des vereinigten Königreiches, in denen sich Bergwerke vorfinden. Kaum zum Leben erwacht, werden sie durch die bejammernswerte Armut ihrer Eltern in jene ungeheuren Gräber eingeschlossen. Die Eltern, welche ihnen kein Brot geben können, stoßen sie hinein, den Tag verfluchend, wo sie die Unglücklichen in die Welt gesetzt. Andere wieder, deren Herz für jedes menschliche Gefühl verhärtet ist, thun es aus kalter Gewinnsucht, und noch andere beben nicht vor einem Verbrechen zurück, wie es gegen meine arme Emma verübt worden, um Nutzen aus dem Schweiße jener schwachen Geschöpfe zu ziehen. Dort siechen ihre Seelen und ihre Körper dahin, gleich in der Knospe geknickten Blüten, und sie sind tot noch ehe sie gestorben sind.

„Sie haben ja jenen Knaben gesehen, wegen seiner und noch vier anderer Kinder haben wir uns schon mit Mr. Fekner verständigt.“

Lord Barley setzte seine Reise nicht weiter fort, aber im nächsten Jahre, am Jahrestage der Rettung Emmas, wurden anstatt fünf, zehn Kinder aus den Kohlengruben von Gloomymouth befreit. Fünf im Namen Lady Serfields und fünf im Namen von Lady Emma Barley.

Kreuz und Halbmond.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Trüb schaut der Halbmond auf den Bosporus:
Er sieht sein Reich ruhmlosem Untergange
Entgegenschwanken, schaudernd vor dem Schluß
Des blutigen Spiels, das schon gewährt zu lange
In Kämpfen, wo der Genius der Geschichte
Sein Haupt verhüllt mit trauerndem Gesichte.

Nie that sich hier sein Auge leuchtend auf
Beim wilden Streit fanatischer Barbaren,
Wo immer nur des Schlachtenglücks Verlauf
Bestimmt ward nach der Massenzahl der Scharen,
Bereit, sich blindlings in den Kampf zu stürzen,
Ihr freudenloses Dasein abzukürzen.

Allmächtig war die Kirche von Byzanz,
Geblendet war die Welt von ihrem Schimmer,
Doch mit der Priesterherrschaft Prunk und Glanz
Ging Volksverwilderung Hand in Hand — wie immer,
Und vor den Glaubenshelden des Propheten
Half ihr kein Kreuz, kein Fluchen und kein Beten.

Der Halbmond glänzte über Land und See,
Als Herrscherbild der Stadt der Sieben Hügel;
Der Christentempel wurde zur Moschee,
Das Christenvolk hielt man in Zaum und Zügel,
Doch seine Priester ließ man gern gewähren
„Des heiligen Geistes Ausgang" zu erklären.

So durch Aeonen herrschte der Seldschukk,
Aus allen Gärten sucht' er Frucht zu pflücken,
Viel Christenvölker fühlten seinen Druck —
Er schmeidigte, doch beugte nicht den Rücken
Der Kreuzesträger, die in Selbstkasteiung
Ausharrten bis zur Stunde der Befreiung . . .

Die alten Russen zogen nach Byzanz
Als Heiden, um die Christen zu berauben,
Doch als der Halbmond schien im höchsten Glanz,
Bekannten sie sich selbst zum Christenglauben
Und kämpften kühn als glaubenswüt'ge Streiter
Zur byzantinischen Ehre Gottes weiter.

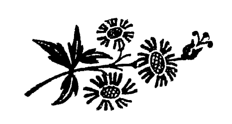
Sie rissen manches Stück vom Herrscherkleid
Des Islam ab, sich selbst damit zu schmücken,
Und zeigten immer hilfreich sich bereit,
Den Völkern Waffen in die Hand zu drücken,
In Aufruhrkämpfen gegen die Osmanen
Als Rußlands Vorhut ihm den Weg zu bahnen.

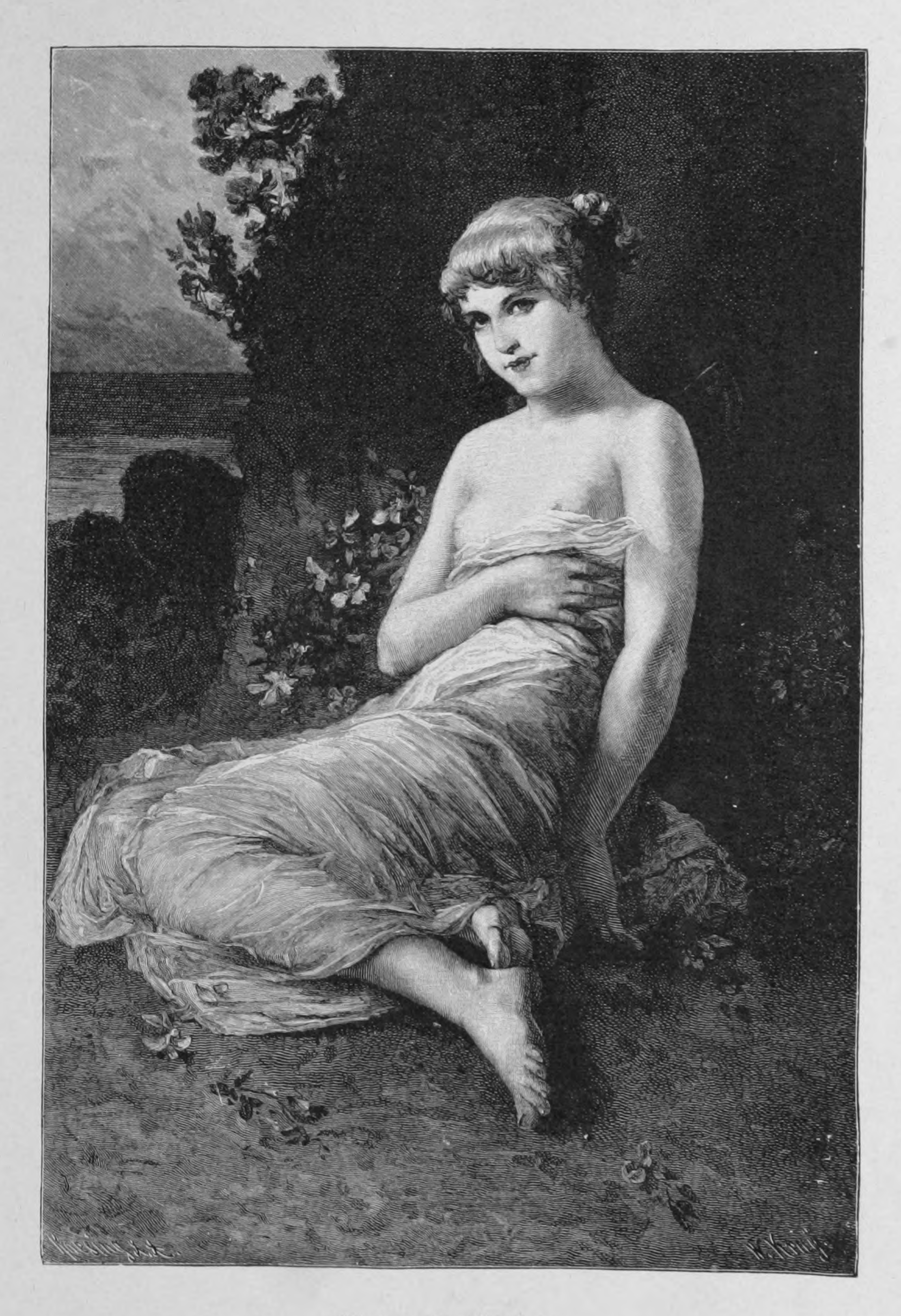
Nun liegt er offen! Doch der weiße Zar
Steht seltsam schwankend noch, ihn zu betreten;
Er wittert von den Christen mehr Gefahr
Als von den Gläubigen, die zu Allah beten:
Es wollen Serben, Griechen und Bulgaren
Nicht nur, was sie gewonnen, auch bewahren:

Sie wollen, stolz auf schwer Erkämpftes, noch
Durch neue Thaten ihre Kraft bezeugen,
Und nicht nach überwundnem Türkenjoch
Ins Joch der Russen Geist und Nacken beugen;
Gewaltiger ist ihr Drang zum Goldenen Horne,
Als ihre Furcht vor Moskowiterzorne.

Da winkt Byzanz, die schönste Stadt der Welt,
Als reife Frucht! Wohl strecken viele Hände
Sich nach ihr aus; doch bis sie ganz zerfällt
In Fäulnis, wird der Eifersucht kein Ende
Der Christen, die sich feindlich selber spalten,
Hoch überm Kreuz den Halbmond zu erhalten.

Noch schwingt der Türke seinen Bambusstab,
Der Christenpriester Glaubenswut zu zügeln,
Wenn sie beim Osterfest am Heiligen Grab
Zur Ehre Gottes sich einander prügeln . . .
Viel Christen gab's, die jetzt zu Allah beten,
Doch nie ward Christ ein Gläubiger des Propheten.





Psyche. Von W. Kray.

Ueber die Bodenbewegungen in den Küstengebieten der nordischen Meere,

insbesondere der

Nord- und Ostsee.

Von

C. Graf von Wartensleben in Rheinsberg.

Die Geologie läßt die Steine reden und diese führen unzweifelhafte Beweise, daß alles trockene Land der Gegenwart, die höchsten Gebirge nicht ausgeschlossen, einst aus dem Meere emporgestiegen ist, daß trockenes Land und Meeresboden in vielfachem Wechsel sich befunden haben, und die gegenwärtige Verteilung von Meer und Land kein hohes Alter hat — geologisch gesprochen, insofern ungezählte Jahrtausende nur einen sehr kurzen Zeitraum darstellen in der Geschichte unseres Erdkörpers.

Auch in unserer geologischen Gegenwart bereitet sich eine Veränderung des Reliefs der Erdoberfläche vor, und ist solche zum Teil sogar seit historischer Zeit in die Augen fallend.

Fast an allen Festlandsmassen des Erdkörpers werden Spuren eines langsamen Emporsteigens oder Niedersinkens angetroffen, einer Erscheinung, die allerdings nur an den Küsten mit Sicherheit wahrnehmbar ist, weil hier das Niveau des Meeres Vergleichspunkte gewährt, die im Binnenlande nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht gewonnen werden können. Im Gegensatze zu den vulkanischen, instantanen Bewegungen, welche immer plötzlich, in den meisten Fällen mit abwechselnd steigender und fallender und immer mit nur lokaler Wirkung erfolgen, nennt man jene langsamen, jahrhunderte- oder auch jahrtausendelang vor sich gehenden Hebungen und Senkungen weit ausgedehnter Landesgebiete säkulare Bewegungen derselben. Erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde man auf diese langsame Verrückung einer großen Landesmasse aus dem Verhältnis zum Meeresniveau und zwar zunächst an der Ostküste der skandinavischen Halbinsel aufmerksam.

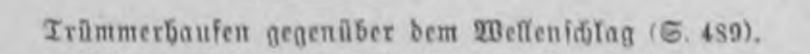


Felsensturz durch das Wasser (S. 489)

Sorgfältige Prüfung dieser zuerst von Urban Hjärne und Emanuel Swedenborg gemachten Beobachtung durch mehrere Gelehrte, darunter Celsius, brachten zwar Bestätigung, aber man übersah die wahre Natur der Erscheinung und glaubte Beweise für eine Abnahme der Wassermasse der Ostsee und des nördlichen Oceans wahrzunehmen. Diese von Celsius 1743 aufgestellte Wasserabnahmetheorie erhielt sich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts in dem Maße herrschend, daß, als der Schotte Playfair 1802 die Ansicht aussprach, daß viel eher eine Hebung des Landes als ein Zurückweichen des Ostseespiegels die Ursache der Niveauverschiebung sein könne, man die Begründung dieser Ansicht nicht einmal der Prüfung wert hielt. Erst infolge der durch den deutschen Gelehrten Leopold von Buch erfolgten umfassenden Untersuchungen, deren Resultate er in einem 1807 veröffentlichten Werke niederlegte, begann man an die Möglichkeit zu glauben, daß das Land sich bewege, der Ostseespiegel aber unverändert bleibe. Den Ausführungen Buchs schloß sich der schwedische Professor Sween Nilsson an und nach den später durch Charles Lyell vorgenommenen Untersuchungen schwand jeder Zweifel.

Und zwingend und jeden Zweifel besiegend sind die Thatsachen, welche sich den genannten und vielen anderen später prüfenden Gelehrten offenbarten.

Das Meer selbst rückt Zeugen für die Hebung des Landes vor die Augen. An solchen Küstenstellen nämlich, welche vom Meere überflutet werden, schwemmt es Geröll- und Schuttwälle, aus abgerundeten Steintrümmern, Sand, Schlamm, Resten von Meerpflanzen, Muscheln und anderen Fragmenten von im Meere lebenden Tieren bestehend, zusammen, welche, in dem Niveau des bewegten Meeresspiegels und parallel den Wogen liegend, die Strandlinien bilden und den Höhenstand des Meeres markieren. Bei einer etwa eintretenden Hebung des Landes steigt auch der



Trümmerhaufen gegenüber dem Wellenschlag (S. 489).

Schuttwall auf, und das Meer wird auf dem neuen aus dem Meer gestiegenen Strande einen neuen Strandwall absetzen. Wiederholen sich Steigungen nach längeren Ruhepausen, so werden letztere durch neue Strandwälle bezeichnet, die bei weiteren Hebungen des Landes ein System von Terrassen zur Anschauung bringen, von denen die älteste am höchsten und dem Strande am entferntesten, die jüngste am niedrigsten und dem Strande am nächsten liegt. Zahlreiche und ausgedehnte Teile der skandinavischen Küsten weisen derartige emporsteigende Küstenterrassen auf und zwar werden an den meisten Punkten zwei, an einzelnen sogar bis sieben aufeinander folgende Terrassen gezählt. Bis zum Nordkap lassen sich zwei solche alte Küstenterrassen unterscheiden, von denen die jüngere 100, die ältere circa 600 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Bei Throndjem steigen Terrassen noch bis über 500 Fuß über den gegenwärtigen Meeresspiegel empor. Besonders deutlich treten sie nördlich von Bergen hervor, schwinden in südlicher Richtung, um gegen die schwedische Grenze wieder deutlich ins Auge zu fallen. Bei Udewalle in Schweden zeigt sich eine nur aus Konchylien bestehende Terrasse, in deren Nähe noch Reste von Muscheltieren (Balanus) am Felsen sitzen, in 200 Fuß



Ein Strandwall.

Höhe. Diese Strandwälle allein sind vollgültige Beweise für die Hebung des Landes. (S. obige Fig.)

Die im Meerwasser enthaltenen gelösten Erdrindenteile, Salze jeglicher Art, Verwesungssubstanzen und Kohlensäure verleihen ihm eine besonders stark zersetzende Wirksamkeit. Hierzu tritt die unaufhörliche mechanische Bewegung des Wassers, so daß steil aufsteigende Küstenfelsen in der Meereshöhe zernagt und zerbröckelt werden und eine die Meereshöhe bezeichnende Zerstörungslinie an den Felsen entsteht. Wenn nun solche Niveaumarken, die das Meerwasser geschaffen, sich — wie mannigfach an skandinavischen Küstenfelsen hoch — über dem gegenwärtigen Wasserstande befinden, so kann allerdings die Annahme einer Senkung des Wasserspiegels mit der einer Hebung des Landes gleichberechtigt erscheinen.

Indessen man war dem Beispiele Celsius', womit derselbe schon 1717, aber unzureichend vorangegangen war, im vorigen wie in diesem Jahrhundert gefolgt, indem man in ausgedehnten Linien und an zahlreichen Punkten Marken in die Felsen unmittelbar über dem Meeresspiegel hatte einhauen lassen, und die in diesem Jahrhundert vorgenommenen Untersuchungen der Marken führten zu dem überraschenden Resultat, daß nicht nur eine Verschiebung des Niveauverhältnisses überhaupt, **sondern an verschiedenen Stellen mit ungleicher Intensität auftrete.** Man fand, daß die Hebungsenergie an den schwedischen Küsten zwischen sehr weiten Grenzen sich bewegt und die Hebung nach Süden in eine Senkung übergeht.

Die auffallende Ungleichheit in der Niveauveränderung auf dem vergleichsweise kleinen Raum und der Uebergang der steigenden Tendenz in die Senkung der Südspitze Schwedens, von welcher gleich näher die Rede sein wird, ist wohl der schärfste aller Beweise, daß eine schiefe Hebung des Festlandes vor sich geht, und an ein Zurückweichen des Ostseespiegels nicht gedacht werden kann.

Wenn die in die lange Felswand untenstehender Fig. A unmittelbar über dem Meeresspiegel einge-

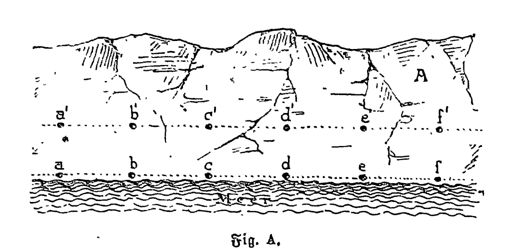


Fig. A.

hauenen Zeichen a b c d e f nach gewissem Zeitraum in a' b' c' d' e' f', liegen, so könnte an eine Senkung des Meeresspiegels gedacht werden; findet man die Kerben aber in ungleicher Entfernung vom Meeresspiegel, also in schiefer Linie, und einen Teil der letzteren sogar vom Meere bedeckt, so ist nur eine erfolgte Bewegung, und zwar eine teilweise Senkung und Hebung des **Landes** denkbar, weil der Wasserspiegel keine schiefe Ebene bilden kann. (Fig. B.)

Alle Berichte nach sorgsamen Untersuchungen der schwedischen Küsten stimmen darin überein, daß die Markenlinien in ungleicher Weise gegen den Meeresspiegel gerückt werden.

Den Nachweis der dem Schwanken eines Wagebalkens gleichenden Bewegung Skandinaviens gefunden zu haben, ist das Verdienst Lyells, welcher mit dem Vorsatze nach Skandinavien gereist war, die

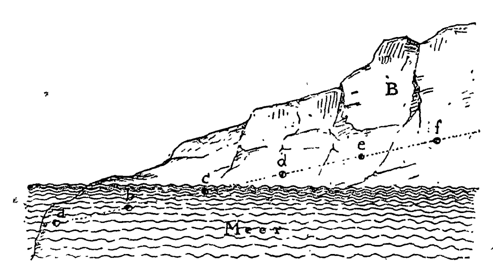


Fig. B.

Hebungsidee, an welche er nicht glauben konnte, zu widerlegen, aber durch die Ungleichheit der Bewegung zu der Ueberzeugung Buchs gelangte, daß Skandinavien mit Ausnahme der Südspitze in unserer Gegenwart fortgesetzt aus dem Meere emporsteigt.

In den muschelreichen Strandablagerungen von Bohnus-Län an der Westküste Südschwedens, hoch über dem gegenwärtigen Meeresspiegel, fand man (1844) menschliche Skelette. Swen Nilsson erkannte aus der Lage derselben, sowie aus der Intaktheit der sie deckenden Muschelbänke Anzeichen, daß die Menschen

vor der Hebung dieser Meeresablagerungen zu der Zeit, als dieselben noch Meeresboden bildeten, in dem letzteren verschüttet worden sind. Der größte der Schädel gehört der Cannstattrasse an, ist also verwandt mit dem anfangs viel berüchtigten, später zu Ehren gekommenen Neanderthalschädel, gehörte mithin einem der ersten Menschen an, welche Europa bewohnt haben. Der ganze Körper mißt 1,78 m, überragt also das gegenwärtige Geschlecht durchaus nicht. Die Dicke der Knochen läßt auf große Körperkraft schließen.

Die Untersuchungen der Erdschichten bei Södertelje durch Lyell führten es nahe, daß, nachdem Menschen auf den schwedischen Ostküsten sich angesiedelt hatten, letztere wenigstens 64 Fuß tief gesunken sind, und demnächst erst die jetzige Hebung begann, welche sich seit wenigstens 20 Jahrhunderten fortsetzt, sofern die Hebung im Jahrhundert 3 Fuß beträgt, wie Lyells Berechnung ergab.

Jene eingehauenen Marken liefern gleichzeitig Stützpunkte zur Berechnung der Hebungsgeschwindigkeit. Eine im Jahre 1865 vorgenommene Untersuchung von Marken, welche die Regierung im Jahre 1831 an 27 Stellen hatte einhauen lassen, ergab für ein Jahrhundert eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 30 cm. Nach Funden Lyells betragen die Hebungen stellenweise gegen 1 m im Jahrhundert. So fand er im Jahre 1834 eine bei Göfle am Bottnischen Meerbusen im Jahre 1751 eingehauene Marke um circa 80 cm, eine fernere Marke bei Grasöa aus dem Jahre 1820 um circa 15 cm gestiegen.

Finnland, welches in der glacialen Periode (auch als „Eiszeit“ bezeichneten Entwickelungsperiode des Erdkörpers) mit Skandinavien als eine Insel aus dem Meere hervorragte, zeigt gleich Skandinavien auch in der Gegenwart eine steigende Bewegung in seiner Schuttterrasse, deren Spitzen an manchen Stellen sich über 300 m über den Meeresspiegel erheben.

Ein noch schnelleres Tempo, als an Skandinavien und Finnland wahrnehmbar, zeigt die Hebung des nördlichen Rußland, des europäischen und asiatischen, in seiner ganzen ungeheuren Ausdehnung. Alte Meeresablagerungen finden sich selbst 250 Werst landeinwärts, steigen stellenweise 150 Fuß über den Meeresspiegel auf und die zwischen das Gerölle gemischten Muscheln zeigen sich noch in voller Frische ihrer Farbe.

Ein in neuester Zeit gemachter Fund machte uns mit der interessanten Thatsache bekannt, daß in einer nicht sehr fernen Vergangenheit das Meer bis Nishnij-Nowgorod gereicht hat. In den sogenannten Bugors nämlich, Sandhügeln an der Oka, stieß man in beträchtlicher Tiefe auf eine alte Menschenwohnstätte, welche neben Hunderten von Feuersteinwaffen, wenigen Säugetierknochen und Topfscherben große Massen von Muschelschalen enthielt. Diese Schalen der Mollusken, welche die hauptsächlichste Nahrung jener Menschen ausmachten, gehören aber zum überwiegend größten Teile denjenigen Arten an, welche im Meere leben, und dokumentieren somit, daß am Orte ihrer Aufspeicherung sich die Küste befunden habe, da nicht angenommen werden kann, daß jene Menschen sich ihre Molluskennahrung 150 geogr. Meilen weit hergeholt haben. Es sei noch hervorgehoben, daß derartige wallartige Haufen von Küchenabfällen, denen wir noch später begegnen werden, sich an den Küsten fast aller Länder wiederfinden.

Da die russischen Küsten des nördlichen Eismeeres in ihrer gesamten ungeheuren Ausdehnung in Hebung begriffen sind, kann es nicht auffallen, daß letztere sich auch auf den Boden und die Inseln des nördlichen Eismeeres, Nowaja-Semlja, Franz-Josephs-Land und Spitzbergen fortpflanzt, wofür unzweifelhafte Zeichen vorhanden sind. Einen recht schlagenden Beweis liefert die Insel Diomida. Im Jahre 1760 sah man sie östlich von Sewjatoj-Noß und 1820 fand sie Wrangel schon mit dem Festlande verbunden. In den einzelnen Punkten ist der Seeboden in kaum drei Jahrhunderten um 110 Fuß gestiegen, so daß u. a. man im Jahre 1871 eine Insel dort traf, wo holländische Seefahrer im Jahre 1594 in 96 Fuß Tiefe geankert hatten.

An der Hebung der nördlichen Länder sind ferner beteiligt die dänischen Inseln, Jütland vom Limfjord nordwärts, die Ostküste von Bornholm, die nördlichen und westlichen Küsten von Schottland, England und Irland. Weiterhin setzt diese aufsteigende Bewegung sich fort über das nördliche Grönland, Neufundland bis zu den Ostküsten von Britisch-Amerika.

An der Hudsonsbai finden sich alte Strandablagerungen 160 m über dem gegenwärtigen Wasserspiegel und rings um die Bai wird ein Aufsteigen von 2 bis 3 m im Jahrhundert beobachtet. Aus diesem Grunde entstehen für die Landung großer Schiffe mit jedem Jahre größere Schwierigkeiten.

Lange nach der Glacialperiode, als das norddeutsche Tiefland — nördlich von dem mitteldeutschen Gebirgsbogen — und die dänischen Inseln längst aus dem Meere emporgetaucht, mit Vegetation bedeckt und von Tieren und Menschen bewohnt waren, flutete noch das Meer über das nördliche Jütland, was durch mehrere Thatsachen sehr wahrscheinlich gemacht wird. Infolge dieser breiten Verbindung der Nordsee mit der Ostsee war das Wasser der letzteren wirkliches Meerwasser, nicht wie in der Gegenwart infolge der schmalen Verbindungen durch den Sund und die Belte brackisch, d. h. stark mit Süßwasser aus den einmündenden Flüssen gemischt. Es ist eine interessante Thatsache, daß Schalen eßbarer Konchylien nicht zu unterschätzende Stützpunkte jener geologischen Annahme und gleichzeitig beredte Zeugen werden sollten, daß die Ostseeküsten Dänemarks bereits von Menschen der späteren Steinzeit bewohnt wurden, als Nordjütland noch vom Meer bedeckt war. Man findet nämlich auf Jütland und den dänischen Inseln mehrfach wallartig gebildete, zuweilen 10 Fuß hohe und 1000 Fuß Durchmesser haltende Haufen von Schalen eßbarer Muscheltiere, der Auster, Miesmuschel, Herzmuschel und der gemeinen Strandschnecke, vermischt mit Knochen vom Auerochs, Reh, Hirsch, Wildschwein, Biber, Seehund rc., Waffen und sonstige Gebrauchsgegenstände aus Feuerstein, Horn und Holz, aber niemals aus Bronze. Daß diese Haufen nicht etwa vom Meere ausgeworfen, sondern von ältesten Menschen aufgehäuft worden sind und die Stätten alter Menschenansiedelungen bezeichnen, kann

abgesehen von den genannten Gegenständen menschlicher Werkthätigkeit um so weniger bezweifelt werden, als Ausgrabungen unter den Haufen gewöhnlich alte Herde aufdeckten, zusammengesetzt aus flachen Steinen und noch mit Asche, Kohlen und Holzstücken bedeckt. Diese Haufen, zuerst von dem dänischen Forscher Steenstrup überhaupt beachtet und untersucht, wurden von ihm Kjökkenmöddings, Küchenresthaufen, benannt und haben diese Bezeichnung, für alle Kontinente gültig, — denn man findet ähnliche auf allen Kontinenten, wie schon erwähnt — in der prähistorischen Wissenschaft behalten. Dieselben werden in Jütland nur an den Küsten der Ostsee, niemals an denen der Nordsee angetroffen und, da die gefundenen Schalen der genannten Konchylien immer die Größe der Schalen der in der Nordsee lebenden Tiere derselben Arten haben, und die in der Ostsee jetzt lebenden Individuen derselben Arten um das Doppelte und Dreifache an Größe übertreffen, so kann das Wasser der Ostsee in damaliger Zeit eben nur wirkliches Meerwasser wie das der Nordsee gewesen sein, was eine sehr breite Verbindung mit der Nordsee wie die über das nördliche Jütland voraussetzt. (Vergl. Cotta, Geologie der Gegenwart, 1878, S. 300.)

Gegenwärtig enthält das Wasser der Ostsee im allgemeinen nur 1/2 Prozent, an den dänischen Inseln bei Nordwind 1 Prozent, das Wasser der Nordsee dagegen stets über 3 Prozent gelöste Erdrindenteile, allein Kochsalz gegen 2 1/2 Prozent. Weil das Wasser der Ostsee nur ungenügend die Lebensbedingungen der Austern erfüllt, wurden hier mit den Versuchen der Austernzucht in unserer Zeit nur so geringe Resultate erzielt, daß die aufgewendeten Kapitalien als verloren gelten dürfen.

In historischer Zeit ist die jütische Nordküste zwischen Skagen und Flatstrand um circa 240 Fuß ins Meer hinausgerückt, allerdings wohl unter dem Beistande von Sandanhäufungen durch das Meer.

Die Hebungen in Britannien werden durch alte muschelenthaltende Strandablagerungen bewiesen, die in Schottland eine Höhe von 40—350 Fuß (Glasgow) erreichen. Hier und dort schmälert der Ocean aber auch seine Gaben, indem er die Ostküsten Schottlands arg zernagt und zerbröckelt, so daß z. B. eine an der Küste hinziehende Landstraße wiederholt weiter landeinwärts verlegt werden mußte. Gleiche Strandwälle finden sich an der Nordküste bis zu 1000 Fuß Höhe, und Irland weist dergleichen alte Strandablagerungen noch 7 engl. Meilen von der Küste und zuweilen von 200 Fuß Höhe auf.

Recht auffällige Beweise der Hebung liefert das nördliche Grönland, wo Mac Clure auf der geologisch zugehörigen Insel Prince Patrick in Höhen von 500 Fuß und mehr über dem Meeresspiegel Walfischskelette vorfand. Grönland befindet sich in gleicher Bewegung wie Skandinavien, da, wie Kane und Mac Clure nachwiesen, von 77° ab (nach anderen von 69° ab) nordwärts die Hebung, südwärts die Senkung beginnt. Alte dänische Niederlassungen an verschiedenen Punkten der grönländischen Süd- und Westküste, so Frederikshaab und die Kolonie Godthaab, werden samt den Ruinen von Gebäuden vom Meere überflutet.

Schon im vorigen Jahrhundert stellte sich Ursache zu der Vermutung ein, daß ein Teil von Schonen, der südlichsten Provinz Schwedens, sich unter Wasser befinde. Man fand nämlich 1770 in einer Reihe von Sandbänken und Untiefen, welche vor Landskrona und Trellaborg liegen, aufrechtstehende Baumstümpfe, selbst ganze Bäume, die nur dort gewachsen und nicht hingeschwemmt sein konnten, und, nachdem bei dem sogenannten Skattsriff die Aufmerksamkeit durch eine sechs Fuß tief unter Wasser befindliche Krone einer aufrecht stehenden alten Eiche erregt war, ergab weiteres Suchen einen ganzen Wald übereinander liegender Stämme, deren Stümpfe im Boden saßen. Die aus dem blauen Thon, aus welchem sie hervorragten, gezogenen Stämme nahmen im Trocknungsprozeß hornartige Beschaffenheit an und konnten als Nutzholz verwendet werden, waren also nicht sehr ferne vor unserer Gegenwart dort gelagert worden. Verschiedene Torfmoore ferner, die immer nur Landes- resp. Süßwasserbildung sein können, mit Resten von Bäumen, Knochen von Reh und Hirsch, Lemming, Frosch, Wasserkäfern und Feuersteingeräten, fand man fern von der Küste unter Wasser, ja 3/4 Meilen vom Lande entfernt ein 10—12 Fuß mächtiges Moor 14 Fuß unter dem Wasserspiegel mit Stämmen der Eiche, Föhre, Birke, Erle und Espe, verschiedensten Straucharten und Blättern. Nachdem diese Funde fast der Vergessenheit verfallen waren, nahm in unserem Jahrhundert Professor Dr. J. Nilsson, welcher auch fand, daß der Strand seit Linnés Besuch sich dem sogenannten Staffstein um 197 Fuß genähert hat, die Untersuchungen von neuem auf und vertrat öffentlich in einer Druckschrift die Behauptung, daß ein Teil Südschwedens sich bereits unter das Meer gesenkt habe. Eine Vervollständigung der Beweise brachten die Jahre 1868 und 1869, als man mit der Vertiefung des Hafens von Ystadt beschäftigt war. Fünfzehn Fuß unter dem Meeresspiegel entdeckte man ein Torfmoor, reich an Resten der noch in der Gegenwart in der Provinz Schonen lebenden Fauna und Flora. Zwischen Baumstümpfen und noch aufrecht stehenden gewaltigen Baumstämmen entdeckte man Schalen von Luft- und Süßwasserschnecken, Haselnüsse, Weidenblätter, Charawurzeln, Knochen- und Insektenreste. Hohe Sandmassen, von dem Meere abgelagert, nachdem das Moor, dem Schicksale Südschwedens folgend, in die Tiefe gesunken war, überlagerten den moorigen Wald. Daß die Senkung nicht ferne vor dem Beginne der historischen Zeit vor sich ging, wird mit unübertrefflicher Zuverlässigkeit durch Dokumente dargethan, welche den besten von Pergament nichts nachgeben: unterhalb der Torfschicht fand man Gegenstände aus der Bronzezeit, welche nach Professor Dr. Nilsson für Skandinavien etwa 100 v. Chr. beginnt.

Die Senkung Südschwedens setzt sich in südwestlicher Richtung fort, insofern die deutschen Küsten, namentlich die nordwestlichen, sowie die Hollands und Südenglands, ferner der größere Teil der französischen Westküste in Senkung begriffen sind.

Während die Ostküste von Bornholm (nach Untersuchungen Forchhammers) steigt, bekunden die vom

Meere überfluteten, aber noch deutlich bei ruhigem Wetter erkennbaren Wälder, welche sich fast rings um die Insel ziehen, mindestens, daß letztere einst größer war.

Doch der rätselhaften Senkung im Sinne der Südspitze Schwedens und Südgrönlands unterliegen wahrscheinlich nicht alle die genannten Küstengebiete, wenigstens erscheint in vielen Fällen eine unaufhörliche Hinwegspülung des Untergrundes als Ursache der Einsenkungen kaum zweifelhaft, während in anderen Fällen das Meerwasser die Küsten durch chemische und mechanische Kraft zerstört. Wie das atmosphärische Wasser vorzüglich vermöge seines Kohlensäuregehaltes und seiner physikalischen Eigentümlichkeiten die festen Erdrindenteile in den tiefsten Schichten wie auf den höchsten Gebirgen löst, zerreißt und teils in gelöster Gestalt teils schwebend durch alle seine kleinen und großen Rinnen ins Meer trägt, so daß der größte Teil der Erdoberfläche des Festlandes auf der Wanderung ins Meer begriffen ist, um dort neues Festland, neue Gebirge vorzubereiten, so ist auch das Meerwasser unausgesetzt chemisch thätig, die härtesten Felsen zu lösen und zu zernagen, um der heranstürmenden Woge die Arbeit zu erleichtern.

Tagaus tagein, solange die Küstenfelsen stehen, zerbröckelt die Woge, welche jeden Stein und jedes Körnchen als Sturmblock, Hammer, Meißel und Feile an jedem anderen Stein in Wirkung treten läßt, den hochragenden Felsen, hier eine Höhle, dort ein Thor und dünne Pfeiler schaffend, bis derselbe, des stützenden Grundes beraubt, zusammenstürzt, in Stücke zerschellend. Aber niemals rastend, verwandelt es endlich auch die Blöcke in Schutt, Schlamm und Sand, um diese mit sich fortzuführen und in den Tiefen auszubreiten. (Vergl. S. 481, 482 u. 500.)

Unwiderstehlich gegenüber aller irdischen Körperwelt ist das Wasser im Bunde mit dem einen Faktor: ungemessene Zeit.

Jeder im Wasser befindliche Körper wird um so viel leichter, als das Wasser wiegt, welches er verdrängt. Die meisten Gesteine wiegen in der Luft das Zweiundeinhalbfache von einem gleich großen Volumen Wasser, im Wasser aber wiegt ein Stein von z. B. 100 Pfund nur 60 Pfund. Da das Meerwasser beträchtlich schwerer ist als süßes, so ist das Gewicht des Steines in demselben noch geringer, er wird also um so leichter fortbewegt. Besonders wo das Meerwasser vom Sturme gedrängt weit über seine gewöhnliche Fluthöhe steigt, entwickelt es eine kaum glaubliche Gewalt. An der schottischen Küste beobachtete Clegg dauernd die Druckkraft des Wogenschlages und fand im Sommer 611 Pfund, im Winter 2086 Pfund auf den Quadratfuß, ja wo der Spiegel bei starkem Sturm 100 Fuß hoch stieg, entwickelte der Wogendrang eine Druckkraft von 6100 Pfund auf den Quadratfuß. — Bei der heftigsten Bewegung der Luft, wenn sie in der Sekunde 146,7 Fuß zurücklegt, wie in den Teifuns und Hurrikanes der Tropen, übt sie doch nur eine Druckkraft von 492 Pfund auf den Quadratfuß aus.

So kann es nicht auffallen, daß das Wasser in Firth of Forth in Schottland Steine von 30 Centner aus der Mauer riß und fortschleuderte, bei Calf-Point auf Irland einen Stein von 200 Centner aus dem Grunde losriß und ans Ufer schleuderte, und bei Barrahead auf den Hebriden (1836) einen Gneisblock von 504 Kubikfuß und einem Gewichte von 804 Centner 5 Fuß weit fortdrängte.

Dem gewaltigen Druckvermögen des Wassers entspricht seine Wirksamkeit auch an flachen Küsten.

Zwischen 1044 und 1309 brach das Baltische Meer wiederholt verheerend über die pommersche Küste ein, zerstörte (1044) die Inseln Usedom und Wollin, riß eine Anzahl Dörfer mit sich fort und ließ an der zerklüfteten Gestalt der Insel Rügen (S. 491) welche im 13. Jahrhundert noch doppelt so groß als in der Gegenwart gewesen sein soll, einen beredten Zeugen seiner Gewalt zurück. An die Küstenzertrümmerungen jener Zeit lehnen sich wohl die Sagen und Lieder von der im Meere begrabenen Stadt Vineta. Im Jahre 1337 riß das Meer 14 Dörfer in Seeland weg, bildete 1514 die Oeffnung Frisch Haff bei Pillau, 1800 Klafter breit und 12—15 Klafter tief, zerriß 1625 die Halbinsel Dars und bildete die Insel Zingst. Im Laufe der Zeiten mehrfach vom Meere durchbrochen, zeigt Dars eine von ihrem Dorfe durch einen Meeresarm getrennte Kirche, die des Dorfes Prerow. Verschwunden ist die verhältnismäßig große Insel Wittland, welche noch 1200 im Kurischen Haff lag, versunken sind Wälder und Torfmoore an zahlreichen Punkten der Ostsee, so auch an den Ostküsten der Cimbrischen Halbinsel. Ueberall Spuren von in der Gegenwart fortgesetzter nagender Thätigkeit der Baltischen See, zumal an den Inseln Usedom und Wollin, halten das Gedächtnis wach an die Wirkung früherer Sturmfluten.

Abgesehen von diesen Zernagungen der Küste wird der Verlust an Ackerland, welchen allein die Provinz Pommern durch Sandüberwehungen von den durch das Meer aufgeworfenen Dünen her erleidet, auf jährlich 1400 Morgen berechnet. (Cfr. Senft, Synopsis der Mineralogie und Geognosie, Abt. II, S. 1282.)

An den West- und Nordküsten Europas herrschen die Süd-, Südwest- und Nordwestwinde vor und, da zum Teil auch die Flutbewegungen des Meeres gleiche Richtung annehmen, so zahlen die Küsten Westfrankreichs, Britanniens, Hollands, Deutschlands, Jütlands und Norwegens schweren Tribut an den durch atmosphärische Kraft so mächtig unterstützten Ocean und neue Siege dieser übermächtigen Bundesgenossen bereiten sich mit jedem Jahre vor.

Wo in der Tiefe die Strömungen auf weiche Massen stoßen, Kreide, Mergel, Kies, Schieferthon 2c., da bringen die unausgesetzten Hinwegspülungen und Unterwaschungen endlich auch das der Unterlage beraubte Land zum Zusammensturz. Auf diese Weise mag der unbekannte, Jahrtausende hindurch fortgesetzt nagende Golfstrom sich seine Gasse gebahnt haben zwischen dem Kontinent und Britannien. Nur so kann man sich die auffallende Gleichartigkeit der Ablagerungen an den sich gegenüberliegenden Küsten Frankreichs und Britanniens erklären. Nicht nur sind die Erdrindenmassen gleichartig, sondern die Schichten liegen auch horizontal und korrespondieren miteinander in ihrer Reihenfolge, mit der Kreide beginnend, welche

von den übrigen Schichten überlagert wird. Die Gleichartigkeit der Schichten wird insbesondere auch durch identische Einflüsse aus dem Pflanzen- und Tierreich, sowie von Produkten frühester menschlicher Werkthätigkeit dargethan.

Bevor die beharrliche Beweglichkeit des Golfstromes über die starre Erdrinde diesen Sieg errang, erhob sich wohl noch manch ein Land dort, wo jetzt die Nordsee zwischen Britannien und Jütland flutet, die Themse ergoß sich in den Rhein (Lyell), und die ältesten Menschen cirkulierten, von keinem Meeresarm gehindert, zwischen dem Kontinent und den britischen Inseln, als ihre Waffe und Werkzeug noch der Feuerstein und ihre Zeitgenossen der Höhlenbär, der Höhlenlöwe und andere große Katzen, der Mammut und das Rhinoceros mit der knöchernen Nasenscheidewand — ausgestorbene Tierarten — waren, wie sich aus den Einschlüssen in den Erdablagerungen diesseits und jenseits des Kanals ergibt.

Keine geologische Thatsache widerspricht der Vorstellung, daß Menschen, welche trockenen Fußes nach dem heutigen Britannien wanderten, auch noch Zeugen von den letzten Ausbrüchen der Eifelvulkane waren. Und unwiderlegliche Beweise, daß Menschen der postglacialen Steinzeit solch einen Ausbruch sahen und vor seinen Strömen durch die Flucht sich retteten, fand man 1883 am Martinsberge bei Andernach.

Man stieß auf eine menschliche Niederlassung, welche 15—20 Fuß hoch mit einer Ablagerung von Bimsstein und anderen vulkanischen Auswurfsmassen bedeckt war. Steingeräte, als Messer, Bohrer, Schaber, bearbeitete Knochen, wie durchlöcherte Zähne (als Schmuck oder Amulette dienend), Angelhaken und eine Nähnadel aus Knochen, ein geschnitztes Geweihstück vom Renntier, Röhrenknochen mit der charakteristischen Längsspaltung, um das Mark auszusaugen, bezeichneten die Wohnstätte, welche die Besitzer eiligst verlassen hatten, um nicht von der niederstürzenden Asche verschüttet zu werden. Und letztere überlieferte unserer Gegenwart jenes ferne Ereignis klar wie ein Blatt der Geschichte.



Brandung an der Küste von Rügen (S. 490).

Sehr auffällige Senkungserscheinungen treten in den Niederlanden hervor, ja 268 Quadratmeilen des Landes liegen unter dem Meeresspiegel und wären längst vom Meere verschlungen, wenn nicht gewaltig hohe und breite Dämme sie gegen die Wogen des letzteren schützten. Indessen die langsam aber unaufhaltsam vorschreitende Senkung läßt den endlichen Durchbruch auch dieser gewaltigen Dämme nur als eine Frage der Zeit erscheinen.

Als Ursache der Senkungserscheinungen in diesen Landstrichen, sowie im nordwestlichen Deutschland, welches gleich den Niederlanden eine zum Meere sanft abfallende Ebene bildet, werden Hinwegspülungen des aus leicht schlämmbaren Materialien, als Torf, Thon und Schlick, bestehenden Untergrundes angesehen. Unter dem Drucke überliegender Erdmassen werden die weicheren Massen des Untergrundes zusammen und zur Seite gepreßt bis zum Bereiche der beweglichen Welle, welche ohne Aufhören Teilchen auf Teilchen wegführend, das Volumen des Untergrundes ohne Unterbrechung verringert, bis eine Sturmflut endlich ihre Wogen über das Land wälzen kann, um es mit Gewalt zu zerreißen, die Teile zu entführen und Meeresboden dort zu schaffen, wo sonst Luft atmende Pflanzen, Tiere und Menschen wohnten.

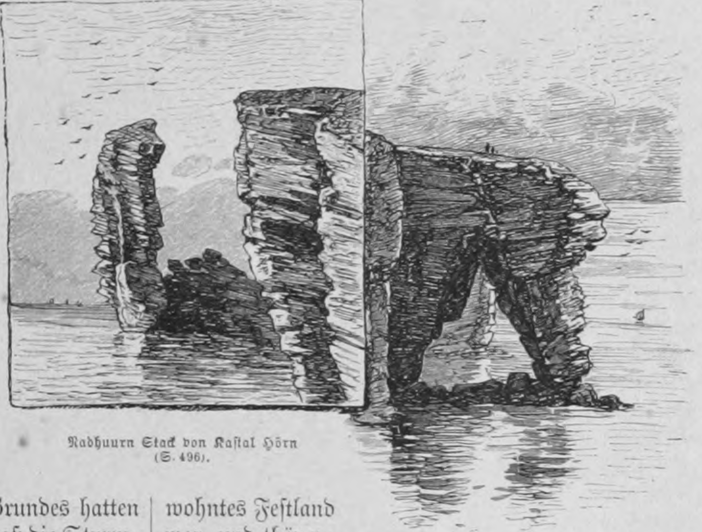
Die Ruinen einer unter Kaiser Claudius gebauten römischen Festung, welche man heute bei Katwijk aan Zee an der Mündung der Oude Rijn und 550 m vom Lande entfernt am Boden der Nordsee erblickt, berichten, wie weit noch zur Römerzeit die Westküste Hollands reichte. Seit dem Jahre 1750 hat das Meer bei Haarlem 73 m geraubt. Der Zuidersee in seiner heutigen Ausdehnung ist das Erzeugnis von Sturmfluten in historischer Zeit. Zur Zeit der Römer befand sich auch am südlichen Teile des heutigen Zuidersees ein kleiner Landsee, Fleco lacus genannt. Der Rhein, dessen östlicher Rest heute die Yssel ist, durchströmte den See und

ergoß sich in die Nordsee bei der heutigen Insel Vlieland. Nordholland und Friesland hingen durch Land zusammen und waren gegen das Meer durch eine Landenge geschützt. Letztere, durch wiederholte Fluten zerrissen, wird heute durch die von Wieringen bis Wangeroog reichende Inselreihe bezeichnet. Unausgesetzte Zernagungen bereiteten einen Durchbruch vor, welcher 1170 erfolgte und das Land zwischen Texel und Utrecht überschwemmte, in dessen Straßen man Stockfische fing. Neue Ueberflutungen im 13. Jahrhundert machten große Teile von Friesland für immer zum Meeresboden, bis endlich der große Einbruch 1290 den Zuidersee fast in seinem heutigen Umfange schuf, eine große, blühende Landschaft mit allem bunten Leben in den Tiefen begrabend. Noch feiert das Lied die vom Meere verschlungenen Wälder und Städte, darunter die große und reiche Stadt Stavoren. Und abermals 1834 warb das Meer um sein Eigentum an Friesland: ein beträchtlicher Teil mit Wäldern, Dörfern und Menschen versank in den Tiefen.

Wo heut der Dollartbusen sich ausdehnt, in welchen sich die Ems ergießt, zwischen Holland und Deutschland, lag eine höchst fruchtbare und blühende Landschaft, das Reiderland, von den Römern Terra Reidensium genannt, durchflossen von den Flüssen Tiam und Esche. Im Mittelalter lag darin die Stadt Torum, inmitten von 50 Marktflecken, Dörfern und Klöstern, die zu den reichsten von ganz Friesland gehörten. Die heimlichen Hinwegspülungen des moorigen Grundes hatten der Wogengewalt so weit vorgearbeitet, daß die Sturmflut im Jahre 1277 — es war Christnacht — mit verwüstendem Erfolge hereinbrach. Der gewaltige, aufwärts wirkende Druck des in die Unterhöhlung durch den Sturm gepreßten Meereswassers mag von unten her die Landdecke zerborsten haben. Daß dieser Prozeß wenigstens eine Rolle gespielt hat, wird durch die Thatsache nahe gelegt, daß Versenkungen großer Erdstücke stattgefunden haben, so daß man lange nachher aufrechtstehende Gebäude auf dem Meeresgrunde wahrnehmen konnte. Wiederholte Sturmfluten vollendeten das Verwüstungswerk, und im Jahre 1507 rollten die Wellen auch über die letzten Trümmer der Stadt Torum. Im Jahre 1539 umfaßte der neue Meerbusen noch 6 Quadratmeilen und reichte 13000 Schritte in das Land hinein, bis nach Bunde. Allmählich verkleinerten ihn Sand- und Schlammanschwemmungen bis zu seiner gegenwärtigen Größe von 2 ½ Quadratmeilen.

Gleiche Entstehungsweise hat der Jadebusen, dessen Bildung im Jahre 1218 begann. 300 Jahre kämpfte das Meer mit dieser von Dörfern besetzten ostfriesischen Landschaft Rustringen, in welcher eine Anzahl Dörfer der Abtei Rustringen noch im Jahre 1511 bestanden. Die Flut von 1651 ließ das letzte Dorf in der Tiefe verschwinden und schuf den Jadebusen in seinem heutigen Umfange von 3 ½ Quadratmeilen.

Die Römer kannten 25 große und dicht bewaldete Inseln an der Südküste der Nordsee, von denen einige einen solchen Umfang besaßen, daß die zahlreichen Bewohner den Versuch machen konnten, sich dem Heere des Drusus zu widersetzen. Wenn wir selbst die ganze Reihe der Inseln, welche von Wieringen bis zur Weser reicht, zählen, so fehlen zehn oder mehr und die vorhandenen ragen als Reste aus dem Meere, dem Schicksal der übrigen unaufhaltsam entgegengehend. Noch im 17. Jahrhundert zählte man von Wieringen bis Rottum 14 größere Inseln, jetzt sind kaum deren neun nennenswert. Aber viele von der Schelde bis zur Cimbrischen Halbinsel reichende Torfbodenablagerungen, in Ostfriesland Darg genannt, von der Nordsee überflutet und mit Sand überschwemmt, zeigen es an, wo früher bewohntes Festland war, und thönerne und gläserne Gefäße und Schüsseln römischer Arbeit, römische Münzen, Gräber und Gedenksteine, die man hier und dort aus dem Boden der Nordsee ans Licht gezogen hat, bestätigen die römische Mitteilung, daß jene jetzt unterseeischen Landstrecken von Menschen bewohnt waren und von den Römern besucht worden sind.



Radhuurn Stack von Kastal Hörn (S. 496).

Mörmers-Gatt von Spitzk Hörn auf Helgoland, 1865 zusammengestürzt (S. 496).

Die stärksten Verwüstungen hat die Nordsee an der Westküste von Holstein, Schleswig und Jütland angerichtet. Noch bis zum Jahre 1240 zog sich ein die jetzigen Inseln Sylt, Föhr, Amrum, Pelworm, Nordstrand ꝛc. — früher auch Fanöe und Romöe — einschließendes und mit dem Festland in Verbindung stehendes Land genannt Nordfriesland, etwa zehn Meilen lang und sieben Meilen breit, nordöstlich von der Elbemündung entlang. (S. 497.) Eine Sturmflut in genanntem Jahre zerstörte die Verbindung mit dem Festland und riß einen großen Teil des Landes in die Tiefe. Weitere Fluten, namentlich die vom 11. Oktober 1634, vollendeten die Zertrümmerung des Landes.

„Endlich,“ so schildert C. P. Hansen in seiner „Chronik der friesischen Uthlande“ S. 119 das Ereignis, eine der furchtbarsten Sturmfluten, welche die Geschichte überliefert, „endlich kam der jüngste, der schreck-

lichste Tag des alten Nordstrand und ich möchte sagen, des alten Nordfriesland. Noch am 10. Oktober lag es da, das grüne, von Fett und Fruchtbarkeit erfüllte Tiefland, inmitten der finsteren, grollenden See, die Freude, die Kraft, der Stolz und Mittelpunkt der Uthlande, nicht ahnend dessen, was ihm bevorstand, nach hundert trüben Erfahrungen noch fest bauend auf den Schutz seiner erst vor kurzem errichteten Deiche. — — Blutrot ging die Sonne am 11. Oktober im Südosten hinter Eiderstädt herauf, beschaute noch einmal das schöne, fruchtbare Eiland mit seinem goldenen Ringe, seinen grünen Wiesen und weidenden Viehherden, mit seinen gesegneten Aeckern, seinen Kirchen und Mühlen, seinen stillen Dörfern und zerstreuten Bauernhöfen, seiner emsigen tüchtigen, Gott und sich selbst vertrauenden Bevölkerung, dann verbarg sie sich wie weinend hinter die dichten Wolken, die für den Tag ihr die Herrschaft stahlen. Noch einmal läuteten die Kirchenglocken zum Gottesdienst in die Kirchen — denn es war eben Sonntag. Noch einmal scharten sich die Schlachtopfer betend in den heimatlichen Gotteshäusern, stimmten noch einmal ein Loblied dem Herrn an, während der Donner schon über ihren Häusern rollte und der Regen in Strömen sich ergoß. Noch einmal sammelten sich die Familien an ihrem freien Eigentumsherd, um den gefüllten Tisch in Frieden, nicht ahnend, daß es das letzte Mal sein sollte. Da brach er los aus Südwest, der unglückliche Sturm, der Tausende vernichtete und anderen Tausenden alles, nur nicht das arme nackte Leben rauben sollte.

„Ich will nicht versuchen, zu schildern das Gebrause des gegen Abend und namentlich um neun Uhr abends wie ein wütendes Ungetüm durch die Luft fahrenden Orkans, noch das donnerähnliche Getöse der gegen das Eiland rollenden, brechenden und endlich über die Deiche und durch dieselben stürzenden, die Erde weit aufreißenden Wellen, noch das Zittern der Werften und Heuberge im Wogendrange, noch das Gestöhne und Geächze der wankenden und fallenden Mauern und Balken und das Schreien und Pfeifen des mit dem Sturm fortfliegenden Daches, noch das Zischen und Leuchten des hie und da in diesem Weltuntergang ausbrechenden Feuers oder das Heulen der Sturmglocken, das Grabgeläute bei dieser großen Beerdigung, noch das Angstgebrüll der sterbenden Tiere und am allerwenigsten die stillen Seufzer und Gebete der ertrinkenden Menschen.“

„Nach einer kleinen Stunde, um 10 Uhr Abends,“ schreibt ein Augenzeuge, war alles vorbei; „da hatte der Nordstrand aufgehört zu sein; da waren mehr als 6200 Menschen und 50 000 Stück Vieh dort ertrunken, da waren die Deiche der Insel an 44 Stellen durchbrochen, da lagen 30 Mühlen und mehr als 1300 Häuser zertrümmert danieder, da war vernichtet die Heimat und das Glück von mehr als 8000 Menschen. — — Nur 3638 Menschen hatten die Schreckensnacht überlebt.“

Ein Torfmoor westlich von Sylt und ein Eichenwald bei Romöe, 3 m unter der Fluthöhe wurzelnd, erzählen dem Bootfahrer noch von alten Zeiten.

Mit jedem Jahre erweitert das Meer seinen Raub an den gegenwärtigen Resten des Landes.

Die Senkung der südlichen Küstengebiete der Nordsee schreitet, wenn auch kaum wahrnehmbar, doch ohne Unterbrechung auch in der Gegenwart fort, und nicht ferne liegt das Wort: „Was geschehen ist, kann wiederum geschehen“. Beobachtungen am Dollart ergeben je nach der beobachteten Stelle eine zwischen 80 und 140 cm fürs Jahrhundert schwankende Senkungsgeschwindigkeit.

Karte von Helgoland.

Seit dem Jahre 800 werden Landverluste der Insel Helgoland berichtet; eine alte Karte (s. oben), welche man dort gefunden haben will, würde allerdings beweisen, daß heute nur noch ein kleiner Teil der Insel existiert. Nach Adrian Balbi rissen die Fluten von 1300, 1500 und 1649 drei Vierteile der Insel weg. Fluten in den Jahren 1770 bis 1785 zerrissen den Rest in die noch bestehenden zwei Teile „Insel und Düne“ und auch an diesen sind nach jedem Jahrzehnt Verkleinerungen durch Zernagung und Zusammensturz von Felsmassen wahrnehmbar.

Zu den bemerkenswertesten Zusammenstürzen der letzten Zeiten gehören die von Nadhuurn mit seinem Felsenthore auf der Westküste und des schönen Thores Mörmers-Gatt (S. 494). Ersteres bildete einen großen, weit ins Meer vortretenden Felsenvorsprung, der von den Mutigeren unter den Badegästen bis zur äußersten Spitze

betreten wurde, um das Panorama von felsiger Küste und Meer, purpurn beleuchtet von der untergehenden Sonne, ganz zu genießen. Am 16. März 1860 brachen die Thore von Nadhuurn zusammen, und die Trümmerhaufen sind jetzt bekannt unter dem Namen Nadhuurn-Stack (S. 493). Einige empfindsame Damen vergossen Thränen, wie Prof. Dr. Haller erzählt, im Anblick dieser Veränderung. Seit Jahrhunderten trotzte der kühne Bogen Mörmers-Gatt den Angriffen von Sturm und Wogen, auch er ist ein Trümmerhaufen. Der genannte Gelehrte sagt in seinen „Nordseestudien" (1863): „Mörmers-Gatt macht zwar den Eindruck, als könne es heute oder morgen einstürzen (S. 494), doch kann es noch manche Jahre stehen, wenn die Verwitterung nicht schleuniger vor sich geht, als in den letzten Jahrzehnten." Aber schon zwei Jahre später, 1865, stürzte auch dieses Felsenthor zusammen. Das Jahr 1885 brachte das Verschwinden einer Felseninsel in der Nordsee, einer Klippe, die südlich von der Faröer-Insel Suderöe sich 80 Fuß aus dem Meere erhob, den Schiffern wohl bekannt und von ihnen wohl beachtet, weil sie inmitten einer gefährlichen Wirbelströmung lag. Von der Breitseite einem Schiffe unter Segeln ähnlich, glich sie von Suderöe aus einem Mönch, trug daher auch den Namen „Munken" (Mönch). Der Mönch ist in die Arme der ihn unablässig umwerbenden Braut, der Wirbelströmung, gefallen, die nicht müde wurde, seinen Fuß zu durchnagen, und, in ein gefährliches, auch bei Ebbe vom Wasser überströmtes Riff verwandelt, wird er in Stürmen und nebligem Wetter noch manch einen Schiffer neben sich zur Ruhe betten.

Wir begegneten bereits zwei Landmassen, Skandinavien und Grönland, deren Nordteile in Steigung und deren Südteile in Senkung begriffen sind. Auch an Großbritannien wiederholt sich diese Art der Bewegung, wie es scheint. Denn während in den bereits erwähnten hoch gelegenen Strandablagerungen unzweifelhaft Beweise steigender Bewegung der Nordteile erkannt werden müssen, fehlt es nicht an deutlichen Beweisen, daß namentlich die Süd- und Südostküsten in Senkung begriffen sind. So fand man bei Sutton vor etwa 12 Jahren einen aus dem Meeresboden hervorragenden Wald, dessen Bäume noch so wohl erhalten waren, daß man sie als Nutzholz verwenden konnte, und bei Basin-Bridge zeigten sich sechs Fuß unter dem heutigen Meeresspiegel römische Straßenbauten inmitten eines Waldes. Wo noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Stadt Brigton stand, da flutet heute das Meer, ebenso versanken große Strecken bei Durham und dort wo die Tyne und der Humber (1475) münden, mit mehreren Dörfern in die Tiefe und die Sandbänke vor der Themsemündung bedecken hoch eine einstmals blühende Landschaft. Die Sage erzählt, daß Earl Godwin in dortigen Wäldern zu jagen pflegte, und nach ihm benennt man jene Sandbänke heute noch Godwin-Sants. Große Strecken der Küsten von Norfolk und Linkoln wurden durch die Wogen weggerissen, um dann zu versinken und an den Scilly-Inseln, die wohl einst mit Cornwall durch Land verbunden waren, braust das Meer über Trümmern von Bauwerken, die man bei ruhigem Wetter 15 m unter dem Meeresspiegel erkennen kann.

Karte von Nordfriesland (S. 494).

Bei Donegall in Irland senkten sich in den letzten 100 Jahren ausgedehnte Küstenstrecken bis zu 20 Fuß Tiefe, und Bäume und alte Hochöfen sind vom Meere bedeckt.

Gegenüber solchen Thatsachen, deren Aufzählung erweitert werden könnte, fällt die Sandanhäufung an vielen Küstenstrecken Südenglands, so an den Küsten von Kent und Sussex, wo selbst alte Häfen unfahrbar geworden sind und eine derartige Sand- und Schlammanschwemmung (bei Romney-Marsh) sogar in Kultur genommen werden konnte, nicht ins Gewicht.

Gleiche Anschwemmungen gehen an den deutschen Nordseeküsten und stellenweise sehr erheblich vor sich. So erhöhen sich die unter dem Namen „Watten"

bekannten Anschwemmungen zwischen der Inselreihe Borkum-Wangeroog und dem Festlande immermehr, so daß dieselben zum Teil bei Ebbe schon trockenen Fußes passiert werden können. Aehnliches zeigt sich an den Westküsten Holsteins, Schleswigs und Jütlands, insofern der Meeresboden zwischen den Inseln und dem Festlande immermehr durch Dünensand erhöht wird, der an den Westküsten der Inseln aufgeworfen und ostwärts vom Winde weitergeführt wird. Im Mittelalter wurde das „Lister Tief" noch von den Kriegsschiffen besucht, jetzt aber reiht sich dort Sandbank an Sandbank.

Wir sahen auf einem kleinen Teile des Erdkreises, welcher unserem Interesse am nächsten liegt, die Grenzen von Land und Meer in unausgesetzter Veränderung begriffen. Gleiches aber ist für den ganzen Erdkörper nachgewiesen. Nahe liegt die Vermutung, daß die polynesische Inselwelt die Reste eines größeren Kontinentes darstellen und daß die Korallentierchen des Stillen Oceans ihre zierlichen Gehäuse auf den Bergspitzen eines großen untergegangenen Kontinents bauten, welcher Asien mit Amerika verband und noch den ältesten Menschen eine Brücke war von der „alten" zur „neuen" Welt.

Zwar überliefert weder Geschichte noch Tradition unserer Gegenwart darüber ein Wort, aber die neuesten Enthüllungen über die ältesten Bewohner Amerikas und die Erzeugnisse ihrer Werkthätigkeit deuten auf eine ursprüngliche Verbindung mit Asien, welche über ein heute von der Beringsstraße überflutetes Land, aber auch über einen großen vom Stillen Ocean bedeckten Kontinent stattgefunden haben mag. Die Osterinsel, westlich von Amerika (ca. $6\frac{1}{2}{}^{0}$ Südbreite und 109^{0} Westlänge von Greenwich), heute bewohnt von armseligen Wilden, bietet in ihren riesenhaften steinernen Statuen, über deren Entstehung die heutigen Bewohner nichts auszusagen vermögen, und welche die europäischen Entdecker, wie alle späteren Forscher in Staunen versetzten, ein Rätsel, dessen Lösung unter den Fluten des Stillen Oceans verborgen liegt. Aber die Gesichtsbildung der Statuen, die schiefe, zurückfliehende Stirn und der vortretende Mund brechen das Schweigen des Oceans und deuten auf die Völkerfamilien der Mayas und der Quechuas, der alten, hochkultivierten Bewohner Mexikos und Perus. Analogien, die über den ganzen Erdboden verbreitet sind, stützen die Vermutung, daß die Osterinsel eine stehengebliebene Säule eines Kontinentes ist, der sich einstmals westlich von Amerika durch den Stillen Ocean erstreckte. Von einem dritten ins Meer gesunkenen Kontinent — „Lemuria" — finden Zoologen und Botaniker die Spur. Ihn deckt das Indische Meer, doch stand er wahrscheinlich weder mit Asien und Australien noch mit Afrika in Verbindung.



Leuchtturminsel bei South Stack bei Anglesay.



Wellenschlag gegen abgebrochene Felsen (S. 489).

An den Küsten so gut wie auf den Gebirgen inmitten der Kontinente, in der Thätigkeit des Meeres, wie der der Flüsse, des Regens und Eises der Gletscher, überall findet der Geologe Thatsachen, welche einen langsamen, unaufhaltsamen Lokalwechsel von Meer und Land unwiderleglich beweisen, und unsere Gegenwart ist schon die Zeit, von welcher Darwin prophezeit: „Es wird die Zeit kommen, wo die Geologen die Ruhe der Erdrinde in jeder Epoche ihrer Geschichte für ebenso unwahrscheinlich halten werden, wie die Unbeweglichkeit der Atmosphäre in irgend einem Zeitmomente."

Zwei Brieflein.

Von

J. G. Fischer.

Zwei Brieflein sind begraben,
Im Strauch am Weg versteckt,
Verwelkte Blätter haben
Sie lange schon bedeckt.

Das eine will nicht sagen,
Was mir mein Lieb versprach,
Das andre soll nicht klagen,
Wie mir's die Treue brach.

Daß nie die Welt erfahre,
Was es mir nahm und gab,
Verhüllt mit jedem Jahre
Ihr Blätter dieses Grab.

Hauptfront der Kgl. Webe-, Färberei- und Appreturschule zu Krefeld (S. 504).

Westlicher Flügel (S. 505)

Ein Heim deutscher Industrie.



Die Königliche Webe-, Färberei- und Appreturschule zu Krefeld begann ihr Dasein im Jahre 1855 in sehr beschränkten Räumen als „städtische Webeschule“. Sie hatte ein Lehrpersonal von einem Webemeister, einem Lehrer für Dekomposition und zwei Zeichenlehrern; Webstühle und sonstige Webereimaschinen waren 12—14 vorhanden; die Anzahl der Schüler schwankte zwischen 15—20 pro Jahr.

Am 13. Mai 1878 beschloß die Krefelder Handelskammer, beim Königlichen Handelsministerium den Antrag zu stellen: „Die städtische Webeschule zu reorganisieren und zu einer Staatsanstalt als kunstgewerbliche Fachschule für die Textilindustrie nach dem Muster der im Auslande befindlichen Anstalten zu erweitern.“ Es bedingte diese Umwandlung ein Provisorium, welches auf die Dauer von drei Jahren vorgesehen wurde. Auf die ferneren Anträge der Handelskammer hatte der Staat für das erste Jahr des Provisoriums eine Summe von 17200 Mark im Extraordinarium zu Anschaffung besserer Lehrmittel, und im Ordinarium statt des früheren Zuschusses von 3000 Mark eine Summe von 10000 Mark zur Unterhaltung der Schule, insbesondere zur Anstellung tüchtiger Lehrkräfte, bewilligt, unter der Bedingung, daß die Stadt Krefeld die geeigneten Räume zur provisorischen Unterbringung stellt, und ferner einen jährlichen Beitrag bis zur Höhe von 10000 Mark zur Unterhaltung der Schule gewährleistet. Nachdem die Stadt sich zur Bewilligung eines Viertels der durch die Einnahmen der Schule nicht gedeckten Unterhaltungskosten bereit erklärt hatte, bewilligte auch die Handelskammer einen jährlichen Beitrag bis zur Höhe von 5000 Mark und es erfolgte die Uebersiedelung der Anstalt aus den bisherigen unpraktischen und in keiner Weise genügenden Räumen in ein für die Dauer von drei Jahren gemietetes Gebäude, welches gegen die früheren Räume bedeutende Vorteile bot. Wie groß das Interesse der Bürgerschaft für die durch die Staatshilfe mit einem neuen Lebensnerv versehene Anstalt war, beweist die Aufbringung eines Kapitals von 36400 Mark bei Gelegenheit der goldenen Hochzeitsfeier Ihrer Majestäten des deutschen Kaisers und der Kaiserin, welches als Stipendienfonds unter dem Namen „Wilhelm-Augusta-Stiftung“ der Schule zur Verfügung gestellt wurde. Die Staatsregierung bekundete ihre Fürsorge für die Anstalt weiter dadurch, daß sie bei der Landesvertretung den Ankauf einer bedeutenden und wertvollen Stoffmustersammlung beantragte, welche denn

auch für den Preis von 30000 Mark von Herrn Bildhauer J. Krauth aus Mannheim erworben und in dem provisorischen Schulgebäude aufgestellt wurde.

Ein weiterer sehr wichtiger Schritt für die Ausdehnung und erhöhte Wirksamkeit der Anstalt geschah im Jahre 1881. Beim Entwurf des Reorganisationsplanes der Webeschule war die spätere Errichtung einer Färberei- und Appreturschule in Verbindung mit der ersteren ins Auge gefaßt worden. Es fehlten jedoch die Mittel, um die aus den industriellen Kreisen immer lauter werdenden Wünsche in dieser Beziehung gleich zu befriedigen. Als nun die Errichtung einer solchen Schule an einem anderen Orte in Frage kommen sollte, erheischte die Angelegenheit Beschleunigung und es gelang, das Projekt unter folgenden Bedingungen der Verwirklichung entgegenzuführen: Fünf Achtel der Kosten erklärte der Staat auf sich nehmen zu wollen, während drei Achtel aus freiwilligen Beiträgen der Industriellen Krefelds aufgebracht werden mußten.

Einen Ueberblick über die Kosten der gesamten Anstalt, welche am 15. Dezember 1883 im Beisein Sr. Excellenz des Herrn Kultusministers von Goßler, des sich um die Reorganisation der Schule so verdient gemacht habenden Herrn Geheimen Oberregierungsrats Lüders, sowie vieler anderer hoher Persönlichkeiten ihre Weihe erhielt, und über die Werte, welche in derselben stecken, geben folgende Zahlen. Es kosten: die Gebäude 493459 Mark, die Utensilien 61500 Mark, die Laboratoriumseinrichtung 46050 Mark, die Maschinen und Webstühle 65400 Mark, die elektrische Beleuchtung



Websaal, Abteilung für Handweberei (S. 507).

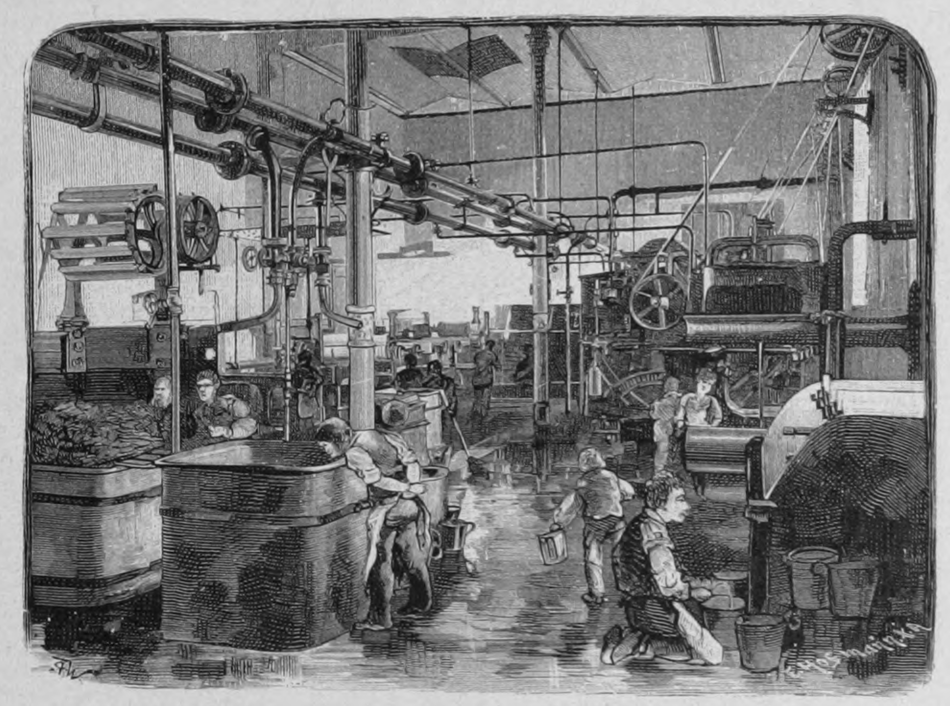
30000 Mark, die Bibliothek 30000 Mark, die Gewebesammlung, welche jährlich durch einen Etat von 2000 Mark vermehrt worden ist, 40000 Mark, der Wert des Grundstückes 100000 Mark, in Summa 866400 Mark.

Hierzu kommen noch 20000 Mark, zu welchen bemerkt sein mag, daß sich die Schule in neuester Zeit mit eingehenden Versuchen beschäftigt zur Einführung von Kleinmotoren für den Hausbetrieb, zur Erhaltung und Kräftigung der Hausweberei gegenüber der erdrückenden Ausdehnung der mechanischen Weberei.

Die Schule ist erbaut nach den Plänen des Herrn Stadtbaumeisters Burckhardt, während die inneren Einrichtungen entworfen und unter specieller Leitung des Direktors der Gesamtanstalt, Herrn Emil Robert Lembcke, ausgeführt worden sind.

Die Anstalt steht auf einem von der Stadt Krefeld unentgeltlich zu diesem Zwecke hergegebenen Terrain von circa 8000 qm Flächenausdehnung, welches im Stadtbauplan einen Block für sich bildet und, wie schon oben angeführt, einen Wert von 100000 Mark repräsentiert. Das Gebäude (S. 501) liegt mit der Vorderfront nach Norden und besteht aus einem Vordergebäude von 58 m Länge, einem Seitenflügel von 80 m und einem solchen von 55 m Länge und 11,5 m Tiefe; zwischen diesem hufeisenförmigen Bau sind die Websäle eingebaut, hinter welchen dann noch das Kesselhaus sich befindet, während sich bis an die Südgrenze des Terrains ein Privatgarten des Direktors ausdehnt. Der Bau erhebt sich auf einem Sockel aus Sandstein in zwei Stockwerken und einem hohen, in Schiefer gedeckten Mansardendach. Der zurückliegende Mittelbau des Vordergebäudes wird an beiden Ecken durch vorspringende turmartige Anbauten flankiert. Der ganze Gebäudekomplex ist in gelben Verblendsteinen mit Einteilungen und Fenstereinfassungen in rotem Sandstein im Stile der Renaissance ausgeführt. Das Hauptportal (S. 512) wird gebildet aus einer

wuchtigen, durch zwei korinthische Säulen getragenen Sandsteinbekrönung, als Schlußstein den Kopf der Pallas Athene zeigend, als der Erfinderin des Webens und der Vorsteherin aller Künste; darüber der preußische Adler im Schilde. Betritt man durch das Hauptportal das Gebäude, so führen einige Stufen in das gleichfalls von Sandsteinsäulen getragene Vestibule, von welchem aus nach rechts und links Korridore auslaufen, an welchen die Klassen und sonstigen Räume des Hochparterres liegen und welche an beiden Enden zu den Treppen des ersten Stockwerkes führen. Das erstere Hochparterre umfaßt folgende Räume: Die Kastellansloge und Wohnung, zwei Vortragssäle, zwei Klassen für Dekomposition im Vordergebäude; im rechten Flügel, d. h. nach Westen (S. 502), die Konferenz-, Bibliothek- und Lesezimmer, ein Zimmer für kleine Hilfsmaschinen und die Maschinenwerkstatt; im linken, Ostflügel (S. 510), das physikalische Kabinett, das Wagenzimmer, das Privatlaboratorium des Dirigenten der Färbereischule, zwei große Laboratorien, die Färberei und Appretur. In dem auf gleicher Höhe liegenden Shetbau von 1062 qm Flächeninhalt befinden sich zwei Websäle mit circa 70 Webstühlen für Hand- und Maschinenbetrieb, den Seidenspinnereimaschinen, sowie den nötigen Vorbereitungs- und Hilfsmaschinen; die Versuchsstation für die Einführung von Kleinmotoren in die Hausindustrie, sowie die Stoffdruckerei. Das erste Stockwerk umfaßt im Vorderbau: zwei große Zeichensäle, ein Modell- und Vorlagenzimmer, sowie das Privatzimmer des Konservators; der rechte



Färbbottiche. Große Stückfärbemaschinen. Färberei (S. 509). Walke.

Flügel: die Bureaux des Direktors, desselben Privatwohnung und die Schreinerwerkstatt; der linke Flügel: die Schulsammlungen, sowie die fiskalische Gewebesammlung. Der Speicher ist im Vorderbau ausgebaut zu sieben Ateliers, während sich in den turmartigen Anbauten noch je ein großes Zimmer, teils als Atelier, teils als Wohnung benutzt, befindet. Die kolossalen Kellerräumlichkeiten dienen zum größten Teil den gewohnten Zwecken; unter dem linken Eckbau befinden sich die Maschinen für die elektrische Beleuchtung, während die Keller unter dem Flügel derselben Seite als Aufbewahrungsort für Chemikalien und chemische Utensilien dient, sowie zum Teil noch ausgebaut und eingerichtet als Feuer- und Schwefelwasserstoff-Laboratorium.

Die Webeschule, welche unter Leitung des Direktors der Gesamtanstalt, Herrn Emil Lembcke, steht, verfolgt den Zweck, sowohl durch theoretischen als praktischen Unterricht Werkmeister, Dessinateure und Fabrikanten für alle Zweige der Weberei, sowie Maschinenbauer für die Textilindustrie heranzubilden und ebenso jungen Leuten, welche sich als Einkäufer oder Verkäufer dem Manufakturwarenfache widmen wollen, genaue Kenntnis der Fabrikation und damit die Fähigkeit richtiger Beurteilung der Ware zu verschaffen.

Um diese Zwecke vollständig zu erfüllen, umfaßt der Unterricht: Die Lehre von den Geweben und den verschiedenartigsten Rohmaterialien, die vorteilhafteste Herstellungsweise der Stoffe, deren Kalkulation, die Ausführung von Musterzeichnungen und Anleitung zur selbständigen Erfindung derselben. Ebenso gepflegt werden die Fächer: Fabrikbuchführung, Maschinenelemente, Kraftmaschinen, Spinnerei- und Appreturmaschinen, sowie das Vorrichten der Handstühle, das Montieren der Webstühle und andere praktische Arbeiten in der Maschinenwerkstatt in Holz und Eisen.

Der Lehrplan zerfällt in zwei Abteilungen mit folgender Verteilung der Unterrichtsfächer: Im Zeichnen und Malen findet in der unteren Abteilung, d. h. im ersten Jahre, ein gründlicher Unterricht mit Rücksicht auf Weberei, Druckerei und andere Zweige der Textilindustrie nach Vorlegeblättern, Modellen und nach der Natur statt; ferner geometrisches und Naturzeichnen. In der oberen Abteilung, d. h. im zweiten Jahre, wird zum Teil auch noch nach Vorlagen und Modellen gezeichnet, doch wird der Hauptwert auf die selbständige Ausführung von Mustern gelegt, sei es nach gegebenen Motiven oder aus dem Formenschatz, welchen der Schüler schon in sich fühlt; es sind auch beim Zeichnen, wie solches gleichfalls in der Dekomposition statthat, in den betreffenden Lehrern Specialisten angestellt, in der Art, daß die Schüler von einem oder dem anderen unterrichtet werden, je nachdem sie sich mehr der Seidenindustrie oder der Fabrikation von Leinen, Wolle und Baumwolle widmen wollen.

In den Ateliers, woselbst fortgeschrittenere Schüler bereits im zweiten Jahre Aufnahme finden, wird im Sommer hauptsächlich nach lebenden Pflanzen gemalt, während gleichzeitig daselbst für die Industrie unmittelbar zu verwendende Muster entworfen werden. Gesamtaufgabe dieses Unterrichtes ist es demnach: Musterzeichnern, Formenstechern, Graveuren ꝛc. im gewerblichen und künstlerischen Zeichnen gründliche Ausbildung zu gewähren, namentlich Dessinateure heranzubilden, welche selbständig neue Muster für die Weberei und Druckerei zu erfinden imstande sind. Zur Erweckung und Hebung des Gefühls für stilvolle Entwürfe, sowie um die Schüler eingehend bekannt zu machen mit den Meisterwerken der Textilkunst vergangener Jahrhunderte, finden Vorträge statt über „Die Kunstgeschichte in der Textilindustrie". Neben einer geschichtlichen Einleitung findet eine Betrachtung der verschiedenen Stilperioden und im Anschluß hieran ein fast stückweises Durchgehen der Gewebesammlung statt, wobei auf Alter, Herkunft, Material und die charakteristischen Merkmale der Musterung eingegangen wird. Der Unterricht in der Dekomposition, Komposition, Kalkulation und im Weben erstreckt sich auf Vorträge über die Gespinstfasern, die Elemente der Weberei und über Maschinenteile, auf die Lehre von der Dekomposition und der Stuhleinrichtung glatter und klein gemusterter Gewebe, ferner mit der Fabrikbuchführung und Kalkulation; endlich auf praktisches Weben glatter Stoffe und Samte, sowie kleingemusterter Stoffe in Baumwolle, Wolle, Leinen und Seide auf Handstühlen. (S. 503.) Zu diesem Zwecke ist der Websaal für die untere Abteilung wöchentlich 39 Stunden in Benutzung. Jeder Schüler wird pro Woche sechs, acht, 14 und mehr Stunden darin beschäftigt, je nachdem es sein zukünftiger Beruf erfordert, sich mehr oder weniger praktisch auszubilden; ebenso ist es den Schülern gestattet, nur in besonderen Materialien (Baumwolle, Wolle, Leinen, Seide ꝛc.), als auch in einzelnen Zweigen des Webens als Schaft-, Jacquard- oder Samtweberei sich mehr oder weniger praktisch zu üben. Es sind für diese Abteilung aufgestellt 35 Handwebstühle der verschiedensten Systeme und für die verschiedenartigsten Gewebe bestimmt. Es sind vorhanden sechs Handwebstühle für Baumwolle, fünf für Wolle, darunter solche für Bukskins, Tücher ꝛc., vier Stühle für Leinen, drei für Halbseide und elf Handwebstühle für Seide, darunter welche für einfachen glatten Taffet, ebensowohl wie solche für den schwersten Seidendamast für Wandbekleidung und Möbel. Handwebstühle für Samt sind sechs vertreten, auch hier ist die Herstellung des glatten Cheppe-Samtes ebenso möglich, wie die Anfertigung des dreifarbig gemusterten Jacquard-Samtes und der kompliziertesten Jacquard-Samt-Gaze.

An Hilfsmaschinen und Geräten sind dann noch für die Handweberei zwölf Apparate vorhanden. Im zweiten Unterrichtsjahre, d. h. in der oberen Abteilung, werden im Unterricht in der Dekomposition, Komposition ꝛc. Vorträge gehalten über Konstruktion, Aufstellung und Behandlungsweise der Hand- und mechanischen Webstühle und anderer Apparate und Maschinen für den Webereibetrieb, als Motoren, Spinnerei- und Appreturmaschinen; gleichzeitig findet eine Anfertigung von Zeichnungen für diesen Unterricht, das Demontieren und Montieren von Webstühlen und Hilfsmaschinen, sowie praktische Uebungen in der Schmiede, Schlosserei und Schreinerei statt. Ein Hauptzweig des Unterrichtes sind dann selbstredend auch hier die praktischen Uebungen im Weben auf mechanischen und den bei der unteren Abteilung bereits aufgeführten Handstühlen komplizierterer Systeme. Auch für die obere Abteilung ist der Websaal (S. 511) wöchentlich 39 Stunden in Benutzung und sind für diese Abteilung 34 mechanische und halbmechanische Webstühle mit den nötigen Vorbereitungs- und Hilfsmaschinen aufgestellt. Darunter befinden sich sechs mechanische Webstühle für Baumwolle, drei für Halbwolle, vier für Wolle und zwei für Leinen; ferner elf mechanische Stühle für Seide, ein Doppel-Samtstuhl, welcher zu gleicher Zeit vier Stücke Samt webt, drei Stühle für Bänder und Posamenten, ein Jute-Läufer-Webstuhl, drei Montierstühle und über 30 Vorbereitungs- und Hilfsmaschinen.

Zur Ausführung von Reparaturen, zu Uebungsarbeiten der Schüler, welche sich für die mechanische Weberei oder als Webmaschinenbauer ausbilden wollen, sowie zur Herstellung kleinerer Apparate für Versuche und Verbesserungen an Webereimaschinen, steht eine vollständig eingerichtete Maschinenwerkstatt zur Verfügung, in welcher sämtliche notwendigen Arbeitsmaschinen und Apparate vorhanden sind. Die mit der Webeschule verbundene Färberei- und Appreturschule steht unter der speciellen Leitung des Herrn Dr. H. Lange; derselben ist der östliche Flügel im neuen Webschulgebäude eingeräumt. Diese Schule verfolgt den Zweck: denjenigen, welche sich dem speciellen Studium der Chemie widmen wollen, durch gründlichen theoretischen und praktischen Unterricht eine möglichst vollständige Ausbildung in allen Zweigen dieser Wissenschaft und deren Anwendung im praktischen Leben zu gewähren; ferner diejenigen, welche sich für die Farbstoffindustrie ausbilden wollen, insbesondere auch Färber, Bleicher, Zeugdrucker und Appreteure in der Fabrikation der Farbstoffe und Beizen zu unterrichten, dieselben mit den Methoden zur Untersuchung und Wertbestimmung der natürlichen Farbstoffe und sonstigen

Chemikalien vertraut zu machen und sie zur selbständigen Vornahme dieser Operationen heranzubilden; endlich durch praktische Arbeiten im Färben, Bleichen, Drucken und Appretieren den Schülern Anleitung zur Anwendung der erworbenen Kenntnisse für das praktische Leben zu geben. — Neben den erforderlichen Lehrsälen besitzt die Anstalt zwei chemische Laboratorien, ein großes Färberei-, ein Feuer- und ein Schwefelwasserstoff-Laboratorium, sowie eine nach dem heutigen Stande der Technik eingerichtete, mit den vollkommensten Hilfsmaschinen versehene Färberei (S. 505) und Appretur, in welcher circa 30 Maschinen für Strang- und Stückfärberei, Druckerei und Appretur Aufstellung gefunden haben; außerdem gehört zu dieser Anstalt noch ein gut ausgestattetes physikalisches Kabinett, sowie bedeutende Sammlungen chemischer Präparate, insbesondere sämtlicher Farbstoffe und der für die Farbstofffabrikation gebräuchlichen Roh- und Zwischenprodukte 2c. — In den chemischen Laboratorien werden Uebungen in der qualitativen und quantitativen Analyse, überhaupt praktisch-chemische Arbeiten ausgeführt. Im Färberei-Laboratorium werden die Untersuchungen der Farbstoffe und das Beizen gemacht und im kleinen alle Operationen der Färberei, Bleicherei, des Hand- und Rouleaudruckes vorgenommen. In der Färberei und Appretur werden im großen Baumwolle, Wolle, Leinen, Jute, Seide 2c. gebleicht, gefärbt, bedruckt und appretiert. Sämtliche Laboratorien sind mit allen Apparaten und Einrichtungen der Neuzeit: Dampfheizung, Hoch- und Niederdruck-Wasserleitung, Gas, elektrischer Beleuchtung 2c. ausgestattet. — Neben dem Unterrichte in der Anstalt sind Besuche bedeutender industrieller Etablissements in Krefeld und den Nachbarstädten des großen links- und rechtsrheinischen Induſtriebezirks in Aussicht genommen.

Zum Betriebe sämtlicher Maschinen der Webe-, Färberei- und Appreturschule, sowie für die Laboratorien und die Körtingsche Dampfheizung dienen: zwei Stück Cornwallkessel von je 30 qm Heizfläche mit einer insbesondere für Schulzwecke eingerichteten Armatur, eine zwölfpferdige Compound-Dampfmaschine und ein vierpferdiger Gasmotor, welche letztere beiden je nach Bedarf einzeln oder gekuppelt arbeiten. Die Transmission stellt sich aus Riemen-, Drahtseil- und Baumwollseil-Betrieb zusammen. — Die Beleuchtung sämtlicher Räumlichkeiten einschließlich des Websaales geschieht mittels elektrischen Glühlichtes (Edison), und sind zu diesem Zwecke eine zwölf- und eine achtpferdige zweicylindrische Gaskraftmaschine (System Otto & Lange), zwei dynamoelektrische Flachringmaschinen (System Schuckert) für das Glühlicht und eine ebensolche für das Bogenlicht in den unteren Räumlichkeiten des Gebäudes aufgestellt. Vorhanden sind in der Schule 350 Glühlichtlampen, von welchen durch die Maschinen jedoch nur 120 mit einmal gespeist werden können, was dadurch möglich ist, daß nicht in allen Räumen gleichzeitig Unterricht ist. An Bogenlichtlampen können vier gespeist werden, es sind jedoch zur Zeit nur drei in Thätigkeit. Die Beheizung des Websaals, der Schlosserei und Schreinerei sowie der Laboratorien nebst Färberei, Druckerei und Appretur, geschieht durch Körtingsche Dampfstrahlöfen. An Motoren ist in der Färberei noch ein einpferdiger Wassermotor in Thätigkeit, während für die Versuche auf dem Gebiete der Einführung von Maschinen in die Hausindustrie zwei kleine Gasmotoren aufgestellt sind, respektive kleine Dampf- und Heißluftmotoren in allernächster Zeit zur Aufstellung kommen werden.



Ostflügel mit dem Färberei-Anbau (S. 506).

Die Gesamtanstalt besitzt außer den für den Unterricht notwendigen Geweben, Apparaten, Modellen, Maschinen und Utensilien eine größere Sammlung moderner Gewebe sowie der Materiale zur Weberei, als: Wolle, Baumwolle, Leinen, Seide, Chinagras, Jute 2c. in den verschiedenen Stadien ihrer Entstehung und Verarbeitung; außerdem ist vorhanden eine bedeutende Bibliothek von circa 1200 Bänden, ausschließlich Fachlitteratur, eine Sammlung von Patent- und Zeitschriften, welche sämtlich in die Textilindustrie einschlagen. Die Bibliothek ist Lehrern, Schülern und dem Publikum an bestimmten Tagen geöffnet.

Endlich besitzt die Schule eine kostbare, wohlgeordnete Sammlung von Mustergeweben, Stickereien, Nadelarbeiten, Spitzen, Posamentierwaren, Tapeten und gepreßten Buchdeckeln der verschiedensten Zeiten, Länder und Materialien, welche Zeichnern bei dem Entwurf von gehaltvollen Mustern und Industriellen bei der Anfertigung solider und geschmackvoll figurierter Gewebe von größtem Nutzen ist. Ein großer Teil dieser Sammlung ist unter Glas und Rahmen so aufgestellt, daß eine Kopierung von den Schülern der Anstalt, sowie von Musterzeichnern und Industriellen zu jeder Zeit in den festgesetzten Tagesstunden bequem vorgenommen werden kann. Diese Gewebesammlung, welche fiskalisches Eigentum ist, steht unter der Aufsicht des Konservators Paul Schulze; dieselbe wird, wie schon oben gesagt, durch einen jährlichen Beitrag der Königlichen Staatsregierung von 2—3000 Mark ver-



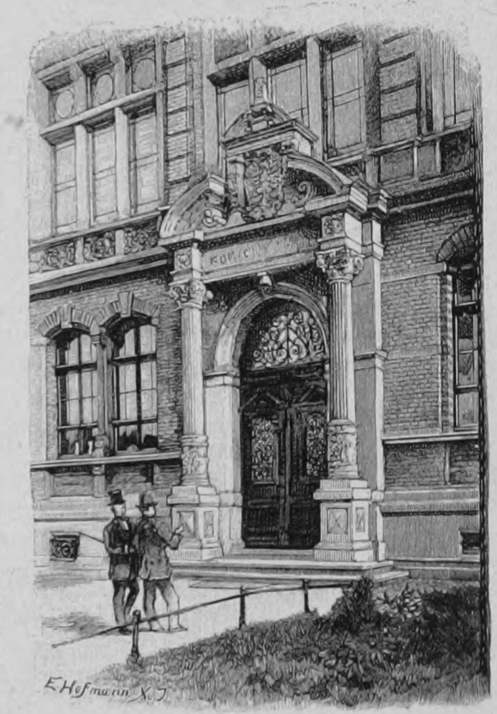
Websaal, mechanische Abteilung (S. 508).

in dem folgenden Jahre auf 82 und im Jahre 1882 auf 141; bei Verlegung der Schule in das neue Gebäude im Jahre 1883 stieg die Zahl auf 157. Das Jahr 1884 zählte 186 Schüler, während endlich 1885 die höchste Ziffer erreicht ist mit 206 Schülern, wovon 29 Vollschüler auf die Färberei- und Appreturschule entfallen, während ungefähr ebensoviel den Unterricht kombiniert in Webe- und Färbereischule besuchen. Die mit der Webeschule verbundene Sonntags-Webeschule, in welcher nur gelernte Weber Aufnahme finden, wurde in den ersten Jahren von etwa 30 Schülern besucht, während sich die Schülerzahl i. J. 1885 auf 106 belief, so daß an der Gesamtanstalt 312 Schülern Unterricht erteilt wird.

mehrt, sie zählt in ihrem jetzigen Bestande bereits über 5000 Nummern, darunter in reicher Auswahl sarazenische Gewebe des 10.—13. Jahrhunderts, frühitalienische und gotische in herrlichen Exemplaren; das 16., 17. und 18. Jahrhundert weist ebenfalls eine große Fülle von Brokat-, Samt-, Seiden- und Leinengeweben auf; asiatische, afrikanische und eine sehr interessante Kollektion altperuanischer Stoffe vervollständigen die Sammlung auch nach dieser Seite hin.

Damit dieser gewaltige Apparat nun in der vorgeschriebenen Weise funktioniert, sind an der Anstalt thätig: außer dem Direktor, welcher am Unterrichten selbst teilnimmt, ein Assistent desselben, welcher gleichzeitig Vorträge über Maschinen ꝛc. hält, vier Zeichenlehrer, fünf Lehrer für Dekomposition, sechs Webemeister, ein Schlosser- und ein Schreinermeister und ein Heizer; für die Färberei- und Appreturschule sind thätig der Dirigent, welcher nebst einem ersten Lehrer und einem Assistenten die Vorträge halten und dem praktischen Unterricht vorstehen und zu deren Hilfe ein Färbermeister und ein Diener. Für die Gewebesammlung ist beschäftigt der Konservator Paul Schulze aus Berlin, welcher gleichzeitig einen Teil des Zeichenunterrichtes und die Vorträge über „die Kunstgeschichte in der Textilindustrie“ übernommen hat; ferner ein Diener. Außerdem sind noch angestellt der Kastellan und zwei Diener, wovon dem einen die Nachtwache obliegt.

Einem wie dringenden Bedürfnis die Reorganisation der Schule nachgekommen ist, beweist der Aufschwung, welchen dieselbe seit ihrer Neugestaltung in Bezug auf die Schülerzahl genommen hat. Hatte dieselbe vor ihrem Einzug in die provisorischen Räume einen Besuch von 20 Schülern in den Jahren 1878 und 1879 zu verzeichnen, so wuchs die Zahl mit der Uebersiedelung in das provisorische Gebäude auf 46 im Jahre 1880,



Hauptportal (S. 504).

Berlin.

Der Zug nach dem Westen.

Von

Paul Lindau.

(Fortsetzung.)

XVII.



ast gleichzeitig, wenige Minuten vor sieben Uhr, waren Chrikes und Mölldorfs im Opernhause eingetroffen. Die beiden Schwestern hatten in der der Bühne nächstliegenden ersten Balkonloge rechts die Vordersitze eingenommen, die Herren, die sich formvoll begrüßt hatten, sonst aber kein Wort miteinander wechselten, saßen hinter ihnen. Eine Minute später kam Martin Strelitz, der seinen Parkettplatz einem Freunde überlassen hatte, und nahm den fünften Platz im Hintergrunde ein. Er war Lolos Einladung in ihre Loge, ohne Umstände zu machen, gefolgt, weil ihm da die telegraphische Berichterstattung am leichtesten gemacht wurde, und er sich nicht durch die schmalen Gänge zu drängen brauchte, um den am Ausgange harrenden Boten, den er mit der schleunigsten Beförderung nach dem Telegraphenamte betraut hatte, zu erreichen.

Das glänzende, schöne Haus füllte sich in den nächsten Minuten schnell und geräuschvoll. Lolo, die ein hohes weißes Crêpe de Chine-Kleid trug, dessen abgesteppter Stehkragen durch eine einfache große Perle geschlossen war, im Knopfloch ihre Lieblingsblume: eine üppig entfaltete La France-Rose, war auffallend blaß.

Lili wußte, daß der Komponist im Hause in der Regentenstraße viel verkehrte, und sie begriff daher auch, daß Lolo sich für die neue Oper lebhaft interessieren müsse; aber sie fand deren Aufregung denn doch übertrieben und machte, zu ihrer Schwester gewandt, eine leise Bemerkung darüber.

„Ich bin eben nervös, Lili!“ flüsterte Lolo. „Bitte, quäle mich nicht! Am liebsten wäre es mir, du sprächest vorläufig gar nicht mit mir.“

Lili nickte zustimmend und sah sich im Saale um.

Lolos Erregung steigerte sich von Augenblick zu Augenblick. Sie atmete kurz und scharf. Sie fühlte den Pulsschlag in der Kehle. Sie nahm das Glas vor die Augen, nur um ihr Gesicht etwas verdecken zu können. Denn sie sah von den Eintretenden und Platzsuchenden nur wenige. Aber da grüßte jemand, sie mußte danken. Und nun verneigte sich auch ein anderer, und sie mußte wiederum danken. Sie wußte nicht einmal, mit wem sie Grüße getauscht hatte.

Wie gleichgültig die Leute hereinkamen! Wie sie miteinander schwatzen konnten — sie konnte es nicht begreifen! Da winkte und nickte man sich zu und lächelte, als ob es ein Abend wäre wie jeder andere! Und diese Unruhe im Parkett! Dieses ewige Aufstehen und Sich setzen! Weshalb man nur nicht pünktlich sein konnte!

Das gedämpfte Brausen schien sich allmählich zu entfernen. Es wurde ruhiger. Das allgemeine Geräusch hörte auf; man vernahm nur noch das Räuspern und die Stimmen von einzelnen. Das Orchester, aus dem die Quinten der Saiteninstrumente und unbestimmbare Läufe der Bläser in einer eigentümlichen Klangwirkung aufgestiegen waren, war verstummt.

Plötzlich entstand unter den Musikern eine gewisse Bewegung, die sich auf die Vorderreihen des Parketts fortpflanzend im Augenblicke den ganzen Saal ergriffen hatte. Alles blickte nach der dunklen Oeffnung links unter der Bühne. Und da tauchte nun der scharfgeschnittene Kopf Nortstettens auf. Die lange, schlanke Gestalt Georgs, der sehr blaß aussah, schob sich durch die eng gestellten Pulte, mit diesem und jenem Musiker einen flüchtigen Gruß wechselnd. Alle Gläser waren auf ihn gerichtet. Die in den hinteren Reihen der Logen Sitzenden reckten die Hälse.

„Wie blaß er ist!“

„Er sieht interessant aus.“

„Er scheint sehr erregt zu sein.“

„Ein merkwürdiger Kopf!“

„Ich hätte ihn für älter gehalten.“

So flüsterte man in allen Reihen durcheinander.

Lolo stockte das Blut. Ihr verging auf einen Augenblick Hören und Sehen. Sie war keines Wortes mächtig. Krampfhaft drückte sie das Glas vor die Augen.

Jetzt war Georg an seinem Platze angelangt. Eine erwartungsvolle Pause. Er rückte seinen Kneifer zurecht, fuhr mit der Linken mehrmals über Lippe, Mund und Kinn und nahm dann den Stab in die Rechte. Ihren Stab! Lolo sah, wie er den goldenen Knopf mit eigentümlichem Lächeln betrachtete. Jetzt wandte

er sich nach rechts zu der ihm bekannten Loge und blickte hinauf. Er sah da eine ungemein zierliche, weiß gekleidete Gestalt mit einer La France-Rose auf der Brust, die ihn durch ein Opernglas, in dessen großen Gläsern die Lichter des Saales reflektierten, betrachtete. Er sandte ihr einen heimlichen Gruß, den nur sie fühlte. Das Blut schoß ihr in die Wangen und färbte sie purpurrot.

Die Glocke schlug an. Es wurde still in dem großen überfüllten Saal.

Drei harte Schläge auf das Dirigentenpult, die im ganzen Hause hörbar waren. Georg erhob den Stab und hielt ihn eine Sekunde fast über dem Haupte. Die Augen aller Musiker waren auf ihn gerichtet. Dann mit einem runden Vorschlage senkte er ihn, den Kopf gleichzeitig bewegend, und das Orchester setzte ein.

Lolo sah die scharfen rhythmischen Hebungen und Senkungen seiner Hand, sie hörte die Töne, die aus dem Orchester aufquollen, es bewegte sie tief, und sie war unfähig, die Schönheiten zu genießen. Sie fühlte eine drückende Schwere im Kopf, und die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Aber Eines empfand sie deutlich: das Werk wirkte auf das Publikum; es hatte sogleich eine warme empfangsfreudige Stimmung geweckt. Das wußte sie, das fühlte sie! Es ging ein warmer Strom durchs Haus. Und der labte und stärkte sie. Und als die letzten Accorde der Ouverture im großen Stile verklungen waren, brach aus allen Teilen des Saales warmer, echter Beifall aus.

Da zitterte die arme Lolo mächtig. Sie ergriff, wie um sich zu stützen, mit ihrer Linken Lilis Rechte und preßte sie so fest, daß Lili sich auf die Lippen biß, um sich nicht einen verräterischen leisen Aufschrei entlocken zu lassen.

Lili wandte sich erstaunt zu ihrer Schwester. Sie sahen sich an, sie tauschten nur einen Blick, und sie hatten sich vollkommen verstanden. Lolo war nun glücklich, eine mitwissende und mitfühlende Seele neben sich zu haben und lächelte. Die Hände der Schwestern waren unter der Brüstung fest umschlossen; Lili ließ sich geduldig die ihrige drücken und drückte tröstend und beruhigend wieder.

Der erste Aufzug war vom ersten Takte bis zum letzten eine wahre Ueberraschung für die Sänger und das Orchester. Alles wirkte hell und licht. Es war ihnen zu Mute, als hätten sie die Proben in einem Keller abgehalten, und als scheine nun die Sonne. Das Haus war in der dankbarsten Stimmung, und diese übte ihre erwärmende Rückwirkung auf die ausübenden Künstler.

Gleich der erste Kriegerchor, der Aufbruch wider die Kinder Ammons, schlug mächtig durch. Die Entsendung des Uria, der Abschied von seiner Gattin Bath-Seba, endlich Bath-Sebas Versuchung durch den leidenschaftlich verliebten David — alles das machte einen tiefen, vollen Eindruck; aus allem leuchtete erheiternd und erwärmend eine erfrischende Ursprünglichkeit hervor — ein echtes, kühnes und doch maßvolles Talent, dessen Ausdrucksfähigkeit von einem ungewöhnlichen Können unterstützt wurde. Ein günstiger Stern schwebte über diesem ersten Aufzuge. Und als der Vorhang herabgelassen wurde, ertönte der Beifall, der schon jeder einzelnen wichtigeren Nummer gefolgt war, ungewöhnlich lebhaft und andauernd. Es mischten sich auch schon Rufe nach dem Komponisten hinein, der sich nun zum Publikum wandte und von seinem Pulte aus, noch blässer als vorher, sich ziemlich linkisch verneigte.

Lolo war glücklich. Sie atmete wie befreit auf, als sie, nach dem Hintergrunde der Loge sich wendend, die Wahrnehmung machte, daß sich Gustav heimlich entfernt hatte. Es wäre ihr entsetzlich gewesen, wenn jetzt aus seinem Munde in ihre Stimmung einige der groben Alltäglichkeiten hineingeplumpt wären, die sie stumm hätte ertragen müssen. Mölldorf war ihr zwar nicht sehr sympathisch, aber er war ein gebildeter Mann; das gab ihr Zuversicht. Sie fürchtete in diesem Augenblicke nichts anderes als die vielleicht gutgemeinten Ausbrüche der Unbildung. Auch auf Mölldorf hatte dieser erste Aufzug, wie auf alle Welt, einen sehr günstigen Eindruck gemacht; und er sprach darüber wenig, aber eben wie ein gebildeter Mann. Sie fand ihn heute liebenswürdiger als je. Martin hatte die Loge schnell verlassen, um die schon während des Aufzuges aufgesetzte Depesche, welche in kurzen Worten alle Einzelheiten klar verzeichnete, sofort zu befördern.

Jetzt erst, da in der benachbarten Loge, an der Lili saß, einige Bewegung entstand, bemerkte sie, daß dort einer der Vordersitze während des ersten Aufzugs unbesetzt geblieben war. Stephanie rauschte herein. Der russische General, der den anderen Vordersitz innehatte, sowie die beiden Attachés der portugiesischen und brasilianischen Gesandtschaft, die dahinter saßen, erhoben sich zur Begrüßung und machten Scheinversuche, ihre Plätze zu räumen. Sie sah von Wilprecht, der im Hintergrunde ihren Blicken entzogen war, nur die vorgestreckte Hand, welche das artige Anerbieten ablehnte. Stephanie lächelte reizend. Sie war zunächst noch etwas zerstreut, denn die schonungsvolle Unterbringung ihrer langen Schleppe beschäftigte sie geraume Zeit; und währenddem hatte sie auf alle Höflichkeiten der slavischen Excellenz eben nur ihr entzückendes Lächeln und ihre anmutigen Beugungen des Kopfes. Dann aber, und nachdem sie durch einen grüßenden Blick festgestellt hatte, daß ihr Spitzenschleier die verhüllten Reize der Toilette gerade genug, aber auch nicht zu viel andeutete, wurde sie geschwätziger und lebhafter und durchmusterte den Saal. Sie grüßte Bekannte und zeigte die freudigste Ueberraschung, die Zwillingsschwestern, die „Turteltauben", wie sie sie heute nannte, in ihrer nächsten Nachbarschaft zu erblicken. Sie sprach mit Lili ungemein artig und bestellte ihr leise: Lolo sehe entzückend aus, sie dürfte nie etwas anderes tragen als Crêpe de Chine. Endlich erkundigte sie sich auch, wie der erste Akt verlaufen sei, und die günstigen Berichte des Generals wie des Attachés begeisterten sie, wie sie sagte.

Mit einem rauschenden und jubelnden Volksfeste in den Rosengärten der Burg Zion, die sich in ihrer vollen morgenländischen Pracht im Hintergrunde erhob, begann der zweite Aufzug — mit dem Feste der Einholung der Bundeslade unter feierlichem Tanz und jauchzendem Sang:

„Mit Saitenspiel von Tannenholz,
Mit Harfen, hohen, hellen,
Mit Psalter und mit Zimbelschall
Mit Pauken und mit Schellen —"

Dieser Chor, den ein großartig geordneter Massentanz begleitete, und in dem der Komponist bei einer ganz eigenartig rhythmischen Melodik in der That neue, wundersam fesselnde Orchesterwirkungen gefunden hatte, rief stürmischen Beifall hervor, der so lange anhielt, daß der Konzertmeister vom ersten Pulte dem Dirigenten zurief: Da capo! Nortstetten schüttelte jedoch ablehnend den Kopf und ging weiter, den Beifall mit seinem Stabe durchschneidend.

Die festliche Menge hat sich verlaufen; ihr Frohlocken verhallt; die Sonne umzieht sich mit dichten Wolken, die Farbenpracht erstirbt, und unter den gedämpften trüben Klängen eines Trauermarsches schleppen die Waffengenossen den vor den Thoren von Rabba durch des Königs meuchlerischen Anschlag zum Tode verwundeten Uria herbei, der noch einmal sein geliebtes Weib Bath-Seba sehen will, bevor er zu seinen Vätern versammelt wird. Diese Gnade wird ihm indessen nicht mehr erwiesen. Die Genossen zerreißen ihre Kleider, streuen Asche auf ihr Haupt und tragen auf der Bahre die Leiche des den Lüsten des Königs geopferten, tapferen Kriegers fort.

Ahnungslos ergeht sich Bath-Seba in den rosenduftenden Gärten, die jetzt vom sanften Lichte des aufsteigenden Mondes beschienen, in zauberhaftem Reize daliegen. Es ist still um sie her. Nur das Geplätscher des dem Löwenrachen entströmenden Wassers, das in ein mächtiges Marmorbecken hinabfällt, und das Rauschen in den Wipfeln der Maulbeerbäume unterbricht die Stille des lauen Abends.

Sie gedenkt mit den Worten des Hochzeitspsalmes des Königs, der ihr Herz bethört hat — des Königs „in seiner herrlichen Pracht":

„Der Schönste unter den Menschen!
Du bist der Süße, der Holde!
Gesalbet mit Freudenöl,
In eitel köstlichem Golde."

Da naht er, der Gefürchtete und Geliebte. Der Liebeszwiegesang zwischen David und Bath-Seba war den zärtlichsten Stellen des Hohenliedes nachgebildet: „Wer ist, der hervorbricht, wie die Morgenröte, schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne? . . ." „Sage mir an, du, den meine Seele liebt, wo du weilest, wo du ruhest im Mittage? Denn du bist schön, deine Augen sind wie Taubenaugen." „Mein Freund ist mein, und ich bin sein, der unter den Rosen sich weidet. —" Dieses sinnlich glutvolle Liebesduett von süß einschmeichelnder Zartheit und hinreißender Leidenschaftlichkeit entfesselte einen wahrhaften Sturm der Begeisterung. Dem gebieterischen Verlangen nach Wiederholung mußte entsprochen werden; die Musiker warteten gar nicht auf das Zeichen das Kapellmeisters, sie schlugen selbst schon die Seiten zurück; und nachdem der Vorhang so und so oft hinauf und herab gerauscht war, tauschten auch die Sänger von der Bühne herab mit dem schlanken Manne hinter dem erhöhten Pulte den bekannten Blick des Einvernehmens; und die Hand, die Lolos Stab jetzt mit zitternder Inbrunst umklammerte, hob und senkte sich, und das Orchester setzte ein, und Bath-Seba fragte: „Wer ist, der hervorbricht wie die Morgenröte?"

„Ach, die Harfen! . . . Mein Finale!" sagte Stephanie, sich in Entzücken wiegend, zu ihren Nachbarn.

Lolo sagte nichts. Sie hatte auch Lilis Hand nicht mehr umspannt. Es war eine wundersame Seelenruhe über sie gekommen, ein wonniges Gefühl von Seligkeit, wie sie es nie empfunden hatte. Sie lauschte den Tönen, die ihr Herz tief bewegten. Sie klangen ihr vertraut. Sie hatte sie ja an jenem Abende gehört, an dem sie ihn zum erstenmal gesehen, an dem sie wie entrückt den ernsten, düster blickenden Künstler angestarrt hatte! Damals wußte sie nicht, was sie gehört hatte; jetzt aber fanden die Töne in ihrem Gemüt ein schon bereitetes Lager; jetzt waren sie ihrer Seele befreundet. Der Strom der Melodie ergoß sich in sein schon gegrabenes Bett.

Unabgeschwächt, ja noch verstärkt durchbrauste der jubelnde Beifall das große Haus, als der Vorhang nach der Wiederholung fiel. Und als die Sänger wiederum erschienen, wurde stürmisch nach dem Komponisten gerufen. Mit den Blicken der herkömmlichen Verlegenheit sahen sie in die Coulissen und machten bedauernde Pantomimen. Das Beifallsklatschen und Rufen hörte nicht auf. Der Vorhang wollte sich nicht heben. Endlich wurde er aufgezogen.

Und da war er! Und ein Orkan toste durch den Saal.

Neben den reichen, goldstrahlenden orientalischen Trachten der Bath-Seba und des Königs David, neben den bräunlich rotgeschminkten Gesichtern der Künstler, die sich mit voller Sicherheit auf ihren heimischen Brettern bewegten, sah der schlanke leichenblasse Georg, dem der Kneifer von der Nase gefallen war, und der geblendet von dem grellen Rampenlichte nur eine leuchtende, unruhige, tobende Masse vor sich erblickte, in seinem schwarzen Fracke, mit seinen unbeholfenen Bewegungen, rührend bescheiden und Mitleid erweckend aus.

Als sie ihn so sah, war es Lolo, als ob sich alles in ihr zerrisse; sie zuckte. Sie hielt das Glas dicht vor die Augen, aber die Thränen des Glücks, die ihnen entströmten, ließen sich nicht dämmen.

Der Erfolg des Abends war entschieden, ein rauschender, großartiger Erfolg, der aller Erwarten weit überstiegen hatte. Strelitz hatte recht behalten. Er sandte die zweite dringliche Depesche in der vollen Freude seines Herzens ab, überschwänglich!

Der letzte Aufzug mit der Bußpredigt des Propheten Nathan, der Zerknirschungsarie des Königs: „Ich habe gesündigt wider den Herrn, und elend bin ich und arm!", dem selbst gewählten Tode der Bath-Seba, des Königs tiefer Trauer und Aufrichtung:

„Herr! meine Burg, mein Fels, mein Trutz!
O du mein Hort, mein Schirm und Schutz!
Horn meines Heils, mein Stahl und Eisen!
Du bist mein Gott! Dich will ich preisen!"

und dem gewaltigen Finale — einer Fuge über die tröstlichen Worte des Jeremia: „Der Herr verstößt nicht ewiglich!" — dieser ganze Aufzug erhielt den

Erfolg nicht bloß auf der Höhe, sondern steigerte ihn sogar noch.

Des Jubelns und Klatschens und Schreiens am Schlusse war kein Ende. Immer wieder und wieder mußte Georg auf den Brettern erscheinen. Seit Jahren hatte kein musikalisches Kunstwerk eine so ungeteilte und begeisterte Aufnahme gefunden. Lärmend leerte sich das Haus. Man sah nur fröhliche Gesichter. Alle waren innig erfreut; sie hatten das Aufgehen eines neuen Sternes gesehen.

Georg stand auf den Brettern, umringt von den Künstlern, die überglücklich waren. Er fühlte sich nicht mehr; ihm war, als werde er von etwas Unsichtbarem gehoben; es schwindelte ihm. Er drückte all die Hände, die sich ihm entgegenstreckten, er dankte jedermann, er lachte und preßte sich die Stirn.

Endlich war er auf der Straße. Neugierige hatten ihn am Ausgange erwartet. Er merkte, daß man sich auf ihn aufmerksam machte. Er schlug seinen Pelzkragen auf und ging nach dem stillen, dunklen Platze an der Hedwigskirche, um sich der Beobachtung zu entziehen. Er umschritt die Kirche drei-, viermal. Er konnte keinen festen Gedanken fassen. Er nahm die ruhige Behrenstraße und schlenderte, trotz der ziemlich empfindlichen Kälte, langsam seiner Wohnung zu.

Daß er zum Botschafter mußte! Daß er Lolo nicht sehen konnte!

Aber nein! Heute wollte und durfte er nichts bedauern. Er war glücklich in tiefster Seele und dem Schicksal dankbar. Indessen trieb es ihn, als er durch den beschneiten Tiergarten ging, den kleinem Umweg durch die Regentenstraße zu machen. Da er nicht mit ihr sein konnte, wollte er wenigstens einige Augenblicke in ihrer Nähe sein. Sie gehörte nun einmal zu seiner Freude.

Ein unerklärliches ahnungsvolles Empfinden hatte auch Lolo, die wie berauscht, mit glühenden Wangen in ihrem Zimmer umher ging, sich bald niederließ, denn sie war wie zerschlagen, sich bald wieder erhob und zwecklos diesen und jenen Gegenstand betastete und rückte, an das Fenster gezogen.

Sie sahen sich. Sie achteten nicht darauf, ob etwa ein Nachbar auf sie blicken würde. In überströmender Wonne führte sie die beiden Hände an ihre Lippen und sandte dem großen, schlanken Manne da drüben, der einen Augenblick wie nach oben verlangend die Arme unwillkürlich etwas erhoben hatte, innige, warme Küsse.

Dann starrten sie sich an, glücklich, überglücklich. Dann schwenkte er beinahe übermütig den Hut, und sie grüßte und grüßte! Und er eilte nun — es war inzwischen nahezu elf Uhr geworden — durch die menschenleeren Straßen nach seiner Wohnung, um sich zum Ballfeste umzukleiden.

Auf dem Tische unter der Lampe lag ein mächtiger Lorbeerkranz — sein erster Kranz! Sie dachte an alles, die gute Lolo!

Er war schnell fertig. Er hatte den Pelz schon angezogen, den Hut auf dem Kopfe, die Droschke wartete an der Thür, der Diener hielt das Licht in der Hand, da tappte jemand die Treppe herauf und zog kräftig an der Klingel. Der Telegraphenbote. Georg riß den Umschlag hastig ab und las beim flackernden Lichte der Kerze:

„Elberfeld 9 Uhr 35 Minuten abends. Dringlich. Soeben Depesche über großartigen Erfolg zweiten Aktes erhalten. Innigsten herzlichsten Glückwunsch! Meine große Freude leider durch Tod des braven Deecken getrübt. Stephanie wurde nachmittags benachrichtigt. Dein Vater."

Georg war wahrhaft erschüttert. Auf einen Augenblick hatte er seinen Triumph vergessen, alle seine Gedanken waren bei dem alten Deecken, den er aufrichtig geliebt und verehrt hatte.

Der gute Deecken! Und die arme Stephanie!

Aber wie denn? . . .

Hatte er nicht nach dem zweiten Aufzuge durch das Guckloch des Vorhanges Stephanie in einer wogenden Flut von weißen Spitzen ganz deutlich in der Loge sitzen sehen, dicht bei Lolo? Sollte er sich so getäuscht haben? Unmöglich. Er hatte ja auch ihren Nachbarn, den russischen General, durch sein scharfes Glas deutlich erkannt! Und wie hätte er Stephanie überhaupt mit einer anderen verwechseln können! Und sie war so lebhaft gewesen, hatte so holdselig gelächelt!

Dann wußte also die Unglückliche noch nichts von dem schweren Schlage, der sie getroffen hatte?

Er ließ die Droschke einen Augenblick vor dem Wilprechtschen Hause halten. Die Fenster waren dunkel, der Korridor war beleuchtet. Die Laternen an der Einfahrt brannten. Ein sicherer Beweis, daß die Herrschaften noch nicht zu Hause waren.

XVIII.

In sehr ernster Stimmung, von den Erregungen des Abends ganz erschöpft, trat Georg in den heißen, überfüllten Salon des Botschafters ein, in das Gewoge eines glänzenden und großartigen Festes. Er hatte die Absicht, sich nur den Wirten zu zeigen und möglichst bald unbemerkt wieder zu verschwinden, aber er wurde aufs neue umringt, beglückwünscht; alle waren von seinem Werke entzückt.

Der Botschafter legte den Arm gemütlich um seine Hüfte und stellte seinen jungen Freund einem Dutzend Herren und Damen vor, die allesamt den Grafen Pracks gebeten hatten, sie mit dem genialen Künstler bekannt zu machen. Er kam gar nicht zur Besinnung. Er war wie in einem Taumel. Er konnte auf all die Artigkeiten, die über ihn ergossen wurden, natürlich nichts besonders Gescheites antworten; aber das war einerlei, man fand ihn höchst originell und überaus interessant.

Die Paare ordneten sich zur Quadrille. Einen Augenblick war er sich allein überlassen. Er atmete auf.

Plötzlich zuckte er zusammen. Wenige Schritte von ihm entfernt stand Stephanie, von einem stattlichen Garde du Corps-Offizier, dem Prinzen eines mediatisierten Fürstenhauses, geführt. Sie strahlte in ihrer prangenden, goldigen Ueppigkeit, der Königin von Saba vergleichbar. Der Tanz und die festliche Erregung hatten sie leicht gerötet, die funkelnden Rubinen an

ihrem Halse entsandten rote Blitze. So schön war sie nie gewesen! Und nie so anmutig in ihrem Lächeln!

Die Beklagenswerte! Sie wußte nichts!

Ein tiefes Weh durchschnitt Georgs Herz.

Jetzt erblickte sie ihn. Es schien sie zu überraschen, obwohl sie doch wissen durfte, daß er hier erwartet würde; denn die leise Röte verflog plötzlich. Und ihr Lächeln erstarb. Aber nur auf eine Sekunde. Dann nickte sie ihm unbefangen, herzlich zu und markierte mit ihren schmalen Händen das Beifallklatschen.

Georg dankte linkisch. Er wandte sich ab! Er konnte sie jetzt nicht sehen, — nicht so, nicht hier, im Glanze, im Rausche des Festes.

Er trat in ein anstoßendes Zimmer. Und noch in ein anderes. Und in ein drittes. Da traf er nach langem Bemühen endlich den, den er suchte.

Wilprecht hielt sich gerader als sonst, er war beglückt. Stephanie wurde von allen bewundert. Sie war in ihrer Schönheit in der That eine Königin des Festes. Er selbst war allen möglichen hohen Herren und Damen vorgestellt worden und hatte sein Lebtag nicht so viel tiefe Verbeugungen gemacht, nicht so oft „Durchlaucht" und „Excellenz" gesagt wie in diesen anderthalb Stunden. Er wollte Georg sogleich wieder über „Bath-Seba" dieselben Redensarten machen, die dieser im Laufe des Abends schon dreißigmal und öfter gehört hatte, aber Georg schnitt ihm das Wort ab.

„Ich danke Ihnen! Aber lassen Sie nur!... Etwas anderes! Gedenken Sie noch lange hier zu bleiben?"

„Ich denke doch!"

„So?! Ich meinte, wir gingen bald! Was haben wir hier verloren? Sehen Sie sich doch um! Lauter Leute, die wir nicht kennen, und die sich morgen unser kaum noch erinnern werden."

„Aber ich bitte Sie!"

„Es ist viel gemütlicher, wenn wir zu Hause unter uns bleiben! Ich begleite Sie, wenn Sie wollen! Ich bin ganz erschöpft."

„Ja Sie! Aber wir nicht!... Wir nicht! Nicht wahr, Stephanie?" wiederholte er, sich an seine Frau wendend, die den Arm des Prinzen verlassen hatte und an die Herren herangetreten war, um Georg persönlich zu beglückwünschen. „Wir haben ja keine Première gehabt!... Denke dir: er will uns entführen, der Egoist, weil er sich ermattet fühlt! Diese Künstler!"

Georg war in großer Verlegenheit. Stephanie war zu früh gekommen.

Sie hatte bei den Worten ihres Mannes einen flüchtigen, scharf prüfenden Blick auf Georg geworfen. Er vermochte den Blick nicht zu ertragen und schlug die Augen nieder.

„Er weiß alles!" durchschoß es ihr Hirn.

„Sie wollen uns entführen?" sagte sie langsam. „Weshalb?"

„Eine thörichte Laune!" brachte Georg unbeholfen hervor. „Eine egoistische Laune! Ihr Mann hat recht! ... Ich hatte wirklich die Unbescheidenheit, Sie heute Abend noch um eine Tasse Thee zu bitten..."

„Heute Abend noch?" wiederholte Stephanie mißtrauisch.

„Ja, es war sehr unbescheiden, ich gebe es zu! Aber hier behagt es mir nicht, in diesem Trubel, bei diesem Gewirr von Stimmen, bei diesem Geflimmer von Lichtern und diesem Gefunkel von Steinen ... nach Hause mag ich noch nicht gehen ... ich hätte gern noch mit alten Bekannten gemütlich geplaudert."

„Hätten Sie mir das nur früher gesagt! Sie wissen, daß ich für einen Freund wie Sie gern das Vergnügen dieses Abends geopfert hätte. Aber nun bin ich gebunden. Da sehen Sie meine Tanzkarte! Ich muß geduldig bis zum Ende ausharren! Da sehen Sie: Kotillon, Graf Pagger-Mahldorff."

„Ich verstehe vollkommen! Es thut mir leid, daß Wilprecht mich vorzeitig verraten hat! Ich hätte mir nach einem Augenblick kühler Ueberlegung ja selbst gesagt, daß ich Unmögliches begehrte. Es ist mir nur so entfallen ... Eine Kinderei ... Entschuldigen Sie!... Aber ich will mich heimlich davonschleichen ... Da scheint übrigens Ihr Tänzer zu kommen!"

Ein Rittmeister von den Potsdamer Husaren entführte die schöne Frau in den Tanzsaal. Sie grüßte, ehe sie das kleinere Zimmer verließ, Georg noch einmal mit althergebrachter Freundlichkeit.

Georg entschuldigte beim Wirte, der ihm in den Weg lief, mit den Aufregungen des Abends sein Aufbrechen zu so ungewöhnlicher Stunde und war froh, als er unten im Hausflur angelangt war, wo sich ein Troß von Dienern ansammelte.

Einer derselben grüßte Georg mit tiefer Verneigung. Er erkannte Jean an der staubgelben Livree mit dem violetten Paspel und winkte ihn heran.

„Kommen Sie jetzt direkt von Hause, Jean?"

„Nein, Herr Doktor, nicht direkt. Wir haben die Herrschaften aus dem Opernhause abgeholt. Der Herr Kommerzienrat wollte uns sagen lassen, wann wir hier wieder vorfahren sollten, wir haben aber keinen Bescheid erhalten. Deshalb warten wir hier noch."

„Nun, Jean, Sie sind ein vernünftiger Mensch!" Georg bekräftigte das gute Zeugnis mit einem kleinen Goldstück, das er dem Diener in die Hand drückte. „Wahrscheinlich ist inzwischen eine Depesche angekommen. Warten Sie bis morgen früh, ehe Sie dieselbe der gnädigen Frau übergeben. Ich übernehme die Verantwortung."

Jean machte ein dummschlaues Gesicht und bemerkte respektvoll: „Ich weiß bereits Bescheid. Die gnädige Frau hat mir schon den erforderlichen Befehl gegeben."

„Wie denn?" fragte Georg erstaunt.

„Die Depesche ist bereits angekommen."

„Nicht möglich! Wann denn?"

„Um dreiviertel auf sieben. Die Herrschaften wollten gerade zum Theater fahren."

„Eine Depesche für die gnädige Frau? Und sie hat sie gelesen? Sie wissen es genau?"

„Ganz genau, Herr Doktor! Die gnädige Frau hat mich gleich nach Empfang zu sich befohlen und mich angewiesen, von der Sache nicht zu sprechen."

„So?! Nun dann folgen Sie dieser Weisung und halten Sie reinen Mund!"

„Zu Befehl, Herr Doktor!"

Georg war im ersten Augenblick wahrhaft entsetzt. Er warf sich in eine Droschke. Der Kopf war ihm dumpf. Er konnte die Thatsachen nicht zusammenreimen. Sie wußte es also! Wußte, daß ihr Vater gestorben war, und sie hatte die Nachricht unterschlagen, um auf einem Balle glänzen zu können! Und sie konnte harmlos von erbärmlichen Nichtigkeiten plaudern, sich den Hof machen lassen, lächeln, während sich das Antlitz dessen, dem sie ihr Leben dankte, zur hippokratischen Starrheit gewandelt hatte! Es war nicht auszudenken, nicht zu fassen!

Und Stephanie war dessen fähig gewesen! Das herrliche Weib, das ihm einst so nahe gestanden hatte! Sie flößte ihm zunächst ein geheimes Grauen ein. Dann aber empfand er doch tiefes Mitleid mit ihr. Er konnte ihr nicht zürnen; sie jammerte ihn! . . .

Georgs Erscheinen im Botschafterhotel hatte der schönen Frau Wilpricht ihre Unbefangenheit geraubt. Sie war innerlich tief beunruhigt, sie fühlte, daß sie sich zu viel zugetraut hatte, daß ihre Kräfte erschlafften, bevor es ihr gelungen war, die entsetzliche Komödie, die sie sich auferlegt hatte, bis zu Ende zu spielen; der Gedanke an ihren Vater hatte sich nun ihrer bemächtigt und sie vermochte nicht mehr, ihn abzuschütteln.

Während sie sich im Arme ihres Tänzers unter den Klängen des letzten Straußschen Walzers im Kreise drehte und die wirbelnden Bilder der Umgebung vor ihren Augen verschwammen und zerrannen, überfiel sie jählings ein furchtbarer Schreck, der sie einer Ohnmacht nahe brachte. Sie stöhnte laut. Nur mit Mühe konnte sie, auf den Arm ihres Tänzers gestützt, den nächsten Stuhl erreichen. Sie glaubte beim Tanze inmitten der bunten Uniformen plötzlich — da an der Thür — das bleiche Gesicht ihres Vaters gesehen zu haben — ganz deutlich, mit tieftraurigem Ausdrucke.

„Bitte, trinken Sie etwas frisches Wasser, gnädige Frau. Sie scheinen schwindlig geworden zu sein!" sagte der Rittmeister, während er ihr ein Glas reichte.

„Ich danke Ihnen . . . es ist schon vorüber!"

Sie trank einige Schluck und gab dem Herrn das Glas mit wiederholtem Danke zurück. Sie wagte noch immer nicht nach jener Stelle zu sehen, wo sich der bleiche Kopf gezeigt hatte. Endlich sammelte sie sich. Sie warf einen scheuen Blick nach der Thür. Da stand in der That ein alter Herr, ein hoher Beamter, mit weißem Haar und weißem kurzgeschorenem Bart, der ihrem Vater im übrigen ganz und gar nicht ähnlich sah.

Jetzt sah sie in ihrer geängstigten Phantasie das von weißem Haar umrahmte Antlitz des Toten überall und beständig. Da blickte es über die Schulter, da schob es sich vor, es war immer da! Es überlief sie eiskalt.

Und um sie wurde getanzt und fröhlich geplaudert. Aber zwischen ihr und all dieser Lustbarkeit wehte eisig kalt der Hauch des Todes. Sie schauderte zusammen.

„Ich fühle mich doch etwas unwohl. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich zu meinem Manne führen wollten."

Der Rittmeister reichte ihr galant den Arm und sagte einige Worte. Wahrscheinlich sprach er sein Bedauern aus. Sie hörte ihn nicht.

Mit jener Bestimmtheit, der Maximilian sich immer beugte, hatte sie ihren Mann vermocht, mit ihrem Unwohlsein ihr Aufbrechen bei dem Wirte und bei den Tänzern, die sich auf ihrer Karte verzeichnet hatten, zu entschuldigen. Sie sprach unterwegs kein Wort.

Sie ließ sich von Margarith umkleiden, ohne einen Laut zu sagen. Sie warf einen Peignoir über und grübelte einige Minuten in finsterer Nachdenklichkeit.

Endlich hatte sie ihre Fassung wieder gewonnen. Sie trat an die Thür, die zum Schlafzimmer ihres Mannes führte.

„Bist du noch auf?" fragte sie mit etwas erhobener Stimme.

„Jawohl!" tönte es von drinnen.

„Dann bitte, komm in mein Toilettenzimmer."

Wilpricht hatte sich von dem Halsschmuck des Christusordens noch nicht trennen können.

„Lies die Depesche, die ich eben vorgefunden habe!"

Wilpricht erschrak heftig. Wenn Stephanie nur von dem unterschlagenen Briefe des Geheimerats Nortstetten nie etwas erführe! Sie würde es ihm ja nie verzeihen! . . . Er wollte ihr einige banale Worte des Trostes sagen. Sie unterbrach ihn.

„Wir müssen morgen zur Beerdigung fahren. Schreibe heute noch, daß mir morgen früh um zehn Uhr Proben zu einem vollständigen Traueranzuge hergeschickt werden. Telegraphiere auch an den Geheimerat Nortstetten, daß wir übermorgen früh in Elberfeld eintreffen. Ich bin jetzt nicht imstande, eine Zeile zu schreiben. Laß Brief und Depesche morgen ganz früh besorgen."

Maximilian machte wiederum den Versuch, seinem Schmerz und seinem Beileid einen angemessenen Ausdruck zu geben. Aber Stephanie fiel ihm abermals ins Wort.

„Ich bitte dich! Ich kann jetzt nichts davon hören, nichts darüber sagen. Ich war ja schon leidend. Bitte, laß mich allein! Jedes Wort greift mich an."

„Gute Nacht denn! Es ist ja sehr traurig. Ein Vater bleibt doch immer der Vater! Aber überlaß dich nicht allzusehr deinem Schmerze!"

„Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Sobald Wilpricht sie verlassen hatte, ließ sich Stephanie schwer auf den Sessel fallen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie weinte still und bitterlich. Der Schrecken hatte sie verlassen, und ihre Trauer war nun aufrichtig. Er hatte sie ja so geliebt, der gute Papa!

Als Jean den Befehl erhielt, daß morgen die Dienerschaft Trauerflor um die Hüte legen und bis zur Fertigstellung der Trauerlivreen Flor um den linken Aermel tragen solle, staunte er; und als er dann im Vorzimmer die Depesche las, die er am anderen Morgen ganz früh auf das Amt zu tragen hatte, machte er ein ganz verschmitztes Gesicht. Nun hatte er verstanden.

XIX.

Es war Frühling geworden. Der warme Regen der letzten Tage hatte überall die jungen Triebe hervor-

gelockt. Der Rasen und niedere Gesträuche hatten sich mit jenem unvergleichlich frischen, lichten und leuchtenden Grün überzogen, das nach dem farbenarmen Winter das wieder genügsam gewordene Auge so wunderbar überrascht und erquickt. Aus diesem hellen Grunde ragten die dunklen Stämme herrlich auf. Noch waren die tiefbraunen, seltsam verschlungenen Aeste und Verzweigungen deutlich sichtbar; aber sie waren schon dicht besäet mit grünen Tupfen, die mit jedem jungen Morgen an Zahl und Umfang zunahmen und an einigen Stellen schon so nahe aneinander rückten und sich blätterig entfalteten, daß sie das Holz, dem sie entsprossen, fast völlig verdeckten.

Am gestrigen Palmsonntage war in dem Sonnenscheine und in der lauen und weichen Luft der ersten Nachmittagsstunden der Tiergarten schwarz von Menschen gewesen. Handwerker und Arbeiter aus dem Innern der Stadt mit ihren Frauen im Sonntagsstaat und den Kindern von schlechter Gesichtsfarbe, gebleicht von der verdorbenen Luft der Hof- und Kellerwohnungen, kamen in dichten, dunklen Haufen von den Linden her durch das Brandenburger Thor gezogen. Die Väter trugen ihre Jüngsten auf dem Arm; die kleinen, drei- bis vierjährigen Jungen in den langen, häßlichen, bis auf die Knöchel reichenden Hosen, die die mütterliche Kunst aus den abgelegten Beinkleidern des Vaters gefertigt hatte, hatten Mühe, an der Hand der Mutter mit den Eltern gleichen Schritt zu halten. Davor oder dahinter schritten die älteren Geschwister, die die Luxusbauten, die schon freundlich winkenden Vorgärten mit den plätschernden Springbrunnen und den mit mächtigen Blattpflanzen und frisch erblühten Azalien geschmückten Veranden in diesem ihnen kaum bekannten Viertel des Reichtums und Wohllebens mit neugierigen Augen anstarrten. Die Eltern der reichen Leute, die hier in den schönen Häusern des Westens wohnten, waren vielleicht auch vor so und so vielen Jahren als arme, bleichsüchtige Kinder an sonnigen Festtagen hier herumgesprungen; und unter diesen östlichen Proletarierkindern befand sich gewiß auch der eine oder andere zukünftige Besitzer einer Tiergartenvilla.

Das gesellschaftliche Leben war nahezu völlig erstorben. Man fing allmählich schon an, sich mit den Entwürfen zur Sommerreise zu beschäftigen. Die Toiletten und die Gesichter der Damen hatten gleichmäßig an Frische eingebüßt. Man war von den Diners mit dem ewigen Rehrücken und Fasan, den unnatürlich jungen Enten und Gänsen, mit den unausbleiblichen Forellen und den verfrühten Gemüsen und Früchten übersättigt und des tödlichen Einerleis der Bälle mit vorherigen Musikvorträgen überdrüssig geworden. Ueberall machte sich der Drang einer Auffrischung durch Karlsbad oder Kissingen, einer Verminderung der angesetzten Körperfülle durch Marienbad, und bei den Damen die Sehnsucht nach den Heilquellen von Franzensbad, Schlangenbad und Schwalbach bemerkbar.

Wilprechts waren vor kurzem von der Riviera, wo sie sich von dem schmerzlichen Verluste, der sie betroffen, einigermaßen erholt hatten, nach Berlin zurückgekehrt. Das Schwarz der Trauer, in dem sie wie ihr gesamter Hausstand daher gingen, erlegte ihnen strenges gesellschaftliches Fasten auf. Sie erließen und empfingen keine Einladungen. Sie besuchten nur die nächsten Freunde und wurden auch nur von diesen besucht.

Sie fanden Berlin gerade so wieder, wie sie es verlassen hatten.

Nur Eine starke Veränderung fiel ihnen auf: Von dem sehr intimen Verhältnisse zwischen Lolo und Georg, von dem bei ihrer Abreise kaum andeutungsweise als von einer denkbaren Möglichkeit im geheimen getuschelt worden war, wurde nun ganz unbefangen wie von einer Thatsache, wie von etwas Selbstverständlichem gesprochen, ohne Ereiferung, ohne alle Entrüstung.

Es scheint immer ein scharf einschneidendes Ereignis, das mit einem Schlage unerwartet augenfällig wird, dazu zu gehören, um die Entrüstung hervorzurufen. Was sich ganz allmählich wahrnehmbar macht, wird auch so langsam, wie es sich in den Kreis der Beachtung hineinschiebt, hingenommen. Die öffentliche Meinung hat erst jeden einzelnen Posten ruhig gebucht; und erstaunt sie bei der Bilanz über die Summe, so zuckt sie duldsam die Achseln und lächelt.

Wie hatte nur die Gesellschaft Kunde von jener Thatsache erlangt, die die beiden in der glücklichen Blindheit der Verliebten so vollkommen geheim gehalten zu haben sich einredeten?

Durch nichts und durch alles.

Daß Gustav Ehrike ehewilderte, war allmählich stadtbekannt geworden. Es war schließlich doch aufgefallen, daß man ihn so oft in den kleinen Theatern traf, und immer mit einem etwas zweifelhaft aussehenden Herrn mit starkem Schnurrbart, der sich auf Nachfrage als Roderich Halmanski, Theateragent und Leiter einer Theaterschule herausstellte, und immer in Gesellschaft derselben Blondine mit schwarz gefärbten Wimpern und Brauen.

Mit seiner Frau sah man ihn nur in langen Zwischenräumen, und es gehörte nicht einmal ein besonders geübtes Auge dazu, um das Erzwungene dieser als notwendig erachteten Schaustellungen zu erkennen.

Lolo zog sich von der Geselligkeit mehr und mehr zurück. Es wurde um so mehr bedauert, als die junge Frau reizender und munterer erschien, denn je. Ihr Gesicht hatte den ruhigen Ausdruck des gesicherten Glückes, des befestigten seelischen Grundbesitzes, wie Strelitz es nannte, angenommen. Sie besaß jene liebenswürdige Unnahbarkeit, jene feuerfeste Artigkeit, wie sie nur glücklichen Frauen zu eigen ist.

Auch Nortstetten, der durch den sich stetig behauptenden Erfolg der „Bath-Seba“, die bei jeder Vorstellung das Opernhaus bis auf den letzten Sitz füllte, ein begehrter Schmuck für die Salons geworden war, schrieb unter allen möglichen Vorwänden von zwölf Einladungen elf ab; man sah ihn täglich in die Regentenstraße einbiegen oder aus der Regentenstraße kommen; man sah ihn an sonnigen Nachmittagsstunden gemächlich neben Lolo im Tiergarten daher gehen; in den Gesellschaften fanden sich die beiden unwillkürlich zusammen; und diese Symptome wurden durch das Dienstbotengeschwätz, das die Berichte über den stetigen und innigen Verkehr zwischen den beiden aus dem Vorflure in die herrschaftlichen Räume trug, erheblich gestützt.

Die Sache galt schließlich als ausgemacht, und niemand nahm Anstoß daran.

Eine zarte, junge, bildhübsche Frau, die von einem grobkörnigen, uninteressanten, leichtsinnigen Manne vernachlässigt wird, und ein junger, wohlerzogener, aufmerksamer, ungewöhnlich begabter Künstler — du mein Gott, es war ja so natürlich! Und wenn der Ehemann es nicht sah oder es nicht sehen wollte — was brauchte da die Gesellschaft den moralischen Schutzmann zu spielen?

Es ist nicht immer wahr, daß von der Verleumdung allemal etwas hängen bleibt. Die Verleumdung mag wohl für den Augenblick ein reines Bild beflecken; wenn ihr aber der Halt der thatsächlichen Begründung gänzlich fehlt, so verweht sie der Wind, und der Flecken bleicht in der Sonne. Anders mit der schädlichen Nachrede, die eben keine Verleumdung ist. Auch die Wucherpflanze des bösen Gerüchtes braucht einen gewissen Boden, braucht wenigstens ein bißchen Erde, um ihre Wurzeln zu schlagen. Findet sie diesen Boden, dann freilich gibt es keine Macht der Welt, die sie auszurotten vermöchte.

Das Gerede war da. Man konnte zwar keine bestimmte Thatsache anführen, die es bestätigt hätte, aber alles sprach dafür. Und es war nichts da, um es zu entkräften. Wenn man die beiden zusammen sah, so hatte jedermann das bestimmte Gefühl, daß sie miteinander anders verkehrten als mit anderen, und daß zwischen ihnen ein stillschweigendes festeres Einvernehmen bestand, als es zur Schau getragen wurde. In ihren Blicken, in ihren Bewegungen war eine gewisse Einigkeit und Zusammengehörigkeit, die jedem geschulten Blicke sagte, daß die beiden ganz genau wußten, was sie voneinander zu halten hatten, und daß sie die anderen auslachten.

Diese Beobachtung brachte die Gesellschaft nicht nur nicht in Harnisch, sie schien ihr vielmehr jene boshaftschmunzelnde Duldsamkeit einzuflößen, der Mephistopheles den köstlichen Ausdruck gibt: „Hab' ich doch meine Freude dran!“

Sie kuppelten allesamt ein bißchen mit, die braven Freunde und hochherzigen Wirte.

Die beiden wurden immer zusammen eingeladen, und bei der Tischordnung verstand es sich von selbst, daß Nortstetten Frau Ehrike zu führen hatte, und daß der blonde Gustav an das andere Ende des Tisches zu sitzen kam.

Solange die Sache blieb, wie sie jetzt war, als von jedermann gewußte, aber durch nichts bewiesene Thatsache, solange nicht durch ein greifbares, unleugbares Ereignis ein öffentliches Aergernis gegeben war, halfen sie alle mit, begünstigten sie alle das Unerlaubte! Sie alle enthielten sich jeder mißliebigen Aeußerung über die beiden liebenswürdigen Hauptbeteiligten und fanden, daß dem albernen Tropf, der eine so reizende Frau nie verdient hätte und der sich Gott weiß in welcher Gesellschaft herumtrieb, ganz recht geschähe.

Es blieb allerdings abzuwarten, ob diese gemütliche Auffassung auch dann standhalten würde, wenn sich zufällig einmal das, was alle Welt wußte und duldete, durch irgend eine Thatsache dem öffentlichen Wissen gebieterisch aufdrängen würde, ob nicht die lieben Nächsten in diesem Falle die dann unbequem werdende Rolle des begünstigenden Mitschuldigen mit der bequemeren eines strengen Richters vertauschen würden.

Das war die Stimmung, der Wilprecht bei seiner Rückkehr begegnete. Und er, der während des Werdeprozesses abwesend gewesen war, empfand eine tiefe sittliche Entrüstung, und es wurmte ihn sehr.

Er hatte es ja längst geahnt, er hatte es ja gewußt! Aber es war ihm eine Kränkung, daß es ihm jetzt mit lächelndem Munde von aller Welt bestätigt wurde. Er hatte für Lolo wirklich etwas gefühlt, mehr als für jede andere! Wenn er sie sah, ging sein Puls schneller und er spürte ein sonderliches Brennen über den Backenknochen. Wenn sie die Seine werden könnte! Er fieberte bei diesem Gedanken, und wenn auch ohne Hoffnung, dieses Ziel seiner geheimen und sehnlichsten Wünsche zu erreichen, nahm doch all sein Trachten diese eine Richtung. Ihre kühlen Abweisungen hatten ihn zwar gereizt, aber ihm nicht wehe gethan. Er ließ sie als die Aeußerungen eines noch nicht erschütterten Pflichtgefühls gelten. Jetzt aber kränkten sie ihn. Sie wies ihn ab, und sie war nicht unnahbar? Einem anderen sollte gelungen sein, was ihm und seinem heißen Bemühen versagt geblieben war? Es war nicht zu ertragen! Sein Herz füllte sich mit finsterem Groll! Könnte sie ihn fühlen, diesen tiefen Haß, da sie ja seine Liebe verschmähte! Könnte er sie erniedrigen, die ihn durch ihre Kälte so grausam demütigte! Könnte er sich rächen an ihr, die seine Leidenschaft verlachte!

So oft er auch abgewiesen war, immer wieder hatte es ihn in ihre Nähe getrieben. Jedesmal trat er ihr mit einem fertigen Schlachtplane gegenüber. Ein unerwartetes Wort von ihr durchkreuzte alle seine Vorschläge. Er hatte sich fest vorgenommen, liebenswürdig und artig zu sein; und wider seinen Willen wandelte ihre Gegenwart seine guten Vorsätze in Gehässigkeiten und Bosheiten. Er fühlte ein unwiderstehliches Bedürfnis, sie zu verletzen.

Und so saß er auch heute ihr gegenüber, am Montag der stillen Woche. Und wieder hatte er sich durch allerlei Bemerkungen so unangenehm wie möglich gemacht.

Lolo hatte ihm lange geduldig zugehört. Aber endlich hatte sich die Schale gefüllt, und als noch ein Tropfen Wermut hineinfiel, lief sie über.

Ihr Gesicht nahm plötzlich einen ungewohnt strengen Ausdruck an, und mit ernster Stimme fiel sie ihm ins Wort:

„Ich muß einmal vernünftig mit Ihnen reden,“ sagte sie, leicht erbleichend. „Dieses ewige Sticheln und Bohren ist wirklich unleidlich, und ich bitte Sie jetzt zum letztenmal, eine andere Art des Umganges mit mir zu wählen. Ich kann es wahrhaftig nicht mehr aushalten! Man verkehrt doch nicht miteinander, um sich das Leben zu verbittern. Wenn ich Ihnen gar so unangenehm bin, daß Sie mir immer nur Unangenehmes sagen können, dann ist's wirklich besser, wir gehen uns aus dem Wege. Ich verlange von Ihnen nicht mehr, aber auch nicht weniger als von jedem anderen: Seien Sie freundlich und artig!“

„Die anderen! Ja, die können lügen! Ich kann das nicht! Ich meine es eben zu gut mit Ihnen! Sie wollen das nicht begreifen, aber es wird eine Zeit kommen ..."

„Warten wir doch ab, bis sie kommt!" unterbrach Lolo ungeduldig.

„Nein! Ich will und muß Sie warnen, ehe es zu spät ist! Als Anverwandter Ihres Hauses habe ich das Recht, so zu sprechen! Ich kann nicht vergessen, daß meine Schwester Ihren Namen getragen hat; und die Ehre dieses Namens ist die meinige. Sie sind blind! Aber die Gesellschaft hat offene Augen! Seien Sie nicht auch taub, und hören Sie das Wort eines Freundes! Ich fordere von Ihnen ein Opfer — ein Opfer für die Reinheit Ihres Namens, für das Glück Ihrer Zukunft! Sie dürfen Nortstetten nicht wiedersehen!"

Lolo erhob sich. Sie hatte die Lippen fest geschlossen. Ihre dunklen Augen kalt auf Maximilian richtend, dem die Erregung das Blut zu Kopf getrieben hatte, sagte sie ruhig:

„Sie sind nicht bei Sinnen!"

Lolos eisige Ruhe fachte das Feuer seiner Leidenschaft zu noch stärkerer Glut an.

„Lolo!" rief er. „Wenn Sie sich schwach fühlen, wenn Sie eines schützenden Armes bedürfen ..."

Er hatte sich ihr genähert. Er sah sie mit verlangenden Blicken an, er wollte seine Arme um sie schlingen ... Lolo stieß ihn gewaltsam zurück, und ihre Züge spiegelten all die Verachtung und all den Widerwillen, die sie empfand, deutlich wider.

„Mit Ihrer heuchlerischen Väterlichkeit mögen Sie andere täuschen! Und wundern Sie sich nicht darüber, wenn wir uns in diesem Zimmer zum letztenmal sehen! Es gelüstet mich nicht nach einer Wiederholung dieses Auftritts!"

Sie wandte sich ab und schritt der Thür zu.

„Lolo!" rief Wilprecht außer sich. Sie wandte sich nicht um. Er biß die Zähne knirschend aufeinander. „Den Freund haben Sie verschmäht," sagte er heiser. „Sie sollen mich als Feind kennen lernen!"

Lolo war gegangen. Wilprecht sah sich in der Stube um, als ob er eben erwacht sei, als ob er die Umgebung gar nicht kenne. Unschlüssig starrte er auf den dunklen Teppich. Sollte er bleiben? Sollte er sie um Vergebung bitten? Unmöglich! Er war ihr widerwärtig! Er mußte gehen — so gehen! Sie hatte ihm die Thür gewiesen! ... Nun denn, Krieg bis aufs Messer!

Er nahm seinen Hut und ging trotzig davon.

Auf der Straße begegnete ihm Ehrike, der in aufgeräumtester Stimmung war.

„Willst du dich einmal amüsieren?" redete er den Kommerzienrat an, indem er die Heiterkeit, die er sich versprach, schon mit seinem breiten Lachen diskontierte. „Eine Sache unter uns Männern! Du verstehst? Dann komm heute Abend mit mir! Große Vorstellung in der Halmanskischen Theaterakademie ... hier dichtbei ... am Lützowplatz ... bildhübsche Mädchen ... Gartenscene aus ‚Maria Stuart' ... ‚Sie hat ihr Herz entdeckt' u. s. w. ... es wird ein Hauptspaß!"

„Ich bedauere ..."

„Du weißt nicht, was du dir entgehen läßt ... Ach so!" fügte er, den Ton plötzlich wechselnd, hinzu. „Du bist in Trauer! ... Das muß ich achten ... Aber du könntest ruhig mitkommen. Es kennt dich da kein Mensch. ... Ein ganz kleines Publikum! Meistens Theaterdirektoren aus der Provinz, die jetzt mit der stillen Woche geschlossen haben ... ein paar Freunde der Künstlerinnen ... das ist alles! Du würdest dich sehr gut unterhalten!"

„Wie gesagt, ich muß bedauern ..."

„Wie du meinst! Aber für den Fall, daß du doch noch Lust verspüren solltest ... hier hast du jedenfalls ein Billet ... Laß es nicht herumliegen ... Du solltest wirklich kommen! ... Es wird sehr vergnügt ... Und wenn du kommst, tüchtig klatschen! Sie spielt die Scene mit der Elisabeth wirklich großartig!"

„Ich werde sehen!" sagte Wilprecht, um endlich loszukommen, und steckte die Einlaßkarte, die ihm Gustav aufnötigte, ein.

„Ich hoffe, wir sehen uns noch!" war Ehrikes letztes Wort, der seelenvergnügt seinem Hause zuschritt.

Wilprecht war und blieb in weniger rosiger Stimmung. Der Auftritt mit Lolo hatte ihn sehr stark erregt und ließ ihm keine Ruhe. Stephanie fiel sein ungewöhnliches Benehmen bei Tisch auf. Er erklärte seine Aufregung und tiefe Mißstimmung mit geschäftlichem Aerger. Stephanie forschte nicht weiter nach.

Um sieben Uhr Abends ging Wilprecht aus. Er wußte nicht, wohin. Er war lange nicht im Klub gewesen. Vielleicht würde er da Zerstreuung finden. Auf halbem Wege kehrte er um. Es war gerade die rechte Zeit zur Vorstellung in der Halmanskischen Akademie. Er stand vor der Thür. Er trat zurück auf den Lützowplatz. Er sah das oberste Stockwerk hell beleuchtet.

Nein! Was sollte er da? ...

Weshalb war er nicht gleich aufrichtig gegen sich gewesen? Weshalb hatte er sich nicht gleich eingestanden, daß es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu Lolo trieb? Daß er sie heute noch sehen mußte, unbedingt! — Um ihr zu sagen ... Er wußte nicht, was er ihr notwendig zu sagen hatte. Aber er mußte sie auf alle Fälle sehen und sprechen.

Er kehrte um, ging über die Brücke am Kanal entlang und war in wenigen Minuten vor ihrem Hause. Eine geschlossene Droschke wartete vor der Thür. Er stieg mit klopfendem Herzen die Treppe hinauf und klingelte.

„Die gnädige Frau ist ausgegangen, Herr Kommerzienrat," sagte der öffnende Diener.

„Bitte, sehen Sie noch einmal nach. Und wenn die gnädige Frau zufällig doch noch da sein sollte, so sagen Sie ihr, daß ich sie in einer sehr wichtigen Sache nur auf zwei Minuten sprechen möchte."

Der Diener kam nach einer ziemlich langen Pause zurück.

„Ich bedauere sehr, Herr Kommerzienrat! Die gnädige Frau ist wirklich nicht zu Hause."

„Hat sie vielleicht hinterlassen, wohin sie gefahren ist?"

„Soviel ich weiß, zu ihrer Frau Schwester, Frau Dr. Mölldorf am Engelufer."

„So werde ich sie da zu finden versuchen. Hier meine Karte. Empfehlen Sie mich.“

Der Diener machte seine Verbeugung und schloß die Thür, nachdem sich Wilprecht abgewandt hatte.

Nachdenklich ging Maximilian die Stufen hinab. Er zauderte, aus dem Hause zu treten. Er mußte Lolo noch sprechen. Sollte es wirklich geschieden sein, dann nicht so!

Der Anblick der geschlossenen Droschke, die noch immer wartete, flößte ihm einen unwillkürlichen Argwohn ein. Er ging auf die andere Seite der Straße und drehte sich beständig um. Es war inzwischen ziemlich dunkel geworden. Er stellte sich unter den weiten Thorweg eines Hauses, von dem aus er die Hausthür zu Lolos Wohnung gut beobachten konnte. Er steckte eine Cigarre in den Mund und holte sein Feuerzeug aus der Tasche, um eintretenden Falls sein Verweilen damit erklären zu können, daß er seine Cigarre anzünden wolle.

Er wartete. Es dünkte ihn lange. Aber es waren in Wahrheit noch nicht zehn Minuten vergangen, als Lolo, dunkelgekleidet, mit Kapotthut und dem Schleier vor dem Gesicht, schnell aus dem Hause trat, den Kutscher zahlte, etwas sagte und einstieg.

Wilprecht stockte das Blut. Sollte er sich nicht getäuscht haben? Sollte sie . . .?

Langsam setzte sich der Wagen in Bewegung, wandte und fuhr auf seinen Beobachtungsposten zu, in der Richtung auf das Wasser. Wilprecht trat schnell hervor und hatte den nahen Droschkenplatz beinahe so früh erreicht wie Lolos Droschke. Er sprang in den ersten geschlossenen Wagen und rief atemlos dem Kutscher zu: „Folgen Sie der Droschke da, mit dem Schimmel! Wenn Sie Ihre Sache gut machen, fünf Mark Trinkgeld!“

Der Kutscher nickte verständnisvoll. Er beherrschte alle Situationen. Er nahm dem Pferde die Decke ab. Bald hatte er die Schimmeldroschke eingeholt und fuhr ziemlich dicht hinter ihr.

Wilprecht beugte sich während der Fahrt zum Fenster hinaus und sagte dem Kutscher: „Machen Sie es nicht auffällig! Die Dame soll nicht merken, daß ich folge!“

„Ich verstehe schon!“ sagte der Kutscher, ohne sich umzukehren. Und er verstand in der That vollkommen.

Die beiden Wagen fuhren die Regentenstraße nach dem Wasser hinauf und bogen dann links ab — also in der Richtung auf das Engelufer. Wilprecht war in unbeschreiblicher Aufregung; bald ließ er die Scheibe des Wagenfensters herunter und steckte den Kopf hinaus, um sich zu überzeugen, ob auch die Droschke mit dem Schimmel noch in Sicht sei; bald zog er das Fenster wieder auf, in der überflüssigen Befürchtung, daß er in seinem fahrenden Verstecke erspäht werden könne.

Sollte sie wirklich einen harmlosen Besuch bei ihrer Schwester machen? Weshalb benutzte sie dann nicht ihren Wagen? Aber darauf gab es ein Dutzend genügender Antworten. Vielleicht waren die Pferde müde; vielleicht hatte Ehrike das Coupé genommen; vielleicht war ihr der Gedanke, Lili zu besuchen, plötzlich aufgestiegen, und sie wollte nicht darauf warten, bis angespannt sei u. s. w. Er hoffte schon, daß ihm der Diener im wesentlichen die Wahrheit gesagt habe; er empfand darüber gleichzeitig Freude und eine gewisse Enttäuschung . . .

Da hielt plötzlich der Wagen an einer dunkeln Stelle auf einem Platze. Wilprecht fuhr mit einem Ruck auf. Er öffnete den Schlag. Er warf einen Blick um sich. Er merkte, daß er auf dem spärlich beleuchteten Hafenplatze sich befand. Lolos Droschke war seinem Gesichtskreise entschwunden.

„Nun?“ fragte er ungeduldig, sich auf dem Tritte zum Kutscher vorbeugend.

„Auf der andern Seite,“ versetzte dieser ruhig. „Nehmen Sie sich in acht, wenn Sie nicht gesehen sein wollen!“

Wilprecht warf den Schlag zu und rückte auf die andere Seite. Da sah er, wie die Schimmeldroschke langsam davon fuhr, und Lolo dem Kutscher einer anderen Droschke, die an dem Halteplatze stand, das Fahrgeld einhändigte und von der Seite der Fahrstraße her in diese einstieg. Diese Droschke wandte um und fuhr auf demselben Wege, den Lolo eben genommen hatte, zurück. Wilprecht brauchte seinem Kutscher nicht erst eine besondere Weisung zu geben; dieser folgte Lolos Wagen schon aus freien Stücken.

Der Kommerzienrat fieberte. Er durchschaute die angewandte Kriegslist vollkommen. Offenbar hatte Lolo dem von dem nächsten Halteplatz geholten Kutscher nicht die richtige Adresse geben wollen. Sie fuhr also entschieden nicht zu ihrer Schwester, denn ihr Wagen nahm jetzt die gerade entgegengesetzte Richtung.

Aber wohin ging die Fahrt?

Es duldete ihn keine zwanzig Sekunden hintereinander auf seinem Sitze. Bald rutschte er nach rechts, bald nach links, bald erhob er sich, um an dem blauen Mantel des Kutschers vorbei durch das Fenster des Rücksitzes die in gleichmäßigem gelinden Trabe vor ihnen herrollende Droschke zu beobachten. Sie fuhren wieder am Wasser entlang. Da kam die Regentenstraße. Sie fuhren vorbei.

Wohin ging die Fahrt? Sie fuhren bei all den Querstraßen, die vom Tiergarten auf die Königin-Augustastraße münden, vorbei.

Wohin nur? Wohin?

Jetzt lenkten sie in die Kaiserin-Augustastraße ein. Sie hatten bald die westliche Grenzmark des von ihren Kreisen bewohnten Tiergartens erreicht. In einem Augenblicke hatte sich Maximilian die wenigen Straßen, die in Betracht kommen konnten, und die Bekannten, die da wohnten, vergegenwärtigt. Auf einmal fuhr er zusammen. Die Stülerstraße! Da wohnte Nortstetten! Sollte sie es wirklich wagen? Sollte sie zu ihm —? Es war undenkbar! Aber freilich, gibt es etwas, dessen eine verliebte Frau nicht fähig wäre? Geht der Mut der Verliebten nicht bis zur Tollkühnheit? Bis zum Wahnsinn?

Die vordere Droschke bog rechts ab nach der Friedrich-Wilhelmstraße.

Kein Zweifel mehr! Es war so! Das Unerhörte sollte geschehen.

Maximilian steckte den Kopf wieder zum Fenster

hinaus und rief mit heiserer, von der Aufregung erstickter Stimme dem Kutscher zu:

„Gerade aus! Durch die Rauchstraße. Dann rechts. Ecke der Drake- und Stülerstraße halten. Aber schnell, schnell! Wir müssen zuvorkommen.“

Der Kutscher antwortete nicht. Mit Gleichmut hob er die Peitsche und ließ sie bedächtig auf den Rücken des Gaules fallen. Das Pferd zog schärfer an. Von äußerster Ungeduld gepeinigt, trieb Maximilian den Kutscher wiederholt an, ohne diesen jedoch aus seiner Ruhe zu bringen. Der Philosoph auf dem Bocke peitschte gemächlich das alte Pferd, und es that sein Bestes. In wenigen Minuten waren sie zur Stelle.

Wilprecht sprang aus dem Wagen und eilte über den Fahrdamm nach dem ungepflasterten Spazierwege unter den dunkeln Bäumen. Bald hörte er von der anderen Seite her den gleichmäßigen Hufschlag auf dem Pflaster und das Rollen des Wagens, er sah nun auch die trüben Lichter der Laterne. Das Herz hämmerte ihm, als stände er im Begriff, ein Verbrechen zu begehen.

Die Droschke hielt vor dem von Nortstetten bewohnten Hause.

Im bergenden Schatten der Bäume sah er alles, ohne gesehen zu sein. Er sah, wie sich ein Kopf aus dem Wagenfenster beugte und sich nach rechts und links wandte. Die nur wenige Häuser zählende und nur auf einer Seite bebaute Straße war vollkommen menschenleer. Die Wagenthür wurde geöffnet und zugeschlagen. Lolo huschte im Nu über den gepflasterten Weg des kleinen Vorgärtchens und war sogleich im Hause verschwunden, dessen Thür nun ins Schloß fiel. Die Hausthür war offenbar nur angelehnt gewesen. Lolo hatte, um Einlaß zu finden, nicht die Portierklingel zu ziehen brauchen. Alles war gut vorbereitet!

Ein hämisches, schadenfrohes, grinsendes Lächeln entstellte Wilprechts Züge. Er war fassungslos vor Wut. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er paffte den hastigen Atem durch die Nasenlöcher, als ob er einen Wettlauf gemacht hätte.

Ruhig fuhr die Droschke davon, wie jede beliebige andere Droschke. Wilprecht sah ihr ganz verdutzt nach, wie einer Merkwürdigkeit. Es war eine Droschke wie jede andere. Sie bog um die Ecke.

Dann starrte er hinauf. Es war Licht in dem Zimmer. Die Vorhänge waren geschlossen. Jede neue Wahrnehmung, auch des Einfachsten, erhöhte seine Wut. Es kochte in ihm. Er war außer sich. Daß sie ihm das anthat, sie, die die Spröde gespielt hatte! Und er! Aber es sollte nicht ungestraft bleiben, bei Gott nicht! Es war zu empörend! Den Heuchlern sollte die Maske heruntergerissen werden! Sie sollten ausgestoßen werden aus der guten Gesellschaft, in die sie nicht gehörten. Jeder Ehrenmann hatte die Pflicht, an seinem bescheidenen Teile dabei mitzuwirken, daß der Herd des Nächsten rein gehalten werde. Und Lolo schändete durch ihren verbrecherischen Leichtsinn seine arme Schwester Adelheid in ihrem Grabe! Die Bruderpflicht gebot ihm, diese Schmach zu rächen . . .

Inzwischen hatten sich die beiden Kutscher an der Ecke gemütlich unterhalten.

„Also haben wir dich doch noch gekriegt,“ sagte der von Wilprecht.

„Wieso denn?“

„Du hast die Frau gefahren, ich mit dem Mann hinterher.“

„Ach so! Na, wo ist er denn?“

„Er lauert an der Thür. Da oben wird's was setzen!“

Eilends kam Wilprecht daher.

„Nach dem Lützowplatz, zur Theaterakademie; links das zweite oder dritte . . .“

„Ich weiß schon.“

„Aber schnell!“

Maximilian war fast besinnungslos. Er ließ die beiden Scheiben herunter. Er hatte keinen Tropfen Blut im Kopfe und biß die Zähne krampfhaft aufeinander. Wohl tauchte aus der Verworrenheit aller der Empfindungen, die in ihm tosten, die Erwägung auf, ob er sein Beginnen in der That auf so sittliche Beweggründe, wie er sie sich zurecht gelegt hatte, zurückführen dürfe? Wohl klang ihm das „Wehe dem, durch den das Aergernis in die Welt kommt“ in die Ohren. Aber er wollte die tiefe innere Stimme nicht hören; er wollte sich nicht irre machen lassen an dem sittlichen Adel seines Vorhabens. Er hörte nur den Aufschrei seiner verschmähten Liebe, den Ruf nach Rache für alle Demütigungen, die er erlitten! Die Wut machte ihn unzurechnungsfähig.

Er wußte selbst nicht, wie er die vier Treppen hinaufgerast war und den sehr ärgerlichen Ehrike mitten in der Glanzscene Juliens zu sich hatte herausrufen lassen. Er wußte nicht, wie er seinen Schwager angeherrscht hatte: „Nimm deinen Hut und komm! Ein Unglück! Komm schnell!“

Erst als sie beide auf der Straße standen, zwischen Hausthür und Droschke, sammelte er sich genügend, um auf Ehrikes immer wiederholte Frage: „Was ist denn geschehen?“ endlich die Antwort zu finden.

„Deine Frau entehrt dich! Sie ist bei ihm — bei Nortstetten! Steig ein! . . . Kutscher, Stülerstraße!“

„Wenn du keine Memme bist,“ rief er, während die Droschke über das Pflaster holperte, „so wirst du wissen, was du zu thun hast!“

Und er berichtete ihm nun in höchster Aufregung das, was er gesehen hatte.

Ehrike war im ersten Augenblicke keines Wortes mächtig. Er stieß einen dumpfen Laut aus und schluckte mehrere Male mit Anstrengung. Endlich brachte er mühsam hervor: „Du sollst mich kennen lernen! Und die da in der Stülerstraße — die sollen mich auch kennen lernen!“

Dann sagte er nichts mehr. Mit beiden Händen umklammerte er seinen dicken Stock.

Die kurze Strecke vom Lützowplatze war bald zurückgelegt.

Wilprecht, der zuerst aus dem Wagen gesprungen war, riß heftig an der Hausklingel. Gustav folgte schwerfällig. Der Schreck war ihm in die Glieder gefahren. Sie gaben dem Portier, der, erstaunt über das ungestüme Hereinbrechen, den Kopf aus seinem Fenster heraussteckte und die Herren nach ihrem Begehr fragte,

keine Antwort und stürmten die Treppe hinan; Wilprecht zuerst, Gustav keuchend hinterdrein.

Sie standen vor der Thür. Ehrike war ganz außer Atem. Er blies wie eine Dampfmaschine in kurzen, schnell und gleichmäßig aufeinander folgenden Stößen die Luft mit geblähten Backen aus, lüftete den Hut und trocknete sich die Stirn. Sein rotes Gesicht spielte ins Bläuliche. Dann zog er mit überflüssigem Kraftaufwande die Schelle, drei-, viermal hintereinander. Er wartete einige Augenblicke. Er legte das Ohr an das Holz der Thür. Er vernahm undeutliches Geräusch. Die Thür blieb geschlossen. Wilprecht stand, den Rücken an das Treppengeländer angelehnt, einen Schritt davon. Er war aschgrau geworden und öffnete und schloß nervös die beiden Hände, die Nägel tief in die Handflächen einbohrend.

„Nun!“ rief Gustav. „Beliebt es endlich?“

Und er begleitete die Frage mit wiederholtem Ziehen an der Klingel.

Er wartete noch einige Sekunden. Dann zerrte er nochmals und nochmals den metallenen Knopf. Und als nach abermaliger kurzer Pause kein Lebenszeichen von drinnen kam, schlug er in blinder Wut mit seinem wuchtigen Stocke gegen die Thür, daß der Schall im ganzen Hause wiederhallte. Der Portier unten öffnete sein Fenster und lauschte.

„Ob's gefällig ist?“ schrie Gustav.

Sogleich hörten sie, wie in der Wohnung eine Thür geöffnet wurde und wie jemand schnell an die Korridorthür trat. Der Riegel wurde zurückgeschoben. Die Thür öffnete sich. Nortstetten stand auf der Schwelle.

„Aha!“ rief Gustav mit rohem Lachen.

„Was wünschen Sie?“ fragte Georg ruhig.

„Wenn Sie wollen, sage ich es Ihnen hier! Meinetwegen mögen's die Leute hören!“

„Ich bitte Sie, einzutreten.“

Er trat etwas beiseite und ließ für Ehrike den Durchgang frei.

Als aber Wilprecht sich anschickte, seinem Schwager zu folgen, trat ihm Georg mit erhobenem Kopfe entgegen und mit gebieterischer, von Zorn bebender Stimme sprach er: „Was diesen Herrn anbetrifft, so verbiete ich ihm den Eintritt und werde, wenn es sein muß, von meinem Hausrechte Gebrauch machen!“

Wilprecht wich einen Schritt zurück, und Georg schlug ihm die Thür vor der Nase zu.

Ehrike war schon in den Salon getreten, dessen Eingang offen geblieben war, und lief an dem in der Mitte des Zimmers stehenden Flügel auf und ab, wie ein Raubtier im Käfig. Er hatte den Hut nicht abgenommen und den Stock in der Hand behalten.

„Herr Ehrike,“ nahm Georg das Wort, „was immer geschehen sein und was etwa noch geschehen mag, ich denke, es wird auch in Ihrem Interesse liegen, wenn unnützer Lärm vermieden wird.“

„Das sehe ich nicht ein! Meinetwegen mag's die ganze Welt erfahren! . . . Ich gehe nicht eher von der Stelle, als bis ich weiß, wer die feige Person ist, die Sie bei sich verstecken! Nicht von der Stelle!“

Dabei stieß er wiederholt und gewaltsam mit seinem schweren Stock auf den Parkettboden, daß der Lampenschirm und die Glasmanschetten an den Leuchtern klirrten.

In demselben Augenblicke that sich die Thür, die zum Nebenzimmer führte, auf und Lolo trat ein. Sie war sehr blaß, aber vollkommen ruhig, wie es schien. Georg trat schnell an ihre Seite.

„So wissen Sie es denn!“ sagte sie. „Und Sie wissen zugleich, daß jedes Band zwischen uns zerrissen ist. Von dieser Stunde an stelle ich mich unter den Schutz dieses Mannes.“

Ehrike riß die Augen weit auf. Das, was er schon wußte, überraschte ihn jetzt, da es ihm nun gegenübertrat, vollkommen. Seine Beine waren gelähmt. Er stützte sich auf den Flügel. Er wollte etwas sagen. Er brachte kein Wort heraus. Die Zunge war ihm schwer und trocken. Er griff mit der Linken nach seinem Halskragen und lockerte ihn mit einem gewaltsamen Rucke, der das Knopfloch zerriß.

„Und was hier noch zu sagen ist, haben wir als Männer unter uns abzumachen,“ sprach Georg, und mit bittendem Tone sich an Lolo wendend, fügte er hinzu: „Ich möchte mit Herrn Ehrike allein bleiben. Ich bitte . . .“

Er ging einen Schritt auf die Thür zum Nebenzimmer zu. Lolo folgte, ging an ihm vorüber und trat wieder ein. Georg schloß die Thür.

Ehrike hatte den Hut abgenommen und auf das Instrument gestellt. Er strich mit der Hand über die Stirn und glotzte auf die Thür, hinter der Lolo verschwunden war. Es war wie ein Traum. Er hatte sie gesehen, sie hatte gesprochen, sie war verschwunden. Es schien ihm alles rätselhaft! Es konnte ja nicht sein, aber es war! Alles Blut war ihm zu Kopf gestiegen; es sauste ihm in den Ohren, seine Augen quollen hervor. Ein tiefrotes Tuch mit feurigen Punkten wogte vor seinen Augen. Er riß noch einmal an seinem Halskragen. Er sah wahrhaft beunruhigend aus. Er war noch immer unfähig, ein Wort zu sprechen.

„Herr Ehrike,“ begann Georg nach einer Pause und mit gedämpfter Stimme, „ich bin mir bewußt, daß ich Ihnen eine schwere Beleidigung zugefügt habe. Ich will mich der Verantwortung nicht entziehen und stelle mich zur Verfügung.“

„Haha!“ platzte nun Ehrike mit lärmendem Hohne los. Georgs Worte hatten ihn mit einem Schlage aus seiner Stumpfheit aufgerüttelt. „Ich soll mich wohl mit Ihnen schlagen? Weiter fehlte nichts! Wenn ich Sie niederschieße — was habe ich davon? Und wenn Sie mich totschießen, wird dadurch meine Sache besser? Nein, wir sind hier nicht in Frankreich! Wir haben hier Behörden, welche die Sitte schützen! Sie werden von mir hören! Wir sind miteinander fertig! Und der Dame, die sich unter Ihren Schutz gestellt hat — der können Sie sagen, daß ich ihr verbiete, den Fuß wieder über meine Schwelle zu setzen! Ihre Siebensachen mag sie abholen lassen, von wem sie will!“

Mit herausfordernder Unhöflichkeit hatte er, während er sprach, den Hut aufgestülpt und ging nun, nachdem er geendet, aufrecht mit gewichtigen Schritten zum Zimmer hinaus, öffnete die Thür zum Korridor, schlug

sie dröhnend zu und tappte schwerfällig die Stufen hinunter. Der Portier steckte den Kopf wieder aus seinem Fenster und sah den starken Herrn mit neugierigen Blicken an.

Gustav blieb vor dem Hause stehen. Er sah sich nach Wilprecht um. Die frische Luft des Frühlingsabends that ihm wohl. Er war mit sich und seinem energischen Verhalten sehr zufrieden. Er fühlte, daß etwas Großes geschehen sei, aber er hatte noch nicht die Kraft und den Mut, sich das Wesen des Ereignisses klar zu machen. Er sah vorderhand nur starke Unbequemlichkeiten, lästiges Gerede, endlose Scherereien. Und in dem starken Verdruß, der ihn bei diesen unerquicklichen Aussichten befiel, rief er unwillig aus: „Dieser Esel, der Wilprecht! Der hat mir eine schöne Geschichte eingerührt!"

Er sah sich nochmals vergeblich nach ihm um. Dann trat er auf den Fahrdamm und blickte thöricht zu den Fenstern hinauf, an denen nicht das Geringste zu sehen war. Endlich ging er mit dumpfem Kopfe in der Richtung auf seine Wohnung zu. Seine Beine konnten ihn nicht mehr tragen.

Die erste Droschke, die ihm entgegenfuhr, hielt er an.

Er scheute sich vor seinem Heim, die Lust nach der Theaterakademie war ihm vergangen. Er ließ sich durch den noch ziemlich lebhaften Tiergarten fahren. Er hatte den Hut abgenommen. Die kühle Abendluft beruhigte allmählich sein stark wallendes Blut. Er schloß die Augen. Er fühlte eine Mattigkeit in allen Gliedern, als ob er sich ganz ungewöhnliche körperliche Strapazen zugemutet hätte. Er verfiel in eine Art von Halbschlaf, der aber nur wenige Minuten währte. Mit einer besonderen Anstrengung raffte er sich auf. Die Droschke durchfuhr eine der dunkeln Queralleen. Er zog seine Uhr und zündete ein Streichholz an. Sie zeigte, wie er bei der sogleich wieder erlöschenden Flamme erkannte, 20 Minuten nach acht. Wie war das möglich? Er mußte sich wohl getäuscht haben.

„Kutscher! Wie spät haben wir's?" fragte er.

„Es muß bald halb neun sein," gab dieser zur Antwort.

Er konnte es noch immer nicht fassen. Um 7 Uhr hatte die Vorstellung bei Halmanski begonnen. Er war da gewiß drei Viertelstunden geblieben. Und in der halben Stunde war alles das geschehen.

Er ließ sich nach Hause fahren. Er konnte sich vor Müdigkeit kaum noch aufrecht halten. Mühsam schleppte er sich zu seiner Wohnung hinauf. Sie kam ihm auf einmal wieder leer vor. So wenig er von Lolos Anwesenheit während der letzten Monate auch gemerkt hatte, ihre Abwesenheit machte sich ihm jetzt in ungewohnter Weise fühlbar.

Und wieder vergegenwärtigten sich ihm alle die Verdrießlichkeiten, die ihm bevorstanden. Er sah die gehässigen, schadenfrohen und mitleidigen Gesichter seiner Bekannten. Er hörte, wie sie sich dies und das zutuschelten. Auf große Sympathie durfte er nicht rechnen. Alle Welt wußte ja, daß sein Wandel kein vorwurfsfreier war. Und zum erstenmal schlug ihm das Gewissen.

Er stürzte zwei Glas Wasser hinunter. Dann setzte er sich auf den großen Lehnstuhl, der neben seinem Bette stand, grübelte und schlief auf dem Sessel fest ein.

(Fortsetzung folgt.)

Der junge Freiligrath.

Von

Ed. Schmidt-Weißenfels. *)

Nach dem Tode Ferdinand Freiligraths, vor nunmehr 10 Jahren, fand man in der Menge der Nekrologe und biographischen Skizzen das Jugendleben des Dichters mit einigen Zeilen abgefertigt. In der That war dem äußeren Verlaufe nach davon auch nicht viel zu erzählen. Der Sohn eines wenig bemittelten Lehrers in Detmold, der die Gymnasialbildung bis Sekunda erhält, mit fünfzehn Jahren dann zu einem Kaufmann in Soest in die Lehre geschickt wird und später ein paar Jahre lang Handlungscommis in Amsterdam ist — damit war der Gang dieser Geschichte markiert und er schien als ein ganz gewöhnlicher weiter keine Aufmerksamkeit zu verdienen. Erst nach und nach wurden von älteren Freunden und Bekannten des Verstorbenen, von nachspürenden Verehrern, in den verschiedensten Organen der Presse, politischen wie litterarischen, Erinnerungen oder Nachforschungen mitgeteilt, welche auch dem schlichten Bilde des jungen Freiligrath lebhaftere und sogar frappierende Farben verliehen. Immermehr zeigte sich aufmerksamer Teilnahme daran eine Fülle einzelner Züge, die Jünglingszeit und Kindheit des berühmten Dichters in der interessantesten Weise ausstattete und auf eine innige Wechselwirkung zwischen dem Seelenleben seiner Jugend und den nachfolgenden schöpferischen Leistungen hindeutete. Ueberraschend war diese Wahrnehmung auch für die nächsten Freunde Freiligraths, weil er selbst zu solchen tieferen Einblicken in den Inhalt seines Jugendlebens kaum jemals eine Veranlassung geboten hatte. Was es ihm noch als betagtem Mann an pietätvollen Erinnerungen bot, hielt er wie ein Heiligtum in geheimen Ehren. In einem besonderen Schränkchen hatte er die Zeichen dieser Erinnerungen gesammelt aufbewahrt, Andenken an Mutter und Vater, an Elternhaus, Schul- und Lehrzeit, und manchmal stand er sinnend vor dem teuren Reliquienkasten mit feuchten Augen, die wohl nur seine Gattin gesehen hat. Erstaunte doch auch sie, seine Vertraute des Herzens, über die Entdeckungen an Zeugnissen seiner geistigen Arbeiten in der Jugendzeit, an den sorglich aufbewahrten Schul- und Studienheften, an Gedichten, an Briefen, welche sie nach seinem Tode zu Gesicht bekam. Uneröffnet war z. B. ein Päckchen Briefe, die er an seine Stiefmutter geschrieben und die er nach deren Tode 1872 sich hatte schicken lassen. Aus Pietät vor der Verstorbenen, die ihm teuer gewesen, hatte er sie nicht angerührt;

*) Ein Porträt des Dichters findet sich auf der letzten Seite dieses Heftes.

am allerwenigsten, daß sie als Aeußerungen seiner Herzenswelt eines anderen Auge gesehen hätte.

Erst nachdem alle diese brieflichen Schätze und anderen Aufzeichnungen von der Witwe an Wilhelm Buchner in Crefeld, den Sohn eines Freiligrath lange Jahre hindurch befreundeten Hauses, zum Zweck einer geordneten Veröffentlichung übergeben waren und dann von diesem als eine feinfühlig gehaltene Biographie des Dichters in Briefen, ergänzt durch die vielen zerstreuten Mitteilungen anderer, herausgegeben wurden, vermochte man sich ein klares Gemälde auch von dessen Jugendleben zu machen. Wie reich an schönem Menschentum vor allem zeigt sich doch darin der Schulbub von Detmold und dann der angehende Kaufmann! Einen wahrhaft erquicklichen, einen ungemein lauteren Genuß gewährt es, hier die Entfaltung eines guten Menschenlebens Zug um Zug beobachten zu können, einen ringenden und im Ringen und Zweifeln werdenden Dichter von echtem Schlage kennen zu lernen. Lebensgeschichten großer und besonders guter Menschen sind lehrreich und nützlich; sie reizen zur Nachahmung, sie sind oftmals wie Evangelien. Ohne diese Bezeichnung mißverstehen zu wollen, darf man sie auch auf Freiligraths Lebensgeschichte anwenden, wie sie sich in dieser Zusammenstellung seiner Briefe und seines Briefwechsels darstellt. Namentlich seine bis dahin wenig gekannte und wenig beachtete Jugend möge einen Beweis dafür liefern und einen kritischen Ueberblick ihrer Gesamtheit rechtfertigen.

Die Liebe einer trefflichen, frommen und geistig geweckten, heiteren Mutter hegte und pflegte den munteren Knaben in den ersten sieben Jahren seines Lebens. Wurde ihre Stelle nach ihrem allzufrühen Tode bald von einer anderen Frau ersetzt, so war diese doch in jeder Weise bemüht, dem übernommenen Kinde die Mutter zu ersetzen. Wie alle in der Familie den kleinen Ferdinand liebten, so geht aus den erhaltenen brieflichen Aeußerungen derselben auch hervor, daß er diese Zuneigung verdiente und mit kindlicher Innigkeit erwiderte. Er that es sein lebelang. Mit einem unverkennbaren Stolz spricht der Vater gegen andere von dem mehr erwachsenen Sohn, und der Vater war ein Mann von tüchtiger Bildung, festem Willen, klarer Einsicht, ein hochgeachteter und beliebter Lehrer. Ferdinand war vom Anfang des Schulbesuchs an einer der besten und fleißigsten Schüler. Dadurch und durch die Treuherzigkeit und Kindlichkeit seines Wesens gewann er die besondere Zuneigung der Lehrer, der Nachbarn und aller, die ihn kannten, unter denen der gelehrte Archivrat Clostermeier sich deshalb auch seiner besonders annahm und ihn privatim mit dem Geist der alten Sprachen vertraut zu machen suchte. Als der Knabe bei einem Onkel in der Lehre zu Soest war, hing er mit aufrichtiger Dankbarkeit noch an diesem väterlichen Freund und Lehrer, studierte nach dessen Anleitungen weiter und mit einem Eifer, als strebe er den Zielen eines Gelehrten zu. Allerdings, dies hätte er lieber gethan, als hinter Ladentisch und im Comptoir sich zum Kaufmann heranzubilden. Aber aus dem strengen Pflichtgefühl, das ihm eigen, erfüllte er die ihm gestellten Aufgaben seines Berufes gewissenhaft.

Innerhalb dieser Soester Lehrlingszeit bildete sich ein ernstes Liebesverhältnis Freiligraths aus, von welchem seither so gut wie nichts bekannt gewesen war. Anfänglich hatte die Neigung, die er Karoline Schwollmann, der Schwester seiner Stiefmutter, zollte, wohl nicht mehr zu bedeuten, als der gewöhnlichen Sehnsucht eines Jünglingssinnes von lebhafter Phantasie die Befriedigung zu gewähren, eine Geliebte zu besitzen. Schon mit fünfzehn Jahren nennt sich Freiligrath in einem Briefe ihren „Geliebten“. Karoline, beinahe um zehn Jahre älter wie er, aber ein blühendes und auch für die Huldigung des sinnigen Jünglings empfängliches Mädchen, war wohl außerdem das einzige interessantere weibliche Wesen, welches er in seinem ziemlich einsiedlerischen Leben in Soest näher kennen gelernt hatte. Dankbarkeit erhöhte dann diese Neigung; denn während seiner Krankheit in der Lehrzeit war sie ihm eine liebevolle Pflegerin gewesen. Bald darauf starb sein Vater und die Familie desselben, wozu auch Karoline zu rechnen war, sah sich damit des bisherigen Ernährers beraubt. Da nahm der Edelmut des zwanzigjährigen Jünglings, der eben erst seine Lehrzeit als Kaufmann beendigt, die berechnende Vernunft gefangen; er bot der Geliebten seine Hand und sie wurde seine Braut. Er kannte noch nicht die Fessel, die er sich damit angelegt; er trug sie, auch als sie ihm ihren Druck zu fühlen gab und als eine unreife, phantastische Liebe sich im Lauf der Zeit notwendig verflüchtigen mußte, aus Achtung vor sich als rechtschaffener Mann und ließ es zehn Jahre lang nicht zu, daß Karoline sie ihm selber in der Erkenntnis des Opfers, welches er ihr brachte, abstreifen wollte.

Als ihr Bräutigam ging er in die Kaufmannsstellung in Amsterdam, die ihm lange kein auskömmliches Gehalt bot. Gewissenhaft versah er auch dort die Geschäfte, die ihm doch so widerwärtig waren; die freien Abendstunden widmete er mehr noch wie in Soest seinen Studien und den poetischen Arbeiten, zu denen es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder zog. Einsam fühlte er sich in der großen Seestadt; sein Herz hing an der Heimat, an den Lieben, die er dort zurückgelassen. Wie leuchtet die Reinheit seines Charakters, die Herzlichkeit seines Gemüts, aus den Briefen, die er an die Seinen und an die Freunde schrieb! Diesen gab er förmlich Rechenschaft über die geistigen Beschäftigungen, denen er oblag; seinen jüngeren Halbgeschwistern sandte er liebenswürdige scherzhafte Episteln und fügte auch Geschenke für sie bei, sogar die ersten drei als Poet erworbenen Dukaten; und an seine Braut schrieb er anstatt Liebesbriefe schlicht und treu über seine Lebensverhältnisse, über die Hoffnungen, in die er sich wiegte, über die Aussichten auf eine Zukunft, die doch auch die ihrige sein sollte, und die er mehr und mehr mit den Erfolgen seiner dichterischen Arbeiten sich eröffnet glaubte!

Denn in Amsterdam wurde Freiligrath schon der Dichter, welcher in seiner deutschen Heimat allgemeinere Aufmerksamkeit und sogar die Bewunderung anerkannter Meister der Poesie erregte. Aufs genaueste vermag man jetzt zu verfolgen, wie er sich als Dichter vervollkommnete, wie er dem angeborenen Sinn des Poetischen selbst widerstrebend nachfolgte, wie sein Genius sich mehr

und mehr befreite, auf sich selbst stellte, und wie Ehrgeiz und Zagen, schöpferischer Drang und quälende Zweifel an dem Wert des Geleisteten in seiner Brust ihre Kämpfe schlugen.

Schon auf der Schulbank in Detmold äußerte sich dieser poetische Drang Freiligraths in Anfertigung von Gedichten, so daß Schulrat Falkmann einmal ihn mit den Worten dafür belobte: „Ferdinand, wenn Sie so fortfahren, kann noch ein Dichter aus Ihnen werden.“ Man hat ein humoristisches Gedicht von ihm aus dem zehnten oder elften Lebensjahr entdeckt, welches, Urians Reise nachahmend, ein Zeugnis dafür abgibt, wie die durch Lektüre von Reisebeschreibungen erregte Phantasie des Knaben sich bereits ihre Stoffe in Afrika und auf dem fernen Ocean suchte. Gereimte Glückwünsche für den Geburtstag des Vaters oder der Mutter zeigen sich von Jahr zu Jahr bei aller kindlichen Naivetät reifer und ernster im Ausdruck. In der Lehre zu Soest saß er abends auf seinem Stübchen und machte Gedichte, heimlich, weil sein Prinzipal und Onkel über dieses „Poetisieren“ ihm die schärfsten Zurechtweisungen erteilte. Und heimlich, ohne Namen, schmuggelte er sie in die Soester Wochenblätter. Noch später grollte er seinem Onkel darüber, daß, wenn er ihn beim Versemachen ertappt, ihn darüber als über eine Beschäftigung mit brotlosen Künsten ausgescholten hatte. Ferner schrieb er sich Gedichte aus verschiedenen Sprachen zum Vergnügen ab, aus dem Englischen, dem Französischen und Italienischen, und versuchte dann auch bald sein Sprachtalent in Uebersetzungen solcher, namentlich Walter Scottscher. Sie waren so trefflich gelungen, daß er später acht derselben der ersten Sammlung seiner Gedichte beifügte, während er sonst mit seinen Jugendarbeiten so streng ins Gericht ging, daß er selbst vorzügliche Poesien, wie das berühmte: „O lieb', solang du lieben kannst,“ mit neunzehn Jahren auf den Tod seines Vaters verfaßt, in das Heft seiner „Schmieralien“ verbannte, aus dem es erst 1849 befreit wurde, um „Zwischen den Garben“ in seiner Herrlichkeit zu prangen. Mit sechzehn Jahren dichtete er das merkwürdige Gedicht „Moosthee“, welches schon die volle Originalität und geniale Kraft Freiligraths zum Ausdruck bringt und deshalb mit Recht auch die erste Sammlung seiner Gedichte eröffnet. Den Manen Clostermeiers widmete er 1829 tiefempfundene, beredsame Strophen in antikem Versmaß; sie hätten ebensowenig verdient, von ihrem Verfasser zeitlebens unbeachtet und ungedruckt gelassen zu werden, wie der ein Jahr später gedichtete, bei aller Langatmigkeit doch ungemein gedankenreiche, ergreifende Nachruf an sein jüngstes Halbbrüderchen. Grabbe, Freiligraths Landsmann, der die Leistungen des jungen Poeten mit Teilnahme verfolgte, pflegte ihn den jungen Matthisson zu nennen, an dessen Sentimentalität allerdings der größte Teil der Jugendgedichte erinnert, die entweder abschriftlich in dem Kreise der Bekannten und Freunde, oder durch Abdruck in kleinen westfälischen Zeitungen bekannt wurden.

Aber wie schon im „Moosthee“ die Eigenart der Poesie Freiligraths zum stürmischen Durchbruch gelangte, so suchte sie auch in manchen anderen Gedichten eine Gestaltung. Der Polenaufstand 1831 regte ihn bereits zu einer politischen Dichtung an; fremdländische Stoffe, tropische Bilder, reizten ihn immermehr zu dichterischer Verarbeitung. Er versuchte sich auch in einer kleinen Novelle; doch in dieser Form genügte ihm der Ausdruck seines poetischen Dranges nicht und er hat ja merkwürdigerweise überhaupt niemals in anderer als Versform wiedergegeben, was seine Phantasie erregte. Vom zwanzigsten bis zweiundzwanzigsten Jahre kam ein wahrhaft leidenschaftliches Dichten über ihn; Formvollendetes und Glänzendes entstand, wie der „Blumen Rache“, der „Scheik am Sinai“, „Frostblumen“, der „Mohrenfürst“, die „Bilderbibel“, das herrliche „Wetterleuchten in der Pfingstnacht“ und gar erst in Amsterdam, wohin er mit zweiundzwanzig Jahren gegangen, erschloß sich seinem inneren Blick die ganze wundersame Welt der fremdländischen Romantik, als deren Schilderer er einzig in seiner Art erstehen sollte.

Und bei alledem hielt er gar wenig von seiner Leistung auf diesem Gebiete. Mißächtlich fast behandelte er sie und sprach er darüber. An Grabbes Braut, Luise Clostermeier, schrieb er 1830, daß er nur zu gut erkenne, wieviel ihm fehle, um je ein großer Dichter zu werden. „Eine notdürftige Kenntnis der Metrik, einzelne, von Lektüre noch im Kopf herumschwirrende Phrasen, machen noch keinen Dichter! Und doch kann ich nicht vom Reimen lassen!“ — „Bleiben Sie ja beim Dichten, mein lieber Ferdinand,“ antwortete sie ihm einmal ermunternd. „Durch Sie lebt, wenn Sie wollen, Matthisson noch ein Erdenleben. Mit Grabbe nenne ich Sie immer unseren Matthisson.“

Freiligrath, wie bescheiden er auch von seinen Gedichten dachte, sah sie doch gern gedruckt und sein Ehrgeiz war, damit in dem damals hochangesehenen Cottaschen „Morgenblatt“ Aufnahme zu finden. Gelang ihm dies, so erhielt er damit gleichsam eine Anerkennung von seiten eines kritischen Gerichts, erwarb einen ehrenvollen Platz, von dem aus das große, litterarisch gebildete Publikum ihn hören und beurteilen konnte. In seinem Zweifeln an dem Wert dessen, was er als Dichter vermochte, mußte solch ein Erfolg ihm Mut und Erkenntnis verleihen. So bat er unter Einsendung einiger Gedichte Grabbe schon 1831 um dessen Vermittelung für deren Unterbringung im „Morgenblatte“ mit der ausdrücklichen Mahnung, ja recht strenge bei der Prüfung dieser Arbeiten zu Werke zu gehen. „Sollte das, was ich Ihnen sende, nicht wert sein, einem größeren Publikum vor die Augen zu treten, so verhehlen Sie es mir ja nicht, und verbrennen es lieber, als daß ich mich dadurch lächerlich mache.“

Grabbe hatte den besten Willen dazu, scheint aber die ihm übersandten Gedichte verschleudert zu haben, und starb auch bald. Freiligrath wagte es dann, sich fragend an Chamisso in Berlin zu wenden, ob derselbe einige seiner Gedichte zur Aufnahme im „Musenalmanach“ für würdig erachten würde. Dieser neuerstandene Almanach, den Chamisso mit Gustav Schwab herausgab, sollte durch die Güte dessen, was er in Poesie brachte, im ersten Range stehen und war in der That in Deutschland als ein litterarisches Ehrenbuch aufgenommen worden. Man kann sich die Wonne vorstellen,

die über den jungen Kaufmann in Amsterdam kam, als er, ohne daß er noch hoffen zu können glaubte, im Herbst 1833 den neuen Jahrgang dieses Almanachs zugesandt erhielt und darin vier seiner Gedichte: „Scipio", „Löwenritt", „Moosthee", und „Anno Domini" abgedruckt fand. Mit gleichem Erfolge wurde ein Jahr später sein Versuch gekrönt, durch Schwabes von ihm erbetene Vermittelung die Spalten des „Morgenblatts" in Stuttgart geöffnet zu bekommen. In zweien der angesehensten Organe der deutschen Presse stand nunmehr sein Name, las man hier seine Gedichte und um das Glück Freiligraths, als Dichter sich die große Bahn gebrochen zu sehen, voll zu machen, trug ihm der Buchhändler Sauerländer die Uebersetzung Victor Hugoscher Gedichte an und schrieb ihm Schwab, daß Cotta ihn auffordere, eine Sammlung eigener Gedichte zu veranstalten und ihm in Verlag zu geben. Außerdem klang sein Ruhm bereits von vielen Lippen und Wolfgang Menzel, der Gefürchtete, erteilte ihm aus freiem Antrieb in einer öffentlichen Kritik den poetischen Ritterschlag. „Nun spitze die Ohren," schrieb er in diesem Hochgefühl am 2. Januar 1834 seiner Braut, „und habe Respekt vor mir! Wolfgang Menzel, der ästhetische Papst zu Stuttgart, hat mich gelobt und meinen Namen mit gesperrter Schrift drucken lassen, wie du in der am 21. Oktober herausgekommenen Nummer des „Stuttgarter Litteraturblatts", welches das „Morgenblatt" begleitet, lesen kannst. Der Kerl läßt sonst keinem Reimschmied ein gutes Haar, sagt aber doch bei Gelegenheit der Beurteilung des Taschenbuchs „Lies mich", . . . daß meine darin befindlichen Gedichte „durch reiche Phantasie ausgezeichnet" wären. Da sonst alles an mir arm ist, so freut es mich doch, daß wenigstens meine Phantasie reich sein soll. Leider kann man von solchem Reichtum nicht leben!"

Mit Chamisso wie mit Schwab wurden die Beziehungen Freiligraths immer inniger und auch Uhland trat in einen Briefwechsel mit ihm. Die ersteren bezeigten ihm unverhohlen ihre Achtung vor seinem Talent, verfehlten aber auch nicht, ihn vor Abwegen desselben und namentlich vor der Neigung zum Gräßlichen und Düsteren zu warnen. Dankerfüllt darüber vertraute der junge Mann, der seine Poesien immer noch als „Hans-Sachsereien" behandelte, alle Kümmernisse über seine Lebensverhältnisse, alle seine inneren Kämpfe den beiden Altmeistern an und sie gewannen ihn wegen dieser Offenheit und Bescheidenheit so lieb, daß sie bald mit Stolz sich seine Freunde nannten. Das fremde Amsterdam zu verlassen, wurde nun 1836 beschlossene Sache bei Freiligrath. In der deutschen Heimat, bei den Lieben in Soest, wollte er in Ruhe einige Monate leben und seine Gedichte für eine Buchausgabe sammeln. Chamisso und Schwab sollten sie gewidmet werden und Schwab übernahm die letzte Prüfung und Auswahl derselben vor dem Druck. „Verändern Sie, streichen Sie," schrieb ihm der Dichter, „werfen Sie in eine andere Abteilung — alles, alles, wie es Ihrer besseren Einsicht gut scheint! Viel besser zu machen wird freilich wohl nicht sein — ich fürchte, ich fürchte! Die Sammlung wird nicht so aufgenommen werden, wie das einzelne, dessen unverdient günstige Aufnahme mich jetzt beschämt, wenn sie mich früher auch erfreute."

In solcher Furcht, in solchen Zweifeln an sich, dazu in tiefen Gemütsbedrängnissen wegen seiner Lebensstellung, ging langsam der Druck seiner Gedichtsammlung bei Cotta vor sich. In Barmen hatte er einen neuen Commisposten gesucht und gefunden; der Lockung, als freier Schriftsteller sein Brot zu verdienen, hatte er in heftigem Kampf noch widerstanden. Kaum daß er 1837 die neue Stellung in Barmen angetreten hatte, als ihn die gesellige Lebenslust der Rheinländer in ihre Kreise zog, sein tönender Name ihm Freunde und Verehrer zuführte, die ihm nach Jahren geistiger Einsamkeit und Bedrücktheit das Herz in Lust und Hoffen aufgehen ließen. Dann erschienen auch seine Gedichte und sie riefen einen Sturm des Beifalls in ganz Deutschland auf. Freiligraths Name war auf einmal in aller Munde, eine Auflage des Buches folgte schnell der anderen. Ein neues Leben begann damit für den Dichter. Er war ein Mann jetzt und ein Lorbeerkranz schmückte sein Haupt.

Contra Japan.

Von

J. von Falke.

Wie die Dinge in der Welt sich umkehren! Bisher waren wir gewohnt, zu lesen und zu hören, wie die Japaner sich europäisieren, wie sie Gelehrte, Aerzte, Lehrer, Techniker, die Schneider und die Moden sich von uns holen, wie sie uns zum Studium europäischer Kultur ihre jungen Leute senden, wie sie selbst die Religion — nur wissen sie nicht, welches die beste ist — von uns verlangen, alles nur, um recht schnell gleichgebildet und gleichberechtigt in die Reihe der Weltkulturstaaten einzutreten. Und das ist ja noch von sehr jungem Datum. Heute ist es umgekehrt. Heute ist Europa mit einer Invasion Japans bedroht, wirklich und wahrhaftig; vorderhand zwar nur auf einem einzelnen Gebiete der Kultur, aber wer weiß, was folgt.

Dieses Gebiet ist die Kunst, specieller noch gesagt, die Kunstindustrie. Es klingt fast lächerlich, aber die Sache fängt an gefährlich zu werden und wird sehr ernst genommen. Vor wenigen Jahren noch, da trugen die Arbeiten der japanischen Kunst und Kunstindustrie lediglich den Charakter der Rarität. Sammler und Kunstfreunde allein schätzten sie; höchstens fand man sie vereinzelt als Bibelots zur Zierde der Salons und Boudoirs. Nun kommen sie nicht bloß in ganzen Schiffsladungen, alle Theehandlungen werden Antiquitätenläden und Kunstmagazine, alle Häuser füllen sich mit Fayencen und Porzellan und Lack- und Holz- und Metallarbeiten aus Japan, und nicht bloß das, was viel schlimmer ist, ihre Eigentümlichkeiten dringen



„Der Lenz ist wieder da!“

in unsere europäische Arbeit ein. Paris versendet seine Metallarbeiten nach japanischem Muster; in England arbeitet man Möbel nach japanischer Art; Tapeten, Gewebe und was alles noch überdecken sich mit japanischen Zeichnungen und japanischer Ornamentik. Und nun zum Schluß kommen noch die Gelehrten — so ertönt es von Paris, von Dresden, von Hamburg, von Berlin — und empfehlen den japanischen Geschmack, die japanische Dekorationsweise als einzig wahr und richtig, als das Heilmittel zur Reform und Regeneration der europäischen Kunstarbeit. Man glaubt Augen und Ohren nicht. Unser europäischer Kunstgeschmack, der eine mehr als zweitausendjährige Geschichte hat, der in dieser Zeit, trotz des Wechsels der Stile und Stilarten, steigend und fallend, seine Eigenart immer bestimmter herausgebildet hat, der soll nun plötzlich diese seine Eigenart aufgeben zu Gunsten einer barocken und bizarren Kunstweise, die, so zu sagen, über Nacht uns auf den Hals gekommen ist. Das ist stark.

Nun ist es gar nicht zu leugnen, daß die japanische Kunst, oder sagen wir richtiger, die Arbeiten der japanischen Kunst ihre Reize haben; Reize, die es niemand verargen lassen, auch dem feinsten Kunstkenner nicht, wenn er für dieselben Empfänglichkeit besitzt und zu einem Liebhaber des Japanismus wird. Wir selbst gestehen unsere Vorliebe ein und haben wiederholt den japanischen Arbeiten das Wort geredet. Aber ein anderes ist der Standpunkt des Amateurs, des Sammlers und Kunstfreundes, ein anderes der Standpunkt des Reformators, der den Geschmack und die Kunstarbeit der Gegenwart auf vernünftiger Grundlage sicherstellen will. Alles mit Maß und Verstand. Man kann privatim schwärmen für die japanische Arbeit und den japanischen Geschmack, sie aber sozusagen offiziell Europa aufdrängen, das ist — nun, eine Thorheit.

Unterscheiden wir an der japanischen Kunstarbeit, was gut oder verwerflich ist, d. h. verwerflich von unserem Standpunkt, denn was des Japaners Eigenart ist, das ist an sich nicht verwerflich. Für ihn muß es ja so sein.

Was alle Arbeit auszeichnet, die aus den Händen des japanischen Künstlers hervorgeht, das ist der Reiz der Nettigkeit, einer gewissen Vollkommenheit, der immer Gefallen erregt. Selbst die gewöhnlichste, ordinärste Arbeit, die Dutzend- oder vielmehr Hundertware, wie sie heute massenhaft zu uns kommt, das kleine Lackschälchen, der Zehnkreuzerfächer — sie machen diesen Eindruck. Betrachtet man nun gar die teuren Artikel, die Antiquitäten, die alten Goldlackarbeiten, die alten Fayencen und Porzellane, selbst die modernen von Satzuma und Kioto, die Bronzen, die tauschierten, ciselierten, geschnittenen Metallarbeiten und so vieles andere, so haben wir nicht bloß Reiz, sondern vollen Grund zur Bewunderung. Welche Mannigfaltigkeit und Schönheit in den verschieden gefärbten Tönen des Goldlacks, welche fast unbegreifliche Finesse der Arbeit, wie z. B. die Abteilungen der Apothekerbüchsen fugenlos aufeinander schließen! Welche erstaunliche Geschicklichkeit in dem feinsten, zierlichsten, oft so verworrenen Bronzeguß! Welche sinnreiche Fertigkeit in dem verborgenen Anschluß der Teile, welcher Reichtum und welche Sicherheit der Töne in der Patinierung! Dazu nun die Einlagen zierlicher Silberfäden, welche die dunkelgefärbte Bronze wie mit einem Netz umziehen, das erhaben aufliegende und doch in der Tiefe befestigte Gold und Silber, das, scharf und charakteristisch geschnitten, kleine Landschaftsbilder, Menschen- und Tierfiguren darstellt, alles gearbeitet wahrhaft bewundernswürdig und mitunter fast unbegreiflich. Nehmen wir ferner die Stichblätter oder Paradeschildchen ihrer Säbel aus geschnittenem Eisen, die mit Email verzierten Bronzegefäße, die Gold- und Seidengewebe, welche sich durch die reizendsten und feinsten Farbeneffekte auszeichnen, durch zarte in Braun und Grau gebrochene Töne, die oft sanfte Harmonien bilden, oft wieder mit Rot und Gold lebhaft kontrastiert werden — nehmen wir alles das zusammen, so haben wir eine Fülle von Vorzügen und Schönheiten, welche unleugbar die japanische Arbeit auszeichnen.

Und hier ist auch der Punkt, wo unsere europäische Arbeit von der japanischen lernen kann. Zwar wäre es umsonst, die japanische Lackarbeit bei uns als einen Zweig der europäischen Industrie einführen zu wollen, selbst wenn wir uns das echte Material kommen ließen. Unsere Arbeiter haben nicht die Zeit und die Geduld, welche auf die besseren und feineren Gegenstände zu verwenden ist, und wenn sie dieselben hätten, würden die Gegenstände unbezahlbar teuer kommen; die ordinäre Ware aber kommt so billig von Japan, daß wir auch damit die Konkurrenz nicht bestehen könnten. Imitationen aber, wie sie die Holländer machen, mit Perlmutterglanz und Städteansichten oder staffierten Landschaften, befriedigen nur banausischen Geschmack. Wohl aber können wir beispielsweise von den Metallarbeiten, z. B. von den Bronzen, lernen. Sie können uns zum Studium dienen in Guß, Ciselierung, Patinierung, kurz in jeder Technik, welche diesem edlen Zweige der Kunstindustrie angehört oder ihm zur Bereicherung und Vervollkommnung dienen kann. Und so ist es mit den anderen Metallarbeiten, mit den mannigfachen Legierungen, mit den Verbindungen von Eisen, Stahl, Gold und Silber. Und ebenso ist es mit anderen Industriezweigen, mit den Geweben, mit den gepreßten, gefärbten und vergoldeten Lederarbeiten oder ihren Imitationen: überall sind es kunsttechnische Verfahrungsweisen und Vorzüge, die wir von den Japanern lernen und, als dem Material angehörig, auch bei uns auf die gleichen Stoffe anwenden können.

Ein anderes ist es aber, wenn wir weiter gehen, wenn wir nachahmen oder in unsere europäische Kunst einführen wollen, was des Japaners eigenste Art und Kunst ist, seine Ornamentik, seine Dekoration und Komposition, seine Zeichnung, seine figürlichen Darstellungen, sei es in Plastik oder Malerei; kurzum sein ganzes originales und nationales Kunstfühlen und Kunstschaffen.

Auch darin hat der Japaner seine Vorzüge und zeigt Reize, die uns zur Bewunderung hinreißen. Er hat ebensowohl ein treffendes Auge für die Natur, insbesondere für das Detail der Natur, wie eine sichere

Hand in ihrer Wiedergabe. Mit wenigen Strichen gibt er ein kleines landschaftliches Bild oder eine figürliche Scene oder eine Tiergestalt. Die kühnsten Wendungen und Verkürzungen, die ungewöhnlichsten Bewegungen sind ihm völlig geläufig, und die wenigen Linien, die er zu ihrer Darstellung braucht, sitzen vollkommen da, wo sie sein müssen, und geben das richtige Bild.

Aber nun die andere Seite, und diese andere Seite ist es, die unserem Charakter, unserer tausendjährigen Art total widerspricht. Bei uns ist Regel, Stil, Symmetrie, Maß und Wiederkehr das Grundprincip aller ornamentalen Kunst, und selbst die Laune und Willkür des Rokoko oder des Naturalismus des neunzehnten Jahrhunderts haben das nicht ändern können. Alle Anordnung in der dekorativen Kunst Europas ist regelmäßig und symmetrisch. Ganz im Gegenteil nun die Ornamentik des Japaners. Sie vermeidet mit voller Absichtlichkeit Symmetrie und Regelmäßigkeit. Wenn die eine Hälfte so ist, muß die andere anders sein. Wenn der japanische Künstler nur ein Ornament für seinen Gegenstand hat, ein Blatt, eine Blume, einen Vogel, so setzt er es gewiß nicht in das Centrum, sondern beliebig seitwärts, so daß es für das Auge keinen Gegenhalt gibt. Ornamentiert er die ganze Fläche in Abteilungen, so entsprechen diese einander nicht, weder nach rechts noch nach links, nach unten oder oben. Baut er einen Kasten, eine Etagere, wie es ja deren viele gibt in Lackarbeit oder Elfenbein, so entsprechen auch da die Teile nicht. Die Tragbretter gehen nicht durch von einer Seite zur anderen, sind von ungleichen Höhen, die Abteilungen oder Fächer sind von ungleicher Gestalt — kurz, alles und jedes vermeidet die Regelmäßigkeit, die unser Auge und unser Kunstgefühl bei solchen Gegenständen absolut verlangen.

Gewiß liegt in diesem Verfahren vollkommene Bizarrerie, und diesen Charakter trägt auch sonst die ganze Kunst Japans. Es ist Ausnahme, wenn nicht irgendwo der bizarre Geist Japans hervorblickt und sein Spiel treibt. Kann er doch selbst die Natur nicht ungeschoren lassen, muß er doch die Bäume in allerlei Figuren, z. B. gleich einem segelnden Schiff, nicht schneiden, sondern ziehen, oder sie mit aller Mühe und Kunst nur in winziger Zwerggestalt wachsen lassen! Selbst die Blütengebüsche, die seine Lieblinge sind, sie haben in dem stachlichten, abspringenden Bau ihres Gerüstes etwas Abstruses.

Für unser Auge tendiert das alles zur Karikatur. Und so ist es mit der ganzen Menschendarstellung des Japaners. Die Menschen selber, ihre Gestalten, Bewegungen, Gebärden, der Ausdruck, das alles ist so wider unser Schönheitsgefühl, daß der Gegensatz kaum stärker gedacht werden kann. Der Japaner hat auch seine Göttin der Anmut, aber wie diese Göttin steht und geht und Arme und Hände bewegt, das ist gerade das Gegenteil von dem, was wir unter Grazie verstehen. Es ist wahr, in den zahlreichen kolorierten Holzschnittwerken sind die Figuren äußerst lebhaft bewegt, aber die Bewegungen sind eckig, gewaltsam, übertrieben und in den Linien so unschön für ein europäisches Auge wie nur möglich. Die kleinen Männer mit ihrer geduckten Haltung, ihrem hohen Rücken und kurzen Nacken, mit ihren vorsichtig huschenden Bewegungen, sie sind auch in Japan nur Kunstmanier, ebenso wie die meisten Frauengestalten. Diese langgezogenen weißen Gesichter mit den langgezogenen gebogenen Nasen, den schief gestellten, wenig geöffneten, blöde erscheinenden Augen, sie sind in natura gar nicht vorhanden, sondern zur Karikatur gewordene Manier einer verbreiteten Malerschule; eine Karikatur, die mit der bizarren Haartracht und den massenhaften, eckig gebrochenen Falten der reichen Gewandung um so auffallender und seltsamer erscheint.

Das alles ist unserem Kunst- und Schönheitsgefühl absolut zuwider. Wir können uns eine Weile von der geistreichen virtuosen Zeichnung frappieren lassen, wir können aus dem ethnographischen Gesichtspunkt an dem Fremdartigen, Absonderlichen und Eigentümlichen Interesse nehmen — und keine nationale Kunst verdient das mehr als die japanische —, aber schließlich müssen wir uns immer sagen, das ist nicht unsere Art und kann es nicht werden. Wollen wir uns den totalen Gegensatz japanischer und europäischer Art vorstellen, so vergleichen wir die japanischen und die griechischen Göttergestalten; dort Fratzen, Mißgeburten, Scheusale an Phantasie und Gestaltung, hier — nun, was sollen wir die griechischen Götter mit ihrer ewigen Schönheit, das Entzücken der Welt und der Jahrtausende, noch schildern!

Seit den antiken, klassischen Zeiten ist die europäische Kunst immer darauf ausgegangen, den Menschen in vollkommenster Schönheit möglichst vollkommen darzustellen, die Natur möglichst zu erreichen. Wenn sie zuzeiten das nicht erreicht hat, ja fern von diesem Ziele geblieben ist, so lag die Schuld nicht am Willen, sondern an dem Unvermögen einer sinkenden oder sich erst wieder erhebenden Zeitepoche. Niemals aber ist die Karikatur, die Excentricität der erstrebte Charakterzug gewesen, wie das in der japanischen Kunst der Fall ist. Darum wird auch die Japanschwärmerei von heute nichts sein und bleiben als eine Laune der nach Neuem haschenden Mode. Unsere Götter, unsere Ideale der Schönheit heißen Zeus und Aphrodite und Hermes und Apollo und Pallas Athene, und unsere Künstler sind Phidias und Michelangelo, Rafael und und Titian und Rubens. Was sind uns die sieben Gottheiten Yebis und Bisjamon, Tossi-Toku und Daikoku, Benzaïten, Hoteï und Shiou-Rô? und was die hochberühmten Maler Shioyetsu, Shiobun, Kano Masanobu, Maruyama Okio und wie sie alle heißen mögen? Sollen wir auch japanische Kunstgeschichte treiben, sie in unseren Schulen einführen und, wie für die Antike, auch für die japanische Kunst eine Professur auf der Akademie gründen?

Fannys Roman.

Von

Alexander Hof.

(Schluß.)

Willst du nicht auch zu Bette gehen? du wirst doch müde sein?" hatte Georg seine Frau gefragt, als sie oben in ihrer Wohnung angelangt waren.

„Ich möchte noch einige Minuten am offenen Fenster sitzen und mich erholen; mir brennt der Kopf und ich fürchte, ich kann doch noch nicht schlafen." Dabei öffnete Fanny die Balkonthüren und schob sich einen Sessel zurecht.

„Du wirst doch nicht krank werden?" meinte Georg besorgt und wollte sich anschicken, ihr Gesellschaft zu leisten.

„Bewahre! Es ist nichts! Der Wein und die Luft in eurem Klub waren schlecht, das ist alles. Laß mich nur einige Augenblicke allein, und ich fühle mich bald wieder wohler."

Georg, der sehr müde war, gehorchte gern, und bald hörte Fanny die regelmäßigen Atemzüge ihres schlafenden Mannes.

Sie stand auf, trat weiter hinaus auf den Balkon, und sich mit dem Rücken an die Mauer des Hauses lehnend, die Arme, um sich zu wärmen, über die Brust verschränkt, stand sie da. Sie hatte Georg nicht die Unwahrheit gesagt: ihr Kopf brannte wirklich. Immer wieder und wieder waren ihre Gedanken bei dem ihr fremden Manne, aber gerade das ihr Fremde war es, das sie so seltsam anzog. Gewiß, er verstand zu lieben, wie sie geliebt sein mochte. Wie glücklich mußte Odilla gewesen sein! Was war ein früher Tod im Vergleich zu einem leeren Leben! Ein noch nie empfundener Schauer durchrieselte sie, wenn sie an den Blick dachte, mit dem er sie heute abend wieder angesehen hatte. Was hatte er nur in seinen Augen, was in seinem ganzen Wesen, das sie so fesselte? Er war sicherlich nicht verliebt in sie — wie sollte er auch? — und sie hätte es wahrscheinlich wie eine der üblichen langweiligen Huldigungen nur abgestoßen. Es war etwas anderes, etwas ihr Neues, Nichtgekanntes, das sie noch bei keinem Manne empfunden hatte. Er übte auf sie eine wundersame Gewalt, sie fühlte sich wie das Medium unter der Herrschaft des Magnetiseurs. Es zog sie förmlich an ihn. Während er mit Frau Bornemann sprach, hätte sie am liebsten, als sie seine weißen Zähne zwischen den halbgeöffneten Lippen leuchten sah, diesen Mund geküßt — sie, die kühle, überlegende Fanny. Frau Emilie hatte recht: Mendoza war ein gefährlicher Mann. Sie atmete tief auf, um von der nächtlichen Ruhe und dem Frieden, der sie umgab, auch Ruhe und Frieden in sich einströmen zu lassen.

Es war eine herrliche Nacht. Das hohe, dunkle Himmelsgewölbe über ihr, besät mit Sternen; die Straße unter ihr menschenleer. Nur vom Hafen her blitzten einige Lichter herüber. Sonst war alles dunkel. Es mochte gegen Mitternacht sein. Durch die klare Luft und die nächtliche Stille drang der langgedehnte Pfiff der Lokomotive deutlich zu ihr herüber. Das war der Zug aus Frankreich, mit dem sie einst gekommen war. Einst! Es schien ihr eine kleine Ewigkeit. Ihr war, als sei sie seit Jahren verheiratet, und doch waren seit ihrem Abschied aus der Heimat erst einige Monate verflossen. Wie lang, wie lang war ihr dies Leben! Und so sollte es weiter gelebt werden, immer weiter!

Ein leichter Wind erhob sich, es fröstelte sie. Es war wohl an der Zeit, sich zur Ruhe zu begeben, aber hier fühlte sie sich so wohl, so viel freier unter dem friedlichen Nachthimmel. Sie konnte sich gar nicht trennen. Es war ihr, als hielte sie irgend etwas zurück, als müßte sie bleiben und warten — worauf, sie wußte es nicht.

Ein Wagen kam vom Hafen her gerasselt, für Alhama und besonders für diese Stunde ein seltenes Geräusch, da man des schlechten Pflasters wegen außer in der Tram-via selten fuhr. Wer mochte noch zu so später Stunde kommen? Diesen Wagen wollte sie noch vorbei lassen und sich dann zur Ruhe begeben. Der Wagen kam näher und näher. Jetzt konnte sie die dunkle Masse deutlich erkennen. Er hielt drüben vor Hohendahls Hause und jetzt erst bemerkte sie, daß die Flur desselben beleuchtet war. Ein Mann war aus dem Hause getreten, die Mütze in der Hand, wahrscheinlich der Portier. Er öffnete den Schlag. Ein Herr in langem Reisemantel und niedrigem Hut entstieg dem Wagen, gab einige Befehle und verschwand in dem hellen Hausflur. Ein anderer Mann, der neben dem Kutscher gesessen hatte, war mit demselben ebenfalls vom Bock gestiegen, nahm aus dem Innern des Wagens verschiedene kleine Gepäckstücke und trug sie seinem Herrn nach. Kutscher und Portier bemühten sich, einen großen, dunklen Gegenstand vom Deck des

Wagens zu heben; sie trugen den Koffer gleichfalls durch das Portal. Wenige Sekunden später öffnete sich im ersten Stock die Balkonthür, und der eben angekommene Herr, jetzt ohne Hut und Mantel, trat aus dem hell erleuchteten Zimmer hinaus. Er rieb sich zufrieden die Hände als freue er sich der Heimkehr. Er blickte hinauf zum Himmel, blickte dann die Gran-via hinunter, und jetzt streifte sein Blick das gegenüberliegende Haus; dort wurde eben klirrend ein Fenster geschlossen. Fanny begab sich zur Ruhe. Sie wußte nun, auf wen sie gewartet hatte.

* *
*

Alljährlich zur Faschingszeit finden in Alhama mehrere große Maskenbälle statt, die fast ausschließlich von dem Arbeiterstande angehörigen jungen Männern und Mädchen, von jungen Kaufleuten und Verkäuferinnen, von kleinen Schauspielerinnen und Tänzerinnen besucht werden. Jedermann bemüht sich, in möglichst origineller und geschmackvoller Maskierung zu erscheinen. Die eleganten und graziösen Gestalten der jüngeren Leute, selbst aus den niedrigsten Volksschichten, sehen in ihren Kostümen und Vermummungen so gut aus, haben so viel angeborene Anmut in ihren Bewegungen, daß man sie für Herzöge und Prinzessinnen halten könnte. Es gehört zu den Vergnügungen der guten Gesellschaft, diese Bälle als unbeteiligte Zuschauer zu besuchen. Der große Zuschauerraum des Opernhauses ist mit der Bühne zu einem Tanzsal vereinigt, und während es hier unten von Hunderten von tanzenden, scherzenden Paaren wimmelt, sitzen oben in den Logen des ersten und zweiten Ranges in Gesellschaftstoilette, unmaskiert, Herren aus den vornehmen Familien mit ihren Damen oder ohne weibliche Begleitung. Kein Fremder versäumt es, mindestens einen dieser Bälle mitanzusehen. Auch Frau Bornemann forderte daher Fanny auf, mit Georg zu dem am ersten Sonnabend nach Neujahr stattfindenden Balle einen Palco (Loge) zu nehmen. Fanny, die im stillen hoffte, bei dieser Gelegenheit Mendoza zufällig zu begegnen — sie hatte seit Weihnachten nichts von ihm gehört —, war freudig auf den Vorschlag eingegangen und hatte Frau Bornemanns Einladung angenommen. Um so ungehaltener war sie, als Georg ihr zwei Tage vor dem Balle beim Frühstück mit trauriger Miene mitteilte, daß dringende Geschäfte ihn veranlaßten, schon denselben Abend auf unbestimmte Zeit nach Madrid zu reisen. Fanny machte bei dieser Nachricht ein trauriges Gesicht. Georg, der die Verstimmung seiner Frau in einer seiner Eigenliebe schmeichelnden Weise deutete, war ganz gerührt und meinte, er wage es nicht, Fanny anzubieten, die unbequeme Reise jetzt im Winter mit ihm zu machen.

„Und was wird aus unserem Ball?“ fragte sie ihren Mann, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Wenn es dir Spaß macht, kannst du denselben auch ganz gut ohne mich, unter dem Schutze von Bornemanns, besuchen,“ war seine Antwort.

Georg reiste am selben Nachmittag ab. Auch er war sehr traurig, seine Frau verlassen zu müssen. Immer wieder empfahl er ihr an, sich so viel wie nur möglich zu zerstreuen; nur schonen solle sie sich und nicht zu lange Zeit, wie es ihre Art sei, am offenen Fenster verbringen. Erkältungen seien gerade in den südlichen Klimaten gefährlich.

Er ging mit so schwerem Herzen von ihr, ihm war so bange um sie, als müsse ihr während seiner Abwesenheit etwas zustoßen.

Abends kam Mercedes zu Fanny. Das geschah ziemlich oft, da ihr Mann sie viel allein ließ und alle seine Abende regelmäßig im Klub verbrachte. Seit Weihnachten hatten sich jedoch die beiden Frauen zufällig nicht gesehen. Fanny war daher über den Besuch doppelt erfreut.

Mercedes war zerstreut und befangen, es schien ihr etwas durch den Kopf zu gehen.

„Sie sind traurig, daß Ihr Mann Sie verlassen hat?“ fragte sie schließlich.

„Traurig gerade nicht, aber er that mir leid. Er reiste so ungern.“

„Ihr Mann liebt Sie gewiß sehr, niña.“ Und nach einer Pause fügte Mercedes hinzu: „Was werden Sie nur während der Abwesenheit Ihres Mannes beginnen? Haben Sie irgend einen Plan, um sich zu zerstreuen?“

„Ich werde wohl mit Bornemanns am Sonnabend den Maskenball besuchen,“ antwortete Fanny gleichgültig.

Die kleine Havanesin fuhr auf.

„Was, Sie wollen mit Deutschen von einer Loge aus alles nur mit ansehen, sich wie ein artiges Kind zu einem Schauspiele führen lassen? O, das werden Sie nicht! Das ist nichts für Sie! Das ist langweilig, schrecklich langweilig!“ wiederholte sie aufspringend und im Zimmer unruhig hin und her gehend. Plötzlich blieb sie vor Fanny stehen, richtete ihre großen, dunkeln Augen forschend auf sie und sagte: „Haben Sie Mut, Paquita?“

„Es kommt darauf an, wozu?“

„O, es ist nicht einmal gefährlich für Sie, höchstens für mich; denn Don Pedro ist eifersüchtig. Ihr Mann ist so gut...“

„Aber wozu soll ich denn Mut haben?“ fragte jetzt Fanny, die aus Mercedes' Reden nicht recht klug werden konnte.

„Schreiben Sie Bornemanns ab, sagen Sie, Sie seien nicht wohl, bettlägerig womöglich, damit man Sie ungestört läßt, und dann wollen wir beide heimlich auf den Ball gehen!“

Sie sah Fanny erwartungsvoll an.

„Wir beide allein? Wie wollen Sie das ermöglichen? Wie es vor Ihrem Mann verheimlichen? Und wer verhilft uns zu Masken und zu den Eintrittskarten?“

„Das alles wird meine Sorge sein, alles ist längst bedacht! Seit Jahren ist es ja mein Wunsch, auf diese Weise den Ball zu besuchen, und nie ist es mir gelungen, weil es mir stets an einer passenden Begleitung fehlte. Sagen Sie ja, und Sie werden sehen, wie gut ich alles in Ordnung bringe.“

Fanny sann einen Augenblick nach. Das Abenteuerliche des Vorschlags reizte sie und sie hatte keine

ernsthaften Bedenken; hatte doch ihr Mann selbst den Wunsch geäußert, daß sie sich so gut wie möglich amüsieren solle. In der steifleinenen Gesellschaft der braven Bornemanns philisterhaft das bunte Treiben aus der Ferne mitanzuschauen — was war das im Vergleich zu den in Aussicht gestellten Genüssen, sich ungekannt in die übermütige Menge zu mischen und mit den Fröhlichen fröhlich zu sein? Mercedes verhieß ihr außerdem noch allerhand pikante Scherze. Wie ergötzlich würde es gerade für zwei Frauen ihres Schlages sein, unter dem Schutze der bergenden Maske mit gewissen Herren, die man sonst im alltäglichen Leben in dem langweiligen Nest nicht zu sehen bekäme, sprechen, sie hänseln und intriguieren zu können!

Ein rascher Entschluß, Fanny willigte ein.

Mercedes klatschte wie ein glückliches Kind vergnügt in die Hände, umarmte Fanny stürmisch und war wie ausgetauscht. Es wurde verabredet, daß Lola, die alte Kammerfrau und Vertraute der kleinen Havanesin, für den Abend des Balles zwei gleichfarbige Dominos und die Eintrittskarten zu Fanny herüberbringen solle. Mercedes wollte selber erst später kommen und sich bei Fanny ankleiden; ihrem Manne wolle sie sagen, daß die arme deutsche Freundin krank sei und sie gebeten habe, einen Teil der Nacht bei ihr zu wachen.

„Wie gut, daß Ihr Mann verreist ist! Wer weiß, ob wir je im Leben wieder eine so bequeme Gelegenheit finden, uns zu amüsieren!“ rief sie immer wieder. Fanny, angesteckt von Mercedes' ungestümer Freude, sah nun auch ihrerseits dem Ballabend erwartungsvoll entgegen.

Am Morgen des Balltags schrieb sie Frau Bornemann einen sehr herzlichen Brief, in dem sie ihr mitteilte, daß sie es vorzöge, den Abend über zu Hause zu bleiben, da sie bereits an einem dumpfen Drucke über dem linken Auge den Vorboten einer herannahenden schlimmen Migräne fürchte. Ruhe und Alleinsein wären da das einzige Mittel für sie, und so bäte sie die liebe Frau Emilia, über ihr Billet anderweitig zu verfügen. Am Sonntagmittag wolle sie, vorausgesetzt, daß es ihr besser ginge, sich das Vergnügen machen, Frau Bornemann zu besuchen, um wenigstens durch deren mündlichen Bericht über den Ball sich einigermaßen für das verloren gegangene Vergnügen zu entschädigen.

Pünktlich um zehn Uhr abends stand Fanny bereits fertig angezogen vor dem großen Spiegel in ihrem Schlafzimmer. Sie trug ein kurzes schwarzes Spitzenkleid. Die weiße Haut ihres Halses und ihrer Arme leuchtete durch das dunkle Gewebe. Neben ihr auf der seidenen Decke des Bettes lagen die von Lola bereits am Spätnachmittag gebrachten Dominos. Beide waren ganz gleich, von schwarzem, mit Spitzen bezogenem Atlas. Lange schwarze Handschuhe, kurze Sammetmasken und die beiden roten Ballbillets lagen daneben.

Fanny sah sich im Spiegel. Die dunkeln Spitzen standen zu ihrem goldigen Haar gut. Wenn Mendoza sie so sehen könnte! Oder Hohendahl! Würde sie ihnen heute abend begegnen! Wo nur Mercedes blieb! Es war bereits halb elf, und sie hatte versprochen, spätestens um zehn Uhr zu kommen. Fanny hatte, um ungestört zu sein, ihre Dienerschaft fortgeschickt. Unruhig ging sie auf und ab; bald trat sie in den Korridor hinaus, dann kehrte sie wieder zum Spiegel zurück. Wie ermüdend war dieses Warten! Was konnte nur geschehen sein? Sollte Don Pedro etwas gemerkt haben? Er schien seiner Frau nicht so recht zu trauen, das hatte sie bereits bei verschiedenen Anlässen bemerkt. Er war eifersüchtig! Vielleicht nicht mit Unrecht. Es war in Mercedes' Benehmen nicht alles ganz so, wie es sein sollte; so kam es wenigstens Fanny vor. Es erschien ihr manches undurchsichtig. Aber sie hatte nicht weiter danach geforscht, denn sie war nicht neugierig.

Da schlug die Klingel im Korridor an. Endlich! Fanny eilte hinaus, um selbst zu öffnen. Mercedes' Kammerfrau stand vor ihr; Fanny prallte erschreckt zurück. Lola reichte ihr mit traurigem Gesicht einen Zettel. Bei dem unsicheren, flackernden Lichte der Gasflammen im Korridor las Fanny die nur flüchtig mit Blei geschriebenen Zeilen: „Beklage mich, ich kann nicht kommen. Don Pedro hat einen Gichtanfall und läßt mich nicht fort.“

„Die arme Sennora hat so geweint,“ fügte Lola wie bekräftigend hinzu; „Sennora Paquita möchte nur nicht böse sein!“

Was half da böse sein? Enttäuscht und mißmutig kehrte Fanny, nachdem die Alte gegangen war, in ihr Schlafzimmer zurück. Wieder stand sie vor dem Spiegel, jetzt um sich zu entkleiden; da lagen noch immer die Dominos und die langen Handschuhe. Die roten Karten schienen ihr zuzuwinken, immer wieder mußte sie hinblicken. Sie band sich den Domino um, nur um zu sehen, wie er sie kleide, zog die Kapuze über die blonden Haare und klemmte die kleine Maske vor das Gesicht. Kein Mensch konnte die schwarze Gestalt, die sie im Spiegel vor sich sah, erkennen; erkannte sie sich doch selber kaum. Sie nahm eine der Karten in die Hand; auf der Rückseite derselben stand genau angegeben, durch welches Portal und in welche der vielen Garderoben sich die Besitzerin dieser Karte in das Opernhaus zu begeben habe. Die Damen hatten also einen besonderen Eingang, wenn sie es wünschten. Sie trat an das Fenster; lustiges Singen und Sprechen schallten zu ihr herauf. Alle Menschen waren in ausgelassener Faschingslaune und amüsierten sich. Nur sie, die schöne, von aller Welt bewunderte Frau, war hier allein in dem öden, langweiligen Zimmer. Daß Georg auch gerade jetzt hatte reisen müssen! Vor einer Stunde zwar hatte sie sich noch darüber gefreut. Ja, vor einer Stunde! „Wer weiß, ob je wieder eine so bequeme Gelegenheit kommt,“ hatte Mercedes gesagt. Und die Gelegenheit sollte jetzt unbenützt bleiben!

„Wie, wenn ich allein ginge!“ durchschoß es ihre wirren Gedanken. Und schnell, als ob sie fürchte, daß weiteres Nachdenken sie davon zurückhalten würde, steckte sie Handschuhe und Billet zu sich, löschte die Lichter und eilte wie im Fluge die Treppe hinab.

* * *

Eine glühende Luftwelle schlug ihr entgegen, als sie den Ballsaal betrat. Blendender Lichterglanz, rauschende Musik und lautes Stimmengewirr umgaben sie fast blendend und betäubend. Das war ein Stoßen

und Drängen in dem farbigen Gewoge von tanzenden und lustwandelnden Paaren! Nie hätte sie so etwas für möglich gehalten.

Kaum war sie eingetreten, so lehnte sie sich schon wie schwindelig an eine der Säulen, um sich zu sammeln. Der schnelle Lauf, die Hitze, der Lärm im Saal und eine gewisse Bangigkeit, allein und fremd unter den tausend Fremden zu sein — alles das wirkte anfangs lähmend auf sie und verhinderte sie am Weitergehen.

In ihrer schwarzen Vermummung, unerkannt und unbeachtet, kam sie sich in dem tollen Getriebe wie eine aus einer anderen Welt Verschlagene vor.

Da huschten die graziösen kleinen Spanierinnen als Blumen, Tauben, ja als Langusten verkleidet, von dunkeläugigen, vornehm aussehenden Herren verfolgt, an ihr vorüber. Fast alle Herren trugen, den Kopf von dem etwas nach hinten gerückten hohen Hut bedeckt, dunkle Abendtoilette und ein kleines Stöckchen in der Hand.

Fanny blickte in die Höhe. Logen und Ränge waren bis zu den Kronleuchtern hinauf dicht angefüllt von kommenden und gehenden Zuschauern und Masken. Da in einer Loge des ersten Ranges erkannte sie Bornemanns, sie waren in Gesellschaft einer anderen deutschen Familie, die wahrscheinlich Steffens' Plätze übernommen hatten. Wie heimatlich und freundlich erschien ihr Frau Emilias glatt gescheiteltes Haupt dort oben! Sie lachten und schienen sich gut zu unterhalten. Fanny fühlte sich verlassen! Was hatte sie eigentlich hier unten zu suchen! Sie beneidete die da oben. Am liebsten wäre sie jetzt hinaufgeeilt, hätte sich zu ihnen gesetzt und man hätte ihr ihren unbedachten Streich, da sie so schnell zur besseren Erkenntnis gelangt sei, gewiß gern verziehen.

„Das alles kannst du nächstes Jahr thun," ermutigte sie sich, „jetzt bist du hier, um dich zu amüsieren! Alle Welt amüsiert sich, thu es auch!" Mit einer übermütigen Gebärde mit der Hand winkend, grüßte sie zu Frau Bornemann gemütlich hinauf. Frau Emilia hatte in dem bunten Wirrwarr zu ihren Füßen den lustigen Gruß des dunkeln Dominos zwar bemerkt, aber nicht auf sich bezogen; dagegen hatte ein eleganter Herr in der Loge über Bornemanns denselben erwidert und gleich darauf seinen Platz verlassen.

Wenige Minuten später, als Fanny sich gerade durch die tanzenden Reihen nach einem der Ausgänge zu den kühleren Korridoren drängen wollte, stand plötzlich Mendoza vor ihr.

Fannys Herz klopfte; sie hatte ihn nicht kommen sehen. Er bot ihr seinen Arm; sie legte ihre Hand zitternd in denselben. Sollte er sie erkannt haben? Es war nicht möglich!

Er führte sie hinaus aus dem Saale in das Foyer des Theaters, einem mit Teppichen, Spiegeln, Ruhebänken, Blumen und Gewächsen versehenen Raum. Hier war es ruhig und kühl. Hier konnte man ungestört plaudern.

Mendoza nahm ihre Hand, blickte Fanny mit seinen dunkeln Augen forschend an, als wolle er die Maske durchdringen, und sagte dann leise: „Ich glaube, ich kenne dich, du bist keine Spanierin."

Fanny erschrak. Ihnen gegenüber befand sich ein großer Spiegel. Es war nicht möglich! Die dunkle, in Spitzen gehüllte Gestalt dort drüben konnte man nicht erkennen. Aber auf alle Fälle mußte man ihn irreführen. Sie durfte natürlich nicht spanisch sprechen, da hätte er die Fremde sofort erkannt; sie antwortete ihm daher französisch, sagte — ohne einen bestimmten Plan zu verfolgen, auf gut Glück, was ihr gerade einfiel —, daß sie sich vor Jahren in Paris kennen gelernt hätten; sie kenne hier allerdings niemand, wäre ganz allein und sei daher sehr erfreut, daß sie in Mendoza einen alten Bekannten wiedergefunden habe. Dieser schien ihre Worte kaum zu hören.

Er spielte zerstreut mit ihrer Hand, knöpfte den Handschuh auf und streifte denselben, als hätte Fanny ihn darum gebeten, langsam ab. Fanny ließ es ruhig geschehen. Sie hatte vorsichtigerweise Ringe und Armbänder zu Hause gelassen. Seine sichere herrische Art gefiel ihr. Auch wehrte sie ihm nicht, als er den Handschuh sorgfältig zusammenfaltend, ohne sie zu befragen, in seine Brusttasche steckte; dann nahm er wieder ihre Hand, legte die schmalen weißen Finger auf die innere Fläche der seinigen und, dieselbe andächtig betrachtend, sagte er: „In Paris? Wie lange ist das her? Bist du hier engagiert, wo wohnst du?"

Fanny, erfreut, daß es ihr so gut gelungen, Mendoza zu intriguieren, verlor alle Bangigkeit und plauderte nun mutig weiter. Schließlich schnitt sie alle seine verfänglichen Fragen mit der Bitte ab, nicht weiter zu forschen.

„Ich bin hier, um mich zu amüsieren wie du. Ich will die Welt vergessen, wie du sie immer vergißt; lehre es mich für einen Abend."

„Hast du etwas zu vergessen?" lachte jetzt Mendoza, und seine weißen Zähne blitzten. „Aber du hast recht," fuhr er dann fort, „nur darf ich nicht vergessen, daß es schon spät ist und du einer Erfrischung bedarfst." Er erhob sich und führte Fanny in einen der Nebensäle, in dem an kleinen Tischen soupiert wurde.

Es schien gerade eine Tanzpause zu sein, denn von allen Seiten strömten die Paare herein und nur mit Mühe gelang es Mendoza, ein freies Tischchen zu erobern. Ein wie gut zahlender und bekannter Gast Tonio war, bemerkte Fanny an der Schnelligkeit, mit der sie von den stark beschäftigten Kellnern, die alle anderen Gäste ihretwegen warten ließen, bedient wurden. Sie hatte auf Mendozas Frage, ob sie etwas zu essen wünsche, gedankt, aber über Durst geklagt: „Du sollst etwas trinken, was die Welt vergessen macht," hatte Tonio gesagt und bei dem Kellner einen spanischen Wein bestellt, dessen Namen sie nicht kannte.

Noch immer konnte Fanny eine gewisse Beklommenheit nicht überwinden, das Unerlaubte, Abenteuerliche, das sie unternommen, bedrückte sie trotz ihres Leichtsinnes. Das reizvolle Behagen, das sie empfand, jetzt in dieser Situation, die leibhaftige Heldin eines französischen Romans, wie sie sich es immer gewünscht hatte, zu sein, wurde erheblich geschmälert durch ihren tief eingewurzelten, trotz aller Verwahrlosung doch nicht verkümmerten Sinn für Schicklichkeit und Sitte. Sie bemühte sich, alle Bedenken niederzukämpfen. Was war es schließlich so Unerhörtes, was sie that? Wie viele Frauen hatten dasselbe in harmlosester Weise schon ge-

than? Niemand erkannte sie, Georg konnte niemals erfahren, daß sie den Ball besucht hatte. Und mit Mendoza würde sie schon fertig werden. „Genieße doch den Augenblick,“ ermutigte sie sich, „und verkümmere ihn dir nicht durch unnütze Bedenken. Morgen ist alles wieder im alten Geleise und der heutige Abend ungeschehen.“

Sie leerte mit einem Zuge das von Mendoza eben eingeschenkte Glas dunkelgoldigen Weins. Nie hatte sie etwas so Köstliches getrunken. Wie Glut durchströmte es ihre Adern, und wie mit einem Zauberschlag waren alle griesgrämigen Gedanken gebannt. Sie blickte um sich, keiner der vielen im Saale bekümmerte sich um sie beide, alle Paare waren mit sich beschäftigt. Dann sah sie auf Mendoza, der am Tischchen ihr gegenüber saß. Ihre Blicke begegneten sich. Er schien ihre Gedanken mit ihren Bewegungen zu verfolgen. Er sprach nur wenig; sie antwortete kaum, sie fühlte sich nur unendlich glücklich und wußte, daß alles, was er sagte, ihr gefiel. Tonio hatte wiederholt ihr und sein eigenes Glas gefüllt. Als er sich eben anschickte, eine zweite Flasche zu bestellen, bat Fanny, es nicht zu thun; sie erstaunte selber über den sanften, schmelzenden Ton ihrer Stimme.

„Willst du etwas Anderes, Kühlenderes?“ fragte er sie.

„Nein, o nein!“ rief Fanny und sprang, wie um sich vor etwas Unheimlichem zu verwahren, erschreckt auf. Mendoza sah darin ein Zeichen zum Aufbruch und, den Arm um die wie von einem Schwindel befallene Fanny legend, führte er sie schützend durch die engen Reihen der besetzten Tische. Fanny gab sich diesem Schutze mit einem unendlichen Behagen hin. Sie fühlte sich in ihrer Vermummung wie hinter einer sicheren Mauer. Sie wußte, daß jeder Spanier sich eher töten ließe, als zu dulden, daß seiner Dame ein Unrecht geschähe. Und ein Mann wie Mendoza! Solange er bei ihr war, war sie sicher. Immer vertraulicher schmiegte sie sich an ihn, immer fester und sicherer umschlang sie sein Arm. Jetzt waren sie an einen der letzten Tische hart an der Thür, die zum Korridor führte, gelangt. Da saßen Bornemanns mit ihren Freunden, einen großen Hummer vor sich auf dem Tische. Frau Emilia hatte ihren Stuhl etwas zu rücken, um das Paar durchzulassen; Fanny klopfte das Herz, als sie die gute Dame streifte. Tonio wollte grüßen, aber man schien es am Tische nicht zu bemerken. Herr Bornemann gab seiner Frau gerade ein großes Stück Schere, und diese blickte andächtig auf ihren Teller, als interessiere sie sich für die Farbenwirkung der roten Schalen auf den grünen Salatblättern.

„Kalte, langweilige Menschen, diese Deutschen!“ sagte Mendoza, als er und Fanny den Korridor erreicht hatten. Fanny schwieg, noch immer ruhte Mendozas Arm um ihre Taille. War es der Wein oder die Glut, die aus der Gestalt neben ihr sie überströmte. Sie war wie berauscht. Sie sehnte sich fort aus dem Menschengewühle, und Tonio, als errate er ihren Wunsch, schlug vor, in eine der jetzt leeren Logen zu treten und im Vorzimmer derselben einige Augenblicke ungestört zu verweilen.

Er führte Fanny über die breite, mit roten Teppichen belegte Treppe in das obere Stockwerk; hier öffnete er auf gut Glück eine der vielen kleinen Thüren und ließ Fanny eintreten, nachdem er sich vorher überzeugt, daß sich niemand mehr in der Loge befand. Es war nur ein sehr kleiner Raum, dieser sogenannte Logensalon, mehr einem Eisenbahncoupé erster Klasse ähnlich als einem Zimmer. Eine große rote Portiere trennte diesen Raum von der eigentlichen Loge; rechts und links befanden sich große, rote, abgesessene Sofas, und über denselben, in den Wandnischen eingelassen, Lampen, die den Raum nur schwach beleuchteten. Unten vom Saale tönte die Musik und das Stimmengewirr gedämpft zu ihnen herauf. Fanny warf sich erschöpft in eine Sofaecke. Mendoza setzte sich zu ihr und bat sie eindringlich, sie leise an sich ziehend, doch jetzt die Maske abzunehmen; ihm wäre es gleich, ob er sie schon gesehen und gekannt habe; für ihn lebe sie nur seit heute, und er müsse diese Frau sehen, die ihn mit unsichtbaren Ketten an sich ziehe.

„Du bist mir vom Schicksal bestimmt! Ich erwarte dich schon lange! Als ich heute abend hierher kam, fühlte ich mich gelangweilt und abgestoßen von den faden Scherzen und dem sich immer gleich bleibenden Geschwätz der kleinen graziösen Mädchen da unten. Ich saß in meiner Loge vergnügungsmüde und stellte ernsthafte Betrachtungen an, ob es nicht besser sei, diesem tollen Leben ein plötzliches Ende zu machen. Ich philosophiere nie lange, ich kann nicht grübeln. Du grüßtest mich und winktest! Das gab dir ein Gott ein. Ich flog dir entgegen. Da bin ich! Mach mit mir, was du willst! Bestimme du, ich will dir gehorchen.“

Während der letzten Worte hatte er sich langsam von seinem Sitze heruntergleiten lassen und befand sich jetzt, halb knieend, halb liegend zu Fannys Füßen, ihre beiden Hände ergreifend und mit feurigen Küssen bedeckend. Fanny klopfte das Herz zum Zerspringen. Sie hatte bisher in keiner Situation ihres Lebens den Kopf verloren. Wo war jetzt ihre Selbstbeherrschung? In ihren Schläfen pochte es wild, jeder Gedanke zerflatterte, bevor sie ihn noch erfaßte. O, wie recht hatte die Welt! Mendoza war gefährlich. Dieser sah Fannys Befangenheit, er sah seine Macht und bat immer ungestümer, die Maske abzulegen.

Mit einem letzten Rest von Kraft widersetzte sich Fanny. Es gelang ihr nicht. Durch ihren Widerstand gereizt, war Mendoza aufgesprungen. Er legte seine Hand an ihre Kapuze und mit einer zärtlichen Bewegung streifte er sie ab. Mit ihr fielen Fannys nur mit einem Knoten aufgesteckte Haare über den Rücken herab.

Mendoza erbleichte, als er die goldroten Wellen sah, und mit einem leisen Aufruf: „Ich wußte es ja, du bist es! Meine Heilige!“ küßte er die Spitzen derselben andächtig.

Im selben Augenblick kamen Stimmen und Schritte näher, es wurde versucht von außen die Loge zu öffnen. Ohne daß es Fanny vorher bemerkt, hatte Mendoza bei ihrem Eintritt den Riegel vorgeschoben. Diese zur Faschingszeit unstatthafte Handlungsweise schien die vor der Thür sehr zu ärgern; man rief den beiden zu, doch zu öffnen, widrigenfalls man die Thür eindrücken würde! Mendoza war der zitternden Fanny behilflich, die Kapuze wieder über den Kopf zu ziehen und die herabgefallene

Maske zu befestigen; während er die draußen beruhigte und mit übermütigen Scherzen einen Korb Champagner versprach, wenn sie ihm und der Sennora, die sich bei ihm befinde, freien Ausgang aus der Loge verschafften. Er bat Fanny mit fliegendem Atem, zu sagen, wo und wann er sie wiedersehen könne? Fanny war in unbeschreiblicher Angst und Aufregung.

„Ich muß dich wiedersehen, dich sehen und sprechen, jetzt da ich weiß, wer du bist.“

Die draußen klopften ungeduldig und machten schlechte Bemerkungen. „Wann sehe ich dich? Sprich, eher öffne ich nicht!“

„Wann du willst,“ stieß Fanny geängstigt hervor.

„Morgen?“

„Ja!“

„Kennst Du den Weg nach Buenavista?“

„Ja!“

„Ja doch! Wir kommen schon! Wir kommen!“ tröstete Tonio die an der Thür. „Nachmittags 5 Uhr beim Kloster, du kommst?“

Er hatte ihre Hände wie mit eisernen Klammern umschlossen. Fanny nickte. Gleichzeitig fühlte sie einen heißen Kuß auf ihren Lippen. Dann flog der Riegel zurück, die Thür öffnete sich, und stolz und ruhig, Fannys Arm in den seinen legend, bat Tonio die Herren, die sich mit einigen maskierten Damen lachend und witzelnd vor der Loge befanden, ihm und der Sennora Platz zu machen. Erst auf der Straße atmete Fanny auf.

„Soll ich dich nach Hause begleiten oder fürchtest du jemand, der dich mit mir erkennen könnte, zu begegnen?“ fragte Mendoza die noch immer bebende Fanny. In demselben Augenblick trat jemand aus dem Hause — ebenfalls irgend ein Besucher des Balles.

„Laß mich lieber allein gehen, — ich bin ruhiger,“ flüsterte Fanny, und eilte mit einem flüchtigen Händedruck, Tonio verlassend, ihrer Wohnung zu.

Der Herr, der soeben mit ihnen aus dem Hause getreten war, trat, seinen Hut lüftend, an Mendoza, der Fanny von weitem schützend folgen wollte, heran und bat diesen um Feuer. Beim Scheine des Wachsstreichhölzchens erkannten sich die beiden Männer. Der Fremde war Hohendahl. Er hatte denselben Weg wie Fanny, und Mendoza, der das wußte, zog es daher vor, sich nach seiner eigenen Wohnung zu begeben, um Hohendahl nicht auf die Dame, die ihn soeben verlassen hatte, noch besonders aufmerksam zu machen.

* * *

Die Sonne schien hell und heiß in ihr Zimmer, als Fanny durch lautes Klopfen am nächsten Tage geweckt wurde. Verwundert blickte sie um sich. Sie war erst spät morgens eingeschlafen, obgleich sie sich, tief erschöpft von den Aufregungen des Abends, kaum die Zeit genommen hatte, sich zu entkleiden und sich halb ausgezogen auf ihr Bett geworfen hatte. Ihr Schlaf war voll wüster, unsinniger Träume und unerquickend gewesen. Mit schwerem Kopf und brennenden Augen sprang sie endlich auf, um ihrem wiederholt Einlaß begehrenden Mädchen die Thür zu öffnen. In aller Hast ordnete sie die herumliegenden Kleidungsstücke, die sie bei ihrem späten Nachhausekommen vergessen hatte, an ihren Platz zu legen.

Das Mädchen trat ein mit einem Korb duftender Veilchen, der in aller Frühe für die Sennora abgegeben war, von wem, das wisse sie nicht. Fanny hatte sich wieder auf ihr Bett gesetzt und schüttete den blühenden Inhalt des Korbes auf die Decke. Sie schickte das Mädchen fort, sie wollte noch einige Minuten allein bleiben.

Beim Erwachen war ihr der gestrige Abend wie ein toller Traum erschienen; sie hatte so etwas wie Reue empfunden . . . denn was sollte daraus werden? Würde es bei dem gewagten, aber im Fasching allenfalls statthaften Scherze bleiben? Oder würde sie Mendoza beim Worte nehmen?

Sie beugte sich nieder und barg ihre brennende Stirn und Augen in die Veilchen. Wie erfrischend und belebend war der Duft dieser kühlen Blumen. Ihr war, als ob diese heimatlichen Frühlingsboten ihr neue Lebenskraft und frische Lebensfreude einhauchten. Wie zart, wie fein von Tonio empfunden, ihr gerade diese Blumen zu schicken!

Da trat das Mädchen wieder ein, um ihr eine Karte zu überreichen; der Herr wünsche die Sennora zu sprechen. War es denn schon Besuchsstunde? Sie sah nach der Uhr, es war eins, und um fünf Uhr am Kloster! Nein! das durfte nicht sein; der gestrige Abend durfte keine Fortsetzung haben. Das Mädchen stand noch immer da, auf dem Präsentierteller die Karte haltend. Während Fanny die Veilchen zu einem dicken Strauß zusammenraffte, und der Besuch ganz vergessen zu sein schien, erlaubte sich die Zofe die gehorsame Bemerkung, daß der Herr bereits im Salon warte und sich durchaus nicht abweisen lassen wolle, da er wisse, daß die Sennora zu Hause sei. Fanny nahm die Karte und las: „Carlos Hohendahl“.

Wie merkwürdig! Was wollte der von ihr? „Helfen Sie mir! Schnell!“ rief sie dem Mädchen zu. Doch sie beeilte sich nicht, sie kleidete sich vielmehr langsam und sorgfältig an; ihre Neugier und Ungeduld bekämpfend. Möge er warten! Sie hatte ja lange genug auf diesen Augenblick des Wiedersehens gewartet! Endlich war sie fertig, die letzten Spuren der durchschwärmten Nacht waren verwischt und, einen Strauß der frischen Veilchen an der Brust, ein überlegenes Lächeln auf den Lippen, trat sie in ihren Salon.

Hohendahl stand, die Hände auf dem Rücken, am Fenster. Beim Rauschen ihres Kleides wandte er sich um, und die beiden Menschen, die sich einst so nahe gestanden hatten, befanden sich nach langen Jahren jetzt wieder gegenüber, Aug' in Aug'. Hohendahl war sehr gealtert, Fanny war beim ersten Anblick erstaunt, ihre Erinnerung hatte ihn verschönt. Sie fand ihn jetzt geradezu häßlich und begriff nicht ihren früheren Geschmack. Hohendahl dagegen schien überrascht von Fannys jetzt voll erblühter Schönheit. Sie bemerkte seinen bewundernden Ausdruck. Ihr Herzenswunsch war erfüllt: ihm in ihrer Ueberlegenheit an Jugend und Schönheit, als glückliche Frau eines andern gegenüber zu stehen.

Nachdem sie sich gesetzt hatten, begann Hohendahl,

der seiner anfänglichen Befangenheit bald Herr wurde: „Ich habe es nach reiflicher Ueberlegung für das Richtigste gehalten, Sie selbst aufzusuchen, Frau Steffens, und somit der peinlichen Empfindung, der wir uns nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, nicht verschließen können, die Spitze zu brechen.“ Er machte eine Pause und sah sie an. Fanny lehnte in ihrem Sessel zurück und schwieg.

„Wir werden uns in Zukunft nicht aus dem Wege zu gehen brauchen, wenn wir uns, wie es in einer so kleinen Stadt nicht gut anders möglich ist, begegnen. Es sind Jahre über die“ — er suchte nach einer passenden Bezeichnung — „über die Angelegenheit, die uns betrifft, hinweggegangen. Sie denken gewiß viel ruhiger, und der Groll, den Sie vielleicht in jener Zeit im Herzen trugen, hat einer gewissen Gleichgültigkeit Platz gemacht, ja, Sie sind womöglich froh und dem Schicksal dankbar, daß alles so gekommen ist, besonders jetzt,“ fügte er lächelnd hinzu, „da Sie mich wiedersehen und bemerken müssen, ein wie alter Mann ich geworden bin, und wie traurig es für eine so schöne blühende Frau wäre, an meiner Seite zu leben.“

Fanny bemühte sich, so viel sie konnte, den unangenehmen Eindruck, den seine Persönlichkeit im ersten Augenblick des Wiedersehens auf sie gemacht hatte, festzuhalten, denn die ruhige, besonnene, herzliche Art, in der er mit ihr sprach, ließ ihn so viel angenehmer erscheinen. Da sie sich immer noch schweigend und abwartend verhielt, fuhr Hohendahl fort:

„Von mir kann ich Ihnen nur die Versicherung geben — und das ist einer der Gründe meines Besuches —, daß ich Ihnen ein freundliches, dankbares Gedenken bewahrt habe und Ihnen gern, sollten Sie hier im fremden Lande meines Rates oder in irgend einer Weise meiner Hilfe bedürfen, stets zur Verfügung stehe. Selbstverständlich ist Ihr Mann, den ich sehr schätze, Ihr bester Freund und Berater, und Sie werden kaum je in die Lage kommen, sich meines Anerbietens zu erinnern; es könnten jedoch zufällig Fälle eintreten, Ihr Mann könnte abwesend sein — wie z. B. gerade jetzt — und es wäre immerhin möglich, daß sie in einem solchen Ausnahmefalle eines beratenden, wohlmeinenden Freundes bedürfen würden . . .“

Er machte wieder eine Pause. Hatte er mit diesem letzten Worte irgend eine besondere Absicht im Auge gehabt, oder war es nur Fannys böses Gewissen, daß sie in Hohendahls Augen jetzt einen anderen bedeutungsvolleren Ausdruck bemerkte? Sie fühlte, daß sie ihm nun ihrerseits etwas sagen müsse, denn er schwieg und schien auf eine Erwiderung zu warten.

„Ich danke Ihnen,“ begann sie endlich, „es ist sehr freundlich von Ihnen. Gleich nach meiner Ankunft in dieser fremden Stadt wäre mir die Nähe eines alten Bekannten“ — sie konnte ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken — „vielleicht sehr nützlich gewesen, jetzt da ich mich seit Monaten hier eingelebt habe, hoffe ich Sie nicht mehr behelligen zu müssen.“

Ihre Stimme klang schärfer und unfreundlicher, als sie beabsichtigt hatte. Sie fühlte das, konnte es aber nicht ändern. Wie um das Gesagte zu mildern, fügte sie dann hinzu: „Uebrigens habe ich mir hier auch bereits einige Freunde erworben, die mir zugethan sind . . .“

„Ich hoffe, Sie meinen Bornemanns?“ unterbrach sie Carlos.

„Bornemanns — und andere,“ sagte Fanny, gereizt durch dieses „ich hoffe“. Was fiel ihm denn ein? Was mischte er sich in ihr Leben? Ihre Empörung wuchs aber, als er fortfuhr:

„Und andere, Fräulein Fanny?“ Er mußte bei dem unliebsamen Versprechen lächeln und verbesserte sich schnell, sogleich einen ernsteren Ton anschlagend: „Frau Steffens, verzeihen Sie! Vermeiden Sie so viel wie möglich diese anderen! Ich habe keine Berechtigung, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen, ich weiß es, aber ich halte es für meine Pflicht gegen Sie, gegen Ihre Familie, die ich kenne, gegen Ihren Mann, den ich schätze, Sie zu warnen. Ich schrecke vor dem empörten Ausdruck Ihres Gesichtes nicht zurück. Mögen Sie mich aufdringlich und, was Sie sonst wollen, schelten, ich lasse es ruhig über mich ergehen, wenn ich ein Unglück verhüten kann.“

„Ein Unglück?“ rief jetzt Fanny, sich aufrichtend, „Ein Unglück? Was fällt Ihnen denn ein?“

„Ja, — ein Unglück! Ihr Mann hat, obgleich er seit langen Jahren hier in Spanien lebt, doch zu wenig mit der spanischen Gesellschaft verkehrt, um die Gefahren zu kennen, denen eine Frau von Ihrer eigenartigen Schönheit ausgesetzt ist, sonst würde er Sie nicht gerade mit dem Gefährlichsten zusammengebracht haben, — der Ihnen vielleicht Freundschaft und Verehrung vorheuchelt, um Sie vom geraden Wege, den Sie an der Seite Ihres geachteten Mannes gehen, abzudrängen, und der Sie unglücklich machen wird!“

„Von wem sprechen Sie? Was soll das alles heißen?“ unterbrach jetzt Fanny erzürnt die in warmer Erregung gesprochenen Worte Hohendahls.

„Was das heißen soll? Nun, wenn Sie mich nicht anders verstehen wollen, so muß ich Ihnen also sagen, was ich lieber unerwähnt gelassen hätte. Daß Sie gestern auf dem Maskenballe erkannt worden sind, daß man beobachtet hat, wie Sie den ganzen Abend an Herrn Ventossas Arm einhergegangen sind und in größter Vertraulichkeit mit ihm verkehrt haben. Da ich nun gehört habe, daß Sie ihn erst seit kurzer Zeit kennen, so hoffe ich mit meiner Warnung noch nicht zu spät zu kommen, mit der innigsten, freundschaftlichsten Warnung, gerade diesem Manne aus dem Wege zu gehen! Ich habe den Mut gehabt, zu Ihnen zu kommen, um Ihnen das zu sagen, denn vorläufig bin ich wohl noch der einzige, der von dem gestrigen Abend etwas weiß. Ich nehme an, man hat Ihnen nicht gesagt, in welchem Rufe Mendoza steht, und daß Sie also auch nicht wissen, in welcher Gefahr Sie schweben, wie schnell dieser gewissenlose Mensch Ihren und Ihres Mannes guten Namen zu Grunde richten muß. Es genügt, daß Sie mit ihm zusammen genannt werden, und der erste Makel an der Reinheit Ihres Namens ist da. Sie wissen nicht . . .“

„Genug!“ rief jetzt Fanny aus, flammende Zornesröte auf ihren Wangen. Sie hatte sich bis jetzt beherrscht. Sie hatte ihm fiebernd zugehört, immer in der Hoffnung, daß sie in seinen Reden den Verräter entdecken würde.

Denn daß Verrat im Spiele war, war offenbar. Es war unmöglich, daß man sie erkannt haben konnte. Sie mußte sich Gewißheit verschaffen. Sie mußte ihn reizen, durch beharrliches Leugnen aus der Fassung bringen; vielleicht daß seine Erregung ihm das Geheimnis entlocken würde.

„Ich verbiete Ihnen, in diesem Tone mit mir weiter zu sprechen, Herr Hohendahl!“ rief sie mit erkünsteltem Stolze. „Sie haben weder das Recht, mich zu warnen, noch einen Grund, mich zu verdächtigen. Ich bin nicht auf dem Balle gewesen und habe mit Herrn Mendoza nie ein Wort gesprochen.“

Hohendahl zuckte mitleidig die Achseln.

„Warum leugnen Sie es! Ich weiß es von Mercedes.“

„Ah . . .!“

Das war alles, was Fanny im ersten Augenblick erwidern konnte. — Daß sie daran nicht gleich gedacht hatte! — Dann aber sich schnell fassend, sagte sie höhnisch: „Also von Mercedes?“

„Sie brauchen Ihrer kleinen Freundin nicht zu zürnen,“ fuhr er ruhig fort, „sie hat Sie nicht verraten. Sie hatte mir, als einem ihr sehr ergebenen alten Freunde, vertraulich mitgeteilt, daß sie beabsichtige, mit Ihnen den Ball zu besuchen, und in ihrer Freude sogar die Dominos beschrieben. Ich habe sie auf das Bedenkliche, ja Unpassende ihres Vorhabens aufmerksam gemacht und sie dazu vermocht, vernünftig zu Hause zu bleiben und Ihnen abzuschreiben. Sie setzte natürlich voraus, Sie würden ein Gleiches thun. Ich weiß nicht einmal, welchen Grund sie Ihnen für ihr Ausbleiben angegeben hat. Jedenfalls sage ich Ihnen die Wahrheit. Und da ich Ihren Domino, Ihren Gang, Ihre Haltung besser kenne als wohl irgend jemand hier im Orte, habe ich allein mit Bestimmtheit gewußt, wer die Dame war, die gestern mit Mendoza den ganzen Abend verbracht hat. Ich nahm mir sofort vor, Sie zu warnen und Ihnen zu sagen, was Ihnen übrigens Bornemanns und die ganze Stadt bestätigen werden, daß Sie einen Mann wie Mendoza zu meiden haben, solange es noch Zeit ist. Darum bin ich gleich heute gekommen; ich weiß, daß Ihr Mann, der Ihre Unvorsichtigkeit gewiß nicht billigen würde, verreist ist, daß Sie allein und unbeschützt sind . . .“

Trotz ihres Aergers, entdeckt worden zu sein und trotz ihres immer stärker werdenden Widerwillens gegen Hohendahl und seine unangenehme, unerwünschte Einmischung in ihre eigensten Angelegenheiten konnte sich Fanny in ihrer unbehaglichen, angstvollen Empfindung vor den möglichen Folgen dieser Entdeckung nicht dem Eindruck verschließen, den die warnende Stimme des einst bewunderten Mannes auf sie ausübte.

„Was haben Sie nur alle gegen ihn?“ Sie nahm die Veilchen von ihrer Brust, um sich durch den Duft derselben die Liebenswürdigkeit und Zartheit des so viel Geschmähten zu vergegenwärtigen. „Sie sprechen von ihm wie von dem Laster selbst! Ja, denn ich habe ihn kennen gelernt, ich gebe es zu! Ja, ich war gestern mit ihm zusammen — mehrere Stunden, und ich kann selbst beurteilen, ob er so schlimm und gefährlich ist, wie Sie ihn hinstellen. Er hat sich gestern gegen mich so rücksichtsvoll, vornehm und ehrerbietig benommen, daß sich mancher von denen, die ihn anklagen, ein Muster an ihm nehmen könnte. Was hat der Mann gethan? Es muß ja etwas ganz besonders Schlimmes sein! Die Sünden, die man mir von ihm hinterbracht hat, sind in meinen Augen gar nicht so unverzeihlich. Er spielt, er liebt Frauen, er amüsiert sich. Du mein Gott! das thun andere auch! Daß er es öffentlicher thut und nicht so geschickt seine Streiche verbirgt wie Erfahrenere, das kann ich ihm nicht zum Vorwurf machen; im Gegenteil: es gefällt mir!“

Sie schwieg und vergrub ihr Gesicht in den Veilchenstrauß, den sie in der Hand behalten hatte.

„Was er gethan hat?“ wiederholte Hohendahl. „Kennen Sie die Geschichte seiner Verheiratung?“

„Ja doch!“ rief Fanny ungeduldig, „die alte Leier, sein empörendes Benehmen beim Tode der armen Odilla, — ja, gewiß kenne ich die Geschichte! Gründlich! Sowie nur der Name Mendoza fällt, wird auch gleich diese furchtbare Roheit des unseligen Mannes erzählt!“

„Ich meine nicht das. Wissen Sie, wie er zu seiner Frau gekommen ist?“

Fanny verneinte, sie blickte gespannt auf Carlos. Was sollte sie noch erfahren?

„Odilla Mancharez,“ begann Carlos, „war die einzige Tochter einer der ersten Familien von Valencia. Mendoza sah das auffallend schöne Mädchen — goldrotes Haar, wie das Ihrige — auf dem Weg zur Messe, sprach sie an und beredete sie, mit ihm zu gehen — spazieren zu gehen, ganz einfach! Wie er es angefangen hat, das wohlerzogene Mädchen in so kurzer Zeit zu bezaubern, besser gesagt: zu bethören, weiß kein Mensch. Genug, das Mädchen — der Stolz, die Freude der Familie — kehrte nicht wieder heim, blieb bei ihm und ist bei ihm gestorben.“

Hohendahl schwieg einen Augenblick, Fanny ebenfalls. Sie durfte durch keinen Blick, durch keine Silbe verraten, wie gut sie seit gestern abend Odillas Benehmen verstand.

Nach einer kleinen Pause fragte sie: „Aber er hat sie doch geheiratet und geliebt bis zu ihrem Tode? — Ich kann kein so großes Unglück und Verbrechen in seinem Benehmen sehen.“

„Er hat sie allerdings heiraten müssen, wer weiß, ob er es gethan hätte; ihre Familie drang darauf, obgleich sie die junge Frau nicht mehr als zu ihnen gehörig betrachtete. Odilla wurde verstoßen und ihr Kind ist bei Mendozas Mutter. Ein Glück für die arme, bethörte Frau, daß sie so früh gestorben ist, ihr ist manch bitterer Kummer dadurch erspart geblieben.“

„Ist das das Schlimmste, was Sie gegen ihn sagen können?“ fragte Fanny, die in ihrem Herzen gerade durch alles, was sie gegen ihn hörte, eine gesteigerte Sympathie für Mendoza empfand.

„Ich sehe zu meinem Schrecken, welchen tiefen Eindruck dieser Mann bereits auch auf Sie gemacht hat. Er ist ein Verführer, ein gewissenloser Mensch, ein Lump! Er hat keinen Begriff von Ehre, und eine Frau ist ihm gerade gut genug, um ihm zu einer lustigen Stunde zu verhelfen. — Er achtet keine! Nicht die Frau seines

besten Freundes, seines in Madrid lebenden Vormunds, deren Namen und Ehre er geschändet, nicht die — aber fragen Sie doch Mercedes. Auch ihr hat er den Hof gemacht, auch ihr gegenüber hat er versucht, als sie fremd und unerfahren hierherkam, seine Netze über sie zu werfen. Zum Glück kam ich dazwischen; ich öffnete ihr die Augen rechtzeitig und bewahrte sie und ihren Mann vor Schimpf und Schande. Mendoza haßt mich seitdem, weil er weiß: ich durchschaue ihn! Ich verachte ihn aus tiefster Seele!"

Mit diesen Worten wollte sich Carlos erheben. Fanny hätte bei dem letzten Teil seiner Rede aufjauchzen mögen. Da hörte sie es endlich, was sie sich zu hören so innig ersehnt hatte, da erkannte sie den wahren Grund der Verbitterung dieses tugendhaften Mannes gegen den leichtsinnigen Tonio! Da war es endlich, klar lag es jetzt vor ihren Augen: Eifersucht!

Tonio hatte der kleinen, hübschen jungen Frau den Hof gemacht und war dadurch dem bedächtigen, vorsichtigen Ehrenmanne ins Gehege gekommen, und jetzt fürchtete der brave Biedermann, daß derselbe verführerische Mensch der Frau, die er selbst, der Biedermann, einst verschmäht hatte, die aber jetzt in blühender Schönheit in seiner Nähe lebte, gefährlich werden könne. Da war es ja eine sonderlich dankbare Aufgabe, den schützenden, treuen, hochverehrten Freund zu spielen, jetzt, da es zum Liebhaber doch wohl zu spät geworden war. In Fannys Seele rückte Mendoza auf ein hohes Piedestal als ein Märtyrer der öffentlichen Meinung. Bewundernd blickte sie zu ihm auf. Das eigentümliche, junge Mädchen hatte sich zur eigentümlichen, jungen Frau entwickelt. Hohendahl hatte sehr wider seinen Willen Mendoza unendlich genützt. Nur mühsam ein höhnisches Lächeln unterdrückend, dankte sie Carlos, der sich zum Abschied erhoben hatte, für seine gute Absicht und meinte scherzend: sie könne ihn übrigens beruhigen, sie sei eine gute Frau, sie liebe ihren Mann und werde diesem ihren gestrigen Faschingsausflug getreulich berichten, da sie keine Geheimnisse vor ihm habe. Mendoza könne ihr nicht gefährlich werden; sie fände ihn zwar nicht so unsittlich, rabenschwarz wie die anderen, aber sie mache sich auch nichts aus ihm. Dabei spielte sie lächelnd mit den Veilchen und zupfte zärtlich an den Blättchen herum.

Hohendahl schien ihr zu glauben. Sie könne nichts Besseres thun, als ihrem guten Manne, der es wie kein anderer verdiene, eine gute Frau zu sein.

„Glauben Sie mir, Frau Fanny," sagte er, schon auf der Schwelle, „und was ich Ihnen da sage, ist aus reiflicher Erfahrung geschöpft; suchen Sie nie Ihr Glück durch andere zu erlangen, bringen Sie es anderen! Das ist das einzige Mittel, selbst möglichst glücklich zu werden."

So verabschiedete er sich. Langsamen Schritts verließ er das Haus und langsam ging er hinüber in seine Wohnung.

„Ich habe meine Pflicht gethan," dachte er, „sie ist gewarnt! Mag nun geschehen, was da will, mich geht's, Gott sei Dank, nichts an. Aber schade wäre es um den braven Kerl, den Steffens, und auch um sie. Sie ist wirklich viel schöner geworden — und — sie ist nicht schlecht!

Als Fanny die Korridorthür hinter Hohendahl geschlossen — sie hatte ihn selbst hinausbegleitet —, blieb sie noch einen Augenblick gedankenvoll stehen. Wie ganz anders hatte sie sich stets dieses erste Wiedersehen ausgemalt! Er war recht alt geworden. Was sollte nun werden! Vorsichtig mußte sie mit Tonio sein, das sah sie ein. Sie durften sich nicht mehr sehen. Er konnte ihr wirklich gefährlicher werden, als ihr lieb war. Die Sache mußte heute einen Abschluß finden. Und dann . . . einem Allerweltskurmacher nur eine Eroberung mehr zu sein, — dazu war sie denn doch zu gut . . . Also auch Mercedes spielte eine Rolle in seinem Leben! Die kleine, schlaue Person! Auch die gute Frau Bornemann schien von ihrem schlimmen Tonio so manches nicht zu wissen. Er war Fanny gestern so gar nicht schlimm erschienen. So sanft, so respektvoll, ja, trotz der stürmischen Liebeserklärung, trotz des Kusses — trotz alledem respektvoll!

Es war mittlerweile 3 Uhr geworden, also hohe Zeit, um den angekündigten Besuch bei Donna Emilia zu machen.

* * *

In einer der vielen Querstraßen der Gran-via, an der Fanny, um zu Bornemanns zu gelangen, vorübergehen mußte, lag der Bahnhof, von dem man vermittelst der alle halbe Stunden fahrenden Züge in die bereits im Gebirge liegenden Nachbarorte von Alhama gelangte. Von hier aus fuhr man auch nach der ungefähr 40 Minuten entfernt liegenden Buenavista, einem herrlichen Aussichtspunkte unweit eines alten Jesuitenklosters, welches früher eine große Berühmtheit hatte, jetzt aber verödet und verfallen dalag. Zu den Hauptfreuden und Vergnügungen der Bewohner von Alhama gehörte es, Ausflüge in großen, karawanenartigen Gesellschaften in die Umgegend zu unternehmen. So drängte sich denn auch heute, am Sonntag, eine dichte Menge durch die schmalen Pforten des Stationsgebäudes, um sich für einige Quartos in die meist reizend gelegenen kleinen Ortschaften zu begeben. Fanny sah beim Vorübergehen das Gedränge. In einer Stunde sollte auch sie sich in dasselbe mischen und möglichst ungekannt, wie zu einem gewöhnlichen sonntäglichen Ausfluge ihre Fahrt nach Buenavista antreten. Ihr Herz klopfte bange bei dem Gedanken, was sie wiederum wagen wollte; aber sie hatte sich seit Hohendahls Besuch eingeredet, daß es das einzig Richtige sei, heute noch einmal mit Mendoza zusammenzukommen, und ihm offen und ehrlich das Gefährliche einer fortgesetzten Beziehung zwischen ihnen beiden klar zu machen; sie wollte ihm sagen, daß sie gestern erkannt worden sei, daß man sie bewache, und daß es in der schwatzhaften Stadt ganz unmöglich sei, irgend welche heimlichen Zusammenkünfte zu haben, daß er sie ungestört ihr alltägliches Leben weiter führen lassen müsse. Es war ihr ja nun einmal nichts Besseres beschieden!

Das alles wollte sie ihm sagen, weil ihr ein Brief jetzt zu unsicher und zu kompromittierend erschien. Gesagt mußte es werden. Außerdem wollte sie ihn nicht auf der Buenavista vergeblich warten lassen; sie hatte ihm ja fest versprochen, zu kommen, und ein

gegebenes Wort mußte unter allen Umständen gehalten werden. Fanny hatte sich das alles so schön zurechtgelegt, daß sie sich das ungestüme Klopfen ihres Herzens beim Anblick des Bahnhofes kaum erklären konnte. Sie wollte ja nichts Unrechtes — im Gegenteil!

Bei Bornemanns wurde sie mit gewohnter Herzlichkeit empfangen. Frau Emilie erkundigte sich teilnehmend nach Fannys Migräne; diese hatte kaum noch an ihre Ausrede gedacht. Bald war das Gespräch auf den Ball gebracht, und Fanny ließ sich nun voller Teilnahme Einzelheiten von der Festlichkeit berichten. Gleich nach den ersten Worten merkte sie, daß Frau Bornemann keine Ahnung von ihrer Anwesenheit hatte. Die gute Frau, die sich vorgenommen hatte, ihrer jungen Freundin soviel als ihr nur möglich das Interesse für Tonio zu verleiden, beantwortete Fannys scheinbar harmlose Frage, ob denn Herr Mendoza auch dagewesen sei, nicht ausweichend, sondern erzählte in edelster Absicht von der Welt, wie dieser Thunichtgut wieder bis über beide Ohren in einen schwarzen, weiblichen Domino verliebt gewesen sei. Es war gut, daß Fanny dem Fenster den Rücken kehrte und Frau Bornemann nicht den freudigen Ausdruck, den ihre Worte auf die junge Frau machten, bemerken konnte.

„Sie hätten ihn nur sehen sollen,“ fuhr sie fort, „keinen Blick hat er von der Person gelassen; es schien übrigens keine Spanierin zu sein. — Ich habe sie beide beobachtet — heimlich natürlich, denn mein Mann, der Tonio nicht leiden kann, wie Sie wissen, hatte mir verboten hinzusehen. Sie saßen an der anderen Ecke des Saales — ich habe gute Augen —, er war voller zarter Aufmerksamkeiten für sie, behandelte sie wie eine große Dame; sie schien mir auch nichts Gewöhnliches zu sein. Jedenfalls wieder eine neue Leidenschaft von ihm, die zu nichts Gutem führt! Später hat man sie beide in einer Loge eingeschlossen gefunden! Es soll fast zu einer skandalösen Scene gekommen sein. Denken Sie nur, was für ein schrecklicher Mensch! — Ach, mein Kind, es ist gut, daß Sie ihn nicht mehr zu sehen bekommen. An einen solchen Mann auch nur zu denken, ist schon zu viel für eine Frau wie Sie. Und auch ich mag und kann ihn nicht mehr entschuldigen . . . Haben Sie übrigens Nachricht von ihrem lieben Manne? Wann erwarten Sie ihn zurück?“

„Ich denke, morgen von ihm einen Brief zu bekommen,“ sagte Fanny zerstreut. Sie hatte nach der Uhr gesehen; es waren nur noch 10 Minuten bis zum Abgange des Zuges, der sie zur bestimmten Zeit nach Buenavista führen sollte. Sie stand daher schnell auf und entschuldigte ihr plötzliches Aufbrechen damit, ihr sei bei der Frage nach Georg eingefallen, daß sie demselben noch eine wichtige briefliche Mitteilung zu machen habe. — „Wenn es mir möglich ist, komme ich noch heute abend zu Ihnen,“ hörte Fanny noch Frau Bornemann ihr nachrufen, als sie bereits auf der Treppe war.

* * *

Hastigen Schrittes, die Mantille tief ins Gesicht gezogen, eilte sie an den Nachmittagsspaziergängern vorüber dem Bahnhof zu. Sie kam noch gerade zur rechten Zeit. Eine Minute später, und der Zug wäre ohne sie gefahren. Wer weiß, wieviel Unglück verhütet worden wäre.

Mit fliegendem Atem und klopfendem Herzen saß sie in einer Ecke des dicht angefüllten Coupés. Das Schwatzen und Mustern der Mitfahrenden störte sie nicht; sie blickte auf die Landschaft, die sie durchfuhren. Da huschten die weißen, an der Bahn gelegenen kleinen, einstöckigen Landhäuser mit ihren Veranden und Gärten, in denen bereits kleine Orangenbäume blühten, vorüber; dann kam eine lange Kette großer Kaktuspflanzen, dann rote Sandsteinhügel voll bunten Gerölls, dann wieder Landhäuser. Da pfiff die Lokomotive, der Zug fuhr langsamer, sie hielten. Es war die erste Station. Ihre Nachbarn im Coupé stiegen allesamt aus, Fanny fuhr allein weiter.

Ob wohl Mendoza sie schon erwartete? Was er wohl sagen würde, wenn sie ihm ihren Entschluß mitteilte? Es war merkwürdig — sie konnte diesen Mann nicht für schlecht halten —, er erschien ihr so kindlich, so . . .

Da pfiff es wieder. Der Zug hielt — Buenavista. Sie stieg aus. Sie war die einzige Reisende auf dem Perron. Der Zug sauste sofort weiter.

Der Bahnhof bestand nur in einer offenen, hölzernen Halle mit einem kleinen Verschlag für den Billetverkauf. Hinter der Halle führte eine ausgetretene uralte Steintreppe vom Walle, auf dem die Haltestelle der Bahn lag, nach der kleinen Ortschaft hinab, die in der grellen Nachmittagssonne vor ihr lag. Links ging die Landstraße um das Dorf herum, führte auf einem Umwege an dem etwas entfernter gelegenen Kloster vorüber nach Buenavista und verzweigte sich dort in allerlei auf- und absteigende kleine Pfädchen, auf denen man zu den verschiedenen, in den Bergen zerstreut liegenden Torren und Sommerbesitzungen der Reichen von Alhama gelangte.

Fanny schlug die Straße links ein, das Dorf rechts liegen lassend, und begab sich eilig, als würde sie verfolgt, dem Kloster zu, dessen zerfallener alter Kirchturm ihr von weitem entgegenleuchtete.

In einer Viertelstunde hatte sie das Kloster erreicht. Das große alte Portal mit seinen morschen, grinsenden Heiligen in grober Steinarbeit war geschlossen. Sie schritt an demselben vorüber, blieb einen Augenblick, um Atem zu schöpfen, stehen und blickte, die Hand schützend über die Augen haltend — sie hatte Schirm und Fächer in der Eile vergessen —, den Weg zurück, auf dem sie gekommen war. Niemand war zu sehen. Die grelle, brennende Sonne blendete auf dem hellen, steinigen Sandweg. Das Dorf schien wie ausgestorben. Auf einigen blaubemalten Veranden hingen bunte, wollene Sachen zum Trocknen.

Sie befand sich nun an dem ihr von Tonio bezeichneten Orte, aber sie war unzufrieden mit der Wahl desselben. Sie sah sich um, nirgends eine Bank zum Ruhen. In die Klosterruine selber wagte sie sich nicht. Und wo blieb nur Tonio? Wenn er nicht käme? Es kam über sie etwas wie Reue. Aber dann fiel ihr wieder ein, daß sie sich ja vorgenommen hatte, mit ihm vernünftig zu sprechen, ihm klar zu machen, daß er ihren guten Ruf nicht verderben dürfe; sie wollte an sein gutes Herz appellieren . . .

Eilige Schritte kamen von der anderen Seite des Klosters, Fanny wandte sich schnell um. Dann stürmte Mendoza heran, über Mauergeröll und Bruchstückchen, sowie spitze Steine, mit denen besonders die Gegend um das Kloster herum bedeckt war, springend. Er hatte den Hut etwas nach hinten gesetzt, die dunkle Stirn und die blauschwarzen kurzen Wellen seines Haares waren voll kleiner Schweißtropfen, die er jetzt, da er zu Fanny trat, mit einem Foulard trocknete. Er war zu Fuß von einem anderen Flecken gekommen. Dort hatte er seinen Wagen gelassen. Man kannte im Dorfe da sein Fuhrwerk, und die Bahn konnte er nicht benützen, da er von sämtlichen Beamten seit einem früheren Sommeraufenthalt ebenfalls gut gekannt war, und es vielleicht aufgefallen wäre, daß er, der stets in Gesellschaft auf das Land fuhr, heute, an einem Wintersonntag, allein hierher käme. Man hätte ihn beobachtet, hätte Fanny bemerkt — und dies alles bedenkend, wäre er zu Fuß die Viertelstunde Wegs gelaufen. Sie dürfe ihm nicht böse sein, wenn sie habe warten müssen.

Fanny war nicht böse, im Gegenteil. Seine sorgende, besonnene Handlungsweise überraschte sie und gefiel ihr; sie war ihm dankbar. Er führte sie nun mit ortskundiger Sicherheit in die alte Klosterruine. Durch eine breite Maueröffnung, die vielleicht früher ebenfalls als Pforte gedient hatte, traten sie in einen ziemlich großen Raum, der wohl eine Art Vorhof gewesen sein mochte. Mendoza erkletterte leichtfüssig einen ziemlich hohen Steinabsatz, der sich am Ende dieses nur von zerfallenen Mauern umgebenen Platzes befand. Er reichte Fanny dienstbereit die Hand. Wegen der enggebundenen Kleider und hohen Absätze war es für die junge Frau etwas beschwerlich, ihm zu folgen; schließlich gelang es ihr aber, sie stand neben ihm, von ihm gestützt, da der Kalk unter ihr abbröckelte und sie sich nicht ganz sicher fühlte.

Sie befand sich auf einer Terrasse, die wohl früher dem Kloster als Galerie gedient haben mochte. Abgebrochene Säulen auf einer Steinbrüstung bildeten eine lange Reihe von Fenstern, durch die man einen köstlichen Blick auf die Landschaft hatte. Entzückt über die wirklich wundervolle Fernsicht, ließ Fanny sich nun von Tonio zu einem dieser Fenster führen, an dem sich eine sehr primitive Steinbank befand. Hier setzte sie sich, den Rücken an eine der Säulen gelehnt, und blickte hinaus, während Tonio einige losgebrochene Steine suchte, die er ihr als Schemel unter die Füße schob. Rechts von ihr lagen die Berge, die durch die Sonnenstrahlen in den herrlichsten Farben erglühten, vom schönsten Purpurrot bis zum tiefsten Violett; links breitete sich eine terrassenartig abfallende Ebene aus mit reizenden offener Landhäusern, deren bunte Türmchen lustig aufragten mit blühenden Gärten, stachligen Kaktuspflanzen und dann und wann mit öden, weißen und rotleuchtenden Sandflächen. Ganz unten am Horizont, zunächst kaum sichtbar, bei schärferem Hinblicken aber doch deutlich erkennbar, ein schmaler leuchtender Streifen: das Meer.

Fanny war es ganz eigentümlich zu Mute. War sie es denn wirklich? War das Fanny Schliepmann aus Dresden, die hier in einer alten spanischen Klosterruine saß, — von deren morschen Wänden mittelalterliche Steinheilige sie angrinsten; über sich den blauen Himmel Spaniens, vor sich das Mittelländische Meer und blühende Orangen, und neben sich einen echten feurigen vornehmen Spanier, der ihr glühende Liebesworte zuflüsterte? War das nicht irgend eine Scene aus einem Stück oder einem Roman, die sie da erlebte? War es Wirklichkeit?

In den südlichen Himmelstrichen bricht die Nacht schnell, ohne das vermittelnde Dämmern herein. Ganz plötzlich waren die violetten Schatten an den Kalkwänden der Berge dunkler geworden. Ganz plötzlich war es finster um sie her. Wohl eine Stunde hatten sie im zärtlichsten Geplauder verbracht. Tonio hatte ihr von seiner Liebe gesprochen; auf ihre Zweifel hatte er sich verteidigt: man verleumdete ihn, weil er eben anders wäre als die anderen. Sie würde ihn verstehen, ihn bessern, ihn führen! Er sprach von Odilla, mit Thränen in den Augen; so lange sie lebte, war er gut gewesen; sie hatte ihn beschützt. Er brauche eine blonde Heilige, ihn zu bewahren, er werde ihr gehorchen wie ein Kind.

Sie hörte ihm zu, sie war wie betäubt. Mit Mühe faßte sie sich. Sie sah ihm unverwandt ins Auge und fragte ihn möglichst ruhig, wie er sich denn das eigentlich alles vorstelle, da sie ihn bei den Vorurteilen, die ihr Mann gegen ihn hege, unmöglich bei sich sehen könne, und unter den kleinstädtischen Verhältnissen ihres Daseins eine häufigere Begegnung bedenklich sei und verhängnisvoll werden könne.

Da antwortete er ihr, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen: „Verlassen Sie Ihren Mann, den Sie nicht lieben, und folgen Sie mir! Sie werden es nie bereuen, bleiben Sie bei mir!"

Fanny blickte ihm lachend in die leuchtenden Augen, als er dies sagte. Er hatte etwas Kindliches, Ungestümes — die stürmische Siegesgewißheit eines verwöhnten Jungen, dem man schwer eine Bitte versagen kann. Sie begriff jetzt, wie er Odilla, das junge unerfahrene Mädchen geblendet, berauscht, gewonnen hatte. Zum Glück war sie erfahrener und besaß Ueberlegung für sie beide.

„Nein, Tonio! Es ist Zeit, daß wir uns trennen! Ich muß zur Bahn! Es wird Nacht. Suchen Sie Ihren Wagen auf! Wir müssen vernünftig sein. Das Leben ist nicht so leicht, wie Sie es sich vorstellen. Sie sind ein Kind! Sie wissen nicht, was Sie verlangen. Ich bitte Sie, lassen Sie mich!"

Sie stand schnell auf, denn es überkam sie plötzlich die Angst, sie könne den Zug verfehlen und müsse mit Tonio allein den Abend hier verbringen bis zum nächsten Zuge.

„Und wann sehen wir uns wieder?" fragte er bestürzt über ihr hastiges Aufbrechen.

„Wir dürfen uns so bald nicht wiedersehen!" antwortete Fanny mit schmerzlichem Lächeln.

Er erbleichte und ergriff ihre beiden Hände, die er heftig umklammerte. „Bist du eine herzlose Kokette, die mich nur hat wahnsinnig machen wollen, um mich dann meinem Schicksal zu überlassen? Dazu bin ich nicht der Mann! Das magst du mit deinem Deutschen

versuchen. Du gehst hier nicht eher von der Stelle, bis du mir gesagt, wo und wann ich dich wiedersehe!"

Alle Kindlichkeit war aus den eben so bittenden Augen Tonios gewichen; ein von Leidenschaft erbebender Mann stand da vor der geängstigten Frau, ein entschlossener Mann, der nicht mit sich tändeln und spielen ließ, wie Fanny vielleicht geglaubt hatte. Aber obgleich sie vor ihm erschrak, fühlte sie sich doch mächtig zu ihm hingezogen. Es war der erste Mann, der sie erzittern machte. So hatte sie es sich gewünscht; was sollte sie ihm sagen? Sie wußte es nicht. Ein frivoler Gedanke schoß durch ihr Gehirn: Was pflegten denn ihre Vorgängerinnen in Romanen in gleicher Lage zu thun, wenn sie so geliebt und begehrt wurden. Die liebten zwar alle selber, bei ihnen sprach das Herz . . . Und das ihrige? Sprach es denn nicht auch? Liebte sie nicht auch ihren Tonio? Ihr Herz klopfte bang, sein heißer Atem streifte ihr Gesicht.

„Lassen Sie mich, Tonio! Ich muß Sie verlassen! Bedenken Sie doch! Sie richten mich zu Grunde!"

Sie versuchte, ihre Hände frei zu machen. „Liebst du mich denn nicht?" rief er, durch ihren Widerstand gereizt. „Bleibe bei mir! Bald sollst du frei sein! Werde mein Weib, und keine Königin soll so glücklich sein wie du."

„Er ist wahnsinnig vor Liebe," dachte Fanny und sah sich ängstlich wie hilfesuchend um, denn Tonio umschlang sie plötzlich und bedeckte ihre Hände und ihr Gesicht mit heißen Küssen.

Da erklang ein Geräusch wie von Schritten dicht neben ihnen in den Gängen der Ruine. Tonio hatte es ebenfalls gehört und horchte auf.

„Man hat uns belauscht," flüsterte Fanny aufatmend. Sie war dem unberufenen Lauscher im stillen dankbar.

Tonio hatte Fanny schnell aus seinen Armen gelassen.

„Verhalte dich ganz ruhig," flüsterte er ihr zu. „Ich will doch sehen, wer es wagt, sich uns zu nähern . . ."

Geräuschlos und leichtfüßig wie eine Katze sprang er von der erhöhten Terrasse herab, schlich behutsam an der Mauer entlang und verschwand in der Richtung, von der das Geräusch gekommen war. In demselben Augenblick erscholl aus weiter Entfernung der Pfiff einer Lokomotive. Das war der Zug, mit dem Fanny nach Alhama zurückkehren mußte. Wenn sie sogleich aufbrach, — vielleicht konnte sie den Bahnhof noch erreichen. Der Versuch mußte auf alle Fälle gewagt werden.

* * *

Ohne sich weiter zu besinnen, nur einer plötzlichen Eingebung folgend, eilte Fanny von der Terrasse herab, durchlief hastig den Klosterraum und stand vor dem alten Gemäuer auf dem Weg nach dem Dorfe. Sie wußte, sie würde Tonio durch ihre Flucht rasend machen; aber was sollte sie beginnen? Schon vernahm sie das dumpfe Rollen des heranbrausenden Zuges. Obgleich derselbe noch einige Windungen machen mußte, war doch kein Augenblick zu verlieren, denn bis zum Bahnhof war noch ein gutes Stück Wegs. Mit fliegenden Schritten eilte sie auf die Lichter zu, gejagt von der Angst, den Zug nicht mehr zu erreichen und zitternd bei dem Gedanken, daß Tonio sie einholen und zurückhalten werde. Ohne sich umzuwenden, lief sie immer schneller und schneller: — da wand sich das eiserne Ungetüm schnaubend um die letzte Kurve; sie verdoppelte ihre Schritte, sie rannte. Jetzt lief der Zug in den Bahnhof ein. Sie stürmte ihm entgegen wie eine Besessene. Glühend, atemlos, keuchend erreichte sie den Bahnhof, als er eben denselben wieder verließ.

Einen Augenblick stand sie wie betäubt da, dann setzte sie sich auf eine der wackligen Bänke, die sich in der Holzhalle befanden, um sich von ihrer Erschöpfung zu erholen und ihre Gedanken zu sammeln. Es war ganz menschenleer um sie her. Die Bahnbeamten hatten sich bereits wieder in ihre neben der Wartehalle befindlichen Wohnräume begeben. Es wurde empfindlich kalt. Fanny fühlte sich höchst unbehaglich, verstimmt, elend. Unzufrieden mit sich, frierend, müde, kam sie sich hier wie von aller Welt verlassen, wie eine Ausgestoßene vor. Was mochte Mendoza von ihr denken? Sie hatte ihn sicherlich durch ihre Flucht tief gekränkt. Hatte sie ihm nicht ein schweres Unrecht zugefügt? Er hatte sie durch keinen unehrerbietigen Antrag beleidigt und gedemütigt. Er hatte nur von seiner Liebe gesprochen, hatte ihr Hand und Herz, hatte ihr seinen Namen angeboten. Denn daß es Tonio bei seiner stürmischen Werbung ernst gewesen war, daß er sie als die Seinige vor den Altar führen wollte —, daran zweifelte sie keinen Augenblick.

Ein scharfer Wind erhob sich. Noch glühten ihre Wangen, noch hämmerten ihre Pulse von dem tollen Lauf und fröstelnd schauderte sie. Sie stand auf; in einer Stunde ging der letzte Zug des Tages nach Alhama zurück. Das beste war, sie machte sich indessen einige Bewegung, um sich wieder zu erwärmen. Vielleicht auch suchte sie Tonio und brachte ihr Nachricht über den unbekannten Lauscher in der Ruine. Wieder ging sie die Stufen, die vom Bahnwall zur Landstraße führten, hinab und schlug unwillkürlich den ihr nun wohlbekannten Weg zum Kloster ein. Ihre Gedanken waren unaufhörlich mit Tonio beschäftigt. Sie durchlebte die romantische Stunde in der Ruine noch einmal. Das Bild verklärte sich seltsam. In der Erinnerung erschien ihr selbst die ausgestandene Angst vor dem Ungestüm Mendozas reizvoll. Gewiß suchte er sie jetzt. Was mochte er denken? —

Und Georg? Sie hatte ihn ganz vergessen. Das Leben ohne ihn erschien ihr so viel angenehmer; das hatte sie in den wenigen Tagen seiner Abwesenheit bemerkt. Er fiel ihr lästig mit seinen Aufmerksamkeiten und einer Liebe, die sie nie erwidern konnte und die sie, ehrlich gesagt, langweilte.

Sie dachte an die Ihrigen daheim. Was hätte wohl ihre Mutter zu Tonio gesagt? Der war so ein Held, wie ihn sich Mama stets für den Liebesroman ihrer blonden Tochter gewünscht hatte. Selbst die schwarzen Locken auf der Stirn fehlten nicht. Er hatte wunderschön ausgesehen, seine Küsse brannten Fanny

noch auf Stirn und Wangen. Immer wieder fragte sie sich, ob das nun Liebe sei, was sie für ihn empfand? Sie hatte die größte Lust, die Frage zu bejahen, aber sie wagte es nicht.

So in Gedanken ganz vertieft, hatte Fanny nicht bemerkt, daß sie sich dem Kloster bis auf wenige Schritte wiederum genähert hatte, und erst als sie dicht vor dem dunkeln Gebäude stand, sah sie zu ihrem Schrecken, wie weit sie sich entfernt hatte. Sie wandte sich eiligst um, dem Bahnhof zu. Es war inzwischen Nacht geworden. Nur der Weg mit den großen, dunkeln, steifblätterigen Aloen rechts und links leuchtete hell, und vom Bahnhof her blinzelte eine einsame Laterne zu ihr herüber. Da plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, kam eine dunkle Männergestalt auf sie zu. Fanny, die eigentlich nicht schreckhaft war, fuhr zusammen. Zunächst glaubte sie, es sei Mendoza, dann aber sah sie, daß es ein Fremder war von kleinerer, stärkerer Gestalt. Sie konnte in der Dunkelheit nicht erkennen, ob es ein herumstreifender Bettler oder ein verspäteter Arbeiter sei; sie mußte an ihm unbemerkt vorübergegangen sein. Er hatte vielleicht am Weg gelegen und geschlafen. Etwa dreißig Schritte war er von ihr entfernt, da rief er ihr etwas zu. — Fanny verlor alle Fassung. Im fremden Land auf dunklem, einsamem, unsicherem Weg von einem Landstreicher angerufen zu werden — sie wagte es gar nicht, sich die Gefahren, die ihr drohen konnten, zu vergegenwärtigen. Ohne sich weiter zu besinnen, that sie, als habe sie nichts gehört und lief quer über das Feld auf die ersten Häuser des Fleckens zu, die ihr in der Dunkelheit näher zu liegen schienen, als es in der That der Fall war. Sie wagte nicht zurückzublicken, weil sie fürchtete, durch diese Bewegung die Schnelligkeit ihres Laufes zu beeinträchtigen. Daß sie verfolgt wurde, fühlte sie, hörte sie — denn sie glaubte ganz deutlich, Schritte hinter sich zu vernehmen. Während des Laufens jagten unzählige Gedanken durch ihr Hirn; ihre Phantasie malte sich tausend erschreckliche Dinge aus, von denen jedes einzelne genügte, um eine unbeschützte Frau erbeben zu machen. Der Mann, der sie verfolgte, war sicher derselbe, der sie heute nachmittag im Kloster mit Tonio belauscht hatte; Tonio hatte ihn gescholten, womöglich in seiner Heftigkeit gestraft, und jetzt kam er, um sich an Fanny zu rächen. Alle Greuelthaten, die wüste Gesellen an unbeschützten Frauen verübt haben, fielen ihr nun ein; sie schauderte, sie stöhnte, ihre Füße wankten, sie sah blutrote Ringel vor den Augen, sie war halb toll vor namenloser Angst; sie konnte nicht mehr, ihre Sinne verwirrten sich . . . Da, gottlob, das erste Haus!

* * *

Es war eine kleine, elegante Villa, die trotz des Winters bewohnt zu sein schien, denn ein matter Lichtschein stahl sich durch die herabgelassenen Jalousien des ersten Stocks. Mit Aufwand ihrer letzten Kräfte eilte sie an die Hausthür, und erst nachdem sie den messingenen Griff, der ihr in der Dunkelheit entgegenleuchtete, erfaßt und gezogen hatte, wagte sie, sich nach ihrem Verfolger umzusehen. Er war verschwunden.

Gleich darauf öffnete ihr ein wie es schien alter Mann mit einer dunkeln Zipfelmütze, wie sie die Catalonen zu tragen pflegen. Er wartete Fannys Erklärung und Bitte um Schutz gar nicht ab; er schien ihr Erscheinen ganz selbstverständlich zu finden und führte die junge Frau eine mit Teppichen belegte Marmortreppe hinauf in den ersten Stock. Hier öffnete er eine Thür und ließ Fanny in einen freundlich erleuchteten, kleinen, eleganten Salon treten. Alle Fragen der jungen Frau nach dem Namen der Hausbewohner u. s. w. schien ihr Führer, der Portier, Gärtner, Verwalter oder sonst etwas sein mochte, nicht zu verstehen. Er verließ die junge Frau sofort wieder, und diese setzte sich im Gefühl der Geborgenheit tief aufatmend auf einen der zierlichen blauen Sessel, die am flackernden Kaminfeuer standen. Als sie sich einigermaßen von der ausgestandenen Angst erholt hatte, sah sie sich im Zimmer um. Es war ein eleganter kleiner Salon, in dem sie sich befand. Die Einrichtung war ganz im französischen Geschmack. Große Spiegel mit vergoldeten Rahmen, leichte, zierliche Boulemöbel. Eine Etagere mit einigen exotischen Nippes, auf dem Tisch brannte eine durch einen bunten Papierschleier matt leuchtende Lampe, und eine Schale mit frischen, duftenden Blumen stand daneben. Auf dem Kamin vor ihr tickte gemütlich eine kleine bronzene Pendule. Es war sieben Uhr durch — keine Möglichkeit mehr, den letzten Zug zu erreichen. Diese Thatsache beunruhigte Fanny nicht mehr, seitdem sie sich unter dem schützenden Dach eines Hauses befand, dessen Besitzer ganz entschieden der vornehmen, besseren Gesellschaft angehörte. Sie kannte die Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit der Spanier und wußte, daß man dafür Sorge tragen würde, sie sicher und bequem in die Stadt zurückzubringen.

Merkwürdig war es allerdings, daß man sie so lange warten ließ, bevor sich jemand von den Herrschaften um sie bekümmerte. Die Thür zum Nebenzimmer war nur angelehnt; nachdem sie eine halbe Stunde geduldig gewartet hatte, stand Fanny auf und blickte vorsichtig in das anstoßende Zimmer. Es war ein kleiner, viereckiger Saal, der von einer über dem Tisch brennenden Ampel erleuchtet wurde. Der Tisch war für zwei Personen gedeckt, Blumen und mehrere Flaschen Wein standen auf demselben, sowie eine Glasschale mit Früchten und Süßigkeiten. Auch in diesem Zimmer brannte ein behagliches Kaminfeuer. Eine tiefe Stille herrschte um sie her, das Haus schien wie ausgestorben; nur dann und wann knackste es laut im Kamin, wenn ein hartes Stück Holz in der Glut zersprang.

Fanny kam sich wie in einem verzauberten Schloß vor. War das Haus bewohnt — und dies mußte doch der Fall sein, denn man hatte dieses Feuer und diese Lampen doch nicht für sie angesteckt —, so waren die Bewohner merkwürdig still und zum mindesten eigentümlich, eine Fremde, die des Abends bei ihnen hereinschneite, so lange ganz allein zu lassen. Fanny hatte wieder ihren Platz am Kamin eingenommen. Ein Korb mit Holz und auch ein Bronzekasten mit Kohlen standen vor demselben. Sie schürte das Feuer, lehnte sich in ihren Sessel zurück und, die Arme verschränkt, den schönen goldig leuchtenden Kopf — sie hatte ihren Hut abgenommen — in die blauen Polster gedrückt,

überdachte sie diesen eigentümlichen, bunten, ereignisvollen, beängstigenden, unheimlichen und doch — so schönen Tag, den sie heute durchlebt hatte.

Die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Stunden machten sich bald geltend, ihre Gedanken wurden unstät und verworren, und völlig erschöpft schlief sie ein.

Das Schlagen der Uhr auf dem Kamin und das Gerassel eines vorfahrenden Wagens schreckten die Schlafende auf. Es war acht Uhr. Unten in der Hausflur vernahm sie jetzt deutlich Stimmen. Man schien zurückzukommen. Der Portier berichtete von dem Besuche, der oben wartete. Man kam die Treppe herauf. Fanny strich sich mit der Hand das Haar glatt und nahm ihren Hut in die Hand. Sie hörte das Rauschen eines Frauenkleides an der Thüre des Salons vorüber zu einem anderen Gemach, dessen Thür sie beim Heraufkommen ebenfalls auf dem Flur bemerkt hatte. Gleich darauf wurde die Thür zum Salon geöffnet.

„Endlich!“ dachte Fanny — und mit einem etwas verlegenen, aber unendlich gewinnenden Lächeln trat sie dem Eintretenden entgegen. Es war ein Herr, der, den Hut in der Hand, sie höflich begrüßend, vor ihr stand. Das Lächeln erstarb ihr auf den Lippen — vor ihr befand sich Hohendahl. Einen Augenblick sahen sich beide sprachlos an. Fanny war die erste, die sich von ihrem Erstaunen erholte.

„Ich muß Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, Herr Hohendahl,“ sagte sie möglichst ruhig; „ich habe mich auf einem Spaziergang verirrt und verspätet, konnte den letzten Zug nicht mehr erreichen und habe mich, ohne den Besitzer zu kennen, in dieses Haus geflüchtet. Kann ich unter Ihrem Schutze oder durch Ihre Vermittelung sicher nach Alhama zurückkommen?“ Sie hatte, während sie sprach, ihre Fassung ganz wiedergewonnen, und auch Hohendahl war zu sehr erfahrener Weltmann, um über die allerdings merkwürdige Begegnung seine Verwunderung auszusprechen.

„Sie befinden sich in meinem Landhause, Frau Steffens, und ich bin sehr glücklich, Ihnen dienlich sein zu können. Vor der Thüre wartet noch der Wagen, der mich hergebracht hat; wenn Sie ihn zur Rückfahrt benützen wollen, so steht er Ihnen selbstverständlich zur Verfügung.“

Fanny besann sich keinen Augenblick. Sie sehnte sich möglichst schnell nach Hause zu kommen. Eilig ihren Hut aufsetzend, nahm sie den von Hohendahl gebotenen Vorschlag dankbar an und ließ sich von ihm zu dem harrenden Wagen führen. Hohendahl sagte dem Kutscher ihre Adresse und fügte noch etwas auf Catalonisch hinzu, das Fanny nicht verstand. Wahrscheinlich, daß er zurückkommen solle. Dann lüftete er seinen Hut. Die Pferde zogen an, und bald hatte Fanny das stille Dorf im Rücken. Ungefähr eine Stunde dauerte die Fahrt bis zu ihrer Wohnung.

In die Kissen des Wagens zurückgelehnt, dachte sie an diese wunderbare Begegnung. Das war also Carlos' Landhaus gewesen, von dem er ihr schon damals, als er ihr noch so nahe stand, erzählt hatte. Geschmackvoll und wohnlich schien es zu sein, selbst im Winter stets bereit, seinen Herrn behaglich aufzunehmen. Ja, Hohendahl verstand zu leben! Das hatte sie heute wieder gesehen. Morgens der moralpredigende Biedermann und abends ein Diner im Tete-a-tete mit einer schönen Frau, in aller Stille und Sicherheit, von niemand beobachtet. Wer es sich so einrichten konnte! Da konnte man gut und leicht vor der Welt der Tugendhafte — Hochgeschätzte sein! Mendoza dagegen, der unbesonnen alle Welt seine Streiche und Vergnügungen wissen ließ, der sich nicht nachts in einem fernen Landhaus versteckte, sondern offen im bekanntesten Restaurant mit irgend einer kleinen Tänzerin soupierte, war verschrieen und verrufen. Also kommt es wirklich im Leben nur darauf an, geschickt zu sein und den Schein zu retten? Wer mochte wohl die Frau sein, mit der Hohendahl gekommen? Wem mochten die Blumen und Vorbereitungen gelten? Der Wagen hielt. Sie war an ihrem Hause angelangt. Als Fanny aussteigen wollte, stieß sie mit dem Fuß an einen Gegenstand, der auf dem Boden des Wagens gelegen hatte. Sie bückte sich danach und hob ihn auf. Es war ein Elfenbeinfächer. — Einen Augenblick behielt ihn Fanny sinnend in der Hand, sie blickte nachdenklich auf das geschnitzte Monogramm desselben: „M. F.“ Sie überlegte: sollte sie den Fächer an sich nehmen und am anderen Morgen versiegelt nur mit ihrer Karte an Hohendahl senden als Dank für seine Moralpredigt heute morgen? Oder direkt an Mercedes? Wozu? Sie zuckte mit verächtlicher Ueberlegenheit die Achseln, legte ihren Fund auf den Sitz des Wagens und trat mit einem Gefühle sittlicher Genugthuung in ihr Haus, während der Wagen umwandte und langsam seinen Weg nach dem Landhause einschlug. —

* * *

„Seit über zwei Stunden wartet ein Herr auf die Sennora drinnen im Salon. Er schien ganz außer sich, der arme Herr, als ich ihm sagte, daß die Sennora noch nicht zurückgekommen sei, und wollte das Haus nicht eher verlassen, bis er die Sennora gesprochen.“

Fanny brauchte ihr Mädchen nicht nach dem Namen des Wartenden zu fragen, sie wußte, daß es Mendoza war.

Während sie in ihrem Schlafzimmer ihre Toilette wechselte und sich erfrischte, unterdrückte sie ein Gefühl von Bangigkeit. Würde Tonio ihr zürnen? Was wollte er von ihr? Ihr Herz klopfte, als sie in den Salon trat.

„Gott sei gelobt! Du bist da!“ rief Tonio, sie bei ihrem Eintreten in seine Arme schließend.

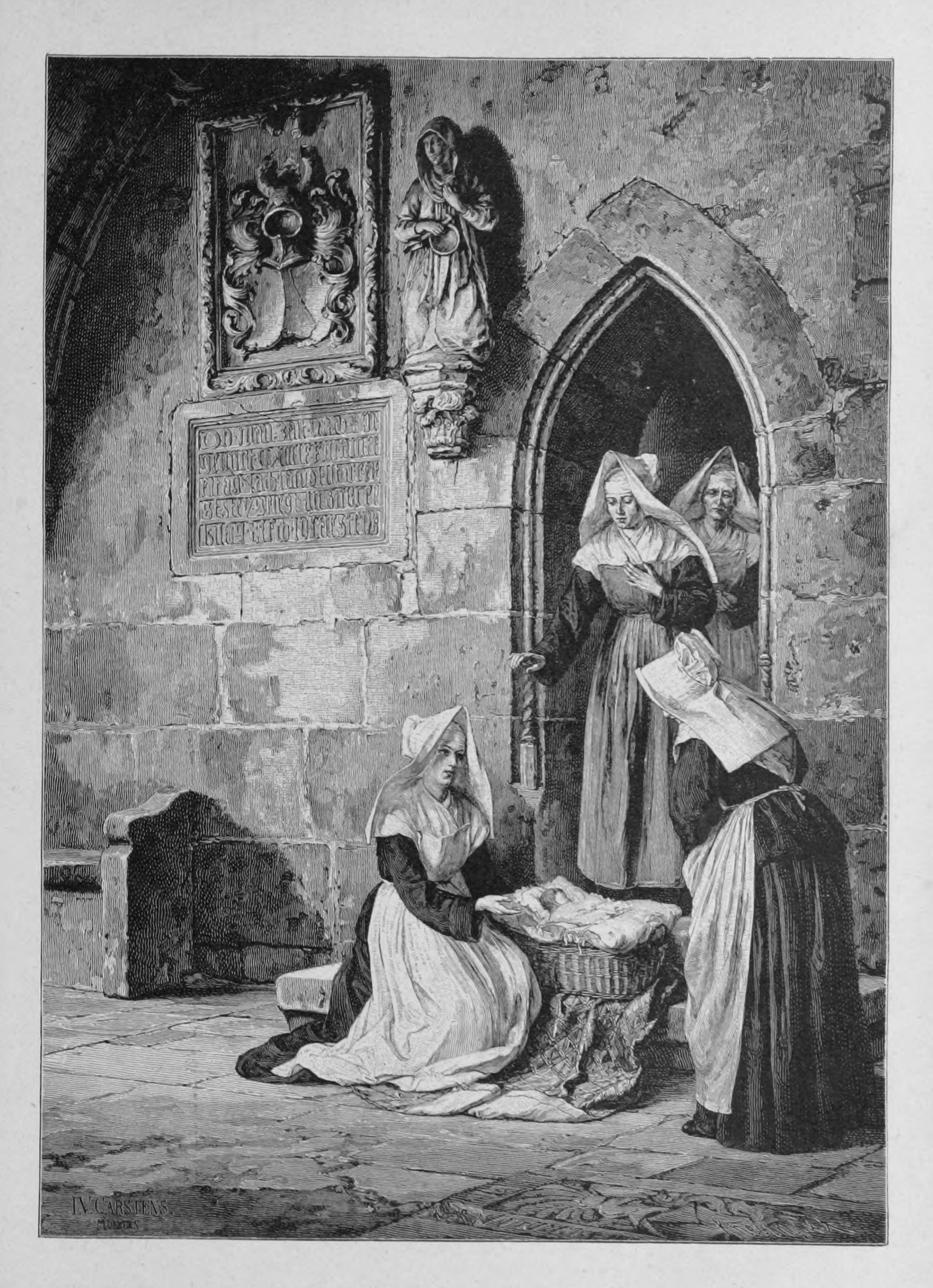
Fanny sträubte sich nicht mehr. Hier, in ihrem Hause, fühlte sie sich sicher. Sie dachte an Mercedes. Sie fühlte sich geliebter und beneidenswerter.

* * *

Als Georg nach einigen Tagen von seiner Reise heimkehrte, fand er seine Frau nicht mehr. Das Dienstmädchen überreichte ihm einen Brief folgenden Inhaltes:

„Lieber Georg!

Als Du um mich warbst, gelobtest Du mir, mich ohne Vorwurf, noch irgend welche sonstigen Schwierig-



Vor dem Findelhause. Von V. Carstens.

keiten frei zu geben, sobald ich den Wunsch darnach hegen würde. Es ist mir in unserer kurzen Ehe klar geworden, daß ich Dich nicht glücklich machen kann und an Deiner Seite unglücklich werde. Eine schnelle Trennung ist daher das Geratenste. Ich verlasse Dich, und bitte Dich, alle nötigen Schritte zur Lösung unserer Ehe zu thun. Gräme Dich nicht um mich — wir paßten wirklich nicht zu einander. Eine andere Frau wird Dich sicherlich glücklicher machen als ich. Lebe wohl!

Fanny."

* * *

Seit Fannys plötzlichem Verschwinden aus Alhama waren sechs Jahre vergangen.

Es war ein schöner, sonniger, warmer Nachmittag. Wieder wie vor langen Jahren saß Fanny am runden Tische in dem völlig unveränderten Wohnzimmer ihrer Eltern in Dresden, vor sich ein Buch, in dem sie zu lesen schien. Ihr gegenüber auf dem Sofa hatte es sich ihre Mutter bequem gemacht und war zu dem üblichen Nachmittagsschläfchen sanft eingenickt. Frau Schliepmann hatte sich nur wenig verändert; freilich war ihr Haar etwas grauer geworden, und auf Stirn und Wangen waren ein paar Fältchen mehr.

Fanny blickte auf die ruhende Mutter und deren im Schlafe friedlich lächelndes Gesicht.

Wie gut hatte sie es ihr Lebenlang gehabt! Keine Aufregung, keinen gestörten Seelenfrieden, ein langweiliges Einerlei, aber doch ein ehrbares! An der Seite ihres ruhigen, richtig denkenden und handelnden Mannes waren ihr nur solche Sorgen beschieden gewesen, wie sie jeder Frau auferlegt werden. Alle inneren Kämpfe, alle bitteren Enttäuschungen — der guten Frau waren sie erspart geblieben.

Und sie! Fanny! Wie anders war es ihr ergangen! Wieviel hatte sie seit jenem verhängnisvollen Sonntag auf Buenavista durchlebt und durchlitten! Sie sträubte sich immer und immer wieder an die Wirklichkeit zu glauben. Thörichte Selbsttäuschung!

Fühlte sie nicht in jedem Augenblicke ihres Daseins die rauhen, unerbittlichen Folgen des Geschehenen? Währte diese beschämende Freudlosigkeit nicht schon seit vollen sechs Jahren?

Erst seit sechs Jahren!

Es dünkte sie eine Ewigkeit! — Und doch standen alle Ereignisse jener Zeit in roher und häßlicher Anschaulichkeit vor ihrer Seele.

Sie sah sich an ihrem zierlichen Schreibtisch sitzend, während sie kühl, ohne die geringste Regung dem Manne, der es so treu mit ihr gemeint hatte, den Abschied gab. Sie hörte das Knarren, mit welchem die Balkonthür des gegenüberliegenden Hauses geöffnet wurde, und sah Hohendahl gemächlich hervortreten, die Cigarette im Munde; er erschien ihr in diesem Augenblicke unangenehmer denn je; er war ihr geradezu abscheulich, denn sie fühlte, daß er recht gehabt hatte! Immer recht! recht, als er vor dem Wagnis einer dauernden Verbindung mit ihr nach reiflicher Ueberlegung zurückgescheut war; recht, als er sie vor dem gefährlichen Mendoza gewarnt hatte!

Und doch wiederum nicht recht! Mendoza hatte sie nicht getäuscht. Es war sein redlicher und ernsthafter Wille gewesen, sie vor Gott und Menschen die Seinige nennen zu dürfen. Freudig hatte er sich mit ihr verlobt und von jenem Augenblicke an die Geliebte mit allen zarten Rücksichten und dem tiefen Respekte, den er seiner Braut und künftigen Gattin schuldete, umgeben.

Eine ältere Freundin der Familie Mendoza war durch seine glühende Beredtsamkeit und Ueberzeugungskraft dazu veranlaßt worden, den beiden das Geleite nach Paris zu geben. Sie waren daselbst in verschiedenen Hotels abgestiegen, und die ältere Dame kehrte erst nach Alhama zurück, nachdem es gelungen war, für Fanny eine geeignete Gesellschafterin in gesetzterem Lebensalter zu finden.

Fanny hatte allerdings die geringfügige Genugthuung, durch ihre eigenartige Schönheit aufzufallen, wenn sie sich am Arme Mendozas und in Begleitung ihrer Gesellschafterin in den Logen und auf dem Rennplatze zeigte. Aber diese vorübergehenden Erfolge, die ihrer weiblichen Eitelkeit schmeichelten, vermochten sie nicht über das Heikle und Mißliche ihrer schwankenden und unerquicklichen Stellung hinwegzutrösten.

Jetzt, da sie nichts anderes war als eine in Scheidung lebende Frau, die ihrem Manne davongelaufen, war ihr die gute Gesellschaft verschlossen, und Tonio behütete sie vor jeder Berührung mit jenen Kreisen, in welchen er die tollen Jahre seiner Witwerschaft verbracht hatte.

Der gute Tonio wurde schließlich in seinen Beziehungen zu ihr auch ein Philister! Nur in einer anderen, fremdartigen Gestalt!

Aber freilich, alles, was sie in Paris jetzt versäumt hatte, sollte ja nachgeholt werden, sobald nur die Verhältnisse geregelt sein würden. Aber diese Regelung verschleppte sich von einer Woche zur andern und zog sich immer weiter hinaus!

Tonio erhielt vorwurfsvolle, ja verzweifelte Briefe von seiner alten Mutter. Alle Rechtfertigungsversuche mißglückten ihr gegenüber. Die alte Dame blieb standhaft in ihrem äußersten Widerstreben gegen eine Verbindung der beiden; sie erklärte und wiederholte beständig, daß sie niemals ihre Einwilligung zu der unseligen Ehe mit Fanny geben werde.

Es kamen noch andere Schwierigkeiten hinzu: Tonio war Katholik, Fanny Protestantin. Die Kirche weigerte sich energisch, den Bund zwischen einem ihrer Söhne und einer Andersgläubigen, einer geschiedenen Frau, einzusegnen. Trotz Georgs hochherzigen Bemühungen war Fanny wegen böslicher Verlassung doch als schuldiger Teil verurteilt worden.

Alle diese Scherereien und Umstände, alle diese Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten verstimmten ernstlich Tonio, dem es nicht gelingen wollte, seine gedrückte Stimmung Fanny gegenüber völlig zu verbergen. Und auch Fanny litt schwer unter der schiefen Position.

In steter Gesellschaft einer mißtrauischen, peinlich korrekten Person, die sich ihr gegenüber das Recht einer gewissen Ueberwachung und Bevormundung anmaßte, als Braut eines Mannes, der durch beständige herzliche Mahnungen, durch erzürnte Drohungen von Hause, schließlich in seinem festen Entschlusse wankend zu werden

schien, der unerquickliche Anwandelungen uneingestandener Reue nicht ganz unterdrücken konnte, dem sie am Ende schwer zur Last fallen würde, und den vielleicht nur noch eine eingegangene Verpflichtung an sie fesselte, fühlte sich Fanny recht unglücklich. Sie durfte ihm nicht zürnen. Wurde sie doch selbst von gewissen Anwandelungen des Ueberdrusses beschlichen.

Immer stärker und stärker regte sich in ihr die Sehnsucht nach ruhigen, geordneten Verhältnissen, nach einer geachteten Stellung, nach der Gesellschaft einer verständigen, respektablen Frau, einer Freundin, wie Frau Bornemann es ihr gewesen war.

Gewiß liebte sie Tonio noch immer und treuer, als die Welt es begreifen konnte. Gewiß wurde er falsch beurteilt! Er war zwar unbesonnen, aber im Grunde des Herzens doch gut. Es lag indessen nicht in seiner Macht, sie glücklich zu machen — wie es überhaupt in keiner menschlichen Macht liegt, ein Wesen glücklich zu machen, das nicht das Talent dazu besitzt, glücklich zu sein.

Ihr war diese Gabe versagt. Sie hatte es nie verstanden, sich ihr Leben nach den gegebenen Verhältnissen zurecht zu zimmern; sie wollte sich immer neue Bedingungen eines besseren Lebens schaffen und wurde immer unglücklicher. Nie war sie so unglücklich gewesen wie jetzt.

Was hatte sie in Paris zu suchen? Was bot ihr die Zukunft? Sollte sie in ewiger Brautschaft leben, gelöst von ihrer Familie, als geschiedene Frau allen Verdächtigungen preisgegeben und den Freuden der Gesellschaft entrückt? An der Seite eines Mannes, dessen Lebenslust durch den Zwang der leidigen Verhältnisse wahrnehmbar zu erlöschen, dessen Herzenszuneigung zu schwinden drohte, und der schließlich nur noch durch Anstandsgefühl und beschämendes Mitleid an sie gebunden werden sollte? Sollte sie so ihr junges Leben in Unlust, in Reue und Thränen verseufzen?

Ihr Entschluß war gefaßt und sie führte ihn aus. Ohne Abschied verließ sie Paris und kehrte zu ihren Eltern heim.

Unerquickliche Auseinandersetzungen, heiße Kämpfe! Aber die Eltern hatten trotz alledem dem geliebten, unglücklichen Kinde vergeben, hatten vergeben und vergessen.

In Dresden hatte man nur gehört, daß die schöne Fanny Schliepmann sich von ihrem Manne habe scheiden lassen und zu ihren Eltern zurückgekehrt sei. Einzelheiten waren unbekannt. Einige Tage hindurch wurde in den Kreisen, in denen Fanny bekannt war, sehr viel und sehr lebhaft über die Sache gesprochen, dann kam etwas Anderes, was die guten Leute beschäftigte; man sprach nicht mehr davon und fand, daß es für die alternden Eltern eigentlich recht angenehm sei, ihre einzige Tochter bei sich zu haben.

Von Mendoza hatte sie nichts mehr gehört. So war es ihr auch am Liebsten. Durch nichts wollte sie an die verhängnisvolle Episode ihres Lebens erinnert werden, und nur ungern dachte sie an ihn zurück.

Georg hatte kurze Zeit nach ihrem Verschwinden Alhama verlassen und war nach Madrid übergesiedelt. Das hatte ihr die gute Frau Bornemann geschrieben, mit der sie sich nach einer mehrjährigen Pause in ihren Beziehungen schließlich wieder ausgesöhnt hatte.

Durch Frau Bornemann hatte sie auch erfahren, daß Don Pedro Fuentes eines plötzlichen Todes gestorben und die junge Witwe Mercedes unmittelbar darauf nach der Havana zurückgekehrt sei.

Hohendahl reiste sehr viel. Er war auffallend schnell gealtert, kam fast gar nicht mehr in die Stadt, sondern lebte, zwischen zwei längeren Reisen, fast ausschließlich auf seinem Landhause, unweit der Buenavista, — ein griesgrämiger Hagestolz, wenigen zum Leid, niemand zur Freud.

Frau Bornemann selbst klagte über Beschwerden, die das kommende Alter mit sich brächte, und ersehnte mit Freude den nicht mehr allzufernen Zeitpunkt, daß die Geschäfte ihres Mannes es ihnen gestatten würden, endlich nach Deutschland überzusiedeln; denn ihnen beiden erscheine der Gedanke, in spanischer Erde begraben zu werden, unerträglich. In ihrem letzten Briefe hatte sie der Hoffnung, schon im kommenden Sommer ihr Heim wieder nach dem Vaterland zu verlegen, frohen Ausdruck gegeben.

An alles das dachte Fanny, während ihre Blicke auf den gedruckten Seiten des vor ihr liegenden, offenen Buches ruhten. Sie erinnerte sich nicht einmal, was das für ein Buch war. Gewiß ein Roman! mit einer glücklichen oder unglücklichen Heldin? Ein Roman! Ihr Mund verzog sich zu einem spöttischen, kalten Lächeln. Als ob sie Romane zu lesen brauchte!

Die Sonnenstrahlen fielen hell ins Zimmer und trafen die schlafende Mutter. Herr Schliepmann trat vorsichtig ein, eine blaue Mappe unter dem Arme. Er legte sie behutsam auf das Cylinderbüreau, als er seine Frau erblickte; und da er befürchtete, das helle Licht könne die Schlummernde stören, trat er leise an das Fenster und zog den dunkeln Stoffvorhang schützend vor. Obwohl er sich alle Mühe gegeben hatte, kein Geräusch zu machen, schlug Frau Schliepmann dennoch die Augen auf; sie sah das sorgende und liebevolle Bemühen ihres Mannes und dankte ihm mit freundlichem Blick und Händedruck.

Wie gut die beiden Alten jetzt zu einander waren! Der Vater umgab die Mutter mit tausend Beweisen von Liebe und Dankbarkeit. Frau Schliepmann hatte es in ihren jüngeren Jahren nie so gut gehabt; sie erntete jetzt den Lohn für das treue geduldige Ausharren auf dem Posten, auf den das Schicksal sie gestellt hatte.

Fanny stand auf und verließ langsam das Zimmer. Sie wollte den Eltern ihr trauriges Gesicht nicht zeigen.

Wer sich wohl dereinst liebevoll um sie bemühen würde?

Sie hatte sich keine Dankbarkeit zu erwerben verstanden. Ihre Gegenwart war leer, und vor ihr lag ein einsames Alter.

Die Wiedererkennung der Verbrecher.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen. XXVIII).

Zu allen Zeiten ist die Wiedererkennung der Verbrecher ein wichtiges Thema für die Untersuchungsrichter, Polizeibeamten und folglich auch für die Schwurgerichtspflege gewesen. Die Geschichte des Strafrechts ist reich an merkwürdigen Beispielen für die Wahrscheinlichkeitsgrade des Wiedererkennens solcher Personen, welche eines Verbrechens angeschuldigt sind. Man erstaunt nicht selten darüber, wie flüchtige Eindrücke in dem Gedächtnis einzelner Menschen haften bleiben, und andererseits auch darüber, mit welcher Zuversicht die Identität verdächtiger Personen beschworen wird, obwohl es sich hinterher zeigt, daß Dutzende von Zeugen sich in diesem Stücke irren konnten. Im allgemeinen läßt sich sagen: Die Schwierigkeiten der Identifikation sind im Wachstum begriffen. Die Mannigfaltigkeit der Lebensverhältnisse ist eine so große, die Schwierigkeit des bürgerlichen Erwerbes eine so drückende, daß die dem einzelnen Menschen bei der Begegnung mit Mitmenschen gewidmete Aufmerksamkeit nur eine sehr oberflächliche sein kann, wenn nicht besondere Umstände hinzutreten, um die Aufmerksamkeit an auffallende Vorgänge zu fesseln. Zu diesen allgemeinen, gleichsam gesellschaftsphysiologischen Momenten tritt alsdann noch die Lebhaftigkeit des Ortswechsels in dem Getriebe der modernen Gesellschaft. Man frage irgend jemand, der im Sommer auf Reisen geht, an wie viele Menschengesichter aus seiner Reisegesellschaft er eine Erinnerung bewahrt hat, so dürfte man erfahren, daß die Anzahl der Mitreisenden, die man bei späterer Begegnung wiederzuerkennen imstande sein würde, nur eine sehr kleine sein kann. Schon längst hat man daher, wenigstens für das Beamtentum, begonnen, zu den Mitteln der Photographie zu greifen, um Verbrecher kennbar werden zu lassen. Bekannt ist jedoch, daß Dutzende von Personen unschuldig auf photographische Aehnlichkeiten hin verhaftet worden sind und späterhin wieder freigelassen werden mußten. In allerneuester Zeit hat das Wiedererkennungsverfahren eine entschieden erhöhte Bedeutung namentlich in Frankreich aus dem Grunde erlangt, weil man dort die größte Aufmerksamkeit auf die genaue Anwendung der Rückfallstrafen zu verwenden pflegte und in allerletzter Zeit, nämlich im Mai des vergangenen Jahres, ein Gesetz ergangen ist, welches die Relegation vorbestrafter Verbrecher nach überseeischen Weltteilen in bedeutendem Umfange verordnet. Vorauszusehen ist nämlich, daß in jenen entfernten Weltteilen bei häufigen Fluchtversuchen relegierter Personen die Wiedererkennung eine schwierige Aufgabe sein möchte. Aus all diesen Gründen verdient das anthropometrische Verfahren, welches Herr Bertillon in Frankreich sorgfältigst erprobt hat, die allgemeinste Aufmerksamkeit der Kriminalisten. Dieses Verfahren in den Hauptpunkten darzustellen und dasselbe weiteren Kreisen zugänglich zu machen, ist der Zweck dieser Mitteilung.

Die für die Erkennung der Strafgefangenen wesentlichen Kennzeichen werden durch Herrn Bertillon auf neun Punkte reduziert:

1) Länge und Breite des Kopfes.
2) Länge des Mittelfingers und des kleinen Fingers an der linken Hand.
3) Länge des linken Fußes.
4) Länge des linken Ellbogens.
5) Länge des rechten Ohres.
6) Größe des Körpers.
7) Länge der beiden Armspannungen.
8) Länge des Oberkörpers.
9) Besondere Angabe der Augenfarben.

Selbstverständlich treten dann zu diesen allgemeinen Merkmalen noch die besonderen Kennzeichen hinzu, unter denen die Farbe der Haare und des Bartes, sowie die Gestalt und Ausdehnung der Nase überall eine besondere Rolle spielen, und wofür die Einführung einer gemeinverständlichen, überall zutreffenden Terminologie von unleugbarer Wichtigkeit erscheint. Um die erforderlichen Maße richtig geliefert zu erhalten, hat Herr Bertillon mehrere Meßinstrumente konstruiert. Soweit man diese, ohne besondere Anwendung davon gemacht zu haben, beurteilen kann, erscheint es, als ob die in Zeichnungen vorliegenden Meßinstrumente den Bedürfnissen der Geschäftspraxis vollkommen genügen. Herr Bertillon versichert, daß eine eingeübte Hand jeden einzelnen Meßakt in einer halben Sekunde ausführen kann; hierbei ist es aber von Wichtigkeit, in Gegenwart des Verbrechers niemals durchschimmern zu lassen, daß Irrtümer möglich seien; dem Gefangenen muß mit so großer Zuversicht entgegengetreten werden, daß er seinerseits niemals darauf verfällt, durch plötzliche Bewegungen oder Verstellungen die Arbeit des Messenden vereiteln zu können. Zwar werden sich überall unter einer größeren Anzahl meßbarer Personen gleichsam Doubletten der Größe und des Wuchses vorfinden; mit der Steigerung der Ziffer erforderlicher Kriterien verschwindet indessen die Möglichkeit einer Personenverwechslung bis in entlegene Fernen. Immerhin kann es zu einer genaueren Kontrolle wünschenswert erscheinen, dasselbe Individuum einer mehrmaligen Messung nach nicht allzulangen Zwischenräumen zu unterwerfen.

Ganz besondere Aufmerksamkeit wird nach den uns gewordenen Mitteilungen auf die Beschreibung und Messung der Ohrmuschel verwendet, deren Gestaltung außerordentliche Mannigfaltigkeit aufweist. Ein schwierigeres Problem hingegen ist es, eine allgemein zutreffende Beschreibung der Augenfarbe zu geben; in diesem Stücke herrscht selbst unter erfahrenen Männern eine große Unklarheit; man darf vermuten, daß der Richter, welcher drei Männer über die Augenfarbe eines abwesenden Verbrechers vernimmt, drei verschiedene Antworten erhalten wird. Die Nüancierungen der blauen Farbe sind sehr mannigfaltige; nicht selten hört man von grauer Augenfarbe sprechen, obgleich die herrschende Meinung unter den franzö-

sischen Farbenverständigen dahin geht, daß es graue Augen in Wirklichkeit nicht gebe, sondern nur blaue Augen, welche durch eine bräunliche Färbung dem Grau sich nähern; ebenso glauben manche beobachtet zu haben, daß der Eindruck einer grauen Farbe nur eine Wirkung der Beschattung blauer Augen durch die Wimpern darstelle. Manchmal geschieht es überdies, daß zwischen dem rechten und dem linken Auge Verschiedenheiten im Farbenton bemerkbar werden. Eben aus diesem Grunde hat man sich darüber zu verständigen, welches Auge bei der Beschreibung verbrecherischer Persönlichkeiten zum Gegenstande genommen werden soll. Unter den blauen Augen werden nun von Bertillon folgende Unterscheidungen in Vorschlag gebracht: Hellblau, himmelblau, violettblau, schieferblau. Nicht immer lassen sich die Grenzlinien zwischen diesen Abstufungen mit Sicherheit erkennen. Denn es gibt Färbungen, welche unter mehrere dieser Bezeichnungen subsumiert werden können. Manche Augen haben etwas von jeder der vorgenannten Artbestimmungen. Am leichtesten unterscheidbar sind für den aufmerksamen Beobachter die Abstufungen in der braunen Färbung des Auges. Hier genügt es, dunkelbraun und heller braun zu unterscheiden. Man braucht in Frankreich als Kennzeichen der dunkleren und helleren Färbung die beiden Hauptarten von Kastanienfrüchten, von denen man die eine „Maron“, die andere als roßkastanienbraun (châtain) benennt. Schwarze Augen, von denen das Publikum so häufig zu sprechen pflegt, deren Typus man bei den Arabern und den Negern und Südländern im allgemeinen am häufigsten antrifft, lassen die neueren Farbenverständigen in Frankreich nicht gelten. Dieses schwarze Auge wird also als ein maronenfarbiges Auge zu klassifizieren sein. Bestimmte Typen der Augenfärbung in der einen Richtung des Blau und der anderen des Braun sind übrigens in Frankreich selten. Die große Mehrzahl französischer Landesangehöriger besitzt Augen von einer Uebergangsfarbe, die weder als entschieden blau noch als entschieden braun in Anspruch genommen werden können. Als Farbenskala werden nun folgende Bezeichnungen für die Klassifikation der Iris als zweckmäßig empfohlen:

1) Das gelbe Pigment nähert sich der gelben Farbe der Schäferblume und dem sogenannten neapolitanischen Gelb (hellbraune Augen).

2) Die orangenfarbige Pigmentierung entspricht in der Malerei dem Gelb oder Ocker; als Bezeichnung empfiehlt sich „Orangengelb“.

3) Roßkastanienfarbig nennt man den natürlichen oder gebrannten Thon von Siena oder auch die Rinde der Roßkastanienfrucht, wenn dieselbe getrocknet und pulverisiert wird.

An Abgrenzungen dieser Schattierungen unterscheidet man: 1) die gelbe Farbe von der orangenfarbigen Stufe durch die Wahrnehmung, daß rötliche Reflexe durchaus fehlen oder die Pigmentation eine sehr wenig reichliche ist.

2) Jene in das orangenfarbige übergehende roßkastanienbraune Schattierung durch eine hellere und nicht glänzende Nuance von Schwarz.

3) Das maronenbraune Auge unterscheidet sich von dem roßkastanienbraunen durch eine mehr gesättigte sammetartige Pigmentation, welche im allgemeinen reichlicher und auch dunkler hervortritt.

Aus der italienischen Strafstatistik.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen XXIX.)

Vor kurzem ist das große Werk vollendet worden, welches die Generaldirektion der italienischen Statistik den verbrecherischen Erscheinungen des Zeitraums von 1873—1883 gewidmet hat. Wir bemerken darüber folgendes, ohne im entferntesten daran zu denken, die große Armee der statistischen Tabellen zu einer Gesamtheerschau zu versammeln. Nur um diejenigen Zahlen handelt es sich, welche als Kommandierende innerhalb der vielen tausend anderen erscheinen. Wir erwähnen, daß vor den korrektionellen Tribunalen während des genannten zehnjährigen Zeitraumes die Ziffer der Verurteilten sich wenig veränderte. Dagegen verminderte sich in bemerkenswerter Weise die Zahl derjenigen, welche vor den Schwurgerichtshöfen verurteilt wurden, und zwar nach dem Jahre 1880, obwohl die italienische Bevölkerung um 7 1/2 Prozent seit dem Anfangsjahre unserer Statistik, also seit 1873, in demselben Zeitraum gewachsen war. Die Verurteilungen der Schwurgerichtshöfe sind heute in Italien geringer in ihrer Anzahl als vor 14 Jahren. Wenden wir uns dazu, einige Kategorien von Verbrechen besonders zu betrachten, so findet man, daß die Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit des Staates im Jahre 1876 40 betrugen, während sie im vorangegangenen Jahre 67 erreicht hatten. Das Jahr 1876 bezeichnet denjenigen Termin, in welchem die ehemalige Linke des italienischen Parlaments zur Herrschaft gelangte. Kein Wunder, daß die italienische Statistik auch vielfach in der politischen Praxis danach forscht, ob diese Wechsel in der Parteiherrschaft auf politischem Gebiete bestimmte Folgen nach sich gezogen haben. Die Gegner jenes Machtwechsels betonen daher mit Vorliebe gerade das Wachstum dieser gegen die Sicherheit des Staates gerichteten Angriffe. Richtig ist, daß im Jahre 1881 98 schwerere Staatsverbrechen abzuurteilen, im Jahre 1883, am Schlußpunkte unserer Statistik, sogar 193 Urteile aus dieser Veranlassung ergangen waren. Gewachsen sind auch in sehr erheblichem Maße nach dem Jahre 1876 die sogenannten Vergehen gegen die Religion, eine Bezeichnung, die wenig zutreffend genannt werden darf, da in Italien bekanntlich gegenwärtig der Grundsatz der Gewissensfreiheit zur Anerkennung der Kultushandlungen verschiedener Religionsparteien geführt hat. In dieser Hinsicht ist zu bemerken, daß im Jahre 1876 130 Anklagefälle aus Religionsverletzungen verzeichnet wurden, während man in derselben Rubrik 1883 bereits 529 Anklagefälle zählte. Im vorangegangenen Jahre, 1882, bezifferte sich diese Rubrik sogar auf 564. Wer

sich mit italienischer Kriminalstatistik beschäftigt, pflegt mit Vorliebe das Verhältnis der Tötungsverbrechen zu den Eigentumsverbrechen ins Auge zu fassen, zumal die Frage nach Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe in Italien noch immer nicht zur Entscheidung gelangen kann. Aus den vorliegenden Tabellen geht nun hervor, daß die schweren Mordfälle und anderen Tötungsdelikte wiederum zugenommen haben, während auf der entgegenstehenden Seite die Eigentumsverletzungen abnahmen. Gewachsen in bemerkenswerter Weise sind ferner Widerstandsfälle gegen die öffentliche Autorität; während man an solchen Straffällen im Jahre 1876 nur 5064 zählte, berechnete man im Jahre 1883 deren 8763. Beinahe verdoppelt haben sich auch die Vergehungen gegen die Verwaltungsbehörde. Gegen den öffentlichen Frieden verfehlten sich im Jahre 1876 ungefähr 14 000 Angeklagte.

Mit Erstaunen erfährt man die höchst auffällige Thatsache, daß im Jahre 1883 ein Stand von 35 551 Fällen erreicht wurde. Das Verhältnis dieser Zifferreihen zu einander ist allerdings nicht leicht zu erklären. Es fragt sich nämlich, ob in der That die Autorität der öffentlichen Gewalt in jenem zehnjährigen Zeitraum sich vermindert hat, oder ob umgekehrt die Aufmerksamkeit der Anklagebehörden sich in höherem Maße gegen Vergehungen gerichtet hat, die früher mit einer gewissen Milde und Nachsicht ignoriert werden konnten.

* *
*

Ueber die Kosten des Strafanstaltswesens in Italien sagt der verdiente Generaldirektor der italienischen Strafanstalten, gegenwärtig Staatsrat, Beltrani Scalia:

Die Verbrechen verursachen in Italien einen Verlust von jährlich 80 Millionen Franken. In dieser Ziffer sind aber nicht inbegriffen: 1) Die Kosten, welche das Ministerium des Inneren auf die geheimen Fonds zur Entdeckung der Verbrecher verwendet; 2) die Kosten der gerichtlichen Anstalten, insbesondere diejenigen der 85 Assisenhöfe; 3) die Kosten der Militärstrafgerichtsbarkeit; 4) die Kosten, welche für die Gefängnisse bestimmt sind, deren die Militärjustiz benötigt ist; 5) die Kosten, welche die Gemeinden für den öffentlichen Sicherheitsdienst und die Untersuchungsgefängnisse zu zahlen haben; 6) der Wert des Arbeitsverlustes, den 600 000 jährlich vor die Strafgerichte citierte Zeugen zu tragen haben; 7) der Arbeitswert von 9 Millionen Detentionstagen (Hafttagen), welche von den Angeschuldigten in den gerichtlichen Gefängnissen verbracht werden; 8) der effektive Schadenwert für verbrecherische Tötung von jährlich durchschnittlich 4000 Menschen — eine blutige Schlacht, wie sie im Parlament genannt wurde, durch das Verbrechertum in Italien insceniert; 9) die Heilkosten vorgekommener Verwundungen und der Verlust von Arbeitstagen, der ungefähr das Vierfache von den angeführten Tötungsfällen ausmachen würde; 10) der effektive Schaden infolge sämtlicher Verbrechenskategorien, bestehend in der Störung friedlichen Erwerbes infolge der durch Verbrechen verursachten Aufregungen.

Ein Mißverständnis.

Von

Alphons Daudet.

(Autorisierte Uebersetzung von Stephan Born.)

Die Ansicht der Frau.

Warum ist er böse? Was hat er gegen mich? Ich verstehe es nicht. Ich habe, weiß Gott, alles gethan, um ihn glücklich zu machen. Ich gebe es ja zu, daß ich statt eines Poeten im Grunde lieber einen Geschäftsmann, einen Notar, einen Mann mit ernsterem Beruf geheiratet hätte, der nicht so in allen Lüften schwebte; im Grunde aber gefiel er mir doch so wie er nun einmal war. Ich fand ihn ein wenig exaltiert, aber immerhin liebenswürdig, wohl erzogen. Er hatte auch etwas Vermögen, und ich dachte, daß wenn er einmal verheiratet wäre, er sich dann um ein hübsches Amt umsehen würde, was uns in eine vollkommen behagliche Stellung versetzt hätte. Er fand mich damals auch ganz nach seinem Geschmack. Wenn er zu meiner Tante aufs Land kam, um mich zu sehen, konnte er nicht genug Worte zu meiner Bewunderung finden und zum Preise der Ordnung und der schmucken Einrichtung unserer kleinen Wohnung, die sauber wie ein Kloster gehalten sei. „Es ist amüsant," sagte er. Er lachte, rief mich bei allerlei Namen, die er in Gedichten und Romanen gelesen hatte. Das verletzte mich ein wenig. Nun ja, ich hätte ihn mir etwas ernsthafter gewünscht. Den wirklichen Unterschied zwischen unseren beiden Naturen habe ich erst erkannt, als wir verheiratet und in Paris eingerichtet waren.

Ich, deren Traum es gewesen, ein recht hübsches, sonniges, sauberes Heim zu besitzen, ich sah ihn gleich in den ersten Tagen unsere Wohnung mit unnützen, altmodischen, staubigen Möbeln, vergilbtem, unsauberem Zeug vollstopfen ... Ueberall, in allen Dingen das Gleiche. Können Sie es begreifen, daß er mir eine sehr hübsche Stutzuhr aus der Kaiserzeit auf die Dachkammer spediert hat — sie rührte von meiner seligen Tante her — und so machte er es mit den prachtvoll eingerahmten Bildern, die ich von Pensionsfreundinnen bekommen hatte. Er fand alle diese Sachen abscheulich. Ich frage mich noch, weshalb. Denn in seinem Arbeitszimmer war ein Sammelsurium von alten, verräucherten Bildern zu sehen, von Statuetten, auf die ich mich schämte einen Blick zu werfen, dazu zerscherbter, nichtsnutziger Kram aus vergangenen Jahrhunderten, Leuchter voller Grünspan, geborstene Schüsseln, unpaarige Tassen. Neben mein schönes Piano aus Polisanderholz hatte er einen abscheulichen Kasten gestellt, der sich abschuppte als sollte eine neue Haut ihm wachsen, an dem die Hälfte Noten ausblieben, das überhaupt so ausgespielt war, daß man es kaum hörte. Zu mir selber sagte ich jetzt manchmal in aller Stille: „Ein Künstler, wie es scheint, muß immer etwas verrückt sein ... Er hat nur Gefallen an unnützem Trödel, er verachtet alles, was nützen kann."

Als ich nun gar seine Freunde sah, die Leute, die

er empfing, da wurde mir noch schlimmer zu Mute: Menschen mit langen Haaren, großen Bärten, schlecht gekämmt, schlecht gekleidet, die sich nicht scheuten, vor mir zu rauchen und deren Gespräch mir über die Maßen widerwärtig war, so sehr standen ihre Ideen im Mißklange mit den meinigen. Pompöse Ausdrücke, große Phrasen, nichts Natürliches, nichts Einfaches. Und dabei keine Ahnung von dem, was sich schickt; sie konnten zwanzigmal hintereinander zum Mittagessen kommen — nie ein Besuch, nie eine Aufmerksamkeit; nicht einmal eine Karte; nie ein Bonbon am Neujahrstag. Nichts ... Einige dieser Herren waren verheiratet und brachten uns ihre Frauen. Die Sorte Frauen hätten Sie sehen müssen! Tag für Tag prachtvolle Toiletten, wie ich sie, gottlob, niemals tragen werde. Eine künstliche Haarwildnis, lange Schleppen und dazu Talente, die sie ungescheut auskramten. Die eine sang wie eine Primadonna auf der Bühne, die andere spielte Klavier wie ein Musiklehrer, alle schwatzten über alles, wie Männer. Um Gottes willen, ist das vernünftig? Ich bitte Sie, dürfen ernsthafte, verheiratete Frauen an etwas anderes als an ihre Haushaltung denken? Ich habe versucht, dies meinem Manne begreiflich zu machen, dem es unlieb war, daß ich die Musik aufgegeben. Die Musik ist gut für kleine Mädchen und wenn man nichts Besseres zu thun weiß. Aber aufrichtig gesagt, ich wäre mir lächerlich vorgekommen, mich alle Tage vor ein Piano zu setzen.

O, ich weiß es wohl, sein schwerster Vorwurf gegen mich ist der, daß ich es versucht habe, ihn seiner sonderbaren, für ihn so gefährlichen Gesellschaft zu entreißen. „Du hast mir alle meine Freunde vertrieben!" Das mußte ich oft hören. Nun ja, ich habe es gethan, und bereue es durchaus nicht. Die Menschen hätten ihn noch ganz verrückt gemacht. Mehr als einmal, wenn er von ihnen kam, verbrachte er die ganze Nacht damit, zu reimen und zu reimen und dabei ging er stets auf und ab im Zimmer und deklamierte ganz laut. Als ob er nicht an sich schon sonderlich und querköpfig genug wäre, und als brauchte es noch weiterer Anregung und Aufregung für ihn! Habe ich was leiden müssen unter seinen Launen und närrischen Einfällen! Des Morgens platzt er in mein Zimmer herein: „Rasch, deinen Hut ... Wir gehen aufs Land." Man muß alles stehen und liegen lassen, die Haushaltung, die Näherei vernachlässigen, eine Droschke nehmen, in die Eisenbahn steigen, Geld ausgeben! Und ich, ich hatte immer ans Sparen gedacht. Denn, Sie werden zugeben mit 15 000 Franken Rente ist man in Paris nicht reich und legt man für seine Kinder nichts zurück. In der ersten Zeit lachte er über meine Einwendungen, versuchte er es, mich zum Lachen zu bringen; als er aber dann meinen festen Entschluß wahrnahm, ernsthaft zu bleiben, da wurde er mir gram wegen meiner Einfachheit, wegen meiner Vorliebe für eine stille Häuslichkeit. Ist es meine Schuld, wenn mir Theater, Konzerte, alle jene künstlerischen Soireen verhaßt sind, zu denen er mich hinschleppen wollte und auf denen er seine früheren Bekanntschaften, einen Schwarm von Phantasten, Bummlern und Verschwendern wiederfand?

Einen Augenblick hatte ich mir eingebildet, er würde vernünftiger. Es war mir gelungen, ihn von seinem abscheulichen Umgange zu befreien, uns einen Kreis von verständigen, gesetzten Leuten zu schaffen, nützliche Verbindungen für ihn anzuknüpfen ... Aber nein! Der geniale Herr langweilte sich, er langweilte sich vom Morgen bis zum Abend. Zu unseren kleinen Gesellschaften, wo ich für einen guten Thee, für ein hübsches Whist, für alles Nötige sorgte, erschien er mit einem Gesicht! in einer Stimmung! Und saßen wir allein, so war es auch nicht anders. Und doch war ich voller Aufmerksamkeiten für ihn. Ich sagte: „Lies mir etwas vor von dem, was du gemacht hast." Er deklamierte mir Verse, Tiraden. Ich verstand nichts davon, aber ich that doch so, als ob ich mich für seine Verse interessierte, und da und dort streute ich eine kleine Bemerkung ein, die merkwürdigerweise nur dazu diente, ihn regelmäßig zu verstimmen. In einem ganzen Jahre, und dabei hatte er Tag und Nacht gearbeitet, war mit seinen sämtlichen Reimen ein ganzer Band gefüllt worden, den kein Mensch kaufte. Ich hatte zu ihm gesagt: „Siehst du wohl ..." Ich wollte ihn eben zu etwas Verständigerem, zu etwas Einträglicherem bringen. Er brach in einen fürchterlichen Zorn aus und darauf verfiel er in eine anhaltende Traurigkeit; das machte mich sehr unglücklich. Meine Freundinnen rieten mir aufs beste: „Sehen Sie, meine Liebe", sagten sie, „das ist die Langeweile, die böse Laune eines unbeschäftigten Menschen ... Wenn er etwas mehr arbeitete, würde er auch nicht so mißmutig sein."

Nun setzte ich mich und alle meine Freunde und Bekannten in Bewegung, um ein Amt für ihn zu erlangen. Ich bestürmte Himmel und Erde, ich weiß nicht, wie viele Besuche bei Generalsekretären, bei Abteilungsdirigenten ich gemacht; ich bin bis ins Kabinett des Ministers gedrungen, und alles, ohne meinem Manne ein Wort zu sagen. Es war eine Ueberraschung, die ich ihm zu bereiten gedachte. „Wir wollen sehen, ob er diesmal zufrieden sein wird", sagte ich mir. Am Tage endlich, wo ich seine Ernennung erhalten — einen schönen Brief mit fünf Siegeln — gehe ich in sein Zimmer, lege den Brief freudetrunken auf seinen Tisch. Es war die gesicherte Zukunft, die Wohlhabenheit, die Gemütsruhe, die nur die Arbeit uns erteilt, die innere Zufriedenheit ... Wissen Sie, was er zu mir sagte? Er werde mir das niemals verzeihen, schrie er auf. Und nun zerriß er das Schreiben des Ministers in tausend Fetzen, lief davon und schlug die Thüren wütend hinter sich zu. O, diese Künstler, die armen kopfverdrehten Narren, die alles in dieser Welt verkehrt anpacken! Was soll neben einem solchen Menschen aus mir werden? Ich hatte Lust, die Sache mit ihm zu besprechen, ihm alles klar zu machen. Wozu aber? Man hatte mir oft genug gesagt: „Er ist ein Querkopf." Wozu darüber mit ihm reden? Unsere Sprache ist nicht dieselbe. Er würde mich nicht verstehen, ebensowenig wie ich ihn verstehe ... Und so leben wir beide nun in stummer gegenseitiger Betrachtung nebeneinander. Ich lese Haß in seinen Augen, und doch habe ich soviel Zuneigung zu ihm ... Es ist wirklich recht traurig.

* * *

Die Ansicht des Mannes.

Ich hatte alles wohl überlegt, alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Ich wollte keine Pariserin, ich fürchtete mich vor den Pariserinnen ... Ich wollte keine reiche Frau, die mit ungeheuren Ansprüchen aufgetreten wäre. Ich ängstigte mich auch vor dem Familienzubehör, dem fürchterlichen Netz von Krämerseelen und den unzähligen Verwandten, die das Opfer ihrer Zärtlichkeit mit breiter Hand umspannen, es niederstrecken, es ersticken. Meine Frau war so, wie ich in meinen Träumen sie mir vorgestellt. Ich sagte nämlich: Sie wird mir alles verdanken. Welche Lust, dieses kindliche Gemüt zum Schönen heranzubilden, diese reine Seele mit meinem Enthusiasmus, meinen Hoffnungen zu erfüllen, dieser Statue Leben einzuhauchen!

Sie erinnerte in der That an eine Statue, mit ihren großen, ernsten, ruhigen Augen, ihrem regelmäßigen griechischen Profil, den einer gewissen Härte, ja Strenge sich nähernden Zügen, was indessen durch die Wärme des jungen, rosig angehauchten Gesichtes, durch den Schatten der aufwärts gewellten Haare gemildert wurde. Man denke sich dazu einen leichten provinziellen Accent, der für mich eine wahre Wonne war, den ich geschlossenen Auges als eine Erinnerung an die selige Jugendzeit, als ein Echo süßen Seelenfriedens aus einer entfernten, verlorenen Weltecke in mir aufnahm — und nun eingestehen zu müssen, daß mir dieser Accent unerträglich geworden!... Damals freilich hatte ich den Glauben. Ich liebte, ich war glücklich, geneigt noch glücklicher zu werden. Voll Arbeitseifer hatte ich sogleich nach meiner Verheiratung eine neue Dichtung begonnen und abends las ich die während des Tages entstandenen Verse vor. Ich wollte sie vollständig in meiner Existenz aufgehen lassen. Die ersten Male sagte sie: „Es ist recht hübsch . . ." und ich war ihr dankbar für diese kindliche Anerkennung, ich hoffte, sie werde mit der Zeit besser begreifen, was mein Leben ausmacht.

Die Unglückliche! Wie entsetzlich mochte ich sie langweilen! Nachdem ich ihr meine Verse vorgelesen, gab ich die etwa gewünschten Erläuterungen, suchte dabei in ihren schönen erstaunten Augen die erwartete Erleuchtung, glaubte auch sie darin zu entdecken. Ich nötigte ihr ein Urteil ab, glitt über die Dummheiten hinweg, um nur das Gute zu hören, das der Zufall ihr auf die Lippen legte. Ich hätte so sehr gewünscht, aus ihr meine wirkliche Frau, die Frau eines Künstlers zu machen!... Aber nein! Sie hatte kein Verständnis für mich. Was nützte es, ihr die großen Dichter vorzulesen, das Ergreifendste, das Zarteste für sie auszuwählen? Die goldenen Verse der Sänger der Liebe glitten an ihr ab, langweilig, kühl, wie die Tropfen eines Sommermorgens. Eines Tages, ich erinnere mich dessen wohl, lasen wir die „Oktobernacht"; sie unterbrach mich dabei, um etwas Ernsthafteres von mir zu verlangen. Ich versuchte es, ihr klar zu machen, daß es nichts Ernsthafteres in der Welt gibt als die Poesie, die des Lebens höchsten Inhalt ausmacht, wie eine zitternde Flamme über ihm schwebt, zu der die Worte, die Gedanken sich erheben, um sich in ihrer Glut zu läutern und zu verklären. Ihr hübscher Mund verzog sich zu einem verächtlichen Lächeln, ihr Blick drückte das Mitleid überlegener Seelen aus. Es war, als hätte ein Kind oder ein Thor mit ihr gesprochen.

Was habe ich nicht an Kraft, an nutzloser Beredsamkeit aufgewendet! Es hatte nichts Macht über sie. Ich prallte unaufhörlich an ihrem sogenannten praktischen Sinn, an ihrer Verständigkeit ab, der ewigen Waffe trockener Gemüter, engherziger Menschen. Und nicht bloß die Dichtkunst war ihr langweilig. Vor unserer Verheiratung hielt ich sie für musikalisch. Sie schien die Stücke, die sie spielte, zu verstehen; es waren nur mühsam eingetrichterte Noten. Kaum war sie verheiratet, so schloß sie das Klavier zu, verzichtete sie auf die Musik... Eine junge Frau, die alles aufgibt, wodurch sie als Mädchen gefiel — gibt es etwas Trübseligeres? Wenn auf das Stichwort die Antwort gefallen, die Rolle gespielt ist, legt das reizende Naturkind das gefällige Kostüm ab. Solange es gilt, einen Mann zu kapern, siehst du noch an der Oberfläche einige kleine Talente, ein hübsches Lächeln, eine flüchtige Anmut; dann aber tritt die Wandlung ein. Bei ihr geschah dies urplötzlich. Anfangs hatte ich gehofft, daß der gebildete Geschmack, den ich ihr nicht hatte geben können, daß das Verständnis der Kunst, der Sinn für alles Schöne nach und nach und unbewußt in dem wunderbaren Paris, wo Augen und Geist, man weiß nicht wie, sich schärfen, über sie kommen werde. Was ist mit einer Frau anzufangen, die keinen Blick in ein Buch werfen, kein Gemälde betrachten mag, die von allem gelangweilt wird, die nicht sehen will? Ich begriff nun, daß ich mich darauf zu beschränken hätte, an meiner Seite nichts anderes als eine thätige, sparsame, ja sehr sparsame Hausfrau zu besitzen, die Frau, wie Proudhon sie schätzt, nichts mehr. Ich hätte mich damit getröstet, geht es doch vielen Poeten nicht besser. Diese bescheidene Rolle aber genügte ihr nicht.

Ganz allmählich, recht duckmäuserisch, in aller Stille, gelang es ihr, alle meine Freunde zu vertreiben. Es ist wahr, wir legten uns keine Fesseln in ihrer Gegenwart an. Wir schwatzten wie in früheren Tagen, und sie, sie hatte bei unseren künstlerischen Uebertreibungen, bei den tollen Axiomen, den Paradoxen, in welche der Gedanke sich maskierte, um besser zu gefallen, keine Ahnung von der Phantasie, die ihn geboren, von der Ironie, die ihn erzogen. Alles das vermochte nur, sie zu reizen oder zu verblüffen. Dort saß sie in einem Winkel des Salons, sie hörte schweigend zu und faßte dabei den stillen Entschluß, alle diejenigen zu verdrängen, deren Reden sie so tief verletzten. Trotz des anscheinend freundlichen Empfanges merkte man schon bei mir jenen kleinen Luftzug, der einem andeutet, daß die Thüre nur angelehnt ist und daß es bald Zeit ist zu gehen.

Als sie meiner Freunde sich entledigt hatte, ersetzte sie dieselben durch die ihrigen. Nach und nach sah ich mich überschwemmt von einer Flut abgeschmackter, langweiliger Menschen, die von Kunst keine Ahnung hatten und die Poesie tief verachteten, weil „das nichts einbringt." Mit Absicht citierte man in meiner Gegenwart die Namen der Tageslitteraten, Bücherfabrikanten,

die dutzendweise Theaterstücke und Romane in die Welt setzen: „Der und der verdient viel Geld", hieß es dann.

Geld verdienen! das ist das Zauberwort, mit dem man solche Ungeheuer besticht, und zu meinem Schmerz muß ich sehen, daß meine Frau nicht anders dachte als sie. In dieser traurigen Gesellschaft hatten ihre provinziellen Anschauungen, ihre beschränkten, engherzigen Ideen sich zu einem unglaublichen Geiz verdichtet. 15 000 Franken Rente! Mir will es scheinen, daß man damit ohne Sorgen um den kommenden Tag wohl leben kann. Sie konnte dies nicht. Ich hörte sie unaufhörlich klagen, von Sparsamkeit, von Neuerungen, von vorteilhaften Kapitalanlagen reden. Je mehr sie mich mit diesen dummen Geschichten plagte, um so rascher verlor ich die Lust an jeder Arbeit. Bisweilen kam sie an den Tisch und blätterte verächtlich in dem begonnenen Werk. — „Nur das?" rief sie aus und dabei zählte sie die Stunden nach, die über die wenigen kleinen Zeilen dahingeflossen waren. Ach, wenn ich auf sie hätte hören wollen, so würde sich der schöne Dichtername, den ich mir nach so vielen Jahren endlich erworben, jetzt im Staube gemeiner Ueberproduktion umherwälzen... Und wenn ich bedenke, daß ich dieser selben Frau einst mein ganzes Herz, all mein Dichten und Trachten hingegeben; wenn ich bedenke, daß die Mißachtung, die sie mir heute bezeigte, weil ich kein Geld verdiene, mit dem ersten Tage unserer Ehe begonnen hat — o dann schäme ich mich meiner selbst oder schäme ich mich ihrer.

Ich verdiene kein Geld! Das erklärt alles, den Vorwurf in ihrem Blick, ihre Bewunderung für einträgliche Banalitäten; das erklärt auch den wahnsinnigen Schritt, den sie kürzlich gethan, um ich weiß nicht welche Anstellung in einem Ministerialbüreau für mich zu erlangen.

Ei gewiß, ich habe Widerstand geleistet. Das fehlte noch, daß ich ohne Gegenwehr meinen Willen vor allen ihren Ueberredungskünsten, allen Angriffen beugte. Sie kann stundenlang auf mich einreden, mich mit ihrem kältesten Lächeln in Eis verwandeln, mein inneres Denken entgeht ihr immer, wird ihr immer entgehen... Dahin sind wir nun miteinander gekommen! Verheiratet, verurteilt, eins mit dem anderen zu leben, obgleich Meilen uns trennen, zu müde vom Kampfe, zu entmutigt, um einen Schritt der Annäherung zu thun und so fort für das ganze Leben! O, es ist entsetzlich!

Eine Handelsstadt der neuen Welt.

Von

H. Vogt.

Im allgemeinen pflegt man mit der Bezeichnung des „Fernen Westen" ohne weiteres den Begriff jenes gefahrvollen, mühsamen und arbeitsreichen Lebens zu verbinden, wie es die ersten Ansiedler bei ihrem Vordringen in die unbekannten Gegenden des nordamerikanischen Kontinents führen mußten. Stets auf der Hut vor den Ueberfällen tückisch feindlicher Indianer, waren die Squatter und Hinterwäldler gezwungen, bei Tage, wie bei Nacht und während jeder Beschäftigung immer die gespannte Büchse im Bereiche der Hand zu haben. Im Gebrauch der todbringenden Waffe ebenso geübt, wie in der Benutzung von Axt und Grabscheit, fristeten diese Männer unter nie enden wollenden Anstrengungen und schweren Entbehrungen ein ärmliches Dasein; in ihren anscheinend geringen Erfolgen aber legten sie den Grund zu der mit Riesenschritten ihren Fersen folgenden europäischen Kultur. Es liegt nicht in der Absicht, in den folgenden Zeilen die Gefahren, Sorgen und Fortschritte eines solchen Pioniers der Kultur abermals zum Gegenstande der Darstellung zu machen. Unsere Schilderung gilt vielmehr einem jener bedeutenden Mittelpunkte von Handel und Verkehr, wie sie sich fern im Westen bereits in erheblicher Zahl vorfinden. Dabei kann das rasche Wachstum und die zunehmende Bedeutung von Milwaukee als zuverlässiger Gradmesser dienen für die Staunen erregende Entwickelung aller Verhältnisse innerhalb des Staatenbundes der amerikanischen Union während der letztverflossenen beiden Menschenalter.

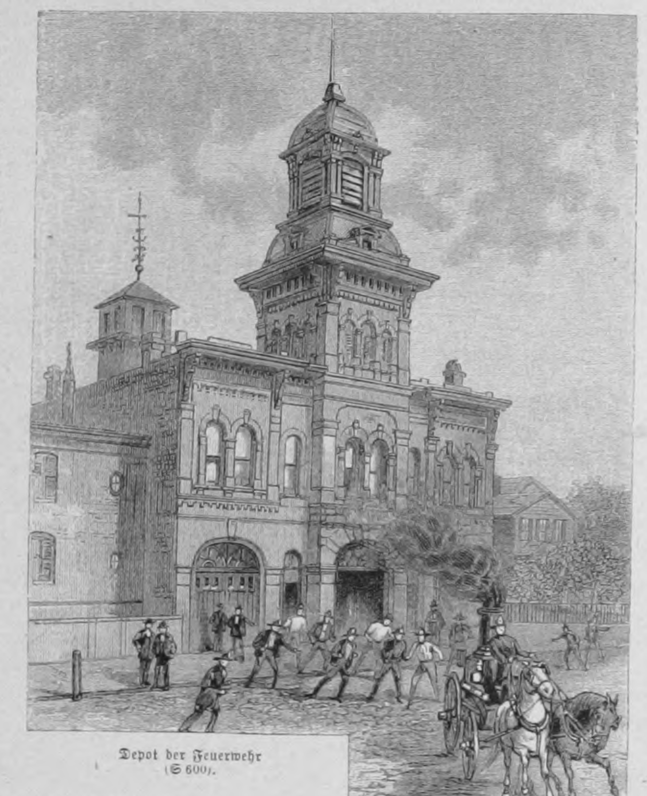
Zum erstenmal kommt der Name Milwaukee in den Berichten des französischen Missionärs und abenteuernden Mönches, des Pater Marquette im Jahre 1764 vor, ohne daß derselbe jedoch der Oertlichkeit irgend welche hervorragende Bedeutung beigelegt hätte. Später haben wackere französische Priester und Handelsleute, welche ihren Ausgangspunkt von dem damals St. Francis Xavier genannten Green Bay nahmen, der westlichsten Jesuitenansiedelung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von Zeit zu Zeit hier Halt gemacht, um mit den Indianern, welche die Gegend der Flußmündung zum dauernden Aufenthalte gewählt hatten, Tauschgeschäfte zu treiben. Aber ein volles Jahrhundert sollte verstreichen, nachdem Pater Marquette und der Abbé Joly zuerst in diese Gegend gekommen waren, ehe weiße Männer den Platz zu einer Niederlassung geeignet fanden.

Und in der That schien derselbe auf den ersten Blick wenig Verlockendes zu haben. Die lang gezogene niedrige Hügelkette, welche das westliche Gestade des Michigansees umsäumt, wurde auf eine Strecke von wenigen Kilometern unterbrochen und drei kleine Flüsse, von Norden, Süden und Westen kommend ergossen sich hier in die zurücktretende seichte Bucht.

Das angrenzende Gelände erwies sich durchweg als eine morastige Niederung, die vorgelagerte Sandbank brach die Gewalt der Brandung und der Blick auf ein entferntes Hügelland vervollständigte das öde landschaftliche Bild. Es war nicht zu verwundern, daß der unternehmende „Frontiersmann", der die Grenzen der Civilisation rastlos weiter vortreibende Jäger und Landbauer, welcher wohl mit eisernem Fleiße den Wald ausroden, dafür aber auch ertragreichen Boden gewinnen wollte, sich anderen Gegenden zuwandte; ebenso erklärlich scheint es aber, daß die lediglich von dem Wild-

reichtum zehrenden Eingeborenen solche Einöden vorzugsweise aufsuchten. Der hier hausende Stamm wurde von den Händlern als die Mishimakinoks bezeichnet, und von Oberst Peyster als besonders widerspenstig und halsstarrig geschildert, wenn der genannte Offizier auch versäumt, mitzuteilen, durch welche Thaten die ursprünglichen Herren des Landes dieses absprechende Urteil hervorgerufen haben.

Die Kenntnis von Land und Leuten blieb indes auch ferner noch so gering, daß lange Zeit nicht einmal eine gleichmäßige Schreibweise des Namens sich einbürgern wollte, mit dem die Eingeborenen diese Gegend bezeichneten. Lieutenant James Gorett spricht in seinem Tagebuche vom 1. September 1761 von Indianern, welche aus Milwacky gekommen waren, Oberst Peyster schreibt Milwakie, die Franzosen Milouaqui und D. Morse gibt an, daß Mil-wah-kie von zwei genauer bezeichneten Stämmen bewohnt sei. Ein den Chippewa entstammender Dolmetscher schreibt das Wort mit weniger Schriftzeichen, bestätigt aber die Ansicht des letztgenannten Gelehrten, daß alle diese Schreibweisen auf das indianische Manawakie oder Man-a-waukie zurückzuführen sind und daß dies so viel bedeute, wie gutes, ausgezeichnetes Land.



Depot der Feuerwehr (S. 600).

Das Indianerdorf lag unmittelbar an der Flußmündung und der Begräbnisplatz dort, wo jetzt das geschäftige Leben der prächtigen Michiganstraße pulsiert.



Kriegerheim (S. 600).

Ein von Mackinac kommender französischer Händler, Namens Laframboise, knüpfte zuerst eine dauernde und anscheinend lohnende Geschäftsverbindung mit dem Indianer-Häuptling Onaugesa an. Dem ersten Kaufmann folgte sein Bruder im Besitze der Handelsagentur, und dieser sah sich nach einiger Zeit genötigt, vor der Eifersucht eines in hohem Ansehen unter seinen Stammesgenossen stehenden eingeborenen Dichters und Sängers das Feld zu räumen. Wohl hatte der Häuptling der Entfernung des Händlers in gerechter Entrüstung über dessen leichtfertiges Benehmen zugestimmt, als aber der Vorrat des köstlichen Feuerwassers nach einiger Zeit erschöpft war, und der weiße Mann nicht wieder mit der gewohnten Labung erschien, da wandte der Zorn des Mächtigen sich gegen den Kläger und dieser verschwand eines Tages auf geheimnisvolle Weise spurlos. Wollte der Häuptling durch solche Gewaltthat den Franzosen und damit seinen Rum zurückrufen, so sah er sich bitter getäuscht. Die Aufregung der Indianer war nur noch in höherem Grade entfacht, Haß und Rache wandten sich gegen die Bleichgesichter überhaupt, und die Händler waren für lange Zeit das gefährliche Territorium zu meiden gezwungen.

Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts unternahm der Halbblutfranzose Vieau den erneuten Versuch, alljährlich im Frühjahr mit seinen Waren bei den blutdürstigen Rothäuten zu erscheinen und gegen den



Blick auf den Fluß (S. 598).

Winter wieder nach seinem Wohnsitze Green Bay zurückzukehren. Die Geschäfte gingen gut und die Beziehungen des Händlers zu den Indianern gestalteten sich in einer Weise freundschaftlich, daß Salomon Juneau, der frühere Gehilfe und Schwiegersohn Vieaus, im Jahre 1820 eigene Block- und Warenhäuser an der Stelle errichten konnte, wo zwei breite Straßen der heutigen Stadt sich kreuzen.

Hier führte der Händler zunächst ein ganz einsames und elendes Dasein. Die geschäftlichen Verbindungen, das Auffrischen der benötigten Warenbestände und die Ablieferung der von den Indianern im Tausch erworbenen Felle und anderen Produkte beschränkten sich auf den zu Wasser vermittelten Verkehr mit Mackinac, wo die amerikanische Pelzcompagnie eine Niederlage besaß, und die nächste weiße Ansiedelung befand sich in Eshikagon, an der Mündung des Skunkflusses, durch dichte, schier undurchdringliche Wälder auf etwa 150 km von Milwaukee getrennt. Dennoch hat dieses eine, vor kaum 60 Jahren an ödem Gestade aufgerichtete Warenhaus den ersten Anstoß gegeben zur Erbauung einer großen und blühenden Handelsstadt. Denn Juneau war ein scharfblickender Geschäftsmann mit fest vorgesteckten Zielen. 1831 ließ er sich von den befreundeten Indianern eine Landabtretungsurkunde ausfertigen und begann in den großen Zeitungen auf die Vorteile einer Ansiedelung in dieser Gegend aufmerksam zu machen. Unter den ersten Ankömmlingen zeichneten sich namentlich zwei durch Unternehmungsgeist, Kenntnis und Vermögen aus, und die Namen Byron Kilbourn und George H. Walker sind selbst in dem schnelllebigen Amerika bis heutigestags in den Erinnerungen seiner Bewohner mit dem Aufschwunge von Milwaukee aufs engste verknüpft. Im Jahre 1834 wurde Milwaukee County als eigenes Municipium von dem Brown County genannten Landgebiete abgetrennt. Es war dies ein kühnes Unternehmen, denn es befanden sich damals kaum genügend weiße Männer am Orte, um die Staats- und Gemeindeämter zu übernehmen. Aber der Zuzug mehrte sich rasch vom Distrikt Buffalo, Neu-England und manchen anderen Gegenden und die mutige That wurde durch glänzenden Erfolg gekrönt, denn im Laufe der kurzen Frist, welche seit jener Zeit verstrichen, ist Milwaukee zu einer bedeutenden Stadt von 160000 Einwohnern herangewachsen.



Eine Bierbrauerei (S. 606).

Zunächst hat die günstige Lage an den Ufern des Sees das ihrige dazu beigetragen. Das „gute Land“ wurde mehr und mehr besiedelt und der reiche Erntesegen wanderte zu Kahn an das Ufer des Michigansees,

um von dort weiter verschifft zu werden. An zweiter Stelle konnte Milwaukees Handel und Verkehr so raschen Aufschwung nehmen infolge der hervorragenden Solidität seiner Geschäftsleute. Der von Milwaukee verschiffte Waizen erfreut sich in Liverpool wie in New York solchen Rufes in Bezug auf strenge Sortierung und genaue Bezeichnung, daß er durchschnittlich etwas höhere Preise erzielt, als die gleiche Ware von Chicago oder Diluth, obgleich das dort verfrachtete Getreide auf denselben Feldern gewachsen ist. Endlich sind die Verkehrsorgane, welche Milwaukee mit dem Hinterlande verbinden, in neuerer Zeit in hohem Maße entwickelt. Zahlreiche Eisenbahnlinien führen Getreide, Nutzholz und sämtliche Produkte herzu und vermitteln neben einer großen Zahl von Dampfern den geregelten Verkehr zwischen Westen und Osten, wie den überseeischen Handel. Kaum ist deshalb die Erinnerung noch lebendig an jene Zeit, als die Bürger der neugegründeten Stadt und die Schiffer der in verhältnismäßig bedeutenden Zeitabständen schwerfällig heranrauschenden Raddampfer sich in dem einfachen Hause des ersten Pioniers versammelten, um den Nachrichten zu lauschen, welche vereinzelt, spät und unregelmäßig Kunde von dem Leben und Treiben der Außenwelt brachten, während jetzt der elektrische Funke täglich und stündlich die Nachricht von allem, was in der Welt vorgeht, herüberträgt und eine stattliche Presse den Wissensdrang wie die Neugier ihrer Leser befriedigen kann.

In den ersten Jahren nach seiner Gründung hatte indes Milwaukee trotz mancher günstigen Vorbedingungen auch mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen und erst im Winter 1840 ist die erste Schiffsladung Waizen von dort abgegangen. Die sich dicht am Ufer des Sees hinziehende morastige Niederung erwies sich dem Fortschritte der Bauten nicht förderlich und vor allem fehlte ein guter Hafen. Der Kongreß blieb lange Zeit taub „auf dem Nordwestohre“, wie ein geflügeltes Wort aus jener Zeit erzählt, und als er schließlich die verhältnismäßig auch nicht bedeutende Summe von 30 000 Dollar zum Hafenbau bewilligte, paralysierte eine zweckwidrige Verwendung den Nutzen, welchen das Geld für das öffentliche Wohl stiften sollte. Der kleine in vielfachen Windungen aus dem Inneren heranfließende Milwaukeefluß (S. 595) wendet sich nämlich in kurzer Entfernung vom Ufer des Sees mit scharfer Wendung südlich, um nach etwa $1\frac{1}{2}$ km parallel mit der Küste vor seinem Eintritt in den Michigansee weiter zu strömen. Statt nun von dem an jenem Knie gelegenen Milwaukee einen geraden Durchstich nach dem Michigansee zu machen, wurde der Hafen zuerst an der natürlichen Mündung des Flusses angelegt und durch die räumliche Entfernung von der eigentlichen Stadt der Aufschwung der letzteren sehr behindert. Später hat diese aus eigenen Mitteln den Durchstich doch gemacht und nun unter Zuhilfenahme des Brackwasserarms der Küste einen guten Hafen gewonnen. Doch liegt es im Plane, mit dem Aufwande von mehreren Millionen Dollar einen großen Steindamm weit in den See vorzutreiben, um dadurch auch einer größeren Flotte gesicherten Ankerplatz zu verschaffen.



Springbrunnen im Park (S. 600)

Die landeinwärts gelegenen Sandhügel wurden teilweise abgetragen, um die morastige Niederung nahe am Ufer zu trockenem Baugrund aufzufüllen und auf Hügel und Sumpf ist das jetzige Milwaukee erbaut. Die Flußläufe sind durch Quaibauten eingedämmt und auf dem durch die Abfälle einer großen Stadt verunreinigten Wasser schaukelt sich beständig eine große Zahl von Schiffen, welche den Wasserverkehr vermitteln.



Leuchtturm bei North Point (S. 607).

Die Stadt gewährt im Gegensatz zu diesen trüben Fluten einen reinlichen und freundlichen Anblick und dies um so mehr, als abweichend von der dichtgedrängten Bauart älterer Städte, die breiten, langen und geraden Straßen hier zum großen Teile mit villenartigen, räumlich voneinander getrennten Häusern besetzt sind. Der Bewohner von Milwaukee liebt es, allein im eigenen Hause zu wohnen, deshalb sieht man verhältnismäßig selten die häßlichen hochstöckigen Mietskasernen, wie die Neuzeit sie auch in manchen deutschen Städten hat entstehen lassen; selbst die Familien der weniger bemittelten Klassen leben größtenteils in kleinen, abgesonderten Häuschen. Die zahlreichen, nach allen möglichen Stilen und Geschmacksrichtungen erbauten Privathäuser (S. 607) liegen fast sämtlich innerhalb des dazu gehörigen Gartengrundstücks und das lebhafte, schattenspendende Grün der Bäume und Sträucher bildet in der That den hervorstechendsten Charakterzug der Stadt, in welcher die makadamisierten Fahrstraßen häufig durch gutgehaltene Rasenstreifen von den Fußsteigen getrennt sind. Das hauptsächlichste Baumaterial besteht aus grauem Sandstein von Ohio, einem in den umliegenden Brüchen gewonnenen Kalksteine und gelblichweiß gebrannten Ziegeln. Die Mehrzahl der Häuser ist schieferfarbig gestrichen und aus dem einförmigen Tone dieses Grau heben sich dann um so angenehmer die in hellem Naturstein, oder gar die wenigen im roten Ziegelrohbau aufgeführten Gebäude ab. Milwaukee ist verhältnismäßig nicht reich an monumentalen öffentlichen Gebäuden, doch verdienen immerhin das mit einem eigenartigen Turm gekrönte, in grünen Anlagen versteckte Gerichtsgebäude (S. 601) der Grafschaft, der Palast der Handelskammer, welcher im ganzen Nordwesten seinesgleichen sucht, das Postgebäude, das Depot der Feuerwehr (S. 594) und einzelne andere, Erwähnung, während die Doppeltürme der Kathedrale im südlichen Teile der Stadt und der architektonisch schön gegliederte Turm der Wasserwerke sich hoch über das Häusermeer erheben. Glaubt man infolge der zahlreichen Gärten und des Umstandes, daß dieselben selten durch Umzäunungen getrennt sind, sich überhaupt in einem ausgedehnten Parke zu befinden, so hat der Gemeinsinn der Bürger innerhalb des Weichbildes außerdem noch einzelne mit Anlagen versehene und durch fortwährend sprudelnde Fontänen geschmückte Plätze (S. 597) von der Bebauung ausgeschlossen, und im Westen der Stadt umgibt eine große parkartige Anlage das Kriegerheim (S. 593), eine der drei oder vier von der Union unterhaltenen Anstalten, in denen verwundete und invalide



Am Ausgang der Grand Avenue.

Krieger in auskömmlicher und bequemer Weise ihren Lebensabend verbringen. Die Sterblichkeit dieser Veteranen hat in den letzten Jahren immer steigende Verhältnisse angenommen und in nicht gar ferner Zeit wird das Kriegerheim voraussichtlich veröden und einem anderen Zwecke überwiesen werden.

Die Straßen, in denen sich das rege geschäftliche Treiben der Stadt konzentriert, weisen kaufmännische Etablissements in großer Zahl und von einem Umfange auf, deren sich New York nicht zu schämen brauchte, und vor den Lagerhäusern am Flußufer ankern Schiffskolosse von solchen Dimensionen, um auf dem schmalen Wasser überhaupt nicht wenden zu können. Das hauptsächlichste Handelsobjekt besteht in Waizen, überhaupt Getreide, und zu der Bewältigung der Arbeit, welche mit der Verfrachtung der massenhaften Zufuhr verknüpft ist, hat man ganz gewaltige und sehr kompendiöse Vorrichtungen treffen müssen.

Unter diese rechnet namentlich die Erbauung der sogenannten Elevatoren (S. 608). Das sind mächtige Gebäude, 150′ lang, 75′ tief und etwa 80′ hoch, über deren First ein zweites schmäleres Holzgebäude von abermals 40—50′ Höhe sich erhebt. Das Ganze ist mit Eisen und Schiefer gedeckt. Der Länge nach, von Giebelwand zu Giebelwand, laufen zwei Schienenstränge durch den Elevator, auf denen der ganze Eisenbahnzug, welcher das etwa in Dakota gekaufte Getreide bringt, in das Haus einläuft. Jedem einzelnen Wagen gegenüber befindet sich ein großer Korb oder Kasten, receiver (Empfänger) genannt; zwei Leute werden in den Wagen postiert und sind imstande, mit Hilfe von Dampfschaufeln, welche fast automatisch arbeiten, in weniger als zehn Minuten den ganzen Bahnzug seiner Fracht zu entleeren.



Gerichtsgebäude (S. 600).

Der receiver überträgt nämlich auf mechanischem Wege seinen Inhalt in große Eisenkoffer, welche etwa $^1/_4$ Scheffel halten, und diese befördern bei einer Geschwindigkeit von 400 Auf- und Abstiegen in der



Blick auf die Stadt, von North Point (S. 608).

Minute etwa 220 000 l Getreide stündlich auf den obersten Raum des Gebäudes. Hier wird dasselbe gereinigt und gesiebt und dann mittels anderer eiserner Kasten, welche 10′ im Gevierte messen und doppelt so tief sind, in verschiedene abgeschlossene Kammern geschafft. Es existieren zwölf solcher Kästen und jeder steht in zwölf Stockwerken mit je einer Kammer in Verbindung, deren es also 144 gibt. Eine große



North Point (S. 607).

Halbdunkel seinen Weg durch diese anscheinende Unordnung suchen und der rasselnde und quiekende Lärm, wenn die Maschine arbeitet, droht den Besucher zu betäuben. Aber alles geht Hand in Hand, die eisernen Kästen wie die Kornkammern sind durch Nummern bezeichnet, mit Indikatoren versehen, und ein einziger Inspektor ist imstande, von seinem Standpunkte aus das ganze Getriebe zu übersehen und zu leiten. Aus den Kornkammern gleitet dann später das Getreide, dessen Menge bereits durch die eisernen Kästen gemessen und bestimmt ist, mittels cylindrischer Röhren direkt in den Schiffsraum (S. 605).

Dampfmaschine regelt diesen gesamten Betrieb, und die fast 250′ lange, aus einem 4′ breiten Kautschukriemen bestehende Transmission überträgt die Kraft auf das Gewirre der horizontalen und vertikalen Räder, Wellen und Treibriemen. Vorsichtig muß der Fuß im

Noch im Winter 1840 betrug der ganze Kornhandel von Milwaukee kaum 146 000 l und die Aufspeicherung dieses Quantums war erst in monatelanger Zeit vor sich gegangen. Jetzt besitzt die Stadt neun Elevatoren, welche je zwischen 7 300 000 l und 37 000 000 l, im ganzen 149 000 000 l, aufzunehmen imstande sind, und im Winter 1879 zu 1880 sollen sie sämtlich bis auf die letzte Ecke gefüllt gewesen sein.

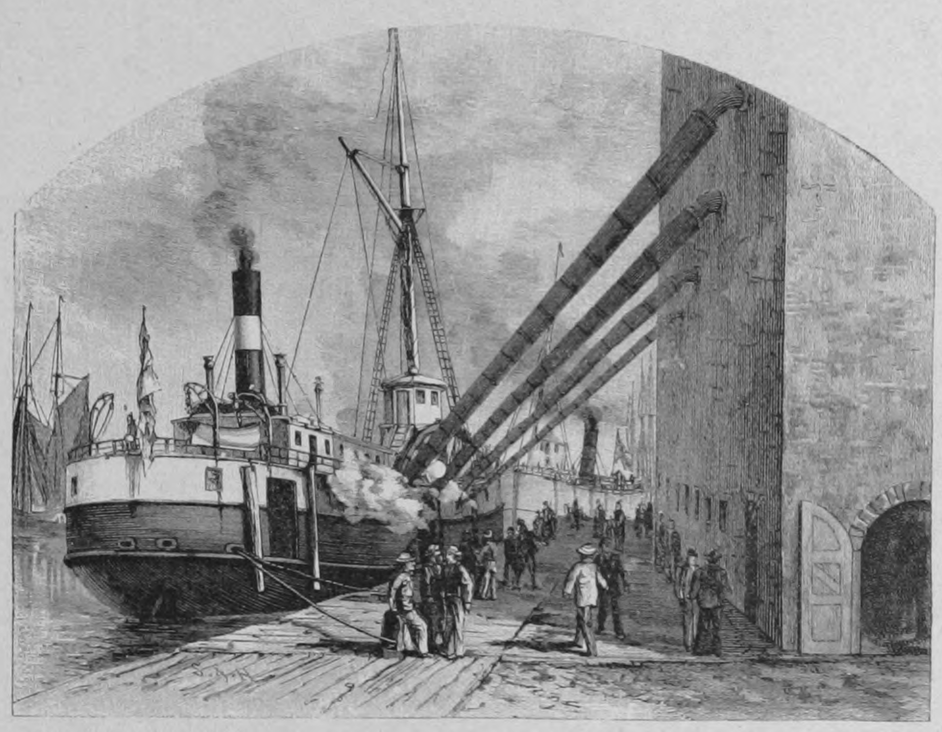


Blick auf den Fluß, abwärts der Brücke bei Grand Avenue.

Die Elevatoren sind zusammen imstande, täglich mehr als 37000000 l zu verladen, können aber nur etwa die Hälfte aufnehmen, da das Hineinschaffen die doppelte Zeit in Anspruch nimmt.

Unter der Einwohnerschaft von Milwaukee sind die Deutschen mit mehr als 60000 in der Mehrzahl. Einzelne Stadtteile sind fast durchweg von unseren Landsleuten bewohnt und man könnte nach Gesichtsschnitt, Kleidung und Sprache der Bewohner häufig glauben, sich in einer deutschen Stadt zu befinden. Ob dieses Vorwiegen des deutschen Elementes in Wechselwirkung steht mit der Menge und der Güte des in Milwaukee gebrauten Bieres, wagen wir nicht zu entscheiden. Thatsache indes ist, daß die Ausfuhr von Bier jährlich größere Dimensionen annimmt und nächst dem Getreidehandel einen wichtigen Posten in der städtischen Handelsbilanz einnimmt, einen Posten, der den Berichten der Handelskammer zufolge im Jahre 1879 fast 5000000 Dollar betrug und sich seitdem wahrscheinlich noch um ein Bedeutendes gehoben hat. Denn die Zahl der Brauereien (S. 595) ist in steter Zunahme begriffen und die bestehenden erweitern fortwährend ihren Betrieb.

Vor kaum 30 Jahren konnte die erste Biersendung ausgeführt werden, 1865 sind 65000 Stückfaß zu 30 Gallonen mit insgesamt etwas mehr als 6000000 l, 1879 bereits aus sämtlichen Brauereien 548770 Stückfaß mit etwa 53 ½ Mill. l verschifft



Beladung eines Getreidedampfers (S. 604).

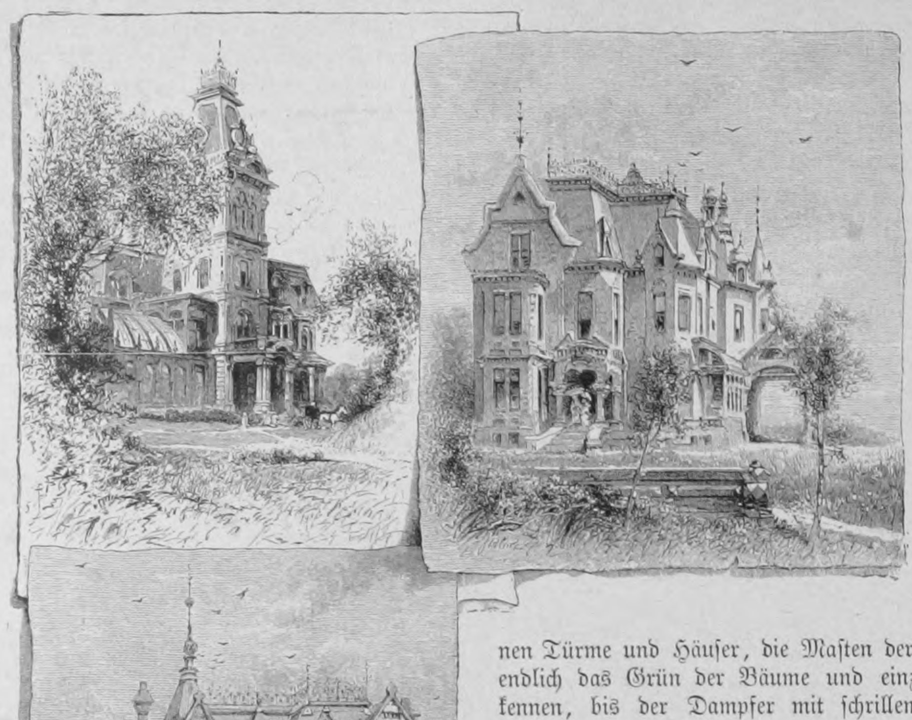
worden, was eine Vermehrung um fast 4000000 l gegen das Vorjahr in sich schließt.

Die Güte des Getränkes, welches sich allerorten auch in Europa und selbst an der Urquelle des kräftigen Trankes, in Bayern, Anerkennung erworben hat, findet seine Erklärung in dem nur in bester Qualität verwendeten Material an Hopfen und Gerste, und gründet sich gleicherweise auf die unabänderliche Geschäftsgepflogenheit, nach welcher das frische Gebräu bis zur Versendung mindestens fünf Monate im Keller lagern soll.

Mit der wachsenden Zahl unserer Landsleute und dem vortrefflichen heimischen Getränk hat sich auch die deutsche Sitte der Biergärten in Milwaukee eingebürgert. Es gibt deren eine große Menge in verschiedenen Stadtgegenden, die Mehrzahl aber liegt stromaufwärts am Flusse.

Ein kleiner Dampfer unterhält die Verbindung und zahlreiche Ruderboote laden zur Benutzung ein. Die Gärten sind völlig nach deutschem Muster in größerer oder geringerer Vollkommenheit eingerichtet, haben Kegelbahnen wie die unvermeidlichen Musikpavillone, und die von der Kapelle vorgetragenen deutschen Weisen versammeln allabendlich ein zahlreiches Publikum, zu dem auch der eigentliche Yankee kein unbedeutendes Kontingent stellt.

Bis vor wenigen Jahren hatte Milwaukee sich vorzugsweise südwärts und in westlicher Richtung zwischen den beiden Flußläufen des Milwaukee und des Menomonee ausgedehnt, in neuerer Zeit aber sind auch einzelne der schönsten Straßen nördlich der ursprünglichen Stadt entstanden und wohlgepflegte Wege führen in dieser Richtung längs des herrlichen Seeufers hin. Doch auch innerhalb der Stadt ist eine Art



Privatbauten (S. 599).

von Boulevard oder Esplanade geschaffen, von wo man die prächtige Fernsicht über die Fluten des Michigansees und die Rundschau über die ganze weitgestreckte Bai genießt, an deren weitester Ausbuchtung Milwaukee liegt, im Norden bei Minnewawa oder North Point (S. 599 u. 603) beginnend und im Süden bei Nojoshing endigend.

Der schönste landschaftliche Anblick bietet sich aber dem Ankömmling, wenn er auf Deck eines Dampfers etwa aus der Richtung von Grand Haven sich dem Gestade nähert. Das im Lichte des anbrechenden Tages so eigenartig hellgrün erscheinende Wasser spritzt schäumend und regenbogenfarbig am Buge des Schiffes empor und beim Dublieren von North Point hebt sich der Horizont tiefblau ab.

Indem wir uns der Küste nähern, verändern sich die Farben und Einzelheiten treten aus dem allgemeinen Bilde in die Erscheinung (S. 601). Die graugrüne Färbung des Wassers bezeichnet in Verbindung mit der wachsenden Untiefe deutlich die Linie, bis wohin früher sich der Küstensaum ausdehnte, ehe der Fluß zur Ausbuchtung sich erweitert hat; mehr und mehr werden wir die einzelnen Türme und Häuser, die Masten der ankernden Schiffe, endlich das Grün der Bäume und einzelne Menschen erkennen, bis der Dampfer mit schrillem Pfiff an seinem Landungsplatze beidreht, und wir uns mitten im Gewühle einer großen Handelsstadt befinden.



Kornelevator (S. 602).



Neues aus dem Reiche der Wissenschaften.

(Geologie.)

Unter den naturwissenschaftlichen Disciplinen, die sich gegenwärtig besonderer Förderung erfreuen, ist die **Geologie** in erster Linie zu nennen. In allen Teilen der Erdoberfläche sind wissenschaftliche Forscher beschäftigt, das Gerüst unseres Planeten zu untersuchen und die Geschichte seiner Entstehung in ein immer klareres Licht zu setzen. Besonders die Studien, welche Professor Sueß über das „Antlitz der Erde" jüngst veröffentlichte, haben eine Fülle neuer Anschauungen und Gesichtspunkte verbreitet. Die Erderschütterungen, welche von Humboldt und Buch früher unterirdischen Dämpfen zugeschrieben wurden, erscheinen nach den neuesten Forschungen als veranlaßt durch Ablösungen in der Tiefe oder durch plötzliche Ortsveränderungen, die fast gleichzeitig auf großen Flächen eintreten. Die Gebirgsbildungen, die man früher auf „Hebung" zurückführte, erscheinen ausschließlich veranlaßt durch die Zusammenschrumpfung des Erdballs, die infolge seines ununterbrochenen Wärmeverlustes stattfindet. Dadurch werden an der Oberfläche horizontale Verschiebungen und Senkungen hervorgerufen und diese sind die Faktoren der Gebirgsbildung. Letztere als Resultat des Zusammenbruches der Erdoberfläche findet noch immer statt. Meere erweitern sich und bilden sich, nur die Kurzsichtigkeit des Menschengeschlechtes läßt uns dies nicht unmittelbar wahrnehmen, ja läßt das Menschengeschlecht guten Mutes sein auf einem zusammenschrumpfenden Erdball.

Die theoretische Vorstellung über den Mechanismus der Gebirgsverschiebungen hat H. Schardt einer experimentellen Prüfung unterzogen, indem er auf einer durch Schrauben ausdehnbaren Kautschukplatte Schichten homogenen Thons von verschiedener Elasticität anbrachte, der dann nach Belieben zusammengedrückt werden konnte. Die Versuche ergaben Resultate, welche in völliger Uebereinstimmung mit der theoretischen Schlußfolgerung stehen.

Daß die **Steinkohle** aus vorweltlichen Pflanzen entstanden ist, darüber herrscht durchaus kein Zweifel mehr, nur über die nähere Art und Weise der Kohlenbildung gehen die Ansichten noch auseinander. Verkohlungsversuche von Petzfeld ergaben bei gutem Verschluß eine schwarze, blasige Masse, in der kaum Spuren von Holzstruktur erkennbar waren, dagegen bei ungenügendem Verschlusse Holzkohle mit deutlicher Holzstruktur. Damit stimmen im Grunde genommen auch die Untersuchungen von Renault über die Entstehung der Steinkohle überein. Derselbe fand, daß die vorweltlichen Pflanzen, aus denen die Kohle besteht, nicht etwa zuerst sich in Torf, dann in Braunkohle, hierauf in Steinkohle und endlich in Anthracit umwandelten, sondern daß der organische Stoff direkt in den Zustand überging, in welchem wir ihn finden. Den verschiedenen Zustand der Verkohlung verursachten lediglich klimatische Bedingungen und das Medium, in dem sie vor sich ging. Zu ähnlichen Anschauungen ist auch Gümbel durch seine Untersuchungen gelangt.

Die Steinkohlenlager Englands bilden bekanntlich eine der Hauptstützen, welche die industrielle Größe Britanniens tragen. Aber diese



Fig. 1. Lobelia fulgens.

Kohlenschätze sind keineswegs unerschöpflich. Im Jahre 1861 hat Hull, indem er die Ausdehnung aller englischen Kohlenfelder und die Mächtigkeit der bauwürdigen Flöze in Rechnung zog, gefunden, daß der gesamte verfügbare Kohlenvorrat im Untergrunde Englands 79 843 Millionen englischer Tonnen beträgt.

Weiter schätzte er, daß die Ausbeute an Kohle, welche damals jährlich 86 Millionen Tonnen war, kaum höher als auf 100 Millionen Tonnen steigen würde, und daß deswegen der Vorrat immer noch für 8 Jahrhunderte reichen könnte. Vier Jahre später nahm Professor Stanley Jevons zwar die wichtigeren der Daten Hulls als richtig an, zeigte aber, daß dieselben wesentlich anders interpretiert werden müßten und daß anstatt der 8 Jahrhunderte, von welchen Hull spricht, schon etwa ein Jahrhundert genügen würde, die englischen Kohlen bis zu der Tiefe von 1200 m zu erschöpfen. Er zeigte weiter, daß die absolute Erschöpfung der Kohlenfelder bis zum letzten höchst unwahrscheinlich ist, weshalb schon vor dem 20. Jahrhundert die Entnahme der Kohlen so vorgeschritten sein würde, daß sie sich in einem zu hohen Preise derselben ausdrücken müsse, der England unfähig machen würde, mit anderen Nationen zu konkurrieren, welche dann noch unter ähnlich günstigen Bedingungen Kohlen gewinnen würden, als jetzt in England herrschen. Diese Ergebnisse erschienen für England so beunruhigend, daß eine königliche Kommission eingesetzt wurde, die Sache einer möglichst genauen Prüfung zu unterziehen. Es ergab sich, daß die bisher in Angriff genommenen Kohlenlager noch 90 000 Millionen Tonnen Kohlen enthalten, daß außerdem noch 56 000 Millionen Tonnen in unangebrochenen Lagern vorhanden sind. Das ist eine ungeheure Menge, allein ihr steht auch ein ungemein großer jährlicher Verbrauch gegenüber. Die Förderung betrug nämlich in den 30 Jahren von 1854—1883 3245 Millionen Tonnen, und zwar mit rapider jährlicher Zunahme. Professor Jevons hat nun eine möglichst genaue Untersuchung angestellt über den wahrscheinlichen Zuwachs der Kohlenausbeute. Das Resultat ist, daß um das Jahr 1990 der Kohlenreichtum Englands erschöpft sein wird! Der Berechnungsweise von Jevon lassen sich ernstliche Einwürfe nicht entgegenstellen, ja es ist wahrscheinlich, daß noch früher die englischen Kohlenlager aufhören werden ergiebig zu sein. Sonach ist es wahrscheinlich, daß noch Menschen der heute ins Leben tretenden Generation den Tag sehen werden, wo dem Boden Englands die Steinkohle fehlen wird. Sehr wenig wahrscheinlich ist es, daß eine andere gleichwertige Kraftquelle zur Wärmeentwickelung gefunden wird. England wird sich eben darein fügen müssen, der eigenen Steinkohle zu entbehren, wie andere Länder sich auch in das Versiegen ihrer Hilfsquellen haben schicken müssen. Natürlich ist aber die industrielle Weltstellung Englands mit der Erschöpfung seiner Bodenschätze unwiderbringlich dahin.

Mit der Kohlenfrage steht eine andere, die Heizerfrage, in innigster Verbindung. In der That, die zahllosen Millionen, welche die Kohlen kosten, werden recht eigentlich durch die Heizer in die Luft befördert und die Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit dieser gesellschaftlich durchaus untergeordneten Klasse von Arbeitern entscheidet über Gewinn und Verlust kolossaler Summen. Jüngst hat Weinlig auf diesen großen Uebelstand hingewiesen. „Das Heizen," sagt er, „trotzdem es eine Menge Kenntnisse und Erfahrungen ver-

langt, wird geradezu nebenbei, oft nur aushilfsweise betrieben. Was dabei aber herauskommt, das kann nur derjenige ermessen, welcher einmal gründlich in die Verhältnisse hineingeschaut hat. Während die Eisenbahnen und die Staatsmarine den Mangel längst erkannt haben und durch theoretischen und praktischen Unterricht durch mindestens einjährige Dienstzeit als Lehrling zum großen finanziellen Vorteil und zur Förderung der Sicherheit beseitigt haben, gibt es für die Industrie nichts Aehnliches. Industrie und Gewerbe müssen sich beliebige Leute herausgreifen und auf ihre eigenen Kosten an der Anlage herausbilden. Ganz naturgemäß sind die meisten Heizer deshalb nur rohe Empiriker. Seit zweieinhalb Jahren hat unsere Gesellschaft eine Heizerschule. Wenn ein Neuling, der früher schon anderswo geheizt hat, anfängt, so heizt er mitunter so, daß er mit 1 kg Braunkohle 1 kg Wasser verdampft, wobei der Schornstein aus Leibeskräften qualmt. Nach 8—14 Tagen ist er so weit, daß er mit 1 kg Kohle 2—$2^1/_2$ kg Wasser verdampft, und daß die Feuerung fast rauchlos geht. Sehr beachtungswert sind die bei Wettheizen zu Tage getretenen Unterschiede unter sogenannten guten Heizern, z. B. in der Schweiz: der beste Heizer beschickte die Feuerung 196mal, der schlechteste 110mal. Abgeschlackt hat der eine Heizer sechsmal, der andere einmal. Es schürte der eine Heizer in der Stunde fünfmal, der andere acht-



Fig. 3. Erythraea diffusa.

mal. Geradezu erdrückend sind die Unterschiede, der Leistungen bei dem in Elberfeld angestellten Wettheizversuch unter solchen Heizern, welche sich gewachsen fühlten, den Versuch überhaupt mitzumachen. Der eine verdampfte auf 1 kg Kohle 6,07, der andere 7,50 Wasser. Der Effekt war also um 25 % verschieden.

Die Erwähnung der Steinkohlen führt wie von selbst auf das **Erdöl** oder Petroleum. Eine interessante Studie hierüber hat jüngst G. Krämer angestellt, wobei er hauptsächlich das deutsche Erdöl ins Auge faßt. Am frühesten ist letzteres am Tegernsee gefunden worden, wo seit 1436 das in einer dem hl. Quirin geweihten Kapelle zu Tage geförderte „Quirinusöl" von den Geistlichen an die Landbevölkerung als Heilmittel verabreicht wurde. Gleichfalls in das 15. Jahrhundert zurück reicht die Inangriffnahme der Erdölfunde von Pechelbronn in Elsaß, während die Teergruben in Wietz und bei Celle erst seit 1670 im Betriebe sind. Umfangreichere Ausbeutung erfuhren in späterer Zeit nur die Fundstätten im Elsaß, in Hannover und in Hölle bei Heide in Holstein, während die von der bayerischen Regierung Ende der dreißiger Jahre am Tegernsee angeordneten Bohrungen infolge vorgekommener Unglücksfälle bald wieder aufgegeben wurden. Die Entdeckung reicher Erdölquellen in Pennsylvanien (1859) frischte auch die deutsche Petroleumindustrie wieder auf und in den letzten Jahren erlebte dieselbe einen plötzlichen Aufschwung, dem freilich ein ebenso jäher Rückschlag folgte. Was die Entstehung des Erdöls anbelangt, so ist es wahrscheinlich, daß dasselbe unter Einfluß vulkanischer Thätigkeit durch Verwandlung organischer Substanzen sich bildete. Nach Krämer haben die gleichen Prozesse, welche uns Braunkohlen und Steinkohlen lieferten, auch das organische Material für das Erdöl gespendet, welches dann durch geologische Umwälzungen, namentlich durch Steigerung von Druck und Temperatur, seine Umbildung zu Erdöl erlitt. Letzteres kann man sich so vorstellen, daß bei den Erhebungen der Gebirge infolge von Faltungen und Zerrungen der Erdrinde auch diejenigen Schichten eine Stauung und Zerrung erlitten, in welchen die junge organische Kohle zwischen undurchlässigen Wänden eingebettet lag. An manchen Stellen mögen auf diese Art linsenförmige Hohlräume entstanden sein, während an anderen wieder Zerreißungen stattfanden, durch welche die organischen Reste wenigstens mittelbar einer intensiveren Wirkung der Erdwärme ausgesetzt wurden. Unter enormen Druck und unter gleichzeitiger Mitwirkung von Wasserdampf und Erdalkalien begann eine Zersetzung und Destillation nach den als Vorlagen fungierenden kühleren Räumen hin. Diese Erdöllagerstätten mögen zum Teil unberührt geblieben sein, zum Teil durch spätere geologische Prozesse Verwerfungen und Brüche erlitten haben, so daß das in ihnen angesammelte Erdöl sich in sekundäre Lager ergoß.

Die Erdölvorkommnisse bezeugen unter allen Umständen die voreinstige Existenz organischer Gebilde, bis in die devonischen und vielleicht silurischen Perioden. Die ältesten Fossilien (versteinerte Tiere), werden in den cambrischen Schichten gefunden. Landwirbeltiere kommen unterhalb der Steinkohlenschichten nicht mehr vor, Insekten existieren dagegen schon im Silur, ein Beweis, daß damals die Bedingungen fürs Landleben der Tiere wohl vorhanden waren. Sollen nun in den vorcambrischen Zeiten keine Tiere existiert haben? Oder sind deren Reste sämtlich zerstört und weshalb? Mit der Beantwortung dieser Fragen hat sich Charles Morris beschäftigt. Er zeigt, daß, wenn man rückwärts die Reihe der fossilen Formen durchgeht, man stets auf solche trifft, welche natürliche Panzer besitzen, daß diese jedoch an Zahl und Formenreichtum abnehmen, je weiter man in die Vergangenheit der Erde vordringt. Endlich kommt man zu einer Epoche, in der nur ungeschützte schwimmende Formen existierten. Offenbar sind lange Zeiträume verstrichen, ehe die Tiere die Fähigkeit erlangten Drüsen zu entwickeln, die Chitien, kohlensauren Kalk und andere panzerbildende Substanzen abzusondern. Ohne solche war aber eine Versteinerung der tierischen Formen im allgemeinen nicht möglich. Sonach müssen wir annehmen, daß die Tiere erst nach einer überlangen Entwickelungszeit die Fähigkeit gewannen, feste Hüllen abzusondern, und daß erst nach einer abermaligen sehr langen Periode die Fähigkeit sich entwickelte, innere, knöcherne Skelette zu bilden, wodurch die Existenz großer Landwirbeltiere erst möglich wurde. n.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Stauden.

Mit dem Namen Stauden bezeichnen wir Gärtner gewöhnlich die mehrjährigen oder perennierenden Gewächse des freien Landes, die wegen ihrer schönen Blüten, auch wegen ihrer hervorragenden Form als Zierpflanzen benutzt und zwar, merkwürdig genug, meist in den Gärten, deren Ausschmückung „nicht viel kosten soll". Ihre Pflege ist sehr einfach, ebenso ihre Anzucht, und wo sie einmal stehen, da sterben sie vor Winter ab, erscheinen aber im Frühjahr wieder und blühen jedes Jahr im Frühling, Sommer oder Herbst, ohne daß man eine andere Mühe mit ihnen hätte, als nach begonnenem Winter ein wenig Laub über sie zu werfen, um sie den schädlichen Folgen öfteren Temperaturwechsels einigermaßen zu entziehen. Sie dehnen sich durch ihre Wurzelausläufer immer weiter aus, und ihr Pfleger muß dem mit der Zeit Einhalt



Fig. 4. Dracocephalum grandiflorum.

thun, indem er sie aufgräbt, die ältesten Teile wegwirft und die jüngeren teilt, um sie dadurch zu vermehren. Diese Teilung nimmt man gewöhnlich im September vor, bei spätblühenden Arten auch im Frühjahr, setzt dann die jungen Pflanzen an die für sie bestimmten Plätze und gießt sie kräftig an; im nächsten Jahre blühen sie wieder, als seien sie niemals gestört worden. Kann man ihnen vor dem Pflanzen eine etwas kräftige, nahrhafte Erde bereiten und will man sie während der Blüte und sonst im trockenen Sommer reichlich gießen, so entwickeln sie sich nicht nur kräftiger, sondern blühen auch schöner und länger. — Die meisten der Stauden lassen sich aber nicht nur durch Teilung der alten Pflanze, sondern auch durch Samen fortpflanzen, welchen man im Mai oder Juni auf einem schattigen stark angefeuchteten Beet dünn aussät, wenig mit Erde bedeckt, mäßig festschlägt und angießt. Die jungen Pflänzchen werden wiederholt aufgenommen und auf mehr und mehr sonnigen Stellen weiter auseinander und schließlich an den Ort ihrer Bestimmung gepflanzt, d. h. auf Blumenbeete, die bei vielen auch im Schatten liegen dürfen, einzeln im Rasen u. s. w., wo sie vom nächsten Jahr ab regelmäßig jedes Jahr



Fig. 2. Gentiana alcida.

blühen werden. Die Blumen liefern in den meisten Fällen ein vielverlangtes Material zu jeder Art der „Binderei", auch zu den kleinen und flachen Handsträußchen, für welche Herr Fr. Schneider, akademischer Künstler und Fabrikant von Luxuspapier in Schöneberg bei Berlin, neuerdings ebenso elegante wie zeitgemäße Blumenhalter in Blattform anfertigen läßt und zum Preise von 35—70 Mark für das Tausend abgibt.

Aus der großen Zahl schöner Stauden greifen wir heute wieder einige heraus, um sie unseren verehrten Leserinnen und anderen Blumenliebhabern zur Anpflanzung im Garten bestens zu empfehlen. Samen und Pflanzen sind bei Haage & Schmidt in Erfurt vorrätig.

Da ist zuerst die Gattung der Lobelien aus Mexiko und Karolina, deren mehrjährige Arten einen mehr oder weniger, bis 80 cm hohen Blütenstengel und scharlachrote Blumen in großen prächtigen Aehren besitzen. Man kennt bis jetzt Lobelia fulgens Willd., die Leuchtende (Fig. 1), splendens Willd., die Glänzende, und cardinalis L., die Scharlachrote, von welcher letzteren Art eine Varietät (Queen Victoria) mit purpurroten Stengeln und Blättern vorhanden ist. Hierzu kommt noch eine Art, Syphilitica Lobelia, von welcher zahlreiche Blendlinge vorhanden sind, die aber nur durch Teilung des Wurzelstocks fortzupflanzen sind, weil die Formen durch Samen nicht rein wiedergegeben werden. — Alle diese mehrjährigen Lobelien sind einzeln oder zu mehreren in einer Gruppe auf dem Rasen von ausgezeichneter Wirkung. Man wird aber gut thun, diese wirklich edeln Pflanzen, wenn aus Samen, unter Glas und in Töpfen aufzuziehen, frostfrei zu überwintern und erst im zweiten Jahre ins freie Land zu setzen, wo sie die folgenden Winter unter einer mäßigen Schutzdecke, auf den schon gefrorner Boden gelegt, gut überdauern werden.

Der Enzian (Gentiana L.) gehört eigentlich den Alpenkräutern an, ist aber in allen seinen Arten eine der schönsten Stauden. Die Pflanze wurde von Linné nach dem illyrischen Könige Gentius benannt, um 500 v. Chr. Bundesgenosse des mazedonischen Perseus und von den Römern besiegt, derselbe, welcher (nach Plinius XXV) den in Süddeutschland bis Thüringen wildwachsenden Enzian mit gelber Blüte (G. lutea L.) gegen die Pest empfohlen hat. Die meisten Arten, von denen Haage & Schmidt in Erfurt etwa 20 in Samen und Pflanzen besitzen, haben einen niedrigen Wuchs und länglich glockenförmige, tiefblaue Blumen; zu den schönsten gehören der stengellose Enzian (G. acaulis L.) von den Alpen, den wir schon im Novemberheft 1883 besprochen haben, der bauchig aufgeblasene E. (Pneumonanthe L.), von den Alpen, mit gegen- und wechselständigen blauen Blüten an der Spitze des Stengels, Oliviers E. (Olivieri Hort.), der purpurrote E. (Purpurea) mit roten Blüten, der eisliebende E. (Algida, Fig. 2), eine echte Alpenpflanze, Walujewi u. a. m. Alle Arten des Enzian eignen sich zur Vervollständigung des Alpenflors im Garten oder zu Einfassungen von Rabatten, Gruppen u. s. w. in halbschattiger



Fig. 5. Ferula (Euryangium) Sumbul.

Lage. Die Wurzeln einiger Arten (Lutea, Pannonica Scop., Purpurea L. u. a.) enthalten ein bitterschmeckendes Glykosid, Gentiopikrin genannt, und werden deshalb als Heilmittel gebraucht, ebenso als Extrakt, Tinktur, Pulver u. s. w. Die Alpenbewohner bereiten aus den frischen Wurzeln den Enzianbranntwein oder den Enzian, dessen sich die Gemsenjäger zu bedienen pflegen. Die Blätter der G. amorella L. und campestris L. werden im Norden als Hopfensurrogat bei der Bierbrauerei benutzt.

Ganz nahe verwandt mit dem Enzian ist das Tausendgüldenkraut (Erythraea Rich.), dessen bei uns einheimische Arten Centaurium L., Linariaefolia Pers. und Ramosissima Pers. in ihren blühenden Spitzen einen eigentümlichen Bitterstoff enthalten und die deshalb in Aufguß- und Pulverform als magenstärkendes, schweißtreibendes Mittel, in Theeaufguß als Hausmittel gegen Schwäche der Verdauungsorgane verwendet werden. Sie könnten wegen ihres Bitterstoffes auch dem Biere zugesetzt werden, das Weidevieh frißt sie aber eben deshalb nicht. Das ausgebreitete oder weitschweifige Tausendgüldenkraut (E. diffusa Hort., Fig. 3) von Haage und Schmidt in Erfurt ist eine ganz niedrige, kriechende Art mit kleinen runden, glänzend grünen Blättern und lebhaft rosafarbigen Blumen in aufrechtstehenden Büscheln.

Der Drachenkopf (Dracocephalum L.) gehört zu der Familie der Lippenblüter (Labiatae) und findet sich in Deutschland auf den Alpenwiesen bis Ostpreußen (D. Ruyschianum L., der schwedische D. mit violetten Blumen), in Süddeutschland und Böhmen an felsigen Stellen (D. austriacum L., der österreichische D., ebenfalls



Fig. 6. Pyrethrum roseum fl. pl.

mit violetten Blüten), wie auch, aus Asien eingewandert, im südöstlichen Europa (D. moldavicum L., der türkische D. mit violetten und weißen Blüten; er wird bei uns als Küchengewürz und Theekraut angebaut, auch statt Melissa turcica, ein veraltetes Heilmittel, als Thee getrunken). Eine schöne Art oder Spielart ist der großblumige Drachenkopf (D. grandiflorum L. oder altaiense Laxm., Fig. 4) von Hochasien mit größeren Blumen als die der anderen Arten. Im allgemeinen bleiben diese Pflanzen mit blauen oder violetten Blüten alle niedrig und lassen sich deshalb gut als Einfassungen zu Staudengruppen oder auf Steinpartien verwenden.

Eigentümliche und doch schöne Pflanzen sind die der Gattung des Steckenkrauts (Ferula L.) zugehörigen, darunter das stinkende Steckenkraut (F. scorodosma Benth. et Hook.), das besonders in den Steppen Persiens, in der Provinz Chorasan, wild wachsend vorkommt. Der 1,5—2 m lange Stengel hat große, blaßgelbe Blütendolden. Die armdicke Wurzel der wenigstens vier Jahre alten Pflanze, auch wohl der verwandten Arten, läßt man in der Erde stecken und entblößt nur ihren oberen Teil, von dem man von Zeit zu Zeit dünne Scheiben abschneidet, wonach ein milchartiges Gummiharz reichlich hervorquillt, welches man darauf an der Sonne trocknen läßt, und welches dann ein braungelbes, widrigriechendes, aber kräftiges Arzneimittel, den Stink-Asand (Gummi-resina asae foetidae) liefert, welcher in unförmlichen Massen von verschiedener Größe, außen rotgelblich, innen mit weißen mandelartigen Flecken, in den Handel kommt. Die Asandpflanze war nach Kurt Sprengel schon dem Hippokrates und Dioskorides unter dem Namen Silphium bekannt, jenen griechischen Aerzten, von denen ersterer, der „Vater der Arzneikunst", ungefähr 380 v. Chr. starb, während letzterer, gleichzeitig eifriger Botaniker, im ersten Jahrhundert n. Chr. lebte und wirkte. Der Saft der Wurzel hieß bei ihm Laser, und zwar lieferte diese Pflanze den persischen, syrischen und medischen Laser. Die Alten würzten ihre Speisen damit, auch galt er ihnen als ein vorzügliches Mittel gegen Krämpfe. Auch jetzt gilt der Asand noch, meist in Pillenform, seltner als Tinktur oder in Wasser, als ein nicht oft zu ersetzendes Mittel gegen Krämpfe und Würmer, wirkt auflösend, vertilgt die Säure im Magen und vertreibt Blähungen. Die Perser benutzen Asand noch jetzt als Gewürz; in Frankreich war dasselbe einst so in die Mode gekommen, daß bei Gastgelagen die Suppenteller vor der Benutzung mit einem Stück desselben abgerieben wurden, um die Suppe wohlschmeckender zu machen. Auch andere Arten sind medizinisch und technisch wichtig, sämtlich können sie aber im Garten als Ziergewächse gezogen werden, besonders die großen Arten Gigantea und Sumbul (auch Euryangium Sumbul, Fig. 5), letztere mit der wohlriechenden Sumbul- oder Moschuswurzel, gleichzeitig eine hübsche Einzelpflanze im Rasen. Der Blütenstengel wird bis 3 m hoch. Der Name Sumbul bedeutet im Arabischen so viel wie Büschel oder Aehre.

Allerdings sind diese Staudenarten gegen die Winterkälte etwas empfindlicher als andere, weshalb man sie auf dem bereits gefrorenen Boden sorgfältig decken muß. Man sät den Samen zur Anzucht im zeitigen Frühjahr, oder wie die anderen Stauden im Mai, unter Glas in Schalen, versetzt die Sämlinge in andere Schalen, später einzeln in Töpfe, überwintert sie frostfrei und pflanzt sie erst im Mai des nächsten Jahres auf den Ort ihrer Bestimmung in tiefgegrabenen, nahrhaften, aber nicht fetten Boden. Die stattlichen Pflanzen blühen sehr schön gelb vom April bis Mai und Juni. Eine schöne Species ist auch Glauca L. mit stark gespitzten, unten bläulich grünen Blättern und mit bis 3 m hohem Blütenstengel.

Schließlich müssen wir hier noch einer ebenso nützlichen wie schönen Zierpflanze gedenken, der kaukasischen Wucherblume oder der persischen Kamille (Pyrethrum roseum und carneum M. Bib.), die am Kaukasus, in den Gebirgen Persiens, bis zu einer Höhe von 1600—2300 m wild wächst und bei uns (bis 16° R.) winterhart ist. Die Pflanze liefert in ihren, im Schatten getrockneten, mit den Händen oder einer alten Kaffeemühle geriebenen Blütenköpfen das im Handel überall vorkommende und zur Vertreibung von allerlei Ungeziefer überall gebrauchte persische Insektenpulver oder das kaukasische Flohpulver, welches unter dem Namen Gutrila den Bewohnern Kaukasiens, dem Paradiese des Ungeziefers, schon längst bekannt ist.

Von den einfachen rot- und rosafarbig blühenden Stammarten sind jetzt zahlreich gefüllt blühende Spielarten mit den verschiedensten Farbenabstufungen vorhanden, die, in Blumenrabatten und Gruppen verwendet, im Juni sehr schön blühen und in jedem nicht zu trockenen Boden gut gedeihen; man vermehrt diese am besten durch Teilung des Wurzelstocks im Herbst, während die einfach blühenden Arten wie andere Stauden im Mai oder Juni durch Aussaat der Samen aufzuziehen sind.

Trachten der Zeit.

Von

Ida Barber.

Neues aus der Saison.

Während ich Ihnen diese Zeilen, verehrte Leserin, schreibe, liegt noch der wundervollste Märzschnee (dem ja en parenthèse die Zauberkraft eigen sein soll, Runzeln, Sommersprossen und sonstige Unschönheiten der Haut zu tilgen), auf Flur und Dächern, an den Bäumen funkeln, von der Sonne beschienen, die Eisdiamanten, unsere hoffnungsfrohen Sprößlinge „schlittern" nach Herzenslust auf der glatten Straßenbahn — Winter, wohin das Auge blickt, nur nicht in den der Mode geweihten heiligen Hallen, in denen, wie mich heute, als ich zu inspizieren ausging, der Augenschein überzeugte, alles bereits vom wunderschönen Monat Mai, seinen springenden Knospen und taufrischen Blumen erzählt.

In der That, der Kontrast wirkt verblüffend. Mit Pelz, Muff und Boa bekleidet, mit — wenn-

gleich wir es uns nicht eingestehen wollen — vom scharfen Nordost geröteter Nasenspitze, betreten wir die Säle, in denen man schon jetzt für den Sommer Zukunftsmusik à la mode spielt; da zur Rechten große Hallen, in denen die Strohhutnäherinnen ihre diesmal sehr geschmackvollen „Behauptungen" aufstellen und uns durch dieselben über Aprilstürme und Saisonschnupfen hinweg gleich mitten in die von Sonnengold durchleuchtete Sommerlandschaft führen; — zur Linken, wie aus Tau und Duft gewoben, die aus den kunstgeübten Händen der Blumenmacherinnen hervorgehenden Kinder Floras, große Centifolien, duftend wie die Rosen von Schiras, treublickende Vergißmeinnicht auf dunklem Moosgrunde, Fuchsien im Rot feuriger Liebe erglänzend, traute Veilchenaugen, die uns so lieb anblicken, als wollten sie uns mahnen, daß wir ihrer, wenn wir unsere Wahl treffen, nicht vergessen. Und in den Sälen nebenan Zephyrs, Gaze und Grenadine in leuchtender Schöne, leicht, farbenprächtig, mit bunten Blumenarabesken und orientalischen Ornamenten durchwirkt, — kostbare, wie von Feenhänden gefertigte Stickereien auf Tüll- und Gazegrund mit farbigem Chenilledessins, — goldschillernde Seiden-, durchbrochene Baststoffe, lichte, mit rubinroten Samttupfen durchwirkte Kanevasgewebe; erstaunt fragen wir uns: ist denn die Sommermode wirklich schon spruchreif geworden?


Fig. 1.

Auch die Konfektionäre haben schon ihre neuen Façons zur Ansicht gestellt und wollen uns glauben machen, daß sie bereits ihre Pflicht für den Sommer gethan. — Thatsache ist, daß von den vielen jetzt schon vorrätigen Phantasie-Modellen nur verschwindend wenige Anklang finden werden; alles, was zu sehr vom Herkömmlichen abweichend, auffallend und grell ist, wird wohl als Modell angestaunt aber wenig gekauft.

Unsere Modedamen sind konservativer, als man gemeinhin annimmt; sie tragen schon seit Jahren die äußerst soliden englischen Kleider, die


Fig. 4.

enganliegenden kurzen Paletots, die halbweiten Mäntel mit Fangärmel, in denen der Unterarm von einer Arbeit, die er nicht gethan, ausruht. — Die Neuerungen, die man als nötig erachtet, bedingen nur unwesentliche Abweichungen von der Grundform; — wohl gibt es Damen, die sich darin gefallen, stets, wie der norddeutsche Bauer sagt, „wat Aparts" zu haben, indes machen sie auch von sich reden, stilvolle Trachten bringen sie selten zur Geltung.

Die soliden, großen Burnusse (Fig. 1 und 2) werden, obschon man ganz bizarre, rückwärts und an den Seiten geschlitzte Formen einführt, als Regen-, Reise- und Staubmäntel die Mode beherrschen; sie erfüllen ihren Zweck besser als die anliegenden Redingotes, da sie als leicht umzunehmende Hülle bequem, graziös und kleidend sind, Eigenschaften, die den anliegenden Façons nicht immer zugeschrieben werden konnten.

Für Besuchstoiletten dürften sich die in Fig. 3 und 4 skizzierten guter Aufnahme erfreuen. Fig. 3 zeigt einen aus braunem Samt gefertigten Rock, über demselben in großen Falten geraffte Tunique von lederartigem braungrauen Stoff, Taille mit Samtlatz und spitzem Samtgurt. Fig. 4 läßt den aus chenilleartigem Stoff gefertigten Rock seitwärts, wo die Tunique nicht zusammengeht, hervortreten, nach unten zu eine Falte in Füllhornform von starken Korden umschlungen.

Ganz originell ist die in Fig. 5 veranschaulichte Toilette, die aus einem indischen Shawl, den man nur seitwärts auf dem dunkleren Seiden-


Fig. 3.

rock gerafft hat, gefertigt worden; kleiner, leicht über die Brust gefalteter Kragen von indischem Stoff, Taille mit zwei Spitzen, zum Rock passend, auf dunkler Samtweste.

Die seitwärts mit gestickten Streifen gezierten Kleider (Fig. 6) werden schnell in Aufnahme kommen; — in Ermangelung der Stickerei sieht man auch oft abgepaßte mit Samt, à jour-Streifen oder Plüschblumen gezierte Pans, die für die Frühjahrsmode charakteristisch sind; — leicht ist es, mit Hilfe dieser Auflagen jährige Kleider in moderne umzuwandeln.

Für junge Mädchen ist die in Fig. 7 skizzierte Form (fußfreier gefalteter Rock mit kurzer nach hinten zu in Bogen geschlungener Tunique, welche mit abgestuften Samtbändern besetzt ist) sehr kleidend; die mit breitem Gurt gehaltene runde Taille ist mit schmalen Achselbändern garniert, der Aermel mit Samtbandeaux abschließend.

Von den für die Frühjahrs- und Sommersaison bestimmten Stoffen mögen wohl viele, ehe sie geeignet sind, in den Konsum überzugehen, erst Schule machen müssen. Der Geschmack wird sich wohl mit der Zeit gewöhnen, die verschiedenen, im Pompadourgeschmack gewebten, mit grellroten oder weißen Samttupfen bestreuten Stoffe, die mit Stahlfäden durchzogenen Popelines, die mit bunten und à jour-Streifen durchbrochenen, mit hängenden Eicheln und Goldfäden gemusterten Mohairs schön zu finden; allgemeiner Anerkennung aber dürften die glatten Foulés mit abgepaßten Bordüren, die kleinkarierten Ternos mit angewebten Wollfransen, die aus feinstem, fast seidenartigen Ziegenhaar gefertigten, cheviotartigen Stoffe sicher sein.

Ein graues, sehr billiges Stapel-Genre wird in Roubaix gefertigt und unter dem Namen „Nana" in den Handel gebracht. Diese Nana hat mit der Zolasche nur das Eine gemein, daß sie besticht, ohne gerade etwas wert zu sein, trotzdem ist sie, da man ja den Wert oder Unwert heute sehr relativ beurteilt, schnell in der Gunst der Damenwelt gestiegen; man putzt die neuen Nanakleider mit roten und blauen Samtborten, mit Stahlquimpen, auch mit seidenartigen, perlenbenähten Wollspitzen. Für den Sommer sollen weiße Kanevasgewebe mit Streifen aus himmelblauem und modefarbenem Plüsch, crêmefarbige Stamines mit antikrosa Samtsternen, gestreifte Bengalines in carmoisinrot und rosa viel in Verwendung kommen; die baumwollenen Gewebe sieht man in hübschen Vorwürfen z. B. Elfenbeinweiß mit dunkelroten Schachfiguren, Crême mit stahlblauen Blumen, Ecru mit bronzefarbenen Mustern; — chinesische Bastwie indische Tussorstoffe, mit durchbrochenen Guipürestreifen und kontrastierenden Plüschefiguren durchwirkt, werden zu den eleganteren Kostümen verwendet.


Fig. 2.

Die Strohhut-Branche liefert uns in diesem Jahre so viel des Neuen, daß man thatsächlich ob der Kunstfertigkeit und Mannigfaltigkeit des Gebotenen staunen muß. Die ziemlich hohen Köpfe sind zumeist aus starkem Strohgeflecht, die Krempen aus feinerem hergestellt (Fig. 8 und 9). — Mit feinen, aus Strohfäden filierten Netzen überworfene Hüte, wie sie Fig. 10 und 11 veranschaulicht, sind zumeist in hohen cylinderartigen Formen vorrätig; die Netze sind vielfach mit Perlen filiert, auch aus goldgelber Cordonnetseide hergestellt; niedrigere Façons (Fig. 12) fertigt man gern aus lichtem Reis- oder Florentinerstroh mit angesetzter, gefalteter Strohbordüre.

Von vortrefflichster Wirkung sind die aus à jour-Geflecht hergestellten Hüte (Fig. 13), die teilweise aus glattem und durchbrochenem Stroh gefertigt, mit Strohlitzen verschnürt sind, unter denen ein farbiges Seidenfutter effektvoll hervorschimmert. Die mit gerollten Strohspitzen umrandeten Hüte (Fig. 14 und 15) bilden das elegantere Genre, während gestickte Manillahüte


Fig. 5.

(Fig. 16) und die echten mit Chenille tambourierten Jokohamas (Fig. 17) als Reise-, Garten- und Negligéhüte Verwendung finden dürften.

Aus Küche und Haus.

Von

L. von Pröpper.

Vom zahmen Kaninchen.

Dieses in Frankreich und England so hoch geschätzte, überaus nützliche Tierchen (in Frankreich sollen alljährlich fünfundachtzig Millionen gezogen werden) ist in Deutschland noch lange nicht genug gewürdigt, und es haben daher unsere Kochbücher auch nur wenig Rezepte für dessen Zubereitung, während sich in einem der beliebtesten französischen Kochbücher „Le Cuisinier royal", deren sechzig befinden, worunter sogar „au Vin de Champagne" und „aux Truffes", und so glaube ich, daß es wohl „zeitgemäß" sein dürfte, hier einige erprobte Kaninchen-Rezepte mitzuteilen, welche natürlich auch für wilde Kaninchen passend sind.

Kaninchen-Suppe. 1) Man schneide das Fleisch eines Kaninchens ganz klein und brate es in Butter lichtbraun, lasse es mit Wasser, einer Möhre, einer Zwiebel, beides zu Scheiben geschnitten, einem Lorbeerblatt und ein paar Gewürznelken recht durchkochen, gieße es dann durch ein Sieb und koche es nochmals mit Sago auf.

2) Auf Jägerart. Man schneide ein Kaninchen in fünf und einen schönen Weißkohlkopf in vier Teile, füge ein Stück Speck, zwei Möhren, zwei Zwiebeln, ein Sträußchen Petersilie, ein Lorbeerblatt, ein wenig Thymian und das nötige Wasser hinzu, koche es drittehalb Stunden und würze mit Salz und weißem Pfeffer, doch darf, wenn das Kaninchen jung ist, dieses nicht gleich mit aufgesetzt, sondern erst, wenn die Suppe halb gar ist, hineingethan werden. Diese Suppe eignet sich sehr, um sie Jägern hinauszuschicken, denn sie liefert eine ganz gute und kräftige Mahlzeit. — Aus „Cuisinier royal".

Gebratenes Kaninchen. Man spicke es und übergieße es mit recht kochendem Wasser, damit die Poren sich schließen, gieße das Wasser aber gleich wieder ab; brate das Kaninchen mit Butter und saurem Rahm, den man mit der Butter zugleich daran thut, unter fleißigem Begießen, recht saftig, und gebe Pfeffergurken, Salat oder Kompot dazu.

Gebackenes Kaninchen. Man rolle Brotteig fingerdick aus, lege das gespickte Kaninchen darauf und ziemlich viel Butter darüber, schlage es in den Teig und glätte diesen mit ein wenig Wasser; schiebe es nun in den Ofen (Röhre) und wenn der Brotteig dunkelbraun gebacken ist, so ist das Kaninchen gar, wird aus dem Teig gelöst und mit einer Weinsauce serviert, zu der man, in der nötigen braunen Noveathsauce, ein Glas Rotwein aufkochen läßt. (Holländische Küche).



Fig. 7.

Gedämpfte Kaninchen. Man zerlege zwei Kaninchen in nette Stücke und bestreue sie mit Salz und ziemlich viel gestoßenem Pfeffer, schneide dann vier mittelgroße Zwiebeln in dünne Scheiben und lege davon eine Schicht auf den Boden eines Topfes mit gut schließendem Deckel, der gerade groß genug ist, um die Kaninchen aufzunehmen; über die Zwiebelschicht kommt eine Lage von Kaninchenstücken, und so wechselt man mit Zwiebeln und Fleisch ab, bis alles Fleisch eingelegt ist, und legt nun über die letzte Fleischschicht eine von Speck, in nette, viereckige Scheibchen geschnitten, und zuletzt noch eine Zwiebelschicht, thue den Deckel auf den Topf und dämpfe die Kaninchen zwei Stunden lang ganz langsam, denn da keine Brühe zugesetzt wird, so könnten sie sonst leicht anbrennen. Sind sie gar, so stürzt man sie auf eine erwärmte Schüssel und gibt diese sehr gute, kräftige Speise, mit Salzkartoffeln dabei, so heiß wie möglich zu Tisch. (Englische Küche.)

Pepper-Pat. Man schneide ein großes oder



Fig. 8–17.

zwei kleinere Kaninchen in Stücke, spicke sie reichlich mit gröblich geschnittenem Speck und thue sie mit etwas Salz in eine Kasserolle, gieße so viel Wasser darüber, daß sie eben bedeckt sind und bringe sie zu Feuer. Sind sie dann abgeschäumt, so gibt man ein Weißbrötchen, ein Schwarzbrotkrustchen, recht viel zu Scheiben geschnittene Zwiebel, gehörig grobgestoßenen weißen Pfeffer, etwas Cayennepfeffer, ein paar Gewürznelken und eine Citronenscheibe daran, kocht sie so gar und fügt eben vor dem Anrichten einen Eßlöffel Essig hinzu, womit es noch einmal aufkochen muß. Man reicht meistens Salzkartoffeln dazu und muß sorgen, daß die Sauce zwar gebunden, aber doch reichlich sei, um zugleich als Sauce zu den Kartoffeln zu dienen. (Holländische Küche.)

Paprika. Man bestreue die Stücke von ein paar Kaninchen mit Salz und dämpfe sie mit 125 Gramm Butter, einer Zwiebel, einer Möhre und etwas Sellerie und Porree, dies alles in Scheibchen geschnitten, stäube einen Eßlöffel voll Mehl daran und übergieße sie mit 1/2 Liter Bouillon und 1/2 Liter saurem Rahm, lasse unter fortwährendem Schütteln der Kasserolle gar kochen, würze mit einer Messerspitze Paprika (spanischem Pfeffer) und gebe die entfettete Sauce über die angerichteten Kaninchen. (Ungarische Küche.)

Frikassee. Man zerlege ein paar Kaninchen, dämpfe sie mit 60 bis 90 Gramm Butter und einer kleinen, mit einer Gewürznelke besteckten Zwiebel, thue zwei bis drei Eßlöffel Mehl und, wenn dies ein wenig angezogen hat, Bouillon und ein Glas weißen Wein oder auch Wasser und ein wenig Essig daran, nebst Salz, Pfeffer und Muskatnuß, und koche es gar; seihe die Sauce dann durch, rühre sie mit ein paar Eidottern, einem Stückchen Butter und etwas Citronensaft an und gieße sie über das Fleisch; man kann beim Anrühren der Sauce auch in Salzwasser abgekochte grüne Erbsen oder zerschnittene Spargeln beifügen oder das Frikassee mit ebenfalls in Salzwasser abgekochten Blumenkohlröschen garnieren.

Kaninchen-Ringe. Man löse die Rückenteile von vier jungen Kaninchen vorsichtig aus, spicke sie recht fein mit Speck und drehe sie rund; lege in jedes dieser acht Stücke eine geschälte Zwiebel, die den Ring gerade ausfüllen muß, und befestige mit Holzstiftchen, daß es gut zusammenhalte. Dann thue man in eine Kasserolle Speckscheiben, zwei zu Scheiben geschnittene Möhren, zwei Zwiebeln, ein Lorbeerblatt und ein wenig Thymian, lege die Ringe darauf und gieße 1/4 Liter Bouillon daran, bedecke sie mit einem gebutterten Papier und lasse sie im Backofen (Röhre) drei Viertelstunden langsam dämpfen, richte sie kranzförmig an und gebe die durchgeseihte und abgefettete Sauce in die Mitte.

Kaninchen-Croquetten. Man schneide 1/2 Kilo Fleisch von einem jungen fetten Kaninchen, ohne Haut und Sehnen, und 100 Gramm frischen Speck in dünne Scheiben und hacke es dann sehr fein; füge zwei Eier, vier gestoßene Zwieback, Salz, Muskatnuß und vier bis fünf Eßlöffel Wasser hinzu und vermenge es wohl zu einer saftigen aber doch gut zusammenhaltenden Masse; forme fingerlange und daumendicke Croquetten daraus, wende sie in gestoßenem Zwieback um und backe sie in heißer Butter goldbraun.

Eingelegte Kaninchen. Man beine mehrere junge Kaninchen aus, spicke sie mit Speck und rohem Schinken und bestreue sie mit Salz, Pfeffer und Gewürz; rolle sie wurstförmig auf, umbinde sie mit Bindfaden und koche sie mit Salz, Pfefferkörnern, Lorbeerblättern, Thymian und etwas Knoblauch in feinem Oel und mit einem Kohlendeckel darüber eine Stunde lang; nehme sie nun heraus, lasse sie abtropfen und erkalten und schneide sie in dicke Scheiben, lege sie in einen Porzellantopf, gieße Oel darüber und bewahre sie so.

Sie werden meistens als Vorspeise gegeben, dazu in halbfingerdicke Stücke geschnitten und mit einer Mayonnaisesauce, aus einem rohen Eigelb, sechs Eßlöffeln feinstem Oel, Saft einer halben Citrone, Pfeffer und Salz, übergossen, wie Thunfisch, mit dem sie auch viele Aehnlichkeit zu haben scheinen, wenigstens erzählt die Marquise de Concey in ihren so interessanten „Souvenirs", daß die ebenso frommen als leckerhaften Eltern des berühmten Fürsten Talleyrand in einem Fäßchen ausgezeichneten Thunfisches, den sie noch obendrein aus dem Nachlasse der Königin Maria Leszcynska zugeteilt erhalten hatten, auf einmal „inmitten der Fastenzeit und der Sauce", den Wirbelknochen eines Kaninchens! — entdeckten „in einer Scheibe des Fisches haftend" und dadurch in große Gewissensnot gerieten. Jedenfalls war unser, auch französisches Rezept, welches das Ausbeinen angibt, nicht gehörig befolgt worden.

Der gestirnte Himmel im Monat Juni.

In diesem Monat steht das Sternbild der Leier mit der strahlenden Wega mitternächtlich nahe dem Scheitelpunkte; südlich davon der Ophiuchus, Schütze und Skorpion; südöstlich der Adler, nordostwärts gegen den Horizont hin die Kassiopeia und tief am Nordhorizonte die glänzende Kapella. Ueber alle diese Sternbilder hinweg zieht sich die Milchstraße, jener unermeßliche Sternenring, den auch die größten Fernröhren nicht ergründen. Zwischen Schwan, Leier und Adler bietet sie am Fernrohre den wunderbarsten Anblick eines Gewimmels von Sternen ohne Zahl.



Fig. 6.

Von den Planeten ist Merkur unsichtbar; Venus geht gegen 2 Uhr auf; Jupiter und Mars stehen um 6 Uhr im Meridian, sind also nach Anbruch der Dunkelheit schon tief am Westhimmel herabgesunken. Saturn ist kaum noch in der Abenddämmerung mit Hilfe eines Fernrohres zu finden.

Am 2. Juni tritt der Vollmond ein; am 5. ist der Mond in der Erdnähe; am 9. erstes Viertel, am 16. Vollmond; am 21. Mond in Erdferne; am 24. letztes Viertel. Am 21. tritt die Sonne in das Zeichen des Krebses und ist Sommeranfang.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Mathematische Scherzfrage.

Ein verlobter Mathematiker bekommt von seiner Braut, die Emma heißt, brieflich Vorwürfe, daß er zuviel Bier trinke, und den Rat, er solle dafür lieber Thee, das köstlichste Getränk der modernen Zeit, trinken. In seiner Antwort redet er seine Braut mit fünf Buchstaben und einer Ziffer an. Wie?

Reimrätsel.

Ich liebe jede . . . .
Zu Wasser und zu —
Genieße jede . . . . .
Mit Ausnahme vom —
Ich les' noch gern den . . . . .
Trotzdem ich bin ein —
Hab' Freud' an lust'ger . . . . .
In netter Menschen —
Hör' zu im Wald der . . . . .
Wie sie singt Lob und —
Doch merk' ich schon, wie . . . . .
Er kommt, den keiner —

(Die Punkte bedeuten ein zweisilbiges, die Striche ein einsilbiges Wort.)

Versetzrätsel.

Ich nenne dir einen König
Aus längst vergang'ner Zeit;
Verstelle die Zeichen ein wenig,
Und schwerlich bin zu seh'n ich
Beim Freund der Reinlichkeit.

Rebus.

Von Luise Devrient.



Das Köpfchen pflück von jedem Ast
Und schnell Du einen Namen hast.
Den freudig unser Mund verkündet,
Der Deutschlands Ruhm und Ehr begründet

Buchstabenrätsel.

Ich bin ein kriegerischer Held,
Als Feind der Schrecken aller Welt;
Mit umgestellten Zeichen werde
Ich rasch ein Lichtquell für die Erde.

Silbenrätsel.

Die erste hat ein beliebter Sport
Zu den fröhlichen letzten sich erkoren;
Das Ganze ist ein deutscher Ort,
Wo ein berühmter Mann geboren.

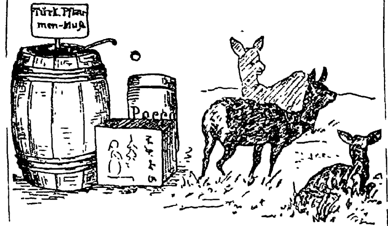
Charade.

Des ersten Wortes Macht
Erhob sich gegen Griechenland,
Des zweiten Wortes Pracht
Erhebt sich noch in Griechenland.
Des Ganzen Kraft und Macht
Erhob einst unser deutsches Land.

Logogryph.

1234: ein Gott.
2143: ein lateinischer Name.
3214: ein orientalischer Name.
4321: eine Stadt.

Rebus.



Auflösungen zu Heft 8, S. 411.

Rebus: Goldammer.
Vokalrätsel: 1. Breisgau, 2. Intendantur, 3. Sundainseln, 4. Marquise, 5. Asturien, 6. Raubritter, 7. Kaiserstuhl: Bismarck.
Silbenrätsel: 1. Wachtel, 2. Ilimani, 3. Narzisse, 4. Dieb, 5. Tieck, 6. Hudson, 7. Orange, 8. Roßbach, 9. Stuttgart: Windthorst — Liebknecht.
Rätselhafte Inschrift: Na (nein)! So miserabel liest dann doch kane (keine) in der Klasse wie du, Anna; da lies du a mal aa (auch) do, Leni!

Whistaufgabe Nr. 6.

Sie sind in der Vorhand und haben die folgenden Karten: Treff-Dame, Treff-Bube, Treff-10, Treff-4, Treff-3, Treff-2, Pique-Aß, Pique-König, Pique-5, Pique-4, Pique-3, Pique-2, Carreau-Aß.
Treff ist Atout.
Was spielen Sie an und weshalb?

Lösung der Whistaufgabe Nr. 5.

A ist in Pique Renonce und hat die folgenden fünf Atouts: Coeur-6, Coeur-5, Coeur-4, Coeur-3, Coeur-2.
C hat neun Piques und die folgenden vier Atouts: Coeur-Aß, Coeur-Dame, Coeur-10, Coeur-8.
A spielt zuerst Atout, C übernimmt und bringt im zweiten Stich Pique. A sticht mit Atout und spielt im dritten Stich wieder Atout. C übernimmt und bringt dann Pique. A sticht mit Atout und spielt im fünften Stich wieder Atout. C übernimmt, zieht dann im sechsten Stich den letzten Atout ab und hat Rest.

Skataufgabe Nr. 10.

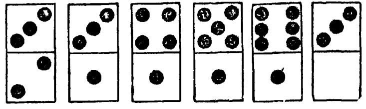
B (Mittelhand) hat die folgenden Karten: Treff-Bube, Pique-Bube, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Pique-8, Coeur-10, Coeur-König, Carreau-Aß.
B reizt auf Tournee. A und C passen. B tourniert Pique-7. A spielt Carreau-König an und die Karten sitzen für B so günstig, daß die Gegner nicht aus dem Schneider kommen.
Welche Karte hat B außer Pique-7 aufgenommen? Was ist gedrückt? Wie saßen und wie fielen die Karten?

Lösung der Skataufgabe Nr. 9.

Im Skat lagen zwei kleine Treffs oder Piques.
Einer der beiden Gegner hatte: den Treff-Buben, Coeur-Aß, Coeur-Zehn, Coeur-König, Coeur-Dame, Carreau-Sieben und fünf kleine Treffs oder Piques. Er nimmt den ersten Stich mit Coeur-Dame, spielt dann Coeur-König (im zweiten Stich wird ein Aß gewimmelt), darauf den Treff-Buben und im vierten Stich Carreau-Sieben.
A hat nun Rest und erhält in seinen Stichen 96 Points.

Dominoaufgabe Nr. 3.

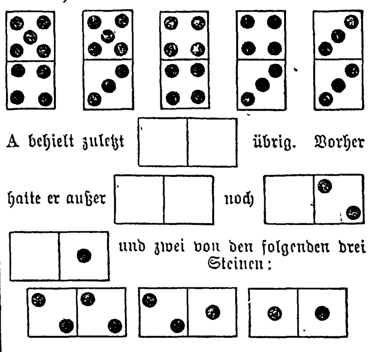
Vier Dominospieler nehmen je sieben Steine auf. Der vierte hat:



und einen andern Stein.
Der erste setzt aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er zuerst seine Steine los wird. Der zweite hat keinen einzigen Stein angesetzt, ebenso der dritte. Der vierte behält einen Stein übrig. Der zweite hatte in seinen sieben Steinen sechs Augen mehr als der dritte, und der vierte hatte in seinen sieben Steinen vier Augen mehr als der erste.
Welchen Stein behielt der vierte übrig? Wieviel Augen hatte der zweite, wieviel Augen der dritte in seinen sieben Steinen?

Lösung der Dominoaufgabe Nr. 2.

C hatte:

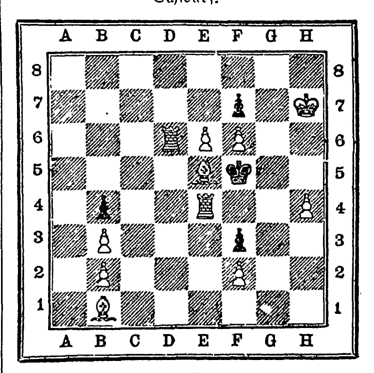


A behielt zuletzt [Stein] übrig. Vorher hatte er außer [Stein] noch [Stein] [Stein] und zwei von den folgenden drei Steinen:

Schachaufgabe Nr. 25.

Von H. Ullstein in Berlin.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XVII.

Weiß. Ka2. Dg6. Lh3. Se2, e4. Ba4, c4, d2.
Schwarz. Kd3.
Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 24.

1. Td7 — d6 Ke5 — e4
2. Td6 — e6 † Ke4 — f5:
3. Lf1 — h3 matt.

1. . . . . Ke5 — f5:
2. Lf1 — h3 † Kf5 — e4
3. Td6 — e6 matt.

1. . . . . d2 oder f2
2. Sf5 — d4 beliebig
3. Te6 resp. Lf4 matt.

Lösung von Aufgabe XVI.

1. Tg4 — g2 h3 — g2:
2. Da1 — h8 matt.

1. . . . . Kh1 — g2:
2. Da1 — a8 matt.

1. . . . . Lf1 — g2:
2. Se2 — g3 matt.

1. . . . . beliebig
2. Tg2 — h2 matt.

Allerlei für die Wirtschaft.

Zwei neue Gabeln (Fig. 1). Die elegant ausgestattete Gabel A mit verziertem Griff und ganz versilbert, bildet eine zweckmäßige Vervollständigung des Tafelservices. Dieselbe wird auf den Brotkorb gelegt und dazu benutzt, die Brotscheiben herunterzunehmen. B ist eine Küchentranchiergabel, mit deren Hilfe man auch die größten Braten festzuhalten vermag, ohne sichtbare Löcher in dieselben zu stechen; sie erleichtert das Tranchieren wesentlich, da der Braten sich während dieser Arbeit nicht verschiebt. Wie unsere Zeichnung darthut, hat die Gabel B vier flache Zinken, welche der größeren Sauberkeit halber vernickelt sind, während ein solide gearbeitetes Holzheft die Handhabe bildet. Die Gabel A kostet 5 Mark, die Gabel B 3 Mark.



Fig. 8.

Neueste Champagnerzange zum Oeffnen der Flaschen (Fig. 2). Die nebenstehende Abbildung veranschaulicht eine aus vernickeltem Stahl hergestellte, sauber ausgeführte Zange, welche das Oeffnen von Schaumweinflaschen bequem und mühelos macht. — Wie die Skizze zeigt, umfaßt man mit der Ausbiegung der Zangenschenkel den Flaschenkopf und zerschneidet durch einen Druck, unter gleichzeitiger Drehung der Zange nach rechts und links, mit den scharfen Innenrändern (SS) die über Flaschenkopf und Kork laufenden Verschlußdrähte und Bindfäden. Sollte hie und da ausnahmsweise ein Draht nicht durchschnitten sein, so dient zur Nachhilfe — und Schonung der Zange — der Reservedrahtschneider (D). Preis 5 Mark.



Fig. 1.

Gläserne Geleeformen, Aspikränder u. s. w. für den Küchengebrauch (Fig. 3. 4 und 5). Die Herstellung gläserner Küchengerätschaften, ursprünglich eine amerikanische Erfindung, hat sich auch in unseren deutschen Haushaltungen rasch einen Platz erobert, was aus gesundheitlichen und Gründen der Sauberkeit in den Küchen willkommen zu heißen ist. Geleeformen, der Fig. 5 entsprechend, haben einen Durchmesser von ca. 15 cm (Preis 2.50 Mark), Aspikränder (Fig. 3) einen Durchmesser von ca. 19—21 cm (Preis 3.50 Mark), Pastetenbecher einen Durchmesser von 6 cm (Preis 50 Pf.). Auch eine Teigrolle (Fig. 4) von Glas (Preis 2.50 Mark) ist besonders empfehlenswert; dieselbe ist an beiden Seiten offen und wird, wenn in heißer Jahreszeit Blätter- oder Mürbeteig ausgerollt werden soll, mit kaltem Wasser oder Eisstückchen gefüllt. Es bedarf alsdann nicht besonders kühler Räume zur Herstellung solcher Teigarten, sondern das Ausrollen kann, wie bei anderen Speisen, in der Küche erfolgen. Reibekeulen für Püree (Preis 1.50 Mark), Butterstecher (Preis 2 Mark) u. s. w. werden gleichfalls aus Glas hergestellt.

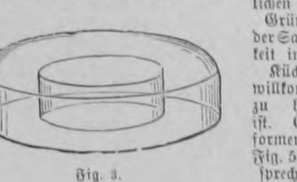


Fig. 3.

Neuer französischer automatischer Sicherheits-Lichtlöscher (Fig. 6). Eine nützliche, kleine Vorrichtung, allen denen ganz besonders zu empfehlen, welche der leidigen Gewohnheit huldigen, im Bette zu lesen und befürchten müssen, hierbei vom Schlafe überrascht zu werden; der kleine Automat verlöscht das Licht selbstthätig, sobald letzteres bis zur Stelle niedergebrannt, wo er aufgesteckt ist — man kann also die Zeit genau bestimmen, wann das Verlöschen des Lichtes stattfinden soll. Bei der Benutzung wird der Lichtlöscher, wie aus unserer Fig. 6 ersichtlich, an der Kerze festgeklemmt und die Spitze b des kleinen oberhalb der Klammer befindlichen Stiftes in das Licht gesteckt. Sobald die Stelle der Kerze, in welcher sich die Spitze b befindet, unter der Flamme weggeschmolzen ist, verliert der Stift seinen Halt und knickt in dem Gelenk a zusammen, während die Kappe des kleinen Apparates, welche nun keinen Stützpunkt mehr besitzt, herunterfallend das Licht verlöscht. Der Lichtlöscher ist aus Messing hergestellt und kostet 75 Pfg. oder bei frankierter Zusendung innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes 1 Mark.

Fig. 6

Neues verbessertes Doppelrechaud zum Warmhalten der Speisen auf der Tafel aus vernickeltem Metall (Fig. 7). Das nebenstehende neue Doppelrechaud zum Warmhalten der Speisen auf der Tafel ersetzt die bekannten ovalen oder kreisrunden, mit heißem Wasser gefüllten Wärmeschüsseln (hotwater-plates). Das Rechaud hängt frei beweglich in der Mitte, und hat die E. Cohnsche Fabrik in Beziehung auf dasselbe in neuester Zeit eine Verbesserung dahin angebracht, daß es die Lampe verstellbar, also für große und kleine Flammen, sowie einen besonderen Einguß für den Spiritus hergestellt hat. Je nachdem man das Rechaud wendet, befindet sich entweder der größere längliche oder kleinere kreisrunde Schüsselhalter oben, während der andere Teil den Fuß bildet. Die über der Lampe befindliche Brennscheibe schützt die Schüssel vor der direkten Berührung mit der Flamme und dem Anrußen durch die Lampe, welche sich durch die eigene Schwere aufrecht stellt, sobald man das Rechaud umwendet. Durch die Brennscheibe wird auch die Wärme gleichmäßig über die Schüssel verteilt. Preis 12 Mark. Vorrätig sind sämtliche der vorstehenden Neuheiten (Fig. 1—7) in dem Etablissement für hauswirtschaftliche Gegenstände des königlichen Hoflieferanten E. Cohn in Berlin SW., Leipziger Straße 88.

Fig. 4.

Neuer Patent-Syphon (Fig. 8 u. 9). Zur Selbstbereitung von kohlensäurehaltigem Wasser, sogenanntem Sodawasser, Brause-Limonade rc., hatte man bis jetzt meistens nur die Liebigsche Flasche, die umständlich wegen ihrer schwierigen Handhabung und unpraktisch, weil zu schwer zu reinigen, dann auch so teuer war, daß sie sich zur allgemeinen Einführung in Familien nicht eignen konnte. Und doch existiert das Bedürfnis, einen Apparat zu haben, mit dem man jederzeit sofort ein erfrischendes Getränk bereiten kann, der in seiner Einfachheit leicht zu handhaben ist und dessen Anschaffungskosten nicht zu hoch sind. Es war ja schon ein Vorteil, als die Mineralwasserfabrikanten den gewöhnlichen Syphon einführten, mit dem man eine größere Quantität Wasser glasweise leeren konnte, während bei den kleinen Flaschen, einmal geöffnet, die Kohlensäure auch sofort verflüchtigt war. Wie wenig kommt nun dieser Apparat dem neu erfundenen Patent-Syphon gleich, der es ermöglicht, mit wenig Natron und Weinsteinsäure ein erfrischendes kohlensäurehaltiges Wasser herzustellen.



Fig. 9.

Fig. 5.



Fig. 2.

Von größtem Wert ist der Patent-Syphon besonders für den Hausgebrauch und bei Gesellschaften. Zum Oeffnen des Syphons legt man den Syphonkopf im Scharnier zurück, nehme dann die Röhre aus der Flasche und fülle letztere stark dreiviertel voll mit frischem Wasser. Um ein gewöhnliches Sodawasser herzustellen, wird das beigegebene Maß mit doppelkohlensaurem Natron gefüllt und in den Syphon geschüttet,



Fig. 7.

dann fülle man den kleinen Porzellanbehälter an der Glasröhre mit Weinsteinsäure und setze die Glasröhre vorsichtig in den Syphon zurück; es ist hierbei jedoch darauf zu achten, daß die Flüssigkeit unter dem oberen Rand des Porzellanbehälters bleibt; derselbe soll also so hoch als möglich hängen. Der Syphon wird nun wieder dicht geschlossen und etwas geschüttelt, um die Masse im Porzellanbehälter herauszuspülen und das Selterwasser fertigzustellen.

Ein Druck auf den Hahn genügt, um die Flüssigkeit wie bei jedem anderen Syphon auszugießen.

Wenn Limonade gewünscht wird, so gießt man vor dem Einsetzen der Glasröhre etwas Himbeersaft, Citronensaft ꝛc. in die Flasche und verfährt wie oben.

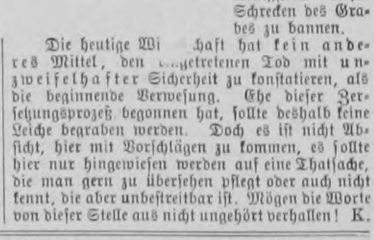
Der neue Patent-Syphon, welcher im Etablissement für Hauswirtschaftliche und Kücheneinrichtung von Karl Hirsch & Co., Berlin W., Leipzigerstr. 2 vorrätig ist, enthält ca. 1 Liter und kostet 10 Mark.

Unsere Kunstbeilagen.

Außer den zahlreichen Kunstblättern, welche dem Artikel von Ludwig Pietsch beigegeben sind, enthält dieses Heft auch noch mehrere vorzügliche Kunstbeilagen. — Die allerbarmende Nächstenliebe findet sinnigen Ausdruck in W. Carstens Gemälde „Vor dem Findelhause“. Nur zu oft schon haben die Schwestern, wenn sie die Pforte geöffnet, ein Menschenkindlein, verlassen von den Seinigen, auf den steinernen Stufen gefunden, aber jedesmal erneut sich das Werk ihrer Liebe. Jene, denen eine hehre Aufgabe selbst die Wonnen der Mutter unmöglich macht, sie sorgen mit treuem Herzen und werkthätiger Hand für das Gedeihen der Verstoßenen und Ausgesetzten und führen sie auf friedlichen Pfaden der unbekannten Zukunft zu. — J. G. Steffen verdanken wir das stimmungsvolle Blatt „Mittag am Klönthalsee“. Vorn die tiefblauen Wasser des Sees, die Felsen links mit grünen Matten überzogen, im Hintergrund die gewaltige, starre Masse des Glärnisch, in den Spalten und Abhängen mit Schnee von tadelloser Weiße aufgelichtet. Und über all dieser Pracht die Ruhe des Mittags und der verklärende Glanz der leuchtenden Sonne! — Die von zahlreichen Künstlern älterer und neuerer Zeit dargestellte Personifikation der Menschenseele in der Psyche hat in Kray einen neuen verständnisvollen Schilderer gefunden. Das vierte Blatt zeigt den erwachten Frühling, dem jedes Menschenherz mit dem jubelnden Ruf des Gurnemanz gegenübertritt: „Der Lenz ist wieder da!“



J L Hasenclever pinx W. Krauskopf sc



Die Feststellung des eingetretenen Todes.

Unlängst durchlief die Tagesblätter eine Schauermär von einer Lebendigbegrabenen. Glücklicherweise war kein wahres Wort an der Sache; mancher aber wird sich die Frage vorgelegt haben: Kommen solche Fälle überhaupt vor oder sind die von Zeit zu Zeit auftauchenden bezüglichen Erzählungen nur Märchen? Diese Frage ist eine eminent wichtige und sie verdiente wahrlich, daß man sich an maßgebender Stelle einmal gründlich damit beschäftigte. Wie groß die Zahl derjenigen ist, die alljährlich scheintot begraben werden, läßt sich durchaus nicht schätzen, daß sie aber keineswegs sehr gering sein kann, hat schon vor mehreren Jahrzehnten der Erzbischof von Bordeaux, Kardinal Donnet, nachgewiesen, der im französischen Senate hervorhob, daß ohne sein persönliches Dazwischentreten zwei Unglückliche wären lebendig begraben worden, da deren Tod ärztlich bescheinigt und die Erlaubnis zur Beerdigung erteilt war. Und wie kam Kardinal Donnet dazu, sich um solche Dinge zu kümmern? Hören wir ihn selbst. „Im Jahre 1826,“ so sagte er in seiner Rede, „wurde ein junger Prediger an einem heißen Tage, bei gefüllter Kirche auf der Kanzel von einer plötzlichen Betäubung befallen. Er sank zu Boden, als tot trug man ihn fort. Er sah nicht mehr und vermochte sich nicht zu rühren, wohl aber hörte er, und das, was er vernahm, trug nicht dazu bei, ihn zu beruhigen. Der herbeigerufene Arzt erklärte ihn nämlich für tot, erkundigte sich nach Alter und Geburtsort und erteilte die Erlaubnis zur Beerdigung. Schon waren die Maße zur Anfertigung des Sarges genommen, die Nacht nahte — man kann sich kaum eine Vorstellung von der unaussprechlichen Angst eines lebenden Wesens in solcher Lage machen. Da hört der Totgeglaubte plötzlich die Stimme eines Jugendfreundes; sie übt eine wunderbare Wirkung auf ihn aus; sie kräftigt ihn zu einer fast übermenschlichen Anstrengung. Er bewegt sich, er ist gerettet; am anderen Tage erscheint der junge, totgeglaubte Prediger wieder auf seiner Kanzel.“ Wer war dieser Prediger? Niemand anders als der spätere Kardinal Donnet selbst! Mit unauslöschlichen Zügen hatte sich das grausenvolle Ereignis ihm eingeprägt und dank diesem Umstande gelang es ihm während seines Lebens, zwei Scheintote von dem Lebendigbegrabenwerden zu retten. Hier haben wir Thatsachen vor uns, die nicht wegzuleugnen sind, und es kann sich jeder selbst die Frage beantworten, ob die Zahl der voreilig Begrabenen sehr gering sein mag oder nicht. Jedenfalls kommen solche furchtbare Fälle vor, und man sollte alles daran setzen, deren Zahl möglichst zu vermindern, um wenigstens diesen Schrecken des Grabes zu bannen.

Die heutige Wi[illegible]haft hat **kein anderes** Mittel, den [illegible]getretenen Tod mit **unzweifelhafter** Sicherheit zu konstatieren, als die beginnende Verwesung. Ehe dieser Zersetzungsprozeß begonnen hat, sollte deshalb keine Leiche begraben werden. Doch es ist nicht Absicht, hier mit Vorschlägen zu kommen, es sollte hier nur hingewiesen werden auf eine Thatsache, die man gern zu übersehen pflegt oder auch nicht kennt, die aber unbestreitbar ist. Mögen die Worte von dieser Stelle aus nicht ungehört verhallen! K.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

hervorragender Germanisten

herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von

W. Spemann, Berlin und Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:

Lessings Werke VIII. Laokoon. Herausgegeben von Prof. Dr. H. Blümner.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist die einzige, nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, das mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.

Weltpost.

Auf **verschiedene Anfragen** nach Titel und Inhalt des ersten Bandes dieses Jahrgangs teilen wir mit, daß das Gewünschte diesem Hefte beiliegt.

J. Sch. in C. Ihre Begabung für das Humoristische, Launige scheint viel stärker als die für das Tragische und Ernste, Ihr Verurteilter hat uns gar nicht, Ihr Begleitbrief um so besser gefallen. Wir drucken daher ihn ab und hoffen, daß „Sie" Ihnen den Preis, und Sie „Ihr" das Armband zuerkennen.

Geehrter Herr! Hier beigeschlossen
Ein klein Gedicht — Kreuzelement! —
Gemach, gemach, Herr Recensent!
Nur nicht so heftig losgeschossen;
Warum sogleich darauf denn spucken?
Sie sollen's nicht zur Stelle drucken.
Es gilt zunächst hier eine Wette,
Ob er, der diese Strophen sang,
Für Poesie die Kehle hätte,
Ob Erz der Ton, ob hohler Klang,
Und um es rund herauszusagen,
's ist Mann und Weib, die darum fragen.
Zwar ist ihr Forum unbestritten,
Und Rechtens immer, was sie spricht,
Ein andrer Weg wird nie beschritten
Und die Berufung kennt man nicht.
Und muß sie gar zur Strafe greifen, —
Jedoch, ich will nicht weiter schweifen.
Auch ist ja gar kein Streit entsprungen
In unserm Fall; die Sache ist:
Ich hatt' ein neues Lied gesungen,
So wie dies thut gar mancher Christ,
Und hatt', als fertig es gewesen,
Natürlich ihr es vorgelesen.
Und ganz vom Hochgefühl getragen
Ob solcher dichterischen That,
Sprach ich, wenn gleich mit leisem Zagen,
„Das wär fürs Liegenbleiben schad'!
Ich will's dem Redacteure senden,
Der wird's im Fels zum Meer verwenden."
„Er druckt es nicht," rief sie, „ich wette." —
„Er thut es doch," erwidert ich. —
„Er thut es nicht," schrie Henriette. —
„Geduld, mein Kind, das findet sich." —
„Was gilt's, wenn ich gewinnen sollte?" —
„Das ist's, was ich dich fragen wollte."
„Wenn ich gewinne, sollst du geben
Das hübsche Armband, weißt du, das
Mir so gefallen, just daneben
Lag eine Brosche mit Topas,
Entsinnst du dich? Des Armbands Ränd..
Umgeben echte Perlenbänder." —
„Was wirst denn du dagegen spenden,
Wenn nun für mich der Würfel fällt?"
Frug ich, und sie: „Mit leeren Händen
Erschein' ich nicht, mein edler Held!
Doch was ich dir als Lohn erwähle,
Verzeih, wenn ich es noch verhehle."
Geehrter Herr! Hier zu entscheiden,
Sie fühlen's auch, ist Christenpflicht,
Ob solcher Ungewißheit leiden,
Wir können's beide länger nicht.
Sie träumt nur noch vom goldnen Reifen
Und ich — Sie werden mich begreifen.
Hier! Das Gedicht in Ihre Hände!
Ist's gut, bin ich zufrieden schon,
Bleibt's Tinte auch bis an mein Ende,
Mein wartet dennoch süßer Lohn;
Ist's schlecht, muß ich zum Goldschmied wandern,
Sie aber werfen's zu den andern.

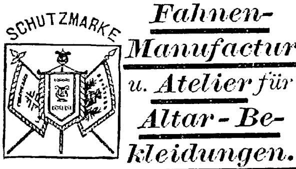
CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 3/1 1/1 1/2 1/4 =Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Ein äusserst lehrreiches Buch
über die Prof. Dr. Flamer'sche Heilmethode, durch welche **Nervenkrankheiten, Schwäche des Körpers u. Geistes, Unterleibsleiden, Hautausschläge** &c. &c. sicher curirt werden, wird zum Wohle aller Leidenden an Jedermann auf Verlangen **unentgeldlich** und frankirt in deutscher Sprache zugesandt. Man adressire: An **Dr. J. Hermann's Bureau** in **London**, E. 38 Parkholme Rd., Dalston. Brief nach hier 20 ₰, Karte 10 ₰. 2280

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.



Fahnen-Manufactur u. Atelier für Altar-Bekleidungen.
Nur Handstickerei.

Reinwoll. Damen-


Nouveautés,
Tricotstoffe etc. versendet
zu Fabrikpreisen in beliebigem Mass
an Private. Wiederverkäufer gesucht.
Muster frei. A. Böhmig, Greiz i. V.

Berlin 1886

Mitte Mai bis October.

Unter dem allerhöchsten Protectorate Sr. Majestät des Kaisers und Königs und unter dem Ehrenpräsidium Sr. Kaiserl. u. Königl. Hoheit des Kronprinzen.

Jubiläums-Kunst-Ausstellung

veranstaltet von der Königlichen Academie der Künste.

Griechische Weine

eingeführt von
Friedr. Carl Ott.
WÜRZBURG
12 grosse Flaschen in
12 vorzüglichen Sorten
Kiste & Packung frei
MARK 19 ab Würzburg
Preisbuch gratis & franco


Echte Briefmarken!
Brasilien 12 versch. 40 Pf. — Bulgarien 10 v. 50 Pf. — Siam 3 v. 50 Pf. — Persien 4 v. 50 Pf. etc. Preisl. grat. u. frco.
Ernst Hayn, Berlin N., Invalidenstraße 15.

Stottern! [2209]
wird brieflich geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an Arthur Heimerdinger, Straßburg i. E.

7 C. L. Flemming 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7,—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau lackirt.
Illustrirte Preis-Listen gratis! Agenten gesucht!
Fabrik für Räder, Bürstenhölzer und Holzwaaren.
Handwagen in 18 Grössen 2—12 Ctr. Tragkraft.
Franko nach allen Stat. Deutschland u. Oesterreich.
Eiserne Velocipedes- & Kinderwagenräder. Ziegenbockwagen, Kleiderbügel, Militärputzstöcke und Knopfgabeln. [2285]

WEIN

83er Weisswein p. Fl. 50 Pf. p. Ltr. 55 „
84er Rothwein p. Fl. 65 Pf. p. Ltr. 75 „
Die Weine sind **garantirt rein**, sehr **preiswerth** und **beliebt**, vorzügl. als Tisch- u. Bowlen-Wein. — Bei 30 Flaschen, Korb frei. — Probefäßchen von 25 Liter gegen Nachnahme. **Fritz Daubenspeck,**
Homberg am Rhein. [2277]



amerikanischen u. deutschen System v. 120—4000 M., unter 5jähr. Garant. Illustr. Preislisten, Referenzen grat. u. fr.
Alfred Merhaut, Leipzig


Weyl's heizbare Badestuhl.
Mit 5 Kübeln Wasser ein warmes Bad. Illustr. Preisc. gr. **L. Weyl, Berlin** Friedrichstr. 22 **Wannen etc.** Auch Monatszahlungen

Flechten und sonstige Hautkrankheit heilt sicher **F. Diehl, Apotheker, Münch** [2016] Nymphenburgerstraße 46.

Patente

[2131] aller Länder besorgt u. verwerth. d. Patentbureau v. **C. R. Walder**, Ingenieur u. Pat.-Anw. **Berlin S. W.**

Dr. Loh's Heilanstalt.
Niederwalluf a. Rh.
Beste Erfolge b. Nerven-, Magen-, Unterleibs- u. Sexualleiden. Ausführliche Aufschlüsse durch die
[2292] *Direction.*

Der köstlichste und zugleich gesundeste Erfrischungstrank ist kohlensaures Wasser mit 1/6 ächtem Magenbehagen von August Windfeldt in Aachen. [2278]

Garantirt reine **Dessert- und Medicinal-Weine**
ff. Sherry, Portwein, Moscatel, Malaga, Marsala
10 ganze Flaschen Mark 16.— incl. Packung
geg. Nachn.: Postkolli v. 4 halben Fl. nach Wahl M. 4.50 franco.
M. Fraenkel & Cie Köln a. Rh. Import ausländischer Weine.

PATENTE aller Länder werden prompt und korrekt nachgesucht durch **C. Kesseler**, Patent- und Technisches Bureau, Berlin S. W. 11, Königgrätzerstr. 47. Prospekte gratis.

Deutsche Seidenstoffe sind ebenso elegant u. ebenso dauerhaft wie ausländische Fabrikate, aber durch Zollersparniß erheblich billiger; ich versende nur garantirt echte Stoffe in schwarz u. farbig direct an Private zu Fabrikpreisen. Muster franco.
[2220] **Fritz Gugenheim, Crefeld.**

Transparent-Placate in feinster Ausführung liefert billigst Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund. Muster auf Verlangen. [2121]

27 Medaillen.
Gebr. Stollwerck, Köln.
26 Hofdiplome.
Chocoladen & Cacao's,
Zuckerwaaren- und Biscuit-Fabrik, Traganth-Waaren und conservirte Früchte, Chines. Thee's, japan. Waaren. [1401]
Mit Dampf- u. Maschinen-Betrieb von 350 Pferdekraft, eigener Maschinen-Werkstätte, Buchdruckerei mit Stereotypie, Klempnerei, Gas-Anstalt etc. ist es das ausgedehnteste Etablissement der Branche im Deutschen Reiche.

Von keinem anderen ähnlichen Mittel übertroffen, von den größ Autoritäten der medicinischen Wissenschaft Europa's geprüft haben sich die

Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen

als ein sicheres, angenehmes und durchaus unschädliches Mittel bewährt. Gegen Kongestionen, Schwindelanfälle, Unreines Blut, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Blähungen, Leber- u. Gallenleiden, Hämorrhoiden, überhaupt gegen Verdauungs- und Unterleibsstörungen haben sich die Apotheker Rich. Brandt'schen Schweizerpillen in unzähligen Fällen als dasjenige Mittel erwiesen, welches die vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereinigt.


Dieß sind denn auch Gründe, auf welchen Weltruf der Apotheker Brandt'schen Schweiz pillen sich basirt. Der bill Preis von Mk. 1 pro D welche für mehrere Woc ausreicht, machen dieselb Jedermann zugänglich, d achte man genau dara die ächten Apotheker Brandt'schen Schweiz pillen zu erhalten, we auf der Dose ein Etiquett, wie obige Abbi ung zeigt, tragen.
Apotheker R. Brandt's Schweizerpillen sind in den meisten Apotheken Europ vorräthig u. a. **Berlin:** Strauß-Einhorn- oder Victoriaapotheke, **Breslau:** Kränz marktapotheke, **Cöln:** Domapotheke, **Dresden:** Mohrenapotheke, **Frankfurt a.** Adlerapotheke, **Hamburg:** Hafenapotheke n. Neuerweg, **Hannover:** Löwenapoth **Königsberg i. Pr.:** Kahle'sche Apotheke, **Magdeburg:** Löwenapotheke, **Münch** Rosenapotheke, **Posen:** Rothe Apotheke, **Straßburg i. E.:** Meißenapotheke, **Stu gart:** Apoth. Reihlen und Scholl, **Wien:** Apoth. A. W. Groß Hohermarkt, **Prag:** Ap J. Fürst, **Pest:** Apoth. J. v. Török, **Genf:** Apoth. A. Sauter, **Zürich:** Apoth. R. Bra





LINDAU IM BODENSEE.
Hotel Bayerischer Hof.

Schönste Lage am Bodensee mit herrlicher Aussicht auf's Gebirge. [2300]

Bestrenommirtes Haus sowohl zu längerem, als auch vorübergehendem Aufenthalt für Familien, Touristen und Geschäftsreisende bestens geeignet.

Pension das ganze Jahr, im Winter bedeutend ermässigt.

Anfragen zu richten an den Besitzer

Wilhelm Spaeth.

St. Andreasberg (Oberharz). *Klimatischer Höhen-Kurort.*

Hôtel Rathhaus,
— I. RANGES, —

hält sich allen resp. Reisenden unter seinen alten soliden Bedingungen bestens empfohlen. Anerkannt vorzügliche Küche. Gute Weine. Bei längerem Aufenthalt pro Tag M. 4. 50. Pension. Lesekabinet im Hause. Hochachtungsvoll

[2302] **Carl Werner.**

— Hôtelwagen bei jedem Bahnzuge. —

DR. BREHMER's [2301]
Heilanstalt für Lungenkranke
in Görbersdorf

ist das **erste** (1854) in der **schwindsuchtsfreien** Zone errichtete Sanatorium.

Kur das ganze Jahr.

Einrichtung zweckentsprechend, ausgedehnte Parkanlagen und Tannenhochwald mit 6½ Kilometer Kunstwegen.

Prospekte gratis und franco.

Parkstrasse 3. **WIESBADEN.** Gegenüber dem Curhaus.

„Hôtel-Pension Quisisana". Dieses in schönster Lage im Park neu aufgeführte elegante, streng private Familienhôtel bietet einem feinen Publikum neben der Annehmlichkeit der unmittelbaren Nähe des Fest- u. Concertplatzes, der Lesesäle etc. von allen Zimmern prachtvolle Aussicht über die Stadt, den Park und den Taunus. Es enthält 40 Schlafzimmer und Salons zum Preise von 4—9 Mark, incl. Pension neben 4 eleganten, grossen Gesellschaftsräumen. Das Haus sucht den Comfort und die Küche eines Hôtel ersten Ranges mit den Vorzügen eines feinen, ruhigen Privathauses zu vereinigen. — Mineral- und Süsswasserbäder. — Prospecte auf Wunsch vom Besitzer Dr. phil. L. Roser. [2294]

SOOLBAD RHEINFELDEN.
(Schweiz.)



Rheinsoolbad „Hôtel des Salines". (J. V. Dietschy.)

Stärkste Soole des Continents. Prachtvolle Lage am Rhein. Milchkur. Rheinbäder.

Luftkurort Engelberg

Hotel Titlis. 1019 Meter über d. Meer. Hotel Engel.

I. Ranges 8—12 Fcs. **Pensionspreise:** Alles inbegriffen nach festem Tarife. II. Ranges $6^1/_2$—8 Fcs.

Im Mai, Juni, September 10% Rabatt.

Der Besitzer: ***Ed. Cattani.*** [2306]

Seehaus [2298]

am Schliersee im bayerischen Hochlande.

Sehr empfehlenswerthes Gasthaus mit Pension, in schönster Lage des anmuthigen Gebirgsortes, welches von bewaldeten Bergen umgeben, reinste Alpenluft und milde Seebäder bietet.

KÖNIGSBERG i. Pr.

Vorzüglichste Lage. *Grosser Comfort.*

Hôtel de Prusse.

Hôtel des deutschen Offizier-Vereins.

I. Ranges. [2295]

Zimmer schon von M. 1. 50 an, incl. Bedienung.

Nordseebäder und Luftkurorte auf Sylt.

Marienlust. — Westerland. — Wenningstedt.

Kurzeit vom 15. Mai bis 15. Oktober.

Absolut gefahrloses Baden im brandenden Meere, unabhängig von Zeit und Wetter. **Größte Einfachheit.** Vorzügliche Hôtels und saubere Privatlogis; letztere seit dem Vorjahre um über 300 vermehrt. **Beste hamburger Küche** bei mäßigen Preisen. Vergnügungen aller Art. **Zwei Kurkapellen.** Directe **Saisonbillets** zu ermäßigten Preisen an allen größeren Stationen. Von **Hamburg** über **Tondern** ist Sylt in einem **halben Tag,** zumeist 2mal täglich erreichbar. [2286]

Ausführliche Prospecte in sämmtlichen Filialen von **Hasenstein & Vogler** und durch die

Badedirection in Westerland.

NB. In den besonders heilkräftigen Monaten Juni und September sind sämmtliche Preise ca. ⅓ billiger.

Frdr. Wm. Richter
Bier-Import & Export, C. Ziegler, Commandit-Gesellschaft a. Act.
BERLIN S. W.

Möckernstrasse 26

empfehlen ihr stets wohl assortirtes Lager von **25 Sorten** bestens conservirter

dunkler und heller Biere

der renommirtesten Brauereien Bayerns und Berlins in Fässern und Flaschen.

— *Wiederverkäufern angemessenen Rabatt!* — [2307]

Fernsprech-Anschluss nach unserer Eiskellerei unter **No. 461.**

Unsere deutschen Brüder im fernen Osten.



Der Zug nach dem Westen, der uralte Trieb der Völker, der Sonne zu folgen, ihre Interessen und ihre Auswanderung dem Abend zuzuwenden, hat in unserer Zeit eine solche Stärke erreicht, daß es unmöglich erscheint, gegen diesen Strom zu schwimmen. Man betrachtet den Osten als ein dem Verfall geweihtes Land, das uns zwar ursprünglich der Segnungen der Kultur teilhaftig machte, nun aber seine Rolle für ewige Zeiten ausgespielt hat. Wohl wandert der Altertumsforscher an die Ufer des Euphrat, um die versunkenen Schätze Assyriens und Babyloniens zu heben, auch den frommen Pilger zieht es gen Osten zum heiligen Grabe, doch der schaffensfrohe, thatkräftige Landmann, der, seiner Heimat den Rücken kehrend, sein Glück in der Fremde suchen will, denkt nicht daran, jenem alten Boden neue Früchte abzugewinnen.

Dies gilt als Regel, aber sie ist, wie jede Regel, nicht ohne Ausnahmen. Nicht nur an den Ufern des Hudson und Ohio wird die deutsche Sprache geredet, sondern auch im fernen Osten am Fuße des Hermon und Libanon leben deutsche Gemeinden, welche die heimatlichen Sitten treu bewahren und den heruntergekommenen Völkern des Orients ein leuchtendes Vorbild bieten. Allerdings war der Grund zu ihrer Auswanderung ein anderer, als die Jagd nach dem Glück, ihr religiöses Gefühl, die Sehnsucht nach dem heiligen Lande zog sie nach Osten. Die Idee, Palästina dem Christentum auf friedlichem Wege zurück zu erobern und über dem heiligen Grabe den neuen wahren Tempel aufzurichten, mag eine religiöse Schwärmerei genannt werden, daß aber ihre Träger auch den Kampf ums tägliche Brot nicht scheuten, haben sie sattsam bewiesen.

Im Frühling 1868 zogen einige deutsche Familien unter der Führung von Hoffmann und Hardegg nach Haifa in Syrien und gründeten dort, acht Minuten westlich von der Stadt, eine deutsche Kolonie. Die Leute stammten aus Ludwigsburg und Kirschenhardthof bei Waiblingen in Württemberg, und nannten sich Templer, oder Freunde des neuen Tempels. Ihnen folgten in kurzen Zwischenräumen andere Auswanderer, auch einige deutsch-amerikanische Familien fanden den Weg nach Syrien, bis zu Anfang der siebziger Jahre die Gesamtzahl der bei Haifa, Jaffa, Sarona und Jerusalem angesiedelten Deutschen rund tausend Seelen betrug.

Sie hatten sich wahrscheinlich mehr von ihrer neuen Heimat versprochen, als das, was ihnen dort geboten ward. Der Boden, wenn er auch noch so ergiebig war, mußte erst von zahllosen Steinen gesäubert, und vielleicht zum erstenmal seit Beginn der Weltgeschichte gehörig umgepflügt werden. Der schwäbische Bauer wollte sich durchaus nicht daran gewöhnen, seinen Weizen schon Ende Mai zu schneiden und im August Trauben zu lesen; er glaubte, Boden und Klima zwingen zu können und machte Fehler über Fehler. Ohne daß die nötigen Mittel vorhanden waren, wurden Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser gebaut, Landstraßen angelegt, und bald gerieten die jungen Gemeinden in drückende Schulden. Die Folgen davon waren Zank und Streit; aber die Häupter der Kolonien hielten den Eingewanderten vor, daß Einigkeit die erste Bedingung ihres Fortbestehens sei, und nur erneuerter Fleiß sie aus ihrer traurigen Lage befreien könne. Die biederen Schwaben waren nicht taub gegen solche Lehren. Die der Ackerbau nicht ernähren konnte, suchten ihr Brot durch Handel zu verdienen, oder ergriffen ein Handwerk, während der Rest den Transport von Reisenden übernahm. Von dem Bock der zwischen Haifa und Nazareth verkehrenden Wagen erscholl „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus," und mancher deutsche Tourist war starr vor freudigem Erstaunen, wenn ihn sein Kutscher mit einem treuherzigen „Grüß Gott" anrief.

Dennoch schien es, als sollten die Kinder des Nordens trotz aller Anstrengungen im heiligen Lande zu Grunde gehen. Die siebziger Jahre brachten Mißernten und Traubenkrankheiten, und der russisch-türkische Krieg lähmte den ohnehin nicht sehr bedeutenden Handel völlig. Dazu kamen die in dem Mangel an größeren Geldmitteln begründeten Schwierigkeiten, welche sich der notwendigen Erwerbung fruchtbarer Länderstrecken entgegenstellten. Man hatte in dieser Hinsicht auf die Schenkungen der Hohen Pforte, welche die Ansiedlungen durch einen Firman gutgeheißen hatte, gebaut; wer sich aber auf die Großmut der türkischen Regierung verläßt, der ist verlassen. Wären die eingewanderten Templer türkische Unterthanen geworden, so hätten sie vielleicht auf Unterstützungen rechnen dürfen, da sie indessen auch ferner unter dem Schutze ihres Vaterlandes stehen wollten, fürchteten die Staatsmänner am Goldenen Horn politische Umtriebe und behandelten die Kolonisten als dem Staate verderbliche, den europäischen Einfluß fördernde Elemente. Anstatt die Kolonien zu heben, wurden sie jetzt geschädigt, wo es sich nur irgendwie thun ließ. Der Zehnte vom Ackerbau, die Steuern für Vieh- und Grundbesitz wurden erhöht und unbarmherzig eingetrieben, und bald kehrte in die schmucken Häuschen der Templer die Not ein.

Gegen diese Bedrückungen der türkischen Beamten

waren die Kolonisten machtlos; es gab nur ein Mittel, sich dagegen zu schützen, und dies bestand in einem Appell an die deutsche Reichsregierung. Die Muselmänner mußten darüber belehrt werden, daß hinter den Eingewanderten eine Macht stehe, die sie seither nur vom Hörensagen kannten, denn die deutsche Flagge war an der syrischen Küste fast noch nie gesehen worden. „Wenn nicht bald ein Kriegsschiff erscheint, sind wir verloren,“ schrieben die Gemeindevorstände nach Berlin.

Sofort ging die Korvette „Gazelle“ von Sudabary auf Kreta aus, ostwärts steuernd unter Segel. Sie besuchte Jaffa, um dort den Landsleuten Recht und Ansehen zu verschaffen, und dampfte nach kurzem Aufenthalt nach Haifa weiter. Dort besteht gleichfalls eine deutsche Kolonie und zwar die interessanteste, weil sie streng von der türkischen Stadt geschieden ist und ihren nationalen Charakter vollständig bewahrt hat.

An einem Aprilsonntag lief die „Gazelle“, früh morgens in die Bucht von Akka ein. Kaum war sie in Sicht der Kolonie, als auf dem Hause des kaiserlichen Vicekonsuls die schwarz-weiß-rote Flagge gehißt wurde, und groß und klein an den Strand eilte, um die Landsleute zu begrüßen. Die Korvette ging quer ab von der Kolonie vor Anker und kurz darauf erzitterten die Höhen des Karmel zum erstenmal von dem Donner der deutschen Geschütze.

Haifa, das alte Kaifa, liegt am südwestlichen Ende der weiten Bucht von Akka, so daß es im Verein mit dem alten Akko den Meerbusen vollständig beherrscht. Es hat keine glänzende Vergangenheit, wenigstens nicht auf seiner jetzigen Stelle. Dagegen spielte das alte Sykaminium, das etwas westlicher lag, zur Zeit des Königreichs Jerusalem eine bedeutende Rolle. In steter Fehde mit der stärkeren Nachbarstadt Akka, wurde es im vorigen Jahrhundert von deren Pascha Zahir el Omar vollständig zerstört und weiter östlich an der Mündung des Kisonflusses wieder aufgebaut. Auf der Spitze der Halbinsel bezeichnen heute noch einige Mauerreste die Stelle, wo Sykaminium stand.

Daß sich Haifa wie ein Phönix aus seiner Asche erhoben habe, wird kein Mensch behaupten, der es gesehen hat. Die heutige Stadt ist kaum ein Jahrhundert alt und dennoch könnte sie ihrem Aussehen nach das zehnfache Alter haben; schmutzig und winklig, macht sie aus der Ferne den Eindruck eines riesigen ausgebrannten Gehöftes. Der widerliche Geruch, der in den engen Vierteln aller türkischen Städte herrscht, lagert hier über der ganzen Umgegend; faulende Pflanzenteile und auf offener Straße verwesende Tierleichen sind die Ursache seines Entstehens, die türkischen Zustände die Bürgen für seine Unvergänglichkeit.

Dem Abendländer wird es schwül in solcher Umgebung und rasch wendet er sich dem westlichen Ausgang der Stadt zu, um die deutsche Niederlassung zu erreichen. Hier fällt ihm sofort der gute Zustand der Landstraße auf; einen solchen Weg zu gehen oder zu fahren, ist man in der Türkei nicht gewohnt. Darum stolpert auch das arabische Pferd des Beduinen, der ihm begegnet und ihn mit mißtrauischen Blicken mustert, jeden Augenblick. Der Reiter, der erst den Kopf gesenkt hatte, weil er sich augenscheinlich schämte, daß ihm der Diebstahl in der deutschen Kolonie nicht gelungen war, richtet sich beim Anblick des Fremden hoch im Sattel auf. Es ist eine schöne Erscheinung mit rabenschwarzen Augen und kühngebogener Adlernase, die Flinte und der Krummsäbel sind von dem Beduinenmantel halb verdeckt, nur die Lanze hängt lose am Sattel; ein ritterlicher Spitzbube par excellence.

Die Straße oder besser gesagt das an die Straße stoßende Land ist von gewaltigen zwanzig Fuß hohen Kaktushecken eingezäunt. Die oft mannsdicken Stämme verschränken schon dicht über der Erde ihre Aeste und Zweige und bilden mit den handdicken, fußlangen, ovalen Blättern, die mit zahllosen spitzen Stacheln bewehrt sind, eine undurchdringliche und unübersteigbare Mauer. Im März gewähren diese Kaktushecken, wenn sie von Tausenden gelber Blüten bedeckt sind, einen eigentümlichen Anblick; hält man es doch kaum für möglich, daß eine scheinbar so leblose Pflanze so prächtige Farben hervorbringen könnte. Im Hochsommer trägt der Kaktus unzählige um den Rand der Blätter sitzende Früchte, welche im Geschmack den Feigen ähneln, was dem Gewächs den Namen „Feigenkaktus“ eintrug. Ueberall an der Straße wachsend, sind diese Früchte Gemeingut, ein willkommenes Nahrungsmittel für den arabischen Lazzarone, der sich oft wochenlang ausschließlich von ihnen nährt. Der Fremde muß übrigens beim Abpflücken der Kaktusfeigen vorsichtig sein, denn sie sind mit kleinen Stacheln besetzt, die sehr empfindlich auf die Haut wirken, besonders wenn ein Heißsporn gleich zubeißt. Der Araber weiß besser damit umzugehen. Er sticht ein Messer in die Frucht, dreht sie vom Blatt ab, und wirft sie — alles ohne mit der Hand anzufassen — auf den Boden, wo er sie mit den Füßen im Sande rollt, so daß die Stacheln abbrechen und die Feige mit der Hand geschält werden kann.

Etwa zehn Minuten vor Haifa biegt die Straße im rechten Winkel ab, und man erblickt zwischen den Hecken die sauberen Häuser der deutschen Kolonie. Sie liegen zu beiden Seiten der Straße symmetrisch verteilt, jedes hat einen gutgepflegten Vorgarten, in dem neben Dattelpalme und Feigenbaum heimatliche Blumen stehen. Ueber der Hausthür prangt ein in Stein gemeißelter Bibelspruch.

Gleich am Eingang der Niederlassung steht das „Hotel Karmel“, einfach aber gut, der Typus eines süddeutschen Gasthofs. Gediegene Einrichtung und urdeutsche Bedienung vom Wirt Namens Kraft bis zum Hausknecht, lassen sich den Europäer hier schnell heimisch fühlen und das Fremdenbuch, welches selbst fürstliche Namen aufweist, strotzt von Lobeserhebungen in Poesie und Prosa aller Sprachen. Sogar der französische Reisende Dr. Bortet, der den Deutschen sonst so gerne etwas am Zeuge flickt, spricht sich anerkennend über die hier genossene Verpflegung aus. Allerdings kann er sich dabei nicht die Bemerkung versagen, diese Deutschen seien keine Prussiens, sondern Wurttembergeois; auf diese Weise entlastet der gute Mann sein Gewissen.

Der Platz der deutschen Ansiedlung bei Haifa ist, sofern man Palästina überhaupt Kolonisationszwecken günstig nennen kann, sehr günstig gewählt. Die Reede ist wenigstens vor südwestlichen Stürmen geschützt, und

der Ankergrund sicherer, als bei Jaffa und Beyrut. Dicht an der Mündung des Kisonflusses erbaut, beherrscht Haifa den Eingang zur Ebene Jesreel, welche von jeher in historischer wie in wirtschaftlicher Beziehung von großer Wichtigkeit für Syrien war. Schon im grauen Altertum war sie das Schlachtfeld Palästinas, heute ist sie noch seine Kornkammer. Dort gedeihen, wie im Gebiet der deutschen Kolonie, fast alle Getreidearten. Weizen, Mais, Gerste und Sesam sind von vorzüglicher Qualität, auch Olivenöl wird in Masse produziert und die ausgedehnten Weinberge ergeben einen angenehmen Landwein. Die jährlichen Getreideverschiffungen erreichen in Haifa und Akka eine Durchschnittshöhe von 38 Millionen Kilogramm.

In industrieller Beziehung haben die eingewanderten Deutschen weit größere Erfolge aufzuweisen, als in den unter den türkischen Gesetzen notleidenden übrigen Erwerbszweigen. Mehrere Mühlen sind im Betrieb, Schmiede, Wagner, Schreiner und Sattler erweitern ihre Verbindungen. Obenan steht aber die in großem Maßstabe angelegte Seifenfabrik und Oelraffinerie, welche 60 000 Pfund Castilseife jährlich allein nach Nordamerka exportiert.

Durch das Thal des Kison führt von Haifa aus die Straße nach Nazareth und Galiläa und es liegt wohl nicht mehr allzu ferne, daß hier eine Eisenbahn gebaut wird, deren Endstation Haifa ist.

Hinter der jetzt ohngefähr 400 Seelen zählenden deutschen Kolonie zieht sich ein schmaler Streifen sanft aufsteigenden Ackerlandes her, der mit Wein oder Getreide bepflanzt ist. Der Weg führt zwischen knorrigen, vielfach gespaltenen Olivenbäumen hindurch und steigt plötzlich steil nach dem Berge Karmel auf.

Am Fuße desselben befinden sich an der Nord- und Westseite zahlreiche Höhlen, deren größtenteils altgriechische Inschriften von ihren einstmaligen Bewohnern zeugen. Verfolgte Juden und Christen haben hier oft Zuflucht gefunden; der Sage nach soll auch Pythagoras hier gelebt und gewirkt haben. Die größte dieser Höhlen wird als Wohnort des Propheten Elias bezeichnet, nach welchem das ganze Gebirge den Namen Djebel Mar Elias, d. h. Berg des heiligen Elias führt.

Auf der Höhe des Karmel, an seinem nordwestlichen Vorsprung ins Meer, steht das Kloster Mar Elias, das erste Kloster des im 12. Jahrhundert gegründeten Karmeliterordens. An biblisch historischer Stelle errichtet, hat es im Laufe der Jahrhunderte manchem Sturme getrotzt. Schon im Jahre 1291 wurde es geplündert und zerstört, und nachdem es dieses Schicksal zu wiederholten Malen erfahren, ließ es Abdallah, der Pascha von Akka, zur Zeit des griechischen Aufstandes abermals niederbrennen. 1828 wurde es in italienischem Stile wieder aufgebaut.

Die Zahl der in dem mächtigen Steingebäude lebenden Mönche ist nur klein, die meisten sind Italiener, doch befindet sich auch ein Deutscher darunter. Der Empfangsaal ist auf merkwürdige Art geschmückt. Seine Wände sind mit Rheinlandschaften bemalt, die mit den entsprechenden Unterschriften versehen sind. Kunstwerke sind diese Bilder nicht, sondern die Erzeugnisse eines reisenden Jüngers, der sich hier monatelang gut verpflegen ließ. In diesem Gemach wird der Labetrunk in großen Gläsern kredenzt. Wer den steilen, sonnigen Weg von Haifa herauf zu Fuß zurückgelegt hat, wird gern Bescheid thun, schließt man doch aus den zahlreichen Weinbergen am Fuße des Klosters unwillkürlich auf ein edles Naß in seinen Kellern. Aber welche Enttäuschung! — Es ist mit Wasser verdünnter Honig.

Von der Terrasse des Klosters genießt man eine Aussicht, wie sie nur wenige bevorzugte Punkte der Erde bieten. Im Osten dehnt sich die fruchtbare Ebene Jesreel und aus der Ferne winken vom Abhange der Berge von Galiläa die weißen Häuser von Nazareth. Zu unseren Füßen liegt die saubere deutsche Kolonie, dahinter das altersgraue Akka und am Horizonte ragen die schneebedeckten Häupter des Libanon empor. Nach Süden zu erquicken die grünen Hügel des Karmel das Auge, während sich im Westen die unendliche Fläche des tiefblauen Meeres dehnt.

Vom Kloster aus führt ein Fußweg auf der Höhe des Karmel entlang nach den Steinbrüchen, in welchen das Material für den Häuserbau gebrochen wird. Die Deutschen haben selbst für ihr Baumaterial zu sorgen, sowie sie überhaupt fast ganz auf sich selbst angewiesen sind. Sie beobachten absichtlich eine sehr reservierte Haltung gegen die Mitbewohner ihrer neuen Heimat, und sie haben ihre guten Gründe dazu.

Haupthindernisse der Annäherung sind außer der Religion die Sitten und der Charakter der syrischen Bevölkerung. Unser schwäbischer Bauer, geradeaus und derb, wird nie mit ihnen sympathisieren; die Griechen und Araber sind ihm zu spitzbübisch und verschmitzt, die eigentlichen Türken zu faul und streblos. So kommt es, daß bei den Deutschen in Palästina noch keine einzige Mischehe geschlossen wurde und sie sich gänzlich abgesondert halten, ein fleißiges, munteres Völkchen. Wenn sie die Woche über tüchtig geschwitzt haben, dann versammeln sie sich am Sonntag im Garten des Hotel Karmel, wie sie sich früher in einem Wirtsgarten am Neckar zusammenfanden, und wenn es ihnen einmal ausnahmsweise wohl ist, so singen sie: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.“

Auf alle Fälle ist, seitdem die „Gazelle“ an der syrischen Küste erschienen, um unter Hinweis auf ihre Geschütze Gerechtigkeit für die deutschen Unterthanen zu verlangen, die Zukunft der Kolonien gesichert. Alle im Mittelmeer stationierten deutschen Kriegsschiffe laufen jetzt regelmäßig Beyrut, Haifa und Jaffa an, sie weisen den Landsleuten die Lieferungen von Proviant und Schiffsbedürfnissen zu, und knüpfen das Band fester, das sie an die alte Heimat fesselt. Aber die wackeren Schwaben haben sich auch selbst wehren gelernt; sie haben eine Art Miliz organisiert, zu der jeder waffenfähige Kolonist gehört. Wenn fanatische Pöbelhaufen oder räuberische Beduinen gegen sie heranziehen, dann ruft die Sturmglocke die Männer zusammen und es regnet Schwabenstreiche, wie damals, „als Kaiser Rotbart lobesam zum heil'gen Land gezogen kam“.

Ueber den Jochpaß.

Von Luzern nach Interlaken.

Von

J. Herzfelder.

Die meisten Reisehandbücher versichern uns, daß in Luzern außer dem Löwendenkmal, Gletschergarten u. s. w. nichts sonderlich Sehenswertes zu finden sei. Für Durchschnittstouristen, die sich ihre Vergnügungen von Bädeker und Berlepsch vorschreiben lassen, ist diese trockene Notiz völlig zutreffend. Wer aber so recht nach eigenen Heften genießen will, wer die Natur nicht für ein Schaustück hält, das durch Guckkastenfenster flüchtig zu begaffen ist, wer sich dabei mit naivem Behagen in den reichen Menschenschwarm zu stürzen versteht, den die Treiberin „Mode" alljährlich an dieses Ufer wirft, dem kann Woche um Woche in der kleinen Hotelstadt am See verrauschen, und er wird nichts von Uebersättigung oder Langeweile verspüren.

Dies hatte ich früher wiederholt an mir selbst erprobt; trotzdem durfte ich diesmal — es war im Jahre 1881 — das liebe Luzern nur als Durchgangspunkt zu weiterer Wanderung betrachten. Der erste Gang galt dem Schweizerhofquai. So oft schon hatte ich mich an die steinerne Brüstung gelehnt, daran die Wellen klingend schlagen, so oft auf die zitternde Flut hinausgeblickt, auf die Bergsäulen, die den Himmel tragen, und wieder erfaßte es mich mit ursprünglicher Gewalt, mit aller Frische weihevoller Rückerinnerung. Es läßt sich nicht „singen noch sagen", wie der See so sanft und heimelig die weichgerundeten Vorberge streift, aus deren üppigem Laube die schmucken Landhäuser schimmern, wie zur Rechten der grämliche Pilatus seine Zackenkrone aus den Wolken hebt, vor uns zur Linken der mildere Rigi seine zarten Formen zeigt, wie in der Tiefe die mächtigen Schroffen zu einer ernsten, dunklen Bucht zusammenwachsen, die den See hier abzusperren scheint, und wie über das ganze, unvergleichliche Halbrundbild Licht und Wärme in unversieglicher Heiterkeit ausströmt. Von naher Höhe grüßen „Gütsch" und „Sonnenberg", aus hohen Bäumen heraus schaut das Landhaus Triebschen, einst der Sommersitz des gestrengen Schultheißen von Amrhyn, neuerlich als Aufenthalt Richard Wagners berühmt, vom waldigen Kamme der Hammetschwand leuchtet das Hotel Bürgenstock und über ihm türmen sich die firnbedeckten Berge Unterwaldens.

Bald darauf stand ich vor dem Löwendenkmal. Die Leser wissen, daß es den tapferen Schweizern errichtet ist, die sich in den Schreckensscenen des 10. August und 2. September 1792 für Ludwig XVI. schlachten ließen; und — seltenes Zusammentreffen! — heute war es just der 10. August, und das viele Volk, das am Eingange zur Denkmalsstätte vor der offenen Sühnekapelle betend stand, die flackernden Kerzen um den Altar, dessen Decke des Königs Tochter, die reaktionswütige Herzogin von Angoulème, eigenhändig gestickt hat, mahnten an die 89. Wiederkehr jenes blutigen Tages. So wenig auch der Opfermut jener Hoffsöldlinge ein freiheitliches Herz zu rühren vermag, das Monument selbst, das in die große Felsennische wie in ein offenes Grab gemeißelte Trauergedicht Thorwaldsens, zwingt uns immer wieder zu andachtsvoller Bewunderung. Der tiefe seelische Kummer in den Zügen des sterbenden Löwen, die krampfhafte Treue, mit der die eine Pranke den umgestürzten Lilienschild umfaßt, die schmerzliche Ergebung, die der hingestreckte Leib in den letzten Zuckungen verrät — nur ein gottgeweihter Künstler konnte solch ein Bildnis ersinnen, das zu seiner Erläuterung keiner Aufschrift bedarf. Dazu der dunkelumrahmte, dämmerige Platz, der düstere Teich vor der grauen Steilwand, die von oben wie in Trauer herabgreifenden Baumzweige — es ruht eine wundersame Melancholie über dieser Stätte pietätvollen Gedächtnisses.

Der Abend brachte noch eine Festillumination, wie sie die Sonne nur in den Bergen bereiten kann. Die weite Gebirgsrunde flammte in tiefstem Rot, das zum flacheren Gestade herab in duftiges Rosa zerrann, der See spiegelte die angeglühten Wolken wider und in den Fensterscheiben der Villen und Pensionen funkelte und flimmerte der letzte Gruß des Tages. Es war auch mir ein Abschiedsgruß, denn schon anderen Morgens gedachte ich mit meinem Reisegefährten gen Interlaken zu pilgern. Doch nicht die abgedroschene Wagenroute über den Brünig ward gewählt, sondern der Fußsteig über Jochpaß und Engstlenalp nach Meiringen.

Vorerst über den Alpnachter Seearm nach Stansstad, von wo uns der Eilwagen nach Engelberg entführen sollte! Wohlgemut erkletterten wir den Bankettsitz, von dem sich's so frei in die Welt schauen läßt. In den ersten Stunden freilich war vom Ausblick wenig zu verspüren, denn soweit wir fuhren, schloß sich über und um uns wie das Gewölbe eines Kirchenschiffes ein Kronenwald von Frucht- und Nußbäumen, die hier in unsäglicher Fülle die Landstraße umsäumen. Nur spärlich blaute der Himmel durch das strotzende Laubwerk, zwischendurch blitzte anfänglich der See herüber und in der Ferne lösten sich zuweilen die Schneefelder des Titlis aus Duft und Nebel.

Zu Stans, dem Regierungssitz des Halbkantons Nidwalden, einem stattlichen Flecken, hielt der Wagen eine Weile, lange genug, um die auf schwarzen Marmorsäulen ruhende Kirchenhalle wie das geistvolle Winkelrieddenkmal zu betrachten, das aus einer Art Tempelnische auf den stillen Markt herabblickt.

Munter rollt der Wagen vorwärts. Er schwankt und ächzt wie ein echter Postkasten, aber auf unserer Höhe, die anmutige Landschaft vor uns, kümmern wir uns wenig um sein bedenkliches Wackeln. Der Weg führt durch das Thal weiter, an kräuterkräftigen Auen, Obstbaumgruppen und Einzelgehöften vorüber, die Engelberger Aa jagt am schattigen Gelände dem See zu und rechts und links schießen Felswände empor, deren Haupt noch saftige Matten mit Häusern, Stadeln und Kapellen trägt.

Ueber die Aa selbst bringt uns jetzt der Wagen in das Dörfchen Wolfenschießen, dessen Namen jeder aus seinem Schiller kennt. Dort am „Gubel" soll die

Burg der Junker geragt haben, von denen einer als Landvogt auf dem Roßberg saß und, von einem Besuch im Engelberger Kloster zurückkehrend, dem Weibe des Konrad Baumgarten von Alzellen Ungebührliches zumutete. Das Kirchlein von Alzellen am Berge zeigt noch die Stelle, wo der rüstige Gatte dem Frechen mit der Axt „das Bad gesegnet" hat. So mannhaft und kernig Schiller den flüchtenden Baumgarten seine That erzählen läßt, so jämmerlich süß und bänkelsängerisch zugleich hat sie Christian Graf zu Stolberg in Verse gesetzt. Zum „abschreckenden Exempel" nur zwei Strophen aus dieser Schauerballade!

„Auf der Wies' am Erlenbache,
Wo sie bei dem Morgensang
Häuslich ihr Gewebe tränkte,
Sah er Adelheid und lenkte
Schnell den Pfad zu ihr entlang.

Adelheid, der Weiber schönste:
Ros' und Lilie Wang' und Brust,
Blau ihr Auge, Krokusblüten
Ihre Locken. — Plötzlich glühten
Wut in ihm und Frevellust." — —

Auf solche fade Limonadenpoesie gehört ein frischer Trunk. Den konnten wir uns freilich nicht aus dem milchschäumenden Fallerbach holen, der durch tiefe Runse uns entgegensprang; wohl aber ward er uns kredenzt, als wir an der Schenke von Grafenort hielten. Es war eine herzstärkende Rast. Etliche Schritte vor uns ein einsames prächtiges Kirchlein, jenseits der Straße das große Sommerhaus der Aebte von Engelberg, verwittert und verkommen wie die dereinstige souveräne Klosterherrlichkeit, da und dort die schindelgepanzerten Bauernhäuser, und das alles auf frischgrüner Matte gebettet, umlagert von bewaldeten Bergeshöhen.

Wieder trottet der Wagen weiter, nunmehr bald bergan, 1½ Stunden lang. Bis zum Jahre 1873 führte hier ein schlechter Alpenweg herauf, über die Schutthalden des sogenannten „Roßhimmel", und jetzt klimmt bequem und gediegen die breite Fahrstraße die Höhen hinan. Immer durch die erquickliche Kühle der Waldnacht. Denn links steigen die gewaltigen Stämme vom Berghang herab bis an die aufgemauerte Böschung, auf welcher Farnkräuter und Himbeergesträuche in Fülle wuchern, und zur Rechten klettern sie aufwärts aus dem engen Tobel, durch den die Aa ihre empörten Wogen wälzt.

Ueber der Schlucht winden sich kahle Felsenhäupter aus dem Nebel, das Schwarzhorn, die Tannenfluh und der Graustock, alle über 8000 Fuß hoch, gar stattliche Vorboten der Gebirgsheroen, die jetzt unserer warten; und wie wir, an der Wirtschaft zum „grünen Wald" vorüber, um den Bühel wenden, der an die Straße vorspringt, da wachsen sie hoch an den Himmel hinan, die gewaltigen Herren von Engelberg: der Titlis mit der Schneehaube des Rollen, die klaffenden Wendenstöcke, die wildgezackten Spannörter mit dem hochabstürzenden Graffengletscher und seitwärts vom Hahnenberge die zerklüfteten Rigidalstöcke. Ueber ihre Steinpanzer haben sich weiße Wolken geschichtet, aus denen die mächtigen Kronen in geisterhafter Größe sich herausheben, und tief unten in ihrer Hut liegt das stille, grüne Hirtenthal von Engelberg, eine friedlich abgeschlossene, kleine Alpenwelt, mit Matten gesegnet, mit grauen Hütten überdeckt und getränkt vom klaren Gletscherbache, dem drüben die Trübsee-Aa, aus tannendunkler Kluft herabschießend, in die Arme fällt. Wie weiße Linnen, auf einen Grasgarten ausgebreitet, schauen die Häuserzeilen des Dorfes herauf, besonders die behäbigen Gasthöfe und die blanken Gebäude der weitläufigen Benediktinerabtei.

Schon vorher waren uns einzelne Kurgäste begegnet, die wohl nach dem Arnitobel oder der Schwendlialp zogen; da wir uns aber mehr dem Dorfe näherten, sahen wir allerorten Scharen luftschnappender Sommerfrischler, die nach dem Wasserfalle oder ins Horbisthal pilgerten. Als der gelehrte Doktor Johann Jakob Scheuchzer von Zürich im Jahre 1702 über die Surenen nach Engelberg niederstieg, um die Chorherren im Kloster von einem epidemischen Bauchgrimmen zu kurieren, und darauf das Thal von Engelberg selbst beschrieb, da war dieses noch gänzlich weltfremd und unbekannt, und seine leibeigenen Bewohner führten unter dem Joche der Klostermonarchen ein tristes, menschenunwürdiges Dasein. Jetzt wird zwar der Abt im Lande noch immer der „gnädige Herr" genannt und bei jedem erstgeborenen Knaben muß er nach altem Herkommen zu Gevatter stehen, wobei freilich die Patengeschenke sehr nach klösterlicher Abstinenz schmecken sollen, aber sein weltliches Scepter ist längst entzwei gebrochen, die Selbstherrlichkeit ist dem Kloster entwunden, und nur die geistliche Würde des Prälaten steht noch hoch bei dem gutgläubigen Volke, das ohne Murren darbt und arbeitet, während erst vor etlichen Jahren 150 000 Franken für die Ausschmückung der Kirche und 60 000 Franken für eine neue Orgel verausgabt wurden. Wo ihr auf den umliegenden Höhen im fetten Alpengrase lagert, einer weidenden Kuhherde begegnet oder in eine Käsekammer tretet und nach dem Eigentümer all des Guten fragt, fast regelmäßig werdet ihr die Antwort hören: „Dem Kloster!"

Auch noch im Jahre 1836 weiß der Schulherr Aloys Büsinger von Stans in seiner Beschreibung Unterwaldens nicht viel von den weltverschollenen Engelbergern zu erzählen, als etwa, daß sie die Seidenkremplerei betrieben, die der brave Abt Salzmann am Ende des vorigen Jahrhunderts eingeführt hat. Wie seitdem die Ausländerei auch in dieses Thal eingebrochen und das Hirtenvölklein mit Kultur und einträglichem Menschenfang befreundet hat, das ward uns so recht zu Gemüte geführt, als wir durch die reinlichen Gassen vor weißgetünchten Häusern mit Lauben und Altanen, vor Cafés, Bierstuben, Wirtschaftsgärtlein und Kramläden vorüberzogen und die fashionablen Fremdenherbergen betrachteten, vom großartigen Kurhaus Sonnenberg an, das auf isoliertem Hügel prächtig thront, bis herab zur sog. „Kloster-Schmiede", allwo die schwarzen Cölibatäre ihre Gastmahlsünden abbüßen.

Damals rasteten wir nur eine Stunde in Engelberg; seitdem aber bin ich auf längere Dauer dem prächtigen Thale wiederholt näher getreten und es hat ganz mein Herz erobert. Soweit ringsum die Berge den Grund ummauern, so daß kaum mehr ein Ausgang in die Ferne eröffnet scheint, so reich doch ist diese ab-

geschlossene Welt an Promenaden und Ausflügen, von den idyllischen Wegen durch Wiesland und an Bergeshängen bis hinan zu den eisigen Fußsteigen, die auf den Urirotstock und Titlis führen. Und wo ihr hingeht, stärkt und stählt euch die frische balsamische Bergluft. Für eine andere Stelle behalte ich mir vor, meine Erinnerungen an Engelberg niederzulegen, hier will ich dem geneigten Leser nur noch verraten, daß mitten im Dorfe eine freundliche Schenke winkt, die „Bierlialp“ getauft, allwo vom Fasse weg feines Basler Bier deutsche Gemüter labt. Von früh bis spät in die Nacht wimmelt es dort von den Söhnen und Töchtern Germanias, die daselbst sogar den bajuvarischen „Radi“ finden, und vorzugsweise norddeutsche Zecher finden sich dort ein, von denen freilich einzelne eine so bedauerliche Bier-Ignoranz zeigen, daß sie das köstliche Naß nur gewärmt (!) hinuntergießen. Wie mich das Wirtshäuslein begeistert hat, davon mögen nachfolgende Verse reden:

Die beste Alp, von der ich weiß
In weiter Bergesrunde,
Die liegt tief unter Schnee und Eis
Im Engelberger Grunde.

Du klimmst zu ihr nicht steil hinan
An schroffen Felsgeländern;
Ganz sachte die bequeme Bahn
Darfst du hinunterschlendern.

Und ob dir nie aus langem Horn
Ein Senne dort getutet,
Doch sprudelt dir ein Freudenborn,
Der macht dich wohlgemutet:

Nach dem Geträtsch der Table d'hôte,
Dem modischen Gefasel,
Wie thut ein frischer Trunk so not
Vom Labequell aus Basel!

Wie löst vom Herzen sich der Alp
Beim Knall entzapfter Spunde! —
Gesegnet sei die Bierlialp
Im Engelberger Grunde! — —

Die Sonne hatte sich mittags in den Wolken verkrochen, als wir unterhalb des Klosters über den Wiesenanger der Aabrücke zuschritten. Vor der „Bänkli-Alp“, dem Waldhügel mit schattigen Laubgängen und erquicklichen Ruhesitzen, vor einer Gruppe hochwipfliger Bergahorne vorüber folgten wir dem steilen Hohlwege, der eine halbe Stunde lang durch das Gehölz aufwärts zieht; oben sahen wir dann auf das freundliche Engelberg, auf die Felsgräten der Blankenalp und das „Ende der Welt“, den heimlichen Winkel des Horbisthales, zurück. Es ist die Gerschnialp, die wir jetzt betreten, eine futterreiche, weiterhin mit schwarzen Tannen bestandene Hochfläche, die längs der Felswand des Bitzistockes hin in die untere Trübseealp einmündet. Die Viehherden des „gnädigen Herrn“ tummeln sich auf ihr und die hellen Töne der kleineren Trychlen (Kuhschellen) stimmen gar gefällig in das vollere Geläute der Leitglocken ein. Wir aber horchen nicht sonderlich andächtig auf diese Alpenmusik, denn die Sonne bricht grell heraus und vor uns liegt die vielbeschrieene „Pfaffenwand“. Von der Ferne so bescheiden aussehend, daß man es mit der Handfläche bedecken zu können glaubt, wächst dieses jäh abfallende, zwischen waldige Felspfeiler eingelassene Rasendach, je näher wir ihm kommen, desto bedrohlicher in die Höhe, und die verdächtigen Zickzacklinien, die in das Gras eingezeichnet erscheinen, verheißen uns eine recht gesunde Motion. Oben am First dieses Daches gewahren wir weiße Punkte, es sind hemdärmelige Landleute, die an der Wand hinaufkraxeln, und wir beneiden sie, daß sie bald am Ende ihres Vergnügens stehen. Doch die Wolken haben wieder ein Einsehen und verwehren der Sonne, uns zu belästigen, und so schreiten wir rüstig fürbaß. Romantisch-Gruseliges bietet der Weg nicht, wohl aber heischt er etwas Langmut und Ausdauer, und von manchem fordert er Ströme Schweißes als Zoll. Bald nur bis zur Hälfte des Abhangs, bald über seine ganze Breite hin laufen die schmalen Wegstriche, denen wir, einen stumpfen Winkel nach dem andern umsteuernd, in aller Geduld nachzusteigen haben, und wenn uns die Hoffnung winkt, daß wir bald oben an den Holzgattern halten, die auf das Plateau hinausführen, dann legt sich wieder so eine respektable grüne Landkarte mit gelben Querstreifen vor die Füße und das angenehme Pensum muß, immer schräg aufwärts, von neuem abgelaufen werden. Es geht die Sage im Engelberger Thal, daß ein riesenstarker Klosterherr sich vermessen habe, er wolle ein viercentriges „Salzröhrli“ diese Wand herauftragen, und mitten auf dem Wege habe ihm der Gottseibeiuns zur Strafe für solche Prahlerei den Hals umgedreht. Daher rühre der Name Pfaffenwand.

Aufrichtig gesagt, strengte uns der heiße Steilweg gar nicht an, und wir schauten verächtlich über die schiefe Ebene zurück, als wir sie nicht mehr unter den Beinen hatten. Was unten an den Gasthoftischen über sie gefabelt wird, ist eitel Ammengeschwätze, um Kindern Graus einzujagen.

Unsere gute Laune ward zum lauten Entzücken, als wir, einige Schritte vom Staldiegg hinweg, an den niederen Hang hinaustraten, der sich zur Obertrübseealp hinuntersenkt. Eine grüne, ovale Thalmulde, lag sie, weit zwischen den Bergen hingestreckt, vor uns, weich und glatt wie ein gut gebohnter Riesensalon für die zahlreichen Herden, die eben auf ihr weideten; nur ihr westlicher Rand ist eine unwirtliche Steinwüste, aus den Geröllmassen erheben sich magere Grasinselchen und durch den grauen Schutt, den die Frühlingsschmelze herabgeflößt, bohrt sich der Gletscherabfluß sein vielfach gekrümmtes Rinnsal. Die weltverschollene Einsamkeit störte nur der „Stäubibach“, der aus einem Felsenkamin heraus seine weißen Kaskaden schleudert.

Wir stehen am Wege, der zum Titlis führt, und dort hinauf wenden sich unsere Blicke! Da baut sich, erschreckend nah, vom dunklen Moränenwall an bis hinauf zum gewölbten Schneehaupte, seine breite gigantische Gestalt empor, welcher ganz nahe zu kommen leider die Zeit mangelte. Den Weg verfolgen wir mit den Blicken, der am Laubergrat hinauf über die Vorberge zum Rotegg zieht und dann in den blendend weißen Schneelagern sich verliert; an den furchtbar zerrissenen Eiswänden sehen wir hinan, fast in die blaufunkelnden Gletscherschründe hinein und prüfen mit den Augen jene schwarzen Widerpfeiler, die zwischen die Firnreviere

gleich mächtigen Wellenbrechern gestellt sind, an denen die erstarrte Flut in Brüchen und Rissen auseinanderfährt. Ueber den „reißenden Nollen“, die sanftgeneigte, schneeübergossene Kuppe, tanzen jetzt duftige Nebelwolken hin, die uns seinen Anblick zu mißgönnen suchen, aber so oft die Sonne ihre Pfeile herabschießt, blitzt es so silbern durch den leichtschwebenden Flor hindurch, daß die platte Schneehaube zum leuchtenden Diademe wird.

Nun überquerten wir die Alp; gegen das Ende war sie vom Wildwasser unterwaschen, das bei jedem Schritte aus den Steinen vorsickerte. Wiederholt schob sich uns schlammiger Kies vor die Füße, den wir überspringen mußten, und nur die seltenen Grasnarben zwischen den herumirrenden Wasseradern boten festeren Halt. Ueber den Bach ging's sodann auf Felsbrocken zum Hügel hinan, der das Wirtshaus „Zum Alpenklub“ trägt; ihm zur Seite ruht der graue melancholische Trübtensee, der den Gletscherbach aufnimmt und ihn wieder thalab zur Engelberger Aa entläßt.

Im kühlen Wirtszimmer trafen wir zwei deutsche Studenten, wie aus dem Modejournal eines Alpenvereins herausgeschnitten, wenn es nämlich ein solches gäbe. Vom Jägerhut mit der Spielhahnfeder bis zu den Gamaschen und Bergschuhen herab alles elegant und nagelneu! Das Segeltuchränzchen war mit modernem Rohrgeflecht versehen, Opernglas, Feldtasche und Kompaß in feinem Etui hingen quer übereinander, und, wenn ich recht sah, trug der eine noch ein Arzneitäschchen über der Brust. Sie schwadronierten mit ihrem Führer von einer Titlisbesteigung, aber wir merkten sofort, daß es ihnen nicht Ernst darum war; sie phantasierten von Gletscherfahrten im Berner Oberlande, aber wir sagten uns, daß sie nicht bis an die Schneegrenze kommen würden (was wir später in Interlaken bestätigt fanden). Als sie merkten, daß ihre Renommisterei bei uns nicht verfange, zogen sie ab mit dem Versprechen, uns auf der Engstlenalp Logis zu bestellen. Ihre Titlistour war also wieder vergessen.

Nach kurzer Ruhe folgten wir ihnen den Pfad, der sich über Moosdecken, Distelfelder und Steintrümmer bald zugig windet, bald steil hinaufkrümmt; seine Ränder schmücken ganze Gruppen von Gentiana purpurea und Myosotis alpestris (Alpen-Vergißmeinnicht). Uns erschien dieser einstündige Aufstieg wie eine Promenade, und munter standen wir bald an dem Mäuerchen, das über die Paßhöhe (ca. 7000 Fuß) zieht und die Kantone Unterwalden und Bern voneinander scheidet.

Hier auf dem Jochpaß, von welchem rückwärts der Blick bis zum Hotel auf Rigi-Scheideck geht, hat sich einmal jener Prozeßakt, den die Juristen Augenschein betiteln, in hochfeierlicher Weise abgewickelt. Gleich nebenan befindet sich eine Partie wüster Felsgeschiebe samt einem „ewigen Schneeloch“. Im vorigen Jahrhundert traten nun drei Prätendenten auf, die sich das Anrecht auf dieses so wertvolle Besitztum zusprachen: Die Kantone Bern und Nidwalden und der souveräne Abt von Engelberg. Ein jahrelanger Federkrieg entspann sich darob, die Akten schwollen hoch an und ein ganzer Apparat von Instruktionen, Relationen, Kommissionen und Deputationen ward in Bewegung gesetzt, bis die beiden ersteren Duodezstaaten den kühnen Entschluß faßten, ohne Rücksichtnahme auf den klösterlichen Mitstreiter noch einmal selbander an Ort und Stelle eine Okularinspektion vorzunehmen, um den verhängnisvollen Streit vielleicht in Güte zu schlichten. Aber was kein Verstand der Weltlichen sieht, das ahnet in Einfalt ein geistlich Gemüt. Kaum waren die beiden Kommissarien hier auf dem Joche zusammengetreten, da tauchte urplötzlich wie eine Geistererscheinung der Abt in allerhöchsteigener Person aus dem Nebel. In vollem Priesterornate, von zwei Konventualen begleitet, war er heraufgeklommen und schleuderte nun den Bannstrahl seiner Entrüstung auf die Allongeperücken der Herrn Kantönlivertreter. Der Vergleich scheiterte, der Prozeß kränkelte fort, bis er an Entkräftung dahinstarb, und mir ist leider nicht bekannt, welcher der Staaten schließlich die hochwichtige Erbschaft angetreten hat.

Als wir einige Schritte vorwärts zogen, waren wir nicht wenig überrascht, unsere Studenten vorzufinden, die auf begrastem Hügel lagen, in ihre Plaids eingewickelt. Sie hätten hier Rast gehalten, erklärten sie uns, um die schöne Aussicht con amore zu genießen, die Erschöpfung sprach jedoch zu verräterisch aus ihren Mienen; ihr Führer, der behaglich sein Pfeifchen schmauchte, blinzte uns verständnisinnig zu. So versprachen denn wir, für ihre Unterkunft auf Engstlenalp zu sorgen.

Der Ausblick vom Jochpaß in die Engstlenthalsenkung und über den abschüssigen Weg hinab ist überaus prächtig. Eng eingeschnitten und scharf abfallend, verläuft der Thalspalt tief unten in einen Felsenkessel, an dessen Seitenwandung der Engstlensee sich anschmiegt. In tiefer Bläue, nur am südwestlichen Ufer dunkel beschattet, erschließt er sich uns, wenn wir über den ersten Hügel hinabsteigen. Rechts begleiten den Saumpfad staffelförmig ansteigende Alpweiden, von den grauen schneelosen Felsenmauern überragt, die das Melchthal von dieser Seite absperren; zur Linken aber, wild und starr, in abenteuerlicher Gestaltung, den weitfaltigen Firnmantel umgeschlagen, stürzen die Gesellen des Titlis, die Wendenstöcke, Uratshörner und Gadmenflühli, dem Thalausgange zu, den sie hochgetürmt zu vermauern scheinen. Nur dort, wo sich Gletscherwasser das Seebecken ausgewühlt hat, lassen sie neben dem See Raum für saftiges Mattland und verstreute Tannen- und Arvengruppen. Ihre Firste starren bald wie Mauerkronen einer Riesenburg in die Lüfte, bald wie Zähne eines vorsündflutlichen Ungeheuers. „Fünffingerlistock“ nennt das Volk einen der Felsenkämme, der in fünf Zacken auseinandergeht. Terrasse legt sich über Terrasse, jede wie eine breite Bank, die der Schnee als Polster deckt und der Eisabsturz als Rücklehne ziert.

Soweit wir gingen, pfiffen um uns die scheuen Murmeltierchen, deren vielarmig in die Erde gehende Höhlen bis an den Weg heranreichen; auf dem Berghang zur Rechten pflückte ich mir einen Strauß feinduftiger Nigritella angustifolia (Männertreu, hier Chamblümli genannt).

Schon brach die Abenddämmerung herein, als wir über dem dunklen Alpensee vor dem Hotel Titlis auf der Engstlen standen. Man gewahrt die anspruchslosen

Gebäude, in denen meist Schweizer Pensionsgäste hausen, erst dann, wenn man um die letzte Bergstaffel wendet. Auf dem Hügel vor dem Hause übersehen wir die Alp (5800 Fuß hoch), die sich hier sehr ansehlich ausnimmt. Bis hoch an den Kamm, über den der Weg zur Sommerfrische Melchsee-Furth führt, steigen die welligen Bergmatten hinauf, und waren auch die meisten Sommerblumen schon verwelkt, die Alpenrosenbüsche nackt und dürr, so lag doch noch wunderbare Frische über den reichen Wiesgeländen; Quellen und Bäche schossen von den Höhen, vor allem bemerklich der langabstürzende Wasserfall der „Tannenalp", hohe Arven und Schwarztannen warfen noch ihren Schatten in die grüne Bergeinsamkeit und der See in der Tiefe mit seiner jetzt stahlschwarzen Fläche schloß das Bild ernst und würdig ab. Leider verhüllte im Südwesten rosiger Abendflor die Berge des Berner Oberlandes.

Aber des anderen Tages, in aller Frühe, als der Himmel wolkenlos niedersah, die Wendenstöcke sich scharf und glatt in das lichte Blau einzeichneten, da legten sie sich, die gestern in Schleier eingewickelt waren, blendend klar und silberhell vor den Thalausschnitt, die Höhen des Berner Gletschergebiets, die Schreckhörner, das Wetterhorn und weiter ab die Blümlisalp. Ich rief meinem Reisegefährten und wir alten Knaben jubelten über diesen Willkommgruß des Oberlandes.

Sogleich marschierten wir weiter, die Studenten schlossen sich uns an. Ueber eine Stunde lang begleitet uns Wald, nur manchmal von Weidegründen unterbrochen, und welch ein Wald! Keine abgezirkelten regelrechten Schläge, durch die das Licht in ebenso gleichförmigen Strichen fällt, keine Flachlandshölzer, die das Gepräge subtilen forstmäßigen Betriebes tragen, nein, ein echter Gebirgswald in aller Ungebundenheit und Keckheit der Wildnis! Sturmfeste Wettertannen mit herabhängenden Moosbärten, rötlichschimmernde Arven, hell- und dunkelblättrige Ahorne, später hochstämmige Buchen, darunter da und dort die feingefiederte Lärche, junge und alte durcheinander in wunderlichster Wirrnis, bald in geselligen Gruppen beisammen, bald in trotziger Vereinsamung getrennt, hier zwischen Felsquadern eingeklemmt, dort aus hohem Grase tauchend, einmal vom Sonnenglanze überströmt und dann wieder in undurchdringliche Schatten verloren! Dazwischen rinnen und quirlen die Wasser zu Thale, der Wildbach schäumt die Hohlschlucht herab und hin und her über Moosboden und Wurzelgeflecht laufen die höckerigen Pfade. Nur die Musik des Waldes fehlt, das helle fröhliche Vogelgezwitscher; eine einzige Bergamsel erfreut uns mit leisen verschüchterten Tönen. Kaum haben wir die Roßbodenalp verlassen, so empfängt uns ein seltsames Bild: Zur Linken, von der hohen Gadmenwand fallen nebeneinander 15 Gießbäche etwa 100 Fuß hoch herab, wie silberne Fäden, auf dunklen Grund gestickt. Nicht wie andere wohlerzogene Wasserfälle stürzen sie hoch vom Haupte des Berges nieder, sondern erst in Viertelhöhe der Fluh brechen sie plötzlich aus dem Felsinnern heraus und überströmen den breiten Sockel, während die Stirnfläche von oben trocken auf sie niederschaut. Das sind die Achtelsaßbäche, auch Jungibrunnen genannt, die in den Engstligenbach sich ergießen.

Vor der Schwarzenthalhütte, einer tristen Waldschenke, vor den Sennhütten der Gentleralp zogen wir vorüber und schlugen uns auf einen rundgewölbten Hügel, auf dem wieder ein Wirtshaus uns vergeblich zu rasten einlud. Die Studiosi waren zurückgeblieben, wahrscheinlich lagen sie im kühlen Gehölz „der schönen Aussicht wegen". Bald ging's auf schroffen, nicht immer salonglatten Knüppelwegen abwärts, immer die Schneesäulen des Oberlandes vor uns, die sich freilich allgemach verdüsterten, bis wir auf der Landstraße standen, die von Meiringen her durch das Gadmenthal zum Sustenpasse hinaufführt. Nun zeigte sich von fern der rauhe Grimselweg, den wir auch schon hinangeklettert, das schauerliche Urbachthal öffnete sich und zuletzt im breiten mattenreichen Hasligrunde, durch den das Kiesbett der wilden Aare streift, winkten uns die Schindeldächer der weitzerstreuten Gemeinde Innertkirchen, in deren Hauptdorf, Im-Hof, wir den Staub von den Füßen schüttelten.

Ueber das Kirchet, jenen Bergsattel, der das obere Haslithal vom unteren scheidet, führt die Straße nach Meiringen, das wir seit dem großen Brande von 1879 nicht mehr gesehen. Noch starrten uns geschwärzte Häuserruinen, zerfallene Gemäuer an, doch waren auch vergnügliche Neubauten erstanden und vor allem sah der Gasthof zum wilden Mann wie ein echtes Hotelschloß mit Balkons und Galerien aus einem weiten Garten heraus, dessen Blumenteppiche ganz neu angelegt waren. Nur der Rosenlauigletscher war noch der alte, wie er hinter dem Gasthofe hoch aus dem Bergspalt hervorblitzte.

Die Fahrt im Innern des Postwagens war überaus lästig. Staub und Hitze, Hitze und Staub, und kein anderer Blick, als auf den Aarekanal, der neben der Straße langweilig herläuft. Wie wohlig ward uns, als wir zu Brienz an Bord des Dampfschiffs kamen! Der Brienzer See lag heute in dem seltsam leuchtenden Dufte, wie ich ihn immer gefunden und wie ihn sämtliche Maler, die seine Winkel nach Motiven ausplündern, hergebrachtermaßen auffassen. Ihm fehlt die Erhabenheit des Wallensees, der liebliche Scenenwechsel des Thuner Sees, aber von seinen Wald- und Felsenhängen herab strömt ein so eigentümlicher Schimmer von Poesie bis in die lauschigen Buchten hinein, an denen die stillen Dörflein liegen, daß er auch den ausgetrocknetsten Philister heiter anmuten muß.

Haufen von Fremden kamen vom Gießbach, welchen die Mode etwas übertrieben verherrlicht. Die Gesellschaft auf dem Schiffe war, was man eben Gesellschaft nennt: Engländer, christliche und nichtchristliche Hochzeitspärchen, aufrichtige und verlogene Enthusiasten und unbeholfene Reisenovizen, die allerlei dumme Fragen stellten.

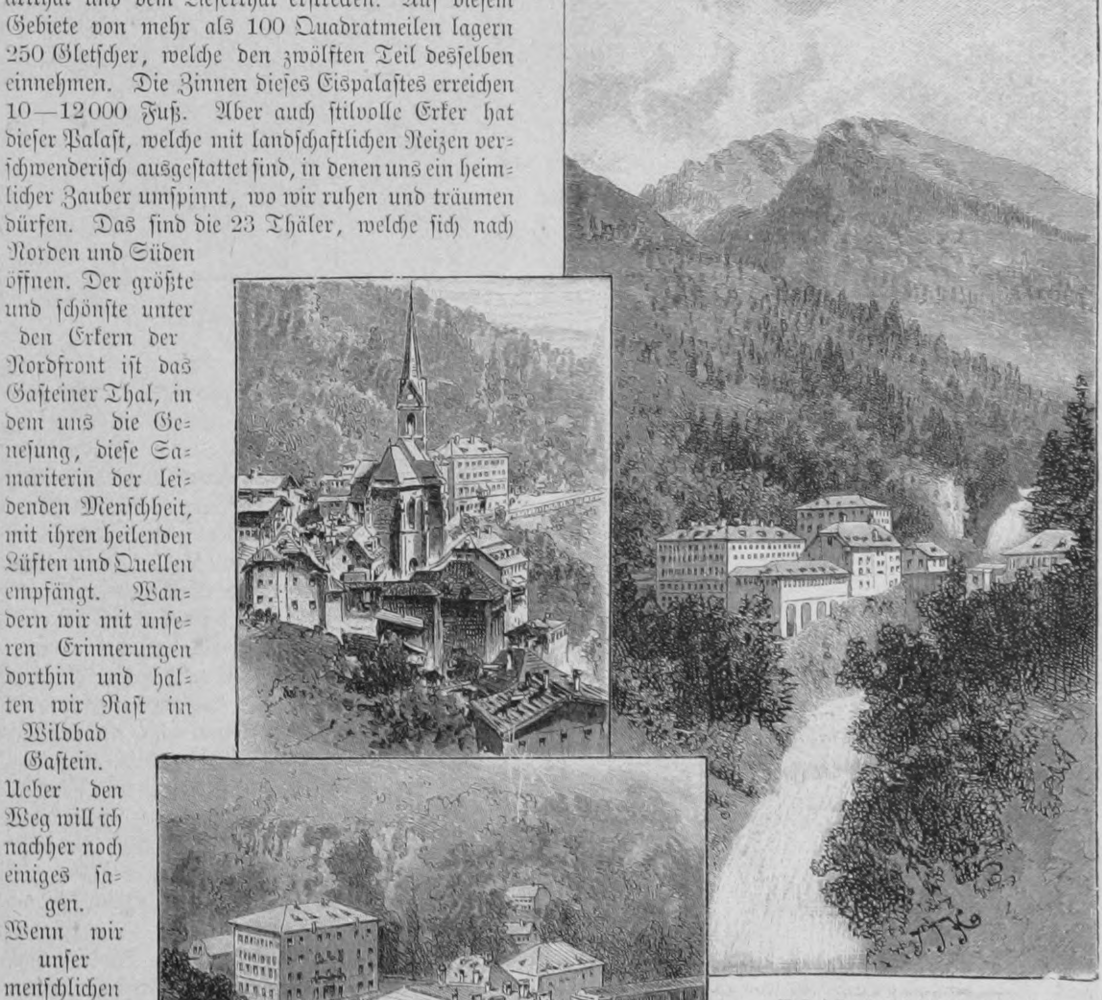
In Bönigen erwartet uns die Bödelibahn. Ueber die Aare, die oben im Haslithale grau und trüb dahinbraust, hier aber sauber gewaschen dem See entwischt, donnert der Zug, eilt an den nüchternen Rückwänden der Gasthofsburgen vorüber durch die Gassen von Aarmühle, und nach viertelstündiger Fahrt halten wir im Bahnhof. Wohl gegen 40 Hotelwagen am Platze — das ist die Signatur von Interlaken.

Im Gasteiner Thale.

Von

Karl Pröll.

Einen der mächtigsten und stolzesten Eispaläste der Natur bilden die Hohen Tauern, welche sich zwischen der oberen Salza und der oberen Drau von der Krimmler-Achen, dem Ahren- und Tauferertthal bis zum Groß-arlthal und dem Lieserthal erstrecken. Auf diesem Gebiete von mehr als 100 Quadratmeilen lagern 250 Gletscher, welche den zwölften Teil desselben einnehmen. Die Zinnen dieses Eispalastes erreichen 10—12000 Fuß. Aber auch stilvolle Erker hat dieser Palast, welche mit landschaftlichen Reizen verschwenderisch ausgestattet sind, in denen uns ein heimlicher Zauber umspinnt, wo wir ruhen und träumen dürfen. Das sind die 23 Thäler, welche sich nach Norden und Süden öffnen. Der größte und schönste unter den Erkern der Nordfront ist das Gasteiner Thal, in dem uns die Genesung, diese Samariterin der leidenden Menschheit, mit ihren heilenden Lüften und Quellen empfängt. Wandern wir mit unseren Erinnerungen dorthin und halten wir Rast im Wildbad Gastein. Ueber den Weg will ich nachher noch einiges sagen. Wenn wir unser menschlichen Wohnstätten entlehntes Bild weiter ausmalen wollten, so könnten wir den Kurort, welcher längs des Randes einer vom Graukogel und Stubnerkogel eingeschlossenen Schlucht sich in Hufeisenform ausdehnt, mit der Lehne einer Chaiselongue vergleichen. Die Illustration auf S. 657 vergegenwärtigt uns die Lage und die Hochgebirgsumgebung von Bad Gastein. Aber dieses Spiel der Einbildungskraft wird



Wasserfall und Badeschloßhotel (S. 641).

Neue katholische Kirche (S. 644). – Badeschloßhotel (S. 647).

gestört durch das laute Tosen der Wasserfälle, mit welchem die Gasteiner Ache, nachdem sie den Engpaß der Schreck durchbrochen, 200 m zur untersten Thalstufe herabstürzt — dem Abschnitt von Hofgastein. In drei Sätzen springt das schäumende Gewässer über Gneis und Glimmerschiefer hinweg. Dieser Katarakt, der besonders, wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt, sowie nach längeren Regengüssen an Energie gewinnt, bietet ein imposantes Schauspiel. Der weiße Gischt, der in die Luft geschleuderte Wasser-



Villa Pröll (S. 648).

staub, in den die Sonne vielfache Regenbogen hineinmalt, unermüdlich in diesen Farbenstudien, fesseln das Auge. Um Ueberschwemmungen und Unterwaschungen vorzubeugen, hat man vor 30 Jahren durch einen Quaderdamm den unbändigen Wogen eine Schranke gesetzt. Im Vordergrund der Ansicht sieht man die Ache bereits etwas beruhigter, aber noch immer eilfertig den Weg nach Norden einschlagen. Rückwärts gruppieren sich malerisch die Hotels, Villen und Miethäuser.

Ueber dieselben ragt die 1875 vollendete neue katholische Kirche empor (S. 641), ein Werk des Wiener Dombaumeisters Schmidt, des Wiedererweckers der Gotik. Gastein liegt bereits 1000 m höher als der Spiegel des Mittelländischen Meeres, also im gleichen Niveau

Villa Solitude (S. 648). — Villa Prälatur (S. 648).

mit dem Schneeberg im Fichtelgebirge und nur 100 m tiefer als der Brocken des Harzes.

Von der hohen Brücke (S. 645 und 646) kann man den ganzen Wasserfall überschauen und Einblick in die pittoreske Schlucht gewinnen, durch welche die Ache sich Bahn gebrochen. Von unten gesehen, scheint sie uns ein Stück jener luftigen Brücke zu sein, auf der die nordischen Götter nach Walhall zogen. Die Illustration auf S. 642 bietet Seitenansichten des Wasserfalles oberhalb und unterhalb der Straubingerbrücke, die nach dem altberühmten, modern behaglichen Hotel benannt ist (1632 besaß schon Veit Straubinger ein Gasthaus in Gastein), welches mit dem gegenüberliegenden, vor 90 Jahren von dem Salzburger Erzbischof erbauten Badschloß den Mittelpunkt des Ortes bildet. Der Herzschlag desselben bleiben jedoch die ungestüme Ache und die schmerzlösenden warmen Heilquellen. Aus ihnen strömt Erquickung für Gesunde und Kranke.

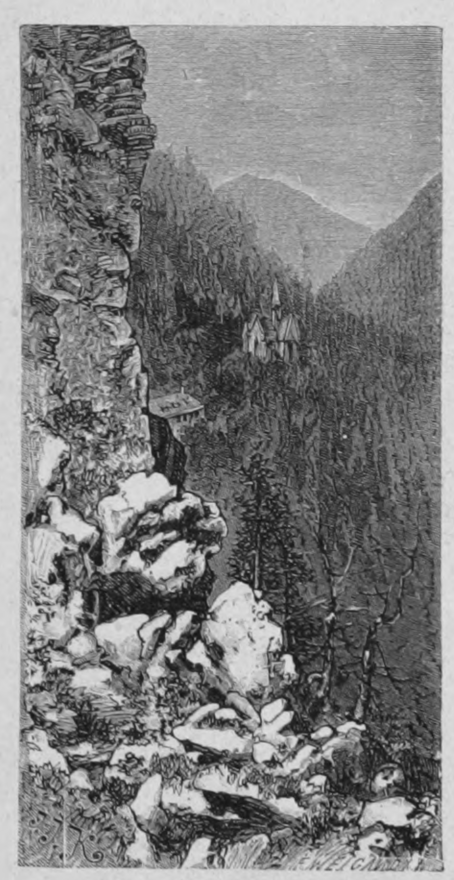
Es ist nicht uninteressant, in alten Büchern nachzuschlagen, um die Eindrücke, welche frühere Generationen von bestimmten Naturlokalitäten empfangen, mit den eigenen zu vergleichen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ließ Friedrich Michael Vierthaler seine „Reisen durch Salzburg" erscheinen. Die Ausklänge der Empfindsamkeitsperiode begegnen sich in ihm mit dem Drange nach naturwissenschaftlicher Auffassung. Seine Sprache sucht ein Echo der Sinne zu werden.

So sagt er über den damals noch ungeregelten Fall der Ache: „In den Winkeln der Felsenwände, wo das Wasser sich mächtig zerstößt und wo es sich rasch hinunter in tiefe Kessel wirft, stäubt es wie Pulverdampf; kracht es wie Kanonendonner; indes man von fernher ein dumpfes, verschiedenartiges Getön, wie Glockengeläute, wie Wagengerassel, wie Wirbeln von Trommeln und Pauken vernimmt.“ Nach einer weiteren Detailschilderung kommt Vierthaler zu nachstehenden Schlußreflexionen: „Man sieht mit mehr Wehmut als Freude, wie Wogen von Wogen gedrängt und übereinander geworfen und alle verschlungen werden vom Abgrunde... Ganz rein sind die Freuden der Menschen nie; auch die schönsten tragen die Farben des Grames... Die Wogenschläge sind ihm wie Schläge der Uhr. Er mißt nach denselben die Stunden und sieht im Laufe des Stromes den Strom der Zeit, der Menschen und Nationen in seinem Wirbel mit fortreißt.“ Man befand sich damals im ersten Jahrzehnt der französischen Revolution. Die Stimmung, welche das Bleibende nur im Wechsel sieht, war angesichts dieser allgemeinen Umwälzung keine erkünstelte. Dagegen vergnügen uns Vierthalers naive Tröstungen für die Besucher Gasteins — das damals freilich nicht die heutigen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten bot und nur auf schlechten Wegen zu erreichen war — und die darin liegende unfreiwillige Komik. Er erzählt die Volkssage von dem Zauberer, der mit Satan accordierte, daß die Quellen von Gastein nach St. Johann versetzt würden. Aber dank den zwei Einsiedlern und Badpatronen Primus und Felician mißglückte Satan dieses technische Unternehmen. Vierthaler meint nun, durch das Gelingen des Projektes hätte sich der Beherrscher der Unterwelt ein großes Verdienst erworben. „Denn,“ sagt er, „Dichter, Sybariten und Freunde des Genusses dürfen den Ort nicht besuchen. In Gastein gibt es kein Spaa. Sie würden dort nur einen Tartarus finden, wo der Kranke sein Heil und der Naturforscher ein Elysion findet. Der brausende Wasserfall, der den Schlaf des Weichlings stört, die ungeheuren Berge, worüber dieser erschrickt, das Chaotische der Natur, das er scheußlich findet, sind für den Naturforscher Gegenstände innigen Vergnügens.“

Hohe Brücke bei Gastein (S. 644).

Wir verlassen einstweilen diesen Gasteinpilger aus dem vorigen Jahrhundert, welcher die Dichter vor der Wildheit der Natur schützen will, um einiges von dem Kurort, seinen Heilbädern, seinen Besuchern zu erzählen.

Bad Gastein hatte nach der letzten Volkszählung über 1100 Einwohner; das ganze Thal, welches zum Kronlande Salzburg gehört, zählt eine Bevölkerung von beinahe 4000. 50 Hotels und Logierhäuser stellten gegen 900 Zimmer und 130 Separatbäder zur Verfügung. In den letzten Jahren besuchten Gastein durchschnittlich 4000 Kurgäste. In den größeren Hotels, namentlich bei Straubinger, sowie in einzelnen Villen findet man elegant eingerichtete Räume und allen Komfort; auch



Blick von der Schreckbrücke zu Gastein (S. 644).



Böckstein bei Gastein (S. 652)

für bescheidenere Ansprüche und Mittel ist hinlänglich gesorgt. Das Badeschloßhotel (S. 641 u. 642), welches 30 Zimmer enthält, wird von unserem verehrten Kaiser Wilhelm und seinem Gefolge während des jährlichen Kurgebrauches bewohnt. Der greise Monarch, welcher von 1871 an jährlich drei Wochen in Gastein verweilt und mit Ausnahme von 1878 stets Mitte Juli eintraf, findet da nicht nur die gesuchte Erquickung und Stärkung, sondern auch die Gelegenheit, durch persönliches Zusammentreffen mit dem österreichischen Kaiser das Freundschaftsbündnis der zwei mitteleuropäischen Reiche zu festigen. Meistens fuhr Kaiser Wilhelm dem Kaiser Franz Joseph bis Ischl oder bis zu einem Punkte zwischen beiden Orten entgegen; viermal machte der letztere dem Oberhaupt des deutschen Volkes in Gastein seinen Besuch, einmal in Begleitung der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Schon als König von Preußen hatte unser Kaiser Gastein liebgewonnen und sich da 1863, 1864 und 1865 aufgehalten. Die Gasteiner Konvention vom 19. August 1865, welche Bismarck und Blome abschlossen, veranlaßte die Zuspitzung des Konfliktes zwischen Oesterreich und Preußen in der deutschen Frage, welcher zur kriegerischen Auseinandersetzung des Jahres 1866 führte. Aber die Verhandlungen Bismarcks mit Beust in Gastein 1871 knüpften die zerrissenen Fäden wieder an. Seit jener Zeit darf Gastein als der naturgeweihte Altar des europäischen Friedens betrachtet werden, der seine besten und dauerndsten Bürgschaften in dem gegenseitigen Vertrauen der Herrscher zweier Großmächte immer wieder erneuert sieht. Wenn uns etwas die Genugthuung über das fortdauernde Bündnis trübt, so ist es die Thatsache, daß in den letzten sieben Jahren das österreichische Ministerium Taaffe, welches sich auf deutschfeindliche Elemente stützt, den mächtigen Rückhalt des Deutschen Reiches dazu ausnutzte, unsere Stammesbrüder im Donaustaate in eine harte Notlage zu bringen. Aber die slavische Lawine wird zweifellos an dem germanischen Felsen zerschellen.

Ueber das Badeleben Kaiser Wilhelms, über seine schlichten Gewohnheiten und seinen liebenswürdigen Verkehr mit aller Welt ist so viel geschrieben worden, daß wir nicht mehr darauf zurückzukommen brauchen. Den Berlinern ist noch im Gedächtnis, daß die betagte Besitzerin der „Schwarzen Lies'l“ im verflossenen Jahre nach der Reichshauptstadt fuhr, um dem Menschenfreund auf dem Throne in seiner Residenz ihren ländlichen Knicks zu machen. Es war dies gleichsam eine stille Huldigung des Volkes der Alpen für den greisen Kaiser, dieses Edelweiß der deutschen Nation.

Verschiedene geschmackvolle Gebäude Gasteins, die Villa Prälatur, die Villa Solitude, die Villa des Badearztes Gustav Pröll (S. 643 u. 644) werden durch unsere Illustrationen veranschaulicht. Auf dem Bildchen, welches das Badeschloß und Straubingers Hotel (S. 641) in etwas größerem Maßstabe bringt, bemerkt man zur Rechten einen Teil der sogenannten „Wandelbahn“, einer überdachten und seitwärts durch Glaswände geschützten „Zimmerpromenade“ von zweihundert Schritt Länge. Nach Norden genießt man hier die Aussicht in die wildromantische Gasteiner Schlucht. Die Wandelbahn, welche auch eine Trinkhalle, einen Lesesaal, Damensalon 2c. mit sich vereinigt und vor 40 Jahren erbaut wurde, ist der Rendezvousort der Kurgäste. Ein großer Kursaal ist geplant; dieser soll die erwähnten Nebenräume ersetzen. Wenn die Wandelbahn plaudern könnte, würde sie uns manches über interessante Begegnungen und Anknüpfungen, über politischen Gedankenaustausch und kleine Herzensromane mitzuteilen haben. Sie ist nicht nur der Regenmantel der Badegesellschaft an trüben Tagen, sondern



Schleierfall bei Gastein (S. 654).

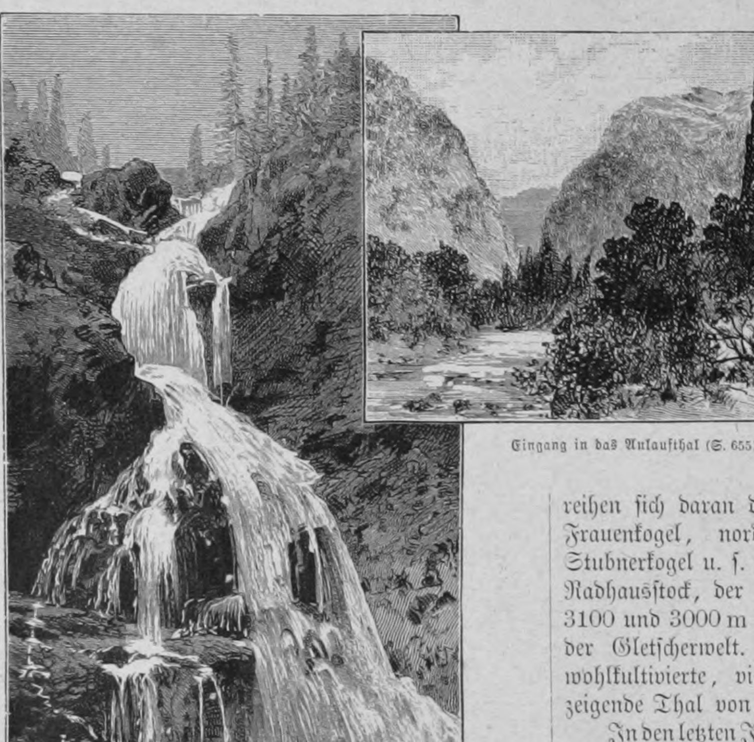
auch der Vertraute vieler intimen Geheimnisse. — Außer der neuen katholischen Kirche, in der sich der Granitgneis des Anlaufthales vergeistigt hat, bieten dem religiösen Empfinden Zufluchtsorte das ein halbes Jahrtausend alte, von verwitterten Grabkreuzen umgebene Kirchlein St. Nikolaus mit seinem lanzenspitzenähnlichen Turme und die vor 15 Jahren eingerichtete protestantische Kirche, welche dem Kaiser Wilhelm übergeben wurde. Vierthaler, der in Erinnerung an diejenigen Protestanten, welche im 16., 17. und 18. Jahrhundert „um des heiligen Evangelii willen" aus dem Gasteiner Thale von den Salzburger Bischöfen vertrieben wurden (die letzte große Ausweisung 1731 durch Leopold von Firmian), „traurig die verheerenden Spuren der Intoleranz" betrachtete, würde sich heute darüber freuen, daß ein deutscher Fürst wieder dem geächteten Bekenntnis eine Stätte geschaffen. Ja die Eisfelder des Religionshasses weichen, freilich nur langsam, zurück. Die ewig thätige Menschenliebe hat aber auch hier ein Asyl für arme Kranke geschaffen in dem Badehospital, das im Jahre 1549 von dem Bergwerksbesitzer Konrad Strochner aus Hofgastein begründet wurde und 75 Betten enthält.

Wir müssen nun der Thermalquellen gedenken, denen Wildbad Gastein seinen Weltruf verdankt. Dieselben, 18 an der Zahl, entspringen mitten im Orte, teils aus quarz- und kupferkieshaltigem Gneis, teils aus Geröllen. Dieselben wurden meist in Stollen oder durch Ueberbau gefaßt. In der chemischen Zusammensetzung sind sie identisch, nur in der Temperatur wechseln sie von 19 ½—39 ½ ° R. Die Wassermenge dieser Quellen, über 13000 cbm in 24 Stunden, bleibt in allen Jahreszeiten konstant. Drei Fünftel dieser Wassermengen entfallen allein auf die Hauptquelle, welche auch die meisten Etablissements speist. Das Badeschloß bezieht seinen Bedarf aus der Franz-Josephsquelle. Das Wasser wird in die Einzelbäder durch Röhren direkt geleitet oder vorerst durch Maschinen gehoben. Chemische Analysen weisen in 10000 Gewichtsteilen Wasser 3 ⅓ feste Bestandteile nach, darunter vorherrschend schwefelsaures Kali und Natron, Chlornatrium, kohlensauren Kalk und Kieselsäure, ferner $^{4}/_{10}$ g freie und halbfreie Kohlensäure. Die Leitungsfähigkeit für Elektricität ist sechsmal größer als jene des destillierten Wassers.



Kesselfall bei Gastein (S. 654).

Ein alter Chronist verlegt die römischen Augustana castra nach Gastein. Die Heilquellensage, welche auch hier ihr Phantasiegewebe spinnt, läßt die Gasteiner Thermen im Jahre 680 entdecken. Ein Jäger, welcher einen pfeilverwundeten Hirsch verfolgte, fand ihn schließlich in einer der wiederbelebenden Quellen. Die erwähnten Einsiedler Primus und Felician schützten, wie der Bergesalte im Schillerschen Gedichte „Alpenjäger" das gequälte Tier. Im 15. Jahrhundert, wo Kaiser Friedrich IV. hier Genesung suchte, waren die Thermen schon weithin bekannt. Theophrastus Paracelsus von Hohenheim hat in dem 1563 zu Basel gedruckten „Schreiben von tartarischen Krankheiten, nach dem alten Namen, vom Gries, sand und stein. Sampt dem Badebüchlein, wie daß der from Herr Paracelsus selbs mündlich seinen Sekretariis zu schreiben angeben" nebst einer wunderlichen, nach alchimistischem Jargon gehaltenen Analyse über das Gasteiner Thermalwasser, noch folgende Charakterisierung gebracht: „Seyne tugend vergleychen sich den tugenden Pfäfers (Schweiz), aber mit sorglicheren grad, auß Ursach, seine Art ist, das alle die geschwäre im leib sich in diesem bad eröffnen und brächen mit gewalt." Etwas später untersuchte in ähnlicher Manier Leonhard Thurneisser zum Thurn das Badewasser und beschrieb es in einem Buche, das nach dem „trefflichen großen Hauptfluß des Garten Eden, Pison, genannt ist." Wir geben diese Winke Freunden antiquarischer Kuriositäten. Die Heilkraft der Bäder wird mit Erfolg in Anspruch genommen bei Bleichsucht, Blutleere, Diabetes, Gelenk- und Muskelrheumatismus, Erkrankungen des Nervensystems und Rückenmarkes, Lähmungen und Neuralgien, Nervenschwäche und Hysterie, Nieren-, Blasen- und Hautkrankheiten ꝛc. Bei leiser Ankündigung von Altersschwäche wirkt das Thermalwasser wie



Eingang in das Anlaufthal (S. 655).

Hierkaarfall (S. 656) – Ankogel (S. 656) im Anlaufthale.

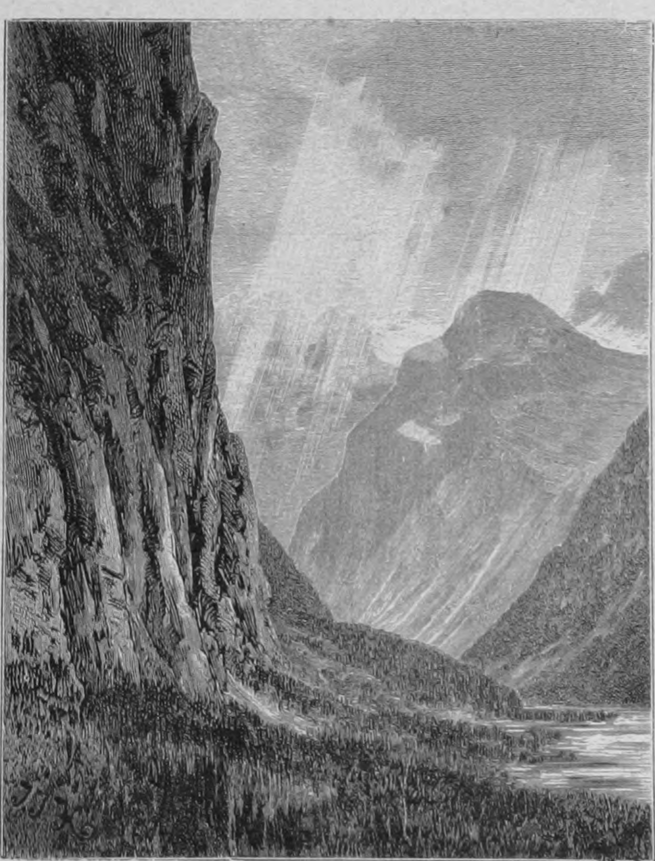
ein Jungbronnen, was ja unser Kaiser erprobt hat, der stets mit erneuter Rüstigkeit aus Gastein nach Deutschland zurückkehrt. Näheres über Benutzung der Bäder, Verhaltungsregeln während der Kur, über Gebrauch des verschickten Heilwassers findet man in den medizinischen Mitteilungen und Abhandlungen der Badeärzte Dr. Bunzel, Dr. v. Härdtl, Dr. Gustav Pröll und Dr. Schider. Die herrliche Natur und das ausgezeichnete Alpenklima, welches trotz größerem Temperaturwechsel und vielen Niederschlägen sehr gesund ist, tragen wesentlich dazu bei, Geist und Körper zu heben und ihnen Spannkraft zu verleihen.

Schon die nächste Umgebung bietet eine Reihe von Spaziergängen, welche uns eine Fülle landschaftlicher Schönheiten entfalten. Gastein ist von einem mehrfachen Kranze mächtiger Berge und Alpenstöcke umgeben. In erster Linie bewachen die Schlucht der wild herabbrausenden Ache der Graukogel und der Stubenkogel, 2500 und 2200 m hoch. Nordöstlich reihen sich daran der Throneck, Gamskaarkogel und Frauenkogel, nordwestlich die Türschlwand, der Stubnerkogel u. s. w. Im Norden lugen hervor der Radhausstock, der Schareck und der Tischbar, 2700, 3100 und 3000 m hoch, die vorgelagerten Grenzvesten der Gletscherwelt. Gegen Norden eröffnet sich das wohlkultivierte, viele Ortschaften und Siedelungen zeigende Thal von Hofgastein.

In den letzten Jahren sind vortreffliche und bequeme Spaziergänge angelegt worden, so die Schwarzenbergschen Anlagen mit dem König Otto-Belvedere, die Erzherzog Johann-Promenade, die Wege zur Pyrkers-, zur Schiller-Höhe und zur Schreckbrücke, zur „Schwarzen Lies'l“, und zur Rudolfs-Höhe, die Kaiser Wilhelms-Promenade bis zum Eingang in das Kötschachthal, der Weg zur Windischgrätz-Höhe auf dem Badberge. Weitere Ausflüge führen zu den oberen Stufen des Gasteiner Thales und zu dessen Seitenthälern, dem Anlaufthal, dem Kötschachthal und dem Angererthal. Aus der engen Schlucht des Weißenbachthales geht die dort entspringende Gasteiner Ache in das Naßfeld über, bahnt sich durch die Asten-Schlucht den Weg zur Thalterrasse von Böckstein, um dann in das Thal von Hofgastein hinabzustürzen, von wo aus sie in die Gasteiner Klamm durchbricht und sich mit Kaskaden in die Salzach ergießt.

Das Dörfchen Böckstein (S. 647) ist eine Stunde von Gastein entfernt, vom Stubnerkogel, Hirschkaar, Graukogel, Hohen Stuhl, Radhausstock und Schareck eingeschlossen. Einige kleine Hotels und Logierhäuser befinden sich hier. Am Radhausberg wird der Goldbau von einer Aktiengesellschaft mit Glück betrieben und sowohl Feingold gewonnen, wie bedeutende Mengen Schliche, die nach Freiburg i. S. zu weiterer Verwendung gesendet wird. Das erinnert uns an die Zeit, wo im Gasteiner Thal noch der Bergbau blühte und großen Wohlstand schuf. Es geschah dies insbesondere im 15. und 16. Jahrhundert. Aus kleinen, unternehmenden Gewerken wurden durch das kühne Wagespiel mit unterirdischen Schätzen bald Nabobs. So verzeichnet die Chronik den Christoph Weitmoser, der angeblich, um wenigstens zu Ostern ein Stück Fleisch zu erhalten, den Brautschleier seiner Frau versetzen mußte, später aber durch Entdeckung von Goldadern zum reichsten Mann im Lande wurde, seine Töchter

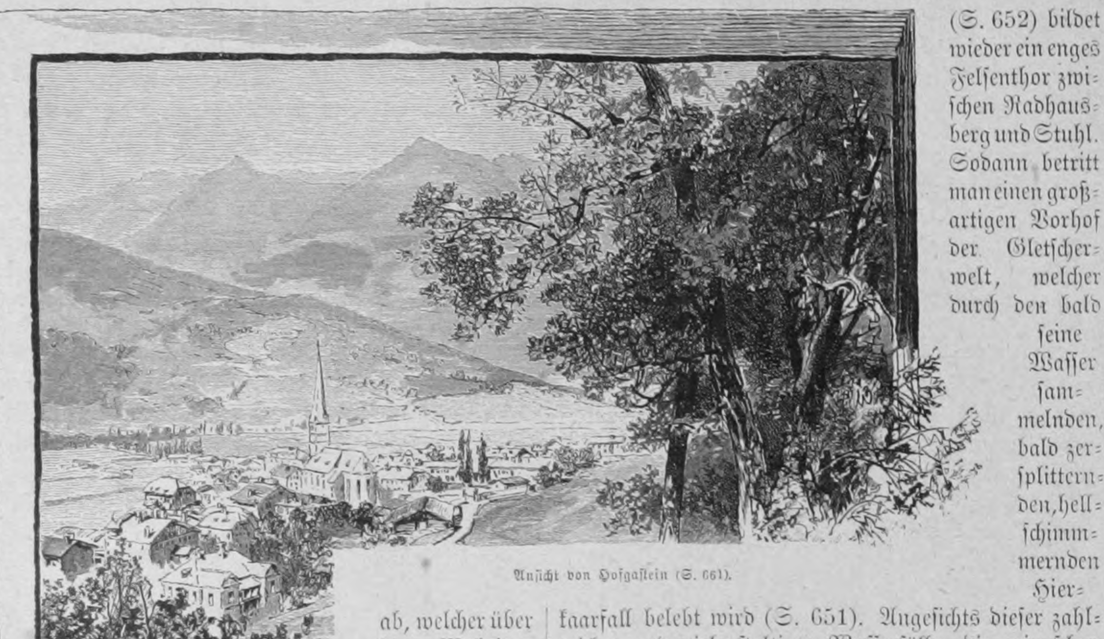
an Hochadelige verheiratete und durch Georg Willer die Gedichte von Hans Sachs dediziert erhielt. Er starb als Römischer „Königlicher Majestät Rat, Bergherr in der Gastein und Rauris“ und hinterließ seinen drei Söhnen mehr als eine Million Gulden, seinen Töchtern je 80000 Gulden, für die damalige Zeit eine sehr große Summe. Er wohnte bei Hofgastein, wo noch ein Porträt von ihm vorhanden sein soll. Das war, um mit Vierthaler zu sprechen, „das goldene Zeitalter von Gastein“. Auch die alte Sage vom bestraften Uebermut stellt sich da wieder ein. Die Knappen kegelten mit silbernen Kugeln, zogen lebenden Ochsen das Fell ab und trieben schamlosen Mißbrauch. Da versiegten die Gold- und Silbergänge im Radhausberge. Außer der Weitmoserschen Familie, deren Reichtum bald verschleudert war, kannte man noch als hervorragende Gewerke die Brüder von Rosenberg. Sie mußten des „reinen Glaubens willen“ aus dem Lande wandern, die Erzbischöfe von Salzburg duldeten keinen Protestanten innerhalb des Bereiches ihrer Herrschaft. Die Angabe, daß schon die Römer im Radhausberg Bergbau betrieben, stützt sich auf eine sehr zweifelhafte Urkunde im Obervellacher Bergarchiv vom Jahre 719. Vierthaler beschreibt sehr anschaulich die Stampfen, Stoß- und Läuterherde, Mühlen, Wasserheber, das Sackziehen, das ist die kühne Thalfahrt der Knappen mit erzgefüllten Säcken, welche entleert von gesattelten Hunden heraufgetragen wurden. Er erzählt von seiner Grubenfahrt auf einem vierrädrigen Brette und spricht von alten Stollen, die durch Lawinen verschüttet oder übergletschert worden sind. — Gegenwärtig sind nur noch ein halbes Hundert Bergleute mit der Schürfung im Radhausberge beschäftigt; 1884 wurden 50 k Gold gewonnen. Der Bergbau wird nicht mehr vom Staate, sondern von Privatunternehmern betrieben.



Kötschachthal bei Gastein (S. 656).

Von Böckstein gelangt man durch die vom hohen Tisch, der Bockhartsscharte und dem Radhausstock eingezwängte Asten-Schlucht, auf das in bräutlicher Alpenschönheit prangende Naßfeld. Nur ein schmaler Saumpfad zieht sich in dieser wildromantischen Schlucht vom ehemaligen Aufzug für die Radhausberger Erzgruben längs der zornig dahinschäumenden Ache hin. Wir befinden uns in einem öden Felsgebiet, wo nur die Wasserfälle uns unverstandene Grüße aus der einsamen Gletscherwelt zubringen.

Da ist der rauschende Kesselfall (S. 649); unweit davon breitet sich der Schleierfall (S. 648), der sein Gewässer dem unteren Bockhartsee entnimmt, über eine rote Klippenwand aus. Vierthaler gibt den Eindruck desselben mit folgenden Worten wieder: „Die Wasserstreifen scheinen langgezogene Seidenfäden, das Ganze ein ungeheurer Schleier mit tausend Falten zu sein, der mit jedem Augenblicke neu gewebt wird“. Und er bemerkt, indem er hier seine Gasteiner Wanderung schließt, mit Genugthuung: „Dürfen ein hohes, bis in die Wolken ragendes Gebirge, eine unübersehbare Meeresfläche, ein herabstürzender Strom die untersten Stufen vom Throne des Allmächtigen genannt werden, so bin ich wohl glücklich! Ich habe zwei Stufen zum Throne Gottes mehr als einmal bestiegen“. In einiger Entfernung zeigt sich dann der Bärenfall (S. 661), hinter dem der Engpaß abschließt und man das Naßfeld betritt, die Geburtsstätte der aus drei Quellbächen zusammenfließenden Gasteiner Ache. Ringsum dräuen Gletscher hernieder: Im Süden erhebt sich der Riesenwall der Hauptkette der Hohen Tauern mit dem Herzog Ernst, Schareck, Höllkaar, den Malnitzer Tauern; ihnen vorgelagert sind der Radhausstock, das Pockhartgebirge, die Riffelscharte. Eines dieser ungeheuren Eisfelder, den Goldberg-Gletscher westlich vom Herzog Ernst veranschaulicht die Illustration auf Seite 663. Die hier genannten Alpenhäupter erreichen eine Höhe von 2500—3100 m. Am Ostende des eine Stunde langen Naßfeldes zweigt sich der Weg nach Kärnten



Ansicht von Hofgastein (S. 661).

ab, welcher über die Malnitzer Tauern führt. Auf dem Naßfelde weiden im Sommer Rinder- und Schafherden, die nach Bunzels Angaben über 4000 Stück Vieh haben und teils aus dem Gasteiner Thale, teils aus Kärnten heraufgetrieben werden. Sennhütten sind auf dieser 1600 m hohen Thalstufe hingestreut. Die Böcksteinstufe ist bereits um 550 m niedriger. Es ist wahrscheinlich, daß beide Terrassen einstmals Seebecken gewesen sind. Vom Naßfeld kommt man durch das Siglitzer Thal zum Rauriser Goldberg, wo noch Bergbau betrieben wird. Der tiefste Stollen desselben liegt 2400 m über dem Meere. Die anschließende Partie zum unteren und oberen Pockhart- oder Giftsee erwähnen wir noch, weil man bei dem ersteren die Reste einer alten Römerstraße entdeckt haben will. Zum Schareck führt ein neuangelegter Steig; von ihm aus gelangt man nach Heiligenblut am Fuße des Großglockners. Aber man muß wohl darauf achten, daß man in diesen Regionen nicht dem Strandrecht des Eisvogtes verfällt, nicht von den Tauernstürmen erfaßt wird, nicht in die Laufgräben der Lawinen gelangt, welche den in Thälern eingeschlossenen Alpensommer belagern. Aber derjenige, den das Gigantische in der Natur erfreut, der wandle diese öden Pfade.

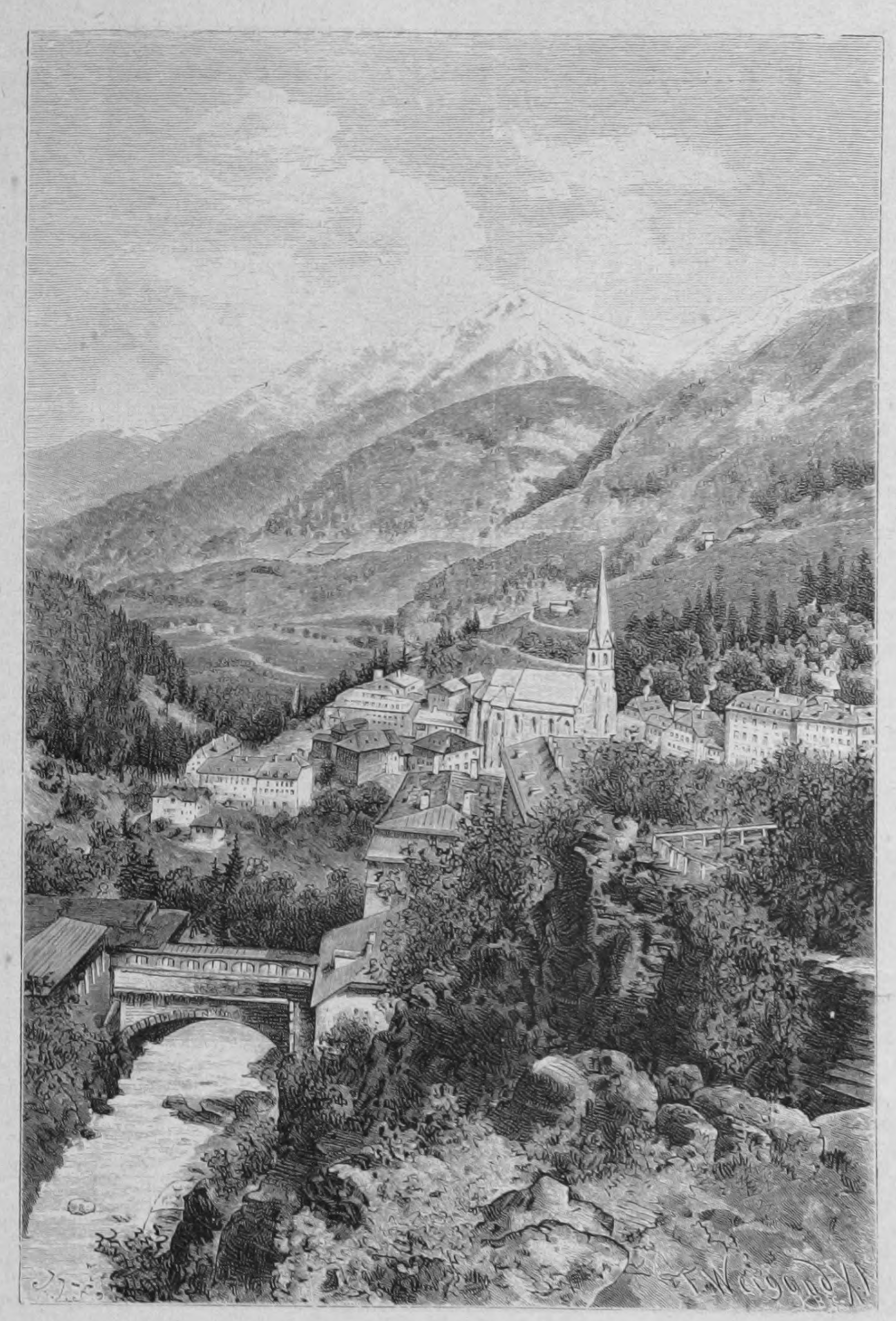
Das Anlaufthal bildet das oberste östliche Seitenthal des Achenthales, mit dem es sich in der Nähe von Böckstein vereinigt. Den Eingang (S. 652) bildet wieder ein enges Felsenthor zwischen Radhausberg und Stuhl. Sodann betritt man einen großartigen Vorhof der Gletscherwelt, welcher durch den bald seine Wasser sammelnden, bald zersplitternden, hellschimmernden Hierkaarfall belebt wird (S. 651). Angesichts dieser zahlreichen und vielgestaltigen Wasserfälle, die wir schon erwähnt und noch erwähnen werden, erinnern wir an den Vergleich Dr. Anton Ruthorns, des Physiognomikers der Alpen: „Wie die Schweiz das Seenland", so könnte man die Tauern die „Welt der Wasserfälle" nennen. Ueber von Lawinen erzeugte Trümmerfelder erreicht man dann den Tauernfall, von wo uns der 3250 m hohe, kolossale Ankogel (S. 651) entgegenblickt. Von letzterem Falle kann man über den Hochtauern nach Malnitz in Kärnten gelangen.



Lend an der Salzach (S. 661).

Das zweite östliche Seitenthal ist das Kötschachthal (S. 653), das sich zwischen Fulneck, Throneck und

Graukogel hinzieht. Der Fußweg dahin ist die Verlängerung der Kaiserpromenade, der Fahrweg geht von der „Schwarzen Lies'l" aus. Die Kötschach springt uns als ungestümes Alpenkind entgegen, bei der Himmelwand verengt sich ihr Bett und wir befinden uns in einem düsteren Wildthal. Felstrümmer auf Felstrümmer suchen dem Bache den Ausgang zu versperren. Den Abschluß des Thales bilden die mächtigen Gletscher



Gesamt-Ansicht von Gastein (S. 612).

des Tischlkaar (S. 659) und des Kesselkaar. Seitwärts stürzt der vom Redsee gespeiste Staubbach herab. Viele Gemsen treiben sich auf den Höhen herum. Vom Kesselkaar kommt man zur Elendscharte und steigt dann in das kärntische Maltathal hinab. Die ganze Majestät und Furchtbarkeit der Alpenwelt empfinden wir in diesen Regionen, wo die über uns Menschen thronende erstarrte Natur den Mund zusammenzupressen scheint und nicht Sprache, sondern nur den Ausdruck schmerzlichen Staunens gewinnt. Wenn in der Astenschlucht

oder im Anlauf- oder Kötschachthale sich das Gewölk herabsenkt und sich in Regen verwandelt, dann überfällt uns die Stimmung, welcher der unglückliche Nikolaus Lenau, dieser Trauerbote des vereinsamten Herzens, so ergreifenden Ausdruck gegeben:

„Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume.
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Todsgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine
Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die toten Steine.

.. Stets dunkler ward's im Thale, lauter immer;
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchtverfangen
Und Donner schlug. — Den Geier sah ich nimmer."



Tischlkaar-Gletscher (S. 657)

Die Echtheit dieses Eindruckes habe ich nirgends so empfunden wie im Banne der Hohen Tauern. Und beim Anblick der verlassenen Bergwerke kamen mir auch des Dichters Worte in das Gedächtnis:

„Das Erz nun kann ich aus den Schlacken zwingen;
Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken,
Und gießen zu metall'nen Liedesglocken,
Die wehmutweckend durch die Welt erklingen."

Aber wenn die Sonne wieder heiter herniederstrahlt, dann herrscht im Gasteiner Revier eitel Lust und Fröhlichkeit und das Wohlgefühl wiederkehrender Gesundheit. Und will man von gigantischen Bildern wieder zu weniger überwältigenden übergehen, dann mache man einen Ausflug in das westliche größere Seitenthal der Gastein, in das Angerthal, das sich zwischen Wildbad und Hofgastein öffnet, grüne Almen und schmucke Bauernhöfe zeigt. Auch die Thalstufe von Hofgastein bietet dieselben Reize in vervielfältigter Weise. Wir wollen, um das ganze Gasteinerthal berührt zu haben, noch kurz den Weg skizzieren, welchen der Badgastein zustrebende Kurgast einzuschlagen hat.

Nach einer etwa $2\frac{1}{2}$stündigen Fahrt auf einer der schönsten Alpenbahnen erreicht man von Salzburg aus die Station Lend an der Salzach und zwar im Terrainabschnitt der sogenannten Salzachklammen.

Lend ist gleichfalls ein Waisenkind des abgestorbenen

Bergbaues, ein kleiner Ort mit aufgelassenen Poch- und Schmelzwerken, etwa 600 m über der Meeresfläche.

Bärenfall bei Gastein (S. 654).

Die Illustration auf Seite 656 veranschaulicht die malerische Lage des Dorfes und des in die Salzach eingebauten Holzrechens. Etwas vor Lend hat die Ache das Engthor der Gasteiner Klamm durchbrochen, nachdem sie sich tief in die Felsen eingewühlt; sie stürzt mit einem herrlichen Katarakte zur Salzach hinab. In Lend nimmt man die Post oder einen der am Bahnhofe wartenden Zweispänner nach Wildbad Gastein.

Die von Kaiser Franz I. angelegte sichere aber steile Straße steigt zum Klammsteinpasse empor. Tief unten rauscht die Ache. Dr. Ruther, der bekannte Alpenforscher, bezeichnet diesen Paß als die Via mala Oesterreichs und stellt die Großartigkeit der Scenerie jener an der Teufelsbrücke in der Schweiz (Gotthard) voran. Man gelangt bei der Ruine Klammstein zur Klammsteinbrücke, und von hier über die Ache in den Thalabschnitt von Hofgastein. Es folgt dann Dorfgastein mit einer alten Kirche und später der Markt Hofgastein (S. 655), der Mittelpunkt des Gasteiner Bergbaues im 16. und 17. Jahrhundert.

Man sieht hier noch alte, interessante Häuser und die Erinnerungen an die einstmaligen, berühmten Gewerke umschweben uns. Die Marienkirche soll angeblich im 9. Jahrhundert gegründet worden sein.

Seit 60 Jahren werden die Thermenwasser des Wildbades durch Röhren hierher geleitet, so daß Hofgastein eine Badefiliale des letzteren geworden, namentlich für weniger bemittelte Kurgäste. Hofgastein ist auf einer Erd- oder sitzen gebliebenen Schlammlawine erbaut, wie sie bei dem plötzlichen Schmelzen des Schnees aus den Seitenthälern hergeschwemmt werden. Auch Torfmoore finden wir in der Nähe. Geognosten beobachten da den Uebergang des Radstädter Tauerngebildes (Trias) in die Schiefer- oder Grauwackenformation, während die Urformation des Gneis kurz vor Wildbad Gastein beginnt. Vom Weitmoserschloß — nach dem schon erwähnten Bergbau-Krösus der „goldenen Zeit" genannt — hat man einen umfassenden Ueberblick über den geräumigen Thalabschnitt von Hofgastein. Die Straße geht dann am rechten Ufer der Gasteiner Ache weiter nach Wildbad, das man in vier Stunden von Lend aus erreicht. Auf dieser Strecke sieht man auch die schön gelegene Schweizerhütte (s. u.).

Wir sind mit unseren Wanderungen im Gasteiner Thale zu Ende und wollen nur noch einige kurze historische Notizen geben. Als Ureinwohner des Thales gelten die keltischen Taurisker, die sich später mit Germanen vermischten. Unter den Römern gehörte Gastein zur Provinz Noricum. Ende des 7. Jahrhunderts soll hier der heilige Rupert, welcher das Bistum Salzburg gründete, das Christentum gepredigt haben. Die unsicheren Angaben über den Beginn des Bergbaues haben wir bereits erwähnt.

Im 12. Jahrhundert befindet sich das Thal im Besitz der vielbegüterten Grafen von Peilstein, deren Stammsitz Karlstein bei Reichenhall war. Nach ihrem Aussterben entbrannte zwischen den Salzburger Erzbischöfen und den bayerischen Herzögen ein



Schweizerhütte bei Gastein (s. o.).

heftiger Erbfolgestreit, der dahin geschlichtet wurde, daß erstere das Kirchenlehen von Hofgastein, letztere das übrige Thal erhielten.

Spätere Bayernherzöge verpfändeten zuerst und verkauften schließlich Ende des 13. Jahrhunderts die Gastein an das Salzburger Erzbistum. Auch die Gold- und Silberbergwerke zogen die Erzbischöfe an sich. Der Protestanten-Verfolgungen durch die letzteren haben wir gleichfalls schon gedacht.

Im Frieden von Preßburg 1805 kam Salzburg vorläufig, 1814 definitiv an Oesterreich und damit auch das schöne alpenstolze Gastein, dessen Heilquellen seit Beginn des Jahrhunderts in immer höheren Graden Leidende anzogen.

In früheren Jahrhunderten besuchten nebst dem schon erwähnten deutschen Kaiser Friedrich III. (in Oesterreich Friedrich IV.), der eine Schenkelwunde heilen wollte, noch das Bad die Pfalzgrafen Philipp vom Rhein und Otto Heinrich, der Herzog Ludwig von Ober- und Niederbayern. In letzter Zeit und zwar seit 1870 hielten sich in Gastein auf außer Kaiser Wilhelm und seinen fürstlichen Besuchern, zu welchen auch der König von Griechenland gehörte: der Kaiser und die Kaiserin von Brasilien, der Fürst von Bulgarien, dreimal der Herzog von Sachsen-Meiningen, zweimal der Erzherzog Wilhelm, die Großfürstin Helene. Fürst Bismarck und Feldmarschall Graf Moltke haben die Gasteiner Bäder öfters gebraucht. Zu den ständigen Gästen gehören noch Erzherzog Sigmund und die Großherzogin von Sachsen-Weimar.



St. Nikolaus bei Gastein (S. 649).

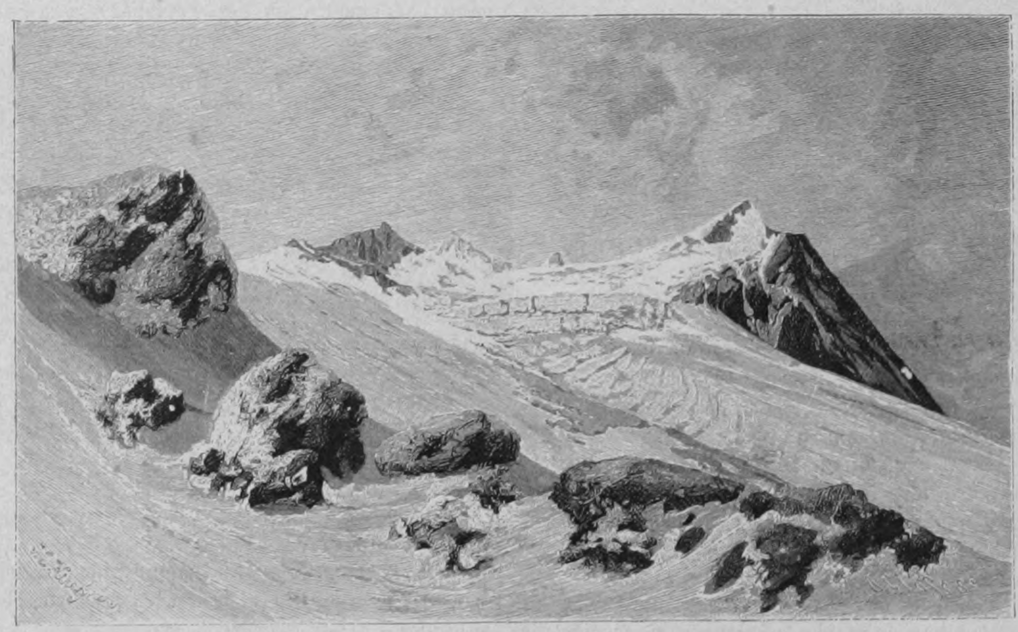
Diese Liste ist natürlich nicht erschöpfend.

Wir scheiden von Gastein, seinen Quellen und Wasserfällen, seinen unauslöschlich in die Seele eingeprägten Landschaftsbildern und Erinnerungen, indem wir sie mit den Worten Hermann Linggs in seinem schönen Gedichte „Dodona" segnen:

„Heilig seine dunklen Räume,
Unbetretbar, gotterwählt
Heilig Quellen, Ströme, Bäume,
Heilig seine Friedensboten
Mit des Oelbaums Zweig bewehrt. —

Schließlich wünscht der Dichter: Herrsche einer Lehre Sinn:

„Trost zu spenden, Schmerz zu lindern,
Licht zu wecken weit und breit,
Freiheit allen Erdenkindern!
Freiheit, Liebe, Menschlichkeit!"



Goldberg-Gletscher zu Gastein (S. 654).

Ein Frauenlos.

Von

Julius Grosse.

1.



Vor einer Reihe von Jahren führte mich die Reise nach der schönen Haupt- und Residenzstadt S., um dort endlich einmal meine Pensionsverhältnisse zu regeln.

Ich hatte nach glücklich längst vollendeten Studien den großen Krieg gegen Frankreich als junger Militärarzt mitgemacht, und wenn ich auch unverwundet blieb, doch in Folge der Biwaks auf Schnee einen Denkzettel auf Lebenszeit davongetragen — einen Gelenkrheumatismus, der mich oft monatelang an das Bett fesselte, mir auch in freierem Zustande den rechten Fuß lähmte und mich zu meinem Beruf, soweit es die Praxis betraf, für immer untauglich zu machen drohte.

Dieser Umstand gestaltete meine finanzielle Lage höchst bedenklich, zumal ich noch für eine greise, geliebte Mutter zu sorgen und auf andere sichere Subsistenzquellen nicht zu rechnen hatte.

Faktisch war ich völlig zum Invaliden geworden, aber ob ich darauf hin an den Staat, der mich auf Kriegsdauer angestellt, berechtigte Ansprüche erheben durfte, war immer noch sehr fraglich, auch wenn befreundete und wohlwollende Ratgeber und Gönner mich ermunterten, weitere Schritte zu thun. Aus dieser Veranlassung wagte ich die Reise, um meine Sache beim Kriegsminister jenes Landes persönlich zu betreiben.

Die schöne Stadt S. war mir nicht unbekannt, hatte ich doch dort meine besten Studienjahre verlebt und war auch später öfter dahin zurückgekehrt. Wie in früherer Zeit wählte ich mein Logis in dem berühmten Gasthof „Zum Maltheser Kreuz“ und richtete mich auf längere Zeit ein. Eben jene Gönner, die mich zur Reise bestimmten, hatten mich auch mit zahlreichen Empfehlungsbriefen versehen, auf deren Wirkung ich übrigens nach vielfachen Erfahrungen nichts Besonderes gab.

Einer jener Briefe lautete an den Professor D., seines Zeichens ein namhafter Kunstgelehrter und die Zierde der dortigen Akademie. In früheren Jahren war er selbst Maler gewesen und betrieb auch jetzt noch jene Kunst mit alter Neigung und mit wechselndem Erfolg. Soviel man wußte, stammte er aus Oesterreich, und die glückliche Wendung seiner Laufbahn sollte er, abgesehen von einigen Monographien, angeblich auch einer reichen Heirat zu danken haben.

Gleich in den ersten Tagen machte ich dem Künstler und Gelehrten, der mir persönlich noch unbekannt war, meinen Besuch. Um sicher zu gehen und ihn in seiner Wohnung zu treffen, wählte ich einen Sonntag und hatte auch das Glück, in liebenswürdigster Weise empfangen zu werden.

Der Professor bewohnte im vornehmsten Teile der Stadt sein eigenes Haus in der Kurfürstenstraße. Das Grundstück war von einem umfangreichen schattigen Garten umgeben; die sorgsame Pflege desselben, wie die reiche, geschmackvolle Ausstattung der Räume des Hochparterres verriet, daß der Besitzer unzweifelhaft zu der vornehmen und begüterten Klasse der „oberen Zehntausend“ zählte.

In dem Professor selbst, der mich in dem geräumigen Gartensalon empfing, lernte ich — dies sei hier gleich vorausgeschickt — einen höchst eigentümlichen, widerspruchsvollen Charakter kennen, der mich, die Wahrheit zu gestehen, gleich in den ersten Minuten durch das Gewinnende seiner Erscheinung, wie durch die Urbanität seiner Formen unwiderstehlich bezauberte; und diese sympathische Wirkung ist in der Folgezeit geblieben, auch wenn ich etwas Fremdes und Undefinierbares abrechne, das sich sofort zwischen uns geltend machte, wenn wir uns in inneren Fragen näher traten. Dies Fremdartige konnte sich dann zur entschiedenen Gegnerschaft steigern, die eine wahre Freundschaft ausschloß; aber ich selbst hatte ja auch in keiner Weise weder ein Recht, noch einen Anspruch auf diese.

Von Aeußerem ein sogenannter „schöner Mann“, hochgewachsen mit scharfgeschnittenen, fast zu feinen Zügen des Gesichts, gehörte er zu jenen teilweise paradoxen Naturen, die unter der martialischen Männlichkeit der äußeren Erscheinung doch eine unendliche Weichheit verbergen. Dem hohen sympathischen Organ entsprachen die kleinen, fast weiblichen Hände und der umschattete Blick des schwimmenden, meist etwas zerstreuten Auges. Zerstreut, wenn auch verbindlich und höflich, war diesmal seine ganze Haltung während meines ersten Besuches. Man ist gewohnt, derartige weiche, anschmiegende Charaktere häufig „Gemütsnaturen“ zu nennen, obschon diese Bezeichnung nicht immer zutreffend genannt werden kann.

Während wir im Gartensalon sprachen und uns vom großen Kriege unterhielten, dem auch der Professor als Zeichner beigewohnt, sah er öfter zu der Portiere

der offen stehenden Thür in das anstoßende Zimmer hinaus und führte ein anscheinend schon vorher begonnenes Gespräch mit einer dritten, uns unsichtbaren Person fort — ein Gespräch über häusliche Angelegenheiten, und mit einer Stimme, deren scharfer Accent und langgedehnte Ausdrucksweise mit Sicherheit auf eine Dame von höheren Semestern schließen ließ.

Ich gestehe, dies Doppelgespräch mit der Unsichtbaren und mit mir, sozusagen ein Spiel à quatre mains oder eine Schachpartie mit zwei verschiedenen Parteien, behagte mir nicht ganz und stellte — auch dem Inhalt nach — den Professor in das Licht eines abhängigen, mit grillenhaften Launen anderer kämpfenden Mannes. Schließlich war auch diese Manier wenig geeignet, den Faden unserer Unterhaltung festzuhalten, und ich hätte deshalb den Besuch wohl abgekürzt, wenn nicht der Künstler seine Mappen und Skizzenbücher ausgebreitet. Vielerlei Aufnahmen von Landschaften und Oertlichkeiten, auch Porträts berühmter Heerführer und Darstellungen kriegerischer Vorgänge fesselten mich um so mehr, als sie meine eigenen Erinnerungen erneuerten. Professor D. mochte endlich selbst der Störung müde sein und schloß die Thür hinter der Portiere höchst energisch, um zu seinen Zeichnungen und Skizzen weitere interessante Erläuterungen und Mitteilungen zu geben.

Plötzlich sagte er: „Wir können das Uebrige später durchsehen. Wollen Sie nicht zu Tische bleiben?“

Als ich ablehnte, weil ich noch andere Besuche beabsichtigte, setzte er hinzu:

„Aber meine Frau darf ich Ihnen doch vorstellen.“

Dagegen war nichts einzuwenden. Der Professor sah noch einmal in das Nebenzimmer und fragte. Aber da er keine Antwort erhielt, wandte er sich wieder zu mir.

„Ah, ich vergaß, sie wird draußen im Garten sein. Bitte, kommen Sie —“

Wir schritten einige Stufen hinab auf den freien Kiesplatz hinaus; in der Mitte desselben befand sich ein zierlicher Springbrunnen, auf dessen dünnem Strahl eine blaue blitzende Glaskugel anmutig auf und nieder schwebte. Weiterhin zeigte sich ein Bassin mit Goldfischen, umgeben von Blattpflanzen und anderen Ziergewächsen. Der ganze Platz war umschlossen von alten, prächtigen Buchen, Eschen und Linden, unter deren Schatten ein schmaler Pfad zum entfernten Tannendickicht führte. — Dort an dem Mäuerchen, welches das Grundstück begrenzte, war ein schmuckloses Sommerhäuschen aus Baumrinde sichtbar, eine Eremitage, wie sie der Geschmack vergangener Zeit liebte.

So weit wir in dem lautlosen, sonnendurchblitzten Park geschritten, war niemand zu sehen. Man konnte sich in die Einsamkeit der weltentlegensten Waldwildnis versetzt glauben. Endlich, unweit jener Eremitagenklause, schimmerte etwas Weißes durch das Gebüsch. Dort in dem letzten, verstecktesten, traulichsten Winkel des Parks befand sich die Gesuchte.

Offen gestanden, nach jener langgedehnten unsympathischen Stimme, die ich vorhin gehört, wagte ich keine besonderen Erwartungen zu hegen. Wie groß war jetzt mein Erstaunen, meine Ueberraschung.

Auf einem rocking chair, einem jener beliebten englischen Schaukelstühle saß oder lag eine weiß gekleidete Gestalt, die, als wir nahten, ihr schönes, anmuthvolles Haupt von dem Buche erhob, in dem sie gelesen.

Eine Gestalt — wie soll ich sie beschreiben, ohne in den beliebten Ton der Romanschreiber und Novellisten zu verfallen, die bekanntlich mit den Ausdrücken „Königinnen“ und „Göttinnen“ verschwenderisch zu sein pflegen. — Wohl war es eine königliche Gestalt, aber die einer Leidenden. Das schmale, blasse Gesicht mit den breiten, fast zusammengewachsenen Augenbrauen, mit der gewellten, bis in die Stirn hinabreichenden losen Haarfülle, vor allem die großen, unergründlichen, tiefblauen Augen und der leidende Zug um den feingeschnittenen, energischen Mund — alles erschien ungewöhnlich, und der Eindruck des Ganzen müßte auch für einen verwöhnteren Bewunderer von Frauenschönheit, als ich mich rühmen kann, bezaubernd gewesen sein. Die schlanke Figur war sonst nicht allzu stattlich oder üppig, aber von seltenstem Ebenmaß und von jener souplesse, wofür wir ebensowenig einen erschöpfenden deutschen Ausdruck haben, als in anderem Sinne für das italienische Wort morbidezza.

„Verzeihe, daß ich dich in deinem Schmollwinkel störe, liebe Loni,“ sagte der Professor. „Es ist ein Fremder angekommen aus deiner Heimat. Er bringt auch Nachrichten von Weingärtners.“ Und damit stellte er mich in aller Form vor und überreichte auch den mitgebrachten Empfehlungsbrief.

Da richtete sie die ausdrucksvollen Augen auf mich, und ein flüchtiges sonniges Lächeln glitt über die ernsten Züge ihres Gesichts.

„Die lieben Weingärtners. Wie geht es ihnen denn? Ich habe so lange nichts von den Guten gehört. Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ Und sie deutete auf die Gartenstuhle, die in der Nähe um einen runden Tisch standen.

Beim ersten Ton der seelischen Stimme erkannte ich meinen Irrtum. Das war eine andere, als ich vorhin gehört hatte. Diese Stimme hatte einen vollen, sonoren Klang, Vertrauen atmend und Vertrauen erweckend. Es hat Physiognomen, Phrenologen und Chiromanten gegeben, die den Charakter aus dem Antlitz, dem Schädelbau, aus der Hand erkennen wollten, und doch wäre die Stimme noch untrüglicher dafür, aber ihr Symbol ist unmittelbarer und zugleich geheimnisvoller, weil sich die feineren Nuancen ihrer Wirkung der üblichen Bezeichnung gänzlich entziehen.

Wozu unser Gespräch wiederholen, das sich diesmal nur um Aeußerliches und Unbedeutendes drehte. Hauptsächlich betraf es die Absichten meiner Reise, dann jene befreundete Familie, auch die schöne Besitzung mit ihren Vorzügen und Schattenseiten, endlich auch das Befinden der Leidenden.

Die Gesprächsweise der schönen Frau, die den Empfehlungsbrief in das Buch und beides beiseite gelegt hatte, war langsam, zurückhaltend und wenig lebhaft. Endlich drohte die Unterhaltung ganz zu stocken, als der Professor fragte:

„Wie geht es dir heute, liebe Loni? Es scheint wirklich besser. Unser Freund — das hatte ich vergessen zu sagen — ist Mediziner.“

„Ah, das interessiert mich, dann hätte ich wohl manches zu fragen," sagte sie, und von diesem Moment an wurde sie lebhafter, während sie bisher meist ihrem Gatten das Wort gelassen hatte.

„Ich weiß übrigens nicht, was ihr wollt," fuhr sie fort, „du und unser böser Hausarzt. — Ich soll immer leidend sein und als Kranke gelten. Glauben Sie nichts, Herr Doktor, und fürchten Sie am wenigsten, eine von den vielen eingebildeten Kranken oder hypochondrischen Frauen vor sich zu sehen. Nur nach Ruhe habe ich eine unerschöpfliche Sehnsucht, und ich denke, dies heimliche Plätzchen ist ganz dafür geschaffen, sich von der Welt und ihrem Trubel abzuschließen."

„Für die schönen, warmen Tage des Hochsommers möchte es genügen," sagte ich, „aber ich fürchte, später und auch jetzt schon morgens und abends wird es seine Bedenken haben. Die niedrige Lage und die Nähe des Wassers . . ."

„Nicht wahr," unterbrach mich der Professor, „das habe ich immer gesagt? Ich wollte, wir wären die Villa wieder los. Diese Nebel und feuchten Nächte im Frühling und Herbst. Und dann die weiten Entfernungen vom Mittelpunkt der Stadt."

„Ganz recht, das sind die ewigen Klagen von Tante Bea," sagte die Professorin, „weil es ihr hier zu einsam und still ist. Ich aber bin ganz glücklich in dieser Weltabgeschiedenheit und möchte es gar nicht besser haben."

Auf des Professors Stirn erschien ein finsterer Zug. Er schlug mit seinem seidenen Tuch nach einer Wespe, die ihn immerfort umkreiste, aber er gab keine Antwort; doch auch diese Zurückhaltung sprach deutlich genug.

Es war etwas Drittes, Verschwiegenes zwischen beiden, ein Thema, das man sich zu berühren scheute, zumal vor einem Fremden, so daß abermals eine Pause eintrat. — Ich warf bei dieser Gelegenheit einen Blick auf das Buch, welches Frau Loni aus der Hand gelegt hatte. Es lag auf dem Tische und trug den Titel in großen Goldbuchstaben auf dem Rücken eingepreßt. Es waren Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin.

„Mein Lieblingsbuch, das ich von Zeit zu Zeit immer wieder lese," sagte Frau Loni, die meinen Blick bemerkt hatte. „Man wird unwillkürlich mit dem Herzensgeschick der Edlen verflochten und zu ihnen erhoben."

„Sage es nur offen, du beneidest diese Freundin," sagte der Professor scherzend, „ja ich möchte sagen, es ist ein gefährliches Buch, denn die meisten Frauen, die es lesen, bekommen eine gewisse Sehnsucht, auch einmal einem Humboldt in ihrem Leben zu begegnen. Habe ich recht, liebe Loni?" Und dabei küßte er die Hand der Gattin.

Die schöne Frau warf ihrem Gatten einen ernsten Blick zu, aber sie schwieg.

„Sie müssen sich nicht wundern," sagte der Professor, zu mir gewandt. „Die Eltern meiner Frau standen dem Kreise jener Freundin Humboldts nahe, und daher stammt auch das Buch. So gehört man gleichsam mit zu den Auserwählten."

In diesem Moment erschien ein Mädchen mit der Meldung, daß serviert sei.

Beide Gatten erhoben sich, und ich griff nach meinem Hute, um zu gehen. Fast bereute ich jetzt, die Einladung nicht angenommen zu haben, denn für die anderen Besuche war es nun doch zu spät geworden. Um so leichter wurde es mir, zuzusagen, öfter und bald zu kommen, um von Weingärtners zu erzählen. Ich darf hier wohl einschalten, daß diese letztere Familie, welche mir den Empfehlungsbrief mitgegeben, nur eine Reise- oder Badebekanntschaft des Professors und seiner Frau war, von ihren Verhältnissen oder ihrer Vergangenheit aber nur wenig oder nichts wußte.

Gleichwohl behalten solche flüchtig geschlossenen Freundschaften oft mehr Dauer und Wärme als ältere Verbindungen, ja selbst als Verwandtschaft.

Somit empfahl ich mich und trat meinen Rückweg an. Der Eindruck dieses Ehepaars war, im ganzen genommen, der eines glücklichen — mochte der Himmel dieser glänzenden Existenz immerhin seine wirklichen oder imaginären Wolken haben. — Wenn das Glück nach dem Wort des Dichters nur in der Vorstellung liegt, so ist das Umgekehrte ebenso wahr, und die Sorge wie das Herzeleid der Bevorzugten wiegt deshalb um nichts leichter, weil die gemeine Not ihnen erspart bleibt.

* * *

Meine Angelegenheiten in S. drohten sich in die Länge zu ziehen. Der Kriegsminister suchte Ausflüchte und berief sich auf den Finanzminister, dieser wieder auf andere Beamte, in deren Ressort dergleichen Reklamationen gehören sollten — kurz, ich sah bald, daß ich unter einigen Monaten nicht zum Ende kommen würde und überlegte soeben, ob ich nicht lieber eine Privatwohnung nehmen sollte, statt in dem immerhin bequemen, aber geräuschvollen und luxuriösen Gasthof zu bleiben.

Da erfolgte der Gegenbesuch des Professors D. Diesmal war er sichtlich unbefangener und entgegenkommender, ja von herzlichster Wärme und Liebenswürdigkeit, sei es, weil inzwischen der Inhalt des abgegebenen Empfehlungsbriefes gewirkt, oder sei es aus anderen Gründen, aber es schien ihm alles daran zu liegen, den ersten etwas zerfahrenen Eindruck, den ich empfangen hatte, wieder zu verwischen.

Ich übergehe mein Gespräch mit ihm und komme gleich zum Wichtigsten. Es dauerte nämlich gar nicht lange, als er fragte: „Nun sagen Sie, bester Herr Doktor, was halten Sie von meiner Frau?"

Eine sonderbare Frage einem Fremden gegenüber, und da ich zögerte, zu antworten, fuhr er fort: „Nicht wahr, Sie wundern sich über meine Frage? Doktor, ich sage Ihnen, müßte ich jemals meine Frau verlieren, es wäre mein Tod; sie ist mein einziges, höchstes Lebensglück — lächeln Sie immerhin über solches Bekenntnis —, glauben Sie mir, sie ist viel zu gut für mich; aber seit sie mein geworden, gelte ich mir selbst etwas; würde sie mir jemals entrissen so oder so, es wäre mein Untergang!"

„Aber wie kommen Sie zu solcher Annahme?" sagte ich.

„Das fragen Sie noch? Doktor, ich sage Ihnen, sie ist krank, sie ist schwer leidend. Sie ahnen nicht,

welchen Kummer ich davon habe und schon seit langer Zeit ..."

„Auch das ist doch wohl nur eine grundlose Vermutung," erwiderte ich. „Nach ihren eigenen Worten kann man ja nur auf das Gegenteil schließen."

„Das ist's ja eben!" rief er. „Sie verheimlicht ihren Zustand vor uns und vor sich selbst — aus Liebe zu mir; wenn Sie wollen, aus Heroismus; aber sie ist wirklich krank."

„Und welche Symptome berechtigen Sie zu diesem Schluß?"

„Symptome, mein Gott, damit quälte mich unser früherer Hausarzt auch, bis ich einen anderen nahm, der nun ebenfalls lästig wird. Ich kann mich nicht schulgerecht ausdrücken, aber diese schlaflosen Nächte, diese apathische Gleichgültigkeit, diese nervösen Anwandlungen bisweilen — sind das keine Symptome? Doktor, Sie wissen nicht, was wir alle auszustehen haben. Wären Sie nicht auch Arzt, ich könnte meiner Galle Luft machen über Ihre Kollegen, denn nur weil man es so leicht nahm, sind wir so weit gekommen."

Dieser Ton der nie Zufriedenen, der alles Bemängelnden, der alles besser wissen Wollenden war mir bekannt genug, um mich zu reizen; aber ich bezwang mich.

„Mir scheint vielmehr, daß Sie ein Schwarzseher sind," sagte ich. „Kann Ihr Hausarzt nichts Ernstliches konstatieren, so haben Sie keine Ursache, an Ihrer Meinung festzuhalten. Ueberhaupt müssen Sie dem Arzt Glauben schenken. Was mich betrifft, so kann ich ohne besondere Untersuchung keine Diagnose stellen, würde es auch nicht; da Ihre hiesigen Aerzte bereits wiederholt geurteilt, würde ich schwerlich zu einem anderen Resultat kommen."

Als ich dann, um das unerquickliche Thema abzubrechen, bemerkte, daß ich nicht länger im Hotel bleiben möchte, sondern eine Privatwohnung suchen wolle, faßte mich der Professor plötzlich an der Hand und ein Leuchten ging über sein Gesicht.

„Das trifft sich ja vortrefflich, bester Herr Doktor. Wir kennen uns zwar erst kurze Zeit, aber wir haben Vertrauen zu Ihnen gewonnen — ich und meine Frau. Wie wär's, wenn Sie zu uns zögen? Wir haben im Oberstock zwei schöne Fremdenzimmer — bequem, geräumig und völlig abgeschlossen. Dort könnten Sie ganz ungestört hausen. Wir wollten die Zimmer ohnehin längst vermieten."

Der unerwartete Vorschlag blendete mich. Die reizende Lage am Park, die anmutige Aussicht ins Grüne — alles sprach dafür.

„Wenn Sie mir die Zimmer ablassen wollen, können wir ja darüber reden; aber sehen möchte ich sie doch vorher ..."

„Jede Stunde — sofort, wenn Sie wollen; aber was meinen Sie mit ablassen? Von Miete kann keine Rede sein. Sie wohnen als Freund bei uns. Oder wenn Sie es durchaus so streng nehmen, so sage ich — es wird sich schon Gelegenheit finden, daß Sie uns gefällig sein können, als Arzt, Berater — als Gesellschafter, wenn Sie wollen."

Ich bedachte mich doch noch einen Augenblick. Es war ja zweifelhaft, wie die Frau vom Hause dies Arrangement aufnehmen würde. Aber kaum berührte ich dies, so rief der Professor:

„O, was das betrifft, meine Frau hat nicht das Mindeste dagegen. Ich will es nur gestehen, es war eigentlich ihr Gedanke, und daraus sehen Sie, daß es ihr wohlthut, einen Arzt um sich zu haben."

Diese Motivierung wäre, streng genommen, noch bedenklicher gewesen, denn ich sah damit unruhigen Tagen entgegen; indes entschied jene Erklärung gleichwohl, zumal ich mich erinnerte, daß Frau Loni selbst die Befürchtungen ihres Gemahls nicht teilte. Somit gab ich meine Zusage und folgte sofort dem Professor. Noch nie war ich so rasch zu neuen Freunden gekommen, und ich pries im Herzen mein altes Reiseglück.

Noch am selben Tage siedelte ich in die reizende Villa über und befand mich in den angewiesenen Räumen höchst behaglich. Es waren zwei ansehnliche Zimmer mit dunkeln Tapeten und altväterischen, originellen Möbeln. In dem größeren Raume, den man wohl einen Salon nennen konnte, fand sich eine merkwürdige Garnitur von Sofa, Tisch, Armstühlen und Sesseln, die, abgesehen von den Platten und Lederpolstern, kunstvoll aus ungarischen und italienischen Büffelhörnern zusammengefügt waren. Selbst ein kleines Tischchen bestand aus zwei mächtigen, sich umeinander windenden Hörnern, von denen das eine mit dem breiten Ende auf dem Fuß ruhte, während das andere umgekehrter Richtung die Oberplatte trug.

Im Schlafzimmer, das mehrere Wandschränke enthielt, hing unter anderem auch ein Oelbild in geschnitztem dunkeln Holzrahmen, das Porträt eines Frauenkopfs von magischem Reiz und einer gewissen Aehnlichkeit mit Frau Loni. Indes sah man auf den ersten Blick, daß das Bild eine andere darstellte. Die Formen waren voller und üppiger, der Ausdruck freier und selbstbewußter, aber bei weitem weniger gewinnend, im Gegenteil schien besonders in den großen dunkeln Augen etwas Unheimliches zu leben und zu weben.

Frau Loni selbst sah ich an jenem ersten Abend nicht. Sie hatte sich bereits zur Ruhe begeben; dagegen ward mir das zweifelhafte Glück zu teil, jene Tante Bea kennen zu lernen, die Inhaberin jener mir unsympathischen Stimme — eine von den redseligen älteren Damen, die etwas von den Nornen und Parzen an sich haben.

Die grauen, metallischen Augen dieser „Schicksalsgöttin" behielten immer einen spähenden Ausdruck, auch wenn der Mund lächelte und einem unermeßlichen Redestrom freien Lauf ließ, der mich selbstverständlich wenig interessierte.

Vielleicht um diesen Strom abzulenken, vielleicht auch einer langjährigen Gewohnheit nachgebend, brachte der Professor noch in später Stunde ein Dominospiel zum Vorschein, und, seine Absicht durchschauend, fügte ich mich gern seinem Wunsche.

So spielten wir denn wohl über eine Stunde. Tante Bea ging dabei ab und zu, stand oder saß und erzählte, bald von ihren Gütern und Verwaltern, mit denen sie ihre liebe Not habe, bald von namhaften Celebritäten, mit denen sie auf Reisen und sonst in Berührung gekommen.



Rosenzeit. Von Karl Wünnenberg.

Sehr bald folgten denn auch in unverblümtester Weise gewisse Fragen nach meinen persönlichen Verhältnissen — bald glich sie dabei dem Inquisitionsrichter, bald dem Philosophen, der zu allem Bescheid über Thatsächliches auch jedesmal das Warum wissen wollte.

Am leichtesten wurde mir dies Warum, als die unvermeidliche Frage kam, weshalb ich noch nicht verheiratet sei.

„Meine Gnädige," sagte ich lachend, „darauf könnte ich sehr verschiedene Antworten geben. Die kürzeste wäre: ‚Ich habe kein Glück bei den Damen gehabt,' und das Warum können Sie mir wohl leicht ansehen. Für einen Adonis hat mich selbst meine eigene Mutter nie gehalten."

Ich wählte absichtlich und mit gutem Recht diese Form, da ich leidlich häßlich bin und mich keines jener äußeren Vorzüge rühmen kann, die Eindruck machen. Schon auf der Schule nannten sie mich bald Quasimodo, bald den Cyklop, obwohl ich weder einäugig noch lahm war — wenigstens damals."

Tante Bea schien diesen Grund nicht gelten lassen zu wollen und sah mich skeptisch an. „Wunderlich, worauf heute die Herren verfallen, wenn es nur eine Ausflucht gilt. Als wenn man nicht wüßte, daß die Damen, wenn es ihnen einmal ernst ist in der großen Lebensfrage, nach ganz anderen Rücksichten entscheiden. Nein, nein! Sie haben sicher ganz andere Gründe gehabt."

„Wenn Sie wollen, allerdings, meine Gnädige. Wenn man mit Leiden behaftet ist, wie ich, kann man nicht daran denken, einen Hausstand zu gründen. Ob ich jemals vollständig genesen werde, wer weiß es? Wie die Dinge liegen, wäre das Geschick meiner Frau nur das einer Krankenpflegerin, und das möchte ich doch niemand zumuten. Außerdem habe ich noch eine alte Mutter, die mir diesen Liebesdienst der Pflege seit Jahren leistet. — Sie begreifen, daß solche Rücksichten verpflichten."

Diese Erläuterung schien die Sibylle etwas freundlicher zu stimmen; ja sie erzählte mir darauf sehr offenherzig, wie sie mehr als einmal die glänzendsten Partien hätte machen können, aber immer sei sie noch zur rechten Zeit zurückgetreten aus Erfahrung, daß die Männer im allgemeinen wie im besonderen nicht viel taugten. „Das glauben Sie natürlich nicht," sagte sie; „aber ich kann es beweisen. Da war der Herr von K., ein nobler Kavalier aus alter Familie und der liebenswürdigste Weltmann — wir waren so gut als verlobt —, da fällt es meiner alten Freundin, der Baronin von C., ein, sich ohne mein Wissen den Spaß zu machen, meinen Werber auf die Probe zu stellen. Sie läßt ihm mitteilen, natürlich im tiefsten Geheimnis, daß ich vor einigen Tagen mein ganzes Vermögen verloren. Die Folge können Sie sich denken. Mein Erkorener bat sogleich um Aufschub der Verbindung. Zuerst war ich außer mir über die unberufene Einmischung, als ich davon erfuhr, und wollte die Täuschung sofort aufdecken, aber bald besann ich mich, und nachher bin ich meiner Freundin noch dankbar gewesen. Der noble, feine Herr von K. hat ein Jahr darauf in Monaco geendet. Später habe ich dieselbe Probe noch einigemal selbst wiederholt und immer mit demselben Erfolg. Ja, die Männer — die Männer! Man lernt nie aus, und das Beste bleibt immer, sich beizeiten den Tröstungen des Himmels zuzuwenden. Sein unerschöpflicher Gnadenschatz hat noch kein verwaistes Gemüt verzweifeln lassen auf den Irrpfaden des Weltlebens."

Welche Wichtigkeit und Bedeutung diese letzten Worte hatten, sollte ich erst später erfahren.

Bevor ich mich empfahl, um zur Ruhe zu gehen, war mir zweierlei klar: Erstens, daß diese weise Verächterin der Männer keineswegs mit meinem Einzug einverstanden, und zweitens, daß sie irgendwie in störender und verhängnisvoller Weise zwischen den Gatten stehen müsse.

Alles dies und mancherlei Erinnerungen meines Lebens, die heute wieder in stiller Stunde herauftauchten, beschäftigten mich so aufregend, daß ich zum erstenmal seit langer Zeit wieder eine Dosis Morphium nehmen mußte, um ruhig schlafen zu können.

2.

Einige Wochen waren vergangen und ich hatte, im ganzen genommen, keine Ursache, meinen Entschluß zu bereuen. Alles ließ sich dazu an, meinen Aufenthalt in dem Hause des Professors zu einem ebenso behaglichen als genußreichen zu machen. Von seiten des Ministeriums wurde ich auf den demnächst beginnenden Landtag vertröstet. Dort sollten etwaige Nachträge zum Budget und auch die Frage der Pensionen zur Sprache kommen. Man hoffte auf Erhöhung der bisherigen Verwilligungen. Also hieß es, sich in Geduld zu fassen.

In dieser Zwischenzeit vervollständigte sich das Bild der eigentümlichen Charaktere und seltsamen Verhältnisse im Hause des Professors nur sehr allmählich.

Frau Loni sah ich selten und immer in Gesellschaft, sei's auch nur ihrer Umgebung. Einigemal hatte ich eine Einladung zu Mittag oder zu Abend annehmen müssen und lernte sie dabei als eine fein gebildete, harmonisch in sich abgeschlossene, aber auch meistens apathische Natur kennen, um deren Wohl und Wehe sich alles im Hause drehte. Allerdings beherrschte der Zauber ihrer Persönlichkeit auch jeden, der ihr nahte; aber zugleich auch ward ihr unberechenbares Wesen den Angehörigen häufiger zur Quelle von Beunruhigung und Sorge, als gerade wünschenswert war. Als sie von meiner Anwesenheit im Hause erfuhr, schien sie trotz des angeblichen eigenen Wunsches doch über alle Maßen erstaunt und ließ ihren forschenden Blick lange auf ihrem Gemahl, dann auf Tante Bea ruhen.

„Das müßte aber doch noch besprochen werden," sagte sie halblaut. Obgleich ich im Gespräch mit ihrem Gatten war, konnte ich doch jedes ihrer Worte verstehen.

Dann fragte sie: „Wo logiert denn der Herr?"

„Oben im braunen Zimmer."

„Aber Ihr wißt ja doch, daß ..."

Da wurde sie unterbrochen, bevor sie den Satz vollendete. Ich vermutete, sie habe mir eine Mitteilung über jenes Zimmer zu machen, und knüpfte ein Gespräch mit ihr an; aber sie sprach von anderen Dingen. Auch später so. Tante Bea schien mit der Rigorosität einer Duenna jede Möglichkeit einer Annäherung oder eines Alleinseins mit der Frau vom Hause zu vereiteln. Ueberhaupt diese Tante Bea. Zwar verbrachte sie täglich ganze Stunden in den Kirchen; aber dies hielt sie nicht ab, zu Hause ihr Auge überall zu haben und ihren Willen in jedem Stück durchzusetzen. Jedermann fügte sich auch gern demselben, sei es aus Einsicht, daß sie recht habe, sei es im Zwang langjähriger Gewohnheit; und so kam es auch selten oder nie zum Konflikt, auch wenn einzelne, und vor allem Frau Loni, unter dieser Herrschaft litten.

Was mich betraf, so duldete mich die Frau Professorin wie einen Verwandten, der zum Besuch ist; selbst in Gesellschaft schien es unmöglich, sie mehr als flüchtig anzuregen. Oft minutenlang saß sie vor sich hinträumend und in Nachsinnen verloren, wie eine Unglückliche, die vor langer Zeit etwas Schweres, Unbegreifliches erlebt und nicht darüber hinwegkommen kann. Doch das waren vorläufig nur Vermutungen, für die ich sonst keinen Anlaß hatte.

Desto häufiger sah ich den Professor, teils in seinem Bureau auf der Akademie, wo er auch ein Atelier zur Verfügung hatte, teils zuweilen im Kaffeehause von Tortoni, seltener in seinem eigenen Heim. Meine Beurteilung seines Charakters als eines Schwarzsehers ohnegleichen bestätigte sich mit jedem Tage mehr.

Es war unglaublich, auf wie erfinderische Art er sich Sorgen und Kümmernisse aller Art schuf. Ueberall sah er Revolutionen, Kriege, Epidemien und andere Kalamitäten voraus und wußte so die Unlust des Weltleids und den Fluch des Daseins täglich mit selbstquälerischem Raffinement zu erneuern.

Am meisten machte ihm die tschechische und slawische Frage zu schaffen, ebenso die socialdemokratische; und alles, was darüber erschien, mußte in schlaflosen Nächten gelesen werden. Den Kampf der Armen gegen die Besitzenden sah er in allernächster Zukunft hereinbrechen und hielt sich als vorsichtiger Mann ein ganzes Arsenal von Waffen aller Kaliber, als da sind Revolver und Büchsen, Dolche und Säbel.

Aber das war noch das wenigste. Nicht bloß draußen im Weltgetriebe, auch in seinem eigenen Leben sah er überall nur das schlimmste und eine endlose Kette von Uebeln. Manches verriet dabei den modernen Pessimisten, anderes den malade imaginaire. So glaubte er, nicht das fünfzigste Jahr zu erreichen, weil die meisten seiner Familie vor diesem Termin einer Krankheit erlegen oder sonst verunglückt waren. In den Ohren trug er Watte, in den Stiefeln Korksohlen, auf dem bloßen Leibe Unterkleider aus Waldwolle, und allerhand Schachteln mit Pastillen und Fläschchen mit Chloralhydrat und Ammoniak, Salicylsäure und Chloroform kamen nicht von seinem Tische. So „doktorte“ er an sich herum, obgleich er von eiserner Konstitution und kerngesund war.

Von den Kunstbestrebungen der Gegenwart dachte er wenig günstig, am wenigsten von seinem eigenen Schaffen. Von jedem anderen hielt er mehr und bewunderte neidlos die Schöpfungen seiner Kollegen als unerreichbare Meisterwerke. In dieser Bescheidenheit entfaltete er Züge von Noblesse und Charakterreinheit, die unter Künstlern nicht allzu häufig sind. Zwar hielt ich anfangs diesen Mangel an Selbstvertrauen für die Kehrseite der mangelnden Kraft; doch darin täuschte ich mich; auch spricht die Erfahrung für das Gegenteil. Leute, die nichts oder wenig können, sehen am häufigsten mit Geringschätzung auf andere und finden die Ursache ausbleibender Erfolge in äußeren Gründen. Nur eigene Kraft weiß fremde Kraft zu würdigen, und so war es hier.

Professor D. unterschätzte sich selbst offenbar und gehörte in bestem Sinne zu denen, welche aus gewissenhafter Kritik sich selbst nie genug zu thun glauben, die immer noch auszusetzen finden, auch wenn alle Welt über ihr Werk entzückt ist.

Ja, seine Werke! Wenn er malte, wählte er meist tragische, oft bizarre Vorgänge, denen aber nie ein geistreicher Kontrast, eine romantische Empfindung fehlte. Ein im Duell erschossener Clown — eine Heuernte auf dem Gottesacker — ein Wald mit Irrlichtern zur Weihnachtszeit — ein vertriebenes Königspaar durch die Nacht reitend — ein Konzert von Mönchen im Refektorium — auch der Strike der Schmiede nach François Coppée und dergleichen — und alles mit dem Zauber tiefer Schwermut und weltschmerzlicher Stimmung. Seine Bilder machten Aufsehen und von sich reden, noch bevor sie vollendet waren. Auch hätten sich Käufer genug gefunden, aber der Professor gab die Bilder nur höchst selten aus der Hand und stellte sie meist zurück. So war diese vielseitige Thätigkeit, die ihn leicht zum reichen Mann hätte machen können, eigentlich zwecklos, und wenn nicht seine gediegenen Vorlesungen über Kunst und Gewerbe mit jedem Semester seinem Namen neuen Glanz verliehen, wäre er längst in die Klasse der Verkannten und Malkontenten zurückgesunken, und nicht ohne eigene Schuld.

Die Zuvorkommenheit, mit welcher er mir die meisten der beiseite gestellten Werke zeigte, gab Anlaß, seine Kunst zu rühmen, was er sehr kühl ablehnte.

„Aber was wollen Sie,“ sagte ich, „soll ich nur Ihre Vorlesungen loben, die ich nicht kenne? Jedenfalls gehören Sie doch zu den Wenigen, die sich mit vollem Recht zu den Glücklichen rechnen dürfen. Ihre Stellung, Ihr Besitz, Ihre Häuslichkeit ...“

Er aber unterbrach mich und schüttelte den Kopf. „Ich weiß, was Sie meinen, bester Doktor. Es sieht vieles anders aus, als es ist. Wofür arbeite ich eigentlich — für niemand ...“

„Wem bleiben nicht Wünsche übrig,“ erwiderte ich, seine Gedanken erratend; „aber sie können ja noch in Erfüllung gehen.“

„Ah, Sie meinen Familie, Nachkommenschaft — um keinen Preis!“ rief er fast heftig. „Wir hatten wohl ein kleines Mädchen, aber es verunglückte durch eine unvorsichtige Amme, die es vom Tische fallen ließ. Es war vielleicht gut so. Ich bitte Sie — Existenzen

in die Welt setzen, die dem Verderben, dem Untergang geweiht sind, denn das délüge kommt bald und rascher als wir ahnen. — Nein, lieber Freund, das wäre gewissenlos, wäre ein Verbrechen!"

„Aber, bester Professor, auf solche Doktrin könnte man nur mit einem Gemeinplatz antworten."

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen: Kinder sind ein Segen des Himmels, wie es heißt, und ich würde mich auch dreingeben als ein gläubiger Christ, wenn es uns wieder beschieden wäre. Gott sei Dank, bis jetzt sind wir verschont geblieben. Aber glauben Sie nur, erspart sind uns deshalb solche Sorgen nicht. Wir haben dieselben Pflichten in vollstem Maß. Nun, davon erfahren Sie schon einmal ..."

Und da ich über diese rätselhafte Andeutung stutzte, fuhr er fort: „Sie brauchen nichts Ungehöriges zu denken. Es geht alles mit rechten Dingen zu. Man thut, was man der Ehre der Familie schuldig ist."

Damit brach er ab und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände.

Mochte der Mann sich immerhin trüben und träumerischen Vorstellungen hingeben, außerhalb des realen Lebens stand er keineswegs. Im Gegenteil, er wußte seinen Platz als Künstler und als Lehrer vortrefflich auszufüllen, und die allgemeine Verehrung und Hochschätzung, welche er genoß, war keine konventionelle, sondern eine aufrichtige und wahrhaft verdiente.

Die Erklärung jenes Rätsels übrigens ließ nicht lange auf sich warten.

Schon bei meinem nächsten Besuch einige Tage darauf gab sich die Gelegenheit, wie von selbst darauf zurückzukommen.

Mitten in der Arbeit — es war eine Genoveva mit ihrem Kinde — legte der Professor plötzlich den Pinsel weg und sagte: „Liebster, bester Doktor, bemitleiden Sie mich. Nun werde ich doch wahrscheinlich die Villa verkaufen müssen. Ein Malheur über das andere!"

„Verkaufen — bei so ungünstigen Zeiten. Sollte das doch nicht ein voreiliger Entschluß sein?"

„Das ist's eben, aber es geht nicht anders. Ich bin da in einer heillosen Kalamität. Die Papiere fallen mit jedem Tag. Wir können noch an den Bettelstab kommen; ach, meine arme Frau!"

Ich erschrak. „Haben Sie Verluste gehabt — etwa an der Börse?"

„O, wofür halten Sie mich? Verluste noch keineswegs bis heute. Aber es ist eine Teufelei! Sie müssen wissen, ich bin als Vormund bestellt für zwei fremde Kinder — und doch auch nicht fremd, denn sie stehen uns sehr nahe und haben ihr eigenes Vermögen in guten Fonds; aber die Kurse sinken, Doktor. Nun genügen der Obervormundschaft die hinterlegten Papiere nicht mehr, und ich soll andere schaffen und in aller Eile. Was soll daraus werden, was soll daraus werden!"

Ich wußte nicht, was ich mit diesen halben Mitteilungen machen sollte. „Sie reden von fremden Kindern, die Ihnen nahe stehen, wie verhält sich das?"

„Nun, so wissen Sie denn, es sind die Kinder der verstorbenen Schwester meiner Frau. Ich sprach noch nicht davon. In Ihrem Schlafzimmer hängt ja ihr Bild, Sie fragten einmal danach. Es war eine traurige Geschichte mit der lieben, schönen Frau — na, ein andermal mehr davon. Die beiden Kinder sind jetzt im Institut — schon seit Jahren. Tante Bea hielt es so für besser, und sie mag recht haben. Meine Sorgen sind anderer Art, denn ich war und bin noch für das Vermögen der Kinder verantwortlich als Vormund. Verstehen Sie nun?"

Der Professor ging dabei mit großen Schritten auf und nieder. Jetzt blieb er stehen und strich mit der Hand über sein Gesicht. „Wer nur einmal in die Vergangenheit blicken könnte oder in die andere Welt ... Wenn nur alles klar wäre, wie es damals zugegangen — alles wäre anders; aber das sind vergebliche Hoffnungen. Ja, wenn man eine Frage an sie richten könnte — an die Verstorbene."

Eine Frage an Verstorbene — das Gespräch schien interessant zu werden. Mich aber stieß dergleichen ab.

„Nur eine einzige inhaltschwere Frage — nichts weiter!" rief er und setzte seinen Gang wieder fort. Nach einer Pause trat er mir dann näher und sagte mit dem Tone eines Zerstreuten, der über längst bekannte Dinge zu reden glaubt oder eine frühere Mitteilung fortsetzt: „Wissen Sie, Doktor, sie hatte ihr Vermögen versteckt, sicher versteckt, so war es ihre Gewohnheit schon seit Jahren; aber nach ihrem Tode ist nichts gefunden worden."

Jetzt wurde ich doch ungeduldig. „Von wem reden Sie denn eigentlich?"

„Ja so, Ihnen ist die ganze Sache noch unbekannt; von Aurelie rede ich, von der Schwester meiner Frau. Und wie ich Ihnen sagte, so war's, ich kann's beschwören. Ach, bester Doktor, an dieser Geschichte gehen wir noch alle zu Grunde, so oder so. Wozu davon reden, wozu? Sie können ja doch nicht helfen."

Dann, gleichwie sich auf den Anfang besinnend, mit dem er begonnen, fuhr er fort: „Ja, was ich sagen wollte, Aurelie war ebenso reich wie meine Frau, aber das Vermögen ist verschwunden. Was die Kinder jetzt besitzen, war eigentlich meiner Frau Eigentum. Sie hat es ihnen sofort abgetreten — o, es ist eine königliche Seele, und außerdem, wir kommen ja durch — auch so und haben es nicht nötig. Aber wenn nun auch das verloren ginge, Doktor, was dann, was dann?"

Solche Eröffnungen, die einen Abgrund aufthun, wo man ganz außer stande ist zu helfen, sind um so peinlicher und unerquicklicher, je weniger man die ganze Wahrheit kennt und nur auf Vermutungen angewiesen ist. Ich trat zum Tisch, um nach Feuer zu suchen und meine erloschene Cigarre wieder anzuzünden. Dabei fiel mein Blick auf einige Bücher und Broschüren mit sonderbaren Titeln: „Das Leben jenseits des Grabes von R. F." — „Fußspuren am Rande einer anderen Welt von Dale Owen", daneben ein anderes: „Das Buch der Medien von Allan Kardec" und sonstige Hefte spiritistischen Inhalts.

„Dergleichen treiben Sie also auch?" fragte ich.

„Habe es getrieben, aber ganz vergeblich. Glauben Sie nur, es war nicht schale Neugier. Wir hatten einen ganz bestimmten Zweck, Aufklärung zu erlangen über ein Geheimnis, aber es war kein rechtes Medium auf-

zutreiben, und ein Versuch, der beinahe gelang, wurde unterbrochen. Ich erzähle Ihnen noch davon."

„Ich danke bestens. Sie glauben also wirklich an solchen Unsinn?"

„Bitte," sagte der Professor, „urteilen Sie nicht so rasch. Eine Sache, über die bereits eine ganze Litteratur existiert, kann kein hohles Problem mehr sein."

„Als wenn das ein Grund wäre. Eine ganze Litteratur über die Kunst, Gold zu machen, hat auch existiert, und doch war es Schwindel."

„Wie Sie meinen — und dennoch wurde gerade die Alchymie die Wiege unserer heutigen Chemie. Und ebenso wird es hier kommen, freilich erst in Menschenaltern. Wir werden es nicht erleben. Aber daß etwas daran, daß die persönliche Fortdauer eine Thatsache, das wissen wir jetzt, und es ist beglaubigt so gut wie ein wissenschaftliches Faktum. Ich könnte Ihnen Wunderdinge erzählen von meinen Erfahrungen in London und Paris. Nichts von Visionen oder Prophezeiungen, nein, vom unmittelbaren Verkehr mit den Unsichtbaren. Ueber die Frage sind wir völlig im Reinen, und seit mir dieses Licht aufgegangen, daß die Unsterblichkeit kein leerer Wahn, bin ich ein anderer Mensch geworden — ein besserer Mensch. Deshalb streite ich auch nicht mehr, weder mit Ihnen noch sonst jemand. Betrüger gibt es freilich, ebensogut wie Falschmünzer, aber deshalb wird das echte Gold und die echte Wahrheit doch nicht entwertet. Und bald wird sie allgemein werden wie ein neues tröstliches Evangelium. Leider fehlt es nur an Ausdauer, an Forschern, an fester Methode. Darum kommen wir nicht weiter und tappen im Vorhof des Heiligtums umher."

Ich wandte mich verstimmt ab und griff nach meinem Hut. Diese Art von Gesprächen war mir schon von jeher fatal, ja sie war mir verhaßt geworden, seitdem diese Geistesepidemie auch in Deutschland festen Boden gefaßt.

„Sie wollen gehen, Doktor," sagte der Professor; „aber ganz wie Sie wollen. Nur um eines bitte ich: Verkennen Sie mich nicht. Ich betrachte diese wichtige Sache nicht als Adept oder Dilettant, nein, gleichsam als Kriminalrichter, der einem Verbrechen auf die Spur kommen möchte. Nur eine einzige Mitteilung aus der anderen Welt, nur eine einzige! — es handelt sich auch nicht bloß um das verschwundene Vermögen — ich sage Ihnen, auch die Todesart Aurelies war rätselhaft. Doch Sie wollen fort — auf Wiedersehen. Wir werden uns doch noch verstehen — Sie werden doch noch daran glauben, Doktor — wenn nicht jetzt, aber eines Tages gewiß!"

* * *

Ich hatte den Professor rasch verlassen. Seine ekstatischen Versicherungen waren mir ebenso unzugänglich, wie die Wahngebilde und Hallucinationen eines Delirierenden. Indes da sonst keine Spur von Geisteskrankheit an ihm zu bemerken, so mußte er zu den Betrogenen und Getäuschten gehören, und solche sind ja leicht heilbar, wenn ihnen der Betrug nachgewiesen wird. Dazu mußte sich früher oder später ein Anlaß finden.

Unerwarteterweise jedoch trat ein neues Ereignis dazwischen, und ich wurde in die Sphäre des Unheimlichen und Unberechenbaren in rascherer Frist zurückgeführt, als ich hätte ahnen können.

Es war am Abend desselben Tages. Ich wollte endlich einmal die Oper besuchen, die in der berühmten Residenzstadt S. von anerkannter Vortrefflichkeit ist. Im Moment, als ich aus meinem Zimmer auf die Treppe hinaus wollte, vernahm ich eine ungewöhnliche Unruhe im Hause. Man lief hin und her. Thüren öffneten sich und schlossen sich mit Geräusch.

Es mußte etwas Besonderes vorgefallen sein. Plötzlich kamen eilige Schritte die Treppe herauf, und gleich darauf trat Tante Bea, ohne anzuklopfen, in mein Zimmer.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, ich wollte nur nachsehen. Gottlob, da sind Sie ja noch. Bitte, kommen Sie schnell. Die Frau Professorin hat wieder ihren Anfall."

Eine halbe Minute später war ich im Parterresalon und trat in das kleine elegante Zimmerchen, wo sich Frau Loni gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Sie lag ohnmächtig auf dem Sofa und wand sich in dumpfem Stöhnen. Die Augen waren nur halb geschlossen, aber der Mund schmerzhaft zusammengezogen.

Auf den ersten Blick erkannte ich, daß die Leidende von einem asthmatischen Herzkrampf befallen war. Ich schrieb rasch ein Rezept und schickte die Magd in die nächste Apotheke. Dann setzte ich mich zu der Bewußtlosen und ergriff ihre Hand. Ein leises konvulsivisches Zucken durchzitterte den Arm, aber ihre Hand erfaßte die meine fest. Nach fünf Minuten etwa schlug Frau Loni die Augen auf und blickte wie erstaunt um sich, während ihre Brust sich in tiefen Atemzügen hob. Ihre Hand hatte ich inzwischen losgelassen.

Aber die Besserung war nur eine vorübergehende, schon nach kurzer Zeit schien sich der Anfall zu erneuern. Jetzt legte ich meine rechte Hand auf ihr Haupt, während ich mit der anderen ihren Arm erhob, um nach dem Puls zu fühlen. Darüber verflossen etwa fünf Minuten. Allmählich wurden jetzt die schmerzhaft verzogenen Mienen des Gesichts ruhiger, der stockende Atem ward leichter und regelmäßiger, und auf den Lippen erschien fast ein flüchtiges Lächeln. Ohne wieder das Bewußtsein zu gewinnen, lag die Leidende bald in tiefem Schlaf.

Ich habe dies Mittel, das eigentlich gar kein besonderes Mittel genannt werden kann, öfter schon angewendet und in den meisten Fällen mit dem gleichen Erfolge. Diese beruhigende Wirkung der Berührung mit der Hand besitzen weit mehr Menschen, ohne es zu wissen, und der feste Wille, zu helfen, mag dabei auch das Seinige thun. Hier aber staunte ich doch über die rasche und entscheidende Wirkung. Als die Magd mit der Medizin zurückkam, war die letztere nicht mehr nötig. Ich erhob mich und trat in den Salon zurück, um mich zu empfehlen. Plötzlich fühlte ich mich am Arm erfaßt.

Es war der Professor selbst und in sichtlicher Aufregung. Vorher schon war er nicht von meiner Seite gewichen, aber ich hatte die Aeußerungen seiner Besorgnis und halben Verzweiflung nicht beachtet.

„Doktor!" rief er, „Sie wollen schon fort? Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, bleiben Sie noch!"

„Zu welchem Zweck?"

„Ich wollte eben einen kleinen Versuch machen — nur einen Versuch, verstehen Sie, ich wollte meine Frau etwas fragen."

„Jetzt — sie schläft ja ..."

„Eben deshalb; aber sehen Sie denn nicht, es ist ja ein magnetischer Schlaf, ein Trance in bester Form."

„Lassen Sie mich mit diesem Unsinn in Frieden!"

„Doktor!" rief der Exaltierte, „in Ihnen steckt diese wunderbare Kraft, die ich suche! Wenn Sie auch selbst kein Medium sind, schon Ihres Unglaubens halber, so können Sie doch auf andere wirken in segensreicher Weise. Und was ich immer gesagt, was ich immer vermutet, auch meine Frau hat die entschiedenste Disposition dazu. Sahen Sie denn nicht, wie ihr Arm zuckte bei der ersten Berührung; o, der magnetische Strom ist sicher vorhanden und auch die Einwirkung einer fremden Intelligenz. Ich kann es Ihnen beschwören, ihre Lippen bewegten sich. Wir hätten sie fragen sollen. Das ist nun vorüber. Aber ich bitte Sie, lassen Sie uns einen neuen Versuch machen."

„Mein Herr Professor, ich bin ein Mediziner, aber kein Charlatan!" Damit riß ich mich von dem Betroffenen los.

Die Zeit war vorgeschritten, und ich mußte eilen, wenn ich noch ein Billet zur Oper erlangen wollte. Vorher allerdings kehrte ich noch einmal in mein Zimmer zurück, um meinen Hut und Ueberrock zu holen. Als ich wieder hinaus wollte, war mir der Künstler auf dem Fuße gefolgt.

„So lassen Sie doch die verwünschte Oper heute," sagte er; „was haben Sie an der veralteten ‚Weißen Dame?' Hier sind wichtigere Dinge zu erforschen. Himmel, wenn es möglich wäre, meine Frau selbst zu einem Medium zu entwickeln. Es kommt ja nur auf einen ersten Versuch an. Wir sind zu vier und können heute noch eine Séance halten — die Hände aufeinander an einem runden Tisch in dunklem Zimmer. Ich weiß mit allen Vorkehrungen Bescheid. Kommen Sie, vielleicht erhalten wir heute schon Klopflaute und Antwort."

„Bester Professor," sagte ich mit aller Entschiedenheit, „wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so lassen Sie dies Thema ein für allemal auf sich beruhen."

Das regte ihn nun ganz gewaltig auf. „So sind diese Herren von der sogenannten Wissenschaft! Wo sie eine neue Erscheinung, eine neue Thatsache nicht in der alten Schablone der Erkenntnis unterbringen können, da wird sie rundweg abgeleugnet. Und doch ist die Thatsache tausendfach konstatiert. Ihr aber seid wie die Mönche und Inquisitoren, die Kolumbus und Galilei verdammten, weil die neue Wahrheit nicht zu ihren alten Dogmen paßte. Jawohl, Doktor, ein Fanatiker sind Sie! Aber es mutet Ihnen ja niemand zu, zu glauben. Nur erforschen soll man es, nur probieren und erkennen, und wo es einen guten Zweck gilt, sollte wenigstens Ihre Humanität einwilligen."

„Welcher gute Zweck in aller Welt?"

„Ich sagte Ihnen ja schon, nur eine Frage gilt's an die selige Aurelie, nur eine Frage um Aufklärung. Bedenken Sie doch, was auf dem Spiele steht. Hier in diesem Zimmer ist sie gestorben vor zwei Jahren und gerade in diesem Monat. Noch auf dem Sterbebette rang sie mit dem Tode, uns gewisse Mitteilungen zu machen, aber sie vermochte es nicht mehr. Und im Grunde ist das auch kein Hindernis. Daß die Selige seitdem sich in Verbindung mit uns setzen wollte, ist außer allem Zweifel. Wir haben verschiedene Anzeichen dafür, zahllose Anzeichen. Die Leute vom Hause sagen längst, es gehe hier um. Zuweilen haben auch wir Schritte vernommen und seltsame Klopflaute in den Wänden. Unser voriger Mieter ist deshalb ausgezogen. Das habe ich Ihnen verheimlicht, um Sie nicht irre zu machen. Und auch jetzt sage ich es auf die Gefahr hin, daß Sie die Lust verlieren, hier zu wohnen. Dann geben wir Ihnen ein anderes Zimmer."

„Sehr dankbar für die Aufmerksamkeit, aber wirklich ganz unnötig. Ich habe bisher nichts vernommen, und wenn auch, dergleichen würde mich nicht stören."

„Ja freilich, Sie sind ein starker Geist; Doktor, wollen Sie oder wollen Sie nicht? Nur eine einzige Sitzung hier am runden Tisch, noch heute oder wenigstens morgen. Ich verspreche mir einen glänzenden Erfolg."

„Unter keiner Bedingung, Herr Professor!"

„Sie haben ganz recht, Herr Doktor", sagte jetzt Tante Bea, die ihrem Neffen gefolgt war und nun in das offene Zimmer trat. Sie konnte unsere Unterhaltung wohl gehört haben.

„Sehen Sie, das ist eben seine fixe Idee, seine Manie," fuhr sie fort. „Alle Welt möchte er spiritistisch machen und zu dem neuen Aberglauben bekehren. — Was für Scenen haben wir schon erlebt, was für Enttäuschungen und Geschichten! Alles ist versucht worden mit Engländern und Amerikanern; ja, ja, Professor, jetzt schweige ich nicht mehr. Hier in dem Sterbezimmer hat man den Frevel getrieben, und gerade seitdem ist Loni krank geworden. Das kommt von der unchristlichen Ruchlosigkeit — jawohl, eine gottlose Vermessenheit ist es, den Vorhang aufheben zu wollen, der nach dem Willen der Vorsehung das Verborgene bedecken soll. Es freut mich, Herr Doktor, in Ihnen einen Bundesgenossen gefunden zu haben."

Ich mußte nun gestehen, daß gerade diese Allianz mir sehr wenig willkommen war.

Und wer weiß, wozu mich der Widerspruchsgeist gegen diese Gerechte vor dem Herrn fortgerissen hätte, wenn nicht beide, der Professor und die Tante, in einen heftigen, leidenschaftlichen Disput geraten wären — einer jener Kämpfe, die hier auf der Tagesordnung zu stehen schienen, um das Glück der Gatten zu verbittern. Denn so viel war sicher, daß Tante Bea ein unwiderstehliches Mundwerk und eine unbegreifliche Autorität über den Professor besaß, der in solchen Konflikten dieser Respektsperson völlig preisgegeben schien.

Da ich nicht indiskreter Zeuge gegenseitiger Beschuldigungen und Vorwürfe sein wollte, entwich ich rasch und erreichte noch glücklich die Oper, um in den

herrlichen Klängen Boieldieus die unliebsamen letzten Eindrücke zu vergessen.

* * *

An jenem Abend war es festbeschlossene Sache bei mir, sobald als möglich aus diesem Hause zu ziehen und eine andere Wohnung zu suchen: aus hundert Gründen. Vor allem diese zudringlichen Zumutungen des Phantasten, die sich sicherlich erneuern würden, dann die ungesunde Lage des Hauses, worüber ich jetzt nicht mehr im Zweifel war. Mehr als einmal hatten sich schon die Vorboten meines Gelenkrheumatismus gemeldet. Blieb ich länger, so kam das frühere Uebel mit doppelter Stärke zurück, und was dann — hier in fremdem Hause und unter fremden Menschen.

Indes, man faßt wohl zuweilen Vorsätze, und dennoch wird die Ausführung verschoben. Einmal konnte es leicht zur Annahme führen, als ob auch ich dies verrufene Zimmer fürchtete, etwa gar übernatürliche Erscheinungen gehabt hätte. Damit würde ich dem Aberglauben nur neue Nahrung zugeführt haben. Dann trat unvermutet Regenwetter ein, das mich an das Haus bannte. Endlich das Befinden Frau Lonis, die ich doch nicht im Stich lassen mochte, zumal ihr Zustand in längeres Siechtum überzugehen drohte, wenn sie nicht bald aus dieser düsteren Atmosphäre in eine sonnigere Umgebung versetzt wurde.

Dies alles stellte ich dem Professor in den folgenden Tagen auf das nachdrücklichste vor. Es war geradezu seine Pflicht und Schuldigkeit, seiner Frau eine Luftveränderung zu gönnen.

„Daran ist bereits gedacht," sagte er, „aber jetzt geht es noch nicht. Für August und September habe ich schon längst in Moosbruck am Sternsee gemietet."

„Desto besser, aber wozu der Aufschub? Sie müssen sofort auf das Land. Draußen soll das prächtigste Wetter sein."

„Wenn ich nur fort könnte. Aber ich habe den ganzen Juli über noch Vorlesungen an der Akademie und auch sonst fesselt mich mein Amt. Im August bin ich frei."

„So schicken Sie Ihre Frau Gemahlin voraus. Kann Fräulein Bea sie nicht begleiten?"

„Das wird meine Frau nicht wollen — das heißt..." Und er wollte sich verbessern, aber verwickelte sich noch mehr. „Was hilft es," sagte er dann. „Sie können ja schon bemerkt haben, daß die beiden nicht besonders harmonieren. Es ist wahr, schon deshalb wäre es eine Wohlthat, wenn meine Frau bald in andere Umgebung käme. Wenn ich nur eine Möglichkeit sähe — aber — hm, da kommt mir ein Gedanke, Doktor. Wie wär's, wenn Sie sich entschlössen, mit nach Moosbruck vorauszugehen — nur drei Wochen, bis ich nachkommen kann."

„Das ist doch wohl nur ein momentaner Einfall von Ihnen, eine Caprice..."

„Wie so das? — ich meine es im vollen Ernst. Sie haben ja doch nichts Besonderes hier zu thun. Diese Landtagsdebatten können sich noch wochenlang hinziehen. Und kommt es auch zum Beschluß, so sind Sie immer noch nicht am Ziel; ich kenne diese Weitläufigkeiten schon. Bitte, thun Sie mir die Liebe. In Moosbruck gibt es wohl einen Landarzt, aber er ist auch danach. Weiß ich Sie dort als einen tüchtigen Arzt und wissenschaftlich gebildeten Mann, so bin ich aller Sorge enthoben."

An und für sich war der Vorschlag für mich nur zu lockend und verführerisch. Das herrliche Moosbruck mit seinen Buchenwäldern und Felsenthälern und dem blauen Sternsee kannte ich aus früherer Zeit schon.

Zudem war es meine Absicht ohnehin, für den Rest der schönen Jahreszeit einen Kurort oder eine Sommerfrische aufzusuchen und etwas Gründliches für meine Gesundheit zu thun. Aber in dieser Form blieb doch mehr als ein Bedenken.

„Verehrter Freund," sagte ich endlich, als seine Beredsamkeit mich mehr und mehr in die Enge trieb, „principiell hätte ich gar nichts gegen Ihren Vorschlag, aber gewisse Rücksichten wollen dennoch respektiert sein."

„Rücksichten, ich wüßte keine."

„Gut denn, so muß ich selbst diesen delikaten Punkt berühren. Sie wünschen also, daß ich Ihre Frau Gemahlin als Hausarzt geleite, daß ich draußen täglich mit ihr verkehre, sie chaperoniere und beschütze; es ist das eine Vertrauenskommission, die mich nur im höchsten Grade ehrt. Aber wollen Sie vergessen, daß es dort mancherlei neugierige Augen gibt, die... Gerade Moosbruck ist, wie Sie wissen, ein Sammelplatz müßiger Gaffer und boshafter Zungen, besonders in dieser Jahreszeit."

Der Professor sah mich schweigend mit festem Blick von Kopf zu Füßen an, dann drückte er mir die Hand. „Herr Doktor, ich bin ein Ehrenmann wie Sie. Um das Gerede der Welt habe ich mich niemals gekümmert."

Diese männliche Antwort gefiel mir und entschied. „Gut — wenn Sie darauf hin es wagen wollen, so sei es. Ich bin bereit." Und so war der Entschluß gefaßt. Freilich, diese Vertrauenskommission... Ein französischer Novellist — ich glaube Balzac — äußert gelegentlich, daß ein derartiges Vertrauen eigentlich beleidigend sei, denn es sagt gleichsam: Du bist gänzlich ungefährlich, mein lieber Freund, und nur weil von dir nichts zu fürchten, schenken wir dir Vertrauen.

Nun, über diese Eitelkeit, gefährlich zu gelten und Siege zu erringen, war ich längst hinaus, ich hatte sie eigentlich niemals gekannt, und so traf auch das vermeintlich Beleidigende gleichsam auf einen stählernen Panzer, der dagegen unempfindlich war.

Gleichwohl wäre jener Entschluß beinahe noch in letzter Stunde wieder umgestoßen worden; nicht durch den Widerspruch der Tante Bea, die zwar anfangs staunte, aber doch eine Befriedigung darin fand, daß nun die spiritistische Sitzung vertagt war, auch nicht wegen eines Bedenkens Frau Lonis.

Diese hatte sich sofort willenlos in den Vorschlag ergeben. Ihr einziges Wort war: „Wie du es für gut befindest, lieber Hermann, so wird es ja recht sein." Nein, der Grund lag im Professor selbst.

Noch am letzten Abend, als alle Vorbereitungen bereits getroffen waren und als wir im Gartensalon beisammen saßen, um manches Aeußerliche noch zu be-

sprechen, nahm mich der Professor noch einmal beiseite, als habe er mir noch etwas Besonderes anzuvertrauen.

Nach einigen Umschweifen kam er auch gleich zur Sache.

„Doktor, ich muß Ihnen doch noch erzählen, wie es damals zuging bei der unterbrochenen Séance. Bezwingen Sie nur Ihre Antipathie, ich bleibe streng bei den Thatsachen und enthalte mich aller Folgerungen. Sie können ja denken, was Sie wollen. Wir hatten damals einen durchreisenden Amerikaner engagiert. Es wurden Wunderdinge von ihm berichtet. Hier im dunkeln Zimmer saßen wir beisammen, unsere Familie und noch zwei Freunde. Ich hatte die nötigen Vorbereitungen selbst getroffen, das heißt die Fenster verdunkelt, die überflüssigen Möbel hinausgeschafft, um Raum zu gewinnen, auch den Fremden selbst untersucht, ob er nicht einen verborgenen Apparat bei sich trage. Natürlich fand sich nichts. Weiter waren einige Guitarren auf den Seitentisch gelegt und ebenso mit Quecksilber gefüllte Röhren, die damals aufgekommen. Endlich waren zwei zusammengebundene Schiefertafeln mit einem kleinen Stift dazwischen unter den Tisch gelegt. So begann die Sitzung.

„Wir saßen in bunter Reihe, die Hände aufeinander gelegt, an der schmalen Seite Mister C. Schon nach fünf Minuten strich es wie ein kühler Hauch über unsere Hände, und der Amerikaner begann zu stöhnen und zu zucken. Dann erhoben sich die Quecksilberröhren, unsichtbar geschüttelt, in die Luft und bewegten sich wie tanzende Lichter. Gleichzeitig sah ich über dem Bilde Aureliens, das damals noch in dem größeren Zimmer hing, eine Art Sternbild aus unregelmäßig gestellten leuchtenden Punkten. Dies dauerte eine halbe Minute, dann veränderten sich die Punkte zu einem Kreuz und verschwanden.

„Von den umherschwebenden, leise tönenden Guitarren will ich nicht reden. In der Platte des Tisches pochte und krachte es wiederholt, und deutlich hörten wir den Stift zwischen den Schiefertafeln unter dem Tische schreiben. Nicht lange dauerte es, so fühlte ich zuerst an den Füßen, dann an der Schulter, endlich sogar auf meiner Brust die Berührung einer Kinderhand — nicht ich allein, wir alle. Loni rief: „Das ist unser Töchterchen, eben fährt sein Händchen über mein Gesicht.“ Auch ich fühlte den Druck einer warmen kleinen Hand. Dann wurde alles wieder still.

„Jetzt begannen wir auf Weisung des Amerikaners zu fragen, und ich zuerst. Auf meine Frage, ob Aurelie da sei, antwortete ein deutliches dreimaliges Klopfen im Tisch, das heißt Ja — ob sie reden wolle — Abermals Ja — ob durch den Amerikaner — Nein — ob durch mich — Nein — ob durch meine Frau — Ja; und das Klopfen wiederholte sich mit Heftigkeit. Wir waren auf das höchste gespannt.

„Leider trat hier eine unerwartete Unterbrechung ein, denn Tante Bea schrie plötzlich auf — es stände jemand hinter ihr und eine Hand fahre über ihre Haare. Das müsse Aurelie sein, denn so that sie es oftmals zu ihren Lebzeiten — was, beiläufig gesagt, der Amerikaner nicht wissen konnte, denn wir hatten nie von ihr gesprochen, wie überhaupt nicht das mindeste von unseren Familienverhältnissen. — Tante Bea hatte bei ihrem Aufschrei die Kette gelöst und war durch nichts zu bewegen, wieder Platz zu nehmen. Wir mußten sie fortbringen, und sie war einige Zeit sehr leidend.

„So war unsere Sitzung umsonst gewesen.

„Auf der Schiefertafel fanden sich zwar deutliche Züge, aber irgend jemand hatte sie verwischt, bevor sie der Amerikaner entziffern konnte. Leider war es auch an den folgenden Abenden unmöglich, die Sitzung zu erneuern. Der Amerikaner wollte nicht mehr, meine Frau, bemerkte er, sei selbst Medium genug. Und so ist er abgereist. Was sagen Sie nun?“

„Lauter Betrogene und ein Betrüger!“ erwiderte ich.

„Aber, bester Doktor. Sie urteilen ja gerade wie der König von Siam!“

„Der König von Siam — wieso?“

„Der hatte einmal den Gesandten von Holland zur Tafel geladen. Unter anderem erzählte der Holländer von seiner Heimat und erwähnte dabei, daß in einer gewissen Jahreszeit bei ihnen das Wasser fest wie ein Stein würde. Er konnte es nicht anders ausdrücken, denn für Eis hat die dortige Sprache kein Wort, weil der Begriff in jenem Lande fehlt. Da erhob sich der König von Siam in hellem Zorn: ‚Werft den Betrüger hinaus!‘ und schritt davon. Nur mit großer Mühe ward der Holländer vor Thätlichkeiten geschützt und kam heil davon. Sehen Sie, gerade so urteilen Sie über Dinge, die Sie nicht kennen.“

„Mag sein,“ sagte ich; „aber wozu erzählen Sie mir das alles heute?“

„Hm, ich meine nur — wenn sie draußen am Sternsee einmal Gelegenheit finden sollten. Ich bleibe dabei, meine Frau ist dennoch ein Medium. Sie verstehen mich . . .“

„Unter solchen Bedingungen, Herr Professor, trete ich von der Reise zurück.“

„Gut, dann will ich nichts gesagt haben — lassen wir diese Sache fallen,“ erwiderte der Künstler ziemlich verstimmt, und wir kehrten zur Gesellschaft zurück.

Am anderen Tage waren wir bei guter Zeit unterwegs, Frau Loni und ich. Nach mehrstündiger Eisenbahnfahrt, der sich eine weitere Tour per Postchaise anschloß, erreichten wir noch am Nachmittag das gewünschte Ziel.

3.

Also befand ich mich nun durch eine unvorhergesehene Verkettung menschlicher Geschicke wieder in Moosbruck am Sternsee, und wenn ich jetzt noch in meine Erinnerungen zurückblicke, so war es anfangs eine Reihe von schönen, unvergeßlichen Tagen.

Die Wohnung, welche Professor D. schon lange zuvor gemietet hatte, befand sich in einem schlichten Bauernhause, dessen Bauart ganz im Stile des Gebirgslandes war. Oben auf der Diele ein weiter, sauber gefegter Mittelraum, in welchem Vorratsspinden und Schränke standen. Von einer schmalen Treppe aus führte eine Thür unmittelbar in die unter demselben Dach befindliche Scheune. Rechts und links vom Mittel-

raum erschlossen sich zwei beträchtlich niedrige, weiß getünchte Zimmer mit urwüchsigen Tischen, Bänken und Schemeln. In dem einen standen turmhohe Betten, in dem anderen ein hochbeiniges Kanapee nebst Polsterstühlen, außerdem ein Glasschrank, in welchem bunte Heiligenbildchen, bemalte Tassen und Teller, vergoldete Häubchen, Leuchter, Wachsstöcke und bäuerischer Halsschmuck aller Art — kurz, die sämtlichen Schaustücke einer ländlichen Familie zierlich aufgestapelt waren.

Rings um den ganzen Stock lief ein breiter Altan, der mit Blumentöpfen, in denen neben Geranien und Kresse die roten Nelken vorwiegend waren, besetzt und von dem weit überstehenden, steinbelasteten Schindeldach beschattet war.

Zwischen den einzelnen säulengleichen Stützbalken des Altans waren Stricke gezogen, an denen Maiskolben, Zwiebeln und Kürbisse, unter Umständen auch Waschstücke zum Trocknen hingen.

Die Aussicht von dem Altan auf Wald, Wasser und Berge, wie auf die belebte Straße am Seeufer war entzückend.

Dort hauste Frau Loni mit ihrer bejahrten, schweigsamen Magd Christel, die sie mitgenommen hatte.

Mein Quartier befand sich in einem Seitenbau, zu dem ich nur durch den Hof gelangen konnte. Das Haus, hinter dem noch ein wilder, ungepflegter Grasgarten mit Obstbäumen befindlich, gehörte einem greisen, verwitweten Landkrämer, der übrigens auch Fuhrwerk besaß und, wenn es not that, auch bäuerliche Equipagen stellen konnte zu weiteren Ausflügen.

Unsere Lebensweise war, im Grunde genommen, höchst einfach und regelmäßig, in gewissem Sinne einförmig. Morgens pflegte Frau Loni erst in später Stunde ihr Bad in der Seehütte zu nehmen, dann folgte eine kurze Promenade unter den schönen, schattigen Bäumen am Ufer hin, mittags speisten wir gemeinschaftlich in dem großen, weltberühmten, eine Strecke oberhalb ebenfalls am See gelegenen Gasthof zur Post, entweder in dem geräumigen Garten, wo unter Nußbäumen und Holunderbüschen zahlreiche rohgezimmerte Tische in den Rasen gerammt standen, oder bei schlechtem Wetter in dem luftigen Gastzimmer, das, neu gebaut und mit Fenstern von farbigem Glase geschmückt, einen Salon darstellen sollte.

Nachmittags folgte eine Siesta, dann gewöhnlich ein weiterer Ausflug in die Wälder, zum Kalvarienberge, in den tannenwürzigen Lärchengrund oder zum entfernteren Klösterchen St. Wendelin. Abends blieb ich meist mir selbst überlassen, denn Frau Loni ging, wie sie selbst scherzend sagte, schon mit den Hühnern zu Bette. Die Wohnung meiner schönen Schutzbefohlenen betrat ich in der ersten Zeit mit keinem Fuße, bis zu einer besonderen Veranlassung, die ich später erwähnen werde.

An Gelegenheiten, bei Tische Bekanntschaften zu machen, hätte es durchaus nicht gefehlt. Es waren mancherlei Sommergäste vorhanden, unter anderen ein würdiger Schuldirektor mit umfangreicher Ehehälfte und zwei oder drei Töchtern; dann eine verwitwete Rittergutsbesitzerin mit einem halbwüchsigen, haarbuschigen Lümmel von Sohn, der sich ein besonderes Amt daraus machte, die Schüsseln auszuräumen; weiter ein vacierender Bühnenheld, ein Opernsänger, der das große Wort führte; zwei Offiziersdamen, die, wie sie sagten, ihre Gatten erwarteten; mehrere magenleidende Beamte und bejahrte Fräulein, die in der Stadt niemals an das Sonnenlicht hervorkommen; endlich noch ein Finanzmann oder früherer Versicherungschef — man nannte ihn bald Herr Stadtrat, bald Herr Bankdirektor, und es mochte sein, daß der unternehmende, intelligente Herr, der noch ledig war und in den besten Jahren stand, mehrere Stellen zugleich bekleidete. Ich werde später noch von ihm zu reden haben.

Bei dem engen Beisammensein knüpfen sich leicht Freundschaften, die zur Belebung der ländlichen Muße und Langeweile — und gerade diese ist ja den meisten übermüdeten, abgearbeiteten Stadtmenschen als Kurmittel vorgeschrieben — nicht wenig beitragen. Trotzdem ein wohlwollender Ton in der ganzen Gesellschaft herrschte, wich Frau Loni dennoch allen Annäherungen aus und war von einer Schüchternheit und Menschenscheu, die für eine junge, lebenslustige Frau geradezu abnorm und befremdend erscheinen mußte.

Aßen wir im Freien, so wählte sie sicher den entlegensten Platz unter einem Apfelbaume bei den Bienenstöcken; als der Versicherungsmann und Bankdirektor sie etwas ungeniert anredete, kam sie einen Tag gar nicht, bis man hörte, daß er auf einige Zeit eine Tour in das Gebirge angetreten.

Natürlich wurden wir beide, Frau Loni wie ich, sehr bald bemerkt und zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Da die Professorin in der Stadt fast niemals ausging, gehörte sie hier zu den völlig Unbekannten, wie wir glaubten. Kein Wunder, daß sie bald zu den problematischen Gestalten zählte, die anderen Rätsel aufgeben und denen man, wie es in Kurorten üblich, leicht einen Spitznamen anzuhängen pflegt.

Mein Protektionsamt veränderte dabei nichts, im Gegenteil. Man sah, daß wir in den Wäldern promenierten, daß wir nur halblaut uns unterhielten, daß wir nahe bei einander Wohnung hatten und doch eigentlich nicht zusammengehörten. Grund genug, um die Phantasie müßiger und nicht allzu wohlwollender Menschen zu reizen. Längst mochte ohne unser Wissen manche romantische Legende über uns im Umlauf sein, obgleich alle vor der Professorin höflich und respektvoll blieben, wie vor einer Fürstin inkognito.

Ich sagte, daß ich niemals die Wohnung Frau Lonis betrat, es wäre auch kein Grund dazu gewesen hinsichtlich ärztlicher Hülfe. Frau Loni war sichtlich heiterer und geweckter geworden. Sie blühte auf wie eine Blume in neuem Land, und ich sah, wie glücklich es sie machte, kleinlichen und beengenden Verhältnissen entronnen zu sein. Sie konnte sich wie ein Kind freuen über die Muscheln am Strande, über die wimmelnden Fische in dem sonnendurchleuchteten Wasser, über Käfer und Blumen am Weg. Einem kleinen Mädchen, das ihr täglich ein Sträußchen oder auch Walderdbeeren brachte, wandte sie alle ihre Zuneigung zu und bedachte auch ihre Eltern, ein greises Paar, das am Waldsaume eine morsche Hütte bewohnte und im Sommer vom Fischen, im Winter von Schindelschnitzen lebte.

Und vollends unsere Waldpromenaden — was wir da sprachen — Nichtssagendes meist und Alltägliches, und wie bedeutend erschien es mir. Wie bezaubernd war dabei Frau Loni, oft wie ein junges Pensionsfräulein, das nach langer Klosterhaft endlich in die Ferien hinauskommt.

Als ich ihr eines Tages ein Kompliment in diesem Sinne machte, erwiderte sie mit Anmut:

„Doktor, ich muß wohl etwas sehr Kindisches gesagt haben. Ein kleines Mädchen, meinen Sie — Gott, warum kann man doch die Jugend nicht festhalten. Eigentlich müßte man es können, wenn man den festen Willen hätte und die Freude am Neuen.

„Aber da liegt es, an den Dingen wird man alt, wenn sie uns nichts Neues mehr sagen können.

„Wissen Sie, es kommt mir vor, als würde man mit jeder neuen Lebensepoche zuerst jung, aber dann unaufhaltsam alt. Es gibt eine greise Kindheit, die den Uebergang nicht findet, das habe ich auch erlebt. Manche nennen es eine lange Kindheit und rühmen sie; aber die Verzögerung des Fortschritts ist doch gegen die Natur, daher dann das Gepräge des Alterns. — Es gibt auch greise junge Mädchen, wenn sie ihre Bestimmung nicht finden in der Liebe und Ehe. Erfüllt sich das, so treten sie in eine neue Jugendzeit, ja in eine neue Kindheit, und wem dies Glück nicht beschieden, der ist zu beklagen. Sie sind auch uralt geworden, Doktor. Sie kommen mir vor wie ein neunzigjähriger Anachoret, und gerade deshalb kann ich so ungeniert mit Ihnen plaudern. Sonst würde ich mich vielleicht bedenken müssen. Bitte, erzählen Sie mir doch von Ihrem Leben."

Und sie ließ nicht ab, bis ich ihr meine ganze Vergangenheit entrollte mit allen ihren Leiden und Freuden; sie nahm so lebhaften Anteil daran und fragte so ausführlich, daß ich mir selbst zum erstenmal gegenständlich wurde. Von ihrem eigenen Lebensgeschick dagegen erfuhr ich nichts. Sie hielt damit zurück, und alle meine Bemühungen, sie zu freierer Mitteilung zu bringen, waren vergeblich. So fragte ich denn nicht mehr und trat selbst wieder in meine Reserve zurück.

Diese beiderseitige Zurückhaltung dauerte etwa zwei Wochen und endete mit einer „Katastrophe", die an sich bedeutungslos, doch dadurch, was andere daraus machten, von Folgen wurde.

* * *

Eines Sonntags hatten wir schon am Vormittag einen weiten Marsch nach St. Wendelin am Seeufer hin gemacht, auch zahlreiche andere mit uns, um zur Abwechselung an dem anmutig gelegenen Wallfahrtsort das Sonntagsmahl zu nehmen. Außerdem hatten die Dampfschiffe des Sees dort ihre Poststation, von wo aus die Briefe und Pakete durch Botinnen zu uns kamen. Das konnte heute abgekürzt werden.

Unser Diner mit den anderen Damen und Herren, denen wir uns diesmal nicht entziehen konnten noch wollten, war in der offenen Veranda auf das festlichste verlaufen, und wir hatten den Forellen und Hühnern, Strauben und Melonen des berühmten Klosterwirts alle Ehre angethan. Schon während der Mahlzeit läutete die Glocke des ankommenden Dampfschiffs, ohne daß es neue Gäste brachte. Dagegen wurden zum Dessert die eingelaufenen Briefe aufgerufen und verteilt — es waren auch zwei dabei für Frau Loni.

Um sie nicht zu stören, war ich hinaus an das Wasser gegangen, wo sich die junge Welt mit Seejungferwerfen und Fischen die Zeit vertrieb, vor allen die Töchter des Schuldirektors und der haarbuschige Sohn der Rittergutsbesitzerin, der auch diesmal wieder mit löblichem Eifer den größten Teil der Forellen und Strauben sich zu Gemüte geführt hatte und jetzt alle Lust verspürte, die ersten unbeholfenen Versuche im Courmachen zu wagen.

Dabei gab es denn vielfach zu lachen, als mich plötzlich ein Ruf traf. Als ich umsah, bemerkte ich einen alten Mann in der Thür des Wirtshauses, der mir winkte. Wie ich fürchtete, war es: Frau Loni hatte infolge der Briefe abermals eine Art Anfall, diesmal nur leichterer Natur. Ich ließ sie rasch in ein abgelegenes Zimmer des Erdgeschosses bringen und schlug ein nasses Tuch um ihren fieberheißen Kopf.

Frau Loni ließ alles willenlos mit sich geschehen. „Es wird bald besser werden," sagte sie; „die verwünschten Briefe. Sorgen Sie nur, daß ich ungestört schlafen kann, das hat mir bei der Migräne immer am raschesten geholfen." Dann streckte sie sich auf einem alten Sofa, welches sich in diesem Raum befand, aus und versank bald in Schlaf. Nach zwei Stunden etwa erwachte sie wieder völlig schmerzfrei, wenn auch matt und kraftlos.

Wie nun nach Moosbruck zurückkehren? An Gehen war nicht zu denken. Das Dampfschiff kam an diesem Tage nicht wieder, und eine sonstige Fahrgelegenheit gab es nicht. Endlich traf ich wieder den alten Mann, der mich hereingerufen, und erkannte in ihm den Vater der kleinen Erdbeersucherin. Er war heute zufällig in St. Wendelin, weil er Fische in das Kloster gebracht hatte. Kaum hörte er von unserer Verlegenheit, als er sich erbot, uns in seinem Boot zurückzuführen, das draußen im Schilf angebunden lag.

Das war Rettung in der Not, und da auch die anderen zuredeten, die sich neugierig und scheinbar teilnehmend herbeigedrängt, bedachten wir uns nicht länger, das Anerbieten anzunehmen.

So fuhren wir denn langsam am Ufer hin. Frau Loni saß blaß und abgespannt an meiner Seite und sprach wenig oder nichts. Als ich nach dem Einsteigen, wozu ich ihr behilflich gewesen, ihr meine Hand entziehen wollte, sagte sie: „Bitte, lassen Sie mir die Hand. Sie wissen nicht, wie wohlthuend und beruhigend mir das ist."

Da die Sitzbank in der Mitte des ziemlich alten und ursprünglichen Fahrzeugs, das im Munde des Volks Einbaum heißt, keine Lehne hatte, konnte ich es nicht verhindern, daß sich Frau Loni allmählich an mich lehnte, schweigend, reglos, mit halbgeschlossenem Auge, in träumerischem Zustande zwischen Schlaf und Wachen. Auch meine anfängliche Unterhaltung verstummte mit der Zeit, da sie keine Erwiderung fand.

Eine seltsame Situation, die mich wohl lebhafter erregt hätte, wenn ich jünger oder ein anderer gewesen wäre.

Lange dauerte die Fahrt durch die lautlose blitzende Flut. Die gelben Nymphäen mit den tellergroßen Blättern schaukelten um uns und die hohen Schilfbüschel umwallten uns, sich beugend und sich wieder aufrichtend, wie ein beweglicher Wald, der ab und zu die Seeufer völlig verhüllte.

Nach der freien Seite hin blitzte die Sonne mit stechender Glut auf die weite blendende Seefläche, nur ab und zu zogen Wolkenschatten über uns hin. Fern von meilenweit entlegenen Ortschaften hallte zuweilen ein verlorener Glockenklang herüber. Die Schwüle auf dem leise zitternden Wasser ward immer unerträglicher, je mehr sich vom Horizont riesige, weißgezackte, baumgleiche Wolken erhoben.

Lange dauerte die Fahrt, und unsagbare Träume eines anderen Lebens zogen durch meine Seele, freilich Träume eines leeren, verfehlten Lebens, und ich fragte mich zum erstenmal, warum ich nicht auch ein eigenes holdes Weib jemals an meine Brust drücken könne und solle.

Daß uns vom Lande aus jene zwölf bis zwanzig Menschen, die gleichfalls auf dem Rückweg waren, beobachten konnten, besonders wenn das Schilf an freieren Stellen zurückwich, daß alles Vorige schon gleichsam coram populo geschehen, daran dachte ich damals nicht. Außerdem wußten ja alle jetzt, daß ich Arzt und in dieser Eigenschaft der Begleiter und Schützer der Frau Professorin war.

Nach etwa einer Stunde waren wir an Ort und Stelle angelangt. Ich führte Frau Loni an meinem Arm über Bretter und Balken, Sand und Kies zum Hause des alten Lechrainer in ihre Wohnung hinauf.

Es war zum erstenmal, daß ich diese betrat und sah, wie schmuck sie sich eingerichtet hatte.

Als ich nach einigen Verhaltungsmaßregeln gehen wollte, flüsterte sie: „Bitte, bleiben Sie noch."

„Aber Sie sind ja wieder ganz wohl. Was Sie jetzt fühlen, ist nur Schwäche, vielleicht auch Nervenabspannung bei dem aufsteigenden Gewitter."

„Ganz wohl, meinen Sie?" und ein Thränenstrom brach aus ihren Augen, ein Weinkrampf erschütterte ihre ganze Gestalt. Sie war auf das erwähnte hochbeinige Kanapee niedergesunken, und jenes ernstere Leiden, wovon ich schon in der Stadt Zeuge gewesen, schien wiederzukehren.

Ich versuchte abermals das bewußte Mittel anzuwenden; aber es zeigte sich keine Wirkung, obwohl ich den festen Willen, zu helfen, hatte.

Dazu kam, daß die alte Magd Christel anwesend war, deren geschäftiges Hin- und Herlaufen und Jammern wenig geeignet war, meine Bemühungen zu unterstützen.

In dieser Verlegenheit machte ich den Versuch auf andere Weise, Frau Loni in Schlaf zu bringen. Mit beiden ausgestreckten Händen, und zwar ohne die Leidende zu berühren, fuhr ich über den Kopf derselben an den Schläfen und Schultern nach abwärts und wiederholte diese Bewegung in regelmäßigem Tempo.

Wie gesagt, ich weiß nicht, wie ich darauf kam, diesen Versuch, von dem ich bisher nur gelesen hatte, zu wagen. Die alte Christel stand mit offenem Munde daneben und bestaunte die Bewegung meiner ausgestreckten Hände wie die Beschwörungskunst eines Magiers. Ich will es unentschieden lassen, ob ihre oder meine Ueberraschung über die Wirkung größer war. Noch einigemal zuckte die Leidende wie unter einem Messerschnitt auf, dann glätteten sich die Gesichtszüge der bereits Bewußtlosen und wurden ruhig. Nach einigen Minuten erschien wieder ein Lächeln auf den Lippen, und sie bewegten sich, leise Worte flüsternd.

Natürlich träumte sie. Ich habe einen Verwandten gehabt, der kerngesund war und doch jede Nacht im Schlaf das wunderlichste und konfuseste Zeug sprach. So war mir diese Erscheinung weder neu noch befremdend; aber allerdings war Frau Lonis Art und Weise neu, denn sie sprach zusammenhängend.

„Hermann, bist du unglücklich mit mir? Hermann, sage es mir!" Ich erschrak und schickte die alte Magd Christel hinaus, um frisches Wasser vom Brunnen zu holen.

Dann richtete die Schlafende das Haupt etwas empor und sprach lauter: „Ach, welcher Sonnenglanz um mich! Ja, ich sehe dich, meine süße kleine Alma! Wie schön du geworden bist! Auch dich sehe ich, Aurelie! Warum bist du so blaß? — Nein, komm mir nicht näher! Komm mir nicht näher! Deine Hand ist eiskalt! — Hermann, schütze mich vor ihr! Schicke Tante Bea fort! Tante Bea fort, fort! Ach, alles wäre anders, und alles kann noch gut werden. Weißt du, ich will dir ein Geheimnis sagen; aber ganz leise . . ."

Aber bevor noch ein weiteres Wort kam, schlug der prasselnde Regen an die Fenster, und ein krachender Donnerschlag rollte über das Thal hin. Das Gewitter war heraufgekommen und brach los mit aller Majestät. Frau Loni aber sank zurück in tiefen Schlaf und schwieg. Mit allen Zeichen der Angst und des Entsetzens erschien auch gleichzeitig die alte Christel wieder mit dem verlangten Wasser. Ich gab ihr den Auftrag, bei der Schlafenden zu wachen und mich zu rufen, wenn sich der Anfall erneuern sollte.

Wie ich aus der Thür gekommen bin und hinunter, ich weiß es nicht mehr; aber stundenlang stand ich draußen am Seestrand im Aufruhr der Elemente. Der heulende Sturm, die flammenden Blitze, der rollende Donner, der in ununterbrochenen Salven durch die verfinsterten Sphären krachte — alles war mir ein Labsal gegen den Sturm in meinem Inneren.

Eines war klar. Hier war eine düstere, geheimnisvolle Vorgeschichte verborgen — vielleicht nur ein Irrtum, ein Mißverständnis, vielleicht aber auch eine schwere That; und alle diese Herzkrämpfe waren nur ein verhohlenes Gemütsleiden. Und ich — ich hatte keinen Wunsch weiter, als dieser gequälten Seele wieder den Frieden zu geben, den Frieden um jeden Preis. Sie selbst erschien mir wie eine heilige Dulderin in unwürdigen Fesseln.

Am anderen Tage mied ich Frau Loni, so viel ich konnte und machte eine längere Tour über St. Wendelin hinaus in die Saltnach, wo die Kräuterweiber und Kohlenbrenner alle Jahr ein gewisses Fest feiern, das die Wurzmetten genannt wird — eine Art harmloses

und buntes Walpurgisfest bei Tage. Die lärmenden Scenen Singender, Tanzender und Trunkener, die mich sonst wohl als Sittenbilder des Volks interessiert haben würden, stießen mich diesmal ab, und ich wanderte weiter nach Schloß Hohenpleß, dann wieder durch unwegsame Schluchten und Wälder, als wenn ich dort die Ruhe und das Gleichgewicht der Stimmung, das ich völlig verloren, wiedergewinnen könnte.

Hier zog ein dunkles Schicksal heran, aber wen würde es zerschmettern? War es noch Zeit, zu entfliehen oder war es männlicher, allem Kommenden kühn die Stirn zu bieten? Tausendmal verwünschte ich, in diese Reise gewilligt zu haben, und dennoch hätten mich nicht tausend Mächte wieder zurückgescheucht. Welch ein wunderlich Ding ist das Menschenherz, und zumal das eines alten Junggesellen, der längst auf das Glück verzichtet hat. Ja, sie hatte recht, ich war uralt geworden, steinern und verwittert wie der Granitfelsen, dessen Wand das Thal überragte.

Und hier — um jedem Mißverständnis vorzubeugen — kann ich mir auch das ehrliche Zeugnis ausstellen, daß damals wenigstens noch kein vermessener Gedanke irgend einer Art in mir lebendig geworden. Wohl ahnte ich, daß nicht alles so war, wie es sein sollte, und daß ein geheimes Zerwürfnis vorhanden, das den Frieden der scheinbar Glücklichen untergrub; aber welche Illusionen konnte ich daraus schöpfen? Und was ging mich schließlich ein fremdes Wirrsal an, das sich ebenso unerwartet lösen konnte, wie es gekommen war?

Auch am zweiten Tage mied ich das Haus am See. Mittags trieb mich mehr die mechanische Gewohnheit als der Hunger in das Wirtshaus zur Post.

Sonderbar, man hatte diesmal — denn im Freien zu speisen, schien nach dem langdauernden Regen nicht rätlich — ganz unten am Ende der Tafel für uns gedeckt, oder vielmehr alle Nachbarplätze waren leer geworden.

Einige der Gäste, die ich nach Sitte beim Eintreten begrüßte, sahen weg und schienen mich nicht bemerken zu wollen. Was lag mir daran?

Ich war schon beinahe fertig mit der eiligen Mahlzeit, als Frau Loni wirklich erschien im leichtesten Sommeranzug und den Schleier des breitrandigen Strohhutes halb über das Gesicht gezogen. Sofort flogen alle Lorgnetten, Brillen und Zwicker an die Augen und Kopf neigte sich zu Kopf nieder, um flüsternde Bemerkungen auszutauschen.

Als Frau Loni mich bemerkte, ging ein Freudenstrahl über ihr Gesicht.

„Da sind Sie ja, Doktor, ich habe gestern stundenlang auf Sie gewartet.“

Dann schwieg sie wieder und sah mich prüfend an. Ihr Wesen schien unbefangen und arglos wie zuvor, als wäre nicht eine Spur von dem neulichen Erlebnis in ihrer Erinnerung geblieben.

„Ich habe Ihnen wohl rechte Sorge gemacht neulich,“ sagte sie dann. „Die dummen Briefe. Man sollte auf dem Lande alles Störende verbannen und zuerst alle Korrespondenz, dann erst wäre man frei.“

„Haben Sie vielleicht unangenehme Nachrichten erhalten?“

„Wie man's nehmen will — unangenehm und auch wieder nicht. Mein Mann schrieb mir, daß sich ein Käufer für unser Haus gefunden und daß er die beiden Kinder Aureliens in ein Kloster thun wolle, wenn es mir recht wäre, denn Tante Bea bestehe darauf. Freilich habe ich sehr viel dagegen; weniger gegen den Verkauf, doch was die Kinder betrifft. Das Nähere erfahren Sie ein andermal. Es hängt vieles mit alten Erinnerungen zusammen; Sie begreifen, wie alles das mich aufregen konnte — aber nun ist's überwunden.“

Das Mahl darauf verlief schweigsam, besonders seitdem Frau Loni bemerkte, daß wir beobachtet wurden. Nach Tische schritten wir durch die Gartenthür, um nach Hause zurückzukehren, begafft von allen Seiten, so daß es diesmal ein förmliches Spießrutenlaufen war.

Als wir an der Wohnung angekommen beim alten Lechrainer, blieb Frau Loni stehen.

„Was hätten Sie eigentlich für den Nachmittag vor?“

„Nichts Besonderes.“

„Wollen wir nicht eine Tour in den Lärchengrund machen? An der Wolfsmühle soll es allerliebst sein.“

„Wenn Sie sich nur kräftig genug fühlen.“

„O, heute habe ich nichts zu fürchten. Vorgestern war es nur das Gewitter; Sie hatten ganz recht. — Heute werden wir keinen Regen haben.“

„Wie es Ihnen beliebt.“

Wir gingen anfangs nur langsam und mit Unterbrechungen. War auch die Luft gereinigt, so herrschte doch immer noch eine drückende Schwüle, wie häufig nach Gewittern in dieser Jahreszeit. Bleigrau hingen die unbeweglichen Wolkenmassen noch an den Bergen. Aber die Frische und der Harzduft des Waldes waren doppelt würzig, und doppelt dunkel war es unter den Föhren.

Der moosige Pfad zwischen Haselstauden und Brombeerbüschen ging allmählich bergauf, aber Frau Loni stieg rastlos vorwärts mit elastischer Kraft und Anmut der Jugend.

Als wir einen freien Bergrücken erreicht, wo sich die weite Aussicht in andere Thäler aufthat, blieb sie tiefatmend stehen.

„Sehen Sie, Doktor, wenn ich hier bleiben könnte für immer! Wie glücklich wäre ich! Sie glauben nicht, wie vergnügt und wie neugeboren ich mich hier fühle!

„Ja, die Welt ist doch schön, wenn man nur die großen Massen sieht, die Berge, die Thäler, die Wolken, aber nicht das Kleine, Beengende — und so ist es auch mit dem Menschenleben.

„Freilich, der Frühling ist lieb und herzig auch im engsten Thälchen, im ärmsten Gärtchen, auf dem baumlosesten Anger; denn ein Blümchen bringt er doch irgendwo, und wenn sich auch nur ein Käfer daran erfreut und kein Menschenauge.“

Und wieder sagte sie: „Aber das bleibt auch wahr: Das Geheimnis des Glücks liegt darin, sich allem Kleinlichen zu entschlagen und nur das Reine, Große auf sich wirken zu lassen wie am Sonntag, wo man die Wochensorgen abstreift, auch wenn man nicht die Kirche

besucht. Wozu ist das nötig, um gute Gedanken zu haben? O, wer es verstünde, überall die Chöre des Lebens zu hören, die Predigt der Wellen und Winde und das feierliche Hochamt der Freude und des Werdens — dem wäre die weite Gotteswelt ein großer Tempel und das ganze Leben eine ewige Sonntagsfeier!"

„Und was hält Sie davon ab, Ihr Leben so zu gestalten?"

Frau Loni gab keine Antwort, sondern bückte sich, um einige Waldblumen zu einem Strauß zu pflücken, Genzianen und Eriken, Sterndisteln und Farnkräuter.

„Sagen Sie, Doktor," begann sie wieder, „ich fragte schon vorhin einmal. Ich habe Sie doch wohl recht erschreckt neulich, nicht wahr? Ich habe mich recht thöricht benommen. Bitte, sagen Sie mir alles, was vorgefallen."

Ich deutete Einzelnes an, aber sie war nicht zufrieden damit. Es zeigte sich, daß sie vom Regensturm und Gewitter nicht das mindeste vernommen, so tief war ihr Schlaf gewesen. Als ich erwähnte, daß sie im Traum gesprochen, erschrak sie und wurde blaß.

„Wissen Sie alles noch, was ich gesagt?"

„Nein. Es war auch zu wenig und zu fragmentarisch. Sie nannten wohl Namen und Personen, die ich nicht kenne; aber bitte, lassen wir es ganz."

Frau Lonis Heiterkeit war von diesem Moment an verscheucht und der frühere Ernst war zurückgekehrt. „Was denken Sie nur von mir, Doktor? Ich sehe, ich muß Ihnen nun doch von meinem Leben erzählen; es ist eine Notwendigkeit, damit Sie mich nicht falsch beurteilen. Bisher habe ich mich noch niemand recht mitteilen können. Mein Mann ist nicht unbefangen genug; er brütet über seinen eigenen Gedanken und über manches lodert seine Leidenschaft heute noch auf. Doch Sie werden ja hören. Zu Ihnen habe ich ein blindes Vertrauen, ich weiß selbst nicht warum."

Und nun erzählte sie im Gehen, wenig unterbrochen von meinen Gegenfragen, mehr von ihren eigenen Betrachtungen.

Bald erreichten wir die Wolfsmühle in der tiefen Waldschlucht des Lärchengrundes. Tische und Bänke standen auf dem Moosboden. Von dem Felsen herab rauschte ein breiter Gießbach, und in den Wipfeln der Föhren klang hie und da der Ruf eines Spechtes oder eines Raben. Sonst ringsum tiefste, weltentlegene Einsamkeit und Waldesstille. Eine alte Frau aus der Mühle hatte uns Milch und Brot gebracht, verschwand aber bald wieder, als sie merkte, daß ihre Versuche, ein weitläufiges Gespräch anzufangen, wenig Entgegenkommen fanden.

Sei denn hier Frau Lonis Erzählung von Anfang an eingeschaltet.

„Andere können wohl von geliebten Eltern berichten und von einer glücklichen Jugendzeit. Davon ist uns nichts vergönnt gewesen, mir und meiner Schwester Aurelie. Wir waren schon in jungen Jahren verwaist und der Obhut eines Vormundes übergeben, der auch unser Vermögen verwaltete, während wir in einem hochangesehenen Institut erzogen wurden.

„Nach der Art, wie man uns kleidete, pflegte und behandelte, durften wir wohl schließen, einst über ein höchst bedeutendes Vermögen zu verfügen. Verzeihen Sie, daß ich diesen materiellen Punkt hier berühre; aber er ist zum Teil der Schlüssel unseres Geschicks gewesen. Es war auch in der That so, wie wir vermuteten; wir wurden wie Prinzessinnen gehalten und von der Direktrice wie den Lehrerinnen und ebenso von unseren Altersgenossen auf den Händen getragen. Sehen Sie, solche Vergötterung — und so muß ich es nennen — verweichlicht und verdirbt und erzieht zum Eigendünkel, zur Willkür, zur souveränen Laune. Aurelie, meine arme Schwester, hat es bitter genug büßen müssen. Welches Bild soll ich Ihnen von ihr machen? Die Sprache ist zu arm dafür! Es war eine herrliche, aufs Große angelegte Natur, schön wie ein Cherub, willensstark wie eine Heldin und dabei doch lenksam, hingebend und von unendlicher Herzensgüte. Ich hing mit schwärmerischer Liebe an ihr, und ihr Schicksal erklärt auch das meine. Man nannte uns unserer Zärtlichkeit halber die Zwillinge, obgleich Aurelie ein Jahr älter war als ich.

„So wuchsen wir heran. Unsere Gefährtinnen und Freundinnen verließen eine nach der anderen das Institut, aber uns wollte die Befreiungsstunde nicht schlagen; warum, das wurde erst später klar.

„Schon damals versuchte man, uns auf alle Weise zu überreden, der Welt zu entsagen und den Schleier zu nehmen; aber davon wollten wir nichts wissen. So kam es, daß das Institut uns mehr und mehr zum Kerker wurde. Wir lernten die Heuchelei, den Schein, die Lüge, mit der alles umgeben war, die in allem waltete — vor allem in der Korrespondenz nach außen — durchschauen und hassen. Die Lage wurde mehr und mehr unerträglich. Wir waren beide viel zu alt geworden, und immer noch brachte unser gestrenger Vormund neue Ausflüchte und Projekte, unsere Bildung zu vervollständigen, wie er es nannte. Wohl hatte er Grund, die Auseinandersetzung und Verantwortung seiner Verwaltung hinauszuschieben, denn er war ein ungetreuer Verwalter gewesen.

„Endlich schlug die Stunde der Befreiung. Aurelie erhielt — ich glaube durch Vermittelung einer Leidensgefährtin, die unsere Lage kannte — einen Heiratsantrag von einem uns gänzlich Unbekannten. Gleichwohl nahm Aurelie den Antrag blindlings an. Können Sie das begreifen, sich dem ersten besten hinzugeben, nur um die Freiheit zu gewinnen und dem Gefängnis zu entgehen? Ich begriff Aurelie wohl und segnete ihren Entschluß.

„Uebrigens war dieser erste beste ein hoher Offizier in der kaiserlichen Armee, ein würdiger Mann von dreißig Jahren. Ich freilich mochte ihn von allem Anfang nicht leiden, weil er mir meine Aurelie, meinen Abgott, raubte; aber was kam auf so thörichte Grillen einer Unerfahrenen an? — Major von P. nahm sich unserer Angelegenheit an und war bereit, uns beide zu entführen, wenn unser Vormund noch länger Schwierigkeiten gemacht oder seine Einwilligung zur

Heirat versagt hätte. Dazu kam es nicht; aber es zeigte sich nun, daß das fürstliche Vermögen, worauf wir Anwartschaft zu haben glaubten, nur ein schöner Traum war. Unser Vormund war nicht reicher geworden, aber er hatte mit unserem Gut spekuliert und den größten Teil verloren. In der Folge der Untersuchung erhielt er mehrjährige Festungshaft, wo er bald darauf gestorben ist. Indes waren auch die Reste unseres Vermögens noch bedeutend genug, um uns ein bequemes, sorgenfreies, ja glänzendes Leben zu sichern.

„Das alles hatten wir der Energie des Majors von P. zu verdanken, und wir ehrten ihn, ja wir schwärmten für ihn als unseren Befreier, Erlöser und Retter. Und so kam es denn zur Verbindung. Die Hochzeit in der schönen Kaiserstadt an der Donau war im Kreise größtenteils fremder Menschen eine stille, aber freudige und verheißende. Und nun begann ein neues Leben für uns, ein rauschendes Leben voll Glanz und Farbe und unerschöpflich an Zauber und Abwechselung.

„Freilich dauerte diese wolkenlose Seligkeit nur kurze Zeit. Ich will Ihnen keinen Roman erzählen, könnte es auch nicht, da mir das meiste aus dem Gedächtnis entschwunden ist. Daß ich es zusammenfasse: Aurelie war nicht so glücklich geworden, wie sie gehofft und wie sie verdiente; denn es schien doch so, als ob sie nur des Vermögens halber genommen worden wäre, vielleicht wähnte sie es auch nur. Ich lebte damals bei ihr und war die einzige Vertraute ihrer Klagen, die mich erbitterten und meinen anfänglichen Widerwillen gegen den Major nur verschärften.

„Der Major von P., um auf seinen Charakter zurückzukommen, war kein unedler Mann, aber hochfahrend; uneigennützig, aber herrschsüchtig, streng, stets zurechtweisend und belehrend; in allem ein Ehrenmann, der aber Aureliens Wesen nicht verstand. Im Institut hatte sie befehlen gelernt, hier sollte sie gehorchen und sich fremdem Willen beugen. In seiner schroffen Weise sagte der Major ganz offen, er werde diesen Prinzessinnenlaunen ein Ende machen; aber damit weckte er Aureliens Selbstgefühl und verletzte ihren Stolz, auch mich zugleich, da ich stets die Partei meiner Schwester nahm.

„Damals lernte ich die Männer hassen und den Mammon verachten, der uns zur unpersönlichen Ware, zur begehrenswerten Beute berechnender Werber macht.

„Auch als die Ehe mit Kindern gesegnet ward — es kamen zwei Töchter — gestaltete sich das Verhältnis nicht besser, wenn es auch vor der Welt möglichst verheimlicht wurde. Man machte ein großes Haus, man ging auf Reisen, man suchte sich in Zerstreuungen zu betäuben und zu vergessen, und einen Sommer lang glückte es nach Wunsch.

„In jenen Tagen nahten sich auch mir wohl manche, und ich hätte eine reiche Wahl gehabt, wenn ich mich hätte entschließen können; aber ich verabscheute die Männer, weil ich sie alle nach Aureliens Mann beurteilte, weil ich sah, wie unglücklich sie geworden war. Nicht wahr, eine Täuschung? und doch so erklärlich für eine Unerfahrene. Damals schon, es war in einem der böhmischen Bäder, das wir schon im April aufsuchten, näherte sich mir unter anderen auch Hermann D. Erlassen Sie mir das Einzelne.

„Ich hatte das dunkle Vorgefühl, daß er nicht zu mir passe und daß ich ihm doch nicht entrinnen könne — ein sonderbarer Zwang. Das verdroß mich in meiner Freiheit und machte mich abstoßend gegen ihn, der es treu und ehrlich meinte. Wir schieden voneinander, nachdem ich jeder Erklärung seinerseits ausgewichen.

„Gleichwohl kam die Entscheidung noch im Laufe desselben Jahres. Auf derselben Reise, die sich nach Prag ausdehnte, wohin militärische Pflichten meinen Schwager riefen, lernten wir einen Kavalier kennen, der bald unser unzertrennlicher Gesellschafter wurde, wohl mehrere Wochen lang; eine elegante Erscheinung von vollendeter Weltläufigkeit, von liebenswürdigsten Umgangsformen und von ältestem Adel. Wir waren beide wie geblendet und gaben uns arglos dem Zauber seiner Persönlichkeit hin. Alle Welt, auch mein Schwager, bezog die Huldigungen des Grafen M. auf mich, und ich ließ sie mir gefallen, ja ich fühlte mich glücklich, ihn unter meine Verehrer zu zählen; und hätte er damals ein Wort gesprochen, gewiß wäre meine thörichte Männerscheu unterlegen — ach, das sagt noch zu wenig. Die strahlende Hoffnung, eine Gräfin zu werden und wieder den höchsten Kreisen anzugehören, wie unsere Eltern, hatte etwas Berauschendes, etwas Erhebendes für mich.

„Dazu die Persönlichkeit des Grafen selbst. Er war ein belebender Gesellschafter, ein geistreicher Weltkenner, der ganz Europa gesehen, sich an allen Höfen bewegt — kurz das Ideal eines Mannes, wie es sich ein Mädchenkopf in stillen Träumen der Sehnsucht ausmalen mag. Mein Schwager, der Major, begünstigte in jeder Weise seine Annäherung und bestärkte unsere, wie soll ich sagen, unsere Schwärmerei für den bevorzugten Liebling der Gesellschaft. Was auch immer nachher kam, ich lasse mir meine Ueberzeugung von der Lauterkeit und Reinheit seiner damaligen Absichten auch heute noch nicht rauben, sie wird mich begleiten bis an mein Lebensende. Was unser Verhältnis betraf, doch von einem solchen kann ich kaum reden, denn es führte zu keiner Erklärung; warum — das blieb damals unbegreiflich. Denn seine Aufmerksamkeiten und Huldigungen gegen uns beide hatten von Anfang an eine Form, daß alle Welt mich als seine Erkorene betrachtete und mich mit Glückwünschen überhäufte, allerdings mit Ausnahme meiner Schwester Aurelie, die mir ein so glänzendes Glück nicht zu gönnen schien, und ich kann ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie durch oftmalige Dazwischenkunft seine Erklärung vereitelte, wenigstens schien es mir so.

„So reisten wir ab, aber der Graf gab uns das Versprechen, bald nachzukommen. Die Verhältnisse in Wien widerten uns an, obgleich das Leben bewegter und geräuschvoller war als je, denn wir lebten im Frühjahr 1866. Was kümmerten uns die politischen Verwicklungen und bedrohlichen, nein damals ruhmvollen Aussichten.

„Wir beide, meine Schwester und ich, lebten von unseren Erinnerungen und sehnten uns nach Böhmen

und Prag, ich wenigstens machte gar kein Hehl daraus.

„Aurelie war dabei meist schweigsam, doch zerstreut und von innerer Unruhe, dann wieder stürmisch und leidenschaftlich, mit einem Wort total verwandelt.

„Freilich bemerkte ich dies erst allmählich. Zuerst fiel mir auf, daß sie gegen ihre Gewohnheit unordentlich und nachlässig geworden war. Sie verlegte häufig ihre Sachen; ihre Lieblingsneigungen zur Musik und Blumenmalerei schienen völlig verschwunden. Ein längeres Gespräch mit ihr war nicht zu führen, denn sie war wie geistesabwesend, kurz sie hatte ein Geheimnis und zum erstenmal vor mir. Bei näherer Beobachtung kam ich dahinter, daß sie eine heimliche Korrespondenz führte.

„Ein schrecklicher Verdacht bemächtigte sich meiner, aber ich schwieg, denn ich liebte sie so innig, daß mir alles recht und entschuldbar erschien, was sie that. Daß eine Entfremdung zwischen den Gatten eingetreten, wußte ich wohl, aber dies war ja schon lange der Fall, und ich legte kein Gewicht darauf.

„Eines Tages — es war zwar nicht um die Weihnachtszeit, wo man sich einschließt, um Ueberraschungen vorzubereiten, aber ein ähnlicher Grund, ich glaube ein Geburtstag, ließ uns die gleiche Vorsichtsmaßregel wählen — trat mein Schwager unvermutet durch eine Tapetenthür herein, die offen geblieben war. Da versteckte Aurelie rasch einen Brief, an dem sie geschrieben. Der Major that so, als bemerke er nichts, aber seitdem wurde er aufmerksam.

„Einige Tage später, wir waren gerade bei der Toilette, um uns zu einer großen Soirée beim französischen Gesandten anzukleiden, klagte Aurelie, daß sie den Schlüssel zu ihrem Schreibtisch verloren.

„Ich schöpfte gleich Verdacht und eilte in ihr Zimmer hinüber, um dort zu suchen. Als ich eintrat, saß der Major am Fenster und hielt das Gesicht mit der Hand bedeckt. Was wollte er in diesem Raum, den er fast niemals betrat?

„Als ich sichtlich erschrocken wieder hinaus wollte, sah er mich einen Augenblick mit durchdringendem Blick schweigend an. Dann stand er auf, wie um zu gehen.

„An der Thür wandte er sich noch einmal um und zu mir. ‚Loni,‘ sagte er, ‚du kennst deine Schwester und hast mehr Einfluß auf sie, als irgend ein anderer. Ich will hoffen, daß Aurelie nie vergißt, was sie meinem Namen schuldig ist. Sie hat mir ein Vermögen eingebracht, ich aber eine fleckenlose Ehre, das ist mehr wert, wenn man es wägen will. Habe die Augen offen, du bist die Besonnene, sie ist die Leichtgläubige, die Verblendete. Hier ist auch ein Schlüssel, den ich gefunden habe.‘

„Dann ging er. Sie können sich vorstellen, welcher Sturm mich durchbebte in den ersten Minuten. Dann eilte ich zu dem Schreibtisch und öffnete. Auf den ersten Blick war nichts Verdächtiges zu sehen, endlich fiel mir eine Mappe in die Hand, und sofort fand ich den bewußten Brief von neulich.

„Es waren Zeilen trostloser Verzweiflung und glühender Leidenschaft. Das Blut erstarrte mir bei dieser Entdeckung.

„‚An wen ist dieser Brief und wer hat ihn geschrieben?‘ fragte plötzlich der Major, der zurückgekommen war und mir über die Schulter sah.

„Ich weiß nicht, welche Eingebung mir kam. ‚An den Grafen M. ist er und ich habe ihn geschrieben!‘ rief ich und konnte das wagen, denn unsere Handschriften waren zum Verwechseln ähnlich.

„‚Lüge nicht, Loni!‘ rief Aurelie, die mir gefolgt war und in der offenen Thür stand. ‚Den Brief habe ich geschrieben!‘ Und so zerstörte sie meine Absicht, sie zu retten.

„‚Das wagst du mir zu sagen!‘ begann nun der Major und trat ihr näher.“

„‚Ja und noch mehr!‘ rief die Erbitterte, die nun sich selbst und alles vergaß. ‚Es braucht nun nichts mehr verschwiegen zu werden, da ich von Spähern und Spionen umgeben bin. Ich kann nicht mehr mit dir leben. Das Maß meines Unglücks ist voll. Beschließe, was du für gut befindest!‘

„‚Stehen die Dinge so?‘ sagte der Major ganz ruhig, ‚unglücklich sollst du nicht werden. Wir sind evangelisch, und der Scheidung wird nichts im Wege stehen. Nur hättest du früher reden sollen, bevor du meine Ehre auf das Spiel gesetzt.‘

„‚Das ist nie geschehen. Beschimpfe mich nicht!‘

„‚So — und dieser Brief?“

„‚Ist mein einziges Verbrechen. Ein anderer Verkehr hat nie zwischen uns stattgefunden. — Wäre mir meine eigene Ehre nicht heilig, so hätte es früher schon zur Entscheidung kommen können. Ueber meine Person wollte und konnte ich nicht früher verfügen, als bis ich frei bin.‘

„‚Das sollst du werden, Verblendete!‘ sagte der Major und ging hinaus.

„Nach einer Weile kam er zurück und legte ein Paket auf den Tisch.

„‚Hier ist dein eingebrachtes Vermögen ohne Abzug. Geh und reise ab, so bald als möglich. Ich verzichte auf alles Glück fortan, aber das kann ich verlangen, daß du in diesem Hause nicht bleibst — nicht eine Nacht mehr. Die Kinder behalte ich, bis über deine Zukunft entschieden ist. Wird der Graf dein Gemahl — all right! Dann versuche, glücklich zu sein, und ich wünsche, daß dir jede Reue erspart bleibe. Betrügt er dich, so werde ich mit ihm abrechnen. Lebe wohl!‘

„In jenem Augenblicke ist mir der Mann wahrhaft groß und erhaben erschienen, und ich habe ihm im Herzen alles Unrecht abgebeten, was ich ihm angethan.

„Noch in jener Nacht ist Aurelie abgereist. Ich blieb bei den Kindern; es vergingen bange Tage und Wochen — keine Zeile Nachricht, obgleich es mir Aurelie versprochen.

„Somit war es klar geworden: Wir hatten beide den Grafen geliebt — unzertrennlich wie Zwillinge in unserer Abneigung gegen den Major, so auch in der Liebe, die zum erstenmal über uns gekommen. Ich ergab mich damals leicht in die Entsagung, galt es doch Aureliens Glück, meiner einzigen. Ja, ich hätte ohne Bedenken ihre Korrespondenz vermittelt, ihr gönnte ich alles, alles und vergaß gern meine eigenen Wünsche. Nie

habe ich ihr den leisesten Vorwurf zu machen gewagt, auch nachher nicht, als es ein so trauriges Ende nahm. Doch das war damals nicht vorauszusehen.

„Unerwartet kam der Ausbruch des Krieges und der Ausmarsch nach Böhmen, auch mein Schwager mußte fort. In welcher Angst ich lebte bei der bloßen Vorstellung der Möglichkeit, daß gerade dort, wo die eisernen Würfel fielen, auch Aurelie mit ihrem Gatten und er mit dem Grafen zusammentreffen könnte, spottet aller Beschreibung.

„Nichts von jenen Befürchtungen traf ein, aber Schlimmeres. Schon als ich einige Hoffnung gefaßt, daß sich alles friedlich lösen werde, kam ein mit Bleistift geschriebener Zettel aus Prag — es war die Hand Aureliens und nur ein paar Zeilen:

„‚Holet mich, oder ich gehe zu Grunde. Graf M. ist ein Unwürdiger, der nur ein nichtswürdiges Spiel mit mir getrieben. Er hat mich zurückgestoßen. Er behauptet zwar, seine Absichten hätten dir allein gegolten, aber das ist nur eine Ausrede seiner Feigheit, seiner Furcht vor meinem Mann. O, wie schmerzlich sind mir die Augen aufgegangen, du Reine, du Gute, du teure Schwester. Wie eine Heilige stehst du über mir! Schreibet ein Wort, kommet, mich zu holen, oder ich muß sterben. Eine Woche will ich warten.‘

„Die Nachricht aber war schon älter als eine Woche und nur auf weiten Umwegen zu uns gekommen. Ich sah alles verloren und möchte nicht noch einmal jene Zeit der Thränen und Verzweiflung durchleben, ohne Freund, ohne Ratgeber und Beistand.

„Was sollte ich thun? Hinreisen war unmöglich. Alle regelmäßige Verbindung hatte aufgehört und die Straßen waren voll Truppen. Und dann kam Schlag auf Schlag, Schlacht auf Schlacht und der traurige Tag von Königgrätz. Auch mein Schwager, der Major v. P., war unter den Gefallenen. Ich stand nun ganz allein mit den Kindern, den verwaisten.

„Glücklicherweise kam der Friede rascher, als irgend jemand hoffen konnte. Ich that die beiden Kinder zu fremden Leuten und machte mich auf die Reise. Glauben Sie mir, das war nichts Kleines für eine Schutzlose, und welche Gefahren, welches Wirrsal, welche Schrecken mir abratende Freunde im voraus ausmalten, davon lassen Sie mich schweigen.

„Wider alle Erwartung ging alles besser, als ich gefürchtet. Der Name meines Schwagers und die Gesellschaft von Krankenpflegerinnen und barmherzigen Schwestern, denen ich mich anschloß, ebneten alle Schwierigkeiten.

„Ich kam glücklich nach Prag, aber keine Spur von der Unglücklichen war aufzufinden. Die Leute, wo sie gewohnt, arme ehrliche Handwerksleute, sprachen von ihr mit Herzlichkeit, ja mit einer Art Ehrfurcht, aber von der eigentlichen Ursache ihres Dortseins wußten sie nichts. Eines Morgens sei sie plötzlich abgereist, aber am Tage zuvor habe sie von *bad gesprochen, von demselben, wo wir noch im letzten Frühling gewesen.

„Dies Wort entschied. Was sie dort suchen konnte, war mir rätselhaft. Ob sie die Stätten noch einmal sehen wollte, wo wir so glücklich gewesen, ob sie sich vor der Welt verbergen oder nur die Spur ihrer Flucht verwischen wollte, wer konnte es wissen, sie hat es uns auch später niemals eingestanden.

„Ich machte mich auf den Weg, trostlos und ohne Hoffnung, sie zu finden.

„Den ersten Tag über irrte ich in dem so anmutigen Badeort, der in diesem Sommer unbelebt und einsam war, ratlos umher.

„Ich ließ mir die Listen im Kurhaus aufschlagen — keine Spur von der Verschwundenen. Statt dessen aber fand ich den Namen Hermann D., der seit dem Frühjahr geblieben und noch im Hotel T. wohnte.

„Als ich in die Nähe desselben kam, sah ich den alten lieben Bekannten wirklich über die Promenade schreiten; aber auch er hatte mich erkannt, erschrak und entwich.

„Jetzt war es mir klar, daß er etwas wissen mußte. Ich nahm sofort im selben Hotel Wohnung und wartete bis spät in die Nacht auf ihn. Endlich erschien er.

„‚Warum entfliehen Sie mir? Sie wissen von meiner Schwester. Wo ist sie? Ich gehe nicht wieder von dannen, bis ich Aufklärung erhalten und wäre es das Entsetzlichste!‘

„Hermann D. war, wie ich sogleich bemerkte, selbst tief erschüttert und von Mitleid mit mir bewegt.

„‚Trösten Sie sich,‘ sagte er, ‚Aurelie lebt; ich hatte ihr schwören müssen, niemand ihren Aufenthalt zu verraten, auch keinen ihrer Angehörigen zu ihr zu lassen. Nun können Sie denken, wie ich erschrak, als ich heute nachmittag Ihrer ansichtig wurde. Ich habe inzwischen Aurelie gesprochen und sie hat mich jenes Schwurs entbunden. Morgen werde ich Sie zu ihr führen.‘

„Und nun erzählte er ihre letzte Leidensgeschichte, wie er dabei beteiligt wurde. Er war das ganze Frühjahr wie auch den Sommer über in *bad geblieben, teils weil eine Anverwandte angekommen, die er wie eine Mutter verehrte, teils auch, um seine Landschaftsstudien in den Wäldern fortzusetzen. Auf einer dieser Streifereien befand er sich einen ganzen Tag über auf der steilen, basteigleichen Felsenhöhe des *kulms, jenes berühmten Aussichtspunktes. Kaum nannte er diese Stelle, als mir einfiel, daß uns dort im April schon auch Graf M. zum erstenmal entgegentrat und sich uns vorstellte. Das habe ich vorhin vergessen zu sagen, denn von dort erst begleitete er uns nach Prag.

„Dort im Abendzwielicht, so fuhr Hermann fort, habe er urplötzlich eine bleiche, verhärmte Frau bemerkt, dicht am Abgrund. Sie mußte sich allein glauben, denn sie sprach laut. Was sie dort gewollt, ob sie sich von der steilen Höhe hinunterstürzen wollte, ob sie von Delirien in diese Oede hinausgetrieben, ließ er mich nur erraten; ich zwar weiß von ihr selbst, er hat sie mit eigener Lebensgefahr aus dem Abgrund gerettet; sie erkannte ihn damals ebensowenig wie er sie. Nur mit vieler Mühe konnte er sie dann bewegen, ihm zu folgen, und noch am selben Abend hat er sie zu seiner Verwandten gebracht, die die Reuige und Vernichtete mit offenen Armen aufnahm.

„Dort war sie noch und dort sah ich sie am anderen Morgen auf dem Krankenlager wieder. Ersparen Sie

mir die Scene dieses Wiedersehens. Welches Jammerbild war aus der schönen, gefeierten Frau geworden.

„Erst nach mehreren Tagen stand sie mir Rede und Antwort. Sie wußte von dem Tode ihres Mannes bereits und hielt sich für schuldig, ihn ins Verderben getrieben zu haben.

„Das waren freilich nur Wahnbilder, aber sie wollte niemals mehr in die Heimat zurück, sie wollte nur sterben; und wenn wir ihr zuredeten, trieb sie uns von ihrem Lager fort. Am heftigsten war sie gegen mich und dann wieder von einer Weichheit, Zerknirschung und Demut, als wenn sie mir ein schweres Unrecht abzubitten hätte.

„Es vergingen mehrere Wochen, ja Monate. Die Selbstaufopferung wie die Hingebung Hermanns und auch seiner Tante Bea — Sie erraten wohl, daß von dieser die Rede — rührten mich damals tief. In jenen leidvollen Tagen lernte ich unseren Pfleger und Beschützer als einen zuverlässigen, edelgesinnten und geistig hochstehenden Mann schätzen, und mein erstes warnendes Vorgefühl war völlig verschwunden.

„Nur langsam genas Aurelie und war schließlich bereit, uns wieder in die Heimat und zu ihren Kindern zu folgen.

„Zu dieser Rückreise aber kam es nicht so schnell; Sie können erraten weshalb.

„Ich vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, mich von unserem Schützer wieder zu trennen. Ohne es zu wissen, hatte ich ihn liebgewonnen. Und ohne zu warten, bis er den Mut gefaßt, seine frühere stumme Frage zu wiederholen, hing ich eines Tages an seinem Halse. Seine Treue und Sorge hatte es über mich gewonnen, und so bin ich sein Weib geworden."

Frau Loni schwieg einen Augenblick und ließ mir Zeit zu der Bemerkung, daß auf solche Weise aus dem schweren Unglück ihrer Schwester eigentlich ihr Glück aufgeblüht sei.

„Da sagen Sie ein wahres und schweres Wort," erwiderte sie mit tiefem Atemzug. „Aus Herzeleid hat mein Glück begonnen, und diesen Zug hat es behalten bis heute. Gleich anfangs gab es eine wunderliche, ja peinliche Auseinandersetzung. Als ich Hermann meine Neigung gestanden, sah er mich lange wie ein Verwunderter an, der an sein eigenes Glück nicht glauben konnte und wollte.

„‚Wie ist das möglich, Loni,' rief er. ‚Ich denke Ihr Herz gehört einem anderen.'

„Offenbar meinte er den Grafen, denn die Vorgänge in Prag waren ihm kein Geheimnis geblieben, aber ich konnte ihm mit freier Stirn sagen, daß jener Traum für immer erloschen.

„Welches Mädchenherz hat nicht dergleichen Jugendillusionen zu beklagen. Aber es war nicht par dépit, daß ich jetzt mich ihm zugewandt, es war ehrliche, tiefe Liebe zu dem edlen, erprobten Mann. Er glaubte meinen Versicherungen auch — glaubte damals," setzte sie halb tonlos hinzu. Dann wie aus trübem Sinnen sich aufraffend, fuhr sie fort:

„Wo bin ich stehen geblieben? Ja, wie so häufig ein Glück unerwartet zum anderen kommt: in jenen Tagen erhielt Hermann seine ehrenvolle Berufung nach S. Und so zogen wir dorthin, nachdem der Hausstand in Wien aufgelöst war. Die Kinder wurden in ein bewährtes Institut gethan, wo sie heute noch sind. Aurelie lebte fortan bei uns, auch Tante Bea, und so schien denn nach einem halben Jahre unsere ganze Existenz in ein neues ruhiges Geleise gebracht zu sein.

„Aber diese Ruhe war nur eine scheinbare. Aurelie kränkelte seitdem wie eine langsam welkende Blume. Unter Tante Beas Einfluß war sie in der letzten Zeit eine Fromme geworden; täglich besuchte sie die Kirchen, vorzugsweise katholische, auch Geistliche kamen in das Haus, und ich ließ sie gewähren, gehörte doch auch mein Gatte demselben Glauben an.

„Eines Tages kam Aurelie kränker als jemals aus der Kirche zurück; sie hatte den Grafen M. an der Seite einer schönen Dame vorüberfahren sehen; wie wir später erfuhren, war es seine junge Gemahlin aus vornehmem Hause und beide auf der Hochzeitsreise.

„Seit diesem Augenblick waren ihre Stunden gezählt, und noch am Abend desselben verhängnisvollen Tages schloß Aurelie ihre Augen für immer.

„Das ist die Leidensgeschichte meiner armen Schwester, Gott gebe ihr die ewige Ruhe im Frieden; sie hat ihre einzige Verirrung schwer genug büßen müssen."

Frau Loni schwieg. Auch mir gab der Verlauf dieses tragischen Geschicks vieles zu denken und zu zweifeln, blieben doch Lücken und Widersprüche genug übrig, die von der Erzählerin nur flüchtig berührt worden waren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Ameisen.

Von

Ernst Doges.

An ihren Werken sollt ihr sie erkennen. So heißt es im Buch der Bücher. Und das hat recht. Die Arbeit verrät das Talent. Das Wissen und Können steckt im Werke. Fähigkeit und Intelligenz offenbart sich in der Leistung. So ist es im Menschenleben und nicht anders im Leben der Tiere.

Was die Ameisen an Thaten und Werken vollbracht, das war von jeher Gegenstand der eifrigsten Beobachtung. Die Weisen der Kulturvölker des Altertums, die Naturforscher aller Zeiten berichten von deren Treiben. Wie Helden, Völker und Staaten fand auch das Volk der Emsen seine Lobredner. Schon Salomon, der Weise des Alten Bundes, sowie Hesiod, Aristoteles, Plato, Cicero, Plautus, Horaz, Virgil, Plinius, Plutarch priesen die Ameisen wegen ihrer hohen Intelligenz, wegen ihres nachahmungswerten Fleißes und ihrer vorsorglichen Umsicht. Das Wissen der Alten ging indes wieder verloren im Mittelalter. Erst die

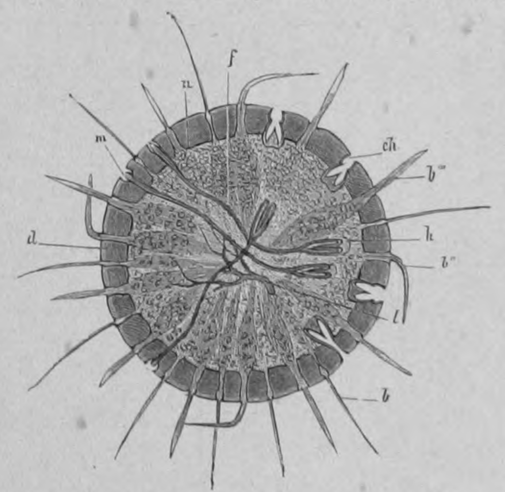
nachfolgenden Jahrhunderte bereicherten unsere Kenntnis über das Leben und Treiben der Emsen, als ein Swammerdam, Leuwenhoeck, De Geer und Bonnet sich mit ihrem Studium befaßten. Aus neuerer Zeit sind besonders zu nennen: Heer, Lespés, Lubbock, Huber, Forel, Moggridge, Bates, Wallace, Mac Cook u. a.



Transport eines Ungehorsamen (S. 707).

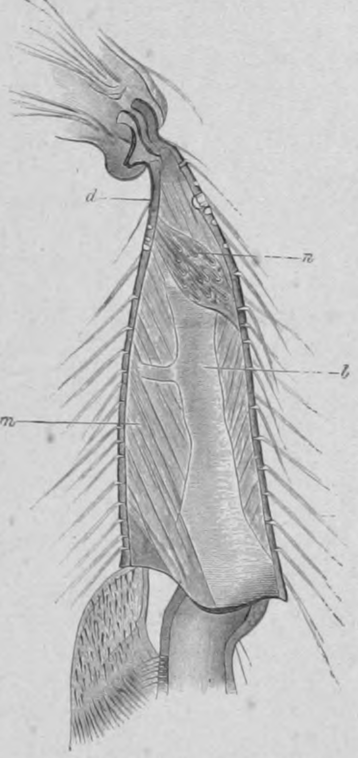
Zahlreich, aber ungleichwertig sind die Beobachtungen aus dem Leben der Ameisen. Nicht immer ist es das Resultat nüchterner Beobachtung, was wir lesen, vielfach ist es das der gefälligen Phantasie. Sie unterstellt den Handlungen der Ameisen dann Beweggründe, Empfindungen und Gefühle, wie sie der Mensch unter ähnlichen Umständen haben würde.

Abgesehen von solchen Anthropomorphosen haben wir es mit den intelligentesten Vertretern der Gliedertiere zu thun. Das sieht man ihnen freilich nicht an. Der unscheinbare Körper, zum Wegblasen winzig, ist weder durch Form, noch durch Farbe ausgezeichnet. Er ist, wie auch seine Anhänge, gegliedert. Wir unterscheiden Kopf, Brust und Hinterleib. Der Kopf trägt als gegliederte Anhänge drei Paar Mundwerkzeuge. Außerdem ist er Träger der vornehmsten Sinneswerkzeuge. Augen und Fühler haben in unmittelbarer Nähe des Zentralgehirns ihren Platz gefunden. Die Brust besteht aus drei Ringen: Vorder-, Mittel- und



Kombinierter Querschnitt durch den Fühler einer Ameise (S. 707).
In der geschichteten Fühlerdecke d liegen Sinnesborsten von den drei verschiedenen Formen b' b'' b'''. An sie hinan treten die Ganglienzellen n der Nervenfasern des Fühlernervs. ch Champagnerpfropfenförmige Organe. f Flaschenförmige Organe; m deren Mündung, h deren blaßgewebige Hülle. l Luftröhre. Den Binnenraum des Fühlers füllt besonders Muskel- und Nervengewebe aus.

Hinterbrust. Jeder Brustring trägt ein Beinpaar und, wenn vorhanden, Mittel- und Hinterbrust je ein Flügelpaar. Der gegliederte Hinterleib ist ohne Anhänge. Er ist bei gewissen Ameisenarten aber mit einem Stachel bewehrt. Von all diesen äußeren Organen sind die Oberkiefer und Fühler die wichtigsten. Die Kiefer dienen dem Tiere als vielfältiges Arbeitsgerät. Es gebraucht sie zum Beißen, Zwicken und Zerreißen, zum Sägen, Schneiden und Feilen, zum Glätten, Graben und Eggen; es bindet, festigt und löst mit ihnen; es weiß sie als Kelle und Schaufel, wie Hände zum Tragen und als Hacke und gefürchtete Kampfeswaffe zu verwenden. Ohne dies Universalinstrument ist die Ameise machtlos, ein Spielball der Zufälle, wie das steuer- und segellose Schiff auf sturmbewegter See. Ebenso unentbehrlich scheinen die Fühler zu sein. Wer das lebhafte Spiel derselben beobachtet, wenn Ameisen einander begegnen, der kommt sogleich auf die Vermutung, daß sie ein wichtiges Sinnes- oder Kommunikationsorgan sein müssen. Wahrscheinlich dienen die Fühler auch verschiedenen Funktionen. Vornehmlich als Tastorgane im weitesten Sinne des Wortes. Wie der Blinde sich auf sein Gefühl, so verläßt sich die Ameise auf ihre Tastempfindung, wenn das Auge nicht ausreicht. Sodann hält man die Fühler für Mitteilungsorgane. Daß Tiere, welche wie die Ameisen ein kompliziertes Staatenwesen mit weitgehender Arbeitsteilung bilden, ein Mitteilungsvermögen besitzen, ist wohl anzunehmen. Aber Sitz, Umfang und Natur desselben ist unbekannt. Aus zahlreichen Handlungsweisen der Emsen schließen wir nur, daß sie sich anscheinend mittels der Fühler über ein wichtiges Ereignis verständigen, von einer interessanten Entdeckung sogleich Kunde geben, daß sie sich zum Beistande und zur Hilfeleistung wie zu gemeinsamer Arbeit herbeiholen. Beunruhigt man Ameisen, welche am Rande ihres Nestes sich aufhalten, so eilen sie alsbald in das Innere ihrer Wohnungen und sogleich ist in dem ganzen Staat Aufruhr. Oder legt man ein Stückchen Zucker dorthin, das eine einzelne Emse findet, so plackt sie sich eine Zeitlang damit ab, rennt aber davon und kehrt mit hilfeleistenden Genossen zurück, wenn ihr die süße Last zum Transporte zu schwer ist. Ja, Forel will sogar beobachtet haben, wie ein Signal, welches den streitenden Ameisenkolonnen überbracht



Das Schienbein einer Ameise im Längsschnitt.
d Decke. l Luftröhre. n Nervenendungen. m Muskeln.

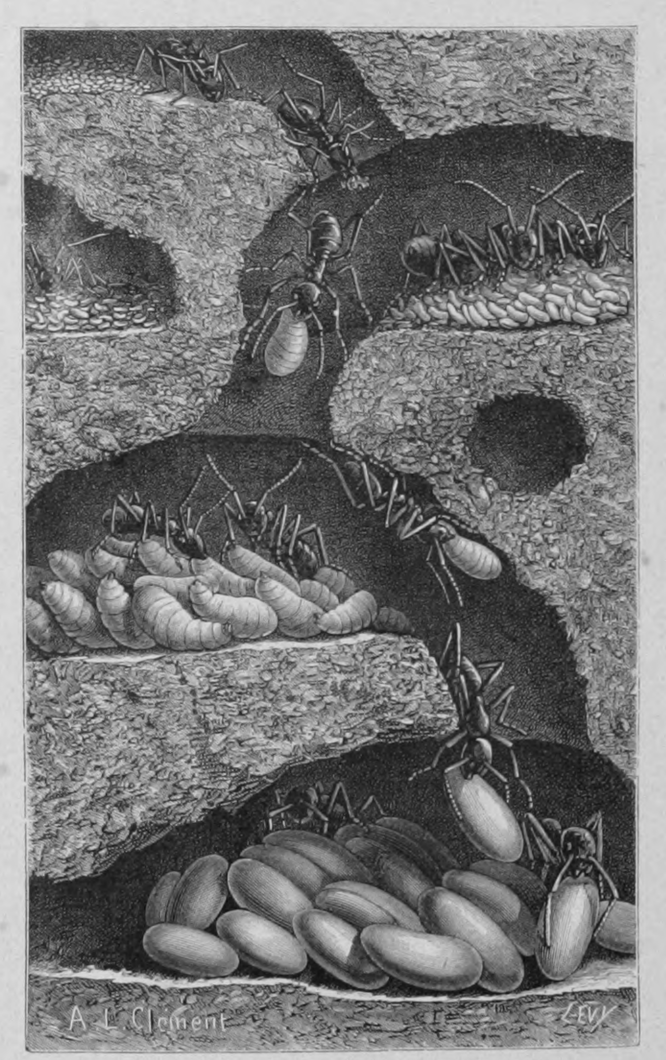
wurde, augenblicklich eine taktische Aenderung der Kampfesweise hervorrief. Zuweilen folgen indes die Tiere nicht der Mitteilung ihres Kameraden. Dann unterläßt dieser alle zeitraubenden Nötigungen und packt, wie André erzählt, einfach den Unverständigen nach Katzenmanier und trägt ihn an den Ort seiner Bestimmung (S. 705). Ist die Reise beendet, so kehren Träger wie Getragener wieder heimwärts und holen in derselben Weise neuen Nachschub, bis genügende Kräfte für die jeweilige Arbeit zur Stelle sind.

Aber nicht bloß als Tast- und Mitteilungsorgane, auch als Geruchs- und Gehörwerkzeuge hat man die Fühler angesprochen. Daß die Ameisen riechen, lehrt die Beobachtung und das Experiment. Aber ihre Nase kennen wir nicht. Man vermutet sie in eigentümlichen Nervenendigungen der Fühlerdecke. Fünf verschiedene solcher Organe unterscheidet Forel. In umstehender Figur (S. 705) habe ich dieselben zu zeichnen versucht. Wir erkennen zunächst lange, feine Haare, dann dolchartige und stark gekrümmte blasse Borsten, ferner champagnerpfropfenförmige Gebilde und endlich flaschenartige Organe mit langem gewundenem Halse. Am seltsamsten erscheinen die letzteren. Zahlreich im letzten Fühlergliede liegend, münden sie mit ringförmiger Oeffnung



Eier, Larve und Puppe (S. 710).

an der Fühleroberfläche. Was die Dinger eigentlich vorstellen, ist unerwiesen. Während sie die einen für Geruchs- oder Gehörwerkzeuge halten, glaubt Kräpelin in ihnen Drüsen zu erblicken. Ob sie mit Nervenfasern in Verbindung stehen, ist nicht deutlich erkennbar. Deshalb bleibt ihre Funktion auch einstweilen streitiger Natur. Was sonst ihr Vorkommen anbetrifft, so treten diese sonderbaren Organe nicht bloß in den Ameisenfühlern auf, wie André [1]) meint, sondern auch bei anderen Hymenopteren. Die Borsten stehen mit ganglionösen Nervenendigungen in Verbindung (S. 705).



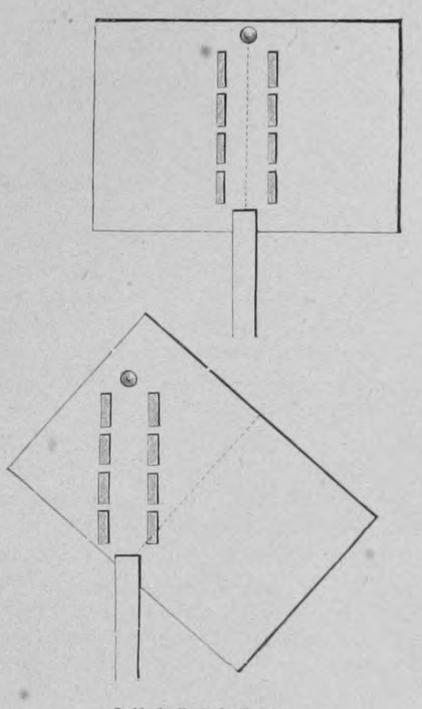
Inneres einer Ameisenhöhle. Ordnung der Eier (S. 710).

Der Gesichtssinn scheint nicht sonderlich bei den Ameisen entwickelt zu sein. Freilich verwunderlich genug, wenn man bedenkt, daß sie über zwei große Facettaugen mit Tausenden von Facetten und drei einfache Stirnaugen verfügen. Wir kennen übrigens auch augenlose Ameisen, die also vollständig auf die Tast- und Geruchswahrnehmung angewiesen sind. Trotz des schwachen Gesichtssinns können die Tiere aber Farben unterscheiden. Wie Lubbock berichtet, der hierüber interessante Experimente anstellte, haben die Ameisen ein anderes Farbenunterscheidungsvermögen als wir. Sobald helles Licht in ihre aufgedeckten Nester fällt, flüchten sie mit Larven und Puppen in das Dunkele. Nahm nun Lubbock farbige Tafeln, so unterschieden sie die Farben, welche ungleich auf die Tiere wirkten. Die violetten Gläser, welche für unser Auge fast undurchsichtig sind, wirkten wie helles Licht. Dieselbe Wirkung hatten ultraviolette Strahlen, die wir überhaupt nicht sehen. Dahingegen wähnten die Tierchen sich in Dunkelheit unter den gelben und grünen Glasplatten, welche uns hell, ihnen also dunkel erscheinen.

Der Gehörsinn ist bei den Ameisen nicht sicher erkannt. Die darauf bezüglichen Experimente ergaben negative Resultate. Allein wie die Ameisen Lichtschwingungen empfinden, die uns unzugänglich sind, so mögen sie auch Schallwellen empfinden, denen unser Ohr verschlossen bleibt. Die Ohren der Tiere verlegen die einen in die alles leistenden Fühler. Andere Forscher suchen sie in den Beinen. Dort liegen eigentümliche stiftartige Nervenendungen, welche wohl ver-

[1]) Ernest André, Les Fourmis. Paris 1885, pag. 20.

mögend wären, Schallwellen zu perzipieren, wobei die im Schienbein verlaufende große Luftröhre als Schallleiter und als Resonanzboden wirkte. In der Figur S. 706 habe ich dieselben nach der Natur wiederzugeben versucht. Möglich, daß diese Organe jene Töne zur Empfindung bringen, welche die Ameisen mittels eines Stridulationsorganes produzieren, indem bestimmte raspelförmige Oberflächenbildungen der Hinterleibsringe sich aneinander reiben. Jene Lautäußerungen sind für uns freilich nicht mehr vernehmbar.



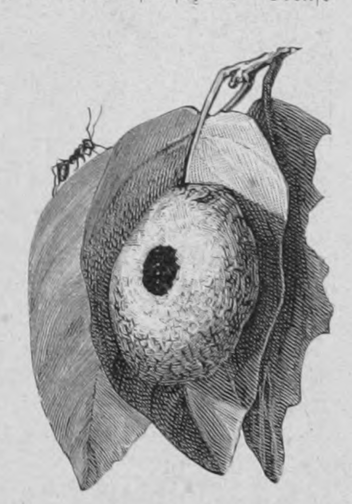
Lubbocks Versuch (S. 710).

Ueber das Geschmacksvermögen der Ameisen liegen meines Wissens keine experimentellen Beobachtungen vor. Jedermann weiß jedoch, daß sie kleine Leckermäuler sind. Den Sitz des Geschmackes dürften wir wohl da suchen, wohin er seiner Natur nach gehört: nämlich im Munde. Bei anderen Insekten hält man einen nervenreichen Wulst, der sich von der Unterlippe nach dem Schlunde hinzieht, für die Zunge.

Absonderlich erscheint allerdings die Verteilung der Sinnesorgane über den Körper. Die Tiere hören mit den Beinen und sprechen, riechen und tasten mit den Fühlern. Aber da sie nicht bloß in dem kopfständig gelegenen Gehirn ein Zentralorgan besitzen, sondern in den Nervenknoten des Nervenstranges, welcher der Länge nach den Körper durchzieht, gleichsam mehrere Nebencentren, welche die Sinneseindrücke zur bewußten Empfindung und zur Auslösung bringen könnten, so erscheint die Verteilung nicht allzu verwunderlich.

Von der Schärfe der Sinneswerkzeuge hängt nun das Sinnesleben der Ameisen ab. An ihre Ausbildung ist die vielseitige Thätigkeit der Tiere gebunden. Sie sind die eigentlichen Stützen des Staates. Denselben bilden bekanntlich Männchen, Weibchen und Arbeiterinnen. Die Männchen, welche eine Zeitlang gleich den Weibchen Flügel tragen, sind Saisontiere und sterben bald nach der Schwärmzeit ab. Die Weibchen oder Königinnen sorgen für die Vermehrung des Staates, die Arbeiterinnen oder verkümmerten Weibchen bilden den Nähr- und den Wehrstand des Staates. Im letzteren Falle unterscheidet man sie als Soldaten, die vor ihren Genossinnen durch eine stärkere Kopf- und Kieferbildung ausgezeichnet sind. Den Arbeiterinnen liegt vor allem die Brutpflege ob, welche zur Staatenbildung führt. Sie haben die Eier, welche die Königin legt und die Larven und Puppen (S. 708) aufzupäpeln. Dann sehen wir die kleinen Hebammen wie sorgsame Mütter sich mit der jungen Brut schleppen, wie sie die wärmebedürftigen Eier sonnen, vor Licht und Feuchtigkeit schützen, wie sie die Larven füttern und den eingehäusten Puppen, welche der Volksmund Ameiseneier nennt, Geburtshilfe leisten und die Brut nach ihrem Alter etagenweise sortieren (S. 707).

In diesen und anderen häuslichen Verrichtungen ist es die Sinneswahrnehmung, welche sie leitet. Auf sie ist das auffällige Orientierungsvermögen der Tiere zurückzuführen. Hilfeleistend dabei wirkt natürlich auch das Gedächtnis. Ob aber von den Sinnen mehr das Gesicht oder der Geruch leitet, ist nicht immer leicht zu entscheiden. Das wird von ihrer ungleichen Ausbildung abhängen. Die Experimente, welche Fabre anstellte mit der Amazonenameise in Bezug auf die Wiedererkennung der einmal betretenen Fährte, ergaben, daß der Geruch die Tiere nicht leitete. Er übergoß den Weg, welchen die Ameisen passiert hatten. Als sodann die kleinen Reisenden zurückkehrten, blieben sie unschlüssig vor dem Rinnbache stehen. Endlich wagten sich die Mutigeren in das Wasser, indem sie Steinchen, Holz- und Blattstückchen als Brücke und Floß benutzten. So erreichten sie, trotzdem die Spur hier verwaschen war, das jenseitige Ufer, wo sie ihren Weg nach den heimatlichen Quartieren fortsetzten. Ebenso unbeirrt verfuhren sie, als Fabre den Weg mit Krauseminzeblättern bedeckte. Ohne sonderlich davon Notiz zu nehmen, überschritten die Emsen dieselben und gelangten auf dem bekannten Wege nach ihrem Neste. Andererseits lehren die Experimente Lubbocks, daß die Ameisen ihre Spur vermöge des Geruches verfolgen. Der englische Forscher verband ein Brettchen durch eine Papierbrücke mit dem Ameisenneste (S. 709). Auf den äußeren Brettrand, welcher der Brücke gegenüber lag, tröpfelte er etwas Honig. Den Weg zwischen diesen beiden Punkten faßte jederseits eine Reihe Holzstückchen ein. Wollen die Ameisen nun zu dem begehrten Leckerbissen, so müssen sie von der Brücke zwischen den Holzmauern gehen. Ihr Weg ist somit für das Auge kenntlich. Ein Irrtum bleibt vollständig



Nest der Polystractis (S. 709).

ausgeschlossen. Und wie verhielten sich nun die Emsen? Nachdem sie hinreichend an den eingefriedigten Pfad gewöhnt waren, verschob Lubbock das Brettchen und damit ihre frühere Fußspur. Für das Auge ist der Weg derselbe geblieben. Die Ameisen, welche von der Brücke kommen, brauchen nur geraden Weges weiter zu wandern auf dem eingedämmten Pfade, um zu der gekosteten Süßigkeit zu gelangen. Allein, als sie jetzt an die Mauerecke kamen, stutzten die Tierchen und fuhren wie schnüffelnd umher. Und statt wie bisher dem direkten Wege zu folgen, bogen sie seitwärts ab, indem sie ihrer verschobenen Fußspur folgten, an deren Ende freilich der Honigtropfen fehlte, worüber sie sehr erstaunt schienen. Hier also ist es der Geruch, welcher die Ameisen leitete. Diese Versuche stehen im Widerspruch mit den Fabreschen Beobachtungen. Sie erklären sich aber aus der ungleichen Ausbildung des Geruchs- und Gesichtssinnes bei den verschiedenen Ameisenarten, mit welchen die beiden Forscher ihre Beobachtungen anstellten. Am Geruch auch erkennen sich die Tiere eines Staates untereinander. Gleich den Bienen dulden sie in ihrer Mitte keine fremden Staatsangehörigen. Selbst nicht Artgenossen. Gerät ein Fremder in ihre Gesellschaft, so wird er getötet, während sie ihre Landsleute nach monatelanger Abwesenheit freundlich aufnehmen. Sogar die Jungen, welche aus einem Neste entnommenen Eiern von fremden Arbeiterinnen auferzogen sind, erkennen die Mitglieder des Stammnestes wieder, während die Jungen im Neste ihrer Pflegeeltern getötet werden. Wie aber ist es möglich, daß die Ameisen jene Jungen als Stammesgenossen erkannten, obwohl sie nicht in ihrer Mitte erzogen waren? Den Geruch schließt André als Erkennungszeichen aus. Er meint, die Tiere besäßen vielleicht einen besonderen uns unerkennbaren Sinn, vermöge dessen sie ihre Stammesangehörigen in allen Altersstadien wieder erkennten. Wir sehen indes nicht ein, weshalb der Geruch nicht als Erkennungszeichen gelten soll. Jede Stammesgenossenschaft hat ihren spezifischen Geruch. Die Eier erhielten elterlicherseits diesen spezifischen Geruch als Erbteil mit auf den Lebensweg. Und an ihm sind eben, ob in- oder außerhalb des eigenen Nestes erzogen, die Jungen für die Stammesangehörigen wieder zu erkennen. Der Geruch ist ferner so charakteristisch, daß andere Gerüche ihn nicht unterdrücken. So hatte Lubbock einige Ameisen alkoholisiert, daß sie hin und her stolperten und nicht Herr ihrer Bewegungen waren. Als er sie sodann in ihr Nest setzte, schien die Bevölkerung anfangs recht erstaunt über die wunderlichen Genossen zu sein. Hernach wurden jedoch die Trunkenen mit einer Sorgfalt, wie sie die Menschen nicht immer anwenden, in besondere Räume gebracht, wo sie ihren Rausch ausschlafen konnten. Uebler erging es ihnen aber, als sie in ein fremdes Nest gesetzt wurden. Gleich ekelerregenden Wesen warf man sie hinaus. Aehnliche Berauschungsversuche stellte Mac Cook an. Er führte zwei feindliche Parteien der Ameise Tetramorium caespitum gegen einander. Als sie im heftigsten Kampfe waren, brachte der Beobachter ein mit Kölnischem Wasser getränktes Bäuschchen zwischen die Streitenden. Und erstaunlich war die Veränderung, welche jetzt eintrat. Das Kölnische Wasser wirkte als Friedensfahne. Es trat plötzlich Waffenstillstand und eine allgemeine Verbrüderung ein. Als er jedoch dasselbe Experiment mit Camponotus pennsylvanicus wiederholte, kehrten sich die Kämpfenden nicht an das friedenstiftende Wasser und fuhren wie bisher aufeinander los. Wohl mit Recht bemerkt André dazu, daß die kleinen Tetramorium-Ameisen von dem Kölnischen Wasser betäubt wurden, während die größeren Camponotus nüchtern blieben, woraus sich ihr ungleiches Kampfesverhalten erklärt. Der Waffenstillstand war nichts weiter als Erschlaffung, die Verbrüderung nichts anderes als trunkener Taumel.

Doch was nützt der Sinnen Schärfe und des Gedächtnisses Kraft, was gilt verständige Ueberlegung und thätiger Wille, wo das Herz fehlt? Da ist es im

Ameisenwohnungen (S. 716).

biblischen Sinne ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Allein, die Ameise hat auch ein Herz. Ich meine nicht bloß ein anatomisches, sondern ein Herz,



Herstellung eines gedeckten Weges (S. 716).

das sich wiederspiegelt in Gefühl, Gemüt und Empfindung, in Teilnahme, Mitleid und Aufopferung. So wähnen die einen. Andere sind der Ansicht, daß die Ameisen wie die Menschen ihre guten und schlechten Augenblicke haben, daß es unter ihnen mitleidige Herzen und selbstsüchtige herzlose Naturen gibt. Und dritte wollen von alle dem nichts wissen. Nun, das Wahre von der Sache wird wohl, wie gewöhnlich, in der Mitte liegen. Kann eine Mutter ihre Kleinen wohl sorgfältiger pflegen und erziehen als die Ameisen? In der menschlichen Gesellschaft nennen wir es opferwillige Mutterliebe. Was ist es denn bei den Tieren? Dasselbe Gefühl doch und nichts anderes. Und zahlreich sind die Beobachtungen, aus denen hervorgeht, daß die Ameisen sowohl Teilnahme wie Mitleid und Aufopferung bekunden. Ihre Handlungen lassen sich wenigstens auf diese Empfindungen zurückführen. Sonst sind sie unverständlich. Zu berücksichtigen bleibt jedoch, daß wir in allen Fällen unser Empfinden auf die Tiere übertragen. Höchst instruktiv sind in dieser Beziehung einige Beobachtungen, welche Lubbock mitteilt. Er fand in einem Ameisenneste ein Tier, das fühlerlos zur Welt gekommen war und anscheinend das Nest nie verließ. Endlich sah er den Ameisenkrüppel eines Tages planlos in der Nähe des Nestes umherirren. Allein der Unbedachtsame, der seinen Weg nicht zu kennen schien, kam alsbald mit fremden Ameisen in Konflikt, infolgedessen die fühlerlose Ameise eine Verletzung erhielt und bewegungslos am Platze blieb. Einige Zeit darauf kam eine Stammesgenossin des Weges. Erstaunt untersuchte sie den Verletzten und schleppte ihn sodann zum Neste. Ebrard will sogar beobachtet haben, daß die Ameisen, welche er an Füßen und Fühlern verstümmelte, von ihren Angehörigen gestreichelt, beleckt und behutsam in besondere Wohnungsräume geleitet wurden! André warf einen Laufkäfer in das Nest der Formica rufa. Kaum hatten die beschäftigten Emsen den Störenfried bemerkt, als sie auch schon über ihn herfielen.

Nach verzweifelter Gegenwehr entwischte mühsam der Käfer den wütenden Tierchen, auf dem Kampfplatze mehrere Verwundete zurücklassend. Ihnen ward alsbald von den Gefährtinnen die größte Teilnahme bezeugt. Eifrig waren diese um die Verwundeten bemüht und schließlich ergriff eine der Untersuchenden einen Invaliden und verschwand mit ihm im Neste, welchem Beispiele die übrigen folgten, so daß André ihrer vier vom Kampfplatze tragen sah. Da hätten wir also einen vollständigen Ambulanzendienst! Diese herrlichen Eigenschaften, so rühmlich bei Menschen und Tieren, verlieren jedoch an Nimbus, sobald wir ihrer Entstehung und Entwickelungsgeschichte nachforschen. Dann sind sie gar so selbstlos nicht, als sie erscheinen. Ihre Anfänge finden sich im ganzen Tierreich verbreitet. Ihre höchste Ausbildung erreichen sie bei den Tier-

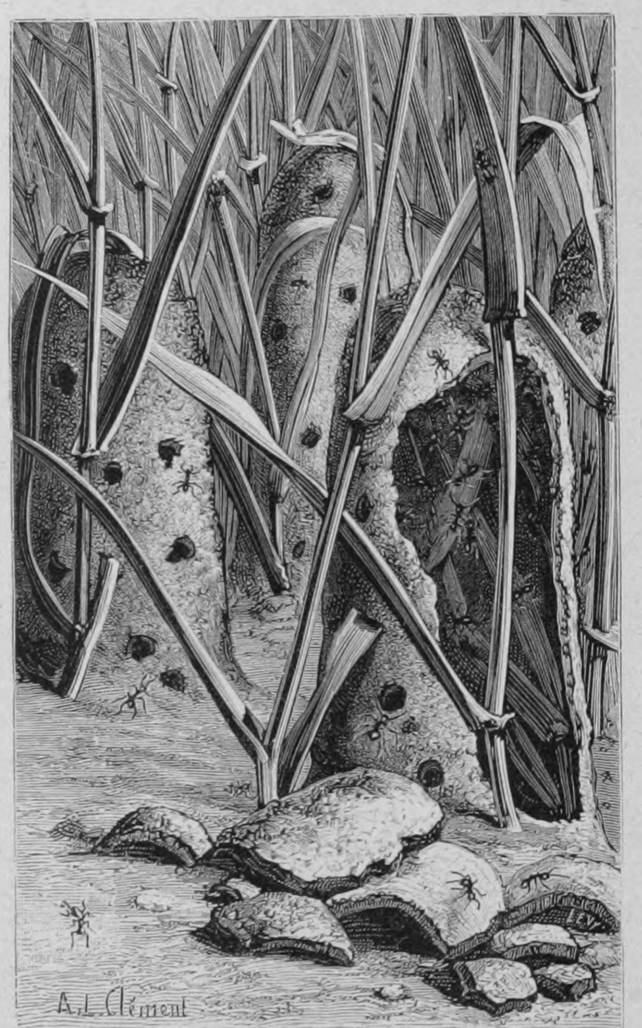


Baumnest der Myomecodia (S. 716).

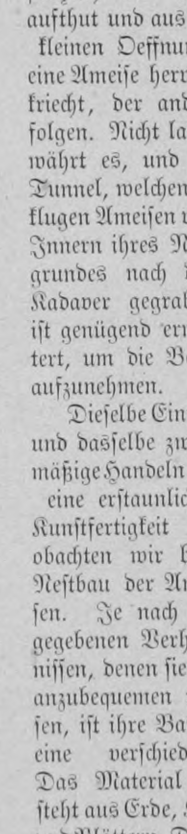
gesellschaften. Wir sehen in ihnen sociale Tugenden, unerläßlich für den Bestand der Gesellschaft und der Art. Auf gegenseitiger Unterstützung und Hilfeleistung beruht ja die Existenz der Genossenschaft und somit der

Art. Nicht dem guten Herzen, das ihnen einst gegeben, sondern der natürlichen Notwendigkeit verdanken sie ihre Entstehung.

Unbestrittener als die Aeußerungen des Herzens sind die Aeußerungen der Intelligenz unserer Tiere. Interessante Beispiele dieser Art berichteten jüngst Miß Treat und Ernest André. Ein großer Erdwurm, so erzählt die amerikanische Beobachterin, beging die Unbedachtsamkeit, in der Nähe eines Ameisennestes aus seiner Behausung zu lugen. Im Nu ward er von den kühnen Sechsbeinern erfaßt. Vergeblich jedoch waren ihre Anstrengungen, den Wurm aus seinem Loche herauszuziehen. Als sie die Erfolglosigkeit ihrer Mühen einsahen, änderten sie ihre Taktik. Während die eine Schar angeklammert am Wurme hängen blieb, grub die andere das Opfer aus der Erde. Jedoch nach siebenstündiger angestrengtester Arbeit waren sie noch weit vom Ziel entfernt, weshalb Miß Treat den unermüdeten Arbeiterinnen zu Hilfe kam und den Wurm herauszog. Jetzt aber galt es, das Ungetüm wegzuschaffen. Zu dem Zweck spannten sie sich zu beiden Seiten des Wurmes an; andere stützten die Mitte des Körpers und so setzte sich denn der Zug in Bewegung. Ein Vortrab sorgte für Reinhaltung des Weges und warf die hinderlichen Holzstückchen, welche die Beobachterin ihnen in den Weg gelegt hatte, zur Seite. Nach öfteren Rastpausen gelangte die Karawane endlich zum Neste. Aber hier war wieder ein neues Hindernis. Ein dichter Graswald hemmte den schwerfälligen Transport. Indes unsere Tierchen wissen sich zu helfen. Der Wurm wird in zwei Hälften zerschnitten und nach den vielen Mühseligkeiten verschwinden sie mit diesen leichteren Bürden im Bau, unter dem Auflauf der ganzen Nestbevölkerung. Ebenso überlegend verfuhren die Formica sanguinea bei dem Transport einer Raupe, wie André beobachtete. Nachdem das Opfer den vereinten Angriffen der Ameisen erlegen, bemühten sie sich, die ungefügige Beute eine steile Straße hinauf zu schaffen, auf deren Höhe das Nest lag. Alle Mühe der kleinen Arbeiter war jedoch vergebens. Immer wieder rollte die Raupe den steilen Abhang hinab, mit sich die angeklammerten Ameisen hinabreißend. Entmutigt ließen die Emsen von ihrer Arbeit ab. Nur einzelne noch machten sich an dem Kadaver zu schaffen. Aber jetzt sah der Beobachter zu seinem größten Erstaunen, wie sich dort, wo die herabgefallene Raupe lag, plötzlich die Erde aufthut und aus der kleinen Oeffnung eine Ameise hervorkriecht, der andere folgen. Nicht lange währt es, und der Tunnel, welchen die klugen Ameisen vom Innern ihres Nestgrundes nach dem Kadaver gegraben, ist genügend erweitert, um die Beute aufzunehmen.



Zeitweilige Wohnung der Tapinoma (S. 716).



Dieselbe Einsicht und dasselbe zweckmäßige Handeln wie eine erstaunliche Kunstfertigkeit beobachten wir beim Nestbau der Ameisen. Je nach den gegebenen Verhältnissen, denen sie sich anzubequemen wissen, ist ihre Bauart eine verschiedene. Das Material besteht aus Erde, Holz und Blättern. Dementsprechend sind auch die Einrichtungen ihrer Wohnungen, der Vorratskammern und Galerien, der Zugangsstraßen und Eingangsthore verschieden. Zumal in der Herstellung ihrer Dombauten, mosaikartigen Dächer und verdeckten Gänge, sowie in dem Verschluß der Thüren beweisen sie großes Geschick. Was die Tiere in dieser Art leisten, davon mögen uns die beistehenden Abbildungen eine Vorstellung geben (S. 710 bis 715).

Trotz der vielseitigen Pflichten und Aufgaben, welche den kleinen Staatsbürgern obliegen, finden sie doch noch Zeit, ihr wertes Persönchen herauszuputzen. Keinen Fleck, kein Staubkörnchen, noch sonst irgend-

welche Unreinlichkeiten dulden sie am Körper. Der Schmutz wird sogleich mit der Fußbürste oder Zunge entfernt. Ihr Gebaren gleicht dem der Hauskatzen, wenn diese sich putzen und ihr Fell lecken (s. unten). Gleich den Affen sind sie einander behilflich bei diesem Reinigungsgeschäfte. Und so weit geht ihr Reinlichkeitssinn, daß der experimentierende Forscher oft zu seiner unangenehmen Ueberraschung sehen muß, wie die farbigen Flecke, welche er seinen Versuchsameisen sorgsam beigebracht hat, von den schmutzhassenden Freundinnen der Gezeichneten wieder entfernt werden. Ebenso reinlich halten die Tiere ihre Wohnungen. Die meiste Sorge bereitet ihnen die Wegschaffung der verstorbenen Angehörigen, welche sie mit der größten Abneigung zu betrachten scheinen.

Friedhof der Ameisen.

Als einige Mitglieder der Ameisengesellschaft, welche Mac Cook gefangen hielt, starben und von den Ueberlebenden nicht weggeschafft werden konnten, gerieten sie in die größte Angst. Tagelang liefen die Tierchen bis zur Erschöpfung umher und suchten einen Ausgang. Die Camponotus-Ameisen ergriffen hastig die verstorbenen Genossen und warfen sie in ein Wassergefäß, das zur Leichenkammer wurde. Gewöhnlich sollen die Emsen ihre Toten jedoch mit mehr Pietät behandeln. Sie besitzen sogar eigene Kirchhöfe, welche in der Nähe ihrer Nester angelegt sind. Dorthin schaffen sie die entschlafenen Angehörigen, wo dieselben in kleinen regulären Häufchen oder in Reihen niedergelegt werden (s. oben).



Ameisen-Toilette.

Einer solchen Behandlung erfreuen sich jedoch nur die eigenen Nestkameraden. Tote fremde Ameisen werfen sie wie einen unreinen Gegenstand fort oder zerstückeln sie. Selbst zwischen den Herren und den Sklaven desselben Staates will Miß Treat eine ungleiche Leichenbestattung beobachtet haben. Während die Herren auf besonderen Kirchhöfen, Seite an Seite, ihre letzte Ruhe finden, liegen die Sklaven wie hinausgeschaffter Kehricht dicht neben dem Neste, im Tode wie im Leben gleich verachtet. Recht bevölkert sind oft die Begräbnisstätten der Ameisen. Denn nur kurz ist ihr Leben. Den Männchen erscheint nur einmal der Sommer, länger leben die Weibchen und auf acht bis zehn Jahre bringen es die Arbeiter, wenn es hoch kommt. Was man sonst noch von den Leichenbegängnissen der Ameisen erzählt, scheint mir mehr in der Phantasie der Beobachter und Beobachterinnen, als in der Wirklichkeit zu existieren.

Wovon der Tod die rührigen Tierchen erlöst, ist ein Leben voll Arbeit, Mühen und Kampf. Ist es nicht die Arbeit, so ist es die Verteidigung, der sie obliegen. Ausgestellte Wachen schützen sie vor jeder Art von Ueberraschung. Sobald Gefahr im Anzuge ist, stürzen die Bürger des Staates auf das Alarmsignal der Posten aus den Wohnungen hervor. Gegen nächtliche Fährlichkeiten schützen sie ihre Behausung, indem sie die Zugänge verbarrikadieren mit Blatt- und Holzstückchen (S. 719). Und zwar geschieht dies in der Weise, daß, wie Mac Cook berichtet, zuerst die großen Arbeiter mächtiges Verschlußmaterial herbeischleppen und nach Aufstellung desselben im Neste verschwinden. Darauf folgen Ameisen von mittlerer Größe mit Material, das ihren Kräften entspricht. Und endlich die kleinsten Bürger des Staates, welche Sandkörnchen und Erdkrümchen zum letzten Verschluß herzutragen. Hinter ihnen schließt sich die Thüre bis zum Anbruch des Tages. Alsdann findet der Ausmarsch in der umgekehrten Ordnung statt. Die Kleinen sind die ersten und die Großen die letzten Kolonnen.

Aber nicht nur den Ernst des Lebens kennen die Ameisen, auch für dessen Freuden und Scherze sind sie empfänglich. Wie Böcklein auf der Weide sich im Uebermut zum friedlichen Kampfe herausfordern, so thun das auch die sonst so arbeitsamen Emsen. Mit Fühlern und Füßen fordert der Kampfeslustige seine Gefährten

auf, bis einer den Gang annimmt. Auf den Hinterfüßen stehend, umfassen sie sich mit den Vorderfüßen und bewegen eifrig Kopf und Kiefern. Das ist ihre Fechterstellung (s. unten). Dann lassen sie sich los, kehren um, erheben und fassen sich von neuem wie ringende Knaben, die ihre Kräfte erproben wollen.



Verschließen des Eingangs (S. 718).

Und friedlich gehen sie schließlich auseinander. Im Ernst freilich ist der Ausgang des Duells ein anderer. Wie bei den Helden des Altertums finden die Einzelkämpfe unter den Augen der Heere statt. Sonst, zumal weit vom Neste entfernt, weichen die feindseligen Ameisen einander aus, oder es ergibt sich der Schwächere kampflos auf Gnade und Ungnade. Im Angesicht der Kriegsheere aber, an denen sie Rückhalt finden, stellen sie sich. Wütend stürzen die Gegner aufeinander los. Zurückgeworfen sind die Antennen und weit geöffnet die schneidigen Kiefer. Unter Beißen und Stechen beginnt nun die rasende Balgerei.



Streit zwischen Ameisen.

Das ist ein Gegeneinanderstemmen, Rückwärtsschieben, Niederwerfen und Uebereinanderkollern, bis endlich einer der Kämpfenden erliegt oder der Zweikampf unentschieden bleibt und mit der Kräfteabspannung der Gegner aufhört. Das Sekret der Giftdrüse, die bekannte Ameisensäure, dient als Geschoß im Kampfe, die Kiefer als Kneif- und Hiebwaffe, der Stachel als Stichwaffe. Wahrhaft blutig und hartnäckig sind auch die Schlachten, welche die Ameisenvölker sich liefern. Als casus belli gelten Grenzstreitigkeiten, räuberische Einfälle und Sklavenzüge. Tout comme chez nous. In blutdürstige Raserei arten zuweilen diese Massenkämpfe aus. Einzelne der Streitenden werden oft so kopflos wütend, daß sie auf jeden losstürzen, der ihnen in den Weg kommt, ob Freund oder Feind. Während der Schlacht gehen und kommen Truppenkolonnen, welche Gefangene transportieren oder Verstärkung herbeiholen. Nicht selten währt der Kampf tagelang und ganze Armeen werden aufgerieben, so daß zahlreiche Tote und Verwundete das Schlachtfeld bedecken. Indessen draußen der Kampf wütet, bewachen die Zurückgebliebenen das Nest und verrichten die häuslichen Geschäfte. Schwankt das Schlachtenglück hin und her und bleibt der Kampf bis zur Erschöpfung unentschieden, dann sollen die Kämpfenden unter genauer Respektierung der neutralen Grenze (?) auf längere oder kürzere Zeit einen Waffenstillstand schließen, um hernach desto heftiger wieder aufeinander loszuhauen. Auch will man beobachtet haben, daß die feindlichen Heere, wenn sie Artgenossen sind, nach hartnäckigen Kämpfen Frieden schließen und sich zu einem Volke vereinigen! Jedenfalls das klügste, was Rivalen bei gleichen Existenzbedingungen thun können. Getreu dem Spruch, wer tot ist, kann nicht mehr schaden, werden die Kriegsgefangenen niedergemacht, worin die Ameisen den Sitten roher Völker folgen.

Nur in wenigen losen Strichen konnte ich hier



Frühlingsmorgen. Von Th. Her.

dem Leser einige Züge aus dem Leben der Ameisen zeichnen. Wer Eingehenderes zu wissen wünscht, den verweise ich auf die unten angeführte Litteratur. [1])

[1]) Heer, Ueber die Hausameise Madeiras. Zürich 1852.
Huber, Recherches sur les mœurs des Fourmis indigènes. Genève 1861.
Lespès, Observations sur les fourmis neutres. Paris 1862.
Forel, Les Fourmis de la Suisse. Zürich 1874.
Forel, Der Giftapparat und die Analdrüsen der Ameisen. Leipzig 1878.
Forel, Etudes myrmécologiques. Lausanne 1875—1878.
Bates, The Naturalist on the River Amazons. London 1876.
Lubbock, Ameisen, Bienen und Wespen. Deutsche Ausgabe.
Lubbock, On the Anatomy of Ants. London 1879.
Mac Cook, Notes on the architecture and habits of Formica pennsylvanica. Philadelphia 1876.
Mac Cook, Mount making Ants of the Alleghanies. Philadelphia 1887, und andere Arbeiten desselben Autors.
Moggridge, Harvesting Ants and Trap-door Spiders, with observations on their habits and dwellings. London 1874.
White, Ants and their Ways. London 1883.

Freuden und Leiden eines Gasthofbesitzers.

Aus den Erinnerungen von Hêr.

. . . . . . Juli 18 . . .

Mein Wertester!

Also so weit wären Sie gekommen, Herr Erz-Egoist!

Sie finden keine Zeit, Ihr Versprechen zu halten und fordern dafür von mir eine Beschreibung meiner Tagesarbeit, von welcher Sie sich nicht vorstellen können, daß dieselbe mehr als nur ein Vergnügen sei. — Jawohl, Vergnügen ist auch dabei, aber nicht viel; dafür um so mehr strenge Arbeit, geistige und körperliche Anspannung und Verdruß.

Kommen Sie doch einmal hierher, Sie im Dolce far niente so sehr erfahrene Person, und begleiten Sie mich einen Tag lang auf meinen Wanderungen durch mein Hotel; — es würde mich freuen, am späten Abend die Antwort auf Ihrem Gesichte ablesen zu können.

Soll ich Ihnen erzählen, wie morgens 5 Uhr der Portier seinen Prinzipal aus seinen Phantasien über Zimmernummern weckt und damit wie einen alten Karrengaul wieder ins Geschirr spannt, in welchem er aus lauter Gewohnheit weiterzieht? Wie fraglicher Prinzipal zuerst alle Räume des Parterre und des Souterrains durchwandert, um zu sehen, ob alles in Ordnung und für die Tagesarbeit bereit sei; wie er sich den Nachtrapport zustellen läßt und durchgeht, die Bedienung der mit den Frühzügen abreisenden Gäste überwacht und dieselben verabschiedet, mit dem Buchhalter die Kontrolle abschließt, die nötigen Dispositionen für den Tag trifft und dann im Keller verschwindet, um mit dem Kellermeister den Tagesbrauchkeller durchzusehen und zu ergänzen und die Anordnungen für die Besorgung der Weine und übrigen Kellerarbeiten zu treffen. Und um 7 Uhr heißt es mit all diesen Geschäften fertig sein, denn unterdessen beginnt das Leben oben in den Etagen des Hotels.

Die Gäste stehen auf, die Läutwerke geraten in Bewegung; das Personal ist für den ersten Sturm gerüstet und wartet auf seinen Kommandanten und die Anforderungen der Gäste, um die Operationen schulgerecht zu beginnen.

Wenn Sie, mein Freund, so weit gelesen haben, sehe ich Sie schon ein wenig die Ohren spitzen und höre Sie sagen: „Vor 7 Uhr morgens zwei Stunden Arbeit, das hätte ich nicht geglaubt; aber doch immerhin keinen Verdruß.“ —

Glauben Sie das?

Haben Sie nicht bemerkt, während Sie mich begleiteten, daß das Feuer im Kaffeeherd eine Viertelstunde zu spät angezündet wurde und nur durch Verschwendung von Brennmaterial die Verspätung eingeholt werden konnte? Was veranlaßte den Bäcker, die vertragsgemäß für 1/2 6 Uhr ausbedungenen frischen Semmeln heute wiederum erst eine Stunde später abzuliefern? Hatte nicht der Nachtportier eine Nummer seines Weckzettels übersehen und wäre beinahe der betreffende Fremde um sein Reiseprogramm gekommen? Auf dem Bureau ersehen wir aus der Kontrolle, daß der Restaurationskellner die Zimmernummern 75 und 57 miteinander verwechselt, so daß alle Posten dieser Rechnungen auseinandergesucht und frisch gebucht werden müssen. Auch im Keller stimmt nicht alles! Der eine Gast ist statt mit einer Flasche Macon, für welche 2 Frank bezahlt wurden, mit einer Flasche Margaux zu 8 Frank im Magen abgereist. Dann finden wir leere Flaschen, die nicht genügend rein gespült wurden; ein Faß, auf welchem der Spund nur locker aufsitzt und ein anderes, in welchem der Trübwein vom Abziehen noch nicht abgelassen wurde.

Wollen Sie noch mehr Bemerkungen bis 7 Uhr? Ich kann Ihnen aufwarten, denn an Gelegenheiten hierzu fehlt es auch bei sonst tüchtigem Personal nicht.

Und nun? Kaum genügend Zeit, um eine Tasse Kaffee hinunterzustürzen, dann geht der Sturm los. Von 7 bis 9 Uhr kommen 150 Personen zum Frühstück, von denen 80 zwischen 9 und 10 Uhr abreisen und jede einzelne auf irgend eine, wenn auch noch so kurze Weise, in Verkehr mit mir kommt: der eine Fremde wünscht Auskunft über dieses und jenes, hat Aufträge aller Art; der andere wiederholt zum X tenmal Fragen über längsterklärte Reiserouten und stellt an meine Geduld und Zeit die größten Ansprüche. Zum Ueberfluß findet sich aus einem anderen Hotel eine amerikanische Familie ein, welche zum Zeitvertreib, als eine besondere Art Sport, von einem Gasthof zum anderen wandert und überall sich nach den Preisen erkundigt und sich aufs Markten verlegt, in der bestimmten Absicht, doch keinen Gebrauch von all den Abmachungen zu machen.

Die Abreise so vieler Gäste, die Ausgleichung der Rechnungen, die Besorgung des Gepäcks, das Aufladen auf die Omnibusse und Fiaker, das Drängen, Treiben und Abschiednehmen in allen möglichen Sprachen scheint eine Stunde lang für den Uneingeweihten eine babylonische Verwirrung herbeizuführen.

Hier jammert eine Familie über voraussichtliche Verspätung; da schimpft ein Gast über zu frühe Abreise; ein dritter kann sein Gepäck nicht zusammenfinden;

ein junges Ehepaar kann zu keinem Entschluß über Abreise oder Bleiben gelangen, während eine zahlreichere Reisegesellschaft ihre Mitglieder nicht vereinigen kann, so daß die sonstigen Freunde und Verwandten sich alle möglichen Artigkeiten sagen und unter gegenseitiger Erbitterung und Vorwürfen die eine Hälfte abreist und der andere Teil erst mit dem nächsten Zuge nachfolgen kann.

Nun eine halbe Stunde Pause. Jawohl! Eine halbe Stunde lang ist man heute glücklicherweise vor den Gästen sicher. Deshalb rasch dieselbe benutzt, um eine Inspektion der oberen Etage vorzunehmen, die Aenderungen in den Appartements anzuordnen und die Bestellungen einzureihen.

Hierauf Audienz für den Küchenchef und andere Departementsvorstände und Angestellte, welche Dispositionen für alle möglichen Verhältnisse verlangen und Reklamationen aller Art vorbringen.

Hierauf möglichst kurze Unterhaltung mit denjenigen Fremden, welche den Besitzer selbst zu sprechen wünschen, und zwar gewöhnlich über Dinge, welche sie bereits kennen oder über welche der Zimmerkellner oder der Portier genügende Auskunft geben könnte; und dabei heißt es, keine Miene verzogen und immer gethan, wie wenn man für diesen Gast, den man innerlich ins Pfefferland wünscht, allein auf der Welt wäre.

Nun hurtig ins Bureau und die Korrespondenz besorgt, soweit der Inhalt oder die Rücksicht auf den Adressaten persönliche Beantwortung nötig machen. Die Anfragen betreffend Aufnahme und Preise, die Schreiben und Fakturen von Lieferanten gehen mit den nötigen Notizen versehen an den Sekretär und Buchhalter; so viel möglich bedient man sich der Kürze halber des telegraphischen Verkehrs; es bleibt immer noch viel zu viel eigene Korrespondenz.

Wollen Sie einige Proben?

Hier fragt der Herzog von P. im Vertrauen (tout confidentiellement) an, ob seine Gemahlin nicht in hiesigem Orte und in meinem Hotel eingetroffen sei. Aus der Beschreibung ersehe ich, daß die Dame mit ihrer Begleitung und Dienerschaft bereits seit einigen Tagen inkognito im Hotel wohnt. Die mir bekannten Familienverhältnisse der herzoglichen Familie und verschiedene Umstände lassen vermuten, daß die Frau Herzogin wenig wünschen wird, gegenwärtig mit ihrem Herrn Gemahl zusammenzutreffen. Was ist zu thun und zu antworten? Um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, läßt man in diskreter Weise der Dame den Rat zugehen, eine Luftveränderung zu machen, d. h. vor der Ankunft ihres Gemahls abzureisen und ihre Vereinigung wo anders zu feiern. —

Nun der launige Brief eines Dichters, der einem Paar flüchtiger Sohlen nachfragt, d. h. sich nach einem Paar Stiefeln erkundigt, welche er bei der Abreise vergessen hat.

Dann ein Brief von einem englischen Reisehandbuch-Verfasser, der schreibt: Sir, I have drawn upon you for Frs. 40, leaving Frs. 25 to you against the bill. I shall hand you the book, when I pass through .... early in July. I trust you will pay the draft, as it is not creditable to me, to have my bills refused payment."

Was ist Ihre Ansicht gegenüber einer solchen Unverfrorenheit? Dieser Reisehandbuch-Vampir logiert im Hotel, reist ab, ohne seiner Rechnung nur nachzufragen und stellt dafür einen Wechsel in beliebigem Betrage aus, mit der Zumutung, denselben pünktlich einzulösen, da es nicht „creditable" für ihn sei, wenn seine Wechsel protestiert werden. Dafür findet es jedoch dieser saubere Kumpan ganz „creditable" durchzubrennen und 65 Franken für ein Exemplar seines Reisehandbuches von mehr als fraglichem Werte und eine sogenannte „Empfehlung" zu fordern.

Ich werde, trotz des voraussichtlichen Schadens, welcher mir bei vollständigem Mangel jeder Solidarität der Gasthofbesitzer, solchen Geldsaugern und problematischen Existenzen gegenüber, erwachsen wird, den Wechsel nicht honorieren.

Da eine freundliche Anfrage des Marquis C., konservativer Bruder des berühmten italienischen Ministerpräsidenten, ob er mit seiner Tochter, Gräfin A. und Familie, wieder wie gewohnt auf gute Aufnahme rechnen könne. Der Brief ist ganz im Tone eines zu erwartenden angenehmen Familienbesuches gehalten.

Ich werde im Schreiben durch Mr. Daudge, einen Engländer auf Nr. 45, den ich schon seit Jahren näher kenne, unterbrochen, der mich um meine Meinung betreffend eines Bettelbriefes fragt, der ihm heute morgen von einer Miß Asta Moorley zugegangen ist. Ich kann dem erstaunten weichherzigen Mr. Daudge die Beruhigung geben, daß diese Asta Moorley noch verschiedene andere Namen führt, weder so fromm noch so gläubig ist, wie sie schreibt, es wäre denn der Glaube an die Dummheit der Menschen. Diese letztere Ansicht behalte ich jedoch für mich und bemerke dem Herrn Daudge, daß die allerdings sehr hübsche Person von gewinnenden Manieren mit dem in ihrem Schreiben wiederholt angerufenen Hergott, den Engeln und allen Heiligen zeitweise in gar keinem Verkehr steht, auch nicht aus Verzweiflung ins Wasser springen wird, sondern eine etwas vergnügungssüchtige junge Deutsche, die längere Zeit in England als Erzieherin lebte, ist, sich zudem nun einer näheren Bekanntschaft mit der löblichen Polizei erfreut, aber allerdings die verlangten 150—200 Pfd. Sterl. sehr gut zu verwenden wüßte. Da Miß Moorley in höheren Kreisen gelebt, so darf man auch eine Forderung von 3750—5000 Franken nicht unbescheiden finden.

Kaum ist Mr. Daudge befriedigt abgetreten, so erscheint der englische Geistliche, um sich zu versichern, ob keine seines Trostes bedürftigen Engländer vorhanden seien und sich nach seiner Gesellschaft gesehnt hätten. Ich kann mit gutem Gewissen die Versicherung geben, daß dies nicht der Fall sei, worauf mit schmachtendem Blick mir das Album für milde Beiträge zum Unterhalt der englischen Kirche zu besonderer Berücksichtigung empfohlen wird. Den erhaltenen Gaben nach scheint allerdings das religiöse Gefühl in letzter Zeit schwächer oder der Einfluß der Konkurrenz stärker geworden zu sein.

Nun ist es 12 Uhr geworden und Essenszeit. Selten sind die Tage, an denen man ohne wiederholte

Störungen dieser notwendigen Beschäftigung eine halbe Stunde widmen kann, was wohl kaum nach Ihrem Geschmack wäre!

12 1/2 Uhr erste Table d'hote! Während derselben treffen vier Schnellzüge und zwei Dampfboote ein und gehen ebenso viele ab. Es bleibt mir kaum Zeit, die Gäste im Speisesaal zu empfangen, dann muß ich dem Obersaalkellner das Weitere überlassen, da die Ankunft und Abreise der Fremden meine volle Thätigkeit und diejenige des Oberkellners und Sekretärs beanspruchen. Dabei darf kein Versehen vorkommen, obgleich Zimmer zugesagt oder gewechselt werden, die momentan noch besetzt sind. Ein einziger Irrtum kann die heilloseste Verwirrung und unendlichen Verdruß hervorrufen. Sind doch gestern trotz aller Sorgfalt zwei Gepäckstücke verwechselt worden, weil einem Engländer, der in der Aussprache keinen Unterschied zwischen Lausanne und Luzern machte, die Adresse nur mündlich, statt vorschriftsgemäß schriftlich abgenommen wurde und derselbe seine Effekten nun in Lausanne statt in Luzern finden wird.

Verschiedene Telegramme und Briefe, welche sofortige Antwort verlangen und verschiedene Dispositionen bedingen, treffen ein; so wünscht unter anderem eine Gesellschaft von 50 Personen um 3 Uhr 30 Min. ein Diner, das besorgt werden muß, ohne daß die regelmäßige Arbeit des bei angefülltem Hause ohnehin angestrengten Personals darunter leidet.

Sie sehen, es gibt genügend anzuordnen und freue ich mich auf die kurze Rast von 2 1/2 bis 3 Uhr, allein diesmal hat nicht der Gast die Rechnung ohne den Wirt gemacht, sondern der Wirt ohne den Gast; denn wie ich mich auf mein Zimmer zurückziehen will, werde ich dringend nach der vierten Etage gerufen zu einem jungen Engländer, der auffallende Erregtheit schon seit einigen Tagen gezeigt und seine Nachbarn die ganze Nacht durch Violinspiel gestört hatte. Er war infolgedessen und auf seinen eigenen Wunsch aus dem ursprünglich innegehabten Zimmer der ersten Etage ausquartiert worden und hatte ich, da sein Benehmen mir als dasjenige einer vom Verfolgungswahn befangenen Person vorkam, nach Konsultation des Hausarztes einstweilen strenge aber vorsichtige Ueberwachung angeordnet und auch die Polizei benachrichtigt. Mit einem handfesten Hausknecht betrete ich das Zimmer, wo mein Engländer mit einem Revolver in der Hand und Dolch und Totschläger auf dem Tisch in scheinbar fürchterlicher Aufregung erzählt, sein Koffer sei erbrochen und ihm 200 Pfd. Sterl. in Banknoten daraus gestohlen worden, für deren Ersatz ich selbstverständlich aufzukommen habe. Diese angenehme Zumutung beantworte ich ruhig mit der Notwendigkeit einer Untersuchung, versichere mich der Waffen, und benachrichtige sofort die Polizei, welche in wenigen Minuten eintrifft.

Gleich die erste Untersuchung und das erste Verhör erweisen deutlich die Haltlosigkeit seiner Behauptung und die Absicht eines Schwindlers, worauf diesem Spekulanten vorläufig ein sichereres Quartier angewiesen und eine nähere Untersuchung von Amts wegen angeordnet wird. Seine Papiere wiesen ihn als früheren englischen Postbeamten aus, der infolge gravierender Verhältnisse entlassen wurde. Die Untersuchung ergab, daß neben einem klar ausgesprochenen Triebe zu solchen Spekulationen doch auch wirkliche Symptome von Verfolgungswahn vorhanden waren, und mit Rücksicht auf diesen krankhaften Zustand würden die Verwandten benachrichtigt, den unheimlichen Gast in Empfang zu nehmen.

Nicht wahr, Verehrtester, an Abwechselung fehlt es nicht? Ja sogar das Trauerspiel findet Platz im Leben eines Gastwirtes. Vergleichen Sie einmal diese beiden Briefe die in einem Salon der Bel-Etage offen zurückgelassen wurden und an denselben jungen Deutsch-Amerikaner adressiert sind, der mehrere Tage mit seiner Frau sehr großartig im Hotel gelebt hatte und heute abgereist ist. Wie er mir erzählte, hat er in Amerika in verhältnismäßig kurzer Zeit sehr viel Geld gemacht. Der erste Brief aus Sachsen lautet:

„Mein lieber Sohn!

„Schon lange warten wir auf Antwort und Nachrichten von Dir, seitdem Du uns Dein großes Glück mitgeteilt hast, und haben wir Dir alle, Deine kranke Mutter, beide Schwestern und ich mehrere Briefe geschrieben und Dir unsere traurige hilflose Lage geschildert. Die Briefe sind an Deine uns einzig bekannte Adresse in New York gesandt worden und werden Dir doch zugekommen sein? Du kannst nicht so alles Gefühl für Deine Eltern und Geschwister verloren haben, daß Du, der Du nun im Ueberfluß lebst, wie Du selbst schriebst und Krager bestätigte, Dich ihres Elends nicht erbarmst und wenigstens Deiner Mutter vor ihrem vielleicht nahen Ende noch den einzigen Trost gewährst, ihren Heinrich, an welchem trotz aller Fehler ihr Mutterherz hängt, noch einmal zu sehen. Komm zu uns, fürchte Dich nicht vor Vorwürfen; es ist Dir ja schon längst alles vergeben und vergessen. Aber komme bald; wir hoffen täglich darauf.

„Wir senden beste Grüße.

Dein tiefbekümmerter Vater."

Der zweite Brief ist von Paris aus französisch mit verschiedenen orthographischen Fehlern geschrieben:

„Voilà dix heures, qui sonnent mon pauvre bien-aimé! Vous vous éloignez de moi; je vous envoi un bien tendre baiser où je mets tout l'amour de mon coeur et toute la force de mes levres. Quel vilain temps il fait! J'ai ouvert plusieurs fois la fenêtre pour regarder le ciel: Tout est noir et la pluie tombe sans miséricorde. J'ai froid à vos épaules et à vos pieds. Pouvez-vous dormir dans un waggon? Moi, je vais me mettre bien tranquillement et bien chaudement dans mon petit lit, pendant que vous passerez la nuit comme un soldat au bivouac. J'ai déjà besoin d'avoir de vos nouvelles et c'est à peine si vous êtes en route. Je regarde la carte; je suis votre route. Ne courez pas trop vite en Suisse. Il faut de la patience dans les pays des montagnes. N'allez pas vous laisser gagner par un étourdissement, ni mettre le pied sur un rebord trop glissant, ni vous lancer à l'aventure dans un petit bateau!

„Respirez le grand air et soyez libre, — libre de vos soucis et de vos ennuis. J'éprouve à la fois du chagrin d'être éloignée de vous et du soulagement en pensant que vous échappez à mille coups d'épingles que je ne puis vous épargner, tant que vous êtes ici.

„A-bientôt. N'écoutez pas cette pluie, qui tombe si tristement; mois je vais tacher de river que je vous vois sourir dans un rayon de soleil. Marie."

Was sagen Sie zu diesen zwei auf dem Fußboden liegenden und jedenfalls unbeantworteten Briefen? Wieviel Elend, Kummer, Enttäuschung und frevelhafter Leichtsinn läßt sich nicht aus diesen Zeilen und der erbärmlichen Herzlosigkeit des Adressaten herauslesen? Ist dieser elende Sohn und Geliebte noch so viel Anhänglichkeit wert?

Es ist gut, daß die Arbeit mir nicht gestattet, lange darüber nachzugrübeln; wird man doch so schon viel zu häufig zum Vertrauten gemacht und muß dem Arzte und dem Seelsorger ins Handwerk pfuschen. Was für einen Einblick erhält man nicht häufig in Familienverhältnisse, welche von der Welt als glänzend beneidet werden, während innerer Gram und Fäulnis am Marke des Lebens nagen, und wie schwer wird dem Wirte, der seinen Gästen wirklich „Haushalter" sein will, die Aufgabe nicht gemacht! Soll ich jenem, über die Krankheit seiner Tochter bekümmerten Amerikaner sagen: „Sieh, die Krankheit deiner Tochter rührt von dem Schnaps her, welchen sie im geheimen kauft und trinkt"? — Soll ich mich durch den ungebührlichen Aufwand dieses Fremden über seine faulen Verhältnisse täuschen lassen, die trotz aller seiner Vorsicht an vielen kleinen, dem Uneingeweihten kaum sichtbaren Merkmalen genügend hervortreten, oder soll ich jenem anderen Gaste, dessen ganzes Benehmen Verlegenheit zeigt, das Aussprechen über seine Situation erleichtern, da der Mann daneben den Eindruck eines gediegenen Charakters macht?

Beantworten Sie mir solche Fragen, Sie eingefleischter Kritiker und sagen Sie mir, nach welchen Grundsätzen Sie verfahren würden, wenn der Entschluß über Ihr Vorgehen ein momentaner sein müßte, wie dies meistens der Fall ist. Man kann sich nicht immer so leicht über gewisse Situationen hinwegsetzen, wie Sie vielleicht glauben!

Aber kommen Sie nur weiter; unser Arbeitstag ist noch lange nicht zu Ende. Es wird nun die zweite Table d'hote serviert, mit gänzlich veränderter Physiognomie der Gäste. Unterdessen geht das Leben und Treiben im Gasthofe, die Unruhe des Ankommens und Abreisens weiter; Bahnzüge und Dampfboote bringen fortwährende Arbeit, das Personal verlangt Anweisungen aller Art und dazwischen füllt die Unterhaltung mit den Gästen und die Ansprüche derselben jede freie Minute aus. Ich möchte Sie einmal sehen diese verblümten und unverblümten Sottisen und Grobheiten ruhig einstecken! Die größte Höflichkeit und der feinste Anstand fremder Familien wechselt in wenig Minuten mit einer impertinenten Ausdrucksweise und den gemeinsten Zumutungen gewisser Kategorien von Reisenden. Dabei heißt es hübsch ruhig Blut behalten und nicht vergessen, daß auf der Welt alle Arten Kostgänger unseres Schöpfers zu finden sind. Wird aber die Sache zu toll, dann ebenso energisch wie kaltblütig eingeschritten und die Rechte des Hausherrn gewahrt!

Eine wohlthuende und erfrischende Abwechselung bildete ein für mich sehr interessantes Gespräch mit dem belgischen Ministerpräsidenten, Herrn Frère-Orban, dem genialen Beseitiger der Städte-Oktrois, unstreitig einer der ersten Staatsfinanzmänner unserer Zeit, welchem ich schon von Belgien aus früheren Besuchen her bekannt war. Wir sprechen von den Ereignissen der letzten Zeiten, besonders von der demokratischen Bewegung im Kanton Zürich, dem eigentümlichen Charakter der ersten Anstöße und den Vor- und Nachteilen, welche das bisherige Vorgehen für den Staat und dessen gesunde Entwickelung, sowie für das allgemeine Wohl bringen werde. Wie das Bestreben, den republikanischen Grundsatz: „Kein Recht ohne entsprechende Pflichten" nur für die kleinere Zahl der Besitzenden beizubehalten, für die Masse des Volkes, „die stimmenden Bürger", jedoch mit Benutzung demagogischer Mittel, die Parole einzuführen: „Keine Pflichten, desto mehr Rechte" leicht verhängnisvoll für die Zukunft sich gestalten könne und jedenfalls das nötige gegenseitige Zutrauen untergraben müsse. Insbesondere sprechen wir uns über das den Schlagwörtern „Man nimmt's, wo man's findet" und „Krieg dem Kapital" mehr oder weniger angepaßte Finanzwesen und Steuersystem aus und Herr Frère-Orban glaubt, daß, wenn auch an und für sich direkte Steuern republikanischer erscheinen möchten und jedenfalls billiger in der Erhebung seien, es dennoch sehr fraglich bleibe, ob nicht ein teilweise gemischtes System direkter und indirekter Abgaben und Steuern den Vorzug verdiene; dies schon deshalb, weil durch ein solch gemischtes Steuersystem eine zwar nicht den momentanen Begehrlichkeiten, dafür aber dem allgemeinen Wohl um so mehr dienende ausgleichende Heranziehung von Faktoren möglich wäre, wie solches durch ausschließlich direkte Steuern nie möglich sein werde, ohne die Wohlfahrt des Landes, das gedeihliche Zusammenwirken der verschiedenen Bevölkerungsklassen zu gefährden. Bei so stark entwickelter Industrie wie im Kanton Zürich können Rücksichtslosigkeit gegen den Wert des Kapitals um so verhängnisvoller wirken, als es keine staatliche Macht gebe, die, ohne dem allgemeinen Wohl und damit sich selbst ernstlich zu schaden, das Kapital ungebührlich und ungerecht belaste, und zwar sei die Gefahr um so größer, je mehr die Begehrlichkeit des Volkes auf Staatshilfe genährt, die Ansprüche des Staates wachsen und dieser sich auf eine Majorität der Bevölkerung stütze, die nur in sehr geringer oder keiner Weise an der Progression der Lasten teilnehmen und in finanziellen Fragen selten durch sachliches Erwägen und Verständnis geleitet werde.

Unser Gespräch wird durch die Ankunft eines vollbeladenen Omnibus unterbrochen. Da nur noch wenige Zimmer in den oberen Etagen frei sind, können Sie dem sich nun erhebenden Spektakel zuhören:

„Herr Wirt," schreit ein Berliner mit Familie, „ich brauche vier Zimmer, sechs Betten nach dem See neben-

einander, aber nur Bel-Etage." Wahrscheinlich hätte man bis zur unbekannten Ankunft dieser Familie, die in Berlin weder Bel-Etage noch zweiter Stock wohnt, alle im Hotel anwesenden Gäste in die oberen Etagen sperren sollen, um diesen Ankömmlingen die Auswahl zu lassen.

„Bedaure, Ihnen für heute nur noch ein Zimmer mit zwei Betten im zweiten Stock und die übrigen im dritten Stock anweisen zu können."

„Siehst du, Papa," ruft da eine der Töchter, „es steht ja im Bädeker, daß die Wirte charakterlos seien und die Deutschen stets vernachlässigen."

Nun, mein Freund! Stellen Sie sich vor, daß noch ein Dutzend Personen gleichzeitig mich ansprechen, sich schieben, stoßen und obige naseweise Bemerkung dazwischen kommt. So weist man den übrigen ankommenden Fremden zuerst ihre Zimmer an, und ersucht dann die Berliner Familie, welche unterdessen ihren Gefühlen freien und nicht sehr zarten Ausdruck gegeben hat, ebenso höflich als bestimmt, sich in einem anderen Gasthof, welcher besser ihren Ansprüchen dienen könne und zu dessen Besitzer sie mehr Zutrauen haben mögen, ein Logis zu suchen.

Merkwürdigerweise findet nun die ganze Familie einstimmig die inzwischen einzig noch freigebliebene Wohnung im vierten Stock sehr annehmbar, und erweist sich später, bei näherer Bekanntschaft, gutem Rat nicht unzugänglich, zuletzt sogar liebenswürdig.

So geht's weiter! Um 7 Uhr beginnt das Speisen à la carte; um 8 Uhr ist dritte Table d'hote; nach und nach rücken die Familien, die um 5 Uhr diniert haben, zum Thee ein. Unterdessen hat auf dem Bureau das Eintragen, Kontrollieren und Ausstellen der Rechnungen begonnen und ist auch mehreren Diners und Soupers in den Salons des ersten und zweiten Stockwerkes etwelche Aufmerksamkeit zu schenken. In all diesen Geschäften wird man fortwährend durch neuangekommene, oder von Ausflügen zurückkehrende oder ihre Weiterreise vorbereitende Familien gestört. Würde ein solches Saisontreiben statt acht Wochen das ganze Jahr dauern, der Wirt hätte mehr als genug zu thun, wenn er nichts thäte, als zur Verfügung seiner Gäste zu stehen und liefe dabei doch noch Gefahr, verrückt zu werden.

Die Rechnungen müssen durchgesehen, für die Küche die nötigen Befehle erteilt werden, um gegen Mitternacht, nachdem noch die Runde gemacht ist, ob alles in Ordnung und aufgeräumt sei, zur wohlverdienten aber zu kurzen Ruhe zu gelangen, wenn die Aufregung des Tages keine störenden Phantasien oder tollen Träume bringt.

Rechnen Sie zu all diesen Geschäften die Sorge um die eigene Familie und die Dienerschaft, die Nachlässigkeiten und Ungebührlichkeiten der Angestellten, die Reibereien des Personals untereinander, die Rücksichtslosigkeiten der Gäste unter sich und gegen das Geschäft, so werden Sie zugeben und begreifen, daß ein Gasthofbesitzer bescheidenen, ruhigen, freundlichen und dankbaren Gästen sich viel mehr verpflichtet fühlt, als das reisende Publikum gewöhnlich anzunehmen geneigt ist.

Ich hoffe, daß Sie nach dieser Beschreibung Ihr absprechendes Urteil über die Arbeit eines Gasthofbesitzers modifizieren werden, und wenn Sie nach achtzehnstündiger Arbeit noch nicht müde sind, so bin ich es, und damit „Gute Nacht". Bonifaz.

Am Lago Maggiore.

Von

Richard Schmidt-Cabanis.

Hier der Firnen schimmernder Schnee,
Keusch wie dein Busen und helle;
Dort der goldig wallende See
Gleich deines Haares Welle;
Und der Himmel tiefblau — und klar
Droben — ein zweites Meer,
Mahnend an deiner Augen Paar —
Unergründlich wie er!

An den Ufern der Traube Blut,
Leuchtend durch schweigende Haine.
Wie deiner Lippen Purpurglut,
Wenn sie sich preßten auf meine;
Weich und linde die Morgenluft —
Wie deine Wangen so mild:
Rings — gewoben aus Glanz und Duft —
Grüßt mich einzig dein Bild!

Und es zieht durchs einsame Herz
Ein unendliches Sehnen — —
Wanderns Wonne und Trennungsschmerz
Feuchten den Blick mit Thränen;
Stumm all die Schöne hab' ich geschaut,
Worte faßten es nicht,
Bis von den Lippen dein Name getaut,
Er allein — ein Gedicht!

Berlin.

Der Zug nach dem Westen.

Von

Paul Lindau.

(Fortsetzung.)

XX.



obald Ehrike das Zimmer in der Stülerstraße verlassen hatte, war Georg an die Thür zum Nebenzimmer getreten und hatte Lolo hereingerufen. Jetzt, da sie mit ihm wieder allein war und sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, brachen die Thränen aus ihren Augen, sie zitterte und bebte und schluchzte unaufhörlich. Georg hatte sie in seine Arme geschlossen und hielt sie fest an seiner Brust. Er küßte ihren Scheitel und streichelte mit der Linken sanft das weiche braune Haar.

„Beruhige dich nur," flüsterte er liebevoll. „Wir müssen alle unsere Kraft zusammennehmen; wir müssen jetzt stark sein, mein geliebtes Kind! . . . Wir sind eins . . . fürs ganze Leben, nicht wahr? Und werden es nun auch bald vor der Welt sein! . . . Sammle dich nur, meine liebe, gute Lolo! Wir werden über die rauhen Stunden schon hinwegkommen. Ich bin ja bei dir!"

Sie blickte aus ihren Thränen flehend und vertrauend zu ihm auf. Er beugte sich zu ihr, und ein heißer, inniger, keuscher Kuß besiegelte ihr Gelübde.

Die Einrichtung unserer Gesellschaft hat es in ihrer Weisheit so geordnet, daß nach großen, verhängnisvollen, entscheidenden Ereignissen, die einen Wendepunkt im Dasein bezeichnen, sich der Mensch den Stimmungen seines Gemütes nicht voll und ganz hingeben darf. Die nüchterne Alltäglichkeit stellt ihre Forderungen und heischt Gehorsam. Sie reißt ihn heraus aus der Tiefe des Schmerzes, aus der Weihe der Trauer, aus der Entrücktheit des Glücks. Sie gemahnt ihn daran, daß er nicht allein und daß er nichts für sich allein ist, daß er nichts anderes ist als eines der unzähligen Zähnchen an einem der Räder in dem gewaltigen Triebwerke der Gesellschaft, die seinethalben nicht stehen bleibt, die ihre mächtige und wunderbar mannigfaltige Arbeit unaufhaltsam weiter verrichtet und gar nicht gewahr wird, wenn sich so ein Zähnchen verbiegt, krümmt, wenn es zerbricht.

Auch den beiden, die sich da fest umschlungen hielten, einig in ihrer Liebe, einig in ihrem heiligen Schwure, daß keine Gewalt der Welt sie voneinander reißen würde, war nicht die Muße gewährt, sich auf dem aufgepeitschten Meere ihrer stürmischen Erregung willenlos treiben zu lassen, den Blick auf das Eiland gerichtet, das ihnen in sonniger Ferne winkte und sichere Rettung verhieß. Auch an sie trat die Nüchternheit mit ihren unabweisbaren Forderungen heran.

Lolo hatte sich erschöpft auf einen Sessel fallen lassen. Sie hatte ihre Augen getrocknet. Sie blickte nun fragend und vertrauensvoll auf Georg, der ihr gegenübersaß, das Kinn auf die Rechte und den Ellbogen auf den Tisch gestützt und sie ernst und zärtlich betrachtete.

Was war nun zu thun?

Beide hatten sich diese Frage in stillschweigendem Einverständnis vorgelegt, und Georg gab darauf laut Antwort:

„Wir müssen sehr vernünftig sein! Es ist viel zu erledigen. Besprechen wir eines nach dem andern. Du wirst meinen Namen tragen. Jetzt müssen wir uns also trennen. Wo kannst du die Nacht verbringen?"

„Bei meiner Schwester natürlich!"

„Das ist das Beste!"

„Aber mein Schwager!" setzte Lolo nachdenklich hinzu. „Er ist unberechenbar. Ich will mich doch vorher anmelden. Ich könnte Gefahr laufen . . ."

„So schreibe gleich deiner Schwester. Wir haben keinen Augenblick zu versäumen!"

Es war ein Viertel nach acht. Vor ein Viertel nach neun konnte die Antwort vom Engelufer, auch wenn alles so gut ging, wie es nur gehen konnte, nicht erwartet werden.

„Morgen bringe ich dich zu meinem Vater. Ich schreibe ihm auf der Stelle. Der Brief kann mit dem Zuge um elf Uhr noch abgehen, ist morgen früh in Elberfeld; die telegraphische Antwort können wir morgen Mittag haben. Also verlange Obdach nur für diese eine Nacht!"

Sie setzten sich einander gegenüber und schrieben mit fliegender Hast. Als sich ihre Federn einmal beim Eintauchen in das Tintenfaß berührten, sahen sie sich an und nickten sich zu.

Sie waren mit dem Schreiben ungefähr gleichzeitig fertig und tauschten die Briefe aus.

Lolo las den Brief an den Geheimen Kommerzienrat Fr. W. Nortstetten zu Elberfeld:

„Berlin, 7. April 1879.

Lieber Vater!

Ich habe mich mit Frau Charlotte Ehrike, geb. Pauly, verlobt. Meine Braut hat meinetwegen ihren Mann verlassen. Um dem bösen Gerede und allen Mißdeutungen meiner Absichten vorzubeugen, beschwöre ich Dich bei Deiner Liebe zu mir: nimm die künftige Frau Deines Sohnes bei Dir auf. Wenn die Gesellschaft sie in diesem Augenblicke auch verurteilt, so verdient sie dennoch in vollem Maße Deine Güte und wird sich Deine Achtung und Deine Liebe erwerben. Ich erwarte von Dir unmittelbar nach Empfang dieses Briefes eine Depesche, welche mir die Genehmigung erteilt, Charlotten zu Dir zu bringen.

Dein Dich liebender

Georg."

Der Brief Lolos an ihre Schwester, den Georg las, lautete:

„Montag, Abends.

Liebste Lili!

Ich habe meinen Mann verlassen und werde nicht zu ihm zurückkehren. Ich bin jetzt bei Georg Nortstetten. Gib mir Obdach für diese Nacht! Sage Deinem Manne die Wahrheit, daß ich Georg liebe, daß ich morgen zu dessen Verwandten in die Provinz gehe und da bleibe, bis die Gesetze die dauernde und öffentliche Verbindung zwischen uns ermöglichen. Ich komme, sobald ich Eure Antwort habe.

Lolo."

Die Briefe wurden geschlossen und von Georg seinem Diener Fritz mit der gemessenen Weisung der denkbar schnellsten Beförderung übergeben.

„Wir müssen an alles denken," sagte Georg, nachdem dieses peinliche Geschäft abgethan war. „Es wäre doch möglich, daß Fritz deinen Schwager nicht gleich fände, oder daß irgend etwas nicht Vorherzusehendes einen Zeitverlust mit sich brächte. Für uns ist jetzt aber jede Minute kostbar. Ich möchte es unter jeder Bedingung vermieden sehen, daß uns die Nacht hier zusammen und allein überraschte. Für alle Fälle sollten wir irgend einen Freund bitten, einen älteren verheirateten, erfahrenen Mann . . ."

Er sann einen Augenblick nach. Dann mit aufleuchtendem Blicke rief er freudiger aus: „Unser Nachbar, der Geheimerat Lohausen! Ich bitte ihn, sogleich herüberzukommen!"

„Ach ja!" rief Lolo ermutigt. „Der gute Geheimerat! Er hat mich so lieb!"

„Jedenfalls kann es nichts schaden, wenn wir seinen Rat hören," versetzte Georg, während er in aller Eile auf seine Karte einige sehr dringliche Worte schrieb. Er trug sie selbst zum Portier hinunter, der sich noch vor seinen Augen damit entfernte.

Es waren nicht zehn Minuten vergangen, als Georg dem Geheimerat die Thür öffnete. Während Lolo im Nebenzimmer mit klopfendem Herzen wartete, erzählte er dem alten Freunde, was geschehen war. Der Geheimerat hörte mit sehr ernstem Gesichte zu, Georgs Bericht ab und zu mit einem „hm, hm!" unterbrechend. Er enthielt sich jeder kränkenden Aeußerung, aber er brachte auch nichts über die Lippen, was besonders tröstlich gelautet hätte.

Als Georg Lolo hereinrief, die zaghaft und mit niedergeschlagenen Augen in das Zimmer trat, stand der Arzt auf, ging ihr entgegen und drückte ihr teilnahmvoll die Hand. Er billigte es durchaus, daß sofort alle Schritte gethan waren, um Lolo zunächst bei ihrer Schwester und dann bei Georgs Vater fern von Berlin unterzubringen. Man habe recht daran gethan, ihn herbeizurufen. Er selbst würde Lolo zu ihrem Schwager begleiten. Die augenblickliche und ernste Trennung der beiden sei aus tausend Gründen wünschenswert.

Der strenge Ernst des hochherzigen und wohlmeinenden Freundes ließ die beiden erst das volle Schwergewicht des Ereignisses deutlich fühlen. Sie hatten bisher dessen Wirkung nur insoweit empfunden, als sie selbst und die ihnen nächststehenden Verwandten davon betroffen wurden. Jetzt fühlten und erkannten sie, wie es weiter wirken und von dieser weiteren Umgebung auf sie zurückfluten würde.

„Wir müssen uns darüber klar werden," sagte der Geheimerat, der sichtlich bemüht war, seinen Gedanken die schonendste Form zu geben, „daß Sie für den Augenblick aus den Bedingungen Ihrer bisherigen Gesellschaft ausgeschieden sind, und daß Sie die Folgen des Geschehenen zu tragen haben werden. In gewissen Dingen versteht die Gesellschaft nun einmal keinen Spaß und darf ihn auch nicht verstehen. Sie duldet niemals, daß an einer ihrer Grundlagen gerüttelt wird, und wer da einen Stein lockert, der wird verurteilt, schonungslos, ohne Anerkennung irgend welcher mildernden Umstände. Bis Sie sich die neuen Bedingungen Ihrer neuen Stellung geschaffen haben, können Sie also gar nicht vorsichtig genug sein; denn jede, auch die geringste Unvorsichtigkeit erschwert und schiebt die Verwirklichung Ihres Vorhabens hinaus. Die strengste Vermeidung alles dessen, was irgendwie zu einem Aergernis oder auch nur zu einer gehässigen Auffassung veranlassen könnte — das ist die erste, die geringste Sühne, welche die Gesellschaft für den ihr angethanen Schaden fordert. Sie verlangt noch mehr, noch viel mehr! Darum haben wir uns aber in diesem Augenblicke noch nicht zu kümmern. Sie haben sich das Gebiet, das Sie freiwillig verlassen und das Sie nun auch unfreiwillig zu meiden haben, Schritt für Schritt wieder zu erobern. Der erste Schritt, den Sie gethan haben, ist der richtige. Sie müssen sich voneinander trennen! Und Sie, meine liebe, junge Freundin, werden nirgends besser aufgehoben sein als bei Ihrer Frau Schwester und bei dem Vater des Herrn Nortstetten."

Sie mußten ihm recht geben, aber sie hatten eigentlich von einem so guten Freunde etwas anderes erwartet.

Sie sprachen nur noch wenig. Träge und schwer schleppte sich die Unterhaltung dahin. Die Minuten dehnten sich unendlich. Seit geraumer Zeit blickten die drei schweigend vor sich hin. Ein jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. Niemand fühlte das Bedürfnis,

das lange Schweigen zu brechen. Lolo seufzte einigemal tief auf. Auf Georgs Stirn lag düsterer Ernst. Der Geheimerat räusperte sich einigemal, streifte die beiden mit einem traurigen, teilnahmvollen Blicke und versank dann wieder in unerfreuliches Brüten.

Indessen hatte Fritz, der dem Kutscher ein gutes Trinkgeld versprochen hatte, Georgs Brief befördert und war mit Lolos Schreiben nach dem Engelufer gefahren. Er brauchte auf die Antwort nicht lange im Vorzimmer zu warten.

Mölldorfs saßen beim Abendessen, als das Mädchen Lili die unerwartete Botschaft überbrachte.

„Ich werde gleich Bescheid geben," sagte sie und bedeutete dem Mädchen mit einer Kopfbewegung, sich zu entfernen.

Als sie mit ihrem Manne allein war, schob sie ihm zitternd das Blatt hin. Mit einer furchtbaren Spannung sah sie ihn an, und als er sich reckte und seine Züge den ihr nur zu wohl bekannten Ausdruck steinerner Härte annahmen, malte sich das volle Entsetzen auf ihrem bleichen Gesichte, und sie sank kraftlos auf ihren Stuhl zurück.

Mölldorf stand auf und durchschritt erhobenen Hauptes zwei-, dreimal das Zimmer.

„Ich habe es kommen sehen!" sagte er endlich.

„Und was wirst du thun?" fragte Lili mit schwacher, bebender Stimme.

„Was ich thun werde?" wiederholte er mit eisiger Kälte. „Ich werde mein Haus rein halten!... Bei Gott, das werde ich!" rief er mit donnernder Stimme.

„Es ist meine Schwester!" flehte Lili.

„Es ist deine Schwester gewesen! Für uns ist sie tot!"

Er trat an den Schreibtisch, schrieb eine Zeile unter Lolos Brief, schloß denselben und übergab ihn selbst dem harrenden Boten, der damit sogleich nach Hause zurückfuhr.

Als Mölldorf in das Zimmer zurücktrat, stieß Lili einen ächzenden, erschrecklichen Seufzer aus. Er wandte sich schnell zu ihr um.

Sie hatte sich aufgerichtet, blaß wie der Tod. Ihre Augen standen weit offen und flammten unheimlich. Sie streckte die Rechte wider ihn und drohte, drohte mit dem erhobenen Zeigefinger, gespensterhaft. Sie rang nach Worten, sie würgte und drohte — es war ein furchtbarer Anblick.

Die geheimste, durch Jahre stummer Erbitterung gespeiste Quelle ihrer Seele hatte die bergende Schicht durchbrochen, und der brennend glühende Strom des Hasses ergoß sich in ihr Herz und erfüllte es ganz. Was sie that, stand außer allem Zusammenhange mit ihrem Sein. Die sanfte Dulderin hatte sich zu einer wütenden Megäre gewandelt. Mölldorf prallte zurück. Er glaubte, sie habe den Verstand verloren.

„Du! . . . Du!" stieß sie mit heiserem Schreien mühsam hervor. „Du weißt nicht, was du . . . was du in diesem Augenblicke gethan hast!"

Sie ballte die Faust. Sie taumelte. Sie fiel auf den Sessel zurück, ließ den Kopf auf die Brust sinken und keuchte schwer. Ihre Hände hingen schlaff herab. Hätte sie weinen können!

Als Mölldorf an sie herantrat, sprang sie jählings auf und wich von ihm zurück.

„Laß mich!" stöhnte sie. „Ach, hätte ich keine Kinder! Ich wüßte, was ich thäte!"

Sie schleppte sich in das Nebenzimmer und setzte sich an der Wiege ihres jüngsten Kindes nieder. Sie ließ keinen Blick von dem sanft Schlummernden.

In besorgter Stimmung war Ottomar zurückgeblieben. Der Zustand seiner Frau beunruhigte ihn. Er war irre geworden an ihr oder an sich, an der Klarheit ihres Verstandes oder an seiner unbedingten Ueberlegenheit. Er mußte mit sich darüber ins klare kommen...

* * *

Als Fritz den Schlüssel in die Korridorthüre steckte, fuhren die drei, die in der Stülerstraße auf den Bescheid warteten, aus ihrem dumpfen Brüten auf. Georg nahm dem Diener den Brief ab und reichte ihn Lolo, die den Umschlag abriß.

Der Arzt und Georg blickten erwartungsvoll auf sie.

Lolos Gesicht nahm den Ausdruck eigentümlicher Ueberraschung an. Sie las, was sie schon gelesen hatte, noch einmal und schüttelte den Kopf.

„Nun?" fragte Georg nach einer Weile.

„Ich verstehe nicht," versetzte Lolo, indem sie das Blatt auf den Tisch legte.

Georg nahm es auf, las und schien seinerseits nicht minder erstaunt zu sein.

„Was soll das heißen?" sagte er, während er es dem Arzte reichte.

Dieser überflog den Brief Lolos und las darauf die beiden mit schöner, regelmäßiger männlicher Handschrift geschriebenen Zeilen:

„2. Mose 20, 14.

Mölldorf."

Sie sahen sich schweigsam an.

Die heilige Schrift war dem Komponisten der „Bath-Seba" ein vertrautes Buch, das er immer zur Hand hatte. Er trat an seine Bibliothek und hatte mit dem ersten Griff den schwarzen Lederband erfaßt, eine Prachtbibel in großen Lettern, die ihm sein Onkel Johannes mit einem frommen Spruche zur Konfirmation geschenkt hatte.

Er schlug die Bibel auf, der Arzt stand zu seiner Linken, Lolo zu seiner Rechten.

Er blätterte einige Seiten um. Da war das zwanzigste Kapitel des Exodus. Die Augen der drei, die Kopf an Kopf beisammen standen, flogen gleichmäßig über die Seite, und gleichzeitig lasen sie stumm den vierzehnten Vers:

„Du sollst nicht ehebrechen."

Es entstand eine dumpfe, schwüle Stille. Lolo und der Geheimerat traten etwas vom Tische zurück, Georg schloß die Bibel langsam und reihte sie wieder in die Bibliothek ein.

Lolo biß sich auf die Unterlippe. Niemand vermochte ihren starren Zügen anzusehen, was in diesem Augenblicke in ihr vorging.

„Nun also!" unterbrach endlich der Arzt die lange, schwer drückende Pause. „Also, meine arme Freundin,

setzen Sie Ihren Hut auf; ich bringe Sie zu meiner Frau."

In tiefer Rührung und inniger Dankbarkeit sah Lolo in das treue und kluge Auge des Freundes und streckte ihm die Hand entgegen, die er ergriff.

„Es ist schon gut!... Beeilen Sie sich nur!... Ja doch, ja! Ich glaub's Ihnen ja!" sagte er gutmütig. „Aber wir haben jetzt keine Zeit zum Danken." Er zog die Uhr. „Schon halb zehn!" Er schüttelte den Kopf.

Während Lolo ihr Jackett anzog und ihren Hut aufsetzte, war Georg an den Arzt herangetreten und hatte ihm leise gesagt: „Den Dienst, den Sie mir jetzt erweisen, vergesse ich Ihnen nie. Ich werde ewig in Ihrer Schuld bleiben!"

„Haben Sie Mut, seien Sie vernünftig, und machen Sie Frau Lolo glücklich, dann sind wir quitt!" sagte Lohausen mit voller Herzlichkeit. Die beiden Männer schüttelten sich kräftig die Hand.

Lolo näherte sich ihnen. Der Arzt wandte sich ab, um nicht Zeuge ihres Abschieds zu sein, aber Georg nahm seinen Hut und sagte:

„Ich begleite Sie bis nebenan. Ich will noch etwas frische Luft schöpfen."

Lolo sah sich noch einmal in dem Zimmer um. Dann seufzte sie und verließ es langsam. Der Geheimerat reichte ihr den Arm. Georg folgte.

Der Portier hatte offenbar auf diesen Augenblick gelauert. Die Gardine seines kleinen Fensters bewegte sich. Er sah aber nur eine zarte, dunkel gekleidete, verschleierte Dame und die beiden ihm bekannten Herren.

Auf dem kurzen Wege sagte der Geheimerat: „Wann erwarten Sie die Depesche Ihres Vaters?"

„In der Mittagsstunde."

„Dann sprechen Sie wohl zwischen zwei und drei Nachmittags bei mir vor, da bin ich sicher zu Hause."

Georg machte eine zustimmende Bewegung.

Sie standen vor dem Hause. Lolo reichte dem Geliebten, ohne den Arm ihres väterlichen Freundes zu verlassen, die Hand, die er küßte und herzlich drückte. Der Geheimerat nickte ihm noch freundlich zu.

Dann traten die beiden in das vergitterte Vorgärtchen ein und verschwanden seinen Blicken im Schatten. Als die Thür geöffnet wurde, fiel noch einmal das Licht auf sie. Lolo wandte den Kopf. Die Thür fiel zu.

XXI.

Georg ging denselben Weg, den er viel hundertmal genommen hatte: durch die Tiergartenstraße den Linden zu. Auf dem Fahrdamme der Regentenstraße verlangsamte er die Schritte und blickte die Straße hinauf. Es beschlich ihn ein wehmütiges Gefühl bei dem Gedanken, daß er diese Straße, in die er so oft mit liebevollem Herzen, mit zärtlichem Verlangen und klopfender Brust eingebogen war, in der er unvergeßliche Stunden verlebt und an jenem Januarabend in überströmendem Glück die am Fenster harrende Geliebte begrüßt und jubelnd den Hut geschwenkt hatte — daß er diese Straße nun wohl werde meiden müssen.

Er warf auch einen Seitenblick auf den Wilprechtschen Prachtbau. Die Fenster des Erdgeschosses waren erleuchtet.

Jetzt erst gedachte er Maximilians. Er wußte, daß er der Spion und der Angeber gewesen war, obgleich es ihm niemand gesagt hatte. Er hatte dem fahlen Gesichte, der schlotternden Gestalt die Nichtswürdigkeit angesehen. Ein verächtliches Lächeln hob seine Lippe. Stephanie wußte sicherlich nichts von dem Streiche ihres Mannes! Er kannte sie zu genau. Er kannte ihre Schwächen, ihre Unbegreiflichkeiten — aber dessen war sie nicht fähig, das wußte er!

Die volle Flut des großstädtischen Lebens rauschte ihm entgegen, als er den oberen Teil der Linden erreicht hatte. Vor den zahlreichen Bier- und Weinwirtschaften, dem Café Bauer und den noch offenen Läden stauten sich die Kommenden und Gehenden und die Müßiggänger, die sich in der Frische des schönen Frühlingsabends ergingen; vom Norden und Süden strömten die Theater- und Konzertbesucher hier zusammen, öffentliche und herrschaftliche Fuhrwerke rollten über den Asphalt — es war eine allgemeine Bewegung, ein allgemeines Geräusch, eine große Strömung, die alle mit sich riß, und in der der einzelne verschwand. Gleichgültig zog die Menge an Georg vorüber, jeder einzelne hatte seine Freuden, seine Plagen, jeder war für sich damit beschäftigt, zu sehen, wo er bleibe. Niemals war Georg die Stadt in ihrer großartigen Lieblosigkeit verwunderlicher erschienen.

Als er beim Opernhause vorüberkam, war die Vorstellung gerade aus, und dichte Scharen ergossen sich aus den engen Pforten auf den freien Platz. Es war die zwanzigste Vorstellung der „Bath-Seba". Georg machte einen großen Bogen um das Haus. Er fürchtete, Bekannte anzutreffen. Er ging über die Schloßbrücke. Er hatte kein Ziel.

Auf dem spärlich beleuchteten Platze an dem königlichen Schlosse, dessen gewaltige finstere Fassade mächtig aufragte, blieb er einen Augenblick stehen. Er besann sich, wohin er wohl gehen sollte? Da fiel ihm die wundersame Ruhe, das eigentümliche Halbdunkel seiner Umgebung auf. Er ging noch einige Schritte weiter, in schräger Richtung über das schlechte Plaster auf den linken Flügel des Schlosses zu. Da war es fast ganz dunkel; da regte sich kein Laut. Unter alten hohen Bäumen standen einige verlassene Bänke, auf denen wohl an hellen Sommertagen die Wärterinnen der spielenden Kinder plaudern mochten. Rechtwinkelig an den linken Flügel des gewaltigen Baus stützten sich einige kleinere, aber immerhin stattliche Häuser ehrwürdigen Alters, aus der Kindheit der Residenz, mit merkwürdigen Umrißlinien, verwittert und von den Jahren geschwärzt.

Georg war oft in der Nähe des Schlosses gewesen, er hatte diese bedeutsamen Denkmäler der Vergangenheit nie beachtet — diese steinernen Zeugen aus der kurfürstlichen Zeit, die zu jenem Neu-Berlin, in dem Georg lebte und dessen durch und durch moderne Physiognomie sich seinem Auge scharf eingeprägt hatte, durchaus nicht passen wollten.

Diesen stillen, schattigen, ganz verborgenen Winkel

mitten im Herzen der Kaiserstadt, dieses entlegene Fleckchen im Mittelpunkte des großstädtischen Lebens kannte er noch nicht.

Er ließ sich auf eine Bank nieder, im tiefen Dunkel, in lautloser Stille. Nur wenige Minuten von ihm entfernt wogte das stürmische Leben. Da brannten unzählige Flammen; da war ein heller Lichtschein, der ganz allmählich im nächtlichen Dunkel erstarb. Und von da drang ein unaufhörliches gedämpftes Brausen, das alles Rollen und Rasseln der Wagen und alles Lärmen und Toben der Hunderttausende verschlang, an sein Ohr. Und hier, wo er saß, war es so geheimnisvoll still, daß er seine Atemzüge hörte.

Daß man in der belebtesten Abendstunde und mitten in der Stadt, umrauscht von den Wogen des öffentlichen Lebens, so allein sein könne, hatte er nie geglaubt. Er war dem Zufalle dankbar, daß er ihn hierher geführt hatte. Hier mochte es ihm wohl gelingen, in das Wirrnis, das gegen seinen Schädel drückte, einige Ruhe und Klarheit zu bringen.

Er wußte, daß ihm heiße Tage bevorstanden. Das Verhalten des Arztes, der ihm so freundlich gesinnt und Lolo mit beinahe väterlicher Herzlichkeit zugethan war, hatte ihm einen Vorgeschmack gegeben von dem, was er von Gleichgültigen oder gar unfreundlich Gesinnten zu gewärtigen hatte. Das, was dem edlen Freunde gestern noch eine ungetrübte Freude und eine Ehre gewesen wäre: Lolo bei sich zu empfangen — heute war es ihm ein Opfer, das er zu bringen hatte. Gestern hätte er sich als Schuldner gefühlt, heute war er der Gläubiger.

Georg vergegenwärtigte sich auch die Empfindungen, die ihn beherrscht hatten, als er an seinen Vater schrieb. Die fröhliche, herzliche Unbefangenheit, die in ihrem Verkehre stets gewaltet hatte, war dahin. Er hatte sich auf Wendungen und Umschreibungen besinnen müssen. Während er sonst mit seinem Vater in allem Freimut von allem, was er zu sagen hatte, sprechen durfte, hatte er diesmal Andeutungen für nötig gehalten. Und die Aufnahme, welche seine Zeilen finden würden, beschäftigten ihn ernsthaft. Er zweifelte zwar nicht an seinem Vater, aber alles sagte ihm, daß es doch anders zwischen ihnen geworden war. Und wenn er an seine Geschwister und Anverwandten dachte, so fühlte er ein Unbehagen, das er bisher nicht gekannt hatte. Er sah das strenge Auge seines Oheims. Er hatte sich auf harte Kämpfe zu rüsten.

Und nun die Fernstehenden! Die einen würden sich von ihm wenden, wie er voraussetzte, die anderen eine kränkende Duldsamkeit zeigen. Ueber jene durfte er sich nicht beklagen, bei diesen hatte er sich sogar zu bedanken. Jedermann, der morgen noch so mit ihm verkehren würde, wie er gestern mit ihm verkehrt hatte, erwarb sich schon dadurch, daß es beim alten blieb, Anspruch auf seinen Dank.

So war also seine Stellung zu allem, was ihn umgab, zu seinen nächsten Angehörigen, zu seinen guten Freunden, zu dem weiteren und weiten Kreise seiner Bekannten mit einem Schlage eine völlig andere geworden? Hatten sie alle sich von ihm gewandt, oder war er abseits getreten? Und hatten alle anderen unrecht? War er allein im Rechte? War er wirklich das unschuldige Opfer des allgemeinen Vorurteils?

Er war zu ehrlich, um diese Frage zu bejahen. Er bekannte sich vielmehr ganz frei zu einer That, die die Allgemeinheit zu verurteilen hatte. Sie hatte sich nicht um die Beweggründe zu kümmern, die den Verstoß gegen ihre Gebote verursacht hatten. Er war bereit, die Strafe, die sie über ihn verhängen würde, anzutreten.

Aber wenn sie recht hatten, die andern alle — er konnte sich nicht unrecht geben. Er konnte es nicht! Er liebte Lolo so wahr, so innig, wie nur je ein Herz geliebt hatte. Er wußte sich von ihr geliebt. Sie war es, die sein Dasein mit Licht und Luft erfüllte, und ohne sie war Nacht und Tod. Mochten sie ihn aus ihrer Mitte verstoßen, die Vereinsamung mit ihr schreckte ihn nicht. Und was galten ihm alle Huldigungen, alle Freuden, die die anderen ihm gewähren konnten, wenn sie ihm fehlte, die eine und einzige, die seinem Leben erst Fülle und Inhalt gegeben hatte?

Und weshalb sollten er und sie auf das Glück ihres Lebens verzichten? Weil sie als unerfahrenes Kind, nicht wissend, was sie that, ein Protokoll unterschrieben und ein Ja gesprochen, dessen verhängnisschwere Folgen sie nicht geahnt hatte? Weil sie einem Manne die Hand gereicht, der zur Ergänzung seines Hausstandes nach einer Frau gesucht und das hübsche, kluge, lustige Mädchen als eine dazu geeignete Persönlichkeit ersehen hatte? Einem Manne, der sie nie geliebt, der ihren Wert nie erkannt hatte und seelenfroh war, wenn er sich dem Drucke, den die Vornehmheit und Ueberlegenheit ihres Wesens auf ihn übte, entziehen und in einer Julie Lessen eine verständnisvolle gleichgesinnte Seele finden konnte? Nein, das sollte und durfte ihn nicht verhindern, Lolo wahr und tief zu lieben — was immer die Welt darüber sagen mochte!

Das Bewußtsein seiner Liebe gab ihm in diesem ernsten Augenblicke eine seltene Kraft, und er fühlte sich sicher, wenn auch alles um ihn her barst und krachte, und der Boden, auf dem er stand, unter ihm zu wanken schien.

Er bedurfte dieser Stärke und dieser Zuversicht, denn jetzt hatte er das Schicksal eines anderen Daseins an das seine gefesselt.

Mochte nun kommen, was da wollte, Lolos Vertrauen zu ihm sollte nicht getäuscht werden.

XXII.

Erst um die vierte Morgenstunde war Georg eingeschlafen. Um halb neun stand er schon vollkommen angekleidet, zum Ausgehen bereit, den Hut auf dem Kopfe, an der Thür seiner Wohnung. Er hatte seinem Diener hinterlassen, daß er zum Justizrat Felix Quintus gehen wolle; wie lange er da zu thun habe, wisse er nicht. Jedenfalls werde er geradeswegs nach Hause zurückkehren.

Auf der Treppe begegnete ihm Jean, der Diener Wilprechts, der ihm einen Brief überbrachte. Erstaunt über die unerwartete Sendung riß Georg den Umschlag,

auf dem er die langgestreckte englische Handschrift Stephanies sogleich erkannt hatte, ab; Jean war beiseite getreten. Der Umschlag enthielt eine Visitenkarte von Stephanie mit der artigen Bitte, die Einlage sogleich zu befördern, und einen verschlossenen Brief mit der Adresse: „Frau Lolo Ehrike“.

Georg bestellte Jean mit seinen Empfehlungen an die gnädige Frau, daß er ihrem Wunsche sofort entsprechen werde. Vor der Hausthür grüßte Jean und ging schnellen Schritts dem herrschaftlichen Hause zu.

Georg trug den Brief selbst in das Nachbarhaus. Der Geheimerat hielt seine Morgensprechstunde ab und war beschäftigt. Georg wagte es nicht, sich bei dem öffnenden Diener nach Lolo zu erkundigen.

Er mußte im Salon des ihm persönlich sehr wohl bekannten, beinahe befreundeten Rechtsanwalts ziemlich lange warten. Der Justizrat lag noch im Bette.

Rosig, frisch rasiert, mit heiterem, gemütlichem Lächeln trat endlich Quintus, dessen Nahen das eben vom Diener aufgetragene Frühstück schon verkündet hatte, im Morgenrocke und in Morgenschuhen in das Zimmer.

„Was führt Sie denn zu nachtschlafender Zeit zu mir?“ fragte er Georg, dem er die Hand reichte. „Und ehe wir von Geschäften reden, wollen Sie mit mir frühstücken?“

Georg lehnte dankend ab.

„Aber mir gestatten Sie doch, daß ich mich zu des Tages Mühen stärke? Vacuus venter ...“

„Ich bitte sehr darum.“

Der Justizrat schob dem Musiker ein Kistchen Cigarren hin, füllte seine Tasse und ließ sich in der Behaglichkeit des Frühstücks durch den auf seine Aufforderung erstatteten Bericht Georgs nicht weiter stören. Quintus hatte ein besonderes Talent, die schwersten Dinge leicht zu nehmen. Kauend fragte er nach dieser und jener Einzelheit, die für ihn zur Beurteilung des Falles interessant zu sein schien. Währenddem hatte jedoch auch sein joviales Gesicht den Ausdruck ungewohnten Ernstes angenommen.

Georg war mit seinem Vortrage und der Rechtsfreund mit seinem Frühstücke fertig. Quintus wischte sich den Mund, ballte die Serviette zusammen und warf sie beiseite, zündete langsam und mit sichtlichem Genusse eine Cigarre am Spiritusflämmchen an, that einige wohlüberlegte Züge und setzte sich dann in seinem Lehnstuhle etwas zurück, die von sich gestreckten Füße kreuzend.

„Also so liegt die Sache!“ sagte er endlich. „Angenehm ist sie natürlich nicht, aber unter den unangenehmen gehört sie noch immer zu den leichteren. Es sind keine Kinder da, die beiden Parteien sind in der Hauptfrage, daß ihre Ehe gelöst werden soll, einverstanden; ich denke, das wird in einer nicht gar zu schroffen Form zu ermöglichen sein. Ehrike wird mit sich reden lassen, wenn er von uns hört, daß wir ihn schonen wollen. Wir werden ihn nicht durch lästige Fragen in Verlegenheit bringen und als Gegenleistung nichts weiter beanspruchen, als daß seinerseits der gestrige Vorfall aus seinen Gründen zur Ehescheidung ausgeschlossen und die bösliche Verlassung angenommen werde. In der Wirkung ist das ganz dasselbe. Und Ehrike kann gar kein Interesse daran haben, die peinliche Angelegenheit mutwillig noch häßlicher zu machen. Ich werde ihn mir kommen lassen, und da wir keinerlei finanzielle Ansprüche erheben, hoffe ich ihn sogar dazu zu bestimmen, daß wir als Kläger gegen ihn vorgehen können. Das Weitere werden Sie in den nächsten Tagen von mir hören ... Wann verläßt Frau Lolo Berlin?“

„Ich denke, heute abend!“

„Das ist gut. Je eher, je besser. Und sie geht?“

„Nach Elberfeld, in meine Heimat, zu meinen Verwandten.“

„Vortrefflich! Und Sie bleiben hier?“

„Jawohl!“

„Durchaus korrekt. Nun, so empfehlen Sie mich der schönen Frau Lolo und sagen Sie ihr, daß ich mich ihr mit allem Eifer und aufrichtigem Interesse zur Verfügung stelle.“

Sie verabschiedeten sich in großer Freundlichkeit.

Auf dem Heimwege sah Georg zu seiner nicht geringen Ueberraschung Stephanie aus dem Hause des Geheimerats Lohausen heraustreten. Jean eilte ihr voran und öffnete den Schlag des Wagens. Beim Einsteigen bemerkte sie den Musiker und nickte ihm freundlich zu, bevor dieser noch Zeit gefunden hatte, seinen Hut zu ziehen. Als sie an ihm vorüberrollte, bog sie sich etwas vor und grüßte nochmals. Georg sah ihr verwundert nach.

Sie kam von Lolo. Sie hatte gestern abend noch, gleich nachdem ihr Wilprecht in fassungsloser Erregung das Abenteuer erzählt hatte, in unverhohlener Entrüstung einige Zeilen an Lolo geschrieben.

Sie hatte eine äußerst heftige Scene mit ihrem Manne gehabt und ihm ins Gesicht gesagt, daß sein Benehmen ein schändliches gewesen sei. Ihr gegenüber verfange die Rolle des sittlich Entrüsteten nicht. Es sei nichts anderes als ein Akt der niedrigsten Rache des Abgewiesenen, der elendesten Eifersucht — ein Streich, dessen sie sich in tiefster Seele schäme. Sie wolle damit nichts gemein haben und es nicht zugeben, daß ihre Unthätigkeit sie als eine Mitschuldige erscheinen lasse. Sie werde es im Gegenteil so öffentlich wie möglich machen, daß sie sich von jeder Verantwortlichkeit für Maximilians unqualifizierbare Handlung lossage!

In der That überwog in diesem Augenblicke der weibliche Corpsgeist in Stephanie alle anderen Regungen.

Maximilian war in seiner Abwehr unendlich schwach gewesen. War er sich Ehrike gegenüber noch als Held erschienen, jetzt kam er sich selber erbärmlich vor. Jetzt machte er sich Vorwürfe, bittere Vorwürfe — nicht über den einzelnen Fall, der Stephanies Empörung erregt hatte; da redete er sich noch immer ein, ein Bannerträger des Edlen und Sittlichen gewesen zu sein; er machte sich Vorwürfe über seine Schlaffheit, über seine bequeme Selbstverblendung, die dahin geführt, daß er nun als moralischer Hehler auf die Anklagebank genagelt war, daß er seiner Frau nicht gerade in das erzürnte Auge zu sehen wagte und vor jedem Zufallswörtchen, das ihr in der Erregung entfallen könne, zitterte.

Er erlog Zorn und Wut, nur um einen Vorwand zu haben, sich in sein Zimmer zurückzuziehen. Und als er da saß, allein, in tiefer Mißstimmung über sein Alleinsein, unlustig, Gesellschaft aufzusuchen, in feigem Bangen vor jeder Begegnung mit einem Bekannten — da gelobte er sich: „Es soll anders werden, auch bei uns! Sie soll es nicht wieder wagen, in diesem Tone mit mir zu sprechen! Sie soll mich respektieren lernen!" — —

Mit Staunen hatte Lolo nach einer langen, langen, bösen Nacht Stephanies Brief am Morgen empfangen und mit noch größerem Staunen gelesen. Er lautete:

„Tiergartenstraße. Montag. Mitternacht.

Verehrte Freundin!

Es ist mir ein tiefes Bedürfnis, Ihnen mein ernstes Bedauern darüber auszusprechen, daß der Name, den ich führe, in die unerquickliche Sache, unter der Sie jetzt zu leiden haben, verwickelt ist. Ich setze voraus, daß es jetzt für Sie nützlich sein kann, auf den Beistand einer erfahrenen Frau zählen zu dürfen. Es sind vielleicht manche Sachen zu ordnen, die auch der beste Freund nicht erledigen kann, und die auch noch so ergebenen weiblichen Dienstboten nicht überlassen bleiben sollten. Ich bitte Sie, meine Dienste anzunehmen. Fürchten Sie nicht, daß Unannehmlichkeiten mich schrecken werden. Ich stelle mich Ihnen gern und vollkommen zur Verfügung.

Ihre Ihnen sehr ergebene

Stephanie Wilprecht."

Lolo las den Brief noch einmal. Sie schüttelte den Kopf. Das hatte sie von Stephanie nicht erwartet.

Nachdem sie dem Geheimerat und dessen Frau Kenntnis davon gegeben hatte, war der gemeinsame Beschluß gefaßt worden, daß Stephanies dankenswertes Anerbieten angenommen werden solle. Lolo schrieb sogleich ein paar Zeilen herzlichen Dankes, in denen sie Stephanie bat, sobald es ihre Zeit erlaube, zu Lohausens zu kommen, um persönlich Rücksprache über alles zu nehmen; der Geheimerat selbst hatte beim Vorüberfahren den Brief abgegeben, und schon um halb zehn Uhr war der Wilprechtsche Wagen vor dem Hause des Arztes vorgefahren.

Stephanie hatte die Geheimerätin und Lolo in der harmlosesten Weise begrüßt, als ob gar nichts vorgefallen sei, und die Angelegenheit wie jede andere geschäftliche behandelt. Sie erbot sich, sogleich in die Chrikesche Wohnung zu fahren, und begehrte Weisungen, als ob sie für die unpäßlich gewordene Wirtin den Koffer zu einer Reise zu packen habe. Dabei machte sie Notizen in ihr kleines Schildpattbuch. Die geforderten Weisungen waren bald gegeben. Der große Lederkasten mit Silberbeschlägen, den Lolo für das Manuskript der „Bath=Seba" hatte anfertigen lassen, war das, was ihr am meisten am Herzen lag. Dann traf sie noch aus ihren persönlichen Geschenken eine Auswahl von Gegenständen, an denen sie aus diesem oder jenem Grunde hing; einen armseligen Ring, der sie an ihre Pensionsfreundin, das bescheidene Medaillon, das sie an ihre Konfirmation erinnerte, Andenken an ihre Eltern und die fast unangetastete Ausstattung, die der alte Pauly seinem Kinde nun einmal durchaus hatte mitgeben wollen — das war alles! Alles übrige sollte bleiben, wo es war: der kostbare Schmuck, die glänzenden Toiletten, die tausend schönen Entbehrlichkeiten, die sich mit der Zeit um sie angesammelt hatten. Dulde man diese Dinge da nicht mehr, wo sie sich jetzt befänden, so sollten sie zu Gunsten der Armen verkauft werden. Elise wisse um alles Bescheid und werde Stephanie in jeder Weise behilflich sein. Elise solle zu ihren Eltern zurückgehen und ihr Gehalt weiter beziehen, bis Lolo sie wieder in ihre Dienste nehmen könne.

Stephanie, die bloß ein Amt und keine Meinung hatte, hatte alles gewissenhaft aufgeschrieben, Lolos Dank wie für etwas Selbstverständliches flüchtig zurückgewiesen, ihr ein freundliches Lebewohl und auf Wiedersehen! gesagt, sich der Geheimerätin empfohlen und war dann mit dem angenehmen Gefühle, leichten Herzens für eine andere etwas thun zu können, was jener überaus unangenehm sein würde, nach der Regentenstraße gefahren. Beim Einsteigen in den Wagen war sie also Georg begegnet.

Georg war in seine Wohnung zurückgekehrt. Ganz überflüssigerweise hatte er sich erkundigt, ob die Depesche, die zu dieser frühen Stunde noch gar nicht erwartet werden konnte, schon eingetroffen sei. Er wollte arbeiten, um sich zu anderen Gedanken zu zwingen. Es war ihm unmöglich. Er schlug den Klavierauszug einer neuen französischen Oper auf und spielte einige Seiten daraus. Er war nicht bei der Sache. Er wartete. Schließlich hielt er es nicht mehr aus. Er nahm seinen Hut und sagte dem Diener, daß er um ein Uhr wiederkommen und die Depesche, die bis dahin eintreffen müsse, abholen werde.

Er ging durch den wenig besuchten Teil des Tiergartens, der seiner Wohnung am nächsten lag. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen. Alles grünte und trieb und sproß um ihn her. Er traf auf seiner einsamen Wanderung keinen Menschen, den er kannte, nur zerlumpte Arbeiter und alte Frauen, die die Wege harkten, den jungen Rasen säuberten und die überwinterten Reisige und dürren Blätter in Kiepen sammelten. Allmählich belebte es sich um ihn. Ammen, Kindermädchen und Bonnen führten die ausgeputzten Kinder spazieren und klaschten auf den Bänken über die Herrschaften. Georg wandte sich wieder den stilleren Wegen zu. Der frische sonnige Tag gab ihm eine merkwürdige Ruhe und Zuversicht. Er überschlug schon in seinem Geiste die nächsten trüben Monate und war guten Mutes bei dem Gedanken, daß der endliche Sieg des Kampfes wohl wert sei.

Als er zur angegebenen Zeit wieder in seiner Wohnung eintraf, meldete der Diener, daß auf dem Arbeitstische zwei Depeschen für den Herrn Doktor lägen, die in kurzer Frist aufeinander gefolgt seien.

Zwei?

Nortstetten öffnete die erste. Der Inhalt schien ihn in unangenehmer Weise zu überraschen. Er machte die Augen weit auf und schüttelte den Kopf. Er griff nach der zweiten, aber noch einmal nahm er die erste zur Hand, las sie noch einmal und legte sie dann mit abermaligem Kopfschütteln sorgsam unter den Briefbeschwerer.

Es war ein wirklicher Tag des Unvorhergesehenen. Das zweite Telegramm erregte sein Erstaunen in noch höherem Maße. Von Onkel Johannes! Wie kam er zu dem seltsamen Anerbieten? Woher wußte er? Was war im Wupperthal geschehen? — —

Georgs Brief hatte auf den Geheimen Kommerzienrat Fr. W. Nortstetten einen geradezu niederschmetternden Eindruck gemacht. Nur zu gut verstand er, was Georg geschrieben; und was dieser einstweilen verschwiegen hatte, erriet er vollkommen. Daß ein plötzliches, gewaltsames Ereignis diese sonderbare Verlobung — der Alte lachte höhnisch bei diesem Worte — erzwungen hatte, war ihm klar, und er ahnte auch, welcher Art dieses Ereignis gewesen sein müßte. Ein neuer Skandal werde offenbar in Bälde die Kreise der Berliner Gesellschaft belustigen, und sein Sohn spielte die traurige Hauptrolle dabei! Sein Georg, auf den er so stolz geworden war, der ihm die reinste und vollste Freude seines Alters bereitet hatte!

Wie hatte sich sein väterliches Herz gehoben, als er noch vor wenigen Wochen — im Februar war's gewesen — zu einer Vorstellung der „Bath-Seba" nach Berlin hinübergefahren, als der begeisterte Beifall des vollen Hauses an sein Ohr gedrungen war! Mit welchem Eifer hatte er schon vorher alle Kritiken gelesen, die, so sehr sie auch voneinander abwichen, einig waren in der Anerkennung eines vollen und ungewöhnlichen Talentes. Und nun hörte er überall den Ruhm seines Sohnes verkünden, und nun hörte er die Oper und begriff alles!

Er hatte es ihm gar nicht zugetraut! „Das hat dein Junge gemacht?" hatte er sich glücklich zweifelnd gefragt. Woher hatte er alles das nur genommen? Es war ihm ein Rätsel, aber er war zu innerlich froh, um nach dessen Lösung zu suchen.

Mit ernsthafter Befriedigung hatte ihn die Wahrnehmung erfüllt, welche Stellung sein Sohn sich errungen hatte. Er verkehrte in der Gesellschaft der ausgezeichnetsten Künstler, der bedeutendsten Gelehrten, überall wurde er gern gesehen, überall mit Auszeichnung behandelt. Der Alte hatte mit ihm an der Tafel des Botschafters gespeist, wo sein Georg wie ein intimer Freund des Hauses behandelt wurde. Jedermann beglückwünschte den Geheimerat. Es waren die drei erfreulichsten und sonnigsten Tage im Winter seines Lebens gewesen, und er zehrte noch immer von der Erinnerung daran.

Er erinnerte sich, daß ihn Georg am Abend in der Oper mit einer sehr hübschen jungen Dame, Frau Ehrike geheißen, bekannt gemacht und hinzugefügt hatte, er verkehre viel in deren Hause und habe von der liebenswürdigen Wirtin viel Freundlichkeiten empfangen. Er erinnerte sich auch, daß sie ihn eingeladen, daß er aber wegen seiner sehr beschränkten Zeit die Einladung hatte ablehnen müssen. Er hatte nicht mehr besonders an sie gedacht. Sie war eben nur eine von den vielen gewesen, die in herzlicher Weise ihre Freude darüber ausgesprochen hatten, den Vater von Georg Nortstetten kennen zu lernen.

Mit Rührung hatte er es empfunden, wie sein Sohn dem Namen Nortstetten mit Einem Schlage einen weiter hallenden Klang und heller strahlenden Glanz verliehen hatte, als es in fast einem Jahrhunderte den drei Geschlechtern fleißiger, tüchtiger, ehrsamer Kaufleute, seinem Großvater, Vater und ihm selbst gelungen war. Er fühlte sich freudig ergriffen, daß man in ihm jetzt den Vater Georgs vor allem ehrte, daß der Abglanz des Ruhmes seines Sohnes nun auf ihn fiel!

Und nun dieser unbegreifliche Brief! Ach, dieser nur zu begreifliche Brief!

Sollte sich das, was er als Segen gepriesen hatte, nun zum Fluche für ihn wandeln? Sollte die junge Berühmtheit nun dem Skandale Schwingen geben? Sollte sein reiner Name, den Georg zu so unerwarteter Ehre gebracht, durch denselben Georg beschimpft und befleckt werden?

Der Alte war in tiefster Seele bekümmert. Die Verhältnisse der kleineren Stadt bedrückten ihn von allen Seiten. Er konnte sich nicht die Ohren zustopfen, der Raum war zu klein, er mußte das Gerede hören; er konnte denen, die ihn früher beneidet hatten und die ihn heute bedauerten, nicht aus dem Wege gehen.

Und sie sollte er bei sich aufnehmen, in sein stilles Haus? Das, was der Sohn verschuldet, sollte der Vater mit der Ehre seines Namens decken? Er sollte es vor aller Welt gutheißen? Sollte sich den Demütigungen, die ihm alsdann sicherlich nicht erspart bleiben würden, aussetzen? Da würde er ja seinen anderen Kindern, denen er ein nicht minder liebender Vater war, wenn er den ältesten auch besonders in sein Herz geschlossen hatte, ein schönes Beispiel geben!

Ihm brannte der Kopf! So hatte also doch sein Bruder Johannes, dessen Denkweise durch Georgs Erfolge sich nicht im geringsten geändert, recht behalten?

Der Geheimerat war ein energischer Mann, der vor dem Unabwendbaren niemals zurückschreckte. Johannes mußte es erfahren. Nun wohl, so sollte er es sogleich erfahren und zwar durch ihn selbst. Er wollte keinen Schritt thun, ohne mit seinem Bruder gesprochen zu haben. Es stand ihm eine peinliche Auseinandersetzung bevor. Sie war unausbleiblich, also je eher, je lieber. Er ließ sogleich anspannen und fuhr nach Barmen hinüber.

Er fand seinen Bruder im Arbeitszimmer damit beschäftigt, die Predigt für den Karfreitag und die Ostertage auszuarbeiten.

Ohne ein begleitendes Wort hatte der Geheimerat nach der Begrüßung dem Pastor Georgs Brief vorgelegt. Er wappnete sich mit Gleichmut, um den Zornesausbruch, den er erwartete, mit Gelassenheit zu dämpfen. Johannes aber schwieg geraume Zeit nachdenklich und fragte dann mit ruhiger Milde seinen Bruder, was er nun zu thun gedenke? Als dieser rundweg erklärte, daß er Georgs Ansinnen unter keinen Umständen entsprechen und sein Haus durch die Berührung des Unsauberen niemals besudeln werde, legte sich das ernste Gesicht des Geistlichen in noch ernstere Falten, und zu des Alten höchlicher Verwunderung ermahnte er ihn zur Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit.

Er erachte es als ein günstiges Anzeichen, daß die Sünderin nicht verstockt ihre Wege wandle, sondern bei dem Vater des Verführers Kraft zur Reue und zur Buße zu gewinnen suche. Sie klopfe an, und da solle

ihr aufgethan werden. Er reichte ihm die aufgeschlagene Bibel und wies ihn auf eine Stelle des Propheten Micha, die er in seine Predigt eingeflochten hatte: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert: nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben.“ Er gemahnte ihn an das hochherzige Wort: „So ihr liebt, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner?“ Der Herr lasse seine Sonne aufgehen über die Guten und die Bösen, und der Mensch solle vergeben, so werde ihm vergeben werden. Er dürfe die arme Seele nicht in Pein lassen; er müsse ihr die Möglichkeit gewähren, den schmalen Weg zur engen Pforte zu finden; denn im Himmel werde Freude sein über einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen!

Der Geheimerat war ganz und gar nicht geneigt, den frommen und eindringlichen Mahnungen des Bruders Gehör zu schenken. Sein wohlerwogener und vor allem mit Rücksicht auf die Seinigen gefaßter Entschluß war unerschütterlich, und er schloß die lebhafte Auseinandersetzung mit der Erklärung, daß er denselben sofort seinem Sohne telegraphisch kundgeben werde.

„So werde ich deinem Sohne melden, daß ich die Frau bei mir aufnehme!“ sagte Johannes gelassen.

„Du bist unbegreiflich! Mach, was du willst!“

„Ich thue, was ich muß und kann!“

Darauf hatten sich die beiden Brüder getrennt.

Und so waren denn in der That ungefähr gleichzeitig die beiden Depeschen aus dem Wupperthale abgegangen, die jetzt Georg unter dem Briefbeschwerer hervornahm und sorgfältig zusammenfaltete, um über deren Inhalt mit Lohausens und Lolo zu beraten. Denn die ersehnte Stunde, zu der er Lolo wiedersehen durfte, hatte endlich geschlagen.

Geheimerat Lohausen hatte sich frei gemacht und erwartete ihn mit seiner Frau und Lolo im Salon. Es herrschte eine schwere und gedrückte Stimmung, und Georgs Gesicht weissagte nichts Erfreuliches. Als sie nach der erzwungen ruhigen Begrüßung um den runden Tisch Platz genommen hatten, begann der Geheimerat:

„Ist die Depesche da?“

„Ja, und noch eine andere dazu! Die meines Vaters lautet nicht so, wie ich gewünscht hätte.“

Lolo schlug die Augen nieder und entfärbte sich.

„Lesen Sie nur,“ sagte der Geheimerat.

Georg las:

„Elberfeld, 8. April, 10.50 vormittags. Unmöglich, ohne vorherige befriedigende Aufklärungen deinen Wunsch zu erfüllen.

Dein tiefbetrübter Vater.“

Lolo blieb unbeweglich, ihre Lider hoben sich nicht.

„Es ist mir unfaßbar!“ fügte Georg hinzu. „Mein Vater, der edle, hochherzig denkende Mann, der mich so gut kennt und so zärtlich liebt — in diesem entscheidenden Augenblicke meines Lebens versagt er mir seinen Beistand, er verlangt Aufklärungen und traut mir nicht, wenn ich ihm sage: Es muß sein! Nun, es kann sich natürlich nur um einen kurzen Aufschub handeln. Heute abend noch fahre ich ab, und ich bin ganz sicher, daß er mir helfen wird.“

„Hm, hm!“ machte der Geheimerat.

„Ganz sicher!“ bekräftigte Georg. „Was mich aber in noch größeres Erstaunen versetzt als die Antwort meines Vaters, ist das andere Telegramm. Es ist von meinem Onkel. Hören Sie:

‚Barmen, 8. April, 10.35 vormittags. Bin bereit, brieflich bezeichnete Dame auf kürzere Zeit sogleich aufzunehmen, und wenn wir uns verständigen, solange es ihr gefällt.

Johannes Nortstetten.‘“

„Nun, was ist da zu überlegen?“ rief der Arzt, wie von einem schweren Drucke erleichtert, auf. „Es versteht sich, daß wir das Anerbieten des Herrn Johannes Nortstetten ohne weiteres annehmen!“

„Sie kennen meinen Onkel nicht!“ warf Georg ein.

„Leider! Ich möchte ihn sehr gern kennen lernen. Es ist ein Ehrenmann!“ rief Lohausen mit Wärme.

„Gewiß!“ erklärte Georg. „Aber ein rauher Ehrenmann! Von unbeugsamer Härte! Mein Onkel, der Prediger ist, gehört der allerstrengsten kirchlichen Richtung an. Was das zu bedeuten hat, das können Sie in dem unkirchlichen Berlin wirklich nicht wissen! Ich aber weiß es. Und ich muß sagen: Es gibt keinen Fleck auf dieser Erde, wo ich Lolo mit größerem Schmerze sehen würde, als gerade im Hause meines Onkels, der, wie ich wiederhole, im übrigen ein durchaus ehrenhafter und achtungswerter Mann ist. Aber wie würde er sie in seinem Glaubenseifer peinigen, wie ihr Herz zerfleischen, um es zu dem Werke, das ihm seine Ueberzeugung anrät, geschmeidig zu machen! Sie würde keine frohe Stunde mehr haben . . .“

„Lieber Freund!“ fiel ihm der Geheimerat ins Wort, indem er sich auf dem Sessel schaukelte. „Nehmen Sie mir's nicht übel! Aber alles, was Sie da sagen, kommt mir — wie soll ich sagen? — ein bißchen sehr bequem vor. Ich denke gewiß frei; ich habe Sie beide sehr lieb und gönne Ihnen beiden das beste. Aber ich müßte lügen, wollte ich behaupten, daß ich mit Frau Lolo ein besonders starkes Mitleid empfinden könnte, wenn ich sie auf einige Zeit unter wenig angenehmen Bedingungen im Hause eines Geistlichen mit polemischer Frömmigkeit untergebracht sähe. Es mag ja nicht sehr lustig sein — aber auf Belustigung haben wir einstweilen noch keinen Anspruch. Sie befürchten, daß Ihr Herr Oheim sich in seinem Gewissen gedrungen fühlen mag, Frau Lolo das Geschehene und ihre Beteiligung daran in allzu schreckhaften Farben auszumalen — das mag ja sein; ich weiß nur nicht, ob das ein größeres Uebel ist als die zu leichtfertige Auffassung, die gar leicht Platz greifen könnte, wenn alles ganz glatt und nach Wunsch ginge. Denn es ist und bleibt doch einmal eine sehr ernste Geschichte! Sie selbst fühlen ja das Bedürfnis, das ich Ihnen vollkommen nachempfinde, Ihre Sache durch den Beistand des Ihnen Nächststehenden, Ihres Vaters, vor den Augen der Welt zu verbessern. Sie sehen nun, wie Ihr edler Vater darüber denkt! Ihr Herr Oheim hat jedenfalls den Mut, Ihnen das zu gewähren, was Ihnen Ihr Vater versagt. Ich würde mich keinen Augenblick besinnen! Ich würde mich über alles Nebensächliche hinwegsetzen und die dargebotene Hand mit Dank ergreifen.

Kann-Frau Lolo es wirklich nicht aushalten — na, sie sitzt ja nicht hinter Schloß und Riegel, sie leistet ja kein Gelübde; dann würde sich ja noch immer Rat schaffen lassen! Aber ich gestehe, es würde mich für meine junge Freundin einnehmen, wenn sie ausharrte."

Georg wollte etwas erwidern, aber Lolo, die mit noch immer gesenktem Blicke unbeweglich zugehört hatte, kam ihm zuvor.

„Wenn meine Bitte erfüllt wird," sagte sie sehr bestimmt, indem sie den Kopf erhob, „so gehe ich noch heute abend zu dem edelmütigen Manne, der einer Fremden, von der er nur das Schlechteste kennt, sein Haus öffnet. Ich fürchte mich nicht vor ihm. Mit einem Manne, der das thut, dessen Streben, einer Bedrängten zu helfen, allem trotzt und alles überwindet — mit einem solchen Manne werde ich mich schon verständigen, wenn wir uns auch noch so fern stehen. Seine Strafe wird mich weniger hart treffen als die kränkende Duldsamkeit und das erlogene Mitgefühl meiner bisherigen Umgebung. Es ist mein sehnlichster Wunsch, das Anerbieten des Herrn Pastors annehmen zu dürfen, und ich bitte herzlich darum."

Der Arzt hatte jeden Satz Lolos mit einem zustimmenden Nicken begleitet, auch die Geheimerätin, die sich bisher gar nicht hineingemischt hatte, pflichtete der jungen Frau bei; und nach längerem Hin- und Widerreden wurde der Widerstand Georgs, der immer aufs neue beteuerte, daß Lolo im Barmer Pfarrhause Höllenqualen erdulden werde, endlich gebrochen. Er tröstete sich mit der Hoffnung, daß Lolos Verweilen beim Onkel Johannes nur wenige Tage zählen, und daß sie dann zu seinem Vater, den er inzwischen sicherlich umgestimmt haben würde, gehen werde. — —

Frau Stephanie hatte inzwischen alles mit großer Umsicht und mit vollkommenem Takte geordnet. Lolos Sachen kamen, in zwei großen Koffern wohlverpackt, in den Nachmittagsstunden bei Lohausens an.

Am Abend fuhr Lolo ab, auf ihren Wunsch allein. Sie hatte die Begleitung Georgs entschieden abgelehnt. Lohausens und Georg brachten sie zur Bahn. Sie war sehr ernst, aber sehr gefaßt. Sie vergoß keine Thräne.

Georg trat an das offene Fenster des Coupés. Er faßte an seine Taschen, als ob er etwas suchte.

„Ich muß dir noch etwas schenken," brachte er mühsam hervor; er wußte selbst nicht, was. Da fiel sein Blick auf seine Hand. Schnell zog er vom kleinen Finger einen schweren, schönen, alten Ring mit einem eingravierten Medusenhaupte — ein Geschenk seines Vaters. Er drückte ihn Lolo in die Hand und mußte schnell abspringen, da sich die Maschine bereits in Bewegung setzte.

Als Georg den Zug davonrollen sah, biß er die Zähne fest zusammen. Er drückte, keines Wortes fähig, die Hände der beiden Freunde und wandte sich dann schnell von ihnen.

Lohausens sahen sich, als sie in die Droschke stiegen, vergeblich nach ihm um und fuhren allein nach Hause. —

Mit Windesschnelle hatte sich das Gerücht von dem gestrigen Vorfall in den beteiligten Kreisen des Tiergartens verbreitet. In der großen Gesellschaft, die heute in der Bellevuestraße gegeben wurde, wurde von nichts anderem gesprochen.

„Wissen Sie schon?" begann eine jede Unterhaltung; und so oft man die Geschichte auch gehört hatte, man ließ sie sich doch mit unsagbarem Vergnügen immer noch einmal erzählen, mit allen wahren Einzelheiten, die — kein Mensch wußte, wie? — bekannt geworden und mit allen wunderlichen Ausschmückungen, die allmählich hinzugekommen waren. Sie machte zunächst einen vorwiegend erheiternden Eindruck. Man sah in den ersten Stunden nur fröhliche Gesichter. Gustav Ehrike wurde leise und auch laut verlacht.

Aber allmählich erstarb die Heiterkeit und das Lachen verstummte. Nortstetten und Lolo hatten doch unverantwortlich gehandelt. Das durfte doch auf keinen Fall geduldet werden! Denn wohin sollte es führen, wenn . . .

Und es währte gar nicht lange, so war die Verurteilung eine vollkommene, schonungslose; und sie steigerte sich zu wahrhafter Erbitterung gegen die Uebelthäter. Da war gar nicht zu lachen! Der arme Ehrike! Wenn er auch . . . gleichviel! Das machte Lolos Sache nicht besser! Sie hatte ihre Pflicht gröblich verletzt, hatte alle Schranken der Sitte durchbrochen; mochte sie nun thun, was sie wollte, die gute Gesellschaft war ihr für alle Zeiten verschlossen. Und dieser gewissenlose Nortstetten, der das Glück einer Ehe seiner Laune geopfert! Ach, diese Künstler! Sie glauben immer einen eigenen Moralkodex für sich zu haben. Man müßte wirklich in der Wahl seines Umgangs vorsichtiger sein! Die Reinheit des Herdes, die Ruhe der Familie — es war doch kein Spielzeug! Da war es doch die Pflicht eines jeden Ehrenmannes, die Augen offen zu halten; die Pflicht einer jeden sittenreinen Frau, jegliche Gemeinsamkeit mit diesen Frevlern von der Hand zu weisen. Mit Einem Worte: Es war empörend! Es war ein Skandal!

So urteilten und verurteilten dieselben Leute, die noch vor wenigen Tagen unaufgefordert den beiden allerlei unerbetene Gefälligkeiten erwiesen hatten, um deren gemütliches, ungestörtes Beisammensein unter ihrem sittlichen Dache zu begünstigen; dieselben Leute, die die beiden — wohl wissend, wie es um sie stand — zusammen geladen, bei Tisch zusammen gesetzt und den einfältigen Ehemann geflissentlich beiseite geschoben hatten, um dem jungen Pärchen den Spaß nicht zu verderben. So wurden all die freiwilligen Kuppler von gestern plötzlich zu unerbittlich strengen Richtern von heute.

Und weshalb?

Weil das, was gestern jeder einzelne schon wußte, heute von jedermann gewußt werden mußte. Erst mit der Oeffentlichkeit des Unstatthaften regte sich die Sittlichkeit der Gesellschaft.

Daß viele in ihrer Mitte wandelten, die sich desselben Vergehens schuldig machten, wegen dessen Lolo in die Acht erklärt wurde, hatte nichts weiter auf sich. Erst mit der Ueberführung ward es also zur Sünde, erst mit der Oeffentlichkeit des Aergernisses hatte die Strafe zu beginnen.

Wilprechts Verhalten wurde übrigens, trotz der

schonungslosen Verurteilung der Schuldigen, einmütig und mit den stärksten Worten gemißbilligt.

„Er hätte doch ruhig bleiben sollen!" sagte man. Und in dem Ton, mit dem man es sagte, lag eigentlich wenig Schmeichelhaftes — auch für die Gesellschaft, die die glänzende, schöne und anmutige Frau Stephanie zu ihren Zierden zählte.

(Fortsetzung folgt.)

Heiratsschwindel.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen XXX.)

Nicht nur aus den Anerbietungen in den öffentlichen Blättern, sondern auch aus den Berichten der Gerichtszeitungen entnimmt man die Thatsache, daß schwindelhafte Heiraten in bemerkenswerter Zunahme begriffen sind. Man kann sich nicht wundern, wenn leichtsinnige und vermögenslose junge Männer gute Geschäfte mit einer Lebensgefährtin zu machen bemüht sind; viel auffälliger ist es, wenn sogar Eltern in besserer Vermögenslage, die außerdem Anspruch darauf erheben, zu den gebildeten Klassen gezählt zu werden, in leichtfertigster Weise ihre Töchter an halb unbekannte Menschen verhandeln, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil sie sich durch ein äußerlich wohlgefälliges Benehmen und gute Manieren der Heiratskandidaten bestechen lassen. Der in England in einem Badestädtchen — Brighton — vorgekommene Fall von Bigamie, bei dem es sich um einen angeblichen Marineoffizier handelte, steht noch in frischer Erinnerung. Aehnliche Fälle kommen auch anderweitig vor, ohne daß sie die gleiche Aufmerksamkeit erregen. Hierher gehört auch ein kürzlich vor dem Schwurgericht der Seine in Paris verhandelter Fall von Bigamie, über den die Zeitschrift „Le droit" eine Reihe von Mitteilungen bringt. Die Verhandlungen in diesem Bigamieprozesse sind in mehrfacher Richtung interessant. Sie gestatten uns kulturgeschichtliche Einblicke in manche moderne Lebensverhältnisse, erinnern aber in ihrer Form auch gleichzeitig an die Molièresche Art, den Dialog im Drama oder Lustspiel zu behandeln.

Angeklagt ist Louis Prosper Leconty, 28 Jahre alt. Selbiger hatte sich in Paris am 31. Juli 1881 mit Fräulein Emma Maire verheiratet. Anfangs ging das eheliche Leben scheinbar glücklich von statten. Leconty war ein geschickter Goldarbeiter, verdiente einen schönen Lohn und ward von seiner Frau nachdrücklich unterstützt, indem dieselbe das Gewerbe einer Näherin mit Vorteil betrieb. Nach Verlauf von zwei Jahren fand der Angeklagte dieses Stillleben langweilig. Er verließ seine Arbeitsstätte, um selbständig einen Juwelenhandel mit versetzten Bijouterien zu betreiben. Hierbei fand er so viel Zeit, sich dem Vergnügen des Fischfangs widmen zu können. Oft besuchte er die Umgebung von Paris. Bei solcher Gelegenheit gelangte er auch nach der kleinen Ortschaft Alfortville, und zwar im Oktober 1883. Der Zufall vermittelte eine Bekanntschaft mit einem kleinen Weinhändler, der vielfach mit Fischern verkehrte. Bei seinem ersten Besuche in Alfortville wurde er von seiner Ehegattin begleitet, später kehrte er allein dorthin zurück. Ein Weinhändler, Levanneur genannt, hatte eine Tochter von 16 Jahren, deren Anblick bei dem Angeklagten einen dauernden Eindruck hinterließ — mit einem Worte: er verliebte sich, und da er keine Aussicht hatte, sein unlauteres Verhältnis weiter fortführen zu können, zögerte er nicht, einen Plan zu entwerfen, dessen Ausführung eine Verletzung des Strafgesetzes in sich schloß. Einige Monate nach seiner ersten Bekanntschaft bewarb sich der Angeklagte bei den Ehegatten Levanneur um die Hand ihrer Tochter. Anfangs zurückgewiesen, wiederholte er später seine Bewerbungen, bis sie schließlich von Erfolg gekrönt waren, zumal der Angeklagte in nicht auffälliger Weise von der Größe seines Vermögens sprach und auch überall bei passender Gelegenheit kostbare Geschenke in Juwelen an befreundete Personen verabreichte, wobei bemerkt zu werden verdient, daß diese Juwelen selbst bei verschiedenen Gelegenheiten gestohlen wurden, wo immer der Angeklagte seine Fingerfertigkeit in Juwelierläden mit Erfolg zu seinem Vorteil verwerten konnte. So hatte denn Leconty Edelsteine für viele tausend Franken unter dem Anschein unverfänglicher Handelsgeschäfte in Juwelierläden entfremdet. Um die Ehe mit seiner Braut zu ermöglichen, verschaffte sich der Angeklagte die für die Civilstandesbeamten erforderlichen Papiere.

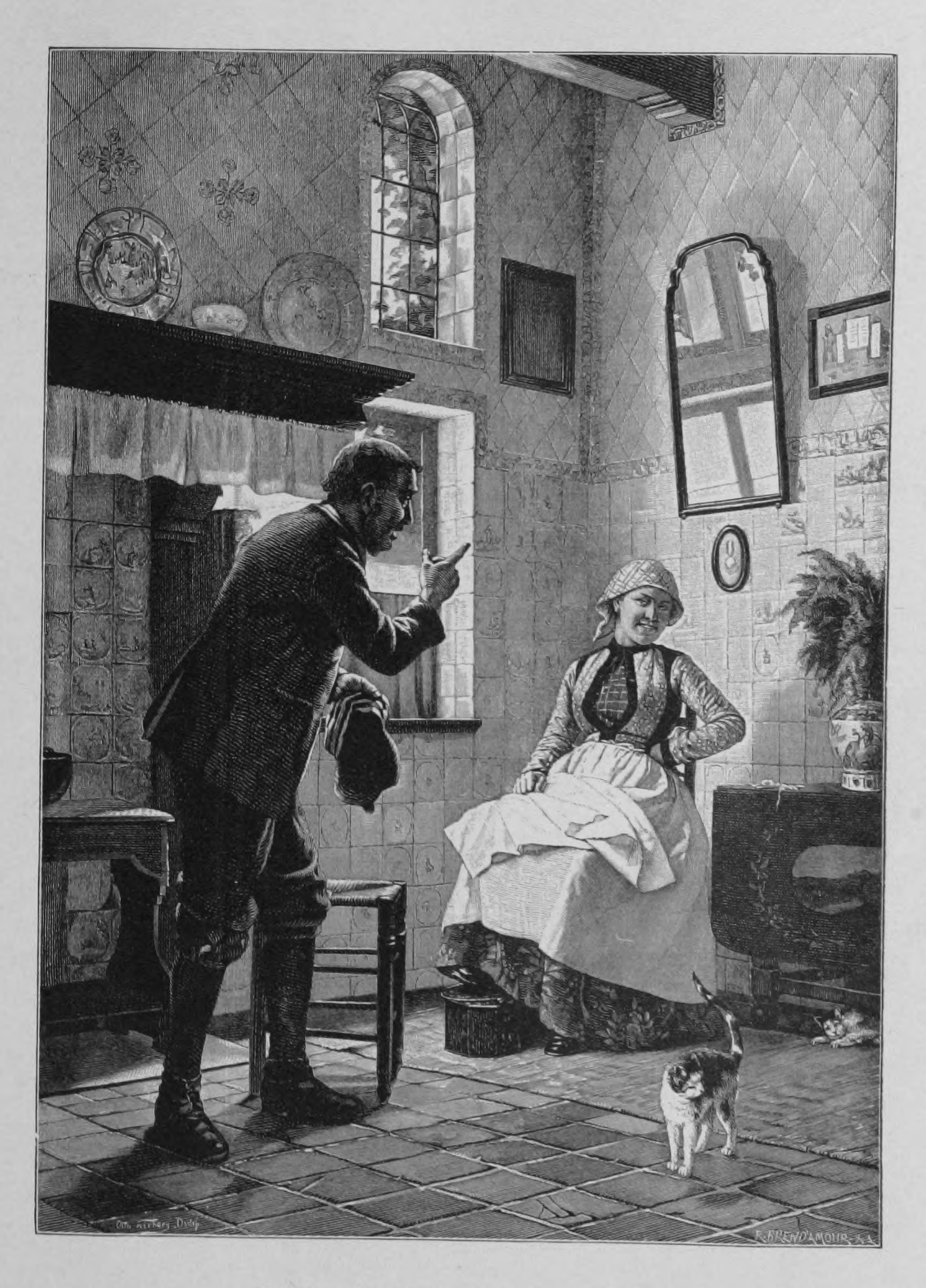
Der Termin wurde auf den 5. März des verflossenen Jahres anfangs anberaumt, späterhin aber um einige Monate verschoben. Inzwischen hatte die Ehegattin des Angeklagten sein auffällig verändertes Benehmen entdeckt und durch die in einer Rocktasche aufgefundene Photographie seiner Braut den Gegenstand seiner Zuneigung ermittelt. Eine hochdramatische Scene entwickelte sich am Hochzeittage auf der Municipalität von Alfortville. Die verlassene Ehegattin des Angeklagten erschien plötzlich und vereitelte die bereits gesetzlich sanktionierte Verbindung. Der Angeklagte entfloh seinen beiden Frauen und heuchelte einen Selbstmordversuch in mehr scheinbarer als wirklicher Verzweiflung.

Für den Charakter solcher Heiratsschwindler, ihre Motive, Auffassungsweise und Lügenkunst ist der folgende Dialog bezeichnend:

Präsident: „Sie sind verheiratet, Leconty, und zwar seit dem Jahre 1881. Ihre Gemahlin hatte damals 22 Jahre erreicht, Sie selbst waren 24 Jahre alt." — Angeklagter: „Jawohl, Herr Präsident."

Pr.: „Sie haben ein weites Herz, denn zwei Jahre später, im Jahre 1883, machen Sie einer jungen Dame die Cour, um sie zur Eheschließung zu bewegen." — A.: „Ich hatte durchaus nicht die Absicht, mich mit ihr zu verheiraten."

Pr.: „Sie haben sich von Anfang an so benommen, als wenn Sie die Ehe beabsichtigt hätten. Sie bewerben sich, man nimmt Ihr Anerbieten an; Sie machen Geschenke, man bestimmt den Tag für die



Der beredte Freier. Von Otto Kirberg.

Hochzeitsfeierlichkeiten, und alles dies sollte ohne Absicht von Ihrer Seite geschehen sein?“ — A.: „Allerdings.“

Pr.: „Am Abend vor der Hochzeit mieten Sie sich ein Zimmer, und dies thun Sie ohne Absicht, sich zu verheiraten?“ — A.: „Jawohl, Herr Präsident.“

Pr.: „Am folgenden Tag werfen Sie sich in einen schwarzen Gesellschaftsanzug, bedienen sich einer weißen Krawatte, gehen nach Alfortville, begeben sich auf das Standesamt mit Ihren Ehezeugen, und als der Bürgermeister Sie fragt, ob Sie die Absicht haben, Fräulein Levanneur zur Gattin zu nehmen, antworten Sie: ‚Ja!‘, und alles dies ohne die Absicht, sich zu verheiraten?“ — A.: „Ich glaubte, daß im letzten Augenblick irgend ein Ereignis eintreten würde, das die Ehe verhindern könnte.“

Pr.: „Auf das Civilstandesamt folgt dann die Kirche. Nachdem Sie das bürgerliche Gesetz verletzt haben, entweihen Sie die Sakramente der Kirche.“ — A.: „Die Sakramente der Kirche? Das hängt ganz davon ab, wie man darüber denkt.“ (Gelächter.)

Pr.: „Und welches ist denn Ihre Weise, darüber zu denken? Was kann ein Mensch denken, der sich gleich Ihnen betragen hat?“ — A.: „Ich wiederhole Ihnen, daß ich immer auf ein Ereignis hoffte, welches die Ehe schließlich zur Unmöglichkeit machen würde.“

Pr.: „Beachten Sie, daß Sie sich nicht mehr in Alfortville befinden; Sie haben nicht mehr mit gläubigen Menschen zu thun. Ihre Lügen können hier niemand täuschen. Ich warne Sie.“ — A.: „Ich sage keine Lügen, habe auch nicht die Absicht, irgend jemand zu täuschen.“

Pr.: „Nach der Eheschließung unternahm man einen Spaziergang auf das Land; Sie waren sehr lustig und heiter.“ — A.: „Ich versuchte nur, mich zu betäuben.“

Pr.: „Ein Hochzeitsmahl war vorbereitet. Man trinkt, man ißt, man lacht, man singt; alle Welt bemerkt, daß Sie in größter Heiterkeit mitmachen; endlich ist die Zeit vorüber; wenig Augenblicke noch, und Sie würden Fräulein Levanneur in das von Ihnen gemietete Zimmer geführt haben. Hätten Sie das gethan?“ — A.: „Nein, Herr Präsident.“ (Gelächter.)

Pr.: „In der Voruntersuchung haben Sie sich offener ausgesprochen; Sie haben gesagt: ‚Ja‘, und als der frühere Richter Sie fragte, was geschehen wäre, wenn Sie Ihre junge Frau entehrt hätten, antworteten Sie damals: ‚Ich würde mich vielleicht mit Laudanum vergiftet haben‘, d. h. also, vielleicht einen Selbstmord begangen haben. Vielleicht — wir werden sogleich sehen, daß Sie wenig Geschmack für Giftgenuß besitzen.“ — A.: „Herr Präsident spielen auf einen Selbstmordversuch an, welcher sehr ernsthaft von mir gemeint war.“

Pr.: „Alle Welt ist von Ihnen belogen worden: die Familie Levanneur, der Bürgermeister, der Geistliche, Ihre Frau, welche Sie zärtlich liebt, und welcher Sie heuchlerische Worte der Anerkennung zollen. Wie haben Sie es bewerkstelligt, die Familie Levanneur hinter das Licht zu führen?“ — A.: „Ich habe dem jungen Mädchen einige Aufmerksamkeiten als Bräutigam gewidmet. Dies ist alles.“

Pr.: „Haben Sie nicht bei Levanneurs gesagt, daß Sie einer reichen Familie entstammen und daß Ihre Eltern tot seien? Sie brachten Herrn und Madame Levanneur häufig kostbare Geschenke dar.“ — A.: „Sie liebten die Edelsteine, und ich habe ihnen etwas davon gegeben.“

Pr.: „Haben Sie nicht eines Tags bei den Ehegatten Levanneur einen Handkoffer vorgezeigt, welcher nach Ihrer Behauptung 400000 Franken enthalten sollte?“ — A.: „Nein, Herr Präsident; ich habe von dieser Summe gesprochen, aber den erwähnten Reisekoffer nicht vorgezeigt.“

Pr.: „Nun gut, woher entstammen die Mittel, aus denen Sie Ihre kostbaren Geschenke bestritten haben? Hier muß es ans Tageslicht kommen. Es handelt sich um Diebstähle.“ — A.: „Ich habe nur zu dem Zwecke gestohlen, um die Ehegatten Levanneur zu beschenken. Dies geschah ohne alle üble Absicht.“

Pr.: „Ihr Gewissen scheint noch weiter zu sein, als Ihr Herz. Betrachten Sie gegenwärtig die Art Ihres Verfahrens: Sie waren bei einem Goldschmied als geschickter Arbeiter beschäftigt. Sie haben ebenso gewandte Finger wie eine redegewandte Zunge. Sie eskamotierten die Edelsteine. Sie schmolzen späterhin das Gold um, nahmen kostbare Steine aus ihrer Fassung und verkauften alsdann hinterher diese auseinandergenommenen Bestandteile. Auf solchem Wege veräußerten Sie nach und nach für 6000 Franken.“ — A.: „Alles das habe ich den Ehegatten Levanneur zugewendet.“

Pr.: „So, so! Sind das immer Levanneurs, die alles verschuldet haben? Gehen wir weiter! Sie wollen Vertrauen einflößen; Sie kaufen ein Grundstück, Sie sprechen von Bauplänen und anderen zukünftigen Erwerbungen.“ — A.: „Ich habe kein Grundstück gekauft. Es war Levanneur, der mich zu einem Agenten führte. Er hatte seinerseits ein Kaufprojekt, weiter nichts.“

Pr.: „Gut. Sie haben mit anderen Unternehmern Unterhandlung gepflogen, welche Grundstücke zu veräußern hatten. Als nun Ihr Heiratsprojekt den Gesetzen gemäß öffentlich im Wohnsitze der künftigen Ehegatten verkündet und die Aufgebote erfolgen sollen, war Ihr Wohnsitz in Paris. Sie hatten zu befürchten, daß bei einer in Paris erfolgenden Publikation Ihre Frau, Ihre Freunde und andere Ihr Verhalten in Erfahrung bringen könnten. Aus diesem Grunde täuschten Sie den Bürgermeister, indem Sie ihm einredeten, anderswo domiziliert zu sein. So gelang es Ihnen, das Aufgebot in Paris zu vermeiden.“ — A.: „Es war Herr Levanneur, welcher die erforderliche Einleitung auf der Bürgermeisterei getroffen hat. Ich habe mich mit dieser Angelegenheit überhaupt gar nicht beschäftigt.“

Pr.: „Und der Herr Pfarrer? Auch er ist getäuscht worden. Denn er darf keine Ehe schließen, bevor man ihm nicht die Papiere vorweist, durch welche die stattgefundene Civilehe konstatiert wird. Ihm haben

Sie mit scheinbarer Aufrichtigkeit gesagt, daß Sie aus der Mairie kämen und Ihr Certifikat dort vergessen hätten." — A.: „Allerdings. Das ist wahr."

Pr.: „Der Pfarrer hat darauf die Ehe eingesegnet." — A.: „Ja, Herr Präsident."

Pr.: „Doch dieselbe Ehe, welche Sie so lebhaft herbeizuführen wünschten ...." — A.: „Durchaus nicht, Herr Präsident. Der Brief, den ich an die Ehegatten Levanneur geschrieben habe, um mich um die Hand ihrer Tochter zu bewerben, beweist die Wahrheit meiner Angabe."

Pr.: „Hier ist der betreffende Brief. Sie sagten in der That, daß Sie genötigt wären, außerhalb in der Provinz einen kranken Verwandten zu besuchen, daß das ursprünglich für die Ehe anberaumte Ziel weiter hinausgerückt werden müsse; außerdem fügen Sie aber hinzu, daß Sie alles aufbieten werden, um rechtzeitig nach Alfortville zurückzukehren. In der That hat dann an dem später anberaumten Tage die Eheschließung stattgefunden." — A.: „Da ich nun einmal vom Heiraten angefangen hatte zu reden, so fuhr ich auch späterhin damit fort, ohne zu wissen, was ich that, und eines schönen Tages —"

Pr.: „Ja; nachdem Sie einmal auf dem Wege waren, mußten Sie wohl in die Falle gehen." — A.: „Mein Gott! Herr Präsident, denken Sie sich in meine Lage hinein!"

Pr.: „Ich bedanke mich." (Gelächter.) — A.: „Es war ein blindes Verhängnis; bis zum letzten Augenblick, immer hoffte ich auf den Eintritt irgend eines Ereignisses, wodurch diese Eheschließung verhindert werden würde."

Pr.: „Die in Ihrem Briefe gebrauchten Ausdrücke widerlegen diese Gefühlsanwandlungen. Sie sagen nämlich, daß Sie nichts vernachlässigen würden, um die Eheschließung zu beschleunigen. In diesen Worten sehe ich keinen Hinweis auf den Versuch, die Hochzeit hinfällig zu machen. Warten Sie einen Augenblick! Ich will Ihnen sagen, was wir denken. Ihre Frau wurde am 10. Januar entbunden. Das neugeborene Kind starb am 18. desselben Monats. Wenn Sie während dieser Zeit Ihre Abwesenheit bei Levanneurs entschuldigten, so geschah dies nur deswegen, weil Sie durch andere Pflichten in Paris zurückgehalten waren." — A.: „Nein, Herr Präsident. Mein Brief ist vom 28. Januar datiert, d. h. also längere Zeit, nachdem ich bereits früher den Versuch gemacht hatte, die Eheschließung zu vereiteln."

Pr.: „Ihre Gattin hat in einer Ihrer Taschen die Photographie von Fräulein Levanneur gefunden. Sie haben darauf eingestanden, daß Sie ein junges Mädchen liebten. Aus Eifersucht folgte Ihnen Ihre Frau nach Alfortville und führte eine Scene vor dem Hause Levanneurs auf." — A.: „Nicht vor dem Hause, sondern vor sich selber."

Pr.: „Ihre Frau gab Ihnen eine Ohrfeige?" — A.: „Jawohl."

Pr.: „Sie sagten damals denjenigen Personen, die Sie fragten, was diese Frau eigentlich wolle: ‚Sprechen Sie mir nicht davon, dies ist eine Kettenkugel, die ich nach mir schleppe, ohne mich jemals davon befreien zu können'." — A.: „Dies ist unrichtig; niemals habe ich das gesagt."

Pr.: „Ein Zeuge bestätigt es." — A.: „Nun gut, der Zeuge lügt."

Pr.: „Am Tage der Hochzeit verlassen Sie Paris zu früher Morgenstunde. Ihre Gattin, beunruhigt durch Ihr auffälliges Benehmen, beschließt nun, selbst nach Alfortville zu gehen. Während dieser ganzen Zeit benehmen Sie sich verständig, sehr ruhig, indem Sie die Vorbereitungen zur Erfüllung aller Hochzeitsformalitäten treffen. Späterhin, gegen Abend in dem Wirtshaus, als vor den Hochzeitsgästen alles entdeckt war, erröten Sie nicht einmal über Ihr Betragen. Sie bewahren vollkommen kaltes Blut. Einem Zeugen, der außer sich geriet und Sie mit Vorwürfen überhäufte, indem er sagte, daß Ihnen nichts anderes übrig bleibe, als sich in den nächstbesten Fluß zu werfen und Ihnen außerdem den Rat erteilte, keinen Augenblick zu verlieren, antworten Sie, das werde er unmöglich von Ihnen verlangen können, bei so kalter Witterung ins Wasser zu gehen." — A.: „Das ist falsch."

Pr.: „Ein anderer Zeuge reicht Ihnen ein Messer dar, indem er Ihnen zuruft: ‚Töten Sie sich!' Sie antworten ihm: ‚Nein, das thut weh'." — A.: „Es war ein zu schlechtes, nicht mehr stichhaltiges Messer."

Pr.: „Diese beiden Zeugen waren gegen Sie in einer Weise aufgebracht, daß Sie schlecht gefahren sein würden, hätte man Sie nicht ihren Händen entrissen. Uebrigens hatten Sie alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen. Sie hatten einen Revolver in Ihrer Rocktasche und sagten einem Kutscher, er möge Sie bis zu einer späten Abendstunde am Eisenbahnhof erwarten. Als Sie sich von den Sie bedrohenden Angreifern befreit hatten, steigen Sie in den bereitstehenden Wagen und zeigen noch die Geistesgegenwart, in Ihr Zimmer zurückzukehren, um eine dort vergessene Reisetasche an sich zu nehmen, bevor Sie nach Paris gelangen. Von dort gehen Sie nach Chaville. Sie begreifen, daß es darauf ankommt, Ihre aufgebrachte Gattin zu besänftigen und schicken ihr daher eine Depesche mit der Angabe, daß Sie schwer erkrankt seien. Diese Depesche wurde mit einem falschen Namen unterzeichnet." — A.: „Keineswegs."

Pr.: „Sie heuchelten einen Selbstmordsversuch. Ihre Frau kam und verzieh Ihnen, nachdem Sie sich ihr zu Füßen geworfen hatten. Diese Verzeihung ist, wie sie behauptet, eine aufrichtige und bleibende; sie wünscht, daß Sie in Freiheit gesetzt werden möchten; man kann ihr ihr Verhalten bei dieser Gelegenheit nicht zum Vorwurf machen. Aber eben dieses Verhalten, die Güte selber, läßt Ihr eigenes Betragen in um so schlimmerem Lichte erscheinen."

Auf Grund stattgefundener Zeugenvernehmungen wurde der Angeklagte schließlich der Bigamie schuldig befunden und zu fünfjährigem Gefängnis verurteilt.

Zwei Stimmen über eine gesellige Unsitte.

François Andrieux und Friedrich Vischer.

Die französische Stimme möge vorausgehen, um Höflichkeit und gute Sitte, von welchen nachstehendes handelt, sofort auszuüben.

François Andrieux (geb. 1759, † 1833), Professor der Litteratur und Mitglied der französischen Akademie, ein Dichter des Empire, dessen Lustspiele sich durch feine Komik und elegante Plauderei auszeichnen, dessen Erzählungen von Geist und gutmütiger Satire sprühen, läßt einen Reisenden folgende Betrachtung anstellen:

„Ein Fehler, den ich bei den Parisern bemerke, ist die Sucht, sich untereinander zu unterhalten, ohne aufeinander zu hören, ohne sich zu antworten, und das gleichzeitige Sprechen mehrerer Personen. Ich bin schon in verschiedenen Häusern zu Tisch eingeladen worden; wenn auch nur zehn oder zwölf Personen bei Tisch sitzen, so entwickeln sich gegen das Ende der Mahlzeit wenigstens drei oder vier Gespräche, oder vielmehr jeder führt ein Gespräch für sich. Das schlimmste dabei ist, daß alle Gäste sehr laut sprechen, wie wenn jeder Anspruch darauf hätte, allein gehört zu werden: es ist ein Lärm, der einen taub machen könnte. Dasselbe findet auch bei Versammlungen und Gesellschaftskreisen statt; will man einen Vorgang erzählen, so will ihn jeder den anderen erzählen; wirft man eine Frage auf, so sagen alle zumal ihre Meinung darüber, jeder will Geist zeigen und will die Zuhörer mit sich beschäftigen.

„Urteilen Sie, welchen unangenehmen Eindruck dieser Lärm auf einen Mann macht, der an die stillen Versammlungen der Freunde [1]) gewöhnt ist. Deshalb ziehe ich mich bei vorerwähnten Versammlungen in mich selbst zurück und überlasse mich oft mitten in diesem Gewühl dem Nachdenken, was um so leichter ist, da jeder nur an das denkt, was er sagt, und sich sehr wenig um seinen Nachbar bekümmert. Ich erinnere mich alsdann mit wahrer Rührung an unsere gemütlichen Abende, als wir um den Theetisch versammelt waren und oft eine Viertelstunde dasaßen, ohne ein Wort zu sprechen. Keines von uns beeilt sich zu reden; man spricht nur, wenn man etwas zu sagen hat; so ist die Unterhaltung immer interessant, oft belehrend, manchmal heiter, nie lärmend. Das kommt daher, daß die Freunde Leute sind, die viel denken und wenig sprechen; aber in Paris verdirbt das viele Sprechen das Gespräch, wie ein geistreicher Mann gesagt hat. Es nimmt mich wunder, daß es bei einem Volke, welches sich etwas auf seine Höflichkeit zu gute thut, bis zu diesem Grad an Lebensart fehlt; denn was gibt es am Ende Unhöflicheres, als den, welcher spricht, nicht anhören, ihn unablässig unterbrechen und seine Stimme unbarmherzig übertönen? Ist es nicht, wie wenn man ihm sagte: ‚Schweigen Sie, ich lege nicht den geringsten Wert auf Ihr Reden, ich allein verdiene gehört zu werden.‘

„Leute dieser Art wissen nicht, welcher Vorteile sie sich berauben; zuhören ist von allen Arten zu lernen diejenige, welche am wenigsten Mühe macht. Der und jener würde bald weniger unwissend sein, wenn er sich herbeiließe, den unterrichteten Leuten sein Ohr zu leihen. Die Aufgeklärten würden sich untereinander erleuchten; das Genie erwärmt sich in einer lebhaften Unterhaltung, es belebt sich durch die Erörterung im Gespräch, und schöne Gedanken blitzen hervor. Aber nur sprechen, um die Zunge in Bewegung zu setzen! Welch elende Anwendung des Geschenks der Sprache, dieses schönen Attributs des Menschen, welches Gott ihm allein unter allen seinen Geschöpfen gegeben hat!

„Ich bin unter den Wilden Nordamerikas gereist, und da ich ihre Sprache ein wenig verstehe, so habe ich mich mit ihnen unterhalten. Wenn sie etwas Ernsthaftes sagen wollen, so pflegen sie zuerst das Ohr desjenigen, an welchen sie sich wenden, mit einem Baumzweig zu berühren, wie um ihm anzukündigen, er solle hören; sie sammeln sich stillschweigend einige Minuten, ehe sie zu sprechen anfangen: sind sie fertig? Sie nennen dich bei Namen und sagen: ‚Ich habe gesprochen.‘ Sie zu unterbrechen, sei es während des Nachdenkens, welches ihrer Rede vorausgeht, sei es während der Rede selbst, wäre eine schwere Beleidigung, welche sie sich niemals untereinander erlauben. Die Pariser ahnen wohl nicht, daß die Indianer von den Ufern des Ohio, daß in den Wäldern umherirrende Wilde ihnen Unterricht im Anstand geben könnten.

„In der That, ich habe manchmal gewünscht, daß bei uns derjenige, welcher spricht, anstatt eines Baumastes einen Stock in der Hand hielte, und daß er das Recht hätte, dem ersten, der ihn unterbricht, ein oder zwei Schläge zu versetzen. Damit nun jeder an die Reihe käme, würde der Stock von Hand zu Hand gehen; man würde sagen: ‚Geben Sie mir den Stock‘ anstatt zu sagen: ‚Gestatten Sie mir das Wort.‘ Es wäre nur eine Schwierigkeit zu befürchten, daß der Stock in die Hand eines Schwätzers käme, welcher ihn nicht mehr hergeben wollte; aber man begibt sich doch lieber noch in Gefahr, einen Menschen zu lange anhören zu müssen, als daß man sich dem Uebel aussetzt, daß keiner den anderen hören und verstehen kann.“

Ein Zeitgenosse sagt von Andrieux, daß ungeachtet seiner außerordentlich schwachen Stimme doch keines seiner Worte verloren gegangen sei, das er auf dem Katheder gesprochen, wegen des bedeutenden und fesselnden Inhalts: „Il s’est fait entendre à force de se faire écouter.“ Möge er auch heute gehört werden!

Sehen wir jetzt, was Friedrich Vischer, der Aesthetiker und Meister der feinen Beobachtung und Kritik, in seinem Roman „Auch Einer“ über denselben Gegenstand bringt; er spricht nicht im eigenen Namen, sondern legt seine Bemerkungen einem seltsamen Original in den Mund.

Auf einem Dampfboot, das über den Vierwaldstättersee fährt, findet sich eine Gesellschaft von Herrn und Damen zusammen, darunter auch der Held des Romans; eine lebhafte Unterhaltung entspinnt sich. Doch geben wir jetzt dem Verfasser das Wort:

---

[1]) Der Reisende gehört der religiösen Sekte der Quäker an, welche sich untereinander „Freunde“ nennen und auch die, mit denen sie sprechen, so anreden.

„Einer der Herrn erklärte sich soeben für die Wahl klassischer Formen, für eine Säulenhalle. Jetzt begann der Ankömmling von Weggis: ‚Bitte, mein Herr, verzeihen Sie — klassisch? ei, das wäre ja der reine‘ — der Herr fiel ihm ins Wort, diesem ein zweiter, dem zweiten eine Frau, es gab ein krauses Durcheinander von Stimmen; eine augenblickliche Pause schien wieder Luft zu gewähren, er setzte wieder an, das Wort wurde ihm wieder aus dem Munde genommen, so noch ein drittes Mal, dann fuhr er auf, mit einigen starken Schritten auf mich los, faßte mich ziemlich derb am Arm, zog mich hinweg und sagte: ‚Da haben wir wieder das Menschenvolk! Und darunter sind erst noch Schweizer, Republikaner! Selbstregierung bei Menschen, die nicht einmal warten können, bis ein Mitmensch ausgeredet hat? Reif für Tyrannenstock! Und sie sind gewiß so klar, nicht zu meinen, ich sei bös um meinetwillen; ich empöre mich ganz gleich für jeden, der plump unterbrochen wird. Durch alle Nationen, durch alle Stände geht die Unart! Wenn die Schwätzschüssel aufgesetzt ist: wie junge Hunde sind sie, die mit den Pfoten in den Milchtopf tappen! Wie könnten solche Wesen je einen vernünftigen Staat bilden! Blindes, wirres Pack die ganze Menschenheerde! Der Freiheit unwürdig!‘

„Auch Einer“ macht seiner Entrüstung auch im Tagebuch Luft. Hören wir zum Schluß noch diese Apostrophe: „Die Mehrzahl der Menschen besteht nicht gerade ganz aus Betrügern, Räubern, Dieben, Mördern, aber aus socialen Ungeheuern, und zwar durch alle Stände und beide Geschlechter, die Weiber treiben's ärger, aber die Männer kaum um ein Haar besser. Was habt ihr dumpfe Geschöpfe nur für eine Vorrichtung in den Hörwerkzeugen, daß ihr das eine Gespräch gegen die andringende Lautmasse der fremden Gespräche in eurer Auffassung zu isoliren vermögt? Einen eisernen Rollladen? Einen Ofenschirm von Sturz? Ei was! Nichts habt ihr, grobe, stumpfe, abnorme Sinne habt ihr, und konfus im Kopf wollt ihr sein und bleiben, alles schlechterdings nur halb denken, und mich, der ich normale Sinne habe und klar sein will, mich haltet ihr für ein Monstrum! Ihr wollt sprechen und gehört sein, ihr wollt hören, und im Augenblick vergeßt ihr es wieder, weil euch noch viel lieber als Sprechen und Hören das Wirrsal, weil der Durmel euer Element ist.

„Für richtige Sinne und für wirkliche Bildung gibt es an einem Tisch, wo nicht so viele sitzen, daß ein gemeinsames Gespräch unmöglich wird, durchaus keinen einzelnen. Neben einem plätschernden Brunnenrohr kann man sich unterhalten, denn es spricht keine Worte, welche die Gesprächsworte durch Bezeichnungslaute aus einem anderen Zusammenhang kreuzen; neben einem Separatgespräch ist es unmöglich. Ein Mensch, der gesunde Natur, Disziplin des Denkens und der Form hat, wird sich also im genannten Fall nie, absolut nie an einen einzelnen wenden, wissend, daß, sobald er's thut, die Losung zum allgemeinen Gesprächschaos gegeben ist, er wird immer nur nach der Mitte, ins Ganze hinein sprechen.

„Da nun die Menschen auch hierin wirr, wild, willkürlich und disziplinlos sind, was folgt? Das folgt, daß sie nicht einmal der Gesprächsfreiheit im Privatleben wert sind. Das folgt, daß man sie auch hier in das Joch der parlamentarischen Ordnung einspannen müßte. Das folgt, daß eine Gesprächspolizei organisiert werden müßte. Macht mich zum Vorstand und ich verspreche euch, ein Tyrann erster Klasse, ein Nero, Caligula, Attila, Dschengischan, Tamerlan der Gesprächszucht zu werden! Aber Strafgewalt müßt ihr mir geben! Mit Geißeln und Skorpionen will ich sie züchtigen, die Gesprächs-Buschklepper, Gesprächs-Strauchdiebe, Gesprächs-Räuber, Gesprächs-Mörder, Gesprächs-Meuterer, in die Wasser der Urflut will ich sie zurückstoßen, diese Gesprächs-Ichthyosauren! Und nie werde ich meine Vollmacht mißbrauchen, nie mir zum Vorteil anwenden, nein, anderen soll sie zu gute kommen auf meine Kosten! Ein Leben, das der Gerechtigkeit gewidmet war, sei Zeuge für meine Beteurung!

„Ach Gott, es ist ja auch dies nur ein schöner Traum! Ich weiß ja: ein Unsinn! Da aber der Zustand, wie er besteht, auch ein Unsinn ist, so bleibt's eben dabei: gerade so unfähig, wie einen vernünftigen Staat zu bauen, ist die Menschheit auch, eine Gesellschaft zu bauen, oder umgekehrt, wie man will!

„O Einsamkeit, wie gut bist du!“

(H.)

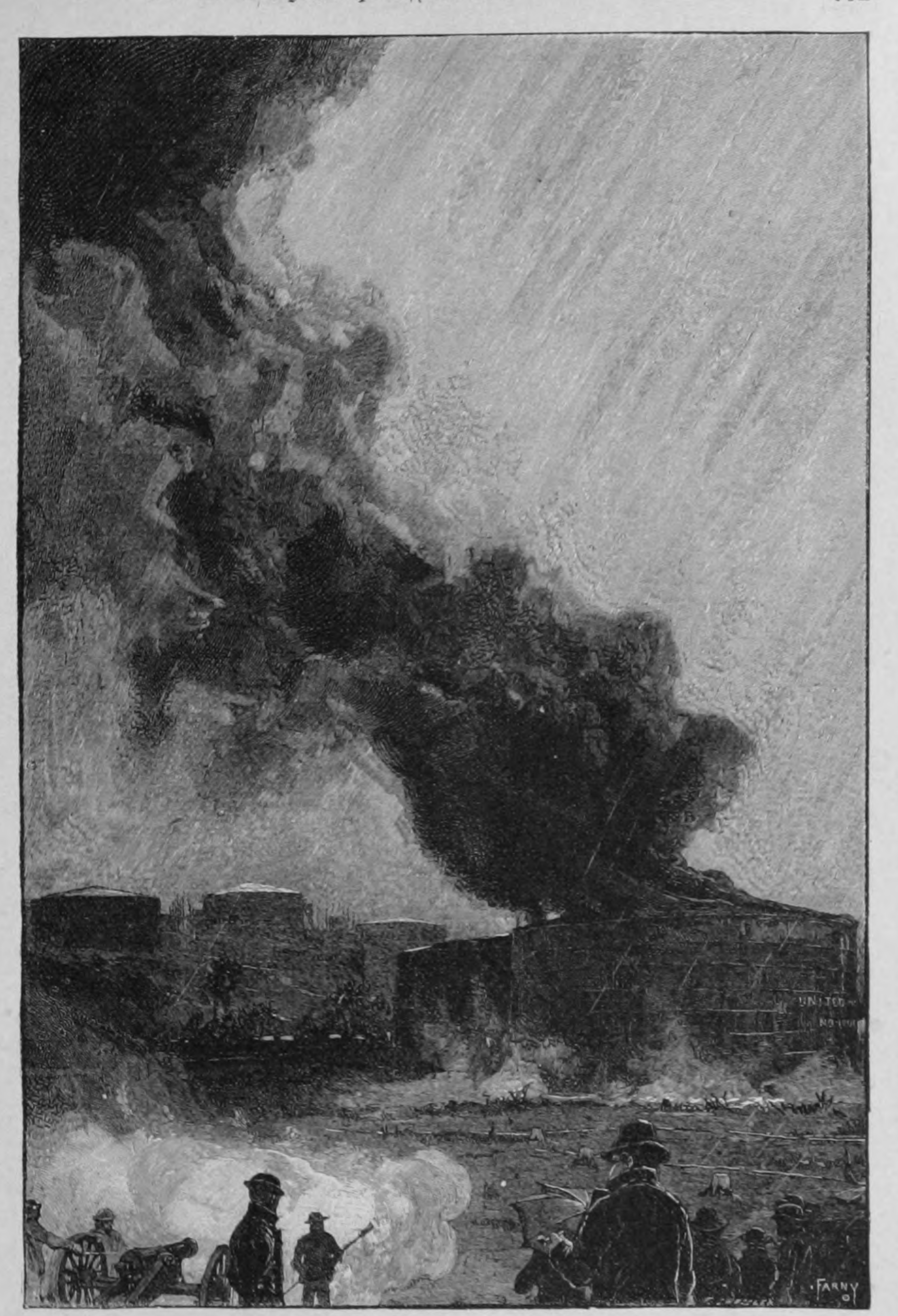
Aus den Oelregionen Pennsylvaniens.

Von

C. A. Houthumb.

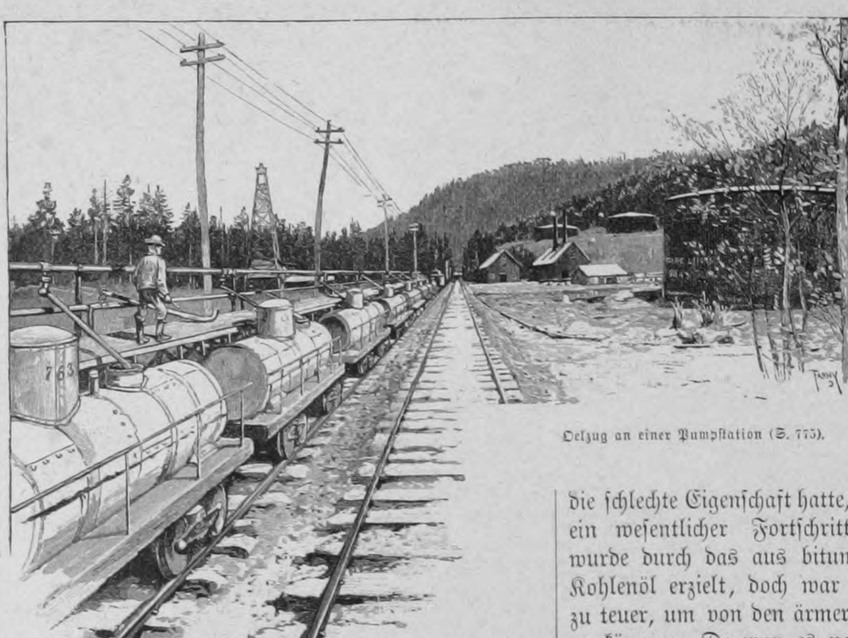
Der Staat Pennsylvanien besteht in seiner ganzen Ausdehnung aus waldigem Hochland; die östliche Hälfte durchziehen, fast parallel nebeneinanderlaufend, mächtige waldreiche Höhenzüge, deren östlichster die Blauen Berge und westlichster das Alleghanygebirge bildet; die westlichen Abhänge und Ausläufer des Alleghanys, ein langgestrecktes Hügel- und Bergland, das sich bis an den Erie-See hinzieht, bildet die westliche Hälfte der Staaten und die seit etwas mehr wie einem Vierteljahrhundert erschlossene Oelregion zieht sich in einem verhältnismäßig schmalen Gürtel, der parallel mit den Alleghanybergen läuft, durch den nordwestlichsten Teil des Staates, mit einem kleinen Zipfel noch in den Nachbarstaat New York hinüberreichend. Mitten durch dieses ölgetränkte Land fließt der Alleghanyfluß, der weiter südlich durch die Vereinigung mit dem Monongahela (bei Pittsburg) den Namen Ohio annimmt. Innerhalb der Oelregion nimmt der Alleghany von der rechten Seite die beiden kleineren Nebenflüsse Oil Creek und French Creek und von der linken den Clarion River in sich auf und der kleinste aber wichtigste und interessanteste von diesen ist der bei Oil City in den Alleghany mündende Oil Creek d. h. Oelbach. Die Oberfläche dieses Baches war mitunter auf weite Strecken

mit großen dunklen Oelflecken bedeckt und aus den felsigen Ufern des Baches sickerte an vielen Stellen dieselbe Masse, vielfach auch in einem reinen, helleren Zustande, als wenn sie vorher filtriert und gereinigt sei, heraus. Die früher in dieser Gegend wohnenden Indianer sammelten dieses Oel von der Oberfläche des Baches in primitivster Weise dadurch, daß sie wollene Decken über das Wasser breiteten, die das Oel einsogen und die dann einfach ausgerungen wurden. Dieses Oel führte den Namen Seneca-Oel und wurde von den Indianern als — Mittel gegen den Rheumatismus gebraucht. In den fünfziger Jahren hatte sich eine Compagnie gebildet, die mit besonderem Geschick den Betrieb dieser öligen Rheumatismusmedizin in die Hand nahm und dadurch den Bedarf des Oels bedeutend in die Höhe trieb. Um diese Zeit kam der Colonel E. L. Drake, der eine kleine Farm am Oil Creek besaß, auf den im Grunde genommen doch sehr naheliegenden Gedanken, in der Gegend Bohrversuche anzustellen; er unterbreitete der erwähnten Patentmedizin-Compagnie seine Vorschläge, diese ging willig darauf ein, verschaffte dem Colonel die Mittel zu den Bohrversuchen, die dieser denn auch sofort in Angriff nahm; das war im Sommer 1859 und am 30. August des Jahres stieß der Colonel mit seinem primitiven Bohrapparat auf das erste Oel und eröffnete dadurch einen Markt, der schon in wenigen Jahren eine wahre Weltbedeutung annahm und der thatsächlich jetzt die ganze civilisierte Welt mit diesem neuen, bequemen und außerordentlich billigen Beleuchtungsstoff versorgt. Es gibt ja allerdings auch in den Staaten West-Virginien und Ohio und in der kanadischen Provinz Ontario Oelquellen, desgleichen in der Alten Welt, auf der Lüneburger Heide, im südlichen Rußland und in Indien, aber die gesamte Ausbeute aller dieser Oelfelder außerhalb Pennsylvaniens bildet nur einen winzigen Bruchteil der Gesamtproduktion und hat auf den Petroleummarkt noch zu keiner Zeit irgend einen Einfluß ausgeübt.



Brennender Oeltank, 35000 Barrels fassend (S. 776).

Colonel Drakes ursprüngliche Absicht war es, das Oel nur für seine Patentmedizin-Compagnie zu verwenden, aber als dieses erste Bohrloch die dunkle Masse gleich in so gewaltigen Quantitäten ausspie, mußte natürlich auf eine andere Verwendung Bedacht ge-


Oelzug an einer Pumpstation (S. 775).

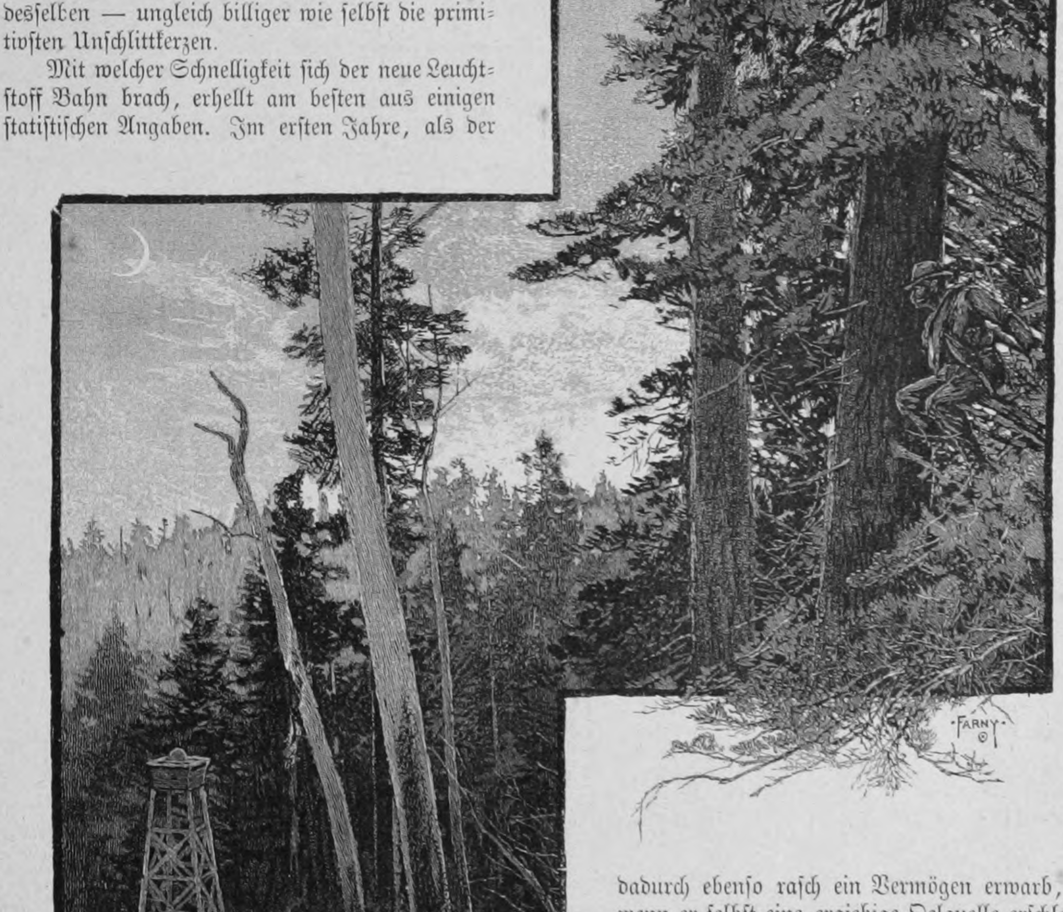
nommen werden, man verwandte es zur Beleuchtung und brachte dadurch, man könnte wohl sagen Revolution im modernen Beleuchtungswesen hervor.

Unbegreiflich ist es übrigens doch, namentlich wenn man die sonstige Promptheit und Energie der Amerikaner im Ausbeuten und Vervollkommnen neuer Entdeckungen in Betracht zieht, daß dieses neue Beleuchtungsmittel erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts zur Geltung gekommen ist, denn schon mehr wie 30 Jahre früher, im Jahre 1826 nämlich, machte bereits der amerikanische Ingenieur G. P. Hildreth im „American Journal of Sciences“ gelegentlich einiger im Staate Ohio entdeckten Oelquellen darauf aufmerksam, daß das Oel vielfach zur Beleuchtung verwendet würde und unzweifelhaft eine große Zukuuft vor sich habe; wie es scheint sind die von Hildreth beschriebenen Oelquellen aber bald versiegt und so verging ein volles Dritteljahrhundert, bis das „neue Licht“ der Welt entzündet wurde. Thatsächlich war aber dieses neue Licht für die Welt eine Lebensfrage geworden. Man vergegenwärtige sich nur, was es zu Anfang der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts mit der Beleuchtung der kleineren Städte und Dörfer, die sich noch nicht der Segnungen einer Gasanstalt erfreuten, speciell in Amerika für eine Bewandtnis hatte! Der Walfisch, dessen Thran viele Generationen die Menschheit erleuchtet hatte, war nahezu ausgerottet und das aus dem Thran gewonnene, wie andere tierische Fettöle stiegen infolgedessen so im Preise, daß die Unbemittelten es ebensowenig erschwingen konnten wie das Rüböl und sonstige Samenöle, die außerdem in Amerika nur in so unbedeutenden Quantitäten produziert werden, daß sie als Beleuchtungsmittel gar nicht verwendet werden; das gebräuchlichste Licht für die weniger bemittelten Klassen waren die Talgkerzen und etwas vornehmer war das aus Terpentin gewonnene „Camphin“, das in Lampen gebrannt wurde, aber sehr übel roch und dabei noch die schlechte Eigenschaft hatte, sehr leicht zu explodieren; ein wesentlicher Fortschritt im Beleuchtungswesen wurde durch das aus bituminöser Kohle gewonnene Kohlenöl erzielt, doch war auch dieses Oel noch viel zu teuer, um von den ärmeren Klassen benutzt werden zu können. Da war es natürlich kein Wunder, daß das neue Licht mit Jubel begrüßt wurde und eine förmliche Revolution im Beleuchtungswesen hervorrief. Allerdings waren die Reinigungsprozesse, denen


Bewachung des Oelturms (S. 772).

in der ersten Zeit die schwarze rohe Masse unterworfen wurde, noch sehr primitiver Art, man verstand es noch nicht, das Oel als wasserhelle vollständig geruchlose und zugleich als ungefährliche Flüssigkeit herzustellen, man kannte noch nicht die eigens für dieses Oel konstruierten vortrefflichen Lampen, wie wir sie jetzt haben, aber das neue Oel gab auch in seinem unvollkommenen Zustande ein weit helleres und besseres Licht, wie alle bis dahin außer dem Gas gebräuchlichen Leuchtmittel und außerdem war es — und das gab wohl den Ausschlag bei der rapiden Verbreitung desselben — ungleich billiger wie selbst die primitivsten Unschlittkerzen.

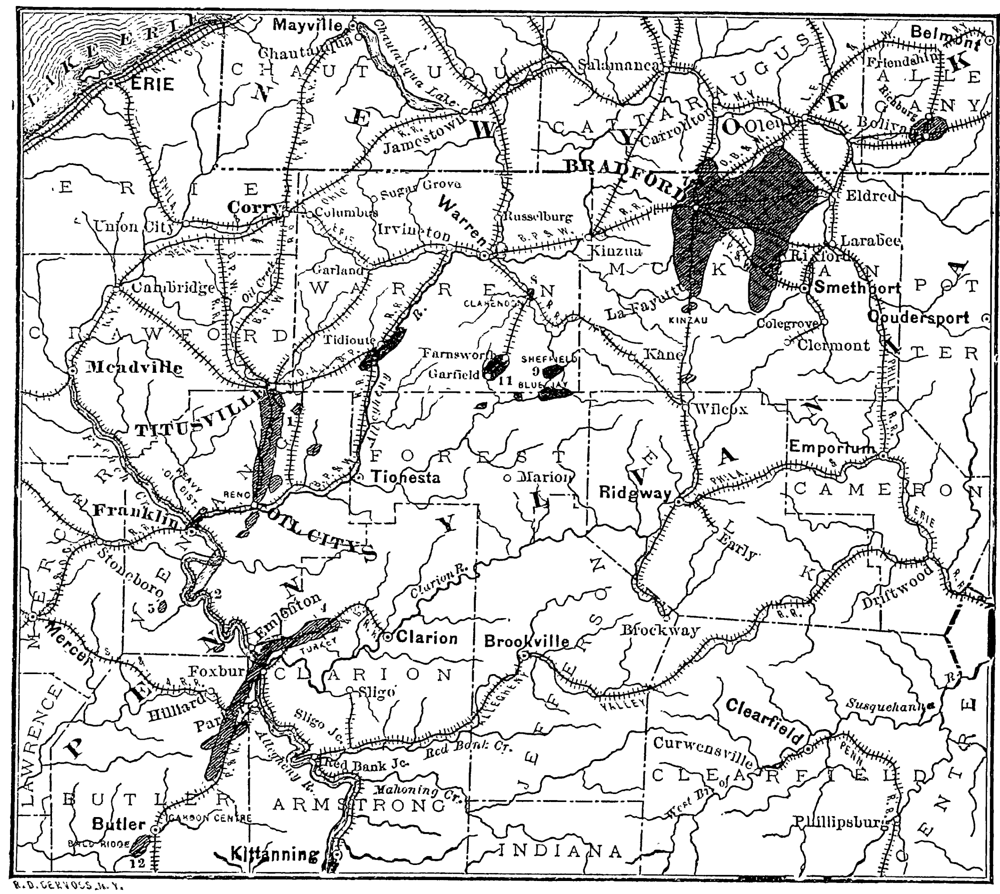
Mit welcher Schnelligkeit sich der neue Leuchtstoff Bahn brach, erhellt am besten aus einigen statistischen Angaben. Im ersten Jahre, als der Colonel Drake den ersten Brunnen gebohrt hatte, wurden nur 2000 Faß (ein amerikanisches Faß, Barrel, faßt etwa 31 Gallonen oder 1 3/4 deutsche Eimer) auf den Markt gebracht, im Jahre darauf betrug die Produktion jedoch bereits 500 000 Faß, aus denen 1861 2 000 000 und 1863 3 000 000 Faß wurden. Es war ein förmliches Oelfieber ausgebrochen und die Aufregung infolge der neuentdeckten Oelquellen war zur Zeit im ganzen Lande ebenso stark, wie ein Decennium vorher bei Entdeckung der Gold- und Silberminen in Kalifornien. Natürlich war es nicht die rohe Produktion und das Auffinden neuer Oelquellen allein, was einen so rapiden Aufschwung nahm; ganz neue Industriezweige wurden dadurch ins Leben gerufen, neue Bohrapparate, vereinfachte Reinigungsprozesse, Leitungsvorrichtungen, Lampen und Brenner wurden auf den Markt gebracht und vielfach kam es vor, daß der Erfinder irgend einer ingeniösen Vorrichtung sich dadurch ebenso rasch ein Vermögen erwarb, als wenn er selbst eine ergiebige Oelquelle erschlossen hätte.



Bohrturm (S. 770).

Ein Blick auf die Karte (S. 767) gibt genügende Auskunft über die verschiedenen Oeldistrikte in der pennsylvanischen Oelregion. Die ältesten Oelfelder befinden sich in Venango County zu beiden Seiten des Oil Creek zwischen den Städten Titusville und Oil City; unmittelbar daran stoßen in westlicher Richtung die kleineren Oelfelder von Pithole und Pleasantville und in nordöstlicher Richtung das lang gestreckte Oelfeld von Tidioute im südlichen Warren County, die reichsten Entdeckungen wurden in Butler Clarion und im südlichen Warren County gemacht; dann folgte die Erschließung des größten aller bekannten Oelfelder, des Bradford Feld in Mc Kean County, das noch in den Staat New York hinüberreicht und an das sich in nordwestlicher Richtung noch das Richbourg Feld im New Yorker Alleghany

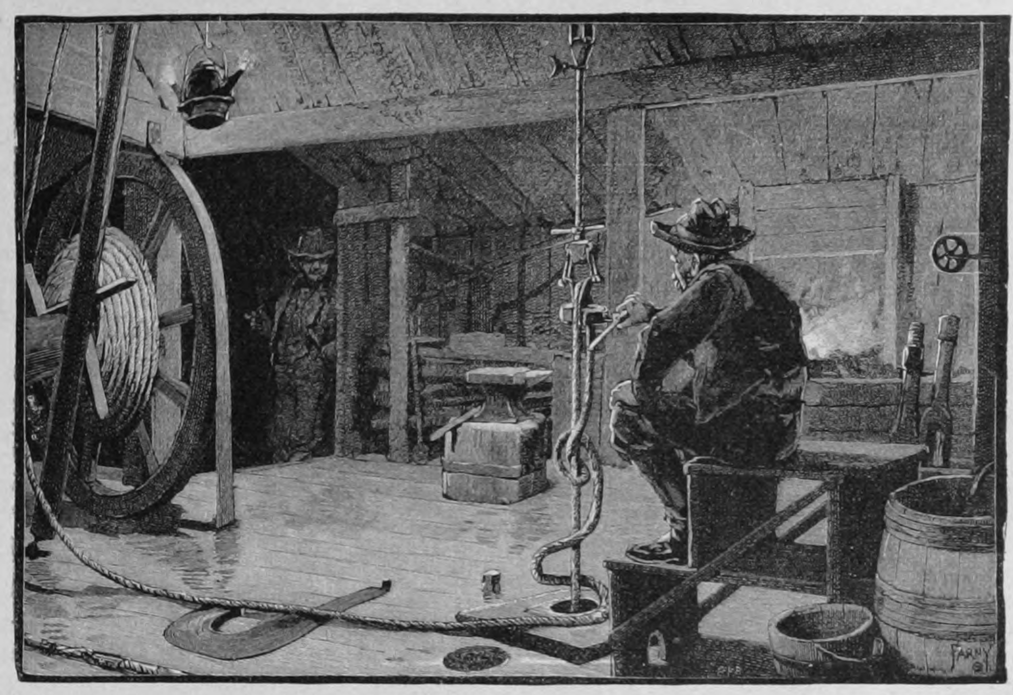
County anschließt. Zu diesen Oelquellen gesellte sich im Jahre 1882 das Cherry Grove Feld im südöstlichen Teile von Warren County und schließlich im Jahre darauf das südlichste bis jetzt bekannte Oelfeld von Bald Ridge in Butler County. Die sämtlichen genannten Oelfelder, vom nördlichsten, dem Richbourg Feld, bis zum südlichsten, dem Bald Ridge Feld, liegen, wie ein Blick auf die Karte zeigt, in einem verhältnismäßig schmalen Streifen, der genau eine diagonale Richtung einhält, und trotzdem zwar keine Gründe für die Annahme vorliegen, ist es die allgemeine Ansicht der „Oelmänner“ und „Oelgelehrten“, daß man nur in diesem diagonalen Streifen, dessen größte Breite 20 englische Meilen beträgt, respektive in den nordöstlichen und südöstlichen Fortsetzungen dieses Streifens Oelfelder antrifft. Ein ganz absonderliches ist das die Stadt Franklin in Venango County umgebende Petroleumfeld, da das von dessen Quellen hervorfließende Oel bereits so gereinigt ist, daß es ohne weiteres zu Beleuchtungszwecken benutzt werden kann; leider sind diese wertvollen Quellen (das um Franklin gewonnene Oel erzielt einen fünf- bis sechsfach höheren



Karte des Oelgebietes (S. 766).

Preis wie die Oele aller anderen pennsylvanischen Felder) nicht sehr ergiebig und ebenso geht es mit einigen Quellen im Staate Ohio, die ein ähnliches reines Oel liefern, aber in so spärlichen Quantitäten, daß sich der Anbau derselben kaum lohnt.

Man war anfangs der Meinung, daß im Inneren der Erde sich Petroleumquellen, Flüsse und Seen befänden, doch ist man längst von dieser irrigen Ansicht abgekommen und weiß jetzt, daß die Flüssigkeit in einem weichen und porösen Sandstein sich wie in riesigen Schwämmen angesammelt hat. Diese Flüssigkeit entwickelt beständig Gase und wenn dann das Bohrloch durch das darüber liegende feste, nicht ölhaltige Gestein bis auf den von Oel durchtränkten Sandstein trifft, so treibt der Druck die Gase (genau nach demselben Gesetze wie bei einem artesischen Brunnen die Flüssigkeit nach oben treibt) — und das mitunter mit so rapider Gewalt, daß der Strahl turmhoch in die Höhe schießt — aus dem Bohrloch heraus und fließt dann ohne weitere Nachhilfe für geraume Zeit ganz von selbst; ist der Luftdruck nicht mehr stark genug, um die angesammelten Oelmassen in die Höhe zu treiben, so wird ein Pumpapparat in das Bohrloch eingesetzt und die Oelgewinnung kann auf diese Weise noch weiter fortgesetzt werden, bis auch das nicht mehr genügt und die Quelle schließlich ganz versiegt. Der Zeitraum, den dieses Stadium, vom Ausbruch der Quelle bis zum vollständigen Versiegen derselben, umfaßt, ist sehr verschieden und variiert zwischen einer Reihe von Jahren und wenigen Wochen; mitunter stößt man auch auf



Inneres des Bohrturmes.

sogenannte intermittierende Quellen, die ähnlich wie bei den Geisern nur zeitweise und in mehr oder weniger bestimmten Zwischenräumen fließen. Eine andere Eigentümlichkeit des Oelfeldes besteht darin, daß es absolut keine äußeren Anzeichen, weder in der Vegetation noch in der Bodenformation gibt, die auf das Vorhandensein des ölhaltigen Sandsteins schließen lassen, und allerdings ward auch dort hie und da mit der Wünschelrute Unfug getrieben, aber im allgemeinen sind die Oelmänner viel zu vernünftig, um sich auf solchen Unsinn einzulassen; sie fangen eben auf gut Glück an zu bohren und wenn sie finden, daß sie an einer verkehrten Stelle gebohrt haben, dann fügen sie sich in das Unvermeidliche, packen ihre Bohrgerätschaften und sonstigen Maschinen zusammen und setzen an anderer Stelle ihren Bohrer an.

Aus all diesen Umständen und Eigentümlichkeiten ergibt sich, daß das Oelgeschäft ein sehr unsicheres und undankbares ist und da das Unberechenbare und Unsichere einen ganz besonderen Reiz für die Menschen hat, liegt es auf der Hand, daß in keinem Geschäfte mehr spekuliert, mehr riskiert und mehr gespielt wird, wie gerade bei der Petroleumgewinnung. — Der Preis des Petroleums ist beständigen und mitunter sehr bedeutenden Schwankungen unterworfen, er variiert von einem Dollar bis zu 50 Cents per Faß und mitunter fällt der Preis, etwa auf das Gerücht von einer neu entdeckten ergiebigen Quelle hin, um 10 Cents in einem einzigen Tage, was natürlich, da es sich bei den Transaktionen auf den Petroleumbörsen stets um Millionen von Fässern handelt, immer zu mehr oder weniger bedenklichen Krisen führt.

Die Apparate und Vorrichtungen wie der ganze modus operandi beim Oelbohren sind ungefähr dieselben, wie beim Bohren artesischer Brunnen. Zunächst wird an der Stelle, die man zum Bohren ausgesucht, ein Derrick-Kranich oder Bohrturm (S. 765) — und zwar aus dem in jener waldreichen Gegend fast gar keinen Wert habenden Tannenholz errichtet — dessen unterer Teil mit Brettern verschlagen und auch als Wohnung benutzt wird; die Dampfmaschine befindet sich meistens in einem in der Nähe errichteten primitiven Bretterschuppen, oder steht auch wohl ganz auf freiem Felde. Die Maschine treibt den aus vier einzelnen Eisenteilen bestehenden Bohrapparat, der bis beinahe an die Spitze des Derrick reicht und dort an einem starken Tau, das über eine in der Spitze des Derrick befestigte Rolle läuft, befestigt ist, die sog. Sandpumpe zum Reinigen der Bohrlöcher, den sog. Fischapparat, wenn ein Stück des Bohrapparates im Bohrloch stecken geblieben ist und später, wenn es nötig ist, die Oelpumpe. Die Bohrapparate und Maschinerien sind augenblicklich so vervollkommnet, daß der Preis des Bohrens auf etwa 80 Cents per Fuß (etwas über 3 Mark) zu stehen kommt. Die ganzen Unkosten zur Herstellung eines Oelbrunnens belaufen sich auf etwa 3—4000 Dollar, und wenn die Arbeit eine vergebliche gewesen und das Bohrloch trocken bleibt, beträgt der Schaden etwa gegen 1000 bis 1500 Dollar. Trifft der Bohrer aber auf ölhaltigen Sandstein, so wird das Oel mit Gewalt herausgeschleudert, und wenn der erste Ausbruch vorüber ist und die Quelle ruhiger fließt, werden an das inzwischen durch eiserne Röhren ausgefütterte Bohrloch andere Röhren angesetzt, die das Oel zu einem in der Nähe errichteten Oelbehälter (hölzerner Tank) geleiten. Gewöhnlich dauert übrigens die Freude, daß die Quelle von selbst fließt, nicht zu lange, es muß dann die Dampfmaschine wieder in Gang gesetzt und die Oelpumpe in Anwendung gebracht werden, und wenn nach längerer oder kürzerer Zeit auch die nichts mehr herauf

befördert, dann wird entweder die Oeffnung tiefer gebohrt oder man „torpedoiert“ (S. 775) die Quelle, wie der kurze terminus technicus heißt; zu dem Zwecke wird eine mehrere Fuß lange Blechröhre, die ca. 6—8 Quart Nitroglycerin enthält, bis auf den Grund des Bohrloches hinabgelassen und das Nitroglycerin durch Fallenlassen eines schweren eisernen Gewichtsstückes in das Bohrloch zur Explosion gebracht; dieses Kraftmittel versagt selten seine Dienste; man hört auf der Oberfläche allerdings nur einen schwachen Knall, aber der Boden zittert merklich unter den Füßen und im nächsten Augenblick kommt ein mit Sand und Erde vermischter Oelstrahl aus dem Bohrloch heraus, der gewöhnlich bis über die Höhe des Bohrturms aufsteigt.

Einen wesentlichen Einfluß auf die Ergiebigkeit der Brunnen übt natürlich auch die größere oder geringere Anzahl der Bohrlöcher aus; je mehr der ölgetränkte Sandstein angebohrt wird, desto geringer wird der Druck der treibenden Gase und desto eher wird das Feld erschöpft; die ersten Oelfelder, die im Jahre 1859 erschlossenen Oelfelder zu beiden Seiten des Oil Creek zwischen Titusville und Oil City sind zur Zeit vollständig erschöpft und die ganze Gegend macht einen höchst traurigen Eindruck; am ergiebigsten bleiben noch die großen Bradford Felder, doch kann niemand auch nur annähernd berechnen, wie lange die ölige Herrlichkeit dort noch dauern wird. Das eklatanteste Beispiel des raschen Aufblühens aber ebenso raschen Verfalles eines Oel-Dorado bieten die Oelfelder von Cherry Grove im südöstlichen Teile von Warren County, und daran knüpft sich auch die größte „Petroleum-Aufregung“ in der ganzen bisherigen Oelgeschichte. Der ganze Bezirk bildete zur Zeit eine förmliche Wildnis, die bis zum Frühjahr 1882 nur von ein bis zwei Dutzend Holzfällern und Rindenschlägern bewohnt war; dann kamen die Oelsucher auch in diese Gegend. Diese Menschen, denen man den eigentümlichen, absolut nicht zu übersetzenden Namen „Wildcatters“ beigelegt hat, machen sich ein Geschäft daraus, überall auf gut Glück Bohrversuche zu machen und trotzdem die meisten von ihnen sich finanziell ruinieren, finden sich immer doch noch Leute genug, die ihr Geld in dieses aufregende Geschäft hineinstecken und ihre Gesundheit dabei riskieren. Auf irgend eine Weise hatte sich nun bei den Wildcatters die Theorie festgesetzt, daß sich südwestlich von dem kleinen Clarendoner Feld größere und sehr ergiebige Oelfelder befinden müßten; man bohrte unentwegt darauf los, bohrte Hunderttausende von Dollars vergeblich in den Grund hinein, aber die Leute ließen sich von ihrer Theorie nicht abbringen und so kam denn eine Gesellschaft von Wildcatters im Mai des Jahres 1882 auf eine Waldlichtung in der öden Waldwildnis, die etwa 10 engl. Meilen von Clarendon entfernt lag. Das Grundstück trug die Nummer 646 und diese Nummer ist in der Oelgeschichte eine berühmte Zahl geworden. Instinktiv vielleicht tauchte in der Oelwelt das Gerücht auf, daß „646“ das gesuchte Oel-Dorado sei und mit gewaltiger, von Tag zu Tag zunehmender Aufregung sah man dem Resultate der Bohrungen entgegen. Den Wildcatters lag natürlich daran, möglichst geheim zu arbeiten und gerade auf „646“ entwickelte sich bald ein förmlicher Oelkrieg; der Bohrturm auf „646“ wurde verbarrikadiert und in der Nacht unausgesetzt bewacht (S. 764), während es von der anderen Seite die Oelspione versuchten, hinter das Geheimnis zu kommen. In einer besonders dunklen Nacht gelang es nun einem gewandten und verwegenen jungen Burschen, ungesehen durch die Vorpostenkette zu gelangen und unter den Bohrturm zu kriechen; hier hielt er es in unbequemster Lage 17 Stunden lang aus und bewerkstelligte in der nächsten Nacht, wiederum ohne gesehen zu werden, seinen Rückzug; er hatte aber bei seiner gefährlichen Expedition Erfolg gehabt, denn während sei-

Beleuchtung durch Naturgas (S. 776).

nes Aufenthaltes unter dem Bohrturm hatte er sich überzeugt, daß „646“ ein fließender, sogar ein sehr reichlich fließender Brunnen sei. In der That floß der Brunnen sehr reichlich, denn in der ersten Zeit lieferte er das enorme Quantum von 4000 Faß täglich.

Bei der Nachricht über diese plötzliche Oelsündflut bemächtigte sich der Oelwelt eine an Wahnsinn grenzende Aufregung; der Preis des Petroleums stand damals auf 85 Cent per Faß, fiel aber in wenigen Tagen auf 49 Cent, und man bezifferte damals den Verlust, den dieses plötzliche Fallen zur Folge hatte, auf volle 30 Millionen Dollar. Die fabelhafte Ergiebigkeit des ersten Brunnens machte die Oelmenschen thatsächlich verrückt; man glaubte nicht anders, als daß man hier auf das größte, vielleicht unerschöpfliche Reservoir des ganzen Oelgebietes gestoßen sei und in wenigen Wochen war die ganze Gegend von Cherry Grove wie umgewandelt; in den sonst so stillen Tannenwäldern schwärmten Oelspekulanten, Bohrer und sonstige Oelmenschen, welche zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen herbeiströmten, die Wälder lichteten, Bohrtürme errichteten, und mit einer Hast, als ob zum mindesten die ewige Seligkeit davon abhänge, zu bohren anfingen; das Land, das bis dahin einen Wert von 4 Dollar per Acker repräsentierte, fand willige Abnehmer zu 500 bezw. 1000 Dollar per Acker, und die ganze öde Waldlichtung, von nur zwei englischen Meilen Länge und einer halben Meile Breite war in wenigen Wochen in ein Zauberland verwandelt; zwei Städte, „Garfield“ und „Farnsworth“ mit zahllosen Hotels, Tanzkneipen, Theatern u. s. w. wuchsen über Nacht aus dem Boden heraus und kaum vier Monate nach Erschließung des ersten Brunnens gab es in Cherry Grove über 300 fließende Brunnen; doch der Glaube an die Unerschöpflichkeit des geträumten Reservoirs schwand sehr bald; während im August die Brunnen noch täglich gegen 40000 Faß geliefert hatten, nahm die Ergiebigkeit immer mehr ab und betrug im Oktober nur mehr gegen 4—5000 Faß und dann hatte es mit der Herrlichkeit des neuen Oelparadieses ein Ende und Cherry Grove blieb weiter nichts mehr, als eine verlassene Wildnis mit verzweifelt zum Himmel aufragenden Bohrtürmen und verlassenen und verödeten Wohnungen und Städten.

Auf den gesamten Oelfeldern Pennsylvaniens sind im ganzen augenblicklich gegen 20—22000 Oelbrunnen im Gange und davon entfallen ungefähr zwei Drittel auf die ausgedehnten und noch immer sehr ergiebigen Bradford-Felder. Alle diese Brunnen sind durch ein Röhrensystem miteinander verbunden und damit berühren wir das vielleicht interessanteste Kapitel der ganzen Oelindustrie. Wir haben bereits oben bemerkt, daß das rohe Petroleum, wie es aus dem Brunnenloch herausfließt, durch eine Röhre in einen, in der Nähe der Bohrtürme stehenden hölzernen Behälter (tank) geleitet wird; diese einzelnen Behälter sind nun durch ein Röhrensystem miteinander verbunden, welches zunächst das Oel riesengroßen eisernen Behältern zuführt; aus diesen Tanks wird das Oel vermittelst mächtiger Dampfmaschinen in größere Röhren hineingetrieben und Hunderte von Meilen weit über Berg und Thal bis direkt in die großen Raffinierwerke in Olean, Pittsburg, Cleveland und Buffalo befördert. Dieses ganze riesenhafte Röhrensystem steht unter der Verwaltung einer einzigen Gesellschaft, der „Standard Oil Company“, ein riesenhaftes Monopol, das den ganzen

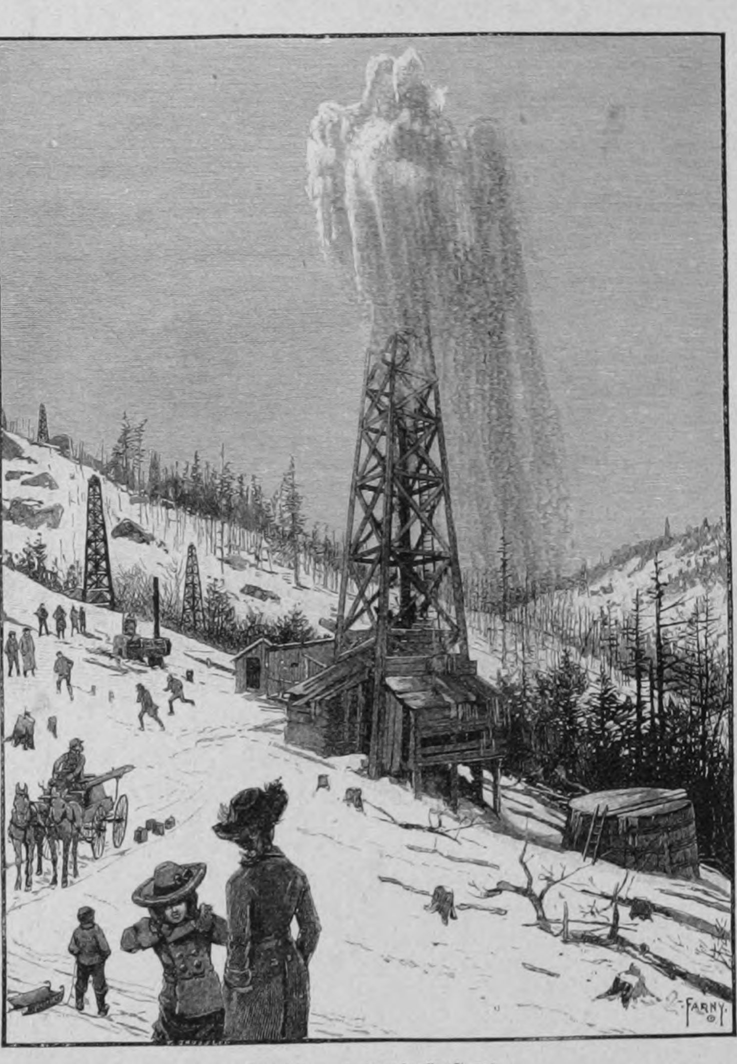


Brennende Oelquelle (S. 776).

Oelhandel kontrolliert. Durch dieses Röhrensystem wird natürlich der Transport des Oels wesentlich erleichtert und auch der Verkauf des Oels wird für die Oelbohrer außerordentlich vereinfacht; hat sich in dem hölzernen Tank neben dem Bohrturm genügend Oel angesammelt, so sendet er zur nächsten Agentur der Standard Oil Company, diese schickt einen Vermesser, der den Inhalt des Tanks mißt, dann den

Kran zu der Verbindungsröhre andreht und so viel Oel auslaufen läßt, als der Bohrer verkaufen will; für das Oel erhält er sogleich einen certifizierten Check, der so gut wie bares Geld ist. Sehr vieles Oel wird jedoch auch direkt per Bahn verschickt und zwar in besonderen Oelbehältern, eisernen Cylindern, die jeder etwa 25000 Gallonen halten; oben auf dem Cylinder befindet sich eine Kuppel, um dem Oel Raum zu geben, bei der Sonnenhitze sich auszudehnen; diese Oelzüge werden zunächst an die Pumpstationen (S. 763) gebracht, d. h. an die Stationen, wo sich die großen Oelreservoirs (tanks) der Gesellschaft befinden, die gegen 35 bis 40000 Fässer in sich aufnehmen können. Hier werden die Oelcylinder vollgefüllt und in unendlich langen Zügen solcher Oelwagen nach New York, Philadelphia, Baltimore u. s. w. spediert. Die längste Röhrenleitung ist die von Olean, nördlich vom Bradford-Feld, nach Bayonne, einer Station an der New Yorker Bai; in diesem nebenbei 200 englische Meilen langen Röhrensystem wird das in den riesigen Raffinierwerken von Olean bereits gereinigte Petroleum direkt ans Meeresufer befördert, wo es in die in Bayonne bereit stehenden Fässer geleitet wird, die dann direkt auf die dort liegenden Schiffe geladen und in alle Welt verschickt werden; andere Röhrensysteme leiten das rohe Petroleum in die Raffinierwerke von Buffalo, Pittsburg, Cleveland u. s. w. und auch hier gibt es Linien, die 100 und 150 Meilen lang sind.

In der letzten Zeit hat man angefangen, ein weiteres Produkt der Oelregionen, nämlich das Naturgas, das einzelnen Bohrlöchern statt des Oels entströmt, ebenfalls durch ein Röhrensystem nach weiter entfernten Plätzen zu versenden. Im Bradforddistrikt wird dieses Naturgas allgemein als Beleuchtungs- (S. 771) und insbesondere als Heizmaterial benutzt; es ist natürlich nicht so gut wie fabriziertes Gas, aber so billig, daß der Gedanke nahe lag, dasselbe auch auf weitere Strecken nutzbar zu machen; in Pittsburg und anderen in der Nähe gelegenen Städten wird jetzt schon vielfach das direkt aus den Oelregionen hergeleitete Naturgas gebrannt und in mehreren anderen Städten, wie in Buffalo und Cleveland, wird man es wahrscheinlich in kurzer Zeit einführen. Der gefährlichste natürliche Feind für die Oelmenschen ist der — Blitz, der gar zu gerne bei einem Gewitter in einen eisernen Tank hineinschlägt und das Oel entzündet; zu löschen ist so ein Feuer nicht und das einzige Mittel, das Feuer rasch zu Ende zu bringen, ist das, vermittelst einer Kanone Löcher in den Tank zu schießen, so daß das Oel herausläuft (S. 761). Mitunter entzündet sich auch wohl eine Oelquelle (S. 774) und ein solches Feuer ist sehr schwer zu löschen.



„Torpedoierung“ einer Quelle (S. 771).

Zum Schluß erübrigt es noch, einige Worte über die „Oelmänner“ selbst beizufügen. In gewisser Beziehung hat die Oelgegend Aehnlichkeit mit den Minendistrikten in Colorado und Montana; da entstehen auch im Handumdrehen neue „Städte“ mit allem nötigen Zubehör, um vielleicht ebenso schnell wieder zu verschwinden, aber die Menschen sind doch von einem ganz anderen Schlage hier und dort. Goldgraben und Goldwaschen ist gerade auch kein reinliches Ge-

schäft, aber das blitzende gelbe Metall übt doch einen ganz anderen, wir möchten sagen poetischeren Reiz aus, als das schmutzige, übelriechende, schwarze Erdöl; in einzelnen Gegenden der Oelregionen sieht es allerdings ganz wildromantisch aus, aber im übrigen findet man nichts von jener romantischen Poesie in den Goldminen der Sierra, wie sie Bret Harte in seinen Minengeschichten so treffend geschildert hat. Man findet in den Oelregionen deshalb keine so phantastischen, abenteuerlichen Gestalten wie drüben in Montana, Kalifornien, Nevada und Colorado, aber auch keine Verbrecher und Desperados, die aus der civilisierten Gesellschaft haben fliehen müssen, die Oelregion liegt mitten im civilisierten Lande, ringsum sind größere Städte, die in wenigen



Rosa Bonheur (S. 783).

Stunden zu erreichen sind und vergebliche Mühe wäre es für einen Justizflüchtling, sich dort zu verstecken. Die Oelmänner sind rohe robuste Gestalten, nur wenig von der Kultur beleckt, voll instinktiven Abscheus gegen Kamm und Seife und in ihren Lebensgewohnheiten sehr genügsam, sie halten sich von groben Excessen fern; in einer neu entstandenen Oelstadt mag es vielleicht etwas wild und zügellos hergehen, aber die Ordnung wird auch ohne Vigilanzkomitees und ohne den Richter Lynch, ohne die man in den Minendistrikten nicht fertig werden kann, aufrecht erhalten. Die wildeste Aufregung herrscht eigentlich nur auf den Oelbörsen in Oil City, Bradford und anderen Oelcentren, da betragen sich die Menschen, namentlich wenn aus irgend einem Grunde eine größere Fluktuation eingetreten ist, wie die Wahnsinnigen; an solchen Tagen hört man die Bande der Spekulanten schon auf Hunderte von Schritten weit schreien und skandalieren und man kann sich einen Begriff davon machen, in welch unsinniger Weise da spekuliert wird, wenn man bedenkt, daß in den verschiedenen Oelbörsen des Landes täglich gegen 10000000 Faß Petroleum „in Papier“ umgesetzt werden, während der wirkliche tägliche Betrag



Schloß By (s. unten)

der Oelproduktion sich noch nicht auf 70000 Faß beläuft; es wird da eben mit imaginärem Oel gespielt.

Es erübrigt nun noch, der Vollständigkeit wegen einige statistische Zahlen über die Produktion der Oelfelder beizufügen. Am Anfange dieses Artikels haben wir bereits angeführt, daß die Produktion von 500000 Faß im Jahre 1860 sich in den zwei folgenden Jahren bis auf 3000000 Faß steigerte, dann blieb die Produktion ziemlich stabil, nahm sogar etwas ab, bis sie im Jahre 1866 wieder durch Erschließung neuer Oelfelder auf 4000000 Faß stieg; bis zum Jahre 1874 nahm der Ertrag mit jedem Jahre zu und erreichte in diesem Jahre die enorme Summe von 10809852 Faß. Dann ging's wieder bedeutend abwärts, bis zwei Jahre später das riesige Bradfordfeld erschlossen wurde, das schließlich den Hauptbedarf an Oel lieferte. Im Jahre 1880 betrug die Gesamtproduktion 26000000 Faß und davon entfielen allein 22000000 Faß auf den Bradfordvertrieb. 1881 war der Gesamtertrag 26950813, in 1882 31398750, in 1883 35953891 und schließlich in 1884 37817126 Faß. Die statistischen Berichte vom letzten Jahre liegen noch nicht vor, doch soll der Betrag nicht ganz so bedeutend sein, wie im Jahre vorher.

Ein Künstlerheim.

Von

Aug. Scheibe.

Etwa acht Meilen südöstlich von Paris, auf einem schmalen Streifen Landes, zwischen dem berühmten Walde von Fontainebleau und den Ufern der Seine, liegt das kleine Dorf By. Dasselbe verrät die Nachbarschaft der Champagne, denn nicht nur jeder dazu geeignete Abhang ist mit Rebenpflanzungen bedeckt, auch die kleineren Häuser und die hohen Mauern der Dorfgassen sind von üppigem Weingerank überwuchert; außerdem aber ist das Dörfchen von keinerlei Bedeutung und wenn sein Name dennoch einen besonderen Klang hat, so verdankt es diesen lediglich seinem „Schlosse“ — wie man in Frankreich jedes noch so einfache Herrenhaus zu nennen pflegt — oder vielmehr der Besitzerin desselben, Rosa Bonheur.

Die berühmte Tiermalerin bewohnt Schloß By (s. o.) seit einer Reihe von Jahren und aus seiner Stille und Abgeschiedenheit sind eine Anzahl jener Bilder hervorgegangen, die, bei ihrem Erscheinen stets mit dem gespanntesten Interesse begrüßt, den Stolz jeder Gemäldesammlung bilden, mit ungeheueren Summen bezahlt werden, und ihrer Schöpferin einen Platz unter den größten Malern ihres Genres anweisen.

Wenn bei solcher künstlerischen Bedeutung und einer hochinteressanten Persönlichkeit letztere in weiterem Kreise dennoch kaum anders bekannt ist, als durch einige in die Oeffentlichkeit gebrachte Photographien, so hat dies seinen Grund in der strengen Abgeschlossenheit ihres Privatlebens, in welches einzudringen nur wenigen Auserwählten zu teil wird.

Wie George Sand, ihrer großen Landsmännin, ist es Rosa Bonheur verhaßt, sich von der müßigen Neugier als Berühmtheit angaffen, oder von zudringlichen Zeitungsschreibern um ihre kostbare Zeit bringen zu lassen. Wenn sie nach Ruhm strebt, so sucht sie ihn auf keinem anderen Wege zu erreichen, als durch ihre Leistungen. Jede indiskrete Spionage, wäre sie auch sonst harmloser Art, wird durch eine hohe Mauer abgewehrt, welche Schloß By und seinen Garten umgibt und die kleine Pforte neben dem großen undurchsichtigen Einfahrtsthore (S. 781) öffnet sich nur, nachdem die junge saubere Dienerin, welche das Amt der Schlüssel bekleidet, durch einen vergitterten Schieber, wie er in Klöstern gebräuchlich ist, den Besuch vorsichtig mit den Augen geprüft und in ihm entweder einen alten Freund

ihrer Herrin erkannt hat, oder wenn er angemeldet und erwartet ist. Eine bellende Meute großer und kleiner Hunde, die beim ersten Zuge an der Glocke herzugeeilt ist, wird in solchem Falle zum Schweigen gebracht, die Pförtnerin läßt den Ankömmling, hinter welchem sich die Riegel sofort wieder schließen, eintreten und führt ihn, umschnuppert von den neugierigen Hunden, über den Hof nach dem Hause.

Ist der Besuch der Künstlerin fremd, aber entweder durch seinen eigenen Namen oder durch eine gewichtige Freundesstimme empfohlen, so wird ihm wohl die Ehre zu teil, von ihr, wie sie selbst es nennt: „en dame", d. h. in Frauenkleidern und in ihrem Salon empfangen zu werden. Ist er dagegen ein alter Bekannter, so läßt sie sich — mag sie nun mit dem eigenhändigen Scheren eines Schafes, mit Zeichnen und Skizzieren nach der Natur, oder mit der Ausführung eines Bildes im Atelier beschäftigt sein — durch ihn nicht stören, und bleibt in ihrem männlichen Arbeitskostüm, das entweder aus einer blauen, auf den Schultern weißgestickten Bluse, wie die Viehtreiber sie tragen, besteht, oder aus einem, je nach der Jahreszeit leichteren oder wärmeren Ueberrocke, der vorn übereinander geknöpft und bis zum Halse geschlossen ist. Darunter kommen gewöhnliche Männerbeinkleider zum Vorschein, die auf ein Paar sehr kleine, mit starken, schweren



Im Schloßhof (S. 780).

Schuhen bekleidete Füße herabfallen. Ein schlichter weißer, nur von einer Perle oder einem Doppelknopf zusammengehaltener Kragen umgibt den Hals. Im Freien vervollständigt ein breitrandiger Stroh- oder Filzhut das Kostüm, in welchem die Künstlerin sich indessen, außer auf dem Lande und bei ihren Studien, nie öffentlich zeigt, und in welchem sie weder je einem Maler noch einem Photographen gesessen hat, denn nicht das Verlangen, aus der Menge hervorzustechen, bewog Rosa Bonheur, diese Kleidung anzulegen, sondern die einfache Notwendigkeit. Sie mußte sich ihren Studien in den Ställen großer Meiereien, auf Weideplätzen und Pferdemärkten, bei Wettrennen und Viehausstellungen, umgeben von den rohesten Elementen der in dieser Branche beschäftigten Bevölkerung, unbehindert und unbeachtet widmen können, und legte die Männerkleider erst an, als sie die Vorarbeiten zu dem großen Bilde „Der Pferdemarkt" machte, welches 1861 in Paris zur Ausstellung kam, und ihren Ruf für immer begründete.

Aber auch ihre Damenkleider erinnern weder im Schnitt noch Ausputz an irgend ein Modejournal. Ueber einem einfachen, faltigen Rocke trägt sie ein weites Jackett von demselben Stoffe; der schlichte weiße Kragen bleibt unter allen Umständen derselbe und das Band der Ehrenlegion im Knopfloche ist ihr einziger Schmuck. Bei dem mächtigen Gesamteindrucke der Persönlichkeit wird man sich indessen dieser Einzelheiten erst nach und nach bewußt. Zeigen ihre Jugendbilder die Künstlerin von schlanker Gestalt, mit kurzem, lockigen, seitwärts gescheitelten Haar, von sanftem Ausdruck und weichen Formen, als eine reizende und anziehende Erscheinung, so ist jetzt — nachdem die Linien sich schärfer ausgebildet, die Stirn unter dem nach Männerart geschnittenen und zurückgeschlagenen Haar fester und bedeutender geworden, und das schöne Auge jenen, allen großen

Malern eigenen scharfen, beobachtenden Blick angenommen hat — der Eindruck ihrer ganzen Persönlichkeit ein unbeschreiblich vornehmer, edler und überlegener, obwohl gleichzeitig nichts einfacher sein kann, als ihre Haltung und ihre Manieren (S. 777).

Rosa Bonheur hat nicht, wie man oft gefabelt, ihre Laufbahn aus dem Atelier einer Putzmacherin heraus angetreten, sondern gehört einer Künstlerfamilie an, deren Mitglieder, sämtlich hochbegabt, in der Kunstwelt mit Achtung genannt werden, wenn auch keines von ihnen einen so hohen Flug nahm, wie Rosa. Ihr Vater, Raymond Bonheur, Porträt- und Landschaftsmaler, ein begeisterter Anhänger der Saint-Simonisten und eifriger Republikaner, stand zu Ende der zwanziger und zu Anfang der dreißiger Jahre in engen Beziehungen zu allen Führern der Volksbewegung, und wird von seinen damaligen Genossen als ein durchaus ideal angelegter Mensch geschildert. Er war ein großer robuster Mann mit langem Bart, welcher das spärliche, sandfarbene Haar in einem kurz geschnittenen Kranze, wie ein Mönch, trug, und dessen sanfte blaue Augen und sympathische Stimme ihm auch da leicht die Herzen gewannen, wo man seine extremen socialistischen und politischen Ansichten nicht teilte. „Er hatte große Ideen, und wäre er nicht gezwungen gewesen, die meiste Zeit für unseren Unterhalt Stunden zu geben, so würde sein Name unter denen der modernen Meister glänzen," pflegt seine Tochter, in deren Atelier einige seiner besten Bilder hängen, von ihm zu sagen.

Trotz der bescheidenen Mittel, über welche der als



Das Atelier Rosa Bonheurs (S. 786).

Lehrer sehr gesuchte Künstler verfügte, war das häusliche Leben der Familie ein außerordentlich glückliches. Zwar raubte im Jahre 1840 der Tod den vier Kindern — von denen Rosa das älteste war — die Mutter, und Raymond Bonheur die treue Lebensgefährtin, die er tief und herzlich betrauerte. Aber zwei Jahre später schloß er ein neues Ehebündnis, das der Familie zum Segen gereichte. Obgleich Frau Peyrol, eine Witwe, ihrem Manne zwei Söhne erster Ehe — jetzt beide namhafte Künstler — zubrachte, und ihn bald mit einem dritten beschenkte, so daß die Familie sich nun auf neun Köpfe belief, und die Sorge um das tägliche Brot sich dadurch wesentlich vermehrte, so war „La Mamiche" (das Mütterchen), wie auch ihre Stiefkinder sie nannten — eine stets heiter und frohgemute Auvergnatin — wirklich allen eine Mutter, wurde von allen geliebt und besaß außerdem die Gabe, durch ihre unermüdliche Thätigkeit und kluge Wirtschaft nicht nur Brot und Fisch zu verdoppeln, sondern auch alle anderen zum Leben und zur Aufrechthaltung des äußeren Anstandes notwendigen Dinge.

Nicht minder thätig war Raymond Bonheur, und seine älteste Tochter Rosa trug ebenfalls bereits zum Unterhalt der Familie bei. Das Jahr 1840, in dem sie ihre Mutter verlor, war ein zweifach ereignisvolles für sie gewesen, denn sie hatte im Laufe desselben ihre Künstlerlaufbahn begonnen. Nur von ihrem Vater unterrichtet, stellte sie in diesem Jahre zwei Kaninchen aus, die so vorzüglich gemalt waren, daß die Bilderhändler rasch den Weg zu ihrem Atelier fanden, welches sie im Dachbodenraum des von der Familie bewohnten Hauses aufgeschlagen hatte. Ihrem Talent und Fleiß war es hauptsächlich zu danken, wenn sich die pekuniären Verhältnisse Raymond Bonheurs behaglicher gestalteten, und unermüdlich im Studium der Natur wie der großen Meister der Tiermalerei, stieg Rosa Bonheur nach und

nach bis zur Darstellung des Pferdes empor, welches Leonardo da Vinci als das edelste Geschöpf nach dem Menschen bezeichnet.

Raymond Bonheur pflegte in diesen früheren Jahren abends, in einem Armstuhle des kleinen Familienspeisezimmers sitzend, seine Kinder und Schüler zu unterrichten und meist las eines der Geschwister vor, während die anderen arbeiteten. Einmal bildete George Sands „Mare au diable" (Der Teufelssumpf) die Lektüre, in welcher die Dichterin beschreibt, wie ein junger robuster Bauer den fetten Erdboden mit acht Ochsen umpflügt, während die Herbstsonne die Landschaft vergoldet. „Es wäre ein Bild für einen Maler gewesen," fügt die Verfasserin hinzu. „Ja," rief Rosa, den Vorleser unterbrechend, begeistert aus: „George Sand hat recht, und sie muß die Tiere sehr lieb haben, um sie so meisterlich beschreiben zu können." Die junge Künstlerin hat das Bild, welches sie „Le labourage Nivernais" nannte, später wirklich gemalt, und neben dem „Pferdemarkt" wird es zu ihren bedeutendsten Schöpfungen gerechnet.

Die Liebe zu Tieren, welche der ganzen Familie Bonheur eigen war — auch die übrigen drei rechten Geschwister wurden Tiermaler und Tierbildhauer — zeigt sich besonders stark in Rosa ausgeprägt. Es ist nicht nur die äußere Schönheit, die sie anzieht; für sie hat jedes Individuum seine besondere Physiognomie, die sie künstlerisch hervorhebt und mit der größten Naturtreue wiedergibt, und spricht sie von den Tieren, so legt sie stets das Hauptgewicht auf ihre seelischen und gemütlichen Eigenschaften, auf ihre Klugheit, ihre Anhänglichkeit, das Menschenähnliche im Ausdruck des Auges u. s. w. Ihr Haus ist ein Asyl für alle herrenlosen Hunde, und läßt sich ein solcher in der Gegend sehen, so ist es ganz selbstverständlich, daß man ihn nach dem „Schlosse" bringt, wo er ohne weiteres Aufnahme findet. Wenn sie im Freien malt, liegen die Hunde im Kreise um sie her, die Rehe kommen herbei und ein zahmer Hirsch reibt gelegentlich seine Nase an ihrer Schulter, wie ein bevorzugter Hund.

Eine Vorliebe für Tierschildereien zeigte sich bei Rosa schon, als sie kaum sieben Jahre alt war. Ihre Eltern wohnten damals in der Rue St. Antoine zu Paris, und nicht selten stahl sich das Kind heimlich aus dem Hause nach dem Laden eines Schweineschlächters, um dort das Schild, einen grob geschnitzten, bunt bemalten Eberkopf, zu bewundern. Wurde sie daheim vermißt, so schickte man nur nach jenem Laden, wo man sie auch regelmäßig in Entzücken versunken fand. In späteren Jahren trieb die Neugier die Künstlerin, noch einmal den Gegenstand ihrer früheren Bewunderung aufzusuchen. Der Eberkopf war auch wirklich noch vorhanden, aber die Illusionen der Kindheit waren verschwunden, und sie erblickte eben nichts mehr, als eine rohe, grell bemalte Schnitzerei.

Schloß By, der jetzige Wohnsitz der Künstlerin, stammt aus den Zeiten Ludwigs XV. und die Besitzung, mit ihren sehr einfachen Gebäuden und dem altmodischen



Außenansicht des Ateliers (s. u.).

Garten mit geschorenen Hecken, hat in den Händen seiner jetzigen Herrin nur insofern eine Veränderung erfahren, als sie ein großes, ihren Bedürfnissen entsprechendes Atelier (s. o.) angebaut, das Dach erhöht, die Kapelle in ein Orangeriehaus umgewandelt und das Areal vergrößert hat. Hinter dem Hause dehnt sich ein umfänglicher Park aus, welcher nur durch eine Mauer von dem Walde von Fontainebleau geschieden ist. In der Nähe des Wohnhauses befindet sich ein großer Rasenplatz, sowie einige Blumenbeete. Auf ersterem weiden bei gutem Wetter zwei prachtvolle Rinder, die als Modelle dienen und wenn die Herrin stehen bleibt, herbeikommen, um eine Liebkosung in Empfang zu nehmen. In einer Umhegung von Draht befinden sich zwei Gemsen aus den Pyrenäen und weiterhin, in dem buschigeren Teile des Parkes sind Einzäunungen für die Schafe, Rehe und Hirsche angebracht, welche sämtlich ihre Herrin kennen. Selbst der Adler, welcher zwischen den Orangenbäumen der vorderen Seite des Hauses, in der Nähe des Einganges, einen geräumigen Käfig innehat, macht einen langen Hals und schlägt mit den Flügeln, wenn sie vorübergeht.

Am Ende einer Lindenallee steht eine sehr schöne, in Erz gegossene Gruppe, den Kampf eines Galliers mit einem Löwen darstellend, von Isidor Bonheur, dem Bruder der Künstlerin, und von ihm sind auch die beiden Hunde modelliert, welche in ihrem Atelier das Kamin zu beiden Seiten stützen.

Dies Atelier ist sehr groß (S. 783). An der einen Wand befindet sich das eben erwähnte mächtige Kamin, zu dessen beiden Seiten die Porträts des Vaters und der

Mutter Rosa Bonheurs in ovalen Rahmen hängen. In der Mitte des Kaminmantels ist ein ungeheures Hirschgeweih angebracht; auf allen Simsen und Schränken stehen ausgestopfte Vögel, die zum Teil von der Künstlerin, welche eine leidenschaftliche Jägerin und vortreffliche Schützin ist, selbst geschossen sind; an allen Wänden und in allen Ecken prangen herrliche Köpfe von Ebern, Wölfen, Bären, Ochsen und anderen Tieren und der Fußboden ist mit Tierfellen der verschiedensten Art belegt.

Die Zahl der großen Gemälde der Künstlerin, von denen die meisten einen Weltruf haben, beläuft sich auf etliche vierzig. Zwischendurch hat sie eine Menge kleinere Bilder gemalt, die, man kann wohl sagen, über die ganze Welt verstreut sind. Den ersten Orden, den sie empfing, den der französischen Ehrenlegion, heftete ihr die Kaiserin Eugenie eigenhändig an die Brust. Als Napoleon III. im Sommer 1865 Paris für kurze Zeit verließ und für die Zeit seiner Abwesenheit die Kaiserin zur Regentin ernannte, machte diese, von Fontainebleau aus, der Künstlerin einen Besuch. Die wachthabende Dienerin am Thore wurde überrumpelt, der Zutritt erzwungen und unangemeldet trat die kaiserliche Frau in das Atelier. Rosa Bonheur, welche bei der Arbeit saß, erhob sich, so überrascht, um die Kaiserin zu begrüßen, welche sie umarmte und küßte. Der Besuch dauerte nur wenige Minuten; Kaiserin Eugenie entschwand wie sie gekommen, gleich einer Vision, und erst



Gemälde von Rosa Bonheur.

als das Peitschenknallen der Vorreiter und das Rollen der Wagenräder in der Ferne verklungen war, bemerkte Rosa Bonheur, daß sie ihr während der Umarmung das Kreuz an die Bluse geheftet hatte. Sie trägt das rote Band seitdem mit Vorliebe.

Ihre Nachbarn, die Landleute der Umgegend, kennen die Schloßherrin sämtlich, obwohl sie sich, außer wenn sie durch das Dorf fährt, um sich nach Paris zu begeben, selten genug dort zeigt. Sie verläßt ihr Heim fast nur zu diesen notwendigen Stadtfahrten, oder um einen Spaziergang im Walde zu machen, welchen sie unmittelbar durch eine Pforte in ihrer Gartenmauer erreicht. Trifft sie aber mit ihren ländlichen Nachbarn zusammen, so hat sie für jeden und jede ein freundliches Wort und es gilt für eine große Ehre, sie gesehen zu haben. Der größte Stolz dieser Leute aber ist es, wenn sie ihr dann und wann ein kleines im Walde gefangenes Tier bringen dürfen, oder wenn sie eines der Dorfkinder zu einem Bilde sitzen läßt.

Die große Künstlerin ist aber auch eine sehr eifrige Patriotin und wir können uns nicht versagen, als Beweis dafür einen Zug aus ihrem Leben mitzuteilen.

Als das deutsche Heer im Jahre 1870 die Champagne besetzte und die Vorposten desselben am jenseitigen Ufer der Seine erschienen, brachte dies Ereignis natürlich die größte Aufregung in By hervor. Die Männer versammelten sich, zum Teil mit Schießgewehren bewaffnet, vor dem kleinen Gasthause, ohne doch recht zu wissen was sie thun sollten, denn es fehlte ihnen an einem Führer. Da erschien Rosa Bonheur in ihrem gewöhnlichen Jagdkostüm mit der Flinte über dem Rücken unter ihnen. „Wie viele Feinde sind es?“ fragte sie — und als sie hörte, daß vorläufig nur eine kleine Abteilung der Avantgarde in den gegenüberliegenden Ortschaften eingerückt sei, rief sie: „Na, wenn es ihrer nicht mehr sind, wollen wir uns schon wehren!“ Sie bestand nun darauf, daß eine Art Wachtdienst am Flußufer eingerichtet wurde, und patrouillierte selbst mit einer Abteilung bis zum Einbruch der Nacht dort auf und ab.

Glücklicherweise versuchten die feindlichen Vorposten an diesem Abend nicht, über den Fluß zu setzen; es kam zu keinem Zusammenstoß, und als am nächsten Tage die Deutschen in Mason einrückten, wäre es ein thörichtes Unterfangen gewesen, Widerstand leisten zu wollen. Die „roten Barbaren“ hatten übrigens dabei

Gelegenheit, der Künstlerin zu zeigen, welche Achtung man dem Namen Rosa Bonheur auch in Deutschland zollt. Ihre Besitzung wurde auf das gewissenhafteste respektiert, kein feindlicher Fuß betrat ihre Schwelle, sie hatte sich über keinerlei Belästigung zu beklagen und ihre Dienerschaft ging während der ganzen Dauer der Occupation unbehindert ein und aus.

Deutschland zur See.

Von

H. Vogt.

Die deutsche Flotte! Mit der Aufrichtung des neuen deutschen Reichs ist der Gedanke zur schönen That geworden, welcher seit drei Jahrzehnten in immer stärkerem Drange sich der Nation bemächtigt hatte. Wie jene Schiffe an den entferntesten Punkten unseres Erdballs dem deutschen Adler Achtung verschaffen, so soll die Gesamtheit der „kaiserlichen Marine", so lautet die amtliche Bezeichnung, eingefügt in das Wehrsystem des Reichs, deutsche Bürger, deutschen Handel und Gewerbfleiß vor fremden Uebergriffen im Auslande schützen und in Zeiten der Not und Gefahr deutsche Tapferkeit auch zur See hochhalten.

Die langgestreckte Nordküste unseres Vaterlandes, welche auf eine Entfernung von mehr als 150 Meilen vom Meere bespült wird, hatte die Bewohner des Landes schon früh auf überseeischen Verkehr hingewiesen. Bewundernd blicken wir zurück auf die ausgedehnten Handelsverbindungen, auf die kühnen Seefahrten jenes Städtebundes, welcher vom zwölften bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Meere beherrschte, deutsche Kultur und deutsches Geistesleben in ferne Zonen trug und der, während der Zeit höchster Blüte 68 Städte umfassend, in stolzer Mannhaftigkeit zu Schutz und Trutz selbst Königen siegreich zu begegnen verstand.

Aber die mächtige Hansa ging dem Untergange entgegen, ebensosehr infolge innerer Zwistigkeiten als durch den Umstand, daß die Entdeckung des ostindischen Handelsweges dem Weltverkehr neue Bahnen wies, und in den Schrecknissen des brudermörderischen dreißigjährigen Krieges verfiel deutscher Handel, deutsche Kunst und das Ansehen Deutschlands im Auslande in gleicher Weise.

Wohl erkannte vor nunmehr 200 Jahren ein Hohenzollernfürst mit weitschauendem Blicke die Wichtigkeit überseeischen Handels für das materielle und geistige Gedeihen seines Volkes, und wandte deshalb seine volle Thatkraft dem Schutze desselben, der Gründung einer Flotte und der Gewinnung eines entsprechenden Kolonialbesitzes zu. Mit dem im Jahre 1680 erfolgten Tode des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm erlahmten indes diese Bestrebungen. Die Flagge mit dem roten Adler, welche in wenigen Jahren sich einen geachteten Namen zu machen verstanden hatte, verschwand wieder von den Meeren, die Flotte, welche während der kurzen Zeit ihres Bestehens glänzende Proben von Leistungsfähigkeit gegeben hatte, wurde aufgelöst, und 1720 verkaufte König Friedrich Wilhelm I. die an der Westküste von Afrika gelegene Niederlassung „zum großen Friedrichsberg" an die Holländer.

Später schuf Friedrich der Große ein zweites Mal die Anfänge einer Flotte. Aber seine Schiffe wurden 1759 durch die Schweden vollständig vernichtet, und im Kampfe auf Leben und Tod um die Existenz seines Königreichs sah der geniale Herrscher sich außer stande, derartige Pläne zum zweitenmal in das Werk zu setzen. Das arme Preußen bedurfte auch in späterer Zeit seiner finanziellen Mittel dringend genug zur Stärkung der Landmacht, und die mehrfach in Vorschlag gebrachte Gründung einer gemeinsamen deutschen Flotte scheiterte an der mißtrauischen und abgünstigen Sonderpolitik der Mittel- und Kleinstaaten des deutschen Bundes.

Zwar konnte die mit dem Jubelschrei der Nation begrüßte und mit fieberhafter Anstrengung geschaffene Flotte des Jahres 1848 nicht vor dem Hammer des Auktionators bewahrt werden, aber auf ihren Trümmern erstand die junge preußische Marine, deren Gedeihen in erster Linie wieder auf die rastlose Thätigkeit, die Umsicht und Pflichttreue eines Sprossen aus dem Königshause zurückzuführen ist. Dem Prinzen Adalbert von Preußen gelang die Schaffung und Heranbildung eines seemännisch geschulten und erfahrenen Personals und wenn an solchem heute kein Mangel ist, wenn die kaiserliche Marine schon jetzt einen ehrenvollen Platz einnimmt unter den Flotten der Großmächte, so verdankt sie das vor allem dem verewigten Admiral, dessen Standbild zum ewigen Gedenken in Wilhelmshaven, seiner ureigensten Schöpfung, seinen Platz gefunden hat.

Im stetigen Wachstum ging die preußische Flotte, welche 1864 im Gefechte bei Jasmund unter Führung des Admirals Jachmann die Feuertaufe erhalten hatte, am 1. Oktober 1867 in der norddeutschen Bundesmarine auf. Diese gelangte im französischen Kriege nicht zu einer großen Aktion, konnte aber doch in einigen kleineren Gefechten Zeugnis ablegen von der ihr innewohnenden Thatkraft und Tüchtigkeit. So in Westindien, wo der Meteor den bedeutend größeren und schnelleren feindlichen Aviso Bouvet am 9. Nov. 1870 zur Flucht zwang, so bei mehreren kühnen Ausfällen der Nymphe aus dem Hafen von Danzig.

Die seit 1871 bestehende „kaiserliche Marine" steht als eine Reichsinstitution unter dem direkten Befehle des Kaisers, der Offiziere wie Beamte ernennt und auf seinen Namen in Eid und Pflicht nehmen läßt. Das Reich trägt Kosten und Lasten der Flotte gemeinsam und die seemännische Bevölkerung des Landes genügt ihrer Wehrpflicht an Bord der Schiffe.

Unter dem Einflusse des Milliardensegens der französischen Kriegsentschädigung war es dem „Chef

der Admiralität“ möglich, in seiner Denkschrift über den Ausbau der Flotte vom Jahre 1873 die Bedürfnisfrage in erster Linie zu betonen. Von diesem Gesichtspunkte aus bestimmte der Flottengründungsplan die Stärke unserer Marine, die binnen zehn Jahren erreicht werden sollte, zu acht Panzerfregatten, sechs Panzerkorvetten, neun Monitors, zwanzig Korvetten einschließlich der Uebungsschiffe, sechs Avisos, achtzehn Kanonenbooten, zwei Artillerieübungsschiffen, drei Segelbriggs und achtundzwanzig Torpedofahrzeugen. An Mitteln wurden ausgeworfen 218 Millionen Mark als erste einmalige Ausgabe, und ein von rund 16 Millionen Mark auf etwa das Doppelte steigendes Jahresbudget. Von diesem Plane ist nicht nur verschiedentlich abgewichen, sondern er ist auch in seiner Gesamtheit gar nicht zu Ende geführt. Und das ist nur natürlich. Die Schiffsbauten konnten von vornherein nicht mit der veranschlagten Geschwindigkeit gefördert werden, und außerdem erwiesen sich infolge der von Jahr zu Jahr fortschreitenden Entwickelung der Technik auch principielle Aenderungen nötig. Noch immer ist der Kampf zwischen Panzer und Artillerie nicht entschieden, und hat man irgendwo eine schier undurchdringliche Metallbekleidung des Schiffsrumpfes konstruiert, so erfindet ein anderer flugs ein Geschütz, ein Geschoß oder eine neue Art Pulver, das den Panzer doch durchschlägt. Zu der Frage, ob eine große Flotte schwerer Panzerschiffe vorzuziehen ist, oder ob nicht doch eine verhältnismäßige Anzahl schnellbeweglicher leichterer Fahrzeuge unter gewissen Verhältnissen bessere Dienste thut, hat sich dann das Torpedowesen im letzten Jahrzehnt zu einem beachtenswerten Faktor in der Kriegführung zur See aufgeschwungen. Nicht allein werden neuerdings die größeren Schlachtschiffe mit Torpedovorrichtungen ausgerüstet, sondern tiefgehende, wenig sichtbare und nur ein kleines Ziel bietende besondere Torpedoboote dampfen an die gepanzerten Kolosse heran und entsenden ihre tückischen Geschosse. Voraussichtlich werden Torpedoboote namentlich bei der Küstenverteidigung eine hervorragende Rolle spielen, und in der Weiterentwickelung der deutschen Flotte scheinen sie darum ganz besonders berücksichtigt werden zu sollen.

Die kaiserliche Marine verfügt nach der Schiffsliste vom November 1884 über dreizehn Panzerschiffe, unter ihnen eines im Bau, welche auf hoher See den Kampf gegen den Feind aufzunehmen haben. Sie müssen dazu große Seetüchtigkeit besitzen und führen in der Regel volle Takelung, um bei Beschädigungen der Maschine, oder auch zur Ersparung von Feuerungsmaterial unter Segel ihren Kurs fortsetzen zu können. Diese Panzerschiffe sind nach verschiedenen Systemen bewaffnet als Breitseitenschiffe, welche ihre Geschütze unter Deck in der Batterie vereinigen; als Kasemattschiffe, bei denen die geringere Zahl der desto schwereren Kanonen in einem auf der Mitte des Decks angebrachten stark gepanzerten Reduit ihren Platz findet, dessen den Bord überragende Breite eine Drehung der Rohre nach allen Richtungen ermöglichen soll; oder als Turmschiffe, welche die feststehenden Feuerschlünde in zwei drehbaren Türmen bergen.

Vierzehn Panzerfahrzeuge sind zur eigentlichen Küstenverteidigung bestimmt. Sie führen mit Ausnahme des mit vier Kanonen ausgerüsteten Arminius nur je ein Geschütz, besitzen den stärksten Panzer, aber durchschnittlich, mit Ausnahme eines Signalmastes, keine Takelung, haben nur geringen Tiefgang und sind auch nur beschränkt seefähig, da sie den Hafen nicht auf lange Zeit zu verlassen brauchen.

Neun Kreuzerfregatten, elf Kreuzerkorvetten, fünf Kreuzer und vier Kanonenboote sind derartig ausgerüstet, daß sie alle Meere befahren können, und so bewaffnet, um überall ihre Forderungen mit Nachdruck zu vertreten. Sie versehen jahraus, jahrein den auswärtigen politischen Dienst, und werden im Kriege zu Kundschaftszwecken wie auf Vorposten ausgenutzt.

Das Nachrichtenwesen und die Rekognoscierungen besorgen acht Avisos, unter ihnen die kaiserliche Jacht „Hohenzollern“, während neun den verschiedensten Zwecken dienende Schulschiffe die Zahl der eigentlichen Kriegsschiffe beschließen.

Außer einem Vermessungsfahrzeug und zwei Transportfahrzeugen besitzt die Marine dann noch elf Dampffahrzeuge zum Hafendienst, vier Lotsenfahrzeuge und eine Anzahl von Feuerschiffen.

Das Facit dieser flüchtigen Uebersicht ergibt 96 Schiffe und Fahrzeuge, darunter vier noch im Bau, auf denen 461 Geschütze bereit sind, Tod und Verderben gegen den Feind zu schleudern.

Damit ist unsere Marine allerdings nicht imstande, es in offener Seeschlacht mit den Seemächten ersten Ranges aufzunehmen. England besitzt 73 Panzer, etwa 310 andere Kriegsdampfer und 147 Segelschiffe, von denen 28 Schlachtschiffe, 149 Dampfer und 70 Segler stets im aktiven Dienst die Meere durchkreuzen. Die französische Flotte bestand schon vor einigen Jahren aus 356 Kriegsfahrzeugen, unter denen sich 59 Panzerschiffe befanden, und hat in der Zwischenzeit rastlos weiter gearbeitet, beispielsweise allein ihre Schlachtschiffe um weitere zehn Panzer vermehrt. Auch England verstärkt seine Flotte fortwährend. Die fünf Flotten Rußlands endlich auf dem Schwarzen und Kaspischen Meer, dem Aralsee, in den baltischen und sibirischen Gewässern zählen 388 Fahrzeuge mit zusammen 893 Geschützen. In weiser Beschränkung hat Deutschland deshalb davon abgesehen, mit diesen Zahlen in Rivalität zu treten. Sind die genannten Staaten doch auch imstande, erheblich größere Mittel für ihre Flotten aufzuwenden. Während das Budget der kaiserlichen Admiralität für 1883—84 die Summe von 40 Millionen Mark nur wenig überstieg, zahlt England etwa 215 Millionen Mark, Frankreich 160 Millionen Mark und Rußland 100 Millionen Mark für seine Flotte.

Wie aber Fürst Bismarck einst im Reichstage so schlagend bemerkte, ist es auch gar nicht nötig, daß unsere Flotte nach der Anzahl der Schiffe einer der oben genannten ebenbürtig ist. Sie würde dann immer wieder einer Koalition zweier feindlichen Flotten gegenüber im Nachteile sein, und um dem zu begegnen, müßte man ins Ungeheuerliche fort vermehren. Die

deutsche Flotte in der von der Verwaltung erstrebten Stärke und Zusammensetzung erfüllt vollständig ihren Zweck. Sie erscheint stark genug, um mit den Geschwadern von Seemächten zweiten Ranges, wie etwa Oesterreich, Italien oder die nordischen Königreiche, im Angriffskriege sich zu messen; sie ist imstande, die heimischen Küsten auch einem überlegenen Feinde gegenüber frei von Landung und Blockade zu halten und den deutschen Handel zu schützen; sie kann im Frieden die vaterländischen Interessen und die Landesangehörigen im Auslande wirksam übernehmen, Seeräubereien verhindern, Handel und Wandel sichern und fördern, neue Beziehungen zu wenig erschlossenen Ländern anknüpfen, wissenschaftliche Beobachtungen und Vermessungen anstellen, die Anfertigung und Verbesserung nautischer Karten übernehmen und sie hat gerade in letzter Zeit gezeigt, daß sie zur Unterstützung deutscher Politik die Macht und das Ansehen des Reiches in allen Erdteilen würdig zu vertreten, mit allem Nachdruck aufrecht zu erhalten weiß.

Die Bemannung unserer Flotte ergänzt sich aus den jungen Männern der Küstenländer und aus vierjährig Freiwilligen. Jene genügen ihrer zwölfjährigen Dienstpflicht zuerst durch dreijährigen aktiven Dienst, verbleiben dann vier Jahre in der Marinereserve und treten zuletzt auf fünf Jahre zur Seewehr 1. Klasse über. Sämtliche nicht zum aktiven Dienst einberufenen Wehrpflichtigen gehören bis zu ihrem 31. Lebensjahr der Seewehr 2. Klasse an, welche nur bei Ausbruch eines Krieges zur Einberufung gelangt. Einjährig freiwilliger Dienst ist jungen Leuten von Bildung unter ähnlichen Bedingungen wie in der Armee gestattet. Die Offiziere der Marine gehen hervor aus freiwillig eintretenden Kadetten und unter bestimmten Verhältnissen aus dem Corps der Matrosen. Das große Maß von Selbständigkeit und Umsicht, das von einem Seeoffizier häufig schon in untergeordneter Stellung verlangt wird, im Verein mit den hohen Anforderungen an praktische Seemannschaft und theoretische Fachkenntnis lassen die beinahe vierjährige Schulung der Kadetten an Bord des Schiffes und auf den Bänken der Marineschule als eine schwere Prüfungszeit erscheinen, deren Resultate aber geeignet sind, dem deutschen Seeoffizier das Uebergewicht über die Offiziere anderer Nationen zu sichern.

Den Oberbefehl über die Marine führt nach den Anordnungen des Kaisers der „Chef der Admiralität". Unter ihm gliedert sich die Befehlsführung in die beiden Marine-Stationen der Ost- und Nordsee, an deren Spitze Admirale mit den Sitzen in Kiel bezw. Wilhelmshaven stehen. Die Mannschaften jeder Station sind unter einer Marine-Inspektion zu einer Matrosen- und einer Werftdivision vereinigt, welche die Ausbildung des seemännischen, bezw. des Handwerkerpersonals leiten, und nach Bedarf für die Schiffe stellen. Die Leute des Seebataillons werden nur den Besatzungen größerer Panzerschiffe zugeteilt. Sie erhalten die vollständige Ausbildung des Infanteristen.

Nach dem Etat von 1883/84 bestand das Personal der deutschen Flotte aus 1 Chef der Admiralität, 466 Seeoffizieren, 69 Aerzten, 42 Maschineningenieuren, 21 Feuerwerk- und Zeugoffizieren, 9 Torpedo-Offizieren und -Ingenieuren, 42 Zahlmeistern; ferner an Deckoffizieren, Unteroffizieren und Mannschaften vom seemännischen, Maschinen- und Handwerkerpersonal in zwei Matrosen- und zwei Werftdivisionen zusammen 9775 Mann mit Einschluß von 100 Kadetten. Die Schiffsjungenabteilung zählte in ihren Reihen 400 Knaben, die nach der Konfirmation freiwillig eintreten und sich zu zwölfjähriger Dienstzeit verpflichten. Aus ihnen ergänzen sich die Unteroffiziere. Das Seebataillon war 32 Offiziere und 1047 Mann stark.

Sämtliche Schiffe sind auf die beiden Stationen verteilt und den Befehlen des Stationchefs untergeordnet, bis sie mit dem Verlassen der heimischen Gewässer zu längerer Reise ihre Befehle direkt von der Admiralität erhalten.

Zur ruhigen Fortentwickelung der Marine, zum Schutze der Schiffsbauten und Reparaturen, zur Lagerung von Munition und aller sonstigen Vorräte besitzt jede Station als „warmes Nest," um mit dem Feldmarschall Moltke zu reden, einen geräumigen und durch Festungsanlagen gesicherten Kriegshafen. Aber während die Natur selbst in dem weiten Wasserbecken der Kieler Föhrde den größten Schiffen einen sicheren Ankergrund geschaffen hat und die Verteidigungsanstalten der schmalen Einfahrt bei Friedrichsort in Verbindung mit der Fahrwassersperre nicht allein den Hafen geradezu uneinnehmbar machen, sondern auch einem bei Eckernförde gelandeten Feinde den Zugang nach Kiel verlegen, sind bei der künstlichen Anlage von Wilhelmshaven, dessen unter der Hochwasserlinie liegender Grund und Boden 1853 durch die preußische Regierung käuflich von Oldenburg erworben wurde, die größten Terrainschwierigkeiten zu überwinden gewesen. Kiel ist seit 1864 als Kriegshafen in Gebrauch, Wilhelmshaven im Herbst 1870 eröffnet und wenn ersterer bereits seit Jahren mit Bassins und großen Trockendocks reichlich versehen ist, so sind die Befestigungen bei Wilhelmshaven zwar beendet, ein zweites Dock und eine zweite Hafeneinfahrt, welche nötig wird, damit bei etwaiger Beschädigung der einen Schleuse keine Verkehrsstörung eintritt, harren indes noch der Vollendung. Mit dem neuerdings in den Vordergrund tretenden Gedanken, durch Anlage eines Nord-Ostseekanales die deutsche Schiffahrt unabhängig von den Unbilden der Witterung in den engen skandinavischen Gewässern und dem guten Willen der anliegenden Staaten zu machen, würde Kiel eine erhöhte Bedeutung gewinnen und wahrscheinlich, um die Ostseemündung dieses Kanales unter den Schutz seiner Kanonen zu stellen, zu einem großen Waffenplatze im Sinne moderner Kriegführung umgestaltet werden.

In den ersten Jahren war Preußen und später das Reich bei der Beschaffung der Schiffe und ihrer Ausrüstung wesentlich auf außerdeutsche Bezugsquellen angewiesen. Mit dem Fortschreiten der heimischen Industrie hat aber die Emancipation vom Auslande gleichen Schritt gehalten und nachdem die Hansa

als erstes Kriegsschiff auf einer deutschen Werft vom Stapel gelassen werden konnte, ist der ausgedehnte Schiffbau zum weitaus größten Teile der inländischen Gewerbethätigkeit zu gute gekommen.

Nicht allein die nötige Ausbildung des Personals, sondern auch die Erfüllung der verschiedenen Friedensaufgaben der Marine erfordert die unausgesetzte Thätigkeit eines starken Bruchteils sämtlicher Schiffe.

Auf der ostasiatischen Station ist der Schutz deutscher Interessen einem Geschwader von zwei Kreuzerfregatten, einem Kreuzer und einem Kanonenboot anvertraut; in Australien verfolgen eine Kreuzerkorvette, ein Kreuzer und ein Kanonenboot denselben Zweck; auf der ostamerikanischen Station befindet sich ein Schiffsjungenschulschiff, auf der westamerikanischen eine Kreuzerfregatte, die zugleich als Sekadettenschulschiff dient; auf der Mittelmeerstation ein Aviso. An der westafrikanischen Küste kreuzt die Möwe, im Nordatlantic die Brigg Rover.

Dazu ist neuerdings das westafrikanische Geschwader getreten, bestehend aus zwei Kreuzerfregatten und zwei Kreuzerkorvetten.

Während des Sommers sind drei Segelschulschiffe in Ost- und Nordsee für die Heranbildung von Kadetten und neuen Schiffsjungen bestimmt; eine Korvette mit neuen Seekadetten und eine zweite mit älteren Schiffsjungen pflegen alljährlich im Herbst eine zwei- bezw. einjährige Reise anzutreten, bei welcher die erstere regelmäßig die ostasiatischen und polynesischen Meere besucht, während letztere die westindische Station anläuft. Das Artillerieschulschiff Mars bleibt mit kurzen Unterbrechungen fortwährend auf der Jahde in Dienst, ebenso ein Torpedoschulschiff und drei Wachtschiffe auf den Stationen; ein besonderes Fahrzeug nimmt in der guten Jahreszeit nautische Vermessungen vor; und ein oder zwei Kreuzer dienen zum Schutze der Nordseefischerei und zu Transportzwecken. Außerdem finden in jedem Sommer ausgedehnte kriegerische Uebungen statt, zu welchen 1884 ein Geschwader zusammengezogen war, das aus einer Panzerkorvettendivision, einer Panzerkanonenbootsdivision und einer Torpedobootsdivision bestand.

Mit der Erstarkung unseres Nationalgefühls, mit dem erfreulichen Aufschwung unseres Handels und Gewerbefleißes hat sich der Nation der Drang nach dem Besitze von Kolonien bemächtigt, die wirtschaftlich mit dem Mutterlande verbunden bleiben. Der große Staatsmann, dem Deutschland so viel verdankt, leitet mit sicherer Hand und scharfem Auge dieses Verlangen in die Bahnen einer praktischen Politik. Die Flotte wird ihn dabei unterstützen. Schon ist die deutsche Flagge auf allen Meeren gekannt, schon hat sie wiederholt Gelegenheit gehabt, sich Achtung zu verschaffen. Mit gerechtem Selbstgefühl und froher Hoffnung darf deshalb der Patriot auf die rührige Thätigkeit, auf die fortschreitende Entwickelung der kaiserlichen Marine blicken. Denn glücklicherweise liegt sie weit hinter uns jene Zeit schmachvoller Zerrissenheit, in welcher der Hochmut eines englischen Ministers ungestraft die Drohung wagen durfte, daß er Schiffe unter deutscher Flagge auf offener See als Piraten einbringen lassen werde.

Sie will einen Gelehrten.

Von

Otto Girndt.



Der Freiherr von Thüngen, einer der reichsten Rittergutsbesitzer des Havellandes, hatte vor einem Jahre die ältere seiner zwei Töchter an den Husarenlieutenant Guido von Abelsdorf verheiratet, dessen Schwadron wenige Meilen entfernt garnisonierte. Demnächst sollte eine neue, schon im Bau befindliche Eisenbahn die kleine Stadt den Thüngenschen Fluren noch näher rücken, einstweilen war aber das junge Paar auf Wagen und Pferde angewiesen, wenn Franziska ihren Vater, die Mutter und Schwester Everilden sehen wollte. Guido zeigte sich nie abgeneigt, sobald seine Gemahlin Verlangen nach dem elterlichen Dach äußerte, ja er gab mitunter das erste Wort: „Wie wär's, Fränzchen, wenn wir heut hinüberkutschierten?" Hätte man den Kavalleristen aufs Gewissen gefragt, so würde sich herausgestellt haben, daß ihn minder die schwiegerelterliche Gesellschaft lockte, als die aus Papa Thüngens Keller ihm zu Ehren emportauchenden „Strohflaschen", denen er mit einer Innigkeit zugethan war, auf die sein Fränzchen manchmal heimlich besorgt blickte. Schwägerin Everilde erklärte ganz offen, es tauge nicht, daß Guido sich regelmäßig einen hochroten Kopf auf dem Lande hole, und *sie*, wenn sie seine Frau wäre, würde ihm die Zügel keineswegs so nachsichtsvoll schießen lassen wie Franziska; aber der Vater lachte über die mädchenhafte Aengstlichkeit und verteidigte die Sympathie der kräftigen Soldatennatur für einen guten Tropfen, wobei er auf die gleiche Leidenschaft mehrerer berühmter Reitergenerale aus Brandenburgs und Preußens Geschichte hinwies, z. B. des alten Derfflinger, des Marschall Vorwärts und anderer. Warf Everilde dann ein: „So mag Guido warten, bis er ebenfalls General ist!" so erwiderte der Lieutenant mit kläglicher Gebärde: „Du lieber Himmel, General

zu werden ohne Krieg, das hat gute Weile! Ich trinke eigentlich auch nur aus Verzweiflung über das langsame Avancement, dem ich entgegensehe, so gern, Everildchen! Und wahrhaftig, in der Stadt bin ich sehr enthaltsam, Fränzchen muß es bezeugen!“

Mit geringen Abweichungen im Wortlaut nahm das Gespräch an der Familientafel immer diese Wendung und dies Ende. Indes einmal, als das Ehepärchen wieder ins freiherrliche Schloß eingekehrt war, vergaß Everilde den hochroten Kopf des Schwagers; andere Gedanken beschäftigten sie, die Schuld davon trug Franziska. Die ältere Schwester hatte nämlich unmittelbar nach der Ankunft die jüngere unter den Arm genommen, zu einem Spaziergang durch den Park aufgefordert und der Mama, die sich anschließen wollte, einen Wink gegeben, bei den Herren zu bleiben. Im Freien wie im Hause wurde der nämliche Gegenstand mitgeteilt, nur ahnte Guido nicht, daß Fränzchen Everilden ebenso einweihte, wie er die Schwiegereltern; hatte er doch zu Hause seine Frau gebeten, das Mädchen mit Anstand zu entfernen, damit die Kleine nicht erführe, was zwischen ihm und seinen Zuhörern verhandelt würde.

Draußen streute der Herbst knisternde Blätter den Geschwistern zu Füßen, als sie von der breiten Freitreppe stiegen. „Unser Park fehlt dir in eurer baumarmen Stadt doch wohl sehr?“ fragte Everilde.

„Ich wünschte die Promenade nur, um ein Viertelstündchen mit dir allein zu sein,“ lautete die Antwort.

„Weshalb, Franziska?“

„Guido macht den Eltern eine Eröffnung, die dir Geheimnis bleiben soll.“

„Ah so!“ versetzte Everilde gleichmütig.

Die andere sah sie, ohne stillzustehen, von der Seite an: „Und du wirst nicht neugierig, Ilde?“ Der Abkürzung bediente sich Franziska hier und da, wenn sie sich traulich mit Everilden unterhielt.

„Traust du mir eine Taktlosigkeit zu?“ fragte diese dagegen. „Ich werde mich doch nicht in Guidos Geheimnisse drängen? Wenn du darum weißt, ist's genug.“

„Die Sache,“ nahm Frau von Abelsdorf wieder das Wort, „betrifft aber dich selbst.“

„Wie? Mich?“

„Mein Mann erwartet, daß ich gegen dich schweige; doch unterwegs kam ich im stillen mit mir überein, dir lieber eine Andeutung zu geben, wonach du dein Benehmen richten kannst.“

„Also verrätst du deinen Mann hinterm Rücken? O, wer hätte das von dir gedacht!“ scherzte Everilde.

„Ich hoffe, du wirst's meiner schwesterlichen Liebe danken!“ entgegnete Franziska ernst.

„Heraus denn mit der Sprache!“

Und ungesäumt begann die Schwester: „Wir erwähnten neulich schon des neuen Kameraden, der zu unserer Schwadron versetzt worden, des Herrn von Klose. Er hat einigemal den Thee bei uns genommen, und ich merkte gleich bei seinem ersten Besuch, daß er sich an unserem Tisch wohl fühlte.“

„So wohl,“ fiel Everilde schelmisch ein, „wie Guido an Papas Tisch?“

„Laß die Anzüglichkeiten,“ begehrte Franziska, „errätst du nicht, worauf ich hinauswill?“

„Mit Herrn von Klose?“

„Er hat deine Photographie gesehen und möchte dich persönlich kennen lernen.“

„Um eine Partie an mir zu machen?“

„Wie du dich ausdrückst!“ rief die junge Frau etwas ungehalten. „Als ob Offiziere nur heirateten, um Partien zu machen!“

„Meistenteils!“ behauptete das Mädchen ruhig.

Franziska geriet in Eifer: „Glaubst du, mein Mann liebt mich nicht?“

„Du bist zu reich an guten Eigenschaften,“ beruhigte Everilde artig, „als daß er blind dafür sein könnte; ob er dich aber zum Altar geführt hätte, wenn du nicht das auch in anderer Hinsicht reiche Fräulein von Thüngen gewesen wärst, das wollen wir dahingestellt sein lassen.“

„Everilde!“ zürnte Frau von Abelsdorf, ihren Arm aus dem der Schwester lösend, die lachend fortfuhr:

„Ei, sei doch froh, daß du glücklich mit Guido bist, und kümmere dich um weiter nichts! Wieviel Mädchen würde man wohl in der Welt finden, die lediglich durch den Zauber ihrer Persönlichkeit Männer dahin brächten, unter allen Umständen nach ihrem Besitz zu ringen? Wir sind eitle Thörinnen, wenn wir uns einbilden, große, herzbrechende und himmelstürmende Leidenschaften einflößen zu können. Dergleichen ist in jedem Jahrhundert kaum eine imstande, wir übrigen müssen uns mit gemäßigter Anbetung begnügen und erreichen das höchste, wenn der Herr Gemahl die Treue, die er am Hochzeitstage notgedrungen schwört, aus gutem Willen lebenslang hält. Mußt du mir nicht recht geben, Franziska?“

„Wider Willen, ja!“ sprach diese. „Es gibt Dinge, die man sich selbst nicht gern gesteht, geschweige anderen.“

„Also,“ knüpfte Everilde unvermittelt an, „euer Herr von Klose will mich kennen lernen?“

Die andere deutete ins Haus zurück: „Guido sagt's jetzt den Eltern, die jedenfalls nichts dagegen haben werden. Papa soll meinen Mann zur Jagd einladen und ihm überlassen, den Rittmeister und noch einen Kameraden mitzubringen. So kann Klose sich hier vorstellen, ohne durch sein Erscheinen seine eigentliche Absicht zu verraten.“

In den Wangen des Mädchens bildeten sich Grübchen bei der Entgegnung: „Recht nettes Arrangement! Ich danke dir, daß du mich in Kenntnis davon gesetzt.“

„Wäre es nicht hübsch,“ meinte Frau von Abelsdorf, „wenn du zu uns in die Stadt kämst? Ich hoffe, der junge Mann wird dir gefallen, liebe Ilde; ich finde, er ist ein reizender Mensch.“

„Und Papa wie Mama,“ setzte Everilde schnell hinzu, „würden ihn zweifellos gern als Sohn acceptieren, nicht so?“

„Ich glaube,“ erwiderte jene, „es wird ihm nicht schwer fallen, sich in Gunst bei den Eltern zu setzen.“

Hier fing Everilde plötzlich an, aus dem „Freischütz“ zu singen:

„Lavendel, Myrt' und Thymian,
Die blühn in unserm Garten,
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten!“

Franziska hemmte ihren Schritt, um der Sängerin forschend ins Gesicht zu sehen: „Du? Was heißt das?“

„Merkst du etwas?“ lächelte das Mädchen. „Es ist mir von großem Wert, euren Plan zu kennen.“

„Sollte ich meine Offenheit bereuen müssen?“ fragte die vorige.

„Durchaus nicht, Fränzel, ich werde den besten Nutzen daraus ziehen!“

„Erkläre dich deutlicher!“

„Zu Befehl, gnädige Frau!“ scherzte Everilde. „Du ersparst mir den niedlichen Schreck, den ich bekommen hätte, wenn alles so gegangen wäre, wie du denkst: die Jagd, nachher die schuldige Dankvisite Freund Kloses, von Papas Seite die Invitation: ‚lassen Sie sich bald wieder sehen, lieber Lieutenant!‘ und so weiter, bis eines schönen Tags Mama ihre Haubenbänder glatt gestrichen und sich neben Papa gesetzt, der sich geräuspert: ‚Everilde, mein Kind, Herr von Klose hat bei uns um deine Hand angehalten!‘ Wenn die Sache jetzt bis zu der Entwickelung gelangen sollte, kann ich wenigstens nicht in Ohnmacht fallen.“

Franziska stand kopfschüttelnd vor ihr: „Was redest du? Ich verstehe dich nicht!“

Die Schwester zog sie vorwärts auf dem einsamen Wege in die alte Rüsternallee: „Nun denn, ganz unumwunden! Ich will nicht unters Militär gehen! Der Geschmack unserer Eltern kann sich befriedigt erklären, da ein Offizier in die Familie gekommen, ich muß für Abwechselung sorgen, sonst wird's langweilig bei Thüngens. Ich trachte nach einem Gelehrten.“

Frau von Abelsdorf faßte sie bei der Schulter: „Du?“

„Ja warum denn nicht? Bin ich etwa nicht klug genug, um einmal eine Professorsgattin abzugeben?“

Franziskas Augen wurden noch größer: „Everilde! Du hast eine heimliche Neigung! Wo bist du denn mit einem Gelehrten zusammengetroffen?“

Gelassen versetzte das Mädchen: „Ich hoffe es erst von der Zukunft, vom nächsten Winter, wenn Papa sein Versprechen hält und mich ein paar Wochen bei Tante Agnes in Berlin zubringen läßt. Da werde ich mir meine Leute schon suchen und mit Gottes Hilfe den rechten Mann finden; denn Tante Agnes ist mit der halben Residenz bekannt.“

„Das ist ja eine bloße Grille von dir!“ urteilte Franziska.

„Meinetwegen,“ gab Everilde zu, „aber ich habe die Grille nun einmal und will ihr folgen!“

„Was macht denn,“ verlangte die andere zu wissen, „einen Gelehrten zu deinem Ideal?“

„Die Bequemlichkeit,“ ließ der Schalk mit ernster Miene hören; „so einen Begleiter durchs Leben kann man jederzeit als Konversations-Lexikon und Fremdwörterbuch benutzen, man braucht nicht immer selbst an den Bücherschrank zu gehen, wenn man etwas nicht weiß.“

Franziska mußte lachen. „Was dir überhaupt zu wissen nötig, darüber wird dir wohl auch Herr von Klose allenfalls Aufschluß zu erteilen vermögen.“

Everilde hatte eine Erwiderung auf der Zunge, unterdrückte sie jedoch und stellte dafür die Frage: „Wenn euer Protegé mir nun aber nicht reizend erscheint wie dir?“

„Du wirst mir,“ sagte die Schwester, „unverhohlen den Eindruck schildern, den er dir macht. Stieße er dich geradezu ab, so würde dir natürlich niemand zureden, deine Hand ohne dein Herz zu vergeben; doch es ist fast undenkbar, daß eure Begegnung dich ganz kalt läßt; denn du kannst dir allein sagen, einen Mann, den ich deiner nicht wert glaube, empfehle ich dir nicht, und ein wenig für ihn einnehmen muß dich schon sein Entzücken über dein Bild.“

Everilde hatte ein neues Aber in Bereitschaft: „Wenn er nun aber die Vorstellung, die meine Photographie in ihm erweckt, durch das Original nicht erfüllt sieht?“

Franziska schlang den Arm um die Zweiflerin: „Davor ist mir nicht bange! Doch komm jetzt hinein, Liebchen, und laß dir nicht merken, daß ich geplaudert!“

„Ich werde mich hüten!“ versicherte das Mädchen und hielt Wort; denn keine Wimper ihres Auges zuckte, als der Vater bei Tafel, wie Guido mit ihm vereinbart, die Einladung zur Jagd erfolgen ließ und seinem Schwiegersohn freistellte, den Schwadronskommandeur und wer etwa noch vom Offiziercorps Vergnügen am Weidwerk fände, für die Partie zu werben.

Beim Aufbruch aus dem Elternhause küßte Franziska die Schwester länger und inniger, als gewöhnlich, wenn sie Abschied nahm, und hätte sich ihr letzter Blick, den sie aus dem Wagen zurückwarf, in Worte umsetzen lassen, so würde deren Inhalt ungefähr gewesen sein: „Ich hoffe zuversichtlich, Ilde, du verliebst dich in Herrn von Klose!“ Anders verstand wenigstens Everilde den Blick nicht; denn nachdem das Fuhrwerk ins Rollen gebracht und Papa Thüngen mit seiner Gemahlin von der Rampe ins Portal getreten war, schaute das Mädchen den staubaufwirbelnden Rädern noch eine Minute nach und sprach vor sich hin: „Du verrechnest dich, Fränzel, und deine Mitverschwörer desgleichen! Ich mache mir wahrhaftig nichts aus Uniformen. Schält man die Träger heraus, so bleibt mitunter ein recht dürftiges Menschenkind übrig. Ich wünschte mir in der That einen Mann, der sein Ansehen nicht durch den Rock erhält, den er trägt; ein Professor muß es nicht gerade sein; den Titel will ich ihm schenken, wenn er mir nur durch seinen Geist imponiert. Herr von Klose mag kommen, er soll die Idee, mir näher zu treten, aus freien Stücken aufgeben!“

Welche List Everilde anzuwenden entschlossen war, vertraute sie der Luft nicht an, sondern folgte den Eltern unter Dach und behielt ihre Gedanken für sich, bis der zur Jagd bestimmte nächste Sonnabend vom Wandkalender des Freiherrn in großen, roten, arabischen Ziffern die Schloßbewohner begrüßte. Die Sonne versprach einen glänzenden Tag. Um die achte Frühstunde galoppierten drei schlanke Husarenpferde vor das stattliche Gebäude, in dessen Erdgeschoß Papa Thüngens Morgenpfeife aus dem geöffneten Eckfenster dampfte. Der alte Herr erwartete bereits die Jagdgefährten, die ein Bote aus der Stadt am Abend vorher angemeldet hatte. Guido von Abelsdorf durfte nur den jüngeren seiner Begleiter als „Kamerad Erwin von Klose“ vorstellen; den älteren, seinen Rittmeister, kannte der Schwiegervater zur Genüge. Die üblichen Artigkeiten

wurden zwischen Wirt und Gästen ausgetauscht, von denen keiner merkte, daß hinter einer Gardine im Oberstock des Schlosses eine Lauscherin herniederlugte. Bei der Musterung, die Everilde von ihrem Versteck aus hielt, konnte sie sich nicht verhehlen, wie gut Herrn von Klose das elegante Jagdhabit stand, wie zierlich er mit der Reitgerte spielte, und die stille Schlußfolgerung war natürlich, in der Uniform müsse der junge Offizier noch stattlicher aussehen. Aber das Aeußere bestach ihr Herz nicht. Von der gedämpften Rede ihres Photographie-Verehrers vernahm sie trotz ihres feinen Ohrs nichts, nur die starke Stimme des Vaters drang deutlich zu ihr hinauf, der den Ankömmlingen erklärte, seine Damen seien Langschläferinnen und würden erst, wenn die Herren sich im Walde Appetit zum Diner geholt, die Honneurs des Hauses machen. Die Gewehre standen bereit, die Söhne Nimrods rüsteten sich und marschierten ab.

Unterwegs lernte der Freiherr den Lieutenant von Klose näher kennen und fand so großes Gefallen an ihm, daß er sich leise sagte: „Du sollst mir als zweiter Eidam willkommen sein!“ Nur in einem Stück ward er unzufrieden mit ihm: der junge Mann „prudelte“ beim Schießen, und nicht allein, daß er kein Wild erlegte, er vereitelte auch seinen Mitjägern die Treffer, indem er seine Ladungen vorschnell auf allzu weite Entfernungen abgab und so die lieben Tiere, die schleunigst Reißaus nahmen, den anderen sie beschleichenden Büchsen entrückte. Der Rittmeister wurde darob fuchswild und fuhr heraus: „Herr, mit Ihnen einmal und nicht wieder auf die Suche! Ein so erbärmlicher Schütze ist mir noch nicht vorgekommen!“

Abelsdorf nahm den Geschmähten in Schutz, er habe wohl nur heute eine unglückliche Hand, und flüsterte dem Freiherrn zu: „Er kann's nicht erwarten, Everilden zu sehen, daher seine Aufregung!“ Papa Thüngen brummte nur: „Hum!“ Doch Aufregung spiegelte sich gar nicht in den Mienen Kloses, der seinem erzürnten Vorgesetzten lachend gestand: „Ich bin stets ungeschickt auf der Jagd!“

„Und das sagen Sie erst jetzt?“ polterte der Rittmeister. „Das hätte man vorher wissen sollen! Wenn wir im Dienst wären, wollte ich Sie —!“

„Ich hoffe,“ begegnete jener der Drohung, „im Dienst meinem Herrn Chef nie Anlaß zum Unmut zu geben. Passierte es mir da, so würde ich unverzüglich den Abschied nehmen.“ Der Herr Chef strich hastig den Schnurrbart und schwieg. Aber seine Verstimmung ward er nicht los, er brachte sie, als man die verfehlte Jagd aufgab, sogar mit ins Schloß und äußerte sie unverblümt, sobald die Freifrau mit Everilden den Empfangssaal betrat. Die lauten Anklagen kamen der förmlichen und feierlichen Präsentation des fremden Lieutenants in einer Weise zuvor, die dem jungen Mann ganz erwünscht war. „Ich weiß dem Herrn Rittmeister Dank dafür,“ erklärte er mit Feinheit, „er macht einen Betrug unmöglich, den die Menschen mit Vorliebe begehen: sich neuen Bekanntschaften gegenüber in besseres Licht zu setzen, als sie verdienen. Den Versuch kann ich jetzt vor den Damen nicht mehr wagen; ich bin entlarvt, ehe ich meine Fehler zu maskieren vermag.“

Die Worte und die launige Art, in der sie über seine Lippen kamen, gewannen ihm schnell Frau von Thüngens Gunst. „Ihre mangelhafte Fertigkeit im Gebrauch der Jagdwaffe,“ entgegnete sie, „schadet Ihnen in unseren Augen wenig. Meine Passion wäre die Jagd auch nicht.“

„Der Soldat aber,“ wandte der Rittmeister ein, „darf sich als Jäger nicht blamieren, meine Gnädigste!“

„Erinnern Sie sich,“ fragte Klose ihn rasch, „wie Friedrich der Große über die edle Jägerei gedacht?“

„Ne — nein!“

„Als königliches Wort darf es von niemand übel vermerkt werden,“ baute der Lieutenant vor. „Friedrich ließ einmal fallen, die Jägerei komme gleich nach der Metzgerei.“

Der Freiherr klopfte dem Rittmeister auf die Achsel: „Also sind wir Liebhaber der Forsten Fleischergesellen zweiten Grades.“

„Dann begreife ich nur nicht,“ rief jener ärgerlich, „weshalb Herr von Klose überhaupt teil an unserer Partie genommen.“

Hier schlug Abelsdorf sich ins Mittel: „Die Veranlassung war ich.“ Er ließ eine kleine Lüge folgen: „Kamerad Klose glaubte, unartig zu erscheinen, wenn er meine Aufforderung ablehnte.“

„Ich bin überzeugt,“ wandte der Genannte sich ihm zu, „das nächste Mal laden Sie unseren Rittmeister allein ein.“

„Er soll morgen entschädigt werden, wenn es ihm beliebt!“ verhieß der Freiherr. Das Antlitz des Kommandeurs hellte sich auf, Hoffnung versöhnte ihn mit der Erinnerung, er bot vergnügt der Freifrau den Arm, um sie zur Tafel zu führen. Klose näherte sich Everilden und bat um Erlaubnis, ihr Tischnachbar zu sein. Sie nahm es mit einem stummen, linkischen Knicks an. Noch hatte sie kein Wort gesprochen, und ihrem Schwager war es schon aufgefallen, wie eigentümlich sie mit halboffenem Munde dagestanden. Klose suchte eine Unterhaltung anzuknüpfen, das Mädchen erwiderte auf alle Fragen bloß ja oder nein. Der Lieutenant saß enttäuscht; er hatte Franziskas gesellschaftliche Sicherheit und Anmut auch bei der Schwester zu finden gehofft. Keine Spur davon! Nach der Mahlzeit begab die kleine Versammlung sich in den Park, Guido bildete mit seiner Schwiegermutter die Spitze des Zuges, Klose zögerte absichtlich, um Herrn von Thüngen nebst dem Rittmeister folgen zu lassen, und schloß sich als letzter mit Everilden an; denn er dachte: „Sollte sie nicht gesprächiger zu machen sein, wenn man sie der Umgebung entzieht? Vielleicht legt sie dann die seltsame Schüchternheit ab!“ Beim ersten Anblick der herrlichen alten Bäume des Parkes rief er aus: „O wie schön!“

„Schön?“ klang es einsilbig neben ihm.

„Dieser Baumschlag!“ fuhr er staunend fort. „Wie bedauere ich, nicht Maler zu sein, hier beginge ich Raub!“

Everilde sah ihn kopfschüttelnd an und brachte mit gleichgültiger Miene heraus: „Was finden Sie denn an die alten Bäume?“

Es war der erste Satz, den er von ihr hörte, aber ein Schreck befiel ihn dabei, der seinen Gliedern mit Erstarrung, seinem Hirn mit Schwindel drohte.

„Wie?“ stotterte er. „Wie, gnädiges Fräulein? Was ich an die alten —“ er stockte.

„Ja,“ nahm sie die abgebrochene Frage auf, „was Sie an die Bäume finden?“

Er hatte sich also nicht verhört, Fräulein Everilde von Thüngen konnte bei Anwendung der Verhältniswörter den dritten und vierten Fall nicht unterscheiden. Und auf dies Mädchen war er ihrem Bilde nach so gespannt gewesen! Er biß die Lippe, zog die Brauen zusammen. Everilde schritt schweigend weiter neben ihm, bis er mit schlecht verhehltem Verdruß von neuem anhob: „Was finden Sie denn schön?“

Ein fast einfältiges Lächeln ging ihrer Antwort voraus: „Ach, wenn ich mich so recht in einen Roman hineinlese!“

Klose drehte sich auf dem Absatz um: „Ich danke Ihnen!“

„Sie nicht?“ fragte Everilde.

Jetzt wich sein Mißmut der Spottlust: „Ob ich nicht gern Romane lese? O gewiß! Wer verschaffte sich den Hochgenuß nicht so oft wie möglich? Und er ist obenein so wohlfeil, wenn man die Bücher nicht kauft, sondern aus der Leihbibliothek bezieht. Aber wie halten Sie's beim Lesen, gnädiges Fräulein? Ich schlage nämlich zuerst immer das Ende auf und sehe, ob sie sich kriegen. Machen Sie's ebenso?“

„Nein!“ versetzte sie gedehnt. „Ich will das nicht im voraus wissen.“

„So, so,“ nickte er, „die Spannung geht Ihnen sonst verloren, fürchten Sie?“

Das Mädchen antwortete nur indirekt: „Wissen Sie, wenn mir der Schlaf mitunter flieht —“ der Lieutenant hustete — „dann denke ich mir so aus, wie die Geschichte zu Ende gehen müßte.“

„In stiller, grauer Mitternacht thun Sie das?“ schaltete er ein.

„Ja! Aber es kommt immer anders!“

„Das kann ich mir vorstellen!“ warf er hin.

„Wieso, Herr Lieutenant?“

War seine Sottise von ihr verstanden worden? Klose glaubte es kaum, indes mehrerer Sicherheit halber erläuterte er: „Weil die Phantasie uns zur Nachtzeit stets auf Irrwege leitet. Wir sollten ihr deswegen im Dunkeln niemals nachhängen, und wenn Sie trotz Ihrer Jugend und der Landluft, die Sie genießen, an Schlaflosigkeit leiden, so werde ich Ihrer gnädigen Frau Mama ein sehr bewährtes Mittel dagegen empfehlen, und zwar augenblicks. Sie verzeihen!“

Er beschleunigte, sie zurücklassend, seine Schritte, stand dem Freiherrn im Vorübereilen nicht Rede, erreichte Frau von Thüngen, bat, seine Hast zu entschuldigen, aber das Uebel, woran Fräulein Everilde in so jungen Jahren leide, sei bedenklich. Mit äußerstem Befremden hörte die Mama, was ihrer Tochter fehlen sollte, und blieb stehen, bis diese selbst nahegekommen. Doch ehe sie sich erkundigen konnte, seit wann die Schlaflosigkeit vorhanden, war Herr von Klose schon erbötig, das vorzügliche Heilmittel, dessen er erwähnte, sofort in der Stadtapotheke mischen zu lassen und Sorge zu tragen, daß es noch am Abend in die Hände des Fräuleins gelangte. Die Freifrau wollte nichts von seinem Diensteifer wissen, der ihr übertrieben erschien; er nähme die Sache viel zu wichtig, meinte sie, Everilde würde, wenn sie sich irgendwie krank fühle, es ihr längst geklagt haben. Genug, Klose strengte sich erfolglos an, schnell loszukommen, er mußte sich gedulden, bis Abelsdorf gegen Abend zur Heimkehr mahnte. Da geschah, was Everilde vorausgesehen und prophezeit: in der herzlichsten Weise gestattete das freiherrliche Paar dem jungen Offizier, seinen Besuch zu wiederholen, ohne daß er um die Erlaubnis anhielt. Er verneigte sich schweigend und stieg mit den anderen zu Pferde. Everilde hatte ihren Zweck erreicht; als sie allein in ihr Boudoir ging, kicherte sie in sich hinein: „Der kommt nicht wieder, er ist ein für allemal abgeschreckt!“ Und weiter überlegte sie: „Wie er mich gefunden, wird er weder Guido, noch Franziska entdecken, die Delikatesse verbietet es ihm; auf etwaige Anspielungen wird er reserviert und ausweichend antworten, so daß meine Schwester annehmen muß, meine Erscheinung habe ihn erkältet.“ Das Mädchen freute sich des gelungenen Streichs, ihrer Berechnung ging es aber wie den Romanschlüssen, die sie vorgeblich in schlummerlosen Nächten erfand: es kam anders!

Auf dem Heimritt war Klose seinen beiden Kameraden immer um ein paar Pferdelängen voraus, sein Schweißfuchs schien feuriger als je. Der Rittmeister kümmerte sich nicht darum, er erzählte sich mit Abelsdorf Jagdgeschichten und ging ganz darin auf. Kurz vor dem Stadtthor brachte Klose sein Tier zum Stehen; denn der Vorgesetzte durfte nicht nach dem Untergebenen einpassieren. Am Marktplatz drückte der Chef Abelsdorfs Hand, der ihn morgen wieder zur Jagd abholen sollte, und fügte mit einem scharfen Seitenblick auf den schlechten dritten Schützen hinzu: „Hoffentlich fällt sie besser aus als heut!“ Ein kurzer militärischer Gruß, dann schwenkten Guido und Klose in eine Seitenstraße ab.

Sofort begann Abelsdorf: „Nun, Klose?“

„Was?“ gab dieser kurz zurück.

„Meine Schwägerin? — Sie schweigen?“

„Weil ich mir das Unverständliche vergebens klar zu machen suche. Daß Ihre Frau mir keine Andeutung gab, als ich das Fräulein in der Photographie sah, ist faßlich, sie fühlte sich als Schwester geniert; aber Sie, Abelsdorf, mußten mir reinen Wein einschenken und mir den widerwärtigen Tag ersparen.“

Der Angeredete riß unwillkürlich am Zügel, so daß sein Pferd sich bäumte. Die Notwendigkeit, es zu beruhigen, ließ ihn zu keinem Worte kommen, und Klose sprach in unverkennbar gereiztem Tone weiter: „Ich kann mich nur als mit Fleiß von Ihnen düpiert betrachten. Doch Ihr Verfahren ist im Grunde eine noch größere Schonungslosigkeit gegen Ihre Schwägerin, als gegen mich; denn Sie hatten alle Ursache, den Krebsschaden der Familie Thüngen zu verbergen!“

„Krebs —“ mehr konnte Abelsdorf nicht sagen, da Klose lebhaft einfiel:

„Natürlich! Was sonst? Ich frage mich immer noch, ob ich wirklich die leibliche Schwester Ihrer liebenswürdigen Frau vor mir gehabt oder ein ange-

nommenes Bauernkind.“ Er warf den Kopf: „Ich glaube auch, das letzte ist der Fall!“

Abelsdorf hatte wohl in seinem Leben nie ein verblüffteres Gesicht gemacht als jetzt: „Aber Klose!“

Diesem stieg das Blut in die Stirn: „Sie alle thun im höchsten Grade unrecht, die Person als Tochter des Hauses gelten zu lassen. Die Entschuldigungsgründe dafür müßten ganz besonderer Art sein, wenn ich sie anerkennen sollte.“

Nun flammte auch Guido auf: „Zum Teufel, sind Sie toll?“

Der andere parierte sein Tier und machte Front: „Herr!“

„Vergeben Sie!“ faßte sich Everildens Schwager. „Hier liegt zweifellos ein höchst sonderbarer Selbstbetrug auf Ihrer Seite vor, lieber Klose!“

„Soll ich blind und taub gewesen sein? Ein Mädchen von der Erziehung, daß sie Präpositionen, die den Dativ regieren, mit dem Accusativ versieht —“

„Halt!“ unterbrach Abelsdorf den Heftigen. „Everilde hat, um aufrichtig zu sein, mehr gelernt als meine Frau; es unterliegt also keinem Zweifel, daß sie selbst Ihnen die Täuschung bereitet; doch wie sie auf den Einfall gekommen, weiß ich nicht. Fragen wir, ob Franziska sich's erklären kann! Steigen Sie bei mir ab, Klose!“

Dieser saß so betroffen im Sattel wie zuvor Guido. Die Möglichkeit aber, eine Lösung des Rätsels zu erhalten, bestimmte ihn, daß er den Vorschlag annahm und den Kameraden in dessen Wohnung begleitete. Die junge Frau entfärbte sich, als Klose Everildens Benehmen und Redeweise schilderte. Am Schluß seines Berichts seufzte sie: „So muß ich nur beichten; die böse Behandlung habe ich verschuldet!“ Franziska erzählte nun rückhaltlos, wie sie Everilde auf Herrn von Klose vorbereitet, und was die Schwester ihr entgegnet. Guido runzelte die Stirn, Klose hingegen ward heiter gestimmt und rief, leicht mit den Fingern schnippend:

„Allerliebst! Einen Gelehrten hat sie sich in den Kopf gesetzt? Abelsdorf, wenn Sie morgen früh zur Jagd reiten, erweisen Sie mir die Gefälligkeit und übergeben der Kammerjungfer für Fräulein Everilde etwas, was Ihnen mein Bursche noch heut abend bringen soll!“

„Was denn?“ forschte Guido.

Klose lächelte: „Ich bitte, lassen Sie das mein Geheimnis bleiben, bis Ihre Schwägerin selbst zu Ihnen oder Ihrer Gemahlin davon spricht!“ Er ging. Anderthalb Stunden später schickte er einen großen, versiegelten Briefumschlag, der nach Format und Schwere mehr als ein Schriftstück barg. Die Sendung trug Everildens Adresse; Guido lieferte sie am nächsten Morgen, unbemerkt vom Freiherrn und vom Rittmeister, der Jungfer aus und befahl ihr, seiner Schwägerin das Paket unter vier Augen einzuhändigen, ohne den Ueberbringer zu nennen. Das Fräulein betrachtete verwundert die fremde Schrift und wog in der Hand die Papiermasse, bevor sie das Siegel erbrach. Das erste, was ihr aus der Hülle entgegenfiel, war ein vierfach gefalteter Bogen, als bekäme sie eine Vorladung vom Gericht. Statt deren las sie jedoch: „Zeugnis der Reife für Erwin von Klose.“ Ausgestellt war es von einem bekannten Gymnasium der Hauptstadt, unterzeichnet von einem Schulrat, zwei Stadträten, dem Direktor und einer Anzahl Professoren. Neben den Censuren, was der Primaner von Klose in den einzelnen Zweigen des Unterrichts geleistet, enthielt das Blatt die Erklärung der Lehrer, sie könnten den Jüngling mit gutem Gewissen zur Universität entlassen, wo er sich dem Studium der Rechte und Verwaltungswissenschaften widmen wolle, und ihre besten Wünsche begleiteten ihn auf seinem künftigen Wege.

Erriet Everilde schon nach wenigen Zeilen den Zusammenhang, daß ihre Schwester hier im Spiele sein und dem Eigentümer des Zeugnisses ihr wahres Wesen entschleiert haben müsse, so ward ihre Vermutung zur vollen Gewißheit, als sie den zweiten Bogen, der in dem Umschlag lag, herausnahm und Verse fand, die ihr galten. „Es ist richtig,“ murmelte sie, „o diese Franziska!“ Darauf las sie halblaut:

„Mein gnädigstes Fräulein!
Die Maske, die Sie vorgenommen,
Ist an den unrechten Mann gekommen;
Denn sehen Sie nur gefälligst hier
Aus dem beifolgenden Papier,
Daß ich nach mancher fleißigen Nacht
Mein Abiturientenexamen gemacht
Und auf dem besten Wege war,
Jurist zu werden und nicht Husar!
Doch während ich mein Freiwilligenjahr
Diente in lustiger Reiterschar,
Hab' ich mich dem Soldatenleben
Mit ganzer Seele hingegeben.
Mein Vater zeigte sich einverstanden,
So kam ich der hohen Schule abhanden
Und schwärme noch jetzt für den neuen Beruf,
Wenn unter mir scharrt meines Renners Huf.
Der erste Wermut im Becher der Lust,
Der erste Gram meiner Kriegerbrust
Geht aber nun vom Thüngenschen Haus,
Von Ihnen, grausames Fräulein, aus!
Mein Herz schlug Ihrem Bilde entgegen,
Es regten sich Wünsche so hold wie verwegen,
Da hör' ich die Warnung: ‚Bleibe davon,
Sie sucht ein lebendiges Lexikon!‘
Zwölf Jahre hab' ich auf Schulen gesessen
Und, wie ich glaube, nicht alles vergessen,
Ein wenig Griechisch und etwas Latein
Wird immer noch in mir zu finden sein,
Auch weiß ich noch etliche deutsche Gedichte
Nebst einiger Geographie und Geschichte.
Wie wär' es? Nehmen Sie mich ins Examen,
Und wenn ich genüge — doch still und Amen!
E. v. K.“

Everilde durchflog die Knüttelreime zum zweiten, zum drittenmal, holte ihre Schreibmappe und schickte sich an, dem Verfasser eine Antwort zu schreiben. Allein die eingetauchte Feder schwebte in der Hand, die Tinte trocknete am Stahl, kein Buchstabe schwärzte das Papier, bis das nachsinnende Mädchen endlich ungeduldig rief: „Ach was! Kurz und gut!“ und ohne längeres Bedenken die Erwiderung hinwarf:

Wer so Betrug vergeben kann,
Wie ich ihn ausgeübt,
Verdient als guter, kluger Mann,
Daß ihn eine Beff're liebt.

Er reite drum in scharfem Trab
Und hole sein Zeugnis der Reife ab!
Beschämt empfiehlt sich im Bilde
Bis dahin Everilde.

Sie sprang auf: „Rasch, eh mir's wieder leid wird!“ Im Nu steckte dieselbe kleine Photographie, von der Klose einen Abzug bei Franziska gesehen, samt dem Blatt in einem gummierten Verschluß, das Fräulein eilte aus dem Zimmer, und fünf Minuten später sattelte der Reitknecht, der unter anderen Umständen heute Feiertag gehabt hätte, einen munteren Braunen, um als Depeschenträger in die Stadt zu sprengen. Das Quartier des Lieutenants von Klose konnte ihm der erste beste Husar, auf den er stieß, nachweisen. Schnelligkeit war dem Kurier zur Pflicht gemacht; er trug keine Schuld, daß ihm auf der Chaussee Frau von Abelsdorf entgegengefahren kam und ihn anhielt. Er mußte Auskunft über sein Geschäft in der Stadt geben; Franziska hatte Mühe, ihre Ueberraschung zu verbergen, beschrieb ihm, wie er vom Thor am kürzesten sein Ziel erreichte; Wagen und Reiter trennten sich.

Everilde machte unter Beistand ihrer Jungfer so sorgfältig Toilette, wie sie tags zuvor nachlässig darin gewesen war. Plötzlich rief Mama Thüngen in die Thür: „Eile dich, Kind, Franziska ist da!“

„Sie soll heraufkommen, Mamachen!“ bat das Mädchen und entfernte, obgleich sie noch nicht fertig mit ihrem Anzug war, die Dienerin; denn was die Schwestern einander zu offenbaren hatten, eignete sich für kein Domestikenohr. Aber nach kurzem Austausch fand Franziska es passend, die Mutter in das Vorgegangene einzuweihen, und Everilde teilte die Meinung. Die Freifrau war sehr glücklich; denn Herr von Klose hatte sie ganz und gar für sich eingenommen; im geheimen gestand sie sich, er verdiene den Vorzug vor ihrem ersten Schwiegersohn.

Um die Mittagszeit kehrte der Freiherr mit Guido und dem Rittmeister von der Jagd zurück. Franziskas Anwesenheit befremdete ihn nicht, er lobte es, daß sie gekommen, ihren Mann abzuholen. Der Rittmeister war in anderer Laune, als vierundzwanzig Stunden früher; denn er hatte drei Rehe erlegt, deren feistestes obenein in seine eigene Küche wandern sollte. Er dachte wieder an den miserabeln Schützen Klose und war im besten Zuge, sich über ihn lustig zu machen, als der Verhöhnte in voller Uniform auf schäumendem Roß vor den Fenstern des Schlosses hielt. Auch der Freiherr erstaunte, den jungen Offizier schon heute wiederzusehen, doch Mama drückte ihm schnell verstohlen die Hand und folgte, als er hinausging, den unerwarteten Gast zu empfangen. Franziska, die sich durch einen Blick mit ihrem Guido verständigte, lenkte den Rittmeister auf seine drei Rehe zurück und wollte umständlich hören, wie er die reiche Beute gemacht. Im Eifer seines Jagdrapports entging ihm, daß Herr und Frau von Thüngen über Gebühr lange ausblieben und Everilde einige Zeit nach den Eltern aus dem Saal verschwand. Doch auf einmal that sich die Flügelthür weit auf, der Freiherr trat, seine Gemahlin führend, in feierlicher Haltung ein, Everilde ward sichtbar am Arm Erwins von Klose, und der Papa stellte die jungen Leute als Brautpaar vor.

Der Rittmeister wollte seinem Ohr und Auge nicht trauen. „Alle —“ das beabsichtigte Hauptwort aus seinem Husarenlexikon verschluckte er schnell — „gestern kennen gelernt, heut verlobt?“

Der Bräutigam verneigte sich gegen ihn: „Ich habe mein Glück nur dem Einfluß meines verehrten Chefs zu danken.“

Dieser sah betroffen nach links und nach rechts: „Meinem?“

„Allerdings,“ fuhr der Lieutenant fort; „denn Ihr drittes Wort auf dem Exerzierplatz lautet: ‚Attaquieren wie der Blitz muß der Husar‘!“ Dem Geschmeichelten gefiel die Erklärung, ungleich mehr aber noch gefiel Everilden der Mann, dem sie sich so schnell ergeben. Und von Tag zu Tage ward ihre Neigung tiefer, bis sie ein Jahr nach ihrer Vermählung dem Gatten naiv gestand: „Weiter geht's nicht, heißer lieben kann ich dich nie!“ Daß ihr Gefühl so gewachsen, kam auch wohl daher, daß im Lauf des Jahrs der Husarenlieutenant von Klose in den Generalstab gezogen worden und Everilde nun in den Berliner Gesellschaften Gelegenheit gefunden, ihre ehemaligen Ideale, die Gelehrten, in verschiedenen Exemplaren genauer kennen zu lernen, wobei sie die Einsicht erlangte, wie irrig der Glaube ist, ein bestimmter Stand vereinige ausschließlich in sich alle wahre, tiefe und vielseitige Bildung.

In stiller Nacht.

Von

Karl August Fetzer.

In stiller Nacht
Hörst du nicht flüstern, liebliches Kind,
Hingehaucht und getragen vom Wind,
Kosendes Wort, von der Luft dir gebracht?

In stiller Nacht,
Wenn sich befreit die Seele vom Raum,
Steiget empor der beglückende Traum,
Regt sich der Sehnsucht Flügel mit Macht.

In stiller Nacht
Baut sich die Brücke, baut sich der Steg,
Findet die Liebe, die Liebe den Weg,
Den sie von Seele zu Seele sich macht.

In stiller Nacht
Hörst du nicht flüstern und säuseln im Wind
Innigste Sehnsucht, liebliches Kind,
Liebe, Liebe, die deiner gedacht?





Maikäfer flieg! Von E. Keyser.



Victor v. Scheffel †.

Am 10. April ist Victor von Scheffel, der Dichter des „Ekkehardt" und „Trompeter", in Karlsruhe, seiner Vaterstadt, von der Welt geschieden. Wir haben bereits früher (Bd. IV, S. 238) eine vom Dichter selbst revidierte Biographie mit Porträt und eine Abbildung der Mettenau bei Radolfszell gebracht und verweisen auf diesen Artikel. Heute setzen wir diesem Heft das Facsimile eines Gedichts des Dichters vor, das noch nicht veröffentlicht sein dürfte, und lassen auch an dieser Stelle ein anderes folgen, das ebenfalls zum erstenmal publiziert wird. —

An dem Spazierwege der „Kleinen Tour" in Bad Teinach findet sich nachfolgende, vom damaligen Regierungspräsidenten v. Gemmingen angebrachte Steinschrift vom Jahre 1786:

Umbrosa vallis
Limpideque fons
Et garrule amnis
Vosque amica nemora
Aeternum valete!

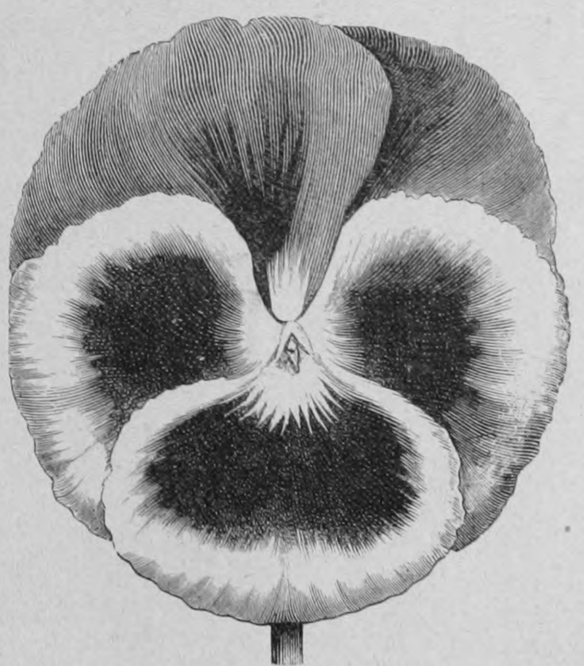
Scheffel hat bei seinem letzten Kuraufenthalte dahier im Frühlinge 1885 folgende Uebersetzung in wehmütiger Ahnung verfaßt und dem Unterzeichneten beim gemeinsamen Mittagessen, das der Einweihung der „Scheffelhöhe" voranging, als Andenken überreicht. Sie lautet:

„Abschied von Teinach.
1885.
Umbrosa etc.

Kühlschattig Thal, in das der Strahl
Der Sonne spät und spärlich dringt,
Und du, o Quell, der perlend hell
Heilkräftig aus den Felsen springt,
Forellenbach, der sanft gemach
Und schwatzhaft durch die Wiesen rinnt —
Schwarztannenhain, des' Luft so rein
Mich freundlich labte, schon als Kind:
Lebt wohl, lebt wohl! es naht die Zeit,
Der man den letzten Becher weiht
Und scheidet dankbar im Gemüt!
Auch mich hat heut
Der Mai erfreut ...
Wer weiß, ob er uns wied'rum blüht? ...
Victor von Scheffel."

Leider sollte er ihm nicht mehr blühen! Angesichts jetzt schon auftauchender Kontroversen über des Dichters Geburtstag bemerke ich, daß Scheffel auf einer mir im Jahre 1875 verehrten Photographie den 16. Februar 1826 als solchen bezeichnet hat.

Teinach. Badarzt Dr. Wurm.



Riesenblumiges Stiefmütterchen.

Die schwäbische kunsthistorische Ausstellung in Augsburg.

Es ist zuzugeben, daß sich in unserer Zeit Ausstellungen aller Art in fast übermäßiger Weise drängen und daß es bei der Uebersättigung daran der einzelnen schwer wird, das Interesse, das ihr gebührt, auch wirklich zu erlangen. Daß aber auch alle mehr oder minder Gelegenheit geben, sich auf bestimmten Gebieten besser zu unterrichten, dürfte wohl kaum in Frage gestellt werden. Und daß die obengenannte einziges in ihrer Art leistet und darum der Belehrung und Anregung ganz besonders dient, zeigt uns ein kurzer Blick auf den Reichtum dessen, das sie bietet, und die Art, wie dieses uns vorgeführt wird.

Schon unter den Mitgliedern des Specialkomitees finden wir Namen vom besten Klang aus allen Teilen Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs. Unter der Mitwirkung und Zustimmung eines Hefner-Alteneck, von Lützow, Pabst, Riehl und manch anderer vom gleichen Range bildete sich der Plan heraus, die Ausstellungsgegenstände in drei große Gruppen, welche allerdings viele Berührungspunkte und Uebergänge zeigen, nach Malerei und Skulptur, nach dem eigentlichen Kunstgewerbe und nach den vervielfältigenden Künsten zu scheiden. Engte nun auch einerseits die Beschränkung auf Schwaben im weiteren Sinne (vom Lech bis zum Rhein, nach Norden über Donau und Neckar übergreifend) den Kreis des Heranzuziehenden ein, so schuf sie andererseits die Möglichkeit, ein schön abgeschlossenes und abgerundetes Bild zu geben. Und arm ist dadurch die Ausstellung nicht geworden. Vielmehr besitzt sie durch das außerordentlich freundliche Entgegenkommen von Städten und Märkten, Gemeinde- und Kirchenverwaltungen, von Gliedern der höchsten Aristokratie bis zum schlichtesten Bürger einen staunenswerten Reichtum von Kunstgegenständen. In ihren Hauptvertretern und Hauptwerken finden wir nicht nur die Malerschulen von Augsburg, Ulm, Nördlingen vertreten, einen Holbein, Burgkmair, Amberger, Gültlinger, einen Schülein, Zeitblom, Schaffner, einen Schäufelein, Herlin und einen Schongauer, sondern auch die Maler von Landsberg, Lauingen, Memmingen, einen Bernhard Strigel mit seinen Bluts- und Namensverwandten aus dem 15. und 16. Jahrhundert, dazu hervorragende Maler späterer Zeit, die alle entweder in Schwaben geboren waren oder längere Zeit sich dort aufhielten, einen Riedinger, Rugendas, Sandrart und unzählige andere. —

Ja, was viele Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte getrennt war, findet sich wieder zusammen;

so die Teile des Altarwerks vom sogenannten Kaiserhof, dessen beide Flügelthüren aufgeschlagen je ein selbständiges Bild, geschlossen eines zeigen, die eine Hälfte im Besitze eines bayerischen Bischofs, die andere in dem einer Bürgerfrau. Die Augsburger Ausstellung vereint die Hälfte und zeigt das zerschnittene Bild als ein Ganzes. Das gleiche Werk bietet auch ein bisher ungelöstes Rätsel: die beiden Hans Holbein kennt jeder; wen und was bedeutet die Inschrift: LEO HOLBEIN? — Reiche Vertretung findet auch die Miniatur- und Emailmalerei; von jener heben wir nur ein Eidbuch der Stadt Augsburg

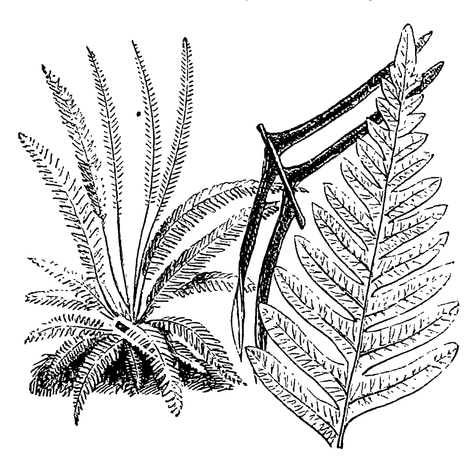


Fig. 1. Blechnum spicant.

und die Ehrenbücher der Patricierfamilien Fugger, Herwart, Welser hervor; von dieser Bilder von 23 Mitgliedern der Familie Stetten und das besonders schöne des Stadtpflegers Weiß.

Daß die Architektur nur in Plänen, hauptsächlich solchen des berühmten Erbauers des Augsburger Rathauses, Elias Holl, vertreten sein kann, ist selbstverständlich; ebenso mußten große Skulpturwerke ausgeschlossen bleiben. Kleinere treffen wir dagegen aus Gold, Silber, Bronze, Stein, Elfenbein, Holz, Thon in den mannigfaltigsten Formen als Statuetten, Reliefs, Stäbe, Reliquiarien, Pulte, Totenschilde 2c. und durch alle Kunstperioden hindurch, durch Gotik, Renaissance, Barock und Rokoko. Ich nenne nur den Stab des Abtes Reginbald von St. Ulrich aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts und aus Kloster Andechs das sogenannte Spottscepter Christi, von Kaiser Maximilian I. geschenkt; unter den Meistern ragen hervor die beiden Jörg Syrlin, Vater und Sohn, denen wir auch auf dem verwandten Gebiete kunstvoller Tischlerarbeiten begegnen.

Damit Augsburg, die Stadt der Gold- und Silberschmiede — gab es deren doch 1588 nicht weniger als 170 Meister und 1740 gar 275 —, solche Arbeiten von der romanischen Periode bis ins vorige Jahrhundert: Kreuze, Stäbe, Ciborien, Monstranzen, Kelche, Pokale, Platten 2c. 2c. mit seltener Vollständigkeit zur Darstellung bringen könne, zeigte sich überall der regste Wetteifer. Dasselbe gilt von den Arbeiten der Plattner und Waffenschmiede, der Siegel-, Stein- und Stempelschneider, der Kunsttischler, Uhrmacher, Sticker, Weber, der Holzschneider, Kupferstecher, Keramiker und Buchdrucker. Unter den Erzeugnissen der letzteren treffen wir eine Menge von Inkunabeln aus den Offizinen von Augsburg, Eßlingen, Lauingen, Memmingen, Reutlingen, Tübingen, Ulm, darunter mehrere von Schönsperger, dem Drucker des „Theuerdank", und insbesondere zwanzig deutsche Bibeln, die von 1473—1530 vor der Uebersetzung Luthers erschienen, meist ganze Bibeln, einzelne Neue Testamente und Psalter. Es sind unter diesen Erzeugnissen der Buchdruckerkunst solche, welche der Zeit nach als dritt-, fünft-, sechst- und achtälteste Drucke bezeichnet werden.

Soviel von der kunsthistorischen Ausstellung. Bildet sie auch die Krone des Ganzen, so soll damit den anderen Abteilungen, namentlich der Industrie- und Gewerbeausstellung, nicht zu nahe getreten werden; wer für Garten- und Obstbau, für Rinder und Schafe, Geflügel, Fische, Bienen, für Milch und Brot aller Art, für Mahl-, Oel-, Schneidemühlen und ihre Maschinen Interesse hat, besichtige sich die Fachausstellungen in den jeder zugewiesenen Tagen. Nicht minder lockt Turner das große Turnfest und Musikfreunde das große schwäbische Musikfest während der heurigen Pfingstfeiertage: überdies lassen sich jeden Abend treffliche Kapellen im Park der Ausstellung hören. — Aber all das überragt und überdauert doch die oben skizzierte kunsthistorische Ausstellung. — Sollte nicht mancher Mittel- und Norddeutsche, dem das alte Augsburg neben dessen großer geschichtlicher Bedeutung aus seiner Jugendzeit noch in Erinnerung lebt in den viel gesungenen Zeilen: „Zu Augsburg in dem goldnen Stern — Da hätte ich 2c.", sollte er nicht Lust bekommen, diese Stadt aufzusuchen, in der er zwar jenen goldenen Stern nicht mehr findet, aber tausend andere, goldene und silberne, in Kunst und Leben! R.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Farne.

Alle meine verehrten Leserinnen wissen bereits, daß die in unserem Haushalt, in Gewerbe und Industrie unentbehrlich gewordene Steinkohle den Pflanzen einer sehr frühen Periode der Entwicklung unserer Mutter Erde entstammt und daß der Zeitraum ihrer Entstehung die Kohlenperiode genannt wird, die sich durch die in überwiegender Anzahl vorkommenden blütenlosen Pflanzen (Gefäß-Kryptogamen) auszeichnete; sie waren zu fünf Sechstel aller Gewächse vorhanden, während sie heute höchstens $1/_{30}$ derselben ausmachen. Zu diesen blütenlosen Pflanzen der Kohlenperiode gehörten auch die Farne, eine der wenigen Pflanzengruppen, die sich bis zum heutigen Tage erhalten haben, die durch elegante Form und herrliches Grün, durch interessante Zeichnungen, wenn auch meist auf der Unterseite der Blätter (hier wie bei den Palmen „Wedel" genannt), zu den Lieblingen aller, auch der jugendlichen Pflanzenfreunde geworden und die über die ganze

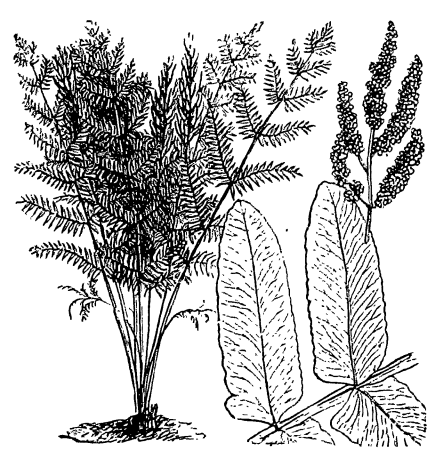


Fig. 3. Osmunda regalis.

von Pflanzen noch bewohnte Erde verbreitet sind. — Ein großer Teil jener Farne in der Kohlenperiode war von baumartigem Wachstum und majestätischer Größe, wie sie unsere Abbildung[1]) der südländischen (südlich vom Aequator einheimischen) Dicksonie (Dicksonia antarctica Labill. oder Balantium antarcticum Presl. Fig. 4) darstellt, die eine der schönsten Zierden unserer Gärten ist; während des Sommers im Freien, im Halbschatten großer Bäume, über Winter im Wintergarten oder im kalten Gewächshause. In der Steinkohlenperiode bildeten sie oder ihre nächsten Verwandten ganze Wälder. Andere Farne (Farnkräuter) waren wahrscheinlich als Unterholz und Krautwerk in den Wäldern jener Periode vorhanden. — Die weitaus größere Zahl heutiger Farnarten findet sich, und zwar in den



Fig. 2. Polypodium vulgare.

mannigfaltigsten und stattlichsten Formen, zwischen den Wendekreisen, also in der heißen Zone, immer und überall gern auf den Inseln, in den Küstenländern, an schattigen und feuchten Orten. Auch unsere deutschen Wälder sind reich an vielen Arten dieser schönen, graziösen Gewächse, die wir gern in den Gärten, zwischen schattigem Gesträuch oder unter und neben großen Bäumen anpflanzen und hier zu ganzen Gruppen vereinigen. Auch könnten niedrige Arten wohl den Rasen unter Bäumen ersetzen, wo die jungen Graspflanzen dem Mangel an Tau, an Feuchtigkeit überhaupt, und dem Schatten erliegen und wo die Sisyphusarbeit der Rasenanlagen jährlich von neuem ausgeführt wird.

Meinen verehrten Leserinnen möchte ich nun nicht empfehlen, den Wald seines schönsten Schmuckes zu berauben, indem sie dort die Farne ausgraben, um sie in den Garten oder in die Blumentöpfe für die Wohnstube zu verpflanzen; es ist viel angenehmer und höchst interessant, wenn man sie im Zimmer aus Samen (Sporen) selbst aufzieht. Diese Samen finden sich nämlich auf der Unterseite der Blätter in regelmäßig geordneten dunkelbraunen Pünktchen, wie bei unserem gewöhnlichen Tüpfelfarn (Polypodium vulgare L. Fig. 2), oder in den auf beiden Seiten des Haupt- oder Mittelnervs gezogenen grauen und graubraunen Streifen wie beim Rippenfarn (Blechnum spicant. Roth, Fig. 1), die bei anderen Arten auch an den Rändern der Blätter sich entlang ziehen, oder schließlich in den Rispen der zu einfachen Stielen verwandelten Blätter wie beim Königsfarn (Osmunda regalis L. Fig. 3). Diese Pünktchen, Linien und Rispen setzen sich aber aus mehr oder weniger einzelnen Körperchen zusammen, aus den Keimkörnern oder Sporen, die man in ihrer Vereinigung Fruchthäufchen nennt; mehrere von ihnen sind oft wieder von einer Art Schleier oder Haut umgeben, die Sporensäcke oder Sporangien genannt werden.

Aber nicht jeder Farnwedel ist mit solchen Fruchthäufchen besetzt, auch nicht alle Fiederblättchen, die durch eine gemeine Rippe verbundenen Seitenblättchen, die zusammen ein Blatt oder einen Wedel ausmachen (wie bei unseren sämtlichen vier Abbildungen), besitzen die schöne Zeichnung auf ihrer unteren Fläche, die bei mehreren Gattungen und Arten über und zwischen den Fruchthäufchen auch noch mit einem gold- und silberfarbigen Staub bedeckt ist, wie bei den beliebten Gold- und Silberfarnen: gewöhnlich legen die

---

[1]) Dieselbe ist der im vorigen Herbst im Buchhandel erschienenen 2. illustrierten Auflage von O. Hüttigs „Wredows Gartenfreund", Berlin, bei S. Cronbach, entnommen.

untersten Wedel der Pflanze sich nahezu flach auf den Erdboden, wie bei unserem Blechnum; diese sind ebenso frei von Fruchthäufchen wie sämtliche wedelartigen Blätter des Königsfarn (Osmunda), der, wie oben schon gesagt wurde, die Sporen an den stengelartigen, zur Rispenform erweiterten Gebilden trägt. Ebenso sind die untersten Fiederblättchen eines Wedels gewöhnlich frei von Fruchthäufchen, die, wie man nach dem Gesagten schließen darf, nur auf dem vollkommen ausgebildeten Blatt als veränderte (metamorphosierte) Teile desselben sich entwickeln. Bei unserem Baumfarn, der Dicksonie, entstehen die Fruchthäufchen am Ende der Nerven auf dem Rande der Fiederblättchen, vereinigen sich zu Sporensäcken unter einem zweiklappigen Schleier, dessen äußere lederartige Klappe von dem umgeschlagenen Zahn (der Spitze) des Wedels gebildet wird, also einen falschen Schleier darstellt, während die innere häutige Klappe ein echter Schleier ist. Meine verehrten Leserinnen verstehen nun, wie wunderbar das Gebilde zusammengesetzt ist, welches uns auf der unteren Seite der Farnwedel entgegentritt und als eine durch vereinzelte Pünktchen oder als eine durch fortlaufende Linien dargestellte Zeichnung erscheint. Aber der Wunder in den Sporensäcken und in den einzelnen Sporen von gewöhnlich mikroskopischer Kleinheit gibt es noch mehr, wie das folgende beweist.

Welcher Pflanzenfreund hätte nicht schon solche mit Fruchthäufchen regelmäßig und doch so verschiedenartig gezeichnete Farnwedel aus dem Walde oder aus dem Garten und Gewächshause eines Freundes geholt, sie zwischen Löschpapier flach ausgebreitet und gepreßt, um sie zu trocknen und schließlich seinem Herbarium einzuverleiben! Die Sporen bleiben viele Jahre lebend, und man kann einige Sporensäcke abkratzen, um ihren Inhalt zur Aussaat zu benutzen. Selbstverständlich kann man auch aus dem Walde von lebenden Pflanzen einige Wedel abschneiden und die Sporen zu Hause abkratzen, wo sie wahrscheinlich schneller keimen werden als die des Herbariums.

Zum Zwecke der Aussaat von Samen, von dem die Firma Haage & Schmidt in Erfurt eine reichhaltige Auswahl anbietet, legt man ein zur Zerstörung des Unkrauts vorher ausgekochtes Stück Torf in eine unten verstopfte Blumen- (Samen- oder Stecklings-) Schale mit Wasser, um es vollständig mit diesem zu tränken, ohne daß es naß, sondern nur durch und durch feucht wird. Statt der Schale des Gärtners kann man sich auch mit einer Kaffeeschale oder dergl. behelfen, in welcher das Torfstück feucht erhalten wird. Auf dieses streut man nun den staubähnlichen Inhalt der Sporensäcke, also die Sporen der Farnwedel, die man noch vorher mit Holzkohlenstaub mischen sollte, damit sie nicht zu dicht zu liegen kommen; der Holzkohlenstaub hindert außerdem noch etwaiges Aufkommen von Unkraut aus dem Torf. Das Ganze bedeckt man mit einer Glasglocke, einer Glasscheibe oder einem Trinkglas, um durch einige Absperrung der Luft das Keimen zu beschleunigen. Solche Glasdecke muß im Inneren täglich abgetrocknet werden, damit der sich bildende Tau nicht Tropffall erzeuge und die Sporen dadurch aus ihrer Lage bringe. Der Torf wird aus derselben Ursache stets von unten feucht erhalten, aber niemals von oben gegossen.

Wenn der Torf mit dem Samen warm steht, etwa am Fenster des Wohnzimmers oder des warmen Gewächs- (Vermehrungs-) Hauses, das Glas gegen die Sonne mit Papier u. dergl. bedeckt, dann erscheinen auf demselben bald blattartige, meist herzförmige Flecken, die sich in ihrer ganzen Ausdehnung dicht auf ihm anlegen. Dies sind die Vorkeime (prothallia) der Farne wie der Gefäß-Kryptogamen überhaupt; sie bestehen nur aus Zellen, den Elementarorganen der Pflanze, sind aber kaum lebensfähig, denn sie dienen nur verhältnismäßig kurze Zeit zur Bildung bezw. Ernährung des eigentlichen Keimes (des Embryo), der sichtbar wird, nachdem die in den weiblichen Sporen oder in weiblichen Zellen vorgebildete Eizelle von den männlichen Organen, kleine runde Zellen, befruchtet worden ist, indem deren zu einer Spirallinie verlängerter Samenfaden in den Hals, den Kanal an der Spitze der weiblichen Zelle, eindringt und mit der darin befindlichen Eizelle verschmilzt. Wenn, wie bei den Farnen, in einem Vorkeime beide Geschlechter vertreten sind, dann befinden sich die weiblichen Zellen dicht bei dem Winkel, der von dem die Herzform bedingenden Einschnitt gebildet wird, und die männlichen Zellen liegen nahe bei ihnen. Aus dem Keim entwickelt sich nach oben zuerst ein einfaches, d. h. ein nicht gefiedertes, nicht geteiltes Blatt, dem bald das zweite und nach unten die Wurzel folgt.

Eine Kreuzung zweier Farnarten einer und derselben Familie kann dadurch ermöglicht werden, daß man die Sporen beider dicht nebeneinander aussäet; das männliche Organ des einen Vorkeims erreicht zuweilen die Eizelle der Nachbarin und befruchtet sie. Auf diese Weise hat Mr. W. B. Latham, Kurator des botanischen Gartens in Birmingham, durch die zufällige Befruchtung der Alsophila australis R. Br. mit Cyathea princeps Sm. eine Spielart beider Baumfarne gewonnen, die sich durch rasches Wachstum und großartige Schönheit auszeichnet.

Dieser Vorgang fordert zu Vergleichen mit den Blütenpflanzen auf, die im Zustande der höchsten Vollendung während der Blütezeit, meist mit Hilfe der Insekten sich befruchten und dann Samen bilden, während die Blütenlosen, unter ihnen die Gefäß-Kryptogamen, die Sporen (Samen) aus den Blättern entstehen lassen und sich erst im Vorkeime befruchten, der abstirbt, sobald die ersten wirklichen Blätter sichtbar werden.

Sobald nach dem Keimen der Same auf unserem Torf, aus und über den Vorkeimen der erste Wedel erscheint, wird das Pflänzchen mit einem feinen Pflanzholz ausgehoben und mit an-

Fig. 4. Balantium antarcticum.

deren in eine Schale gepflanzt (pikiert oder verstopft), deren Boden zur Erleichterung des Wasserabzuges mit einer Schicht Topfscherben oder Ziegelstücken bedeckt, im übrigen aber bis nahe an den Rand mit torfiger Heideerde gefüllt ist, die vor dem Bepflanzen mäßig fest gedrückt wurde. Die Pflänzchen können ziemlich dicht stehen, da sie binnen kurzem in eine andere Schale mit frischer Erde, aber weiter auseinander als beim erstenmal, versetzt werden müssen. In beiden Fällen ist es gut, sie wieder kurze Zeit durch beschattete Glasscheiben oder Glasglocken von Luft und Sonne abzuschließen und sie erst nach dem Anwachsen nach und nach an Luft und Sonne zu gewöhnen und sie dann einzeln in kleine, später in größere Töpfe, zuletzt ins Freie zu pflanzen, wo unsere harten, besonders die bei uns einheimischen Farnarten zwischen Bäumen in dem für sie mit Heideerde bereiteten Boden sehr gut gedeihen, wenn sie einigermaßen feucht gehalten werden können; in ihrem oberen Teile sterben die meisten über Winter ab, „sie ziehen ein", erscheinen aber im Frühjahr desto kräftiger, größer und schöner wieder. Nicht einziehende, also immergrüne Farne überwintert man am besten am hellen und sonnigen Fenster des Wohnzimmers, Baumfarne wie unsere Dicksonie aus den Baumfarn-Waldungen Australiens, im kalten oder wenig temperierten Gewächshause oder auch in einem hellen Zimmer mit ähnlicher



Fig. 1. Fig. 2.

Temperatur. Das warme Zimmer und das warme Gewächshaus vertragen sie nicht.

Im übrigen erinnern wir unserere liebenswürdigen Leserinnen daran, was wir im Februarheft 1883 und im Septemberheft 1885 über die Farne geschrieben haben.

Trachten der Zeit.

Von

Ida Barber.

Neues aus der Saison.

Die sich für die Mode interessierenden Damen haben jetzt, wo die neuen Sommertoiletten bereits in allen Farben, Formen und Zusammenstellungen vorrätig, viel zu thun, um all die von den Modeweisen geschaffenen Neuheiten gebührend zu würdigen; weniger um zu kaufen, denn um Kritik zu üben, wandern sie von einem Salon zum anderen, da die neuen Pariser Modelle in Augenschein nehmend, dort die für die hohen Göttinnen des Olymps gefertigten Kostüme, die demnächst im Palais Schwarzenberg bei der Vorstellung, die Wiener adelige Damen zu Gunsten der Poliklinik veranstalten, zur Geltung kommen; wieder andere begeistern sich für den über Erwarten großartig ausgefallenen Trousseau der Prinzessin Charlotte von Württemberg, der in den Sälen des Maison Spitzer, Wien, ausgestellt war und meinen, daß die eigentliche Hochmode hier in ihren besten Typen vertreten sei. In der That wohnt den für die Prinzessin Charlotte gefertigten Toiletten eine eigene mit Eleganz gepaarte Vornehmheit inne. Da ist eine Robe aus lichtblauem Moiréantique mit Devant aus blauem, in Art der Kirchenparamente gewebtem Goldbrokat, deren Pracht jeder Beschreibung spottet. — Das zu beiden Seiten geschlitzte Vorderteil läßt Unterlagen von Goldtrioline, mit Goldeicheln durchstickt, hervortreten; Bouquets von blauen Straußfedern längs der Goldtrioline wie auf den Achseln und längs der aus schwerstem Moiré gefertigten Schleppe. Gleich prächtig erscheint eine aus antikem Brokat mit Goldreflexen gezierte Gesellschaftsrobe, die jaquardartige Webart des Stoffs ist in gleicher Schönheit lange nicht gesehen worden. Das Devant von rosa Atlas war mit gesticktem Perltüll dragiert, der wieder durch blattartig geformte Marabouts, die in Entfernung von je 3 zu 3 cm aufgesetzt sind, bedeckt wird; am Saum der Bordüre waren weiße Marabuts auf Tüllrüschen auffallend, Taille längs des Latzes mit weißen Marabutköpfen garniert; auf der Achsel Blumen zum Dessein der Schleppe passend.

Fig. 4.

Eine aus cuivre Atlas reich mit orientalischen Perlstickereien und Spitzen gefertigte Toilette fiel durch die eigenartige äußerst geschmackvolle Dragierung der Schleppe auf. Letztere war seitwärts durch große, aus elfenbeinfarbenem Samt und Moiré gebundene Schleifen derart gerafft, daß Flügelblätter rechts und links die Tournüre begrenzten. Die durch elfenbeinfarbigen Tüll verschleierte Mittelbahn zeigte am Saum eine reiche Perlstickerei, durch Perlmuttereffekte gehoben; gleiches Arrangement vorn und zu beiden Seiten des durch Tüllstickerei gezierten Rockes; Taille mit Shawlkragen, Fichu Antoinette, Tüllärmel mit kostbaren Perlmutter- und Perlenstickereien gedeckt. — Ganz Tau und Duft ist eine aus rosa Velontine, rosa Krepp und weißer Gazestickerei gefertigte Robe, die durch ein passendes mit rosa Chenille besetztes Mantelet, kleinen rosa Capotehut mit rosa Federn vervollständigt ist. In der Reihe der Besuchstoiletten fällt eine aus Cyclamesamt gefertigte mit lichterem Popeline garnierte Robe vorteilhaft auf. Die Toilette besteht aus aufeinander liegenden Samtstreifen, die fächerartige Popelineeinlagen hervortreten lassen.



Fig. 5.

Fast müßte ich bei einem koloristischen Genie ersten Ranges eine Anleihe machen, wollte ich all die reizenden, fast ätherisch schönen Sommertoiletten skizzieren. Die einen sind aus Spitzeneinsätzen und duftigen Blumenstoffen gebildet, wieder andere aus Gaze und Perlstickereien. Zu den vielbewundertsten gehört jene aus japanesischer Gaze auf lachsfarbenem Faille dragierte Robe, die mit Failleriüschen, in allen Regenbogenfarben schillernden Schleifenbündeln, breitem Moirégurt geziert, als ein Unikum in ihrer Art gelten kann. Doch es würde mich zu weit führen, wollte ich all die eleganten Reisekleider, Schlafröcke (aus weißem Moiréantique mit Samtaufschlägen), die reizenden Mantelets ꝛc. skizzieren; das sind Meisterwerke des guten Geschmacks, die wohl bestimmend auf die Moderichtung wirken, aber von den wenigsten kopiert werden können, das Gros der Damenwelt bleibt ja doch, wie gerne man auch fürstliche Trousseaus bewundert, den einfachen Formen treu. — Man trägt in diesem Jahre für einfache Straßentoilette sehr gern die aus naturfarbenem Etamine gefertigten, seitwärts mit Bronzezweigen durchstickten Roben (Fig. 1), deren Spitztaille mit Faltenlagen und gesticktem Revers garniert ist. — Die eleganten Besuchstoiletten werden (Fig. 2) aus farbigem, leicht moiriertem Seidenstoff gefertigt, vorn mit einem schürzenartigen Einsatz aus blumengesticktem Krepp garniert; die Taille



Fig. 3.

ist miederartig ausgeschnitten, innen gefalteter Einsatz von Blumenstoff, gleichartiger Hut.

Besserer Aufnahme erfreuen sich auch die aus Monopolseide gefertigten Kleider (Fig. 3), die man gern in zwei Nuancen fertigt, mit goldgesticktem Spitzenstoff in der Art dragiert, daß breite Längsstreifen den Rock garnieren und an der Seite von gefalteten, wie Schürzenenden herabfallenden Teilen überdeckt werden.

Duftiger und nur für den Hochsommer bestimmt sind die aus leichtem Krepp gefertigten, mit Spitzentüchern garnierten Kleider (Fig. 4), die den Damen eine willkommene Tracht sein dürften, die ihre längst unmodernen, dreieckigen Spitzentücher wieder aufleben lassen wollen. — Für ganz junge Mädchen sind die in Fig. 5 skizzierten Kleider aus naturfarbenem Battist, die man gern mit türkischen, schräg abgestuften Bordüren besetzt (auf der Taille Revers, die einen Spitzenlatz begrenzen) sehr beliebt. — Die Röcke, reich gefaltet, vorn mit Spitzen dragiert, werden vielfach auf Roßhaarstoff gearbeitet; die leichten Sommerkleider gewinnen wenig durch diese steife Unterfütterung.

Seitdem unsere Damen dem Rennsport huldigen, sind auch die sogenannten Rennkleider in Aufnahme gekommen. Sie werden (Fig. 6) aus leichtem, mit Bordüren bedrucktem Foulard gefertigt. Ein ganzes Wettrennen mit Hindernissen, Jockeys, stürzenden und sich bäumenden Pferden spielt sich oft auf der kleinen Plissé ab, die solch ein Rennkleid als Saum oder Tuniqueinfassung begrenzt. Schirm und Hut sind in gleicher Art mit Renn- oder Sportinsignien geschmückt. Man findet diese Toiletten sehr fesch; selbstverständlich gehören sie nur zum Turf oder in die vor dem Rennplatz aufgefahrene Wagenburg. — Zu den Rennen werden auch vielfach die den Jockeymützen ähnlich geformten Hüte aus weißem

Manilastroh getragen, die (Fig. 7) nur seitwärts eine Schleifengarnitur haben, vorn in eine Art Mützenschirm endigen.

Auch die den Herrenhüten sehr ähnlichen aus Panamageflecht gefertigten „Bourbons" (Fig. 8),



Fig. 12. Fig. 11. Fig. 10.
Fig. 9. Fig. 7. Fig. 8.

gleichfalls nur mit hochstehender Schleifengarnitur geputzt, werden von jungen Damen mit Vorliebe getragen; die steilansteigenden Amazonenformen (Fig. 9) aus durchbrochenem Geflecht, das eine seidene Unterlage hervorschimmern läßt, sind, obschon wenig kleidend, schnell ein Modeartikel geworden. Man garniert sie mit schattierten kurzen und langen Federn, kostbaren türkischen Bändern und Stahlagraffen.

Eine recht kleidende Form, deren Rand aus denkbar schmalsten Strohspitzen gebildet wird, ist in Fig. 10 veranschaulicht; der Kopf bleibt von dem üblichen Rundband frei, statt desselben eine fingerdicke Strohschnur, oben Tresse von Federn und Schleife.

Hüte aus Strohspitzen, die der Musterung nach den feinsten Points de Vénise ähneln, erfreuen sich steigender Beliebtheit; sie sind leicht, duftig, eine recht sommerliche Kopfbekleidung; Fig. 11 und 12 zeigen solche aus hellen Strohspitzen gefertigte Hüte, die innen mit farbiger, zum Kleide passender Seide gefüttert, mit reichem Schleifenschmuck garniert, sehr kleidsame Formen haben. (Fig. 6—12 sind dem Hause Bentow & Groß in Wien entnommen.)

Für die Reisesaison sind manche beachtenswerte Neuheiten erschienen. Allen voran steht der sehr praktische, aus gummiertem Foulard gefertigte Reisemantel, dessen nicht zu unterschätzende Vorzüge darin bestehen, daß er wasserdicht ist, sich nach der Figur dehnt, keinerlei Druck annimmt, selbst wenn man ihn in Größe einer Handfläche zusammenlegt. — Allgemeinen Beifalls dürften sich auch die großen, mit Strohspitzen garnierten Entoutcas erfreuen, — die gegen Wind und Wetter gefeiten mit Double Satin bezogenen Regenschirme, deren fester, aus Kongoholz gefertigter Stock auch als Bergsteiger benützt werden kann. — Statt der weißen Kragen, Spitzen und Manschetten empfiehlt man die sogenannten „Touristen-Garnituren" aus gepreßtem Leder mit Perlen bordiert; praktisch mögen sie sein, sofern man auf Wäscheersparnis Wert legt, schön sind sie nicht; indes unsere moderne Geschmacksrichtung steht mit der Aesthetik oft auf gespanntem Fuße. Die Normalwollenen, die gar, wie der Wiener bezeichnend sagt, „ohne Hemad" gehen, schwören darauf, daß ihre Tracht die allein rationelle sei, die Misses Bloomer und Genossen machen in Frauenkreisen für ihren zweiteiligen Rock mit Pumphosen Propaganda, die feschen Wienerinnen für die Mieder der Madame Weiß, die eleganten Französinnen für die Stiefeletten Maitre Bellots, das mag alles passieren, aber steife lederne Kragen statt der duftigen, so trefflich kleidenden Spitzen? So weit treiben selbst unsere sparsamen deutschen Frauen die Oekonomie nicht. Hoffen wir, daß sich zu den bereits sprichwörtlich gewordenen „Wollenen" nicht auch noch die „Ledernen" gesellen.

Aus Küche und Haus.

Von

L. von Pröpper.

Juli.

Atlas-Suppe. Man lasse zwei Liter Wasser mit acht Eßlöffeln süßem Rahm aufkochen und füge Salz und ein wenig Zucker hinzu, ziehe die Suppe mit acht Eidottern, welche man mit zwei kleinen Eßlöffeln Mehl verklopft hat, ab und richte über in Butter geröstete Weißbrotwürfel an oder serviere glacierte Croutons dazu, aus Weißbrotscheiben rund ausgestochen, stark mit gesiebtem Zucker bestäubt und mit dem glühenden Schäufelchen (Salamander) glaciert.

Fleischtörtchen. Man nehme Reste von beliebigem, feinem gebratenen Fleisch und schneide es in ein Centimeter große Würfel; zerpflücke dann 250 Gramm feste, kalte Butter, vermische sie mit $\frac{1}{2}$ Kilo feinem Mehl, drei Eiern, fünf Eßlöffeln Rahm, fünf Eßlöffeln Wasser, etwas geriebener Muskatnuß und einer Prise Salz und knete daraus, an einem kühlen Orte, zuerst mit dem Messer, dann mit den Händen, einen glatten Teig, den man hierauf, an einem kalten Orte, eine halbe Stunde ruhen läßt, nun das Fleisch darunter mengt, die Masse in gut mit Butter bestrichene Tortenförmchen füllt, bei frischer Hitze backt und heiß serviert.

Abgekochtes Huhn mit Reis. Man koche ein schönes fettes Huhn und bereite mit der Brühe einen dickflüssigen Reisschleim, legiere ihn beim Anrichten mit $\frac{1}{4}$ Liter süßem Rahm und $\frac{1}{8}$ Liter, in gesalzenem Wasser weich gekochten jungen grünen Erbsen, gieße etwas davon um das angerichtete Huhn und serviere das übrige in einer Sauciere dazu.

Reisschleim. Man wasche $\frac{1}{4}$ Kilo Reis und lasse ihn mit der Hühnerbrühe, einem Stückchen sehr frischer Butter und ein wenig Salz eine Stunde langsam kochen, seihe nun den Schleim von dem Reis und füge noch das nötige Salz und ein wenig Muskatnuß hinzu.

Champignons mit verlorenen Eiern. Man lege die oben und unten geschälten Champignons immer gleich in frisches, mit etwas Essig vermischtes Wasser, wasche sie dann rasch heraus und dämpfe sie mit 45 Gramm Butter und einer ganzen Zwiebel (für ein Liter Champignons) auf lebhaftem Feuer, bis der zu Anfang reichliche Saft beinahe ganz eingekocht ist; lasse nun etwas Mehl in Butter aufgehen, thue drei Eidotter, mit zwei Eßlöffeln süßen Rahm verrührt, Salz, weißen Pfeffer, Citronensaft und feingehackte Petersilie daran, gebe die Champignons hinein, lasse sie eben aufkochen und garniere sie mit verlorenen Eiern, jedes auf eine zierliche, in Butter geröstete Weißbrotscheibe gelegt.

Rehziemer auf englische Art. Man brate den Ziemer mit reichlich Butter und unter fleißigem Begießen in dem heißen Backofen des Herdes nicht ganz gar, nehme ihn dann heraus und lasse ihn etwas abkühlen; bestreiche ihn nun mit Butter und belege ihn fingerdick mit geriebenem in Wein stark angefeuchtetem Weißbrot, welches man fest andrückt, diese Kruste mit dickem, saurem Rahm begießt und den Ziemer bei starker Hitze noch etwa zwanzig Minuten braten läßt und ihn währenddessen vorsichtig, damit die Kruste nicht ablaufe, mit dem Rahme begießt, dann auf einer langen, erwärmten Schüssel anrichtet und mit gedämpften Kartöffelchen umlegt.

Der Bratensaft wird entfettet, mit guter Bouillon, einem Glas gutem roten Wein, drei Eßlöffeln Senf und zwei Eßlöffeln Johannisbeergelee vermischt und aufgekocht, durch ein Haarsieb gestrichen und in einer Sauciere zu dem Braten serviert.

Gedämpfte Kartöffelchen. Man steche aus großen, roh geschälten Kartoffeln mit einem Ausstecher wallnußgroße Kartöffelchen aus, überbrühe sie mit kochendem Wasser, lasse sie zugedeckt zehn Minuten lang darin auf dem Tisch stehen und gieße das Wasser ab, überbrühe sie nochmals, und wenn sie auch darin wieder zehn Minuten gestanden haben und das Wasser abgegossen ist, so trockne man sie mit einem Tuch ab, lasse für vierzig Kartöffelchen 75 Gramm Butter mit Salz sehr heiß werden, thue die Kartöffelchen hinein, schwenke sie recht um und lasse sie, vorerst zugedeckt, recht heiß werden, dann aber ohne Deckel und indem man sie recht oft umwendet, langsam weich dämpfen, welches wohl eine Stunde andauern kann; sie müssen ganz bleiben, hochgelb und inwendig *ganz weich* sein und man kann alsdann etwas Zucker daran sieben, wodurch sie eine schöne, glänzende Farbe erhalten. Außer als Garnierung zu großen Fleischstücken sind sie auch zu Ragouts, zu Sauerkraut und Kohl sehr gut.

Gebackene Akazienblüten. Man nehme sie ganz frisch abgepflückt und sehe zu, daß sich keine Räupchen oder dergleichen darin befinden; bereite dann einen Backteig aus vier Eßlöffeln Mehl, vier Eßlöffeln Bier, zwei Eßlöffeln feinem Oel, etwas Salz und zwei zu Schnee geschlagenen Eiweiß angerührt, fasse die Blüte an der Spitze (nicht am Stiel), tauche sie in den Teig, daß sie ganz bedeckt sei, backe sie in Schmalzbutter schwimmend, besiebe sie stark mit Zucker und serviere recht warm.

Französische Früchtekuchen (Gâteau Macédoine). Man menge aus $\frac{1}{2}$ Kilo Mehl, 250 Gramm Zucker, 300 Gramm Butter, 5 Gramm Zimmt der abgeriebenen Schale einer Citrone und vier Eiern einen feinen Teig, schlage ihn in ein Tuch und lasse ihn an einem kalten Orte eine Stunde ruhen; rolle ihn dann aus, belege eine flache Tortenform (4 Centimeter Randhöhe etwa) damit und backe die Torte schön hellbraun. Währenddessen habe man Erdbeeren, Himbeeren, rote und weiße Johannisbeeren, von jedem einen Teller voll, mit $\frac{1}{2}$ Liter heißem Zuckersyrup übergossen, gut durcheinander geschwungen und eine Stunde kalt gestellt, worauf man die Torte damit füllt und die Früchte gleichmäßig auseinanderstreicht.



Fig. 6.

Um Zuckersyrup zu machen, koche man $\frac{1}{2}$ Kilo besten Melis, mit einer großen Bouillontasse Wasser, unter pünktlichem Abschäumen, bis der Zuckersaft klar und syrupartig erscheint.

Im Winter kann man diese angenehme Torte aus eingemachten Früchten bereiten, roten und weißen Johannisbeeren und klein geschnittenen

eingemachten Nüssen und Aprikosen, natürlich dann ohne Zuckersyrup.

Erdbeer-Sorbet. Man zerquetsche ein Kilo gut reife, frisch gepflückte Erdbeeren und vermische sie mit dem Safte von fünf Citronen, gieße zwei Liter recht frisches Wasser darüber, lasse es, fest zugedeckt, eine Stunde stehen, und währenddessen, nach Geschmack, in einer Terrine Zucker, eben in Wasser getaucht, zergehen, gieße den Fruchtsaft durch ein Haarsieb dazu, verrühre es gut, füge, wenn nötig, noch Zucker hinzu und serviere den sehr guten, erfrischenden Trank recht kalt.

Aal in brauner Sauce (à la Tartare). Man drehe den abgestreiften Aal rund oder forme ihn zu einem S, befestige ihn in dieser Lage mit Holzspießchen und brate ihn in Butter braun; verrühre unterdessen drei hartgekochte Eidotter mit drei Eßlöffeln feinem Oel, füge drei Eßlöffel Essig hinzu, sowie Senf, Zucker, Petersilie und Schalotten, diese beiden fein gehackt und von jedem auch drei Eßlöffel, dann den Saft von anderthalb Citronen und endlich die Sauce vom Aal selbst, rühre alles wohl untereinander und gieße es über den Aal, der sich mehrere Wochen hält.

Zwiebacktorte. Man rühre zwanzig Eidotter mit $1/2$ Kilo gesiebtem Zucker, 180 Gramm abgezogenen, fein gestoßenen Mandeln, worunter einige bittere 8 Gramm Zimmet, einem Theelöffel fein gestoßenen Gewürznelken, etwas klein geschnittener Succade, der abgeriebenen Schale einer Citrone und deren Saft eine Viertelstunde ohne Unterlaß, worauf man das zu Schnee geschlagene Weiße der Eier durchrührt und danach 300 Gramm gestoßenen und durchgesiebten Zwieback recht schnell durch die Masse gibt, diese in die Form gießt und eine Stunde backt. — Diese ganz vortreffliche kräftige Torte hält sich sechs Wochen lang gut und frisch, weshalb man sie gern etwas groß bereitet, sonst gibt die Hälfte der hier angegebenen Portion schon eine schöne Torte.

Hasenkoteletten. Man löse von ein bis zwei Hasenziemern, je nach Bedarf, das Fleisch aus und schneide es in Stücke wie kleine Koteletten, schlage sie mit dem Messerhefte etwas breit und forme sie zu Koteletten; die Rippchen werden rein abgeschabt und man steckt eins in jedes Stückchen, würzt sie mit Salz und Pfeffer und bratet sie in heißer zerlassener Butter zwei bis drei Minuten lang rasch ab.

Datteltorte. Man rühre $3/8$ Kilo fein gesiebten Zucker, mit 8 Eiweiß recht schaumig und füge $3/8$ Kilo sehr fein geschnittene, nicht abgezogene Mandeln und $3/8$ Kilo länglich geschnittene Datteln hinzu. Dann menge man einen mürben Teig, aus 180 Gramm feinem Mehl, 90 Gramm zu Schaum gerührter Butter, 90 Gramm Zucker, einem zu Schnee geschlagenen Eiweiß und etwas fein geschnittener Citronenschale; thue diese Masse, wenn sie gut gerührt ist, in eine Tortenform und backe sie im Backofen (Röhre) hellgelb; gebe den Datteltaig dann gleichförmig darüber und lasse ihn zu Biskuitfarbe ausbacken. Zuletzt verziert man die Torte mit einer wohl verrührten Mischung aus 2, zu steifem Schnee geschlagenen Eiweiß und 30 Gramm gesiebtem Zucker, welche aber weiß bleiben muß und, vor dem Servieren, noch mit eingemachten Früchten. Hübsch und apart macht es sich, wenn man von der Mischung einen zackigen Kranz auf die Torte legt und in die Mitte einen schönen Dattelzweig.

Nußkonfekt. Man schäle und zerschneide 250 Gramm Haselnüsse, stoße sie demnächst, vermische sie wohl mit 250 Gramm gestoßenem Zucker und hierauf mit dem festen Schnee von 5 Eiweiß; dressiere davon Häufchen auf thalergroß geschnittene Oblaten und lasse sie im wenig heißen Backofen (Röhre) mehr trocknen als backen.

Zur Spargelsaison.

Vernickelte Spargelschüssel mit Siebeinlage und Glocke. Figur 1 zeigt eine neue Spargelschüssel, welche geeignet ist, ihren Platz auf jeder Tafel zu finden. Die unterste mit a bezeichnete vernickelte Schale dient zur Aufnahme von heißem Wasser, um den Spargel bei Tische warm zu erhalten; es folgt dann das Porzellanbecken b, in welchem der Spargel selbst seinen Platz findet, doch liegt derselbe erst auf dem mit c skizzierten vernickelten Siebe, durch welches das dem Spargel vom Kochen noch anhaftende Wasser abläuft. Das Ganze wird von einer vernickelten Metallglocke d geschlossen. Die neue Spargelschüssel ist ungefähr 32 cm lang und kostet mit Glocke komplett 16 Mark.

Hierzu passend gibt es dann, wie Figur 2 zeigt, eine neue vernickelte Spargelgabel, die, am Griff mit Mechanik versehen, es ermöglicht, mehrere Spargel zu gleicher Zeit aus der Schüssel herauszuheben, festzuhalten und auf den Teller zu legen. Preis mit Ebenholzheft M. 3.50,



Fig. 1. Spargelschüssel.

mit Porzellanheft in Zwiebelmuster-Dekoration M. 4.50. Beide skizzierten Gegenstände sind im Etablissement für hauswirtschaftliche und Küchen-einrichtung von Karl Hirsch & Co., Berlin W., Leipzigerstraße 2, vorrätig.

Neues aus dem Reiche der Wissenschaften.

Die gewerbliche Verwendung flüssiger Kohlensäure nimmt immer mehr und mehr zu, wie Raydt unlängst berichtete. An die Benutzung beim Bierausschank hat sich diejenige zum Spunden, Klären und Abziehen des Bieres angeschlossen. Insbesondere haben die von Herrn Prof. Dr. Lintner, dem Direktor der Brauerschule und Versuchsbrauerei in Weihenstephan, angestellten Versuche sehr günstige Resultate ergeben. Außerdem sind zahlreiche andere technische Anwendungen der flüssigen Kohlensäure in Entwickelung begriffen. Von allen ist es aber nächst derjenigen zur Bierpression die Verwendung zur Fabrikation von künstlichem Selterwasser. Dieselbe vollzieht sich in einfachster und

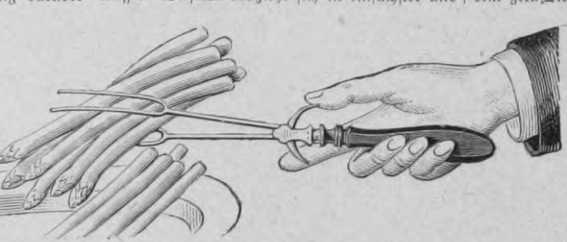


Fig. 2. Spargelgabel.

reinlichster Weise. Der flüssige Zustand liefert außer dem fertigen, völlig reinen Gase den zum Imprägnieren des Wassers erforderlichen Druck. Durch Oeffnen des Flaschenventils strömt das Gas in den Kessel und stellt hier in wenigen Sekunden den gewünschten Druck von 5—6 Atmosphären her; ein stark entlastendes Sicherheitsventil beseitigt jede Gefahr. Vom Kessel aus wird die Kohlensäure dem Mischgefäße zugeführt und imprägniert das Wasser innerhalb weniger Minuten. Die gesamten Herstellungskosten belaufen sich für 80 l auf 3,95 Mark, so daß die Drittelliterflasche sich auf $1^{5}/_{8}$ Pfennige stellt, beim Verkaufe zu 25 Pfennigen also ein ganz netter Nutzen abfällt. Außer der Einfachheit, Bequemlichkeit und Reinlichkeit des Verfahrens ist besonders wichtig, daß die Kohlensäure, um bei dem angewandten Drucke flüssig zu werden, völlig luftfrei sein muß, während bei dem gewöhnlichen Verfahren häufig lufthaltige Kohlensäure verwendet wird, welche nur ein schlechtes Fabrikat liefern kann; der Luftgehalt macht sich z. B. durch das explosionsartige Herausschleudern des Wassers beim Oeffnen der Flaschen geltend. Ferner ist es für die gute Imprägnierung von Wichtigkeit, daß durch die Expansion der Kohlensäure aus dem flüssigen Zustand erhebliche Kälte entwickelt wird, während bei allen anderen Apparaten das Gas sich erwärmt und dadurch das Imprägnieren erschwert.

Die Untersuchung des Trinkwassers ist noch immer ein beliebtes und wichtiges Forschungsfeld. So hat jüngst der Italiener J. Leone nach der Kochschen Methode Reinkulturen der im Trinkwasser vorhandenen Organismen hergestellt. Zu den besten Wassern gehört das städtische Trinkwasser zu München. Im Kubikcentimeter enthält es nur etwa 5 Mikroorganismen. Nach 24 Stunden war die Zahl der Organismen in derselben Wassermenge bereits auf über 100 gestiegen; nach 2 Tagen zählte man 10 500, nach 3 Tagen 67 000, nach 4 Tagen 315 000 und nach 5 Tagen waren schon über eine halbe Million im Kubikcentimeter gefunden. Es blieb sich gleich, ob das Wasser während dieser Zeit in Ruhe gewesen oder bewegt wurde, die Vermehrung der Mikroorganismen war die gleiche. Vergleichende Versuche mit gewöhnlichem Trinkwasser nach 5, 10 und 15 Tagen ergaben, daß die Mikroorganismen sich auf viele hunderttausende im Kubikcentimeter vermehrt hatten, während ihre Zahl im kohlensauren Wasser sich nicht nur nicht vermehrt, sondern im Gegenteil noch abgenommen hatte, nach 5 Tagen fanden sich nur noch 87, nach 10 Tagen nur 30 und nach 15 Tagen nur noch 20 Mikroorganismen im Kubikcentimeter. Durch Versuche stellte Leone fest, daß ausschließlich die Gegenwart der Kohlensäure die Veranlassung ist, daß die Mikroorganismen sich im kohlensauren Wasser vermindern, sie ist also auch im frischen, gewöhnlichen Trinkwasser der Grund, daß so wenig Organismen dort angetroffen werden.

Die Thatsache, daß Wasser durch Lüften wesentlich gereinigt wird und daß die organische Substanz im Wasser durch den Zutritt des Sauerstoffs der Luft eine Oxydation erfährt, ist bereits seit längerer Zeit zu praktischen Zwecken verwendet worden.

Dr. Albert R. Leeds in Philadelphia hat nun die Beobachtung gemacht, daß die reinigende Wirkung der Luft noch erhöht wird, wenn man Wasser und Luft unter Druck mischt, weil mit gesteigertem Druck auch die absorbierte Stoffmenge wächst. Die Versuche wurden mit einer Luftpumpe angestellt, mittels deren 20 Volumprozente frische Luft in das Wasser eingepumpt wurden. Eine Analyse ergab, daß bei diesem Verfahren der Gehalt an freiem Sauerstoff in dem gelüfteten Wasser um 17% größer war als vor der Lüftung; der Gehalt an Kohlensäure war um 53% und der Gesamtgehalt an gelösten Gasen um 16% gestiegen; der Ammoniakgehalt war auf $1/5$ seiner ursprünglichen Menge reduziert. Der Gehalt an freiem Sauerstoff repräsentierte diejenige Menge, welche mehr zugesetzt war, als zur Oxydation der organischen Verunreinigungen erforderlich ist. Diese Resultate sind als recht günstige zu bezeichnen.

Auf eine viel zu wenig beachtete Quelle der Uebertragung ansteckender Krankheiten macht das „Schwäbische Gewerbeblatt" neuerdings aufmerksam.

Wenn wir, sagt es, in Betracht ziehen, mit welchem unüberwindlichen Abscheu wir mit Recht getragenen, fremden Kleidungsstücken begegnen und sie uns möglichst fernhalten, so muß es uns in der That befremden, daß wir einem Gegenstande, der mehr noch als alles übrige der Berührung der verschiedensten Hände und Menschen und ihrem Gebaren damit ausgesetzt und dabei zugleich ein poröser und aufsaugender Körper ist, daß wir einem solchen Gegenstand mit soviel Harmlosigkeit begegnen, wofür es in der That keine Analogie gibt. Es ist damit nichts anderes als das Papiergeld gemeint, welches in Bezug auf seine Substanz nach kurzem Cirkulieren

wirklich nichts anderes ist, als ein alter, beschmutzter Lumpen, von dem wir uns mit Abscheu abwenden, während es gar manche, sonst sehr feinschmeckende Menschen geben dürfte, welche der beschmutztesten Banknote ohne viel Aufhebens einen Kuß applizieren möchten. So vorteilhaft die Ausgabe und der Verkehr von Papiergeld in staatswirtschaftlicher Beziehung sein mag, so verwerflich ist dieselbe in gesundheitlicher Beziehung. Man sollte mit Papiergeld nicht so harmlos umgehen, als dies fast insgemein geschieht und insbesondere beim Zählen von Banknoten sich stets der Handschuhe bedienen. Auch in betreff der Kinder, welche gern alles zum Munde führen, wäre besondere Vorsicht geboten, denn es können dabei an den Schleimhäuten des Mundes unter Umständen sehr bedenkliche Entzündungen und Geschwüre entstehen. Im übrigen wäre es aber angezeigt, daß von Staats wegen die Desinfektion des Papiergeldes energisch in die Hand genommen würde, was mit ganz geringen Umständen abzumachen wäre. Alle bei einer Behörde angesammelten Papiergeldarten werden beispielsweise über Nacht in einem luftdichten Behälter, welcher ja ein Fach des Geldspindes vorstellen kann, untergebracht und hier den Dämpfen von Chlor oder Karbolsäure auf einem Porzellanroste ausgesetzt. Die Gasdämpfe durchdringen die großen Papiermassen und desinfizieren sie so vollständig, daß sie dann wieder ohne Bedenken dem Umlauf übergeben werden können. So wäre es bei allen Behörden zu halten und auch Kaufleute, Banquiers &c., bei denen Papiergeldmassen sich anhäufen, könnten ohneweiters eine solche Desinfektion vornehmen. Oder sollte eine solche etwa wirklich nicht nötig sein? Man nehme eine nicht mehr ganz neue Papiernote und berieche sie, man wird einen eigentümlichen, etwas scharfen, nicht gerade unangenehmen Geruch bemerken, welcher merkwürdigerweise bei allem Papiergeld fast ganz genau derselbe ist, sei dieses nun englisch, russisch oder deutsch. Dieser Geruch rührt nun von nichts anderem als von menschlichem Schweiße her, welcher sich von den Händen in das Papier übertrug, sich hier verdichtete und zum Teil in Fäulnis überging, und von welchen Händen überdies mag dieser Schweiß herrühren? Von einem durchschwitzten, schmutzigen Hemde wenden wir uns mit Abscheu ab, aber ebensolches, noch weit schlimmeres Papiergeld halten wir harmlos in unseren Händen.

Was vom Papiergeld gilt, läßt sich in vielleicht noch höherem Grade von den Geldmünzen behaupten. Deren Oberfläche ist ein wahres Treibhaus für mikroskopische Bakterien und einzellige Algen. Nicht bloß Silber-, Kupfer- und Bronzemünzen, sondern auch Goldmünzen zeigen eine überaus reiche Mikrovegetation von einfachen Organismen. Die Untersuchungen von R. P. Reinsch in Erlangen haben dies zur Evidenz nachgewiesen. Derselbe Beobachter gibt folgende Anweisung, jene Organismen zu bemerken: Man bringt zur Beobachtung dieses verborgenen Lebens auf der Oberfläche des Geldes etwas der insbesondere in den Vertiefungen der Prägung sich ansammelnden Masse, welche man mit der Spitze eines Messers abschabt, in einem Tropfen destillierten Wassers auf einen Objektträger, breitet die Substanz mit der Spitze eines ganz reinen Messerchens durch gelindes Zerdrücken in dem Wasser aus und bedeckt hierauf mit einem Deckgläschen. Man bemerkt zunächst mit gewöhnlicher (250—300facher) Vergrößerung die Aggregate, gebildet aus größeren und kleineren Körnchen, Stückchen von Fasern, insbesondere zahlreiche Stärkekörnchen, welche meistenteils Weizenstärkekörnchen sind. Zwischen diesen Haufen, gebildet aus Stärkekörnchen, Fettkügelchen, einzelligen Algen und Fragmenten aller Art nimmt man bald zahllose bewegliche, winzige Körnchen wahr, deren Bewegung anfänglich nur die bekannte Molekularbewegung zu sein scheint, aber nach einiger Zeit in die lebhafteste bakteroide Bewegung übergeht. Bei Anwendung einer etwas stärkeren Vergrößerung lassen sich die Bakterien deutlich unterscheiden und es ergibt sich alsdann, daß sich in diesem Gemenge verschiedene Bakterienformen vorfinden, was sich nicht bloß aus den konstanten Größen und Formverhältnissen, sondern auch aus der Art der Bewegung der Bakterienformen schließen läßt. Es finden sich stabförmige Bakterien (oscillaroide Formen) mit oscillierender (Vibrio) und spiraliger Bewegung (Spirillum) und kugelförmige Bakterien (mikrokokkoide Formen) mit der eigentümlich tanzenden, oscillierenden Bewegung. Bisweilen kommen alle diese Bakterienformen auf einer Münze zusammen vor. In den meisten Fällen findet man auf einer Münze kugelförmige, auf einer anderen mehr stabförmige Bakterien; die ersteren machen jedoch auf allen Münzen die Hauptmasse des Anteils an Bakterien in der Zusammensetzung der Geldinkrustation aus. Spirillum findet sich seltener, jedoch bei eifrigerem Suchen gewiß auch auf sehr vielen Münzen. — Von Bacillus finden sich 4—12gliederige Stäbchen von 0,0055 bis 0,0077 mm Länge wohl auf allen Silber-, Kupfer- und Bronzemünzen. Die äußersten Gliederchen des Stäbchens zeigen sich gewöhnlich kopfförmig verdickt. Die selbstbewegliche Eigenschaft der bakteroiden Körper in dem Gemenge erlischt sofort, wenn man an den Rand des Deckgläschens einen Tropfen Jodlösung oder konzentriertes Glycerin bringt. — Speciell vom Standpunkte der Hygieine ist mit der Aufdeckung dieses eigentümlichen Vorhandenseins von organischen Körpern, welche nach den neueren Erfahrungen allgemein als die Träger und Verbreiter epidemischer Vorkommnisse erkannt worden sind, des Vorhandenseins solcher Körper auf einem Gegenstande, welcher selbst der verbreitetste ist, ein weiterer Faktor erkannt, welcher in den Kreis der Untersuchung zu ziehen ist. Andererseits ist es auch sehr wahrscheinlich, daß den beiden Organismen ein Anteil an dem Erosionsprozesse der Oberfläche umlaufender Münzen zuzuschreiben ist. Die Mittel, welche anzuwenden wären, um den Einflüssen der in den Geldinkrustationen vorkommenden Organismen nach diesen beiden Richtungen hin entgegenzutreten, wären nach Reinsch sehr einfach folgende: Die Münzen nach einer Reihe von Jahren des Umlaufes mittels kochender, schwacher Aetzkalilauge völlig von der Inkrustation zu reinigen. Auf diese Weise würde es auch gelingen, einen Teil des durch die Erosion der Oberfläche abfallenden Silbers zu gewinnen. Hierüber müssen noch weitere Untersuchungen Aufschluß geben.

Wie durch die Tagesblätter seiner Zeit bekannt wurde, sind Mitte Oktober vorigen Jahres in Wilhelmshaven vielfache Vergiftungen infolge des Genusses der Miesmuschel vorgekommen. Die Untersuchung dieser Muscheln durch Salkowski hat nun ergeben, daß ein aus derselben hergestelltes Trockenpräparat schon in einer Menge von $1/_{200}$ Gramm zur Tötung eines Kaninchens genügt. Das „Muschelgift" gehört also jedenfalls zu den stärksten Giften, welche wir kennen. Uebrigens fand Salkowski, daß schon das Kochen mit einer relativ kleinen Menge von kohlensaurem Natron genügt, um die aus der giftigen Muschel hergestellten Dekokte zu entgiften. Auch das Kochen der Muscheln selbst, unter Zusatz von kohlensaurem Natron, setzt die Giftigkeit derselben ganz erheblich herab und kann unter Umständen dieselbe ganz aufheben. Das Bild der Vergiftungserscheinungen durch Miesmuscheln ist dem der Curarevergiftung sehr ähnlich. Auch Muscheln von durchaus unverdächtigen Stellen erwiesen sich giftig, andere hatten dagegen bei Kaninchen keinerlei Wirkung.

Daß im Käse sich unter gewissen Umständen ein Giftstoff entwickelt, ist längst bekannt, derselbe hat den Namen Tyrotoxikon, d. h. Käsegift, erhalten, und man kann ihn durch Faulenlassen von Käse darstellen. Der Chemiker Vaughan hat denselben neuerdings untersucht. Das Käsegift wurde in langen, nadelförmigen Krystallen erhalten, welche in Wasser, Chloroform, Alkohol und Aether löslich sind. Das kleinste sichtbare Krystallfragment, auf die Zungenspitze gebracht, verursachte einen scharfen, stechenden Schmerz an der Applikationsstelle, und in wenigen Minuten Trockenheit und Konstriktion im Schlunde. Eine größere Menge verursachte Uebelkeit, Erbrechen und Diarrhöe. Bei der Siedhitze des Wassers ist das Gift flüchtig und deswegen könnte möglicherweise Käse durch Erhitzen auf die angegebene Temperatur ungiftig gemacht werden. n.

Das Stiefmütterchen.

Vor 35 Jahren hatte ein Gärtner, Herr C. Schwanecke in Oschersleben, Provinz Sachsen, seinen nur wenige Quadratmeter großen Garten der Samenzucht der Stiefmütterchen gewidmet. Aber diese Pflanzen, groß- und kleinblütige, die Blüten aller Farben durcheinander, fanden sich ohne Ordnung auf der ganzen kleinen Fläche verteilt, als Herr Professor K. Koch aus Berlin den Besitzer besuchte; er machte diesen darauf aufmerksam, daß durch Ausscheiden und Weiterzüchten der reinsten und glänzendsten Farben, der größten und bestgeformten Blumen und durch gegenseitiges Befruchten gleicher oder möglichst ähnlicher Blumen ein reines („konstantes") Produkt aus Samen sich werde erzielen lassen. Dem Rate wurde mit eiserner Ausdauer und unter jährlicher Kontrolle des oben genannten Herrn Professors gefolgt, und die Blumen wurden von Jahr zu Jahr reiner in der Farbe, schöner in der Zeichnung, größer und regelmäßiger in der Form.

Durch Herrn C. Schwanecke ist das Gartenstiefmütterchen gleichsam salonfähig geworden, denn nicht nur „der kleine Mann", der vor 50 Jahren allein es liebte, will es heute an seinem Stubenfenster haben, sondern auch jeder „der oberen Zehntausend", ist es doch auf seinen Teppichbeeten eine unentbehrliche Notwendigkeit geworden, wo es in durchaus gleichen Farben sich genau innerhalb der Grenzen einer verzeichneten Figur halten läßt. Und diese Farben sind mannigfaltig genug, obwohl sie sich sämtlich auf die Grundfarben unseres Ackerveilchens: gelb und violett zurückführen lassen.

Aber diese beiden Farben verdrängen bald die eine die andere, bald verschmelzen sie miteinander oder verteilen sich in Flecken jeder Form und Größe, bald erscheinen sie matter, bald lebhafter und da die eine dieser Farben, das Violett, aus rot und blau zusammengesetzt ist, so können diese Farben sich trennen, oder eine von beiden verschwindet fast gänzlich, so daß die andere beinahe allein hervortritt.

Das Gartenstiefmütterchen ist salonfähig geworden, und daher ist es kein Wunder, wenn andere dem Beispiele unseres Schwanecke gefolgt sind, so die Samenhandlung von Friedr. Römer in Quedlinburg a. H., in dessen Züchtungen wir die Großartigkeit der ganzen Anlage, die Reinheit der Farben, die Mannigfaltigkeit und Regelmäßigkeit der Zeichnung, ganz besonders aber die Größe und Formschönheit der Blumen bewundern mußten. Auf zwei seiner Gruppen sei noch besonders aufmerksam gemacht, auf seine „Odiers", solche mit fünf großen Flecken auf reiner Farbe, und auf seine „Riesenblumen," von denen unsere Zeichnung auf S. 809 nur ein schwaches Bild gibt. Hüttig.

Der gestirnte Himmel im Monat Juli.

Schwan und Leier glänzen jetzt nahe dem Scheitelpunkte und südlich davon steht hoch am Himmel das Sternbild des Adlers, gegen Mitternacht nahe seiner Kulmination. Gleichzeitig sieht man am Westhimmel die Krone und tiefer gegen den Horizont hin den hellen Stern Harktur im Sternbild des Bootes. Nordwestlich vom Himmelspole erblickt man den großen Bären, nordöstlich die Kassiopeia und am Osthimmel den Pegasus. Die Planeten sind in diesem Monate fast sämtlich unsichtbar. So besonders Merkur und Saturn, Mars und Jupiter stehen in der Abenddämmerung schon tief am westlichen Horizont und gehen sobald es dunkel geworden ist, vollständig unter. Venus steigt dagegen gegen $1/_2 2$ Uhr morgens im Osten herauf.

Den 1. Juli Neumond, den 3. Mond in Erdnähe, den 8. erstes Viertel, den 16. Vollmond, den 19. Mond in Erdferne, den 24. letztes Viertel, den 31. Neumond und Erdnähe des Mondes. Am 2. erreicht die Erde ihre größte Entfernung von der Sonne.

Unsere Kunstbeilagen.

Die Kunstbeilagen, welche diesmal das neue Heft zieren, entsprechen inhaltlich sämtlich der Zeit, in der dieses erscheint. Th. Her führt uns hinaus in einen duftigen „Frühlingsmorgen", der in seiner Frische und seinem Lichte die trüben Wintertage vergessen macht, jung und alt zu neuer Lust in der schönen Natur einladet. E. Keyser in seinem „Maikäfer flieg" schildert eine ergötzliche Scene aus der Maikäferzeit. Während das ältere Mädchen die Bäume mit eifrigem Bemühen von den unwillkommenen Gästen säubert, hat das kleine Schwesterchen fürwitzig das Gefängnis der kleinen Blattverderber geöffnet und sieht sich nun von ihnen mit einer Zähigkeit bedroht, vor der kein drohendes und kein lockendes „Maikäfer flieg!" helfen will. Zwischen duftige Rosen hat Wünnenberg auf sein Gemälde „Rosenzeit" eine menschliche Rose gestellt, die ihre Gefährtinnen aus der Pflanzenwelt an Leben und Schönheit überstrahlt. Wie sie von diesen bricht, wird sie einst selbst gepflückt werden, und wir wollen ihr wünschen, daß sie einem treuen Herzen blühe, das nie zu der Einsicht komme, daß auch die schönsten Rosen Dornen haben. — Sonnig wie drinnen in der saubern niederländischen Stube sieht's gewiß auch in dem Herzen des hübschen Mädchens auf Otto Kirbergs „Beredtem Freier" aus, das längst mit sich einig ist, Hand und Herz dem Werber zu schenken, so sehr sie diese Zustimmung auch noch hinter ihrem Lächeln verbirgt.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Arithmetische Aufgabe.

Aus dem Orte A bricht 7 Uhr 45 Min. ein Bote auf, welcher stündlich 4200 m zurücklegt, um nach dem 10110 m von A entfernten Orte B zu gelangen. Aus letzterem Orte bricht um 8 Uhr 5 Minuten ein Bote nach A auf, welcher in der Stunde 3600 m zurücklegt. Um welche Zeit begegnen sich die Beiden und wie weit ist die Stelle der Begegnung von beiden Orten entfernt?

Aufgaben.

1.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen.
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

Nimmt man aus je einer Zeile entweder einen Anfangs- oder Endbuchstaben, so erhält man durch deren Zusammenstellung einmal einen bekannten deutschen Grafen, sodann ein Kaufmannsgerät und schließlich das Ziel der Künstler.

NB. Kein Buchstabe darf doppelt genommen werden.

2.

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor.

Nimmt man aus jeder Zeile je einen Anfangs- oder Endbuchstaben, so erhält man durch deren Zusammenstellung erstens einen männlichen Vornamen, zweitens einen Baum.

NB. Kein Buchstabe doppelt.

3.

Und den Nebel teilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt;
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da ein Götterbild.

Nimmt man aus jeder Zeile je einen Anfangs- oder Endbuchstaben, so erhält man durch deren Zusammenstellung erstens einen Fluß in Rußland, zweitens ein Gefäß.

4.

Ich schweifte rastlos auf den höchsten Bergen
Allein und fern von aller Menschenspur,
Mich selbst und meinen Unmuth zu verbergen.

Die fett gedruckten Buchstaben ergeben bei richtiger Zusammenstellung Vor- und Zunamen eines deutschen Dichters.

Charade.

Durch der beiden Ersten eine fiel ein großer Held,
Durch die Letzte wurden Viele schon gefällt;
Wer das Ganze gibt, ist traun kein Held!

Rätsel.

Vor Wasserschaden schützt mein Erstes Fluren,
Vom Zweiten findet man beim Menschen sehr oft Spuren,
Meinem Dritten aber manche Stadt
Ihren Wohlstand zu verdanken hat.
Das Ganze ist im Anhaltland
Ein kleiner Ort, doch wohlbekannt.

Buchstabenrätsel.

Mit a besitz ich Gut und Gold,
Mit e bin ich dem Eisen hold.

Charade und Logogryph.

Die erste Silbe deutet auf vergang'ne Tage,
Ein Zeichen mehr, so zeigt sie dir die Zeit von heut;
Die zweite schützt dich vor der Hitze Plage,
Ein Zeichen mehr, noch mehr sie dir des Schattens beut.
Doch kann das zweite nur so recht genießen,
Wer das Ganze hat erreicht
Und ausruht von des Jahr's Verdrießen,
Wo Natur ihm ihre Gaben reicht.

Rebus.



Logogryph.

Mit e pocht's auf seinen Schein,
Mit i gibt's bei ganz klein,
Mit ü rettet's nicht den Schein —
Nun rate, was soll das sein?

Skataufgabe Nr. 11.

Nachdem A und C gepaßt, tourniert B (Mittelhand) mit den folgenden Karten: Pique-Bube, Coeur-Bube, Carreau-Bube, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Pique-Aß, Coeur-Dame, Carreau-König, Carreau-Dame.

B nimmt Coeur-König und als zweite Karte den Treff-Buben auf.

Carreau-König und Carreau-Dame werden gedrückt.

Die Karten sitzen für ihn so ungünstig, daß er nicht aus dem Schneider kommt, denn die Gegner müssen, wie er auch spielen mag, mindestens 97 Points erhalten.

Wie sitzen die Karten? Wie ist der Gang des Spiels?

Lösung der Skataufgabe Nr. 10.

B hat als zweite Karte Treff-Aß aufgenommen und die beiden Coeurs gedrückt.

A hat einmal Treff, z. B. Treff-10, außerdem: Pique-Aß, Pique-10, Coeur-Aß, Coeur-7, Carreau-König, Carreau-Dame, Carreau-9, Carreau-8, Carreau-7.

Erster Stich: Carreau-König, Carreau-Aß, Carreau-10. — Zweiter Stich: Treff-Bube, Pique-9, Pique-10. — Dritter Stich: Pique-Bube, Carreau-Bube, Pique-Aß. — Vierter Stich: Treff-Aß, Treff-König, Treff-10.

B hat nun inkl. Skat in seinen Stichen 91 Points.



Auflösungen zu Heft 9, S. 619.

Mathematische Scherzfrage: t 8 ndma! (t hochachtndma = Thee hochachtende Emma!)

Reimrätsel: Reise, Gleis, Speise, Reis, Heyse, Greis, Weise, Kreis, Meise, Preis, leise, weiß.

Versetzrätsel: Saul — Laus.

Rebus: Krokus, Alpenveilchen, Iris, Schneeglöckchen, Erika, Rose, Winde, Je länger je lieber, Lilie, Hafer, Edelweiß, Lorbeer, Mohn: Kaiser Wilhelm.

Buchstabenrätsel: Ulna — Luna.

Silbenrätsel: Eisleben.

Charade: Barbarossa.

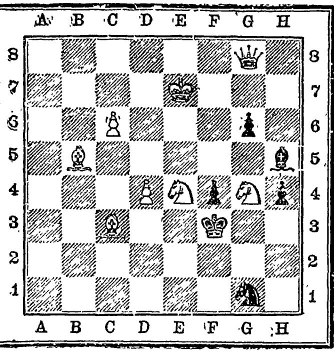
Logogryph: Amor — Maro — Omar — Roma.

Rebus: Musterehe.

Schachaufgabe Nr. 26.

Von A. Pauli in Ziesar.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XVIII.

Von Andor von Spóner in Großlomnitz.

Weiß. Kb6. Tg8. Lc4. Bd4, f3.
Schwarz. Kf5. Bf4, f6.

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Lösung von Nr. 25.

1. Td6 — c6 — f7 — e6:
2. Tc6 — c2 — Kf5 — e4:
3. Tc2 — c5 matt.

Lösung von Aufgabe XVII.

1. Dg6 — g1 — Kd3 — e2:
2. Dg1 — f1 matt.

1. . . . . . . — Kd3 — e4:
2. Dg1 — e3 matt.

1. . . . . . . — Kd3 — c2
2. Dg1 — b1 matt.

1. . . . . . . — Kd3 — c4:
2. Dg1 — d4 matt.

Eingelaufene Lösungen.

Eine mit 1. Se6 — g5 beginnende Nebenlösung zu Nr. 23 von F. Dubbe geben an: G. Engstfeld in Elberfeld, H. Schmitz in Winkelhausen, E. M. in Neumünster, S. Loibl in München, und eine mit 1. Df7 — g6: beginnende Rudolf Drda in Prag, Franquet in Chemnitz.

Nr. XV wurde gelöst von A. Loose in Magdeburg, H. Boltze in Potsdam, W. Loebmann in Leipzig.

Nr. 22 ferner von J. E. Gibbins in Tiflis.

Nr. XIV ferner von Josef Worm in Aussig.

Nr. XVI von E. M. in Neumünster, S. Loibl in München, Ed. H. Kühn in Hamburg.

Nr. 24 von E. M. in Neumünster.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung hervorragender Germanisten herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von

W. Spemann, Berlin und Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:
Lichtenberg, Hippel, Blumauer. Herausgegeben von Dr. Felix Bobertag. Schillers Werke 10 I. Herausgegeben von Dr. Rob. Boxberger. (Abfall der Niederlande.)

Die „Deutsche National-Litteratur" ist die einzige, nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, daß mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.

Weltpost.

A. M. in W. Da wissen auch wir keinen Rat als Selbstbezwingung und Selbstbeherrschung.

Viele Abonnenten in N. Sie haben sich einen schlechten Stimmführer gewählt, er kann nicht einmal orthographisch schreiben!

A. M. in P. Sie finden in demselben Heft, welches die Notiz enthält, auch ein alles Nähere verkündendes Inserat.

M. B. in W. C. H. in W. Höflich abgelehnt, haben zu viel dergleichen.

Abonnent in Buffalo. Das Rezept für Hektographenmasse wurde so oft an dieser Stelle mitgeteilt, daß wir Sie schon bitten müssen, es in der Weltpost aufzusuchen.

Philister. Sie fragen unter so vielen Namen so Verschiedenes, daß es schwer wird, die Geduld nicht zu verlieren. Woher man die Schriften von Arndt beziehen kann, sagt Ihnen doch j. der Buchhändler. Betreffend Burschenschaften verweisen wir auf „Keil, Geschichte der deutschen Burschenschaften"; betreffend Numismatik sollten Sie sich Halkes Einleitung in dieselbe anschaffen.

A. N. in G. Sie haben recht, es muß S. 1045 nicht Irland, sondern Island heißen.

O. S. in B. Einbanddecken können Sie natürlich auch zu den Bänden des neuen Formats zum Preise von à M. 1. 50. in Leinen, M. 1. 75. in Halbfranz erhalten. Welches von den Werken das bessere, ist schwer zu entscheiden, wir würden immer das neueste vorziehen. Wegen des Verkaufs wenden Sie sich an einen Antiquar.

Sch. in St. Die große, vorzügliche Sammlung von Sprichwörtern, welche Wander bei Brockhaus in Leipzig hat erscheinen lassen.

Abonnent in Halle. Dazu gehört so vielerlei, daß ein umfassendes Werk nicht vorgeschlagen werden kann.

H. T. in B. Empfehlen Ihnen für Englisch die Methode Toussaint-Langenscheidt. Ein gutes kleines italienisches Lexikon ist das von Fogolari u. Mondschein (Leipzig, Fock).

D. G. in H. Versuchen Sie es betr. 1) mit einer Anfrage bei der Gärtnerei von Schmidt in Erfurt. Betr. 2) vielleicht „Jannasch, Die europäische Baumwollenindustrie" (1882).

N. W. in L. Ist heute nicht mehr möglich, ohne die von Ihnen genannten Vorbedingungen; es sei denn, daß der Betreffende eine dem Maturitätsexamen entsprechende Prüfung besteht.

P. B. in E. Als sehr praktisch werden die Otto-Gaspeyschen Sprachlehren empfohlen.

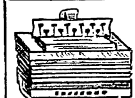
A. F. in St. Lassen Sie sich das Buch von Wenckstern betr. das Freiwilligenexamen kommen.

E. W. in B. Zu spät für die Verlosung.

L. S. in St. P. Wir empfehlen Ihnen die billige Ausgabe, welche in Kirchmanns philosophischer Bibliothek erschienen ist.

W. E. in M. Von Nachdruck ist in diesen Fällen keine Rede, es liegt vielmehr ein gegenseitiges Tausch- und Kaufverhältnis vor

---



Die besten und schönsten, in der Stimmung korrekt der Musik entsprechenden

Harmonika

bekommt man allein bei
Joh. N. Trimmel,
Wien VII, Kaiserstraße 74. [2138]
Illustrirter Preiscourant gratis u. franco.

Harzkäse!!

HARZER KÄSE-FABRIK
Eingetragene Genossenschaft

1 Probekiste, enthaltend 45 Stück echte, grosse und fette Harzer Kümmelkäse, vorzüglich im Geschmack, und **4 Pfund delikaten Sahnenkäse** in feiner Verpackung für Mark 3,60 franko. [1971

Genaue Angabe unserer Firma erforderlich.

zu Wernigerode a. Harz.

Sahnenkäse!!

Nur echt mit dieser Schutzmarke.

Professor Dr. Lieber's

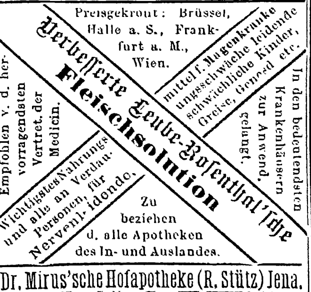
Nerven-Kraft-Elixir

zur dauernden, radicalen und sicheren Heilung aller, selbst der hartnäckigsten **Nervenleiden, Bleichsucht, Angstgefühle, Kopfleiden, Migräne, Herzklopfen, Magenleiden, Verdauungsbeschwerden etc.**

Alles Nähere besagt das jeder Flasche beilieg. Circulär. **Preis ½ Fl. M. 5.—, ganze Fl. M. 9.** —, gegen Einsendung oder Nachnahme. — [1896]

Haupt-Depot: **M. Schulz, Hannover,** Schillerstraße. — **Depots:** Hirsch-Apotheke, Stuttgart. Löwen- u. Augusten-Apotheke, München. Engel-Apotheke, Regensburg. St. Afra-Apotheke, Augsburg. Stern-Apotheke, Straßburg i. Els. Einhorn-Apotheke, Metz. Einhorn-Apotheke, Cöln, Glodengasse. Pharmacie internationale, Hamburg, Neuerwall 25. Albert-Apotheke, Leipzig. Adler-Apotheke, Breslau, Ring 39. Apoth. z. gold. Anker, Grabow-Stettin. Ferner zu beziehen durch: C. F. Dahms, Berlin, Kommandantenstr. 8. C. Nodrian, Frankfurt. a. M., Eschenheimerstr. Otto Mahlke, Königsberg i. Pr., Sackheimer-Straße 44. Albert Neumann, Danzig.





Champignon-Culturen.

Champignons,

feinst conservirt 3 Büchsen à ½ Kilo für M. 5. — franco.

Champignonbrut,

speciell cultivirt, frische Prima-Qualität, Postcolli m. 1½ Kilo M. 5.60 frco. Kulturanleitung bei Aufträgen gratis.

Champignon-Züchterei,
E. G. zu Wernigerode a. Harz.

„Ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes. — Das großartige Unternehmen ist geradezu ein litterar. Ereignis." [Die Natur.]

Soeben erscheint:

Allgemeine Naturkunde

(Fortsetzung zu „Brehms Tierleben").

Erdgeschichte, von Prof. Dr. *Neumayr.* 2 Bde. m. ca. 600 Textillustr., 6 Karten u. 25 Aquarelltaf.

Der Mensch, von Prof. Dr. *Joh. Ranke.* 2 Bände mit ca. 550 Textillustr., 5 Kart. u. 32 Aquarelltaf.

Pflanzenleben, von Prof. Dr. *Kerner v. Marilaun.* 2 Bde. mit ca. 500 Textillustr. u. 40 Aquarelltaf.

Völkerkunde, von Prof. Dr. *Fr. Ratzel.* 3 Bde mit ca. 1400 Textillustr., 6 Karten u. 30 Aquarelltaf.

130 Hefte à 1 Mark oder 9 Halbfrzbde. à 16 Mark.

Bis jetzt erschienen „**Völkerkunde**", Bd. I, und „**Der Mensch**", Bd. I.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Collection Spemann

Preis des geb. Bandes 1 Mark.

Die neuesten Bände sind:
Band 99. **Kraszewski, Der Dichter und die Welt.**
„ 100. **Obermann, Gedichte Walthers von der Vogelweide.**

Vollst. Katal. in allen Buchhandl. oder von **W. Spemann in Stuttgart** gratis u. frco.

Obstbäume in den best. Sort. u. in allen Form. *Rosen* 400 d. edelst Sort. Hochst. u. Buschr. *Weiden* in 20 Sort.
Grosses Sortiment in **Delikatess-** u. **Speisekartoffeln** empfiehlt
Baumschule Rittergut Köstritz (Thüringen) Kataloge gratis u. franco.



Einen

Weltruf

haben **O. Kirbergs** berühmte **Rasirmesser.**

Selbige sind aus dem allerfeinsten echt englischen Silberstahl angefertigt, hochfein, hohl geschliffen, abgezogen, fertig zum Gebrauch.

Preis pr. Stück **Mk. 3.—.** — Etuis für Rasirmesser pr. Stück 30 Pf. **Patent-Streichriemen** zum Schärfen der Rasirmesser pr. Stück Mk. 2,50.

Schärfmasse für Streichriemen pr. Dose 50 Pfennig.

Rasirseife Ia. pr. Stück 40 Pfennig.

Zur Vorsicht empfehle allen Herren, welche sich rasiren lassen, sich ihr eigenes Rasirmesser zu halten, um sich möglichst vor ansteckenden Krankheiten zu schützen.

Nur directer Bezug garantirt Echtheit.

Versandt gegen Nachnahme.

Preislisten von allen Arten Messern, Gabeln, Scheeren ꝛc. versende **gratis und franco** nach allen Ländern der Welt. [2307]

Otto Kirberg. Messerwaarenfabrikant,
in **Gräfrath** bei Solingen, Rheinpreußen.

Transparent-Placate in feinster Ausführung liefert billigst Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund. Muster auf Verlangen. [2121]



LINDAU IM BODENSEE.

Hotel Bayerischer Hof.

Schönste Lage am Bodensee mit herrlicher Aussicht auf's Gebirge. [2300]

Bestrenommirtes Haus sowohl zu längerem, als auch vorübergehendem Aufenthalt für Familien, Touristen und Geschäftsreisende bestens geeignet.

Pension das ganze Jahr, im Winter bedeutend ermässigt.

Anfragen zu richten an den Besitzer

Wilhelm Spaeth.

St. Andreasberg (Oberharz). *Klimatischer Höhen-Kurort.*

Hôtel Rathhaus,

— I. RANGES, —

hält sich allen resp. Reisenden unter seinen alten soliden Bedingungen bestens empfohlen. Anerkannt vorzügliche Küche. Gute Weine. Bei längerem Aufenthalt pro Tag M. 4. 50. Pension. Lesekabinet im Hause. Hochachtungsvoll

[2302] **Carl Werner.**

— Hôtelwagen bei jedem Bahnzuge. —

DR. BREHMER'S

[2301]

Heilanstalt für Lungenkranke

in Görbersdorf

ist das **erste** (1854) in der **schwindsuchtsfreien** Zone errichtete Sanatorium.

Kur das ganze Jahr.

Einrichtung zweckentsprechend, ausgedehnte Parkanlagen und Tannenhochwald mit 6½ Kilometer Kunstwegen.

Prospekte gratis und franco.

Parkstrasse 3. **WIESBADEN.** Gegenüber dem Curhaus.

„Hôtel-Pension Quisisana". Dieses in schönster Lage im Park neu aufgeführte elegante, streng private Familienhôtel bietet einem feinen Publikum neben der Annehmlichkeit der unmittelbaren Nähe des Fest- u. Concertplatzes, der Lesesäle etc. von allen Zimmern prachtvolle Aussicht über die Stadt, den Park und den Taunus. Es enthält 40 Schlafzimmer und Salons zum Preise von 4—9 Mark, incl. Pension neben 4 eleganten, grossen Gesellschaftsräumen. Das Haus sucht den Comfort und die Küche eines Hôtel ersten Ranges mit den Vorzügen eines feinen, ruhigen Privathauses zu vereinigen. — Mineral- und Süsswasserbäder. — Prospecte auf Wunsch vom Besitzer Dr. phil. L. Roser. [2294]

SOOLBAD RHEINFELDEN.

(Schweiz.)

Prospectus gratis. Prospectus gratis.

Rheinsoolbad „Hôtel des Salines". (J. V. Dietschy.)

Stärkste Soole des Continents. Prachtvolle Lage am Rhein. Milchkur. Rheinbäder.

Luftkurort Engelberg

Hotel Titlis. 1019 Meter über d. Meer. Hotel Engel.

I. Ranges — Pensionspreise: — II. Ranges

8—12 Fcs. — Alles inbegriffen nach festem Tarife. — 6½—8 Fcs.

Im Mai, Juni, September 10% Rabatt.

Der Besitzer: ***Ed. Cattani.*** [2306]

Seehaus

[2298]

am Schliersee im bayerischen Hochlande.

Sehr empfehlenswerthes Gasthaus mit Pension, in schönster Lage des anmuthigen Gebirgsortes, welches von bewaldeten Bergen umgeben, reinste Alpenluft und milde Seebäder bietet.

KÖNIGSBERG i. Pr.

Vorzüglichste Lage. *Grosser Comfort.*

Hôtel de Prusse.

Hôtel des deutschen Offizier-Vereins.

I. Ranges. [2295]

Zimmer schon von M. 1. 50 an, incl. Bedienung.

BAD EMS.

Darmstädter Hof.

In prachtvoller Lage am Wasser, unmittelbar neben dem Königliche Kurhause, in welchem die fiskalischen Quellen und Bäder, sowie die Kaiser liche Wohnung sich befinden. Bei allem Comfort eines Hôtels I. Range civile Preise. Kühle gut ventilirte Speisesäle, Terrasse und kleiner Garte mit Springbrunnen. Bei längerem Aufenthalt Pension. Post und Telegrap im Hause. **Omnibus am Bahnhofe.** [2326]

Th. Bieger, *Eigenthümer.*

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44—69° C.
Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad"

während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz.
Mineral- und medizin. Bäder jeder Art. — Anstalt für mechanische Heilgymnastik Privat-Heilanstalten mit Thermalbädern. Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen, Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Terrain-Curort zur Behandlung von allgemeiner Fettsucht, Krankheiten des Herzens etc. — Molkenanstalt, Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung.

Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Lese-, Restaurations und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Cur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Höhere Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Mädchen-Pensionate. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Billige Pensionen. — Mittlere Jahrestemperatur: 8,97° C. — Näheres siehe „Baden-Baden und seine Kurmittel". [2314]

Höhenkurort Davos-Dörfli

1557 Meter ü. M.

landschaftlich schönster und sonnigster Theil des als **Sommer- und Winter-Kurort** berühmten **Hochthales Davos** [2324]

Kurhaus Davos-Dörfli — früher Seehof.

Elegant und mit allem Comfort ausgestattet. Grosser schattiger Garten. Eigene Boote auf dem ganz nahen Grosssee. Schattige Spaziergänge und Waldwege. Beste Gelegenheit für grössere Touren. Kurmusik, Theater, Bibliothek, Douche, Bäder. **Pension** und **Zimmer inclusive Service, Beleuchtung, Musik** und **Theater** Taxe per Person und Tag von Fcs. 6—10. Prospecte gratis u franco. Eigenthümer **G. Stifler.** Kurarzt Dr. **A. Volland.**

Klosters — Eisenbahnstation Landquart — **Schweiz** Graubünden

Klimatischer Sommerkurort

mildes, voralpines Klima — 1200 Meter ü. M. — mittlere Saison-Temperatur 13°

Hotel und Pension Brosi

mit allem Comfort. Schönste Lage und Aussicht auf Gletscher und Gebirge. Buchen- und Tannenwaldungen mit ebenen und leicht ansteigenden Spazierwegen. Mässige Preise. Arrangements für Familien. **Prospecte.** Kurarzt. Eigenthümer **G. Stifler**, auch Eigenthümer des **Kurhauses Davos-Dörfli.**

Bad Wildungen.

Gegen **Stein, Gries, Nieren-** und **Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie** etc. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle.** Wasser derselben wird in stets frischer Füllung versendet. — Anfragen über das **Bad**, Bestellungen von **Wohnungen im Badelogirhause** und **Europäischen Hofe** etc. erledigt:

Die Inspection der Wildunger Mineralq.-Actien-Gesellschaft.

Marschners
GASTHAUS ERSTER CLASSE
zur Stadt Berlin
am Neumarkte
in DRESDEN
hält sich bestens empfohlen.

Bad Nauheim

beiFrankfurt a. M., Stat. d. M.-W.-B.

Naturwarme kohlensäurereiche u. gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke. [2327]

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. Septbr. Abgabe von Bädern auch vor bez. nach dieser Zeit. **Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. Jäger.**

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, 556 m über der Ostsee. Kohlensäurereiche erdige **Eisenquellen, Mineral-, Moor-, Douche-**Bäder; **Molken-** und **Milch-**Kuranstalt; klimatischer **Höhen-Kurort** mit sämmtlichen Erfordernissen und Einrichtungen eines (Oertel'schen) **Terrain-Kurorts.** — Demnach indicirt bei sämmtlichen Erkrankungen auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-Darm-Catarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Compensationsstörungen bei Herzfehlern, bei Tuberculose. — Ferner bei idiopathischen Catarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippentelles; chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. — Angenehmer Sommeraufenthalt. ☞ **Saisondauer** von Mai bis October. ☜ [2316]

Frdr. Wm. Richter

Bier-Import & Export, C. Ziegler, Commandit-Gesellschaft a. Act.

BERLIN S. W.

Möckernstrasse 26

empfehlen ihr stets wohl assortirtes Lager von **25 Sorten** bestens conservirter

dunkler und heller Biere

der renommirtesten Brauereien Bayerns und Berlins in Fässern und Flaschen.

— *Wiederverkäufern angemessenen Rabatt!* — [2307]

Fernsprech-Anschluss nach unserer Eiskellerei unter **No. 461.**

Haardtgebirgsweine.

Ich offerire **weiße u. rothe Haardtweine** eigener Kelterung, **fein, mild und blumig,** von M. 60 resp. M. 80 p. 100 L. an.

Probekisten 10 Fl. sortirt M. 12.

Spezielle Preisliste franko. [1905]

H. Schartiger, Heidelberg.

Curiosa Humoristica etc.

Bücher u. Photg. Katalog gr. u. franco.

A. Bange, Halberstadt. [2273]

J. Neuhusen's

Billard-Fabrik [1907]

Berlin SW., Beuth-Straße 22

versendet unter Garantie ihre Specialität:

patent. Tisch-Billards



welche innerhalb 2 Sekunden zum elegantesten Speisetisch zu verwandeln sind. Preisgekrönt auf allen größeren National- u. International. Ausstellungen. (**Brüssel gold. Medaille.**) **Alle übrigen Arten von Billards u. Billards-Requisiten bestens empfohlen.** Neuestes u. höchst interessantes Gesellschaftsspiel auf d. Billard

Jeu de baraque.

Prospecte u. illustrierte Cataloge gratis.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 3/1 1/1 1/2 1/4 =Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

J. A. Hietel, Leipzig,

Königl. Hoflieferant.



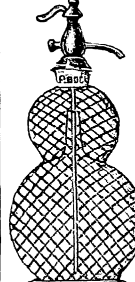
Fahnen-Manufactur u. Atelier für Altar-Bekleidungen.

Nur Handstickerei.

Bad Thalkirchen

bei München [2312]

für **Nerven-, Unterleibs- u. sexuelle Leiden** aller Art. — **Morphiumentwöhnungs-Kuren.** — Ausführliche Prospekte üb. Behandlungsweise, Preise, Erfolge ꝛc. ꝛc. versendet gratis u. franco **Dr. V. Stammler**, Arzt u. Besitzer.



Selbstentwickler

zur Bereitung von

Sodawasser

und

Champagner

für den Familiengebrauch liefert in vorzüglicher Qualität die Syphonfabrik von

F. Bock,

Karlsruhe (Baden).

Illustrirter Preis-Courant gratis und franco.

Vertreter gesucht.

SANJANA HEILMETODE.

Grossartigste und glänzendste Erfolge

i. d. **Behandlung** sämtlicher Blut- u. Hautkrankheiten (Psoriasis), Hals- u. Lungenleiden (Tuberculose), Nervösen Schwächungen, Anämie, Epilepsie, Neuralgie, Diabetes, Gicht, Rheumatismus, Magen- u. Leberleiden durch d. Specifica der Sanjana Company, Egham, England.

☞ **Billigstes, bestes u. sicherstes Heilverfahren, welches überhaupt existirt.**

Kein Kranker gebe die Hoffnung auf, selbst wenn alle anderen Mittel fehlschlagen, sondern wende sich an den ***Secretär d. Sanjana Company***, Prinzenstr. 92, ***Berlin.*** **Gratis u. franco** genaueste Auskunft und Instructionen.

Egmont Hammer,

Forst i/L.,

Tuchfabrik.

Versand von **Buckskin-Stoffen** zu Herren- und Knaben-Anzügen, **schwarzen Tuchen, Kammgarnstoffen, Paletotstoffen** in beliebiger Meterzahl direct an Private zu Fabrikpreisen. Muster u. Aufträge üb. 20 Mk. postfrei.

Für Stotternde.

Einer m. Söhne, seit s. Kindh. an nerv. Stottern leid., hat a. d. Empfl. d. **Univ.-Prof. Dr. Bruns**, hier, i. verg. Herbst d. **Heilanst. f. Sprachleid. d. H. Mosetter** in **Karlsruhe** bes. u. w. dort n. d. k. Zt. v. sechs Wochen vollst. geheilt. — **Tübingen. Dr. E. Kauffmann,** Univ.-Mus.-Director

Linoleum (**Korkteppich**) anerk. best. Fußbodenbelag. Aerztl. empfohlen. Reizende Parket- und Teppich-Dess. Muster franco. Wachstuchfabr. **Klinger & Heun, Siegmar i. S.**

Vom Fels zum Meer,

wie alle Zeitschr. u. Bücher werden am schönsten u. billigsten eingebunden in der **Buchbinderei von A. Sigloch.** Stuttgart, Marienstr. 12½. NB. Originaldeck. können bill. gelief. werden.

PAPYROLITH-WAAREN.

Kunst- und Decorationsgegenstände, Aussehen genau wie **Metall, Bronze, Alt-Elfenbein** und **Holz. Büsten, Statuen. Teller, Reliefs. Medaillons. Waffen** und **Rüstungsgegenstände. Krüge, Kannen, Humpen, mittelalterliche Trinkgefässe. Consolen. Spruchtafeln.**

Illustrirter Katalog zu Diensten.

Carl Fraenkel. Berlin W., Französ. Str. 33 d.

Freiluftathmung

jederzeit, auch nachts.

zu **Julius Wolff's Kurverfahren!**

Dieser **Winter-Sonnenaufenthaltsersatz** bietet zur Gesundung u. Gesunderhaltung, Tag u. Nacht, der Lunge kalte entstäubte Freiluft, dagegen der Haut bei leichter Wollkleidung trocken-warme Zimmerluft, welche die so nötige Hautausdünstung stark erhöht, aber für Athemwerkzeuge Gift wäre. — **Wolff's neues** Kursystem ist der Natur abgesehen. Daß Sonnen-Aufenthalt in Frostluft das denkbar Gesundeste, ist anerkannt; er wirkt günstig, weil er die Haut erwärmt, die Lunge erfrischt u. stärkt. An Frosttagen sind an besonnter Wand oder Kleidung ca. 15°, auf 2 Fuß Entfernung ca. 0° R. Diese günstigsten Lebensbedingungen sind im Norden selten u. selbst in Davos, wenn Sonne scheint, nur ca. 5 Std. pr. Tag geboten. „Wolff's Freiluftathmer für's Haus" (Winterkur 20 Pf. pr. Tag) verschafft sie tgl. 23 Std.; er kurirte Erfdr. v. langj. Schwindsucht und machte ihn bacillenfrei. Nach Koch erfrieren Tub.-Bacillen bei 23 ° R, womit die namhaften Erfolge durch reichliche Frostluftathmung bei Wolff's u. Davoser Kursystem erklärt sind. Näheres: Wolff's Gesundheits-Schutzgeräthe-Fabrik, Groß-Gerau, Großh. Hessen





J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78 Friedrich-Strasse 78

Aeolsharmonika
für Gärten u. auf Dächer, ertönt harmonisch schon bei schwach. Winde, Stück M. 4.50, II M. 6., mit stark. Ton M. 8. Mit vergold. Wetterfahne M. 4 mehr. Illustrirte Preisblätter.
Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhm. 2283

Gratis u. franco versendet Preislisten über Vögel und Käfige
Gust. Voss, Köln am Rhein.

Präm. Nürnberg 1882. Amsterdam 1883.
Geruchl. u. nicht feuergef. das Beste u. Prakt. noch Unübertroff. für Krankenzimmerbeleucht. i. d. Nachtlampe von J. L. Backofen, Nachtlichterfbk., Nürnberg.



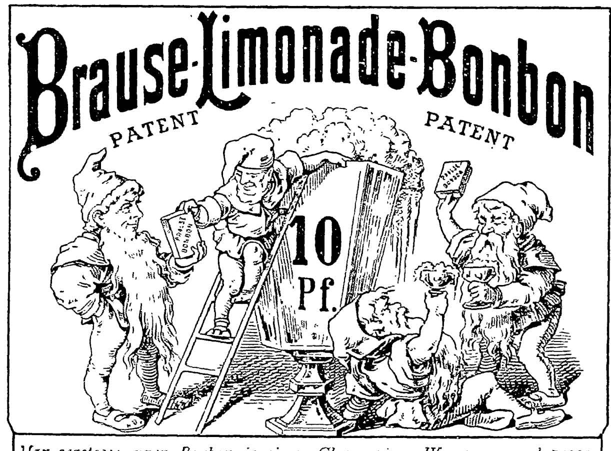
Für Kirche, Schule u. Haus.
ESTEY-ORGELN und Harmoniums
amerikanischen u. deutschen Systems
v. 120–4000 M., unter 5jähr. Garantie
Illustr. Preislisten, Referenzen grat. u. frco.
Alfred Merhaut, Leipzig.

Bigotphones

komische Musikinstrumente in allen nur möglichen und unmöglichen Formen für lustige Gesellschaften, Bälle, heitere Serenaden, komische Musik-Kapellen etc. Die Instrumente sind aus Carton gefertigt, machen viel Lärm und kosten sehr wenig. Jedermann kann darauf blasen und die schönsten Melodien hervorbringen.
Sortiment I B 6 verschiedene Instrumente M. 3.50.
„ II B 12 „ „ „ 6.–.
Meine illustrirte Preisliste über Gesellschaftsspiele im Freien etc. (Nr. 71) steht auf Verlangen franko und gratis zu Diensten.

N. L. Chrestensen, Erfurt,
Kgl. Preuß. Hoflieferant. [1903]

Erfrischend, wohlschmeckend, kühlend.



Man zerstosse einen Bonbon in einem Glase, giesse Wasser zu und augenblicklich ist unter Umrühren ein Glas Brause-Limonade fertig.

mit
Citronen-, Erdbeer-, Himbeer-, Johannisbeer-, Kirschen- u. Orangen-Geschmack, sowie einer Sorte, geeignet durch Aufgiessen von Wasser und Wein zur Herstellung eines Glases

Champagner-Imitation.

Die **Brause-Limonade-Bonbons** (patent. in den meisten Staaten) bewähren sich vorzüglich bei allen Erfrischungsbedürfnissen und sind daher sowohl im **Sommer** als im **Winter**, ganz besonders auf **Reisen, Landpartien, Jagden, Manövern**, sowie **Bällen, Concerten, Theater etc.** zu empfehlen. Auf die bequemste und schnellste Art — in einem Glase Wasser — geben sie ein höchst **angenehmes** und **kühlendes**, dabei **sanitäres** Getränk.
Schachteln à 10 Bonbons 1 Mk. — Pfg.
dto. 5 „ 0 „ 55 Pfg. [1100]
Kistchen mit 96 „ 9 „ 60 Pfg.
Für Export ausser deutschen mit engl., span., holländ., italienisch., schwed., russ., arab., indisch., chines., französ. etc. Etiketten.
Ferner **Brause-Bonbons** mit medicamentösem Inhalte nach ärztlicher Vorschrift mit genauer Angabe der im Bonbon enthaltenen Dosis des Arzneimittels (Eisen, Chinin, Pepsin, Magnesium sulphuricum, Kalicum bromatum, Lithium carbonicum, Natrium salicilicum, Coffeïnum) nur in Apotheken erhältlich.

Gebr. Stollwerck, Köln.

☛ Die Brause-Limonade-Bonbons sind in fast allen Niederlagen **Stollwerckscher Chokoladen und Bonbons** vorräthig, oder werden auf Verlangen von denselben verschrieben.

Erst probiren, dann raisonniren.

Jedem Raucher zu empfehlen: **Prof. Dr. Jäger**'sche **Cigarren**, weil dieselben im Geschmack weit angenehmer und dem menschlichen Körper nicht nachtheilig sind, daher ganz besonders den Brust-, Lungen- und Magenleidenden anzurathen; diese Cigarren werden allgemein gelobt und bitten Versuche anzustellen, welche gewiß zur größten Zufriedenheit ausfallen werden. Preis per Kiste à 100 Stück 5, 6, 7, 8, 10, 12 u. 15 Mk.
Echte Havanna-Cigarren 18, 20, 25 Mk.
Cigaretten per Carton 50 Pf., 60 Pf. u. 1 Mk.
Proben werden verabfolgt. Prospecte gratis.
Haupt-Depôt der **Prof. Jäger**'schen **Normal-Artikel** [2308]

„Bazar“ Nürnberg,

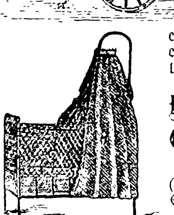
Berlin W., Französischestr. 20 (kein Cigarrenladen). Filialen in **Brüssel** u. **Lüttich.**

Niederländischer Chinawein.

Dieser **kräftige Wein** aus der so
alkaloidreichen Java-China
empfohlen durch bedeutende Aerzte, von Chemikern ersten Ranges untersucht, attestirt durch die königl. Charité und Augusta-Hospital in Berlin. **Stärkend, belebend, appetiterregend, fiebervertreibend, mit Eisen blutbildend,** gegen **Bleichsucht, Blutarmuth und große Schwäche. Man achte darauf, daß jede Flasche mit unserem Namenszug versehen ist. Preis pro Fl. 4 M. und 2 M. 50 Pf.**
Zu haben in den Apotheken. Engros-Niederlagen bei **R. H. Paulcke, Leipzig** und **Berlin**, Brandenburgstr. 19; **Leipzig: C. Berndt & Co.; Hamburg:** Hohe Bleichen 22, **Woortmann & Möller; Magdeburg: Dr. O. Krause,** Löwen-Ap.
[2303] Fabrikanten **Kraepelien & Holm,** Apotheker, Zeist (Holland).

Patent-Kinderwagen,
Krankenfahrstühle,
Netzbettstellen,
Kinder-Velocipedes





eigner Fabrik, höchst solides Fabrikat, in einfachen wie elegantesten Ausstattungen liefert unter Garantie zu sehr mäßigen Preisen die



Kranken- u. Kinderwagen-Fabrik
G. E. Höfgen, Dresden-N.
Reichausgestattete illustrirte Kataloge (mit vielen Anerkennungen aus **allen** Ständen als Anhang) auf Wunsch **gratis.**
Niederlage Wien I. Postg. 22.



Schreibkrampf

Schreibkrampf, Klavier- u. Violinkrampf, Zittern u. Armschwäche werden in einigen Wochen schmerzlos geheilt. Urtheile der ersten medic. Autoritäten Europas u. Amerikas, sowie Artikel aus: Berlin. klin. Wochenschrift, Deutsche Medicinalzeitung, Pariser Progrès Médical, Wiener Med. Wochenschrift, New Yorker „The Medical Record“, Londoner „British medical Journal“ u. „The Lancet“ werden auf Verlangen zugesandt. Von nun an practicire wieder in Frankfurt a. M. (Elsheimerstr. 7). Brochüre (3. Aufl.) Verl. Mor. Diesterweg, Frankfurt a. M.
[2328] **Julius Wolff**, Specialist.



Echte Briefmarken!
Brasilien 12 versch. 40 Pf. — Bulgarien 10 v. 50 Pf. — Siam 3 v. 50 Pf. — Persien 4 v. 50 Pf. etc. Preisl. grat. u. frco.
Ernst Hayn, Berlin N., Invalidenstraße 15.

Stottern! [2209]
wird brieflich geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an Arthur Heimerdinger, Straßburg i. E.

IN DEN APOTHEKEN:



75 PFENNIGE.



Ein äusserst lehrreiches Buch
über die Prof. Dr. Flamer'sche Heilmethode, durch welche **Nervenkrankheiten, Schwäche des Körpers u. Geistes, Unterleibsleiden, Hautausschläge** etc. etc. sicher curirt werden, wird zum Wohle aller Leidenden an Jedermann auf Verlangen **unentgeltlich** und **frankirt** in deutscher Sprache zugesandt. Man adressire: An **Dr. J. Hermann's Bureau** in **London**, E., 38 Parkholme Rd., Dalston. Brief nach hier 20 ₰, Karte 10 ₰. 2280



Porträt einer alten Frau.

Nach einem Gemälde Rembrandts in der Gemäldegalerie zu London.

Trompeter – du lustiges Büchlein,
Wie weht aus jeglichem Stükk
Ein Hauch von Jugend und Frohmuth,
Ein Hauch von Liebe und Glükk!

Versuch' ich heut, Dich zu lesen,
Mahnt kaum noch fernher ein Klang,
Dass ich es selbst einst gewesen
Der auf Capris Klippen Dich sang!

Carlsruhe
im November 1878.

Jos. Victor von Scheffel

Facsimile eines Gedichtes,

welches Scheffel in ein Exemplar seines „Trompeter von Säckingen" schrieb, als er es dem Herausgeber dieser Blätter schenkte.

Der Hexenrichter.

Von

Karl von Heigel.



Es war im Jahre 1629. Das Städtchen Neuburg, die Residenz der Herzöge von Pfalz-Neuburg, lag im Licht eines schönen Maientages. War eine Gasse auch noch so eng, über den Giebeldächern blickte der blaue Himmel herein, und durch die offenen Erkerfenster ergoß sich Frühlingsluft in jedes Haus. Licht und frische Luft drangen nur in ein Gebäude nicht, in den Hexenturm, der hart an der Stadtmauer ein Gewirr allerärmlichster Häuser und Hütten überragte. Außen besehen, war er ein stattliches Bauwerk, nicht ohne künstlerischen Schmuck, denn über der Pforte war eine Themis gemalt mit der Umschrift: Discite justitiam moniti et non temnere Divos.

Zu dieser Umschrift blickte der würdige und wohlgelehrte Herr Jeremias Pistorius, Amtmann und der Rechte Doktor, empor, während der Turmvogt drinnen ihm aufschloß; blickte aus alter Gewohnheit empor und nickte — ebenfalls aus Gewohnheit — beifällig. Für ihn war der Spruch keine Mahnung; Pistorius war ein gerechter Richter, ein gottesfürchtiger, tugendfester Bürger; das bezeugte schon die Art wie alt und jung, reich und arm in Neuburg ihn grüßte und ihm nachsah. Und auch ein schöner Mann war er, im besten Alter, hochgewachsen, breitschulterig. Das runde, glattrasierte Gesicht hatte gefällige Züge und gesunde Farbe, der Blick der stahlblauen Augen war fest, ohne Härte.

Wie häßlich erschien neben ihm sein jüngerer Begleiter, der Stadtschreiber Johann Specht, der schielte und leberkrank war und aussah.

Das Thor ward aufgethan, doch aus dem finstern Flur schlugen Modergeruch und Kälte wie abwehrende Gespensterhände den beiden entgegen. Der Schreiber zupfte Pistorius, der ohne Zögern eintreten wollte, am Mantel.

„Was gibt's?“ Der Richter blickte auf Spechtlein wohlwollend und ermunternd nieder. Letzterer wollte einige Zweifel, so sich auf die bevorstehende Gerichtshandlung bezogen und ihm schwer auf der Seele lagen, bescheidentlich vortragen. Noch unter freiem Himmel, bat er, denn „drinnen, in den schrecklichen Kammern schnür' es ihm die Kehle zu.“

Pistorius lächelte.

„Ab assuetis non fit passio. Gewohnheit macht alles milde . . . Und welcher Art Bedenken quälen Euch? Ihr zweifelt doch nicht, daß die Rainer eine Hexe ist?“

Der Schreiber sah verlegen zu Boden.

„Wenigstens hat sie annoch die vorhandenen Indicia samt und sonders genugsam abgelehnt?“

„Das rüttelt an den Indicien nicht. Primo, sind innerhalb weniger Jahre zwölf Hexen auf sie gestorben!“

„Was der böse Feind aus den Weibern redete, muß man es glauben? Ist nicht eines unbescholtenen Mannes Zeugnis höher zu achten? Nach der Aussage des Ehemanns war Anna Rainer in den sieben Jahren ihrer Ehe eine ehrbare und fleißige Hausfrau. Aller weltlichen Lustbarkeit abhold, hat sie immer gebetet, gefastet, geweint. Sie beichtet und kommuniziert alle vierzehn Tage . . .“

„Ein anderes Indicium! So pflegen die Hexen sich zu schmücken und wollen allezeit gern für die Frömmsten gehalten sein. Hat Euch denn das Zeugenverhör nicht überzeugt?“

„Ach, die Zeugen! Ein verdorbener Wirt beschuldigt die Frau des Reicheren, daß sie ihm sein Bier verderbe . . . eine unsinnige Alte hat vorm großen Hagelschlag vorigen Jahres die Rainerin auf dem Feld gesehen . . . Wahrlich, einem Defensor würde seine Aufgabe leicht!“

Pistorius lächelte überlegen.

„Der Inquisitionsprozeß,“ sprach er, „als ein in subsidium anwendbares Gerichtsverfahren und modus procedendi extraordinarius macht die Verteidigung überflüssig. Auf das G e s t ä n d n i s kommt's an! Und dafür, daß die Angeklagte gesteht, laßt Meister Jakob sorgen.“

„Die Folter!“ murmelte der andere. Dann hob er kühnlich das Haupt und sprach — wobei er fürchterlicher denn je schielte — „Es ist ein schwacher Geist in zerbrechlicher Hülle . . . Und wenn diese Unglückliche auf der Marterbank hundertmal wider sich selber zeugte, ich würde sie hundertmal ledig sprechen.“

Pistorius legte seine große, aber wohlgepflegte Hand auf die Schulter des andern wie zur Beruhigung, weil sein Ton jetzt sehr ernst wurde. „Specht, wißt Ihr denn nicht, daß das Mitgefühl für Zauberer und Hexen auch ein Indicium werden kann! . . . Spechtlein,“ fuhr er milder fort, als er sah, daß der andere erblaßte, „Spechtlein, Ihr seid ein vortrefflicher Musikus vocaliter et instrumentaliter, aber auf dem Gebiet der crimina excepta, der außerordentlichen Verbrechen seid Ihr ein Neuling. In his ordo est, ordinem non servare. Wo kämen wir mit Eurer

Milde hin! Die Anna Rainer ist eine Zauberin. Ihre eigenen Bekenntnisse werden den rumorem vulgi und die Zeugen und meine innerste Stimme bestätigen! Was ist denn maßgebend für mich? Ich denke doch, das Gesetz! Das höllische Laster der Hexerei wird mit dem Feuertode bestraft. Es liegt nicht in der Befugnis der Obrigkeit, diejenigen zu begnadigen, die göttliches und menschliches Gesetz zum Tode verurteilt. Der Prophet sagte zum König Ahab, daß er sterben müsse, weil er einen Mann begnadigt, der des Todes schuldig war."

Wie Herr Pistorius mit erhobener Stimme, leuchtenden Auges also sprach, sah er selbst einem Propheten nicht unähnlich, nur daß ihm der große Bart fehlte.

Der Turmwärter leuchtete den Gerichtsherren durch das Irrsal von Gängen und Treppen voran. Der Lichtschein wanderte den feuchten Wänden entlang, huschte an niedrigen, eisengepanzerten Thüren vorbei, hinter denen da ein Kettenrasseln, dort ein Wimmern erklang. Der Boden war schlüpfrig, schmutzig, und Ratten liefen den Störenfrieden über die Füße . . .

. . . Ach, was war nun das wieder? Ein Schrei drang von irgend woher aus den Finsternissen und machte das Stadtschreiberlein schaudern. Endlich gelangten sie in die Stube, wo die Schöffen auf sie warteten. Auch aus diesem Raum war das Tageslicht verbannt, Kerzen brannten auf dem Tisch für die Gerichtsherren und beleuchteten die ernste Gesellschaft und ihre ungastliche Halle. Hinterm Stuhl des Richters hing das Bild des Gekreuzigten, sonst waren die Wände kahl; an der Decke aber waren starke Eisenringe und Kloben von rätselhafter Bedeutung angebracht.

Und nun wurde von Henker und Stöcker die Angeklagte hereingeführt, eine schlanke blonde Frau mit großen lichtblauen Augen. Sicherlich war sie vor kurzem noch eine sehr hübsche Frau, aber Venus würde durch den Dunst jener Gefängnisse („carceris squalore") entstellt worden sein. Und unter welchem Fluche lebte sie! Die Frau eines wohlhabenden Wirtes und Mutter zweier rosiger Kinder, war sie angeklagt: Gott „erschrecklich und unchristlich" abgeschworen und dem leidigen Satan sich mit Leib und Seel' ergeben zu haben!

Vor Jahren fiel der Schatten auf Anna, als die uralte Valkenbergerin auf der Folter bekannte, daß sie das Zaubern von der jungen Wirtin zu Rennertshofen gelernt habe. Die nächste Hexe sagte — ebenfalls auf der Folter — daß sie einmal nachts mit der Anna Rainerin bis Würzburg zum Walpurgisfest geflogen sei, an dem dreitausend Hexen teilgenommen. Vieh kam um, Hagelschläge verwüsteten die Felder. Die beschädigten Nachbarn sahen Anna Rainer mit finsteren Blicken an. Das kranke Kind einer Hausiererin, dem Frau Anna ein Muslein gekocht und eingegeben hatte, starb, allerdings erst nach drei Tagen, aber genau zur selben Stunde . . . Kurzum, Anna Rainer konnte von einem Wunder sagen, daß man sie jahrelang frei und ungekränkt unter Christenmenschen wandern ließ.

Endlich ward sie doch verhaftet und in den Neuenburger Hexenturm gebracht. Zu Rennertshofen, wo man auf herzoglichen Befehl nach Salben, Kräutern und anderen verdächtigen Dingen suchte, wurde zwar nichts dergleichen gefunden; auch beteuerte die Verhörte mit den heiligsten Schwüren und unter Thränen — und „Hexen weinen nicht," sagte das Sprichwort — ihre Unschuld, aber die Neuenburger hofften zu ihrem Doktor Pistorius, daß er die Verstockte „zu verdienter Bestrafung ihrer Verbrechen und anderen zum eindrücklichen Exempel" dem Scheiterhaufen übergeben werde.

„Anna Maria Rainer," hob der Amtmann an, nachdem jene ihrer Ketten entledigt worden war und nun in demütiger Haltung, die feuchten Augen auf den Gestrengen gerichtet, so ganz und gar nicht diabolisch dastand. „Anna Maria Rainer, unserer eigenen herzlichen Ermahnung an dich, ein rückhaltloses Geständnis abzulegen, schließt sich dein Herr und Lebensgefährte nachdrücklichst an. Es ist uns bekannt, daß du im Lesen eine absonderliche Fertigkeit besitzest. Lies denn, lies laut dieses Schreiben deines Mannes an dich und mache unsere Hoffnung, die wir von seiner heilsamen Wirkung hegen, nicht zu schanden."

Damit reichte er der Frau ein beschriebenes Blatt über den Tisch, das sie nicht sobald ergriffen und überflogen hatte, als sie unterm Sturm der Empfindungen in die Knie sank und es unter herzzerbrechendem Schluchzen mit Küssen bedeckte.

„Lies!"

Sie gehorchte und las mit zitternder Stimme und oft vom Weh übermannt und innezuhalten gezwungen, das Schreiben [1]), das also lautete:

„Ehrentugendsame, herzlieber Schatz! Weilen ich noch zu Neuburg und Deiner Person halber ein Lieg- und Deckbett und ein Kissen begehrt wird, also bitte ich meinen Schatz, sie wolle mich mündlich wissen lassen, ob ichs allhie oder von Rennertshofen aus von dem Unsrigen versolle. Bitte von Gott, er wolle Dir Erkenntnis Deiner Wissenschaft geben. Bist Du, o mein Schatz, schuldig, bekenne es, bist Du unschuldig, hast eine gnädige Obrigkeit, derer wir, zuvörderst Gottes Huld, und unser Kinder zu getrösten. Seie mit Deiner und meiner Geduld dem Schutz Gottes befohlen.

Dein Getreuer, weil ich leb,
Georg Rainer.

O mein Schatz, sage mit wenigem, wie ich eine Zeitlang die Haushaltung anstellen solle, und in höchster Bekümmernis dies."

Dann hieß es, von Kinderhand geschrieben:

„Unseren freundlichen, kindlichen Gruß, herzliebe Mutter! Wir lassen Dich grüßen, daß wir wohlauf sind. So hast Du uns auch entboten, daß Du wohlauf seiest. Der allmächtige Gott verleihe Dir seine Gnade und heiligen Geist, daß Du, Gott woll, wieder mit Freuden und gesundem Leib zu uns kommest. Gott woll, Amen. Herzliebe Mutter, laß Dir Bier kaufen und laß Dir Fischlein backen, und laß Dir ein Hühnlein holen bei uns, und wenn Du Geld darfst, so laß holen; hast's in Deinem Säckel wohl. Gehab Dich wohl, herzliebe Mutter.

Sei tausendmal geküßt,
Deine Maria und Margarete."

[1]) Aus Soldans Geschichte der Hexenprozesse, neu bearbeitet von Dr. H. Heppe, einem Werk, das in seinem hohen Werte genugsam erkannt, aber noch lange nicht genugsam bekannt ist.

Wieder bedeckte sie den Brief mit Küssen und rief ein über das andere Mal: „O mein Mann! meine Kinder! O meine Herzgeliebten!“

Der Amtmann aber, als er sie so ganz in Thränen aufgelöst und — wie er glaubte — reuig sah, fragte mit sanfterer Stimme als bisher: „Du bekennest also gütlich, daß du des hochverdammten Lasters der Zauberei schuldig bist?“

Da raffte sich das Weib empor, warf die Arme gegen Himmel und schrie: „Ich bin unschuldig, unschuldig! So wahr Gott im Himmel ist, ich weiß von nichts!“

Da runzelte der Amtmann die Stirn und nahm die Frau abermals in ein strenges Verhör. Aber sie antwortete auf alle noch so klug gestellte Fragen standhaft: Nein, sie wüßte nichts. Der Amtmann läßt die Marterwerkzeuge vor ihr ausbreiten und ihr durch Meister Jakob den Gebrauch erklären; sie bleibt tapfer.

Als Pistorius alles Bitten und Drohen fruchtlos erkannte, entschloß er sich zur „scharfen Frage“ und befahl dem Nachrichter, die Inquisitin zu entkleiden.

Der Stadtschreiber war der einzige, der sein glühendes Gesicht über die Akten bog, alle anderen sahen in der Unglücklichen nicht das Weib, nur das Verbrechen.

* * *

Zwei Stunden später war Anna Rainer in ihre Kammer zurückgebracht — sie hatte gestanden.

„Bitte,“ sagte Pistorius zum Stadtschreiber, nachdem dieser das Protokoll vorgelesen hatte, „lest die Stelle: ‚Ist höher aufgezogen worden,‘ noch einmal!“

Der Stadtschreiber schlug Blatt für Blatt um, dann legte er den Finger auf die Stelle und las:

„Ist höher aufgezogen, ist stille geworden und hat gesagt, sie wäre keine Hexe. Die Schraube auf dem rechten Bein zugeschraubet, worauf sie: O wehe! gerufen. Es ist ihr zugeredet worden, die Wahrheit zu sagen. Sie ist aber dabei geblieben, daß sie nichts wüßte. Sind die Schrauben wieder zugeschraubet worden, hat geschrieen: Meine liebste Mutter unter der Erden, komme mir zu Hilfe! o Jesu, erbarme dich mein! Ist wieder stiller geworden. Es ist ihr vielfältig zugeredet worden, sie ist dabei geblieben, daß sie nichts kennte oder wüßte. Die Schrauben höher zugeschraubet, hat sie endlich gewehklagt und gesagt: Man sollte sie herunterthun, sie wolle sterben als eine Hexe und sich verbrennen lassen. Weil man an ihr gemerket, daß sie auf gutem Wege sei, hat man sie von allem ledig gemacht, sie auf einen Stuhl niedergesetzt und sie zum Geständnis beweglich und umständlich ermahnt. Darauf sie gütlich ausgesagt: Ja, sie sei eine Hexe . . .“

„Gütlich ausgesagt,“ unterbrach Pistorius den Vortragenden, „gütlich!“ wiederholte er nachdrücklich und blickte dabei einen dicken Schöffen an, der schläfrig den Kopf hängen ließ und Daumen um Daumen drehte. Dann wandte er sich wieder zum Stadtschreiber: „Nur noch das Urteil, lieber Specht!“

Dieser überschlug fünfzig und mehr Seiten — die „positiven Aussagen“ — und las sodann:

„Auf Klage, Antwort, auch alles gerichtliche Vor- und Anbringen und gütlich selbsteigene Bekenntnis und Aussage ist endlich zu Recht erkannt, daß peinlich Beklagte zwar aus Gnade, weil sie sich bußfertig erzeiget, mit dem Schwert und blutiger Hand vom Leben zum Tode hingerichtet, der tote Körper aber nachmals zu Asche verbrannt werde.

Actum 29. Mai 1629.“

„Und so hätten wir denn heute,“ fiel Pistorius ein, „zu Ehren des gnädigsten Herzogs und zum Nutzen unserer Stadt ein gutes Werk gethan!“

Damit war die Verhandlung geschlossen.

Indessen war es Abend geworden, ein Abend schön wie der vorangegangene Tag. Straßen und Plätze waren von feiernden Bürgern, spielenden Kindern belebt. Auf allem lag ein warmer Ton, und als der Amtmann aus dem Turm ins Licht trat, erschien ihm die Welt draußen wie vergoldet. Welch ein Genuß, mit tiefem Atemzug diese Luft einzusaugen, die über junge Saat und frischergrünte Wälder gewehet hatte!

Pistorius legte den Heimweg gemächlich zurück. Jetzt ruft er einer Gruppe Plaudernder leutseligen Gruß zu, jetzt macht er einer vorn und hinten mit Lakaien, im Inneren mit Prinzessinnen überladenen Karosse eine tiefe Verbeugung, dann wieder schwenkt er vor Ratsfrauen, die zum Besuch von Kirchen und Basen unterwegs sind, artig den Hut. Ein alter Invalide hinkt über die Straße, um Seiner Gestrengen die Hand zu küssen. Hat der Amtmann doch für ihn beim Herzog allen Räten zum Trotz ein tapferes und nicht unfruchtbares Fürwort eingelegt! Pistorius ist so beliebt wie geachtet. Frauen und Mädchen, wenn sie vor jedem anderen Mann die Wimpern gesenkt halten, haben für ihn einen hellen Blick. Nun waren die Beweise allgemeiner Gunst freilich etwas Alltägliches für ihn, doch thut wie wir glauben, das Angenehme alle Tage wohl.

Kaum hat er, an seinem Hause angelangt, mit dem Thürklopfer den ersten Schlag gethan, geht die Thür auf und des Amtmanns Töchterchen, zwei reizvolle Gestalten, begrüßen, umhalsen, liebkosen ihn. Sie entringen dem alten Diener, der schmunzelnd und nickend herzutritt, Hut und Stock des Vaters, und fröhliches Lachen erfüllt das dämmerige Treppenhaus. Oben aber steht die stattliche Hausfrau. Als kehrte er von einer weiten Reise heim, so begrüßen sich die Gatten, begrüßen sich mit ungeheuchelter Zärtlichkeit.

„So lang!“ spricht sie, „Spechtlein ist viel früher kommen als du.“

„Und der Herr Vikarius, und der Student?“

„Sind mit ihren Instrumenten auch schon da.“

„Brav! brav!“ sagte er freudig. „Das wird nach heißer Arbeit ein fröhlicher Abend!“

Die Stube, wo die Gäste des Hausherrn harrten, war ein mäßig großer Raum. Durch farbige Scheiben drang das glutrote Himmelslicht herein, gemildert und doch kräftig genug, um dem dunklen Getäfel der Wände und dem Deckengebälk alle Düsterkeit zu nehmen. Es spiegelte sich in den kunstvoll getriebenen Platten und Kannen auf dem Gesims und vergoldete die braunen Ledertapeten, die den Fries über der Vertäfelung bil-

beten. Die wohlgedeckte Tafel mit Silbergeschirr und schlanken Kelchen stand in einer traulichen Ecke am Kachelofen. Inmitten der Stube aber um ein Tischlein mit Notenbüchern saßen der Stadtschreiber, der immer lustige Vikar und ein immer schüchterner flachshaariger Student und empfingen den Eintretenden mit Musik.

St! — Pistorius drängte seine Frau sanft in den bequemsten Lehnstuhl und nahm dicht neben ihr auf einem schlankeren Sessel Platz. Das ältere Töchterchen schmiegte sich an ihn, die zweite kauerte zu Füßen der Mutter. Alle lauschten; Pistorius aber stieg „auf goldener Töne Leiter" geradeswegs in den Himmel.

„Schöner," sprach er, als das Stück zu Ende war, „schöner kann ein Tag nicht enden!"

Das erste Lebensjahr der Buche.

Von

Oberförster **Habenicht.**

Im tiefschattigen Buchenwalde, wo wir fern von dem Treiben der Welt Erholung suchen von des Tages Arbeit und Mühen und unter grünem Laubdache an Waldesluft und Waldesduft uns erfrischen, wo wir gehoben von der Hoheit und Schönheit des Waldes und geweiht durch sein geheimnisvolles Schweigen Einkehr mit unseren Gedanken halten und stiller Friede gleich der Ruhe der Natur sich auf unser Gemüt senkt — ahnen wir nichts von den Bildungen und Wandlungen, welche sich vollziehen mußten, um diesen Wald ins Dasein zu rufen. Wir lieben ihn mit seinen Säulenhallen und seinem Blätterzelte, mit seiner Ruhe und Waldeinsamkeit, wir lieben das lauschige Plätzchen am moosgepolsterten Fuße des grauen Stammes, wo durch das frische Laub der Krone ein Stück blauen Himmels friedlich hernieder schaut, wo das klare Bächlein melodisch sprudelt und muntere Sänger auf den Zweigen schaukeln, wir lieben den Wald, der wie ein vertrauter Freund uns jederzeit eintreten läßt in sein stilles Heim, um alle die schönen stimmungsvollen Bilder, welche dort auf uns einwirken, in uns aufzunehmen; allein den jungen Nachwuchs, aus welchem das künftige Geschlecht sich aufbauen und späteren Generationen eine Stätte der Erholung und Erquickung bieten soll, lassen wir unbeachtet am Wege stehen.

Das ist eine Thatsache, gegen welche sich nichts einwenden läßt, die aber erklärlich wird, wenn wir die kleine unscheinbare Pflanzenwelt zu unseren Füßen mit dem das Auge fesselnden Bilde vergleichen, das in großen Zügen der Wald in seiner Hoheit und Pracht uns erkennen läßt. Deshalb soll jedoch nicht verschwiegen bleiben, daß die wahre Liebe zum Walde uns erst dann durchdringt, wenn wir auch für die junge Nachkommenschaft desselben, für das stille Walten der Natur im Schaffen neuen Lebens ein Herz haben.

Indem der Verfasser, welchen sein Beruf in engere Beziehungen zu dem Walde führt, die über das Pflanzenleben der jungen Buche von ihm gemachten Beobachtungen an der Hand der beigefügten nach der Natur aufgenommenen Zeichnungen mitzuteilen sich erlaubt, möchte er dazu beitragen, den Sinn für den Wald immer mehr zu beleben. Es kann nicht in seiner Absicht liegen und würde auch dem ausgesprochenen Zwecke nicht einmal entsprechen, den gedachten Gegenstand wissenschaftlich zu behandeln; nur seine Wahrnehmungen möchte er zu weiterer Anregung in diesen Zeilen niederlegen. Ist dabei manches Bekannte mit eingeflochten, so hat er auch dort, wo die Buche nicht heimisch ist, Verständnis und Interesse dafür zu erwecken gehofft.

Zum natürlichen Aufbau des Waldes bedarf es keiner anderen Vorbedingung als: das Vorhandensein eines fruchttragenden Bestandes und eines empfänglichen, durch Ansammlung von Nährstoffen gekräftigten Bodens. Kaum eine andere Holzart besitzt aber in dem Maße die Eigenschaft, diese Bedingungen zu erfüllen und sich von selbst fortzupflanzen, als die Buche, aus welchem Grunde denn auch ihre Verjüngung fast allgemein auf natürlichem Wege, d. h. durch den abfallenden Samen erfolgt. Was die künstliche Walderziehung nur mit Aufwand von Geld, Zeit und Arbeitskräften hervorzubringen vermag, schafft hier die Natur in einfacher, kunstloser Weise. Mit allen zur Fortpflanzung des Waldes unentbehrlichen Mitteln ausgerüstet, erzeugt ihre nie ruhende Schaffenskraft aus Wald immer wieder Wald, solange nicht störende Elemente, besonders der Eigennutz des Menschen, in ihre Leistungen hemmend eingreifen. Verfolgen wir den Weg, welchen die Natur zur Erreichung dieses Zweckes einschlägt, im Hinblick auf den Buchenwald, so werden wir folgende Erscheinungen wahrnehmen.

Aus den von Jahr zu Jahr den Boden bedeckenden Laubmassen speichert sich nach vorangegangener Zersetzung eine immer reichere Nährstoffschicht auf, welche sowohl die von dem Bestande verbrauchte Bodennahrung ergänzt, als den Boden kräftigt und frisch erhält, damit dem Samen ein empfängliches Keimbett gesichert werde. Mit dem Eintritt der Fruchtbarkeit setzen die Buchen die unter dem Namen Bucheckern bekannten Früchte an, welche bei guten, allerdings nicht häufig eintretenden Samenjahren, das Material zu einer Besamung in Fülle liefern. Die Besamung selbst erfolgt unter dem Einflusse des Sonnenlichts und der Nachtfröste, wobei die Fruchtkapseln spalten und aufspringen, sowie unter Mitwirkung der während der Reifezeit meist herrschenden Winde, welche die Früchte lockern und ihr Abfallen beschleunigen — von allen über die Waldfläche verteilten Samenbäumen zu naturgemäßer Zeit. Für die Bedeckung und Einbettung der Bucheckern sorgt das teils mit teils nach der Frucht von den Bäumen fallende Laub, was unter dem Drucke von Regen und Schnee gebunden und dadurch gegen Verwehen geschützt wird. Damit auch später die junge Pflanze des Schutzes gegen Frost und Hitze nicht entbehre, hat die Natur dem Samenkorn in Form und Schwere Eigenschaften gegeben, welche es zwingen, beim Niederfallen in der Nähe des Mutterbaumes zu bleiben, um unter dem schützenden, die Unbilden der Witterung abschwächenden Schirm ein Keimbett zu finden.

So weiß die Natur mit weiser Sorgfalt die Fortpflanzung des Waldes zu sichern und vorzubereiten. Selbst in dem Umstande, daß gute Samenjahre in der Regel nur alle sechs bis acht Jahre, in manchen Gegenden noch seltener wiederkehren, liegt für die Verjüngung des Waldes ein Gewinn insofern, als öftere Samenernten den Stand der Pflanzen mehr und mehr verdichten und dadurch den Kampf, welchen letztere um ihre Existenz und auf Kosten ihres Wachstums zu führen haben, ungewöhnlich erschweren.

Dennoch hält der Buchenzüchter jeden Winter Umschau, ob Aussicht auf ein Samenjahr vorhanden ist, und so oft er Blütenknospen entdeckt, welche an der volleren und kürzeren Form sich von den Blattknospen leicht unterscheiden lassen, wird er ein Gefühl der Befriedigung empfinden, hat er doch noch manches Plätzchen für Bucheckern übrig. Die Blüten erscheinen mit dem Laube meist im Monat Mai, entziehen sich aber in der Blättermasse dem Auge und werden nur dadurch bemerkbar, daß sich beim Durchwandern solcher Bestände ein gelber Blütenstaub auf den Schuhen absetzt. Leider verbürgt das Vorkommen von Blüten die Aussicht auf ein Samenjahr nicht immer, die Fruchtbildung hat vielmehr unter Spätfrösten und anderen atmosphärischen Einwirkungen nicht selten so zu leiden, daß manche Hoffnung getäuscht wird. Der Samen reift gegen Ende Oktober und mit den ersten Nachtfrösten fallen auch die Bucheckern zu Boden, wo sie den Winter über, durch Laub und Schnee mehr oder weniger geschützt, liegen bleiben. Daß statt Eckern auch der Ausdruck Mast — von Viehfütterung und Mästung hergeleitet — gebraucht und danach die angesetzte Fruchtmasse als volle, halbe und Sprengmast geschätzt wird, mag hier beiläufig Erwähnung finden.

Betrachten wir nunmehr die Frucht näher, so nehmen wir in einer aus den Deckblättchen umgebildeten vierspaltigen stacheligen Kapsel in der Regel zwei nebeneinander sitzende Bucheckern wahr, deren weiße Kerne in einem rötlichen Fasergewebe liegen und von einer braunen lederartigen Hülle eingeschlossen sind. Die Fruchthülle selbst besteht aus drei gleichen, in scharfe Kanten auslaufenden Seitenflächen von der

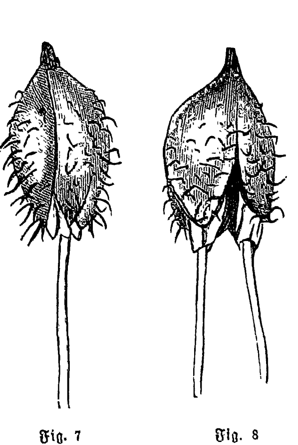


Fig. 7 Fig. 8

Form eines Dreiecks und einer kleineren, an den Ecken abgerundeten und als Basis dienenden Grundfläche, erscheint daher wie ein Tetraeder. In der Zeit der Reife öffnen sich die Kapseln an der Spitze, ihre Spalten erweitern sich, die im Grunde sitzenden Bucheckern werden gelockert und fallen bei gegenseitiger Berührung zu Boden, werden auch wohl mit den Kapseln, worin sie haften geblieben sind, gleichzeitig abgeworfen (Fig. 7 und 8).

Hier am Boden, wo sie vorzugsweise in dem abgefallenen Laube den nötigen Schutz gegen Frost genießen, bleiben die Eckern im Zustande latenten Lebens so lange liegen, bis die Keimungsfaktoren darauf einwirken. Von diesem Momente ab gehen aber mit dem Samenkorn verschiedene Formveränderungen und innere Umbildungen vor sich, um die junge Pflanze zu erzeugen und mit denjenigen Organen auszurüsten, welche sie zur Fortdauer ihres Lebens bedarf.

Die Keimung erfolgt annähernd bei einer Temperatur von 6 bis 7 Grad R. — genauere Untersuchungen über das Minimum der Wärme sind dem Verfasser nicht bekannt. Die ersten Erscheinungen, welche unter dem Zutritt von Wärme, Luft und Feuchtigkeit an dem Samenkorn eintreten, bestehen darin, daß sich dasselbe dehnt, daß es anschwillt und an seinem spitzen Ende, da, wo in der Kernmasse das Würzelchen liegt, platzt. Hervorgebracht werden diese Veränderungen durch die innere Verbindung der eindringenden Feuchtigkeit mit dem in den Zellen der Kernmasse und der Samenlappen abgelagerten Stärkemehl und eiweißhaltigen Nahrungsstoffe, welcher nach weiterer Umwandlung in eine zuckerartige Substanz zugleich dem Keimlinge für die erste Zeit zur Ernährung dient. Bei weiterer Entwickelung tritt das Würzelchen aus der Spitze des Kernes als ein kleiner weißer Stift hervor, während gleichzeitig die Hüllwände, welche die in allen Bucheckern konstant gefalteten, gelbweißen Samenlappen oder Kotyledonen einschließen, sich abrunden. Verlängert sich der Keim, ohne daß er in den Boden eindringt, ist er somit dauernd der atmosphärischen Luft ausgesetzt, so verliert er die weiße Färbung und wird rötlich- oder schmutziggelb. Eine Veränderung in der Farbe der Kotyledonen tritt erst dann ein, wenn der Keim sich in den Boden gesenkt und zur Wurzel ausgebildet hat, die Hüllwände der Frucht sich trennen und der Zutritt des Lichts erfolgen kann.

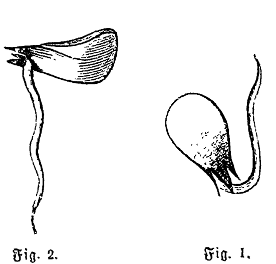


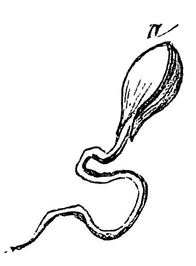
Fig. 2. Fig. 1.

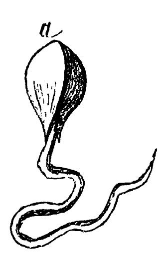
Vollzieht sich der Keimungsprozeß im Winter, was bei milder Witterung nicht selten vorkommt, so erleidet bei den in Laub gebetteten Bucheckern die Keimung — unter welcher hier nur die Erzeugung des Keimes zu verstehen ist — eine Unterbrechung, bis durch intensivere Wärme der Keimungsakt neu angeregt wird, wogegen die auf nacktem Boden liegenden, dem Froste ausgesetzten Eckern absterben (Figur 1 und 2).

Vermöge einer bis jetzt noch nicht erklärten Ursache wohnt dem Pflanzenkeim das Bestreben inne, sich dem Erdcentrum zu nähern, also in vertikaler Richtung in den Boden einzudringen, eine Erscheinung, welche für das Wachstum der Pflanzen, namentlich der Bäume, von großer Bedeutung ist. Wo der Keim verhindert ist, diesem Triebe zu folgen, wo er Widerstand findet,

um seine Spitze in der gedachten Richtung in den Boden einzusenken, geht er zu Grunde. Zu den der natürlichen Entwickelung des Pflanzenkeimes entgegenstehenden Hindernissen zählen verschlossene und verhärtete Bodenpartien, dichter Bodenüberzug, flachstreichende Wurzeln, Steine u. s. w., wie die an solchen Orten vorgefundenen Eckern mit 6 bis 8 cm langen, meist durch auffällige Krümmungen und Windungen gekennzeichneten Keime, welche der normalen Bildung absolut nicht entsprechen, erkennen lassen. Es ist nicht anzunehmen, daß diese eigentümlichen Mißbildungen zufällig entstanden sein oder daß sie nicht einem bestimmten Zwecke gedient haben sollten, vielmehr läßt ihr Zusammenhang mit dem Keimtriebe darauf schließen, daß dieser in dem Bestreben einen zur Einsenkung in den Boden geeigneten Punkt zu finden, sich in der einen oder andern Richtung fortbewegt haben muß. Da diese Thätigkeit nur der Wurzelspitze kraft des innewohnenden Naturtriebes eigen ist, so muß der nachwachsende freie Teil des Keimes auch die Richtung darstellen, welche das Würzelchen beim Tasten verfolgt hat. So erscheinen dann die Krümmungen des Keimes den von dem Würzelchen ausgeführten Bewegungen entsprechend in ihren Richtungen bald vorwärts bald seitlich, bald rückwärts strebend, je nachdem der eine oder andere Punkt am Boden eine Anziehung auf die Keimspitze auszuüben vermochte. Ueber den engen Kreis, dessen Mittelpunkt das Samenkorn bildet, gehen dabei selbstverständlich die Bewegungen der Keimspitze nicht hinaus. Sobald die Kraftquelle der Kotyledonen erschöpft ist, hören die auf eine verhältnismäßig kurze Dauer beschränkten Tastbewegungen auf, die Funktionen des Keimes erlöschen und derselbe stirbt ab. Jede oft durch geringfügige Hindernisse hervorgebrachte momentane Störung bei der Entwickelung hat eine Krümmung des Keimes zur Folge und nur da, wo letzterer ganz ungehindert in den Boden einzudringen vermag, bleibt das Keimende vollkommen gerade (Figur a. a. 1 bis 3).

Fig. 4. Fig. 3.





Mit dem Moment des Haftens erhebt sich der freie Teil des noch mit dem Samenkorn verbundenen Keimendes in vertikaler Richtung aufwärts, um als Stengelchen den Grund für die künftige Stammbildung zu legen, während das in den Boden eingesenkte spitze Ende sich zur Wurzel ausbildet. Stengel und Wurzel gehen hier somit aus demselben Keime hervor (Figur 3. 4). Unmittelbar nach der Scheidung des Keimes ist eine äußere Grenze zwischen Wurzel und Stengel nicht wahrzunehmen, indes bildet sich nach kurzer Zeit an der Stelle, wo der ober- und unterirdische Teil der jungen Pflanze auseinander gehen, der Wurzelhals oder Wurzelknoten aus, das ist der Punkt, wo das nach oben und unten gehende Wachstum sich scheidet. Infolge des nach dem Haften eintretenden rascheren Wachstumes der Wurzel erscheinen vorübergehend beide Organe, Wurzel und Stengel, von gleicher Länge, bis der lebhaftere Wurzeltrieb den Stengel mehr und mehr überholt.

Fig. 5.

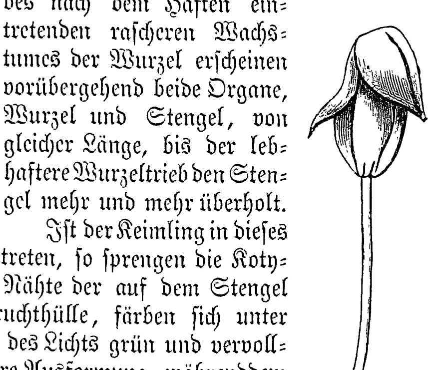


Fig. 6

Ist der Keimling in dieses Stadium getreten, so sprengen die Kotyledonen die Nähte der auf dem Stengel sitzenden Fruchthülle, färben sich unter dem Zutritt des Lichts grün und vervollständigen ihre Ausformung, währenddem die Wurzel ohne Ansatz von Seitentrieben tiefer in den Boden dringt (Figur 4 bis 6. 21). Die Fruchthülle bleibt auf den Kotyledonen, die gegen Witterungseinflüsse anfangs sehr empfindlich sind, so lange als schirmendes Obdach sitzen, bis die fleischigen Blätter sich an den freien Stand gewöhnt haben, zu welchem Zwecke die letzteren allmählich ein Stück nach dem anderen aus der immer mehr gehobenen Hülle hervorschieben. Sobald die Kotyledonen gekräftigt sind, legen sie sich mit ihren Blattflächen auseinander und die Fruchthülle fällt. Wie warmes Sonnenlicht das Heraustreten der Kotyledonen aus dem Hüllmantel zeitigt, so wird durch kühle und nasse Witterung der Vorgang verzögert (Fig. 9 bis 14).

Die nierenförmig gebildeten Samenlappen sind oberseits glänzend saftgrün, unterseits matt weißgrün und sitzen ungestielt und gegenständig an der Spitze des 6—8 cm hohen Stengelchens, sind daher in Form, Farbe und Stellung mit den Blättern des Mutterbaumes nicht zu verwechseln. Sie bilden die Grundlage der jungen Pflanze, auf welcher die übrigen Organe sich aufbauen, und bedingen das ganze Wachstum des ins Leben gerufenen Keimes. In ihrer Mitte, genau über dem Haftpunkte, schließen sie ein kleines, von weichen Härchen bedecktes, zartes und schutzbedürftiges Knöspchen ein, in dessen Innerem die ersten buchenähnlichen Blätter eng zusammen gefaltet ruhen. Da denselben das Schutzmittel, welches den Buchenknospen in der reichen Umhüllung der Deckschuppen gegeben ist, fehlt, so übernehmen die Samen-

Fig. 21.

lappen die Rolle der Hüterin, indem sie, je nach dem Wechsel der Temperatur, wie beim Eintritt der Abenddämmerung und rauher Witterung, die Blattflächen zum Schutze des jungen Knöspchens schließen, beim Eintritt von Wärme und Sonnenschein öffnen (Fig. 12 u. 14).

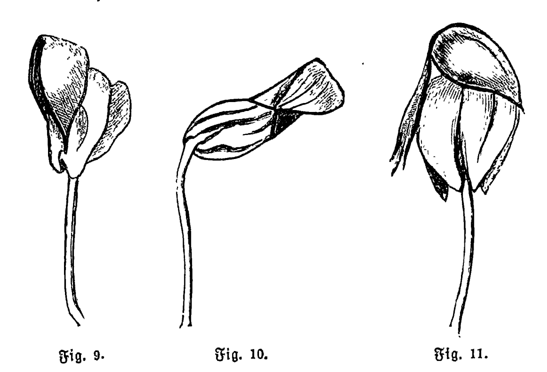


Fig. 9. Fig. 10. Fig. 11.

In seiner weiteren Entwickelung wird das Knöspchen von dem fein behaarten Stengel über die Samenlappen hinaus in eine Stellung gehoben, wo dasselbe seine beiden Blätter frei entfalten kann. Letztere sind kurz gestielt, gegenständig, dem Umfang nach auch kleiner als das ausgewachsene Buchenblatt, lassen indes die Abstammung vom Mutterbaume nicht verkennen und unterscheiden sich dadurch wesentlich von den Kotyledonen (Fig. 17—20).

Ihre Nahrung beziehen die Blätter teils aus der Luft und dem Boden, teils aus den Kotyledonen, bis der in diesen abgelagerte Nährstoff von der Pflanze konsumiert ist. Während dieser im oberirdischen Teile des Keimlings sich vollziehenden Veränderung entwickeln sich im unterirdischen Teile an dem Wurzelende die ersten nach verschiedenen Richtungen auslaufenden Seitenwurzeln (siehe Fig. 22).

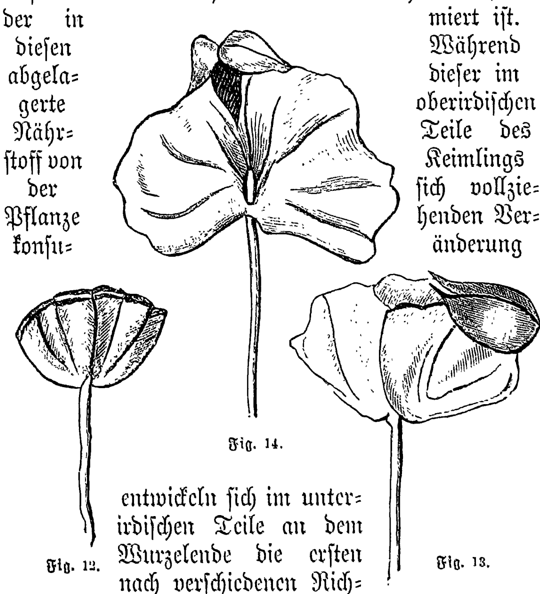


Fig. 14. Fig. 12. Fig. 13.

War es Aufgabe der Samenlappen, die erste Nahrung für den Keimling zu präparieren, denselben während seines ferneren Wachstums mit zuträglichen Nährstoffen zu versorgen und der Blattknospe in der Zeit ihrer Ausformung als Beschützerin zu dienen, so ist es nunmehr das erste Blattpaar, wodurch die Lebensthätigkeit der Pflanze zum großen Teil bedingt wird; dennoch kann die Mitwirkung der Samenlappen, welche mit ihren tellerförmig den Stengel umgebenden Blattflächen die Wurzel gegen Austrocknung, den Stengel gegen Sonnenbrand schützen, nicht entbehrt werden. Erst wenn der Bau der Pflanze vollendet ist und die Blätter sich herbstlich färben, trennen die Kotyledonen sich von ihrem Pfleglinge (Figuren 18—20).

Fig. 15.

Mit dem ersten Blattpaare würde nun die Entwickelung des Keimlings für den ersten Lebenssommer eigentlich abgeschlossen sein, allein seine Fortdauer wäre ohne die Fähigkeit, im nächsten Frühjahre neue Triebe und Blätter zu treiben, nicht gesichert. Gleichwie alle übrigen Holzarten alljährlich im Laufe des Sommers und Herbstes neue Knospen für den kommenden Frühling hervorbringen, so bedarf auch die junge Buche zu ihrer Forterhaltung schon im ersten Lebensjahre der Knospenbildung; jedoch bleibt diese beschränkt auf den Trieb einer einzigen, auf dem äußersten Ende des Stengels, über dem Haftpunkte des Blattpaares erscheinenden Trieb- oder Endknospe (Fig. 20). Die anfangs sehr kleine, weichbehaarte Knospe bedeckt sich im Laufe ihres weiteren Wachstums mit einer größeren Anzahl dachziegelartig übereinander greifender, nach außen fester und lederartiger Schuppen, welche ihr eine wetterfeste Umhüllung geben gegen die von Kälte und Frost drohenden Gefahren. Nach Entfernung der äußeren Schuppen finden sich im Inneren der Knospe die für den Frühjahrstrieb bestimmten Triebe und Blätter vollständig ausgebildet vor, nur daß sie von kleinerer Form, zarterer Konsistenz und dicht zusammengefaltet sind.

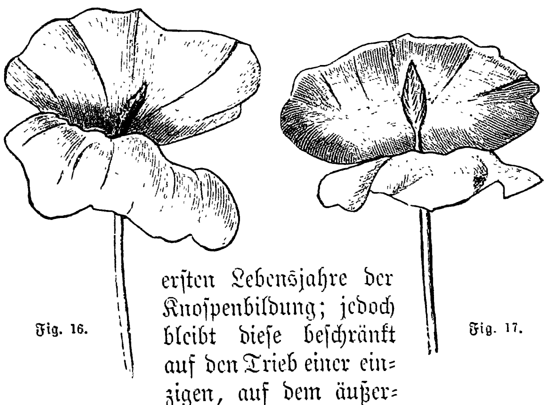


Fig. 16. Fig. 17.

Fig. 18.

Je früher die Bildung der Endknospe vor sich geht, je länger der Abfall des Laubes sich verzögert und je mehr Zeit dem jungen Pflänzchen bleibt, sich zu verholzen, d. h. seine lockeren porösen Bestandteile in feste holzartige umzuformen, um so besser ist der Sämling

auf den Winter vorbereitet und um so sicherer ist die Existenz desselben gegründet.

Von der Entstehung der Endknospe an beginnen nun auch die Seitenwurzeln des Sämlings sich nach allen Richtungen zu verzweigen, um für die in der nächsten Vegetationsperiode sich mehrenden Nahrungsansprüche die nötigen Kanäle zur Zufuhr von Bodenfeuchtigkeit und Nahrung zu schaffen (Figur 23).

Nachdem wir die junge Buche nunmehr durch ihr erstes Lebensjahr auf allen Entwickelungsstufen von der Keimung bis zur Knospenbildung begleitet haben, mag es gestattet sein, zum Schluß noch dem Buchenschlage in den ersten warmen Tagen nach einem Samenjahre einen kurzen Besuch abzustatten.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig. 22.

Ueber uns im Licht des Sonnenglanzes zittert das erste frische Buchengrün an den von silbergrauen Stämmen getragenen Kronen, an den tiefer angesetzten Zweigen wechseln noch schwellende Knospen mit jungen ihrer Hülle kaum entschlüpften Blättern, unter uns streifen sonnige Lichter die braunen Blattflächen am Boden und gleichzeitig die nach Millionen zählenden, wie mit einem Zauberschlage ins Dasein gerufenen Keimlinge, welche mit dem aus der Samenhülle bestehenden braunen Hut bald rechts, bald links auf dem dünnen, weißen Stengel wie eine Armee kleiner Truppen aus der Laubdecke hervorragen. Ist die Samenhülle gefallen, was je nach den Witterungsverhältnissen beschleunigt oder verzögert wird, meist jedoch nach wenigen Tagen schon erfolgt, so erscheinen die Samenlappen, die in ihrer Zusammenstellung Blatt an Blatt die seither braune Fläche wie mit einem dunkelgrünen Teppich bedecken. — Was wir hier sehen, ist das Erwachen des jungen Waldes, der Nachwuchs unter den schirmenden Mutterbäumen, das neue Geschlecht, aus welchem der künftige Wald sich aufbauen soll! Die ein Jahrhundert und darüber Wind und Wetter getrotzt, in deren Schatten unsere Väter sich erfrischt und erquickt haben, diese Baumriesen breiten jetzt schützend und schirmend ihre weiten Kronen über die junge Nachkommenschaft aus, damit auch sie, frühzeitig vor den Unbilden der Witterung geborgen, dereinst zu einem kräftigen, sturmfesten Wald heranwachse, unseren Nachkommen eine Stätte der Erquickung und eine Quelle des Segens.

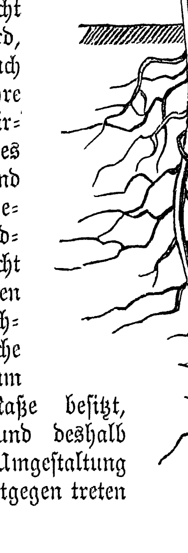


Fig. 23.

Wenn auch in neuerer Zeit von vielen Seiten die Erhaltung unserer schönen Buchenwälder angefochten wird, weil ihre finanziellen Erträge nicht mit denen anderer Holzarten, namentlich den schnellwüchsigen Nadelhölzern, auf gleicher Höhe stehen, so bleibt doch zu hoffen, daß es in maßgebenden Kreisen nicht an Stimmen fehlen wird, welche dem gegenüber auch die Vorzüge der Buche, ihre Eigenschaften als Beschirmerin und Ernährerin des Bodens, als Erzieherin und Pflegerin der ihrer Gesellschaft beigegebenen edleren Holzarten, nicht minder ihren veredelnden Einfluß auf die Menschheit, Vorzüge, welche wohl kein anderer Baum in dem gleichem Maße besitzt, zu würdigen wissen und deshalb einer eingreifenden Umgestaltung unserer Buchenwälder entgegen treten werden.



Jagstfeld am Neckar.

Dem Neckar entlang!

Von

Eduard Paulus.

Phantastisch, wie ein vielmastiges, reichbewimpeltes Schiff, das groß und lang übers Meer hinsteuert, erscheint dem Wanderer, der auf der angenehmen Badterrasse zu Jagstfeld am rechten Ufer des hart unten vorbeirauschenden Neckars sitzt, die drüben auf scharfem langem Berggrat gelegene ehemalige deutsche Reichsstadt Wimpfen am Berg, mit ihren vielen Türmen und Zinnen. — Auf dieser Terrasse des Jagstfelder Salzbades saß in dem letzten Sommer seines Lebens so gern Ludwig Uhland, der milden Lüfte und des Blickes auf die alte herrliche Stadt sich freuend.

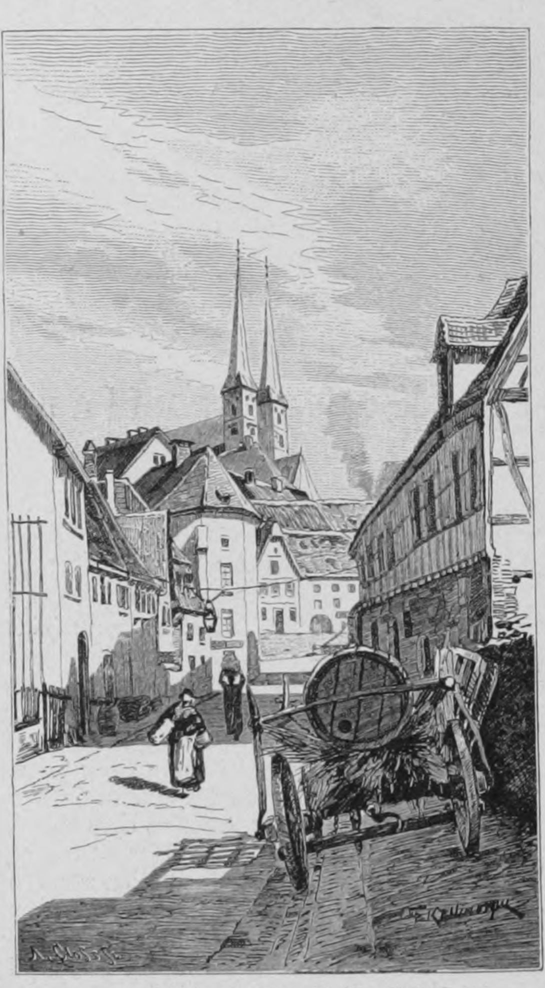
Höchst interessant und großartig ist das hinter Jagstfeld, etwas landeinwärts gelegene Salzbergwerk. Es liegt fast 600 Fuß unter der Oberfläche und das dort anstehende Steinsalz hat eine Mächtigkeit von beinahe 50 Fuß. Prachtvoll ist der Anblick, wenn man mit Fackeln in den ungeheuren labyrinthischen Hallen, deren wagerechte Decke durch stehengelassene riesige, viereckige Salzpfeiler gestützt und getragen wird, umherwandelt, und wenn das fast durchaus reine, krystallklare Steinsalz in Millionen Lichtern und Schimmern die Glut der Fackeln zurückblitzt. — In einem bis auf die Sohle gemauerten weiten Schacht läßt man sich hinab. Mächtige Wasserströme drohten ihn zu zerstören und brachen springquellartig aus ihm empor. Mit beispielloser Mühe und großen Kosten ist er jetzt für immer verfestigt und das Werk liefert dem Staate Württemberg in einem Jahr anderthalb Millionen Centner Steinsalz.

Der Neckar, von Heilbronn her nordwärts strömend, macht gerade bei Jagstfeld, nachdem er eben noch den Schwesterfluß des Kochers, die Jagst, aufgenommen, einen weiten, tiefen Bogen links gegen Westen und dahinter liegt auf dem gleichfalls halbmondförmig gekrümmten Berge das merkwürdige Wimpfen, vor so manchen anderen Städten unseres gesegneten deutschen Vaterlandes eines Besuches würdig, denn es birgt des Geschichtlichen, Malerischen und Kunstwertigen gar vieles und außerordentlich hold und mild ist die Landschaft ringsumher.

Die Lage und Gestalt des Berges, worauf Wimpfen erbaut wurde, muß aus ihm schon in der Urzeit einen höchst wichtigen Ort gemacht haben. Vorrömische Hochstraßen laufen von verschiedenen Seiten auf ihn zu. Aber erst aus der Römerzeit haben wir feste Kunde. Drei römische Denksteine, von denen einer auf einen Tempel der Diana hinweist, wurden schon bei Wimpfen gefunden; die römischen Münzen gehen von den ersten Kaisern bis auf Gratian (375—385). Die Stadt soll damals Cornelia geheißen haben. In der ganzen Umgegend der Stadt stößt man heute noch im Boden auf Grundmauern römischer Villen und Gehöfte; auch ist vielleicht der Unterbau des sogenannten roten Turmes noch römisch.

Nach einer, freilich zweifelhaften Urkunde soll König Siegebert von Franken († 656) dem Bischof Amandus von Worms Wimpfen zum Geschenk gemacht haben. Man erzählt, genannter König habe einen großen

Teil seines Lebens in Wimpfen zugebracht, auch einen Palast in der Stadt gehabt. Anfang des 10. Jahrhunderts erfolgte dann die Zerstörung der Stadt durch die Hunnen (Ungarn); der Chronist erzählt: „Nach Cornelia, der festesten Stadt der ganzen Landschaft, waren alle Nachbarn geflohen. Bürger und Fremdlinge verteidigten gemeinsam Schloß und Stadt. Mächtig setzten die Hunnen der Stadt zu, lagerten sich nahe an die Stadtmauer, berannten sie mit Sturmböcken und anderen ähnlichen Werkzeugen, verbargen sich gegen die Geschosse der Belagerten unter ihren Schilden und Sturmdächern. Doch leisteten ihnen die Armbrustschützen und Schleuderer der Christen männlichen Widerstand. Nachdem nun die Hunnen verschiedene Geschwader in Schlachtordnung gestellt, fielen sie gegen die Thore, griffen zugleich die schwachen Teile der Befestigung an, zerschmetterten die Thore und drangen unter schrecklichem, hellem Geschrei, doch mit großem Verluste in die Stadt, trotz der heldenmütigsten Gegenwehr der Christen, die lieber sterben, als in der Heiden Dienstbarkeit geraten wollten. So wurden sie alle entleibt und erschlagen. — Danach zündeten die Hunnen die herrliche Stadt an, schleiften Schloß und Stadtmauern und zerstörten sie von Grund aus, wie einst Jerusalem geschah, da kein Stein auf dem anderen blieb."

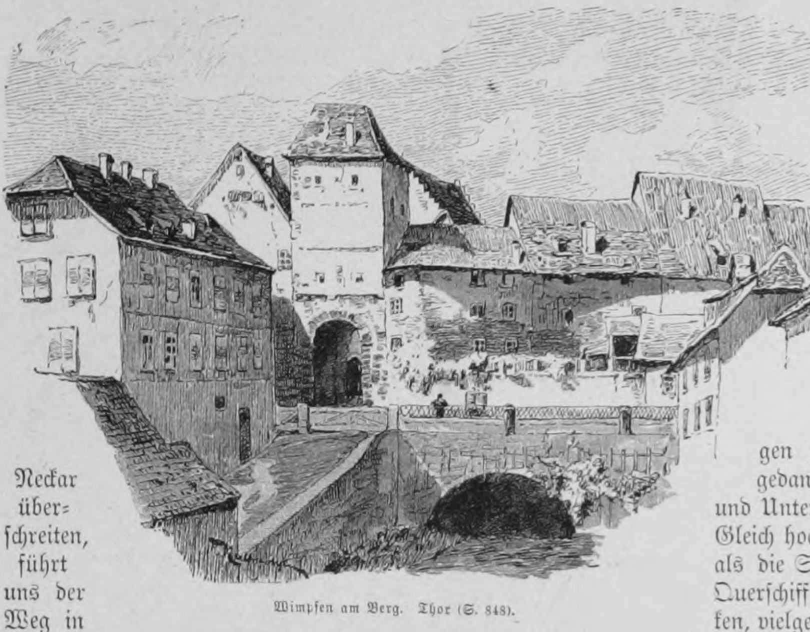


Straße in Wimpfen mit der protestantischen Kirche (S. 848).

Während die glänzende Entwickelung der deutschen Freistädte, als Worms, Mainz, Speier, Köln, Regensburg, vorzüglich in das 12. Jahrhundert fällt, begann für die meisten Reichsstädte und auch für Wimpfen erst gegen das Ende der Herrschaft der Hohenstaufen eine selbständige Entwickelung des städtischen Lebens. Auffallend oft hielt sich Kaiser Friedrich II., und noch mehr sein Sohn König Heinrich hier auf; eine mehrjährige Anwesenheit des letzteren läßt sich aus den noch vorhandenen Urkunden feststellen; es war in den Jahren 1224—1235. Im 14. Jahrhundert erreichte die Stadt ihre größte Ausdehnung und Bevölkerungszahl. Schon im Jahr 1520 begann die Reformation in Wimpfen Eingang zu finden. „Um diese Zeit fingen die lutherischen Prediger an, Weiber zu nehmen, und die Mönche nach Lesung der Schriften Lutheri aus den Kutten herauszuspringen." Der Reformator der Stadt war Erhard Schnepff aus dem nahen Heilbronn.

Furchtbar litt die Stadt durch den dreißigjährigen Krieg; statt der 300 Bürger in der oberen Stadt vor dem Kriege zählte man im Jahre 1645 noch 37. „Säuerlich und kümmerlich ernährten sich die Leute dieser armen, mit Disteln und Dornen in allen Gassen verwachsenen und nicht mehr erkennbaren Stadt." Hatten vor dem Kriege die jährlichen Einnahmen der Stadt 16—18000 Gulden erreicht, so betrugen sie im Jahre 1648 4463, im Jahre 1661 nur noch 3827 Gulden. Das Hauptereignis bei Wimpfen war die Schlacht am 26. April 1622, in der nach tapferstem Widerstand der heldenmütige Markgraf Georg Friedrich von Baden von Tilly und dem Spanier Cordova geschlagen wurde. Ein unglücklicher Zufall sollte das Schicksal des Tages entscheiden. Des Markgrafen Pulver fing Feuer. Einige hundert Pferde und Menschen flogen in die Luft. Entsetzen faßte die Truppen. Vor sich einen wütend anstürmenden Feind, hinter sich, wie sie vermuten mußten, gleichfalls den Feind. Da greift Tilly die Wagenburg an, in der die Badener wie in einen Pferch eingeschlossen stehen. Dort hielt auch das tapfere weiße Regiment unter Oberst von Helmstädt, dort hielt auch der Markgraf selbst. Wie Löwen kämpfen seine Truppen, ganz besonders das weiße Regiment bedeckt sich mit ewigem Ruhme, fast zwei bayerische Regimenter liegen vor ihnen im Sand, Tilly führt ihnen ein frisches Regiment zu; dies entscheidet den Sieg der Bayern. Um vier Uhr war die Schlacht beendet. Mit genauer Not entkam der Markgraf der Gefangenschaft. Auf flüchtigem Roß kommt er an den Heilbronner Landturm, wo er dem Zöllner zuruft: „Gebt mir einen Trunk, ich bin der alte Markgraf!" Der Thorwart hatte keinen Wein und gab ihm einen Trunk Wasser. — — Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist Wimpfen hessendarmstädtisch.

Wenn wir vom freundlichen Jagstfeld her den



Wimpfen am Berg. Thor (S. 848).

Neckar überschreiten, führt uns der Weg in der Ebene zwischen Weidenbäumen hin. Links steht im Feld ein gotisches Kirchlein, der Chor ist abgerissen. Die Pforte trägt in ihrem Bogenfeld ein schönes Bildwerk. Weiter führt der Weg thalabwärts zu der auch noch in der Ebene, beim Dorf Wimpfen unter hohen Linden stehenden berühmten Stiftskirche im Thal (S. 853). An zwei uralten Westtürmen baute zu Anfang der 1260er Jahre ein „aus Paris gekommener Baumeister (opere francigeno) in französischem, d. i. gotischem Geschmack“ das heute noch stehende herrliche Münster; eines der schönsten und reinsten gotischen Bauwerke weit und breit. Das flüssige Leben dieses mit allen Formen zum Licht aufstrebenden, bis ins kleinste durchgeführten Bauwerks wirkt wie eine heilig heitere Musik.

Die gotische Baukunst kann man an diesem Münster studieren, wie selten sonstwo. Außen ist, wie so oft an späteren Werken, der Mauerkörper noch nicht aufgelöst in Stabwerk, Geästel, Blumen, Spitzen, Zacken und Zäckchen; in wenigen großen Massen gliedert sich der Bau, voll Ernst und Kraft. Die wagerechten Bänder sind noch stark in den tiefschattigen Hohlkehlen mit Reihen prachtvoller steinerner Blätter besetzt, und gürten den ganzen Bau fest zusammen. Die Strebepfeiler endigen in einem großen, von vier Säulen getragenen Baldachin, darin heilige Steinbilder stehen. Auch die herrlich schlanken Spitzbogenfenster haben noch kräftiges Maßwerk; zierliche, schönkapitellierte Säulchen stehen vor den Fensterpfosten und bringen, in den Spitzbogenfeldern als Rundstäbe umhergehend, die beste Ueber- und Unterordnung in die Maßwerke.

Fast allzu reich als Prachtstück behandelt ist die Schauseite, die sich an der südlichen Giebelseite des Querschiffes befindet, und auf das reichste mit Figurenschmuck ausgestattet ist. Die Baldachine über den Heiligen, niedrige, abenteuerliche festungsartige Aufbauten, Städte im kleinen, stehen eigentümlich befangen zwischen den anderen, meist hochentwickelten Formen. Die Heiligenfiguren zeigen noch Spuren von Bemalung, ihre Gewandung ist einfach, groß und trefflich, ihre Gesichter sind von herbem Ausdruck, sind wie geschnitzelt und haben lächelnd hinaufgezogene Mundwinkel. Echt französischer Stil.

Der wahrhaft entzückende Eindruck des Inneren beruht neben den schönen Verhältnissen auf der ganz gesetzmäßigen Durchführung des Grundgedankens der vollkommenen Ueber- und Unterordnung der einzelnen Teile. Gleich hoch, und noch einmal so hoch als die Seitenschiffe, ziehen Oberschiff, Querschiff und Chorbau hin; aus starken, vielgegliederten Pfeilern schießen die Gewölberippen auf, die in Schlußsteinen mit Blattkränzen von wundervoller Schönheit zusammenstrahlen. Zum Allerschönsten gehören die zwei Seitenkapellen oder Nebenchöre; der südliche



Kreuzigung bei der protestantischen Kirche in Wimpfen (S. 848).

hat noch die alten gemalten Fenster. Wie vollendet schön ist doch diese Bauweise, wie keusch und edel, innig und fromm! Im Hauptchor stehen ernste große Heiligengestalten auf Konsolen umher. Darunter sind prächtige in Holz geschnitzte Chorstühle; die Rück-

lehnen mit Teppichmustern, an den Seitenlehnen hocken merkwürdige Ungetüme: Affen, Vögel, Drachen, Hunde.

Neben dem Münster steht ebenso schön, aus derselben Zeit, der weite, mit flachen Decken überspannte Kreuzgang; um das steinerne Laub seiner gotischen Fenster sproßt das lebendige dunkelgrüne Gelock des Epheus — ein wundersamer Eindruck in der Frühsonne, oder wenn der Mondschein die reichen Maßwerke der Fenster tiefschwarz abschattet auf dem mit alten Grabsteinen bedeckten Steinboden.

Wimpfen am Berg.

Außerordentlich mannigfaltig ist hier das steinerne, trefflich stilisierte Laubwerk; man sieht Eichenlaub, Erdbeerlaub mit Früchten, Bohnenpflanzen mit Früchten, Dotterblume mit Fröschen, Frauenmantel, blühende Rosen, Epheu mit Früchten, dann Adler, Feigenlaub mit Früchten, Erdbeerpflanzen mit Häschen, Huflattig, Aronstab, Haselwurz, Lindenlaub, Winden mit Blumenglocken, Ahornlaub, Zaunrübe, Vögel mit Weintrauben, Vögel mit Nestchen und Jungen u. s. w.

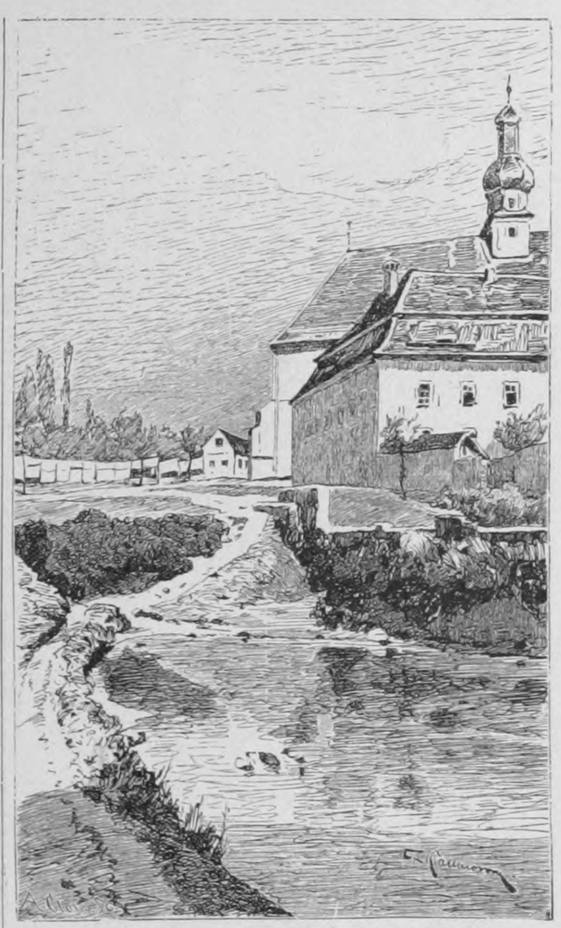
Aber nun empor, hinauf nach Wimpfen am Berg, der alten deutschen Kaiser- und Reichsstadt. Hinein durch das Thor (S. 845), vorbei am lustigen Nürnberger Türmchen (S. 851).

Die Stadt ist an allen Ecken und Enden malerisch, ihre bergige Lage, die vielen Türme, die Mauern und Kirchen, die alten Holzgiebelhäuser und verlassenen Klosterhöfe. Was sollen wir nennen? Die schöne zweitürmige gotische Stadtkirche (S. 843 und 846), vor ihrer Westseite der merkwürdige Oelberg, vom Jahr 1552, die lange, gleichfalls gotische Dominikanerkirche (S. 850) mit großem Kreuzgang. Der blaue Turm mitten in der Stadt (S. 853), mit hochschlanker

Spitze, von vier Erkertürmchen flankiert; der rote Turm beim Aufgang in die Stadt, höchst wahrscheinlich auf römischer Grundlage ruhend. Das Wichtigste aber sind die Trümmer der Pfalz der Hohenstaufenkaiser (S. 855).

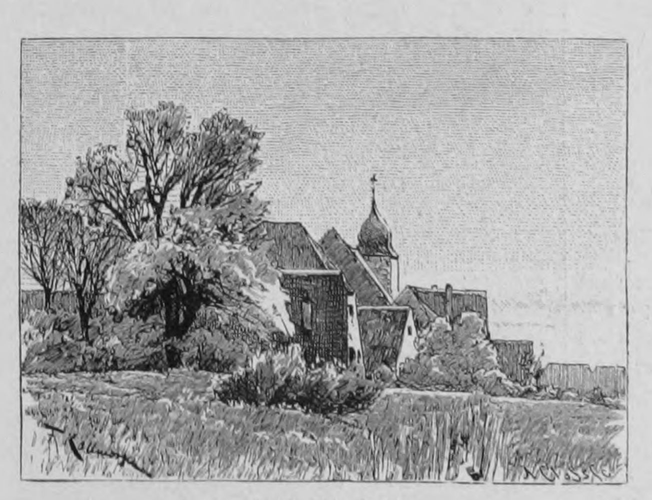
Der steile, in kühnem Bogen sich krümmende Abhang gegen den Neckarfluß hin wird beschattet von dichtem Gebüsch und prächtigen Linden, Ulmen, Nußbäumen; und hier sitzen auf der Stadtmauer die bedeutsamen Reste des alten Kaiserpalastes. Stark sich verjüngende Doppelsäulen tragen in langer Reihe auf ihren Würfelknäufen weit ausladende steinerne Aufsätze, worauf dann die tiefen Rundbögen der schweren Quadermauern ruhen; ein Bild vollster Kraft, jener heldenmäßigen Zeit würdig. Bezaubernd ist der Blick in der Maienzeit durch die Arkaden hinab über die Baumwipfel, aus denen unaufhörlich der Schlag der Nachtigallen süß klagend tönt, hinab an den blauen Bogen des Neckars. Dahinter die milden Auen des weinreichen Unterlandes, in der Ferne geschlossen von weich sich verschränkenden Waldbergen. Zu beiden Seiten des eigentlichen Palastes stehen dann auf der Stadtmauer noch weitere, zur früheren Kaiserpfalz gehörige Gebäude, so die halbzertrümmerte große Kapelle zum heiligen Nikolaus, mit ihren schönen Rundbogenfriesen.

In Wimpfen kann man die ganze Entwickelung der mittelalterlichen deutschen Baukunst durchleben. Den herben, sogenannten frühromanischen Stil des 11. Jahrhunderts hat man an den Westtürmen der Thalkirche, die reiche kraftvolle Entfaltung des romanischen Stils des 12. Jahrhunderts an den Trümmern des hohenstaufischen Kaiserpalastes. Dann, fast wie durch ein Wunder hervorgerufen, steigt vor uns auf der von der rascher vorangeschrittenen französischen Kunst abhängige frühgotische Bau der Thalkirche. Wir sehen dann, wie dieser Stil mehr und mehr sich verdünnt und verflacht, wie Gliederungen und Ornamente sich ernüchtern, oder wie, namentlich gegen das Ende der gotischen Zeit, das Ornament auf eigene Faust überreich sich ausbreitet und die ernsten großen Massen, jene Vertreter der Verhältnisse, der heiligen Maße der Baukunst spielend umwebt und teilweise erdrückt. Ersteres können wir an den Kreuzgängen, letzteres an der Stadtkirche beobachten. Aber auch die deutsche Renaissance stellt in den malerisch aufsteigenden Gassen zierlich behagliche Wohnhäuser uns vor Augen.



Katholische Kirche in Wimpfen (S. 848).

In Wimpfen läßt sich schließlich leichtlich erkennen, daß unsere eigentliche deutsche volkstümliche Bauweise die romanische, der Rundbogenstil, ist, die gotische, der Spitzbogenstil, die fremde. In Wimpfen ist es mit Urkunden zu beweisen, aber auch abgesehen davon, bei einer Vergleichung beider Bauarten muß man gestehen, daß das innerste Leben des deutschen Volksgeistes in den markigen, bedächtigen, fast schweren, aber durchaus deutlich-klaren Formen des romanischen Stiles sich vollkommener ausdrückte, als in jener luftigen, blühenden, endlos zerteilten, feingliederigen sogenannten gotischen (ursprünglich französischen) Bauweise. Wir sehen an dem langjährigen Uebergangsstil in Deutschland vom alten in den neuen, wie zögernd man denselben guthieß. Der deutscheste Stil ist der zur Blütezeit des Deutschen Reiches im Herzen von Deutschland, im Sachsenland, als dem Stammlande der großen deutschen Könige, groß gewachsene. Entfaltung der Volkskraft und der Baukunst geht Hand in Hand.



Aus Jagstfeld (S. 841).



Das Nürnberger Türmle in Wimpfen (S. 848)

Von Wimpfen an beginnt flußabwärts das Thal des Neckars jene unvergeßlichen Schönheiten zu zeigen; Burgen und alte Städtchen hangen an den Bergen, die sich meist in undurchdringlichen Laubwald hüllen. Halbzerfallene gotische Kirchen mit prachtvollen Denkmälern spiegeln sich im stromartigen Flusse, der vielfach geschlängelt, oft durch die Berglehnen zusammengedrängt, voll und tief, murmelnd über Felsen dahinrauscht — bis er uns zur schönsten Ruine der Welt, der schicksalskundigen Burg von **Heidelberg** bringt.

Friedrich der Große.

Eine Jahrhundert-Erinnerung.

Von

Gottlob Egelhaaf.

Am 17. August 1886 werden es hundert Jahre sein, daß Friedrich der Große in seinem Schlosse Sanssouci dahinging.

Als er den Thron bestieg, zählte Preußen etwa 2200 Quadratmeilen und 2 240000 Einwohner; als er aus der Reihe der Lebenden schied, umfaßte es 3500 Quadratmeilen mit etwa 6 000 000 Menschen; er hatte die Kraft des Staats, eins ins andere gerechnet, mindestens verdoppelt. Damit ist aber die Summe seines Wirkens nicht erschöpft. Angesammelte Macht wirkt in der Politik in geometrischem, nicht bloß in arithmetischem Verhältnis; Friedrich der Große hat seinen Staat erst befähigt, direkt die Bahn einzuschlagen, welche ihn zuerst zum Nebenbuhler, dann zum Erben Oesterreichs machte. Auf den Schlachtfeldern von Roßbach und Leuthen wurde der Grund zum Kaisertum der Hohenzollern gelegt. In jedem Betracht empfiehlt es sich, dies mächtige Leben, das vor hundert Jahren, man möchte sagen, still versiegte, den Zeitgenossen in der Kürze ins Gedächtnis zurückzurufen.

I. 1712—1730.

Friedrich Wilhelm I. war noch Kronprinz, als ihm seine Gemahlin, die hannöverische Prinzessin **Sophie Dorothea**, am 24. Januar 1712 um die Mittagsstunde den dritten Sohn, Friedrich, gebar, dem zwei Brüder in Geburt, aber auch im Tode vorausgegangen waren. Die Zeiten waren ernst genug; noch war der spanische Erbfolgekrieg, in welchem Preußen seine beste Kraft fast nutzlos vergeudete, nicht zu Ende, und drohender von Tag zu Tag gestaltete sich der nordische Krieg, welcher die Vormacht der Moskowiter in Osteuropa begründen sollte. Nicht viel über ein Jahr war Friedrich alt, als der Tod König Friedrichs I., am 25. Februar 1713, dessen Sohn Friedrich Wilhelm zur Regierung berief. Er war frei von den Verpflichtungen, welche seinen Vater gebunden hatten; die Regimenter, welche auf allen Kriegsschauplätzen gegen Ludwig XIV. gefochten, welche bei Höchstädt, bei Turin und Malplaquet die Entscheidung herbeigeführt hatten, wurden nach Pommern gezogen; eine gesunde, selbstsüchtige Staatskunst, der das Hemd näher war als der Rock, kam zum Durchbruch, und im Stockholmer Frieden vom Februar 1720 erlangte Preußen, wonach es seit mehr als 80 Jahren vergeblich gestrebt hatte, den Be-



Gänsehirtin in Wimpfen.

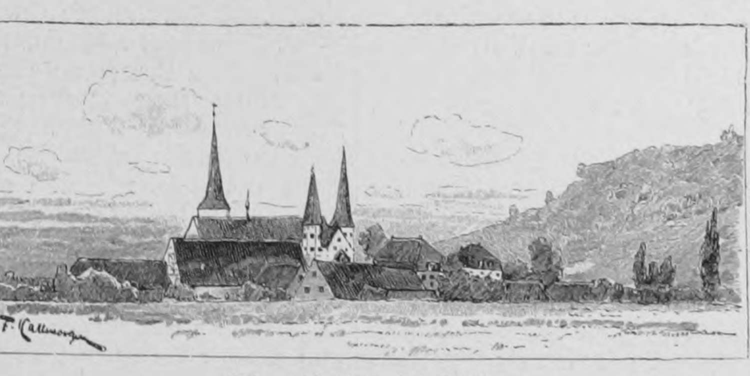
sitz von Vorpommern bis zur Peene mit dem Hafen von Stettin. Erst jetzt war die Oder ein vorwiegend preußischer Strom; erst jetzt konnte diese mächtige Wasserader wirtschaftlich voll ausgenutzt werden, seit die schwedischen Schlagbäume und Wasserwehre seinen Unterlauf nicht mehr sperrten.

Wir versagen es uns an dieser Stelle, die Persönlichkeit und die historische Stellung Friedrich Wilhelms I. im einzelnen zu schildern. Gewiß war er ein vollendeter Böotier; von Sinn und Begeisterung für Kunst und Wissenschaft war nichts in ihm; alle solche Bestrebungen wurden von seiner Umgebung, welche sich in dem berühmten „Tabakskollegium“ vertraulich um ihn versammelte, mit Hohn und Spott übergossen; man sagt, daß der König eine der liebsten Schöpfungen seines Vaters, die Akademie der Wissenschaften, würde haben eingehen lassen, wenn ihm nicht gesagt worden wäre, es ließen sich mit Hilfe derselben gute Wundärzte ausbilden. Aber so sehr es ihm an feinerer geistiger Besaitung gebrach, so hervorragend waren seine praktischen Anlagen; er war ein Organisations- und Verwaltungstalent ersten Ranges; „seinem arbeitsvollen Leben und seiner weisen Regierung, das hat ihm der größere Sohn bezeugt, verdankt das Haus Preußen seine Größe.“ Nirgends waren die Früchte seiner Arbeit deutlicher zu sehen als in Ostpreußen; was dort, in der vorher verkommensten Provinz des Staates, geleistet worden war, das offenbarte dem Sohne, „welche Fülle von Menschenglück durch rastlose Arbeit des Herrschers geschaffen werden kann.“



Straße in Wimpfen mit dem blauen Turm (S. 848).

Dem König lag unendlich viel daran, aus seinem zur Thronfolge berufenen Sohne einen Mann zu machen, welcher in seinem Geiste fortarbeite. Er hatte einmal bei Xenophon gelesen, daß dem König der Perser ebensowohl der Ackerbau am Herzen liege als das Kriegswesen. Friedrich Wilhelm I. war nicht klassisch angelegt; aber diese Stelle erfüllte ihn mit Respekt ebensowohl vor Xenophon als vor dem König der Perser. Pauvre paysan, pauvre royaume war auch seine Losung; der Bauer war das Rückgrat des Staats im Frieden, wie der Soldat, der aus dem Bauernstande hervorging, im Kriege. Hohe Zölle auf Getreide sollten den Mitbewerb des Auslandes abschneiden; war Teuerung eingetreten, so wurden die in den königlichen Vorratshäusern aufgespeicherten Getreidemassen verkauft; war das Getreide billig, so befahl der König es aufzukaufen; alle großen Preisschwankungen, welche dem kleinen Manne, sei er nun Hervorbringender oder Verzehrender, so schädlich sind, sollten vermieden werden. Als ein König der geringen Leute und als ein König der Soldaten wollte Friedrich Wilhelm I. in der Geschichte fortleben; es sollte mit seinem Sohne ähnlich sein.



Kirche von Wimpfen im Thal (S. 845).

Wir brauchen auf die erste Jugendzeit des Thron-

folgers nicht ausführlicher einzugehen. Eine Hugenottin, welche nach der Aufhebung des Edikts von Nantes mit ihren Kindern aus Frankreich entflohen war, eine Frau Oberst von Rocoulle, hatte seiner Zeit Friedrich Wilhelm selbst erzogen. Sie zählte jetzt 53 Jahre; aber der König hatte ihr so viel Dankbarkeit bewahrt, daß er ihr, der bewährten Protestantin, die erste Leitung seines Sohnes übertrug. Als der Knabe ins siebente Jahr trat wurde er männlicher Leitung übergeben, dem General Graf Finkenstein und dem Obersten von Kalkstein. Es waren beides tüchtige Männer, und der Franzose Duhan du Jandun, welcher den eigentlichen Unterricht übernahm, war ein Mann von Geschmack, Takt, Kenntnissen, von sittlicher Höhe und Lauterkeit, wie es nicht viele damals gab. Der König bemühte sich indessen selbst, die Ziele, denen diese Männer zustreben sollten, genau anzugeben [1]); er wünschte, daß sein Sohn ein guter protestantischer Christ werden solle, dem man den Ungrund der römisch-katholischen Lehre so stark als möglich aufzuzeigen habe — eine in jener Zeit der Fürstenübertritte sehr begreifliche Vorschrift — dann ein guter, sparsamer Hauswirt und ein tüchtiger Kriegsmann. Selbst einen täglichen Stundenplan hat Friedrich Wilhelm im September 1725 für seinen damals dreizehnjährigen Sohn festgestellt, der für Sonntage und Werktage alles bis ins einzelnste regelte; jeden Werktag sollte sich der Kronprinz um 6 Uhr erheben, eine halbe Stunde zum Ankleiden und Frühstücken, eine andere halbe für die Morgenandacht verwenden, die Duhan „vor den Bedienten“ abhalten sollte; nur am Sonntag



Die Reste der Kaiserpfalz in Wimpfen (S. 849).

durfte der Prinz bis 7 Uhr im Bette liegen bleiben, worauf drei Stunden Katechisation und Kirchgang folgten; an den Wochentagen nahm der Unterricht durchschnittlich fünf bis sechs Stunden in Anspruch, so daß die Nachmittage des Mittwoch und Samstag frei waren, letztere aber mit der Klausel: nötigenfalls Strafrepetition. Jeden Tag von 11 bis 2 Uhr hatte der Prinz mit seinem Vater zusammenzusein, welcher sich von den Ergebnissen des Unterrichts und der Erziehung fortwährend persönlich überzeugte. Die Gegenstände des Unterrichts wurden ebenfalls vom König genau bestimmt; „Latein soll mein Sohn nicht lernen und ich will auch nicht, daß nur einer davon sprechen soll;“ „die Geschichte der Griechen und Römer muß wegbleiben, sie taugt gar nichts;“ als ein Privatlehrer, vielleicht auf Duhans Anregung, es versuchte, anläßlich des Reichsgesetzes der „goldenen Bulle“ dem Prinzen die Anfangsgründe des Lateinischen beizubringen, kam der König dazu, hob drohend den Stock und jagte den Lehrer fort. Die Geschichte erachtete aber der König doch als ein wichtiges Fach; er forderte, daß schon der Knabe mit der neueren Geschichte — auf Grund jenes mächtigen, bändereichen Werks, des Theatrum Europaeum und mit der brandenburgischen bekannt gemacht werde; auch auf Geographie, Sittenlehre, Rechnen, deutschen und französischen Briefstil, namentlich aber auch Religion, legte der König Gewicht; dazu kamen wöchentlich anderthalb Stunden Fechten und täglich von 5 bis 9 1/2 Uhr Bewegung und Erholung; eine einstündige Abendandacht, die um halb 11 Uhr endigte und wieder „vor den Bedienten“ abzuhalten war, beschloß den Tag.

Man kann nicht leugnen, daß diese Ordnungen ganz und gar den Stempel der Natur des Königs tragen. Er hat selbst kurz und treffend gesagt, daß sein Ziel gewesen sei, einen spartanischen König heranzubilden; aber man weiß, daß dies Ziel direkt wenigstens

[1]) Vgl. hierüber Bratuschek, Die Erziehung Friedrichs des Großen. Berlin 1885.



Tafelrunde Friedrichs des Großen. Von Ad. Menzel.

nicht erreicht worden ist. Friedrich hat es noch 1761, also als Mann von fast 50 Jahren, schmerzlich bedauert, daß er nicht lateinisch, griechisch und hebräisch lesen könne, daß er nur ein wenig französisch verstehe; es will uns scheinen, als ob dieser Umstand, daß ihm der Zugang zu den Quellen der antiken Litteratur verschlossen geblieben ist, in erster Linie dabei ins Gewicht fällt, daß er zeit seines Lebens von so einseitiger Neigung für das Französische befangen geblieben ist. „Wo mir das Französische nicht aushilft," hören wir ihn klagen, „da bleibe ich in der gröbsten Unwissenheit." Der Grundfehler der Sache war aber doch der, daß eine fast ausschließlich praktische Bildung übertragen werden sollte auf ein philosophisch und poetisch veranlagtes Gemüt. Man kann die relativ günstige Wirkung der erzieherischen Grundsätze Friedrich Wilhelms auf die Entwickelung Friedrichs zugeben, der dadurch „vor der falschen verschrobenen Klassicität" bewahrt wurde; aber für später wurde ihm dadurch das Verständnis unserer Litteraturblüte fast unmöglich gemacht, welche wesentlich auf hellenischer Grundlage sich aufbaute, und für den Augenblick liefen doch die idealen Triebe seiner Seele Gefahr, zu verkümmern. Duhan that dagegen, was er vermochte; er brachte in das praktische und militärische Element der Erziehung ein anderes hinein, das wir unschwer in dem Verfasser des Antimachiavell wieder erkennen; „er sprach seinem Zögling von einem Fürstenruhm, der nicht vom Schwerte abhängt, wie ihn Titus und die Antonine erworben hatten," er lenkte Friedrichs Blick „auf Dichter und Denker des Altertums, welche ihrer Lebensweisheit einen beruhigten Seelenzustand dankten," auf Sokrates und Horatius; aber mit alldem weckte er nur den Durst noch mehr nach einer ähnlichen freien, dichterischen und philosophischen Entwickelung, und nährte so den Gegensatz, der zwischen den Naturen von Vater und Sohn von Hause aus vorhanden war. Der Lorbeer, der die Antonine kränzte, ist auch der Stirn Friedrich Wilhelms nicht fremd geblieben; aber auf Sokrates hielt er ohne Zweifel nicht viel und auf Horatius gar nichts. Friedrich aber sog mit durstender Seele ein, was der geliebte Lehrer ihm bot; noch in späteren Jahren hat er sich dankbar seiner erinnert; ihm verdankte er es, wenn in die harte Einseitigkeit der Erziehung, welche ihm sein lediglich auf das Praktische oder, wie derselbe selbst sagte, auf das „Reelle" gerichteter Vater beibringen ließ, auch Strahlen aus einer, ich möchte sagen, andern Welt fielen; im Jahr 1732 hat er es durchgesetzt, daß dem seit 1730 in Ungnade gefallenen Lehrer eine kaiserliche Pension von 600 Gulden bewilligt worden ist.

Der längere Zeit schlummernde Gegensatz zwischen dem König und dem Kronprinzen trat mehr und mehr hervor, wie der letztere heranreifte. Das älteste Zeugnis, das wir dafür besitzen, ist aus dem März 1724, wo Friedrich Wilhelm anläßlich eines Tauffestes sich mit folgenden Worten an seinen etwas über zwölfjährigen Sohn wandte: „Ich möchte wissen, was in diesem kleinen Kopfe vorgeht; ich weiß, daß er nicht so denkt wie ich, und daß es Leute gibt, die ihm andere Gesinnungen beibringen und ihn veranlassen, alles zu tadeln; das sind aber Schufte. Fritz, denke an das, was ich dir sage. Halte immer eine große und gute Armee; du kannst keinen besseren Freund haben und dich ohne sie nicht halten. Glaube mir; denke nicht an die Eitelkeit, sondern halte dich an das Reelle." „Der König," sagt der sächsische Gesandte von Suhm, „begleitete diese Worte mit kleinen Klapsen auf die Wange des Prinzen, die aber immer heftiger wurden, bis sie zuletzt vollkommenen Ohrfeigen glichen." Man ersieht aus den Aeußerungen des Königs, daß sich der Kronprinz tadelnd über die großen Kosten geäußert haben muß, welche das Heer dem Staate machte, und daß er eine nützlichere Verwendung der Gelder für möglich hielt, die aber seinem Vater gegen das Reelle zu laufen schien. Zu Anfang des Jahres 1726 war des Königs Verstimmung schon so groß geworden, daß er drohte, er wolle den Sohn in einen Kerker sperren lassen und enterben, den Grafen Finkenstein aber fortjagen; die Königin und Friedrichs Schwester, die spätere Markgräfin Friederike Wilhelmine von Bayreuth, zitterten, wenn sie den König in den leidenschaftlichsten Worten gegen den Sohn losfahren hörten, und suchten den Kronprinzen zu bewegen, daß er brieflich und förmlich um Verzeihung bitte. Wohl kam es ab und zu wieder zur Aussöhnung, ja zu rührenden Scenen, aus denen wir heute noch, nicht ohne Ergriffenheit, das Maß der Liebe ermessen können, welche Vater und Sohn gegenseitig füreinander empfanden und welche trotz aller Verschiedenheit des Wesens im Grunde der Herzen schlummerte und manchmal wie mit Naturgewalt hervorbrach. Aber solche Anwandlungen vermochten nicht zu verhindern, daß die Kluft sich doch fortwährend erweiterte. Politische Gründe gesellten sich hinzu; Sophie Dorothea wünschte sehnlich, daß eine Doppelheirat die verwandtschaftlichen Bande verstärke, welche ohnehin die Häuser Hannover-England und Brandenburg verknüpfte; Friedrich sollte die Prinzessin Amalie, seine Schwester den Prinzen von Wales heiraten; der König aber wollte höchstens in die zweite Verbindung willigen, nicht aber in die erste; er sagte der „englischen Partei" an seinem Hofe ins Gesicht: „ein Kujon müsse jeder Preuße sein, der gut hannöverisch gesinnt sei"; da der Kronprinz den Absichten der Mutter zuneigte, so kann man leicht ermessen, in welchem Lichte er hiernach dem Vater erschien.

Mehr und mehr kam Friedrich Wilhelm zur Ansicht, daß sein mit so viel Sorgfalt entworfener Erziehungsplan gänzlich gescheitert sei. Der Kronprinz hatte, so urteilte der Vater, kein Verständnis für das Heerwesen; er war ein Schöngeist, welcher am liebsten Flöte spielte und, was dem König vorerst nicht einmal bekannt wurde, mit Duhans Hilfe in einem gemieteten Lokal eine Bücherei von fast 3800 Bänden sich anlegte, deren noch vorhandenes Verzeichnis uns das größte Erstaunen über die Vielseitigkeit der geistigen Interessen des Prinzen einflößt; er begann schon mit kaum 15 Jahren zu schriftstellern und machte Zusammenstellungen über griechische und römische Geschichte, verfaßte einen Abriß der Geschichte von der Schöpfung der Welt bis auf Julius Cäsar, entwarf auch, was sehr beachtenswert ist, eine Denkschrift über Angriff und Verteidigung einer Festung

u. dgl. Hätte der König von letzterer Arbeit Kenntnis erlangt, so würde er vielleicht die Studien des Sohnes mit etwas anderen Augen betrachtet und eingesehen haben, daß man Geschmack an der Litteratur empfinden und doch daneben nicht ohne Interesse für die praktischen Dinge sein könne. So aber erschienen die litterarischen Hinneigungen des Sohnes ihm in dem Lichte, in welchem sie der Römer von altem Schrot und Korn auffaßte: als einfacher Müßiggang. Und nun entdeckte er, daß der Sohn auch auf sittliche Abwege geriet; die eigene Schwester des Königs bezeugt in ihren Denkwürdigkeiten, daß Friedrich seit Herbst 1728 „sich ganz der Ausschweifung hingab"; der Lieutenant von Katte war dabei sein Genosse; war ein unbesonnener Mensch, bereit, durch dick und dünn bei Friedrich auszuhalten.

Man kann sich denken, welchen Eindruck alle diese Dinge auf den König machten. Zeit seines Lebens hatte er sich bemüht, seinen Staat stärker und größer zu machen, als er ihn von seinen Vorfahren überkommen hatte; nichts war so klein und unscheinbar, das er nicht seiner Aufmerksamkeit für wert gehalten hätte; sein glühender Wunsch war, einen Sohn zu erziehen, welcher desselben Geistes wäre, welcher sein Werk und das einer Reihe ruhmvoller Ahnen fortsetzte. Und nun! Statt eines spartanischen Königs schien ein „effeminierter (weibischer) Kerl" ihm nachzufolgen, ein Kerl, „der keine menschlichen Neigungen hat, nicht reiten und schießen kann, malpropre an seinem Leib und stutzerhaft in seiner Haartracht ist, dessen Hoffart ihn abhält, gegen jedermann leutselig zu sein". Im März 1729 gab der König seinem damals siebzehnjährigen Sohne den vierzigjährigen Oberstlieutenant von Rochow zum militärischen Gesellschafter und ermahnte ihn, er solle alles mögliche zu thun, um den Prinzen „zu einem braven Kerl und honetten Offizier" zu machen; „wolle es dann nicht anschlagen, so müsse man es als ein Unglück betrachten."

Man weiß, daß es nicht angeschlagen hat; der Prinz führte äußerlich ein Leben, welches den Wünschen des Vaters angepaßt schien, aber es bestand kein Zweifel, daß er sich innerlich nicht verändert hatte, daß er hinter dem Rücken des Vaters nach wie vor that, was ihm beliebte; von der Aufsicht der Hofmeister war er ja seit Ostern 1729 befreit. Wieviel die Königin, welche sich mit ihrem rauhen Gemahl selbst nicht immer zum besten verstand, und die geistvolle, aber etwas boshafte Schwester hätten thun können, um einen Ausgleich herbeizuführen, ist nicht leicht zu sagen; aber da sie selbst den König mehr fürchteten als liebten, so blieb eine ernsthafte Einwirkung von dieser Seite aus; die Schwester, welche das Flötenspiel Friedrichs mit der Laute begleitete, welche im herzlichsten Verkehr mit dem Bruder stand, teilte seine Ansichten in allem Wesentlichen. Gewiß wird es nun niemand billigen, wenn Friedrich Wilhelm mit harter Brutalität gegen den widerspenstigen, nach seiner Ansicht mißratenen Sohn verfuhr und ihn sogar thätlich mißhandelte; die Mittel, mit denen dieser fein besaiteten Seele allein beizukommen war, verstand er nicht zu brauchen. Aber das muß man doch sagen, die Ansicht, als ob der Zorn des Königs in der Hauptsache ein ungerechtfertigter gewesen wäre, als ob man in dem Streit zwischen Vater und Sohn ohne weiteres gegen den Vater Partei nehmen dürfte, scheint doch nicht die richtige zu sein. Wir können die Größe der sittlichen Gefahr nicht genau abschätzen, in welcher sich Friedrich befand; den Ausdrücken des Vaters und auch denen der Schwester nach war sie groß genug, und Friedrich wäre nicht der erste im Purpur Geborene, welcher reiche Anlagen durch Ausschweifungen zu Grunde gerichtet hat, welcher im schwellenden Gefühl seiner hohen Stellung sittlich verlottert ist. Vorhanden war unseres Bedünkens die Gefahr, und wer will es dem Vater, wer dem König es verargen, wenn sich ihm das Herz bei dem bloßen Gedanken zusammenkrampfte, daß auf dem Thron des großen Kurfürsten ein „effeminierter Kerl" sitzen könnte, der die Flöte spielte und Verse drechselte, der dies sitten- und ehrenhafte Geschlecht der Hohenzollern durch lockeren Lebenswandel schändete?

Im Laufe des Jahres 1730 wurde die Spannung so unerträglich, daß der Kronprinz nur noch einen Ausweg sah: Flucht nach Frankreich oder nach England, an den Hof seines Oheims. Es war ein Schritt, welcher das größte Aufsehen machen, den häuslichen Unfrieden vor Europa enthüllen mußte; Friedrich muß sich das selbst vorgehalten haben; aber er glaubte nicht mehr anders zu können; zu hart war er von seinem Vater behandelt worden. Man befand sich auf einer Reise nach dem deutschen Süden, wo Friedrich Wilhelm die dortigen Fürsten angesichts des zwischen Kaiser Karl VI. und Frankreich drohenden Kriegs bestimmen wollte, auf kaiserlicher Seite zu stehen; hier sollte die Flucht bewerkstelligt werden; und da Georg II. von England sich bestimmt weigerte, den Prinzen aufzunehmen, „worüber ein Feuer an allen vier Ecken von Europa aufgehen könnte," so wollte der Prinz auf ein Schloß des Grafen von Rothenburg in Frankreich sich retten; dorthin sollte Katte mit den Kostbarkeiten Friedrichs, einigen Ringen und Tabatieren und einigen tausend Thalern in barem Gelde kommen; der Lieutenant Kait in Wesel, welcher auch ins Vertrauen gezogen war, hatte Befehl, nach dem Haag zu gehen und dort in der Stille zu erforschen, ob man Friedrich etwa Aufnahme gewähren wolle. Während der König in Steinfurt bei Mannheim übernachtete, er in einer Scheune, der Prinz in einer gegenüber liegenden, sollte Kaits Bruder, der als Page diente, bei Nacht Pferde herbeischaffen und dann sollte es so rasch als möglich ins Elsaß gehen, auf französischen Boden, den der spätere Sieger von Roßbach als Flüchtling vor dem Vater zum erstenmal zu betreten gedachte. Schon hatte sich Friedrich am Morgen des 5. August erhoben, schon hatte er sein Geld zu sich gesteckt und den roten Reiserock umgeworfen, als ein Kammerdiener, der angewiesen war, bei Nacht den Prinzen im Auge zu behalten, Rochow weckte; während Kait schon die Pferde heranführte, erschien Rochow, und damit war die Sache vereitelt, wie Friedrich hoffte, nur für diesmal; denn Rochow dachte nicht daran, daß der angebliche Frühritt eine Flucht hatte ermöglichen sollen. Aber der Page Kait, welcher in Mannheim abermals die Pferde zum Entweichen besorgen sollte, fiel dort, von Gewissensbissen übermannt, vor dem König nieder und gestand ihm alles. Der König war es, durch welchen nun Rochow

den wahren Sachverhalt erfuhr; ausdrücklich erklärte Friedrich Wilhelm, hier in Mannheim sei nicht Ort noch Zeit, von der Sache zu reden; noch in Darmstadt wußte der Prinz nicht, daß er verraten war; erst als der Zug am 12. August in Wesel eintraf, wurde er darüber gänzlich aufgeklärt; so spät am Abend es war, so lud der König den Sohn doch noch vor sich und forderte ihn zu offenem Geständnis auf. Friedrich erfüllte des Vaters Wunsch; er leugnete nichts, ja er nannte sogar die Namen der beiden Hauptmitwisser, Kait und Katte. Der erstere war zu seinem Glück schon seit mehreren Tagen auf holländischem Boden; Katte, welcher immer noch in Berlin auf die entscheidende Weisung des Prinzen wartete, wurde verhaftet und als der Majestätsverletzung schuldig, was bei einem Offizier der Garde doppelt schwer wog, trotz seines Gnadengesuchs am 6. November 1730 in Küstrin hingerichtet. Dort saß Friedrich gefangen; es war des Königs Befehl, daß Katte unter dem Fenster des Prinzen, indem dieser zusehe, enthauptet werden solle; Katte, welcher in seinem Tode eine Sühne seiner Schuld erblickte, wendete sein Antlitz dem Prinzen zu, welcher ihn vom Gitter hervor um Verzeihung bat; „die Augen auf Friedrich geheftet," wollte der junge Mann sterben, welcher aus Liebe zum Sohne die beschworene Pflicht gegen den Vater vergessen hatte. Friedrich fiel in eine Ohnmacht; als er wieder zu sich kam, war alles vorüber; von kurz nach 7 Uhr bis Nachmittag sah man dann den Prinzen am Fenster stehen, bis ein paar Bürger die Leiche in den Sarg legten und forttrugen. Es waren Stunden, deren Gedächtnis sich nicht mehr verwischte.

Das Schicksal des Kronprinzen war längere Zeit ungewiß; er selbst glaubte, nachdem er anfänglich die Sache leicht genommen hatte, daß der König auch ihn zum Tode verurteilen wolle. In den Augen des Königs war der Fall zunächst ein rein militärischer; Friedrich war Oberstlieutenant in dem preußischen Heer; er hatte entfliehen wollen, folglich war er Deserteur und hatte sein Leben verwirkt; mindestens konnte, das war Friedrich Wilhelms Meinung, jemand, welcher selbst vor Fahnenflucht nicht zurückgeschreckt war, nicht mehr als fähig betrachtet werden, später Landesherr und damit auch oberster Kriegsherr zu sein. Die Offiziere, welche der König zu einem Spruch aufforderte, lehnten es ab, über den Kronprinzen zu richten; als Vasallen und Unterthanen komme es ihnen gar nicht zu, über Vorfälle, welche in der königlichen Familie sich zugetragen hätten, zu urteilen. Die ganze Schwere der Entscheidung fiel auf den einzigen Mann zurück, welcher höher stand als der Thronfolger, auf den regierenden König selbst. Er befand sich fortwährend in der größten Aufregung; nachts fand er keine Ruhe auf seinem Lager; seine Gemahlin sah ihn, nachdem er die langen Säle seines Schlosses durchirrt hatte, schweißgebadet vor ihrem Bette niedersinken. So hart und rauh er war, der „Deserteur" war doch sein lieber Sohn, auf den er seine Hoffnungen gebaut hatte; und wenn er an die Scenen im Lager zu Mühlberg dachte, wo er 1730 den Sohn im Angesicht der fremden Gäste thätlich mißhandelt und gesagt hatte: „Wäre ich von meinem Vater so behandelt worden, ich hätte mich totgeschossen; aber mein Sohn hat keine Ehre im Leib, er läßt sich alles gefallen —" dann mußte wahrlich nagend die Reue in ihm erwachen, er mußte sich sagen, daß der Bogen gutenteils deshalb gerissen war, weil er ihn zu straff gespannt hatte. Am Ende entschloß er sich, den Sohn unter der Bedingung eines feierlichen Eides aus dem Arrest zu entlassen. In Gegenwart mehrerer Generäle und hohen Civilbeamten hatte Friedrich in Küstrin zu schwören, daß er seinem Vater allezeit treu und gehorsam sein und niemals versuchen wolle, sich seiner Gewalt zu entziehen; andernfalls bekannte er sich selbst seines Rechts auf die Thronfolge für verlustig. Am Tag nach diesem Eid trat er als Auskultator oder Referendar in die Kriegs- und Domänenkammer zu Küstrin ein. Es war der 20. November; mit diesem Tag beginnt ein neuer Abschnitt in Friedrichs Leben.

II. 1730—1740.

Wie der Vater, so mußte auch der Sohn in sich gehen, sobald er ruhig das Geschehene überdachte. Es war sehr weit gekommen zwischen beiden, bis hart vor einen jähen Bruch, einen Bruch vor aller Welt, für den es kaum eine Heilung mehr gegeben hätte. Es mußte anders werden im Interesse der beiden Beteiligten selbst und in dem der Monarchie; bereits hatten die auswärtigen Mächte mit dem Gedanken zu rechnen angefangen, daß man aus der Zwietracht Nutzen ziehen und den Sohn gegen den Vater ausspielen könne. In Küstrin arbeitete sich Friedrich in den praktischen Verwaltungsdienst ein und lernte die Wahrheit des Urteils seines Vaters erkennen, daß ein schlechter Wirt wie Karl XII. auch unmöglich ein guter Soldat sein könne; er begann, seit er zur Strafe in französischer Modetracht einhergehen mußte, den „blauen Rock" zu ehren und sehnte sich danach, wieder ins Heer aufgenommen zu werden, aus welchem er schon im August 1730 als Deserteur gestoßen worden war. „Man erkennt," versicherte er damals, „das Gute erst, nachdem man das Uebel erfahren hat". Den König erfreuten diese Ansichten einer Sinnesänderung sehr; er begann zu hoffen, daß die harte Schule, durch welche der Prinz hindurchgegangen war, dem besseren Element in ihm zum Sieg verholfen habe, wie es sich im ganzen auch ohne Zweifel verhält. Namentlich gereichte es Friedrich Wilhelm zum Trost, daß Friedrich durch lange theologische Unterredungen allmählich von der Meinung abgebracht wurde, die man damals Partikularismus nannte. Man verstand darunter die von Calvin aufgestellte Lehre von der Vorherbestimmung (Prädestination) und Gnadenwahl; danach sind nicht alle, sondern nur ein Teilchen, eine particula, der Menschen zur Seligkeit bestimmt, die anderen zur Verdammnis; beide sind es ohne ihr Zuthun, denn der Mensch vermag nichts zu seiner Seligkeit beizutragen. Es war die schroffste Ausprägung jenes Gedankensystems, welches Luther seiner Zeit der Lehre vom Wert der guten Werke entgegengesetzt hatte; Friedrich Wilhelm, sonst guter Calvinist, wollte nichts von dem „Partikularismus" wissen, weil durch denselben die menschliche Verantwortlichkeit aufgehoben werde;

er war überzeugt, daß sein Sohn sich nicht zu Ausschweifungen hätte verleiten lassen, wenn nicht „die verdammten gottlosen prädestinatischen Sentiments" ihn zum Glauben veranlaßt hätten, daß Gott alles vorher bestimmt habe, die guten Thaten der Menschen wie ihre bösen, daß also ein Sünder nicht von sich aus sündigt, sondern weil Gott es so verordnet hat. Schon in der Anweisung für die Erziehung Friedrichs hatte der König befohlen, man solle denselben nicht zum Partikularisten machen, sondern ihm die Lehre von der universalischen Gnade beibringen, welche Christus allen Menschen erworben habe; er war förmlich aufgerichtet, als er nun vernahm, daß der Prinz einlenkte, weil auch ihm die Folgerung aus dem Partikularismus unheimlich wurde, nach welcher die menschliche Verantwortlichkeit dabei sich nicht aufrecht halten läßt. Manche Aeußerungen deuten in der That darauf hin, daß der Prinz noch jahrelang ein treuer Anhänger der protestantischen Lehre gewesen ist; „das Herz blutete ihm," als im November 1732 die Zillerthaler Protestanten flüchtig nach Berlin kamen, und er bewunderte „die Unerschrockenheit, mit der sie lieber alles Elend der Welt erduldet haben, als daß sie die einzige Religion aufgegeben hätten, welche uns die Wahrheiten unseres Heilandes kennen lehrt."

Als ein Jahr seit Friedrichs Eintritt in die Kriegs- und Domänenkammer verflossen war, durfte er zum erstenmal den Vater im Regierungsgebäude zu Küstrin wiedersehen und die Wiederaussöhnung dadurch besiegeln; er erhielt dann den Oberstenrang und ein Regiment in Ruppin. Bald kam aber eine neue Probe seiner Fügsamkeit. Der Vater hatte den Plan einer englischen Brautschaft mit dem Augenblick gänzlich fallen lassen, wo er glaubte, daß der Londoner Hof bei dem Fluchtgedanken beteiligt gewesen sei; er wollte jetzt Friedrich mit einer deutschen Fürstentochter verheiraten, mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, die protestantischer Konfession und auch eine Nichte Kaiser Karls VI. war. Wir können nicht vollständig beurteilen, wie weit die Ansichten, welche Friedrich damals über die Ehe in vertraulichen Gesprächen und Briefen entwickelte, vorher schon bei ihm sich ausgebildet hatten, oder wie weit der Zwang, welchen sein Vater ihm in einer so tiefgreifenden Frage auferlegte, sein Herz verbittert und kalt gegen das höchste Glück auf Erden gemacht hat, gegen die Liebe eines treuen Weibes. Thatsache ist, daß der Prinz damals Ansichten über das weibliche Geschlecht ausgesprochen hat, die der deutschen Auffassung so schneidend als nur möglich widersprechen. „Ich liebe das schöne Geschlecht; aber meine Liebe ist flüchtig; ich suche nur den Genuß, und darnach verachte ich die Weiber. Urteilen Sie also selbst — der Angeredete ist General Grumbkow — ob ich aus dem Holze bin, aus dem man gute Ehemänner schnitzt. Ich möchte rasend werden, daß ich einer werden soll." Friedrich Wilhelm verfuhr in dieser Sache wieder mit seiner ganzen patriarchalischen Gewaltthätigkeit; die Braut paßte ihm, also sollte sie auch dem Sohne passen. „Sie ist nicht häßlich, nicht schön. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch. Gott gebe seinen Segen dazu." Das war die Meinung des Vaters, und nach verzweiflungsvollem Widerstreben, das indessen kaum zur Kenntnis des Königs gelangte, fügte sich Friedrich. Als er dann seine Braut von Angesicht zu Angesicht kennen lernte, war er verhältnismäßig angenehm von ihr enttäuscht. Die Vermählung fand am 12. Juni 1733 in dem Lustschlosse Salzdahlum bei Wolfenbüttel statt. „Meine liebe Schwester," schreibt er an Friederike Wilhelmine, „vor einer Minute ist die Ceremonie verrichtet worden; Gott sei Dank, daß sie vorüber ist." Elisabeth Christine war drei Jahre jünger als ihr Gemahl; sie war bei ihrer Verheiratung 18, Friedrich 21 Jahre alt; es fehlte ihr nicht an Verstand und Anmut; sie hatte blonde Haare, große blaue Augen und eine schöne Hautfarbe; aber schlagfertig, geistreich war sie nicht, und auf Friedrich, der „lieber ein kokettes Weib wollte als eine, die sich nicht zu unterhalten verstehe," vermochte sie keinen tiefgehenden Eindruck hervorzubringen. Die Jahre bis 1740 waren für sie die verhältnismäßig glücklichsten; aber als sie Königin wurde, da genoß sie zwar stets der Ehrfurcht, welche ihrem Stande zukam, und niemals hätte Friedrich geduldet, daß sie, die er achtete, mit Mangel an Respekt behandelt worden wäre; er verlieh ihr das Schloß Schönhausen bei Berlin, einen großen Hofstaat und den drittgrößten Diamanten in Europa, den „kleinen Sancy"; aber sie war doch lange Witwe, ehe der von ihr zeit ihres Lebens bewunderte und geliebte Gemahl aus dem Leben schied; die Gatten sahen sich auch in Friedenszeiten nur bei großen Hoffesten. Die Königin hat ihren Gemahl über zehn Jahre überlebt; Friedrich empfahl sie in seinem Testament seinem Nachfolger. Nicht ohne Interesse ist es noch zu bemerken, daß die Gattin des gekrönten Schriftstellers selbst den „litterarischen Frauen" angehörte; Elisabeth Christine hat u. a. Gellerts Lieder ins Französische übertragen, und im ganzen werden 14 Werke von ihr namhaft gemacht.

Friedrich war nicht viel über ein Jahr verheiratet, als sein Vater in eine schwere Krankheit fiel; „er hatte," wie Friedrich seiner Schwester nach Bayreuth schrieb, „Wasser in der Brust und weder Atem noch Schlaf noch Appetit; seine Beine waren bis ans Knie geschwollen und ganz rot, wenn auch ohne Schmerzen." Im ersten Augenblick wurde der Prinz von der Aussicht geblendet, nicht bloß von der stets noch, wenn auch abgeschwächt, vorhandenen Aufsicht durch den Vater befreit, sondern auch Herrscher über alle anderen zu werden. „Ich bin überzeugt, daß ich keine gute Zeit haben werde, solange er lebt." Aber als er ans Bett des kranken Vaters trat, da brachen das Mitleid und die kindliche Liebe überwältigend hervor; er vergoß heiße Thränen, sorgte zärtlich dafür, daß der Kranke bequem gebettet wurde, und war fast nicht von dessen Lager wegzubringen; der Vater nannte ihn, seine Zärtlichkeit erwidernd, nur noch Fritzchen. Gegen alles Erwarten wurde der König durch eine Operation im November 1734 hergestellt; Friedrich konnte bald hernach der Schwester mitteilen, daß der Vater sich vollständig erhole, daß er anfange zu gehen, daß er für vier esse und trinke und sich besser befinde als er, der Prinz, selbst.

Als sich dies zutrug, hatte Friedrich bereits auch seine Feuertaufe erhalten; aus Anlaß des polnischen

Erbfolgekriegs kam es zwischen Franzosen und Oesterreichern zu Kämpfen am Rhein, und Friedrich geriet bei Philippsburg in Gewehrfeuer, ohne daß er deswegen mit der Hand, die den Zügel hielt, zitterte oder sein Pferd in raschere Gangart gesetzt hätte. Er wünschte heiß eine Schlacht, in welcher die 10000 Preußen sich hätten hervorthun können; aber er verstand es auch zu würdigen, daß der alte, damals über siebzigjährige Prinz Eugen sich begnügte, den überlegenen Feind, welcher Philippsburg einnahm, bei Heilbronn von weiterem Vordringen abzuhalten; er meinte, dem alten Feldherrn gereiche auch diese Unthätigkeit zur Ehre. Der Vater war mit Friedrichs Verhalten zufrieden und beförderte ihn zum Generalmajor.

Mit dem 15. August 1736 begann für Friedrich die sonnigste Zeit seines Lebens; an diesem Tage bezog er das neu gebaute Schloß Rheinsberg am See von Ruppin, und hier hat er fast vier Jahre zugebracht, mit militärischen Dingen, mit wissenschaftlichen Studien und Dichtung beschäftigt. Er vernachlässigte den kriegerischen Dienst schon seit langem nicht mehr; sein Regiment konnte sich mit den besten des Heeres an Strammheit und Leistungsfähigkeit messen; die kurze kriegerische Erfahrung hatte ihn in seiner Wertschätzung des pünktlichen Dienstes nur bestärkt. Aber sein Herz gehörte doch den Studien; die Fertigkeit in den Waffen blieb ihm sein Lebenlang nicht Zweck, sondern Mittel, ein notwendiges Uebel. In diesen Jahren vollendete sich auch der innere Umschwung im Wesen Friedrichs; wenn seine vertraulichen Briefe noch bis Ende 1735 ihn als Anhänger der christlichen Philosophie zeigen, wenn er mit Behagen sich in die Beweise vom Dasein Gottes vertiefte und sich an dem Gedanken weidete, „daß die Welt aus einer so erlauchten Wurzel hervorgehe, aus dem ewigen, allmächtigen, langmütigen, nachsichtigen, erbarmungsvollen und gnadenreichen Gott“ — so wurde er nun allmählich doch von Zweifeln erfaßt und zu den Ansichten der damaligen französischen Philosophen hinübergeführt. Hatte ihm früher das Unglück dichterische Versuche in französischer Sprache abgelockt, so legte er jetzt seine Gedanken über die höchsten Fragen des menschlichen Lebens in Versen nieder. Gottesleugner ist Friedrich nie geworden; aber er eignete sich den Begriff von Gott an, welchen im Altertum die Epikuräer und in der Neuzeit die englischen Deisten aufgestellt hatten. Gott hat wohl die Welt geschaffen; aber er überläßt sie dann sich selbst; er offenbart sich den Menschen nicht; er ist in unerreichbarer Höhe über allem Geschaffenen, und Friedrich hielt es für Anmaßung des kleinen Geschöpfes Mensch, wenn es glaube, daß es unter Gottes Obhut stehe; er verwarf auch die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele und meinte, dadurch nicht schlimmer zu sein als die, welche dieser Lehre beipflichteten, sondern besser; denn die anderen thun das Gute nur, weil sie dafür Belohnung nach dem Tode erwarten, er aber übe es um des Guten selbst willen. War Friedrich sonach von der christlichen Rechtgläubigkeit weit abgekommen und sah er in den Priestern nichts als herrschsüchtige Heuchler, welche die Wahrheit und deren Freunde eifrig verfolgen, so war er doch nicht der Selbstsucht anheimgefallen; seine Regentenpflicht faßte er so umfassend als möglich auf und schrieb deshalb 1739 — in französischer Sprache, wie alles — den Antimachiavell, in welchem er die Lehre des Italieners Machiavelli bekämpft, wonach ein Fürst sich mit jedem Mittel behaupten darf, ja soll, vorausgesetzt, daß dasselbe nur wirksam ist; der Fürst, sagt Friedrich mit dem berühmt gewordenen Wort, muß der erste Diener des Staates sein, muß Frieden im Lande halten, das Recht beschützen, die einzelnen Interessen zu einem Gesamtinteresse aller ausgleichen; nur dann entspricht er dem Wesen seiner Stellung, wenn er der weisefte, gerechteste, uneigennützigste, edelste und stärkste Mann im Lande ist. Mit allen diesen Gesinnungen that Friedrich dar, daß er ein Mann der neuen Zeit, der Aufklärung war; was war natürlicher, als daß er mit dem Mann in Beziehungen trat, welcher die Fahne der Aufklärung vorantrug, mit Voltaire? Dies war um so notwendiger, als, wie wir wissen, bei der Einseitigkeit seiner Erziehung die französische Litteratur die einzige Quelle seiner Belehrung bildete; kein glänzenderer Stern stand damals an deren Himmel als Voltaire. Friedrich wandte sich erstmals am 8. August 1736 an den ihm persönlich noch unbekannten Gelehrten und Dichter, und bat ihn, daß er ihm alle seine Werke mitteile, auch die, welche bloß handschriftlich vorhanden seien und aus notwendiger Vorsicht geheim gehalten würden; er war der Meinung, daß die Völker Voltaire mehr verdankten als die Griechen dem Solon und dem Lykurg; er sah in dem großen Schriftsteller einen Gesetzgeber der ganzen Menschheit, welcher seine Ideen überallhin verbreite. Man weiß, daß Voltaire später vier Jahre bei Friedrich gelebt hat, von 1750—1753; sie vertrugen sich in der Nähe nicht am besten, so daß Voltaire selbst gesagt hat, sie hätten weder miteinander noch ohne einander leben können; aber eben in diesem Wort drückt sich doch eine Gemeinsamkeit der Weltauffassung aus, welche den König und den Dichter doch stets wieder in einer Gefechtslinie zusammenführte.

Friedrich genoß das Glück seiner „lieben Einsamkeit“ mit vollen Zügen, er begehrte nichts weiter, als ferner so dahinleben zu dürfen. Am 15. August 1736 schreibt er an den sächsischen Gesandten von Suhm: „Ich werde meinen Studien freien Lauf lassen. Wolff[1]) hat da, wie sich denken läßt, seine Stelle; der Herr Rollin[2]) erhält seine Stunden, und das übrige wird den Göttern der Ruhe und des Friedens geweiht sein. Ein gewisser Dichter, von welchem Sie schon gehört oder einige Werke gelesen haben werden, Grassot, besuchte mich und mit ihm der Abbé Jordan, Kayserlingk, Fouqué und der Major Stille. . .

Dort, wo der Himmel klar, im Schatten alter Buchen,
Studieren wir den Wolff, ob auch die Pfaffen fluchen.
Die Grazien und der Scherz sind Gäste hierzuland;
Doch andre Götter sind drum nicht von uns verbannt.
Minerva wird und Mars im festlichen Gesange
Begeistrungsvoll gegrüßt mit unsrer Leier Klange;
Den Becher in der Hand preist man des Bacchus Macht
Und opfert sich dem Dienst der Venus in der Nacht.“

---

[1]) Der bekannte Philosoph, der das System von Leibniz popularisierte und dessen Schriften Friedrich ins Französische übersetzen ließ.

[2]) Der bekannte Verfasser der Geschichte der Römer, die sich vor allem durch Anmut der Darstellung auszeichnete.

Es war ein heiteres Musenleben, in welchem Friedrich, der nie, wie wohl andere Fürstensöhne, eine Universität hatte besuchen dürfen, selbst seine Bildung ergänzte, aber des Vaters am 31. Mai 1740 nach langen Qualen erfolgter Tod riß ihn jäh heraus. Mit den Tagen der Zurückgezogenheit, des privaten Lebens nach eigenem Geschmack war es vorbei für immer; die königliche Pflicht rief, und sie ließ Friedrich nie mehr los.

III. 1740—1786.

Indem wir zur Erzählung der Regierungszeit Friedrichs des Großen uns wenden, müssen wir bekennen, daß der Umfang dieses Aufsatzes es uns verbietet, in eine Schilderung der Einzelheiten dieser Periode einzutreten. Was sich bis zum Jahr 1740 zutrug, ist unerläßlich für den, welcher sich ein Bild davon machen will, wie Friedrichs Persönlichkeit sich allmählich entwickelt hat. Mit dem Augenblick, da er als Achtundzwanzigjähriger die Zügel des Staats ergreift, treten die allgemeinen Aufgaben in den Vordergrund; der König trägt es davon über den Menschen; schmerzlich genug hören wir oft Friedrich über den Zwang klagen, durch den die Verhältnisse sein individuelles Leben einengen, zurückdrängen, fast ersticken. Sieht man näher zu, so entdeckt man, daß er nur sieben Jahre sich selbst hat leben können, vom Zeitpunkt seiner Heirat, welche ihm die Möglichkeit des eigenen Haushalts und damit die Freiheit gab, bis zum Augenblick seines Regierungsantritts. Bis 1733 zwang ihn der Vater; von 1740 ab die Politik. Wir gedenken im folgenden von den Ereignissen seiner inhaltsschweren sechsundvierzigjährigen Regierungszeit nur die wichtigsten zu berühren [1]), namentlich diejenigen, mit welchen Friedrichs ganze historische Stellung eng verknüpft ist.

Friedrich war von Hause aus nicht zum Feldherrn oder Eroberer geschaffen; er, welcher doch den größten Heerführern aller Zeiten beigezählt werden muß, seufzt oft mitten unter seinen Siegen über die Notwendigkeit, immerwährend unter den Waffen zu stehen; auch da, wo er die Oesterreicher, Russen und Franzosen mit Schlägen zu Boden schmettert, welche noch in Jahrhunderten angestaunt sein werden, liegt das beatus ille, qui procul negotiis! auf den Lippen des gekrönten Weisen. Aber Friedrich besaß den gesunden Ehrgeiz, welcher die Mutter großer Thaten ist. Er blickte zurück auf eine Reihe bedeutender Ahnen, die in Frieden und Krieg den brandenburgisch-preußischen Staat geschaffen und ihn ohne Rast und ohne Ermatten vorwärts gebracht hatten; er wollte nicht hinter diesen Ahnen zurückstehen, und das um so weniger, je mehr er das Bewußtsein innerer Kraft und Leistungsfähigkeit besaß. Dies war so zu sagen der subjektive Grund, welcher ihn auf die kriegerische Laufbahn trieb; es gab aber auch einen objektiven. Friedrich spricht sich im zweiten Kapitel der von ihm verfaßten „Histoire de mon temps“ darüber in seiner klassischen Art aus. „Indem Friedrich I. Preußen zum Königreich erhob, hatte er durch diese eitle Größe einen Keim von Ehrgeiz in seine Nachkommenschaft gelegt, der früher oder später Früchte bringen mußte. Die Monarchie, welche er seinen Nachkommen hinterlassen hatte, war, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Art von Zwitterwesen, welches mehr vom Kurfürstentum an sich hatte als vom Königreich. Es war ruhmvoll, die Natur dieses Wesens zu entscheiden, und diese Empfindung war sicher eine derjenigen, welche den König in den großen Unternehmungen bestärkten, zu welchen ihn soviel Beweggründe hindrängten.“ Diese Worte sind klar und deutlich. Friedrich fühlte, daß er in der Schicksalsstunde des preußischen Staates an dessen Steuerruder getreten war. Der Staat war in eine unhaltbare Stellung geraten; nicht mehr Kurfürstentum, war er auch noch nicht thatsächlich ein Königreich. Sollte er ein solches wirklich werden, so bedurfte er einer breiteren Grundlage. Nun boten sich zwei Wege dar. Preußen hatte Ansprüche auf die bald zur Erledigung gelangenden rheinischen Herzogtümer Jülich und Berg, und es hatte Ansprüche auf Schlesien, welche im Laufe der Zeit fallen gelassen und nicht ohne triftige Gründe wieder aufgenommen worden waren. Friedrich erwog, auf welche Seite er sich werfen sollte, ob nach Westen, auf den Rhein, oder nach Südosten, auf die Oder. Aber am Rhein war nur das kleinere Stück Land zu gewinnen, wenn es überhaupt gelang, das Uebelwollen des Kaisers Karl VI. und das Frankreichs zu überwinden, das nach Friedrichs bezeichnendem Ausdruck dem König von Preußen nur eine Lisiere, einen Streifen, von Jülich und Berg gönnen wollte; weiter waren die Lande vom Mittelpunkt des Staates sehr entlegen und unter Umständen mehr eine Last als ein Gewinn. Ganz anders stand es mit Schlesien; dies reihte sich unmittelbar an Brandenburg an, es vermehrte den zusammenhängenden Besitz Friedrichs; es war selber leichter zu behaupten als die Lande am Rhein und half dazu, die anderen im Notfall besser zu verteidigen.

Diese Erwägungen konnten jederzeit angestellt werden; daß sie aber gerade jetzt ein besonderes Gewicht erhielten und ausschlaggebend für Friedrichs Haltung wurden, daran war der plötzliche Scenenwechsel in Wien schuld. Noch am 1. Oktober 1740 hatte Kaiser Karl VI. seinen 56. Geburtstag, wie es schien, frisch und rüstig begangen; bereits am 20. war er eine Leiche. Das einzige Söhnlein, das ihm geboren worden, war in zartem Alter wieder gestorben, und so hatte er durch eine einseitige Neuordnung der Erbfolge, die sogenannte pragmatische Sanktion, den Thron von Oesterreich seiner Tochter Maria Theresia, der Gemahlin des Großherzogs Franz von Toskana, bestimmt; eine Neuerung, welche der Reihe nach von den europäischen Mächten, auch von Preußen und dem Deutschen Reich, anerkannt worden war, der aber die Kurfürsten von Sachsen und Bayern, deren Frauen als Töchter des Kaisers Joseph I. ihrer jüngeren Base Maria Theresia hätten vorgehen dürfen, ihren Beitritt versagten. Für den Augenblick trat Maria Theresia, die damals im 24. Lebensjahre stand, die Herrschaft ohne Widerstand an; aber jedermann fühlte, daß schwere Wetter am politischen Himmel aufzogen,

[1]) Es kann selbstredend nicht unsere Absicht sein, die massenhafte Litteratur über Friedrich auch nur zum Teil zu nennen; wir weisen nur auf die neuesten Werke von Oncken, Dove und das bevorstehende von Koser hin und erwähnen die „Politische Korrespondenz F. d. Gr.“, Berlin 1878.

und Frankreich bemühte sich alsbald, Gegner wider die neue „Königin von Böhmen und Ungarn“ aufzustellen, wieder den Bürgerkrieg in Deutschland zu entfesseln und womöglich die günstige Gelegenheit des Aussterbens des habsburgischen Mannsstamms zur endlichen Zertrümmerung der österreichischen Macht zu benutzen. Es lag für Maria Theresia nahe, einen Gedanken, den schon ihr Vater gehegt hatte, wieder aufzunehmen und die Ansprüche, welche Friedrich August III. von Sachsen erhob, dadurch abzukaufen, daß sie ihm einen Teil von Niederschlesien, etwa die Gegend von Sagan, Glogau und Grünberg, abtrat; dann hatte der Kurfürst von Sachsen, der zugleich unter dem Namen August III. König von Polen war, eine Verbindung zwischen seinen beiden Ländern, auf welche er naturgemäß großes Gewicht legen mußte und um deren willen er wohl Maria Theresia anerkennen konnte.

So standen die Dinge Ende Oktober 1740. Friedrich saß erst im fünften Monat auf dem Thron; er hatte soeben sich ausgedacht, wie behaglich er den Winter in Rheinsberg verleben, wie er eine zweite Auflage des Antimachiavell schreiben, sich ein französisches Theater errichten wolle; da kam die Todesbotschaft aus Wien. Er hat selbst gesagt, daß er erbleichte; es sei ihm gewesen, als ob sein Schicksal ihn rufe. Es war ein Augenblick, von dem es galt: jetzt oder nie mehr. Niemals konnten die alten Ansprüche auf Schlesien besser zur Geltung gebracht werden, als in diesem Augenblick, da die neue Besitzerin selbst in ihren Rechten angefochten war; wurden die Ansprüche aber jetzt nicht hervorgeholt, so war es überhaupt mit ihnen vorbei; wenn Sachsen in Glogau sich festsetzte, so war die Möglichkeit für Preußen dahin, die dann gewissermaßen von Brandenburg unwiderruflich getrennte Hauptmasse des Landes an sich zu bringen. So that Friedrich den kühnen Wurf; Mitte Dezember 1740 wurden 20 Bataillone und 36 Schwadronen in Marsch gesetzt, um das auf einen Angriff nicht vorbereitete Schlesien zu erobern. Im letzten Augenblick noch suchte ihn der Gesandte Oesterreichs, Marquis von Botta, von dem Unternehmen abzuhalten; er werde das Haus Oesterreich ruinieren, aber auch sich selbst; er möge sich nicht auf das schöne Aussehen seiner Truppen verlassen; die der Königin sähen sich weniger gut an, aber sie hätten schon den Wolf gesehen. Der König antwortete dem Gesandten, er hoffe ihn noch zum Geständnis zu bringen, daß die preußischen Truppen nicht bloß schön, sondern auch gut seien; im übrigen lehne er alle Abmahnungen ab; der Rubikon sei bereits überschritten.

Man weiß, daß Cäsar durch den Uebergang über den Rubikon vierjährigen Kämpfen, aber auch dem endlichen Siege entgegenging. Es war bei Friedrich nicht anders. Drei Kriege hat er um Schlesiens willen geführt: den ersten schlesischen von 1740—42, den zweiten schlesischen von 1744—45, den siebenjährigen Krieg von 1756—63; in allen drei Friedensschlüssen, von Breslau, Dresden und Hubertusburg, hat er Schlesien mit der Grafschaft Glatz behauptet und dadurch das preußische Gebiet von der Ostsee bis gegen das mährische Gesenke hin ausgedehnt. Im ersten Kriege stand er bloß der Königin von Böhmen und Ungarn gegenüber; im zweiten hatte sich Sachsen derselben angeschlossen; im dritten wurde der preußische Staat durch die Großmächte des festländischen Europas, Oesterreich, Frankreich und Rußland, mit denen sich Schweden und eine Anzahl deutscher Fürsten verbanden, in seinem Dasein bedroht. Frühzeitig entfaltete sich das gewaltige kriegerische Genie des Königs; man möchte sagen, es reifte über Nacht. Noch an der Schlacht von Mollwitz vom 10. April 1741, der ersten, welche er den Oesterreichern lieferte, hatte er so gut wie gar keinen Anteil; im Augenblick der größten Gefahr veranlaßte ihn der Marschall Schwerin, vom Schlachtfeld wegzureiten, damit nicht, wenn das Heer zersprengt werde, der Feind gar den König gefangen nehme. Aber schon in der zweiten Schlacht, bei Chotwitz, am 17. Mai 1742, hielt er kaltblütig wie ein Veteran im Kugelregen aus und gab selbst dem Kampfe die entscheidende Wendung, indem er die linke Flanke der Oesterreicher durch Fußvolk und Geschütz dermaßen bedrängte, daß der Prinz Karl von Lothringen den Befehl zum Rückzuge erteilte. Von da ab war die lange Reihe der Schlachten fast eine ununterbrochene Reihe von Ruhmestagen des Königs, dessen Genie selbst dann im hellen Glanze leuchtet, wenn ihm die Siegesgötttin den Lorbeer versagt, wie bei Kolin 1757 und bei Kunersdorf 1759; seit den Tagen des Epaminondas und des großen Alexander hat niemand die schräge Schlachtordnung mit solcher Meisterschaft angewandt, wie dies Friedrich bei Leuthen that. Wohl gab es im eigenen Heere Leute, welche sich über ihn erhaben dünkten, und Friedrichs tapferer Bruder Heinrich hat über das ewige „Bataillieren“ des Königs sich spöttisch vernehmen lassen. Neuerdings ist eine lebhafte Erörterung darüber entbrannt, welche Stellung Friedrich in der Geschichte der Heerführung zuzuweisen sei, ob er „der Virtuose des 18. Jahrhunderts“ und der alten Schule sei, die darauf ausgeht, wertvolle Landstriche in Besitz zu nehmen, den Feind durch geschickte Manöver zurückzudrängen und ihm nur dann eine Schlacht anzubieten, wenn man selbst sich hinter furchtbaren Verteidigungsstellungen befindet, oder ob der König als der Bahnbrecher der neuen Zeit zu betrachten sei, welche sich um Städte und Landstriche nicht kümmert, sondern direkt den feindlichen Heeren zu Leibe geht, sie als den Sitz der Stärke des Gegners ansieht und sie deshalb zertrümmert, wo man sie findet. Es sprechen Aeußerungen Friedrichs dafür, daß er theoretisch sich noch im Gedankenkreise der alten Strategen bewegte, und in der That setzt die neue Art der Kriegsführung, welche kolossale Mittel an Menschen erfordert, nicht geworbene Heere voraus, wie sie zur Zeit Friedrichs noch die Regel waren, sondern die Volksbewaffnung, jenen Zustand, wie ihn König Pyrrhos bezeichnete, da der Hydra die abgehauenen Köpfe stets nachwachsen. Aber die thatsächlichen Verhältnisse trieben den König immer entschiedener auf den neuen Weg; im siebenjährigen Kriege glich Preußen einem einsamen Damm im wilden tosenden Meere, gegen den sich stets neue Wellenmassen heranwälzen; der König mochte stehen, wo er wollte, überall drangen aus anderen Gegenden Notrufe an sein Ohr, er solle herbeikommen, damit man nicht erliege;

fortwährend eilte er von Ost nach West, von Süden nach Norden, von Schlesien nach Roßbach, von Roßbach nach Leuthen; er konnte nicht warten; wo er den Feind fand, mußte er ihn angreifen, ihn vernichten in der kürzesten Frist, die möglich war, um dann an anderer Stelle dieselbe Arbeit zu verrichten und zu verhüten, daß der Damm vor dem Anprall der Wogen zerreiße; so konnte er nicht anders als „bataillieren", und er hat dadurch den Staat gegen die vielmal überlegenen Feinde gerettet.

Indem er ihn aber rettete, diente er zugleich der Sache des deutschen Volkes. Als Maria Theresia sich mit den ausländischen Mächten gegen den Mann verband, in dem sie nicht ohne Grund, aber doch mit echt weiblicher Einseitigkeit nichts sah als den Räuber Schlesiens, ihres Eigentums, da vergaß sie selber aller der Rücksichten, welche sie als deutsche Fürstin, als Gemahlin des Kaisers Franz I. der deutschen Nation schuldete. Um Schlesien für sich wieder zu gewinnen, bedurfte sie fremder Hilfe, und so verhieß sie ohne Gewissensbisse den Russen Ostpreußen, den Schweden Vorpommern, wenn der Krieg erfolgreich geführt und „der König von Preußen wieder zum Markgrafen von Brandenburg herabgesetzt sei". Mit Recht ist gesagt worden, daß schnöder die höchsten Interessen der deutschen Nation niemals geopfert worden sind, als damals von Maria Theresia. Mochten immerhin die alten Sitze des Deutschen Ordens, soweit sie den polnischen Griffen entgangen waren, nun den Moskowitern zufallen; mochten immerhin die Schweden sich wieder in Stettin festsetzen, von wo sie 1720 endlich glücklich waren ausgetrieben worden; das focht die Kaiserin nicht an, falls nur auch Schlesien wieder ihr anheimfiel. Wenn diese Pläne gelangen, so würde die deutsche Geschichte einen ganz anderen und schwerlich einen besseren Gang genommen haben; das Deutsche Reich, dessen stolze Bürger wir heute sind, wäre menschlichem Ermessen nach gar nie erstanden, und wenn es je doch erstanden wäre, so würde auf alle Fälle Kant, der Weise von Königsberg, dessen Schriften der ewige Jungbrunnen aller Philosophie sein werden, russischer Unterthan gewesen sein und das Deutschtum in Ostpreußen, das so kräftig und urwüchsig blüht, das 1813 die Sturmfahne gegen Napoleon vorantrug, würde heute ebenso dem Untergange geweiht sein wie dies die alte Kultur unserer Volksgenossen in Kurland, Livland und Esthland leider aller Wahrscheinlichkeit nach ist. Als Friedrich die Franzosen bei Roßbach schlug, als er die Russen bei Zorndorf zurückwarf, da ging ein Ruf der Freude und des nationalen Stolzes durch dies zertretene deutsche Volk, und als der Hubertusburger Friede geschlossen ward, da geschah es zum erstenmal in mehr als hundert Jahren, daß Deutschland die Zeche nicht zu zahlen hatte und ihm sein Gebiet ungeschmälert verblieb.

In diesen Jahren ist Friedrichs Popularität für alle Zeiten fest gegründet worden. Es versteht sich von selbst, daß das Preußenvolk mit aller Begeisterung an dem Fürsten hing, der dieses sein Volk vor dem Untergang rettete, seine Machtstellung außerordentlich erhöhte und den preußischen Namen weithin geachtet machte; aber auch über die Grenzen Preußens hinaus ward Friedrich mit denselben Augen betrachtet. Die protestantischen Bevölkerungen Deutschlands fühlten recht gut heraus, daß eine Niederlage Friedrichs auch eine Gefahr für den Protestantismus in sich geschlossen haben würde; als er in Schlesien eingedrungen war, predigten die dortigen lutherischen Pfarrer über den Text: „Der Herr hat uns ein Panier aufgerichtet"; nach der Schlacht bei Prag meuterte das württembergische Corps gegen den Dienstvertrag, den Herzog Karl Eugen mit Frankreich abgeschlossen hatte; die Soldaten schrien laut auf, der König von Preußen sei der Beschützer des evangelischen Glaubens; sie würden sich nicht gegen ihn führen lassen; lieber wollten sie sich totschlagen lassen als für die Franzosen kämpfen; der französische Gesandte, welcher sie mustern sollte, ist kaum ihrer Wut entronnen; in vielen Kirchen beteten die Pfarrer der „protestantischen Vendee", wie man Württemberg genannt hat, für die Erleuchtung ihres katholischen Herzogs.

„Nicht anders", sagt Gustav Freytag, „war das Urteil im Ausland. In den protestantischen Kantonen der Schweiz nahm man so warmen Anteil an dem Geschick des Königs, als wären die Enkel der Rütlimänner nie vom Deutschen Reiche abgelöst worden. Es gab dort Leute, die vor Verdruß krank wurden, wenn die Sache des Königs schlecht stand. Ebenso stand es in England. Jeder Sieg des Königs erregte in London laute Freude, die Häuser wurden erleuchtet, Bildnisse und Lobgedichte feilgeboten, im Parlament verkündete Pitt bewundernd jede neue That des großen Alliierten. Selbst in Paris, im Theater, in den Gesellschaften, war man mehr preußisch als französisch gesinnt; die Franzosen spotteten über ihre eigenen Generäle und die Clique der Pompadour; wer dort für die französischen Waffen war, so berichtet Duclos, durfte kaum damit laut werden. In Petersburg war Großfürst Peter und sein Anhang so gut preußisch, daß dort bei jedem Nachteil, den Friedrich erhalten, in der Stille getrauert wurde. Ja bis in die Türkei und zum Chan der Tataren reichte der Enthusiasmus. Und diese Pietät eines ganzen Weltteils überdauerte den Krieg. Dem Maler Hackert wurde mitten in Sicilien bei der Durchreise durch eine kleine Stadt von dem Magistrat ein Ehrengeschenk von Wein und Früchten überreicht, weil sie gehört hatten, daß er ein Preuße sei, ein Unterthan des großen Königs, dem sie dadurch ihre Ehrfurcht erweisen wollten. Und Muley Ismael, Kaiser von Marokko, ließ die Schiffsmannschaft eines Bürgers von Emden, den die Barbaresken nach Mogador geschleppt, ohne Lösung frei, schickte die Mannschaft neu gekleidet nach Lissabon und gab ihnen die Versicherung, ihr König sei der größte Mann der Welt, kein Preuße solle in seinen Ländern Gefangener sein, seine Kreuzer würden nie die preußische Flagge angreifen. Arme gedrückte Seele des deutschen Volkes, wie lange war es doch her, seit die Männer zwischen Rhein und Oder nicht die Freude gefühlt hatten, unter den Nationen der Erde vor anderen geachtet zu sein. Jetzt war durch den Zauber einer Manneskraft alles wie umgewandelt... Jetzt empfanden sie auf einmal, daß auch sie teilhatten an der Ehre und Größe in der Welt, daß ein

König und sein Volk, alle von ihrem Blute, dem deutschen Wesen eine goldene Fassung gegeben hatten, der Geschichte der civilisierten Menschheit einen neuen Inhalt."

Es ist in der That nicht zu viel gesagt, was Freytag mit diesen Worten freilich stolz genug andeutet. Der Krieg war auch hier der Vater der Musen. Wohl hat sich der große König, und wie oft ist dies klagend und tadelnd hervorgehoben worden, stets von der deutschen Litteratur ferne gehalten und ist ihr niemals ein huldvoller Augustus gewesen. In den Jahren, da sein Geschmack und Urteil sich bildeten, trug unsere Litteratur noch Knechtsgestalt an sich, und wenn der tonangebende Mann dieser Litteratur, Gottsched, selber die Franzosen als Muster betrachtete und anpries — wer wollte es da Friedrich, dem die keusche Schönheit der Antike auf Befehl des beschränkten Vaters verborgen blieb, auch nur von weitem verargen, daß er sich dem verlockenden Reize des gallischen Geistes ganz hingab? Später aber, als das junge Geschlecht mutig und zukunftsfroh die Ketten zerbrach, da kämpfte Friedrich, der sich wohl selber in diesen Tagen „gehetzter als einen Kreisel" nennt, auf Tod und Leben gegen Europa für sein Dasein und das seines Staats. Die Zeit und die Stimmung gebrachen ihm, um dem Emporkommen einer selbständigen deutschen Litteratur zu folgen; manche ihrer Hauptwerke, wie Klopstocks Messias, waren ohnehin nicht für den Freidenker gemacht; Lessings Nathan, Goethes Götz und Werther, die selbst den Zeitgenossen nicht durchweg behagten, fanden in Friedrich einen alten Mann, welcher sich nicht mehr umzudenken vermochte. Aber der Sieger von Roßbach ist doch auch der dichterische Befreier Deutschlands geworden, ohne es zu wollen; durch Friedrichs Siege, so bezeugt Goethe, kam der erste eigentlich höhere Lebensgehalt in unsere Litteratur, und daß der König selber auch an eine Litteraturblüte seines Volkes glaubte, davon zeugen die hoffnungsfrohen und entsagungsreichen, die stolzen und wehmütigen Worte in Friedrichs 1780 geschriebenem Aufsatz De la littérature allemande: „Die schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen heran. Ich bin wie Moses; ich sehe das gelobte Land von weitem, aber ich werde nicht mehr in dasselbe hineinkommen." Es ist der Gruß des an der Schwelle des Todes angelangten nationalen Helden an die nationalen Geistesheroen, der uns aus diesen Worten entgegenklingt; er wird sie nicht mehr von Angesicht zu Angesicht sehen, aber er schaut sie in hoffendem Geiste.

Das Jahr 1763 brachte den ehrenvollen Frieden, durch welchen Preußen die Schicksalsprovinz behauptete, an deren Besitz, so wie die Dinge lagen, seit 20 Jahren seine Ehre und seine neue Großmachtstellung geknüpft war. Schwer genug waren die Opfer, welche Fürst und Volk für Schlesiens Erhaltung gebracht hatten; bis zur Erschöpfung hatte Friedrich Jahr um Jahr seine geistigen und körperlichen Kräfte anspannen müssen, und schon im August 1760, als fast noch das Schwerste bevorstand, hören wir ihn klagen: „Es sind Herkulesarbeiten, die ich in einem Alter beenden soll, wo mich die Kräfte verlassen und wo meine Schwächlichkeiten zunehmen und wo, aufrichtig zu reden, selbst die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, mir zu mangeln anfängt." Die Bevölkerung Preußens, die etwa 5 1/2 Millionen betragen hatte, war in dem Kriege um eine halbe Million zurückgegangen; über 14000 Wohnstellen waren allein in Schlesien, Pommern und der Neumark niedergebrannt; man rechnete, daß die Feinde 125 Millionen Thaler an Kriegsgeldern in der Monarchie erpreßt hatten. Alsbald ging nun Friedrich an die Heilung dieser Wunden; er entließ 35000 Pferde und über 30000 Mann Soldaten, um der Landwirtschaft die nötigen menschlichen und tierischen Arbeitskräfte zu verschaffen; da er längere Zeit einen achten Feldzug gegen Maria Theresia für möglich angesehen hatte, so hatte er 14 Millionen Thaler für einen solchen Notfall bereit gehalten, und nun konnte er mit diesen Summen den einzelnen Provinzen reichliche Geschenke machen, wodurch sie das Werk ihrer Wiederherstellung rasch zu fördern vermochten. Zeit seines Lebens hat Friedrich der wirtschaftlichen Hebung seines Landes die emsigste Aufmerksamkeit gewidmet; er hat Kanäle gegraben, Sümpfe ausgetrocknet, hat Handelsgesellschaften und Geldinstitute gegründet und durch Schutzzölle das Aufblühen des Gewerbsfleißes befördert, und, für was uns erst seit 1879 das volle Verständnis gekommen ist, dadurch die wirtschaftliche Einheit der preußischen Monarchie geschaffen, auf der die politische fußen mußte. Gewiß sind nicht alle seine Maßregeln auf diesen Gebieten glücklich gewesen; wer kennt nicht die Klagen über die 1766 errichtete „Regie", d. h. die Verwaltung der indirekten Steuern, und ihre ausschließlich aus Franzosen bestehenden Beamten, die der König für tüchtiger hielt als die preußischen Behörden? Aber seine wohlwollenden Absichten sind überall unzweifelhaft; er richtete die Regie nur deshalb ein, weil der Jahresbetrag des öffentlichen Einkommens mit nur 12 Millionen Thaler ihm für die schwere Militärlast von 200000 Mann stehender Truppen zu geringfügig schien, und befahl, die Abgaben auf Getreide und Schweinefleisch abzuschaffen, weil darin „die Hauptnahrung der Armen" bestehe, und dafür andere Fleischsorten, Tabak, Wein, Bier, Branntwein, Kaffee zu belasten; letzteren hielt Friedrich für ein entnervendes Getränk, wodurch nur viel Geld ins Ausland gehe. Er wollte verhüten, daß durch billige Kaffeepreise „alle Maurer, Mägde und dergleichen von ihrer Hände Arbeit sich nährenden Personen" verführt würden, dies Getränk sich anzugewöhnen; er sei selbst, so versicherte er den hinterpommerschen Ständen, in seiner Jugend mit Biersuppe erzogen worden; so solle man es auch in Pommern mit den Kindern machen. Mit all diesen oft harten, aber immer väterlichen Verordnungen meinte der König es herzlich gut; er wollte „ein König der Bettler" sein, nicht ein König der Reichen, und wenn wir heute von dem socialen Königtum der Hohenzollern sprechen, so hat Friedrich auch auf diesem Gebiet seinen Nachfolgern ein hellleuchtendes Beispiel gegeben. Wohl hat er gewisse einschneidende Maßregeln, die er in seinem Sinn bewegte, wie die Aufhebung der Erbunterthänigkeit der Bauern, die Zulassung der Bürgerlichen zum Offiziers-

corps, am Ende doch nicht ausgeführt, weil ihm vor den Folgen solcher Reformen bangte; der Adel war das Rückgrat des Heeres, er hatte auf hundert Schlachtfeldern sein Blut für König und Vaterland vergossen; war es klug gethan, ihn an Rechten und Einkünften zu verkürzen, ihn so gewissermaßen mit Undank zu lohnen und zu verstimmen, und das in einer Zeit, welche fortwährend voll von Gefahren war? Friedrich war weit entfernt von irgend welchem Vorurteil für den Adel an sich; wie er seinen eigenen königlichen Beruf mehr als eine harte Pflicht auffaßte denn als ein bequemes Recht, so war er auch überzeugt, daß der wahre Adel im Verdienst bestehe; aber allgemeine, schwerwiegende Rücksichten hinderten ihn, daß er die praktischen Folgerungen aus diesen Anschauungen zog; er mochte sich auch getrösten, daß eine spätere Zeit den gedachten Reformen günstiger sein und dann das leicht ins Leben treten werde, was jetzt noch schwierig war. So ist es auch geschehen; aber es hat der Niederlage von Jena, des Bankerotts der alten monarchisch-aristokratischen Staatsordnung bedurft, damit die volle Gleichberechtigung aller Preußen durchführbar wurde.

Der Gewinn von Schlesien sollte nicht die einzige Gebietsvergrößerung sein, welche Preußen dem großen König dankte. Durch Aussterben des ostfriesischen Herrscherhauses Cirksena gelangte Friedrich 1744 in den Besitz von Ostfriesland, von dessen Hafen Emden aus er Handelsbeziehungen zu Bengalen anzuknüpfen sich bemühte; auch ihn hat, wie seinen Ahnherrn den großen Kurfürsten, die Kolonialfrage schon beschäftigt. Vor allem wichtig aber war die Erwerbung von Westpreußen, welche Friedrich 1772 anläßlich der ersten Teilung Polens machte. Wie oft hat man nicht bloß seitens der Polen, denen ja gewiß die Sprache der Wehmut und des Zornes geziemt, sondern auch seitens der Deutschen in Tönen tiefster Entrüstung die brutale Gewaltthat der Teilung Polens verurteilt! Ohne das, was an den Vorgängen abstoßend und verdammlich ist, irgendwie in Schutz nehmen zu wollen, müssen wir doch erstlich sagen, daß noch schlimmere Dinge sowohl vorher als nachher geschehen sind — man denke nur an das Verfahren Athens gegen Melos, an das Roms gegen Karthago, an das eben von den Polen angerichtete Thorner Blutbad, an Napoleons Ueberfall gegen Portugal — und daß also es mehr als übertrieben ist, wenn die Zerstückelung Polens als etwas geschildert wird, das alles Glaubliche und sonst Dagewesene hinter sich lasse. Wenn dann zweitens das Verfahren der Russen, Preußen und Oesterreicher verwerflich ist, was soll man erst von den Polen selbst sagen, welche durch Parteiwut und feile Bestechlichkeit den Fremden den Weg in ihr Land bahnten und selber dessen Untergang verschuldeten? Endlich drittens war Westpreußen im 13. Jahrhundert durch den ruhmvollen Deutschen Orden mit Strömen deutschen Blutes erobert und mit einer stolzen Zahl deutscher Burgen und Städte überdeckt worden; wo in deutschen Landen ist ein köstlicheres Juwel gotischer Baukunst als das Marienburger Schloß, wo anderthalb Jahrhunderte die kühnen Hochmeister des Ordens ihren Sitz hatten, bis sie in einer dunklen Stunde deutscher und preußischer Geschichte polnischen Woiwoden Platz machen mußten? Was 1466 im Thorner Frieden durch deutsche Zerrissenheit verloren gegangen war, das hat Friedrich der Große 1772 durch polnische Zerrissenheit uns wieder gewonnen, und dem heutigen Geschlecht geziemt es, unbeschadet der menschlichen Teilnahme, die man der unglücklichen polnischen Nation widmen mag, doch in erster Linie sich dessen zu freuen, daß Friedrich eine Stätte alter deutscher Kultur wieder für Deutschland gewann und sie fast mehr noch den Moskowitern als den Polen aus den Klauen riß. Und mit welcher rastlosen Sorgfalt hat dann der König des so gänzlich verwahrlosten Landes sich angenommen, seine besten Beamten dorthin gesandt, alles organisiert, alles geordnet! „Gerade die verrotteten Zustände," sagt wieder Gustav Freytag, „waren ihm reizvoll, und Westpreußen wurde, wie bis dahin Schlesien, sein Lieblingskind, das er mit unendlicher Sorge, wie eine treue Mutter, wusch und bürstete, neu kleidete, zur Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Ueberall begann ein Graben, Hämmern, Bauen, die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen, die Starosteien wurden in Krongüter verwandelt, neue Kolonistendörfer ausgesteckt, neue Ackerkulturen befohlen." Wo der König fleißige Ansiedler bekommen konnte, da zog er sie heran; religiös durchaus duldsam, wie er war — in seinen Staaten sollte ja jeder ‚nach seiner Façon selig werden' — hat er selbst die Tataren eingeladen, sich in der preußischen Wildnis anzusiedeln, und ihnen verheißen, daß sie auf seinem Boden sollten Moscheen bauen und ihren Allah verehren dürfen, wie in ihrer Heimat am Pontus Euxinus, wo ihnen die Russen das Leben sauer machten.

Als Revolutionär gegen den alten Zustand der Dinge in Deutschland hatte Friedrich im Jahre 1740 seine politische Laufbahn begonnen. Es war eine der merkwürdigsten Fügungen, daß er, welcher Preußen im Gegensatz zu Oesterreich emporgebracht und so den deutschen Dualismus geschaffen hatte, damit schloß, daß er den Bestand des übrigen Deutschlands gegen die Vergrößerungsabsichten des Hauses Oesterreich verteidigte. Das Aussterben der seitherigen Wittelsbachischen Hauptlinie in Bayern, die mit Maximilian Joseph im Jahr 1777 erlosch, gab dem Sohne Maria Theresias, dem Kaiser Joseph II., Veranlassung, auf mehr als ein Drittel von Bayern Anspruch zu erheben; ja 1784 verlangte er von dem neuen Kurfürsten Karl Theodor aus dem Hause Pfalz-Sulzbach gar die Einwilligung in einen Vertrag, nach welchem Oesterreich ganz Bayern erhalten und Karl Theodor dafür durch den Besitz der österreichischen Niederlande, des jetzigen Belgiens, mit dem Titel eines „Königs von Burgund" entschädigt werden sollte. Man sieht leicht ein, daß Josephs Bestreben darauf ging, Oesterreich nach Deutschland hineinwachsen zu lassen, es mit deutschen Gebietsteilen zu verstärken und so dem deutschen Element in dem Kaiserstaate das Uebergewicht über die slavischen Bestandteile zu verschaffen. Wie die Sachen standen, richtete sich diese Politik ganz und gar auf die direkte oder indirekte Angliederung des deutschen Südens an Oesterreich; es war eine Art Mainlinie, was durch das Ge-

lingen der Pläne des Kaisers hervorgebracht worden wäre. Darüber gerieten aber die kleineren Staaten in ähnliche Erregung und Furcht vor Oesterreich, wie sie dieselbe von 1848 bis 1866 vor Preußen empfanden. Friedrich wollte seinerseits nicht zugeben, daß Oesterreich sich dermaßen verstärke, und da er durch das innige Verhältnis zwischen Joseph II. und Katharina II. von Rußland wieder ähnlich vereinzelt worden war, wie etwa 1756, so benutzte er gern die Gelegenheit, sich in Deutschland einen Anhang und Rückhalt zu schaffen. So entstand im Juli 1785 der sog. „Fürstenbund" „zur Erhaltung des Reichssystems", d. h. zur Abwehr der Versuche des Kaisers, dem Hause Oesterreich-Lothringen die Uebermacht im Reich zu gewinnen und so die schattenhafte Kaisergewalt wieder mit wirklicher Macht zu umgeben. Preußen, Hannover, Sachsen-Weimar, Gotha, Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, Mecklenburg, Anhalt, Zweibrücken, Mainz, Baden, Ansbach gehörten dem Bunde an, welcher mit Waffengewalt, wenn es nötig werde, Joseph II. entgegenzutreten entschlossen war. So erschien Friedrich als der Schirmherr der Reichsstände gegen die Eroberungssucht des Kaisers; nun bedurfte es keiner Gewalt; vor dem geschlossenen deutschen Fürstentum wich Joseph II. zurück, und der Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, der rechtmäßige Nachfolger Karl Theodors, sah seine Ansprüche auf Bayern anerkannt. Insofern im Fürstenbund die bedeutendsten Fürsten des außerösterreichischen Deutschlands sich unter Preußens Führung vereinigten und sich gegenseitig den Bestand ihrer Gebiete verbürgten, kann man in diesem letzten Werk des großen Königs nicht ohne Grund den Vorläufer des heutigen Deutschen Reichs erkennen.

Allerdings war Friedrichs letztes Werk die Stiftung dieses merkwürdigen Bundes; die Kräfte begannen dem Vierundsiebzigjährigen zu versagen. Schon 1780 schreibt er an d'Alembert: „Bald belästigt mich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins, und sie bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen. Man muß mit dem Kaiser Marc Aurel sagen: man unterwerfe sich allem, was die ewigen Gesetze der Natur uns zu ertragen auflegen, ohne Murren." Die körperlichen Leiden wurden dem König noch dadurch erschwert, daß sein Herz seit Jahren verödet war. Die treuen Freunde, welche die Rheinsberger Zeit und die ersten Jahre seines Königtums verschönert hatten, waren längst dahingegangen. „Er hatte Gesellschafter, aber keinen Freund," und ergreifend dringt die Klage zu uns: „Meine Heiterkeit ist längst mit all den lieben Freunden begraben, an denen mein Herz so fest hing. Traurig und voller Schmerz ist das Ende meines Lebens." Das Verhältnis zu seiner Gemahlin war allmählich ein fast feindseliges geworden; daß sie, während er im siebenjährigen Kriege auf Tod und Leben, bis zur Verzweiflung, wider übermächtige Feinde rang, in Magdeburg „Gesellschaften, theatralische Aufführungen, Konzerte, Diners, Maskeraden und Bälle" um die Wette veranstaltete, das konnte er ihr nicht verzeihen; wenn er hie und da bei ihr speiste, setzte er sich mit stummer Verbeugung zu Tisch und wechselte kein Wort mit ihr; es war nicht böser Wille der Königin, wenn sie so anscheinend herzlos gehandelt hatte, sondern Mangel an Takt; aber bei Friedrich war dies eher eine Verschärfung des Fehlers als eine Entschuldigung. Es macht einen fast unheimlichen Eindruck, zu sehen, daß Friedrich die Liebe, welche er an Menschen nicht wenden mochte oder konnte, auf seine Pferde und Hunde übertrug; drei oder vier Windspiele waren stets um ihn; starb eines, so empfand der König den bittersten Schmerz; er ließ sie auf den Terrassen von Sanssouci in Särgen begraben und ihnen Leichensteine setzen, welche ihre Namen trugen; es ist fast etwas Buddhistisches in der feinfühlenden Art, wie der König die Tierwelt betrachtete: die Jagd war ihm verhaßt; „jage in Zukunft wer will; ich bin nicht dabei."

Im Laufe des Jahrs 1786 kündigte sich die Auflösung des Königs an; monatelang konnte er wegen anhaltenden Hustens nicht mehr liegen; man sah ihn im Lehnstuhl, vornüber gebeugt, sitzen, besiegt von der Krankheit, mit bleichem, von Leiden entstelltem Antlitz, ein Bein mit Geschwüren bedeckt und in Linnen gehüllt, das andere gestiefelt; wenn er sich bei sonnigem Wetter auf den Balkon von Sanssouci tragen ließ, so glaubte man ein Gespenst aus dem Jenseits erscheinen zu sehen. Der letzte Brief von seiner Hand ist vom 10. August 1786 datiert und an seine Schwester, die Herzogin von Braunschweig, gerichtet. „Meine verehrungswürdige Schwester! Der hannöversche Arzt (Dr. Zimmermann) hat sich bei Ihnen wichtig machen wollen, meine gute Schwester; in Wahrheit aber hat er mir nichts genutzt. Die Alten müssen den jungen Leuten weichen, damit jedes Geschlecht seinen Platz finde. Prüft man das Leben genau, so ist es nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden sieht. Indessen finde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unveränderlich ergeben, meine gute Schwester. Mit der größten Hochachtung."

Die letzten Tage des Königs waren von schrecklichen Qualen erfüllt. Der Leib Friedrichs war durch die Wassersucht aufgedunsen; ohne fremde Hilfe konnte er seinen Lehnstuhl nicht mehr verlassen; die Schmerzen folterten ihn unaufhörlich; aber er blieb heiter und gelassen: man hörte keine Klage, und bis zur Schwelle des Todes plauderte er mit seiner Umgebung von Politik, Litteratur, Geschichte, Landbau; man wollte bemerken, daß er in seinen letzten Monaten milder und geduldiger war, als je zuvor. Am 15. August erledigte er noch Staatsgeschäfte; am 17. morgens 20 Minuten nach 2 Uhr entschlummerte er „sanft und still". Niemand war bei seinem Todeskampf, als sein Kammerdiener Strützki.

Wohl ist es etwas unsäglich Wehmütiges um dieses einsame Hinscheiden eines Mannes, welcher sein ganzes Leben dem Wohl der Gesamtheit gewidmet hatte. Mit vollem Rechte dürfte man als den treffendsten Wahlspruch Friedrichs des Großen jene Umschrift der ölgefüllten Lampe bezeichnen: Aliis inserviendo consumor, andern dienend verzehre ich mich. Und doch liegt gerade in dieser Betrachtung wieder ein Trost. Für die Verödung, welche im Leben um Fried-

rich her war, entschädigt seinen unsterblichen Geist die Dankbarkeit, welche die Nachwelt mehr noch als die Zeitgenossen ihm widmet. Die Ergebnisse der Forschung, welche die geheimsten gleichzeitigen Zeugnisse ans Licht gezogen hat, sind für den großen König nur günstig gewesen. Die menschlichen Schwächen, denen auch er unterlag, werden bei weitem überwogen von Zügen echter Größe, und wenn er oft hart gegen die einzelnen war, namentlich gegen solche, welche unter ihm dienten, oder gegen die, welche in seiner Nähe sich befanden, so war er doch am härtesten gegen sich selbst; ehe Kant vom kategorischen Imperativ der Pflicht geredet hat, war derselbe die Triebfeder dieses einzigen Monarchen. Manches, was er geschaffen, ist wieder dahingesunken; aber das meiste dauert doch in seinen Wirkungen noch fort. Er führte in seinen Staaten den Grundsatz ein, daß „alle Religionen tolerieret werden müßten", vorausgesetzt, daß sie die staatliche Ordnung nicht störten; als die Jesuiten aus den Stammsitzen der römischen Kirche ausgetrieben und vom Papst selbst verleugnet wurden, fanden sie in Preußen eine Zuflucht. Er hob die Folter auf, die noch bis auf ihn ein regelmäßiges Mittel war, Geständnisse zu erzwingen; er gründete eine durchweg, selbst von der Krone, unabhängige Rechtspflege und schuf in dem preußischen Landrecht ein großartiges, alle Seiten des Rechts umfassendes Ganze. Wie die Folter in seinen ersten Wochen fiel, so auch die Censur der Zeitungen; „Gazetten dürfen nicht geniert sein, wenn sie interessant sein sollen"; mindestens die wissenschaftlichen und kirchlichen Fragen durften in vollkommener Freiheit öffentlich verhandelt werden, und wiederholt erkannte Friedrich den Grundsatz der Preßfreiheit in amtlichen Erlassen an. Das Wichtigste aber bleibt für einen aufstrebenden Staat der Zuwachs an Macht, und hier hat Friedrich, indem er Schlesien und Westpreußen erwarb, den gesamten deutschen Osten unter der Herrschaft der Hohenzollern vereinigt und dadurch dem preußischen Staat die breite und feste Grundlage gegeben, auf welche gestützt er den Ehrgeiz und die Ziele einer Großmacht sich aneignen durfte. Wenn 1740 dieser Staat nach Friedrichs eigenen Worten noch ein Zwitterwesen gewesen war, das mehr vom Kurfürstentum als vom Königreich an sich hatte, so war Preußen 1785 dermaßen erstarkt, daß es bereits die Führung im außerösterreichischen Deutschland, im „Reich", übernehmen konnte. Indem der preußische Staat dann auch in der bittersten Not eine unzerstörbare Lebenskraft entfaltete und des Vermächtnisses des großen Königs nicht vergaß, hat es geschehen können, daß das 1785 vorübergehend Geschaffene 1866 und 1870 bleibende Gestalt gewann.

Die Griechen in den Kolonien pflegten den Gründern ihrer Städte Opfer darzubringen und ihnen überhaupt göttliche Ehren zu erweisen. Die Anschauungen sind heute andere geworden; aber mit ähnlichen Gefühlen, wie die Hellenen zu ihren Oikisten aufblickten, dürfen wir doch auf die Männer zurückschauen, welche durch die Jahrhunderte hindurch die Grundsteine zu dem stolzen und mächtigen Bau gelegt haben, der heute alle deutschen Stämme vom Meeresbord bis zum Hochgebirge schirmend umschließt.

Begegnung auf der Wanderung.

Von

Hans Minckwitz.

Ein altes Schloß; vom Wind umrauschte Bäume;
Im weiten Burghof quillt ein Silberborn;
Die Mauern halb gebrochen; öde Räume;
Zerfall'nes Wappen; Epheu; Rittersporn.

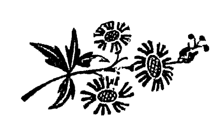
Wir treten ein, durchbebt von leisen Schauern,
Und lagern uns im Schatten alten Turms:
Wo Edle hausten, schalten jetzt die Bauern —
Das wechselnde Geschick des Erdenwurms!

Uns von der Wand'rung Mühsal zu erquicken,
Wird aufgetischt, was im Tornister ruht. —
Da naht sich rasch mit wanderhellen Blicken
Ein liebenswertes junges Wanderblut.

Wir laden ein, das Mahl mit uns zu teilen;
Wir brechen Brot, im Becher funkelt Wein:
Nicht lange kann man hier beisammen weilen,
Doch schwört man Treue sich fürs Erdensein!

Wir scherzen, trinken, singen, lachen, küssen
Und wallen durch die Hallen Hand in Hand —
Dann geht's zurück — weil wir von hinnen müssen —
Dann geht's hinein ins weite, weite Land!

Wir grüßen scheidend uns mit nassen Blicken:
's wird wohl ein Abschied für das Leben sein!
Jedoch getrost — man muß ins Muß sich schicken:
Leb' wohl, o Freund, ade — gedenke mein!



Ein Frauenlos.

Von

Julius Grosse.

(Fortsetzung.)



Wie in aller Welt war es möglich, daß die Betrogene jenen Elenden, der die Schuld an ihrer Verirrung trug, nicht im tiefsten Herzen verachtete, daß ein unerwartetes Wiedersehen sie so tief erschüttern konnte? Ich verstand das nicht ... Wahrscheinlich waren doch bereits engere Beziehungen vorhanden gewesen.

Aber kaum berührte ich dies, als Frau Loni fast verletzt mir solche Annahme verwies. „Glauben Sie das nicht! Aurelie ist, den Brief abgerechnet, schuldlos gewesen. Nie hat ein näheres Verhältnis mit dem Grafen M. bestanden, weder in Prag noch in *bad. Das wäre mir auf keinen Fall entgangen; dazu war Aurelie viel zu offen. Später habe ich seine Briefe gelesen: glühende, sinnverwirrende Briefe; auch eine kühlere Natur wäre davon geblendet worden. Als sie ihn dann in Prag wiedersah, soll er bereits verlobt gewesen sein. Darum haßte sie die Glücklichere, die ihr in den Weg getreten, darum auch der vernichtende Eindruck beim Wiedersehen."

„Möglich; aber hatte es nicht mit ihrem plötzlichen Scheiden eine besondere Bewandtnis?" fragte ich in Erinnerung an die Andeutung des Professors von der rätselhaften Todesart.

„Was meinen Sie damit?"

„Wie starb sie eigentlich?"

„Sie verlosch wie ein Licht, das niedergebrannt. Zuerst verlor sie die Sprache; gern hätte sie uns noch etwas anvertraut, denn sie machte seltsame Bewegungen mit den Händen, als wollte sie schreiben, aber es war zu spät. Unser damaliger Arzt behauptete, sie sei an Herzlähmung gestorben."

„War vielleicht der Mißbrauch eines Narkotikums denkbar?"

„Wie kommen Sie darauf? Was wollen Sie damit sagen?" rief Frau Loni mit jähem Erschrecken und betrachtete mich lange mit dem Ausdruck wahren Entsetzens.

„Verzeihen Sie, daß ich als Arzt dergleichen berühre. Die Fälle und Möglichkeiten sind gar zu mannigfaltig. Und dann soll es ja auch nach ihrem Tode gewisse Enttäuschungen gegeben haben?"

Frau Loni betrachtete mich mit neuem Erstaunen. „So hat Ihnen also mein Mann schon erzählt. Ja, das ist ein geheimnisvoller Punkt — ihr Vermögen war verschwunden."

„Und Sie haben das Ihrige geopfert der Kinder halber?"

„Auch das wissen Sie? Das war nur meine Pflicht. Hermann war auch gleich einverstanden damit. Ich habe vergessen, zu sagen, daß er keine Ahnung über unsere Vermögensverhältnisse besaß, wenigstens bis zu unserer Heirat. Er hielt uns beide für arm, und seine Ueberraschung war groß, als er am Morgen nach unserer Hochzeit erfuhr, daß wir immer noch leidlich reich waren. Leider hat er schon bald darauf verzichten müssen, denn, wie gesagt, das Vermögen Aurelies fehlte."

„Und wie denken Sie eigentlich über diese Thatsache? War ein Raub möglich oder eine Unterschlagung?"

Frau Loni schwieg lange. „Es ist vieles möglich."

„Vielleicht, daß jener Kavalier sie darum gebracht. Es kommen solche Fälle vor."

„Das meinte Hermann auch zuerst; aber nein, das ist undenkbar. Das Vermögen war ja noch in S. deponiert auf der Bank. Allerdings ist festgestellt, daß sie es zurückgezogen; ich meine das Paket mit schwarzem Wachstuch selbst noch gesehen zu haben in den letzten Tagen, aber ich kann mich auch täuschen. Möglich immerhin, daß sie es irgend einer Kirche geschenkt zu frommen Zwecken; sie war ja bigott geworden. Aber sie kann es auch sorgsam versteckt haben, wie es ihre Gewohnheit war. Wir haben das Täfelwerk in ihrem Zimmer aufbrechen lassen und die Wandschränke. Es war alles vergeblich. Daß es entwendet worden, kann ich nicht denken, obgleich damals viele fremde Leute im Hause waren, Dienstboten, Pflegerinnen, auch Handwerker. Ach, es war ein Verhängnis, denn seitdem ist auch unser Glück getrübt."

„Wie meinen Sie das? Sollte Ihr Gemahl den Verlust empfinden?"

„Nein, nein, nicht deshalb. Er hat mir niemals Vorwürfe gemacht über meinen raschen Verzicht. Aber er trägt sich immer noch mit Hoffnungen, das Verschwundene aufzufinden. Freilich, unsere Bedürfnisse sind gewachsen und dabei sein Eigensinn, seine Werke nicht zu veräußern. Er hat vielleicht Sorge meinetwegen, und oft schon habe ich meinen Entschluß bereut. Aber das ist es alles nicht, was unseren Frieden stört."

Ich dachte an das verunglückte Kind, aber ich mochte an diese schmerzliche Erinnerung nicht rühren und suchte ein anderes Thema anzuschlagen.

„Sei es wie immer. Von einem häuslichen Un-

glück sind Sie doch verschont geblieben, von Schwiegereltern."

„O — glauben Sie auch an dies boshafte Märchen, an dies alte Vorurteil? Wie wollte ich die Mutter Hermanns auf den Händen tragen. Sie muß gewiß anders gewesen sein, als diese Tante Bea."

„Also diese Dame — —"

„Ja!" rief sie plötzlich erglühend, doch ohne Heftigkeit, eher mit klagendem Tone. „Was soll ich es hehlen, sie steht zwischen uns, sie war schon gegen unsere Heirat, ich kann nicht sagen, wie tief mir ihre Natur antipathisch, und ich fürchte, das ist gegenseitig. Als sie erfuhr, daß ich auf mein Vermögen verzichtet, nannte sie mich eine Närrin; von meiner armen Schwester sprach sie immer nur in den wegwerfendsten Ausdrücken, trotzdem sie zuletzt in der Religion ihr Heil suchte. Von mir spricht sie vielleicht in demselben Tone, sie versteht unsere Sehnsucht nach dem Glück nicht." —

„Aber warum duldet Ihr Gemahl dies unwürdige Joch, weshalb gibt er ihr nicht den Abschied?"

„O, was denken Sie; wie soll ich Ihnen dies Pietätsverhältnis klar machen! Hermann blickt mit wahrer Ehrfurcht zu ihr auf, ja er liebt sie, wie seine eigene Mutter, trotz aller gelegentlichen Scenen des Widerspruchs. — Nicht, weil sie als Erbtante gilt, denn sie ist sehr vermögend — nein schon ihre Persönlichkeit ist von unwiderstehlicher Autorität und sehr natürlich; sie hat Hermann erzogen und ihn ausbilden lassen; er glaubt ihr unverbrüchlich, und jedes Wort von ihr steht in hohen Ehren, ich fürchte fast, er denkt in vielem ebenso wie sie, wenn er es auch verhehlt. Das ist mir immer klarer geworden. Ich weiß, er ist nicht so glücklich mit mir, wie er es verdient. Er wähnt es vielleicht nur — ich kann Ihnen das nicht sagen, aber wenn man einmal einen Blick in das Innere eines Menschen gethan, dann ist alles anders."

Dieser Schluß machte mich stutzig — sie schien mir immer noch etwas zu verheimlichen.

„Nach allem Vorhergehenden, gnädige Frau, wäre ich eigentlich zu der umgekehrten Folgerung gekommen."

„Zu welcher?"

„Daß Sie nicht glücklich geworden sind mit ihm."

„Warum? Weil er es nicht liebt, daß ich Gesellschaft besuche, weil er Niemand bei uns einführt, weil wir zurückgezogen leben, o nein, so ist es mein eigener Wunsch — mag es auch seine Vorsicht sein, mich vor ähnlichen Gefahren zu hüten, denen Aurelie unterlegen. Was meinen Sie sonst? oder weil mich Tante Bea beargwohnt, auch das wollte ich ertragen, wenn er nur nicht selbst darunter litte. Wie glücklich könnte ich sein, wenn ich nicht täglich sähe, wie er zum Selbstquäler geworden."

„Das brauchen Sie nicht so schwer zu nehmen, gnädige Frau. Dergleichen Hypochonder machen häufig eine trübere Miene nach außen, als nach innen. Sie wollen bedauert sein über eingebildetes Leid, und darum wiegt es nicht so schwer. Ich freue mich wenigstens, daß er Ihnen hier die völlige Freiheit gönnt."

„O, was das betrifft, so hat das seinen besonderen Grund. Ahnen Sie ihn nicht? Sie kennen ja seine Manie, die eigentliche Quelle des Wirrsals. — Diese ewigen Versuche und Experimente, die mich geistig und körperlich ruinieren."

„Sie meinen seine spiritistischen Grillen?"

„Es ist mehr als das. Er wähnt allen Ernstes, ich könne mit den Ueberirdischen in Verkehr treten. Das ist seine letzte Hoffnung. Noch beim Abschied bestand er darauf, daß Sie einen Versuch machen möchten, und dann wollte er Nachricht haben; daher seine Erlaubnis allein. Und was meinen Sie denn, Herr Doktor? Wollen Sie wirklich keinen Versuch machen? Ihre Hand thut mir wohl, das fühle ich, und Sie haben ja die Wirkung gesehen. Vielleicht glückt es dennoch, und meinem Gatten zuliebe will ich mich ja gern bequemen. Halten Sie es überhaupt für möglich, daß uns Mitteilungen aus dem Jenseits erreichen können?"

„Meine liebe gnädige Frau," erwiderte ich. „Sie wissen es ja, ich gehöre zu den Ungläubigen und entschiedenen Gegnern dieses Schwindels. Aber, gesetzt auch, das Unerhörte wäre möglich, so würde schon der äußere Zweck einen derartigen Mißbrauch verbieten."

„Nicht wahr, ein Frevel wär es, das habe ich auch gesagt, und darin stimme ich Tante Bea bei. Und wer bürgt uns denn, daß wirklich fremde Stimmen durch uns reden, daß es vielmehr nicht unsere eigenen geheimsten Gedanken sind, die wir dabei ausplaudern. Darum fürchte ich mich auch so vor dem Sprechen im Schlaf, wie Sie es nennen. Sie müssen ja nicht alles glauben, was ich sage. Ich darf und will Niemand anklagen, hören Sie, ich will es nicht! Und wissen wir denn, ob mein Mann gerade das hören will, was er vorgibt, oder etwas ganz anderes, was er denkt?"

Das machte mich abermals betroffen, aber trotz alles Forschens konnte ich den verborgenen Sinn dieser Worte nicht finden.

„Lassen wir diese unselige Sache auf sich beruhen," sagte sie dann und erhob sich. „Geben Sie mir lieber einen Rat als Arzt oder wie ein Bruder, wenn Sie wollen."

„Welchen Rat wünschen Sie?"

„Wie ist mein Mann von seiner Manie, von seinem Nachgrübeln über Vergangenes zu heilen? Es hängt damit auch anderes zusammen. Soll er nicht lieber seine Kunst aufgeben, die ihn immer wieder in den Bereich düsterer Vorstellungen führt, oder soll er lieber seine Vorlesungen lassen, die ihn sichtlich ermüden und aufreiben? Wenn er nur sich selbst zurückgegeben wäre, davon hängt unser ganzes häusliches Glück ab. Er ist ja viel kränker als ich."

„Ich will mich bedenken," erwiderte ich. Wir schritten bereits wieder aufwärts durch den dunkelnden Tannenwald, dessen Wipfel leise rauschten.

* *
*

Meine Erwartung, die üblichen, in der Hauptsache immer sich gleichenden, Bekenntnisse einer unglücklichen Ehe zu hören zu bekommen, war getäuscht. Was sie erzählt hatte, war die Historie einer unglücklichen Schwester, für die ich selbstverständlich kein direktes Interesse haben konnte. Was ich über sie selbst vernommen, waren nur Bruchstücke. Ich sah zwei Gatten vor mir, die eigentlich ohne Ursache nicht so glücklich

waren, wie sie sein konnten und an einer Vergangenheit litten, die sie nicht selbst verschuldet. Außerdem blieb auch hier vieles dunkel, um die Stellung Frau Lonis völlig klar beurteilen zu können.

Sie selbst schien von ihren Mitteilungen sichtlich erleichtert, wie jemand, der die Hälfte seiner Last auf eine andere Schulter hinübergewälzt.

Daß sie mir eine so schwere Aufgabe gestellt, daß sie mich um Rat gebeten wie einen Bruder, noch mehr wie einen Seelsorger, war allerdings eine große Ehre, aber vorläufig sah ich keinerlei Weg noch Mittel, ihren Wünschen zu entsprechen.

Ich verzichte darauf, unsere weiteren Gespräche auf dem Heimweg mitzuteilen. Nur eines möchte ich erwähnen.

Als wir über eine kleine Brücke aus Baumstämmen gingen, die über den Abfluß des wilden Gießbachs führte, blieb Frau Loni einen Moment stehen und starrte träumerisch hinab. Dabei entglitt ihr unversehens jener Strauß wilder Waldblumen, die sie vorher gepflückt. Ich machte eine Bewegung, ihn zurückzuholen; sie aber sagte: „Lassen Sie nur, was liegt an den Blumen, wenn sie nicht irgendwo hängen bleiben, schwimmen sie von hier in den Bach, dann in den Fluß und Strom, bringen vielleicht einen flüchtigen Gruß nach Hause, und dann weiter in die ferne See, in das unermeßliche Meer. — Und so wir alle in der Zeit. Was bleibt der Erinnerung? Zuletzt nichts, als ein paar glückliche Tage auf Erden, die traurigen werden ja doch rasch vergessen, und das ist ein großer Segen. Ob aber die wenigen glücklichen ausreichen für eine ganze Ewigkeit? Ach, Doktor, vielleicht wäre es doch besser für die Menschen, wenn alles versänke, und darum beneide ich die Blumen dort. Gibt's freilich ein Wiedersehen und ein Weiterstreben, dann möchte man sich bald den Tod wünschen. Was soll man mit langen öden Jahren ohne Hoffnung und ohne rechte Freude?"

Der späte Abend war bereits hereingesunken, als wir unser Heim wieder erreichten. Die Wolken hatten sich gehoben, und am Osthimmel stand die volle Mondscheibe über den Waldwipfeln. Ein blauer magischer Duft lag weithin über den See gebreitet, auf dessen regungsloser Oberfläche der goldene Glanz des Nachtgestirns in breitem Lichtstreif zum Strande zitterte, wo Musik und Lachen, Ruderschlag und Gesang erklang. Leichtlebige Welt, beneidenswerte Welt, wie selten ahnst du, welches tiefe Weh dicht neben dir und am häufigsten bei den sogenannten Glücklichen und Auserwählten!

Meine Hoffnung, mit Frau Loni im Schutz des Dunkels unbemerkt das Haus Lechrainers zu erreichen, erwies sich gerade heute vergeblich. Alle Welt war an dem warmen Abend vor den Häusern, auf den Straßen, in den Gärten bis zum Strande hinab.

Ueberall spähende Augen, lauschende Ohren und thätige Zungen.

Ich verabschiedete mich schon am Eingang der Ortschaft von Frau Loni und sei es, um aller Welt zu trotzen, sei es, weil ich der Erholung und Sammlung bedurfte, schritt ich geradeswegs zum Gasthof „Zur Post", nahm Platz im großen erleuchteten Gartensaal und ließ mir einen Schoppen Wein geben.

Der alte Schuldirektor mit seiner umfangreichen Ehehälfte, der bisher immer noch am höflichsten gewesen, kannte mich schon am Mittag nicht mehr. Jetzt erhob er sich mit strafendem Blick und führte eiligst Frau und Töchter davon. Noch an der Thür drehte er sich um, und abermals sah ich sein mildes, großes Auge durchbohrend auf mir ruhen.

Kaum anders benahmen sich die alten Fräulein, die magenleidenden Beamten und die Rittergutsbesitzerswitwe. Mit ernsten Blicken sahen sie aus der Ferne herüber wie Gestalten der heiligen Vehme, den hohlen Schädel unter weißen Gugeln verbergend.

Ich nahm einige der Zeitungen, die auf dem Nebentisch herumlagen und versuchte zu lesen, kam aber nicht weit.

Der vacierende Opernsänger, dessen ich bereits erwähnt, saß mit mehreren Forstbeamten und Leuten aus der Ortschaft unten quer vor der Tafel und begann, nachdem die Damen fort waren, eine Reihe von anzüglichen Stadtgeschichten mit Namen und Rang der Personen. Dann folgten renommierende Histörchen seiner Eroberungen und Siege bei dem schönen Geschlecht. Dabei sah er einigemal mit zutraulichem Augenzwinkern herüber, als gehöre ich mit zu seiner bewundernden Gesellschaft.

Das Gelächter seiner Zuhörer und die Art seiner Anekdoten, die weder Stand noch Namen der Betreffenden verschwiegen, endlich die verzweifelte Deutlichkeit seiner Anspielungen, mit denen er seine Abenteuer im Walde schmückte, brachten mein Blut in Wallung. Im nächsten Moment und beim ersten Wort, das er an mich richtete, mußte es zum Zusammenstoß kommen.

Aber ich bezwang mich. Wozu hätte ein Konflikt führen können? Im besten Falle zu einer Zurechtweisung und Demütigung des Frivolen, im anderen Fall aber auch zu einem Hereinziehen einer mir teuren Person, deren Namen schon auf solchen Lippen entweiht gewesen sein würde. Ich erhob mich rasch, ließ den Wein und die Zeitungen im Stiche und schritt davon.

Als ich mein Zimmer betrat, sah ich im Mondschein etwas Weißes auf meinem Tische liegen. Es schien ein Brief, der inzwischen angekommen und für mich abgegeben war. Als ich Licht gemacht, erwies es sich als eine telegraphische Depesche.

„Bitte, kommen Sie sofort zur Stadt," so war der Wortlaut. „Habe notwendig mit Ihnen zu reden. Erwarte Sie morgen mittag bei mir.

Hermann D., Professor."

Was sollte das heißen?

Indes bei einigem Nachdenken war mir die Depesche ganz willkommen. Bei der Abreise hatte ich vergessen, meine Wechsel einzulösen, und jetzt war ich demnächst von Mitteln entblößt. Die mitgenommenen Bücher waren ausgelesen und mußten durch neue ersetzt werden, und so fand sich noch anderes, was mir die kurze Unterbrechung des Landaufenthalts ganz dienlich erscheinen ließ.

Was Frau Loni betraf, brauchte sie von der unerwarteten Reise nichts zu wissen. Wenn ich mit der

ersten Post morgens um sechs Uhr fuhr, konnte ich um elf Uhr in der Stadt und noch vor Abend wieder zurück sein.

4.

Wie es beabsichtigt, war ich mit der ersten Post des folgenden Morgens abgefahren und hatte richtig den Bahnzug erreicht, der von St. Velten etwa drei Stunden bis S. braucht.

Wir waren aber kaum eine halbe Stunde unterwegs und erst bis Birkenried gekommen, als urplötzlich der Ruf ertönte: „Station Birkenried! Alles aussteigen! Zwanzig Minuten Aufenthalt!“

Was hatte das zu bedeuten? Etwa ein Bahnunfall?

„Nein,“ ward mir zur Antwort. „Birkenried ist Kreuzungsstation geworden, seit die große Westbahn eröffnet. Wir müssen erst auf den Schnellzug warten.“

„Seit wann ist denn die neue Einrichtung?“

„Seit dem Ersten, das heißt seit einer Woche. Lesen der Herr keine Zeitungen? Nach S. kommen Sie immer noch zur rechten Zeit, ja eigentlich früher als sonst, denn Sie können mit dem Schnellzug fahren.“

Obwohl also im Grunde nichts verloren, war mir der Aufenthalt doch fatal, wie alles, worauf man nicht vorbereitet ist. Ich ging in den großen Wartesaal der Restauration, um das versäumte Frühstück nachzuholen. Die Menge der Passagiere war nicht unbeträchtlich, Bauern und Pächter, Geistliche und Kornhändler, da diese Strecke vorzugsweise dem Lokalverkehr dient — ein buntes Bild urwüchsigen Volkslebens, das ich immer den gähnenden gelangweilten Gruppen von Reisenden vorziehe, wie man sie in den eleganteren Wartesälen der höheren Klassen sieht.

Auch hier schlossen sich an den allgemeinen großen Raum noch andere, durch Glasthüren abgetrennte, geschmackvoll möblierte Zimmer für Damen und vornehmere Passagiere.

Als ich an einer dieser Thüren vorüberging, bemerkte ich in jenem eleganteren Wartesaal einen Herrn, der mir den Rücken zukehrte.

Nach Haltung, Gestalt und Kleidung kam mir der Fremde bekannt vor; ich wartete einen Augenblick, bis ich sein Gesicht sehen konnte. Wie soll ich meine Ueberraschung beschreiben, als ich Professor Hermann D. erkannte.

Auch er mußte mich bemerkt haben, denn er drehte sich abermals rasch ab, als wollte er nicht gesehen sein.

Was sollte das heißen? Mich in die Stadt bestellen und selbst inzwischen abreisen.

Rasch trat ich ein, und das Zimmer mit seinen eleganten plüschüberzogenen Diwans und Armstühlen war glücklicherweise sonst leer, so daß man ungeniert sprechen konnte.

„Professor — sehe ich recht — Sie hier?“

Der Angeredete stand auf und war sichtlich verlegen; eine verräterische Röte flammte über seine sonst bleichen Gesichtszüge, und das Lächeln um die verkniffenen Lippen war ein gezwungenes. „Wie Sie sehen, Herr Doktor. Wir haben beide von der neuen Fahrordnung nichts gewußt. Ja, solche Kreuzungsstationen sind manchmal ein Kreuz.“

Der schwache Kalauer verfehlte völlig seine Wirkung, denn ich beachtete ihn nicht. „Sonderbar, Herr Professor. Sie bestellen mich telegraphisch in die Stadt, und unterdessen reisen Sie mir entgegen.“

„Ja, allerdings, mehr oder minder eine kleine Konfusion. Dergleichen kommt ja zuweilen vor, aber ich möchte es nicht länger aufschieben, meine Frau zu sehen.“

„Nun also, dann war keine Depesche nötig.“

„O bitte,“ erwiderte er, „den letzten Entschluß, lieber selbst zu reisen, faßte ich erst heute mit Tagesanbruch.“ Sein Auge wich dabei meinem forschenden Blick aus. Eine kleine Pause trat ein. Endlich konnte ich doch nicht mehr zurückhalten.

„Ihr Wort in Ehren, Herr Professor, aber lassen Sie mich gestehen. Je mehr ich darüber nachdenke, kommt mir Ihr Ausweichen etwas eigentümlich vor. Offen heraus, was hatten Sie eigentlich mit mir zu reden?“

„Das können wir ja aufschieben,“ sagte er rasch.

„Allerdings, denn ich fahre nun mit Ihnen zurück.“

„Hm, so ist es doch nicht gemeint,“ sagte er stockend. „Dazu würde ich wirklich nicht raten. Ihre Anwesenheit in der Stadt scheint aus verschiedenen Gründen wünschenswert. Es ist ein Schreiben an Sie gekommen, wie es scheint vom Ministerium, vermutlich die Erledigung Ihrer Angelegenheit.“

„Aber das konnten Sie ja mitbringen.“

„Sie vergessen,“ sagte er wieder „daß mein Entschluß erst dann kam, als ich Sie schon unterwegs wußte. Ich würde Sie also draußen nicht getroffen haben. Uebrigens wird Ihr persönliches Betreiben jetzt höchst ersprießlich, wenn nicht unumgänglich sein, wenn Sie zum Ziel kommen wollen.“

Alles erwogen, konnte der Mann Recht haben, und dennoch wuchs seine unverkennbare Verlegenheit, sich auf „fahlem Pferde“ ertappt zu sehen, sichtlich mit jeder Minute. Nicht nur, daß sein Benehmen höchst förmlich und kühl — er vermied es mit Absicht, mir offen in die Augen zu sehen. Und wenn sein Blick mich streifte, war es der des unverhohlenen Hasses. Die Cigarre, welche er drei oder viermal frisch anzündete, zerbiß er und warf sie weg. Die Tasse Bouillon, welche vor ihm stand, führte er wiederholt zum Munde, auch nachdem sie leer war. Er machte völlig den Eindruck eines zerstreuten, unsicheren, nervösen Menschen, dem meine Gegenwart eine Folter war. Und wieder trat jenes Gefühl des Fremdartigen, Undurchsichtigen, Undefinierbaren, das ich schon bei unserer ersten Zusammenkunft empfunden, mit verstärkter Kraft hervor.

Sonderbar, nach dem Befinden seiner Frau fragte er nicht einmal, als wenn ihm diese wichtige Sache höchst gleichgültig geworden wäre.

Dies letztere sagte ich ihm ohne Bedenken geradezu ins Gesicht.

„Was wollen Sie, Herr Doktor,“ erwiderte er. „Wie sehr mich der Zustand meiner Frau bekümmert, das sehen Sie ja an meiner Reise. In zwei Stunden hoffe ich sie selbst zu sehen — wozu jetzt noch weitere Fragen?“



Idylle. Von R. Beyschlag.

„Hm, und doch hatten Sie mich als Arzt gleichsam engagiert. Es mußte Ihnen doch daran liegen, meine Ansicht zu hören.“

„Als Arzt — ja, und doch eigentlich nein, oder nur für den Notfall —“ sagte er zerstreut und ausweichend, dann, wie auf ein neues Thema kommend, setzte er hinzu: „Apropos, Doktor, wenn Sie in anderer Weise Aufschlüsse erhalten hätten.“

„In welcher Weise?“

„Sie kannten doch“ — er suchte mit einer gewissen Schüchternheit nach dem rechten Wort — „Sie kannten doch meinen speciellen Wunsch, meine besondere Annahme. Meine Frau war und ist ein Medium, ohne es zu wissen; sollten Sie in dieser Richtung keine Gelegenheit gefunden haben zu neuen Beobachtungen, wenn das wäre, fände ich vieles verzeihlich, alles erklärlich —“

„Verzeihlich und erklärlich — was wollen Sie damit sagen?“

Aber ich erhielt keine Antwort. Der Mann wollte offenbar mit der Farbe nicht heraus. Zwar erwiderte er mit verlegenem Achselzucken: „Verzeihen Sie, aber Sie haben meine Frage nicht beantwortet.“

Mir kam die Lust, ihn, wenn auch nicht auf das Eis zu führen, doch zu reizen.

„Ah so, wegen der spiritistischen Dinge meinen Sie. Allerdings scheint es sich so zu verhalten, wie Sie annehmen.“ Da stutzte er und seine Augen öffneten sich weit.

„Indessen wäre diese Spielerei doch sehr unnütz und unverständlich, wenn ich nicht sonst weiter unterrichtet worden wäre. Ihre Frau Gemahlin hat mir die Ehre erwiesen, mir einiges aus der Vergangenheit mitzuteilen.“

„Einiges sagen Sie — die Geschichte Aureliens?“

„Auch ihres eigenen Lebens in den Hauptumrissen. Ich kann jetzt vieles richtiger beurteilen. Auch will ich bekennen — die früheren Anfälle haben sich wiederholt — sie sprach sogar im Traume, oder wie Sie wollen, im Trance.“ Dabei fixierte ich ihn, und es entging mir nicht, daß seine Aufregung sich kaum mehr bemeistern konnte.

„Doktor!“ rief er und erfaßte meinen Arm, „hat sie etwas bekannt? Nicht wahr, sie hat mich dennoch getäuscht?“

„In welcher Beziehung — mit dem verschwundenen Vermögen?“

„Bagatelle — wer fragt danach — nein, mit dem Grafen. Es war dennoch etwas daran. Nur das eine will ich wissen!“

„Nichts weiter? Sie sind ein Träumer,“ ich mußte fast lachen, „ein Othello in die Vergangenheit hinein.“

„Es gibt keine Vergangenheit!“ rief er, und sein Auge flammte. „Das sind nur Begriffe. Gewisse Naturen bleiben ewig dieselben, und gerade solche. Ist's nicht der eine, so ist's der andere!“

Ich war starr über diese Enthüllung seiner wahren Gesinnung. Aber bevor ich etwas erwidern konnte, tönte die Glocke der Station als Zeichen zum Einsteigen und gleichzeitig die mahnende Stimme des Bahnbeamten.

Der Professor wollte fort, ich hielt ihn noch einen Moment zurück.

„Mein Herr Professor — Sie sollten sich schämen, ich muß Ihnen jetzt offen sagen, daß ich an Ihrem Charakter irre werde!“

„So — nun dann gestatten Sie auch mir zu sagen, daß ich es an Ihnen längst bin und weiter, daß ich Ihnen heute mit Absicht ausgewichen.“

„Das wußte ich schon, und darüber sprechen wir uns noch.“

„Das hoffe ich kaum. Sie werden zu Hause einen Brief von mir finden. Gewisse Dinge sagt man besser schriftlich als mündlich. Im übrigen, wenn wir uns nicht mehr sehen sollten, vielen Dank für Ihre Bemühungen!“ — Weg war er und eilte zu seinem Wagen, dessen Thüren im nächsten Moment geschlossen wurden.

Gleichzeitig donnerte der Schnellzug herein, der eine halbe Minute anhielt. Das Gewühl der Menge riß mich fort, und ehe ich mich versah, saß ich mitten unter mir unbekannten Menschen und befand mich auf dem Wege zur Stadt.

Jetzt erst fand ich Zeit, meine Gedanken zu sammeln und das eben Erlebte mir noch einmal zu vergegenwärtigen. Was war das für ein Mensch? — Die vollkommene Personifikation des cholerischen Temperaments. War es nur theoretisches Mißtrauen ohne weitere Grundlage, war es tiefe Unkenntnis und Unsicherheit psychologischer Erfahrung — war es endlich nur ein grillenhafter, selbstquälerischer Kampf mit wesenlosen Phantasiebildern — oder war es alles zusammen, was ihn zerrüttete und die klarste Sachlage und den selbstlosesten Charakter einer edlen Frau so blind verkennen ließ?

Und was hatte er mir zu schreiben, was er mir nicht mündlich zu sagen den Mut hatte?

* * *

Nun, dies sollte sich bald aufklären. In zwei Stunden war ich in der Stadt und auf meinem Zimmer in der Kurfürstenstraße.

Wirklich lagen zwei Briefe auf meinem Tische. Der erste vom Ministerium des Kultus forderte noch einige neue Belege über meine persönlichen Verhältnisse, enthielt aber sonst die vertrauenerweckendsten Verheißungen. Jene Belege konnte ich zwar nicht sofort beschaffen, doch in längstens einer Woche von den heimischen Behörden erlangen.

Der andere Brief vom Professor D., sichtlich in Eile und mit großen energischen Buchstaben hingeworfen, lautete folgendermaßen:

„Mein Herr Doktor! Angesichts dieser Zeilen ersuche ich Sie, Ihre bisherigen ärztlichen Bemühungen hinsichtlich meiner Frau einzustellen. Ich will Ihnen gestehen, daß ich mich eigentlich nur mit Widerstreben zu jenem Schritt entschloß, aber ich that es im Vertrauen auf Ihre Kenntnisse, wie auf die Ehrenhaftigkeit Ihres Charakters. Mit Befriedigung hörte ich, daß die bisherige Kur von günstigem Erfolge gewesen. Auch dafür danke ich Ihnen, aber daß die Dinge weiter gehen sollten, lag weder im beiderseitigen Interesse, noch in dem meiner Ehre. Haben Sie mir sonstige Mitteilungen

zu machen, so werden mir jederzeit Ihre Briefe willkommen sein.

Mit Hochachtung
Professor Hermann D."

Nach alledem, was geschehen war, konnten mich diese Zeilen kaum mehr überraschen. Der gute Mann spielte jetzt plötzlich den Eifersüchtigen aus theoretischem Mißtrauen, aus krankhafter Laune — aber dies alles reichte doch nicht aus, seine plötzliche Sinnesänderung zu erklären. Es war noch eine Lücke im Zusammenhang der Thatsachen.

Auch über diese Lücke — über die fehlende Veranlassung sollte ich bald Klarheit erhalten.

Ich hatte eben Platz genommen, um an meine heimischen Ortsbehörden zu schreiben, als es klopfte und ein Bedienter erschien, der alte Mathes, der mich während meines Aufenthalts treu und ehrlich bedient hatte.

Er meldete, das gnädige Fräulein ließe fragen, wohin er meinen Koffer und meine Sachen schaffen solle.

Also direkt aus dem Hause gewiesen, in das man mich so dringend und liebenswürdig eingeladen — das war doch zu arg!

„Sagen Sie dem Fräulein," rief ich, „daß meine Entfernung aus dem Hause so rasch nicht möglich wäre, aber ich würde das Zimmer von heute ab bezahlen, auf die wenigen Tage, die ich noch bleiben würde."

Aber bevor noch der alte Mathes mit dieser Antwort seinen Rückzug antreten konnte, wurde die Thür ziemlich geräuschvoll aufgerissen, und die Liebenswürdige stand auf der Schwelle mit fliegenden Bändern der Haube, mit fliegenden Haaren und fliegenden Worten.

Das sonst höchst ehrwürdige, von weißen Schmachtlocken umrahmte Gesicht der Dame hatte heute einen gelben Pergamentton, und die grauen metallischen Augen blitzten unter einer blauen Brille, wie aus dunkler Schädelhöhle.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor," sagte sie mit formeller Höflichkeit, „Sie werden doch wohl schwerlich hier bleiben wollen. Auf ein derartiges Arrangement können wir nicht eingehen. Auch ich denke nächster Tage zu verreisen."

„Ah, Fräulein Bea, sehr erfreut Sie zu sehen."

„Muß schon bitten: Fräulein von Bornstetten, Stiftsdame von Eggenfelden," sagte sie, und die ohnehin stark accentuierte Stimme wurde noch um einen Ton bestimmter, während sie mich mit der Würde einer Aebtissin durch die blaue Brille fixierte.

„Wenn Sie wünschen, so ziehe ich sofort, ganz selbstverständlich, indes wäre ich Ihnen zu Dank verpflichtet, meine würdige Dame, wenn Sie mir über alle diese plötzlichen Wandlungen gütigst Aufschluß geben wollten."

„Wozu solcher Aufschluß, Herr Doktor? Das Nötige werden Sie sich selbst sagen können; und im übrigen ist nichts weiter zu erklären. Wir gehören eben einer anderen Zeit an, auch einer anderen Moral. Auch wenn Sie nichts davon halten, das verlangen wir gar nicht. — O wir sind ergeben in den Weltlauf von heute. Aber den Schein wenigstens hätten Sie wahren können. Von Ihnen, als einem älteren Herrn, hätten wir dergleichen nicht vermutet."

„Was meinen Sie mit dergleichen?"

„Nun die geringe Rücksicht auf die Dehors. Die Ehre einer Familie ist leicht kompromittiert. Das hätten Sie als ein Mann von Welt wohl wissen können."

„Oho, meine Gnädige, Sie wählen schwere Worte. Jetzt muß ich doch darauf bestehen, die volle Anklage zu hören. Wollen Sie nicht Platz nehmen? Die Unterhaltung wird dann etwas bequemer."

„Die volle Anklage — ja das ist das rechte Wort, Herr Doktor" — sagte die Würdige, ohne von meiner Einladung Notiz zu nehmen. „Die Anklage aber trifft nicht Sie — dazu halte ich Sie trotz alledem für zu gutmütig — aber die ganze Denkart der Herren Modernen, der Geist der Zeit, das sind die Schuldigen. Wir müssen eben geduldig sein und verzeihen. Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet. Es ist ja so angenehm, sich einführen lassen in christliche Familien, doppelt interessant, wo eine schöne junge Frau. Ich meine nicht Sie, Herr Doktor, aber die Modernen. — Dann füllt man den Kopf der Damen mit sogenannten neuen Ideen. Man philosophiert, man ästhetisiert, man blättert in Zeitungen, man liest Dramen und Romane, bis man sie spielt. Und geht das nicht so schnell, so benutzt man die Zeit, um andere treue Hüter in den Schatten zu stellen, zuerst den Gatten, dann andere ehrenwerte Verwandte. O ich meine nicht Sie, nur überhaupt die sogenannten Hausfreunde. Sie haben es auch viel vorsichtiger angefangen, zudem hat ja ein Arzt mancherlei Vorrechte, das weiß man. O wir sind recht blind gewesen — eben weil wir gut sind und arglos."

Diese verblümt sein sollende und doch recht unverfrorene Art brachte allmählich doch mein Blut in Wallung.

„Die Beweise, meine Gnädige!" rief ich, „die Beweise für Ihre Behauptungen!"

„O mein Gott, wer wird sich noch auf Beweise einlassen, wo alles so offenkundig. Sie werden doch nicht glauben, daß die gottlose Welt freiwillig die Augen zudrückt, wo es ein interessantes Schauspiel gibt. Romantische Wasserfahrten zu zweien. Einsame Waldpartien — nun das nennt man dann ländliche Freiheit, und es mag auch ganz unverfänglich sein, bei Charakteren von Selbstbeherrschung, wie Sie, Herr Doktor. Die gottlose Welt freilich sieht in allem zuerst den Skandal!"

„Ah so, meine würdige Dame — besten Dank für Ihre gute Meinung, aber nun begreife ich alles. Sie haben also bestellte Aufpasser draußen in Moosbruck."

„Da möchte ich doch schön bitten — Aufpasser — o nein, aber ehrenwerte Freunde allerdings; der hochwürdige Herr Schuldirektor und seine Gemahlin kennen meinen Neffen — freilich nicht näher, aber er hielt es doch für seine Pflicht, uns einige Mitteilungen zu machen über den allgemeinen Eindruck. Und nicht er allein, auch Fräulein von Flurschütz und Frau von Menzler, lauter hochgeachtete Damen. Es ist geradezu unverantwortlich, daß sich Frau Loni von ihnen zurückzog schon von Anfang an; sie würde die teilnehmendsten Freunde gefunden haben, und ein herzlicher Verkehr

mit Leuten von Stand ist doch auch etwas wert auf dem Lande."

Ich sah nun schon, daß eine ganze Phalanx der Gerechten thätig gewesen war. Was half es, dagegen anzukämpfen! Vergeblich versuchte ich eine schlichte, wahrhafte Darstellung aller Vorgänge zu geben. An dieser prüden Zionswächterin prallten alle meine Worte ab, wie an einer Klostermauer. Leichter würde ich mich noch mit dem Professor verständigt haben, und dies verschwieg ich auch nicht.

„Ja wohl," erwiderte sie, „das glaube ich auch, mein Neveu ist sehr bestimmbar und sensibel, ein Idealist, zugänglich für alles Neue und Phantastische, dabei von einer Noblesse des Gemüts ohnegleichen, aber diesmal sind ihm doch die Augen geöffnet worden."

Ich stand auf. „Das heißt in die Sprache der Welt übersetzt: Man hat ihn aufgehetzt!"

„Warum nehmen Sie das so empfindlich, Herr Doktor, wo Sie sich keine Vorwürfe zu machen haben — wo es nur allgemeinen Erfahrungen gilt. Wer eine junge, schöne und dabei interessante Frau besitzt, hat immer ein gewisses Risiko und muß auf der Hut sein. Das habe ich meinem Neffen nicht zu sagen brauchen, das weiß er allein schon. Und zumal bei so unberechenbaren, verwöhnten Naturen. Ich kannte die Familie Chelinski nur dem Namen nach, aber das genügt schon. Der Vater war lange bei der hohen Diplomatie, von der Mutter, einer Oesterreicherin, stammt das große Vermögen, es waren mehrere Schwestern, aber sie sind in alle Winde zerstreut, dieselbe Rasse, böhmisches Blut, und nun polnisches dazu, was ist davon zu erwarten? Leichtlebigkeit ja, Weltlust, Temperament, dazu die großen Verhältnisse und die Erziehung im Luxus von Jugend auf. Mammon ist immer ein Fluch gewesen, besonders wo es sich um ein Frauenlos handelt. Ich weiß das aus meinen eigenen Erfahrungen, wie ich Ihnen ja erzählt habe. Und hier war's ebenso. Ich war gleich im Anfang gegen diese gefährliche Wahl, ich sah alles voraus, wie es kommen würde, aber mein armer Hermann ließ sich nicht abbringen. Er war wie geblendet, trotzdem es ihm ein warnendes Exempel hätte sein sollen, wie die Schwester endete, ein Ende mit Schrecken nach einem Roman ohne Ehre und Gewissen. Zwar ein christliches Gemüt soll das mit dem Mantel der Liebe bedecken, und ich klage sie auch nicht an. Wohl ihr, sie ist gut aufgehoben im Himmel, und hat er über sie zu richten, läßt er sich auch versöhnen durch Fürbitten und fromme Werke. Das ist unsere Pflicht, Herr Doktor, aber zum zweitenmal möchten wir ein solches Trauerspiel wie jenes doch nicht erleben."

„Warum geben Sie sich solchen nutzlosen Befürchtungen hin, meine Gnädige? Wenn Sie den wahren Charakter der Frau Professorin kennen würden, müßten Sie nur Ehrfurcht vor ihr haben. Aber es ist so: wenn der Himmel die Glücklichen verderben will" — allerdings sprach ich dies nicht mit lauten Worten aus, „so schickt er nicht mehr den Teufel, sondern ein altes Weib." Bei aller Ungleichheit der Naturen waren der Künstler wie seine Gattin füreinander geschaffen, denn sie glaubten aneinander und ergänzten sich in gewisser Weise. Nur diese unselige Dritte war an allen Mißverständnissen und Störungen schuld, und diese Ueberzeugung verhehlte ich ihr auch keineswegs.

„Mein Herr," rief sie empört, „das unterfangen Sie sich, mir zu sagen!"

„Ich unterfange mich noch mehr, und da niemand aus falscher Pietät es wagt, die Wahrheit zu sagen, so muß ich es als Fremder. Sie allein sind es, die beständig schüren und verdächtigen, Frau Lonis Freiheit beschränken, ihren Ruf untergraben, den Argwohn des Gatten wecken und selbst seinen guten Glauben vergiften, indem Sie Frau Lonis Vergangenheit verleumden. Wozu das alles, ist mir noch nicht klar, denn ich kann vorläufig kein anderes Interesse annehmen, als das Ihrer Herrschsucht und Mißgunst gegen die Glücklichen."

„Das muß ich hören, himmlischer Vater, du prüfst mich schwer!" rief die Würdige mit aufgehobenen Händen, indem sie in einen der Lehnstühle niedersank.

Aber nun war ich einmal im Zuge und ließ mich durch keine Rücksicht mehr binden.

„Wenn ich wirklich die Rechte eines Hausarztes hier hätte, will sagen eines Hausvogts, so wäre meine erste Anordnung, Sie zu entfernen, dann würde der Friede von selbst wiederkehren. Und ich halte es für meine Pflicht, dies Mittel dem Professor zu empfehlen — noch heute!"

„Versuchen Sie es nur," stöhnte sie, „versuchen Sie es nur, aber Sie werden sich in meinem Neffen täuschen. Diesmal wird er ein Mann sein!"

„Das heißt, Sie rechnen darauf, daß es zum völligen, zum dauernden Zerwürfnis zwischen den Gatten kommen soll. Ich durchschaue Sie vollkommen!"

Dabei mußte ich mir selbst Vorwürfe machen, daß ich noch hier war und inzwischen die Schutzlose vielleicht einer beleidigenden Anklage preisgab, statt sie zu schirmen und zu verteidigen. Doch es war noch nicht zu spät, noch heute zurückzukehren und ich hatte es mir geschworen, diese Verwirrung wieder auszugleichen.

Ich rief den alten Mathes, der inzwischen hinausgegangen, sofort meinen Koffer und sonstige Habseligkeiten in das Hotel zum „Malteserkreuz" zu bringen. Dann nahm ich Abschied.

„Leben Sie wohl, meine Gnädige. Auf Ihr Gewissen alles Unheil, was inzwischen möglicherweise geschehen. Und wenn diese Ehe ebenfalls traurig enden sollte, wie die erste, so nennen Sie die Tragödie das ‚Trauerspiel der bösen Zungen‘. Wollen Sie aber wirklich so christlich sein, wie Sie vorgeben, so handeln Sie auch so und räumen Sie vor allen Dingen das Haus, bevor die Gatten zurückkehren."

Der Zorn erstickte jede Antwort der unholden Fee, die unbeweglich, wie ein steinernes Bild, mir nachsah, und so ist sie in meinem Gedächtnis geblieben, denn ich habe sie seit diesem Moment nie wieder zu Gesicht bekommen.

Ich fuhr sofort zu dem Gasthof, wo ich zuerst abgestiegen, und eine Stunde reichte hin, um einige Briefe zu schreiben und alles Geschäftliche zu erledigen. Noch bei guter Zeit war ich wieder auf der Bahn, um noch vor Abend Moosbruck wieder zu erreichen.

So leidend ich im Laufe des letzten Jahres bisweilen gewesen, dieser Sturm hatte mir meine ganze Energie, selbst meine körperliche Kraft zurückgegeben, die häufig genug und öfter, als man annimmt, ihren Urquell aus der moralischen Kraft schöpft.

Hier galt es — wie ich mir immer von neuem wiederholte — eine noble Natur vor unlauterer Behandlung zu schützen und den Frieden zurückzubringen, den ich angeblich zerstört hatte.

Das war meine Pflicht und Schuldigkeit.

Zwar bleibt es eine alte Erfahrung: In ehelichen Dissidien fremder Leute Mittelsperson zu sein, ist immer bedenklich und gefährlich. Aber hier war ich nun einmal verflochten mit persönlichstem, tiefstem Interesse, ja als Angeklagter zum erstenmal in meinem Leben.

Ueberdachte ich alles, so konnte uns — Frau Loni und mich — auch nicht die leiseste Schuld treffen. Unser Verkehr war ein freundschaftlich selbstloser, ein rein geistiger gewesen; welche andere Rolle auch hätte einem hinkenden Halbinvaliden, einem Stiefkind des Glücks, zufallen können!

Und sie, die ich verehrte wie eine Heilige, wie eine Dulderin, der die geringste Aufregung nur die Erneuerung alten Leides, ja selbst Lebensgefahr brachte — was war ihr vorzuwerfen, als hingebendes Vertrauen zu dem, den der Gatte selbst als Arzt bestellt hatte? War es schon unverantwortlich von jenen Gerechten, den ersten Stein der moralischen Steinigung zu erheben, so würde es grausam gewesen sein, sie aus der kaum gewonnenen Freiheit wieder in das häusliche Elend zurückzuzwingen, wo sie früher oder später untergehen mußte. Solche Naturen wollen den vollen Sonnenschein der Schonung und Ruhe, um zu gedeihen. Wie viel war schon versäumt, wie viel mußte nachgeholt werden, um völlige Genesung zu bringen!

Von solchen Betrachtungen bewegt, fuhr ich zurück, und sie thaten ihren Dienst, mich mit vollem moralischen Mut, außerdem auch mit dem ganzen Rüstzeug wissenschaftlicher Gründe zu waffnen, um den Thorheiten und Willkürmaßregeln eines unbesonnenen Gatten zu begegnen.

Auch in solchen Fällen gilt das Wort: Si vis pacem . . .

In der That sollte sich jene „moralische Rüstung“ nicht ganz unnötig erweisen; denn der Sturm, der inzwischen wirklich ausgebrochen, hatte zwar eine völlig ungeahnte Wirkung, aber zuletzt wäre ohne ärztliche Hilfe dennoch alles verloren gewesen.

Es mochte gegen acht Uhr abends sein, als ich nach Moosbruck zurückkam. Ein gelbfahler ungewisser Schein lag auf dem See und die dämmernden blauen Weiten waren ringsum verschleiert. Ueber dem Wasser tanzten die Mücken und die Schwalben strichen niedrig über die Straßen und an den Häusern hin.

Am Eingang der Ortschaft kam mir ein bunter Wallfahrtszug von Bauern und Weibern entgegen, die am Morgen einen Bittgang nach St. Wendelin gethan und nun vor Nacht in die benachbarten Ortschaften zurückkehrten. Der vielstimmige Gesang ihrer Litanei klang mit melancholischer Monotonie über die weite Seefläche und die Waldhügel hin, gleichzeitig mit dem Ave-Maria-Geläute naher und entfernter Dorfkirchen.

Endlich gelangte ich aus dem Lärmen in den entlegenen grünen Winkel unseres Bauernhauses.

Hier war alles still und friedlich und einsam, denn die meisten waren dem Zuge nachgelaufen. Das Haus Lechrainers machte den Eindruck eines unbewohnten oder ausgestorbenen Hauses.

Als ich in die weite Hausflur trat, die dem oberen Mittelraum entsprach, klopfte der alte Lechrainer an das Fenster seiner Ladenthür und winkte mir zu.

Der untersetzte, schwerhörige Mann — pockennarbig und finster, mit wirren grauen Haaren über der gefurchten Stirn — war sonst immer bärbeißig und kurz angebunden gewesen, obwohl ich einen seiner Enkel im Dorf, der an der Halsbräune daniederlag, erst vor einigen Tagen dem sicheren Tode entrissen. Vielleicht deshalb verzog er heute das braune Gesicht zu einer freundlich sein sollenden Grimasse und trat aus seiner Höhle heraus.

„Pst, Herr Doktor!“ sagte er und deutete mit dem Daumen nach oben. „Kommen's geschwind da herein und lassen's sich sagen. Da droben hat's bös Wetter gegeben, kuriose Sachen, rabiate Leutl.“ — Dabei drohte er mit dem Zeigefinger nach einer entfernten Gegend. „Gut, daß Sie net da waren, sonst hätten's schieche Wort zu hören bekommen. Mit denen Stadtleut ist doch alles wunderlich; unsereins kennt sich da net aus.“

„Wie meint Ihr das? — Was ist denn vorgefallen?“

„Ja, wenn ich das wüßt. Schaut's, bei uns ist der Mann der Mann und die Frau muß kleinweis beigeben und sich ducken. Aber da ist's umgekehrt, und kann doch niemand sagen, daß die Frau net brav wär und der Mann net reputierlich, und doch kriecht er in das Mausloch hinein. Muß eine verkehrte Welt das sein!“

„Ich versteh Euch nicht, Lechrainer.“

„Mein Gott und meine Güte! Ich bin wohl ein einfältiger Mann, doch hab' ich viel Menschen gesehen mein Lebtag in meinen siebenundsiebenzig Jahren — auf Allerseelen wird das achtundsiebenzigste voll — aber da kenn' ich mich net aus, hab' auch alles net hören können und bin froh darum. Am besten ist, man hört von derer schlechten Welt gar nichts. Wissen's, die droben müssen doch grausam viel Werg am Rocken haben, und da zupfen's umanand, daß es immer größer wird; aber ist doch grad net nötig, daß man die Stang auf das Dach naufsteckt!“

Ich konnte mir schon denken, daß der Sturm nicht so still ablaufen würde; aber dies überraschte mich doch. Leider war dem tauben Mann nur schwer beizukommen.

„Ich weiß schon, was Ihr sagen wollt!“ rief ich ihn an. „Der Professor aus der Stadt ist angekommen, nicht wahr? Ist er noch droben?“

„Ha? Nein, zu loben ist da nichts; oder was meinen's?“ und der Alte hielt die Hand an das Ohr, so daß ich die Frage wiederholen mußte.

Da schüttelte der Mann den Zeigefinger als Bekräftigung der Verneinung. „Ha, der wär' wohl froh, wenn er einikönnt' und wenn die Zugbrücken herunter wär', aber die Festung ist zu. Schon dreimal war er da; das erste Mal heut' mittag. Die gnä' Frau war auf der Altane drauß und hat ihn von weitem kommen sehen. Erst war sie fort, dann ist sie an der Treppe droben gestanden, und rasche Fragen hat's geben hin und her, und nachher wilde, böse Wort'. Ich bin froh, daß ich nix gehört hab'. Auf einmal aber schreit die gnä' Frau auf und witscht in ihr Zimmer zurück. Da hat's sich eingeschlossen und so ist's blieben den ganzen Tag über. Er ist seitdem noch zweimal wieder dagewesen und hat parlamentiert durchs Schlüsselloch; aber alles umsonst. Keine weiße Fahn heraus und kein Sterbenswörtl. Lieber Gott! So ein Mannsbild könnt' einem leid thun! So ein kräftiger, fürnehmer Herr! Fuchswild war er schon, aber wie vom Donner verschlagen und ganz verhagelt und verzwatzelt. Aber gut is', daß sie beid' lang verschnaufen; so heiß soll man nix ausessen, lieber erst eine Nacht drüber schlafen; nachher wachst sich alles glatt aus."

„Wißt Ihr nicht, wo der Professor hin ist?"

Wieder horchte er. „Ob er ißt? Nein, gessen hat er nichts und sie auch net, den ganzen Tag."

„Wohin er gegangen ist?" rief ich.

„Ja so! Gangen ist er da'naus nach St. Wendel zu; aber er kam bald zuruck, die Metten draußen hat ihm net taugt, obschon er auch einen Bittgang thun könnt' zum heiligen Antonius, der sorgt für einen guten Ehstand. Nachher ist er in den Lerchengrund. Auch auf der Post ist er gewesen und hat jemand gesucht. Dann hat er mich vornehmen wollen und hat auf den Busch geklopft mit Ausfragen so von weitem; aber da ist er an die unrechte Schmied' gekommen. Ich hab' ihm eine Pries angeboten, sonst nichts. Aber sicher kommt er zuruck, um den Taubenschlag zu vigilieren — holla! wenn man den Wolf nennt — da kommt er!" und er deutete mit dem Daumen nach außen.

Wirklich kam Hermann D. herangeschritten. Sein Gang war hastig, sein Gesicht bleich und gespannt; er war das Bild eines leidenschaftlich erregten und zugleich verstörten Mannes. Einen Schritt vom Hause blieb er stehen, wie um sich zu sammeln.

In diesem Moment wollte ich ihm entgegen, aber der alte Lechrainer hielt mich am Rock fest und zog mich tiefer in den schon völlig finsteren Laden herein. Dabei flüsterte er:

„Immer stat, Herr Doktor! Nur net in fremdes Feuer blasen. Die Leutl müssen erst mit sich selbst die Sach' auskochen; nachher ist immer noch Zeit genug."

Inzwischen war der Künstler hastig in das Haus getreten und stürmte eilig die schmale Treppe hinauf.

Jetzt hielt es mich nicht länger. Ich eilte ihm unmittelbar auf dem Fuße nach, nicht um in fremdes Feuer zu blasen, wie der ehrliche Alte meinte, sondern um zu besänftigen, zu vermitteln und aufzuklären oder — wenn es not that — die schutzlose Frau zu beschirmen; kurz, um auf alle Fälle doch in der Nähe zu sein.

Indes war der Vorsprung des Professors zu groß, um ihn einzuholen. Da man die alte Christel fortgeschickt, um irgend eine Besorgung auszuführen, stand die bisher verschlossene Thür diesmal offen und der Professor war ohne weiteres eingetreten.

So stand ich nun allein auf der finsteren Diele, die durch die Thür der Altane noch ein schwaches dämmerndes Licht empfing und wurde so unfreiwilliger Zeuge eines erregten Disputs. Ein Lauschen konnte man meine Anwesenheit kaum nennen, da bei der leichten Bauart des Hauses jedes laute Wort bis hinunter hallte und dort gehört wurde. Obwohl dies die Gatten wissen konnten, legten sie sich nur geringe Zurückhaltung auf, und somit war es ein Glück, daß niemand sonst im Hause war, als der schwerhörige Alte.

Wie soll ich den ganzen Auftritt wiederholen. Es wäre unmöglich; offenbar war er nur die Fortsetzung einer Scene von heute mittag, und mehreres blieb unverständlich.

„Bist du wieder da?" rief Frau Loni. „Wer hieß dich kommen? Geh hinaus! Laß mich allein."

Und seine Stimme: „Wenn jemand ein Recht hat, Verantwortung zu verlangen, so bin ich es, nicht du, trotz des hohen Tones."

„Verantwortung — wofür? Die schmachvolle Anklage kenne ich nun. Wenn sie von ordinären Leuten käme, würde ich sie verachten und schweigen; aber hier bist du es, und dir gegenüber erhebe ich meine Stirn frei und offen. Ein Mann, der eine solche Anklage erheben kann gegen seine Frau, der hat schon das Tischtuch zerschnitten zwischen sich und ihr."

„Sehr stolz und sehr bündig; aber ich kann das keine Erklärung nennen für eine Thatsache, die mehr als zwanzig Menschen gesehen haben."

„Und alle zwanzig haben gewußt, in welchem Zustand ich mich befand. Das entschuldigt alles."

„Entschuldigt — also war doch eine Schuld vorhanden."

„Quäle mich nicht mit Silbenstechen. Niemand trifft eine Schuld; nicht mich, noch ihn!"

„Recht gut, wenn das alles wäre; wenn es das einzige wäre, was gesehen wurde! Wieviel ist möglich, was keine Zeugen hatte? Mit so leeren Ausreden soll ich mich zufrieden geben! Es wird die höchste Zeit, daß du wieder in die Stadt kommst. Es war eine unverzeihliche Thorheit, dich hierher zu senden. Das sehe ich jetzt ein."

„Weil du das Vertrauen zu mir verloren — nein, weil du es niemals besessen. Man kann niemand zwingen, edler zu denken, als er selbst ist. Alle Achtung beruht auf Ueberzeugung, nicht auf Zeugen; ist jene einmal erschüttert, helfen auch die Zeugen nichts. Denkst du einmal so niedrig von mir, so ist es in deinem eigenen Interesse besser, wenn du die Trennung einleitest. An mir sollst du keinen Widerstand finden."

Das verhängnisvolle Wort war gefallen. Es trat eine Pause ein. Obwohl diese Wendung zu erwarten, traf mich jenes Wort dennoch wie ein Donnerschlag. Zwar ist es ja bekannt, wie leicht bisweilen in aufgeregter Stimmung jener berühmte höchste Trumpf ausgespielt zu werden pflegt, ohne daß er deshalb ernst

gemeint wird; aber bei Frau Loni's ernstem und tiefem Charakter hatte solches Wort seine volle, schwerwiegende Bedeutung.

Die Pause dauerte lange. Der Professor schien in der That entschlossen, zu gehen. Die Thür bewegte sich. Ich trat rasch auf die dunkle Altane hinaus.

Aber man schien sich noch einmal zu bedenken. Das Gespräch begann von neuem; diesmal weniger laut. Hermanns vorher schneidende Stimme war warm und weich geworden. Er schien die Versöhnung zu suchen, schien gute Worte zu geben und sprach von besseren Zeiten, von glücklichen Tagen.

„O, erinnere mich nicht daran!“ rief Frau Loni. „Mit wieviel Thränen habe ich mein Glück bezahlen müssen! Ich habe dich lieb gehabt, Hermann, treu und ehrlich; aber ich bin unklug gewesen, dir zuerst meine Neigung zu gestehen. Das soll niemals eine Frau; denn sie überschreitet damit die Grenzen des Weiblichen, und man läßt sie es fühlen, wenn auch nicht sofort, aber später. Kein Wunder, daß ich bestraft worden; denn du hast mein Leben zur Folter gemacht, mein Haus zum Gefängnis!“

„Du bist ungerecht, Loni!“ klang die Stimme des Professors. „Sind nicht alle deine Wünsche befriedigt? Habe ich dir nicht alles an den Augen abgesehen?“

„Das mag sein, und dafür war ich dir dankbar; aber das Aeußere ist doch nur die Schale, doch nicht der Kern. Was von uns gedacht wird, wie von uns gedacht wird, das ist der stille Bau des Vertrauens, auf dem das Glück ruht. Reißt ihn hinweg, und das Glück stürzt zusammen. Und es ist gestürzt seit dem Tage, da ich einen Blick in dein Inneres gethan.“

„Seit welchem Tage?“

„Seit jener Stunde, da mir ein gewisses grünes Buch in die Hand fiel. Ich glaubte, es seien Skizzen, aber es war dein Tagebuch mit deinen geheimsten Gedanken seit Jahren. Durfte ich es nicht lesen? Sollte ich es schließen? O nein! Auch auf deine Gedanken habe ich ein Recht; das wird mir niemand bestreiten. Und ich habe es damals gelesen und unauslöschlich ist mir alles ins Herz gegraben. Wie du über mich dachtest und noch denkst, welche Zweifel du über mich hattest und an meiner Vergangenheit — o, es war eine verhängnisvolle Stunde, aber sie hat mir die Augen geöffnet.“

„Mein Tagebuch also — das arme unschuldige Buch! Und doch enthielt es nur Vermutungen, Gedanken. Wer in aller Welt ist allwissend?“

„Wer edel und wahrhaft ist, läßt auch keine unreinen Vermutungen zu. Das sind die Heuchler, von denen es heißt, daß sie eine Mördergrube aus ihrem Herzen machen. Und dann die wegwerfende Art, die offene Verachtung, mit der du über Aurelie schriebst, obwohl du sie gerettet hast.“

„Du hast mir das öfter schon vorgeworfen; aber vergiß nicht, daß ich darüber anders denke, als du. Aurelie war nicht meine Frau, und ich kann meine Meinung über sie haben —“

„Deine Meinung, das heißt über unsere ganze Familie. Was sie betrifft, betrifft auch mich. Wer sie verletzt, verletzt auch mich. O, ich durchschaue dich, Hermann. Du hast uns für schlecht gehalten, hast meine offene Erklärung dennoch anders ausgelegt. Warum nahmst du mich zur Frau, wenn du so nichtswürdig über uns denkst?“

„Eben weil du besser warst, als die — die Verlorene.“

„Rede nicht von ihr! Du entweihst ihr Gedächtnis. Hatte irgend jemand ein Recht, ihr zu zürnen, so war ich es; denn sie hat meinen Liebestraum zerstört. Ich habe ihr verziehen, weil ich sie liebte, weil wir ein Herz und eine Seele waren von Geburt an. Wer sie verachtet und verurteilt, verurteilt auch mich! Seit ich das weiß, bin ich fest geworden trotz dir und deiner Tante Bea, die die Arme in den Tod getrieben hat mit ihren Bußpredigten und Vorwürfen. O, wenn sie noch einmal wiederkehren könnte, sie würde es euch sagen, wie alles zusammenhing und was ihre Lebenstage abgekürzt hat; vielleicht auch, wohin ihr Eigentum gekommen ist!“

„Ja, das möchte ich wissen!“ rief der Professor mit lauter Stimme. „Und du weißt es also, Loni — gestehe es!“

„Laß meinen Arm! Rühre mich nicht an!“ rief sie mit bebender Stimme. „Ich habe lange genug schweigend geduldet. Hier fielen meine Ketten ab, und nun wollt ihr mich wieder in das alte Gefängnis bringen! Aber besser ist's, ihr tötet mich gleich, nicht langsam, wie meine Schwester. Denn ich bin auch nicht besser, wie Aurelie; will auch nicht besser sein, als sie. Darum macht ein Ende, dann wäre ich doch wieder mit ihr vereint. Das ist meine einzige Sehnsucht und mein einziges Gebet, und Gott im Himmel wird es erhören.“

Hier brach sie in lautes Schluchzen aus, das immer heftiger wurde. Dann hörte ich ein lautes Klirren, einen schweren Fall und ein Poltern, wie wenn ein Tisch zusammengebrochen.

Gleich darauf stürzte der Professor vor die Thür. „Christel, wo sind Sie denn? Heda, Wirt vom Haus, lauft zum Arzt! Lauft zum Arzt! Sie stirbt, und ich weiß mir nicht zu helfen!“

In diesem Moment trat ich von der Altane hervor und schritt in das Zimmer, ohne den Professor zu beachten, der zuerst mit Entsetzen vor mir zurückfuhr — aber nur einen Moment, bis er mich erkannte.

„Doktor, Sie sind hier! Sie kommen wie ein Engel vom Himmel! Helfen Sie, ich bitte, ich beschwöre Sie! Helfen Sie nur diesmal noch!“

Der Mann war im innersten Mark gebrochen und gebärdete sich wie ein Verzweifelnder.

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, betrat ich das Zimmer.

Frau Loni lag bewußtlos halb auf dem Kanapee, halb zu Boden gesunken, wobei sie ein Tischchen mit einer Wasserflasche umgerissen hatte. Zunächst hob ich sie mit Hilfe ihres Gatten wieder auf das Sofa und brachte sie in gestreckte Lage. Dann, nachdem der Professor auf meinen Befehl Licht angezündet, was seinen zitternden Händen nur mühsam gelang, begann ich mit den gewöhnlichen Mitteln. Die alte Magd,

die inzwischen zurückgekehrt, schickte ich in meine Wohnung hinüber, um die kleine Hausapotheke zu holen, die ich zur Vorsicht mitgenommen.

Wieder versuchte ich Umschläge mit kaltem Wasser; endlich legte ich meine rechte Hand auf ihre Stirne. Der starrkrampfähnliche Zustand dauerte diesmal länger, als sonst.

Der Professor tobte inzwischen, wie ein Rasender; er hatte alle Selbstbeherrschung verloren und erging sich in unsinnigen Reden.

„Doktor, wenn sie stirbt — ich habe sie gemordet! Das wird auch mein Tod! Muß denn die ganze Welt verschworen sein, mich aufzuhetzen, mich blind und toll zu machen, daß ich alle Vorsicht vergaß, ich Elender, ich Wahnsinniger!“

„Gehen Sie fort!“ herrschte ich ihn an. „Ihre Reue und Ihr Jammer kommt zu spät. Wem eine so zartbesaitete Natur zur Pflege übergeben, der hat darüber zu wachen und ist dafür verantwortlich. Gehen Sie!“

Er aber warf sich vor ihr nieder und rief sie mit hundert süßen Namen in Selbstanklage und in Beteuerungen seiner Liebe; beides in so übertriebener Weise, daß es unerträglich wurde. Da Gewalt nicht anwendbar, den Rabiaten fortzubringen, nahm ich meine Zuflucht zur List, denn ich beauftragte ihn, um jeden Preis Eis herbeizuschaffen, das er vielleicht im Gasthof zur Post bekommen würde. Dies Mittel half. Wie ein Rasender stürzte er davon.

Inzwischen setzte ich meine Wiederbelebungsversuche fort und hatte das Glück, schon nach einigen Minuten zu bemerken, daß die Funktionen der Herzbewegung und der Atmung wieder in Thätigkeit traten. Langsam hob sich ihre Brust in immer tieferen Atemzügen, die eiskalten Hände gewannen wieder Wärme und Bewegungsfähigkeit, und binnen einer Viertelstunde konnte die Leidende als gerettet angesehen werden.

Sie lag in bewußtlosem Zustande zwischen Schlaf und Wachen, doch mit offenen Augen, die mit unsagbarem Ausdruck auf mich gerichtet waren, während ihre Hand die meine hielt. Endlich kehrte auch der Professor zurück, der leise hereinschlich, aufschrie, als er die Gerettete erblickte und dann mich weinend umarmte.

Frau Loni erholte sich jetzt sichtlich, nachdem sie ein Glas Wein aus meiner Hand angenommen. Ihre Miene aber blieb ernst und medusenhaft starr. Kein Staunen, keine Frage, woher ich so rasch und unvermutet gekommen. Das alles schien sich wie von selbst zu verstehen. Nur ein stilles Nicken mit dem Kopf und ein dankbarer sprechender Blick gab Zeugnis, daß sie mich verstanden, als ich einige Verhaltungsmaßregeln für die Nacht gegeben hatte.

Ich griff zu meinem Hut und Stock.

„Ihre Frau Gemahlin ist jetzt auf bestem Wege, sich zu erholen,“ sagte ich zum Professor. „Vor allem empfehle ich Schonung und Ruhe, dann ist morgen alles vorüber. Aber auch für später kann nur dieselbe Vorschrift einen Rückfall verhüten. Merken Sie sich das. Nun leben Sie wohl!“

„Sie wollen fort?“ rief der Professor.

„Morgen reise ich ab. Meine Aufgabe hier ist zu Ende.“

Diese Erklärung aber brachte den Professor in neue Aufwallung und Hitze.

„Doktor, das thun Sie uns nicht an! Nein, nein, Sie müssen bleiben! Was sollen wir anfangen ohne Sie?“

„So reden Sie jetzt — und heute früh und Ihr unqualifizierbarer Brief?“

„O lassen Sie das Vorgefallene auf sich beruhen! Vergessen Sie und vergeben Sie, wie ein Christ dem Christen vergeben soll. Bleiben Sie, Doktor. Wie ich Ihnen den Liebesdienst vergelten soll, ich weiß es nicht. Sie sind ein Ehrenmann, und alle Welt soll es wissen. Verlangen Sie mehr, so reden Sie, aber vollenden Sie das Maß Ihrer Güte.“

„Sie wissen nicht, was Sie verlangen! Unter diesen Umgebungen!“

„Was liegt daran? Ich werde es den Leuten direkt sagen, wie edel Sie an uns gehandelt; werde mir alle Zuträgereien verbitten und alle weiteren Bemerkungen. Ich kenne ja die Schuldigen alle. Und stört Sie diese Gesellschaft dennoch, bitte, so reisen Sie mit meiner Frau in die Schweiz; begleiten Sie sie, bis ich nachkommen kann — ich oder wenigstens Tante Bea.“

„Davon kann keine Rede sein. Gerade Ihrer hochwürdigen Tante muß ich diese Schwelle verbieten — ein für allemal. Sie thun am besten, sie ganz zu entfernen.“

Ueber das Gesicht des Professors zuckte es wie von widerstreitenden Empfindungen. Er ging einigemal auf und ab, dann blieb er vor mir stehen.

„Gut, meine Tante wird nicht erscheinen. Wollen Sie dann bleiben?“

„Ich sehe den Zweck wirklich nicht ein. Auch meine Zeit wird es nicht erlauben. Nein, es geht auf keinen Fall.“

Da faßte der Professor meinen Arm, wie es seine Gewohnheit war, wenn er erregt wurde.

„Doktor, soll ich einen Fußfall vor Ihnen thun? Nehmen Sie an: fußfällig beschwöre ich Sie, verlassen Sie meine arme Frau nicht. Alles soll nach Ihren Wünschen geschehen, alles nach Ihren Anordnungen! Vergeben Sie nur diesmal!“

Ich leugne es nicht, seine herzlichen Vorstellungen begannen Eindruck zu machen und meine Standhaftigkeit zu erschüttern. Zwar schwebten noch allerlei Einwände, auch Worte des Unwillens, auf meinen Lippen, aber ich unterdrückte sie und blickte zu Frau Loni, als könnte nur sie die Entscheidung geben.

Sie aber saß regungslos, wie ein Bild von Marmor. Kein Wort der Bitte zu mir, und keines der Versöhnung zu ihm; sie schien wie geistesabwesend.

Als der Professor zu ihr eilte, sie zu veranlassen, ihre Bitte mit der seinen zu vereinen, wandte sie sich wie in tiefem Grauen von ihm ab.

Diese Bewegung entschied.

„Sie sehen,“ sagte ich, „die erste Bedingung ist, daß Sie gehen müssen, wenn ich bleiben soll. Ihre Nähe schon wirkt peinigend und verderblich auf die

Leidende. Also gehen Sie! Das ist mein Ultimatum!“

Der Professor wühlte konvulsivisch mit den Händen in seinem Vollbart, und seine Augen rollten unstät in ihren Höhlen, während die Zähne fest aufeinander gebissen waren.

Dann nahm er plötzlich den Hut. „Gut, ich gehorche, weil Sie befehlen. Sie sehen, auch zu diesem Opfer bin ich bereit!“

Dann stürzte er noch einmal zu dem Ruhebett, auf dem Frau Loni lag, um Abschied von ihr zu nehmen.

Sie reichte ihm schweigend die Hand, die er mit zahllosen Küssen bedeckte. Dann, ohne mich zu grüßen oder mich anzusehen, schritt er hinaus.

Es war gewiß das Aergste, was ein Mann erdulden konnte, sich angesichts seiner Gattin vor einem dritten zu demütigen. Ganz unverdient aber war die Strafe keineswegs, und wenn man alles erwog, so war es doch, wenn auch unausgesprochen, zu einer Art von Versöhnung oder von Waffenstillstand zwischen den Gatten gekommen.

Mit erleichtertem Herzen folgte ich unmittelbar dem Scheidenden, der unten beim alten Lechrainer einen Einspänner bestellte, um die Bahnhofsstation St. Velten zu erreichen und mit dem Nachtzug in die Stadt zurückzukehren.

Bevor der Wagen angespannt wurde, der den Professor aus der Post abholen sollte, ging immer noch eine halbe Stunde hin. In dieser Zwischenzeit sah ich ihn am Seestrande mit dem alten Schuldirektor lange und in erregtem Gespräche auf und ab gehen. Bald gesellten sich auch andere hinzu, einige Beamte und endlich auch der bereits erwähnte Finanzmann oder Versicherungsvorstand, der inzwischen von seiner Gebirgstour zurückgekehrt war und den Professor als alten Bekannten begrüßte.

Ich fand keinen Anlaß, mich in die Berichtigungen und Erklärungen zu mischen, die dort gegeben und entgegengenommen wurden. — Daß es solche gewesen, schloß ich aus den respektvollen Mienen und tiefen Komplimenten, die mir zu teil wurden, als ich später noch eine kurze Abendpromenade am See machte, um meine heiße Stirn im Nachtwinde zu kühlen.

Spät erst suchte ich meine stille Klause im Nebenflügel unseres Bauernhauses auf, und nach den aufregenden Erlebnissen dieses Tages kam die Abspannung mit doppelter Gewalt über mich, ohne jedoch die ersehnte Ruhe zu bringen. Ich hörte alle Stunden die Turmuhr der Dorfkirche schlagen, hörte, wie lange nach Mitternacht der Einspänner Lechrainers zurückkam, hörte ununterbrochen den Dorfbrunnen draußen rauschen und sah den spät aufgehenden Mond gespenstige Lichter und Ringel durch das Weinlaub meines Fensters auf die Dielen malen.

Erst mit Tagesanbruch kam ein traumvoller unruhiger Schlaf, aus dem ich erst erwachte, als die hohe Morgensonne in mein Zimmer schien.

5.

Die Begebenheiten oder Zustände der folgenden Tage verflossen wie ein Traum, an den ich mich nicht mehr deutlich erinnere. Die gesellige Welt in Moosbruck war wie verwandelt gegen uns, und ihr wohlthuendes Entgegenkommen übte seine Wirkung.

Man hatte offenbar eine bessere Meinung von uns bekommen und jedermann war bemüht, dies uns kundzuthun, als wenn man ein schweres Unrecht wieder gut zu machen habe.

Ich erinnere mich an viele freundliche Gesichter, an heitere Ausflüge und fröhliche Gelage unter grünen Wipfeln, aber alles nur wie an bunte kaleidoskopartige, flüchtig vorübergehende Bilder, an denen man doch keinen inneren Anteil nimmt.

Uebrigens belebte die Gesellschaft ein zahlreiches Kontingent neuer Gestalten und Ankömmlinge, während von den früheren mehrere bereits abgereist waren, unter anderen auch der unausstehliche vazierende Opernsänger, der mir so manche Stunde verbittert hatte.

Unter den neueren Gästen erwähne ich zuerst einen Bibliothekar aus B., ein liebenswürdiger junger Mann, der seine Hochzeitsreise vor der Hochzeit machte, und viel von seiner fernen schönen Braut schwärmte. Weiter wäre zu nennen ein Amerikaner mit seiner schmucküberladenen Ehehälfte, ein wißbegieriger Herr, der Deutschland studieren wollte; dann zwei Fräulein aus W., die von übertriebenem kalten Baden immer blaurote Gesichter hatten und sich manche Neckereien gefallen lassen mußten. Von einer jungen, vielgefeierten Witwe, die bald den neuen Mittelpunkt der Gesellschaft bildete, werde ich nachher zu reden haben, ebenso von dem Stadtrat und Bankdirektor R., der sich bald zum neuen Vergnügungsmarschall aufgeschwungen und alle Tage neue Unternehmungen, kleine Feste und Ausflüge auf die Tagesordnung brachte.

Dem Schulmonarchen mit seiner würdigen Lebensgefährtin und seinen drei Töchtern muß ich nachsagen, daß er jede Gelegenheit suchte, sich mir anzuschließen und die frühere Achtserklärung in Vergessenheit zu bringen. Es war ein vielerfahrener, kenntnisreicher Mann, der manch treffliches Buch geschrieben und gern auf die Erörterung seiner Haupttheorien zurückkam, daß alle Erziehung nichts Neues schaffen, sondern nur entwickeln oder hemmen könne, was in der menschlichen Natur an guten oder bösen Anlagen vorhanden sei. Dabei haßte er alles übertriebene Wesen, auch in der Turnerei, die er eine Affenschule nannte, und ebenso alles zwecklose Spazierengehen, wobei er die Frage aufstellte, ob wohl Noah, Homer oder Solon und Lykurg jemals spazieren gegangen, wie unsere Staatshämorrhoidarier.

Liebenswürdig waren auch alle anderen. Man suchte mich zu den Gesellschaftsspielen auf der Gartenwiese, wie zu den Tarockpartieen am Abendtisch zu gewinnen, oder, schlug dies Mittel nicht an, so gab man auch wohl allerlei kleine Leiden vor, um meinen ärztlichen Rat zu hören.

Frau Loni endlich, wie soll ich das in Kürze sagen? Sie allein hatte sich seitdem verändert, wir sahen uns seltener und stets nur flüchtig. Nicht allein, daß

sie nicht mehr im Gasthaus zur Post speiste, sondern ihr Mahl sich in die Wohnung bringen ließ, sie wich mir auch sonst aus, so daß wir uns fast entfremdeten. Höchstens daß ich sie zuweilen auf der Morgenpromenade am Seestrand traf oder am Waldsaum, wo sie auf einem mitgenommenen Feldstuhl saß und zeichnete oder in einem Buche las; aber zu einem längeren Gespräche kam es nie.

Mit einem Wort, die frühere Unbefangenheit unseres Verkehrs war dahin. Gerade jener häßliche Verdacht hatte etwas hervorgerufen, was vorher nicht bestand. Was soll ich es leugnen, die Gestalt der schönen Frau schien mir liebreizender, als je vorher, der Ausdruck ihres Gesichts schien etwas Träumerisches, ihr schwimmendes Auge etwas Sehnsüchtiges, selbst ihre Stimme etwas Weiches und Elegisches gewonnen zu haben.

Niemals vorher hatte sie über ihren Gatten geklagt. Jetzt, nachdem ich Zeuge der tiefen Disharmonie geworden, war ich gleichsam in das Heiligtum ihres Leidens getreten. Alle Mitwissenschaft erzeugt eine Gemeinschaft eigener Art. Zwar, sie berührte auch jetzt diesen Punkt nie. Statt wie früher zu plaudern, saßen wir meist schweigend bei einander, und immer nur kurze Zeit. Wir gaben uns auch nicht mehr die Hand, und doch waltete eine elektrische Spannung zwischen uns, die unerträglich ward. Je mehr sich die Worte flohen, desto lauter sprachen die Gedanken und kamen immer darauf zurück: Unselige, du bist unglücklich. Was soll aus dir, was soll aus uns werden?

Aber in gleichem Einverständnis sprachen dieselben schweigenden Gedanken zu einander: Wir müssen uns meiden. Und in Wahrheit that ich mein möglichstes, um dem verhängnisvollen Zauberbann zu entfliehen. Glücklicherweise kam mir manches dabei zu Hilfe.

Unter den neuen Gästen befand sich, wie erwähnt, eine reizende junge Witwe, nicht jene berühmte Witwe des modernen Lustspiels und Romans, jene interessante Gestalt, die, meist von doppeldeutiger Vergangenheit, in ihrer kleinen Hand alle Fäden der Intrigue vereinigt, jene verführerische Schönheit, die ihre Verehrer bald als Donna Diana und Turandot maßregelt, bald als Gräfin Orsina die Gemüter in Bewegung setzt.

Nichts von alledem konnte man Frau Helene von B. nachsagen. Sie war von munterer, bisweilen selbst ausgelassener Laune, ohne jemals die Grenze des Erlaubten zu überschreiten; sie war von anmutiger Koketterie des Benehmens, von ausgesuchtem Luxus in Toilette und Schmuck, aber doch nie gegen den feinsten Geschmack und die gute Sitte. Es genügt, wenn ich sage, daß ihre Lebenslust, ihr Unternehmungsgeist unwiderstehlich alle mit sich fortriß; selbst die Mumien der magenleidenden Beamten und älteren Damen wurden neubelebt, von den jüngeren, und besonders vom Stadtrat und Bankdirektor ganz zu schweigen, der mit selbstgefälligstem Eifer, mit galantester Geschicklichkeit den Ball aufzufangen wußte, den die schöne Frau ihm zuwarf.

Es wurden Ausfahrten veranstaltet nach Schloß Hohenpleß auf bekränzten Leiterwagen, wie es sonst nur in Thüringen üblich; man lieferte Regatten und kleine Seeschlachten auf dem Wasser, man feierte Picknicks in der Saltnach, wo Kräuterweiber tanzten und Jägerburschen sangen. Man nahm teil an Wallfahrten über Sankt Wendel hinaus bis Heiligenstein, von wo der Sage nach eine schwarze Muttergottes auf dem Wasser hergeschwommen sei. Endlich gab es sogar einen bal champêtre in der Wolfsmühle, dem dann selbstverständlich mehrere angebliche Verlobungen folgten — angebliche, denn ich kümmerte mich nicht darum.

Einige Zeit hatte mein Vorrat an Vorwänden hingereicht, mich dem sinnverwirrenden Trubel fern zu halten. Endlich konnte ich mich nicht mehr entziehen, ohne geradezu unhöflich zu erscheinen. Wenn auch nur auf Stunden, mischte ich mich in das lustige Getümmel, und machte bei dieser Gelegenheit jene erwähnten Bekanntschaften, neben den angenehmen auch manche weniger willkommene.

Zu den letzteren zählte allerdings jener Bankdirektor und Stadtrat, und die antipathische Stimmung zwischen uns war ohne Zweifel gegenseitig. Es war ein breiter, robuster, wohlbeleibter Herr mit forschenden Augen und gleichsam allwissender, oder doch wenigstens alles besser wissender Sicherheit. Unter anderem schwärmte er für die Dynastie der Napoleoniden, was ihn aber nicht abhielt, in billigem Lokalpatriotismus zu machen. Dies zeigte sich zum Beispiel darin, daß er bei irgend einer festlichen Gelegenheit, wo man Fahnen entfaltete, die deutschen Farben zu Gunsten der Landesfarben auszuschließen wußte, wie er sagte aus Takt. Daß er in Frack und Rock ein gewisses buntes Bändchen und auf der Brust gewisse Medaillen zur Schau trug, auch oratorisch eine breite Klinge schlug zu Gunsten von Liedertafeln, Konsumvereinen und Genossenschaften, sei nur in Kürze erwähnt. Sein drittes Wort in jedem Gespräche war „das Gesunde", und ich weiß nicht wer, man hatte ihm seitdem den Spitznamen des „gesunden Jungen" gegeben.

Daß er ein Bekannter von Professor Hermann D., wußte ich, aber daß er schon früher und gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthalts einen Besuch bei Frau Loni gemacht hatte, war mir entgangen.

Bisher lebten wir ohne gegenseitige Berührung, gleichsam in konventioneller Neutralität nebeneinander hin. Endlich aber kam ein Vorfall, der den formlosen Verhältnissen bestimmte Gestalt gab und die Dinge, so zu sagen, auf die Spitze trieb.

* * *

Um die ganze Gesellschaft einmal loszuwerden und mir einen ruhigen Tag zu schaffen, hatte ich Wunderdinge von der Staffelalm auf dem Falkenjoch erzählt. Es war eigentlich nur eine ungastliche Hütte, ein Aufenthalt für Jäger und Grenzwächter, aber die Aussicht auf den Lerchengrund und die fernen Schneeberge der *Alpen war entzückend und wohl der Anstrengung wert, den abwechselungsreichen, stellenweis beschwerlichen Weg zu wagen.

Somit war denn beschlossen, eine feierliche „Ascension" auf den Falkenstein ins Werk zu setzen. Aufgeregte Gemüter träumten, dort durch das Fernrohr

Gemsenherden zu sehen, andere hofften, Gletscher und Alpenglühen zu bewundern. Die Fürsorglichen rüsteten sich mit dem malerischen Kostüm des Hochlands, die Kühnsten aber, und unter ihnen der haarbuschige Rittergutserbe, rannten in der Ortschaft umher, um Esel zum Reiten aufzutreiben, bis ihnen eine und die andere unartige Antwort die Lust an solchen Bemühungen verdarb.

Der Weg zum Falkenstein geht durch herrliche Laubwälder, dann durch Nadelholz auf endlosen Windungen bergauf, schließlich auf freien parallelen Felsenjochen, die ihre Wände vorschieben wie die Coulissen eines urweltlichen Riesentheaters. Droben in der Einbuchtung einer Riesenmulde steht jene Sennhütte der Staffelalm, wo man nur ausnahmsweise, wenn Führer mitgingen oder benachbarte Senner herbeigerufen wurden, ein Unterkommen finden konnte.

Ich kannte den Weg seit früheren Jahren sehr gut und beschrieb ihn so ausführlich als möglich. Man braucht zwei bis drei Stunden hinauf und die Hälfte zurück. Ich beschrieb den Weg, denn selbst an der Fahrt teilzunehmen, war keineswegs meine Absicht, und es genügte der Hinweis auf meinen gelähmten Fuß, um mich allen weiteren dringenden Einladungen und Zumutungen zu entziehen.

Die Gesellschaft war bei warmem, schönem Wetter zwischen drei und vier Uhr nachmittags in buntem Zuge abmarschiert, so daß man, auch eine Stunde Aufenthalt dorten eingerechnet, zwischen acht und neun Uhr abends zurück sein konnte.

Somit hoffte ich denn einen ruhigen, stillen Nachmittag vor mir zu haben, um zum erstenmal wieder ein Plauderstündchen mit Frau Loni zu feiern.

Aber diese Hoffnung, derentwillen die ganze List ersonnen und durchgeführt war, erwies sich diesmal als eitel, wie so oft im Leben, wenn man neben einem ersehnten Zweck den ganz gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht mit in Anschlag bringt.

Frau Loni war zu Hause, aber sie hatte sich für diesen Nachmittag zum erstenmal häuslichen Geschäften im weitesten Begriff ergeben. Ich fand sie auf der unteren Hausflur beim alten Lechrainer. Da saß sie mit einer Frau Base desselben, die zuweilen kam, um in der Wirtschaft nachzuhelfen, und plauderte. Zwar handelte es sich diesmal nicht um Wäsche, aber um Einmachen von grünen Bohnen in Fässer und von Obst und Gemüsen in Büchsen, wobei Frau Loni ihre Erfahrungen zum besten gab und mannigfache Lehren erteilte, denn hier ließ man namentlich Beeren und Früchte häufig nutzlos am Zweige verderben, eine willkommene Beute für Kinder und Sperlinge, statt sie für den Winter nutzbar zu machen.

Neben den Frauen saß die kleine Erdbeersucherin Midei, der Frau Loni Unterricht im Stricken und Häkeln gab. Als Entgelt gleichsam für die empfangenen guten Lehren hatte die Frau Base ein Spinnrad hervorgeholt, an dem Frau Loni die ersten Studien machte, während der alte Lechrainer hin und her ging und gebrannten Kaffee in einem Siebe schwang, so daß eine blaue würzige Duftwolke um die Gruppe der Arbeitsamen gebreitet war.

So hübsch dies idyllische Bild, so uninteressant war es mir, und ich ging bald in den Grasgarten, um im ersten besten Buch zu lesen — zufällig war es Balzacs Physiologie de mariage. Aber das geistreiche, zum Teil leichtfertige Buch, zu dem ich gekommen, ich weiß nicht wie, schien mich unbarmherzig zu verhöhnen, so daß ich es gern auf die Seite warf, als ein Einspänner heranrasselte, der beim Lechrainer hielt.

Es war berühmte Landarzt Dr. Pichl, der von unserem Hauswirt seinen jährlichen Bedarf an Kamillen, Baldrian, Arnika und anderen Kräutern, sowie an Leberthran, Kampfer und Rhabarber zu entnehmen pflegte, daneben auch den nötigen Alkohol, in dem jene Pflanzen destilliert werden, die ihm die kleine Erdbeersucherin nebst anderen Kindern pflücken mußten.

Ich hege die Vermutung, daß Dr. Pichl es auch diesmal mehr auf den spiritus rectus vini abgesehen hatte, als auf Pflanzen oder Medikamente. Wie es die Gelegenheit gab, lernte er diesmal auch Frau Loni kennen, der zu Gunsten er sofort seine medizinische Weisheit auskramte, indem er nach uraltem Brauch Blutegel und Aderlaß und gegen Migräne ein Kräuterkissen verordnete.

„Ich danke, Herr Doktor," sagte Frau Loni, „aber ich habe selbst meinen Arzt hier."

Dabei trat ich denn vor, um etwaiges Unheil zu verhüten.

Kaum ersah mich der wackere Landäskulap, der sein Wägelchen selbst kutschierte, als er mich als seinen „lieben Kollegen" begrüßte und ein langes und breites von Blattern, Skropheln und Kröpfen und, da er auch nebenbei das Amt des Tierarztes versah, von Drehkrankheit, Spat, Lungenseuche und schließlich von einem tollen Hund vorbrachte, der zwar vor sieben Wochen schon erschossen, aber doch mehrere Menschen gebissen habe, weshalb er jetzt eine kleine Rundreise durch den Gau machen müßte. Dabei nahm der würdige Hippokrates einen „Pomeranzen" nach dem anderen und scherzte so lustig mit der Frau Base, die er vor dreißig Jahren hätte heiraten können und sollen, wenn ihm nicht ein vierschrötiger Brauer in die Quere gekommen, daß alle über den bejahrten Liebhaber lachten, der sich übrigens mit ausgiebiger Volksweisheit zu trösten wußte.

So hatte er neuerdings in den Blättern gelesen, daß das einzige wirksame Mittel gegen Schlangengift Alkohol sei.

„Schauen's, Herr Kollega," sagte er, „Gift ist Gift, und wenn einen das Leben giftet mit Kreuz und Herzeleid und Sorge und wie die Schlänglein alle heißen mögen, da mein' ich, daß dasselbige Mittel auch hilft und das Blut reinigt, doch das ist halt Volksmedizin!"

Und abermals nahm er eine letzte Dosis des bewährten Panaché und kutschierte lachend davon.

So war aus dem merkwürdigen Nachmittag allmählich Abend geworden, und da ich keine Aussicht hatte, Frau Loni zu sprechen, die frühzeitig zur Ruhe ging, machte ich einen Spaziergang in den Wald hinein, um der Karawane entgegenzugehen, die jetzt vom

Falkenstein zurückkehren mußte. Da sich indes nichts vernehmen ließ, kehrte ich wieder um.

Mit einbrechender Nacht änderte sich plötzlich das Wetter. Von stürmischem Wind getrieben, zogen schwere Wolken herein, die sich in einem feinen, kalten Sprühregen entluden. Dabei sank die Temperatur auf wenige Grad Wärme. Es ging bereits auf neun, und die kühnen Almfahrer waren immer noch nicht zurückgekehrt. Ich ging zum Posthaus, um Erkundigungen einzuziehen, erfuhr aber zu meinem Schrecken, daß man im Vertrauen auf meine genaue Beschreibung des Weges keinen Führer mitgenommen, auch keine weiteren Erfrischungen oder Mundvorräte.

An einem Tisch der Gaststube saß ein Jägerbursch, dem wir zuweilen auf unseren Ausflügen begegnet.

„Wißt Ihr nicht, ob die Hütte auf der Staffelalm offen, so daß man zur Not droben übernachten kann?"

„Ich glaub net, Herr," antwortete er. „Die Sendrinnen all droben haben sich zu einem Bittgang verlobt nach Heiligenstein, aber wer sich auskennt, kann den Schlüssel finden im Reisig vor der Thür."

„Und wie ist's denn mit dem Rückweg?"

„Ja, das ist nun so und so, und bei der Nacht kann's leicht schief gehen, wenn's keinen Führer haben. Da gibt's Richtwege im Holz, die ins Moos laufen, bei der Falkenklamm müßten's Obacht geben, daß sie die Brucken finden, auch beim Mühltobel ist amal einer verunglückt am hellerlichten Morgen."

Jetzt faßte mich doch eine gewaltige Unruhe, trug ich doch gewissermaßen die Verantwortung dieser gewagten Fahrt. Rasch entschlossen ließ ich den Jägerburschen einige Körbe Brot, Fleisch und Wein zusammenpacken, auch für wollene Decken wurde gesorgt, und so machten wir uns auf den Weg durch die stürmische Nacht, für meinen Fuß gerade kein empfehlenswertes Unternehmen.

Der Jägerbursche kannte den Weg genau, und so kamen wir sicher voran zwischen Stämmen und Felsen, über Wasserlachen und Baumwurzeln. Von Zeit zu Zeit blieben wir stehen, um zu rufen, zu juchzen, zu schreien, auch die Büchse des Jägers wurde wiederholt abgeschossen, aber es kam keine Antwort zurück, kein Juhschrei, kein Halloh.

Unsere Unruhe stieg, je weiter wir vorwärts kamen. Oben auf dem schmalen Pfad des Felsgrats mußte ich den langen Bergstock des Führers ergreifen, um mich vor Sturz zu bewahren. Wenn jene diesen Weg allein gegangen, waren sie verloren.

Endlich zwischen elf und zwölf Uhr kamen wir auf die freie Höhe. Der Regen hatte aufgehört und die Sterne waren sichtbar, aber die Kälte hier oben war empfindlicher als im Thale. Noch eine Biegung um das Felsenjoch, und wir standen vor der Sennhütte der Staffelalm. Ein dichter, dunkler Rauch quoll aus dem Schindeldach wie aus allen Fugen der Hütte ringsum; die Thür stand offen. Wir traten näher.

Welch ein Bild! Da lag die ganze Gesellschaft auf den Plaids und auf Heu um ein schwelendes Feuer, die einen halb betäubt im Schlaf, die anderen vor Frost klappernd und die Hände über die Glut streckend.

Wie ich gefürchtet, so stellte es sich heraus. Man hatte sich schon beim Hinaufsteigen um eine Stunde verspätet. Oben angekommen, machten die Müden es sich bequem auf dem Rasen und die Zeit verstrich. Als dann der Regen einbrach und die sinkende Nacht, wagte niemand die Rückkehr. Zwar den Schlüssel im Reisig hatte man gefunden und ein Feuer auf dem Herd angezündet, aber das Holz war naß und qualmte.

Nun wurden wir als Retter und Erlöser begrüßt. Die Vorräte wurden ausgepackt, auch ein großes mächtiges Feuer angezündet; und nun ging es an ein lustiges Bankettieren. Binnen einer Viertelstunde war die ganze Gesellschaft wieder munter und in ausgelassener Stimmung. Man tanzte um das Feuer, man sprang durch die Flammen. Endlich fand sich auch irgendwo versteckt eine Zither, und der Jägerbursch sang die Lieder des Hochlands.

Ich übergehe die mannigfach heiteren Scenen dieses Bivouacs, aber verschweigen darf ich nicht, daß Frau Helene von B., und darin schienen ihr die anderen beizustimmen, meine Aufmerksamkeit auf sich allein bezog und mir mehr als einen dankbaren Blick schenkte. „Doktor, Sie sind unser Retter, ohne Sie wären wir alle zu Grunde gegangen," sagte sie. „Kommen Sie, bitte, setzen Sie sich neben mich. Seien Sie auch mein Ritter, wie Sie mein Retter gewesen sind."

Es entging mir nicht, daß der Stadtrat und Bankdirektor mir ungern seinen Platz neben der schönen Frau räumte; er suchte seinen Unmut zu maskieren, indem er alle Feiglinge und Memmen schalt, daß sie ihm, der alle Wege und Stege kenne, nicht zu folgen gewagt hätten. Jetzt wäre man glücklich wieder zu Hause.

„O mein," sagte der Jägerbursch. „Das könnt' übel ausfallen, wie es dem Sepp von Hellwang gangen ist."

„Wer ist der Sepp von Hellwang, und wie ist's ihm gegangen?" wurde gefragt.

„No, der is amal in der Andreasnacht 'nüber nach Heiligenstein und die Sonnenleiten hinab, wo es niemals geheuer ist. Aber der Sepp hat sich vor nichts gefürchtet, obschon's a rabenschwarze Nacht war. Da, wie er an den Totenbühel kommt, am alten Steinbruch, sieht er ein mächtiges blaues Feuer brennen und hört sprechen, aber es war niemand da. Endlich, wie er näher kommt, sieht er blutige Menschenköpfe, die saßen um das Feuer und sprachen miteinander; nachher flogen sie in die Höhe und tanzten um das Feuer; da ist der Sepp fort, als wär' der wilde Jäger hinter ihm, und seitdem ist er närrisch worden und war doch sonst ein gescheiter Mann, einer von denen, die die Vorschau haben."

„Die Vorschau, was meint Ihr damit?"

„Na, schon vor dreißig Jahren hat er's geschaut und gesagt, wie alles kommen wird. Damals hat er Regimenter marschieren sehen in der Luft und Schützen und Reiter, heißt das keine wirklichen, nur totenstillen Spuk, aber Kanonen hat er gehört, wie in weiter Ferne, und nach dem Schießen hat er sich die Zahl gemerkt und die Richtung. Das erste Mal hat er sechsundsechzig gezählt, da sind die Soldaten nach Norden

gezogen in das Böhmische hinein, das andere Mal siebzig, da sind's 'nübergezogen nach Abend zu, wo das Frankreich liegt, und so ist's auch gekommen, und alte Leut' in Hellwang können's bezeugen, daß sie's schon vor dreißig Jahren gewußt haben. Der Sepp freilich hat noch ein drittes Jahr genannt, wo es wieder Krieg gibt, aber es spricht niemand gern davon und glaubt ihm auch keiner mehr, seit er närrisch geworden."

Nun war das Kapitel der Geister- und Gespenstergeschichten eröffnet, und jeder mußte etwas zu erzählen.

„Es ist alles ungesundes Zeug!" rief der Bankdirektor und Versicherungsmann. „Es gibt keine Geister. Wie ist es uns gegangen, mir und Dr. Hafner in Schloß W. in Steiermark vor sieben Jahren. Wir mußten hin, um das Schloß und die Liegenschaften abzuschätzen, weil alles verkauft werden sollte auf der Gant. Am Abend bei Tisch war niemand vorhanden, als der alte Kastellan, aber nachts kamen plötzlich eine Reihe von Damen herein, alle Lichter in den Händen und altfränkisch angezogen, die schritten dreimal um den Tisch und sangen eine Litanei — wollten uns gruseln machen und uns weghaben. Aber kaum waren sie wieder hinaus, haben wir die Thür geschlossen und hat sich nichts mehr gezeigt, nur ein Lachen von vielen Stimmen haben wir gehört, daß der arme Dr. Hafner fast von Sinnen gekommen. Am Tage darauf ist das Schloß verkauft worden, daß es eine Woche später abgebrannt, was ging's uns an. Nur Courage muß man haben und den Gespenstern auf den Leib rücken, dann nehmen sie Reißaus. Und wer jetzt Mut hat, der marschiert mit mir zurück. Gnädige Frau können über mich gebieten."

Aber Frau Helene dankte und war entschlossen zu bleiben, schon um den Sonnenaufgang hier oben zu bewundern.

Auch der Jägerbursch machte Einwendungen gegen jene kühne Idee und meinte, man müßte bis Tagesanbruch warten. So war's ein Glück, daß der Weinvorrat reichlich genug war, um alle zu erquicken, und mehr als das; der brave Landarzt würde recht behalten haben, wenn er gesehen hätte, wie wirksam jenes Mittel, um alles „Gift" des Unmuts zu beseitigen.

Doch damit ich nicht mißverstanden werde — wir Herren waren allein draußen beim Feuer geblieben, während den Damen die Hütte eingeräumt wurde, wo sie mit Hilfe der Plaids und wollenen Decken sich behelfen mußten, und wirklich einige Stunden Ruhe fanden.

Wir blieben um das Feuer gelagert, ich zum erstenmal wieder im Freien seit der denkwürdigen Schneenacht bei Loigny, und vertrieben uns die Zeit mit Soldatengeschichten aus dem unvergeßlichen großen Kriege, an dem auch unser Jägerbursch teilgenommen.

So ging die Nacht leidlich herum. Mit Tagesanbruch aber, als die Spitzen der Berge sich färbten, drängte unser Führer zum Aufbruch, denn seine Zeit sei abgelaufen.

In bunten Gruppen ging es in der grauen Dämmerung bergab. Frau Helene von B. wollte nichts mehr vom Heldentum des Bankdirektors wissen, ich mußte sie führen, und die schöne Frau, die immer noch schlaftrunken war, hing sich so fest an meinen Arm, daß ich, besonders bei abschüssigen Stellen, einige Mühe hatte, die werte Bürde ohne Unfall zu geleiten.

Auch die anderen Damen fanden ihre Beschützer. Während der Bankdirektor sich der Frau des Amerikaners annahm, teilte sich dieser und der Bibliothekar in die blauwangigen, von der Morgenfrische rosig angehauchten Damen aus W. Selbst der haarbuschige Rittergutserbe fand Gelegenheit, bei den Töchtern des Schuldirektors eine heroische Rolle zu spielen.

Ich übergehe dabei die Schreckensrufe, die Warnungen, die Klagelaute der Aengstlichen, die energischen Zurechtweisungen der Uebermütigen, die weisen Trostreden des Bankdirektors und schließlich das siegreiche Juhgeschrei der meisten, als wir wieder im Thal angelangt und alle Gefahren überwunden waren.

Noch vor dem ersten Glockengeläut des anbrechenden Sonntagmorgens war Moosbruck wieder erreicht, und als die Sonne in das Thal schien, lagen alle in den Betten — auch ich, dessen Hut die Hand meiner Begleiterin schließlich mit einem Kranz von Eichenlaub und Farrenkräutern geschmückt hatte.

Ich habe mit Absicht dies Zwischenspiel nur in aller Kürze erzählt, obschon es zur Ausführung der lächerlichsten Scenen Stoff geboten haben würde; aber ich hatte kein Auge dafür, noch die rechte Stimmung, um mich der Glücklichen zu freuen, denen die Gegenwart alles ist, sowohl eine Trösterin für die Enttäuschungen der Vergangenheit, als eine Vorausspenderin dessen, was die ungewisse Zukunft zu verheißen scheint.

* * *

Wie vorauszusehen, hatte die nächtliche Expedition ihre Folgen. Am anderen Tage, wie an den nächstfolgenden gab es zahlreiche Patienten im Ort. Die einen hatten sich einen tüchtigen Katarrh geholt, die anderen sich die Füße verstaucht oder wund gelaufen. Andere lagen wie bis auf die Knochen zerschlagen und schliefen, das beste, was sie thun konnten.

Meine schöne Begleiterin, Frau Helene von B., lag ebenfalls darnieder und ließ mich rufen, so dringend, als hätte sie nur noch wenige Stunden zu leben.

Als ich hinkam, sie bewohnte den Nebenbau am Pfarrhause, fand sich, daß es nur eine Uebermüdung war, verbunden mit nervöser Abgespanntheit. Selbstverständlich verschrieb ich nichts, sondern empfahl nur Ruhe. Dabei konnte ich es doch nicht vermeiden, daß die trostlose „Kranke" mich in ein längeres Gespräch verwickelte, und so mußte ich bleiben, um mir ein langes und breites von ihrer ersten Ehe, dann von ihren vornehmen Verwandten im Rheingau erzählen zu lassen — Erzählungen, die sie neulich schon begonnen und worin mehr oder minder der Gedanke durchschimmerte, daß sie einer zweite Ehe nicht ganz abgeneigt sein würde.

Auch an Andeutungen fehlte es nicht, daß sie diesmal einen Mann der Wissenschaft vorziehen würde, nachdem sie die praktischen Leute hinreichend kennen gelernt — „die praktischen" Leute ohne Phantasie, ohne geistigen Aufschwung. Ach, wie arm ist doch das Leben,

wenn man sich für nichts mehr begeistern darf — wenn selbst das Lachen verpönt wird.

„Sagen Sie, Doktor, würden Sie mir das Lachen auch verbieten, wie mein erster Gestrenger?“

Ich weiß nicht mehr, welche Antwort ich auf diese Frage gegeben, wohl aber weiß ich, daß sich die Unterhaltung über eine Stunde fortspann und das beste war, daß sich die Patientin wieder gesund redete, so daß ich, als sie mir als ihrem Lebensretter den wärmsten Dank aussprach, einige Mühe hatte, endlich loszukommen und mich mit höflicher Zusicherung, meinen Besuch bald zu wiederholen, zu empfehlen.

Als ich gleich darauf in die Nähe des Gasthauses zur Post kam, sah ich schon von weitem mehrere Damen und Herren von der neulichen Partie, die sich in der Veranda zusammengefunden hatten — alle noch ziemlich übernächtig und blaß, um im Nachgenuß der überstandenen Abenteuer zu schwelgen. Ich wurde sofort herangerufen und als Autorität in Anspruch genommen. Dabei fehlte es nicht an verstohlenen Anspielungen, an verkappten Glückwünschen und allerlei Neckerei.

Mich verstimmte diese zum Teil indiskrete Art, und ich trat in den anstoßenden Gartensalon, wo eine Anzahl Herren in eifriger Beratung saß — unter anderen der Bibliothekar und Amerikaner, auch der unvermeidliche Bankdirektor fehlte nicht.

Als ich eintrat, schwieg man plötzlich, bis einer von ihnen rief: „Was streiten wir uns noch? Unser Doktor muß sich an die Spitze stellen!“

Nun erfuhr ich alles. Es galt ein abermaliges Unternehmen für den Nachmittag, eine neue abenteuerliche und phantastische Expedition. Irgend jemand, ich glaube der Stadtrat und Bankdirektor, hatte in der Nähe des Lerchengrunds eine verfallene Krähenhütte entdeckt. Diese sollte in Helenensruh umgetauft und eingeweiht werden. Das alles war schon seit mehreren Tagen besprochen und vorbereitet worden. Heute endlich sollte nun die große Festfeier vor sich gehen, mit Fahnen und Musik, schließlich mit Kartoffelsieden und Bowle.

Natürlich war auch ein Korso auf Leiterwagen oder eine Kavalkade auf Pferden in Aussicht genommen. Selbstverständlich standen auch große Toaste und Reden in Aussicht, wobei jedenfalls die antike Helena in Verbindung mit Paris oder Faust eine große Rolle zu spielen versprach.

Und dies war nun der Streitpunkt. Die einen wollten eine Vorlesung der Goetheschen Helena aus dem zweiten Teil des Faust, die anderen nur einen gymnastischen Ringkampf zwischen Trojanern und Hellenen.

Lautes Gelächter erhob sich, als der Schuldirektor die Rolle des Paris dem haarbuschigen Rittergutserben Karlchen zudachte, während der Bibliothekar boshaft genug war, ihn zum Euphorion vorzuschlagen.

Ich aber sollte mit dem Bankdirektor losen, wer von uns beiden den Faust zu übernehmen hätte, ferner mich der schweren Aufgabe unterziehen, auch Frau Loni zur Teilnahme zu überreden.

Das alles lehnte ich rundweg ab, und um allen weiteren Zumutungen und empfindlichen Aeußerungen zu entgehen, entfernte ich mich bald darauf in die nahe Kegelbahn, wo ich zufällig den haarbuschigen Trojaner, das Rittergut erbende Karlchen, antraf. Er war damit beschäftigt, sich selbst die Kegel aufzusetzen und danach zu schieben. Ich aber engagierte ihn sofort als meinen Kegeljungen und begann einige Kugeln zu entsenden.

Kaum aber war diese löbliche improvisierte Gymnastik im Gange, als plötzlich jemand neben mir stand. Es war der Stadtrat und Bankdirektor, der mir nachgeschlichen.

„Doktor, mein Kompliment,“ sagte er kurzweg fraternisierend, indem er mich auf die Schulter schlug. „Sie sind ein diskreter Mann. Ich begreife, warum Sie ablehnen. Sie haben dergleichen Umwege nicht mehr nötig.“

„Ich weiß wirklich nicht, was Sie wollen, Herr Stadtrat,“ sagte ich und schob meine Kugel.

„Kranz!“ rief das haarbuschige Karlchen.

Der Bankdirektor lachte. „Da sehen Sie, Kranz, das bedeutet Brautkranz. Gratuliere. Im Vertrauen, Doktor, man wünscht Ihnen das allerbeste. Darf man wirklich noch nicht Glück wünschen — in allem Ernst?“

„Wozu — daß mir heut noch kein Patient gestorben?“

„Ah bah, keine Seitensprünge, Doktor. Sie sind ein beneidenswerter Mann. Wenn Sie nur Ihren Vorteil verstünden. Ein reizendes Weib mit zwei Häusern, eines auf dem Lande und beide unbelastet. Ich kenne die Verhältnisse genau. Ihr erster Mann war Chef eines Handelshauses, das in Häuten und Fellen, auch in Pelzen machte. Herr B. war ein braver Mann, dabei ein trockener Herr, aber er hat ein kolossales Vermögen hinterlassen. Das ‚von‘ ist nur ein sociales Zugeständnis, wie es hier üblich, Frau Helene hat noch Anwartschaft auf weitere Erbschaften, hat auch Anteil an Kohlengruben und Bergwerken. Ich muß das wissen, denn ihre Papiere liegen bei uns im Depot. Was sagen Sie, Doktor? Sie wenden sich ab — Sie sind ein Undankbarer. Von mir können Sie alles erfahren, was Sie wünschen. Ich bin ein ehrlicher Mann, ein diskreter Mann.“

„Sandhase!“ klang es von unten herauf, nachdem ich inzwischen wieder eine Kugel geschoben, die das Ziel nicht erreichte.

„Herr Stadtrat,“ sagte ich, „ich danke für Ihre Mitteilungen, aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Voraussetzungen sind unrichtig.“

„Aber beim Element, worauf warten Sie noch? Drauf wie Pelissier auf den Malakoff — das ist napoleonische Art. In Ihren Jahren muß man sich rasch entscheiden. Als Doktor haben Sie ja doch nur eine prekäre Zukunft, ich will Sie nicht beleidigen, aber so wären Sie schön heraus. Warum zaudern Sie?“

„Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen, ich bin ein Gegner der Ehe.“

„Ist auch eine Antwort, die man schon kennt,“ sagte der dicke Herr, setzte sich auf die Kante der Tischplatte und streckte beide Füße von sich. „Doktor, Sie sind einer von denen, die — — Sie halten mich für einen Philister, das bin ich auch, aber ein Rationalist, ein bon bourgeois, der sich an die Welt hält, wie sie einmal ist. Aber ich bin auch einmal jung gewesen.

Ja, dann verliert man sich zuweilen, ich rede von mir. Man läuft Wolkenbildern nach, ungesunden Phantomen. Können Sie's glauben, ich bin einmal in eine Prinzessin verliebt gewesen — eine veritable Prinzessin, keine vom Theater — darüber verliert man Jahre und Glück. Lassen Sie sich warnen, Doktor, ich meine es gut mit Ihnen."

„Herr, was wollen Sie eigentlich sagen?"

„Nun, das ist doch deutlich. Sie sind einer von denen, für die nur das Unmögliche Reiz hat — das Geheimnisvolle, das Unerreichbare. Na, ich weiß schon, Professor D. ist eigentlich ebenso — alles ungesund, alles ungesund. Er freilich ist auch leichtgläubig, obenein ohne Menschenkenntnis und deshalb mißtrauisch, und doch bei alledem ein bonhomme. Sie aber sind ein Vocativus, Doktor. Das heißt — ich halte es für möglich, daß Sie ein ganz verfluchter Vocativus sind!"

Schon bei den vorherigen Reden des klugen Herrn war mir das Blut in den Kopf gestiegen. Jetzt warf ich die Kugel mit einer wahren Wut hinaus.

„Alle Neune!" rief der haarbuschige Rittergutserbe.

„Sehen Sie, Sie haben das Glück in der Hand, Doktor, greifen Sie zu, das ist die Rettung von Werthers Leiden. Jawohl, man hat auch seine Klassiker studiert seiner Zeit, aber dergleichen ist veraltet. Wir denken darin anders. Wir sind gesündere Naturen. Greifen Sie zu. Einen Korb holen Sie sich nicht, das weiß ich bestimmt!"

„Haben Sie etwa den Auftrag, mir das zu sagen?"

„Wo denken Sie hin, Doktor. Im Gegenteil, ich wüßte noch andere, die Ihnen nur den Vortritt lassen wollen. Na —" und er wandte sich ab, um eine Prise zu nehmen. „Ich kenne meine Leute. Was nicht ist, kann noch werden." Dann faßte er mich vertraulich an einem Knopf meines Rocks.

„Doktor, ein Mann wie ich braucht keine Umwege zu machen. Oft kommen solche Gelegenheiten nicht, sich von alten Fesseln loszumachen. Seien Sie vernünftig, machen Sie sich los."

„Was meinen Sie mit diesen Worten?" entgegnete ich ziemlich barsch.

Der kluge Herr starrte mich eine Weile mit seinen vorstehenden Augen an und ihr Ausdruck war lauernd. In diesem Augenblick wußte ich, daß dieser Biedermann mein entschlossener und gefährlicher Feind war. Aber er kehrte sogleich zu seinem leichten humoristischen Tone zurück.

„Doktor, im Netze zappeln wir alle, der eine so, der andere so. Spinnweben sollen zwar Wunden heilen, aber man riskiert seine Freiheit dabei — na, eine große Hummel reißt sich durch und zuletzt müssen wir uns alle einspinnen beizeiten, ehe es Winter wird. Doktor, was soll ich der Dame sagen?"

„Sagen Sie ihr, daß ich morgen abreise."

„Sie abreisen? Doktor, das ist nicht Ihr Ernst, das ist ja ganz unmöglich. Heute haben wir die Einweihung der Helenenhütte. Um drei geht der Zug ab mit voller Musik. Die schöne Frau wird die Königin sein. Bringen Sie die Sache zu Ende, Doktor, als Mann von Ehre. Alle Welt hält Sie für verlobt, schon seit vorgestern."

„So muß eben alle Welt im Irrtum sein. Geben Sie sich keine Mühe weiter, Herr Stadtrat. Frau von B. weiß, daß ich keine Absichten auf sie habe. Hat ein anderer Hoffnungen, so will ich ihm nicht länger im Wege stehen. Guten Morgen!"

Damit ließ ich den Verblüfften stehen und ging meiner Wege. Verblüfften sagte ich — nein, der Mann sah mir mit lächelndem Gesicht, mit schmunzelndem Behagen nach, und jetzt war es mir klar, daß das ganze Gespräch nur eine Form des Ausholens gewesen war. Seine Miene war immer heller, sein Ton immer freier geworden. Ohne Zweifel, ich hatte ihn selbst von einer großen Last befreit, und die nächste Zukunft schon — doch ich will nicht vorgreifen.

Ja, ich ging meiner Wege und in ziemlicher Verstimmung. Mir war das alles so kleinstädtisch, so widerwärtig und abgeschmackt.

Ich nahm mein Mittagessen diesmal in einer abgelegenen Wirtschaft, auf dem sogenannten Felsenkeller, der hoch über Moosbruck lag. Dort blieb ich auch noch stundenlang, las und schrieb bis gegen drei Uhr, um welche Zeit der beabsichtigte Festzug abgehen sollte.

Dann schritt ich auf Umwegen in halber Höhe der Waldhügel wieder um die Ortschaft herum, um meine Wohnung zu erreichen.

Als ich in mein Zimmer trat, fand ich einen Strauß frischer Blumen auf dem Tisch — Waldblumen, Genzianen, Feldnelken und wilde Rosen, wie sie die Jahreszeit bot. Daneben lag eine Karte mit den Worten: „Meinen herzlichsten Glückwunsch." Die Handschrift war mir unbekannt.

Als ich den alten Lechrainer befragte, zuckte er die Schultern, aber durch die braunen, verwitterten Züge seines finsteren Gesichts ging es wie ein verschmitztes Lächeln.

„Meine Güte," sagte er. „Schaut's doch die Blümeln an, es ist nichts Besonderes dran. Ich mein' halt, die kleine Midei hat's bracht, wie alle Täg'."

„Nun weiß ich genug." Und sofort wollte ich die Treppe hinauf zu Frau Loni, aber der Alte hielt mich zurück.

„Herr Doktor will zur gnä' Frau, aber s'is net daheim," und er schüttelte wieder den Zeigefinger seiner rechten Hand.

„Wohin ist sie?"

„Was weiß ich — in den Wald hinaus. Erst war sie in der Kirch' lange Zeit, und das Mittagessen muß sie wieder einmal vergessen haben. Nachher hab' ich sie noch im Grasgarten draußen gesehen. Mein Gott, wer kennt sich aus in den Weiberlaunen. Aber was wahr ist, Herr Doktor, lustig hat die gnä' Frau net hergeschaut. Ganz still ist sie gangen und simulierend, grad wie ein Muttergottesbild."

Ich weiß nicht, welches Gefühl mich abhielt, dies Gespräch weiter fortzusetzen. Im nächsten Moment war ich auch draußen im Grasgarten und sah den Bienen zu, wie sie an den Blütendolden hingen oder eintrugen. Ueber den Stöcken am Dach befand sich ein uraltes Schwalbennest, und es war ergötzlich zu sehen, welche Mühe sich die Alten gaben, die jungen Schwälbchen fliegen zu lehren.

Das alles war weder neu noch besonders, und doch schien es mir heute sinnvoll und interessant, hatte doch Frau Loni auch hier gestanden.

Wieder eine halbe Stunde später war ich auf dem Waldwege zur Wolfsmühle, weshalb, ich weiß es nicht, aber ich fand den Weg an den Haselbüschen und Brombeerstauden heute ganz zauberhaft, weil sie ihn gegangen. In der That war Frau Loni in der Wolfsmühle gewesen, aber sie sei weiter gegangen und allein, hieß es. Die alte Frau, welche mir Auskunft gab, wies in die Höhe und schüttelte den Kopf.

Jetzt überfiel mich eine unbestimmte Angst, obwohl ich nicht sagen kann, weshalb. Es sind dort in der Höhe schwindelnde Abgründe an tiefen Schluchten, weit vorspringende Felsen mit einzelnen Aussichtspunkten an senkrechten Wänden über rauschenden Wildbächen. Angst? — ich mußte fast lachen. Frau Loni war ja kein Kind mehr, und eine unbesonnene That — Thorheit, ich wußte zu gut, die treffliche Frau war eine tief religiöse, gläubige Natur, ihre Anwandlungen von modernem Weltleid durfte man nicht so ernst nehmen.

Trotz alledem — wer ist imstande, den Verirrungen einer einzigen dunklen Stunde zu gebieten?

Ich schritt eiliger auf den schmäler werdenden Felsgrat zwischen Heidelbeerbüschen und Farrenkräutern hin, unter hohen piniengleichen Tannenwipfeln. Endlich öffnete sich der Wald zu einem fernen, freien Aussichtspunkt. ich glaube man nennt ihn „Doktor Fausts Ruhe", weil er der Sage nach auf seinem Flug nach Welschland hier gerastet haben soll. Früher eine kahle, unwirtbare Höhe, hat sie sich mit der Zeit wieder mit einzelnen Zwergkiefern und Büschen bewaldet.

Wie mit dem Auge eines Indianers spähte ich nach abgeschürftem Moos, nach geknickten Halmen, nach gebrochenen Zweigen, um die Spur eines Menschendaseins zu entdecken. Ein ferner Vogel flog auf, und ein wildes Kaninchen schoß über den Weg mir entgegen und dann in die Büsche.

Endlich — mein Spürsinn hatte mich doch nicht getäuscht, sah ich aus dem niedrigen Buschwerk die Spitze eines Sonnenschirms ragen.

Dort saß Frau Loni auf ihrem Plaid im Rasen, kaum sechs Schritt vom Abgrund, und las in einem Buche.

Als ich näher kam, wandte sie ihr Haupt, aber ohne das geringste Zeichen des Erstaunens, und ließ mich schweigend näher kommen. Sie schien noch blässer als sonst, und den Augen sah man es an, daß sie geweint hatten. Diese Beobachtung schnitt mir jedes Wort der Begrüßung ab. Ich trat näher, und setzte mich auf einen Baumstamm, den der Sturm umgeworfen. Weit über uns zogen die Wolken, weit unter uns quollen die Nebeldüfte der Thäler, mit blauen Schleiern die Fernen verhüllend.

„Frau Loni, was thun Sie hier?" sagte ich endlich.

„So fragen Sie — ich frage, weshalb verfolgen Sie mich bis hierher?"

„Nennen Sie meine Sorge schon Verfolgung? Das kann Ihr Ernst nicht sein. Bin ich nicht Ihr Arzt? Soll ich Sie nicht unter meinen Augen behalten? Und Sie schweifen in der Irre — ich will nicht fragen, in welchen Gedanken, teure Freundin, will Sie auch nicht mit Vorwürfen quälen. Nur die eine schwere Frage gestatten Sie: Wem gehört Ihr Leben, Frau Loni? Was wollten Sie hier?"

Ein schwermütiges Lächeln stahl sich auf ihre Lippen. „Welche thörichte Sorge, Doktor. Sie wissen ja, ich liebe die Einsamkeit — aber Sie — warum folgen Sie hierher? Sie gehören nicht mehr zu mir. Sie gehören zu denen, die man glücklich nennt, oder die sich wenigstens einbilden, glücklich zu sein."

„So meinen Sie. Ich weiß, Sie haben mir den Strauß geschickt, Frau Loni."

„Jawohl habe ich das. Die kleine Midei hatte eben keine besseren Blumen. Nun lassen Sie mich mündlich den Glückwunsch nachholen. Ich kenne Ihre künftige Lebensgefährtin nicht, aber sie muß gut sein, schon weil Sie sich so rasch und unerwartet gefunden haben — ja, ein wenig rasch ist es gegangen, aber wenn sie so gut, so würdig ist, wie Sie es verdienen, werde ich sie lieben, wie — wie eine Schwester."

„Wollen Sie mir ein Wort erlauben?"

„Warum nicht," sagte sie, aber sie fuhr sogleich fort: „Sie wollen mir sagen, wie das so hat kommen können. Das ist ja so natürlich und der Lauf der Welt. Tausendmal kann man es lesen und an jedem Morgen im Tageblättchen: ‚Der und jene haben sich verlobt.' Man sieht sich, man versteht sich — gemeinsame Freude, gemeinsame Gefahr, das alles bringt näher. Dabei eine glänzende Erscheinung, ein heiteres Temperament, dann auch äußere günstige Verhältnisse und, wie ich höre, sehr günstige. Und wenn das alles noch nicht ermutigt, so helfen gute Freunde dabei mit ihrer Vermittelung — o, ich kenne das alles und freue mich, daß es Ihnen so leicht gemacht worden. Sie verdienen ja, glücklich zu sein und werden auch glücklich machen, das weiß ich. Ist sie wirklich so schön und geistvoll, wie man sagt?"

Alles das war rasch und aufgeregt hingesprochen, und auch einem weniger feinen Ohr würde der leise Ton von Ironie nicht entgangen sein. Frau Loni vermied es dabei, mich anzublicken, aber ihre Wangen glühten. Ich vermochte keine Silbe zu erwidern, denn ihre Worte thaten mir unendlich wehe, sie schnitten wie Schwerter in meine Seele.

„Nun," sagte sie, und richtete sich halb auf. „Sie geben mir keine Antwort. Warum sind Sie überhaupt nicht mit zur Helenenhütte? Gab es etwa einen Zwist, eine Verstimmung nach so kurzer Zeit schon? Das ist doch kaum denkbar. Aber wenn es so wäre, wollen Sie meine Vermittelung — recht gern."

„Sie sind grausam, Frau Loni. Ich empfinde die ganze Bitterkeit Ihrer Worte, aber wenn Sie mich auch nur ein wenig kennen, sollten Sie wissen, daß kein wahres Wort an der Sache ist."

Da schlug sie ihre Augen voll auf und sah mich lange mit tiefem Blick an; ihre harten Züge waren weich und warm geworden; dann bewegte sie leise ihr Haupt.

„Das heißt also, Sie schwanken noch, Sie wollen

vielleicht meinen Rat. Dann müßte ich die Erkorene aber doch erst kennen lernen."

„Leere Worte, Frau Loni, leere Worte, ich denke nicht daran!"

„Und warum nicht?" Sie hatte sich jetzt herumgedreht und lehnte sich an einen moosbewachsenen Felsenbrocken, ihr volles Antlitz mir zugewendet. „Warum nicht? Im Ernst, lieber Freund, weshalb wollen Sie Ihr Leben zwecklos und einsam verträumen? Ich sollte meinen, daß Sie geschaffen sind zu einem glücklichen Familienleben. Und wenn Sie nur selbst geliebt werden, das ist die Hauptsache, das allein schützt Sie vor Enttäuschungen und vor Untreue. Darum legen Sie Ihre eigene Neigung nicht so ängstlich auf die Schale der Ansprüche. Die Frauen und Mädchen sind alle gut, wenn sie wahrhaft lieben."

Ich hatte sie ruhig ausreden lassen. „Teure Freundin," sagte ich, „ich sehe von neuem Ihre gütige, wohlwollende Gesinnung, aber eines vergessen Sie, ich kann keine Frau mehr lieben."

Ihr Auge ruhte fragend auf mir.

„In anderer Zeit, vielleicht noch vor zwei Monaten, wäre ich vielleicht so schwach gewesen, solchem Sirenenklang — nicht doch, so bürgerlich ehrbarer Sitte zu folgen und einen Hausstand zu gründen. Jetzt ist es unmöglich geworden. Sie wissen es auch warum, Frau Loni. Was sind mir alle anderen Frauen noch! Wen könnte ich wählen, ich müßte sie alle mit einer einzigen vergleichen, und dann sind sie alle wertlos, reizlos, unbedeutend. Nein, jetzt ist es zu spät und für immer!"

Im Thale des Lerchengrunds krachte jetzt ein Schuß, dann noch einer, ein Zeichen, daß die Kavalkade auf dem Festplatz, an der Krähenhütte angekommen. Ein Schwarm von Raben erhob sich unter uns aus den Wipfeln und schwebte mit lautem Krächzen über unsere Häupter hin. Auch Musik klang jetzt herauf und fern verhallender Gesang. Allmählich wurde alles wieder still. Die Sonne flammte durch die Wipfel der Kiefern uns ins Gesicht, und die ferne Fläche des Sternsees blitzte wie geschmolzenes Silber am Horizont.

Frau Loni sah wie im Traume befangen weit hinaus, und minutenlang bannte uns ein feierliches Schweigen.

„Glauben Sie an eine andere Welt, Doktor?" sagte sie dann, „glauben Sie an Unsterblichkeit — an ein Wiedersehen? Ach," fuhr sie fort, ohne meine Antwort zu erwarten, „wenn man so sterben könnte im Vollgefühl des Lebens, wie ein Klang hinstirbt, eine Melodie verklingt. Ist das so unnatürlich? Woher die Sehnsucht, wenn die Schwalben heimkehren, ehe es Winter wird? Dann möchte die Seele auch fortziehen in die schöne Heimat, ehe der Herbst des Alters hereinbricht. Ja, in die Heimat. Was sind wir anderes als Fremdlinge auf Erden! Keiner kennt den anderen ganz, keiner schätzt den anderen nach Gebühr, keiner kann des anderen Freude oder Leid mindern oder mehren, denn jeder ist in sein eigenes Ich eingesponnen. Sehen Sie, Doktor, darum können Sie auch nicht gerecht urteilen über andere Frauen. Sie verkennen sie, Sie unterschätzen sie, sonst würden Sie nicht so lieblos darüber aburteilen."

Und wieder nach einer Weile sprach sie: „Nicht wahr, Doktor, es hat ein Grieche gelebt, der gab jedem einzelnen Vergänglichen ein unvergängliches Urbild, und die im Leben wandeln, sind nur Schatten und Abglanz ihres eigenen Ideals — nicht wahr, so nennen es die Philosophen noch heute? Sollte es denn so unmöglich sein, jenes geistige Urbild fort und fort in jedem einzelnen zu finden und zu sehen? Es wäre eine Pflicht, und wenn man es verstünde, dann würde man alle Menschen lieben. Und wenn Sie es versuchen wollten, Doktor, so würde Ihnen keine andere Frau wertlos, reizlos und unbedeutend erscheinen — so sagten Sie doch."

Und wieder sprach sie, indem sie auf den ersten Gedanken zurückkam: „Nicht wahr, derselbe Grieche braucht auch den schönen Ausdruck von einer ewigen Melodie der Sphären? Manchmal kommt es mir vor, als könne man sie hören — nicht mit körperlichen Sinnen, auch nicht aus den blinden Elementen, aber in allem guten und hohen Menschentum, in großen Thaten der Völker wie in stillem Wirken des einzelnen, freilich nur wie ein ferner Klang und Widerhall des höchsten Wahren und Guten. Wie selten hört man ihn; aber die Sehnsucht nach dem Vollkommenen, nach einem Zustand ohne Leid bleibt uns ewig. O es muß schön sein dort im ewigen Sommerland, wenn es kein Traumbild ist. Aber wer jenes Vollgefühl einmal empfunden hat, der besitzt darin eine unzerstörbare Bürgschaft, der ist über alles Erdenleid hinaus, auch über alles Erdenglück — es wiegt so viel nicht, auch bei den besten nicht."

Offen gestanden, ich war völlig überrascht und geblendet, als die seltene, hochbegabte Frau mich zum erstenmal einen Blick in ihre Geisteswelt thun ließ; gleichwohl erschien mir vieles darin überspannt und krankhaft, und meine Antwort sprach dies offen aus.

„Krankhaft meinen Sie, weshalb?" erwiderte sie. „Was uns besser macht, ergebener in unser Los, begehrungsloser und, wenn Sie wollen, religiöser — das kann keine Krankheit sein, auch keine Ueberspannung. Kommen Sie, ich fühle mich heute noch höchst irdisch, höchst sterblich — zum Beispiel fühle ich einen rechtschaffenen Hunger."

Dabei war sie aufgestanden und schritt vor mir durch die Büsche auf dem schmalen Fußpfade hin. Zuweilen bückte sie sich im Gehen, pflückte Heidelbeeren und Erdbeeren und naschte an den Büschen, während sie elastisch leichtfüßig weiterschritt.

Und ich — ich hatte bequem philosophieren über die wunderlichen Widersprüche einer Frauennatur, die mitten im Vollgefühl des Unendlichen sich plötzlich und ungeniert des Sinnlichen erinnerte. Aber anmutig war sie, und wie von Gold umflossen schwebte sie den Felspfad dahin.

(Schluß folgt.)

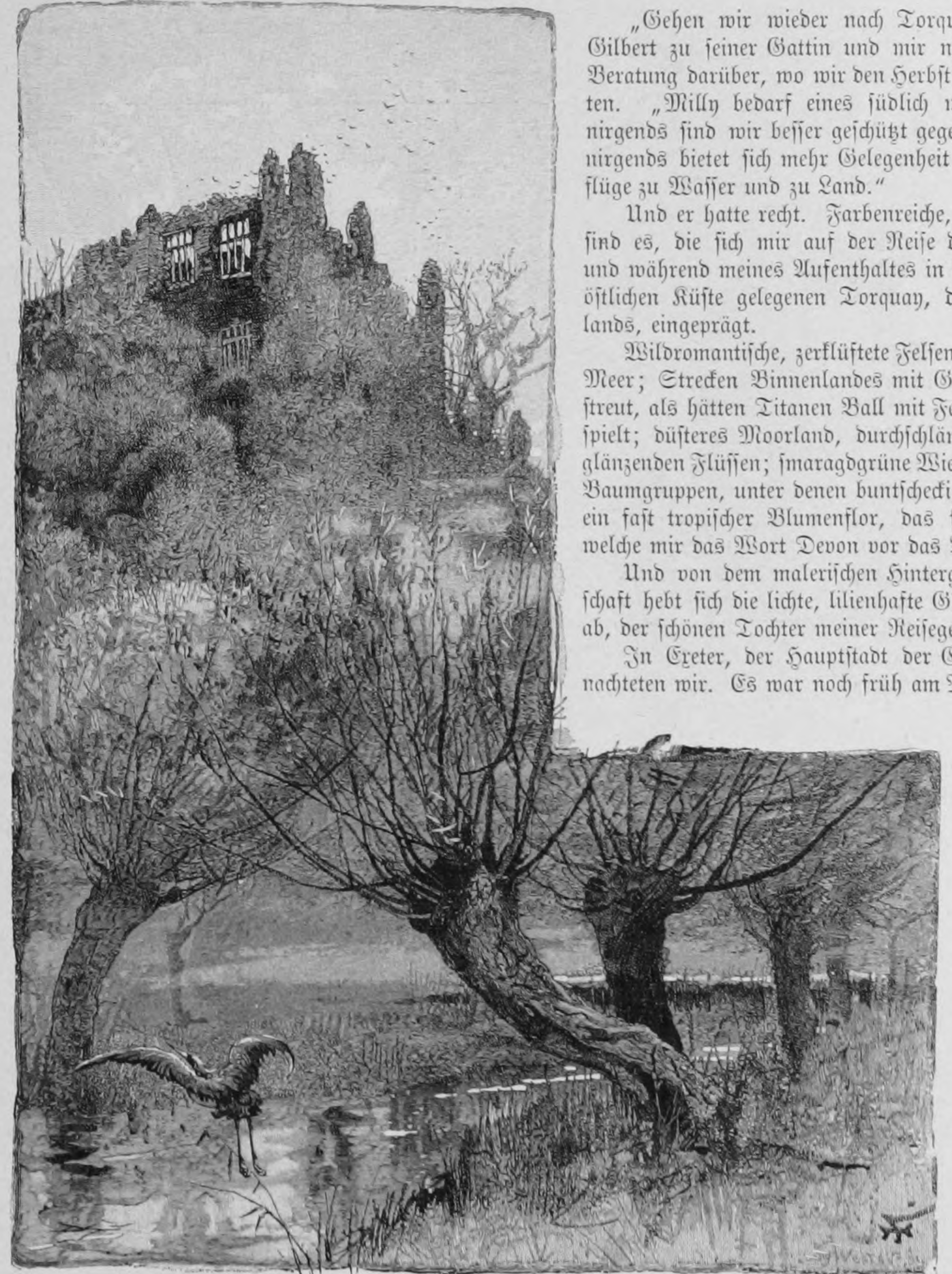


Angesichts der Berge. Von Th. Grätz.

Ein Aufenthalt in Devonshire.

Von

Johanna Feilmann.



Berry Pomeroy (S. 937).

„Gehen wir wieder nach Torquay," sagt Dr. Gilbert zu seiner Gattin und mir nach einer langen Beratung darüber, wo wir den Herbst verbringen wollten. „Milly bedarf eines südlich warmen Klimas; nirgends sind wir besser geschützt gegen rauhe Winde; nirgends bietet sich mehr Gelegenheit für schöne Ausflüge zu Wasser und zu Land."

Und er hatte recht. Farbenreiche, prächtige Bilder sind es, die sich mir auf der Reise durch Devonshire und während meines Aufenthaltes in dem an der südöstlichen Küste gelegenen Torquay, dem Nizza Englands, eingeprägt.

Wildromantische, zerklüftete Felsen, umrauscht vom Meer; Strecken Binnenlandes mit Granitblöcken bestreut, als hätten Titanen Ball mit Felstrümmern gespielt; düsteres Moorland, durchschlängelt von silberglänzenden Flüssen; smaragdgrüne Wiesen voll üppiger Baumgruppen, unter denen buntscheckiges Vieh lagert; ein fast tropischer Blumenflor, das sind die Bilder, welche mir das Wort Devon vor das Auge zaubert.

Und von dem malerischen Hintergrund der Landschaft hebt sich die lichte, lilienhafte Gestalt Millicents ab, der schönen Tochter meiner Reisegefährten.

In Exeter, der Hauptstadt der Grafschaft, übernachteten wir. Es war noch früh am Morgen, als wir den ganz in der Nähe der Stadt gelegenen Pennsylvaniahügel erstiegen. Wir setzen uns auf im Grase lagernde Steine und schauen hinab in das Thal der Exe. Weiße Nebel, mit denen rötliche Sonnenstrahlen kämpfen, umwogen die Häusermassen der alten Stadt. Nur hin und wieder zer-

reißt der Schleier und enthüllt auf Sekunden die mächtigen Türme der Kirchen und der ehrwürdigen Kathedrale. Jetzt färbt sich das zerfließende Weiß rosig; immer mehr verflüchtigen sich die Dünste; gleich einem feinen Flor schweben sie himmelwärts, flattern in Streifen an den Turmspitzen und verbreiten sich wie leichtes Flaumgefieder in der lichtblauen Atmosphäre. Und nun liegt sie da, die altertümliche Stadt, gebadet im goldenen Sonnenlicht, alt und grau, inmitten ewig grüner Felder an der sich wie eine silbergeschuppte Schlange windenden Exe. Herrlich rote Tinten sind es, die dem ganzen Rundgemälde einen eigentümlichen Reiz verleihen. Rot ist das Erdreich, rot der nackte Sandstein des Felsens, den die Ruinen der alten Burg Rouge Mont krönen. Leuchtend und klar tritt das interessante Bild aus dem Rahmen der in veilchenblauem Dunst verschwimmenden Hügelketten.

Aussicht bei Fremington (S. 941).

„Ja, wohl wußten die Kelten bei der Gründung der Stadt, welchen Reichtum der gesegnete Boden hier birgt,“ sagt Dr. Gilbert hinab deutend. „Caer Ryth nannten sie die schnell aufblühende Ansiedlung, die Stadt der roten Erde. Später pflanzten die Römer ihren Adler auf und hießen sie Isca Damnoniorum, bis die Sachsen ihr den Namen Exanceastre gaben.“

„Um Gottes willen, keine Gelehrsamkeit in Devonshire, Sidney,“ lacht die muntere Mrs. Gilbert und hält sich die Ohren zu. „Wir lesen das alles viel schöner und besser daheim in Macaulays Geschichte — aber Milly, was suchst du denn?“

Wie träumend, die Hände im Schoß gefaltet, hatte Millicent von uns entfernt unter einer Eberesche gesessen. Dann war sie plötzlich aufgestanden und hatte einen grünen Zweig voll roter Beeren gepflückt und ihn in ihr Körbchen gelegt. —

„Ich — ich habe meine Perlennadel verloren,“ stammelt Millicent. — „Die von Harold?“ — „Ja, Mama.“ — „Welch ein Glück, daß es nicht dein Ring ist, Milly.“

Als wir nach langem, vergeblichem Suchen hinabstiegen, schaute sich Millicent noch immer um, als müsse sie die Nadel irgendwo erspähen. Ihr bleiches Antlitz war noch bleicher als gewöhnlich und verstohlen wischte sie sich eine Thräne ab.

Harold, der ihr bei seinem Besuch in London die Perlennadel geschenkt, war der jüngere Bruder ihres Vetters und Verlobten Alfred, des ältesten Sohnes vom Squire Humphrey, einem reichen Gutsbesitzer im Nordwesten Devonshires. —

Und wir besichtigen die alte Stadt. Wundervoll ist die Kathedrale von Exeter mit ihrer prächtigen Westfront, reich an künstlich gemeißelten Statuetten und Säulen. Wohl mag es interessantere Kirchen in England geben, doch gewiß keine, in der die Einzelheiten schöner ausgeführt sind.

Am Bahnhof ist bei unserer Abreise reges Treiben. Wie überall in den Provinzen, so ist auch der Bahnhof von Exeter ein wahrer Büchermarkt, reich an Bibeln und den schaurigsten Romanen, reich an Werken klassischer wie moderner Schriftsteller. — Alle Mauern und Säulen sind mit roten, blauen, orangefarbenen Plakaten beklebt, auf denen die neuesten belletristischen Bücher unter dem zweifelhaften Porträt der glücklichen Verfasser angepriesen werden. „Kauft Called back, kauft Called back! Unerhörter Erfolg des spannenden Romanes, hundertundzweiundfünfzigstes Tausend, seit einigen Monaten erst veröffentlicht.“ Auf den Büchertischen liegen aufgestapelt Haufen aller Arten Bücher. Fast ein jeder Reisende, möge er erster oder dritter Klasse fahren, versieht sich mit der seinem Geschmacke entsprechenden Reiselektüre. „Haben Sie Called back gelesen?“ — „Nein, ist es schön?“ Dr. Gilbert zuckt die Achseln; er darf wohl seiner gelehrten Würde keine Blöße durch ein günstiges Urteil geben: „Jedenfalls vertreibt es Ihnen die Zeit angenehm wenn es regnet,“ lacht Mrs. Gilbert, „es kostet nur einen Schilling.“

Und ehe ich mich dessen versehe, halte ich das Buch in der Hand und verlasse damit die heiligste aller heiligen Cathedral-towns. Auf der einen Seite des gel-

ben Umschlages prangt in schwarzen Lettern: Hundertundzweiundfünfzigstes Tausend; auf der anderen eine — Empfehlung von Colemans Senf!

An mancher Station halten wir an, um hier eine interessante Kirche, dort ein malerisches Dorf in Augenschein zu nehmen. Und malerisch sind sie alle, diese Devonshire-Dörfer, mit ihren niedrigen, ganz in Grün versteckten Häuschen. Ueber alles wirft die üppige Schlingpflanze ihr blätterreiches Gewand, über altes bröckelndes Gemäuer, um die knorrigen Stämme der Eichen und Ulmen. Schwer beladen stehen die Fruchtbäume. Welche Blütenpracht im Frühling!



Ansteys Bucht (S. 928).

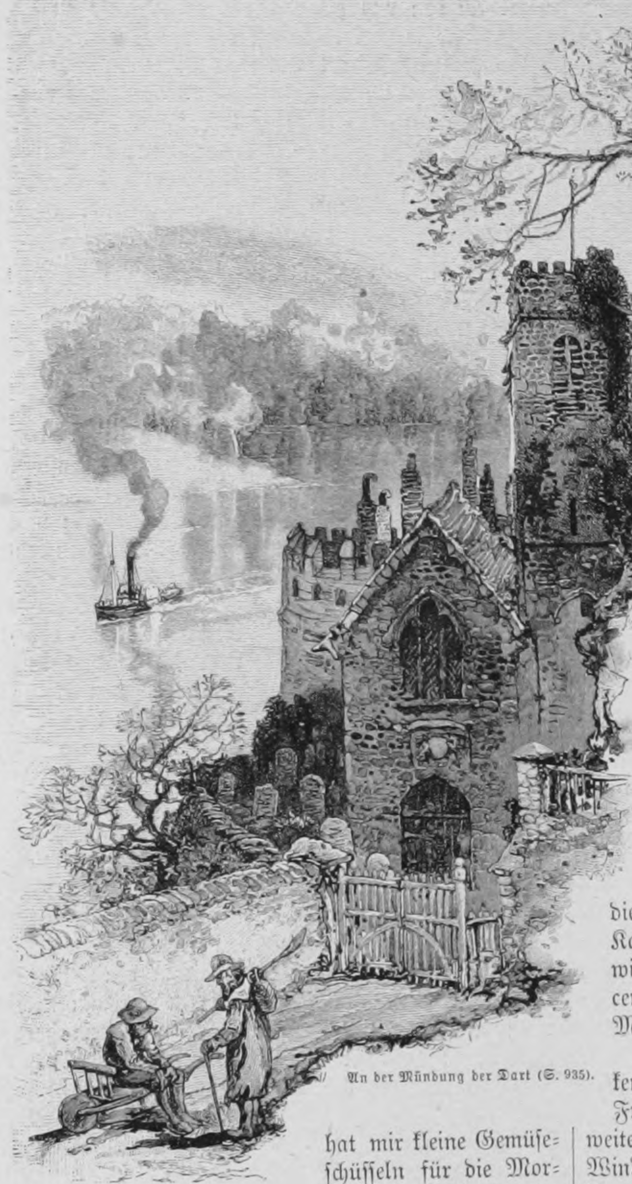
Bei unserer Ankunft in Torquay neigt sich die Sonne zum Untergang. Mir ist, als wäre ich plötzlich nach Italien an das Mittelmeer versetzt. Einer fast tropischen Vegetation entströmen süße Wohlgerüche, in die sich linde, vom Meer herüberwehende und mit kräftigen Salzatomen geschwängerte Lüftchen mischen. Ein buntes Treiben von eleganten Equipagen und Spaziergängern füllt die herrlichen Anlagen, als wir nach dem von uns gewählten Boardinghouse an der Croft Road wandeln. Es ist anfangs Oktober, aber noch glühen überall rote und gelbe Rosen am Strauch; süß duftender Heliotrop, volles, glänzendes Laubwerk, Myrtenbüsche und hochstämmige Fuchsien, alles verspricht, noch lange dem siegesgewissen Herbste trotzzubieten.

Und jetzt stehen wir still, überrascht von dem zauberhaft schönen Anblick des von der roten Glut des Abendhimmels umflossenen Panoramas. Da liegt Torquay, in natürlichen Terrassen den Hügel hinanstrebend. Eine Terrasse überragt die andere. Hoch oben ruht das Haupt des idyllisch schönen Städtchens unter dicht belaubten Bäumen, während es den Fuß in der dunkelgrünen Meeresflut badet (S. 935). —

Wie bequem alles in den von uns vorher bestellten Zimmern eingerichtet ist! Mein Waschgeschirr ist von riesigem Umfang wie überall in England, selbst in den kleinsten Dörfern, und entlockt mir ein Lächeln. Denn noch vor kurzem hatte mir eine Engländerin aus dem Harz geschrieben: „Goslar ist sehr interessant, aber man



Die Holne-Brücke im Moor der Dart (S. 940).



An der Mündung der Dart (S. 935).

hunderten eingebürgerten Gebräuchen, doch haben sich von dem Kontinente viele Verbesserungen übertragen, die von den Engländern freudig bewillkommt worden. In den großen Hotels ist jetzt fast alles so wie in Paris, wie in Berlin; doch auch der schwer zu befriedigende Großstädter wird nach achttägigem Aufenthalte in einem guten Boardinghouse Devonshires gestehen: „Nirgends lebt es sich zu solch mäßigem Preise besser und gesünder!“

Als wir wieder ins Freie eilen, ist der Mond voll und golden aufgegangen. Ans Meer, nach dem Hafen, wo magisch vom Mondenlicht umflutet die Schiffe und Nachen auf der silbersprühenden Wasserfläche ruhen, wo auf dem neuen pier (Landungsbrücke, die zur Promenade dient) diesen Abend eine deutsche Kapelle deutsche Weisen spielt. Freudig kehren wir heim, voll der schönsten Eindrücke. Nur Millicent ist so bleich und still. Was dem armen jungen Mädchen nur fehlen mag?

Am folgenden Morgen hangen schwere Wolken dräuend am Himmel, doch fort geht es in der Frühe, vorbei am Hafen, an den Strand. Von weitem tönt uns Gesang entgegen, in den sich die vom Winde verwehten Klänge eines Harmoniums mischen. Um eine am Ufer aufgepflanzte rote Flagge stehen und sitzen in malerischen Gruppen hunderte kleiner Kinder mit gefalteten Händen und singen einen Psalm; der armselig gekleidete Fischerknabe, und das kleine Modedämchen mit fliegendem Blondhaar, alle sind sie da und halten ihre Morgenandacht; aufmerksam lauschen sie jetzt der donnernden Stimme des jungen begeisterten Geistlichen, der ihnen von Himmel und Hölle predigt.

Und über diesen erst kürzlich von der englischen Kirche eingeführten Kindergottesdienst im Freien plaudernd, gelangen wir nach London Bridge, einer sich jäh ins Meer senkenden Kalksteinfelsenwand, welche die brandenden Wogen durchbrochen haben. Und weiter die Küste entlang nach Ansteys Bucht (S. 925). Keine Feder kann die malerische Schönheit dieser von Felsgruppen eingerahmten Bucht schildern; kein Pinsel die ewig wechselnden Farbentöne und die Formen wiedergeben. Gleich verwitterten Ruinen türmt sich graues Gestein hoch in die Lüfte, überwuchert von breitblättrigem,

hat mir kleine Gemüseschüsseln für die Morgentoilette hingesetzt.“

Die Tischglocke ertönt und ruft zum Mittagessen. In dem mit Eichenholz getäfelten Speisesaal hat sich die Gesellschaft schon bei meinem Eintritt versammelt. Man senkt die Köpfe und der den Ehrenplatz am oberen Ende der Tafel einnehmende Clergyman spricht das Grace. — Das Mahl beginnt wie gewöhnlich ohne Suppe in England, mit verschiedenen Arten von Seefischen. Jeder trifft seine Wahl, und die Herren, vor denen die Schüsseln stehen, zerlegen den Fisch und bedienen die Gäste. Dem Fische folgen die mit dem Gemüse gleichzeitig aufgetragenen Braten, dann Fruchtpasteten mit dem berühmten Devonshire-Rahm und darauf Käse mit stangenartig gezogenem Sellerie. Ein Nachtisch von inländischem Obst und Südfrüchten beschließt die Mahlzeit.

Wie viele Deutsche spotten aus wahrer Unkenntnis der englischen Lebensweise über die englische Küche. Es ist wahr, die Engländer halten fest an vielen seit Jahr-

glänzendem Epheu. Marmor, Schiefer und Sandstein, sie wetteifern miteinander an Schönheit der Linien und der Tinten. Hier schimmert der nackte Stein wie mattgelbe Seide, dort wie tiefgesättigter, veilchenblauer Atlas. Aus allen Ritzen und Spalten sprießen frischgrüne Farren, und von Lüftchen bewegte Gräser und feines zitterndes Mädchenhaar. Ueberragt ist diese märchenhaft schöne Felsenburg von einem mit Eichen, Ulmen, Birken gekrönten Hügel. Ueppiges Unterholz, mit schwellendem Moos übersponnenes Steingeröll deckt seine Abhänge.



Am Hafen von Clovelly (S. 9[illegible].)

An der dunklen Epheuwand der Felsenburg saß Millicent in starres Sinnen versunken und schaute auf das Meer, wie ein Marmorbild, so unbewegt. Dr. Gilbert war, mit der Botanisierbüchse und dem Hammer zum Abklopfen der Felsen bewaffnet, in die Umgegend gezogen; Mrs. Gilbert unterhielt sich mit dem lustigen Mr. Thomas, der auf seinem Aushängeschild in gereimter Prosa verkündet, daß sein Bretterhäuschen mit allem versehen ist, dessen ein hungriger und durstiger Naturfreund bedarf. Willst du Thee, Brot, Butter, Hummer, Krebse? Mr. Thomas versieht dich damit in „no time“ wie er behauptet, willst du rudern, baden? Sein Boot, seine Badekarre stehen dir um Geringes zur Verfügung. Fischen? Er leiht dir eine Angel! Schwimmen? Er will dein Lehrmeister sein, wenn du die edle Kunst nicht verstehst; es gibt ja weit und breit keinen besseren Schwimmer, als Mr. Thomas von Ansteys Cove.

Ich sitze unter dem überdachenden Felsen. Unermeßlich dehnt sich die weite Wasserfläche. Wie eine mattgelbe Schnur zieht sich der Sand des Strandes um die malerische Bucht. Jetzt fällt ein Regen, ein schnell vorübergehender Regen, bei dem die Sonne goldstreuend durch die Wolke bricht, und die schweren Tropfen sich aneinander reihen, daß sie wie schillernde Harfensaiten sich vom Himmel zur Erde ziehen. Bunt, in Regenbogenfarben erglänzt der feuchte Sand.

„Willy, Willy,“ weckt mich eine Stimme aus meiner Naturandacht. Ein kleiner blondgelockter Knabe kommt mit geschlossenen Händchen zu der jungen Frau

gesprungen, die in meiner Nähe an einem Fischernetze strickt.

„Sieh, welch schöner bunter Sand," ruft der Kleine, ihr das Händchen entgegenstreckend. Doch plötzlich verzieht sich sein noch soeben freudestrahlendes Gesicht zum Weinen.

„Ach, der Sand ist ja ganz gelb geworden," klagt er. — „Armer Kleiner, die Enttäuschungen beginnen früh," sage ich zu der jungen Frau, die das Kind liebevoll tröstet. „Ist es Ihr Söhnchen?" „Nein," entgegnet sie, leicht errötend, „ich bin unverheiratet; es ist das Kind meiner lieben Schwester, Gott habe sie selig." —

In ihren schönen, doch leidumschatteten Zügen drückte sich eine große Wehmut aus, als sie den sie umschlingenden Knaben an sich drückte und ihn küßte. „Er ist elternlos, Madame." Und darauf erzählte sie in schlichten Worten, daß der Vater des Kindes an der Nordküste von Devonshire bei einem Schiffbruch ums Leben gekommen und die Mutter vor Schreck und Gram bald darauf im Wochenbett hinweggerafft worden sei. Drei kleine hilflose Würmchen waren das Vermächtnis der Sterbenden.

„Und Sie sorgen für die Kleinen?"

„Nicht ich allein; ich bin sehr arm, aber mein Bräutigam hilft mir; ach, er ist so gut und brav."

Ich wunderte mich darüber, daß sie sich nicht heirateten; die Jugendblüte des Mädchens schien längst verwelkt.

„Es geht nicht, Madame," sagte sie traurig; „es ist freilich hart, sehr hart, wenn man sich lieb hat, so lange warten zu müssen, doch drei Kinder wollen ernährt und erzogen sein. Tom ist selbst noch im Dienst auf einer Farm und schickt mir seine Ersparnisse. Ja, wenn er selbst einen kleinen Meierhof pachten könnte — aber der liebe Gott wird uns schon helfen."

Der liebe Gott wird uns schon helfen! Mit welch wahrer, tief empfundener Frömmigkeit sie die Worte sprach. Millicent gesellte sich jetzt zu mir, und ich erzählte ihr das traurige Schicksal des Mädchens, das nun emsig weiter arbeitete, den Kopf tief gesenkt. Helle Sonnenlichter spielten auf ihrem von vielen Silberfäden durchzogenen dunklen Scheitel.

Millicent hörte mich gespannten Blickes an, dann rief sie plötzlich: „Harold wird dem Paare helfen, Harold ist selbst — —"

Auf einmal verstummte sie, die jäh aufgestiegene Röte wich einer tödlichen Blässe. —

„Millicent, was fehlt Ihnen," rief ich erschrocken. Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen und wandte sich ab. „Nichts! kommen Sie, ich will das Mädchen um ihren Namen fragen."

Dorothea Williams hieß sie.

Ich stand vor einem Rätsel. Die Mutter hatte mir erzählt, daß Millicent seit ihren Kinderjahren mit ihrem Vetter Alfred verlobt sei, und im Frühjahr die Vermählung mit großer Pracht gefeiert werden solle. Alfred sei unermeßlich reich, denn seine Mutter, die erste Gemahlin von Squire

In den devonshirer lanes (S. 937).

Humphrey habe ihm große Güter im Norden Devonshires hinterlassen. —

Selbst hatte Millicent nie mit mir über ihre Gefühle gesprochen, sie sprach überhaupt nie über sich oder ihre Gefühle; ich hatte sie bis zu diesem Augenblick, in dem sie solch lebhafte Teilnahme gezeigt, für ganz empfindungslos und kalt gehalten. —

Voll steter Abwechselung vergingen die Tage rasch. Dr. Gilbert befand sich in einem Zustand seligen Entzückens, denn für ihn, den Naturforscher, war die Umgebung von Torquay eine wahre Fundgrube. Drollig war sein Anblick, wenn er von den Streifzügen heimkehrte, beladen wie ein Trödler. Steine, Farne, Insekten, alles wurde bis in die Nacht hinein von ihm sortiert und mit Zetteln versehen. — Wir besuchten mit ihm alle sehenswerten Höhlen, bewunderten pflichtschuldigst die ausgegrabenen Fossilien in Babbacome, ergötzten uns an der Schönheit des Tropfsteins in Kent Cavern und widersprachen dem gelehrten Enthusiasten nicht, wenn er die zuversichtliche Hoffnung aussprach, daß man in Kent Cavern noch: the missing link finden werde. — Oft ärgerte er sich über die Gleichgültigkeit Millicents, wenn er uns voll Begeisterung den Flügel eines seltenen Insektes oder das feingeäderte Blatt einer Blume unter dem Mikroskop zeigte. „Daß mein einziges Kind so gar keinen Sinn für die Natur hat,“ klagte er. —



Devonshirer Dorf (S. 935).



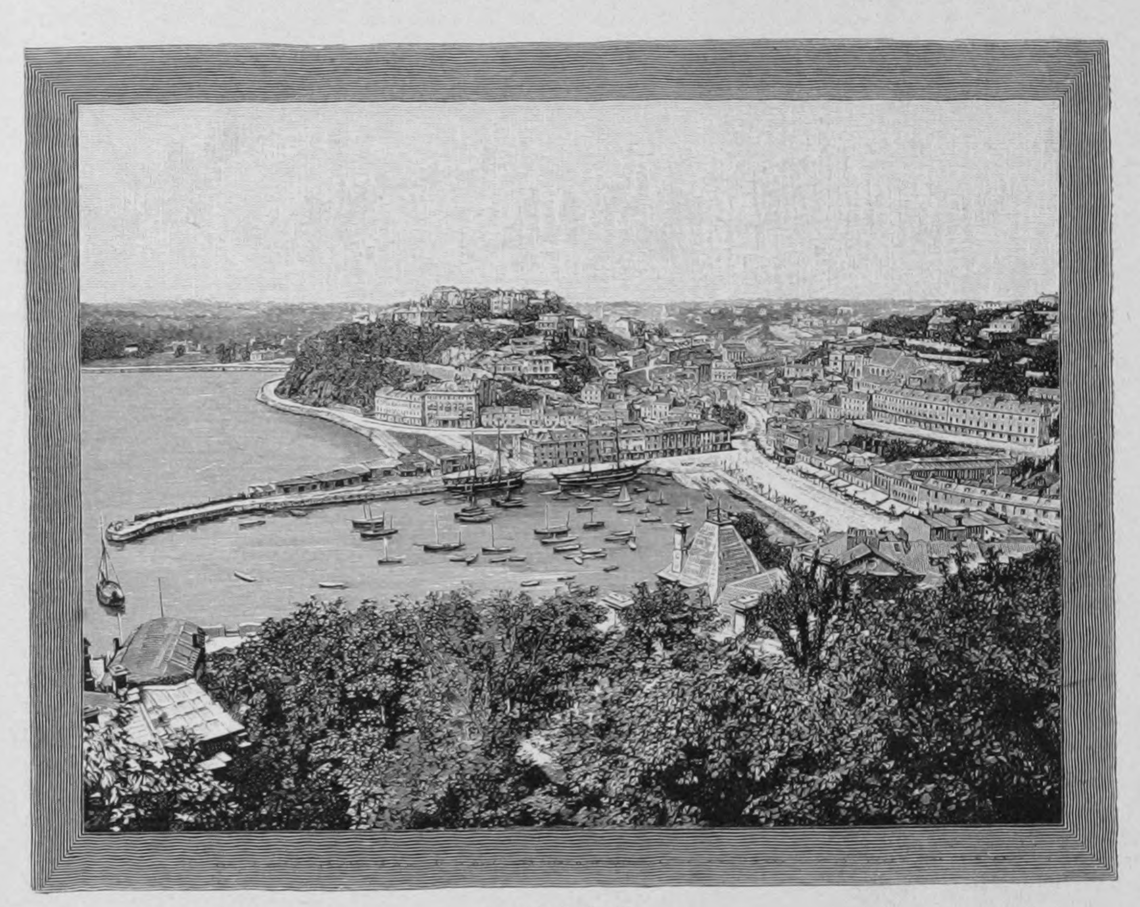
Am Dart bei Dittisham (S. 935.)

Arme Millicent; ich begann zu fürchten, daß das verschlossene junge Mädchen an einem tiefen Seelenschmerz zu Grunde ging.

Wir verließen Torquay auf kurze Zeit, um einige

weitere Ausflüge zu machen, fuhren mit der Bahn südwärts nach Brixam, berühmt durch seine Fischerei, und von dort nach Dartmouth. Unauslöschlich steht sie mir in der Erinnerung die kleine Hafenstadt mit den Ueberresten einer alten Festung an der Mündung der Dart (S. 927). Wohl hat die Königin von England recht, wenn sie in ihrem Tagebuch Dartmouth mit romantischen Plätzen am Rhein vergleicht. Malerisch liegt das alte Dartmouth in zwei, einander überragenden Terrassen am jähen Felsenabhang. — Es dämmert, als wir südwärts vom neuen Quai nach dem Butterwalk gehen. Mir ist, als wäre ich plötzlich um hunderte von Jahren zurückversetzt. Weiße Tauben flattern schweren Flügelschlages vom Pflaster auf und setzen sich auf den geschnörkelten Giebel eines alten Patricierhauses mit massiver, gebräunter Eichenthür und weißen Sprüchen an Sims und Balken und Seeungeheuern in verwittertem Stein. Und da und da wieder eins! Stolz auf die Vergangenheit verschollener Geschlechter stehen sie da, und legen Zeugnis ab von dem Reichtum und der Macht der Kaufherren, die Fürsten gleich hier lebten und das Meer beherrschten.

Und welch ein Hafen! Kriegsschiffe, Dampfer, rotbewimpelte Nachen, Fischerboote mit braunen Segeln,



Torquay (S. 926).

Dreimaster, alle ruhen sie friedlich nebeneinander auf der spiegelklaren Wasserfläche oder rüsten sich zur abendlichen Fahrt.

Leuchtender Sonnenschein umglänzte die smaragdgrünen Ufer der Dart, als wir am nächsten Morgen mit dem Dampfer stromaufwärts fuhren. Millicent war lebhafter als gewöhnlich; sie erzählte mir von ihren Kinderjahren und ihrer treuen Wärterin Bransom, die jetzt als Pächtersfrau auf einem kleinen Meierhof bei Dittisham (S. 933) wohnte. Wie herzlich sich Millicent auf das Wiedersehen freute.

Und welch ein Bild des Friedens hinterließ mir das freundliche Dorf (S. 934). Es ist Mittag, alles still, traumstill. Die Luft ist gewürzt. Am Abhang des Flusses liegen Haufen frisch gemähten Grummets; es riecht nach Gras und duftigen Kräutern. — Längs unseres Weges grün umlaubte Häuschen mit buntschillernden Fensterchen und kleinen Blumengärten. Aus dem Schornstein wirbelt bläulicher Rauch langsam empor. Die Schwelle ist mit Pfeifenthon geweißt und erglänzt wie Schnee; darauf sitzt ein Kätzchen und sonnt sich. — Fruchtbeschwert stehen dicht gedrängt die Pflaumenbäume; blau schimmert es durch das Grün, wohin das Auge nur blickt; bis auf die Erde neigen sich die beladenen Zweige.

Ein Heckenweg führt uns nach der Farm. Man sieht kaum das Laub, so dicht schmiegt sich die dunkelrote Hagebutte an ihre Nachbarin. Welch ein Flor wilder Rosen im Frühling!

Und dort, wo sich das Wiesengelände eröffnet,

wohnt Mrs. Cooper, Bransom, wie die Familie Gilbert sie nennt. — Ein Hund schlägt an, als wir näher kommen, ein Huhn flattert auf und gackert — von dem Geranienbeet erhebt sich eine Frauengestalt, die glitzernde Blumenschere in der Hand. Wir bleiben am Gitterpförtchen stehen, während Millicent sachte über den Rasen und um das dunkle Taxusgebüsch geht. — Da malt sich plötzlich ein freudiger Schrecken in dem Gesichte der Frau, die Schere und die Blumen entsinken ihr. „Milly!“ schreit sie auf. Welche Freude des Wiedersehens. Die hellen Thränen rinnen der alten Nurse über das Antlitz. „Oh, Milly, my darling!“

Und Millicent umschlingt und küßt sie mit warmer Zärtlichkeit. — Das Marmorbild wird lebendig. —

„Wie Bransom und Milly sich lieb haben!“ sagt Mrs. Gilbert. „Es ist fast als ob sie Bransoms Kind, und nicht das meine wäre.“

Wir mußten nun alles bewundern, die in London preisgekrönte Kuh, die rosigen Ferkelchen, die schopfigen Hühner. — In der Milchkammer standen ganze Reihen großer Gefäße voll süßduftender gelblicher Milch. Eine wahre Künstlerin ist Bransom in der Zubereitung des berühmten Devonshire-Rahms, wie uns John Cooper versichert. Sie aber meinte, es sei kein Verdienst darin, denn bis an das Knie wateten die Kühe ja durch das saftige Gras ihrer wasserreichen Wiese.

Am Nachmittag ging es fort im Wägelchen durch fruchtbares von kleinen Flüssen und zahllosen Heckenwegen durchschnittenes Wiesengelände. Entzückend sind diese englischen „lanes“, durch welche man geht oder fährt. Selten braucht man die staubige Landstraße zu benützen. In Berry Pomeroy (S. 923), einem anmutigen Dörfchen mit einer interessanten Kirche, machten wir Halt und gingen zu Fuße nach der Ruine, die gleich einem Adlerhorst am Felsen hängt. Schlingpflanzen, Ebereschen voll dunkelroter Beeren, schwellendes Moos, wilde Rosenbüsche, Farne, sie drängen sich in buntem Gemisch, decken jeden Stein (S. 931), füllen jeden Raum der in Trümmer liegenden stolzen Burg.

Dicht bei der Ruine steht der berühmte Wishing-tree von Berry Pomeroy, mit dem knorrigen Stamm voll eingeschnittener Namen und Herzen. „Gehe dreimal um den Baum und wünsche dir rote Wangen Milly,“ lacht Mrs. Gilbert, „Alfred wird erschrecken, wenn er dich so bleich sieht.“ —

Und Millicents blaue Augen richten sich wie flehend auf Bransom, die ihr traurig zunickt.

Ich entferne mich von der Gruppe, denn ich weiß, daß Mrs. Gilbert ihr Lieblingsthema, die glänzende Aussteuer Millys, behandeln wird. —

Märchenhaft schön ist der Anblick des flußreichen Thales von dem Plätzchen aus, wo ich mich lagere. Der ganze Himmel ist übersät mit rosigen Wolken, die sich in den Bächen und Flüssen widerspiegeln.

Und ich träume von der Zeit, als die „De la Pomerais“ mit Wilhelm dem Eroberer nach Devon kamen und das Schloß erbauten; ich sehe die niedergefallenen Mauern sich erheben, und die Räume sich füllen mit dem ganzen Pomp und der Pracht der Normannen. — Da höre ich plötzlich ein leises Schluchzen: „Nein, nein, Nurse, ich kann es nicht thun, Alfred würde so unglücklich darüber sein, und Mama sagt, es sei alles nur Einbildung und Grille von mir. Vielleicht hat sie recht, ich verstehe mich selbst nicht — aber sieh, wenn Alfred mich küßt, erschauere ich und es überläuft mich eiskalt — und immer, immer ist Harold vor meinen Augen — o, es ist schrecklich, Nurse.“

Ich wollte nichts weiter hören, das Geständnis war ja nicht für mich. Leise stahl ich mich fort, sobald ich es unbemerkt thun konnte.

Bald darauf fuhren wir heim. Auf der ganzen Fahrt hielt Millicent die Hand Bransoms fest in der ihren. — Das Abendgewölke färbte sich violett: nur über der Ruine flammten und loderten dunkelrote Streiflichter. Es war, als ob eine Feuersbrunst das dunkle Gemäuer verzehre.

Am folgenden Tage wurde Quartier in dem westlich gelegenen Tavistock genommen. Welch herrliche Scenerie voller Abwechselung und gänzlich verschieden von der um Torquay. Täglich machen wir neue interessante Ausflüge mit der Bahn, zu Fuß oder im Wagen, bald durch Wald und Hügelland, bald durch baumloses, welliges Moor, wo sich malerische epheuumwachsene Brücken über rauschende Flüsse und schäumende Wasserfälle spannen.

Am Himmel zogen sich schwere Wolken zusammen; der Wind streifte die ersten Blätter von den Bäumen; doch hinaus! Vorbei ging es am Brent Tor, dem ausgebrannten Vulkan, der auf seinem Haupte ein Kirchlein trägt gleich einer Krone und wie ein Greis mit tief gefurchtem Antlitz sein Patenkindchen überwacht, das zu seinen Füßen schlummernde Dörfchen Brent Tor; vorbei am romantischen Wasserfall von Lydord, der sich schäumend und zu Gischt zerschellend in den felsigen Abgrund stürzt. Immer weiter ging es durch die unbeschreiblich schöne Gegend, obgleich die Sonne sich verbarg und schwarz und dräuend sich die Wolken türmten. — Und nun tropfte es, erst langsam, doch bald schneller und schneller. In senkrechten Strömen fiel der Regen unaufhaltsam herab. Die ganze Gegend hüllte sich in Grau, alles verschwamm vor unseren Blicken wie in einer Nebelwolke. Wo waren wir? Kein Mensch nahe, der uns hätte Auskunft geben können. Pflanzensuchend hatten wir die Hauptstraße verlassen und den Weg durch ein Gebüsch eingeschlagen, lange irrten wir umher auf dem Pfade, der immer sumpfiger wurde. Von unseren Schirmen und Kleidern troff das Wasser, unser Schuhzeug war durchnäßt. — Da, ein Häuschen! Froh, Schutz zu finden, klopften wir an. Die Thüre öffnete sich sogleich und ein hübsches, blondes Mädchen lud uns freundlich ein, näher zu treten. Der kleine Vorderraum schien als Küche und Wohnstübchen zu dienen. — Am Fenster saß eine steinalte Frau mit einem Gesichtchen so gerunzelt wie ein Herbstblatt, das den Winter überdauert hat. Eine breit gefältelte weiße Spitze überschattete die Stirn und bewegte sich, wie der Flügel eines unruhigen Vogels, als sie bei unserem Eintritt erschrocken zusammenfuhr. Dann erhob sie sich mühsam und machte mit ihren dürren Händen eine abwehrende Bewegung. „Nein, nein, thut mir nichts zuleide,“ bat sie kläglich in ihrem Devonshire-Dialekt. — — „Mein Kind hat euch nicht in den Sumpf

gelockt. Beim Herrn im Himmel, es war nicht mein Kind." Darauf fiel sie kraftlos in den Binsenstuhl zurück; das Kinn sank ihr auf die Brust, und da saß sie wieder wie geistesabwesend mit den Lippen murmelnd.

„Urgroßmutter ist kindisch; der Aberglaube der alten Zeit spukt ihr im Kopf," sagte das Mädchen entschuldigend und schürte die sinkende Glut auf dem Herde, daß die lodernde Flamme den kleinen Raum mit den zum Trocknen von der Decke hängenden Kräuterbündeln magisch beleuchtete. — „Sie haben wohl von den Pixies gehört. Das sind ja die Seelen der Kinder, die ungetauft gestorben sind und im Moore hausen. Als Urgroßmutter jung war, da glaubte man noch, daß sie den Wanderer in die Irre lockten, den Rahm von der Milch und den Brautschmuck aus der Truhe stahlen. — Und später brach das Unglück über uns herein und verwirrte ihren Geist. Ich war noch klein, da versanken der Vater und die beiden Brüder nach heftigem Regen und beim Nebel im Torfmoor bei Cranmere Pool und Urgroßmutter bildete sich ein, ihr eigenes Kind, das ungetauft gestorben, habe sie hinabgezogen."

Draußen strömte es noch immer vom Himmel und klatschte gegen die Fenster.

Die Alte fuhr auf, wie aus einem Traum geschreckt und deutete mit der ausgestreckten Hand auf Millicent, die sich furchtsam an mich schmiegte: „Du Wachsgesicht du! Trage die Kehrseite deines Mantels nach außen, daß die Pixies dir nichts anhaben können. Unser Ginster blüht wie Gold, und unser Rahm ist süß — aber sie ziehen dich hinab — hinab." — Das junge Mädchen beschwichtigte die Alte mit sanften Worten und erzählte uns noch allerlei, indem sie frische Milch und mit Anis gewürztes Brot auftrug.

Achtzehn Jahre alt und seit lange ganz allein mit dieser stumpfen, hilfsbedürftigen Greisin. — Und doch war sie heiter und blühte wie eine Rose. „Solange mir Urgroßmutter nur erhalten bleibt, bin ich ja ganz glücklich" sagte sie unter anderem.

Dorothea, ihr Verlobter Tom, Jane Brown, was für Menschen, und da behaupten die Pessimisten, der Egoismus sei die Triebfeder einer jeden Handlung, auch der guten! —

Leicht fanden wir den Rückweg. Der Regen hatte aufgehört, doch ringsum dampften die Thäler. Ueber dem Brent Tor stand in vollem Glanze ein Regenbogen. Auf dem Laube und den Gräsern schimmerten die Tropfen wie Diamanten. — Schweigend gingen wir nebeneinander. Plötzlich fragte mich Dr. Gilbert stillstehend: „Finden Sie auch, daß Milly bleicher ist als gewöhnlich? Es ist mir bisher nicht aufgefallen; die Alte hat mich aber mit ihrem ‚Wachsgesicht' erschreckt."

„Ich fürchte, Millicent hat einen tiefen Kummer!" Verdutzt sah mich Dr. Gilbert an, dann lachte er: „Was für einen Kummer könnte meine Milly haben." Und Ausflug folgte auf Ausflug, ohne daß Dr. Gilbert mit einem Worte berührte, was mich so lebhaft beschäftigte. Millicent war und blieb verschlossen.

Immer bot sich Neues, Interessantes. Eigentümlich poetisch wirkt das düstre Moor der Dart mit seinen obeliskartigen Granitfelsen, wenn weithin übergossen von der Glut des Abendrotes; märchenhaft das parkgleiche Holne Chace mit seinen Eichen und Buchen, seinen Eiben und immergrünen Stechpalmen; malerisch die Holne-Brücke, wie sie sich im dunklen Epheugewande und mit wehendem Farnschmuck über die glitzernde Dart spannt.

Wir kehrten heim von Cranmere Pool, wo die Pixies hausen, als Mrs. Gilbert uns entgegenrief: „Ein Brief, ein Brief von Alfred! Alfred und Harold kommen beide mit der Jacht von Ilfra Combe, morgen sollen wir sie in Clovelly treffen." — — — Und am folgenden Morgen verließen wir Tavistock und fuhren nach dem nördlichen Devon!

Clovelly! Perle der Küstendörfer! Wie malerisch liegt es da mit seinen grünumbuschten Häuschen hoch am Felsen und seinem hübschen kleinen Hafen am Busen des Meeres! (S. 929.)

Mit grauen Flügeln senkte sich die Dämmerung, als Millicent und ich am Pier standen, der Jacht entgegenspähend. Das Wasser war ziemlich ruhig, die Wellen nur leicht gekräuselt. Fischerboote mit dunkelroten Segeln stießen ab, um auf den nächtlichen Fang zu gehen. Kreischend flatterten Schaaren von Möwen über der Flut. Immer dunkler und kühler ward es. Aus den Häusern des Dorfes blinkten die Lichter wie goldene Sterne. Gespensterhaft, mit unsicheren Umrissen schwankten die Dreimaster in der Ferne vorüber. Stiller ward es und stiller — nur das Wasser gurgelte und rauschte um den Pier, auf dem wir standen und mir war, als höre ich Millicents Herz pochen, wie sie sich dicht an mich lehnte, meine Hand umklammernd. Dunkler und dunkler, kein Stern am Himmel; schwarz färbt sich die Flut; nur der weiße Schaum leuchtet, wenn die Welle an der Landungsbrücke zerschellt. — Doch was ist das? Plötzlich blitzt es auf aus dem Meere, hier, da, lichtblaue Flämmchen zucken empor, überall; die Kämme der Wellen glühen wie weißflüssiges Metall; sie überstürzen sich; das ganze endlose Meer ist belebt von Milliarden züngelnder, feuriger Schlangen, die sich an das Ufer wälzen. Alles glüht, lodert. Die Schaufelräder des Dampfers werfen lichtblau funkelnden Sprühregen; dem Kiele folgt ein Feuerschweif. Flammen lecken nach dem dunkelschimmernden Rumpf des Schiffes, die Ruder der Nachen schöpfen leuchtende Massen aus dem geheimnisvollen Meer!

Langsam schlägt die Turmuhr neun. — Ob sie noch nicht kommen?

In dem Dörfchen erlischt ein Licht nach dem anderen. Feucht und kalt umfängt uns die Luft; unheimlich still wird es am Pier, nur der Wind beginnt zu pfeifen, und die Wellen steigen höher. — Wir kehren heim. — Und welche Nacht! Es war, als ob der plötzliche Orkan das ganze Dorf vom Felsen reißen wollte. — Millicent war wie wahnsinnig. — „Sie sind nicht abgereist," tröstete der trostlose Vater. — Bevor der Morgen graute, standen wir wieder an dem noch stürmisch bewegten Wasser. Viel, viel Unglück war geschehen — Balken und Tonnen schwammen auf den Wellen.

In dumpfer Verzweiflung saß Millicent in ihrem Stübchen des Gasthauses New Inn, wo wir uns ein-

logiert; nur mit Gewalt hatte der Vater sie zur Rückkehr ins Haus bewegen können. Da rief eine Stimme: „Hurra, sie kommen." Millicent schnellte empor von dem niedrigen Sitz, auf dem sie gekauert und stürzte hinaus mit Windeseile. Ich folgte ihr. Unten an der Steintreppe erschienen zwei kräftige Männergestalten.

„Harold!" kreischte Millicent, die Arme ausstreckend, und brach ohnmächtig an der obersten Stufe zusammen.

Alles hat sich geklärt; die inneren Stürme haben sich gelegt, besiegt durch die allgewaltige Macht der Liebe. — Alfred war mit Harold von Humphrey Hall gekommen, um auf neutralem Boden das Verlöbnis mit Millicent zu lösen, nachdem er den Bruder zum Vertrauten seines Unglücks gemacht. Millicents Kälte war ihm unerträglich. Da hatte Harold ihm gestanden, daß er Millicent liebe und ihretwillen hatte nach Ostindien auswandern wollen.

Lange, lange lag Millicent schwer erkrankt infolge der furchtbaren Aufregung. Dann auch konnte die stolze Natur des Mädchens den Gedanken nicht ertragen, daß sie als Verlobte Alfreds ihre leidenschaftliche Liebe zum Bruder verraten.

Der Frühling war in voller Pracht in Devonshire eingezogen. Auf den Gewässern des düsteren Moores standen dicht gedrängt die Wasserlilien; Maiblümchen und Primeln deckten die Abhänge der Hügel, da besuchte ich Millicent und Harold auf ihrem idyllisch an der Tay im Norden Devons gelegenen Gute. An dem Bahnhof von Fremington (S. 923) empfing mich das glückliche junge Paar.

Der Wagen fährt am Fluß entlang durch blumiges Gelände und hält vor dem großen Gitterthor des Parkes. Aus dem mit Clematis überwucherten Pförtnerhäuschen tritt eine hübsche, mir bekannte Frau.

„Dorothea!" rufe ich erfreut.

Glückstrahlend reicht sie mir die Hand.

„Der Sie gefahren ist mein Mann, Tom, und da ist Willy — Sie erinnern sich doch des bunten Sandes in Ansteys Bucht?" —

Eine Besteigung des Schreckhorns.

Von

Paul Christen.

Von gewaltiger Wirkung, stolz und unnahbar zeigt sich, von Norden aus gesehen, die mächtige Felspyramide des Schreckhorns. In senkrechten Felsabstürzen fällt es westlich gegen das obere Eismeer von Grindelwald und den Finsteraarfirn, während es östlich in steilem Eishang sich mit dem Lauteraarfirn zu verbinden sucht.

Unvermittelt steht es also da, im Kranze der Riesen des Berner Oberlandes; seine mächtigen Nachbarn, Eiger und Wetterhörner, finster beherrschend, trotzig, als wollt' es uns deuten, daß sein Felsenhaupt nicht nur von all seinen Rivalen das letzte gewesen, das der Mensch bezwungen, sondern daß eine Besteigung seiner höchsten Spitze auch jetzt noch zu den gefährlichsten und mühsamsten aller Hochtouren gehört.

Lange Jahre vergingen, bis sich ein Unerschrockener zu einer Schreckhornfahrt zeigte und mit fünf Mann von Osten her den Eishang erzwingen wollte; doch die Ersteigung von dieser Seite aus gelang ihm nicht und unverrichteter Dinge mußte der gefahrvolle Rückweg wieder angetreten werden.

Dem kühnen Bergsteiger Leslie Stephen aus Cambridge war es vorbehalten, mit drei der besten Grindelwalder Führer nach unglaublicher Arbeit von Westen aus die Felsen zu forcieren und als der erste seinen Fuß auf das stolze Haupt des bisher Unbesiegten setzen zu können.

Seitdem ist das Schreckhorn mehreremal erstiegen worden, hat aber seinen Ruf als die schwierigste Hochgebirgstour im Berner Oberland beibehalten und mag daher die Schilderung einer solchen hier Platz finden.

Wir kamen soeben, Freund C. und ich, mit einem Führer vom Eiger her in Grindelwald an und entschieden uns, nach freundlichst erhaltener Auskunft im Pfarrhaus daselbst, zur Besteigung des Schreckhorns.

Von den besten Glückwünschen des Pfarrherrn begleitet, machten wir uns am 19. August 1885 mit einem zweiten Führer, nötigem Proviant und Ausrüstung versehen, nachmittags 2 Uhr auf den Weg, den unteren Grindelwald-Gletscher entlang, um heute noch die Klubhütte zu Schwarzegg zu erreichen. Hunderte von Touristen, die dem Gletscher einen flüchtigen Besuch abstatten, begegnen hier dem Wanderer; doch seit vielen Jahren hat dieser Gletscher seine ursprüngliche Schönheit eingebüßt, das Azurblau seiner Grotten hat der alles verheerenden Moräne weichen müssen und zum Teil in Schutt und Trümmer liegen nunmehr die früheren Herrlichkeiten.

Oben an der Steglauenen weist der Führer auf eine sonderbare Felsvertiefung, den sog. Martinsdruck; denn der Sage nach hatte dieser Heilige Erbarmen mit dem armen Bergvölklein, das jedes Frühjahr durch den gewaltsamen Vorstoß der Gletscherwasser arg leiden mußte; mit mächtigem Ruck trennte er das hemmende Felsthor von einander, diesseits den Abdruck seiner Gestalt, jenseits, in den Flühen des Eigers, den seines Bergstocks, des sog. Martinslochs, hinterlassend.

Zwei Stunden ob Grindelwald ist das einsame Bergwirtshaus zur Bäregg, 1649 m über Meer, das als letztes Asyl den Wanderer willkommen heißt; von da wird der Gletscher betreten, der sich in seiner mächtigen Ausdehnung dem erstaunten Blick eröffnet.

In wilder Zerrissenheit zwängt er sich beim nahen Zäsenberg durch sein enges Bett, auch hier noch seinen Rücken beladen mit den nimmer versiegenden Trümmern der Felsen, die Jahrtausenden gleich der nimmer rastenden Zersetzung zum Opfer fallen.

Gewaltige Gletscherbrüche zeigen sich nach einiger Zeit, Eistürme von phantastischen Formen, deren Einsturz jeden Augenblick zu gewärtigen ist. Wehe dem Nichtsahnenden, der in diesem Chaos sich verirrt, er ist

unrettbar verloren, denn die Gletscher geben ihre Beute nimmer zurück.

Schon war die Dämmerung eingetreten und nochmals mußte der Gletscher — das obere Eismeer — traversiert werden. Eilig setzte unser Fuß über die gähnenden Schründe, der kaum noch sichtbaren Klubhütte der Schwarzegg (2788 m über dem Meer) zu, deren gastliches Dach endlich 7 1/2 Uhr abends erreicht war.

Die Errichtung der verschiedenen Zufluchtsstätten durch den schweizerischen Alpenklub hat zur Hebung des Fremdenverkehrs, speciell auch zur vielfacheren Begehung schwieriger Alpenpässe und Berggipfel, ihren Einfluß auszuüben vermocht, um so mehr, da die meisten dieser Klubhütten einfachen Anforderungen entsprechen; da sind Pritschen zum Schlafen (gewöhnlich für sechs Personen berechnet) mit Stroh und Decken, ein Kochofen mit nötigem Geschirr, sogar Tisch und Bank bilden das bescheidene Mobiliar derselben, und wem sollte das Herz vor Freude nicht lachen, wenn bei schönstem Wetter und mit besten Hoffnungen auf den kommenden Tag er die Wohlthat eines behaglichen Feuers in diesen Oeden mit guten Freunden teilen kann; prasselte doch auch an jenem Abend das Feuer unter dem Kessel so lustig und schmeckte die Suppe so trefflich, als schiene sie uns doppelt stärken zu wollen auf kommendes Ungemach und Strapazen.

Noch war es tiefe Nacht, als wir unseren Aufstieg über Stein- und Felstrümmer, morgens 3 Uhr, begannen. Herrlich strahlte über uns die funkelnde Pracht des Sternenzeltes, den schönsten Tag verheißend. Doch unsere Blicke folgten der Laterne, die der ausspähende Führer voraustrug, dem wir still auf dieser unheimlichen Nachtwanderung folgten.

Das harte Gestein verliert sich und wir betreten die Schreckfirn, eine steile Schneehalde, deren Hänge wir, nunmehr alle mit dem Gletscherseil verbunden, erklimmen müssen. Ueber einen Schneekamm, dessen Ende uns die Dunkelheit verhüllt, geht es stramm, auf Zickzackwegen, jeder genau in die Fußstapfen seines Vorgängers tretend; bald jedoch verlieren die Sterne ihren Glanz, die Dämmerung tritt ein, mit ihr aber auch die alles durchdringende Kälte. — Es ist heller Tag und wir stehen an der fürchterlichen Felswand des Hornes, deren schreckeneinflößende Gestalt demselben den Namen gab; scheinbar senkrecht starren hier dem Nahenden die himmelanstrebenden, furchtbar zerrissenen Felsen entgegen, ein schauerliches „Halt“ ihm gebietend. Doch eben über diese Zacken muß die Bahn gebrochen, muß der Aufstieg erzwungen werden. „Zurück“ heißt es hier dem Zaghaften, nur Mut und Ausdauer führen zum Ziel.

Mit vollem Bewußtsein der schwierigen, nun beginnenden Arbeit wird unerschrocken dem katzenartig kletternden Führer gefolgt, mit Händen und Füßen gleichmäßig sich fortarbeitend. Felsbänder werden umklettert neben senkrecht gähnenden Abgründen vorbei; kein Laut wird vernommen, denn jeder arbeitet nur für sich, den anderen sich selbst überlassend. Jeder weiß, daß ein Fehltritt des einen den Untergang aller bedeutet, und sind auch die Felsen übereist und zum Erstarren kalt, die schützenden Handschuhe müssen gleichwohl entfernt werden. Zollbreite Ritze und Vorsprünge dienen dem Steigenden als Anhaltspunkte, sich hinaufzuschwingen, ja, der letzte Muskel muß angespannt werden, die unsichtbare Höhe zu gewinnen.

Eine Schneerunse wird überschritten, doch kaum haben wir die eingehauenen Stufen hinter uns, so saust ein Felsblock durch die Runse an uns vorbei in die unendliche Tiefe, die Bahn weisend, wo ein Ausgleiten auch uns hingeführt hätte.

Schon drei Stunden hatten wir diese heillose Kletterei geübt, eine kleine Rast und Kräftigung durch ein Glas Wein war angemessen. Nach zehn Minuten ging's weiter, von Fels zu Fels uns dem Sattel, der tiefsten Gratstelle nähernd. Noch ein steiles Eisfeld, noch ein fast lotrechter Felszahn und wir haben (9 Uhr 15 Min.) den Sattel erreicht, stehen auf dem Grat, der schneidig scharf sich vom Lauteraarhorn zum Schreckhorn zieht, die zwei mächtigen Firnbecken des Finsteraarhorns und des Lauteraargletschers trennend.

Ein Plätzchen fand sich, auszuruhen von dem ungemein anstrengenden Aufstieg und sich einen Imbiß zu gönnen. Alles Ueberflüssige, Proviant und Säcke wurden abgelegt und nach einer halben Stunde zum letzten Anlauf, zur schwierigsten Arbeit geschritten, denn es galt jetzt die Ueberwindung der schmalen Scharte, die zwischen tausenden von Fuß tiefen Abgründen einzig zum Gipfel führt. Hier war es, wo der verwegene Elliot ausglitschte und als formlose Masse auf dem Lauteraarfirn, 3000 Fuß unter uns, aufgehoben wurde.

Ueber lose Felsblöcke, senkrechte Einschnitte, führte der grause Pfad, für jeden unmöglich, den nur der geringste Schwindel angewandelt hätte; doch unerschrocken wird vorwärts geschritten, glücklich die Hemmnisse überwunden und in drei Viertelstunden (10 Uhr 30 Min.) ist der Sieg unser, wir setzen den Fuß auf des Schreckhorns höchste Zinne, 4080 m über dem Meer.

Ergreifend, über alles erhaben, ist das Schauspiel, das sich dem entzückten Auge hier eröffnet, ins Unendliche glaubt der Sterbliche hier zu schauen, und doch wieder das Nahe, das Erschütternde, das die Seele ergreift und mit Grauen erfüllt.

Vor allem ist es das Finsteraarhorn mit der Viescherhornkette, das dominierend in diesem immens weiten Cirkus auftritt; der Jungfrau herrliches Silberdiadem leuchtet dem freudigen Blick entgegen, hinter ihr die Walliser Alpen in wundervoller Pracht. Dann tauchen auf entgegengesetzter Seite, nach Osten, die Wetterhörner bescheiden hervor, weiter die Gotthard- und Tödigruppe und weit entfernt in strahlendem Lichte die Berninaspitze und andere Bündner Höhen. Zwischen all diesen Gipfeln wälzt sich in grandiosen Zügen die Masse der Gletscher mit ihrem alles umschlingenden Arme, riesigen Polypen ähnlich, die das Weltall umfassen.

Traulich ist der Anblick nach Norden, dem grünen Flachland und dem Jura zu, dessen wellige Konturen durch den Duft der Atmosphäre kaum zu erkennen sind.

Ja, des Schöpfers schönstes Werk wähnt das Auge zu sehen und stundenlang möchte man sich vertiefen in diese Geheimnisse der Natur, die sich dem Pygmäengeschlecht hier öffnen.

Doch die Zeit verrinnt, zu rasch nur in all den Wundern, und mit Wehmut muß der Rückweg angetreten werden. Eine halbe Stunde war uns beschieden, bei wolkenlosem Himmel hier oben zu weilen, bei angenehmer Temperatur (5° + R.), bei ausnahmsweise wenig Wind; alle wohlauf und munter, ohne Müdigkeit oder Atembeschwerden; dann, nach Hinterlegung eines Wahrzettels ward Abschied genommen und der Abstieg begonnen.

Ohne Unfall passierten wir den gefährlichen Grat, hatte uns ja der Sieg neuen Mut verliehen, diese Schwindelproben nochmals zu bestehen.

Auf dem Sattel wurde aufgepackt, was dort zurückgelassen, und genau um die Mittagsstunde verließen wir denselben, die gleichen Felsen mit äußerster Vorsicht hinabkletternd, die uns beim Anstieg so manches Ungemach bereitet.

Das steile Eisfeld, das wir traversiert hatten, mußte umgangen werden, da Steinschlag und Lawinen zu befürchten waren, denn heiß prallten die Strahlen der Mittagsonne von dem Gneisfelsen ab. In tiefem Schweigen, jeder mit sich selbst zu sehr beschäftigt, kamen wir tiefer und wie wir, so war auch die ganze Natur rings in dieser schrecklichen Einöde in unheimliche Stille gehüllt, kein fremdes Wesen unterbrach dieselbe und nur der Donner ferner Lawinen tönte von Zeit zu Zeit dröhnend an unser Ohr.

Eine Spalte, die den Schreckfirn, an dem wir endlich angelangt, von der Felswand trennt, mußte übersprungen werden; es glückte, und wir befanden uns wieder auf dem steilen Hang, dessen Oberfläche aber weich geworden war, was deren Begehung ungemein erschwerte.

Gern wären wir, auf den Bergstock gestützt, den Firn hinabgerutscht, Mühe und Zeit zu ersparen, denn die blendende Schneedecke brannte trotz Schutzbrille heftig die Augen; doch tief unten gähnte uns ein mächtiger Gletscherschrund entgegen und nur Schritt um Schritt durften wir uns fortbewegen, um, beim Schrund angelangt, die äußerst schmale Schneebrücke zu passieren.

Grauenerregend ist ein solcher Uebergang, zu beiden Seiten die schauerliche, nicht zu ergründende Tiefe, mit all den Farbenspielen, die ein solcher Riß auf Gletschertiefe darbietet. Da ist das schönste Blau des Firneises, mit wunderlich gebildeten Zapfen, durchsichtig scheinend, mit unansehnlichen Schneemassen vermengt, eine unterirdische, chaotische Welt des ewigen Wechsels.

Wir hatten die gefährliche Stelle zurückgelegt, nicht ohne etwas vermehrten Pulsschlag, dann aber war alle Gefahr vorbei und mit diesem Bewußtsein konnten wir auch das Gletscherseil, das uns volle zwölf Stunden verbunden hatte, ablegen. Wir waren dessen froh, denn so vorteilhaft dasselbe beim Aufstieg auch sein mag, beim Abstieg, besonders auf Felsen, ist es überaus hinderlich, ja oft gefährdend. Steine können durch das nicht stramm angezogene Seil in Bewegung geraten, den Vorausgehenden verwundend, oder es verhängt sich in einem Felsriß und die Kolonne kommt ins Stocken. Jetzt also waren wir wieder frei; ohne hemmende Umgürtung stürmten wir abwärts, von einer Terrasse zur anderen, der heftige Durst trieb uns zu doppelter Eile und bald winkte uns die traute Hütte der Schwarzegg, wo wir schweißtriefend nachmittags 4 Uhr 20 Minuten, freilich mit zerschundenen Händen und zerfetzten Hosen anlangten.

Zum zweitenmal beherbergte uns die gastliche Stätte, denn mit nächstem Morgengrauen gedachten wir über den Strahleggpaß die Grimsel zu erreichen und hatten auch demgemäß unsre Vorbereitungen getroffen. Doch über Nacht schlug das Wetter um, Nebelmassen wälzten sich düster um das Finsteraarhorn und von der Gletscherwanderung nach Süden mußte deshalb abgesehen werden.

Wer hätte übrigens des Schicksals Mächten grollen können? Hatten wir nicht alle Ursache denselben dankbar zu sein? Ohne Unfall waren wir die 4000 Fuß von der Klubhütte aus gestiegen und glücklich wieder zurückgelangt; hatten ohne ein Wölklein am Himmel die Aussicht dort oben genossen und herrliche Momente erlebt. Wir konnten also wohlgemut zurück auf gleichem Wege wieder nach Grindelwald und so verließen wir erst 6 Uhr morgens unser Quartier, nachdem die Führer Ordnung geschafft, zusammengeräumt und alles geputzt hatten.

Schon waren wir der Bäregg nahe, als sich mächtige Schneemassen an den Viescherhörnen lösten, deren Lawinendonner als erschütterndes Echo an den Felsen des Schreckhorns uns noch den Abschiedsgruß brachten.

Und wieder begegneten wir dem Strom der Touristen; andere Gestalten zeigten sich; sie hatten sich abgelöst, Neuankommenden Platz gemacht, die hohe Welt der Alpen und Gletscher zu bewundern und sich deren Herrlichkeiten tief ins Gedächtnis zu prägen, von denen Schiller so innig sagt:

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte,
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Westerland-Sylt.

Von

A. Richter.

Sausende Winde weh'n über Westerland,
Bäume und Blumen welken am bleichen Strand,
Dornen und Disteln wachsen auf Dünen wild,
Dörfer versinken im stäubenden Sande von Sylt. —

Bäumende Wogen brechen im brandenden Meer,
Schleudern die schwarzen Trümmer der Schiffe umher,
Totenklagen tönen im einsamen Thal,
Tief in der See verblutet der Sonne Strahl.

Göttliches Meer, der Natur gigantisches Grab,
Tropfen des Segens trinkend tauch' ich hinab,
Neu belebend netzet dein Naß mir die Brust,
Heiter kehr' ich zur Heimat, der Heilung bewußt.



Berlin.

Der Zug nach dem Westen.

Von

Paul Lindau.

(Fortsetzung.)

XXIII.

Auf dem Bahnhofe zu Barmen stand in der achten Morgenstunde ein ziemlich großer, breitschultriger Herr, der die Mitte der Vierzig überschritten haben mochte, aber die Fünfzig gewiß noch nicht erreicht hatte; er war schwarz gekleidet, mit weißer Halsbinde, er trug einen niedrigen Hut mit gerader breiter Krempe und an den Füßen dauerhafte, dicksohlige Stiefel aus Rindsleder. Das dunkelblonde Haar war ziemlich lang und nach hinten gekämmt. Der Backenbart schnitt mit der Ohrmuschel ab. Seine Gesichtsfarbe war dunkel wie die eines Mannes, der sich viel im Freien bewegt; an den Wangen waren zahlreiche feine Aederchen von tiefvioletter Färbung sichtbar. Die rasierten starken Lippen waren wie die ganze Umgebung des Mundes durch stete Uebung sehr entwickelt. Die gesunden, milchfarbenen, auseinander stehenden Zähne waren auffallend lang und breit — ein beneidenswertes, wenn auch nicht gerade sehr anmutig wirkendes Gebiß. Die unter dem Vordache der gewölbten Stirne ziemlich tief in ihren Höhlen liegenden graublauen Augen blickten klar und ernst. Der Herr Pastor Nortstetten wurde von fast allen Vorüberkommenden ehrerbietig gegrüßt.

Als die Lokomotive in den Bahnhof einfuhr, reckte und räusperte er sich und blickte, als der Zug hielt, suchend um sich. Er schritt auf Lolo zu, die mit ihrem Reisetäschchen in der Hand ihrerseits nach allen Richtungen ihre spähenden Blicke geworfen hatte, lüftete seinen Hut und sagte mit tiefer, sehr wohllautender Stimme:

„Frau Charlotte Ehrike? . . . Ich bin der Prediger Nortstetten.“

Lolo reichte ihm etwas zaghaft ihre Hand, die er freundlich drückte.

„Willkommen im Wupperthal!“ fügte er hinzu. Nachdem er den Gepäckschein, den er sich hatte einhändigen lassen, einem Träger übergeben hatte, forderte er Lolo auf, ihm zu folgen. Er durchschritt mit ihr den Wartesaal und führte sie dann gemessenen Schrittes seiner Wohnung zu. Er dachte gar nicht daran, Lolo das Täschchen, das sie zu belästigen schien, abzunehmen.

Die engen Straßen der großen Fabrikstadt, die sich am schmalen Ufer der Wupper zwischen den Bergen quetscht, mit ihren hohen Schornsteinen, aus denen rußiger Qualm aufstieg, mit ihren dunklen Häusern, wirkte unter dem bedeckten Himmel, dessen trübes Grau die Frühlingssonne nur an einer Stelle etwas lichtete, ohne es zu durchbrechen, auf Lolo nicht sehr anmutend.

Der Pastor machte Lolo beim Vorübergehen auf einige Sehenswürdigkeiten aufmerksam, namentlich auf das stattliche evangelische Vereinshaus mit der Herberge zur Heimat und andere wohlthätige Einrichtungen. Von dem neuen Stadttheater, an dem sie vorüberkamen und das sich durch seinen modern italienischen Renaissancestil von dem nüchternen Zweckmäßigkeitsstile der Umgebung scharf abhob, wandte er den Blick. Es war ihm angenehm, daß Lolo sich nicht nach dem Zwecke dieses Gebäudes erkundigte.

Nach einem Wege, der Lolo, welche die ungewohnte Last der Reisetasche deutlich spürte, ziemlich lang erschien, blieb er vor einem Hause stehen, das durch einen ganz kleinen, mit bescheidenen Anlagen geschmückten Platz von einer Kirche getrennt war.

„Wir sind zur Stelle!“ sagte er. „Deinen Eingang segne Gott und schenke dir seinen Frieden!“ Er senkte die Augen und verneigte das Haupt. Lolo verbeugte sich ebenfalls zum Danke für den frommen Wunsch.

Es war ein Haus, wie die meisten anderen, zweistöckig, im Oberstock mit fünf Fenstern, im Erdgeschoß mit der Hausthür in der Mitte und zwei Fenstern zu jeder Seite. Die Außenwände waren zum Schutz gegen die hier sehr starken Niederschläge mit schwarzgrauen Schieferplatten verkleidet, die Läden mit saftigem Grün gestrichen. Eine Sandsteintreppe von fünf Stufen, mit einfachem Eisengeländer führte zur Hausthür.

Das Haus hatte — von den Wirtschaftsräumen und der Küche, die im Keller lagen, abgesehen — je vier Zimmer in jedem Stockwerke. Im Erdgeschoß zu rechter Hand vom Eingange lag vorn, nach der Kirche zu, das Wohnzimmer, dahinter, auf den Hof hinaus, das Eßzimmer, gegenüber, zu linker Hand, das fast nie gebrauchte Empfangszimmer, in dem auch ein Teil der Bibliothek stand, und dahinter das Studierzimmer.

Im oberen Stock rechts nach vorn über dem Wohnzimmer war das Schlafzimmer der Eheleute, dahinter das Schrankzimmer, gegenüber nach vorn das Zimmer, in dem früher der Sohn geschlafen und gearbeitet hatte, und nach dem Hofe ein Fremdenzimmer, das von den Verwandten aus Remscheid, Neviges und Ronsdorf ziemlich häufig benutzt wurde.

Die Einrichtung aller Zimmer der Wohnung war äußerste Anspruchslosigkeit, unter vollem Verzichte auf schöne Wirkung und geflissentliche Vermeidung alles Prunkhaften. Alle Möbel waren schwer und gediegen; einzelne stammten schon von dem vorigen Geschlechte und allesamt waren dazu angethan, noch einige Geschlechter zu überdauern. Ueberall war nur das Notwendige; die einzigen Entbehrlichkeiten waren im Empfangszimmer das Harmonium, das ein glaubenseifriger Fabrikant dem verehrten Seelenhirten als Ausdruck seines Dankes für dessen mannhaftes Auftreten gegen den Protestantenverein zu Weihnachten geschenkt hatte — um so entbehrlicher, als weder der Pastor noch seine Frau Klavier oder Orgel spielten — und die Servante im Wohnzimmer mit geschliffenen Gläsern, die von Verwandten und Freunden aus böhmischen Bädern mitgebracht waren, mit Silbersachen, die noch von der Hochzeit herrührten, mit allerlei Andenken und Geschenken. Ja sogar der Engel, der einstens den Baumkuchen auf der Hochzeitstafel gekrönt hatte, wurde liebevoll in diesem Glasschranke aufbewahrt, obgleich ihm die Jahre arg zugesetzt, ihm einen Flügel und einen halben Fuß geraubt und das einst so liebliche Antlitz greulich entstellt hatten.

Der frische herbe Hauch großer Sauberkeit strömte Lolo entgegen, als sie den mit Fliesen belegten Hausflur, auf den die vier Thüren mündeten, betrat. Aus der ersten Thür rechts kam eine ziemlich kleine rundliche Frau, an der alles rundlich war: Wange, Kinn, Stirn, die ganze Gestalt — eine Frau von etwa vierzig Jahren mit den blühenden Farben eines jungen Mädchens. Sie hatte ihr schlicht gescheiteltes blondes Haar, das eine Schattierung heller als das ihres Mannes war, wie dieser aus der gewölbten glänzenden Stirn gekämmt. Ihre großen leuchtenden blauen Kinderaugen gaben dem durchaus nicht schönen, aber sehr ansprechenden Gesichte etwas unendlich Freundliches. Sie reichte der Eintretenden ihre weiße, kurze, volle Hand. Lolo machte sichtlich einen überraschend angenehmen Eindruck auf Frau Mathilde, und auch sie fühlte sich von der sympathischen Erscheinung der beweglichen kleinen Frau Pastorin angenehm berührt.

An das Geländer der Treppe gelehnt, die gegenüber der Hausthür zum oberen Stockwerk führte, stand ein Mädchen von etwa 25 Jahren, in dunkelblauem, gestreiften Kattunkleid, eine Haube auf den stumpf rotblonden Haaren. Es war ein häßliches Mädchen mit merkwürdig breitem, plattgedrückten Schädel, der durch die abstehenden Ohren noch breiter erschien. Die Haare lagen flach und grobsträhnig auf der niedrigen Stirn. Die Nase war breit und unschön, die Lippen waren wulstig, die Backenknochen sehr stark, die Augen scheu und verschmitzt. Die weiße Haut des Gesichts war mit Sommersprossen ganz besprenkelt, die auf dem Nasenrücken zu breiten Flecken zusammenrückten. Sie sah die fremde Dame mit neugierigen Blicken an und grinste.

„Nun, Mali? ist's gefällig? Nimm doch Frau Ehrike das Täschchen ab!“ sagte die Frau Pastorin, und sich zu Lolo wendend, fuhr sie freundlich fort: „Ich führe Sie in Ihr Zimmer. Sie wollen sich gewiß erst ein wenig zurecht machen. Wir warten mit dem Kaffee auf Sie!“

Sie trippelte voraus und stieg leichtfüßig die Treppe hinauf. Lolo folgte ihr. Mali, die ihr die Tasche abgenommen hatte, kam träge hinterher.

Mali Rückes, die seit drei Monaten im Dienste des Predigers stand, war ein hoffnungsvolles Mädchen. Als uneheliches Kind geboren, war sie schon mit dem neunten Jahre in eine Besserungsanstalt für verwahrloste Kinder gebracht worden. Mit sechzehn Jahren hatte sie nach drei Vorstrafen wegen Bettelns, Arbeitsscheu und Diebstahls, eine achtzehnmonatliche Gefängnisstrafe wegen schweren Diebstahls im Rückfall angetreten. Mit achtzehn Jahren hatte sie im Magdalenenstifte Aufnahme gefunden, das sie jedoch schon nach wenigen Wochen wegen zu harter Arbeit verlassen hatte. Seitdem hatte sie ihre Zeit abwechselnd in den Verbrecherspelunken und im Gefängnis zugebracht und war vor drei Monaten aus dem Zuchthause, wo sie wegen ihrer thätigen Mithilfe an einer langen Reihe schwerer Diebstähle und Einbrüche eine Strafe von drei Jahren verbüßt hatte, entlassen worden. Von da war sie geradenwegs in das Haus des Predigers gekommen, der grundsätzlich seine Dienstboten nur aus dem Kreise der entlassenen Sträflinge nahm.

Er hatte zwar schon manche trübe Erfahrung damit gemacht. Man hatte ihm mit schwerstem Undank gelohnt, ihn oft belogen, betrogen und bestohlen, aber das machte ihn in seinem Verhalten nicht irre. Zwei seiner Mägde waren in dem ruhigen Pfarrhause, in dem neben strenger Zucht auch ein gerechter Sinn waltete, wirklich gebessert worden. Sie waren brav und ordentlich geworden und hatten sich in ihren Verhältnissen gut verheiratet, die eine mit einem Fabrikarbeiter, der sein schmales, aber gesichertes Auskommen hatte, die andere mit einem Knechte auf einem benachbarten Gute. Die beiden gaben durch ihren Wandel zu keinerlei Aergernis mehr Anlaß und waren gute Frauen und gute Mütter geworden. Sie besuchten in längeren Zwischenräumen an den Sonntagen ihren früheren Herrn, und der Prediger war nie froher als an diesen Tagen. Um dieser beiden willen ertrug er allen Schabernack und allen Schaden, den ihm die anderen zufügten, mit vollkommener Seelenruhe; und er schickte eine wiederholt ertappte Diebin, von deren Unverbesserlichkeit er sich hatte überzeugen müssen, nur fort, um eine andere in sein Haus zu nehmen.

Das Lolo angewiesene Zimmer hatte früher der einzige Sohn Albrecht, der seit einem Semester in Halle studierte, innegehabt.

Es war zweifensterig. In der den beiden mit schmalen Mullgardinen eingefaßten Fenstern gegenüberliegenden Wand war die Thür nach dem Fremdenzimmer durch das breite Bett verstellt und mit weißer

faltiger Leinwand bespannt. In der Ecke rechts stand der Nachttisch, der jeden Abend vor das Bett gerückt und jeden Morgen wieder in die Ecke gestellt wurde, links am Fußende die geschlossene Waschtoilette, darüber ein kleiner viereckiger Spiegel in Goldleisten. An der dem Eingange gegenüberliegenden Wand stand unter einer hängenden kleinen Bibliothek eine mächtige Kommode, deren Platte zur Schonung mit einer Häkelei bedeckt war. Auch über das kleine runde Tischchen, das an dem einen Fenster stand, war eine gehäkelte Decke gebreitet; am anderen Fenster stand ein Nähtisch. An der Thürwand endlich befand sich dem Fenster zu ein außer Dienst gesetzter größerer Tisch, an dem Albrecht vermutlich gearbeitet hatte, und nahe dem Bette ein offenes Kleiderreck, das durch zwei schlichte gesäumte Leinwandgardinen geschlossen war. Dazu ein halbes Dutzend schwerer Rohrstühle. Das war alles.

Sämtliche Möbel, bis auf das dunkle Mahagoninähtischchen, das die Frau Pastorin offenbar für ihren Gast erst in das Zimmer gebracht hatte, waren aus massivem Eichenholz gefertigt und hellgelb poliert. Die Wände waren in hellblauer Wasserfarbe gestrichen und zeigten außer dem kleinen Spiegel über dem Waschtisch und dem Bücherbrett über der Kommode als einzigen Schmuck einen Holzschnitt des Reformators nach Lukas Cranach, am Pfeiler zwischen den beiden Fenstern und über dem Bette die zehn Gebote unter Glas und Rahmen mit dem Auge Gottes darüber und breiten, ebenfalls in Holzschnitt ausgeführten Marginalien. Kein Polster im ganzen Zimmer. Die Dielen waren gescheuert.

Die Stube hatte, wie alle Wohnräume, einen eigentümlichen, nicht gerade unangenehmen, aber befremdlichen Geruch — etwas Nüchternes mit einer leichten Beimischung von Spieke und Aepfeln.

Das also war ihr künftiges Reich. Man konnte sich nichts Einfacheres, Schmuckloseres, Solideres denken. Es war von einer geradezu erstaunlichen Reizlosigkeit. Lolo dachte an ihre Pensionszeit. Damals hatte sie derartige Einrichtungen kennen gelernt. Seitdem aber war ihr Auge durch die Gewöhnung an das Schöne erheblich geschult. Sie lächelte; sie hatte die Empfindung, als ob sie sich hier doch ganz behaglich fühlen könne. Sie trat an das Fenster. Vor ihr die große graue Kirche, an deren Eingang rechts und links zwei alte Bäume standen, die nun das erste Grün ansetzten; an den Seiten kleinere Häuschen gerade wie das Pfarrhaus mit schwarzem Schiefer an den Wänden und mit grünen Läden.

Mit Gepolter wurden die Koffer heraufgebracht, deren Umfang die Verwunderung aller Hausbewohner, vor allem Malis erregte. Lolo entnahm denselben das Notwendigste und beeilte sich mit ihrer Toilette so sehr es irgend angehen wollte.

Mit dröhnendem Klange, bei dem Lolo erschrocken zusammenfuhr, schlug die Turmuhr gerade die neunte Morgenstunde, als sie ihre Stube verließ und die Treppe hinabstieg.

Frau Mathilde, die ihre Schritte hörte, öffnete die Thür und lud sie zum Eintreten ein. Gleich darauf verließ die Frau Pastorin jedoch das Zimmer und lief hurtig nach oben; sie hatte vergessen, Lolo Vorsicht anzuempfehlen, und schloß nun deren Stube selber ab. Aber es war schon zu spät. Mali, die auf der Lauer gestanden, hatte bereits das Falzbein aus der geöffneten Schreibmappe entwendet und war mit ihrer Beute, als die Stufen knackten, geräuschlos in das Nebenzimmer gehuscht.

Die Frau Pastorin hatte ohne Rücksicht auf den Geschmack des einzelnen nach ihrer Schätzung die drei Tassen mit Kaffee und Milch gefüllt und Zucker hinzugethan. Die drei hatten sich gesetzt und sprachen während des Frühstücks von nicht sehr Wichtigem. Lolo dankte den beiden sehr aufrichtig für den Dienst, den sie ihr, der völlig Fremden, erwiesen hatten und fügte hinzu, daß sie alles, was in ihren Kräften stehe, thun werde, um diese Freundschaft noch zu verdienen.

„Darüber wollen wir nachher sprechen," sagte der Prediger. „Nach dem Frühstück begleiten Sie mich wohl in mein Zimmer?"

Lolo verneigte sich gegen Johannes.

Die Frau Pastorin erkundigte sich nach dem Alter ihrer Schutzbefohlenen und war sichtlich erstaunt, als sie hörte, daß Lolo vierundzwanzig Jahre alt sei; sie hatte die zierliche Frau mit der mädchenhaften Gestalt auf achtzehn, höchstens neunzehn Jahre geschätzt. Dann fragte Frau Mathilde sehr angelegentlich nach dem Kaiser, nach Bismarck und Moltke und stellte an ihren Gast über Berlin dieselben Fragen, die man etwa an einen Afrikareisenden über die Quellen des Nils oder das Stromgebiet des Congo stellen würde.

Nach dem Frühstück begab sich der Pastor in sein Studierzimmer auf der anderen Seite des Flurs. Lolo, der er einen bedeutungsvollen Wink gegeben hatte, folgte ihm mit klopfendem Herzen. Er hieß sie Platz nehmen und setzte sich ihr gegenüber, so zwar, daß das volle Licht auf Lolos Gesicht fiel, während das seine beschattet war. Er empfing unzweifelhaft von der zarten blassen jungen Frau, der man die seelischen Aufregungen und körperlichen Anstrengungen der letzten Tage ansah und die in demütiger Haltung, bescheiden und geängstigt vor ihm saß, einen angenehmen Eindruck. Die jugendliche Schönheit stimmte ihn milde.

„Sehen Sie mich an, mein Kind," sagte er sanft.

Sie schlug die Augen auf, die wunderschönen, verschleierten Augen. Das war keine verstockte Sünderin! keine unrettbar verlorene Seele!

„Ich will Ihnen heute nicht vorhalten, was Sie gethan haben. Ich denke, wir werden längere Zeit beisammen bleiben, und wir werden uns über alles aussprechen können. Ich hoffe zu Gott, daß meine Worte alsdann nicht auf steinigen Boden fallen werden . . . Fürs erste wollen wir uns nur über die Bedingungen einigen, unter denen unser Beisammensein möglich und ersprießlich sein kann. Wenn wir gute Freunde werden wollen, so müssen Sie vor allem vollkommen wahr sein und vertrauend. Die Lüge ist alles Bösen Untergrund. Die Worte des Herrn sind eitel Güte und Wahrheit, sagt der Psalmist, und Christus ist der Weg und die Wahrheit; die Lüge der Schlange aber hat den Menschen zur ersten Sünde verführt, und der Teufel ist ein Lügner und ein Vater der Lüge. Wenn Sie wahr sind,

Charlotte, so werden wir uns nie erzürnen. Das also ist die Grundbedingung unserer Gemeinschaft. Wollen Sie dieselbe annehmen und glauben Sie demgemäß handeln zu können?"

„Ja, Herr Pastor!"

„Es ist ferner mein Wunsch, daß Sie einstweilen sich loslösen von der Umgebung, die Sie zu Schaden gebracht hat."

Lolo sah den Prediger mit bangendem Blicke an.

„Ich verlange nicht mehr von Ihnen als recht und billig ist," fuhr er fort. „Ich wünsche nur, daß Sie sich ernstlich prüfen, daß Sie Einkehr in sich halten und nicht in Ihren wahren Gefühlen beirrt werden. Ich will Sie nicht darin beirren, aber auch andere sollen es nicht thun. Deshalb halte ich es für förderlich, daß Sie sich möglichst allein überlassen bleiben und nicht durch einen regen schriftlichen Verkehr die örtliche Entfernung überwinden und ein seelisches Zusammenleben künstlich aufrecht erhalten. Ich möchte Sie also bitten, mit meinem Neffen keine Briefe zu wechseln — zunächst auf eine kurze Frist, etwa auf vierzehn Tage. Dann wollen wir weiter sehen. Zeigen Sie ihm heute mit wenigen Worten Ihre Ankunft an und teilen Sie ihm sogleich mit, daß Sie, auf meinen Wunsch, vorerst keine langen Briefe an ihn schreiben und von ihm lesen werden."

Lolo atmete tief auf. Sie kämpfte mit sich. Nach einer kurzen Pause sagte sie fest:

„Gut, Herr Pastor! Ich verspreche es Ihnen!"

„Damit ist das Hauptsächliche zwischen uns zunächst erledigt," sagte der Prediger innerlich erfreut. Er hatte zu Lolos guten Vorsätzen volles Vertrauen. „Das übrige," fuhr er fort, „wird sich leichtlich abmachen lassen. Sie werden sich ohne Schwierigkeit in unsere Hausordnung einfügen. Es wird Ihnen bald selbst Freude bereiten, rüstig zuzugreifen. Sie werden nicht träge herumsitzen, nicht schlechte Bücher lesen, die nur auf Schleichwegen in dieses Haus geschmuggelt werden könnten. Sie werden vielmehr sich nützlich machen wollen in der Wirtschaft. Sie werden auch die Werke der Barmherzigkeit mit Freuden thun, Sie werden sich der unglücklichen Mali, eines durch und durch verworfenen Geschöpfes, einer gewohnheitsmäßigen Lügnerin und Diebin, liebevoll annehmen und ihr ein erweckliches Beispiel geben, auf daß des alten Adams Schlamm und Hefe von ihr genommen werde; Sie werden unsere einfachen Freuden, unsere erquickenden Spaziergänge, unsere Abende, die in erbaulichen und vergnüglichen Gesprächen schnell vergehen, teilen. Sie werden gute Schriften lesen, von denen ich für Sie eine Auswahl getroffen und auf Ihr Zimmer gebracht habe. Sie werden arbeiten und ich hoffe, Sie werden auch beten. Wenn Sie es im Strudel der Weltlichkeit, in dem Sie steuerlos getrieben, verlernt haben sollten, so werden Sie es wieder erlernen und erkennen das Eine, was not ist. Und wenn Sie arbeiten und beten, so werden Sie nicht in Anfechtung fallen, und der Geist wird dem Fleische obsiegen."

Lolo wurde es bei den Aussichten, die Johannes mit breitem Schmunzeln und volltönender Stimme da eröffnete, doch ein wenig unbehaglich zu Mute. Sie hatte diese Töne freilich in ihrer Kindheit gehört, aber die Erinnerung daran war dem fröhlichen Weltkinde völlig geschwunden. Die Seltsamkeit des neuen Lebens hatte indessen doch auch einen gewissen Reiz für sie. Dieser fremde Mann, der ihr sein Haus öffnete, der ohne irgend welches selbstisches Interesse sich ihrer annahm und ohne anderen Wunsch, als ihr nach seinem besten Gewissen zu nützen, rücksichtslos in ihr Dasein eingriff, diese ganze Umgebung, diese ihr aufgenötigte Gesellschaft einer Person, die mit lächelndem Munde, ohne irgendwelchen Abscheu als eine gemeingefährliche Verbrecherin bezeichnet wurde — alles das war ihr so neu, so befremdlich, daß sie wirklich Mühe hatte, den Prediger vollkommen zu verstehen.

Sie sprach sich darüber unverhohlen aus, und Johannes war über ihre Offenheit erfreut. Er sagte ihr, sie werde ihn allmählich schon verstehen lernen, er wolle ihr jetzt den Kopf nicht zu heiß machen, sie möge einstweilen nur über das, was sie von ihm vernommen, nachdenken und sich in jedem Zweifelfalle getrost an ihn wenden; das wenige, was er wisse — denn all unser Wissen sei Stückwerk — wolle er ihr getreulich sagen. Es sei ihm ein Bedürfnis, sie nach und nach genau kennen zu lernen. Sie werde ihm auf ihren Spaziergängen und an den stillen Abenden von ihrem Leben erzählen, alles, ohne falsche Scham, sie solle ihm nur ganz vertrauen, und er hoffe, sie würden sich lieb gewinnen.

Er verabschiedete Lolo mit einem warmen Händedruck.

Sie verließ das Zimmer leichteren Herzens, als sie es betreten hatte. Sie hatte sich auf viel Schlimmeres gefaßt gemacht. Sie hatte nach Georgs Andeutungen befürchtet, daß Onkel Johannes die verwundbarste Stelle ihres Herzens mit rauher Hand berühren, sie tief demütigen und mit der Androhung erschrecklicher Strafen peinigen würde. Er hatte aber jedes harte Wort vermieden und sich der äußersten Schonung befleißigt. Er hatte freundschaftlich, väterlich zu ihr gesprochen; und wenn sie die Form, in der dies geschah, diese stete Berufung auf die Worte der Schrift, auch befremdete, so sah sie doch darüber hinweg auf den Inhalt; und der war unzweifelhaft Wohlwollen für eine Unbekannte, redliches Bemühen, einer Bedrängten zu nützen. Die Unterredung bestärkte sie mit einem Worte in dem Gefühle, das sie gestern nach der ersten Aeußerung, nach der Depesche des Onkels Johannes schon empfunden hatte: daß sie sich mit ihm verständigen werde — so breit die Kluft auch war, die ihre Denkweisen voneinander trennte.

Sie schrieb in ruhiger Stimmung einige wenige herzliche Zeilen an Georg: daß sie auf Wunsch des Onkels, dessen Ansichten ihr in diesem Punkte einleuchteten, ihm in der nächsten Zeit wenig und sehr selten schreiben werde, und daß sie ihn um ein Gleiches bitte. Ihre Liebe werde diese leichte Prüfung lachend bestehen. Sie sei auf das freundlichste aufgenommen und werde auf das schonungsvollste behandelt. Georg möge sich ihretwegen gar keine Sorgen machen. Sie sei so glücklich, wie sie, getrennt von ihm und unter dem Zwange der Verhältnisse, jetzt überhaupt sein könne.

Der Geistliche hatte seinerseits, nachdem ihn Lolo

verlassen, die Concepte seiner Predigten zu den bevorstehenden Feiertagen wieder zur Hand genommen. Aber die Arbeit wollte heut nicht recht vom Flecke. Er war zerstreut. Er dachte an Charlotten. Er war viel weniger scharf mit ihr ins Gericht gegangen, als er sich vorgenommen hatte. Wenn seine Sanftmut Schlaffheit des Geistes war, so hatte er sie abzustreifen. Aber vielleicht beugte er sich unter einen höheren Willen. Er hatte gesprochen, wie es ihm sein Herz geboten. Dessen war er gewiß. Und das Herz in seiner Brust war nicht von Stein. Der mädchenhafte Ausdruck des blassen Gesichts, die kindliche Anmut in Lolos Wesen hatten ihn gerührt. Sie hatte gewißlich nicht gewußt, was sie gethan, und ihr durfte vergeben werden.

Er überlas seine erste Aufschrift der Karfreitagspredigt und durchdachte sie ernsthaft. Er milderte vieles. Da, wo er durch einen heilsamen Schrecken hatte wirken und die Hoffärtigen hatte niederschmettern wollen, richtete er nun die zu Boden Geworfenen auf durch die tröstliche Verheißung auf die ewige Liebe, Güte und Barmherzigkeit.

Und nun sprudelte der Quell seiner Betrachtungen, der zu versiegen schien; er fand warme volle Töne und er freute sich seiner Arbeit.

XXIV.

Seit Lolos Einzuge in das Pfarrhaus zu Barmen waren mehrere Wochen vergangen. Die kurze Zeit hatte aber genügt, um zwischen ihr und Frau Mathilde, die ein Engel an Güte war, ein vertrautes, beinahe innig herzliches Verhältnis herzustellen. Die Zeit war ihr nicht lang geworden, dazu war ihr alles, was sich ihrer Wahrnehmung darbot, zu neu, zu überraschend. Sie fand wirkliches Gefallen daran, in der Wirtschaft der beweglichen kleinen Frau, die den ganzen Tag hin und her quirlte, dies und das abzunehmen. Sie schämte sich ein wenig, wie sie sich verwöhnt, wie vollkommen sie sich in die Abhängigkeit von Dienstboten begeben hatte, wie unbeholfen sie sich zunächst anstellte. Als sie sah, wie die Frau Pastorin ihr Schlafzimmer selber herrichtete — aus alter Gewöhnung sowohl als auch aus berechtigtem Mißtrauen gegen Mali und ihresgleichen — war es ihr peinlich, für sich die Hilfe einer dritten zu beanspruchen. Sie lernte es, und es machte ihr Spaß, daß sie es erlernt hatte.

Wenn Georg sie so sähe!

Sie lächelte bei dem Gedanken. Bei allem, was sie that, dachte sie an ihn; und wenn der Pastor glaubte, daß die ungewohnte Thätigkeit, die neue Gesellschaft, die Notwendigkeit, Menschen aus einer ganz anderen Zone verstehen zu lernen und sich in deren Auffassungen hinein zu denken, sie ihrer Liebe, ihrem zärtlichen, sehnsüchtigen und treuen Gedenken an ihn, den sie über alles liebte, entrücken würde, dann hatte sich Onkel Johannes allerdings vollkommen getäuscht.

Auch mit dem Prediger hatte sie sich auf einen viel gemütlicheren Fuß gestellt, als sie erwartet hatte. Sie hatte, ohne es zu wissen, den rechten Ton angeschlagen. Er freute sich über ihren guten Willen, sich nützlich und angenehm zu machen, über die Art und Weise, wie sie mit Frau Mathilde verkehrte, deren natürlich heitere Freundlichkeit sich nie so liebenswürdig und frei gezeigt hatte wie seit ihrem stündlichen Zusammenleben mit der frischen jungen Frau; er freute sich vor allem über ihre volle Wahrhaftigkeit, über ihren Freimut, dessen Aeußerungen ihn oft nachdenklich machten.

Lolo hatte ihn an den Feiertagen predigen hören. Sie hatte dem Gottesdienste beigewohnt aus Artigkeit gegen ihre Wirte, und weil es sie menschlich interessierte, den Prediger in seinem Berufe wirken zu sehen. Johannes war ein bedeutender Kanzelredner, und seine tiefe Ueberzeugung gab seinem Worte eine seltene Wärme. Vieles, was er sagte, ergriff sie, und ging ihr zu Herzen; anderes aber kühlte sie wieder ab und forderte ihren kritischen Verstand zur Thätigkeit heraus. Für die kirchliche Einkleidung und Gewandung des Gedankens besaß sie nun einmal kein Verständnis; es störte sie sogar.

Und als der Pastor eines Abends mit ihr auf seine Predigten zu sprechen kam, sagte sie ihm ihre unverhohlene Meinung.

Johannes hörte ihr aufmerksam zu und diskutierte mit dem Kinde, das er nicht verachtete, höchst ernsthaft und ohne alle Ueberhebung. Er war auch keineswegs erzürnt darüber, wenn er auch Lolos Verweltlichung tief beklagte und die Schwierigkeit, das verirrte Schäflein zur Herde zurückzuführen, keineswegs unterschätzte, als sie ihm bei dieser Gelegenheit erklärte, daß sie die Schriften, die er für sie auf das Bücherbrett in ihrem Zimmer gestellt hatte, aus freien Stücken nicht mehr lesen werde. Es waren fast ausschließlich Veröffentlichungen aus dem Verlage der Wupperthaler Traktatgesellschaft in Barmen und des Berliner Hauptvereins für christliche Erbauungsschriften in den preußischen Staaten; Anweisungen für Kranke und Gesunde zur heilsamen Erweckung, zur Selbstprüfung, zum rechten und erhörlichen Beten, Lebensbilder aus der inneren Mission u. dergl.

Sie erklärte mit einer Offenheit, über die Johannes beinahe erschrak: „Bei den einen stößt mich der Inhalt ab, bei den anderen die Form. Ich finde es häßlich und lieblos, wenn ein großes Unglück, wie der Tod eines Familienvaters oder der Verlust eines geliebten Kindes, dargestellt wird als eine Strafe Gottes für ungenügendes Beten. Ich finde es grausam, daß uns die Freuden unseres Daseins durch ewiges Androhen mit fürchterlichen Strafen verkümmert werden, daß wir aus dem Zustande einer unaufhörlichen Beängstigung gar nicht herauskommen. Ich finde es schädlich und unaufrichtig, daß, wie ich dies in einer der kleinen Schriften gelesen habe, das dritte dem fünften Gebote vollkommen gleichgestellt wird, daß demnach wer am Sonntag arbeitet so verbrecherisch sein soll wie ein Mörder. Und ich finde die Sprache, die da geführt wird, bisweilen unerträglich geschmacklos und abstoßend. Ein Vers wie: ‚Blutbräutigam, ich stecke tief im Sündenschlamm‘ wird mich nie erbauen; und das ist noch lange nicht das Schlimmste! Einzelne Wendungen und Wörter aus der Bibel, die aus einer ganz anderen Kulturzeit mit anderen Sitten stammen, sind, wenn sie in

diesen Schriften unserer Tage wieder gebraucht werden, aufs äußerste anstößig und verletzen unser Gefühl. Sie sind aus der Sprache der guten Gesellschaft verschwunden. Und diese Thatsache bleibt bestehen, wenn sie auch von den Verfassern jener Schriften, die sich mit der Autorität der Bibel decken, nicht anerkannt wird. Jene Verfasser haben durch ihren vertrauten Umgang mit der biblischen Sprache offenbar das Gefühl für die Forderungen der unsrigen verloren. Aber ich werde rot, wenn ich diese Worte, die ich niemals auszusprechen wagen würde, lese; und ich möchte mich an diese Rauheiten nicht gewöhnen und das Erröten nicht verlernen."

Zu seinem Kummer erkannte Johannes, wie tief Charlotte, die ihm in vielen Stücken so lieb geworden, von den Schlingen der Weltlichkeit umstrickt war. Es war sicherlich keine leichte Aufgabe, sie daraus zu befreien; denn ihr fehlte nicht der Glaube, ihr fehlte nur die Kirchlichkeit.

Er hatte ihr, seitdem sie in seinem Hause war, bis auf diesen einen Punkt keinen Vorwurf zu machen. Sie war freundlich, zuvorkommend, fleißig, aufmerksam. Ihre natürliche Heiterkeit, die allmählich wieder erwacht war, durchsonnte das ganze Haus. Johannes machte sich Vorwürfe, daß er nicht strenge sein konnte, und vertraute darauf, daß auch ihr die Stunde des Erkennens schlagen werde. Er konnte ihr nicht zürnen.

Mit voller Aufrichtigkeit hatte ihm Lolo aus ihrem Leben und Treiben alles Wissenswerte erzählt. Sie hatte wirklich Vertrauen zu ihrem väterlichen Freunde gefaßt; es schreckte sie nicht mehr, es war ihr im Gegenteil eine Erleichterung, mit ihm von allem, was sie auf dem Herzen hatte, sprechen zu dürfen.

„Ich weiß, daß ich mich einer schweren Schuld anzuklagen habe," sagte sie, als sie an einem herrlich sonnigen Maitage durch den wundervollen Waldweg auf der Höhe nach der Hardt zu gingen, „aber diese Schuld habe ich nicht jetzt erst begangen, sie liegt fünf Jahre zurück. Daß ich einen ungeliebten Mann geheiratet habe, das ist's, was ich mir zum Vorwurf mache, und ich will mir durch meine damalige Unwissenheit und Unerfahrenheit diesen Vorwurf nicht erleichtern. Daß ich Georg liebe, bekenne ich frei vor aller Welt, und es hat mein Gewissen nie bedrückt."

Dahin hatte es Lolo gebracht, daß sie vor Johannes dies Bekenntnis furchtlos ablegen durfte, vor demselben Manne, der es sich zur Aufgabe gestellt, sie als reuige Bekehrte zu ihrem Manne zurückzuführen, und ihre Liebe zu Georg als eine todwürdige Sünde hatte hinstellen wollen!

Weshalb versagte ihm nun das flammende Wort, das ihre Seele erhellen und entzünden würde? Weshalb löste nur ihr kindlicher Blick den Panzer seines Eifers und seiner Strenge, mit dem er sich umgürtet hatte? Wodurch erschütterte sie seine Festigkeit? Weshalb konnte er ihr nicht zürnen?

Als er auch jetzt wieder sie daran gemahnte, daß es ihr die Pflicht gebiete, zu dem ihr angetrauten Manne zurückzukehren und das schwere Joch zu tragen, auch wenn sie darunter zusammenbreche, rief Lolo in tiefer Erregung:

„Sprechen Sie nie wieder davon! Sie wollen mir zu etwas raten, was Sie als guter und ehrlicher Mann vor Ihrem Gewissen nicht verantworten können. Soweit unsere Ueberzeugungen auch voneinander abweichen, in einem Punkte begegnen sie sich: auch ich hasse die Lüge wie die Sünde. Nun, diese Ehe wäre die abscheulichste, elendeste Lüge meines Lebens — eine Lüge, die sich mit jedem Tage erneuern würde ... ich bitte Sie, sprechen Sie nicht wieder davon!"

Johannes schüttelte den Kopf und fand kein anderes Wort als den bedauernden Ausruf: „Armes unglückliches Kind!"

Nach dieser Unterredung schrieb sie in der Abendstunde an Georg:

„Barmen, 12. Mai 1879.

Geliebter Georg!

Onkel Johannes und Tante Mathilde gefallen mir immer besser. Vieles in dem Wesen und Denken des Herrn Pastors ist mir freilich unverständlich, aber er ist mir deshalb nicht böse. Er behandelt mich mit liebevollster Teilnahme, schonungsvoll und nachsichtig, und alle Deine Befürchtungen sind grundlose geblieben. Ich wiederhole Dir: Ich bin hier so glücklich wie ich ohne Dich sein kann, und werde den lieben Menschen ewig dankbar bleiben. Eine der Unbegreiflichkeiten, von denen ich eben sprach, ist, daß Onkel Johannes großen Wert darauf legt, daß wir uns selten und nur das Notwendigste schreiben. Ich bringe ihm dies Opfer gern. Mit Deinem Vater bin ich noch nicht zusammengetroffen. Ich möchte in dieser Beziehung keinen Schritt thun und alles Deinen Anverwandten überlassen. Die unterzeichnete Vollmacht für den Justizrat liegt diesem Briefe bei. Also ich klage wegen ‚böslicher Verlassung?' Von alledem verstehe ich nichts. Ich thue blindlings, was Du mir zu thun rätst.

In innigster Liebe
Deine
Lolo."

Sie hatte den Brief noch nicht geschlossen, als sie zum Abendessen abgerufen wurde.

Bei Tisch war Johannes ungewöhnlich schweigsam. Als Lolo nach einem Mittel suchte, um ihn aufzuheitern, fiel ihr das Harmonium ein; sie selbst hatte sich schon oft danach gesehnt, etwas Musik zu hören, aber sie hatte sich gescheut, davon zu sprechen.

„Würde es Ihnen Freude machen, wenn ich Ihnen nach Tisch etwas auf dem Harmonium vorspielte?" fragte sie plötzlich.

Johannes blickte überrascht auf.

„Gewiß! ... Ich wußte ja gar nicht, daß Sie musikalisch sind."

„Ich spiele auch nur mäßig und weiß nicht, wie ich mit dem Instrumente fertig werde. Früher hatte ich mich auf dem Harmonium so leidlich eingespielt, und wenn die Pedale nicht zu schwer gehen, werde ich's wohl zwingen."

„Das ist ja eine große, eine neue Freude, die Sie uns bereiten," sagte der Prediger.

Mathilde sah ihn ganz verwundert an. Bis zu dieser Höhe der Galanterie war Johannes in den einundzwanzig Jahren ihrer Ehe noch nicht emporgestiegen.

Gleich nach Tisch wurde die Lampe in das Empfangszimmer getragen. Lolo bat um einen Aufschub von wenigen Minuten, sie wollte den Brief an Georg schließen.

„Und Mali kann ihn in den Kasten werfen,“ fügte die Pastorin hinzu.

Lolo ging hinauf, öffnete die obere Schublade ihrer Kommode, schloß den dort befindlichen großen Lederkasten auf, in welchem sie mit der Partitur der „Bath-Seba“ auch Georgs Abschiedsgeschenk, den schweren Ring mit dem Medusenkopfe, der für ihre kleine Hand viel zu groß war, sorgsam bewahrte, versiegelte damit den Brief und rief dann Mali. Als diese eintrat, legte Lolo gerade den Ring wieder in den Kasten, verschloß denselben und schob die Lade der Kommode wieder zu.

Mali hatte es gesehen.

Als die Rothaarige mit dem Briefe abging, warf sie noch einen blitzenden, begehrlichen Blick auf die Kommode, die den roten Lederkasten mit den Silberbeschlägen barg.

Lolo trat in das Empfangszimmer, in dem die Eheleute bereits erwartungsvoll auf dem Sofa saßen und das Harmonium geöffnet war.

Lolo zog erst die kleinen Register, mit denen sie am leichtesten fertig wurde, und versuchte einige Accorde. Es machte sich zur Not. Nach einem kurzen Vorspiel ging sie zu einem Choral über. Es war ein sehr gutes Instrument, und das ernste, schöne Kirchenlied erklang erhebend und feierlich. Johannes faltete die Hände, und Mathilde folgte seinem Beispiele. Die beiden saßen da, von der Schirmlampe matt beschienen, in dem schlichten, anspruchslosen Raume, in wahrhaft andächtiger Stimmung. Lolo war, als sie den Kopf seitwärts wandte, von dem Anblicke ganz gerührt. Sie versuchte die andern Stimmen des Instruments, spielte noch einen andern Choral, es gelang ihr gut; Johannes und Mathilde waren in wahrer Verzückung, und als sie nun, durch den Erfolg ermutigt, das volle Spiel zog und die kraftvollen Accorde des Lutherliedes mit gewaltiger Tonfülle erklingen ließ, da konnte der fromme Mann seine Begeisterung nicht mehr meistern, und mit seines Basses Grundgewalt setzte er ein: „Ein' veste Burg ist unser Gott“, und die gute, rundliche, kleine Frau Pastorin sang mit ihrem dünnen, meckernden Stimmchen mit.

Lolo kam dieses eigentümliche Konzert zunächst ein bißchen lächerlich vor; aber als sie sich wieder zu den beiden wandte, schämte sie sich dieser Anwandlung. Die harmlose Begeisterung der guten Leute war echt und lauter wie Gold.

„Und zum andernmal!“ rief der Pastor. Und Lolo spielte den Choral noch einmal und den dritten und vierten Vers; und mit einer Freudigkeit und Zuversicht sondergleichen, ja mit dem herausfordernden Trotze des siegesgewissen Streiters sang und rief Johannes: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib: laß fahren dahin, sie haben's kein'n Gewinn! das Reich muß uns doch bleiben!“

Und die Frau Pastorin sang mit ihrem zitternden Stimmchen immer mit.

Die weihevolle Stimmung wurde auf einen Augenblick durch Mali unterbrochen, die geräuschvoll eintrat. Sie glaubte, man habe sie gerufen. Die Pastorin schickte sie hinaus. Mali hatte sich geirrt.

Johannes war glücklich. Es war der schönste Abend, den der genügsame Mann seit langer Zeit verbracht hatte. Als Lolo aufstehen wollte, bat er sie beinahe zärtlich, noch weiter zu spielen. Das war Musik, wie er sie liebte, die Musik, die Dr. Martinus Luther gepflegt und die die Seelen erhob!

Lolo verstand, was er damit sagen wollte, und nach dieser Bemerkung setzte sie sich abermals an die kleine Orgel. Sie spielte, nach einem kurzen Präludium, eine eigentümlich feierliche Weise, die wie ein inbrünstiges Gebet anhob und wie mit jubelndem Danke für Erhörung schloß. Johannes hörte aufmerksam zu. Er war in der Kirchenmusik sehr bewandert. Diese Weise, die ihn mächtig zu ergreifen schien, kannte er nicht.

Er erhob sich und trat neben Lolo.

„Ah! das ist schön!“ sagte er in aufrichtigem Entzücken, während Lolo weiter spielte. „Ich erinnere mich nicht, dieses Lied schon gehört zu haben. Von wem ist es?“

„Von Georg Nortstetten“, rief Lolo, ohne sich in ihrem Spiele zu unterbrechen.

„So?“ sagte Johannes nachdenklich und lauschte andächtig den Tönen, die in mächtigem Strome durch den kleinen Raum rauschten.

„Sehr schön!“ wiederholte er noch einigemale. „Und wie lauten die Worte?“

Und Lolo begann noch einmal ihr Spiel, und mit ihrer silberhellen reizenden kleinen Mädchenstimme, bei deren Erklingen es den beiden über den Rücken lief, sang auch sie nun, der das Beispiel der Wirte Mut gemacht hatte, getrost und frei:

> „Herr, meine Burg, mein Fels, mein Trutz!
> O du mein Hort, mein Schirm und Schutz!
> Horn meines Heils, mein Stahl und Eisen!
> Du bist mein Gott! Dich will ich preisen!“

Es übermannte den Onkel Johannes, der mit leuchtenden Augen neben Lolo gestanden und dessen Herz sich voll reiner Freude zum Ueberströmen gefüllt hatte; und als sie nun aufstand, küßte er sie auf die Stirn und rief in Begeisterung aus: „Ich danke dir, mein Kind! Das war schön!“

Die Frau Pastorin, die gewohnheitsmäßig ihrem Manne folgte, küßte gleichfalls ihre junge Freundin und beteuerte ihrerseits, daß es sehr schön gewesen sei.

Von allen verwunderlichen Abenden, die Lolo im Pfarrhause verbracht hatte, war dieser für sie der verwunderlichsten einer. Sie vergegenwärtigte sich einen Augenblick, wie sie es wohl anfangen würde, wenn sie irgend einer ihrer Berliner Bekannten, Stephanie Wilprecht z. B., wahrhaftigen Bericht darüber zu erstatten hätte, und welche Wirkung sie damit erzielen würde. Sie würde sich unzweifelhaft überaus lächerlich dabei vorkommen und wahrscheinlich ausgelacht werden. Sie selbst hatte ja auch hier zunächst einen leichten Kitzel verspürt. Als sie aber die beiden ansah, war ihr das Lachen vergangen, und die kindliche Genügsamkeit der guten Leute, die rührende Aufrichtigkeit ihrer Freude hatte sie ergriffen. Und schließlich hatte sie

sich mit ihnen gefreut; und sie, die früher den Diener aus dem Vorzimmer entfernte und alle Thüren fest verschloß, wenn sie mit halber Stimme ein neues Lied durchging, hatte hier mit dem anspruchsvollen Vortrage einer Künstlerin vor Zuhörern gesungen, und es war ihr ganz und gar nicht lächerlich vorgekommen.

Die Schlafenszeit war hereingebrochen. Es war zehn Uhr geworden. Die Frau Pastorin pflegte das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Johannes wünschte den Frauen eine gute Nacht und sagte Mathilden, daß er noch einige Zeit in seinem Arbeitszimmer bleiben wolle.

Da saß er nun seit einigen Minuten.

Alle Freude war von seinem Gesichte gewichen. Ein unheimlich angstvoller Ausdruck lag auf seinen Zügen. Er konnte das Bild nicht bannen, das unverrückbar vor seiner Seele stand. Er sah sie, die liebliche, holde, junge Frau mit den seltsamen Augen, deren geheimnisvolles Flehen ihn immer entwaffnete, er sah sie an der Orgel, er hörte die feierlichen Töne ihres ergreifenden Spiels und hörte den keuschen Klang ihrer Stimme, die ihn mit einem ungekannten Wohlgefühle überschauert hatte. Waren seine Gedanken frei von allem Bösen und aller Unreinheit? Er blickte suchend um sich. Er blickte vertrauend nach oben. Auch dem Reinsten war der Versucher genaht. Nicht die Anfechtung war sündhaft; sündhaft war nur das Unterliegen! Er schlug die Hände zusammen und stützte die brennend heiße Stirn darauf: „Errette doch meine Seele aus ihrem Getümmel!"

Und mit tiefster Inbrunst betete er laut: „Und führe uns nicht in Versuchung!"

Nach einer Weile hob er den Kopf auf. Ihm war, als habe er die Stufen der Treppe unter einem leisen Tritte krachen hören. Er horchte auf. Nun war alles still. Es war wohl nur eine Täuschung gewesen.

Bald darauf stand er beruhigt auf, gefestigt durch seinen Glauben, mit dankerfülltem Herzen. Das Schreckgebilde, das ihn beängstigt hatte, war von ihm gewichen. Er wußte, daß er den Kampf mit den bösen Lüsten aufnehmen könne. Er war dazu gerüstet.

Es war schon spät geworden, als er sein Lager aufsuchte. — —

Johannes hatte sich übrigens nicht getäuscht. Die Stufen hatten wirklich gekracht.

Mali hatte schon, ehe sie den Brief zur Post bringen sollte, von der Frau Pastorin gehört, daß heute unten Musik gemacht werden solle. Das war etwas ganz Ungewöhnliches, und sie schloß daraus, daß die Herrschaften fürs erste beschäftigt sein und ihre längere Abwesenheit vom Hause nicht bemerken würden. Sollte es jedoch bemerkt werden, nun, so würde sie um irgend eine lügenhafte Ausrede nicht in Verlegenheit sein; schlimmsten Falls würde man sie wegjagen, und das wäre schließlich auch kein Unglück.

Sie hatte also den Brief in den Kasten geworfen und war dann in größter Hast zur Haltestelle der Pferdebahn gelaufen. Es war etwa um die achte Abendstunde. Sie war bis an die Wupperbrücke, welche die Grenze zwischen Elberfeld und Barmen bildet, gefahren und war dann rechts durch die Buschstraße auf die Höhe geklettert. Da war sie dann verschwunden, um einige Minuten später vor einem abseits vom Wege liegenden kleinen, schmutzigen, baufälligen Häuschen aufzutauchen. Sie reckte den Hals und sah durchs Fenster.

Zum Glück war er schon da.

Sie klopfte an die Scheiben. Die zehn oder zwölf Personen, die in der Stube zusammen hausten, blickten gleichzeitig auf.

„Jan!" rief sie. „Komm mal raus! Ich hab' dir was zu sagen!"

Ein langer, vierschrötiger Mensch, etwa zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahre alt, erhob sich sogleich und verließ seine Gesellschaft, die ihr Abendessen einnahm und die Schnapsflasche herumgehen ließ. Es waren sämtlich Fabrikarbeiter wie Jan Dülleßen, der Gerufene.

„Wo steckst du denn, Mali?"

„Hier! Schnell! Ich habe jetzt keine Zeit. Ich muß gleich mit der Pferdebahn zurück. Begleit mich. Ich sag's dir unterwegs."

Während sie wieder zur Wupperbrücke an der Grenze der Schwesterstädte hinabstiegen, erzählte Mali ihrem Geliebten, dem gleichfalls schon bestraften Jan Dülleßen, augenblicklich in der chemischen Fabrik von Fr. W. Nortstetten angestellt, daß sich jetzt ein feines Geschäft „drehen" ließe. Die fremde Dame aus Berlin, von der sie ihm schon erzählt, habe ihr ganzes Vermögen bei sich. Heute habe Mali es deutlich gesehen: einen großen Kasten mit silbernen Beschlägen, bis oben 'ran mit Papieren gefüllt; und Juwelen müßten auch drin sein: die Dame habe vor ihren Augen einen schönen Ring hinein gelegt. Jetzt werde Musik zu Hause gemacht. Mali machte sich anheischig, den Kasten gleich auf der Stelle aus dem Hause zu schaffen. Bis Köln könnten sie heute Abend ganz sicher noch kommen. Und da hätte sie Freunde, bei denen sie gut aufgehoben sein würden.

Ein Vermögen! Und wär's auch weniger gewesen, Jan Dülleßen hätte sich nicht besonnen. Die beiden fuhren mit dem nächsten Wagen auf der hinteren Plattform nach Barmen, ohne ein Wort weiter miteinander zu sprechen.

„Sie blasen und singen!" sagte Mali leise zu Jan. „Bleib du an der Ecke. Ich komme gleich wieder!"

Die Turmuhr schlug neun tiefe Schläge.

Während bei rauschendem Orgelklange der Pastor mit voller Baßstimme das Lutherlied sang, schlich Mali in das Speisezimmer, das auf den Hof hinausging und aller Wahrscheinlichkeit nach heute Abend nicht mehr betreten werden würde. Sie öffnete das eine Fenster, löste den Haken, der den grünen Laden mit dem Fensterkreuze verband, lehnte den geöffneten Fensterflügel nur an, so daß also das Zimmer von außen bestiegen werden konnte, und daß ihr für alle Fälle, wenn sie den Zug nach Köln nicht mehr erreichen oder sonst etwas Unvorhergesehenes dazwischen kommen sollte, der Rückzug offen stand, und kroch dann die Treppe hinauf.

Sie schlich in Lolos Zimmer, nahm den ziemlich

schweren Kasten aus der Kommode, deren Schublade sie leise wieder zurückschob, und schleppte ihn die Treppe hinunter.

Sie hatte die Hausthür schon aufgeklinkt, als die Musik plötzlich aufhörte. Schnell setzte sie den Kasten in die dunkle Ecke des Hausflurs. Sie fürchtete, daß die Gesellschaft aufbrechen und sie überraschen möchte. Auf alle Fälle würde es ja gut sein, wenn sie sich noch einmal zeigte. Sie öffnete also beherzt die Thür zum Empfangszimmer und fragte auf der Schwelle:

„Was ist gefällig, Frau Pastorin?“

„Wir haben dich nicht gerufen,“ versetzte Frau Mathilde mit einigem Unwillen.

„Ich hatte es ganz deutlich gehört.“

„Du kannst dich schlafen legen. Du weißt, morgen ist Wäsche. Um fünf mußt du unten sein.“

„Gute Nacht, die Herrschaften!“

„Gute Nacht!“

Mali blieb, das Ohr an der Zimmerthür, noch eine Weile stehen. Als die Orgel aufs neue begann, öffnete sie die Hausthür vollends, nahm den Kasten auf, trat hinaus, setzte den Kasten auf die Sandsteintreppe, schloß die Hausthür behutsam, band ihre Schürze ab, kauerte nieder, schlug den Kasten darin ein und belastete damit ihren breiten Schädel. Dann ging sie gemächlich über den kleinen Kirchplatz; an der Ecke wartete Jan Dülleſſen. Er lud das Paket auf seine stämmige Schulter, und die beiden gingen nun eiligst durch wenig belebte Straßen in der Richtung auf Elberfeld.

Sie nahmen ihren Weg auf der Höhe durch den jetzt völlig menschenleeren, finstern Hardter Busch. Aus dem Thale blinkten zu ihnen durch die Lichtungen die tausend leuchtenden Punkte aus der unabsehbar langen Häuserreihe der beiden langgestreckten Städte hinauf, über denen hie und da ein dunkelroter Feuerschein lag, der aus den Schornsteinen aufqualmte. Und am dunklen Himmel glänzten die Sterne.

Sie wechselten sich mit dem Schleppen des Kastens ab, sie rasteten keinen Augenblick, sie liefen wie gehetzt.

In kaum einer halben Stunde waren sie vor dem abseits gelegenen Häuschen unfern der Buschstraße angelangt, schnaufend, in Schweiß gebadet. In der unteren Stube wurde noch geraucht und geschnapst. Die beiden gingen leise über die wurmstichige Treppe zu einer Dachstube hinauf, in der drei Bettstellen so dicht zusammengepfercht waren, daß man sich nur mühsam hindurchdrücken konnte.

Er zündete ein Stümpchen Licht an, das in dem Halse einer Flasche stak, und schob den Riegel der Dachkammer zu. Mali hatte den Kasten schon aus der Schürze gewickelt und auf eines der Betten gestellt.

Jan nahm sein mächtiges Schnappmesser, trieb die breite Klinge mit Macht in die Fuge, stemmte sich mit aller Kraft darauf, und das ganze Schloß, das solchen Gewaltthaten zu widerstehen nicht bestimmt war, löste sich mit dem einen Rucke aus seiner hölzernen Umschalung und sprengte die lederne Verkleidung. Er hob den Deckel. Da lag der Ring. Er schob ihn schweigsam in die Seitentasche.

Nun zur Hauptsache, zu den Papieren. Die Rothaarige hatte sich mit lüsternem Auge über ihn gebeugt.

Was war das? Beschriebenes Notenpapier — noch immer Notenpapier! Nichts weiter! Papier zum Einwickeln, für das der Krämer fünfzig Pfennige gab! Und deshalb hatte er sich mit dem schweren Pack geschleppt! Deshalb rann ihm noch jetzt der Schweiß von der Stirn!

Eine sinnlose Wut befiel ihn. Er warf einen zornigen Blick auf Mali, die ganz verdutzt wie blödsinnig dreinschaute, und, ehe sie sich's versehen, versetzte er ihr einen Schlag ins Gesicht, daß sie rücküber taumelnd auf das Bett hinter sich stürzte.

„Dumme Gans!“ schrie er. „Man sieht doch erst nach!“

„Fläts!“ wimmerte Mali, ihre Hände wie zur Kühlung an das brennende Gesicht drückend.

War das der Lohn für aufopfernde Liebe?

Der Zwischenfall schien übrigens den Verkehr der beiden nicht merklich beeinflußt zu haben. Nachdem sie die Enttäuschung überwunden hatten, berechneten sie, daß der Schmelzmichel in Köln für die Silberbeschläge doch seine zehn, zwölf Mark geben, und daß der Ring vielleicht noch mehr bringen würde, wenn man ihn an einen Juwelier verkaufen könnte. Der Goldwert war zwar nicht groß, aber Jan glaubte, daß die Arbeit und der Stein gewiß gut bezahlt werden würden. Dann aber schnell weg damit, ehe die Leute Wind bekommen!

Jan war erst seit einem halben Jahre im Wupperthal, kein Mensch kannte ihn; er sah aus wie sehr viele andere. Es würde gewiß seine Schwierigkeiten haben, ihn unter den hunderttausend Arbeitern herauszufinden. Er wollte also schon morgen in der Mittagsstunde den Ring loszuschlagen suchen. Mali versprach er die Hälfte des Erlöses.

Mali trat nun sogleich den Rückweg an, nachdem sie sich von ihrem Freunde Jan herzlich verabschiedet hatte. Morgen Nacht wollte sie sich Bescheid holen und erzählen, wie die Sache zu Hause verlaufen sei. Um zehn Uhr lief sie davon, um halb elf war sie am Pfarrhause angelangt.

O weh! Der Herr arbeitete noch! In seinem Zimmer war noch Licht. Wie eine Katze kletterte sie geräuschlos über die niedrige Hofmauer. Ganz behutsam zog sie den angelehnten Laden an sich, stieg auf die gebogenen eisernen Stäbe, welche sich über die Fenster des Kellers wölbten, stieß das Fenster auf, umfaßte das Kreuz und schwang sich gewandt auf das Brett. Sie war in dem dunklen Speisezimmer. Sie schloß den Laden, hakte ihn ein, machte das Fenster zu, öffnete und schloß lautlos die Thür zum Flur und schlich nun, nachdem sie ihre Schuhe ausgezogen hatte, auf den wollenen Socken mit äußerster Vorsicht langsam die Stufen hinauf. Die oberen knackten einigemal verdächtig. Sie hielt an. Niemand regte sich. Sie war in ihrer Dachkammer, entkleidete sich und schlief sanft.

Am anderen Morgen stand sie um fünf am Waschtrog und sang . . .

In der vierten Nachmittagsstunde klopfte Lolo mit

schlotternden Knien an die Thür des Studierzimmers. Ihre Füße hatten sie kaum über die Stufen der Treppe getragen.

„Herein!“ rief der Pastor.

Sie wankte in das Zimmer und sah so verstört aus, daß Johannes erschrocken aufsprang und sie stützte. Sie ließ sich auf den Sessel fallen.

„Was ist denn geschehen?“ fragte der Prediger.

„Ich bin bestohlen! schändlich bestohlen!“ rief Lolo in tiefster Traurigkeit und Entrüstung. „Man hat mir das Liebste genommen, was ich habe!“

Und mit Mühe erzählte sie nun stockend, wie sie eben beim Oeffnen ihrer Kommode bemerkt habe, daß der große rote Lederkasten, den sie für die Partitur Georgs hatte anfertigen lassen, und in dem sie auch Georgs Ring bewahrte, verschwunden sei. Gestern Abend habe sie den Ring noch zum Siegeln benutzt und den Kasten verschlossen; das wisse sie ganz genau.

Ueber die Thäterin konnte ein Zweifel nicht bestehen. Der Pastor that alles, was er vermochte, um Lolo zu beruhigen. Da der Inhalt des Kastens für den Dieb wertlos sei, so sei alle Hoffnung vorhanden, daß sie wenigstens das Manuskript wieder erhalten werde. Er werde Mali schon dazu zwingen, die Wahrheit einzugestehen. Mit abermaligen Trostesworten bat er Lolo, in das Nebenzimmer zu treten und rief Mali.

Mit hochaufgestreiften Aermeln und noch feuchten Händen kam sie aus der Waschküche langsam herauf. Sie wußte ganz genau, um was es sich handelte, und war ganz ruhig.

Sie stand ihm gegenüber, Johannes faßte sie scharf ins Auge.

„Was hast du da für einen blauen Fleck?“

„Einen Fleck? Wo denn?“

„Mitten im Gesichte.“

„Ach so! Den Fleck! . . . da habe ich mich gestoßen, auf dem Boden, an einem Balken, es ist schon ein paar Tage her.“

„Mali!“ begann der Pastor nach einer kurzen Pause mit sehr ernster Stimme. „So haben denn alle meine Ermahnungen nichts gefruchtet! So hat dich unsere Güte nicht gerührt! So willst du denn durchaus ein verworfenes Geschöpf bleiben! So willst du denn in das Zuchthaus zurück, willst von den Menschen dir das teuerste Gut, die Freiheit, wieder rauben lassen und Gott im Himmel durch Uebertretung seiner heiligen Gebote aufs neue erzürnen, daß er dich strafe in der Ewigkeit! Mali! Du hast wieder gestohlen!“

„Ich, Herr Pastor?“

„Schweig!“ donnerte sie der Pastor an. „Du hast wieder gestohlen! In diesem Hause, das dich beherbergt hat, in dem du nur Gutes empfangen hast! Das ist eine schwere, eine verdammenswerte Sünde. Du hast damit schon die Strafe des irdischen Richters verwirkt. Ein Wort von mir, und sie wird wieder über dich verhängt. Du wirst ausgestoßen aus der Mitte der guten Menschen, und jetzt, da der Frühling lacht, und alles grünt und blüht, und die Vöglein singen, und alles sich seiner Freiheit freut — wirst du, eingesperrt in den vier grauen Mauern der Gefängniszelle, deine Missethat zu sühnen haben!“

Mali schluchzte.

„Und was ist das im Vergleich zu den Strafen der Verdammnis, die deiner harren, wenn du aus diesem Leben abberufen wirst? Da wird sein Heulen und Zähneklappern! Mali! Ich beschwöre dich, errette deine arme Seele!“

Mali schluchzte noch heftiger.

„Geh' in dich! Bereue deine arge Sünde! Bekenne sie frei und getrost! Siehe, ich will dir nochmals vergeben und zum himmlischen Vater für dich bitten, daß er dir deine Schuld vergebe, wenn du Buße thust, und daß er seine unerschöpfliche Gnade walten lasse über dir!“

„Aber wenn man doch nichts gethan hat, Herr Pastor!“ schluchzte Mali.

„Du hast aus der Kommode der Frau Ehrike einen ledernen Kasten entwendet! Wo ist er?“ schrie Johannes mit der vollen Kraft seines mächtigen Organs.

„Ich weiß es doch nicht! Was denn für ein Kasten?“ stöhnte Mali.

„Keine Ausflüchte! Wo ist der Kasten?“

„Aber Herr Pastor, was soll ich denn sagen, wenn ich's nicht weiß? Ich weiß ja von nichts!“

„Gestern Abend ist der Kasten noch dagewesen, jetzt ist er fort! Es ist kein Fremder über die Schwelle geschritten. Du hast ihn gestohlen! Leugne es nicht mit frecher Stirn! Du vergrößerst deine schwere Schuld noch mit der Lüge!“

„Aber, Herr Pastor, wenn ich den Kasten genommen hätte, dann müßte er doch noch da sein! Ich bin doch nicht aus dem Hause gekommen! Ich habe mich um neun Uhr schlafen gelegt und bin seit heute früh in der Waschküche! Wo soll er denn geblieben sein? Wenn ich ihn hätte, würde ich's ja sagen. Aber Sie glauben mir nicht! Wenn man sich mal was hat zu schulden kommen lassen, dann soll man gleich alles gewesen sein!“

Mali heulte laut, während sie die letzten Worte sprach. Es war ihr nichts bewiesen. Die Beschuldigung kränkte sie aufs tiefste.

„So geh! Du verworfenes Geschöpf! Ich gebe dir noch eine kurze Frist. Ueberlege es dir noch einmal! Bleibst du verstockt, so übergebe ich dich heute Abend noch dem Gerichte! Geh!“

Mali nahm die Schürze vor die Augen und schlich davon. Sie wußte, daß ihre Sachen untersucht werden würden. Sie war unbesorgt. Das Falzbein hatte sie schon am frühen Morgen in die Senkgrube geworfen. Sie würden nichts finden.

Etwa zwei Stunden später kam ein Brief des Geheimerats Nortstetten, den ein Bote überbrachte und auf den er die Antwort erwarten sollte. Der Geheimerat bat, da er „aus begreiflichen Gründen“ jetzt nicht in das Pfarrhaus kommen wollte, seinen Bruder, sobald wie möglich sich in das Lesezimmer des Evangelischen Vereinshauses zu begeben, um in einer äußerst dringlichen Angelegenheit sogleich mit ihm zu sprechen. Der Bote war mit dem Bescheide, daß der Pastor ihm auf dem Fuße folgen werde, vorangeeilt.

Was war geschehen?

Jan Düllessen hatte mit jener unbegreiflichen Frechheit und Dummheit, die ein jedes Verbrechen begleiten, um Mittag den Ring einem Goldschmied auf dem Hofkamp zum Verkauf angeboten. Der Goldschmied hatte nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß der Ring gestohlen war. Mit einem Blicke hatte er seiner Frau anempfohlen, gut aufzupassen und war dann, angeblich um den Wert des Ringes zu prüfen, nebenan in die Werkstatt gegangen.

„Folgen Sie unbemerkt dem langen Kerl, der mir den Ring verkaufen will," hatte er seinem Arbeiter zugeflüstert.

Darauf war er in den Laden zurückgekehrt, und sie waren um den Preis von zwanzig Mark handelseins geworden.

Jan ging ruhig frühstücken. Der Goldarbeiter trank sein Glas Bier an einem anderen Tische. Nach dem Frühstück kehrte Jan in die Fabrik zurück. Der Goldarbeiter folgte ihm.

Am Eingange fragte er den Aufseher hastig: „Wie heißt der Arbeiter? Der Lange da, der jetzt über den Hof geht?"

„Der da? Das ist der Jan von Gräfrath! Weshalb?"

„Also Sie kennen ihn?"

„Den soll ich wohl kennen."

„Ist der Herr auf dem Comptoir?"

„Gewiß!"

„Ich muß ihn auf der Stelle sprechen."

„Da drüben im weißen Hause, eine Treppe hoch, geradeaus!"

Der Goldarbeiter teilte nun dem Geheimerat mit, daß vor einer halben Stunde ein Arbeiter seiner Fabrik, den der Aufseher kenne, einen alten Ring verkauft habe, der wahrscheinlich gestohlen sei. Der Geheimerat setzte den Hut auf, stellte den Namen und die Wohnung des Verdächtigen fest und begab sich, von dem Gesellen geführt, geradenwegs zum Goldschmied. Aufs höchste war er erstaunt, als er in dem Ringe mit dem Haupte der Medusa mit aller Bestimmtheit denselben erkannte, den er vor einigen Jahren seinem Sohne Georg geschenkt hatte. Er löste den Ring aus und begab sich zur Polizeibehörde. Um halb drei saß Jan schon hinter Schloß und Riegel, und die gleichzeitig auf Wunsch des Beamten in Gegenwart des Fabrikherrn vorgenommene Haussuchung hatte zu einem für den Geheimerat noch überraschenderen Ergebnisse geführt: zu der Auffindung eines stark beschädigten Lederkastens, von dem alle Beschläge abgerissen waren, mit dem Manuskript der Oper „Bath-Seba". Der Kasten war im Strohsacke eines Bettes versteckt worden.

Auf die telegraphische Anfrage war um halb sechs von Georg die Antwort eingetroffen: „Habe Ring und Partitur meiner Braut geschenkt."

Mit diesem Bescheide war nun der Geheimerat nach Barmen gefahren und hatte den Pastor im Vereinshause erwartet.

Die Brüder hatten nur eine kurze Unterredung. Wenn der Zusammenhang zwischen Mali Nückes und Jan Düllessen nachgewiesen werden konnte, so reihte sich ein Glied an das andere und die Kette des Beweises war vollkommen geschlossen.

„Eine Zusammenkunft mit Frau Ehrike wird sich nach diesem unliebsamen Vorfalle kaum noch umgehen lassen," sagte Friedrich mühsam. „Und vor dem Richter möchte ich der künftigen Frau meines Sohnes nicht zum erstenmal wieder begegnen."

Johannes nahm die Gelegenheit wahr, um mit ungewöhnlicher Wärme für Charlotten zu sprechen. Sie sei ein edles, durchaus gut geartetes, vornehmes Wesen, die Freude seines Hauses! Er wie Mathilde hätten sie wahrhaft liebgewonnen. Die schwere Schuld, die sie begangen habe, falle vornehmlich denen zur Last, die es verabsäumt hätten, die gute Seele auf die rechte Bahn zu leiten. Auch jetzt sei sie noch ganz von den Banden der Weltlichkeit umschlossen. Aber sie sei aus so reinem, lauterem Stoffe, so frei und wahrhaftig, daß er nicht um ihr Heil bange. „Wir haben noch keinen Augenblick bereut, Charlotten zu uns genommen zu haben. Sie gewährt uns eitel Herzensfreude; sie ist uns eine liebe Freundin geworden, die unser Haus mit der Freundlichkeit ihres Wesens füllt und unserem Dasein Frische und Fröhlichkeit gibt. Hätte uns der Himmel eine Tochter geschenkt, eine so geartete würde ich von ihm erbeten haben. Denn ich habe nichts an ihr erfunden, was nicht echt und köstlich sei!"

Sie kamen überein, daß der Geheimerat morgen Nachmittag seinen Bruder besuchen werde.

(Schluß folgt.)

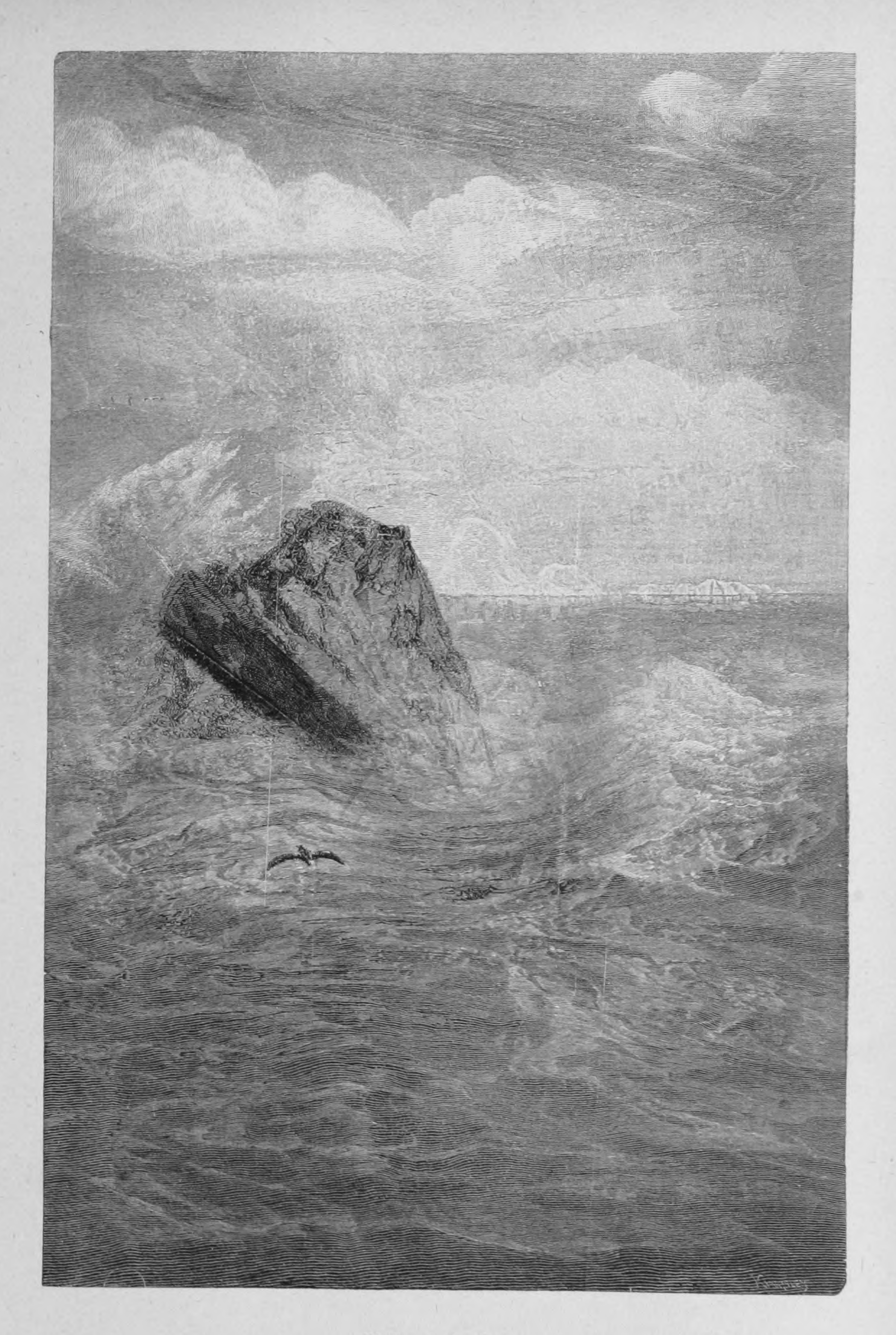
Nacht.

Von J. J. David.

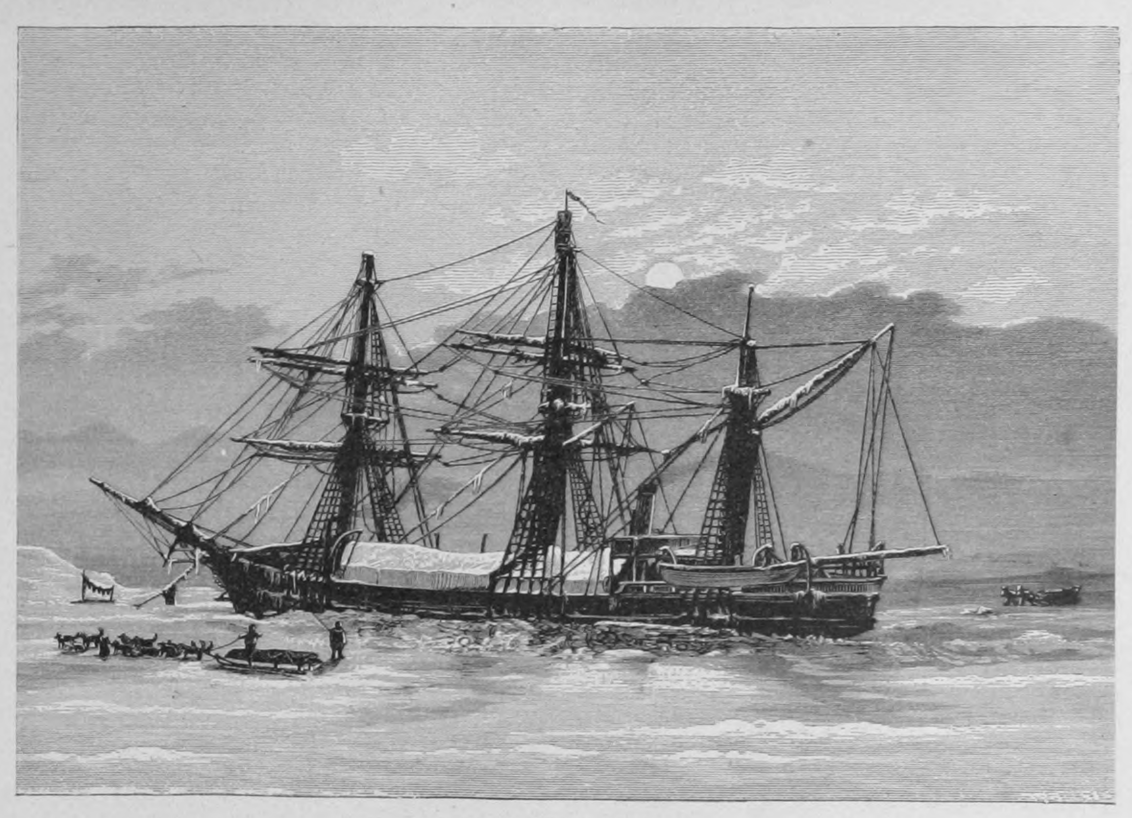
Schon deckt beschattend dein Gefieder
Des Tages Licht, du nahst mit Macht,
Auf starken Schwingen steigst du nieder,
Du meine Mutter, stolze Nacht!
Nun öffnen sich der Seele Pforten,
So streng geschlossen kurz zuvor,
Und meinem Gram und seinen Worten
Leihst du dein mir geneigtes Ohr.

Nun stehn die Gassen ernst und düster,
Und, wie in ewig regem Leid,
Haucht sein verhallendes Geflüster
Dein Wind durch deine Einsamkeit:
Nun deckt das Kleine ernst dein Schleier —
Den Blick beirrte es zuvor,
Doch riesenhaft und ungeheuer
Wächst wahrhaft Großes nun empor.

Ich liebe dich, bin dir entsprungen
Und hass' den Tag, so laut und dreist.
Das Wenige, das mir gelungen,
Du gabst es dem verwandten Geist;
Dein Anhauch ist es, der zur Lohe
Der Seele trübes Licht entfacht —
Sei mir gegrüßt, ersehnte, hohe,
Sei mir willkommen, liebe Nacht!



Welleneinsamkeit.



Die „Vega“ im Winterquartier (S. 972).

Ein weltgeschichtliches Problem.

Von

Friedrich von Hellwald.



Samojedische Frauenhaube (S. 974).

Die große österreichisch-ungarische Expedition des „Tegetthoff“ unter Payer und Weyprecht bildet einen Markstein in der Geschichte der Polarforschung, insofern, als ihren Führern ein ideales Ziel vorschwebte, welches zu erreichen ihnen allerdings nicht vergönnt gewesen, das aber, jahrhundertelanger Vergessenheit anheimgefallen, zum erstenmal wieder aufgenommen zu haben ihr unvergängliches Verdienst bleibt; ich meine die schon von den holländischen Seefahrern des sechzehnten Jahrhunderts versuchte nordöstliche Durchfahrt. Denn in der Absicht der österreichischen Offiziere lag es gar nicht, wie ich an einem anderen Orte ausführlich dargethan [1]), in möglichst hohe Breiten zu gelangen, sondern vielmehr eine genau begrenzte geographische Aufgabe zu lösen; sie wollten versuchen, in nordöstlicher Richtung vorzudringen, womöglich bis zu den neusibirischen Inseln; der Rückzug aber durch die Beringsstraße, obwohl wenig wahrscheinlich, bildete das ideale Ziel der Expedition. Was den tapferen Männern durchzuführen versagt war, das glückte in den nächstfolgenden Jahren jenen, welche den Gedanken aufnahmen und sich allmählich zu den eigentlichen Trägern desselben machten. Ermutigt wurden sie hierzu durch die damals scheinbar erfolgte Erschließung der Kara-See, welche so recht eigentlich als der Schlüssel, als die Durchgangspforte zur Nordostpassage zu betrachten ist. Während den Oesterreichern der Weg um Nowaja Semljas Nordspitze vorschwebte, konzentrierten ihre glücklicheren Nachfolger alle Aufmerksamkeit auf

---

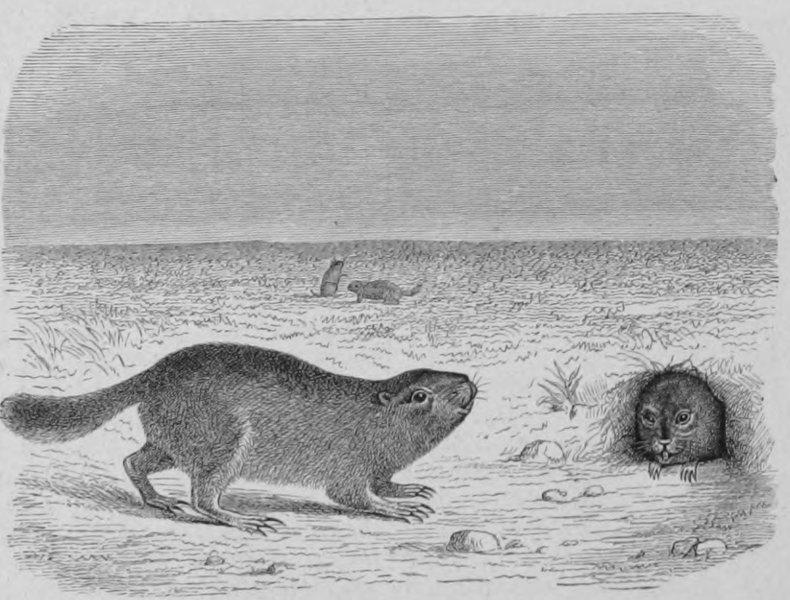
[1]) Friedrich von Hellwald. Im ewigen Eis. Geschichte der Nordpolfahrten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Stuttgart. 1881. 8°.

die kürzere Route durch das Karische Meer, wobei man, wie vor 300 Jahren von Handelsinteressen geleitet, hauptsächlich die Möglichkeit der Herstellung eines Handelsweges zwischen dem Norden Europas und den bis tief in das Herz von Asien hineingreifenden Stromsystemen Sibiriens im Auge hatte. An der Spitze dieser Bestrebungen stand der hochverdiente Polarforscher und geniale Professor Adolf Erik Nordenskjöld in Stockholm, welcher sehr bald auch mit Unterstützung des hochherzigen Kaufherrn Oskar Dickson in Gotenburg zwei Expeditionen zustande brachte, mit denen es ihm auch 1875 und 1876 in der That gelang, die Jenisseimündung zu erreichen. Nun plante Nordenskjöld ein noch viel großartigeres, umfassenderes Unternehmen: das Forcieren der Nordostpassage, was die Umschiffung von ganz Asien zur Folge haben mußte. Der glückliche Erfolg dieser Expedition sicherte Nordenskjöld für alle Zeiten einen der höchsten Ehrenplätze in der Geschichte der Polarfahrten, und gern benutze ich das Erscheinen eines diese Fahrt schildernden trefflichen Berichtes [1]) — dem auch die Illustrationen entnommen sind — um unserem heutigen rasch lebenden und schnell vergessenden Geschlechte das Andenken an jene große zeitgenössische That wachzurufen. Dabei ist es mir weniger um eine Erzählung der, wie es der Natur der Sache nach nicht anders sein kann, ziemlich einförmigen Erlebnisse, als um die Resultate zu thun, welche die schwedische Expedition nicht bloß auf geographischem, sondern auch auf dem Gebiete der Völkerkunde einsammeln konnte.



Erste zum Andenken an die Vegafahrt geschlagene Medaille (S. 986).

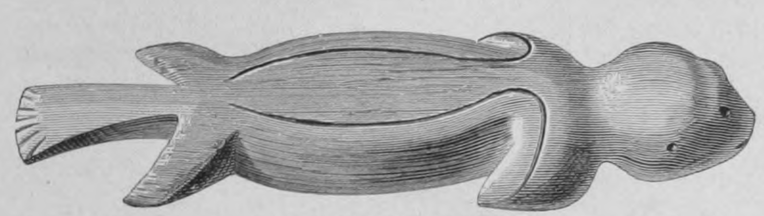
Als einziges für diese Forschungsreise in Aussicht genommenes Fahrzeug wurde das Walfischfahrer-Dampfboot „Vega" für die Zwecke der Expedition angekauft. Dasselbe, ein sehr starkes, aus Eichenholz gebautes und auswendig noch mit einer 10 cm dicken Schichte von westindischem Holze gepanzertes Schiff hatte 500 t Gehalt und eine Maschine von 60 Pferdekräften. Die „Vega", welche sich, wie wir gleich beifügen wollen, trefflich bewährte — wir zeigen dieselbe in ihrem Winterquartiere (S. 969) — war ganz vorzüglich eingerichtet, nahm außer dem erforderlichen Kohlenquantum, um etwa 15 000 km zurückzulegen, Mundvorrat auf zwei Jahre an Bord und segelte am 4. Juli 1878 von Gotenburg ab. Schon am 19. August erreichte sie Kap Tscheljuskin, die nördlichste Spitze



Murmeltier vom Tschuktschischen Land (S. 985).

[1]) E. Erman. Nordenskjölds Vegafahrt um Asien und Europa. Nach Nordenskjölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1886. 8°.

der Alten Welt. Diese, das Promontorium Tabin des Plinius, war nur einmal, im Jahre 1742, vom Lieutenant Tscheljuskin, nach dem es benannt wurde, über Land mit Schlitten erreicht worden, aber seit drei


Schnitzerei der Tschuktschen (S. 985).

Jahrhunderten waren alle Versuche gescheitert, zu Wasser dahin zu gelangen, bis Nordenskjöld das Problem löste. Auf dem Wege dahin waren die Schweden wiederholt mit dem Polarvolke der Samojeden in Berührung gekommen, hatten auch ihren Quartieren manchen Besuch abgestattet. Lediglich für den Sommer bestimmt, zeigen diese auf einem Stangengerüst von konischer Form aus Renntierfellen und Birkenrinde hergestellten Behausungen keinerlei Sorgfalt in der Ausführung, geschweige denn den Versuch irgend welchen Schmuckes. Das Höchste, was einige unter ihnen an Pracht und Komfort aufzuweisen hatten, war die Abtrennung eines besonderen kleinen Schlafraumes durch einen Vorhang aus buntem Baumwollstoff. In der Mitte des Zeltes auf dem Boden befindet sich der Feuerplatz; ein Loch im Dache darüber dient zu der natürlich nur mangelhaften Ableitung des Rauches. Die Anwesenheit der Fremden lockte die Mehrzahl der Zeltbewohner ins Freie und vermochte viele von ihnen sogar, festliche Kleider anzulegen, namentlich Weiber (S. 981), deren eigenartiger Feiertagsschmuck sie zum Gegenstande des Interesses für die Reisenden machte. Hier zeigten sich in der That Proben eines gewissen Schönheitssinnes und einer Kunstfertigkeit, die nach dem, was man sonst von samojedischer Arbeit gesehen hatte, wohl überraschen konnten. Die ziemlich langen, den Oberkörper fest umschließenden Kleider waren aus so dünnem Renntierfell hergestellt, daß sie von der Mitte an in weichen, regelmäßigen Falten herabfielen. Um den Rock zogen sich zwei oder drei verschiedenfarbige Streifen von langhaarigem Hundefell, die wie breite Fransen aussahen und zwischen denen wiederum Borten von grellgefärbten Zeugstücken aufgenäht waren. Die Füße steckten in hohen, meist recht geschmackvoll ausgenähten und gestickten Stiefeln aus Renntierfell. Höchst auffallend aber erschien die ungemein kunstvolle Art des Kopfputzes (S. 969), der mit seinen Perlen, Knöpfen und Metallzieraten aller Art schon im Sommer, wenn die Weiber mit unbedecktem Haupte gehen, keine


Angelnde Tschuktschen.

ganz geringe Last sein mag. Im Winter aber haben sie an ihrer Tracht noch weit schwerer zu tragen; denn die dicke und sehr warme, mit Hundepelz verbrämte Haube aus Renntierfell, die dann zu dem übrigen Kopfputz hinzukommt, muß, um den Anforderungen der samojedischen Mode zu genügen, am unteren Saume mit einem Gehänge von Perlenschnüren und an Riemen befestigten, schweren Messing- und Kupferplatten verziert sein, durch das sie nicht selten ein Gewicht von mehreren Pfunden erhält.

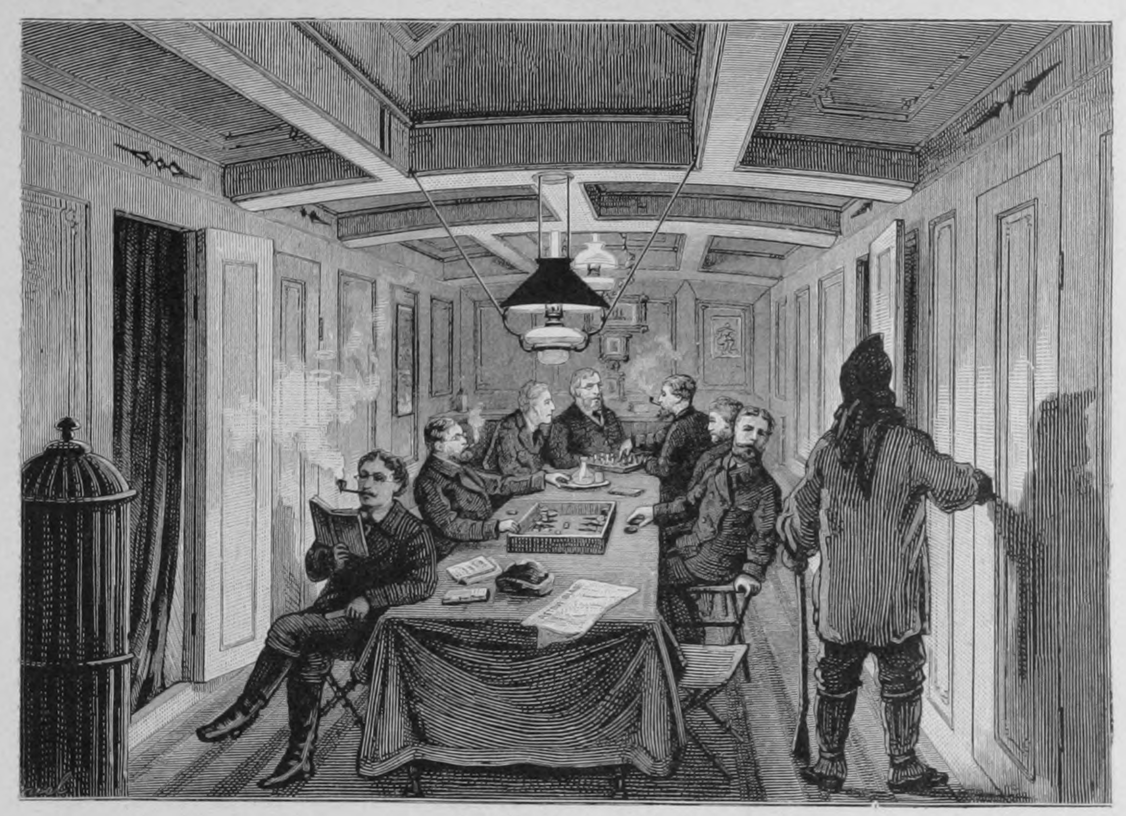

Schnitzerei der Tschuktschen (S. 985).

Schon am 20. August wurde die Reise wieder fortgesetzt und der Weg von Osten aus südwärts genommen, aber alsbald stellte sich Treibeis ein und zeigte es sich als unmöglich, in dieser Richtung weiter vorzudringen. Die „Vega" versuchte nun nordwärts zu segeln und bekam auch wirklich das nordöstliche Ende der Halbinsel Taymir in Sicht. Am 27. August lief die „Vega", welche bis dahin noch ein kleineres Fahrzeug begleitete, als die ersten je von Europa kommenden Schiffe im Delta der Lena ein, wo sie sich trennten, das eine, um den Lenastrom aufwärts zu fahren, die „Vega" aber um ihre Reise nach Osten fortzusetzen. In der ersten Zeit ging die Fahrt auch ziemlich gut, obgleich man mit Eis und Sandbänken zu kämpfen hatte. Aber der eisfreie Strich an der Küste, welcher das Fortkommen von der Mündung der Lena ermöglichte, hörte bei den Baranowinseln auf, welche am 3. September passiert wurden. Seitdem hatte man dichtes Treibeis, durch welches vorzudringen beschwerlich war. So ging es bis Kap Jakan, wo man drei Tage liegen mußte. Diese Stelle wurde am 11. September verlassen und nach einer schweren Fahrt gelangte die „Vega" am 13. nach Kap Nord, wo sie bis zum 18. durch Eis zurückgehalten wurde. Danach vermochte die Expedition des Eises wegen nur den einen oder anderen Tag vorwärts zu dringen. Am 28. September erreichte sie die Koljutschinbucht in 67° 6′ n. Br. und 173° 30′ ö. L. v. Gr. Wäre sie hier nur einige Tage früher eingetroffen, so hätte die „Vega" noch die Beringsstraße in jener Saison erreicht. So war das Schiff bei Tagesanbruch eingefroren und die Besatzung mußte sich zur Ueberwinterung einrichten, wofür übrigens auf das trefflichste vorgesorgt war. Unsere Abbildung gibt uns einen guten Begriff von der Wintertracht der Schiffsmannschaft (S. 982). Außer warmen Ueberkleidern, wie man sie zur Winterszeit auch in der schwedischen Heimat zu tragen pflegt, hatten Nordenskjöld und sein Lieutenant Palander einen außerordentlich reichen Vorrat an dicken, guten wollenen Unterkleidern angeschafft, die wie sie aus eigener Erfahrung wußten, den wichtigsten Bestandteil jeder Polartracht ausmachen. Lappische Päske nebst den dazu gehörigen „Bellingar" (den Leggins der Engländer) waren nebst einer großen Anzahl verschiedener anderer Pelze für einen jeden vorhanden. Ein ungemein zweckmäßiges und von Mannschaft und Offizieren mit besonderer Vorliebe benutztes Kleidungsstück war aber die sorgfältig gearbeitete, mit zahlreichen Taschen versehene Bluse aus Segeltuch, welche, über die gewöhnliche Seemannskleidung gezogen, gegen Wind und Schneegestöber gute Dienste leistete. Als Fuß-


Reitinacka (S. 983).


Tschuktsche in einem Regenrock aus Seehundsdärmen (S. 978).


Schnitzerei der Tschuktschen (S. 985).



Der Offiziersalon der „Vega".

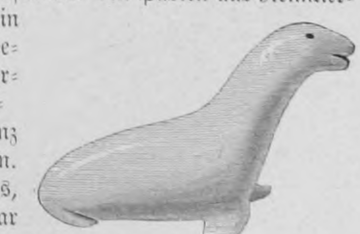
bekleidung wurden fast ausschließlich große Stiefeln aus Segeltuch mit Ledersohlen benutzt, die mit trockenem Riedgras oder Segge (Carex vesicaria) ausgelegt wurden. Dank allen diesen wohlüberlegten Schutzmaßregeln hatte der Schiffsarzt Dr. Almquist während des ganzen Winters auch nicht einen einzigen Fall schwerer rheumatischer Leiden oder irgendwie bedenklicher Frostschäden zu verzeichnen. Die „Vega" lag übrigens geschützt und sicher, zwar nicht in einem Hafen, sondern etwa 1 km von der Küste entfernt an einem seichten Strande, befestigt an Grundeis, bei Serdze Kamen (dem Herzfelsen), der Nordostspitze der Tschuktschen-Halbinsel, nahe am Ostkap und von der Beringsstraße nur 180 km entfernt. Die Ueberwinterung sollte freilich viel länger dauern, als Nordenskjöld und seine Schweden erwartet hatten, denn volle 294 Tage rührte sich das Schiff nicht von der Stelle. Trotz der sehr strengen Kälte bot aber diese lange Ueberwinterung nichts Schreckliches. Im Offiziersalon der „Vega" sah es des Abends, wenn die Mitglieder des Expeditionsstabes beisammen saßen und lasen oder am Spiele sich ergötzten, sogar recht gemütlich aus (s. o.). Auch waren die Schweden nicht, wie so viele andere Polarfahrer, lediglich auf sich allein angewiesen, denn die nahe Küste war von Tschuktschen besiedelt, welche ihnen einen interessanten Stoff zum Studium boten. So gestaltete sich denn die Ueberwinterung eigentlich bloß zu einer starken Geduldsprobe.

Tschuktschische Puppe (S. 983).

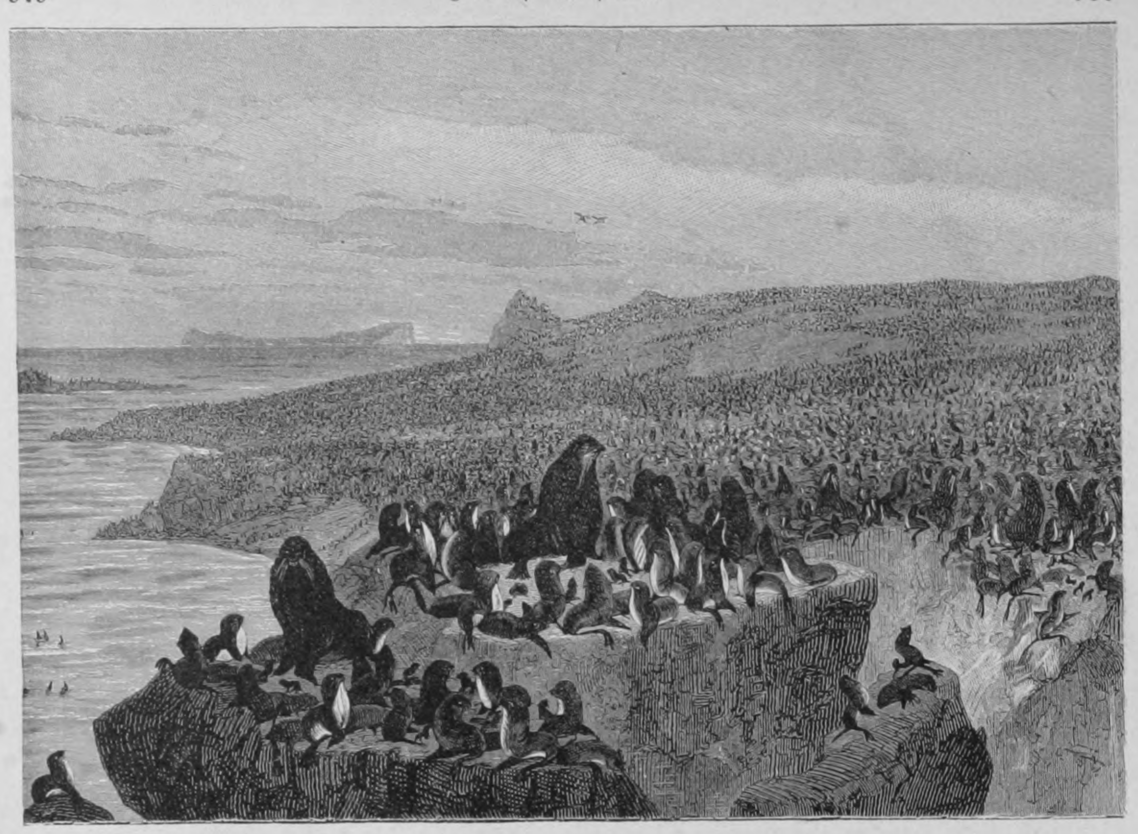


Schnitzerei der Tschuktschen (S. 985).

Schon von Kap Schelagskoi ab war die Küste dicht mit Tschuktschendörfern, aus 5 bis 15 Zelten bestehend, besetzt und die Eingeborenen traten sehr bald zu den Seefahrern in recht freundliche Beziehungen. Da sie nicht russisch verstanden oder sprachen, war anfangs die Verständigung schwierig, doch machte sich Lieutenant Nordquist, einer der Gefährten Nordenskjölds, sofort daran, ihre Sprache zu erlernen und fertigte in Bälde ein schwedisch-tschuktschisches Vokabular von über 300 Wörtern an. Den Gelehrten war den langen Winter über dieses Polarvolk zu studieren reichlich Gelegenheit geboten. Viele von ihnen waren große, starke und wohlgewachsene Männer, die in enganliegenden Lederhosen und den Päsken aus Renntierfell, einige auch in kunstvoll aus Seehundsdärmen hergestellten Regenröcken (S. 976), ganz stattlich aussahen. Ihr sehr dichtes, blauschwarzes Haar war, mit Ausnahme



Schnitzerei der Tschuktschen (S. 985).



Rookery auf der St. Pauls-Insel, einer der Pribylow-Inseln (S. 986).

einer etwa 4 cm breiten und über die Stirn herabgekämmten Franse, ganz kurz abgeschnitten. Der Gesichtstypus erschien den Reisenden weniger widerwärtig, als jener der Samojeden und Eskimos. Unter den jungen Weibern gab es sogar einige, die im Gegensatz zu den Samojedinnen ziemlich reinlich und mit ihrer hübschen, fast weißroten Gesichtsfarbe durchaus nicht ganz häßlich zu nennen waren. Die Frauen waren alle mit schwarzen oder dunkelblauen Strichen über Stirn und Nase, einer Menge ähnlicher Striche auf dem Kinn, sowie mit einigen Verzierungen auf den Wangen tättowiert. Bei den Männern, unter denen einige ganz blonde Individuen, wahrscheinlich Abkömmlinge von russischen Ueberläufern oder Kriegsgefangenen, besonders auffielen, war von Tättowierung nichts zu sehen. Die Mitglieder der Expedition, Offiziere und Mannschaft,

Schnitzerei der Tschuktschen (S. 985)



Feuerbohrer (S. 985).

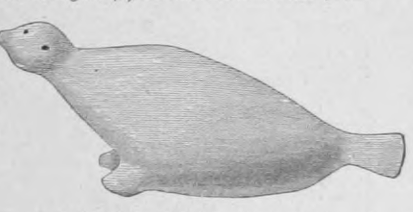
wurden bald ganz heimisch in den Zelten der Tschuktschen und wohlvertraut mit vielen ihrer Sitten, in denen freilich so manches war, woran sich die Sinne des gebildeten Europäers nicht zu gewöhnen vermochten. Dazu gehörte neben dem Thrangestank und der anderweitig verdorbenen Luft im inneren Zeltraume die Unsauberkeit der Leute an sich. Infolge der Schwierigkeit, sich während des Winters durch Schmelzen von Schnee über einer Thranlampe Wasser zu verschaffen, kann bei den Tschuktschen zu dieser Jahreszeit eine Waschung des Körpers nicht in Frage kommen. Nur von den Gesichtern peitscht zuweilen das Schneegestöber den gröbsten Schmutz hinweg, freilich indem es sie dabei oft anschwellen macht und mit Frostwunden bedeckt. Die Kleider werden selten gewechselt, und selbst dann, wenn die äußere Kleidung rein und neu war, konnte man sicher sein, daß die Untergewänder schmutzig und voll Ungeziefer waren. Daß es auch auf den Köpfen der Leute, namentlich in den langen Haaren der Weiber an Parasiten nicht fehlte, versteht sich von selbst. Dem Kämmen und Ordnen ihres straffen schwarzen Hauptschmuckes liegen die tschuktschischen Schönen nicht gerade häufig, aber stets mit großer Andacht und Wichtigkeit ob, wobei alle die lebenden Wesen, welche

der Kamm herausbefördert, gesammelt und getötet, wenn nicht gar gegessen werden. Letzteres ist nach tschuktschischer Ansicht nicht nur wohlschmeckend, sondern


Samojedische Frauentracht (S. 973).

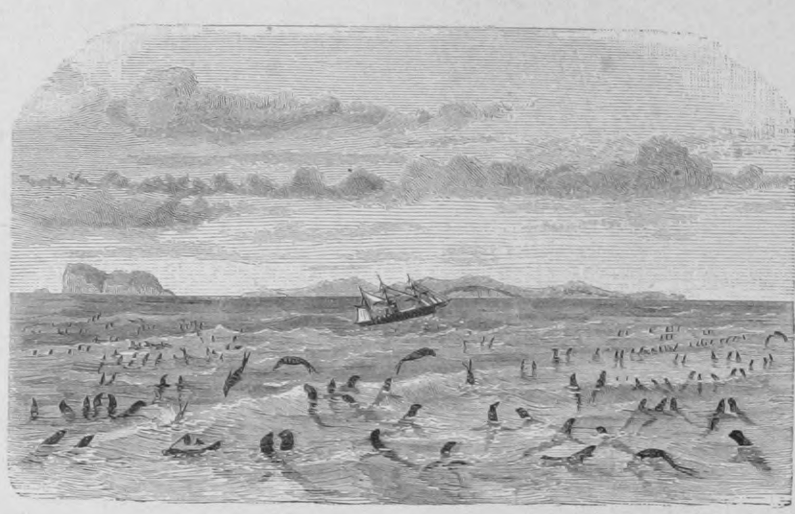
auch höchst gesund für die Brust. Bei den Mahlzeiten geht oft ein Leckerbissen von Mund zu Munde; jeder kaut und saugt so lange daran, als es die Ungeduld seines Nebenmannes zuläßt. Die Speisegefäße werden auf die mannigfachste Art gebraucht und selten oder nie gereinigt, nur gelegentlich einmal von den Hunden ausgeleckt. Als Gegensatz zu all diesen und ähnlichen nicht schönen Sitten muß aber auch gewisser Ordnungsmaßregeln gedacht werden, auf deren Befolgung in allen Zelten strenge gehalten wird. So ist es z. B. nicht gestattet, auf den Fußboden zu spucken, sondern es muß dies in ein besonderes Gefäß geschehen. In jedem Außenzelte liegt ein eigens zugeschnitztes Renntiergeweih, womit der Schnee von den Kleidern der Eintretenden geklopft wird. Vor dem Betreten des inneren Zeltraumes werden die Ueberpäske gewöhnlich abgelegt, die Fußbekleidung aber stets sorgfältig von Schnee gereinigt.

Was das Leben der Zeltinsassen betrifft, so herrscht innerhalb der Familien die größte Eintracht. Bei ihren zahlreichen Besuchen hörten die Schweden auch nie ein hartes Wort zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern, ja selbst nicht zwischen dem verheirateten Paare, dem das Zelt gehörte, und den unverheirateten Mitbewohnern. Das Ansehen der Weiber scheint allenthalben ziemlich groß zu sein; sie wurden bei jeder wichtigeren Angelegenheit um Rat gefragt und schienen freie Verfügung über einen großen Teil des gemeinsamen Besitzes zu haben. Freilich verlangt auch die Menge der ihnen obliegenden Arbeit oft genug die größte Anstrengung; denn im Zelte ist der Mann meist unbeschäftigt. Wenn er nicht in aller Gemächlichkeit sein Jagdgerät in Ordnung bringt, schläft, ißt oder einmal mit den Kindern plaudert, kauert er stundenlang schweigend und wie im Halbschlummer am Boden, die kleine Pfeife im Munde, die, wenn der Vorrat an russischem oder amerikanischem Tabak erschöpft ist, mit einem einheimischen Surrogate gefüllt wird. So lastet eben alle Arbeit auf den Hausmüttern, welche übrigens nebst ihren Kindern — und zwar die letzteren oft schon als Säuglinge — ebenso leidenschaftlich rauchen als die Männer. Die Kinder, meist weniger mutwillig und ausgelassen als die europäischen, treiben doch ungefähr dieselben Spiele, die unter unseren Landkindern gebräuchlich sind. Aber auch an richtigen Spielsachen

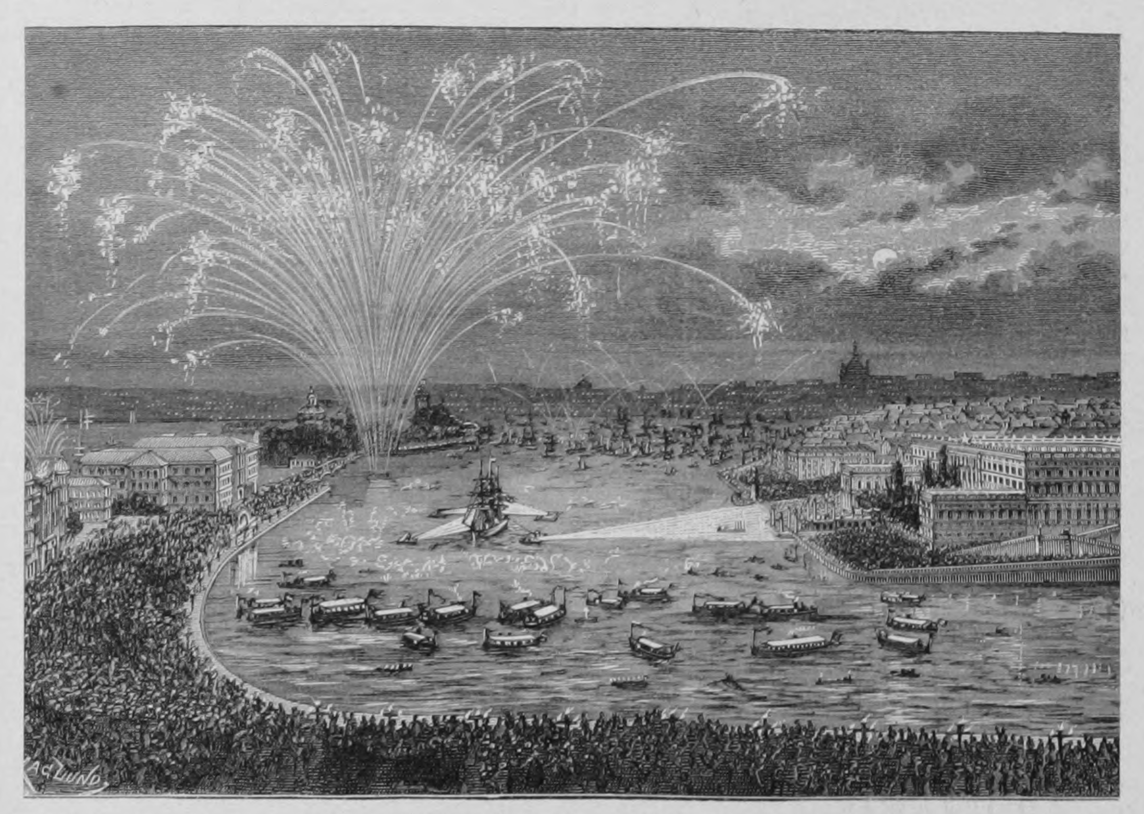

Schnitzerei der Tschuktschen (S. 985).


Wintertracht der Schiffsmannschaft (S. 976).

fehlte es ihnen nicht; sie hatten Puppen (S. 977), kleine Bogen und Pfeile, zweiflügelige Windmühlen u. dgl. Erhielten die Eltern einen Leckerbissen, so bekam jedes Kind seinen Teil davon, ohne daß jemals Streit über die Größe der verschiedenen Anteile entstand. Unter diesen Kindern hatten die Leute der „Vega" ihre besonderen Lieblinge, mit denen sie sich viel abgaben; vor allen anderen aber wurde „Reitinacka" (S. 975) verzogen, ein zehn- bis zwölfjähriges munteres und neckisches Mädchen, deren ganze Familie auf der „Vega" in hoher Gunst stand. Namentlich ihre zwanzigjährige Schwester war eine der wenigen von der Schiffsmannschaft anerkannten tschuktschischen Schönheiten. Die junge Frau des Tschuktschen Notti galt ebenfalls als „Beauté"! Beide waren, wie die jüngeren Weiber überhaupt, durchaus sittsam, wenn auch keineswegs frei von einer bald mehr, bald minder scharf hervortretenden, echt weiblichen Gefallsucht. Die Männer legen ihrerseits einen starken Hang zur Trunksucht an den Tag. Daß bei ihrem beständigen Begehren nach Branntwein sie mehr den Rausch an sich, als die Befriedigung ihres Geschmackes im Auge hatten, geht daraus hervor, daß sie sich oft als Bezahlung so viel Branntwein auszubedingen versuchten, als nötig war, um sie vollkommen zu berauschen. Als Nordenskjöld sich einmal geneigt zeigte,



Seebären auf dem Wege nach den Rookeries (S. 985).



Ankunft der „Vega" in Stockholm am 24. April 1884 (S. 986).

einen besonders sinnreich konstruierten „Feuerbohrer“ (S. 979) zu erwerben, der sich in dem Zelte eines neuverheirateten Paares befand, erklärte die junge, ganz anmutige Frau sofort, ihr Mann könne das Gerät nur unter der Bedingung ablassen, daß ihm ein ordentlicher Rausch bereitet werde. Dazu waren aber, wie sie durch Gebärden deutlich machte, welche die verschiedenen Grade des Rausches veranschaulichen sollten, acht Schnäpse erforderlich. Erst wenn der Mann diese Anzahl erhalten habe, werde er zufrieden, d. h. bis zur Besinnungslosigkeit berauscht sein. Der oben erwähnte Feuerbohrer besteht gewöhnlich aus einem getrockneten Holzpflock, der vermittelst eines einfachen Bogenbohrers so lange gegen einen ebenfalls trockenen halbmorschen Holzstock gerieben wird, bis Glut entsteht. Gewöhnlich sind einige Minuten hierzu erforderlich. Die zahlreichen übrigen Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Menschen- und Tierbilder, welche für die Sammlung der Expedition erworben wurden, waren alle meist ziemlich plump ausgeführt, verrieten jedoch einen gewissen Stil; viele waren alt und abgenutzt und ließen deutlich erkennen, daß sie, vermutlich als Amulette, schon lange in Gebrauch gewesen waren, gar viele wurden aber von den Eingeborenen speciell für den Tauschhandel mit der „Vega“ angefertigt (S. 973, 975—980, 982).

Von einem Einflusse des endlich beginnenden Frühlings auf die so überaus spärliche Säugetierfauna der Gegend war wenig zu merken. Nur Füchse zeigten sich häufiger; Eisbären und Wölfe kamen jetzt wie im Winter vorzugsweise in der Phantasie und den Erzählungen der Tschuktschen vor. Die Landbären, die im Hochsommer viel vertreten sein sollen, mochten noch im Winterschlafe liegen. Ihre kleinen Schlafgenossen aber, die Murmeltiere, kamen im Mai 1879 zahlreich zum Vorschein (S. 971). Nur langsam, bei gleichmäßigem Steigen der Temperatur, rückte der Frühling heran. Der Morgen des 18. Juli hatte indes noch keine Veränderung in der Eisgestaltung erkennen lassen, das Schiff lag noch vollständig eingeschlossen, so daß man sich darauf gefaßt machte, noch etwa 14 Tage länger liegen bleiben zu müssen, als plötzlich gegen Mittag des genannten Tages unter donnerähnlichem Krachen ein allgemeines Aufbrechen des Eises erfolgte und um 4 Uhr abends befand sich die „Vega“ nach einer Ruhe von 294 Tagen zum erstenmal wieder unter Dampf. Am 20. Juli schifften die glücklich erlösten Nordostfahrer um das Ostkap in die Beringsstraße und nach der Beringsinsel auf der Höhe der Küste von Kamtschatka behufs wissenschaftlicher Forschungen auf dem Gebiete der Zoologie und Botanik. Schon auf dem Wege nach der Beringsinsel hatten die Vegafahrer in weiter Entfernung vom Lande große Herden von Seebären angetroffen, die dem Fahrzeuge neugierig folgten. In massenhaften Scharen zogen sie den „Rookeries“ (S. 983) zu, wie die Engländer und nach ihrem Beispiele jetzt auch die Eingeborenen die Landspitzen bezeichnen, auf welchen die Seebären sich alljährlich zu hunderttausenden versammeln.

Auf St. Paul, einer der Pribylowinseln, nördlich von Unalaschka, genossen die Reisenden das seltsame Schauspiel einer solchen Rookery, auf welcher nach der freilich wohl etwas hochgegriffenen Schätzung der Eingeborenen die Seebären in einer Anzahl von 200 000 Stück lagern sollten (S. 979). Die Bühne bildete ein mit Steinen bedeckter, von schäumender Brandung umspülter Strand, den Hintergrund das unermeßliche Meer, die Schauspieler aber waren Tausende der seltsam gestalteten Tiere. Von dieser Insel weg steuerte Nordenskjöld direkt nach Japan, wo die „Vega“ am 2. September wohlbehalten in Yokohama einlief. Am 19. Oktober trat sie von dort die Heimfahrt an, berührte Singapore und Ceylon und kehrte durch den Suezkanal nach Europa zurück, womit die erstmalige Umschiffung der Alten Welt vollbracht war.

Nordenskjöld, von seinem dankbaren Könige in den Freiherrnstand erhoben, ward überall als der glückliche Führer der Expedition mit seinen Getreuen gefeiert, nicht zum wenigsten in Japan, wo ihnen, zum Andenken an die veranstalteten Feste, eine große Medaille in Silber mit eingelegtem Golde überreicht ward, die erste, die zur Erinnerung an die Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt geschlagen worden (S. 971). Am großartigsten gestaltete sich natürlich der Empfang in Stockholm selbst, wo die „Vega“ am 24. April 1880 um 10 1/2 Uhr abends einlief, so zu sagen im Triumphe empfangen (S. 983). Die Küsten zeigten sich stundenweit erleuchtet, ein zauberischer Anblick, jedem unvergeßlich, welcher jemals ein solches Schauspiel an den Gestaden der Salt Sjön genossen. Die schwedische Metropole selbst, von 30 000 Fremden überfüllt, war auf das glänzendste illuminiert, farbiger Feuerregen entstieg dem schönen Wasserbecken vor der Logardstrappan auf Skeppsbronn vor dem königlichen Schlosse, in welchem der König selbst die Mitglieder der Expedition begrüßte. Nordenskjölds Triumph war ein wohlverdienter, denn seine Leistung steht in der Geschichte der Schiffahrt einzig da, wird es aber voraussichtlich leider auch bleiben. Sein Name ist mit der Erforschung der Nordostpassage ebenso unlöslich verknüpft, wie jener Mac Clures mit der der nordwestlichen Durchfahrt. Ihren Wert als Handelsweg der Zukunft, wie man träumte, muß man freilich als ziemlich nichtig ansehen. Aussicht auf Erfolg hat ein solcher bloß dann, wenn er Zeitersparnis sichert. Die Reise im Norden Sibiriens durch die Beringsstraße nach Ostasien müßte sich also mit Gewißheit innerhalb eines arktischen Sommers zurücklegen lassen. Eine lange Ueberwinterung verträgt der Gütertransport nicht. Die Vegafahrt ist aber überhaupt ohne Wiederholung geblieben und die seitherigen Erfahrungen im nördlichen Eismeere, insbesondere in der Kara-See, lassen der Auffindung der Nordostpassage kaum mehr als etwa eine theoretische Bedeutung. Ganz genau wie mit der Nordostpassage wissen wir jetzt, daß es eine solche auch im Osten gibt, praktisch ist sie aber ebensowenig zu benutzen wie jene. Eine solche Auffassung berührt selbstredend in keiner Weise die glänzenden Verdienste der Vegaexpedition und ihres ruhmreichen Führers Nordenskjöld, den die Geschichte der Erdkunde für alle Zeiten als einen der tüchtigsten Arktiker, als einen ihrer eifrigsten und genialsten Pioniere verzeichnen wird.

Die erste amerikanische Unabhängigkeitserklärung.

Von

Franz von Löher.

Welche vier öffentliche Erklärungen haben in den letzten elf Jahrzehnten am mächtigsten eingewirkt auf Zustände und Fortschritte der Kulturvölker? — Wenn man dies in einem deutschen Gymnasium alle Klassen auf und ab fragte, so würden nur spärlich die Antworten lauten. Dergleichen Betrachtungen liegen ja uns Deutschen nicht fern und nicht hoch genug; ganz anderer Lehrstoff herrscht erdrückend auf unseren gelehrten Schulen.

Nun stelle man dieselben Fragen in einer nordamerikanischen Realschule, und auf der Stelle wird die Antwort da sein: „Die wichtigste Verkündigung war die nordamerikanische Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776.“ Die bekannte nationale Eitelkeit der Nordamerikaner würde gar keine andere Auffassung zulassen.

In zweiter Linie würde den jungen Leuten einfallen, was 1789 in der französischen revolutionären Nationalversammlung geschah. Die einen würden die Erklärung der Menschenrechte betonen, die anderen sich auf Mirabeaus Wort berufen: „Sagen Sie dem Könige, daß wir hier sind kraft der Macht des Volks und daß man uns nur durch die Gewalt der Bajonette vertreiben werde.“ Zuletzt möchte man sich wohl dahin einigen, das Bedeutendste sei die feierliche Aufhebung aller Feudalrechte in der Nacht des 4. August gewesen.

Welche öffentliche Erklärung aber die drittwichtigste sei, würde wohl einiges Nachdenken erfordern. Da die Amerikaner ihr großes Staatswesen am liebsten mit dem englischen und mit dem russischen vergleichen, aus England aber in den letzten hundert Jahren von König oder Minister oder Parlament weithin tönende Erklärungen von kulturhistorischer Tragweite nicht ausgegangen sind, so könnte die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche Kaiser Alexander II. am 19. Februar (a. St.) 1861 verkündigte, als die folgenreichste Proklamation erscheinen. Denn es würde sich den von Jugend auf praktisch geschulten Amerikanern die großartige Wirkung vor Augen stellen, welche die Mündigkeitserklärung von beinahe siebzig Millionen Menschen früher oder später haben muß.

Nun aber, welches ist die vierte Proklamation, die für der Völker Bildung und Staatsverhältnisse von weltgeschichtlicher Wirkung gewesen? Da würde das junge Volk die Köpfe zusammenstecken; der eine könnte die Uebernahme von Indiens Regierung durch das englische Ministerium 1784, oder die Unterwerfung der Mahrattenfürsten 1817 namhaft machen, der andere die Wiener Kongreßakte 1815, ein dritter Griechenlands und Belgiens Unabhängigkeitserklärung, ein vierter gar Kosciuszkos Ausruf 1794: „Polens Ende!“ Jeder würde mit beredter Heftigkeit seine Gründe ins Feld führen, während die anderen das weltgeschichtliche Maß zu kurz fänden. Endlich könnte vielleicht ein deutschamerikanischer Jüngling sich des Jubels erinnern, in welchen sein Vater ausbrach bei der Nachricht von der Wiederherstellung des Deutschen Reichs, die im glänzenden Siegessaal der Franzosen zu Versailles am 18. Januar 1871 verkündigt wurde. Bei Erwähnung dieses Ereignisses könnten die anderen nicht anders als stutzig werden. Seine außerordentliche Bedeutung müßte ja einleuchten. Nur möchten die einen den Hergang noch zu neu und seine Folgen noch nicht genugsam erprobt finden, die anderen dafür Thatsachen aus der Geschichte und Gegenwart anführen. Jene würden ihre Meinung durch die lange schläfrige Gutmütigkeit der Deutschen und ihren unaufhörlichen politischen und kirchlichen Parteihader unterstützen, diese sich dagegen auf deren Großthaten auf allen geistigen Gebieten berufen. Je länger und erregter die Erörterung vor sich ginge, um so deutlicher müßten die riesigen Umrisse der Erklärung von Versailles auftauchen, um so mächtiger ihre Wirkung sich geltend machen. Zuletzt würden bei ihrem lebhaft entwickelten Sinn für das Thatsächliche und für dasjenige, was sich aus dem Thatsächlichen natürlich und notwendig ergeben muß, die jungen Amerikaner sich wahrscheinlich dahin einigen, daß in dem Zeitraum, dessen Maß wir schon bald in arabischen Ziffern mit drei senkrechten Strichen, nämlich mit 111 Jahren bezeichnen, einer Epoche, in welcher mit den Völkern der Gegenwart die größte Veränderung vor sich ging, und zugleich die größten wissenschaftlichen Entdeckungen gemacht wurden, die beiden wichtigsten Proklamationen gewesen seien: die der amerikanischen Unabhängigkeit, und die der Wiederherstellung des Deutschen Reiches.

So ganz unrecht möchten sie doch nicht haben. Machen wir die Gründe, namentlich für das erstere Ereignis, uns etwas deutlicher.

Zu Ende des Mittelalters erhob der Fürsten und Könige Willkürherrschaft höher und höher ihr Haupt. In England trat sie so herrisch und blutig auf, daß sie schon im siebzehnten Jahrhundert wiederholt zum Kampfe gegen sich aufrief; allein das schließliche Ergebnis der englischen Staatsumwälzung war nicht die Wiederherstellung germanischer Freiheit, sondern führte nur zur Beschränkung des Königtums durch die Mitherrschaft der Meistvermögenden. In Europa ließ sich das natürliche Menschenrecht eben nur in beschränktem Maße wiedergewinnen: aufleben in voller Kraft und Klarheit konnte es nur in einem entlegenen leeren Lande, wo neue Ansiedler alles selbst bauen und schaffen und schützen mußten, und daher die Selbstregierung sich von selbst einstellte. Dort, wo die Gesellschaft immer wieder auf die ersten menschlichen Bedürfnisse und Kräfte zurückgewiesen wurde, wo sie in ihrem Geiste nicht beirrt und bedrückt war durch die Schöpfungen vergangener Jahrhunderte, dort mußte Selbstregierung sich eben von selbst einstellen.

So war dem jungen Volke in den Wäldern und auf den Prairien der Neuen Welt die Bestimmung zugefallen, auf ihrem nackten, mit Geschichtsdenkmalen noch nicht bedeckten Boden auch den Europäern in einfachen Zügen ein Vorbild aufzustellen, nach welchem

diese nun nicht anders mehr konnten, als ihr um so viel reicheres Staats- und Gesellschaftsleben umzuändern. Die Grundsätze, welche in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung ausgesprochen wurden, waren aus der Weltgeschichte nicht wieder zu vertilgen: sie leuchteten den Edleren wie Sternschrift am Himmel, sie glühten wie Feuer in den Herzen der Unterdrückten. Die feierliche Erklärung, welche von der amerikanischen Küste über das Weltmeer herüberhallte, hatte die Bedeutung von Siegel und Unterschrift unter eine Urkunde, in welcher die helleren Geister Englands, Frankreichs und Deutschlands die Ideen niedergelegt sahen, deren Durchführung sie von der schweren Feudallast des Mittelalters befreien und durch verjüngtes uraltes Menschenrecht neues Völkerglück schaffen sollte. Hatten doch bereits Friedrich der Große, Joseph II., Katharina II., Gustav III. und andere Regenten vorsichtig und gleichsam tastend und stückweise ihren Unterthanen zu gewähren versucht, was nun auf einmal in voller Wirklichkeit strahlend erschien in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung.

Sie beginnt deshalb auch ganz im Geiste jener Fürsten und Philosophen gleichwie ein Lehrkapitel. „Wir glauben, diese Wahrheiten verstehen sich von selbst, daß alle Menschen gleich geschaffen sind; — daß sie alle begabt sind von ihrem Schöpfer mit unveräußerlichen Rechten; — daß unter diesen sind Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit; — daß zur Sicherheit dieser Rechte Regierungen eingesetzt sind unter den Menschen, welche ihre gerechte Gewalt aus der Zustimmung der Regierten herleiten; — daß, wenn immer eine Regierungsform zerstörend wird für diese Zwecke, es das Recht des Volkes ist, sie zu ändern oder abzuschaffen und eine neue Regierung einzusetzen, diese auf solche Grundsätze bauend und ihre Gewalten dergestalt ordnend, wie es ihm zu seiner Sicherheit und zu seinem Glücke am ersprießlichsten erscheinen wird."

Bekanntlich zündete dieses Beispiel bald darauf in der französischen Revolution und dann weiter und weiter von Volk zu Volk, während auch die spanischen weit ausgebreiteten Kolonien sich in Freistaaten verwandelten. Daß aber die amerikanische Unabhängigkeitserklärung so bald zustande kam, und daß sie so klar und bestimmt sich aussprach, darauf haben Deutsche keinen geringen Einfluß gehabt. Der Hergang ist wenig bekannt, verdient aber wohl beleuchtet zu werden.

Zwischen den Einwanderern englischer und deutscher Zunge bestand in ihrem Verhältnis zu Großbritannien ein wesentlicher Unterschied. Jene wußten und fühlten sich als Angehörige Englands und mochten daher, als dessen Regierung ihnen gewaltsam in den Beutel griff, so hart ihnen dieses war, doch ein Abkommen suchen. Die Deutschen aber, weil einem anderen Volksverbande entsprossen, empfanden das Unrecht bitterer, nicht bloß als ein staatliches, sondern als ein persönliches Unrecht, und gaben es nicht den Ministern, sondern dem Volke Englands schuld, waren deshalb auch um so geneigter, sich zu widersetzen. In seinem Verhör vor dem englischen Parlament, im Februar 1766, wurden an Franklin folgende Fragen gestellt: „Wie viele Deutsche wohnen in Pennsylvanien?" — „Ein Drittel, doch weiß ich es nicht gewiß." — „Haben manche Deutsche Kriegsdienste in Europa gethan?" — „Ja viele, sowohl in Europa als in Amerika?" — „Sind sie eben so unzufrieden mit der Stempelsteuer, als die Englischen?" — „Ja, und noch mehr, und das mit Recht, weil ihre Stempel in vielen Fällen doppelt sein sollen!" Gleich im Beginn der Zerwürfnisse mit England traten die deutschen Farmer in den meisten Gegenden zu Vereinen zusammen und wählten Ausschüsse, Associators oder Regulators genannt, welche in Reden und Flugschriften, sowie im Ansammeln von Waffen und Mannschaften eine außerordentliche Rüstigkeit entfalteten.

Besonders aufgeregt war der Bezirk von Mecklenburg in Nordkarolina. Da es dort keine Druckerpresse gab, so trug man Nachrichten und Aufrufe, bei deren Verfassen ein Pfarrer Riese sich hervorthat, von einer Farm zur anderen. Schon im Jahre 1771 kam es hier zu einem Gefechte mit den königlichen Truppen. Als man erfuhr, der König habe die Kolonien außerhalb des Schutzes der Krone erklärt und bei Lexington habe ein blutiges Treffen stattgefunden, da ging ein Geschrei durch das Land: „Los von England!" Die Deutschen und Schotten, welche den Mecklenburger Bezirk bewohnten, wählten Abgeordnete, die in dem Städtchen Charlotte in einem alten Schulhause, welches auch zu Gerichtsversammlungen diente, zusammentraten, während eine große Menschenmenge das Haus umringte. Da wurde laut und stürmisch erörtert: der König habe seinem Volke die Treue gebrochen, nun sei man auch gegen ihn der Treue entledigt. Das sei eben so gewiß, als wenn man geschworen hätte, so lange ihm treu zu bleiben, als der Baum vor dem Gerichtshause seine Blätter behalte. Von der Verwandtschaft der Alexander, einer Familie, die aus Mecklenburg eingewandert sein soll, waren nicht weniger als sieben Männer in der Versammlung. Der Widerspruch von Schotten wurde überschrieen, und ein Alexander, Ephraim Brevard und ein dritter wurden erkoren, damit sie auf der Stelle die Erklärung der Unabhängigkeit aufsetzen sollten. Dies geschah: die Volksbeschlüsse wurden zuerst den Abgeordneten im Gerichtshause vorgelesen und von der großen Mehrheit genehmigt. Dann folgte die zweite öffentliche Vorlesung vor der Thür des Gerichtshauses, und hier wurde von der versammelten Menge die Erklärung mit so begeistertem Jubel begrüßt, daß die Hüte bis aufs Dach flogen. Nun unterschrieben siebenundzwanzig Abgeordnete das Schriftstück und beschlossen, es durch Gewählte aus ihrer Mitte an den Kongreß, der zu Philadelphia tagte, abzusenden. Dies war der denkwürdige Hergang am 19. Mai 1775, welchen Jahrestag, als er vor elf Jahren zum hundertstenmal wiederkehrte, die gesetzgebende Versammlung von Nordkarolina zu feiern beschloß.

Die Ueberreichung der Urkunde an Jefferson und Adams, die Präsidenten des Kongresses, soll am 27. Mai 1775 erfolgt sein. Man hielt jedoch zu Philadelphia die förmliche Losreißung von England für noch nicht an der Zeit, und erst im folgenden Jahre, am vielgefeierten 4. Juli, sprachen die Abgeordneten der dreizehn vereinigten Staaten die Unabhängigkeit der amerikani-

schen Kolonien von England aus. Die Urkunde ist von Jefferson ausgearbeitet, und zwar nicht nur im Geist und Stil jener ersten amerikanischen Unabhängigkeitserklärung des Mecklenburger Bezirks, sondern wiederholt auch wörtlich mehrere Stellen daraus. Wahrscheinlich waren damals schon öfter solche Erklärungen, welche die letzten Bande zwischen England und den Kolonien zerschnitten, hier und dort von Verschiedenen aufgesetzt, und gingen von Hand zu Hand, und hatte, als die Abgeordneten des Mecklenburger Bezirks zu Charlotte zusammentraten, jemand, wohl möglich einer der Alexander, das Schriftstück bereits fertig in der Tasche. Wir lassen zur Vergleichung mit der Jeffersonschen Urkunde hier die Mecklenburger folgen, in welcher die Stellen, die in beiden gleich lauten, durch gesperrten Druck kenntlich gemacht sind:

„Wir, die Bürger vom County Mecklenburg, lösen hiermit die staatlichen Bande auf, welche uns mit unserem Mutterlande verknüpft haben, und lösen hiermit uns selbst ab von aller Treue gegen die britische Krone, und schwören ab jede Staatsverbindung, Vereinigung oder Gesellschaft mit dem Volke, welches freventlich auf unsere Rechte und Freiheiten gestampft und unmenschlich das unschuldige Blut amerikanischer Patrioten bei Lexington vergossen hat.

„Wir erklären hierdurch uns selbst als ein freies und unabhängiges Volk, welches ist und von Rechts wegen sein muß, eine selbstherrschende und sich selbst regierende Staatsgesellschaft unter keiner anderen Macht und Aufsicht, als der von Gott und des allgemeinen Kongresses.

„Zur Aufrechthaltung dieser Unabhängigkeit verpflichten wir uns feierlich der eine gegen den anderen mit unserem Leben, unserem Vermögen und unserer heiligsten Ehre.

„Wer immer heimlich oder öffentlich unterstützt, oder in irgend einer Weise, Form oder Gestalt fördert den ungesetzlichen und gefährlichen Angriff auf unsere Rechte, welchen Großbritanni n vornimmt, ist ein Feind dieses Landes, Amerikas und der angeborenen und unveräußerlichen Menschenrechte.

„Weil wir das Bestreben und die Aufsicht von keinem Gesetz oder gesetzlichen Beamten, für den Krieg oder den Frieden, innerhalb dieses County anerkennen, so ordnen und nehmen wir hiermit an als eine Ordnung des Lebens alle und jegliche unserer früheren Gesetze, weshalb jedoch die Krone von Großbritannien niemals angesehen werden kann, als hätte sie Rechte, Privilegien, Freiheiten oder Gewalt darin.

„Endlich sollen alle, jede und jegliche Kriegsbeamten in diesem County hierdurch wiederum eingesetzt sein in ihre vorige Befehlshaberschaft und Gewalt, insofern sie diesen Bestimmungen gemäß handeln. Und jedes gegenwärtige Glied dieser Abgeordnetenversammlung soll fortan Friedensbeamter sein, nämlich Friedensrichter im Charakter eines Kommissionsmitgliedes, das Prozesse zu führen, zu hören und zu entscheiden hat alle Arten von Streitigkeiten, in Gemäßheit der besagten angenommenen Gesetze, und um Frieden, Einigkeit und Harmonie im besagten County zu bewahren, und jede Bemühung anzuwenden, die Vaterlandsliebe und das Feuer der Freiheit durch Amerika zu verbreiten, bis eine allgemeine und geordnete Regierung in dieser Provinz eingesetzt ist.“

Man erkennt deutlich, wie dieses Schriftstück mit der Geschicklichkeit eines Advokaten entworfen ist. Jeder Satz ist wohldurchdacht und mit der nötigen Vor- und Umsicht ausgeprägt. Damit keine Störung in der bürgerlichen Staatsordnung eintrete, werden wohlbedächtig Maßregeln getroffen. Mit der Vergangenheit bricht man ab, und auf die Zukunft wird ein heldenhaftes Vertrauen gesetzt.

Dieses Vertrauen hat niemand betrögen, denn in nur wenigen Jahrzehnten haben sich die Vereinigten Staaten zu einer höchst gewaltigen Macht und Größe entwickelt, deren Einwirkung auf die übrige Welt sich unaufhörlich gesteigert hat. Darf man nun dasselbe von der Wiederherstellung des Deutschen Reiches sagen? Ist diese wirklich das wuchtigste Ereignis der neueren Zeit neben der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung?

Um seine Tragweite einigermaßen zu überschauen, muß man aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließen. Denn nicht die Besiedelung der Wildnis und die Berufung auf die natürlichen Menschenrechte bilden den Unterbau jener Verkündigung, die von Versailles vor fünfzehn Jahren in die Welt ging, sondern dieser Unterbau besteht in einer mehr als tausendjährigen Staats- und Kulturgeschichte. Dieser lange Zeitraum theilt sich in fünf Epochen, die gleichsam durch natürliche Notwendigkeit miteinander verbunden sind, so daß die eine stets die andere hervorbringen mußte. Zuerst ist es die große deutsche Kaiserzeit, ein Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren, in welchen sich, um nur die drei wichtigsten Ereignisse zu erwähnen, die Verkettung der deutschen Stämme zu einem Reichsganzen, das Erobern und Deutschmachen der vollen Hälfte des jetzigen Gebietes unseres Volkes, und die Abwehr einer Theokratie vollbringt, welche ganz Europa zu umspannen drohte. Dann folgt eine zweite Epoche von nahe vierhundert Jahren, in welcher die Deutschen sich recht nach ihrer Art ausleben, die Zeit der Reichsstädte und Landstände, der Blüte der Baukunst, und zuletzt des geistigen und kirchlichen Reformationskampfes. Durch die weltgeschichtlichen Fügungen dieses Kampfes wird nun das Verhältnis, in welchem unser Volk zu den vielen Nachbarvölkern stand, welche es umringen, umgekehrt. Während früher Normannen, Dänen, Magyaren, Slaven, Araber, Mongolen und Türken von den Deutschen zurückgeschlagen wurden, werden nunmehr fast alle europäischen Völker in die Kriege auf deutschem Boden hineingezogen. Die unabwendbare Folge ist, daß Deutschlands gesamtes Volk an den Rand des Verderbens gerät, und daß andere Mächte in der europäischen Politik vorherrschen und Deutschland übel mitspielen. Zweihundert Jahre dauert dieser Zustand des Verfalls und der Zerrüttung fast aller politischen und wirtschaftlichen Kräfte, ein Zustand so tiefer Schwäche, daß davon sich erholt zu haben, wohl das größte Rätsel unserer Geschichte ist. Der Schlüssel dieses Rätsels liegt darin, daß die sittlichen Kräfte, vor allem das Heiligtum der Familie, unverwüstlich stark blieben, daß von hier aus ein stilles Gesunden, ein durch keine Leiden

und Verluste aufzuhaltendes Fortschreiten vor sich ging, das sich bemerklich machte in den Türkenschlachten, in Kriegen Friedrich des Großen, den Errungenschaften des Wissens, der goldenen Litteraturepoche, der Besiegung Napoleons, der Errichtung des Zollvereins, endlich in der wahrlich gerechtfertigten Volkserhebung im Jahre 1848. Den stürmischen Wünschen dieses Jahres folgte, ehe noch ein Vierteljahrhundert verging, notwendig die herrlichste Erfüllung.

Was aber vollzog sich, seit die Deutschen 1871 die Erklärung ihrer Unabhängigkeit von allen Mächten in der Welt erschallen ließen? Ganz von selbst kehrte das Szepter der Hegemonie in Europa nach Deutschland zurück. Zu den Festen des deutschen Kaisers eilten Könige, Prinzen und Botschafter von allen Enden, der Kongreß, welcher den Congostaat gründete, nahm ebenso wie der Kongreß, welcher den türkisch-russischen Krieg beendigte, seinen Sitz in Berlin, und immer deutlicher entwickelte sich der alte Beruf Deutschlands, den Weltfrieden zu schirmen und einträchtigen Völkerverkehr rings um die Erde zu fördern. Deutschland mußte erst See-, dann Kolonialmacht werden, und dem blödesten Auge ist klar geworden, daß das Viele, was in kurzer Zeit in dieser Richtung geschah, nur erst geringer Anfang zu Größerem ist. Doch in fürchterlicher Deutlichkeit sehen wir auch höchst gefährliche Feinde im Inneren unseres Volkes um sich greifen, nämlich den Hader und Eigensinn der politischen und kirchlichen Parteien. Ausrotten läßt sich das nicht, angeboren ist den Deutschen einmal ein doppelter Fehler, Mangel an nationaler Selbstachtung und Mangel an praktischem Staatssinn. Gelingt es dem dauernd wuchtigen Zusammenwirken aller Vaterlandsfreunde, dieses inneren Feindes Stärke wenigstens soweit zu dämpfen, daß die Verblendung der Parteien nicht fremde Mächte ins Spiel zieht, so muß notwendigerweise die wohlthätige Einwirkung des Deutschen Reichs sich ebenso, wie die der amerikanischen Unabhängigkeit, weiter und weiter verbreiten. Daran knüpft sich die Hoffnung, daß auch dem Deutschtum in Amerika, für welches der Verfasser dieses Aufsatzes vor fast vierzig Jahren die erste Lanze brach, noch eine schöne Zukunft beschieden sei.

Der Aberglaube im Recht.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen. XXXI.)

Von

Konrad Thümmel.

Man sollte denken, daß der Kreis der menschlichen Beziehungen zu und unter einander, welcher unter der Herrschaft des als streng und nüchtern anerkannten positiven Rechts steht, ein sehr unfruchtbares Feld für den Aberglauben bieten müßte. Aber Unwissenheit und Mißverstand, die Erzeuger jenes die Menschen narrenden Kobolds, haben auch dieses Gebietes sich innerhalb weiter Bevölkerungskreise zu bemächtigen vermocht, um dort jene nicht nur lächerlichen, sondern auch häufig direkt schädlichen Mißgeburten auszusetzen. Und manche derselben zeigen deutlich genug auf den faulen Fleck in unseren staatlichen und gesellschaftlichen Organismen hin, durch dessen Vorhandensein allein die Entstehung jener geistigen Bacillen ermöglicht wird: die vollständige Unkenntnis der weitesten Bevölkerungsschichten — und nicht nur der unteren! — bezüglich der einfachsten grundlegenden Begriffe und Sätze des bürgerlichen Rechts. Wenn im Strafrecht ja auch häufig das moralische Gefühl, die angeborene und anerzogene Ethik helfend eintritt und so allein hier den Satz: „Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe" unter den gegebenen Verhältnissen erträglich erscheinen läßt, so ist eine derartige, aus dem Gesamtleben und der Gesamterziehung des Volkes entspringende gewissermaßen Hilfswissenschaft für den bürgerlichen Rechtsstreit, die große Frage um mein und dein gar nicht vorhanden — im Gegenteil: jene ethischen angeborenen oder anerzogenen Reflexionen wirken hier geradezu störend ein, denn sie trüben das ruhige und objektive, natürlich nur auf eine sichere und wenigstens allgemeine Kenntnis der positiven Rechtsbestimmungen zu stützende Urteil. Denn in Zivilrechtsstreitigkeiten ist es ja nicht nur erfahrungsmäßig die Regel, sondern auch begrifflich das Normale, daß jeder Teil wenigstens „moralisch im Recht" zu sein glaubt. Mit diesem Bewußtsein mag sich dann auch oft der Verlierer trösten; denn so genau er in der Moral und allen dazu gehörigen Disciplinen auf Grund eines mindestens achtjährigen Religionsunterrichts (wenn er nämlich nur die Volksschule besucht hat) bewandert zu sein glaubt, so unbedenklich gibt er seine völlige Unkunde in allen den ihm doch auf Schritt und Tritt entgegenstarrenden Rechtsbestimmungen zu — bis ihn das Leben durch eigene bittere Erfahrungen klug macht. Den Staat und die Schule deswegen anzuklagen, daß sie ihn nicht wenigstens mit den Anfangsgründen des bürgerlichen Rechts bekannt gemacht, oder ihm nicht wenigstens einen Weg gezeigt und eröffnet haben, auf welchem er zu dieser Kunde gelangen könnte — das fällt allerdings dem heutigen Staatsbürger nicht ein; vielleicht weil nach seiner Ansicht heute der Staat dazu da ist, die materiellen Bedürfnisse seiner Angehörigen unmittelbar zu befriedigen, und es also unbescheiden und sogar unklug wäre, auch Ansprüche auf geistigem Gebiete von jener höheren Aufgabe abzulenken! Um so rührender ist dann aber die Anklage gegen Staat und Gesellschaft, welche aus jenem dumpfen und kindlichen Aberglauben des Volkes über Zivilrechtsverhältnisse spricht, von welchem wir hier kurz einige Beispiele nur berühren wollen.

So ist es eine viel verbreitete Ansicht, daß man durch einfache schriftliche oder mündliche Mitteilung innerhalb 24 Stunden an den anderen Kontrahenten von jedem geschlossenen Vertrage einseitig zurücktreten könne. Ueber die Entstehung dieser sehr irrtümlichen, aber dem Anwalt und Richter im praktischen Leben häufig genug vorkommenden Ansicht kann man wohl der Vermutung Raum geben, daß sie aus einem Mißverständnis der Bestimmungen entstanden sein mag, welche die Gesetzbücher der meisten Staaten über eine

gewisse Anzeigefrist behufs Anfechtung von Willenserklärungen wegen Zwang, Irrtum oder Betrug geben. Damit verwandt ist der beim Mieten des Gesindes so oft hervortretende Irrtum, daß dasselbe sich nach Abschluß des Mietsvertrages entweder durch einfaches Zurückgeben des gezahlten sogenannten Handgeldes binnen einer gewissen Zeit von der Verpflichtung zum Dienstantritt frei machen könne, oder doch wenigstens, nachdem es dieses, im Verhältnis des Jahreslohns zu dem Handgelde auf eine bestimmte Zeit berechnet, abgedient habe. Zahlreiche überflüssige Belästigungen der Polizei- und Gerichtsbehörden verdanken diesem Wahne ihre Entstehung, der so einfach zu bekämpfen wäre, würden die vorgeschriebenen Dienstbücher einen kurzen allgemein verständlichen Abriß der gegenseitigen Pflichten und Rechte enthalten. Eine ähnliche ihm gar nicht zukommende Bedeutung wird dem Angelde oder Draufgelde beim Mieten von Wohnungen beigelegt. Auch wo dasselbe nach dem positiven Recht bloß mündlich gültig vereinbart werden kann, glauben viele, bei sonst vollständig erzielter und gegenseitig ausgesprochener Willenseinigung über alle wesentlichen Punkte des Vertrages, nicht an denselben gebunden zu sein, wenn der Mieter nicht einen Teil der Miete bar angezahlt hat.

Ein eigentümlicher, wahrscheinlich aus mißverständlicher Reminiscenz älterer Rechtsvorschriften stammender Aberglaube ist es ferner, daß ein Gläubiger, wenn er den Schuldner öffentlich, d. h. auf offener Straße oder im Wirtshause, mahne, zur Strafe dafür seine Forderung verloren habe. Bei der dem Laien so geläufigen steten Vermischung des Civil- und Strafrechts kann sogar angenommen werden, daß die von der höchsten Instanz vor einiger Zeit bestätigten Verurteilungen wegen Beleidigung auf Grund des Mahnens durch offene Postkarte zu einer Neubelebung jenes Aberglaubens beitragen könnten. Auch daß Zechschulden nicht einklagbar seien, ist ein gar nicht selten auftauchender Irrtum, dessen Entstehung allerdings durch die Analogie mit den nach dem Orte der Kontrahierung mit ihnen wohl meist identischen Spielschulden leicht erklärlich ist, da den letzteren die Klagbarkeit wohl nach den meisten deutschen Partikularrechten versagt ist. Aehnlich liegt die Sache bei einem im positiven Recht sehr ausgebildeten Institut, der Schenkung.

„Was geschenkt ist, ist verbrennt,
Kommt nicht mehr ins Haus gerennt,"

ist ein schlesisches Rechtssprichwort, das sich dem Sinne nach mit dem am Rheine üblichen:

„Einmal geschenkt, bleibt geschenkt,
Abgenommen — Kopf ab"

(d. h. wer sich eigenmächtig wieder in den Besitz des Gegebenen setzen will, ist einem Räuber gleich zu behandeln) völlig deckt und doch wie dieses eine durchaus irrige Auffassung bekundet, welche aus Unkenntnis der zahlreichen einfachen oder motivierten Widerrufsmöglichkeiten der positiven Rechte bezüglich der Schenkung entspringt. — Endlich sei noch als einer der nach Sitte und Gegend gewiß oft in verschiedener, aber immer mannigfaltiger Gestalt vorkommenden civilrechtlichen Irrtümer die Wichtigkeit erwähnt, welche das Volk dem Umstande beimißt, ob ein Schuldbekenntnis „auf Stempelbogen" geschrieben ist oder nicht. Die Ehrfurcht vor dem hohen obrigkeitlichen Stempel läßt selbst Vormünder ein solches Papier als eine pupillarisch zulässige Anlage betrachten, wogegen die Rücksicht auf die Zahlungsfähigkeit des Schuldners eine untergeordnete Rolle spielt. Daß die Rechtsgültigkeit der Schrift an sich dadurch gar nicht berührt wird, wenn auch eine Schädigung des Steuerfiskus durch Umgehung eines Stempels herbeigeführt ist, liegt dem Bewußtsein sehr vieler ganz fern. — Von anderen in diese Kategorie fallenden Irrtümern wollen wir nur noch an den des Hoteliers erinnern, welcher glaubt oder vielmehr „aberglaubt", sich durch einen einfachen Anschlag in den Gastzimmern: „Wertsachen seien ihm zur Aufbewahrung zu übergeben, widrigenfalls er für nichts hafte" von den ja in alle modernen Gesetzbücher übergegangenen Vorschriften befreien zu können.

Auf welcher Seite steckt dann aber der Aber- und auf welcher der wahre Glaube in der vielberufenen Kontroverse über die Uebertragbarkeit der Eisenbahn-Retourbillets? Nach dem Standpunkte der Wissenschaft und des allgemeinen Rechtsbewußtseins kann es nicht zweifelhaft sein, wo hier die Orthodoxie und wo die Heterodoxie zu suchen ist. Allein hier sehen wir, daß auch die letztere zur Herrschaft gelangen kann, zumal wenn sie es versteht, durch in großartigem Maßstabe allgemein durchgeführte Maßregeln die anfänglich und eigentlich nur civilrechtliche Frage in das Strafrecht hinüberzuspielen und durch bestimmte Verlautbarung ihres Willens (in dem bekannten Aufdruck) den Boden für „das böse Gewissen", den dolus des Gegners, zu schaffen. Und so wird aus der Frage: wer Recht hat, die: wer Recht behält.

Im Strafrecht ist nun der eigentliche Boden für zahlreiche Blüten dieses Aberglaubens, der aber hier vielfach und meist nicht mehr auf die rechtliche, sondern auf die allgemein-menschliche Seite der betreffenden Verhältnisse geht, und wo er die ersteren berührt, mehr von der Not des Augenblicks geboren erscheint, als von einer behaglich verbreiteten allgemeinen Anschauung. Dazu gehört wohl die Ansicht, nicht wegen Beleidigung oder gar verleumderischer Beleidigung bestraft werden zu können, wenn man nur seinen Gegner weder bei Namen genannt, noch ausdrücklich und direkt angeredet habe; oder wenn die Behauptung nur in fragender oder bedingter Form aufgestellt sei. Auch die Ansicht, daß für die einzelnen Real- und Verbalinjurien eine bestimmte Taxe im Gesetz festgesetzt sei (eine Ohrfeige z. B. regelmäßig fünf Thaler koste — nicht mehr und nicht weniger) hat sich lange im Volke erhalten und ist wohl erst in neuester Zeit durch das allgemeine Hinaufgehen im Strafmaß in der Praxis der meisten Gerichte gerade bei derartigen Klagen zerstört worden.

Bei der Leistung von Eiden pflegten ältere, erfahrene Richter früher wohl dem Schwörenden auch auf den Rücken sehen zu lassen; denn es war ein viel verbreiteter, in diesem Falle allerdings sich weniger auf das rechtliche als das religiöse Gebiet sich beziehender Aberglaube, daß der Meineid nicht schade — also auch

nicht entdeckt werde —, wenn der Schwörende analog der mit drei Fingern aufgehobenen rechten Hand die linke auf dem Rücken mit drei Fingern abwärts dem Boden zugekehrt halte. Man kann hierbei das Anlehnen an die Idee des Blitzableiters nicht leicht verkennen.

Bei der Nachricht von Einbrüchen in kirchliche oder öffentliche Gebäude liest man häufig, daß die Einbrecher und Diebe den Schauplatz ihrer Thätigkeit in einer nicht wiederzugebenden Weise besudelt haben; und dasselbe ist auch bei Einbrüchen in Privatwohnungen sehr oft der Fall, wenn es auch hier aus naheliegenden Gründen verschwiegen wird. Dies ist nicht etwa lediglich als ein Akt des Vandalismus und der Roheit aufzufassen, sondern es soll dies ein unfehlbar wirkendes Hausmittel sein, dessen Anwendung vor der Gefahr der Entdeckung schützt. — Auch bei anderen Verbrechen gegen Person und Leben entspringen oft scheinbar zwecklose Akte der Barbarei, die sich hier nicht näher bezeichnen lassen, einem ähnlichen Aberglauben; und es ist ja sehr erklärlich, daß in der ohnehin umnachteten Seele des Verbrechers solche Irrlichter eine überwältigende Kraft gewinnen. — Als einen harmloseren Aberglauben dagegen im Strafprozeß endlich, der vielleicht in der im Volksgeiste fortlebenden Reminiscenz an das alte Institut der Eideshelfer wurzelt, können wir die Meinung betrachten, welche der Angeklagte so oft auf das bloße Vorhandensein und die Zahl von Zeugen legt, die er stellen kann und will, ohne Rücksicht darauf, was sie bekunden sollen; während doch aus der Praxis des Strafrechts jedem bekannt ist, wie oft dem Angeklagten gerade die Aussagen seiner eigenen Entlastungszeugen zur Ueberführung gereichen.

Des Vaters Schreibpult.

Von

Ludwig Ziemssen.

> „So viel die Erde Himmel sein kann, ist sie es in einer edlen und glücklichen Ehe!"
>
> M. v. Ebner-Eschenbach.

Erstes Kapitel.



Einen so festlichen Anblick, wie am 10. April des Jahres 1850 der kleine Hörsaal des „Seraphinen-Lyceums" in Heldburg gewährte, hatte er — alle jungen Damen, die an dem Institute Vorträge hörten, waren darüber einig — seit Jahren, ja seit seiner Einweihung nicht geboten. Diese reichen Laubfestons an den Saalwänden, diese Blumenkränze und Sträuße an und auf dem Katheder, und inmitten dieses schöngeschmückten Raumes alle die festlich geschmückten jungen Mädchen mit erregungsroten Wangen und Augen voll Rührung — in der That, das Ganze war hübsch anzusehen, und wäre nicht die betrübende Veranlassung gewesen, man hätte recht seine Freude daran haben können! — Aber so?

Warum mußte auch gerade der tüchtigste und beliebteste Lehrer in dieses Mißverhältnis zum Kuratorium des Lyceums geraten und seine Ueberzeugungen gleich kurzerhand durch Aufgabe seiner Stellung wahren! Und warum mußten die stark politisierenden „Väter der Stadt" ihren demokratischen Uebereifer gerade da bethätigen, wo er am wenigsten am Platz war und den „Töchtern der Stadt" nur Schmerz bereiten konnte! In Friedrich Volkharts Abgang willigen — es war, mindestens allen Zuhörerinnen desselben, unbegreiflich, und rief eine leidenschaftliche Opposition unter der ganzen jungen Damenwelt Heldburgs hervor. Daß mit ihm dem Lyceum seine Hauptkraft verloren ging, gleichsam seine Blüte abgestreift wurde, und daß, was an Lehrkräften übrig blieb, kaum der Erwähnung wert war, darüber war man sich in dem aufgeregten Mädchenkreise durchaus einig gewesen, sogleich nach Empfang der betrübenden Nachricht über den verhängnisvollen Konflikt; und diese Ueberzeugung hatte — gleichsam jenen verblendeten Kuratoren zum Trotz, übrigens auch einer tief leidvollen Empfindung zu sprechendem Ausdruck — den einmütigen Beschluß hervorgerufen, den Tag von Dr. Volkharts Abgang durch alle nur möglichen Beweise dankbarer Anhänglichkeit und Verehrung zu verherrlichen.

Infolgedessen hatte eine Menge zierlicher und sinniger Handarbeiten, alle für den Komfort eines Junggesellenlebens berechnet, das Licht der Welt erblickt; der Empfindung der Trauer war öffentlich wie privatim Ausdruck verliehen, und am Tage des Scheidens hielt an der Spitze der ganzen kleinen Hörerinnenschar die kühnste und entschiedenste von ihnen, Ada Heyder — um ihrer leidenschaftlich-energischen Natur halber von den Freundinnen mit dem Beinamen „Elektra" belegt — eine tiefempfundene Anrede an den teuren Lehrer und versicherte ihn der dauernden Dankbarkeit und — und (wie zitterte ihr, trotz kühner Haltung und blitzender Augen, das Wort auf der Lippe!) der „liebenden Erinnerung" seiner durch ihn wissenschaftlich wie moralisch geförderten Schülerinnen.

Röte und Blässe hatten, während das junge Mädchen an jenem 10. April inmitten des festlich geschmückten Raumes und umgeben von den gleichgesinnten Freundinnen also sprach, auf dem Antlitz des Gefeierten lebhaft gewechselt, und sein schönes ge-

dankenvolles Auge war den beredten Blicken der Sprecherin fast mit dem Ausdruck der Verwirrung begegnet; dann aber, da „Elektras Feuerworte“ verhallt waren, fand er die Fassung, bewegt zwar, ja tief bewegt, seinen Dank für so viel treue Anhänglichkeit auszusprechen, nicht weniger seinen Schmerz über die nunmehrige Trennung von den liebgewordenen Beziehungen zum Institut und seinen Hörerinnen; und er wahrte die überlegene Haltung des Lehrers bis zuletzt. Erst als auf seine Bitte, im Kreislauf der Tage und Begebenheiten, die da folgen würden, seiner nicht ganz vergessen zu wollen, aus dem Kreise der jugendlichen Schar ein stürmisch-gerührtes: „Niemals! Niemals!“ vielstimmig entgegenscholl, schimmerten seine Augen feucht, und er mußte sich abwenden, um den vielen auf ihn gerichteten jungen Augen nicht schwach zu erscheinen.

Und so ging der traurig-feierliche Aktus zu Ende. Noch ein wehmütiges Händeschütteln, noch ein liebevoller Glückwunsch „auf den Weg“, ein grüßendes Schwingen thränenfeuchter Battisttüchelchen, und in wohlthuender Rührung waren alle die jungen schöngeschmückten Damen davongeflattert, um triumphierend daheim zu erzählen, wie „reizend“ alles gewesen und wie „furchtbar ergreifend“, und daß es nun mit dem Seraphinen-Lyceum ganz aus und vorbei sei!

Als der letzte von allen verließ der Gegenstand der ganzen aufregenden Feier, Dr. Friedrich Volkhart, den Hörsaal, und schritt gesenkten Hauptes, in trübe Gedanken völlig verloren, den langen Korridor hinab. An der letzten Thür, dem Eingang zum Bibliothekszimmer, hielt er inne, besann sich darauf, daß er noch zwei ihm gehörige, dort liegende Bücher habe mitnehmen wollen, und trat ein. Bei dem Geräusch der aufgehenden Thür fuhr eine weibliche Gestalt, die vor einem den Hörerinnen eingeräumten Schränkchen gekniet hatte, hastig empor, und Friedrich Volkhart blickte in die sonst so feurigen, nun von Thränen getrübten Augen „Elektras“.

In lebhafter Bewegung trat er auf sie zu. „Fräulein Ada!“ stieß er unterdrückten Tones, doch voll durchklingenden Jubels hervor und streckte der jungen mit tiefer Bestürzung kämpfenden Dame innig die Hand entgegen. „Welche unverhoffte Freude, nach aller mir schon gewordenen, daß ich Sie noch einmal sehen und ohne jenen Schwarm von wohlwollenden Beobachterinnen von Ihnen Abschied nehmen darf! Ach, ich dürstete nach einem letzten verzeihenden Worte von Ihnen . . .“

„Verzeihen? — Von mir?“ — Ihre holde Stimme bebte und die Rechte erhob sich, wie beschwichtigend, zu den zitternden Lippen. „Was hätte ich Ihnen zu verzeihen?“

„Daß ich einer reizbaren Empfindung über den versuchten Eingriff in meine Lehrfreiheit vielleicht allzu schnell nachgegeben, eine vielleicht ignorierbare Kränkung meiner politischen Ueberzeugung zu heftig erfaßt, mit einer Trennung von diesen Räumen und der erfreulichsten Thätigkeit vergolten habe. Ein wenig Geduld mit der urteilslosen Beschränktheit, ein wenig Selbstbeherrschung um der höheren Zwecke willen, hätte dieses Opfer vielleicht unnötig gemacht — —“

„Selbstbeherrschung — Geduld“ — wiederholte traurig lächelnd das junge Mädchen; „ja, wer deren immer fähig wäre! Aber ihren Mangel zu verurteilen oder zu verzeihen, bin ich am wenigsten berufen! Auch habe ich die Empfindung, daß Sie sich so entschieden haben, wie es die Ehre von Ihnen forderte. Die Lehrenden sind doch vor allem berufen, den Geist einer Lehranstalt rein zu bewahren . . .“

„Das war in der That der Gedanke, der mich leitete! Der Geist, in dem die erhabene fromme Fürstin dieses Lyceum gründete und geleitet wissen wollte, war vor allen uns Lehrern in Hut und Obacht gelassen, und ich wenigstens habe es nicht über mich gewinnen können, die großen Principien, auf die, meiner tiefen Ueberzeugung nach, die Wohlfahrt, ja die Existenz der Staaten begründet ist, zu verleugnen — wie schwer mir auch das Scheiden aus der mir so teuren Thätigkeit fallen mußte!“

Das junge Mädchen blickte dem Sprechenden mit einem Ausdruck stolzer Befriedigung in das ernste Antlitz — einer Befriedigung, vor der selbst der tiefe Kummer ihrer jungen Seele einen Augenblick dahin schwand. — „Ihre charaktervolle Handlung trägt auch ihren Lohn gleich mit sich. Denn als Sie sich so entschieden, wie Sie mußten, entschieden Sie sich gleichzeitig im Sinne Ihrer eigentlichen Bestimmung, zu Gunsten Ihres wahren Glückes — —“

„Meines Glückes? — Fern von hier? — teure Ada — —“

„Ihres Glückes und eigenster Bestimmung!“ beharrte das Mädchen, indem es seiner Stimme den Ausdruck der Ueberzeugung zu geben suchte. „Sie sind berufen, die großen Gaben, die Ihnen Gott verliehen hat, auf größerem Schauplatz und zu bedeutsameren Zwecken zu verwerten, als es hier möglich. Ein Lyceum für junge Mädchen, so lernbegierig dieselben sein mögen (und wir haben gern von Ihnen gelernt), ist auf die Dauer doch keine Berufsstätte für Sie; Sie würden dieselbe über kurz oder lang als unter Ihrem geistigen Niveau belegen empfunden haben, und so“ — ihre klangvolle Stimme bebte, indem sie die Schlußfolgerung zog — „und so war's auch nach dieser Richtung hin zu Ihrem Besten, daß die Umstände Ihren Verzicht auf die hiesige Stellung herbeiführten. Nicht wahr, Sie werden unschwer eine Berufsstellung an gelehrten Schulen erlangen können?“

Er blickte ihr traurig, doch voll innigster Herzensbewunderung in die schönen, von leidenschaftlicher Teilnahme erglänzenden Augen. „Diese Stellung ist bereits gefunden,“ sprach er langsam. „Ich hatte mich, da der Konflikt mit dem Kuratorium unvermeidlich schien, schon vor einem Monat dem Minister zur Verfügung gestellt, und gestern lief ein amtlicher Bescheid ein, der mich zu einer Lehrstelle an der alten ruhmreichen Gelehrtenschule zu St. Renatus in Alsleben beruft. Ich habe also, auch fern von hier, ein Dach, unter dem ich mein Haupt zur Ruhe legen kann; aber — ob ich sie finden werde — diese

Ruhe . . . da mein bestes Teil hier zurückbleibt . . ."

„Sie werden! Zweifeln Sie nicht!" versicherte mit mühsam behaupteter Fassung das junge Mädchen. „Der neue Lebenskreis, der sich Ihnen dort aufschließt, wird Ihnen Ersatz bieten, reichen Ersatz für das hier etwa Eingebüßte. Und wie wenig kann das überhaupt sein! Dieses enge, geistig arme Leben hier; diese beschränkte Interessensphäre; diese Verachtung aller höheren Güter zu Gunsten niedriger politischer Parteibestrebungen — wie könnte es Sie schmerzen, solchen leeren Seligkeiten den Rücken zu kehren!"

„Und doch, lassen Sie es mich immerhin aussprechen, teure Ada, doch ist mir, als schiede die Sonne aus meinem Tage, und auf meinem ferneren Lebenspfade lägen kalte Schatten. Ihre Freundschaft, Ihre Teilnahme an meinem Geistesleben und Streben, sie belebten und erwärmten mich; schon Sie zu sehen, Ihre Stimme zu hören — ach! es war beglückend und dieses Glück — es weicht mit dieser Stunde von mir — für immer!"

Sie rang nach Ruhe, nach Atem; doch umsonst. „Auch um mich her ist es dunkel geworden," hauchte sie mit versagender Stimme, und ihre Hand griff, wie nach einem entschwindenden Stützpunkt, in die Luft hinaus.

„Ada! teuerste Ada!" rief er im aufdämmernden Gefühle unendlichen Glückes und erfaßte die kleine eiskalte Hand mit leidenschaftlichem Druck. Sagen Sie mir, o sagen Sie, daß auch ich Ihrem Leben nötig bin; daß, was Ihr goldenes, stürmisches Herz mir bot, mehr war, als bloße Freundschaft, mehr als teilnehmende Güte — —"

Sie blickte ihn an, mit diesen dunklen, wunderbar seelenvollen Augen, die aus der umhüllenden Schmerzstimmung des Abschiedes wie Mondesglanz aus Wolken düster aufstrahlten, und das schöne jugendliche Haupt im Aufschauen zurückbeugend, hauchte sie, fast unhörbar: „Mehr als Freundschaft!"

Ein nur halb gedämpfter Jubelruf riß sich von seiner Lippe, und ihre Hand an sein Herz ziehend, flüsterte er wie atemlos: „Liebe also?! Wahre, volle, lebenfüllende, lebenüberwindende Liebe?! — Ada! eine Liebe, gleich stark und innig wie die, mit der ich dich seit den ersten Tagen, da ich dich kennen lernte, in mein Herz schloß? — Sprich, Geliebteste, und nimm von meiner Seele das letzte Bangen, die letzte Ungewißheit!"

Da legte sie bleich vor Erregung, doch wunderschön in dem engelhaften Lächeln, das ihre zitternde Lippe umspielte, den Arm mit unaussprechlich zärtlicher Gebärde um seinen Nacken, zog sein Haupt sanft herab und ihre zarte Wange innig an die seine geschmiegt, flüsterte sie leise: „Liebe bis zum Tode!" — —

Wo blieb nun Trauer und Weh, wo die zagende Sehnsucht, die dumpfe Resignation? — Dahingeschwunden, wie ein zerflatternd Wölkchen, vor jenem „Atemzug aus der Luft des Paradieses," und alles wunderbar verändert umher! Das öde Bibliothekzimmer ein heitrer, lichter Tempel; die gefürchtete Trennungsstunde — der selige Moment höchsten Lebensglückes, innigster Vereinigung, und die kalte farblose Welt wie in Sonnenglut und Rosenduft getaucht! — — —

Der Schlag der Hausuhr mahnte die Liebenden an die verrinnende Stunde und den Zwang des Lebens.

„Wir müssen uns trennen jetzt, geliebtes Herz," sprach Friedrich Volkhart sanft und drückte seine heißen Lippen in die wallende Fülle ihres schönen Blondhaares; „doch nicht für lange! In wenigen Stunden, wenn ihr beim Thee sitzt, komme ich und werbe bei deinem Oheim um diese geliebte Hand! — Wohl mache ich mich auf starken Widerstand gefaßt; wer möchte auch dich, du einzig Liebe, freiwillig dahingeben, wenn Worte genügen, so kostbares Besitztum vor unberufenem Begehren zu schützen! Doch weder Worte noch Thaten sollen und werden mir den köstlichen Preis des Lebens fernerhin streitig machen! Dessen sei gewiß! —"

Ada schauderte leise in sich zusammen und lehnte sich schwer an die Brust des geliebten Mannes. „Deine Worte klingen süß in mein Ohr," sprach sie stockend, „aber ach! sie nehmen mir nicht das Bangen von der Seele! Du machst dich nur auf Widerstand gefaßt, mein Friedrich, und setzest den endlichen Sieg selbst gewiß voraus. O, du kennst den Onkel nicht; unterschätzest die Energie seines Hochmutes, seiner wüsten Selbstsucht! Mache dich — ich sage es dir mit schwerem Herzen — mache dich mit dem Gedanken vertraut, daß er durch nichts zu bestimmen sein werde, seine Zustimmung zu unserem Bunde zu geben. Seine tyrannische Starrheit schaudert vor dem Aeußersten nicht zurück!"

Friedrich lächelte; aber es war ein ernstes, ruhiges Lächeln unerschütterlicher Zuversicht, und so sprach er gehaltenen Tones: „Es ziemt nur dem Beglückten, Ueberreichen, solchen leidenschaftlichen Widerstand ihm, den ich berauben muß, im voraus zu verzeihen, um so mehr, als ich unseres Sieges über ihn ja doch gewiß bin! — Also ängstige auch du dich nicht, geliebtes Herz, sondern setze dir jetzt dein Hütchen wieder auf und geh getrost nach Hause! — Der Frühling kam unlängst auch mit Stürmen und Brausen und es gab wilde Tage, doch steht nun alles in Blüten und die Welt wird schöner mit jedem Tage! So wird's auch mit unserem Liebesfrühling gehen. Der liebe Herrgott verläßt kein rechtes Liebespaar! — Und nun geh voraus, die Haupttreppe hinab; ich folge nach einigen Minuten durch den Seitenausgang. — Adieu, du meine Seele, du mein Herz! — Adieu nur für kurze Frist! — Mir ist, als dürfte ich dich jetzt eigentlich nicht mehr aus den Augen lassen! — Ehe du's also denkst, bin ich bei euch. — Süße, Einzige! — Adieu zu tausend Malen! —"

Zweites Kapitel.

Die nächsten Stunden schon sollten Adas schlimmste Befürchtungen wahr machen. Dr. Volkharts Antrag, in edler Haltung und mit schöner, durch der Geliebten Gegenwart gesteigerten Wärme dem habichtäugigen, geringschätzig blickenden Oheim vorgetragen, rief eine

furchtbare Scene hervor, viel wilder und leidenschaftlicher, als der junge Gelehrte für möglich gehalten hätte. Das war nicht bloß der Hochmut des vornehmen Mannes, der in der Verbindung seiner Nichte mit dem „rang- und standeslosen Tintenklecker" eine „Mesalliance sondergleichen" erblickte; auch nicht bloß die Härte des gierigen Reichen, der in dem Antrage des „pfenniglosen Schluckers" lediglich einen „wohlberechneten Anschlag auf fremder Leute Beutel" erkennen wollte; hier lag tiefer noch eine verborgene, aber um so stärker wirkende Triebfeder zu leidenschaftlicher, haßerfüllter Abwehr des Bewerbers, und was Adas mädchenhafter Unbefangenheit so lange verborgen geblieben war, das offenbarte sich dem seelenkundigen Auge des Gelehrten bis zur unzweifelhaftesten Ueberzeugung; der wild blickende hagere Mann dort mit den blitzenden Augen unter grauen Wimpern, dessen wutblasse Lippen die aufeinander knirschenden Zähne nicht zu bedecken vermochten, ihn erfüllte selbst ein heißes Verlangen nach dem Besitz des schönen und anmutigen Mädchens, und nur der Widerstand der daneben sitzenden, auf ihre Herrschaft im Hause grimmig eifersüchtigen Schwester mochte bisher eine offene Aussprache des Bruders gegen die „das Gnadenbrot genießende Nichte" verzögert haben. Keinesfalls war von weiteren Verhandlungen irgend ein Erfolg zu erhoffen, und als der Onkel — da Ada auf ein wildes Schmähwort desselben mit auflodernden „Elektrablick" wie zum Schutz des Geliebten an dessen Seite trat — außer sich aufschrie: „Weg da! Laß die Hand des Abenteurers los, oder ich verstoße dich für jetzt und lebenslang und werfe mein Vermögen lieber der ersten besten Betteldirne in den Schoß!" — da erachtete Friedrich Volkhart den Moment für gekommen, daß der abscheulichen Scene ein Ende gemacht werden müsse.

„Genug!" stieß er, flammenden Auges, mit einer Kraft der Stimme, vor der die hämisch lächelnde alte Jungfer am Theetisch entsetzt zusammenfuhr: „Genug und über genug! Hier sind Worte gefallen, die nicht nur mich, sondern auch Ada für immer von diesem Hause scheiden! Nicht eine Stunde länger soll sie in dieser moralischen Pestluft atmen, sofern sie die Rücksicht auf Glanz und Reichtum fahren lassen und mir in ein Leben, arm an Gütern, aber reich an dankbarer Liebe und Zärtlichkeit folgen will! — Entscheide dich, Ada!" —

Sie umschlang ihn in leidenschaftlicher Hingebung und flehenden Blickes rief sie: „Mit dir, mein Friedrich! Mit dir! — Mein ganzes Leben lang will ich es dir danken!" —

Volkharts Augen glänzten in tiefer Rührung auf, und seinen Arm stark und fest um die Geliebte schlingend, sprach er feierlich: „So sei mir Gott gnädig, wie ich dich nie bereuen lassen werde, was du heute an mir gethan! — Und nun geh, Teure, und nimm Hut und Mantel. Ich führe dich noch diese Stunde hinweg aus diesem Hause und dieser Stadt und bringe dich zu meiner Mutter, die dich mit offenen Armen empfangen wird!" — Und zu dem giftig dreinschauenden Geschwisterpaare gewendet, sprach er voll Haltung: „Sie werden unter obwaltenden Verhältnissen den lebhaften Wunsch hegen, sich des kleinen persönlichen Eigentums Ihrer Nichte an Kleidungsstücken, Büchern und dergleichen mehr baldmöglichst zu entledigen. Dasselbe wird sie erreichen, wenn Sie die Sachen an das Pfarrwitwenhaus zu Bergedorf adressieren!"

Ada hatte an der Thür einen Augenblick gezögert, mit einem Entschlusse kämpfend; jetzt trat sie noch einmal auf Onkel und Tante zu und sprach mit sanfter Stimme: „Ich will nicht von euch gehen, ohne euch noch einmal für das Gute, das ihr mir durch fünf Jahre hier in diesem Hause habt angedeihen lassen, herzlich und aufrichtig zu danken. Laßt euren Zorn mir nicht folgen. Der Pfad des Lebens, den ich jetzt betrete, ist mir — dessen bin ich gewiß — durch höhere Schickung vorgezeichnet und ich muß ihn gehen! — Also verzeih mir, daß ich mich so und nicht anders entschieden, lieber Onkel, und . . ."

Weiter kam sie nicht; denn mit wildem Wutblick fuhr der Onkel vom Stuhl auf und wandte sich zum Fenster, der Schwester über die Schulter zuschreiend: „Sage dem Fräulein von Heyder, Amelie, daß ich keine Nichte mehr habe und jede Unterredung mit ihr ablehnen müsse! — Auch wünschte ich jetzt dieses Zimmer von allen nicht hierher gehörigen Personen geräumt zu sehen!"

Ehe noch die hämisch lächelnde alte Jungfer diesen brutalen Auftrag ausrichten konnte, hatte Friedrich Volkhart seinen Arm um die Geliebte geschlungen und sie schweigend hinaus geführt.

Eine Stunde später — kaum daß Ada ihr Köfferchen mit den notwendigsten Reiseutensilien voll gepackt hatte — fuhr das junge Paar in leichtem offenen Wagen in den sonnengoldigen, blütenduftigen Frühlingsabend hinaus — wie in seligem Traum befangen und kaum sich getrauend, an die Wirklichkeit ihres wunderbaren Schicksalsumsprunges zu glauben. Wohl zitterte an der Wimper der lieblichen Braut eine blitzende Thräne des Nachwehes der letzten Stunden, und ihr junges Herz klopfte vor mädchenhafter Scheu, wenn sie ihre augenblickliche Situation überdachte; aber der milde Abendwind und des Geliebten zärtlich sanfter Zuspruch trockneten die feuchten Augen, noch ehe man eine Weile ins Land hineingefahren war, und auch der bange Herzschlag sänftigte sich unter der milden Einwirkung der umgebenden schönen Natur. Leider hemmte die Nähe des alten Wagenlenkers vertrauliche Aussprache, und Blick und Händedruck mußten den ersehnten Gedankenaustausch ersetzen; doch konnte Ada, unter der Wucht anstürmender Bedenken, nicht umhin, einmal mit neu hervorbrechenden Thränen dem Geliebten zuzuflüstern: „Armer Friedrich! Welche Sorgen hast du deinem Leben mit mir aufgebürdet!"

Und er? — Mit einem Lächeln unbeschreiblichen Glücksgefühls und einem tröstlichen Druck seiner redlichen Manneshand erwiderte er innig: „Ich will Gott bis ans Ende meiner Tage danken für die gnadenvolle Fügung, die uns an diesem gesegneten Tage zusammengeführt!"

So nahte der Wagen, der das junge Paar trug, auf wohl gehaltenen Wegen rasch seinem Ziel, und

als die Abendglocken von den Landkirchen umher über das Feld dahinklangen, fuhr er in das friedliche Bergedorf hinein. Dort drüben aber in dem altersgrauen Häuschen, das der Epheu wie mit Liebesarmen umschlungen hatte, war auf elektrischer Schwinge schon vor Stunden die frohe Botschaft von dem Glücke des Haussohnes eingezogen, und zwei treue Mutteraugen hatten seitdem der Ankunft des lieben Paares sehnsüchtig geharrt. Und nun erschien endlich der Wagen an der Ecke des Pfarrgartens unter den alten Kastanien, und das Mütterchen trippelte klopfenden Herzens hinaus, rief von den ausgetretenen Steinstufen ihr herzlich-frohes „Gottwillkommen, ihr lieben Kinder!" den Herabspringenden entgegen, und eine Minute später barg Ada ihr liebliches, von Thränen dankbarer Freude überströmtes Gesicht innig an treuer Mutterbrust.

Drittes Kapitel.

Solange die amtsfreie Zeit für Dr. Volkhart noch dauerte, genossen die Liebenden unter dem traulichen Dache des Pfarrwitwenhäuschens, in herzlicher Vereinigung mit der Mutter glückliche, friedselige Tage; am Abend vor dem Abschiede fügte der Nachfolger von Friedrichs ehrwürdigem Vater die Hände des jungen Paares zum Bunde fürs Leben ineinander; dann siedelten sie — nach schwerer Trennung von der Mutter — nach der Stadt Alsleben, dem neuen Berufsorte des jungen Ehemannes, über. Hier statteten sie ein bescheidenes kleines Quartier, zwei Stübchen und eine Kammer, mit den im Pfarrwitwenhause entbehrlichen schlichten Möbelstücken aus dem Nachlaß von Friedrichs Vater notdürftig aus; Friedrich selbst fügte seine Bücher, Ada ihre von der Tante eilfertig nachgeschickten bescheidenen Habseligkeiten hinzu, und nun fühlten sie sich in ihrem fast dürftigen kleinen Heimwesen so glücklich, o so unbeschreiblich glücklich!

Von aller Welt geschieden, selbst mit den Kollegen nur sparsam verkehrend, lebten sie mit leidenschaftlicher Ausschließlichkeit nur füreinander und miteinander. Alles war ihnen gemeinsam, selbst die Berufsarbeiten Friedrichs, selbst die Handarbeiten Adas; gemeinsam die Lektüre, gemeinsam die Pflege der Musik an dem altmodischen, tonschwachen Klavier, an dem einst Friedrich als Knabe seinen ersten Choral spielen gelernt; gemeinsam ihre Spaziergänge nach vollbrachter Tagesarbeit, gemeinsam Nahrung und Trank und jedes Interesse, das der Zeitenlauf im Umschwung der Dinge erweckte. Kaum sahen die Bewohner von Alsleben je eines ohne das andere. Das alte tiefsinnige Wort des griechischen Weltweisen von dem einst in zwei Hälften geschiedenen und durch die suchende Liebe wieder vereinigten Doppelwesen „Mensch" — hier schien der Mythos reale Gestalt gewonnen zu haben, und voll Rührung blickten wohlwollende Nachbarn, unter deren Augen sich ihr äußeres Leben vollzog, auf das nur in seelenvoller Gemeinsamkeit der Existenz sich voll genügende, der umgebenden Welt ein unvergleichliches Beispiel wandellosen Liebeslebens darbietende junge Paar.

Friedrichs Berufsarbeit an der Schule war ziemlich umfangreich bei sehr mäßigem Anfangsgehalt; dennoch nahm sie nur einen Teil seiner Arbeitskraft in Anspruch. Aus tief innerem Antrieb zu künstlerischen Gestaltungen, zugleich um mit dem Ertrage seiner Feder den Bedürfnissen des Hauses leichter genügen zu können, hatte er sich gleich im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Alsleben der litterarischen Produktion zugewendet, und die frühe Morgenstunde wie die späte Nachtzeit fanden ihn unweigerlich am kleinen Schreibtisch, über sein Manuskript gebeugt, und die Bewegungen seines Inneren im glänzenden Auge widerspiegelnd.

Mit zwieträchtigen Empfindungen überwachte Ada den geliebten Mann; seine schönen Erfolge erfreuten sie nur halb, da sich die Sorge um seine Gesundheit, die nicht die stärkste war, von der Befriedigung an seinem Schaffen nicht trennen ließ. So suchte sie denn den bösen Folgen etwaiger Ueberanstrengung durch größte Wachsamkeit um sein Befinden vorzubeugen. Unausgesetzt ruhte ihr Auge auf ihm; ein matterer Blick konnte sie erschrecken; jeweilige Farblosigkeit seiner Wangen ihr Herz erzittern machen, und selbst in der Nacht scheuchte nicht selten aufsteigende Sorge sie aus dem Schlafe auf, um an sein Lager zu schlüpfen, seinen Schlummer zu überwachen, das Gleichmaß seiner Atemzüge zu kontrollieren.

Im dritten Jahre ihrer glückseligen Ehe gebar sie ihm einen Sohn — zu ihrer beider unendlicher Wonne. Doch auch in dieses Glücksgefühl mischte sich für Ada eine stille Sorge, die Pflege des Kindes möge sie allzusehr der Pflege des teuren Mannes entziehen, ihn selbst ihrer Ueberwachung entfremden. Letztere Besorgnis war nicht ganz unbegründet. Friedrich Volkhart extravagierte gelegentlich gern in Nachtarbeit, fühlte sich überhaupt an seinem Schreibtisch am wohlsten (ein so unbequemes Möbel selbiger auch war) und man durfte sich daher namentlich einer Ueberschreitung der von Ada sonst gezogenen Grenzen im Arbeiten wohl zu ihm versehen. Natürlich! Ihn beglückte das Gefühl künstlerischen Schaffens; Ideen zu immer neuen Gebilden strömten ihm aus den tiefen Quellen eines harmonischen Lebens wie der innigen Liebe zu Frau und Kind unversiegend zu, und ein schöner, sich steigernder Erfolg hob ihn über die Bedenken, durch übermäßige Geistesanspannung seine Gesundheit zu gefährden, verhältnismäßig leicht hinweg.

„Die Freude am schönen Gelingen ersetzt dem Körper die geringe Einbuße an Kraft vollauf!" wendete er dem ärztlichen Hausfreunde, den Ada, erschreckt eines Tages durch seine blasse Gesichtsfarbe und verminderte Schlaflust, herbeigerufen hatte, lächelnd ein.

„Nur für kurze Zeit!" entschied der erfahrene Arzt; „die Reaktion ist hinterher um so bedenklicher. Jedenfalls empfehle ich der lieben und klugen Frau, zu keinem derartigen Exceß mehr ihre Zustimmung zu geben, vielmehr auf regelmäßigen Spaziergang, kräftige Ernährung und ausreichende Nachtruhe unerbittlich zu halten!"

Er fügte dann im einzelnen noch eine Reihe von Verhaltungsmaßregeln hinzu, denen Friedrich sich werde

zu unterwerfen haben, wolle er seinen — des Arztes — wiederholten Besuch vermieden wissen, griff ihm noch einmal nach dem Puls und verabschiedete sich mit warnender Drohgebärde seines mit einem riesigen Siegelringe gezierten Zeigefingers.

An Friedrichs mit Büchern und Skripturen belastetem kleinen Schreibtische blieb er im Weggehen noch einmal stehen, widmete dem armen schwarzgestrichenen unpraktischen Möbel (einem Erzeugnis dörflicher Schreinerkunst vor einem halben Jahrhundert) unter zusammengezogenen Augenbrauen hervor einen unzufriedenen Blick und maß schweigend die Höhe an seinem Spazierstabe ab. Dann sprach er kopfschüttelnd: „Ich wollte, Sie entsagten diesem höchst unglücklich konstruierten Möbel, das nur geeignet ist, einem die Brust zu ruinieren, und entschlössen sich, im Stehen am Pult zu arbeiten. Würde Ihnen vorzüglich bekommen! — Sah da im Bruhnschen Möbelgeschäft neulich ein äußerst praktisch gearbeitetes und sehr schönes Pult zum Verkauf ausgestellt; das wäre für Ihre Lebensweise und eigenartige Konstitution wie geschaffen! — Leider etwas teuer. Hätte es mir sonst selbst schon gekauft."

Mit atemfliegender Aufmerksamkeit hatte Ada den Worten des Arztes gelauscht, und von jetzt an konnte nichts sie bewegen, dem schonungsbedürftigen Mann ein Ueberschreiten jener Vorschriften nachzusehen. Zwei Tage später stand auch an Stelle jenes alten, ärztlich verurteilten Pastorenschreibtisches ein herrlich gearbeitetes massives Stehpult und erwartete, überstrahlt von lichter Mittagssonne und glänzend von eigener Schönheit, den aus der Messe heimkehrenden Ehemann — zu dessen unbeschreiblicher Ueberraschung!

„Aber Ada!" — stotterte er, von der Pracht des neuen Hausgerätes förmlich überwältigt: „wie konntest du nur? — — — diese Verschwendung! — —"

Sie nickte ihn mit liebestrahlenden Augen an und schlang ihren Arm um ihn. „Gefällt es dir, Friedrich?"

„O! Außerordentlich! Ganz außerordentlich! — Und wie vorzüglich ist es meiner Körpergröße angemessen! Die Arbeit wird mir noch einmal so leicht werden, als sonst. — Aber die Kosten, der hohe Preis! Es ist doch eine arge Verschwendung, Liebchen! . . ."

Sie lächelte selig und schmiegte sich inniger an ihn. „Verschwendung? . . Wenn uns das schöne, dir so nötige Pult nicht einen Thaler kostet! — Aber Friedrich! . . ."

Der Mann blickte wie verwirrt um sich. „Aber, liebstes Herz, es muß dem Händler doch bezahlt werden! . . ."

„Das ist es schon! Und von mir! — Aber unsere Hauskasse ist deshalb um keinen Groschen ärmer geworden."

„So gabst du etwas anderes, Gleichwertiges dafür hin? —" Sie nickte; und ihr liebliches, mädchenhaftes Antlitz überzog sich mit Purpurfarbe. „Etwas mir Wertloses . . ."

Sein Gedanke durchflog die wenigen Möglichkeiten und traf sofort das Richtige. „Wertloses, Ada? — So kannst du sprechen von . . ."

„Still! Sage nichts mehr!" — Ihr Ton war zitternd vor Seelenbewegung, und wie um ihr Antlitz vor ihm zu verbergen, beugte sie sich über seine Hand und zog sie an ihre Lippe. Erst nach einigen Sekunden, während welcher sie stumm an seiner Brust geruht hatte, fuhr sie sanften Tones fort: „Es war mir entbehrlich."

„Das teure Andenken deiner seligen Mutter? . . ."

„Sie lebt auch ohne dasselbe im liebenden Herzen ihrer Tochter, und — o! daß du sie gekannt hättest, Friedrich! — sie selbst hätte wohl Kostbareres hingegeben für den edlen Mann, dessen Liebe ihre Tochter so selig — o! so selig macht!" —

Fester schlang sich sein Arm um die geliebte Gestalt; aber sein Antlitz senkte sich auf ihr Haupt herab — voll unaussprechlicher Rührung — und eine Thräne fiel in ihr wallendes Blondhaar nieder. „Das letzte Kleinod!" hauchte er mit fast versagender Stimme.

„Das letzte?" wiederholte Ada lebhaft, und ihr liebliches Gesicht erhob sich zu zärtlichem Vorwurf von seiner Brust, lächelnd unter feuchten Wimpern. „O, Friedrich! ich habe zwei Kleinodien, die sind so kostbar und machen mich so reich, daß der König, trotz seines ‚grünen Gewölbes', arm gegen mich erscheint! Soll ich sie dir nennen? Das eine halte ich hier im Arm, und das andere schlummert dort in seinem Bettchen! — Nun? Ist jetzt alles gut?"

„Gut und schön," sprach er bewegt und küßte sie innig auf die klare reine Stirn; „ja weit besser und schöner, als ich's jemals vom Leben erhoffen durfte. Und alles durch dich, Geliebteste! Mein ganzes Leben reicht nicht aus, dir zu danken!"

„Wir heben gegeneinander auf," erwiderte sie heiteren Tones, um die Stimmung des teuren Mannes ein wenig zu lichten, „nun aber wollen wir uns über das schöne Pult miteinander freuen. Nicht wahr, es ist schön?"

„Prachtwerk! — Und wie geräumig! — So viele Fächer und Schubladen und Kästchen, und unten die beiden schönen Schränke — Alles herrlich! — Was kann man da nicht alles verwahren!"

„Ja, und sieh nur das zierliche Schnitzwerk an den Thüren und Seitenpfosten — das gefällt mir sehr!"

„Es ist einfach ein Prachtstück, und was ich von jetzt an darauf schreiben werde, muß sehr schön und poetisch sein, um sich der Ursprungsstätte würdig zu erweisen."

Ada lachte glückselig über seinen Enthusiasmus. „Aehnlich wie du sprach auch der alte Werkführer, der das Pult brachte. Er war entzückt von Façon und Arbeit, und meinte endlich, das Pult könne als Altar in jeder kleinen Kirche stehen; man brauche nur ein goldenes Kreuz hinaufzustecken und die Sache sei fertig."

„Schön!" sprach Friedrich sinnenden Ernstes. „Er soll recht behalten, und das Pult unser kleiner Hausaltar werden, auf dem wir opfernd darbringen wollen das Liebste und Beste, was wir haben: den Mittelpunkt unseres ganzen Familienlebens! Komm, laß uns überlegen, wie wir in den vielen Fächern und Kästen und Schränkchen unsere kostbarsten Schätze unterbringen."

Ein süß geschäftiges Treiben begann jetzt die jungen Eheleute völlig in Beschäftigung zu setzen. Da brachte Ada einen trockenen Strauß, mit dem einst, da er noch frisch und duftig war, Friedrich Volkhart sie auf einem Harmonie-Ball ausgezeichnet und beglückt hatte; sie brachte ihre Hefte, nach Friedrichs Geschichtsvorträgen im Seraphinen-Lyceum ausgearbeitet; sie brachte in einem zierlichen Kästchen den sorgfältig aufgehobenen Brautkranz nebst Schleier und Handschuhen; in sauberer Niederschrift von eigener Hand die Traurede des Pfarrers von Bergedorf nebst den bei der Trauung gesungenen Liedern; sie brachte endlich das erste Mützchen, die ersten buntwollenen Söckchen ihres lieben Jungen und breitete alle ihre Schätze vor Friedrichs gerührten Blicken mit dem Stolze eines indischen Juwelenhändlers aus, der im Lager von Damaskus des Orients Kostbarkeiten vor Fürstenaugen enthüllt.

Und er? — Er fügte seine Schul- und Universitätszeugnisse nebst erlangten Prämien hinzu; er legte des Vaters abgenutzte Bibel und zahlreiche Predigtentwürfe, er legte die heilig gehaltenen Briefe von Vater und Mutter, seine Berufung ins Amt, die Manuskripte seiner ersten litterarischen Arbeiten und Adas erstes Haushaltungsbuch bei; er deponierte ein Bild von ihr, ein Bild vom Kindchen nebst einem Löckchen von dessen blondem Kinderkopf, sowie den trockenen Kranz, der frisch des Lieblings Tauftisch geziert hatte; alles Schätze von nicht aufzuwägender Kostbarkeit, und von den beiden Glücklichen in wahrhaft weihevoller Stimmung in den Fächern und Kästen des schönen Pultes eingeordnet.

„Und über diesen Reliquien schöner und schönster Stunden opferst du dann, mein Friedrich, ganz nach dem Spruch: ‚Ein Dichter — ein Priester!‘ die herrlichsten und reifsten Früchte deines Geistes und reicher und immer reicherer Segen wird auf deinem Schaffen, wird auf unserem Leben ruhn! — Das walte Gott! —“

Viertes Kapitel.

Die Jahre eilten dahin, und das Leben des in innigster Liebe verbundenen Ehepaares spann sich erquicklich ab wie ein schöner, sonnenwarmer, blütenreicher Sommertag. Wohl mangelte es auch ihnen nicht an Sorge und Mühe und Arbeit, aber auch nicht an schönem Lohn, an beglückenden Erfolgen, und der „Hausaltar“ füllte sich mehr und mehr mit Erinnerungszeichen und Zeugnissen eines innerlich reichen und gesegneten Lebens. Schöne, ehrende Anerkennung im Amt, nicht minder schöne auf litterarischem Gebiet hinterließen ihre Spuren in den Fächern des Pultes; die Haushaltungsbücher Adas, sorglich nach Jahrgängen aufgeschichtet, wiesen immer befriedigenderen Abschluß auf, und das kleine Kassenfach füllte sich allgemach mit einem erfreulichen kleinen „Reservefonds“.

Auch der kleine Friedrich begnügte sich nicht mehr damit, dem „Hausaltare“ seine Kindermützchen und ersten Stiefeln zu widmen, oder seine Beziehungen zu demselben dadurch zu erweisen, daß er mit dem kleinen Töchterchen von „Tante Martha“, einer der Mutter befreundeten jungen Nachbarin, bilderbesehend in den nischenförmig ausgearbeiteten Schrankthüren des unteren Pultes, zu Füßen des schreibenden Vaters saß und leise flüsterte; wie die Jahre vorrückten und aus dem Kindchen ein Knabe geworden war, lieferte er seine ersten Schulzeugnisse, seine Arbeitshefte, endlich seine ersten durch „Fleiß und Wohlverhalten“ errungenen Schulauszeichnungen und durfte dieselben unter feierlicher Assistenz der selig lächelnden Eltern eigenhändig im „Hausaltar“ deponieren. Energisch in den Wissenschaften vorschreitend, voll glühenden Ehrgeizes und ausdauernder Kraft in der Bewältigung von Schwierigkeiten stieg er in der alten Gelehrtenschule zu St. Renatus von Stufe zu Stufe und erweckte den Eltern die schönsten Hoffnungen auf die Zukunft; nur in einem hielt er sie voll stiller steigender Sorge: in der Angst um sein leidenschaftliches, dann und wann bis zu förmlichen Paroxysmen ausartendes Temperament. Nichts vermochte in solchen Erregungsmomenten beschwichtigend auf ihn einzuwirken, nicht der liebevolle Ernst des Vaters, nicht die heißen Thränen der Mutter, nicht die Autorität der Schule; nur die sanften Bitten seiner kleinen Freundin, Klärchen Leybach, gossen dann und wann Beschwichtigung auf die empörten Wogen seiner reizbaren Empfindung.

Ada war oft tief gebeugt über diesen Unheil weissagenden Charakterzug des geliebten Sohnes. „Er hat ihn von mir,“ klagte sie dann wohl gegen Friedrich und vergoß selbstanklagende Thränen. „Als Kind war ich gerade so leidenschaftlich, wie er, und noch als erwachsenes Mädchen unterlag ich heftigen, ja leidenschaftlichen Anwandelungen. Du weißt ja, wie die Freundinnen noch im Lyceum mich deshalb ‚Elektra‘ benannten. Und nun muß ich das Leid erleben, daß mein einziges Kind gleicher Untugend nachgibt! Es ist schrecklich!“ — —

„Aber, liebstes Herz,“ tröstete dann Friedrich, „du hast dieselbe doch besiegt, und so schon besiegt — —“

„Nicht ich! Du warst es, der mich ihr entwöhnte. Die Liebe zu dir und das Glück, dein zu sein, hat das Unkraut in mir erstickt!“

„So wird — Gott gebe es — die Liebe auch noch über unseres Sohnes Schwächen und Leidenschaften Macht behaupten und er selbst wird, geläutert und gestärkt als seiner teuren Mutter echter Sohn aus diesem Kampf hervorgehen.“

„Und wenn er die Heftigkeit gar Herr über sich werden läßt?“ — —

„Dann halten wir uns an das schöne tröstliche Wort, das einst die fromme Mutter des heil. Augustinus aufrichtete, als sie über die in wüste Leidenschaftlichkeit verlockte Jugend ihres Sohnes verzweifeln wollte: ‚Ein Jüngling, um den soviel heiße Mutterthränen geflossen sind, kann nicht verloren gehen!‘“

Sie nickte dankbar zu ihm empor und lehnte, wie sie in Momenten seelischer Bedrängnis zu thun

pflegte, das schmerzende Haupt an seine treue Brust. „Ja, die Liebe wird ihm überwinden helfen," flüsterte sie ergeben, „und Gott, der die Liebe selbst ist!"—

In der That schien unter der Einwirkung allseitig gebotener herzlicher Liebe, nicht nur im elterlichen, sondern auch im Leybachschen Hause, das leidenschaftliche Temperament des Knaben sich allgemach zu sänftigen, und süßer Trost zog in das Herz der Mutter ein, ließ sie ihr häusliches Glück wieder ungeteilt genießen. Wie war alles so schön — so wunderschön! Auch die Wolken der Sorge, durch die zarte Gesundheit des teuren Mannes an ihrem Lebenshimmel herauf beschworen, zerstreuten sich. Sorgsam ausdauernde Pflege, verständige Abwechselung zwischen Arbeit und Erholung und die stillen Freuden des Hauses schützten Volkharts Leben lange Jahre gegen ernstere Krankheitsanfälle, schienen das Glück der Familie aufs Unbestimmte hinaus zu verbürgen; und Ada, im frommen dankbaren Genusse des langen „sonnenwarmen, blütenreichen Sommertages", der nun schon tief in das zweite Jahrzehnt ihres Ehelebens hinein reichte, faßte Mut, auch auf einen später früchtereichen Herbst zu hoffen.

Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen.

Wie auch über den wonnigsten Sommertag, wenn er sich seinem Ende zuneigt, oft ein schweres Wetter aufsteigt, das, mit elementarer Gewalt losbrechend, den stillen Frieden der Natur vernichtet, die goldene, herrlich wogende Saat daniederstreckt und den tödlichen Strahl auf das Dach des Hauses lenkt, in dem bisher das Glück seine Stätte hatte, so brach plötzlich das Unheil über das Volkhartsche Haus herein und tilgte es aus in einem furchtbaren Schlage!

Ein bösartiges Fieber hatte die Stadt Alsleben befallen, und die Kranken starben in den ersten Wochen, während die ärztliche Kunst in der Behandlungsweise der Krankheit noch unsicher tastete, meist jäh und rettungslos dahin. Angst und Verwirrung ergriff aller Gemüter! Eben beriet man im Kuratorium der Gelehrtenschule zu St. Renatus, ob der Unterricht einzustellen sei, als mitten in der Lektion drei Knaben, unter ihnen Friedrich Volkhart der jüngere, von der Seuche erfaßt, hinsanken. Dr. Volkhart, aus dem benachbarten Klassenzimmer herbeigerufen, hob, totenblaß vor Schmerz und Schreck, seinen zusammengebrochenen, schwer atmenden Sohn auf seine Arme und trug ihn mit Hilfe des dienstwilligen Kastellans nach Hause, wo der kräftige Knabe alsbald in wilde Delirien verfiel.

Nichts glich der zärtlichen, unermüdlichen, todesverachtenden Liebe, mit der die Eltern das teure Kind pflegten, überwachten, Nacht und Tag wochenlang, der eigenen Bedürfnisse, der eigenen Gefahr unachtend, bis auch sie von der Seuche ergriffen wurden und — kurz hintereinander — derselben erlagen.

Als man der kaum noch atmenden Mutter die Mitteilung machte, daß ihr Mann soeben sanft entschlafen sei, der Sohn aber die Krisis bestanden habe und genesen werde, überflog ein himmlisches Lächeln ihr noch immer schönes und zartes Antlitz, und die bleichen Lippen flüsterten leise: „Die Liebe hat ihn gerettet — er wird leben und — unser in Liebe gedenken. Sagt ihm — ich ginge zu — seinem Vater, um nie — in Ewigkeit nie mehr — von ihm getrennt zu sein. Vereint würden wir — am Thron des Allerhöchsten — der die Liebe selbst ist — um Schutz und Schirm — für sein ferneres Leben inbrünstig beten."

Dann dankte sie der getreuen Freundin, „Tante Martha", die ohne Rücksicht auf die eigene Gefahr herbeigeeilt war, sie zu pflegen, mit unbeschreiblicher Innigkeit; empfahl ihr — mit fast schon versagendem Laut — den teuren Sohn und hauchte so, in Gedanken und Empfindungen der Liebe, die ihr Leben erfüllt und durchdrungen hatte, ihre schöne engelhafte Seele aus.

Lange Wochen vergingen, bis der verwaiste Sohn sein Krankenlager verlassen, weitere Wochen, bis sein Körper die frühere Kraft wieder erlangt hatte und ihn befähigte, sein Leben in eigene Hand zu nehmen. Aber wie verändert ging der Unglückliche aus seinem Krankenzimmer hervor! Aus dem sechzehnjährigen frischen, feurigen Knaben war ein bleicher, hagerer, schweigsamer Jüngling geworden, aus dessen tiefliegenden großen düsteren Augen die wortlose Verzweiflung sprach! — Vergebens alle Bemühungen der von dem tragischen Ereignis tief erschütterten Freunde und Nachbarn, ihn aufzuheitern, durch Liebesbeweise ruhiger zu stimmen; vergebens der herzliche Eifer seiner Lehrer, ihn für die Beschäftigung mit den Büchern, mit der Wissenschaft allmählich zurückzugewinnen; vergebens selbst „Tante Marthas" und des lieblichen Klärchens inniger Zuspruch; es war unmöglich, ihn im Hause oder im Klassenzimmer auch nur eine Stunde ruhig zu erhalten, an eine Beschäftigung zu fesseln. Nach einiger Zeit dumpfen Hinbrütens ergriff es ihn plötzlich wie ein Fieber; ein wilder Schmerzparoxysmus erschütterte ihm Seele und Leib; er stürzte hinaus, und nur in erschöpfenden ziellosen Wanderungen, nach tödlicher Erschlaffung aller Körperkräfte fand er endlich zeitweilige Ruhe, Schlaf und Vergessen seines Elends.

Man überließ ihn schließlich, auf ärztlichen Rat, ganz sich selbst, nur von fern ihn einigermaßen überwachend. Man hoffte — zumal im Leybachschen Hause, wohin Friedrich gleich nach dem Hinscheiden der Eltern übersiedelt war — auf die Tröstungen, die die allmächtige Zeit auch für den wildesten Schmerz, die tiefste Trauer bereit zu halten pflegt; auf die Sänftigung der Empfindung auch durch ein umgebendes liebevolles Familienleben; auf die Zerstreuung und Aufheiterung endlich, welche die Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Beschäftigungen doch notwendig mit sich führen würde; vergebens! Er floh mondenlang jede Beschäftigung, jeden Verkehr mit den Menschen und Dingen, und eines Tages — ein melancholisch stürmendes Herbstwetter hatte ihn schon früh hinausgelockt — harrte man seiner Heimkehr vergeblich. Er kam auch während der Nacht, er kam folgenden Tages nicht nach Hause; er war und blieb verschwunden, trotz aller Bemühungen und Veranstaltungen, welche die Leybachsche Familie, die Freunde und Lehrer, die Behörden trafen, um eine Spur von ihm aufzufinden! — —

Selbst der ausdauerndste Eifer erlahmte endlich; man ergab sich, wenn auch erst nach langem Widerstreben — in den hoffnungslosen Gedanken, daß Friedrich

verunglückt sei und an einsam unzugänglicher Stelle das Ende seines Lebens wie seiner Schmerzen gefunden habe.

Aber das Andenken an das einst so glückliche, nun durch ein furchtbar tragisches Geschick ausgetilgte Volkhartsche Haus lebte, mit erschütternder Wirkung, im Herzen aller derer noch lange fort, die einst Zeugen jenes reinsten Familienglückes gewesen waren, und um das Bild des unglücklichen Sohnes, der ein Leben, das um den Tod beider geliebter Eltern erkauft war, nicht hatte ertragen können, wob sich allgemach eine schmerzlich rührende Legende. —

Sieben Jahre waren seit jenem Ereignis verflossen, und der Strom der Zeit, in gewaltigen Wogen dahinflutend, hatte in der Stadt Alsleben die Erinnerung an dasselbe allgemach fast weggespült. Denn Großes und Größtes hatte man inzwischen im deutschen Vaterlande erlebt, und das von ungeheuersten Kriegsanstrengungen ausruhende Volk genoß eben den glorreichen Preis des gewaltigen Kampfes: Wiederaufrichtung des geeinigten Deutschen Reiches. Da meldete eines Tages im Comptoir des Banquiers Fredersdorff zu Alsleben der Diener einen Fremden, der den Herrn zu sprechen wünsche. Auf diese Meldung zogen sich zwei schwarzgekleidete Damen, eine stattliche ältere und eine liebliche jüngere, die mit dem Banquier bisher im Gespräch gewesen waren, in den Hintergrund des geräumigen Zimmers zurück, und der Banquier hieß den Fremden einführen.

Ein großgewachsener, ernstblickender Herr von dunkler, wie durch die Tropensonne gebräunter Gesichtsfarbe und vornehmem, etwas fremdartigem Exterieur trat ein.

„Ich habe die Ehre, mit dem Herrn Banquier Fredersdorff zu sprechen?“ begann er mit tiefer klangvoller Stimme.

„Meine Name ist Fredersdorff“, bestätigte mit Haltung der Gefragte und bot dem Fremden einen Stuhl an.

„Man sagt mir, daß Sie vor einer Reihe von Jahren nach dem — nach dem Tode des Dr. Volkhartschen Ehepaares“ (er holte wie aus tiefster Brust Atem) „die Vormundschaft über den unglücklichen — noch gebliebenen Sohn übernommen haben — —“

Da er stockte, neigte Herr Fredersdorff bejahend das Haupt und sprach ernst: „Leider war es mir nicht beschieden, mein Amt im Sinne der mir sehr teuren und unvergeßlichen Eltern zu erwünschtem Ziele zu führen. Der beklagenswerte, wackere aber leidenschaftliche Knabe, vom Schmerz um den Verlust der Eltern innerlich zerrüttet, entzog sich seinen Freunden und verschwand in bis auf den heutigen Tag unaufgeklärter Weise; ist, wie kaum noch bezweifelt werden darf, hilflos irgendwo und irgendwie verunglückt — zu allgemeinstem Schmerz!“

Eine tiefe Bewegung war während dieser in warmer Empfindung gesprochenen Worte über das dunkle Antlitz des Fremden hingezuckt, und schwer atmend hatte er sich in den Stuhl zurückgelehnt. Jetzt, da der Banquier schwieg, seufzte er inbrünstig auf und sprach mit in der Tiefe zitterndem Tone: „Der unglückliche Knabe ist damals nicht gestorben, wie sehr er den Tod herbeisehnte. Er lebt und steht vor Ihnen. Ich bin Friedrich Volkhart.“

Der Banquier, ein ruhiger und an ein Gleichmaß des Lebens und der Lebensführung gewöhnter, förmlicher Mann, fuhr vor Bestürzung bei diesen Worten buchstäblich zurück und entfärbte sich; aus dem Hintergrunde des Zimmers aber antwortete auf des Fremden wunderbare Mitteilung ein Doppelruf höchster, freudigster Ueberraschung, und im nächsten Augenblick sah derselbe zwei Damen vor sich stehen, fühlte seine Hand leidenschaftlich erfaßt.

„Friedrich!“ rief die ältere Dame, zwischen Wonne und Wehmut schwankend, und blickte ihm thränenden Auges in das umdüsterte Antlitz. „Mein Friedrich! Gott sei gelobt, daß ich dich lebend wiedersehe! — Kennst du mich nicht mehr, die Freundin deiner teuren, mir unvergeßlichen Mutter, deine ‚Tante Martha‘?“ —

„Tante Martha!“ stammelte Volkhart atemlos, und die dunkle Farbe seines Antlitzes erblich, während er der wackeren Matrone in die Thränen überströmten Augen starrte, vor tiefer Seelenbewegung. „Tante Martha! — ja! — Vieles ist damals wie ausgewischt von der Tafel meines Gedächtnisses, aber dein Bild, liebe Tante Martha, ist haften geblieben und ich bin glücklich, dir noch danken zu können für alles, was du an den Entschlafenen, was du an mir gethan! O, Gott segne! Gott segne dich! — Hier — hier“ (und er schlang seinen Arm um die erschütterte Frau und legte sein Haupt an ihre Brust) hier — an deinem treuen Herzen, in deinen liebenden Armen ist meine engelhafte Mutter entschlafen.“ — Seine Stimme brach unter Thränen.

Weinend und lachend vor nervöser Erregung erwiderte Frau Martha seine schwermütigen Liebkosungen, immerfort im Tone innigster Seelenerleichterung wiederholend: „O, daß du noch lebst! O, daß du noch lebst! — Von welchen Sorgen und Vorwürfen befreiest du mich! Du warst mir mit den letzten Worten deiner teuren Mutter anbefohlen, und ich hatte dich verloren! — O Gott sei Dank, daß ich dich lebend wiedersehe!“ — — Dann plötzlich sich losmachend, rief sie in ausbrechender Freude: „Aber Friedrich! Siehst du denn gar nicht, wen ich bei mir habe? — Sieh doch hin!“

„Wie!“ rief Volkhart sich aufrichtend und das junge Mädchen aus thränengeblendeten Augen anblickend: „Kann das Klärchen sein? — Meine treue kleine Spielgenossin, mit der ich einst in Kinderjahren zu des Vaters Füßen auf der Stufe unseres kleinen ‚Hausaltars‘ gesessen habe; die mir eine so liebe Freundin geblieben und mit mildem Zuspruch so oft die Wolken meines knabenhaften Ungestüms geglättet hat — — das wäre Klärchen?!“

Tief errötend, glänzenden Auges streckte ihm das junge Mädchen beide Hände entgegen. „Ich bin's, Friedrich! — Sei willkommen daheim!“

„O Klärchen! liebes, nie vergessenes, holdes Klärchen! Sei mir gegrüßt zu tausend Malen!“

Und als wären sie noch Kinder, umarmte er sie voll Innigkeit und küßte ihre schöne Stirn unter neu hervorbrechenden Thränen. —

Unter Ausdrücken tief empfundenen Dankes für

die einst übernommenen Pflichten und der Bitte um Verzeihung wegen seiner einst in halber Geisteszerrüttung unternommenen Flucht von hier berichtete nun Friedrich, wie er damals, verzweifelnd und voll Todessehnsucht, doch aber von einer geheimen Macht vor Gewaltthätigkeit gegen sich selbst bewahrt, ziellos durchs Land geirrt sei, oft vor Entbehrung zusammensinkend, immer aber wieder sich aufraffend und wie von Dämonen weiter gejagt; wie er nach wochenlangen Wanderungen an die holländische Grenze gelangt sei, einem Gespenst eher ähnlich als einem Menschen, und hier bei mildherzigen Müllersleuten Aufnahme und Pflege bis nach erfolgter Erholung gefunden habe; wie er dann mit den Empfehlungen des wackeren Müllers an seinen Schwager, einen Schiffskapitän, versehen, nach Ankunft in Batavia durch den wackeren Kapitän eine bescheidene Anstellung auf dem Comptoir des javanischen Mitreeders erreicht habe.

Und hier, unter einem fremden Himmel, in einer ganz anderen Welt, umgeben von anders redenden Menschen, von anders gestalteten Tieren und Pflanzen, genährt von anderer Kost, gezwungen zu anderer Beschäftigung, als er bisher gewohnt gewesen, sei ein neues Leben in ihm aufgequollen.

Arbeitsame Jahre in großer für die Erlernung des Handels äußerst instruktiver Umgebung hatten ihn zu einem tüchtigen Kaufmann gemacht, ihm ein ausreichendes Einkommen erworben, selbst beträchtliche Ersparnisse ermöglicht.

Da sei eines Tages in großer Gesellschaft von den Lippen einer deutschen Dame, die unlängst aus Europa angelangt, ein Lied erklungen, das einst seine teure Mutter zur Begleitung des alten tonschwachen Pianos im elterlichen Hause oft gesungen habe, und damit ein Sturm von Sehnsucht und Heimweh in ihm heraufbeschworen, dem er nicht lange habe standhalten können. So sei er denn mit Jahresurlaub abgereist und vor wenig Tagen in Amsterdam angelangt. Die Landreise hierher habe er wie im Fieber gemacht und den Boden seiner Vaterstadt mit wankenden Knien betreten; aber sein Herz sei voll unaussprechlichen Dankes, daß es ihm beschieden worden, die Gräber seiner teuren Eltern noch wiedersehen zu sollen; Dank zu sagen allen denen, die einst den Entschlafenen und ihm selbst Liebe erwiesen und — vielleicht — des Elternhauses Heiligtum, des Vaters Schreibpult, samt allen Reliquien aus dem Liebeleben der teuren Eltern in seine Hände zu bekommen. Dann sei seines Herzens tiefstes Sehnen gestillt.

„Der gesamte kleine Nachlaß deiner seligen Eltern," fiel hier Frau Martha froh erschüttert ein, „steht, vom Gericht versiegelt, unangetastet in einem der oberen Zimmer unseres Hauses und harret deiner. Komm und sieh selber, und dann ruhe aus bei uns nach allen den Stürmen, die du so jung schon hast überstehen müssen. Du bist nun wieder zu Hause, Friedrich!"

„Zu Hause, zu Hause!" wiederholte Volkhart feuchten Auges; „o schönes, langersehntes Wort! Ja kommt — kommt, laßt mich seinen Segen nach langer Zwischenzeit wieder einmal genießen!"

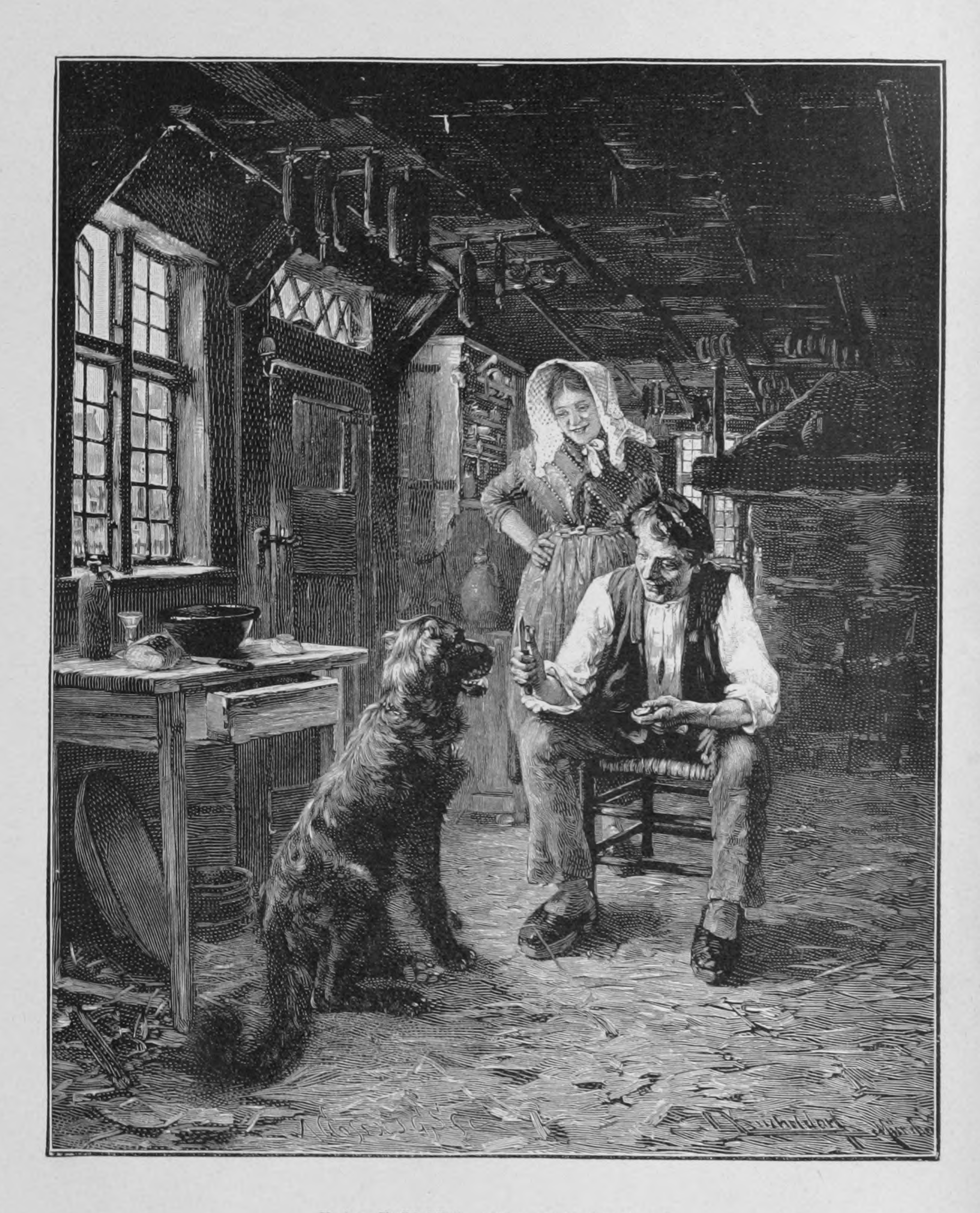
Es soll hier nichts gesagt werden von den Erschütterungen, welche die Stunde mit sich führte, als sich jene Thür im oberen Stockwerk des Leybachschen Hauses öffnete, die seit sieben Jahren den Nachlaß seiner Eltern verschlossen gehalten, und er nun inmitten aller der stummen Zeugen verklungenen Liebelebens, aller der bekannten ach! und seinem Herzen so vertrauten Gegenstände, Mobilien, Bücher und Handarbeiten dastand, an denen und mit denen einst das edle Dasein der teuren Unvergeßlichen sich abgespielt, — solche Stunde ist heilig, entzieht sich jeder dürren Schilderung; und als Friedrich umflorten Auges aus der Mutter kleinem Strickkörbchen das ihm so wohlbekannte, in grünem Saffian gebundene „Neue Testament" hervornahm und an seine Lippen preßte; als er vor dem schönen alten „Hausaltar", von Erinnerungen und Empfindungen übermannt auf die Knie sank und vor Leid und Freude zugleich schluchzte, da empfand er den läuternden Segen dieser Stunde und fühlte die Fürbitten der teuren Entschlafenen seine heiße Stirn, kühlend und sänftigend umhauchen.

Mit dem Eintritt Friedrichs in das alte würdige Kaufhaus P. F. Leybach & Co., das vor Jahresfrist in dem Hausherrn seinen Leiter und Gebieter durch den Tod verloren hatte und seit Monaten durch den Mangel an einheitlicher Führung und sicherer kaufmännischer Intelligenz in allen Fugen bebte, zog neue Hoffnung, Trost und Zuversicht ein.

Er selbst, nachdem er seinem tiefen Herzensbedürfnis genügt und die teuren Gräber der entschlafenen Eltern mit Thränen benetzt, mit Kränzen, die er aus der tropischen Heimat mitgeführt, geschmückt hatte, nahm sich der verwickelten Verhältnisse des Hauses, sowie der mit demselben verbundenen Fabriketablissements mit großer Energie und ebenso großer kaufmännischer Einsicht an, brachte in unglaublich kurzer Zeit Ordnung und Uebersichtlichkeit in den Geschäftsgang zurück, konstatierte die Vermögenslage der Handlung, trat mit eigenen Mitteln bei rasch nötigen Zahlungen ein und erbot sich, nach gewonnener vollständiger Einsicht in die Lage der Dinge, freiwillig gegen die mütterliche Freundin, die Leitung der Geschäfte fortzuführen, bis das alte ehrwürdige Haus P. F. Leybach & Co. wieder fest auf den Füßen und hochgeachtet in der Handelswelt dastehen werde.

Dieses Wort hielt er getreulich; ja der Gedanke an eine Heimkehr nach Indien schwand mehr und mehr hin, je tiefer sein Leben sich mit dem von Mutter und Tochter verflocht; je inniger vor allem die Beziehung zu dem lieblichen Mädchen sich gestaltete.

Und so geschah es denn, daß an einem besonders erinnerungsreichen Tage, da beide im oberen Zimmer die geheiligten kleinen Schätze des väterlichen Schreibpultes miteinander betrachteten, ihnen unter dem magischen Einflusse der Atmosphäre von Liebe und lebenslanger Treue, die diese rührenden Reliquien umwitterte, die längst bewegten jungen Herzen sich voll und innig gegeneinander erschlossen, und vor dem kleinen „Hausaltar", unter Thränen seliger Erschütterung, ein neuer schöner Bund fürs Leben geschlossen wurde.



Beim Frühstück. Von J. Krichelдorf.



Verwertung des Obstes.

Einige Zeilen über die **Verwertung des Obstes** als Dauer- und Handelsware möchten heute um so mehr am Platze sein, als sie vielleicht Veranlassung werden, hier und da zur Pflanzung von Obstbäumen anzuregen, wo man noch immer glaubt, daß der Obstbau sich nicht lohne, weil man nach einer reichen Ernte nicht wisse, was mit ihr anzufangen sei, während in obstarmen Jahren die Bäume auch noch das Gedeihen von Kohl und Rüben hinderten. Und doch brauchen wir alles in Deutschland gebaute Obst und noch viel mehr, „nicht als Viehfutter oder zur „Düngung" des Bodens, als welche es an manchen Orten liegen bleibt, weil „es nicht die Arbeit lohnt, es aufzulesen", — wir brauchen es sehr wohl zur Erfrischung und als Nahrung des Menschen

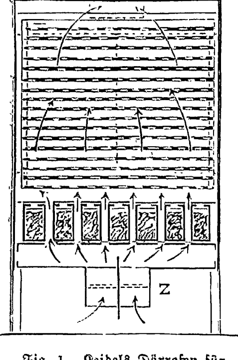


Fig. 1. Keibels Dörrofen für Grude-Feuerung.

„Im Jahre 1882," so schrieben wir nach offiziellen Quellen bereits in der vorigen Herbst erschienenen illustrierten und vermehrten 2. Auflage unseres „Wredows Gartenfreund" (Berlin 1886 bei Siegfr. Cronbach), „sind in Deutschland 36460000 kg frisches und 16537000 kg getrocknetes Obst eingeführt worden, während die Ausfuhr nur 23921500 kg frisches und 307000 kg getrocknetes oder gebackenes Obst betrug; die nicht unbedeutenden Massen von Obst, welche in Deutschland selbst gedörrt wurden, hat man hier selbst verzehrt, haben aber für den Bedarf bei weitem nicht ausgereicht". Herr C. Wilbrandt-Pisede sagt u. a. in seinem Vorwort zu Heinrich Semlers „Obstverwertung" (Wismar 1883. Hinstorffsche Hofbuchhandlung): „Vielleicht ist kaum eine Thatsache beschämender für uns, als die weite Verbreitung, die nordamerikanische Obstwaren in allen Teilen des deutschen Landes gefunden haben, während uns in jedem Jahre eines reichen Erntesegens der Absatz für unsere eigenen Früchte zu fehlen scheint. Ist denn die Obstzucht bei uns eine so bedeutende, daß das Angebot der Nachfrage vorangeeilt ist? Oder ist das Bedürfnis unseres Volkes nach den erquickenden Früchten unserer Obstarten ein so geringes, daß die Nachfrage dem Angebot nicht zu folgen vermag?" Die oben angegebenen Zahlen beweisen das Gegenteil; sie beweisen auch, daß man nicht gewußt

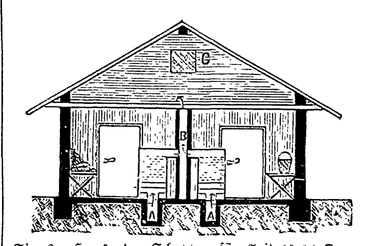


Fig. 2. Haus oder Schuppen für Keibels 12 Dorröfen mit Grude-Feuerung.

hat, an vielen Orten unseres gesegneten Vaterlandes auch heute noch nicht weiß, was man „mit dem vielen Obst anfangen soll", trotzdem daß seit dem Erscheinen des eben genannten Werks von Semler manches anders und besser geworden ist; man hat zuerst angefangen, das Obst zu dörren und dazu den von Semler empfohlenen „Alden-Apparat" aus Amerika bezogen. Aber seitdem hat die Konkurrenz begonnen, sich zu regen; es sind mit der Gründung von **Genossenschaften zur Verwertung des Obstes**, wie in Grabau und Kanitzken im Kreise Marienwerder (Provinz Westpreußen), in Hildesheim, in der Rheinpfalz, im Königreich Sachsen u. a. O., auch eigene Maschinen gebaut

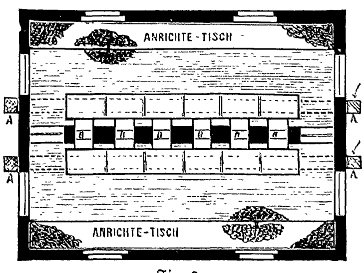
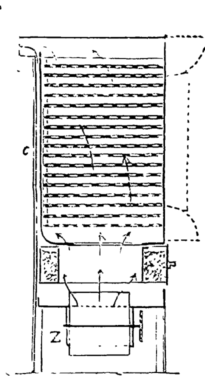


Fig. 3.

worden, die mehr und mehr den Zweck verfolgen, nicht nur der Genossenschaft, sondern auch dem einzelnen Besitzer eines großen oder kleinen Obstgartens zu dienen; sie sind kleiner und billiger geworden und bemühen sich außerdem noch, auch das billigste Feuerungsmaterial zur Verwendung zu bringen. Jeder solchen Maschine wird eine Gebrauchsanweisung beigegeben, was uns, vorläufig wenigstens, der Notwendigkeit enthebt, das Dörren selbst zu beschreiben; vielleicht kommen wir später, wenn es gewünscht wird, einmal darauf zurück. Heute wollten wir nur den einen oder anderen dieser Apparate dem Leser vorführen und einige Bemerkungen daran knüpfen, namentlich über die **Obstsorten**, welche sich am besten zum Dörren eignen und die deshalb in möglichst großer Anzahl vorhanden sein müßten oder gepflanzt werden sollten. In erster Reihe nennen wir den nach Aldens System gebauten **Fillers patentierten Trockenapparat** (Fig 5) von Friedr. Filler und Hinsch in Hamburg-Eimsbüttel, welcher bei der großen Ausstellung 1883 in Hamburg in Betrieb war und mit der großen goldenen Staatsmedaille ausgezeichnet wurde. Durch ihn dörrt man nicht nur Obst, sondern auch Gemüse, Blumen, Hopfen, Gewürz, Fleisch u. s. w., welches alles wohl von seinem Gewicht das Wasser, aber das eine weder Aroma noch Farbe, noch das andere von seinem Geschmack etwas verlieren wird. Der Preis eines solchen Apparates mit 30 Hürden von 1 qm Trockenfläche ist 2250 Mark außer den Kosten für Verpackung, Fracht und Aufstellung. Dieser Apparat wie der größere von Eugen Ritter in Ehrenfeld bei Köln a. Rh für 3000 Mark ist nur für die fabrikmäßige Herstellung von Dürrobst u. s. w., also hauptsächlich für Genossenschaften bestimmt. Aber die Firma Eugen Ritter stellt auch kleinere Dörröfen her, solche für 1500, 1200, 750 und 300 Mark. Dann ist der kleine und bewegliche Apparat von Krause & Comp. in Wien bekannt und warm empfohlen worden, ebenso eine Obstdarre nach amerikanischem System von Jul. Jablanczy in Wien, die ungefähr 250—300 Mark kosten soll.



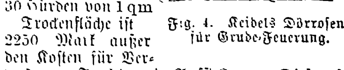


Fig. 4. Keibels Dörrofen für Grude-Feuerung.

Der kleinste Dörrofen, den wir bis jetzt gesehen und der bei der Gartenbau-Ausstellung im September 1885 genau beobachtet und mit einer Medaille ausgezeichnet wurde, ist der vom Ingenieur J. Keidel in Berlin W. Linkstraße 22. Er hat zwei verschiedene Formen, eine für jede beliebige Feuerung (Fig. 7). Er besteht aus einem schmiedeeisernen Kasten, in welchem sich die

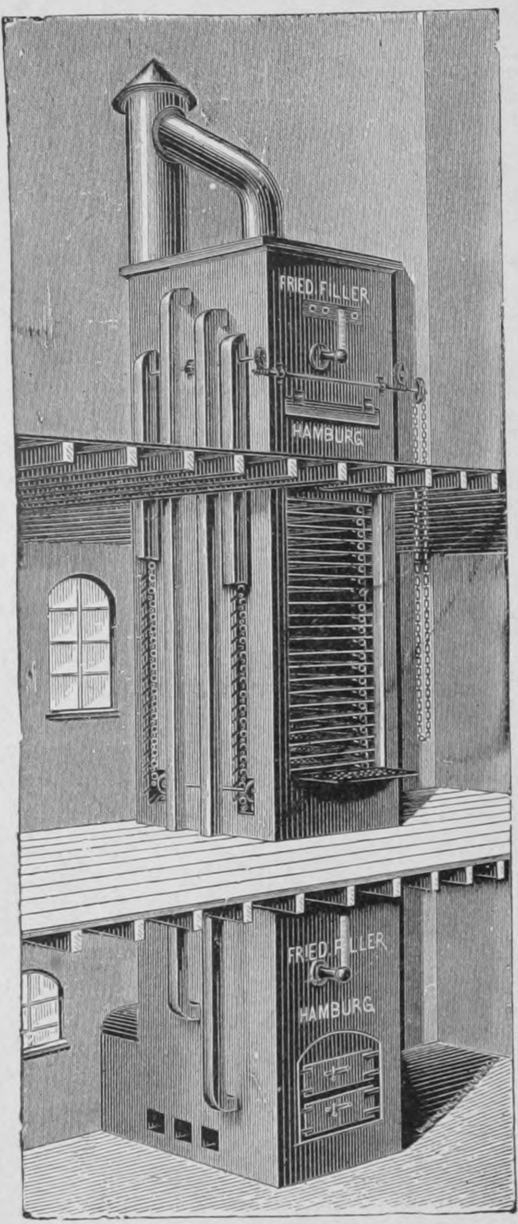


Fig. 5. Fillers patentierter Trockenapparat.

Trockenhürden befinden. Am Boden dieses Kastens tritt die erhitzte trockene Luft ein und verläßt sie oben durch ein Rohr, das auch den Rauch bis über das Dach entführt, wo es durch ein bewegliches Blech gegen den Wind und gegen den Rückschlag des Rauchs geschützt ist. Der Trockenkasten steht auf einem gemauerten Ofen, bei dem 1 die Aschenthür, 2 die Feuerungsthür und 3 die Thür zum Nachlegen des Feuerungsmaterials und zum Schüren des Feuers bezeichnet. Durch das Oeffnen von 3 lassen sich die Rauchgase, die sich rund um den Kasten bewegen, rasch abkühlen, wenn die Temperatur im Trockenraum zu hoch geworden wäre. Die Hürden mit frischem Obst o. dgl. werden unten in den Trockenkasten eingeschoben, wozu man sich eines gabelartigen Instrumentes bedient, und oben mit der getrockneten Ware herausgenommen. Als Feuerungsmaterial kann man Steinkohlen und Torf benützen, selbstverständlich auch Holz.

Die zweite Form ist die für die **Feuerung mit Grude** (Fig. 1 u. 4). Der Apparat besteht ebenfalls aus einem eisernen Kasten, der sich leicht in der Küche aufstellen und als Kochofen benutzen läßt. Unter dem Trockenraum befindet sich ein beweglicher Kasten, welcher die Grudeglut aufnimmt, zwischen welcher und von ihr getrennt sich die Luft erhitzt und unter die Hürden tritt. Hier sättigt sie sich mit der den Früchten u. a. entzogenen Feuchtigkeit und strömt oben aus. Die Grudegase werden, wie bei der ersten Form, getrennt von der Trockenluft in dem durch die doppelte Rückwand gebildeten Raum in den Schornstein geleitet. Die frische Luft steigt durch die Oeffnung Z ein, durch deren Thüre man auch den Zug und damit die Temperatur im Trockenkasten regulieren kann.

Durch Vereinigung mehrerer solcher Oefen (Fig. 6) läßt sich dieser Apparat auch für den Großbetrieb anwenden, und errichtet Herr Keidel hierzu ein kleines Häuschen oder einen Schuppen im Freien (Fig. 2). — Ein einzelner Dörrofen für Grudefeuerung kostet mit 8 Hürden ungefähr 120 Mark. Die Hürden sind mit feinem Zinkdraht in 4 mm Maschenweite bezogen.

Wahrscheinlich ist vielen unserer geehrten Leser und liebenswürdigen Leserinnen **die Feuerung mit Grude** ein unbekannter Begriff; er bedarf der Erklärung, welche, so hoffen wir, nicht nur unsere Hausfrauen, sondern auch viele Geschäftsmänner interessieren wird: hat doch einer unserer Bekannten seine Geschäftsräume, drei Bögen der Berliner Stadtbahn umfassend, im Winter für wenige Pfennige erwärmt und drei Tage lang warm erhalten, ohne nur einmal nachlegen oder zur Kontrolle nur nachsehen zu müssen.

Die Grude ist der nach Entteeren von Braunkohle verbleibende Rückstand; was bei der Steinkohle die Koke, das ist bei der Braunkohle die Grude, die außer von den Kohlenwerken selbst auch von Paraffin- und anderen Fabriken erzeugt wird. Unmittelbar über der Glut entwickelt die Feuerung bis 450° C., im Kochraume bis 200° C. Wärme.

Um das Feuer anzumachen, wird der Glutraum durch einen Rost mit trockener kalter Holz- oder Kohlenasche (am besten Braunkohlenasche von Preßkohlen) gefüllt, so daß etwa noch 4 cm Raum zwischen dem Rost und der Oberfläche der Asche bleibt. Auf diese Asche schüttet man Grude, deren Oberfläche mit wenig Spiritus getränkt wird, der, entzündet, auch die Grude in Brand setzt. Durch wiederholtes Feinüberstreuen, so schreiben wir schon ausführlicher in unserem eben im Buchhandel erschienenen „Illustrierten Gartenbuch", Stuttgart 1886, Jul. Hoffmanns Verlag, nährt man die Glut zu dauerndem Bestande, und durch allmähliches Ausbreiten der Glut auf der Aschenoberfläche und unter weiterem allmählichem Nachstreuen von Grude verbreitet man in einer Stunde das Feuer nach Bedarf über die Aschenfläche, und der Ofen ist in Brand. Will man rasch kochen, so streut man die Grude dünn, für langsames Kochen dick auf. — Die Glut hält Tag und Nacht an und das Anmachen von Feuer fällt ganz und gar fort, wenn die Grude einmal in Brand gesetzt ist.

Die Grude kostet in Berlin bei Herrn Ingenieur J. Keidel für 50 Doppelcentner ungefähr 80 Mark Bahnhof Berlin, für 100 Doppelcentner 150 Mark; sie ist auch bei Jul. Grose in Gotha und Ed. Klaus in Merseburg vorrätig.

Wo Obst gedörrt werden soll, da müßte es auch in den dazu am besten geeigneten Sorten vorhanden sein, denn nicht alle Sorten geben ein gleich gutes Resultat sowohl in der Masse wie im Wohlgeschmack. So z. B. gibt die am Rhein und Main häufige Apfelsorte „Schafsnase" vom Doppelcentner frisches Obst 6—7 k Dörrobst, der

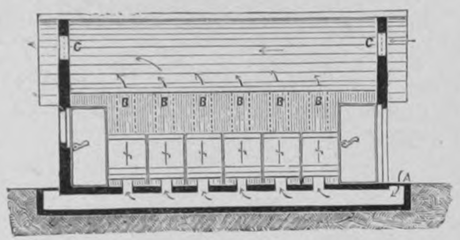


Fig. 6. Vereinigung von 12 Keidelschen Dörröfen für die Grude-Feuerung.

„gelbe Pepping" dagegen 12—15 k; auch braucht erstere Sorte wegen größeren Wassergehalts mehr Zeit zum Dörren als letztere, die auch wegen schöneren Aussehens und besseren Geschmacks höher bezahlt wird. Ein Gemisch von vielen Sorten ist heute gegenüber der amerikanischen Konkurrenz kaum mehr verkäuflich; es wird aber dem Liebhaber und Selbstzüchter zum Selbstgebrauch immer noch genügen, der auch seine zahlreichen Sorten, wenn ihm beliebt 10 und mehr auf einem Baum, in dieser Weise verwerten, in eine Dauerware verwandeln kann. — Bei Neuanpflanzungen wird man die Sorten nach dem Zweck wählen, welchen man dabei verfolgt und es ist eine zur Nachachtung oft empfohlene Regel, immer nur wenige, **stets aber die für das lokale Klima besten Sorten zu pflanzen**, worauf bei der bevorstehenden Pflanzzeit besonders zu achten wäre. Zum Dörren sind nach den in Deutschland gemachten Erfahrungen folgende Sorten gut geeignet:

1. **Aepfel:** Großer Bohnapfel, purpurroter Cousinot, roter Herbst-Kalville, geflammter Kardinal, Zwiebel- und Edelborsdorfer, echter Winterstreifling, Danziger Kantapfel, roter Eisenapfel, Neustadts gelber Pepping, Gravensteiner, Grünling von Rhode-Island, langer grüner Gulderling und die Reinetten, graue Herbst-, Schweizer, Karmeliter, Harborts, Oberdiecks, Pariser Rambour u. a. m.

2. **Birnen:** Weiße Herbst- und Rabenauer Butterbirne, runde Mundnelzbirne, Rettig-

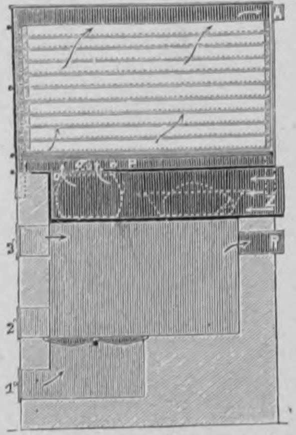




Fig. 7. Keidels Dörrofen für beliebige Feuerung.

birne, gute Graue, gute Luise von Avranches, Marie Luise u. a. m.

3. Pflaumen und Zwetschen: Die Haus-, die italienische und die französische Zwetsche, die Große Zucker- und Fürsts Frühzwetsche, Anna Späth, Kolumbia, Coës Goldtropfen, Washington, frühe Reineclaude, violette Diaprée, gelbe Mirabelle u. a. m.

4. Kirschen: Große schwarze Knorpel-, Lauermanns- und Ochsenherzkirsche, dann die Glaskirschen wie die Spanische, der Große Gobet, kurzstielige Montmorency u. a. m.

Von Pfirsichen, Aprikosen und Beerenobst sind alle Sorten ohne Unterschied zum Dörren brauchbar.

Außer zum Dörren wird das Obst noch zu Obst- und Schaumwein, zu Säften, Syrup und Zucker, Branntwein, (Liqueur), Mus und Pasten, zu Konserven, Marmelade, Essig u. s. w. verwendet, und kommen wir vielleicht später auf diese Art der „Verwertung des Obstes" zurück. O. Hüttig.



Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

Trachten der Zeit.

Von

Ida Barber.

Neues aus der Saison.

Mit magischer Gewalt zieht es uns hinaus in die blühende, von tausend Wohlgerüchen durchwürzte Gotteswelt. Reisen ist die Parole des Tages, auf das Reisen haben, sofern es uns vergönnt ist, für Wochen und Monde der staubigen Stadt zu entrinnen und uns „in freier Luft gesund zu baden", all unsere Pläne und Unternehmungen Bezug. Die Reisetoilette und alle die für den Aufenthalt in Bädern, auf dem Lande, im Gebirge nötigen Modeanschaffungen geben unseren Damen seit Wochen zu denken; die wenigsten pflichten der Ansicht bei, daß man sich ohne große, wohlgefüllte Reisekoffer, Hutschachteln 2c. hinauswagen dürfe. — Der Erfolg der Kur ist für viele identisch mit der Zugkraft ihrer neuen Toiletten; werden diese bewundert, so schwindet die lästige Migräne, die Nervenzufälle hören auf, man fühlt sich wohl und angeregt, verjüngt und in bester Laune. Ein bekannter Frauenarzt sagte diesbezüglich: „Mit Hilfe einer geschmackskundigen Modistin habe ich schon in ganz verzweifelten Fällen, da die Kunst meiner Kollegen versagte, Wunderkuren vollzogen."

Die neuen Modewunder sind aber auch danach angethan, prunkliebende Frauen manch physisches, gleichviel ob wirkliches oder eingebildetes Weh vergessen zu lassen. Da empfiehlt man ganz reizende Kleider aus hellem, mit Streublümchen durchsticktem Crêpe de Chine, dunklere, aus durchsichtigen, mit Stahlfäden gemusterte Wollspitzen, klein karierte Surrahs, die mit breiten Tüllstickereien garniert werden, abgepaßte Bastkleider mit kunstvoll geknüpften Seidenfransen, leichte Grenadineroben mit persischen und türkischen Mustern bestickt, purpurrote und purpurblaue Negligékleider mit reichen Soutachierungen; zu jedem Kleide passend beansprucht die Mode einen eigenartigen Hut, der, wenn schon die hohen Formen nicht sonderlich kleidend sind, mit dem Aufgebote aller Kunst zu einer Art Schmuckgegenstand umgeformt wird.

Als unentbehrliches Requisit jeder guten Toilette gilt ferner der aus Perlen, Spitzen und Stickereien hergestellte Taillenkragen, dessen Form, bald rund, bald eckig, bald mit oder ohne Achselnähte, ganz danach angethan ist, schöne Figuren schöner, minder gut gebaute immer noch anmutig erscheinen zu lassen.

Zu den Kragen und Hüten passend, wählt man die Schirme zumeist in großen, glockenartigen Formen. Ueber dem französischen Gestell mit Goldspangen wird gezogener Spitzentüll gespannt, der den Schirm durchsichtig erscheinen läßt. — Praktischer, weil die Sonnenstrahlen besser abhaltend, sind wohl die großen, mit zwei viereckigen, reich gestickten Foulardtüchern überdeckten Schirme; die Tücher werden so drapiert, daß je ein Zipfel eine Schirmecke deckt; am Außenrand breite





Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7. Fig. 8.

Spitzenrüschen, die dem Schirm ein ungemein elegantes Aussehen verleihen. — Zu den für die Reise bestimmten Neuheiten der Saison zählen die aus weißem Trikot gefertigten Matrosenjacken, die, rückwärts anliegend, vorn lose, mit breitem Kragen und Ankerverzierung, sehr fesch aussehen und in Bädern schnell in Aufnahme kommen dürften. — Reise-, Staub- und Regenmäntel sieht man vorwaltend aus hellen, klein karrierten Geweben gefertigt; der aus Gummistoff fabrizierte „Wasserdichte" erscheint neuerdings oben als Mohair, innen mit jener Art Sammetbekleidung, die im Vorjahre die Außenseite bildete.

Die Form der Regenmäntel (Fig. 11) ist anliegend, mit breitem, seitwärts zu knöpfendem Ueberschlag; statt der Knopflöcher aus Gummiband geschlungene Oesen, die sich, da sie das zwar anliegende Kleidungsstück doch bequem erscheinen lassen, sehr praktisch erweisen; der Aermel ist — auch eine sehr anerkennenswerte Neuerung — halblang, oben geschlitzt, so daß der Kleiderärmel zur Geltung kommt.

Als sehr praktische Reisetoiletten empfehlen sich die in Figur 14 gekennzeichneten, die aus ramagirtem Wollstoff und glattem Ternaux derart gefertigt werden, daß das einer Bluse aufliegende Jäckchen vorn durch kreuzweis geschlungene Gummischnüre zusammengehalten ist; den Rock garnieren vorn und rückwärts Schärpenenden von glattem Stoff.

Für kühle Tage sind die gelbgrauen, mit braun garnierten leichten Kaschmirkleider (Fig. 12) sehr beliebt; den Saum der seitwärts gerafften Tunique ziert eine aus eingestickten Aehren bestehende Bordüre, die Taille ist rechtsseitig geschlossen, in der Mitte Jabot von braunem Sammet.

Wärmere Tage sind der Entfaltung der in allen Farben vorrätigen Spitzenkleider sehr günstig; man trägt sie in Braun, Blau, Bordeaux, Mattgelb, Ivoire, zumeist wie in Figur 9 skizziert, mit glattem Seidenrock, über den in reichen Falten der Spitzenschoß drapiert ist, dazu Taille von Moiré oder Taft mit gesticktem Brusteinsatz.

Leichte Toiletten aus blumiger Grenadine, mit Perlen geziertem Foulard oder gestickter Bastseide werden gern durch Taillen aus glattem Stoff (Fig. 13) vervollständigt, die vorn eine zum Rock passende Garnierung haben; seitwärts am Rock Faltenlagen von glattem Stoff und Schleifenbündel.

Junge Mädchen tragen mit Vorliebe geblümte Waschkleider (Fig. 10), die, vorn blusig, mit Schneppengurt gearbeitet, auf dem Rock eine leicht drapierte Tunique haben, längs der Seitenbahnen drei breite, mit den modernen waschbaren Pompons besetzte Falten.

Die jetzt zur Geltung kommenden Hüte zeigen, daß man den steifen, ganz aus Stroh gefertigten Formen abhold geworden.

Jene von Keyzlár (Wien) eingeführten, aus tellerartig vorrätigen Strohflächen konfektionierten Hüte (s. Fig. 5, 6, 8) haben Schule gemacht. Figur 8 zeigt auf hohem, durch Spitzen und Bandmaschen gedecktem Tüllkopf seitwärts spitz ausgeschnittene Strohteile — Figur 6 gleichfalls Tüllkopf mit gewölbtem Strohrand und eckig abschließendem Strohkopf auf der Rückseite — Figur 5 Capotte, deren Kopf mit Blumen gedeckt ist, während drei breite, terrassenartig ansteigende Strohlagen den Schirm bilden. — Durchbrochene, aus à jour-Geflecht gefertigte Hüte (Fig. 7) sieht man vielfach mit orientalischen Tüchern und — Gänsefedern garniert. — Die hohen Formen werden voraussichtlich bald den kleineren, mehr im Rembrandt-Genre gehaltenen, weichen müssen. Obgleich es Hochsommer ist, haben die Filzhutfabrikanten bereits für die kommende Saison ihre Muster fertig; letztere weisen darauf hin, daß die sogenannten „Himmelsstürmer" bald zu den abgethanen Größen gehören dürften.

Den lieben Kleinen, die sich da draußen in Wald und Feld tummeln oder — tummeln möchten, hat die Mode in großmütiger Schöpferlaune einen Freibrief gegeben, alles zu tragen, was bequem, einfach, solid ist. — Die sehr praktischen englischen Trachten aus leichten, waschbaren Stoffen sollen auch für sie obligatorisch werden; man hat vernünftigerweise endlich mit den Fischbeintaillen und Roßhaarröcken aufgeräumt, die Spitzenkleidchen und Surrah-Blusen, die orientalischen Schärpen und breiten Sammetgürtel sind



Fig. 9.

auf den Aussterbeetat gesetzt; demungeachtet sehen die kleinen Püppchen in den glatten Alpakakleidchen (Fig. 1), die ihnen die Freude am Spiel nicht verderben, gar reizend aus, noch reizender in den einfachen grauen Leinenkleidchen (Fig. 3), die, blau umrandet, vorn einen mit Blau gestickten Einsatz zeigen. Das Schürzenkostüm des kleinen Don Juan (Fig. 4) steht ihm besser als Gilet und anliegendes Jaquet, und wenn das ältere Schwesterchen (Fig. 2) ihr aus rosa Battist gefertigtes Kleidchen nur ein wenig länger tragen wollte, so wäre auch sie recht zweckmäßig gekleidet. — Indes gegen diese Unnatur läßt sich, wie gegen so manche andere, nicht mit Vernunftgründen ankämpfen. — Gedankenlos acceptiert man, ohne den eigentlichen Zweck der Kleidung: „warm zu halten, vor Erkältung zu schützen", die Modetrachten, und ist hernach des Staunens voll, wenn Hans oder Grete, die gestern noch gesund und blühend gewesen, heute plötzlich allerhand beängstigende Erscheinungen zeigen. Da soll dann der Hausarzt der Retter in der Not sein; mit bestem Wissen und Können vermag er oft nicht zu helfen; die verständige Mutter aber hätte vorbeugen können; selbst im Sommer ist es Pflicht, die Kinder so zu kleiden, daß Erkältungen verhütet werden; darum fort mit den kurzen Ballerinen-Röckchen. Halten wir unsere Kinder für zu gut, sie in solcher nicht selten dem Anstand hohnsprechenden Tracht erscheinen zu lassen!

Neues aus dem Reiche der Wissenschaften.

Die Astronomen sind in den letzten Jahren durch das Erscheinen mehrerer sogenannter neuer Sterne überrascht worden Der letzterschienene Stern dieser Art ist im Orion sichtbar geworden und wurde das Gestirn besonders mittels des Spektroskops untersucht. Dadurch ergab sich, daß das plötzliche Erscheinen dieses Sterns, nicht wie dasjenige der früheren Sterne im Schwan und in der Krone dem Erglühen gasförmiger Massen auf jenem Sterne zugeschrieben werden kann, sondern daß der Stern eine ähnliche Konstitution besitzt wie die sogenannten veränderlichen Sterne, besonders der merkwürdige Veränderlich (Mira Cetif) im Sternbilde des Walfisch). Während die neuen Fixsterne sich ungesucht und plötzlich durch ihr Aufleuchten darbieten, müssen die neuen Planeten mühsam aufgesucht werden, weil sie sich nur durch ihre Lichtschwäche der früheren Wahrnehmung entziehen. Unter die glücklichsten Planetenentdecker gehört Palisar in Wien. Derselbe hat jüngst in dem kurzen Zeitraum vom 31. März bis 5. April vier Planeten entdeckt, wodurch die Zahl aller bekannten kleinen Planeten nunmehr auf 257 gestiegen ist. Diese neu entdeckten Planeten sind übrigens so lichtschwach, daß sie nur in den allermächtigsten Ferngläsern als kleine leuchtende Pünktchen gesehen werden können.

Fig. 10.

Bis jetzt hat noch niemand eine Veränderlichkeit der Sonnenwärme mit Sicherheit nachgewiesen, alle Versuche, einen Einfluß der Sonnenfleckperiode auf die irdische Temperatur aus Beobachtungen zu erweisen, sind erfolglos



Fig. 11.

geblieben. Nun kommt Hill, ein berühmter Meteorologe in Ostindien und zeigt durch Beobachtungen, die er in Allahabad angestellt, daß die mittlere Wärme der Sonne in den Jahren 1876—1882 eine sehr gleichmäßige, allmähliche Variation zeigte, die ein Maximum im Jahre 1878 erreichte und von da allmählich abnahm. Aehnliche Beobachtungen, die acht Jahre hindurch in Lucknow angestellt wurden, ergaben auch hier ein Maximum der Sonnenstrahlung im Jahre 1878, dem Jahre des Sonnenfleckenminimums, und eine folgende, allmähliche Abnahme der Sonnen-



Fig. 12.

strahlung bis 1882, von da ab wieder ein langsames Wachsen.

Die Vorausbestimmung der niedrigsten Nachttemperatur ist, besonders im Frühlinge, eine für die Landwirtschaft höchst bedeutungsvolle Frage, die aber gerade von den meteorologischen Centralobservatorien nicht beantwortet werden kann, weil sie von lokalen Einflüssen vielfach abhängt. A. Kammermann hat nun darauf aufmerksam gemacht, daß es ein einfaches Mittel gibt, während des Tages vorauszubestimmen, bis zu welchem Grade die Temperatur in der kommenden Nacht sinken wird. Dieses Mittel besteht in der Beobachtung des Thermometers mit feuchter Kugel. Es ist dies ein gewöhnliches Thermometer, dessen Kugel mit Musselin umwickelt ist, von dem mehrere Baumwollfäden herabhängen und in ein Gefäß mit Wasser tauchen. Durch Kapillarität steigt das Wasser empor und hält die Kugel feucht, an der dann je nach dem Grade der Luftfeuchtigkeit Verdunstung eintritt. Es hat sich nun herausgestellt, daß die Differenz zwischen den Angaben des feuchten Thermometers zu einer bestimmten Tagesstunde und der niedrigsten Temperatur in der darauffolgenden Nacht, von Tag zu Tag nur wenig schwankt. Hat man dieselbe also einmal durch Beobachtungen festgestellt, so kann man daraus mit einer großen Wahrscheinlichkeit auf die kommende Nachttemperatur schließen. Nehmen wir an, man habe gefunden, daß der Unterschied zwischen den Angaben des feuchten Thermometers mittags 1 Uhr und dem Temperaturminimum der darauffolgenden Nacht 4^0 C. betrage, so hat man damit das Mittel, um schon mittags 1 Uhr annähernd vorauszuwissen, wie tief das Thermometer in der kommenden Nacht sinken wird. Diesen Betrag würde man nämlich also einfach von der Temperatur des feuchten Thermometers subtrahieren und dann das nächtliche Minimum schon um 1 Uhr nachmittags kennen. Wie groß dieser Betrag im Durchschnitt für einen bestimmten Ort ist, muß man durch Beobachtungen vorher feststellen, es scheint, daß er nicht viel von 4^0 bis 5^0 C. verschieden ist, d. h. im allgemeinen wird das kommende nächtliche Minimum 4^0 bis 5^0 C. tiefer sein als die Temperatur des feuchten Thermometers um 1 Uhr nachmittags.

Fig. 13.

Eine Vergleichung des Eisen- und Kupferdrahts bei seiner Verwendung zu Telegraphenleitungen ist nach Preece unlängst von der Telegraphenleitung der englischen Post Office ausgeführt worden. Hier mögen nur die Versuche über die Geschwindigkeit des Telegraphierens auf beiden Leitungen unter gleichen Bedingungen hervorgehoben werden. Beim Einfachsprechen (Weatstone-Schreibapparat) konnten auf der Kupferleitung in der Minute 414 Wörter, auf der Eisenleitung 345 Wörter telegraphiert werden; beim Gegensprechen auf Kupfer 270, auf Eisen 237 Wörter. Hiernach besitzt das Kupfer vermöge einer größeren Empfänglichkeit für rasche Stromwechsel eine entschiedene Ueberlegenheit über das Eisen. Bekanntlich arbeiten auch Telephone immer besser auf Kupfer- als auf Eisenleitungen. Die Ursache davon ist wahrscheinlich die Magnetisierbarkeit des Eisens.

Ein neues chemisches Element hat Winkler entdeckt und demselben den Namen Germanium beigelegt und zwar in einem



Fig. 14.

Mineral der „Himmelsfürst Fundgrube" bei Freiberg in Sachsen. Das neue Element ist ähnlich wie Arsen, von grauer Farbe und mäßigem Glanze; es ist erst in voller Rotglut flüchtig, noch erheblich schwieriger als Antimon, und sublimiert, ohne vorher Schmelzung zu zeigen, in kleinen jodähnlichen Krystallen. Das Germanium steht am nächsten einerseits dem Gallium, andererseits dem Arsen.

Das Non plus ultra alles Süßen ist nun auch chemisch dargestellt und unter dem Namen Saccharin patentiert worden. Es klingt wahrlich wie ein Märchen, wenn man vernimmt, daß dasselbe 280mal süßer als Rohrzucker ist, allein man kann an dieser wirklich unheimlichen Süßigkeit nicht weiter zweifeln. Saccharin ist nach Fahlberg, ähnlich wie das Vanillin, ein starkes Gewürz, das die Nervenreizung übertönt. Es darf daher rein nur in minimalen Quantitäten verwendet werden, also überall da, wo quantitativ gearbeitet wird, wie in Laboratorien, Apotheken und Industriezweigen, die dem Publikum bereits richtig abgeschmeckte, also versüßte Ware liefern. In der Küche und im Haushalte dagegen kann von der Verwendung des reinen Saccharins zur Bereitung von Speisen ꝛc. überhaupt nicht die Rede sein. Bricht sich die Erfindung so weit Bahn, daß auch das große Publikum sich des Saccharins zur Bereitung von Speisen ꝛc. bedient, so kann dies nur in Verbindung mit Traubenzucker sein; denn einmal hat die große Menge zu wenig Vorstellung von richtiger Dosierung und ferner würde die Masse und der Nährwert fehlen. Die Herstellung von Speisen, bei denen der Rübenzucker nicht nur als Süßungsmittel verwendet wird, sondern bei denen er auch als Masse in Rechnung kommt (z. B. Fruchteis) ist mit reinem Saccharin undenkbar.

Eine merkwürdige, erst kürzlich entdeckte Thatsache ist es, daß das Niveau des Schwarzen Meeres sehr regelmäßige jährliche Schwankungen zeigt, daneben aber auch solche Aenderungen, welche unperiodisch sind und sich über mehrere Jahre erstrecken. Diese Erscheinung ist von E. von Maydell genau studiert worden. Nach einem Bericht des Naturforschers ist die Ursache in der Periode des Wasserstandes der großen südrussischen Flüsse und der Donau zu suchen. „Dieselben zeichnen sich, wie Woeikof nachgewiesen hat, durch eine Hochflut im Frühling aus, welche als eine Folge der Schneeschmelze in den weiten Ebenen Ungarns und Rußlands im Mittellauf der Ströme Ende April, in deren Unterlauf Ende Mai eintritt. In dieser Frühlingshochflut fließt der bei weitem größere Teil des in der kalten Jahreszeit in fester Form gefallenen Niederschlages ab, während von der im Sommerhalbjahr gefallenen Regenmenge nur ein geringer Bruchteil durch die Flüsse abgeführt wird. Daß in der That das Hochwasser der Flüsse im Frühling das Maximum des Wasserstandes im Schwarzen Meere veranlaßt, wird durch den Umstand bestätigt, daß an den von den Mündungen der großen Flüsse entfernten Stationen das Maximum verspätet im Juni eintrifft und der Betrag desselben geringer ist, als an den Stationen dicht bei den Mündungen der Flüsse. In gleicher Allgemeinheit wie die jährlichen Schwankungen lassen sich auch Aenderungen des mittleren jährlichen Wasserstandes aus den Beobachtungen der acht Stationen erkennen. Von 1874 bis 1879 stieg der Spiegel des Meeres um 19 bis 36 cm, senkte sich im Jahre 1880, um 1881 zum zweitenmal ein Maximum zu erreichen, welchem 1882 ein Minimum folgte. Sehr bezeichnend ist es, daß sich bei den unmittelbar an den Mündungen der großen Flüsse Dnjester und Dnjepr gelegenen Stationen sowie am Asowschen Meer und an der Straße von Kertsch, die als Mündung des Don in das Schwarze Meer betrachtet werden darf, ein kleines sekundäres Minimum im Jahre 1878 findet, welches den Kurven der von den Mündungen der Flüsse abgelegenen Stationen fehlt. Vergleichen wir mit diesen Schwankungen der Wassermenge des Schwarzen Meeres die Niederschlagsverhältnisse im Stromgebiet der russischen Ströme, so zeigt es sich, daß diejenigen Jahre, welche ein Maximum des Wasserstandes aufweisen, auch durch Regenreichtum im mittleren und südlichen Rußland sich auszeichneten. Selbst das sekundäre Minimum des Wasserstandes der Mündungsstationen im Jahre 1878 entspricht einem schwachen Minimum der Kurve der jährlichen Niederschlagsmengen. — Nicht nur die jährliche Periode, sondern auch die mehrjährigen Schwankungen des Wasserstandes sind demnach auf Schwankungen in der Menge des durch die Flüsse zugeführten Wassers zurückzuführen."

Die Längen und Stromgebiete der Flüsse werden, selbst wo es sich um Ströme wie Rhein, Elbe oder Donau handelt, oft sehr verschieden angegeben. v. Klöden hat nun seit Jahren Zusammenstellungen der sichersten bezüglichen Angaben gemacht und sollen aus diesen hier einige die bekannten Ströme betreffenden Daten hervorgehoben werden. Der längste Strom der Erde ist hiernach der Nil mit 872 geogr Meilen Stromentwicklung und einem Stromgebiet von 83 000 Quadratmeilen. Dann folgt der Missouri-Mississippi mit 793 Meilen Länge und 58 000 Quadratmeilen Stromgebiet; hierauf der Yangtsekiang, 685 Meilen lang, 35 000 Quadratmeilen Stromgebiet, jetzt erst kommt der Amazonenstrom, 667 Meilen lang, 133 000 Quadratmeilen Stromgebiet, an Wassermenge indessen der bei weitem mächtigste Strom der Erde. Nach ihm steht der Jenissei, wenn als Quellfluß die Selenga betrachtet wird, 640 Meilen lang, 54 000 Quadratmeilen Stromgebiet. Von europäischen Flüssen hat die Wolga 458 Meilen Stromentwicklung und ein Gebiet von 27 000 Quadratmeilen, die Donau 370 Meilen Länge, 15 000 Quadratmeilen Stromgebiet, der Rhein 175 Meilen Länge, 3300 Quadratmeilen Stromgebiet, die Elbe 155 Meilen Länge, 2650 Quadratmeilen Gebiet, die Oder 110 Meilen Länge, 806 Quadratmeilen Stromgebiet.

Fig. 2.

Ein neuer Vulkan ist gegen Ende vorigen Jahres in der Südsee entstanden. Er liegt etwa 14 Meilen von der Insel Honga-Tonga entfernt und zeigte sich als Insel, die ungefähr 3 Meilen Länge und 60 Fuß Höhe über dem Seespiegel hat. Die Bildung erfolgt unter fortwährenden Ausbrüchen von Dampf und Rauchwolken.



Allerlei für die Wirtschaft.

Neue vernickelte Sardinenscheren. Wie hebt man am besten und sichersten Sardinen aus der Büchse heraus, ohne dieselben zu zerbrechen — diese Frage tritt so oft bei Tafel an

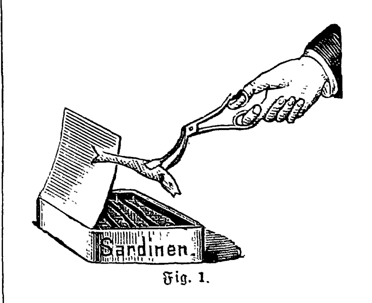


Fig. 1.

uns heran, daß es gewiß von Interesse sein wird, wenn wir eine neue Sardinenschere (Fig. 1) vorführen, vermittelst deren man imstande ist, die kleinen Fischchen behutsam vom Gros abzutrennen, sie festzuhalten, hochzuheben und ohne Gefahr des Auseinanderfallens auf den Teller zu legen. Die Schere mündet oben in zwei viereckige Platten aus, welche eben die Sardinen, wie aus der Skizze ersichtlich, festhalten, ohne sie zu beschädigen; der Apparat ist aus vernickeltem Metall hergestellt, also für die bessere Tafel verwendbar und kostet 2 Mark per Stück; vorrätig ist dieselbe im Etablissement für hauswirtschaftliche und Kücheneinrichtung von Karl Hirsch & Co., Berlin W, Leipzigerstraße Nr. 2.



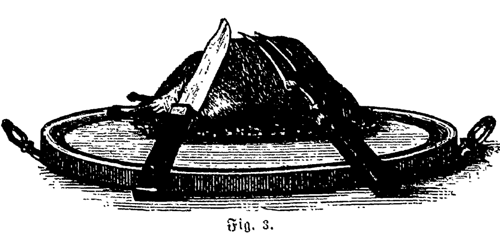


Fig. 3.

Neue Patent-Sicherheitsleiter mit Geländer und Kasten für Schwamm, Leder, Bürste ꝛc. Die Abbildung (Fig. 2) der nebenstehend skizzierten Leiter genügt eigentlich, um die Vorteile dieses Apparates zur Anschauung zu bringen und sei deshalb nur noch erwähnt, daß der oben sichtbare Kasten zur Aufnahme der Putzutensilien dient; ist letzterer aufgeklappt, so legt sich der Deckel nach hinten und kann dazu benutzt werden, einen Eimer ꝛc. darauf zu stellen. Das Geländer bietet dem oder der Putzenden genügend Halt und Schutz vor dem Herunterfallen, während dasselbe, wenn die Leiter zusammengelegt wird, gleichfalls sich mit heranklappt und nicht mehr Raum als jede gewöhnliche Leiter zur Aufbewahrung beansprucht. — Dagegen ist dieselbe bei äußerst solider Ausführung trotzdem leicht zu handhaben und von verhältnismäßig geringem Gewicht. — Die neue Patent-Sicherheitsleiter, welche im Etablissement für hauswirtschaftliche und Kücheneinrichtung von Karl Hirsch & Co., Berlin W, Leipzigerstraße Nr. 2 vorrätig ist, wird in 3 Größen gefertigt und zwar: mit 8, 10, 12 Stufen, aufgestellt ca. $1\frac{3}{4}$, 2, $2\frac{1}{3}$ m hoch, Preis 15, 18, 21 Mark.

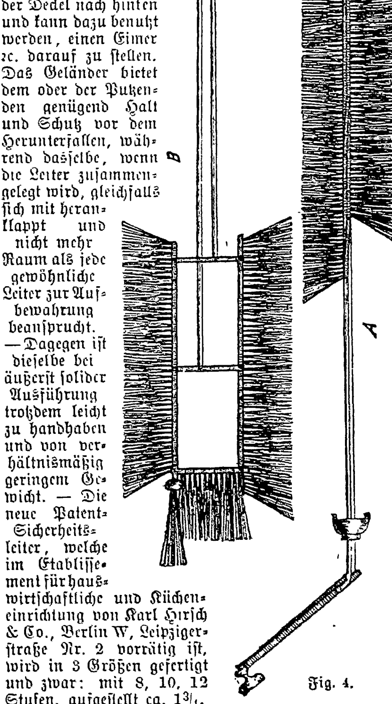


Fig. 4.

Tranchierteller. Es fehlte bisher an einem eleganten, salonfähigen, d. h jeder Tafel zur Zierde gereichenden, für „kalte Küche" bestimmten Tranchierteller. Unsere Skizze (Fig. 3) zeigt, daß nunmehr diesem Bedürfnis Abhilfe geworden ist. Der Teller wird aus Ahornholz in zwei Größen gefertigt und hat eine Schnittplatte von 30 resp. 34 cm Durchmesser; eine die letztere umgebende Rinne dient zur Aufnahme des Jus, während das Ganze durch einen mit zwei eleganten, vernickelten Griffen versehenen Rand abgeschlossen wird. Der Preis dieses nützlichen Gerätes stellt sich, je der Größe entsprechend, auf 6, resp. 7 Mark. Bezugsquelle: Magazin des kgl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW, Leipzigerstraße 88.

Neuer Flaschenreiniger. Eine wirklich praktische Erfindung ist der obenstehend (Fig. 4) abgebildete Flaschenreiniger (A vor der Einführung, B nach der Einführung in die Flasche), der sich bequem auch durch einen engen Flaschenhals bringen läßt und alsbald durch einen Druck auf die Kurbel soweit erweitert, daß er die ganze innere Wandung beim Drehen scharf abreibt. Daß bei der Konstruktion auch auf die Rinne am Boden der Flasche Rücksicht genommen ist, erhöht den Wert des sehr empfehlenswerten kleinen Apparates. Zudem ist derselbe unverwüstlich, denn selbst durch Abnützen von Borsten wird derselbe nicht entwertet, da ohne Mühe und für wenige Pfennige neue Borsten eingezogen werden können. Zu beziehen durch den Fabrikanten L. Koch u. Co., Wehlheiden-Kassel, je nach der Größe zum Preis von 4—$4\frac{1}{2}$ Mark.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Einsilbig.

1.
Mit einem m berück' ich sehr,
Mit zweien bin ich gar nicht schwer.

2.
Erschein' ich dem Aug', so werd' ich stets sanft mich bewegen,
Treff' ich das Ohr, so werd' ich die Geister erregen.

Rätsel.

Mit B erfreut es dich,
Mit Sch deckt es dich,
Mit m schmückt es dich,
Mit w entstellt es dich.

Zweisilbig.

1.
Wenn weich die Erste ist, trifft schwer sie stets die Zweite,
Bis das Ganze endet, und mit ihm Freude wie Pein.

2.
Die Erste ist nur ein kurzes Wort,
Doch zeigt sie stets ein Ziel;
Die Zweite dünkt dir wenig nur,
Dem Armen ist sie viel.
Setze ins Ganze noch ein Zeichen,
So wird's ein Name ohnegleichen.

Aufgaben.

1.
An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz
Und er sah sie fortgerissen.
Treiben in der Wellen Tanz.
Und so fliehen meine Tage
Wie die Quelle rastlos hin,
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kraenze schnell verblüh'n.

In den deutsch gedruckten Zeilen läßt sich je aus einzelnen Buchstaben der Worte derselbe Name des Knaben zusammenstellen und in den drei andern Zeilen je dieselbe Blume.

2.
Kommst du gern zu uns am Abend?

Nimmt man von jedem Wort entweder den Anfangs- oder Endbuchstaben, so erhält man durch richtige Zusammenstellung derselben eine verlorene Größe.

3.
Ein Zeichen vorn und hinten steht,
Inmitten eine schöne Zeit;
Das Ganze sind gar viele Leut',
Ob's Keiner auch gern zugesteht.

4.
Ein kühner Reiter
Und eine Person
Vereinen sich beide
Zum Musensohn.

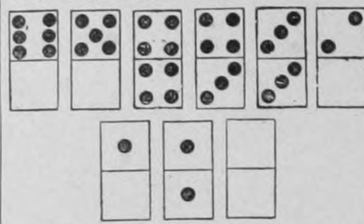
Rebus.



Dominoaufgabe Nr. 4.

(Partie tête-à-tête.)

A und B nehmen je neun Steine auf. Zehn Steine bleiben verdeckt im Talon. A hat:



Es wird nicht gekauft. Im ganzen werden nur drei Steine gesetzt. Dann passen beide Spieler. A hat auf den Steinen, welche ihm noch bleiben, 52 Augen weniger als B.

Scherzrebus.



Welche Steine hat B? Welche Steine sind gesetzt?

Skataufgabe Nr. 12.

Mittelhand spielt mit den folgenden Karten Treff-Solo: Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Carreau-Bube, Treff-König, Treff-Dame, Pique-Aß, Coeur-Aß, Carreau-10, Carreau-Dame.

Die beiden Gegner erhalten über 90 Points, ehe Mittelhand an den Stich kommt.

Im Skat liegen: Pique-König, Pique-Dame.

Keiner der beiden Gegner ist in Pique oder Carreau Renonce.

Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

Lösung der Skataufgabe Nr. 11.

A hat: Treff-Aß, Treff-König, Treff-Dame, Pique-10, Pique-König, Pique-Dame, Pique-9, Pique-8, Pique-7 und einen kleinen Carreau.

Erster Stich: Pique-10, Pique-Aß, Coeur-Aß. — Zweiter Stich: Treff-10, Treff-Aß, Treff-7. — Dritter Stich: Treff-König, Treff-8, Carreau-Aß. — Vierter Stich: Treff-Dame, Treff-9, Carreau-10. — Fünfter Stich: Pique-Dame, Carreau-Bube, Carreau-7.

Die Gegner erhalten nun noch einen Stich und zwar: Coeur-Dame, Coeur-10, Pique-König und haben dann 98 Points.

Gibt B im fünften Stich nicht den Carreau-Buben, sondern die Coeur-Dame, so übersticht C mit Coeur-10 und die Gegner haben dann 97 Points.

Lösung der Dominoaufgabe Nr. 3.

Der vierte Spieler behielt [6|6] übrig. Die Summe der Augen auf den sieben Steinen des zweiten Spielers betrug 49. Der dritte Spieler hatte auf seinen sieben Steinen 42 Augen.

Auflösungen zu Heft 10, S. 823.

Arithmetische Aufgabe: Die Begegnung erfolgt 9 Uhr 12 Minuten in 6090 m Entfernung von A und 4020 m Entfernung von B.
Aufgabe: 1. Arnim, Wage, Ideal. 2. Erich, Tanne. 3. Newa, Urne. 4. Ferdinand Freiligrath.
Charade: Fersengeld.
Rätsel: Wall-Witz-Hafen.
Buchstabenrätsel: Magnat, Magnet.
Charade-Logogryph: Ur (Uhr), Laub (Laube).
Logogryph: berechtigt, berichtigt, berüchtigt.
Skataufgabe 11:
Bilde 100 Wörter aus diesen 12 Buchstaben: Noch nicht gelöst.

Schachaufgabe Nr. 27.

Von Gian Donato Fonda in Wien.

Schwarz.

	A	B	C	D	E	F	G	H	
8				♔					8
7		♝							7
6		♝							6
5	♘	♚		♙					5
4		♘							4
3	♕								3
2				♙					2
1									1
	A	B	C	D	E	F	G	H	

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XIX.

Von Emil Lindqvist in Östersund.

Weiß. Kg8. De8. Te4. Sb7, d1.
Schwarz. Kd5. Tb3, b5. Lg3. Bd6.
Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 26.

1. Dg8 — a2	Kf3 — e4:
2. Da2 — d5+	Ke4 — d5:
3. Sg4 — f6 matt.	
1.	Kf3 — g4:
2. Da2 — g2+	Kg4 — f5:
3. Se4 — d6 matt.	
1.	Lh5 — g4:
2. Se4 — g5+	K beliebig
3. Lc3 — e1, Da2 — d2 matt.	
1.	g6 — g5
2. Sg4 — f6	beliebig
3. Da2 — f2 oder e2 matt.	

Lösung von Aufgabe XVIII.

1. Tg8 — g6	h7 — g6:
2. Lc4 — d5	g6 — g5
3. Kh6 — h5	g5 — g4
4. f3 — g4 matt.	

Eingelaufene Lösungen.

Nr. XVII wurde ferner gelöst von S. Loibl in München, Paul Renner in Leipzig.

Nr. 24 ferner von H. Boltze in Potsdam, Karl Winter in Graz.

Nr. XVI ferner von H. Boltze in Potsdam.

Aus der Schachwelt.

Zwischen zwei der stärksten Schachspieler der Gegenwart, die miteinander um die Krone der Schachspielerwelt, um die schachliche Weltherrschaft rivalisieren, Wilhelm Steinitz, geboren 1837 in Prag, und Johannes Hermann Zukertort, geboren 1842 in Lublin, ist im ersten Viertel dieses Jahres in Nordamerika ein Wettkampf ausgefochten worden, welcher seit Jahren schon in Aussicht stand. Die Bedingungen waren folgende: Sieger ist, wer zuerst 10 Gewinnpartieen zu verzeichnen hat; remis zählt nicht; 15 Züge pro Stunde Bedenkfrist; wöchentlich drei Partieen zu spielen; Einsatz von jeder Partei 2000 Dollar, Reugeld 250 Dollar; Reisevergütung an Zukertort (der, in London domizilierend, den Atlantischen Ocean zu kreuzen hatte) im Gewinnfalle 500 Dollar, im Verlustfalle 750 Dollar. Spielorte: Erstes Drittel des Matches New York, zweites Drittel St. Louis, letztes Drittel New Orleans. Der Match begann am 11. Januar in New York und endigte am 29. März in New Orleans, und zwar zu Gunsten von Steinitz mit 10 zu 5 Gewinnpartieen und 5 Remisspielen. In New York stand der Match: Zukertort 4, Steinitz 1 gew.; in St. Louis holte Steinitz den Gegner ein: 4 zu 4 gew., 1 remis; in New Orleans gewann Zukertort nur noch 1 Spiel zu Steinitz 6 bei 4 Remispartieen. Steinitz gilt infolge dieses glänzenden Erfolges nunmehr in der Schachwelt für den Champion. Eine der interessantesten Partieen, die siebente, lassen wir hier folgen; sie ist von Steinitz höchst elegant gespielt.

Abgelehntes Damengambit.
(Gespielt in St. Louis am 5. Februar 1886.)

	Zukertort. Weiß.	Steinitz. Schwarz.
1.	d2 — d4	d7 — d5
2.	c2 — c4	e7 — e6
3.	Sb1 — c3	Sg8 — f6
4.	e2 — e3	c7 — c5
5.	Sg1 — f3	Sb8 — c6
6.	a2 — a3	d5 — c4:
7.	Lf1 — c4:	c5 — d4:
8.	e3 — d4:	Lf8 — e7
9.	Rochiert	Rochiert
10.	Lc1 — e3	Lc8 — d7
11.	Dd1 — d3	Ta8 — c8
12.	Ta1 — c1	Dd8 — a5
13.	Lc4 — a2	Tf8 — d8
14.	Tf1 — e1	Ld7 — e8
15.	La2 — b1	g7 — g6
16.	Dd3 — e2	Le7 — f8
17.	Te1 — d1	Lf8 — g7
18.	Lb1 — a2	Sc6 — e7
19.	De2 — d2	Da5 — a6
20.	Le3 — g5	Se7 — f5
21.	g2 — g4	Sf5 — d4:
22.	Sf3 — d4:	e6 — e5
23.	Sc3 — d5	Tc8 — c1:
24.	Dd2 — c1:	e5 — d4:
25.	Td1 — d4:	Sf6 — d5:
26.	Td4 — d5:	Td8 — d5:
27.	La2 — d5:	Da6 — e2
28.	h2 — h3	h7 — h6
29.	Ld5 — c4	De2 — f3
30.	Dc1 — e3	Df3 — d1 †
31.	Kg1 — h2	Le8 — c6
32.	Lg5 — e7	Lg7 — e5 †
33.	f2 — f4	Le5 — f4: †
34.	De3 — f4:	Dd1 — h1 †
35.	Kh2 — g3	Dh1 — g1 †

Aufgegeben.

Der gestirnte Himmel im Monat August.

Um Mitternacht erglänzt nahe dem Scheitelpunkte das Sternbild des Schwan, der Eidechse und des Cepheus. Am Südwesthimmel steht man den Adler, im Südosten den Pegasus, während tief am Nordosthimmel der Stier und die Plejaden aufgehen, der große Bär hat ebenfalls einen tiefen Stand im Nordnordosten. Was die Planeten anbelangt, so ist deren Stellung in diesem Monate für die Sichtbarkeit eine ziemlich ungünstige. Merkur ist ganz unsichtbar; Mars und Jupiter können nur abends am westlichen Himmel auf kurze Zeit gesehen werden. Venus und Saturn sind morgens im Osten sichtbar. Die Nächte vom 8. bis 12. August sind ausgezeichnet durch das Auftreten einer größeren Anzahl von Sternschnuppen, die hauptsächlich aus dem Sternbild des Perseus ihren Ausgangspunkt nehmen; doch wird deren Sichtbarkeit im gegenwärtigen Jahre wesentlich durch den Mondschein beeinträchtigt. Das erste Viertel tritt ein am 6. August, der Vollmond am 14., am 15. kommt der Mond in Erdferne, am 22. ist das letzte Viertel, am 28. steht der Mond in Erdnähe, am 29. ist Neumond. Am 29. findet eine totale Sonnenfinsternis statt. Dieselbe ist jedoch in unsern Gegenden nicht sichtbar. Die Finsternis wird in der nördlichen Hälfte Südamerikas, im atlantischen Ocean und in der größeren südlichen Hälfte Afrikas sichtbar. Die Zone der totalen Finsternis durchschneidet den afrikanischen Kontinent, etwa in der Richtung von Benguela auf der westlichen, nach Sofala auf der östlichen Küste.

Noch etwas von Freiligrath.

Die erste Stätte, wo Freiligraths Gedichte gedruckt wurden, war das „Sonntagsblatt", welches in der alten, jetzt entfestelten Stadt Minden erschien. Als Redakteur zeichnete Dr. Nik. Meyer, ein Freund von Goethe, der jenem oft eigenhändige Briefe sendete. Auch Frau Christiane schrieb Meyer oft und sagte ihm, daß sie außer ihm und dem „Geheimerat" keinen wahren Freund besitze, Meyer war mit dem Begründer und Besitzer des Sonntagsblattes, dem Freiherrn Leopold v. Hohenhausen, befreundet, der ihm nominell die Redaktion seines Blattes übertragen hatte, aber eigentlich die Geschäfte selbst besorgte unter Mithülfe seiner Gemahlin, der bekannten Dichterin und Uebersetzerin Byrons. Sehr bald wurde auch die kaum sechzehnjährige Tochter des litterarischen Ehepaars, die Unterzeichnete, in der Redaktion beschäftigt, namentlich lag es ihr ob, die Einsendungen zu prüfen. Freiligraths feste und zierliche Handschrift befand sich oft unter diesen. Der Dichter lebte damals noch als Handlungslehrling in Soest und mochte etwa neunzehn Jahre alt sein. Nachfolgendes Gedicht, obwohl seine spätere Verskeckheit schon darin bemerkbar ist, mußte wegen seines komischen Schlusses abgelehnt werden.

In der Frühlingsnacht.
Die Nachtviolen geben
Mir ihren Balsamkuß,
Die Nachtigallen eben
So ihres Lieds Genuß.
Mit wonnetrunk'nem Herzen
Seh' im Kastanienbaum,
So weiß wie Weihnachtskerzen,
Ich seiner Blüten Flaum.
Du Mädchen, aus der Fremde,
Holdsel'ge Frühlingspracht —
Und ich steh' hier im Hemde,
Schau träumend in die Nacht!

Es entstand bald wegen notwendiger Ablehnungen und Aenderungen ein Briefwechsel zwischen dem jungen Dichter und seiner noch jüngeren Rezensentin. Daß diese ein Backfischchen war, schien ihn sehr zu amüsieren. Durch eine frühe Verheiratung wurde sie für längere Zeit an schriftstellerischer Thätigkeit verhindert, trat aber später wieder in dichterische Kreise durch ihre Freundschaft mit Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Letzterer vermittelte auch eine Wiederanknüpfung mit Freiligrath, der damals eben im Zenith seines Ruhmes stand, sich aber stets gern an seine Anfängerzeit im Mindener Sonntagsblatt erinnert hat.

Fr. von Hohenhausen.

Die Königin Luise und Luisenwahl.

Nach den Aufzeichnungen des Präsidenten S...

Da vor einiger Zeit eine neue Biographie der unvergeßlichen Königin Luise von Dr. Paul Bailleu erschienen ist, dürfte es von Interesse sein, auch über den Lieblingsaufenthalt der hohen Frau während der Zeit, welche sie in Königsberg zubrachte, näheres zu erfahren. Es war ein Landsitz bei Königsberg — auf den sogenannten „Hüfen" belegen — und hatte früher dem bekannten Schriftsteller und Humoristen Hippel gehört. Dieser hatte den parkähnlichen Garten, welcher zu dem Landsitze gehörte, ganz eigentümlich gestalten lassen. Die eine Partie stellte einen Kirchhof dar mit aufgeworfenen Hügeln und Leichensteinen. Auf einem Stein las man:

Hier ist all' Eines,	Unten und oben
Herr und sein Knecht;	Ist alles gleich,
Großes und Kleines,	Glückliches Leben,
Adel und Schlecht.	Ohn' Mein und Dein!
Und so auch droben	Lern' Wandrer streben
Im Himmelreich,	Des wert zu sein.

Auf einer Stelle des Parks, wo drei Wege, der eine in die Tiefe, der andere höher hinaufführt, der dritte über eine Brücke leitet, liest man: „Verliebte gehn im Thal, und Denker suchen Höhen, die Welt hat ihre Qual, wir gehen wo wir gehen."

An dem Anfange eines Laubganges las man auf einer Tafel:

Dies Leben ist ein Gang,
Er sei kurz oder lang,
In beiden Fällen Dank!

Tribunalrat Dr. Bobrik, einer der edelsten Männer und trefflichsten Juristen, dessen anonym erschienene Lieder von unseren besten Komponisten, wie: Spohr, Berger, Weber, Lindpaintner in Musik gesetzt wurden, veröffentlichte nach dem Tode der Königin ein Gedicht, in welchem es heißt:

Welche Zucht in jeglicher Gebärde,
Und wie sittig Miene, Blick und Laut!
Ach, du schautest eine Himmelsbraut,
Nicht die schönste Königin der Erde.
— — — — — — — — — —
Selbstverleugnung, die kein Opfer scheut,
Frommer Eifer, nur der Pflicht geweiht,
Gottergebung, hoher Mut im Leiden;
Aller Huld und Milde höchste Zier —
Ach, wir schauten euch vereint in Ihr,
Und wir sehn euch jammernd mit Ihr scheiden.

Unsere Kunstbeilagen.

Unter den Kunstblättern, welche diesem Hefte beigegeben sind, gehört eines einem der hervorragendsten älteren Künstler an: Das Porträt einer alten Frau von Rembrandt, in dem sich die wunderbare Kunst das Leben wiederzugeben, auch in der der Farbe mangelnden Reproduktion zeigt. Ebenfalls in seiner Art vollendet ist Adolf Menzels Tafelrunde Friedrichs des Großen, eine von Menzels Zeichnungen, in der der gewaltige König der Preußen und seine Umgebung mit jener Meisterschaft charakterisiert ist, die für Süjets wie das vorliegende keinem andern Künstler zu eigen. Nicht nur Friedrich mit dem durchdringenden Blick selbst lebt, ein jeder der Tafelrunde hat sein individuelles Gepräge, ist zu der Mittelfigur ins rechte Verhältnis gesetzt. — Zum Beschauer einer sonnendurchwärmten Idylle macht uns R. Beyschlag: Das kleine Mädchen mit seinem vierbeinigen Freund, die im Sonnenglanz ruhende Wiese, der einfache Verschlag mit dem Rechen und den Kleidungsstücken, die mit unfehlbarer Sicherheit auf ihren Träger schließen lassen, das alles atmet die Heiterkeit eines Sommertags, dessen Frieden durch das Summen der Insekten kaum unterbrochen wird. — An die bevorstehenden Freuden der Sommerfrische gemahnt Theod. Grätz' „Angesichts der Berge". Das ihren Mann im Rudern kräftig unterstützende Bauernweib zeigt den der Stadtluft Entronnenen irgend einen „Emporstrebenden" des bayrischen Hochgebirgs, der sich in voller Klarheit vom Himmel abhebt. (Ein anderes zeitgemäßes Bildchen zeigt die letzte Seite dieses Hefts. Es stellt eine Scene aus einem französischen Seebad, etwa Trouville, vor, und man muß dem Künstler die Anerkennung gewähren, daß es seinem flotten Stifte vortrefflich gelungen ist, die überrheinischen Badegäste in ihrer Eigenart zu porträtieren.) — Die Einsamkeit des ewig bewegten Meeres zeigt ein weiteres Kunstblatt, während uns J. Krichelborf in das anheimelnde Gemach einer Fischerhütte führt, in dem sich eine anziehende Scene zwischen dem jungen Fischerpaar und dem treuen Hüter ihres Hauses abspielt. Die Freude des Gebers ist gleich glücklich veranschaulicht wie die des Nehmers.

Aus Küche und Haus.

Von

L. von Pröpper.

August.

Champignons in Büchsen. Man putze die Champignons, welche sehr frisch sein müssen, und schneide die größeren in Stücke, kann man aber lauter kleine, noch geschlossene Champignons bekommen, so sind solche weit vorzuziehen und man bringe nun, für jede Büchse besonders, so viel frisches, nur wenig gesalzenes Wasser, als man reichlich für die Büchse zu brauchen gedenkt, zu Feuer, thue, wenn es wallend kocht, die für die Büchse bestimmte Portion Champignons hinein, lasse sie einen Wall thun und nehme sie dann gleich mit einem Schaumlöffel heraus, lege sie in die Büchse, rüttle sie ordentlich zusammen, damit sie fest übereinander liegen, und gieße von dem Wasser, worin sie gekocht worden, kochend darüber, daß noch ein strohhalmbreiter leerer Raum bleibt, lasse verlöschen und eine gute Stunde kochen. — Vorzüglich.

Grüne Erbsen in Flaschen. Man nehme auf 4 l Erbsen vier gute Handvoll Salz und einen halben Theelöffel Salpeter, ver-

mische es gut und fülle es in sehr reine trockene Flaschen, die man bisweilen über einem zusammengelegten Tuch aufstößt, damit die Erbsen sich setzen; pfropfe die Flaschen mit neuen Pfropfen recht vorsichtig zu und verbinde sie mit Schweinsblase, worauf sie fertig sind. Man bewahrt sie stehend in einer luftigen, trockenen, frostfreien Vorratskammer und sie halten sich jahrelang, sind nicht so fein wie die in Büchsen eingemachten Erbsen, aber der einfachen Bereitung wegen doch zu empfehlen.

Zubereitung. Man wässere sie abends in weichem Wasser ein, lasse sie anderen Tages ablaufen und wasche sie schnell noch einmal ab, thue sie mit einem Stück ungesalzener Butter und einem Stück Zucker in kochendes, weiches Wasser, gebe, wenn sie weich und auf einem Seiher gut abgelaufen sind, reichlich recht frische Butter und etwas gestoßenen Zucker in eine flache Kasserolle und stäube ein wenig Mehl darüber, lasse die Erbsen aber darin durchkochen und füge vor dem Anrichten viel feingeschnittene Petersilie und ein paar Eßlöffel sauren Rahm hinzu, kann sie auch mit Möhren vermischen.

Da diese Erbsen sich nicht schnell weich kochen, so ist es ratsam, dem Wasser eine starke Messerspitze doppeltkohlensaures Natron beizumischen.

Spargeln in Flaschen. Man schneide nicht zu dicken Spargel (Brechspargel) in 3 cm lange Stückchen, nehme auf zwei Teile davon einen Teil feines Salz, mische es gut untereinander und verfahre wie bei den grünen Erbsen. Er ist sehr gut und hat den Vorteil, daß er sich auch in angebrochener Flasche ganz gut hält; man gieße nur die Brühe, welche beim Herausschütteln des Spargels herausgeflossen ist, zurück und mache die Flasche wieder gut zu.

Zubereitung. Man wässere sie, nachdem sie gut abgewaschen worden, etwa eine Viertelstunde, versuche aber, ob sie vielleicht noch zu salzig wären, weil sie oft mehr oder weniger Salz annehmen und man sie bisweilen auch etwas länger wässern muß; dann behandle man sie ganz wie frische, nehme aber zum Abkochen kein Salz. Da dieser Spargel in Stückchen ist, so benutzt man ihn meistens in Suppen oder gibt ihn in Sauce mit Rührei oder mit Möhrchen vermischt.

Rotkohl (Roter Kappus). Man schabe die Köpfe, nachdem man die losen Blätter abgenommen hat, ganz fein, vermische ihn mit etwas fein gestoßenem Salz und lasse ihn über Nacht stehen. Bringe dann für 10 k Kappus, 3 l Essig, 750 g Zucker, einige Gewürznelken und Pfefferkörner und 4 Lorbeerblätter zu Feuer, gebe, wenn es kocht, und der Zucker aufgelöst ist, den leicht ausgedrückten Kappus hinein, lasse ihn sechs Minuten kochen und dann erkalten, thue ihn in einen Steintopf, Tuch, Schiefer und nicht zu schweren Stein darauf, binde den Topf zu und bewahre ihn an einem kühlen Orte. Man gibt ihn als Salat, mit etwas feinem Oel vermischt und er ist besonders bei Herren sehr beliebt.

Sauerampfer. I. Man nehme eine gehörige Menge, da er sehr zusammenfällt, und wenn er sehr jung ist, so wird er ohne weiteres gebraucht, haben die Blätter aber schon Rippen, so müssen diese herausgestreift werden. Man wäscht dann den Sauerampfer, preßt ihn aber nicht, sonst wird er schwarz. Ist er gut abgelaufen, so thut man ihn in einen eisernen Topf und rührt ihn so lange auf dem Feuer, bis er gar keine Brühe mehr hat und füllt ihn in kleine Steintöpfe, die man mit Butter zuschmilzt und mit Papier zubindet. Gebraucht wird er dann wie frischer, zu Suppen, Pürees und Saucen, ist aber weit besser, weil kräftiger und sehr zu empfehlen. Beste Zeit im August.

In einem französischen Seebad.

II. In Zucker. Man nehme im Frühjahr schönen, breitblätterigen Sauerampfer, schneide ihn zu 3 cm langen Stücken und wasche ihn sorgfältig, gebe ihn in kochendes Wasser, lasse ihn einige Minuten kochen und dann gut ablaufen, thue ihn in kleine Töpfe und fülle sie mit zum großen Fluge gekochten Zucker-Syrup (siehe Gâteau-Macédoine (S. 818) an. Dies süßsaure Eingemachte ist sehr angenehm und hält sich sehr lange — Französische Küche.

Melonenkürbis. Man schäle den Kürbis, der nicht zu reif sein darf, entferne sorgfältig das Krongehäuse und zerschneide ihn zu fingerlangen und zwei Querfinger breiten Streifen, runde die Ecken, blanchiere sie und bestecke die Mitte der einen Seite in schräger Richtung mit drei Stückchen feinem Zimt und zwei Gewürznelken, aus denen man die Köpfchen gebrochen hat. Unterdessen kocht man 1 l feinsten Weinessig mit 750 G. Zucker, läßt die Kürbisstücke darin behutsam gar, doch nicht zu weich kochen und gibt sie in ein irdenes Gefäß. Anderen Tages wird der Essig aufgekocht und abgeschäumt, der Kürbis darin kochend heiß gemacht und wie tags vorher weggestellt. Den dritten Tag gießt man den Essig ab, kocht und schäumt ihn und läßt ihn erkalten, legt dann den Kürbis in die Gläser, füllt den Saft darüber und bindet mit Blase zu. Der Saft muß leicht syrupartig, der Kürbis aber glasig sein.

Kastanien. Man schäle an großen, schönen Kastanien die braune Schale ab, lege sie in siedendes Wasser und lasse sie darin eben aufkochen, hierauf in kaltem Wasser erkalten und nehme mit einem groben Tuch auch die innere Schale weg; thue sie nun in kochendes, mit dem Safte einer Citrone vermischtes Wasser und koche sie weich, doch ohne daß sie zerfallen. Läutere nun für jedes halbe Kilo Kastanien die gleiche Menge Zucker mit etwas Wasser und den Saft einer Citrone, lasse die Kastanien darin aufkochen und schütte sie in eine Terrine; gieße anderen Tages den Zucker ab, koche ihn zum Breitlauf und gebe ihn kalt über die Früchte, welche man tags darauf nochmals in dem siedenden Zucker aufkochen läßt und einfüllt.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von
Joseph Kürschner.
Verlag von
W. Spemann, Berlin und Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:
Erzählende Prosa. 1. Band. Herausgegeben von Dr. Felix Bobertag. Schillers Werke 10 II. Herausgegeben von Dr. Rob. Boxberger. (Historische Memoires.)

Die „Deutsche National-Litteratur" ist die einzige, nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist **ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, das mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.**

Weltpost.

N. M. in P. Die Naphthalinblätter zur Mottenvertilgung, welche die chemische Fabrik von Max Elbe in Dresden in den Handel bringt, heben die Schwierigkeit vollständig, welche der Anwendung des pulverisierten und krystallisierten Naphthalins im Wege stand. Auch der unangenehme Geruch ist gemildert und verbleibt nicht in den zu schützenden Gegenständen.

D. M. in Berlin. Ihre Lösung der Skataufgabe Nr. 9 ist richtig. Die von Ihnen eingesandte Aufgabe (B, der Spieler in Mittelhand, hat: die vier Asse, drei Zehnen und einen Wenzel, spielt mit Recht Grand und wird Schwarz) ist nicht verwendbar. B wird nicht Schwarz, wenn er nicht Pique-Aß abwirft.

Ein alter Skater B. in B. Auch wir beklagen die Zerrissenheit und Zerfahrenheit, welche unter den Skatspielern hinsichtlich der Berechnung, der Nomenclatur, der Karten &c herrscht. Wir versprechen uns viel von dem diesjährigen Skatkongreß, durch dessen Autorität hoffentlich mancher Unsicherheit und Verschiedenheit, manchen Mißbräuchen und krankhaften Auswüchsen ein Ende gemacht wird.

Allen Skatfreunden zur Nachricht, daß der erste deutsche Skatkongreß
am 7., 8. und 9. August d. J.
in Altenburg stattfinden wird.

Preis für die auf den Namen lautende Festkarte: drei Mark. Sie berechtigt zur Teilnahme an allen vom Komitee veranstalteten Vergnügungen. Frauen und Töchter von Kongreßmitgliedern haben zu denselben freien Zutritt.

Die Teilnahme am **Turnier** ist **nur** den mit einer Kongreßkarte versehenen Kongreßmitgliedern gestattet. Für die Turnierkarte mit Turnierplan sind fünf Mark zu erlegen. Die bestimmte Anmeldung zum Turnier, welche zugleich als Anmeldung zum Kongreß zu betrachten ist, hat spätestens bis zum 15. Juni zu erfolgen. Spätere Anmeldungen können nur berücksichtigt werden, insoweit es die vorhandenen Räumlichkeiten gestatten.

Bei der Beratung können nur solche Anträge zur Diskussion und Abstimmung gebracht werden, welche spätestens bis zum 1. Juli schriftlich beim Komitee angemeldet worden sind.

Der Entwurf zur Skatordnung kann gegen Einsendung von 50 Pfennig beim Komitee vom 3. Mai ab bezogen werden.

Korrespon- erledigt Regierungsrat Kühn, Altenburg. S.-A.

---

25 Mk. Stoff zu feinstem englischen **Herrenanzug.** Muster frco. g. frco. Rücksend. [2223]
Christian Bender, Frankfurt a. M.

Pianinos billig, baar oder Raten. Kostenfr. Probesendung, Prospect grat. **Fabrik Weldenslaufer,** Berlin N. W.

Flechten und sonstige Hautkrankheiten heilt sicher **F. Diehl,** Apotheker, **München,** Nymphenburgerstraße 46. [2016]

Die besten und schönsten, in der Stimmung korrekt der Musik entsprechenden
Harmonika
bekommt man allein bei
Joh. N. Trimmel,
Wien VII, Kaiserstraße 74. [2138]
Illustrirter Preiscourant gratis u. franco.

Harzkäse!!

HARZER KÄSE-FABRIK
Eingetragene Genossenschaft

1 Probekiste, enthaltend 45 Stück echte, grosse und fette Harzer Kümmelkäse, vorzüglich im Geschmack, und **4 Pfund** delikaten Sahnenkäse in feiner Verpackung für Mark 3,60 franko. [1971

Genaue Angabe unserer Firma erforderlich.

zu Wernigerode a/Harz.

Sahnenkäse!!

Nur echt mit dieser Schutzmarke.
Professor Dr. Lieber's
Nerven-Kraft-Elixir
zur dauernden, radicalen und sicheren Heilung aller, selbst der hartnäckigsten **Nervenleiden, Bleichsucht, Angstgefühle, Kopfleiden, Migräne, Herzklopfen, Magenleiden, Verdauungsbeschwerden etc.**

Alles Nähere besagt das jeder Flasche beilieg. Circulär. **Preis ½ Fl. M. 5.—, ganze Fl. M. 9. —,** gegen Einsendung oder Nachnahme. — [1896]

Haupt-Depot: M. Schulz, Hannover, Schillerstraße. — **Depots:** Hirsch-Apotheke, Stuttgart. Löwen- u. Augusten-Apotheke, München. Engel-Apotheke, Regensburg. St. Afra-Apotheke, Augsburg. Stern-Apotheke, Straßburg i. Els. Einhorn-Apotheke, Metz. Einhorn-Apotheke, Cöln, Glockengasse. Pharmacie internationale, Hamburg, Neuerwall 25. Albert-Apotheke, Leipzig. Adler-Apotheke, Breslau, Ring 39. Apoth. z. gold. Anker, Grabow-Stettin. Ferner zu beziehen durch: C. F. Dahms, Berlin, Kommandantenstr. 8. C. Rodrian, Frankfurt. a. M., Eschenheimerstr. Otto Mahlke, Königsberg i. Pr., Sackheimer-Straße 44. Albert Neumann, Danzig.



Preisgekrönt: Brüssel, Halle a. S., Frankfurt a. M., Wien.

Verbesserte Leube-Rosenthal'sche Fleischsolution

mittel f. Magenkranke ungeschwache leidende schwächliche Kinder, Greise, Genesd etc.

Empfohlen v. d. hervoragendsten Vertret. der Medicin.

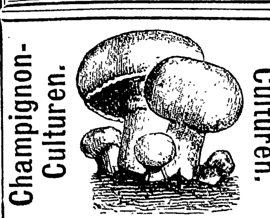
In den bedeutendsten Krankenhäusern zur Anwend. gelangt.

Wichtigstes Nahrungs und alle an Verdau. Personen, für Nervenleidende.

Zu beziehen d. alle Apotheken des In- und Auslandes.

Dr. Mirus'sche Hofapotheke (R. Stütz) Jena.

Champignon-Culturen.



Champignon-Culturen.

Champignons,
feinst conservirt 3 Büchsen à ½ Kilo für M. 5. — franco.
Champignonbrut,
speciell cultivirt, frische Prima-Qualität, Postcolli m. 1½ Kilo M. 5.50 frco. Kulturanleitung bei Aufträgen gratis.
Champignon-Züchterei,
E. G. zu Wernigerode a. Harz.

„Ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes. — Das großartige Unternehmen ist geradezu ein litterar. Ereignis." [Die Natur.]

Soeben erscheint:

Allgemeine Naturkunde
(Fortsetzung zu „Brehms Tierleben".)

Erdgeschichte, von Prof. Dr. *Neumayr.* 2 Bde. m. ca. 600 Textillustr., 6 Karten u. 25 Aquarelltaf.

Der Mensch, von Prof. Dr. *Joh. Ranke.* 2 Bände mit ca. 550 Textillustr., 5 Kart. u. 32 Aquarelltaf.

Pflanzenleben, von Prof. Dr. *Kerner v. Marilaun.* 2 Bde. mit ca. 500 Textillustr. u. 40 Aquarelltaf.

Völkerkunde, von Prof. Dr. *Fr. Ratzel.* 3 Bde mit ca. 1400 Textillustr., 6 Karten u. 30 Aquarelltaf.

130 Hefte à 1 Mark oder 9 Halbfrzbde. à 16 Mark.
Bis jetzt erschienen „**Völkerkunde**", Bd. I, und „**Der Mensch**", Bd. I.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Collection Spemann

Preis des geb. Bandes 1 Mark.

Die neuesten Bände sind:

Band 99. **Kraszewski, Der Dichter und die Welt.**
„ 100. **Walther von der Vogelweide. Gedichte.**

Vollst. Katal. in allen Buchhandl. oder von **W. Spemann in Stuttgart** gratis u. frco.

Erst probiren, dann raisonniren.



Jedem Raucher zu empfehlen: **Prof. Dr. Jäger'**sche **Cigarren,** weil dieselben im Geschmack weit angenehmer und dem menschlichen Körper nicht nachtheilig sind, daher ganz besonders den Brust-, Lungen- und Magenleidenden anzurathen; diese Cigarren werden allgemein gelobt und bitten Versuche anzustellen, welche gewiß zur größten Zufriedenheit ausfallen werden. Preis per Kiste à 100 Stück 5, 6, 7, 8, 10, 12 u. 15 Mk. **Echte Havanna**-Cigarren 18, 20, 25 Mk. **Cigaretten** per Carton 50 Pf., 60 Pf. u. 1 Mk. **Proben werden verabfolgt. Prospecte gratis.** [2308]

Haupt-Depôt der **Prof. Jäger'**schen Normal-Artikel

„**Bazar" Nürnberg,**

Berlin W., Französischestr. 20 (kein Cigarrenladen) Filialen in **Brüssel** u. **Lüttich.**

Aachener & Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft.

Der Geschäftsstand der Gesellschaft ergibt sich aus den nachstehenden Resultaten des Rechnungsabschlusses für das Jahr 1885:

Grundkapital	M	9,000,000 —
Prämien-Einnahme für 1885	„	7,704,438 50
Zinsen-Einnahme für 1885	„	708,616 80
Prämien-Ueberträge	„	5,462,121 —
Uebertrag zur Deckung außergewöhnlicher Bedürfnisse (einschließlich des nach Art. 185 b/239 b des Gesetzes vom 18. Juli 1881 gebildeten Reservefonds von M 900,000)	„	4,860,377 30
	M	27,735,553 60
Versicherungen in Kraft am Schlusse des Jahres 1885	„	5,043,998,001 —

Aachen, den 1. Mai 1886. **Die Direction:** Trostorff.

Zu Ertheilung von Auskunft und Annahme von Anträgen sind gern bereit

Die General-Agentur Stuttgart: Theod. Heinrich & Co.,

sowie die Herren Bezirksagenten: **Fr. Scherer,** Kaufmann in **Stuttgart, Heinr. Beck,** Kaufmann in **Stuttgart, Heinr. Kuder,** Stadtinventirer in **Stuttgart, J. G. Ruoff,** Hausmeister in **Berg, Johs. Bohl,** Schlossermeister in **Bernhausen, Dav. Allgöwer,** Flaschnermeister in **Feuerbach, G. Ruß** in **Kaltenthal, Frz. Schmieg,** Flaschnermstr. in **Möhringen, Jak. Fritz,** Zimmermann in **Ruith, Otto Morlock,** Geometer und Kulturtechniker in **Zuffenhausen.** [2338]



SPHINX
Monatsschrift für Übersinnliches.
Juniheft: [2347]
Die Lösung des Problems!
Probehefte zu bez. durch jede Buchh. und Th. Griebens Verlag (L. Fernau) Leipzig.

Trunksucht

heile ich durch mein vorzügliches Mittel und liefere auf Verlangen umsonst **gerichtlich geprüfte und eidlich erhärtete Zeugnisse.**
Reinhold Retzlaff, Fabrikant in **Dresden 10.**



Eleg. Familien- u. Hochzeitsgeschenk. In reich. Prachtband **12 M.** Originell. u. billigst. Werk seiner Ar[t]. Enth. a. 20 Kunstblättern u. viel. Textillust[r.] erster Architecten und Künstler u. Text. [v.] Baurath Motthes d. Gesammtdarstellung d. modernsten Geschm. ausgestatt. deutsche[n] Heims. (Verlag. v. Alb. Unflad i. Leipzi[g.])



SOOLBAD RHEINFELDEN.

(Schweiz.)

Prospectus gratis.



Prospectus gratis.

Rheinsoolbad „Hôtel des Salines". (J. V. Dietschy.)

Stärkste Soole des Continents. Prachtvolle Lage am Rhein. Milchkur. Rheinbäder.

LINDAU IM BODENSEE.

Hotel Bayerischer Hof.

Schönste Lage am Bodensee mit herrlicher Aussicht auf's Gebirge. [2300]

Bestrenommirtes Haus sowohl zu längerem, als auch vorübergehendem Aufenthalt für Familien, Touristen und Geschäftsreisende bestens geeignet.

Pension das ganze Jahr, im Winter bedeutend ermässigt.

Anfragen zu richten an den Besitzer

Wilhelm Spaeth.

Luftkurort Engelberg

Hotel Titlis. 1019 Meter über d. Meer. Hotel Engel.

I. Ranges — Pensionspreise: — II. Ranges

8—12 Fcs. — Alles inbegriffen nach festem Tarife. — 6½—8 Fcs.

Im Mai, Juni, September 10 % Rabatt.

Der Besitzer: ***Ed. Cattani.*** [2297]

Seehaus

[2298]

am Schliersee im bayerischen Hochlande.

Sehr empfehlenswerthes Gasthaus mit Pension, in schönster Lage des anmuthigen Gebirgsortes, welches von bewaldeten Bergen umgeben, reinste Alpenluft und milde Seebäder bietet.

St. Andreasberg (Oberharz). *Klimatischer Höhen-Kurort.*

Hôtel Rathhaus,

— I. RANGES, —

hält sich allen resp. Reisenden unter seinen alten soliden Bedingungen bestens empfohlen. Anerkannt vorzügliche Küche. Gute Weine. Bei längerem Aufenthalt pro Tag M. 4. 50. Pension. Lesekabinet im Hause. Hochachtungsvoll

[2302] **Carl Werner.**

— Hôtelwagen bei jedem Bahnzuge. —

KÖNIGSBERG i. Pr.

Vorzüglichste Lage. ***Grosser Comfort.***

Hôtel de Prusse.

Hôtel des deutschen Offizier-Vereins.

I. Ranges. [2295]

Zimmer schon von M. 1. 50 an, incl. Bedienung.

DR. BREHMER'S

[2301]

Heilanstalt für Lungenkranke

in Görbersdorf

ist das **erste** (1854) in der **schwindsuchtsfreien** Zone errichtete Sanatorium.

Kur das ganze Jahr.

Einrichtung zweckentsprechend, ausgedehnte Parkanlagen und Tannenhochwald mit 6½ Kilometer Kunstwegen.

Prospekte gratis und franco.

BAD EMS.

Darmstädter Hof.

In prachtvoller Lage am Wasser, unmittelbar neben dem Königlichen Kurhause, in welchem die fiskalischen Quellen und Bäder, sowie die Kaiserliche Wohnung sich befinden. Bei allem Comfort eines Hôtels I. Ranges civile Preise. Kühle gut ventilirte Speisesäle, Terrasse und kleiner Garten mit Springbrunnen. Bei längerem Aufenthalt Pension. Post und Telegraph im Hause. **Omnibus am Bahnhofe.** [2326]

Th. Bieger, *Eigenthümer.*

Parkstrasse 3. **WIESBADEN.** Gegenüber dem Curhaus.

„Hôtel-Pension Quisisana". Dieses in schönster Lage im Park neu aufgeführte elegante, streng private Familienhôtel bietet einem feinen Publikum neben der Annehmlichkeit der unmittelbaren Nähe des Fest- u. Concertplatzes, der Lesesäle etc. von allen Zimmern prachtvolle Aussicht über die Stadt, den Park und den Taunus. Es enthält 40 Schlafzimmer und Salons zum Preise von 4—9 Mark, incl. Pension neben 4 eleganten, grossen Gesellschaftsräumen. Das Haus sucht den Comfort und die Küche eines Hôtel ersten Ranges mit den Vorzügen eines feinen, ruhigen Privathauses zu vereinigen. — Mineral- und Süsswasserbäder. — Prospecte auf Wunsch vom Besitzer Dr. phil. L. Roser. [2294]

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44—69° C.
Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad"

während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz.
Mineral- und medizin. Bäder jeder Art. — Anstalt für mechanische Heilgymnastik. Privat-Heilanstalten mit Thermalbädern. Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen, Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Terrain-Curort zur Behandlung von allgemeiner Fettsucht, Krankheiten des Herzens etc. — Molkenanstalt, Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung.

Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Lese-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Cur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Höhere Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Mädchen-Pensionate. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Billige Pensionen. — Mittlere Jahrestemperatur: 8,97° C. — Näheres siehe „Baden-Baden und seine Kurmittel". [2314]

Höhenkurort Davos-Dörfli

1557 Meter ü. M.

landschaftlich schönster und sonnigster Theil des als **Sommer- und Winter-Kurort** berühmten **Hochthales Davos** [2324]

Kurhaus Davos-Dörfli — früher Seehof.

Elegant und mit allem Comfort ausgestattet. Grosser schattiger Garten. Eigene Boote auf dem ganz nahen Grosssee. Schattige Spaziergänge und Waldwege. Beste Gelegenheit für grössere Touren. Kurmusik, Theater, Bibliothek, Douche, Bäder. **Pension und Zimmer inclusive Service, Beleuchtung, Musik** und **Theater** Taxe per Person und Tag von Fcs. 6—10. Prospecte gratis u. franco. Eigenthümer **G. Stifler.** Kurarzt Dr. **A. Volland.**

Klosters — Eisenbahnstation Landquart — Schweiz

Graubünden

Klimatischer Sommerkurort

mildes, voralpines Klima — 1200 Meter ü. M. — mittlere Saison-Temperatur 13°

Hotel und Pension Brosi

mit allem Comfort. Schönste Lage und Aussicht auf Gletscher und Gebirge. Buchen- und Tannenwaldungen mit ebenen und leicht ansteigenden Spazierwegen. Mässige Preise. Arrangements für Familien. **Prospecte.** Kurarzt. Eigenthümer **G. Stifler**, auch Eigenthümer des **Kurhauses Davos-Dörfli.**

Bad Wildungen.

Gegen **Stein, Gries, Nieren-** und **Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie** etc. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle.** Wasser derselben wird in stets frischer Füllung versendet. — Anfragen über das **Bad**, Bestellungen von **Wohnungen** im **Badelogirhause** und **Europäischen Hofe** etc. erledigt:

Die Inspection der Wildunger Mineralq.-Actien-Gesellschaft.

Marschners

GASTHAUS ERSTER CLASSE

zur Stadt Berlin

am Neumarkte

in DRESDEN

hält sich bestens empfohlen.

Bad Grund

im Oberharz. *(1000 Fuss hoch).*

Klimatischer Gebirgs-Kurort und Fichtennadelbad.

Eisenbahnstation Gittelde-Grund.

[2331] **Saison 15. Mai bis Ende September.**

Prospecte durch die *Kur-Commission.*

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, 556 m über der Ostsee. Kohlensäurereiche erdige **Eisenquellen, Mineral-, Moor-, Douche-**Bäder; **Molken-** und **Milch-**Kuranstalt; klimatischer **Höhen-Kurort** mit sämmtlichen Erfordernissen und Einrichtungen eines (Oertel'schen) **Terrain-Kurorts.** — Demnach indicirt bei sämmtlichen Erkrankungen auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-Darm-Catarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Compensationsstörungen bei Herzfehlern, bei Tuberculose. — Ferner bei idiopathischen Catarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfelles; chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. — Angenehmer Sommeraufenthalt. ☛ **Saisondauer** von Mai bis October. ☚ [2316]

Frdr. Wm. Richter

Bier-Import & Export, C. Ziegler, Commandit-Gesellschaft a. Act.

BERLIN S. W.

Möckernstrasse 26

empfehlen ihr stets wohl assortirtes Lager von **25 Sorten** bestens conservirter

dunkler und heller Biere

der renommirtesten Brauereien Bayerns und Berlins in Fässern und Flaschen.

— *Wiederverkäufern angemessenen Rabatt!* — [2306]

Fernsprech-Anschluss nach unserer Eiskellerei unter **No. 461.**

Bad Thalkirchen

bei München [2312]

für **Nerven-, Unterleibs- u. sexuelle Leiden** aller Art. — **Morphinmentwöhnungs-Kuren.** — Ausführliche Prospekte üb. Behandlungsweise, Preise, Erfolge 2c. 2c. versendet gratis u. franco **Dr. V. Stammler,** Arzt u. Besitzer.

Soolbad Rothenfelde

am Teutoburger Walde

wird am 20. Mai eröffnet, Schluß der Saison ultimo September. Die starke Soolquelle mit hohem Gehalt an **freier Kohlensäure,** Eisen, Jod und Brom, ist bewährt gegen **Skrophulose, Rachitis, Blutarmuth, Lähmungen, Frauenkrankheiten, chron. Rheumatismus** 2c.; auch können Bäder mit gradirter (d. h kohlensäurefreier) Soole gegeben werden. Nach Fertigstellung der voraussichtlich am 1. Juli d J. zu eröffnenden Bahnlinie Osnabrück—Brackwede wird Rothenfelde Station dieser Route; bis dahin tägl. Postverbindung mit **Osnabrück, Melle** und **Bielefeld.** — Prachtvoller Hochwald unmittelbar am Badeorte. — Gut besetzte Badecapelle. Jede gewünschte Auskunft durch

[2344] **die Badeverwaltung,**

sowie den Badearzt Dr. Kanzler.



Cäsar und Minka,

notorisch bekannt größte europäische Hundezüchtereien, prämiirt mit goldenen u. silbernen Staats- u. Vereinsmedaillen

Zahna, Provinz Sachsen,

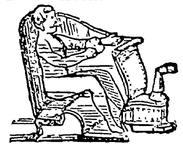
offerirt **Luxus-, Jagd-** und **Salonhündchen,** desgl. **Wach-** und **Schutzhunde jeden Genres,** vom größten Berghund und Ulmer Dogge bis zum kleinsten Salonhündchen. Meine permanente Verkaufsausstellung vom 15. Mai c. ab, ist Wittenberg, in unmittelbarer Nähe bei Bahnhof Wittenberg a./Elbe (Haltepunkt sämmtlicher Bahnzüge) wo stets **über 100 Hunde** der versch. Racen vertreten sind. — **Preisliste in deutscher u. französischer Sprache gratis.**

Egmont Hammer,

Forst i/L.,

Tuchfabrik.

Versand von **Buckskin-Stoffen** zu Herren- und Knaben-Anzügen, schwarzen Tuchen, Kammgarnstoffen, Paletotstoffen in beliebiger Meterzahl direct an Private zu Fabrikpreisen. Muster u. Aufträge üb. 20 Mk portofrei.



Heizbare Badestühle

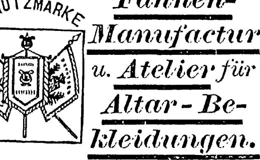
Mit allen Vorzügen. Neueste Verbesserung. Garantie. Preiscour. grat. franc.

C. W. Lang, Nürnberg.

J. A. Hietel, Leipzig,

Königl. Hoflieferant.





Fahnen-Manufactur u. Atelier für Altar-Bekleidungen.

Nur Handstickerei.

Haardtgebirgsweine.

Ich offerire **weiße u. rothe Haardtweine** eigener Kelterung, **fein, mild und blumig,** von M. 60 resp. M. 80 p. 100 L. an.

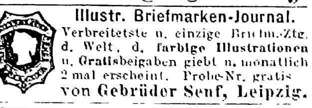
Probekisten 10 Fl. sortirt M. 12.

Spezielle Preisliste franko. [1905]

H. Schartiger, Heidelberg.

Vom Fels zum Meer,

wie alle Zeitschr. u. Bücher werden am schönsten u. billigsten eingebunden in der **Buchbinderei von A. Sigloch.** Stuttgart. Marienstr. 12½. NB. Originaldeck. können bill. gelief. werden.



Illustr. Briefmarken-Journal.

Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. farbige Illustrationen u. Gratisbeigaben giebt u. monatlich 2 mal erscheint. Probe-Nr. gratis

von Gebrüder Senf, Leipzig.

Curiosa Humoristica etc.

Bücher u. Photg. Katalog gr. u. franco

A. Bange, Halberstadt. [2202]

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertrefft. Cacao.

Preis: per	3/1	1/1	1/2	1/4	=Pfd.-Dose
	850	300	150	75	Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

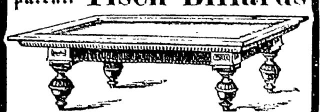
J. Neuhusen's

Billard-Fabrik [1907]

Berlin SW., Beuth-Straße 22

versendet unter Garantie ihre Specialität:

patent. Tisch-Billards



welche innerhalb 2 Sekunden zum elegantesten **Speisetisch** zu verwandeln sind. Preisgekrönt auf allen größeren National- u. International. Ausstellungen (**Brüssel gold. Medaille.**) **Alle übrigen Arten von Billards u. Billards-Requisiten bestens empfohlen.** Neuestes u. höchst interessantes Gesellschaftsspiel auf d. Billard

Jeu de baraque.

Prospecte u. illustrierte Cataloge gratis



Weltpost.

E. G. in M. Gern geben wir auch Ihnen das Wort, obschon uns alte Praktiker in unserem Urteil bestätigt haben.

„Ich finde im Februarheft eine Notiz, in der Sie jemand von der Lehmannschen Stenotachygraphie abraten und ihm die Stolzesche Stenographie empfehlen. — Ich habe die Stolzesche Stenographie jahrelang benützt, weiß sie mithin zu beurteilen. Später kam ich dann durch einen Zufall auf die Lehmannsche Stenotachygraphie und jetzt bin ich ein sehr eifriger Verfechter der großen Vorzüge derselben.

Ihr vornehmster Vorzug ist in meinen Augen der, daß sie — trotz Ihrer gegenteiligen Behauptung sei es gesagt — in 6—8 Stunden oder zu „deutsch" Lektionen, natürlich mit den entsprechenden Uebungsstunden, je nach Gedächtnis und Hand, sehr wohl zu erlernen ist, wie ich das aus eigenster Erfahrung weiß, obgleich ich doch noch zugleich verlernen mußte. Die Stolzesche Stenographie verlangt eben auch 20—24 „Lektionen" mit Uebungsstunden und nicht nur etwa 20—24 Stunden Zeit. Es liegt bei der Stolzeschen Stenographie ein sehr großer Uebelstand darin, daß nicht nur für recht viele Laute verschiedene Zeichen gebraucht werden, daß außerdem oft dieselben Zeichen in verschiedener Größe ganz verschiedene Laute bezeichnen, und daß endlich das Gedächtnis mit einer solchen Menge von Siegeln und Monogrammen überladen wird, daß wenige Wochen, in denen man nicht in Uebung bleibt, fast genügen, die sichere Kenntnis und somit den sichern Gebrauch des Systems in Frage zu stellen. Sehr störend für den Gebrauch des Stolzeschen Systems ist ferner der Umstand, daß die Wortbilder stets krumme Linien bilden und bald über, bald auf, bald unter der Leitlinie zu stehen kommen. Andere kleinere Uebelstände, wie z. B. die schwierige Verbindbarkeit mancher Lautzeichen untereinander dienen wahrhaftig nicht dazu, die schwerwiegenden ersten Ausstellungen zu entkräften.

Daß alle diese Uebelstände nicht nur mir in die Augen gesprungen sind, spricht sich ja schon darin aus, daß sich die ganze Stolzesche Schule in eine alte und eine neue gespalten hat.

Alle die beregten Uebelstände läßt sich Herr Lehmann nicht zu schulden kommen — und bietet eben den so sehr großen Vorteil, daß sein System thatsächlich sehr leicht erlernbar ist, was Sie glauben werden, wenn Sie erfahren, daß er für alle Laute außer s (ß) n r nur einfache Zeichen, daß er für alle inlautenden Vokale und für einige der am meisten miteinander zusammengesetzten Konsonanten eine symbolische Schreibweise, daß er endlich für anlautende Vokale und r, l und t in der Konsonanz eigentümliche Formen der so wie so nötigen An- und Verbindungsstriche, und im ganzen nur etwa 40 Kürzungen verwendet.

Das stenotachygraphische System ist in der That so einfach, daß Heinrich Krieg, Prof. am königl. sächs. stenogr. Institut zu Dresden, in seinem Katechismus der Stenographie (S. 119) in einer kleinen halben Seite die Grundgesetze der Lehmannschen Stenotachygraphie fast erschöpfend -wenn auch mit einigen allerdings verzeihlichen Irrtümern, zeichnen kann. Er kann auch, trotzdem er als Gabelsbergianer sonst allen Systemen, außer dem Gabelsbergerschen, das in kaum soviel Monaten als das Lehmannsche Lektionen erlernt werden kann, und bzrr. dictu einige Tausend — sage einige Tausend — Siegel und Monogramme hat, wenig Gutes läßt, nichts weiter gegen die Stenotachygraphie sagen, als daß „sie die Stenographie zur Silbenschrift degradiere". Er bleibt übrigens den Beweis dafür ziemlich prompt schuldig. — Es könnte vielleicht noch eingewandt werden, daß bei gleicher Beherrschung der verschiedenen Systeme — abgesehen von der Zeit, die das gekostet hat — doch das Stolzesche oder irgend ein anderes schließlich bessere Resultate eben durch die vielen Siegel gewähren dürften. Gerade dies aber wird von sehr vielen praktisch thätigen Stenographen in Abrede gestellt. Sehr geübte Stenographen finden oft, daß sie im Eifer des „Gefechts" doch die schönsten Siegel unbenutzt gelassen und die entsprechenden Wörter buchstäblich geschrieben haben.

Das Haupterfordernis für den ersprießlichen Gebrauch eines stenographischen Systems ist eben das, daß einem wie bei der gewöhnlichen Schrift die Wortbilder ohne besonderes Nachdenken aus der Feder fließen. Und je leichter und rascher sich dies erreichen läßt, um so besser ist gewiß das System.

Ein Trinkgeld. Von Anton Laupheimer.

Ein Sohn der Berge.

Ein Charakterbild aus den Alpen.

Von

Joseph Erler.

ine entzückende Frische herrschte im Walde. Das Hochgewitter, welches sich gestern abend mit furchtbarer Gewalt über die Gegend entladen, hatte die Lüfte gereinigt. Die dunklen, saftiggrünen Tannen strömten ihren erquickenden Duft aus und an ihren Nadeln funkelten im prächtigen Brillantfeuer Millionen von Tropfen, mit denen leise Lüftchen von Zeit zu Zeit ihr neckisches Spiel trieben.

Zwischen den Zweigen hüpften Meisen auf und nieder und schmetterten ihr Leibliedchen hinaus in die Lüfte. Auf einem vorspringenden Aste hatte sich bequem ein Fink niedergelassen und pfiff in aller Gemütsruhe ein Stückchen, das einzige, welches der arme Schalk in seinem Repertoir führt. Von der Ferne tönte das monotone „Tschah, tschah" einiger Eichelhäher herüber, und aus der Tiefe des Waldes klang die Axt des rührigen Holzschlägers. — Welch ein Genuß war es für mich, durch diese wundervolle Landschaft zu wandern, nachdem ich vor kaum zwei Stunden die drückende Atmosphäre eines Eisenbahnwaggons verlassen.

Es war ein schmaler Pfad, auf dem ich in rosigster Stimmung dahinschlenderte. Der Fahrweg hätte mich zwar schneller zu meinem Ziele geführt, aber selbstverständlich hatte ich an einem so herrlichen Sommertage den längeren Marsch durch einen der schönsten Wälder der Runde vorgezogen.

Heller Schein fiel durch die Bäume. Ich mußte mich einer Lichtung nähern. In der That erreichte ich auch nach wenigen Schritten schon einen freien Platz, der sich im Herzen des Waldes wie eine Insel ausnahm.

Die Bäume waren hier ausgeschlagen. Nur hin und wieder ragte noch ein kurzer Strunk, mit Moos und Flechten überwuchert, zwischen den Farnen empor. Ruinentrümmer — Zeugen der zerstörenden Menschenhand — inmitten eines wundervollen Tempels der Schöpfung!

Nahe am Rande der Lichtung kniete ein Mann und füllte emsig einen Sack. War es Erde, die er hier schöpfte, und wozu sollte sie dienen?

Ich trat näher.

Was der Mann einheimste, war der eigentümliche Bau der Waldameise, aus Pflanzenteilen und Fichtennadeln mit vielem Geschicke aufgeführt.

All dies wurde in ein Drahtsieb geschöpft, durch welches die Ameisen und deren weiße Puppen in den Sack fielen.

„Gute Ausbeute?" fragte ich mit freundlichem Gruße.

Der Ameisler blickte auf und rückte etwas seinen verwitterten Filz.

„Es geht an, Herr," sagte er dann, „'s ist niemand in der Gegend, der mir ins Geschäft pfuschen möchte."

„So — man hat also irgend ein Vorurteil dagegen?"

„Hm ja. Die Arbeit bringt's so mit sich," meinte der Ameisler und ließ die Blicke über sein verkommenes Aeußere gleiten. Er trug ein braunes, beschmutztes und zerrissenes Gewand, ging barfuß und hatte in die wirren Haare einen zerknitterten Hut von zweifelhafter Farbe gedrückt.

Zwischen den Zähnen hielt er einen Pfeifenstummel, dessen phantastischen rohen Kopf er sich selbst geschnitzt haben mochte. Der alte Stummel mußte wohl das liebste Stück sein, das er sein eigen nannte. Selbst wenn er sprach, gab er ihn nicht aus dem Munde.

Ich hatte noch nie einen Ameisler, diese in den Alpen so charakteristische Volksfigur, bei seiner Arbeit gesehen, und ließ mich deshalb auf einem Baumstumpfe nieder.

„Werdet's wenig Merkwürdiges sehen," sagte der Ameisler und schüttelte noch einigemal hastig das Sieb. „Meine Arbeit ist einfach genug."

Er breitete ein Linnentuch aus, befestigte dessen vier Enden an Pflöcke und umgab dasselbe mit Fichtenzweigen.

Dann nahm er den Sack und schüttete seinen Inhalt auf dasselbe aus. Sofort faßten die kleinen regsamen Tierchen ihre Puppen und suchten sie unter den schützenden Zweigen zu bergen. Da fuhr der Ameisler mit einem rauhen Lappen darüber hin, die Ameisen blieben daran hängen und die Puppen lagen wohlgesondert auf dem Tuche.

„Meine Ernte ist für heute gemacht," sagte er und barg die Ausbeute im Sacke.

„Und Ihr verdient mit Eurem Geschäfte genug für Euren Unterhalt?"

„Es reicht aus. Die Händler zahlen die Ware und das, was ich zu meinem Leben bedarf . . ." Er vollendete den Satz nicht, dafür aber glitt ein trübes

Lächeln über sein Antlitz. Während seiner Arbeit war ihm die Pfeife ausgegangen, und er zog eine verschossene Blase hervor, die ihm als Tabaksbeutel dienen mochte. Sie war leer.

Ich merkte wohl, wie dies den Ameisler unangenehm berührte. Nach angestrengter Arbeit hatte er sich gewiß auf diesen bescheidenen Genuß gefreut. Doch dem Manne war zu helfen. Obgleich selbst kein Raucher, führe ich doch auf meinen Bergpartien stets einige Päckchen Tabak mit mir. Sie sind ein Talisman, der mir in mancher Sennhütte schon, wo sich selbst klingende Münze als wirkungslos erwiesen, seine überraschende Zauberkraft bewährt hatte. Kein Aelpler vermag derselben zu widerstehen.

Ein solches Päckchen suchte ich hervor und reichte es geöffnet dem Ameisler.

„Hier nehmt, seht zu, ob Euch der Tabak mundet."

Was hatte ich gethan?

Der Mann stand vor mir wie vom Blitze gerührt, seine Augen starr auf mich gerichtet. Ein Zittern durchlief seinen Körper.

„Herr . . ." stieß er heraus. Doch vor Erregung vermochte er nicht weiter zu sprechen.

„Nehmt doch, ich biete es Euch freudigen Herzens." — Da fuhr es eigentümlich über sein Antlitz. Ich glaubte in seinen Augen einen feuchten Schimmer zu entdecken. Seine Brust hob und senkte sich, und unwillkürlich streckte er die Hand nach dem Päckchen aus.

„Herr," preßte er mühsam hervor, „Herr, verzeiht mir, aber es sind volle zwölf Jahre, seitdem mir ein Mensch etwas angeboten."

„Ihr flieht die Menschen?" fragte ich betroffen.

„Oder sie mich — es kommt auf dasselbe heraus."

Die Worte klangen recht bitter in seinem Munde. Ich richtete einen forschenden Blick auf ihn. Er hatte seine Augen zu Boden geschlagen.

„Sie haben recht," fuhr er mehr mit sich selbst sprechend fort, „es ist auch eine Schande, mit einem Zuchthäusler zu verkehren."

Er hielt inne. Er glaubte wohl, daß ich ihm entgegnen, ihn von mir weisen werde.

Er harrte vergebens. Von seiner Eröffnung war ich zwar überrascht, aber ich schwieg.

„Freilich, ob einer nach Verdienst hineingekommen, ob er auch wirklich ein schlechter Mensch sei, danach fragen sie nicht. Er hat die Zwangsjacke getragen, und das ist genug — 's muß ein Verworfener sein."

„Ihr habt dies wohl an Euch selbst erfahren?" fragte ich gespannt.

„Ich? Ihr glaubt, Herr? Ha, ha, ha!" Er lachte grell erzwungen auf. Es dauerte aber nur einen Augenblick, dies unnatürliche Lachen. Dann veränderte sich plötzlich sein Wesen.

„Verzeiht, Herr," sagte er überraschend ruhig, „es ist verjährter Schmutz. Ich wollte nimmer darin wühlen. Aber Ihr war't gut mit mir, Ihr sollt keine falsche Meinung von mir haben. So hört mich an. Dann mögt Ihr mich verachten, wenn Ihr könnt."

Er packte seinen Apparat zusammen, warf den Sack über die Schultern und schickte sich zum Gehen an.

„Mein Ziel ist S... hofen," sagte ich, „habt Ihr denselben Weg?"

„Denselben, Herr, Ihr mögt gehen, wohin Ihr wollt. Ich bin überall oder besser nirgends zu Hause."

Wir schritten vorwärts und betraten wieder den herrlichen Wald. Seine Schönheiten aber ließen mich jetzt kalt. Mich fesselte der rätselhafte Mann, der an meiner Seite, die Augen starr auf den moosigen Boden geheftet, dahinging.

„Ihr wolltet mir ja Eure Geschichte erzählen, Ameisler," knüpfte ich das Gespräch wieder an.

„Ich wollte es, ja. Jetzt freilich reut es mich beinahe wieder. Aber ich hab' es Euch versprochen, und Euch möchte ich auch mein Wort halten. Ihr seid besser als die anderen."

Er schlug Feuer und drückte dann den Zündschwamm in den Pfeifenstummel, den er mit meinem Tabak gefüllt hatte.

„Gelt," sagte er dann, nachdem er einige dichte Rauchwolken mit Wohlbehagen hinausgeblasen hatte, „man möchte es mir jetzt auch nimmer ansehen, daß ich reicher Bauern Kind sei? Na freilich, die Zeit kann aus dem Menschen noch was machen. Er hat nicht recht gehabt, mein Vater selig, wenn er vor schier dreißig Jahren oft gesagt hat, daß aus mir wildem Buben meiner Lebtag nichts werden würd'. — Ich hab' es nur zu weit gebracht . . .

„Da war mein Bruder Xaver ein anderer. Das gerade Gegenteil von mir. Während ich draußen den ganzen Tag durch den Wald streifte, ist er still zu Hause über den Büchern gesessen, die er, noch vom Großvater her verstaubt, auf dem Kasten gefunden. In der Christenlehre hat er den ersten Platz bekommen, ein so fleißiger Bub' war dem Pfarrer seit Jahren nicht untergekommen. Und ich — na ich war ein Thunichtgut, ein Hallodri, der jeden Tag seine Tracht Prügel zum Frühstück und Vesperbrot verdient hätte. Ich hab' sie auch oft genug erhalten, aber sie sind mir nicht schlecht bekommen, ich bin ein Bursche geworden, wie nicht leicht ein zweiter in der Gegend war, und ich denk' eine Zeitlang, wo es keine Kirmeß gab, bei der ich nicht „Robler" war. Es wäre nicht gut gewesen, wenn das so lange noch fortgegangen wär', aber es hat bald ein End' genommen, freilich ein End', das ich lieber mit irgend einem ehrlichen Messerstich beim Dorfwirt vertauscht hätt'.

„Das kam aber so.

„Seht Ihr, Herr, zwischen den beiden Lärchen durch die alte halbzerfallene Hütte dort drüben auf der grünen Lende. Vor zwölf Jahren hat sie noch ein alter Häusler bewohnt. Daß dort nicht der Reichtum zu Tische saß, versteht sich von selbst. Dafür aber wirtschaftete die Marie, des Häuslers Töchterl', ein bildhübsches Mädel, darin, daß sich die Engel im Himmel freuen mußten, wenn sie es mit ansahen.

„Was Wunder auch, daß ich öfters, wenn ich den Berg hinaufstieg, ein paar Worte mit dem Mädel über den Zaun sprach und ihr auf dem Heimwege ein Sträußerl' Almenrausch ins Mieder steckte?

„So ging's den Sommer durch. Als aber der Winter sich rauh und kalt anmeldete und ich nichts

mehr auf den Bergen zu suchen hatte, da trieb's mich doch hinaus auf die Lend', und ich konnte keinen Tag vorüberlassen, an dem ich nicht zur Marie auf Heimgarten gegangen wär'.

„Der alte Häusler sah's, aber es war ein braver Mann. Er wußte, daß ich ein wilder Bursche sei, für schlecht hielt er mich nicht. Er täuschte sich auch nicht. Offen und ehrlich sprach ich mit meinem Vater.

„Den Sturm hättet Ihr aber mit ansehen sollen, Herr. Der Alte war ein Starrkopf, ich sein Sohn. Was hatte ich in meiner Liebe daran gedacht, daß die Marie eines armen Häuslers Kind sei!

„Sechs volle Wochen saß ich mit dem Vater an keinem Tische mehr. Desto treuer hielt's aber jetzt der Xaver bei ihm aus. Er hatte recht, der gute Bruder, für ihn waren prächtige Aussichten — hatte ich ja zwischen Marie und meinem Erbteil zu wählen.

„Da schien ihm der Himmel selbst einen Strich durch die Rechnung zu machen.

„Es kam der gefürchtete Lostag. Ich hatte mich im vorigen Jahre freigespielt. Heuer traf's den Xaver zum Topfe. Er that einen unglücklichen Griff. Wenn er keinen Ersatzmann stellte, mußte er in wenigen Tagen zum Militär einrücken.

„Der Vater war trostlos. Hatte doch nur der Xaver sein Herz ausgefüllt. An einen Ersatzmann war jetzt schwer zu denken. Lag es doch gerade wie ein gefährliches Gewitter in der Luft. Jeden Tag konnte die Nachricht vom Ausbruche eines Krieges eintreffen. Da blitzte mir ein Gedanke durch den Sinn. Ich brachte es über mich, zu dem Alten zu treten.

„‚Hört,‘ sagte ich, ‚gebt mir und der Marie Euer Jawort, und ich stelle mich für den Xaver.‘ — Drei Tage später trug ich unseres Kaisers grünen Waffenrock.“

Der Ameisler hielt etwas inne und starrte hinaus in die Gegend.

„Es ist ein schönes Fleckchen Erde, mein Vaterland,“ fuhr er dann fort, „und ich hab' es stets gern gehabt. Mein Großvater hat dafür sein Blut vergossen, er blieb Anno neun für seinen Kaiser im Kampfe gegen die Welschen. Der brave Mann hätt' es sich auch nicht träumen lassen, daß ein Enkel seinen unbefleckten Namen mit Schmach bedecken und in einer Festung, als feiger Verräter an seinem Fürsten eingekerkert, den Tag seiner Geburt verfluchen würde.

„Und wißt Ihr, Herr, wer mich dorthin gebracht hat? Ein elender Schurke, ein Auswurf der Menschheit, den die Erde verschlingen und Gott verdammen sollte. Bei Gott, ich war nicht schlecht, aber man hat mich mit Gewalt dazu gemacht, und der, der sich dessen rühmen darf, ist kein anderer als Xaver, mein lieber Bruder Xaver!

„O, es ist zu erbärmlich! Ihm war es nicht genug, daß er mir das Herz des Vaters geraubt hatte, er mußte mir auch das nehmen, wofür ich ihm meine Freiheit geopfert hatte.

„Durch welche Teufelei es ihm gelang, konnte ich nie erfahren. Genug, kaum daß ich sechs Monate beim Militär war, leistete mir ein Bursche meines Heimatsdorfes den Freundschaftsdienst, mir die Nachricht zu geben, daß Xaver und Marie bereits dreimal von der Kanzel aufgeboten worden seien.

„Im ersten Augenblicke mußte ich laut darüber auflachen. Ich that nicht gut daran. Später erfuhr ich, daß mir nur zu wahr berichtet worden sei. Seht Ihr den Halm dort, Herr? Wohin stärker der Wind zieht, neigt er sich. Ein Bild der Weiberherzen!

„Von diesem Tage an habe ich niemand auf der Welt vertraut. Es war ein furchtbarer Schlag, der mich traf. Ich glaubte den Verstand zu verlieren.

„Was sollte ich thun?

„Ich wußte es nicht. Nur das eine stand in mir fest, daß ich das elende Paar sehen, mich an ihm rächen müsse.

„An dem Tage, an welchem sie die Ringe wechseln sollten, war ich auf dem Wege in mein Heimatsdorf. Ich hatte um keinen Urlaub gebeten. Ohne daran zu denken, war ich zum Fahnenflüchtling geworden.

„Als ich von ferne mein Ziel erblickte, klangen auch bereits die Kirchenglocken zu mir herüber. Ich schauerte unter diesen Tönen zusammen. Das war das Grabgeläute meines geträumten Glückes. Ich wollte mich aufraffen und die Straße dahinfliegen. Vielleicht kam ich noch zurecht, vielleicht konnte ich das Entsetzliche verhindern, und dann — — Aber nein, mir fehlten die Kräfte, wie Blei lag es in meinen Gliedern, und nur mühsam vermochte ich mich weiter zu schleppen.

„Als ich die Kirche erreichte, war es zu spät. Eben traten sie heraus, von Kranzjungfern geführt. Ich sehe sie noch alle so deutlich vor mir, als wenn es erst heute geschehen wäre. Ihn, sie, die beiden Väter und alle die anderen. O, daß ein Blitz vom Himmel gefahren und sie alle zerschmettert hätte!

„Aber dort droben schien heiter die Sonne, auf der großen Linde schmetterten die Vögel, und unter derselben begann die Dorfmusik einen lustigen Walzer.

„Es war, als ob alles sich verschworen hätte, mich zu verhöhnen.

„Das war zu viel für mich. Wütend hob ich einen Stein von der Straße auf, stürzte auf Xaver los, ein Schrei, noch einer — und dann war alles still ...“

„Ihr hattet ihn gemordet?“ fragte ich entsetzt.

„Gemordet? — Nach vierzehn Tagen saß ich in einer Festung eingekerkert, heute bin ich aus besonderer Gnade des Kaisers wieder frei — ein verlumpter Ameisler. Und Xaver? Seht Ihr, Herr, den großen Hof dort? Er ist der schönste in der Gegend. Dort haust mein Bruder mit seinem Weibe und ein paar Kindern. Das ist die gerechte Vergeltung, die der Himmel übt. ‚Sein ist die Rache,‘ hat uns einst der Pfarrer gepredigt. Darf man sich wundern, wenn ich meinen Glauben jetzt verloren habe?“

Der Ameisler drückte seinen Hut tief in die Stirne, grüßte mich kurz und schroff und schlug dann den Weg zur Linken in die Büsche ein, der über eine steinige Halde zu einem Einzelhofe führte. Dort mochte er wohl seine heutige Ausbeute zum Verkaufe bringen.

Sinnend stieg ich den rauhen Pfad zum Dorfe hinab, dessen Kirchturmspitze die glühenden Strahlen der dunkelrot scheidenden Sonne wie ein prächtiger Karfunkel nach allen Richtungen zurückwarf.

Langsam und mühevoll kletterten schon die dunklen Schatten vom Thale aus die Berge hinan. Aber kein süßer, erfrischender Hauch verkündete den nahenden Abend. Eine dumpfe, drückende Schwüle lag über der ganzen Gegend, und eine schwarze Wolke tauchte wie ein Wagen, von unsichtbaren Rossen gezogen, als Vorbote eines drohenden Gewitters im fernen Westen auf. S...hofen ist ein kleines, hübsches Dörfchen, wie sie das Hochgebirge zu hunderten in seinen Thälern birgt. Sein größtes Gebäude ist neben der Kirche das Wirtshaus, das weißgetüncht mit seinen frischgrünen Fensterbalken freundlich zur Einkehr ladet.

Im Schilde führt es einen Steinbock, die einstige Zier der Alpen, jetzt freilich nur mehr leider ein Geschöpf der Mythe.

In der holzgetäfelten Gaststube brannte bereits die Petroleumlampe, die jetzt in jeder Bauernhütte zu finden, als ich dort in meinem bequemen Hausanzuge eintrat.

Die Wirtin, eine kleine, geschäftige Frau, wollte mich durchaus nötigen, in den Verschlag einzutreten, der für die Honoratioren des Dorfes bestimmt war. Da derselbe aber gegenwärtig verlassen stand und nur in der Stube an einem Ecktische mehrere Bauern vor ihrem Bierkruge saßen, ließ auch ich mich in der Nähe eines geöffneten Fensters dort nieder. Ich warf einen Blick ins Freie.

Ueber der Gegend lag bereits tiefes Dunkel und der Himmel hatte sich, soweit das Auge reichte, in schwarze, unheilschwangere Wolken gehüllt. Hin und wieder zuckte es am fernen Horizonte, wo die Spitzen der Berge die Wolken küßten, hell auf und dumpf grollend hallte die Antwort aus unergründlichen Felsenschlünden.

Eine hohe Föhre stand vor dem Hause. Geheimnisvoll lispelte es in ihrem Wipfel. Ein flüchtiger Vorläufer des Windes mochte ihr wohl schadenfroh von all dem Grauen des Sturmes erzählen, der ihr heute noch drohend bevorstand.

Kaum zehn Minuten später heulte ein wilder Orkan. Schwere Tropfen fielen klatschend auf die Erde. Blitze kreuzten sich wirr in den Lüften und vom Kirchturme wimmerte die Wetterglocke. — Knarrend öffnete sich die Stubenthüre. Ein Mann, niedergebeugt und triefend vom Regen, erschien unter derselben. Ohne Gruß trat er ein und drückte sich dann in eine dunkle Ecke.

Es war der Ameisler.

Die Wirtin saß am Ofen und strickte. Von Zeit zu Zeit nur ließ sie, wenn gerade ein blendender Blitz über das Firmament zuckte, die Arbeit in den Schoß sinken und schlug schnell ein Kreuz. Den neuen Gast hatte sie wohl bemerkt, achtete ihn aber keines Blickes würdig.

„Einen Schnaps!" sagte der Ameisler rauh.

Die Wirtin strickte emsig weiter.

„Einen Schnaps!" scholl es heftiger aus der Ecke.

Das wirkte. Langsam erhob sich die Wirtin, machte sich länger als notwendig am Schranke zu schaffen und stellte endlich mit gar wenig Grazie das Verlangte dem Gaste vor. Der warf einen eigentümlichen, spöttischen Blick auf die Wirtin.

„Seht Ihr mich nicht gern?" sagte er dabei. „Ich habe das gleiche Recht, hier zu sitzen, wie alle die anderen. Ich zahle meine Zeche."

Am Tische, wo die Bauern saßen, herrschte schon seit der Ankunft des Ameislers eine auffallende Unruhe. Sie hatten alle die Köpfe zusammengesteckt und ließen ohne Pause den Krug kreisen.

„Wirtin!" rief endlich der Hauptsprecher der Gesellschaft, ein breitschultriger, untersetzter Mann, „der Krug ist leer. Wenn Ihr uns einen frischen Trunk bringen wollt, so merkt Euch, daß wir nicht in der gleichen Stube mit einem Zuchthäusler sitzen wollen."

Der Ameisler war bei dem Tone dieser Stimme zusammengefahren.

„Xaver," stieß er kurz hervor.

Der Genannte hatte das Wort vernommen. Mit geröteter Stirne, in der Rechten seinen eichenen Stuhl haltend, trat er einige Schritte vor.

„Nun," sagte er bebend vor Aufregung, „dort ist die Thüre."

Der Ameisler hatte sich erhoben. Er schien merkwürdig ruhig.

„Xaver, das ist vergebene Mühe. Mich reizt kein Hohn mehr. Einmal hab ich die Hand zur Rache gegen dich erhoben, aber es sollte nicht sein. Jetzt warte ich, bis die Stunde selbst kommt."

Blendendes Licht übergoß die ganze Stube. Ein furchtbarer Schlag. Die Fenster klirrten. Mit einem Schrei sprang die Wirtin auf.

Alles eilte an die Fenster.

„Das hat eingeschlagen," sagte der Ameisler und ließ sich ruhig nieder.

Draußen herrschte tiefe Nacht. Umsonst suchten unsere Blicke das Dunkel zu durchdringen. Da stieg plötzlich nahe der Berglehne eine Feuersäule gegen Himmel. Taghell war dort die Gegend beleuchtet.

„Herrgott, mein Gehöft!" schrie Xaver und schlug die Hände vor das Antlitz.

„Ich glaub', die Stunde ist da," sagte der Ameisler und leerte sein Glas. — — — — — — — — — —

Vom Turme wimmerte die Sturmglocke. Schaurig klangen die schrillen Töne durch das Dunkel der Nacht. „Feuer ho!" gellte es durch das Dorf und brachte dasselbe in furchtbare Aufregung. Fenster klirrten, Thüren drehten sich ächzend in ihren Angeln, alles stürzte hinaus und gegen den Waldrücken hin, an dessen Fuße sich eine mächtige Flammenpyramide gen Himmel hob.

Schreiend und weinend suchten die geschreckten Weiber und Kinder ihre Männer und Väter zurückzuhalten. Doch ihre Furcht war eitel. Auf der Schreckensstätte war keine Gefahr mehr für sie. Rührte sich ja nicht eine einzige Hand, um Hilfe und Rettung zu bringen.

Hatte doch Gott selbst den Feuerstrahl auf jenes Haus geschleudert, und wo jener gezündet — erzählt sich schaudernd von Generation zu Generation das Volk — vermögen keine Wasserschwälle mehr, den Brand zu löschen. Müßig standen deshalb Hunderte vor dem schönsten Gehöfte des Thales und schauten mit geheimem Grauen in die Flammen, in denen es bald sein Grab finden mußte. Mit wirren Haaren,

wilde Verzweiflung in seinen Mienen, erschien Xaver ab und zu an den Fenstern und warf aus denselben, was ihm in die Hände fiel, mochte es auch noch so wertlos sein.

Der Arme hatte die Besinnung verloren. Seine Knechte suchten ihre eigene Habe in Sicherheit zu bringen, seine Freunde standen mit den Händen in der Tasche im Hofe, aber keinen forderte er zum Beistande auf, den sie ihm freiwillig nicht leisten wollten.

Eine Gruppe von Weibern hatte sich am Brunnen gebildet. In ihrer Mitte lag die Hofbäuerin, die dort vor Schrecken und Aufregung erschöpft zusammengebrochen war. Sie war mit den Kindern im Hause gewesen, als der Blitz in den angebauten Stadel fuhr und dort zündete. Als sie mit den Kindern aus dem Hause floh, stand bereits dessen Dachstuhl in vollen Flammen.

Mit dem frischen Quellwasser benetzten jetzt die Weiber ihre Stirne. Als sie wieder die Augen aufschlug, irrten ihre Blicke ängstlich im Kreise umher.

„Friedel, Lorie,“ klang es von ihren Lippen, und zugleich preßte sie die schluchzenden Kleinen fest an sich.

„Allmächtiger Gott, mein Tonchen!“ schrie sie plötzlich auf und sprang empor. „Es liegt droben in der Wiege und wird verbrennen.“

Entsetzen faßte die Umstehenden. Es war herzzerreißend, die Aermste in ihrer Verzweiflung zu sehen.

Ich darf mich rühmen, nicht so schnell von etwas ergriffen zu werden. Aber hier mußte ich meine Blicke abwenden. Es drohte mir die Brust zu zersprengen. Und keine Hilfe schien menschenmöglich. Schlugen doch bereits die Flammen aus den Fenstern.

Auch Xaver hatte von seiner Arbeit ablassen müssen. Mit versengten Haaren und Kleidern erschien er jetzt unter der Thüre.

„Mein Kind, mein Kind, rettet mein Kind!“ jammerte die Mutter, die Hände ringend. Niemand rührte sich. Jeder Versuch wäre auch Wahnsinn gewesen.

„Mein Kind oder den Tod!“ schrie sie nochmals und stürzte sich gegen den gewaltigen Feuerherd, um aus seinem Grunde ihr Teuerstes hervorzuholen.

Da legte sich eine Hand schwer auf ihre Schulter und hielt sie zurück.

„Laß das, Marie,“ hörte ich eine rauhe Stimme sagen. „Du hast mich zum Verbrecher gemacht, jetzt will ich dir's vergelten.“

Kalt überlief es mich bei diesen Worten. Der sie gesprochen, war der Ameisler.

„Joseph, allmächtiger Gott, du tötest mein Kind!“ gellte es von den Lippen der Mutter und in ihrer Verzweiflung umklammerte sie seine Knie.

Mit Blitzesschnelle schleuderte sie aber der Ameisler zurück und stürzte sich dann mitten in die wogenden Flammen.

Ein Schrei des Entsetzens entglitt dem Munde aller, die es sahen.

Der Unglückliche hatte freiwillig seinen Tod gesucht. Jeden Augenblick konnte der Dachstuhl herabstürzen und ihn, wenn er nicht vom Rauche erstickt, unter seinen Trümmern begraben.

Einige entsetzlich qualvolle Sekunden verstrichen. Lautlos starrte alles zu den feuerumkränzten Fenstern empor.

Da erschien plötzlich an dem letzten eine Gestalt, einen schwarzen Gegenstand hoch in den Händen haltend.

„Fangt auf!“ tönte es von oben.

Zwanzig Hände streckten sich in die Luft und faßten die Wiege, welche ihnen der Ameisler zugeworfen.

Leises Wimmern drang aus derselben.

„Es lebt!“ klang ein jubelndes Echo aus der Brust der unglücklichen Mutter.

„Es lebt!“ tönte es dumpf vom Fenster herab und das ganze Haus schien es mit furchtbarem Geprassel und Gepolter wiederholen zu wollen.

Das schöne Gehöft war wie auf ein Zauberwort verschwunden, an seiner Stelle starrte einem grauenerregend eine ausgebrannte Ruine entgegen.

„Joseph!“ schrie die Bäurin, sich des Retters ihres Kindes erinnernd.

Alles still.

„Er hat vergolten,“ sprach ich halblaut vor mich hin und wandte mich tief ergriffen ab.

Aus schwedischen Bergwerken und Eisenhütten.

Von

Egon Zöller.

Wenn das wirtschaftliche Leben Schwedens heute zu einer hohen Entwickelung gelangt ist und dessen Selbständigkeit und Eigentümlichkeit unser volles Interesse in Anspruch nimmt, so verdienen die Leistungen unserer nordischen Stammesgenossen um so mehr Anerkennung und Würdigung, als die Kultur erst spät jene nordischen Küsten erreichte und Schweden erst in dem letzten Jahrtausende in eine engere Verbindung mit den höher entwickelten südlichen Ländern trat. Längst schon waren jene ersten Kulturzentren des Orients erstarrt, längst schon hatten die Griechen jene unsterblichen Meisterwerke der Kunst geschaffen, als über Schweden noch ein tiefes Dunkel lagerte, in welches nur die unbeschriebenen Blätter jener alten Funde, welche eine schützende Erdschicht vor dem nagenden Zahn der Zeit bewahrt hat, einige Lichtstreifen werfen, die uns die Geschicktheit der damaligen Bewohner des Nordens im Fertigen von Steinwerkzeugen, sowie das erste Auftreten von Metallen (der Bronze) erkennen lassen. Und als Rom die damals bekannte Welt unter seiner Herrschaft einigte, da erst bahnte sich das Eisen allmählich auch den Weg zum Norden.

Auch das römische Weltreich war dahingesunken, neue in voller Jugendkraft stehende Völker waren aus früherem Dunkel auf den Schauplatz der Geschichte getreten und hatten neue Staatengebilde ge-

schaffen, als um die schwedischen Lande und dessen Bewohner sich noch die geheimnisvolle Dämmerung jener Sagen webte, die uns in buntem, phantasiereichem Gewande neben roher ungezügelter Kraft, Charakterstärke, Treue und Reinheit der Sitten, überhaupt jenen hohen idealen Geist erkennen lassen, wie er allen germanischen Stämmen eigen ist. Allmählich lichten sich mit den ersten Boten des Christentums jene Zeiten. Auf kleinen gebrechlichen Drachenschiffen erblicken wir die Wikinger die Wogen des Meeres teilend und in England, der Normandie, in Unteritalien kräftige Reiche gründend.

Lange herrschte zwischen den kleinen Staatengebilden des Nordens heftige Fehde, die eine ruhige Entwickelung hemmte. Viehzucht, Jagd und Fischfang bildeten die Haupternährungszweige. Aus den Sumpfeisenerzen verstand man in primitiver Weise Eisen zu bereiten und aus demselben Waffen zu fertigen, während die edleren Metalle vom Auslande eingeführt wurden. Erst als das Christentum die rohe Kraft bändigte und aus den kleinen Staatswesen sich allmählich ein einziges Reich bildete, fanden mit milderen Sitten auch friedlichere Nahrungszweige, Ackerbau, Bergbau und Handwerk im Lande Verbreitung.

Seit dem Mittelalter tritt Schweden in eine engere Berührung mit dem südlicher gelegenen Europa und in erster Linie mit Deutschland. Die mächtige Hansa (vor allem Lübeck) trieb mit dem Norden einen lebhaften Handel und errichtete dort feste Handelsplätze. Während naturgemäß der aus dieser Handelsverbindung entstehende materielle Gewinn den Deutschen zufiel, fand andererseits die höhere Kultur der Deutschen in Schweden Eingang. So diente deutsches Stadtrecht den neugegründeten schwedischen Städten als Vorbild. Wesentlich trug zur Förderung der wirtschaftlichen Verhältnisse die Staatsklugheit der schwedischen Fürsten bei, die sich auch darin kundgab, daß sie Ausländer und in erster Linie Deutsche ins Land riefen, diese daselbst einbürgerten und deren höhere Kenntnisse zum Wohle des Landes praktisch verwerteten. Der kluge, mit seiner mächtigen Hand dem Lande zuerst innere Ruhe schaffende Birger Jarl (1250 bis 1268) verbesserte durch eingewanderte Deutsche den Bergbau. Und auch Schwedens erster nationaler König, Gustav Wasa, bekundete seine Größe dadurch, daß er durch Ausländer — Deutsche u. a. — die Stabeisenschmiede einbürgerte, welche unter dem kraftvollen, einsichtigen und trotz der Kriege um die innere Entwickelung des Landes so verdienten Karl IX. (1599 bis 1611) sich rasch über das ganze Land verbreitete. Auch sein großer Sohn, Gustav Adolf, der Schweden zum Höhepunkt seiner politischen Macht erhob, zog eine Menge Deutsche und Niederländer ins Land, deren Fleiß, Fertigkeit und Kapital das wirtschaftliche Leben stark förderte. In der Eisenfabrikation führte er zuerst die Wallonenschmiede ein, die sich, wenn auch in vollkommenerer Form, bis auf den heutigen Tag in dem Industriebezirk von Dannemora erhalten hat.

Das alte und ursprüngliche Verfahren, aus den Eisenerzen auf direktem Wege durch den sogenannten „Rennprozeß“ Schmiedeeisen darzustellen, war längst verschwunden [1]). In dem im 16. Jahrhundert im erzreichen Siegerlande erfundenen, mit Holzkohlen betriebenen Hochofen, der in Schweden rasch Eingang und Verbreitung fand, stellte man zunächst ein Zwischenprodukt, das Roheisen, dar, aus welchem man in Herdfeuern durch den Frischprozeß Stahl und Schmiedeeisen gewann, das unter Hämmern zu Stangen ausgereckt und in kleinen Schmieden weiter zu Werkzeugen und Geräten verarbeitet wurde.

Eine vollständige Umwandlung nahm die Eisenindustrie, als neben den bisherigen Brennstoffen, dem Holz und der Holzkohle die zuerst im Jahre 1735 von Darby in England angewandten Steinkohlen oder vielmehr die aus denselben gewonnenen Koks Eingang fanden und die Holzkohle allmählich verdrängten. An Stelle der kleinen Holzkohlenhochöfen trat der Kokshochofen von weit gewaltigeren Dimensionen. Das alte offene, gemütliche Herdfrischfeuer mußte dem 1784 dem Engländer Cort patentierten, mit Steinkohlen geheizten, geschlossenen Puddelofen weichen. Da die Steinkohle sich nicht gleichmäßig über die Erde verteilt (vergl. die Karte der Kohlenfunde im Aprilheft 1885), sondern nur an gewissen Stellen und daselbst alsdann meist in großer Mächtigkeit vorkommt, so hatte deren Einführung in die Industrie eine Konzentration der letzteren in gewisse Bezirke zur Folge. Die kleinen Hüttenwerke verschwanden allmählich [2]), während in jenen verhältnismäßig kleinen Bezirken in kurzer Zeit die gewaltigen Fabrikanlagen entstanden, welche bei den heutigen leichten Verkehrsmitteln ihr Absatzgebiet über die ganze Erde erstrecken. Nahm auch durch diese großartige Verbreitung des Eisens und dessen Anwendung zu den verschiedenartigsten Zwecken das gesamte wirtschaftliche Leben einen erneuten mächtigen Aufschwung, so hatte andererseits diese vollständige Verschiebung der wirt-

[1]) Noch heute findet man in der Heimat des Verfassers, der Eifel, wo schon die Römer Bergbau trieben, die von dieser Art der Eisengewinnung herrührenden Schlacken, sogenannte „Römerschlacken“. Wie unvollständig die Abscheidung des Eisens aus den Erzen war, geht daraus hervor, daß eine solche Schlacke nach einer vom Verfasser bei seinem Studium auf der technischen Hochschule in Karlsruhe im dortigen Laboratorium vorgenommenen Analyse noch 37 % Eisen enthielt, weswegen diese Schlacken noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts von neuem zur Eisengewinnung verwendet wurden. Da diese Schlacken sich fast nur auf den Höhen der Berge finden, so dürfte daraus zu schließen sein, daß die Römer zum Betrieb der Windgebläse die Windkraft benutzten.

[2]) So bestanden in der engeren Heimat des Verfassers, dem naturschönen Schleidener Thale, noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts eine Anzahl kleiner, je einen Hochofen, mehrere Frischfeuer und Stabeisenreckhämmer umschließende Hüttenwerke, sogenannte „Reitwerke“, die heute sämtlich verschwunden sind. Noch äußerst lebendig stehen diese Anlagen, die ich täglich auf den mehrere Stunden weiten Wegen zum Unterricht bei zwei Geistlichen durchwanderte, vor meinen Augen. An ihren von Holzkohlenstaub geschwärzten Tischen saßen gemütlich die Hüttenleute, behaglich ihren Kaffee trinkend und dabei die über dem abgelassenen heißen Roheisen oder den Schlacken gebratenen Kartoffeln verzehrend. Langsam und bedächtig fiel der mächtige, von einem Wasserrad bewegte Reckhammer auf das auszustreckende Eisen nieder, das von dem auf einem dreibeinigen Holzstuhl sitzenden und gemütlich seinen thönernen Pfeifenstummel rauchenden Hammerschmied in langem weißen Gewande dirigiert wurde, wobei ein großes Schurzfell und ein nach vorn über die Augen herabgebogener mächtiger Filzhut ihn vor den sprühenden Funken schützte. Nicht nur in den Besitz, sondern auch in den Betrieb eines solchen Hüttenwerkes teilten sich gewöhnlich verschiedene Hüttenbesitzer, die sogenannten „Reitmeister“ und zwar in der Art, daß ein jeder eine gewisse, seinem Besitzanteil entsprechende Anzahl von Tagen das Werk betrieb, worauf dann der zweite Besitzer, der dritte u. s. w. folgte. Das Werk war zu diesem Zweck in „24 Tage“ geteilt — eine alte Form einer Aktiengesellschaft. Alle diese Verhältnisse sind heute schon längst überlebt. Auch in das gemütliche Thal mit seiner idyllischen Natur hat die fieberhafte Hast und Rastlosigkeit der heutigen Zeit Einzug gehalten.

schaftlichen Verhältnisse, die Vereinigung von tausenden von Arbeitern an wenigen Punkten, die gänzliche Entziehung dieser Arbeiter von der Berührung mit dem Ackerbau, die mit der organisierten Arbeitsteilung verbundene einseitige Beschäftigung und die daraus entstehende Unselbständigkeit und Abhängigkeit der Arbeiter, die Anhäufung der Kapitalien in wenigen Händen, der schärfer hervortretende Gegensatz zwischen besitzenden und besitzlosen Klassen heftige Erschütterungen in den socialen Verhältnissen zur Folge, die noch heute nicht das angestrebte Gleichgewicht wieder erlangt haben und daher einen dunklen Schatten auf unser gesamtes Leben werfen.

Da Schweden nur im Süden des Landes in genügendem Umfange Steinkohlenlager besitzt, die nächsten Eisenerzlager sich jedoch im mittleren und nördlichen Teile des Landes befinden, da ferner die englische Kohle der Frachtkosten wegen nur in unbedeutendem Maße ins Land eindringen kann, so konnte Schweden an der seit Ende des letzten Jahrhunderts sich vollziehenden Umgestaltung der Eisenindustrie nicht teilnehmen. Die schwedische Eisenindustrie würde daher notwendig, ebenso wie die in obiger Note erwähnte des Schleidener Thales, dem Untergang haben verfallen müssen, wenn nicht die Natur insofern Gerechtigkeit in der Verteilung ihrer Gaben hätte walten lassen, als sie Schweden in Bezug auf Reichtum an Holz sowie an vorzüglichen Eisenerzen einen gewissen Vorzug einräumte. Dieser Vorzug würde jedoch dem Lande wenig genutzt haben, wenn dessen Bewohner es nicht verstanden hätten, nach der vorgeschilderten Lehrzeit in höchst praktischer und selbständiger Weise sich diesen Vorzug zu nutze zu machen.

Die gewaltige Verbreitung und Anwendung des Eisens beruht nicht nur in der billigen Herstellung großer Mengen, wie z. B. die Eisenbahnen sie in ihren ausgedehnten Schienenwegen, in ihren mächtigen Brücken u. s. w. erfordern, sondern auch in der Möglichkeit, die Qualität des Eisens in so hohem Maße zu steigern, um aus demselben die härtesten Steinbohrer, die vorzüglichsten Klingen, die feinsten Uhrfedern verfertigen zu können. Welcher Gegensatz zwischen den Fabrikerzeugnissen eines und desselben Werkes; z. B. der auf Schwedens größtem Bessemerstahlwerk Sandviken hergestellten gewaltigen Platte von 102000 Pfund Gewicht[1]) und jenem feinen vor mir liegenden 11 cm langen und 8 cm breiten auf kaltem Wege in Sandviken gefertigten nur einige Gramm wiegenden Uhrfeder-Stahlplättchen, dessen Dicke nur den 25ten Teil eines Millimeters beträgt.

Es bekundet den praktischen Sinn der Schweden, wenn sie, die Massendarstellung dem steinkohlenreichen England, Belgien und unseren Industriebezirken überlassend, sich vorzugsweise die Erzeugung von sogenanntem „Qualitätseisen" zur Aufgabe stellten und dieselbe bevorzugt durch die Reinheit der Erze und die Geschicklichkeit der Arbeiter, in eigenartiger Weise entwickelten. Hierbei machte sich der Mangel an Steinkohlen nicht nur deswegen weniger fühlbar, weil das im Preise hoch stehende Qualitätseisen höhere Brennstoffkosten erträgt, sondern auch, weil das mit der Holzkohle erzeugte Eisen gegenüber Steinkohleneisen von besserer Beschaffenheit ist.

Da von Schwedens gesamter Fläche nicht weniger als $^2/_5$ (in Deutschland $^1/_4$) mit Wald bestanden sind, so besitzt Schweden um so mehr noch auf lange Zeit hinaus das zur Gewinnung der Holzkohlen notwendige Holz, als die Industrie auch die von Bauholz abfallenden Teile, Schwarten u. dgl., in vorteilhafter Weise für ihre Zwecke auszunutzen versteht. Von den rund 40 Millionen kbm, welche der schwedische Wald jährlich liefert, werden etwa drei bis vier Millionen ins Ausland verkauft, der übrige Teil von 36 bis 37 Millionen dagegen im eigenen Lande verwendet.

Das Verkohlen des Holzes geschieht im Walde in sogenannten Meilern (s. Abbildung S. 1049). Auf einem wohlgereinigten Platze werden um drei aufrecht stehenden Stämme, dem sog. „welschen Quandel" die Holzstämme von etwa 3 m Länge aufrecht stehend mit dem Stammende nach unten möglichst dicht gesetzt. Die „Haube" wird von dünnerem Holz gebildet, und der ganze Meiler endlich mit einer dichten Schicht von Rasen und Kohlenstaub bedeckt. Durch die von den drei Stämmen gebildete Oeffnung wird der Meiler angezündet. Während des „Schwitzens oder Bähens" verdampft das im Holz enthaltene mechanische Wasser. Ein dicker bräunlicher Rauch umlagert den Meiler. Mit dem Lichterwerden des Rauches tritt das „Treiben", die eigentliche Verkohlung oder die Ausscheidung des chemisch gebundenen, d. h. einen Bestandteil des Holzes ausmachenden Wassers ein. Dadurch, daß die zuerst im oberen Teile des Meilers gestoßenen Luftlöcher tiefer nach unten gezogen werden, nimmt die Verkohlung allmählich ihren Weg bis zum Fuße des Meilers. Während das Holz zu $^2/_5$ seines Gewichtes aus Kohlenstoff und zum übrigen Teil aus Wasser besteht, enthält die Holzkohle auf zehn Gewichtsteile acht bis neun Teile Kohlenstoff und nur ein bis zwei Teile Wasser. Obgleich im Meiler, um die zur Wasserverdampfung und Verkohlung notwendige Wärme zu erzeugen, etwa die Hälfte des im Holz enthaltenen Kohlenstoffs verbrennt, so kann doch deswegen die Holzkohle nicht durch Holz ersetzt werden, weil nur die Holzkohle ihres hohen Kohlenstoffgehaltes wegen jenen hohen Wärmegrad über 2000° C. erzeugt, wie er zur Schmelzung der Erze erforderlich ist. Das Verkohlen des Holzes wird meist von den Wald- und Gutsbesitzern im Accord den auf dem Eigentum ansässigen, sogenannten „Toryaren" übertragen, denen eine kleine Fläche des Gutes mit Wohnhaus und Stallung zur eigenen Bewirtschaftung übertragen ist, wofür dieselben zur Leistung einer gewissen Anzahl von Tagewerken verpflichtet sind. (Vgl. über diese und andere Verhältnisse: „Schweden, Land und Volk", von Egon Zöller, Lindau und Leipzig, W. Ludwigs Verlag.)

In höchst lebendiger Weise hat Schwedens großer genialer Dichter, Kulturforscher und Denker Erik Gustav Geijer, dessen Urahne im fünften Gliede Christopher Geijer 1620 von Nürnberg nach Schweden einwan-

[1]) Das Rohr der von der Kruppschen Fabrik kürzlich für die italienische Regierung gelieferten Kanone wiegt 251000 Pfund.

derte und dort vom großen Gustav Adolf zum Bergmeister ernannt wurde, das einsame, mit der Natur so eng verflochtene Köhlerleben in dem kleinen Gedicht „Der Köhlerknabe“ [1]) geschildert:

„Es sitzt der Vater beim Meiler im Wald,
Die Mutter spinnet am Herde,
Ich denke, ich werde nun auch bald ein Mann,
Mein Bräutchen ich küssen werde.
Es ist so finster weit, weit, tief im Walde.

Ich ging mit der Sonne frühzeitig von Haus,
Hell klingen am Morgen die Lieder,
Ich bringe dem Vater die Speise hinaus,
Nun sinkt bald der Abend hernieder.
Es ist so finster weit, weit, tief im Walde.

Mir ist nicht bang auf schmalem Weg
Im grünen, einsamen Walde;
Doch die Tannen, sie schauen so finster auf mich
Und Dunkel schattet die Halde.
Es ist so finster weit, weit, tief im Walde.“

Doch stets ängstlicher wird das Gemüt des Kleinen, Bären und gespensterhafte Geister erblickt die aufgeregte Phantasie. Atemlos sinkt das laufende Kind dem Vater ans Herz.

„Mein Sohn! ich saß hier manches Jahr,
Gott hörte mein Wünschen und Wollen,
Wer recht sein Vaterunser versteht,
Der füchtet nicht Teufel noch Trollen,
Und wär' es auch finster weit, weit, tief im Walde.“

Die Abfuhr der Holzkohlen zu den Hüttenwerken geschieht nur zur Winterszeit, wenn die weiten Schneeflächen und die erstarrten Spiegel der über ganz Schweden in großer Zahl zerstreuten Binnenseen die leichteste und kürzeste, auch dem Personenverkehr dienende Verbindung bieten. Einen eigentümlichen, poetischen Reiz gewährt es, in offenem Schlitten, in dicke Pelze gehüllt, mit mutigen, durch das beständige Knarren der Eisdecke angespornten Pferden namentlich bei der funkelnden Sternenpracht des nördlichen Himmels pfeilschnell über den glatten Spiegel der Seen dahinzueilen, ein Reiz, der durch die Gefahr nicht vermindert wird, welche die beim Zufrieren der Seen sich bildenden, mit einer trügerischen, schwachen Eisschicht bedeckten Risse und Sprünge (vråkar) bieten.

Auf den Hüttenwerken werden auf einer — wenn möglich an einen Bergabhang sich anschließenden — Holzfahrbahn die Holzkohlen in die Schuppen befördert, die aus Holzfachwand mit Bretterbekleidung bestehen (Abbildung S. 1062). In höchst praktischer und für Schweden durchaus eigentümlicher Weise benutzen mehrere Hüttenwerke (Dalkarlshyttan und Bångbro) die sonst unbenutzt verloren gehende Wärme des vom Hochofen abgelassenen Roheisens, der Schlacken und der verbrannten Gase, um die Holzkohle, die wie erwähnt noch über $^1/_{10}$ ihres Gewichtes Wasser enthält, zu trocknen. Hierdurch wird nicht nur eine nicht unbedeutende Brennstoffersparnis, sondern auch ein gleichmäßigerer Hochofengang und höhere Produktion erzielt, weswegen der Professor der berühmten steierischen Hütten- und Bergakademie zu Leoben, von Ehrenwerth, in seinem kürzlich erschienenen, vortrefflichen und gediegenen Werke „Das Eisenhüttenwesen Schwedens“ dieses zuerst vom Schweden Magnus Lindberg 1874 eingeführte Verfahren für den Holzkohlenhochofenbetrieb der Alpenländer dringend empfiehlt.

Für den Hochofenbetrieb werden nur Holzkohlen angewendet. Dagegen benutzt man zur Heizung der Martin Stahl- und Siemens Schweißöfen vielfach Gase, die in sogenannten Generatoren aus Holzabfällen (Sägespänen u. s. w.) oder auch aus Torf, dessen reiche Lager man erst seit 1840 ausbeutet. An den von Bahnen berührten Werken findet auch für Puddel- und Schweißöfen die englische Steinkohle Anwendung, wovon 1883 1 $^1/_3$ Millionen Kubikmeter eingeführt wurden, wohingegen die schwedischen Steinkohlenbergwerke nur $^1/_5$ Million Kubikmeter lieferten.

Während ein einziges Steinkohlenbergwerk in Deutschland und England für die größten industriellen Anlagen hinreichend Brennmaterial bietet, müssen die zum Betrieb eines Hochofens während einer „Campagne“ erforderlichen 13000 kbm Holzkohlen (gleich 20000 kbm Holz) schon von einer großen Waldfläche von mehreren Stunden Längen- und Breitenausdehnung angeliefert werden. Hieraus ist es erklärlich, daß die in erster Linie mit Holzkohlen (und Holz) arbeitende schwedische Eisenindustrie weder jene großen Anlagen, noch die Anhäufung vieler kleinen Anlagen an einem Punkte zuläßt, wie unsere und die englischen Industriebezirke. Mit wenigen Ausnahmen besitzen die schwedischen Hüttenwerke nur einen Hochofen, der durchschnittlich im Jahre 2210 Tonnen Roheisen liefert (1 Tonne gleich 20 Centner).

Wegen der leichteren Zugänglichkeit zur Winterszeit sind die schwedischen Eisenhüttenwerke sehr oft an den auch von den Bahnen berührten Binnenseen (wie z. B. das S. 1051 abgebildete Sandviken am Storsjön) oder an größeren Wasserläufen angelegt. Durch die zerstreute Lage der Werke können dieselben in ausgedehntem Maße die Schweden so reichlich zur Verfügung stehenden Wasserkräfte ausnutzen. So stehen Schwedens größtem Eisenhüttenwerke Domnarfvet über 5000 Pferdekräfte des Dalelfven zu Gebot. Da Schweden sich eines recht gut angelegten und im Verhältnis zur Bevölkerung nächst Amerika des dichtesten Bahnnetzes erfreut, so wird dadurch der Nachteil der vereinzelten Lage der Werke möglichst beseitigt, während andererseits die schwedische Industrie infolge ihrer Verteilung in kleinere Anlagen sich in höherem Maße der Natur, den örtlichen Verhältnissen, überhaupt dem gesamten Leben einfügt, als wie dieses bei unseren übervölkerten Industriebezirken möglich ist. Die Werke sorgen nicht nur durch Krankenkassen — wie z. B. das Bessemerwerk Sandviken — sondern auch durch Errichtung billiger Wohnhäuser, wie uns ein solches die Abbildung S. 1050 vor Augen führt, für ihre Arbeiter. So wohnen die Arbeiter des vorgenannten Werkes, die mit ihren Familien über 2000 Köpfe ausmachen, frei in 71, jeder Familie besonderen Eingang mit Vorgarten gewährenden Häusern, die zu einem Werte

[1]) Aus der Reclamschen Universalbibliothek, Band 352: Geijers Gedichte Seite 41.



Kohlenmeiler (S. 1046).

der Hüttenwerke, welches sich vom Wener See durch die Provinzen Nerike, Wermland, Westmanland, Upland, Gestrikland und Dalekarlien (dalarne = die Thäler) zum Bottnischen Meerbusen erstreckt. Dagegen sind zum Aufschluß der gewaltigen Erzlager im hohen Norden erst Bahnanlagen projektiert. Um eine Vorstellung von dem Reichtum dieser Lager zu geben, sei erwähnt, daß der berühmte Eisenberg Kirrunavara ein 230 m mächtiges Lager über dem Niveau der Gegend enthält und aus demselben nach der Angabe des Professors Nordenström in seinem interessanten Werke: „L'industrie minière de la Suède" nicht weniger als 230 Millionen Tonnen Erze im Tagebau gewonnen werden können.

Die schwedischen Erze liegen mit einer einzigen Ausnahme in dem hauptsächlich aus Gneis gebildeten Urgebirge, auf welchen sofort die verhältnismäßig jungen Schichten des Alluviums folgen, so daß die (auch die Steinkohle enthaltenden) Zwischenformationen fast gänzlich fehlen. Die schwedischen Eisenerze bestehen zu drei Viertel aus Magneteisenstein, zu einem Viertel aus Roteisenstein, beide eine Verbindung von Eisen mit Sauerstoff, jedoch dadurch unterschieden, daß erstere auf dieselbe Menge von Sauerstoff eine größere Menge von Eisen enthält und dadurch eine größere Ausbeute liefert. Außerdem gewinnt man

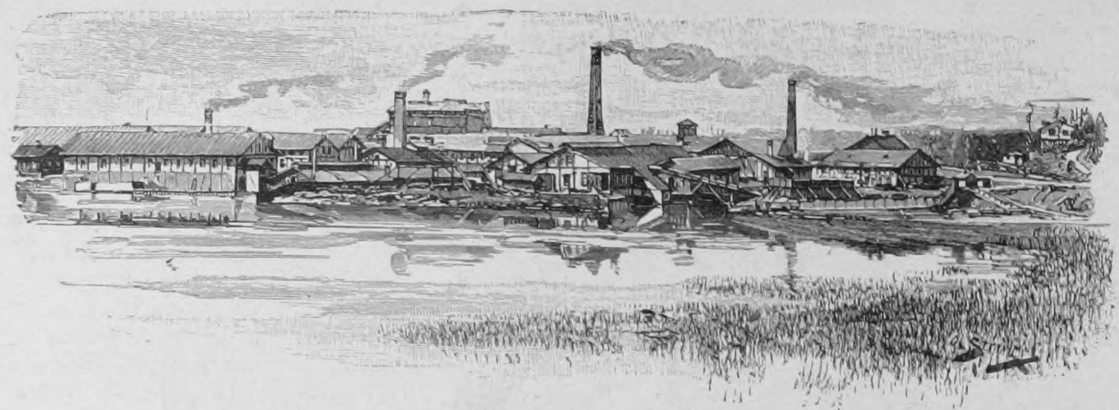
von über 1/2 Million Mark versichert sind. Durch die Verteilung der Arbeiter über ein größeres Gebiet können dieselben neben ihrer industriellen Beschäftigung noch Ackerbau treiben, wie denn auch die meisten schwedischen Arbeiter eine Ackerfläche als Eigentum oder in Pacht mit freiem Benutzungsrecht besitzen. Da die Holzkohlenhochöfen gewöhnlich nur während der Holzkohlenanfuhrzeit vom Herbst bis Sommeranfang in Betrieb sind, so lassen dieselben gerade den Sommer zur Pflege der Landwirtschaft frei. Diese Verhältnisse wirken in hohem Maße fördernd auf die Sparsamkeit, den Fleiß und die Ansässigkeit der Arbeiterbevölkerung ein. Auf dem vorgenannten Sandviken erhielten im Jahre 1883 nicht weniger als 14 Arbeiter und Bedienstete für eine 15—29jährige treue Führung die silberne Medaille. Wenn Schweden sich in Bezug auf Kapitalisten nicht mit dem Auslande messen kann, wie denn auch viele Anlagen mit fremdem Kapital (wie z. B. die später zu erwähnende Schiffhyttan-Molnebo Aktie-Bolag [Aktiengesellschaft] mit deutschem Gelde) gegründet sind, so erfreut sich andererseits Schweden eines ziemlich gleichmäßig verteilten Wohlstandes und eines Gleichgewichts der Verhältnisse, in welchem die beste Bürgschaft für eine fernere gedeihliche Entwickelung des Landes liegt.

Während die deutsche Industrie sich in den Steinkohlengebieten konzentrierte, konnte die schwedische Eisenindustrie sich um so mehr in den weiteren Gebieten des Eisenerzbergbaues ansiedeln und in denselben verbleiben, als diese Gebiete durch ihren Waldreichtum gleichzeitig die Holzkohle ohne weiten Transport liefern. Während das südliche, ebene und wälderarme Schweden vorzugsweise den Ackerbau pflegt, beginnt mit den das mittlere Schweden durchziehenden großen Seen das wälder-, berg- und flußreiche Gebiet des Bergbaus und



Arbeiterwohnhaus (S. 1048).

noch Sumpf- und Seeerze in unbedeutenden Mengen. Die Erze finden sich jedoch in der Natur nicht rein, sondern stets mehr oder weniger mit der „Gangart" gemischt, deren Bestandteile beim Schmelzen in ge-



Das Bessemerwerk Sandviken (S. 1048).

wisser Menge an das Eisen übergehen und dessen Güte beeinflussen. Von diesen Bestandteilen wirken nur wenige günstig auf die Qualität des Eisens; am schädlichsten sind Phosphor und Schwefel, weil dieselben schon in geringen Beimengungen Brüchigkeit des Eisens zur Folge haben.

Die Vorzüglichkeit der schwedischen Erze beruht auf deren außerordentlich geringem Phosphorgehalt. Die berühmten Erze von Dannemora enthalten auf 100000 Teile nur zwei bis drei Teile Phosphor. Während z. B. nach von Ehrenwerth in Oesterreich Roheisen mit 0,0004 bis 0,0005 Phosphor zu Qualitätseisen mit großer Befriedigung verwendet wird, zählt Schweden solches Eisen zu dem minderwertigen. Wohl besitzen die schwedischen Erze einen verhältnismäßig bedeutenden Schwefelgehalt, jedoch versteht man es, denselben durch Rösten der Erze in den von E. Westman 1851 zuerst ausgeführten Oefen bis auf ein Minimum zu vermindern und dadurch diesen Nachteil zu beseitigen.

Abgesehen von den erwähnten Erzlagern des nördlichen Schwedens und dem Taberg in Småland liegen die in Ausbeute begriffenen Erzlager des mittleren Schwedens sämtlich unter dem Niveau der Gegend. Auch in den seit dem Mittelalter betriebenen Bergwerken dringt der Eisensteinbergbau nicht über 100 bis 200 m in das Erdinnere. Die größte Tiefe erreicht die Grube Dalkarlsberg mit 232 m. Dagegen werden die berühmten Kupferbergwerke von Falun bis 356 m, jene von Atvidaberg sogar bis 409 m Tiefe ausgebeutet.

Die einzelnen Eisenerzgänge haben eine Mächtigkeit von 12 bis 30 m und erstrecken sich meist in der Richtung von Norden nach Süden auf eine Länge, die (einschließlich der tauben Gänge) beim größten Bergwerk des mittleren Schwedens, Norberg, 9 km, gewöhnlich mehrere Kilometer beträgt.

Das Bohren der Bohrlöcher, das Sprengen und Brechen der Erze in den Minen geschieht fast immer im Accord. Außer einem Verdienst von 1½ bis 3 Mark genießt der Bergmann meist noch freie Wohnung und Heizung. Zum Bohren wendet man seit 25 Jahren Werkzeuge von bestem Stahl an, wodurch die Leistung des einzelnen Arbeiters ungefähr auf das Doppelte gestiegen ist. Das früher als Sprengstoff benutzte Pulver ist seit 15 Jahren durch das viel heftiger wirkende, vom Schweden Nobel erfundene Nitroglycerin, sowie durch Dynamit, Petralit, Sebastin u. s. w. ersetzt worden.

Die Erze werden gewöhnlich in senkrechten Schichten in Kübeln von 160 bis 210 l Inhalt vermittelst über Seilscheiben laufender Drahtseile zu Tage gefördert. Zum Betrieb dieser Scheiben verwendet man meist die durch Turbinen oder Wasserräder ausgenutzte Wasserkraft und nur in seltenen Fällen Dampfkraft. Von dem Inneren der Minen zu den Förderschächten gelangt das Erz in kleinen, auf Schienen laufenden Wagen. Ebenso schließen sich an der Tagausmündung dieser Förderschächte Gleisbahnen S. 1054 und 1057) zum Transport des Erzes zu den Lager- und Verladeplätzen an. Während uns die untere Abbildung S. 1058 in das 120 m unter der Erdoberfläche liegende Innere der obengenannten Schiffhyttan-Molnebo-Aktiengesellschaft teilweise zugehörigen Grube Gräsberg führt, zeigt uns die obere Abbildung die Ausmündung eines Förderschachtes mit den zur Hebung der Erze notwendigen Vorrichtungen, sowie die an den Schacht sich anschließende Transportbahn der derselben Gesellschaft zugehörigen Grube Svartberg (S. 1058), welche bis zu 57 m Tiefe ausgebeutet wird und das an Mangan reichste, für die Herstellung von Bessemerstahl vorzüglich geeignete Erz Schwedens liefert.

Von dem mit hohen, mächtigen Tannen und Erlen bestandenen Svartberg bietet sich uns ein herrliches für Schweden charakteristisches Bild über einen Teil der an Naturschönheiten so reichen Provinz Dalekarlien. Ueber den vor uns liegenden Tannenwald hinweg eilt der Blick über waldbedeckte Höhen, zwischen welchen in hellem Sonnenlicht eine Anzahl Binnenseen glitzern, deren kleine malerische Buchten mit weißstämmigen, ihre leichtbelaubten Zweige bis in den Wasserspiegel tauchenden Birken umstanden sind. Umgeben von Ackerfeldern lugen hier und da die freundlichen, ganz aus Holz erbauten Bauernhäuser hervor, während eine Anzahl Oeffnungen nicht mehr im Betrieb befindlicher Schächte das hohe Alter des schwedischen Bergbaus bekunden. Auch die große, an einem dem See Schiffen entströmenden Wasserlaufe gelegene Eisenhütte Schiffhyttan (Abbildung S. 1056)

fügt sich, ohne den malerischen Reiz zu stören, in dieses Bild ein.

Ehe die Erze in den Hochofen gelangen, werden dieselben, wie schon erwähnt, geröstet und alsdann in einem Quetschwerk in haselnußgroße Stücke zerkleinert. Entweder in kleinen, auf Schienen laufenden Wagen auf geneigten Ebenen oder vermittelst senkrechter Aufzüge werden Erze und Kohlen zur oberen Mündung des Hochofens, der „Gicht" (Abbildung S. 1059), gehoben, wo das Erz gewogen und alsdann lagerweise abwechselnd mit Holzkohlen gleichmäßig in die Oeffnung des Hochofens geschüttet wird. Ein solches Lager nennt man eine „Gicht", deren gewöhnlich in 24 Stunden 50 bis 60 aufgegeben werden und deren jede 1 bis 1½ kbm Holzkohlen und 7 bis 10 Centner Erze umfaßt.

Das Innere des Hochofens bildet einen senkrechten Schacht, der namentlich im unteren Teile, dem sogenannten „Gestell", wo die intensivste Hitze herrscht, aus dem feuerfestesten Material gefertigt ist. Die schwedischen Hochöfen zeichnen sich durch eine große Höhe von 13 bis 16½ m aus. Während einer Campagne, die bei den Holzkohlenhochöfen Schwedens etwa sechs bis acht Monate, bei den Kokshochöfen doch mehrere Jahre dauert, haben die Hochöfen einen ununterbrochenen Betrieb, so daß in dem Maße, wie die Erze und Kohlenschichten niedersinken, stets neue Schichten aufgeschüttet werden. Im weiteren Niedergang gelangen die Erze in eine sich stetig steigernde Temperatur, durch welche allmählich die Umwandelung des Erzes in flüssiges Roheisen bewirkt wird.

Im oberen Teile des Hochofens werden bei einer Temperatur von 400 bis 1000° die, wie erwähnt, aus einer Verbindung von Eisen und Sauerstoff bestehenden Erze reduziert, d. h. der Sauerstoff trennt sich vom Eisen und verbindet sich mit den aus der Verbrennung der Holzkohle entstandenen Kohlenoxydgasen zu Kohlensäure. Inzwischen sind die Schichten bis zum mittleren, weitesten Teile des Hochofens, der sogenannten „Rast", angelangt; der Ofen verengt sich, die Hitze steigert sich bis zu 1600° und bewirkt eine chemische Verbindung von Eisen mit Kohlenstoff bis zu 4 oder 5% des letzteren, oder die Bildung von Roheisen. Hiermit würde der Prozeß vollendet sein, wenn nicht die den Erzen stets beigemengte, bis dahin ungeschmolzen gebliebene Gangart, die den Ofen bald füllen und den Betrieb stören würde, noch in ein flüssiges Produkt, die Schlacke, verwandelt werden müßte, welche aus einer Verbindung von Kieselsäure (Quarz) mit einer Base (Kalk, Thon, Talkerde 2c.) besteht. Da die Erze nur in den seltensten Fällen die zur Schlackenbildung notwendige Säure und Base besitzen, so muß man denselben den fehlenden Stoff, den sogenannten „Zuschlag" zusetzen. Die meist mit Quarz vermengten schwedischen Erze erfordern einen basischen Zuschlag, wie Kalkstein, Dolomit u. dergl.

Die zur Schlackenbildung notwendige intensive Hitze im unteren Hochofenteile wird dadurch erzeugt, daß in denselben von verschiedenen Seiten gepreßter Wind eingeblasen wird, welcher behufs Brennmaterialersparnis in Schweden meist bis zu einer Temperatur von 150 bis 200°, in England u. a. O. bis zu 400° vorgewärmt wird und zwar durch Verbrennung der vom Hochofen abziehenden nur teilweise verbrannten Gase in den Wind-Erhitzungsapparaten. Alle 4 bis 6 Stunden wird aus dem untersten Teile des Hochofens das flüssige Roheisen abgelassen. Gewöhnlich läßt man das Roheisen in Formen erkalten und erstarren. Nur beim Bessemerprozeß wird dasselbe sofort in flüssigem Zustand weiter verwandt. 100 Centner Erze ergeben je nach ihrem Eisengehalt 30 bis 70, im Durchschnitt etwa 50 Centner Roheisen. Aus der auf dem Roheisen schwimmenden und vor dessen Abstich abgelassenen Schlacke gießt man in Schweden meist Ziegel, die als Pflaster- und Bausteine Anwendung finden.



Erzförderung (S. 1052).

Den Kernschacht des Hochofens umgibt zunächst ein mit einem schlechten Wärmeleiter ausgefüllter Raum, der weiter von dem sogenannten „Rauhgemäuer" umschlossen wird, welches nur an der Vorderseite, der „Ofenbrust", wo Schlacken und Roheisen abgelassen werden, sowie an den Eintrittsstellen der Winddüsen durch Gewölbe durchbrochen wird, wie dieses die Abbildung (S. 1064) veranschaulicht. Die zu einem Hochofenbetrieb erforderlichen Anlagen — Hochofen, Röstöfen, Quetschwerke, Wind-Erhitzungsapparat u. s. w. — werden häufig in einem einzigen zusammenhängenden Gebäude vereinigt, wie z. B. auf dem oben erwähnten Hüttenwerk Schisshyttan (siehe S. 1056), während getrennt, auf der gegenüberliegenden Thalseite sich das Direktorialgebäude (S. 1055) erhebt. Ueber der Eingangsthür des letzteren schaut uns der Kopf eines vor mehreren Jahren bei Schisshyttan erlegten Elentiers so lebendig an, als ob es jeden Augen-



Hüttenwerk Schisshyttan (S. 1052).

Direktorialgebäude (S. 1054).

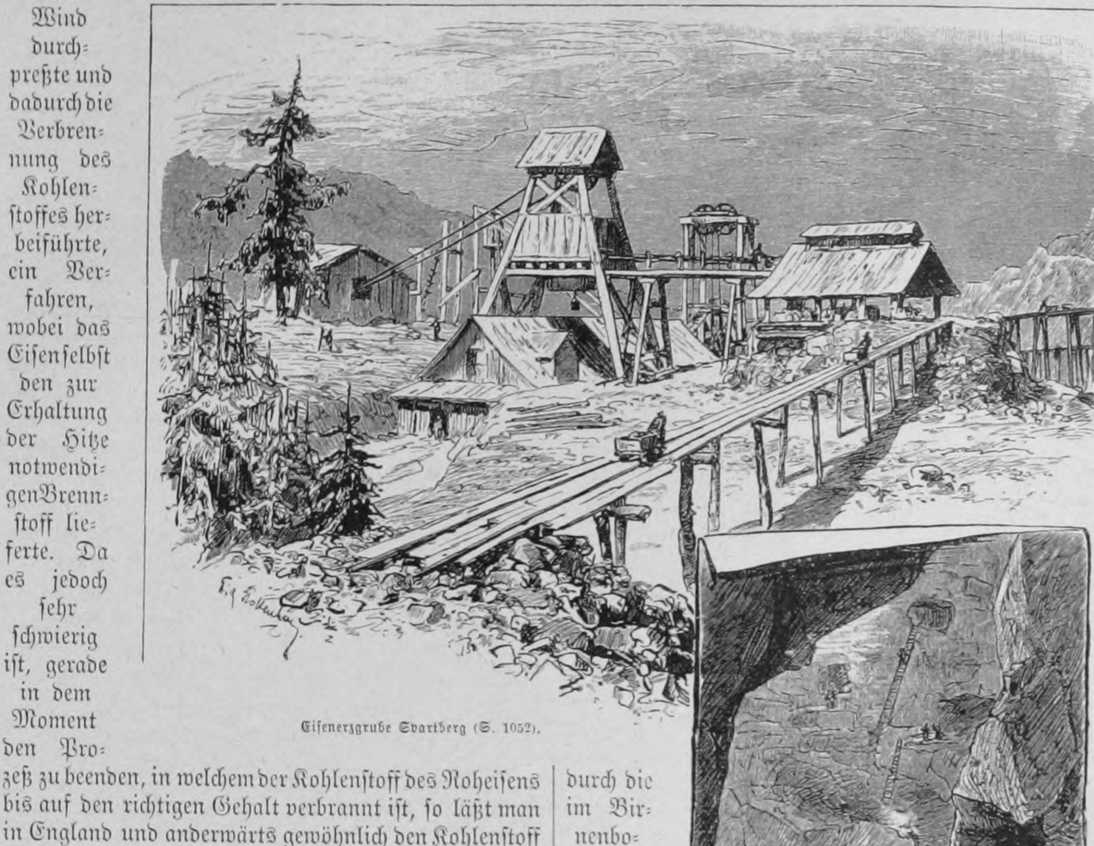
Dannemora nach der alten Wallonenmethode, sonst durchweg nach der 1833 eingeführten Lancashiremethode bewirkt wird. Letzteres Verfahren haben die schwedischen Eisenhüttenbesitzer, unterstützt durch die ihnen vom königlichen Jern-Contor zeitweise zugewiesenen vorzüglich ausgebildeten Frischmeister zu einer solchen Vollkommenheit ausgebildet, daß man nach von Ehrenwerth gegenüber den Alpenländern dieselbe Schmiedeeisenmenge mit der Hälfte Brennstoff gewinnt. Das Dannemoraeisen wird sämtlich nach England zur Herstellung des weltberühmten englischen Gußstahls verkauft, dessen Güte auf der vortrefflichen Beschaffenheit des Dannemoraeisens beruht. Das Schmiedeeisen wird zu Band-, Draht-, Stab- und Nageleisen weiter verarbeitet. Von der Jahresproduktion von rund ¼ Million Tonnen werden drei Viertel ausgeführt.

Da jedoch nicht das Schmiedeeisen, sondern der Stahl die vorzüglichsten Eisenwaren bietet, so würde die schwedische Eisenindustrie ohne besondere Pflege der Stahldarstellung ihre Höhe nicht behaupten können. Wenn auch die Stahlfabrikation in größerem Maßstabe langsam in Schweden Eingang fand, so hat dieselbe andererseits sehr rasch und zwar von 1877 bis 1883 um das Dreifache, bis auf 66000 Tonnen zugenommen.

Zur Gewinnung von Stahl — Flußstahl und Flußeisen — wendet man hauptsächlich das Bessemerverfahren an. Da hinsichtlich des Kohlenstoffgehaltes der Stahl in der Mitte zwischen Roheisen und Schmiedeeisen steht, so kann Stahl entweder aus Roheisen durch Verbrennung eines Teiles des Kohlenstoffes oder aus Schmiedeeisen durch Zuführung von Kohlenstoff, durch das sogenannte „Cementieren“ erhalten werden. Die große epochemachende Erfindung Henry Bessemers im Jahre 1855 bestand darin, daß er in der sogenannten „Birne“ (S. 1061) durch flüssiges Roheisen unter einem hohen Druck

blick zu unserer Begrüßung hervorspringen wollte. Auf langen Schneeschuhen pfeilschnell über die knarrenden, von dunklen Tannenwäldern umrahmten Eisflächen dahineilend, erjagt der Nordländer — wie Finnlands großer Dichter Runeberg dieses so meisterhaft schildert — dieses stolze, prächtige Tier, das sich, dank der eingeführten Schonzeit, in den letzten Jahren wieder vermehrt und verbreitet hat.

Da das durch den Hochofenprozeß gewonnene Roheisen wohl leicht flüssig, aber spröde und nicht streckbar ist, so würde das Eisen in unserem wirtschaftlichen Leben niemals zu jener Bedeutung gelangt sein, wenn nicht das Roheisen weiter zu Schmiedeeisen und Stahl verarbeitet würde, jenen Eisensorten, aus denen sich ihrer außerordentlichen Dehnbarkeit, Zähigkeit und Härte wegen die größten, schwersten Platten ebensogut wie jene große Zahl eiserner Geräte und Werkzeuge fertigen lassen, wie sie jedem Gewerbe, jedem Handwerk, ja jedem Haushalt unentbehrlich geworden sind. Da das Schmiedeeisen sich vom Roheisen nur durch den weit geringeren Kohlenstoffgehalt unterscheidet, so beruht die Umwandlung des Roheisens in Schmiedeeisen auf der Verbrennung des im Roheisen enthaltenen Kohlenstoffes, dem sogenannten „Frischen“, welches in Schweden in Herdfeuern und zwar in



Eisenerzgrube Svartberg (S. 1052).

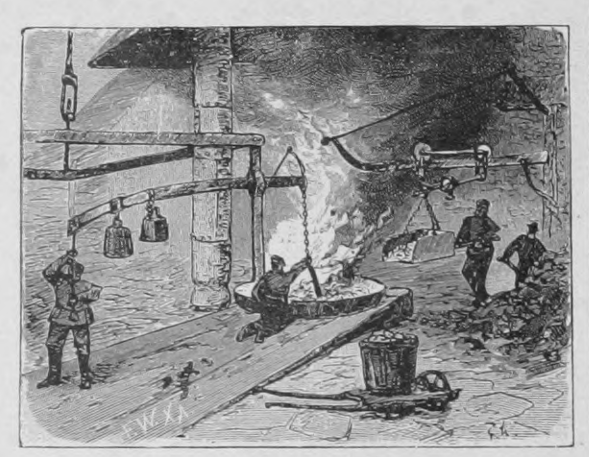
Inneres der Erzgrube Gräsberg (S. 1052).

Wind durchpreßte und dadurch die Verbrennung des Kohlenstoffes herbeiführte, ein Verfahren, wobei das Eisen selbst den zur Erhaltung der Hitze notwendigen Brennstoff lieferte. Da es jedoch sehr schwierig ist, gerade in dem Moment den Prozeß zu beenden, in welchem der Kohlenstoff des Roheisens bis auf den richtigen Gehalt verbrannt ist, so läßt man in England und anderwärts gewöhnlich den Kohlenstoff ziemlich vollständig verbrennen und setzt alsdann stark kohlenstoffhaltiges Roheisen zu, durch dessen Mischung mit dem zu weit entkohlten Eisen eine Rückkohlung und damit die Bildung der gewünschten Eisensorte eintritt, die bei höherem Kohlenstoffgehalt härter und spröder (Flußstahl), bei geringerem Kohlenstoffgehalt weicher (Flußeisen) ist. Der schwedische Bessemerprozeß unterscheidet sich insofern von dem vorbeschriebenen, als man die gewünschte Eisensorte direkt auf dem Wege der Entkohlung (ohne Rückkohlung) herstellt.

Sehr verdient um die mit vielen Schwierigkeiten und mühsamen Versuchen verbundene Einführung und Ausbildung des Bessemerverfahrens in Schweden ist der Konsul G. F. Göranson, der Gründer und Hauptbesitzer des S. 1051 abgebildeten Sandviken, unter den schwedischen Bessemerwerken die größte Anlage mit einer Jahresproduktion von 10 000 Tonnen. Schon den 10. November 1857 führte Göranson das Bessemerverfahren auf dem kleinen Werke Edske ein, welches uns die Abbildung S. 1064 in seiner damaligen, für kleinere Werke charakteristischen Gestalt zeigt.

In Sandviken, wie auch in den anderen Bessemerwerken, wird das Roheisen aus dem Hochofen in flüssigem Zustand mittels Pfanne in die aus feuerfestem Material gefertigten, um zwei Mittelzapfen drehbaren, etwa $1\frac{1}{2}$ m weiten, 2 bis 3 m hohen Gefäße (der schon erwähnten Birne), eingelassen, worauf die unter der Birne mündende Windrohrleitung geöffnet wird und der stark gepreßte Wind durch die im Birnenboden befindlichen Oeffnungen eindringend das Roheisen von unten nach oben durchströmt. Der Prozeß, bei dem nicht nur der Kohlenstoff, sondern auch das Silicium des Roheisens, letzteres zu Kieselsäure verbrannt oder oxydiert wird, nimmt in England 15 bis 20 Minuten, in Schweden nur 5 bis 8 Minuten Zeit in Anspruch. Die einzelnen Stadien des Prozesses sind an der Farbe der aus der Birne austretenden Flamme, die durch ein Spektroskop untersucht wird, sowie an dem in der Koch- oder Eruptionsperiode auftretenden Aufschäumen der Masse erkennbar. Während in den großen Birnen, wie sie eine solche die Abbildung S. 1061 während des Prozesses vor Augen führt, in einer Charge 60 bis 80 Centner Roheisen in Stahl verwandelt werden, arbeitet das Bessemerwerk Avesta mit kleinen Chargen von 4 bis 16 Centner Gewicht, ein Verfahren, welches durch seine Billigkeit mit Recht die Aufmerksamkeit der industriellen Welt auf sich gezogen hat. Sandviken fertigt nur Stahl von vorzüglicher Beschaffenheit, der zur Verfertigung von Klingen, Sensen, Rasiermessern u. dergl. verwendet wird und wegen seiner Güte und Billigkeit nicht nur in England sondern auch in Deutschland, Frankreich

und sogar in Tirol Absatz findet. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Anlagen, in denen Schmiedeeisen und Stahl weiter verarbeitet werden — Walzwerke, mechanische Werkstätten u. s. w. — sich nicht



Auf der Gicht (S. 1053).

in dem Maße wie die vorbeschriebenen Anlagen von den deutschen und englischen unterscheiden. Wir können dieselben hier um so mehr übergehen, als diese Anlagen mit Ausnahme einiger wenigen eine hervorragende Bedeutung nicht haben, wie denn auch Schweden den Bedarf an fertigen Eisen- und Stahlwaren im eigenen Lande nicht deckt und jährlich für mehrere Millionen Mark dieser Waren mehr ein- als ausführt.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die Entwickelung der schwedischen Eisenindustrie in den letzten 50 Jahren, so muß man anerkennen, daß das an Kopfzahl kleine Volk es meisterhaft verstanden hat, gewisse dem Lande von der Natur gewährte Vorzüge, vor allem die Reinheit der Erze, den Reichtum an Waldungen, die mächtige Betriebskraft der Flüsse in höchst praktischer Weise zu einer selbständigen eigentümlichen Entwickelung der Eisenindustrie auszunutzen. Ohne der Qualität — der Lebensader der schwedischen Eisenindustrie — Abbruch zu thun und ohne den zur Produktionssteigerung wesentlichen Faktor, die Steinkohle, zu besitzen, haben die schwedischen Eisenhüttenbesitzer es verstanden, durch eine möglichst hohe Vervollkommnung der Eisenhüttentechnik die Produktion an Schmiedeeisen und dementsprechend auch die Förderung an Erzen in den letzten 50 Jahren auf das Vierfache und die Stahlproduktion allein im letzten Jahrzehnt von 15 auf 66 000 Tonnen zu steigern, sowie in gleichem oder nahezu gleichem Maße den Absatz ins Ausland zu vermehren, obgleich die vom Weltmarkt entfernte Lage des Landes und die lange Unterbrechung der Schiffahrt zur Winterszeit den Absatz erschweren. Auch die Ausbildung der Technik in der Verhüttung minderwertiger z. B. phosphorhaltiger Erze durch das Thomas-Gilchristsche Verfahren, womit der Vorzug, den Schweden in der Reinheit seiner Erze besitzt, vermindert wird, hat die Stellung Schwedens auf dem Eisenmarkt nicht zu erschüttern vermocht, wenn auch Schweden von der in der Eisenindustrie herrschenden Krise keineswegs unberührt geblieben ist.

Naturgemäß wird die schwedische Industrie weiter dahin streben müssen, die früher exportierten Halbwaren im eigenen Lande zu möglichst fertiger Ware von vorzüglicher Beschaffenheit zu verarbeiten und letztere auf dem Weltmarkt abzusetzen. Schweden wird um so mehr diesen Weg einschlagen, als das hohe wirtschaftliche Leben des Landes doch in letzter Linie auf dem praktischen, gesunden Sinn, dem Fleiß, der Tüchtigkeit und der allgemeinen Bildung seines Volkes, sowie auf dessen besonderer Beanlagung für alle technischen Fertigkeiten beruht. Nach Deutschland und der Schweiz besitzt Schweden im Verhältnis zur Bevölkerung die größte Anzahl von Volksschulen, neben denen noch höhere Volks- und Bauernhochschulen sich die weitere Ausbildung des Volks zur Aufgabe stellen. Für die Entwickelung der technischen Anlagen sorgt Schweden in sehr guter Weise durch Handwerker-, Sonntags-, Abend- und niedere technische Schulen.

Möge der kurze Aufsatz einiges Interesse für ein stammverwandtes Land erwecken, das nicht nur im wirtschaftlichen, sondern auch im geistigen Leben seit den Zeiten der Hansa und der Reformation in so enger Beziehung zu uns gestanden hat und noch steht.

Der Prozeß van der Smissen.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen. XXXII.)

Der Prozeß van der Smissen, welcher die belgische Presse Wochen hindurch beschäftigte, hat auch außerhalb Belgiens überall lebhafte Aufmerksamkeit erregt. Nicht wenigen Aerzten ist es aufgefallen, daß der sonstigen Praxis französischer Gerichtshöfe entgegen die Frage der Zurechnungsfähigkeit von keiner Seite aufgeworfen worden ist, obwohl unzweifelhaft der Angeklagte sich in einem Geisteszustand befand, den man als denjenigen erheblich verminderter Klarheit seines Bewußtseins bezeichnen darf. Daß ein gewandter, sachkundiger Advokat gewissermaßen unter den Augen des Publikums eine That begeht, wegen welcher er entdeckt werden mußte, erscheint unbegreiflich, sobald man bedenkt, daß nach seinen Lebensgewohnheiten ein mehrjähriger Aufenthalt im belgischen Zellengefängnisse ihm schlimmer erscheinen mußte als die Pistolenkugel, die er sich selbst ersparte. In Wirklichkeit ist denn auch van der Smissen wegen Erschießung seiner Ehegattin zu einer Zuchthausstrafe von 15 Jahren verurteilt worden. Beinahe konnte man auch vermuten, daß der nunmehr verurteilte Ehegatte, nachdem die öffentliche Meinung der belgischen Hauptstadt ihn beschuldigt hatte, mit seiner Gattin nach vorangegangenen Zwistigkeiten sich versöhnt zu haben, um

daneben nur zum Schein einen Ehescheidungsprozeß zu betreiben, geglaubt habe, durch Niederschießung seiner Gemahlin eben dieser öffentlichen Meinung ein Opfer darzubringen, dessen Anerkennung in einer glanzvollen Freisprechung hervortreten würde. Andererseits ist erwiesen, daß der Angeklagte sich im Zustande höchster Aufregung vor der That befunden hatte und mehrere Tage lang die übliche Nahrung sich versagte. So finden wir denn in dem beklagenswerten Vorgange ein Bild, angesichts dessen es sich deutlich zeigt, daß die rechtlichen Unterscheidungsmerkmale von Mord als einer mit Ueberlegung ausgeführten Tötung und von sogenanntem Totschlag als einer ohne Ueberlegung ausgeführten Tötung keineswegs jene Gegensätze der Verschuldung darstellen, an die die Gesetzgebung den Eintritt der Todesstrafe knüpft. Obgleich van der Smissen selbst nicht leugnete, mit Ueberlegung und Vorsatz seine Frau getötet zu haben, haben die Geschworenen doch diese den Mordbegriff bedingende Qualifikation der Ueberlegung ausgeschlossen, weil unmöglich verkannt werden konnte, daß der Angeklagte von einem Zustand hochgradiger Aufregung in noch höherem Maße beherrscht war, als von den Berechnungen verständiger Ueberlegung aller seine That begleitenden Konsequenzen. Will man die vorsätzlichen Tötungen auf Grund psychologischer Merkmale klassifizieren, wie dies v. Holtzendorff in seiner Schrift über „Die Psychologie des Mordes" gethan hat, so zeigt sich, daß nicht zwei Hauptgruppen, wie vom deutschen Strafgesetzbuch geschieht, sondern drei unterschieden werden müssen, nämlich:

1) Vorsätzliche Tötungen ohne Mitwirkung von Leidenschaften oder Affekten, gleichsam kaltblütige Tötungen.

2) Tötungen im Affekte, bei denen es an jeglicher Ueberlegung gefehlt hat und endlich

Bessemer-Stahlwerk; Birne (S. 1056 und 1058).

3) Vorsätzliche Tötungen in einem Seelenzustande, welcher als eine Mischung von Affekten und verständiger Ueberlegung erscheint.

Gerade diese dritte Gruppe dürfte im wirklichen

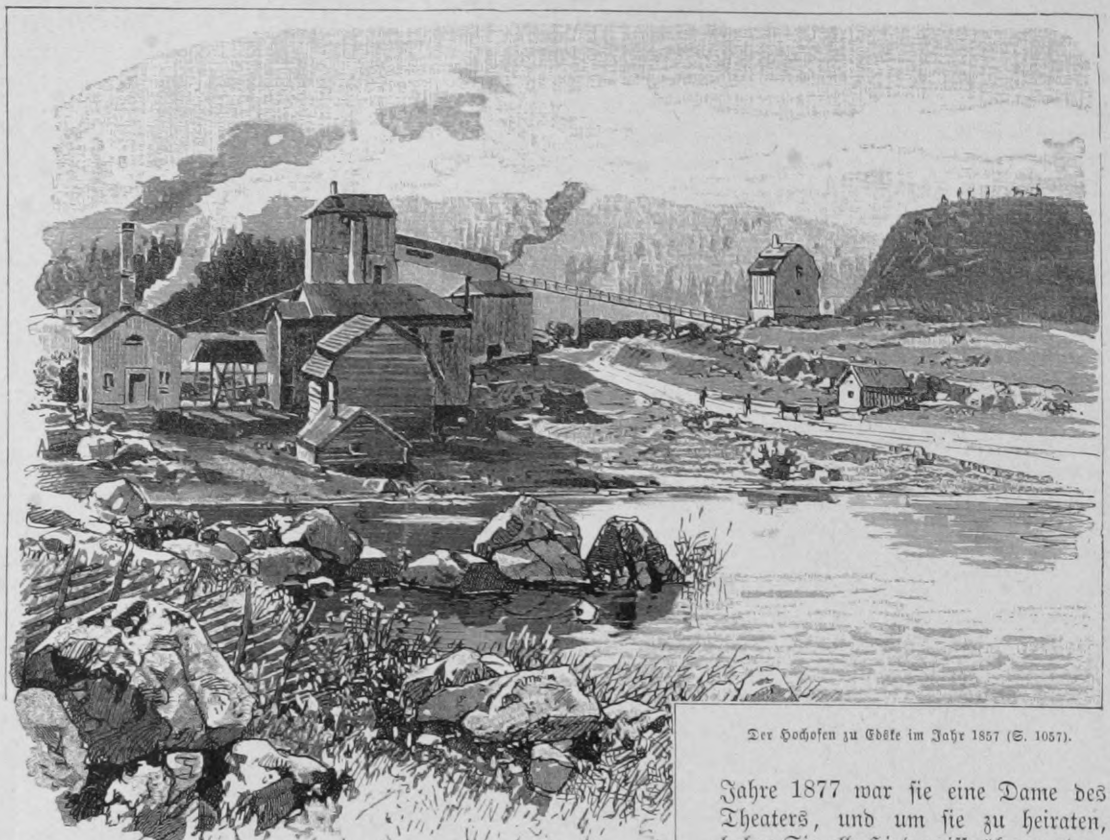


Holzkohlenschuppen (S. 1047).

Leben die häufigst vorkommende sein. Die Uebergänge zwischen Ueberlegung und Affekten können sich in einem verschiedenen Tempo und auch in verschiedener Reihenfolge vollziehen. Es ist möglich, daß ein Mörder, der alle Umstände der That im voraus aufs sorgfältigste erwogen hat, während der Ausführung seiner Mordhandlung in Erregung gesetzt wird, und umgekehrt ist auch öfters beobachtet worden, daß Totschläger, die im Zustande höchster Leidenschaft handelten, sobald ihre That vollbracht ist, sich beruhigten. Letztere Wahrnehmung war auch bei Smissen zu konstatieren. Nachdem er seine Frau durch vier Revolverschüsse tödlich verletzt hatte, geriet seine vorher heftig bewegte Seele in einen Zustand unbeweglicher Ruhe. Man sah, daß die Spannung der Affekte nachließ mit der Erfüllung eines Zweckes, der den Thäter tagelang beschäftigt hatte.

Abgesehen von den psychologischen Momenten ist der Prozeß van der Smissen auch geeignet, den Unterschied zu veranschaulichen, der zwischen den Prozeßüberlieferungen der Franzosen und der Deutschen besteht. Die Art der Beredsamkeit, welche der belgische Generaladvokat von Maldeghem entfaltete, dürfte in Deutschland zu den juristischen Unmöglichkeiten gerechnet werden. Hier eine Probe des staatsanwaltschaftlichen Vortrages:

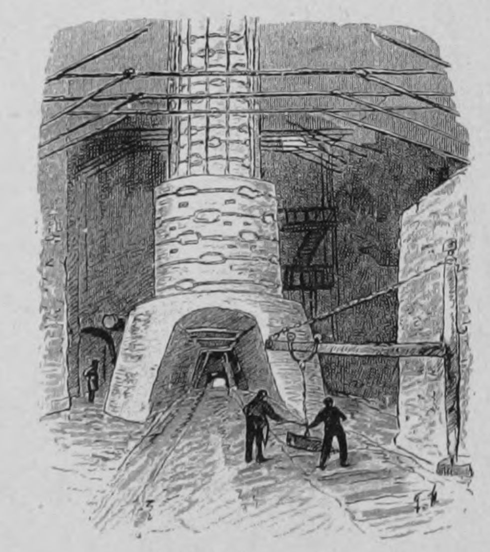
„Ist es überhaupt nötig, diese Anklage zu begründen, welche sich dem Gewissen aller Anwesenden mit einer so ergreifenden Einfachheit auferlegt? Der Mann, welcher da sitzt, hat seine Frau ermordet, seine Frau, die Mutter seines Kindes. Hat er getötet? Betrachten Sie seine Hände, sie sind von Blut gefärbt. Hat er vorsätzlich gehandelt? Wußte er, daß er töten wollte? Ich bin geneigt, einzuräumen, daß die Leidenschaft eine große Rolle in diesem thränenreichen und blutigen Drama gespielt hat. Aber seit wann ist denn die Leidenschaft eine Entschuldigung?



Der Hochofen zu Edske im Jahr 1857 (S. 1057).

Hat er prämeditiert? Er sagte es selbst in der Voruntersuchung. Er wollte töten. Sein Entschluß war gefaßt; als er von Aloſt zurückkehrte, ordnete er seine Angelegenheiten, setzte seine Waffen in Bereitschaft, entleerte die mit den Beweismitteln seiner Schande angefüllte Truhe und begab sich festen Schrittes in die Wohnung seiner Frau. Dies ist der ganze Thatbestand. Was will man noch darüber sagen? Dennoch muß man diesen Menschen und jene Frau charakterisieren und sagen, unter der Herrschaft welcher strafbaren Impulse der Angeklagte zum Tötungsakte gelangt ist. Das sind Zeugen eines sonderbaren Vorgangs. Durch eine sonderbare Umkehrung aller Rollen verwandelt man hier das Opfer in eine Angeklagte und den Angeklagten in einen triumphierenden Sieger. Welches ist denn dieses neue Recht? Ich glaubte, daß selbst eine ehebrecherische Frau ein Recht hat, zu leben; und wer wäre denn in unserer Gesellschaft billig außerhalb des Gesetzes gestellt? Wollen Sie in unser Gesetz das Paradoxon des berühmten Romanschriftstellers eintragen: Schlag sie tot (tue-la)? Nein, nein, van der Smissen, das Recht auf Totschlag ist noch nicht in unser Gesetz eingetragen und die Stunde noch nicht gekommen, wo jemand aufs Kapitol emporsteigen darf, um die Götter dafür zu feiern, daß ihm erlaubt wurde, seine Ehre zu rächen durch Tötung seiner Frau. O, gewiß, van der Smissen, diese Frau, welche Sie getötet haben, haben Sie leidenschaftlich geliebt. Im Jahre 1877 war sie eine Dame des Theaters, und um sie zu heiraten, haben Sie alle Hindernisse überwunden. Sie besaßen Liebe, aber daneben auch einen unzerstörbaren Ehrgeiz, und dieser ist es, der Sie ruiniert hat."

Diese Proben staatsanwaltschaftlicher Beredsamkeit werden genügen, um die Geschmacksrichtung entweder der Staatsanwaltschaft oder der Geschworenen in der belgischen Hauptstadt mit der unsrigen zu vergleichen. In Deutschland würde ein Rechtsanwalt jugendlichsten Alters der Censur seiner Standesgenossen



Hochofen (S. 1054).

schwerlich entgehen, wenn er derartige Blüten romanhafter Redekunst vorzutragen unternähme.

Schließlich ist noch auf eines hinzuweisen: Der nächste Anlaß, welcher den Advokaten van der Smissen in den höchsten Zorn gegen seine unglückliche Gattin versetzte, war ein Zeitungsartikel, welcher seine ehelichen Verhältnisse darlegte und unzweifelhaft den Erfolg haben mußte, seine gesellschaftliche Stellung zu vernichten. Die Mitteilungen, welche Brüsseler Blätter über das Familienleben des Verurteilten gebracht hatten, waren denn auch in der That der Grund gewesen, weswegen nicht nur der Bruder, sondern auch die Fachkollegen desselben sich von ihm zurückgezogen hatten. Die Behandlung, welche seinen Angelegenheiten von der Presse zu teil wurde, mußte in ihm den Wahn erregen, daß er durch eine gleichsam heroische That — „durch Mord aus Liebe und socialpolitischer Verzweiflung" — sich in den Augen der belgischen Hauptstadt rehabilitieren könnte, zumal es notorisch in Amerika häufig vorkommt, daß der tödliche Gebrauch des Revolvers zur Beilegung ehelicher Zwistigkeiten nicht nur mit Freisprechung vor Gericht, sondern auch mit lebhaftem Applaus eines an der Gerichtsstelle anwesenden Publikums ausgezeichnet wird. Angesichts des Prozesses van der Smissen taucht wiederum die Frage auf, ob nicht die Besprechung von Familiengeheimnissen oder ehelichen Privatangelegenheiten oder geschlechtlichen Beziehungen unter Privatpersonen der Tagespresse unter Androhung erheblicher Strafen untersagt werden sollte. Ein solches Verbot würde für den gesellschaftlichen Frieden viel mehr leisten als die Strafdrohungen, welche Regierungen, Politiker und Polizeibeamte gegen verletzende Kritik durch die Presse schützen sollen. Zeitungen sind nicht dazu da, die Geheimnisse des häuslichen Lebens zu erforschen und bloßzulegen. Am größten wird derartige Ungebühr, wenn der Kampf der politischen Parteien sich des Mittels bedient, die Privatgeheimnisse aus dem Vorleben politischer Gegner in die Oeffentlichkeit zu ziehen. Das ungarische Strafgesetzbuch hat einen richtigen Weg eingeschlagen, indem es die öffentliche Erörterung privater Angelegenheiten durch die Presse unter Strafe verpönt. Durch ein derartiges Verbot würde noch ein anderes erreicht werden. Immer zahlreicher werden die Fälle schnödester und empfindlichster Erpressung, indem man gerade furchtsamen Menschen, welche sich vor der Oeffentlichkeit zwar verantworten könnten, aber die Oeffentlichkeit schlechthin scheuen, mit der Enthüllung privater Angelegenheiten bedroht, wenn sie sich nicht bereit finden lassen, das Schweigen nichtswürdiger Menschen zu erkaufen. Solchen Erpressungen, über deren Häufigkeit man sicherlich nicht genau unterrichtet sein kann, weil die Mehrzahl der Fälle sorgfältig verschwiegen wird, würde ein für allemal die Möglichkeit des Gelingens entzogen werden, wenn jede unbefugte Veröffentlichung von Privatgeheimnissen oder reinen häuslichen Vorkommnissen untersagt und der angetragene Beweis der Wahrheit ein für allemal abgeschnitten sein würde.

Sphinx.

Drei Sonette.

Von

Ernst Ziel.

I.

Ein Wunderbild wie aus dem Reich der Sage,
Halb Göttin und halb Tier mit Löwenklauen,
Wollust und Tod dämonisch auf den Brauen
Und auf der Lippe eine Rätselfrage —

Es ragt solch Bild in jedes Menschen Tage;
Entsetzt stehst du vor ihm mit dunklem Grauen;
Entzückt mußt du sein flammend Auge schauen,
Welch einen Inhalt auch dein Dasein trage.

Magst lorbeerreich du stolz den Schild erheben,
In Weltflucht sehnen dich zu Gott hinüber —
Die gleiche Bahn geht jedes Erdenleben:

Es führt, ob thalhernieder, ob meerüber,
Nach ew'gem Ratschluß vor das Thor von Theben
Und an der Sphinx des Oedipus vorüber.

II.

Die blickt dich an — unsägliches Verlangen
Ergreift dich, ihrer Lippen Kuß zu trinken;
Sie winkt — halb schon erliegst du ihren Winken,
Sie heiß und liebesbrünstig zu umfangen.

Doch pfui! Ein Tier! Der Tierheit Mähnen hangen
Ihr wüst ums Haupt — so tief darfst du nicht sinken.
Zum Stahle greifst du jäh an deiner Linken,
Denn Abscheu faßt zugleich dich an und Bangen.

Sie aber heißt dich herrisch Rede stehen;
Kein Wandrer darf an ihrem stolzen Throne,
Wie harmlos auch sein Sinn, vorübergehen,

Und kannst du nicht gleich Lajos klugem Sohne
Die Rätsel lösen, die vom Mund ihr wehen —
Vom Felsen stößt sie dich mit grimmem Hohne.

III.

Halb Gott — der Zwiespalt ist's in unserm Wesen,
Der Zwiespalt, den kein Denker noch geschlichtet,
Das Dunkel, das kein Seher je gelichtet —
Dies letzte Blatt im Buch bleibt ungelesen.

Halb Tier — häuft Hypothes' auf Hypothesen
Und gebt für Wahrheit aus, was ihr erdichtet —
Ermüdet steht ihr endlich da, vernichtet
Und könnt' aus Nacht zum Lichte nicht genesen.

Halb Gott, halb Tier — ach! Mensch sein heißt es eben,
Und die dem Rätsel hoffend je sich nahten,
Noch keiner konnt's entwirren und entweben.

Umsonst, o Oedipus, sind deine Thaten:
Noch immer lebt die alte Sphinx von Theben
Und läßt noch immer uns ihr Rätsel raten.

Berlin.

Der Zug nach dem Westen.

Von

Paul Lindau.

(Schluß.)

XXV.



n den nächsten Tagen gingen die beiden nachstehenden Schreiben vom Wupperthale nach Berlin.

„Elberfeld, 14. Mai 1879.

Lieber Georg!

Es freut mich, Dir nach langer Zeit wieder einmal eine angenehme Mitteilung machen zu können. Ich habe heute eine drei Stunden lange Unterredung mit Frau Charlotte Ehrike gehabt — die erste seit unserer flüchtigen Begegnung in Berlin, und einen sehr befriedigenden Eindruck davon gewonnen. Ich gestehe, daß mich der Ausdruck ihrer Liebe für Dich ergriffen und in meinem Widerstreben schwankend gemacht hat. Die völlige Hilflosigkeit, die sie Dir gegenüber bekennt, ihr blindes Vertrauen zu Dir, ihre Ergebenheit, gepaart mit einer unbegreiflichen Geringschätzung alles anderen, mit ihrem lachenden Trotze gegenüber dem Urteile der Welt, dieser Verzicht auf alle und alles und diese Genügsamkeit an Dir und ihrer Liebe zu Dir — es hat mir Teilnahme abgenötigt und mich weicher gestimmt, als ich es geglaubt hätte.

Johannes, Tante Mathilde und Frau Charlotte werden morgen den Abend bei mir verbringen. Frau Charlotte hat an Johannes einen wahren Freund.

Dein treuer Vater."

„Barmen, 15. Mai 1879.

Mein geliebter, guter Georg!

Wo bleiben meine Vorsätze, Dir selten zu schreiben? Aber die letzten Tage haben auch so viel Neues gebracht, und ich muß es Dir erzählen. Ich weiß kaum, wo ich anfangen soll!

Denke Dir, Dein Manuskript von ‚Bath-Seba', — nein meines, unseres, wenn Du willst — und Dein Ring waren mir gestohlen worden! Beruhige Dich! Ich habe beides unversehrt zurückerhalten! Die Polizei hat die unverbesserliche Diebin gestern aus unserem Hause geholt. Aber wozu ein Unglück bisweilen gut ist! Der Diebstahl hat mich mit Deinem Vater zusammengeführt. Wir haben lange, lange miteinander gesprochen, über alles! Es waren keine leichten Stunden. Wie immer, wenn es darauf ankommt, klug zu sein, habe ich mich gewiß so thöricht und ungeschickt wie möglich benommen. Aber Dein Vater war doch so gütig, mich mit Onkel Johannes und Tante Mathilde auf heute Abend einzuladen. Wir sind eben nach Hause gekommen. Heute ging es besser. Ich war nicht mehr so befangen und konnte mich geben, wie ich bin. Wir haben viel musiziert — mein Klavierspiel, das ich vor Dir ängstlich verborgen habe, verachtest Du natürlich, aber für hier reicht's — ich habe selbstverständlich nur aus ‚Bath-Seba' gespielt und einen vollen Erfolg damit gehabt bei Deinem Vater, Deinem Bruder, der sehr liebenswürdig gegen mich ist und mich in gewissen Bewegungen und im Stimmenfall oft recht lebhaft an Dich erinnert, bei Onkel Johannes und Tante Mathilde. Es war sehr ungezwungen heiter, sehr gemütlich. Wärst Du nur dabei gewesen!

Daß ich Deinem Vater nicht mißfallen habe, glaube ich nun fest: er hat mir beim Abschiede die Hand gedrückt gerade wie Du — nun weiß ich's doch, von wem Du's hast! — zum Aufschreien herzlich; und er hat mir gesagt, daß er mich morgen, wenn das Wetter es zuläßt, im offenen Wagen abholen will, um mir die Umgegend zu zeigen. Ich bin sehr glücklich darüber! Es war eigentlich meine einzige Sorge, ob es mir gelingen würde, zu den Deinigen in ein gutes Verhältnis zu treten. Das ist nun geschehen, und ich bin überzeugt, daß ich auch das vor allem Onkel Johannes verdanke. Wie falsch Du den herzensguten edlen Mann beurteilt hast! Zu mir ist er geradezu rührend, obwohl er mich für eine vollkommene Heidin hält!

Also ich war bei euch! Aus allem anderen mache ich mir wenig. Aber ich muß Dir doch sagen, daß ich heute von unserem befreundeten Justizrat einen dicken Brief bekommen habe, mit einer Vorladung zum vierundzwanzigsten Mai: Sühneversuch. Quintus rät mir entschieden, zur Beschleunigung der Sache nach Berlin zu kommen. Der Verklagte werde nach Vereinbarung nicht erscheinen. Der Sühneversuch werde also als geschei-

tert angesehen, und dann könnte die Klage sehr bald eingereicht werden.

Natürlich komme ich. Nun wirst Du mir vielleicht böse sein, aber ich muß es Dir doch sagen, weil ich dir eben alles sage: Es wäre mir lieber, wenn Du nicht in Berlin wärest! Unser Wiedersehen — Gott! wie freue ich mich darauf! Du weißt es! Aber nicht so! Nicht unter den gegenwärtigen Verhältnissen! Ich bin bei den Deinigen, und ich darf mich noch nicht Deine Braut nennen! Und nun sollen wir zusammentreffen! Es hat etwas Gekünsteltes, Ungesundes! Du mußt mich ja verstehen! Du empfindest es ja gewiß gerade wie ich. Wenn wir uns wiedersehen, dann wollen wir uns in die Arme fliegen, — ob's die Leute sehen oder nicht. Diese volle reine Freude sollten wir uns nicht verderben! Pack Deine Sachen, mein Georg! Besuche Brahms in Wien! Oder gehe nach Meiningen! Was Du willst! Es ist wahrhaftig besser! Ich komme am Morgen an. Quintus und Lohausen holen mich von der Bahn. Um zwölf ist Termin. Nachmittags bleib' ich bei Lohausens, lasse mir Lili und die Kinder kommen, und Abends geht's zurück nach Barmen — diesmal mit leichterem Herzen! Ist's nicht so am besten?

Ich freue mich, daß Du die Verbindung mit Martin Strelitz aufrecht erhältst. Ich war sicher, daß er sich bewähren würde. Also jetzt wird zur Abwechslung über Stephanie und den Botschafter geklatscht? Ich glaube zunächst keine Silbe davon. Und dann machst Du Dir keine Vorstellung, wie weit mich diese verhältnismäßig kurze Zeit meiner Wupperthaler Abgeschiedenheit dem ganzen Treiben entrückt hat! Wenn wir nur erst verbunden sind, dann mögen die anderen thun und lassen, was ihnen gefällt! Ich mag von alledem auch nichts mehr hören, gerade wie Du; ich begreife Deine Stimmung vollkommen. Wir wollen uns vornehmen, grenzenlos egoistisch zu sein! Wir wollen nur für uns leben, wollen unsere guten Gesinnungen für den kleinsten Kreis der Unsrigen und der drei oder vier guten Freunde aufbewahren, und uns um keinen Menschen weiter kümmern. Wir wenden ihnen den Rücken, und dann können sie sich ja einreden, daß sie sich spröde gegen uns verhalten; und uns allen ist geholfen.

Von Lili habe ich wieder einen sehr lieben Brief. Strelitz soll mir doch auch einmal schreiben!

Dieser Brief ist so lang geraten, daß ich meine Missethat Onkel Johannes morgen werde beichten müssen. Er wird mir nicht viel zu leide thun. Uebrigens ist es nun wirklich Mitternacht geworden. Ein abermaliger Verstoß gegen die Hausordnung! Ich komme aus Rand und Band! Und morgen muß ich um sieben Uhr heraus! Wir haben nämlich für den Augenblick kein Mädchen. Tante Mathilde und ich besorgen alles. Das neue Mädchen zieht erst übermorgen an. Wir haben Onkel Johannes dringend gebeten, diesmal seinen Bedarf aus einer anderen Abteilung der Kriminalpolizei zu beziehen. Aber er hat nun einmal eine Vorliebe für die Diebinnen und bleibt dabei. Die Personalakten der neuen, Namens Stina Hänn aus Velbert, die wir heute gelesen haben, sind übrigens nicht so arg. Sie ist erst einmal bestraft, Ladendiebstahl. Allerdings ist sie erst sechzehn Jahre alt... Kann ich denn gar kein Ende finden, wenn ich mit Dir spreche?

Da ist's: Tausend innige Küsse
von Deiner
Lolo."

XXVI.

Die erste Woche des September war vorüber. Die schon wieder längeren und bisweilen empfindlich kühlen Abende hatten die Sommerfrischen verödet. Der scharfe Ost hatte in den letzten Tagen die Bäume des Tiergartens grausam zerzaust. Alle Wege und Stege waren mit toten Blättern bedeckt, die, zertreten und in den Staub gedrückt, jämmerlich aussahen. Viele Stämme waren schon ganz entlaubt; bei den standhafteren, die sich ihren Blätterschmuck noch bewahrt hatten, zeigte sich die wunderschöne, aber doch schwermütige herbstliche Färbung; auch das prangende Rot des wilden Weins wirkte zu dem staubigen Grau, dem trauernden Dunkel und dem welken Gelb wie das einer Wunde entströmende Blut. Wenn die Sonne die grauen Wolkenschichten durchbrach, so fielen ihre schrägen Strahlen mit röterem, kälteren Lichte nun auf das langsame, unaufhaltsame Absterben der Natur.

Der Herbst war da. Die Spaziergänge der großen Stadt bevölkerten sich wieder mit den bekannten Gestalten. Man begrüßte sich lächelnd, musterte sich, tauschte wechselseitige Artigkeiten über das vorzügliche Aussehen aus, erkundigte sich nach dem und dem und berichtete über diesen und jenen. Das große Schwungrad der Gesellschaft setzte sich langsam wieder in Bewegung. Man konnte frischen Mutes und heiteren Sinnes getrost da wieder anfangen, wo man vor vier Monaten verdrießlich, abgespannt und übersättigt aufgehört hatte.

Gustav Ehrike hatte die Wunder des Nordens angestaunt. Er war am Nordkap zur Zeit der Mitternachtssonne gesehen worden, immer begleitet vom braven Roderich Halmanski und dessen Nichte Julie Lessen, deren Talent sich allmählich Bahn zu brechen schien. Sie war für das Fach der zweiten Liebhaberin von der Direktion des Ostendtheaters, allerdings unter mehr ehrenhaften als einträglichen Bedingungen, vom ersten Oktober an engagiert worden.

Es war ein komisches Verhängnis, wie der blonde Gustav an der Liebe Gängelbande nun wieder nach den trauten Bezirken seiner östlichen Herkunft zurückgeführt wurde. In derselben Koppenstraße, in der Gustav die ersten sechsundvierzig Jahre seines nützlichen Daseins verbracht hatte, nur weiter hinauf, nach der Frankfurter Straße zu, hatte Julie Lessen, um der Stätte ihrer künstlerischen Wirksamkeit nahe zu sein, in einem neuen Hause eine Etage von zwölf Zimmern gemietet. So viel brauchte sie natürlich nicht. Und da Halmanski die jungen Talente ebensogut im

Osten wie im Westen der Stadt bilden konnte, hatte sie an diesen zwei Zimmer nach hinten und ein großes Zimmer nach vorn gegen das Versprechen einer ganz beträchtlichen Aftermiete abgetreten; und in Halmanskis großem Zimmer hingen nun zwei schöne Oelbilder in Goldrahmen: Gustav mit der goldenen Uhrkette und Adelheid mit den Brillantknöpfen in den breiten Ohrläppchen. Vier andere Zimmer hatte Julie Halmanskis Freunde Gustav Ehrike, der sich für die dramatische Kunst immer mehr interessierte, gegen Zahlung der Gesamtmiete überlassen.

Gustav hatte zunächst aus der Regentenstraße Ueberflusse die großen Räume notdürftig ausgestattet. Nach und nach hatte er zur Bequemlichkeit noch dies und das herbeigeschafft, und schließlich hatte er kurzen Prozeß gemacht: er hatte in der Regentenstraße gekündigt und war mit seiner vollständigen Einrichtung umgezogen.

Was hatte er auch im Tiergartenviertel noch zu suchen? Wenn er es sich ehrlich gestand, hatte er sich ja nie recht heimisch da gefühlt. Es war immer etwas Künstliches gewesen. Und nun sollte er sich obendrein noch auslachen lassen? Fiel ihm gar nicht ein! Sie konnten ihm allesamt gestohlen werden! Es war ihm ganz recht, daß die Geschichte aus war!

Hier verstand er die anderen, und hier verstand man seine Sprache. Hier galt er nach seinem Werte und wurde achtungsvoll behandelt. Wenn er hier auf den Tisch schlug, zitterte das Haus! So war's recht!

Roderich Halmanski! Das war sein Mann! Der liebte ihn und verehrte ihn, wie er's verdiente. Der war stolz darauf, daß er ihm die Brüderschaft angetragen hatte. Der unterstand sich nicht, über den Vorfall zu lächeln — über die dumme Geschichte von damals, die ihn so aufgeregt hatte!

Gustav und Roderich — das war ein Freundespaar wie in Schillers unsterblicher Freundschaftstragödie. Ein Herz, eine Seele, ein Beutel!

Ehrike war stiller, sehr stiller Teilhaber an den Aktiv- und Passivbeständen der Halmanskischen Theateragentur in Verbindung mit dem humoristischen Theaterblatte „Die Schminke“, das die Theatergötzen mit blutiger Satire geißelte und über Julie Lessen in jeder Nummer eine begeisterte Notiz brachte, die Gustav in einem eigens dazu angeschafften Album sorgfältig aufklebte. Gustav war auch Mitinhaber der Theaterakademie, die während der letzten stillen Zeit allerdings nur einen Zögling gezählt hatte: Julie Lessen, aber jetzt, da sie über größere Kapitalien verfügte, einen glänzenden Aufschwung zu nehmen versprach.

Der Bequemlichkeit halber waren Julie und Halmanski in das Vertrauen erweckende verwandtschaftliche Verhältnis von Nichte und Onkel gerückt. Und niemand konnte etwas daran auszusetzen finden, daß Ehrike, Halmanskis Busenfreund, im Bunde der dritte war.

Julie war lustig. Sie brauchte sich keinen Wunsch zu versagen; sie hatte hübsche Kleider, hübschen Schmuck, namentlich ein reizendes Hufeisen aus Katzenaugen mit kleinen Brillanten besetzt; sie hatte eine hübsche Wohnung und genügendes Taschengeld, und schickte in Anwandlungen kindlicher Liebe von Zeit zu Zeit zehn Mark an ihren Vater, den Schneidermeister Lessen in der Ackerstraße, dessen Besuche sie sich im übrigen verbat.

Halmanski war froh. Er entnahm auf die zu erwartenden Einkünfte erhebliche Gewinnanteile im voraus, die ihm ein sorgloses Dasein gewährten, und rauchte Gustavs Cigarren.

Und Ehrike selbst war glücklich. Er war der Herr, er wurde geliebt und geachtet.

Und so lebten sie denn ein freies, ein Leben voller Wonne: Prophete Gustav rechts, Prophete Roderich links und das Weltkind Julie in der Mitte.

Gustav war aus dem Westen, in dem er eines Tages unbemerkt aufgetaucht war, eines anderen Tages ebenso unbemerkt wieder verschwunden. — —

Stephanie, die der kleidsamen Halbtrauer ganz neue, ihrem Erfindungsreichtum zu hoher Ehre gereichende Nuancen abgewonnen hatte, war wie gewöhnlich im Engadin gewesen und in St. Moritz wiederum mit dem Grafen Pracks und ihrer „chère amie“, der Gräfin Leonie, zusammengetroffen.

Wilprecht fühlte sich in dieser vornehmen Gesellschaft ebenso geschmeichelt wie unbehaglich. Er hatte es bei dem guten Vorsatze, daß es anders werden solle, bewenden lassen, und es genügte ihm für die Bedürfnisse seines Gewissens, daß er diesen löblichen Vorsatz täglich erneuerte.

Es war ihm mehr als unangenehm, daß sich Stephanie Unvorsichtigkeiten zu schulden kommen ließ, die von bösen Zungen mißdeutet werden konnten, und in der That mißdeutet wurden. Denn es entging ihm nicht, daß man es in seiner Gegenwart schonungsvoll vermied, den Namen seiner Frau mit dem des Botschafters selbst in harmlosen Dingen zusammen zu nennen; und geschah das zufällig, so sah er durch die Gesichter hindurch ein verfängliches Lächeln, das ihn tief verstimmte und beleidigte. Er war von der Notwendigkeit, der Sache ein Ende zu machen, tief durchdrungen; aber eine Scheu, die er nicht überwinden konnte, hielt ihn immer wieder davon ab, die heikle Geschichte zu berühren. Stephanies Ruhe verwirrte ihn, ihre lächelnde Sicherheit machte ihn stutzig. Ihre völlige Ueberlegenheit lähmte ihn. Sie spielte mit ihm wie die Katze mit der Maus.

Er wandte sich nach der anderen Seite. Er wollte den feinfühligen Grafen Pracks durch seinen würdevollen Ernst merken lassen, daß ihn dieser immer gemütlicher werdende Verkehr drückte. Er war bescheiden genug, für den Ausdruck seiner Empfindung in seinen unbelauschten Monologen das Bild zu gebrauchen, daß sich Pferd und Esel nicht zusammen spannen lassen. Aber beim Botschafter kam er noch übler an. Der überaus liebenswürdige und vornehme Mann verstand ihn entweder nicht, oder wollte ihn aus Gründen der Bequemlichkeit nicht verstehen. Der Graf fragte Wilprecht, als dieser einmal einen Versuch zu der beabsichtigten würdevollen Zurückhaltung machen wollte, mit teilnahmvoller Artigkeit, ob er an Kopfschmerzen leide, und bot ihm seinen Migränestift an. Und er plauderte mit vollkommenster Unbefangenheit mit Ste-

phanie weiter; und die beiden umwandelten lachend die Anlagen auf dem großen Platze zwischen den beiden mächtigen Hotels, und Wilprecht trug den Umhang seiner Frau über dem Arme und schlenderte mißmutig hinterdrein.

Am Abend nahm er sich fester denn je vor, daß er der Sache ein Ende machen wolle; und am anderen Morgen brachte er seiner Frau mit einem gewissen Stolze einen Strauß von Alpenrosen und Edelweiß, den ihm der Botschafter soeben in Gegenwart der Principessa X. und der Marquise Y. für Stephanie übergeben hatte.

Von dem Gefühle des Geschmeicheltseins und der Angst vor einer lächerlichen Rolle hin und her geschaukelt, fühlte er sich im allgemeinen höchst unbehaglich, um so mehr, als er sich keinen Täuschungen darüber hingab, daß ihm seine Beteiligung an der Chrikeschen Angelegenheit sehr verdacht worden war. Die einen hatten es ihm gerade ins Gesicht gesagt, den anderen las er's deutlich von den Mienen ab. Er hatte nicht einen Freund. Er durfte wohl nicht daran zweifeln, daß sich seine Stellung in der Gesellschaft erheblich verschlechtert hatte, und daß sie jetzt fast ausschließlich durch Stephanie gestützt wurde. Um so mehr hatte er nun die Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß die Verleumdung sich nicht an sie heranwage; auch der leiseste Schein mußte vermieden werden, und deshalb nahm er sich immer wieder vor, daß es anders werden solle! Die guten Vorsätze waren ihm zu der einzig angenehmen, erfrischenden Gewohnheit seines Daseins geworden. Und es blieb beim alten.

Im übrigen empfand er vollkommen die Würdelosigkeit seiner Stellung, seine Vereinsamung, die beleidigende Geringschätzung, mit der ihn Stephanie behandelte. Inmitten des Luxus, der ihn umgab, führte er ein jämmerliches Dasein. Die denkbar härteste Strafe hatte ihn ereilt: er kam sich selbst verächtlich vor. Er war gerade klug genug, um das zu erkennen, und zu feige, um es zu ändern. Hinter ihm lag eine Vergangenheit ohne lichte Erinnerungen, er durchlebte eine Gegenwart ohne Freude, und was stand ihm bevor? Ein mürrisches Alter ohne Würde, ein unbetrauertes Ende! — —

Ueber die Trennung der Chrikeschen Ehe und den Vorfall, der dieselbe plötzlich und gewaltsam herbeigeführt hatte, war inzwischen freilich schon Gras gewachsen, und mittlerweile war so manches andere geschehen, was sich der Aufmerksamkeit aufgenötigt und die Müßiggänger beschäftigt hatte; aber die Persönlichkeiten des erfolgreichen Künstlers Georg Nortstetten und der anmutigen und schönen jungen Frau Lolo hatten doch zu sehr im hellen Lichte des Vordergrundes gestanden, als daß das Abenteuer der Stülerstraße so schnell hätte vergessen werden können. Die guten Leute waren noch immer in einiger Verlegenheit, wie sie sich Nortstetten gegenüber zu benehmen haben würden, wenn er etwa die früheren Beziehungen zu ihnen als unveränderte auffassen sollte. Von Lolos Ausschließung wurde, wie von einer selbstverständlichen Sache, nicht weiter gesprochen; überdies war sie ja gar nicht in Berlin. Aber Georg war von vielen Leuten gesehen worden. Man durfte sich jeden Tag darauf gefaßt machen, daß er seine Karte abgeben werde. Es kam über die Frage, ob man ihn dann werde einladen müssen, oder ob man den Verkehr mit ihm einschlafen lassen solle, in einzelnen Familien sogar schon zu lebhaften Auseinandersetzungen, bei denen sich die Frauen gewöhnlich als die Duldsamen zeigten, während die sittlichen Männer die strengen Grundsätze unnachsichtiger Moral vertraten.

Sie ließen sich alle beide umsonst graue Haare wachsen, die Männer wie die Frauen. Georg dachte gar nicht daran, die Frage, ob man mit ihm verkehren wolle oder nicht, einer Entscheidung zu unterstellen. Nachdem er sich im Einverständnis mit Lolo dazu entschlossen hatte, mit seiner künftigen Frau seinen dauernden Aufenthalt in Berlin zu nehmen, hatte er sich sogleich darauf eingerichtet, aus der Mitte des großen lärmenden Kreises, in dem er bisher gelebt, herauszutreten und sich auf den Verkehr mit einigen wenigen, auf deren Freundschaft er rechnen konnte, zu beschränken. Er wollte mit seiner Lolo glücklich sein. Er wollte arbeiten. Er verlangte und brauchte nichts weiter. Mit Rücksicht darauf hatte er auch die Lage der neuen Wohnung gewählt, die er noch vor Jahresschluß mit seiner jungen Frau beziehen wollte: im fernsten Nordwesten des Tiergartens, in der Händelstraße. Da war er sicher, mit den gleichgültigen Menschen, die er nicht sehen mochte und die sein Anblick vielleicht befangen machte, nicht von ungefähr zusammenzutreffen; wer ihn da sehen wollte, mußte sich zu ihm bemühen. Auf den Gedanken, ihren Wohnsitz nach dem Osten zu verlegen, kamen sie gar nicht. Nur der westliche Teil der Stadt galt ihnen als der Inbegriff von Berlin. Die Einrichtung der neuen Wohnung machte Georg die größte Freude. Sie war schon nahezu fertig und es sah jetzt schon so behaglich, so warm und traulich aus, daß ihn sein Junggesellenquartier in der Stülerstraße anfröstelte. Und wenn nun erst Lolo kommen würde!

Und jetzt durfte er schon die Stunden zählen! Alles Blut strömte ihm im Herzen zusammen bei dem Gedanken, daß er sie morgen wiedersehen werde — seit acht langen, unendlich langen Monaten zum erstenmal wiedersehen!

Die gerichtlichen Förmlichkeiten der Ehescheidung sollten heute am achten September ihren Abschluß erreichen. Nachdem der Sühneversuch, zu dem Lolo allein persönlich erschienen, als gescheitert angesehen worden war, hatte der Justizrat Quintus gegen Chrike die Klage eingereicht mit dem Antrage: seine Frau Charlotte geb. Pauly wieder bei sich aufzunehmen, und nachdem sich Chrike geweigert, die weitere Klage wegen Scheidung der Ehe angestrengt, zu der der Termin auf heute anberaumt war. Georg wartete nun auf den Justizrat, der ihm Bescheid über das Ergebnis der Verhandlungen überbringen wollte. — —

Und Lolo wartete in Barmen auf die Depesche mit einer Aufregung, die von allen geteilt wurde: von Onkel Johannes und Tante Mathilde, vom Geheimerat und von den beiden Vettern Fritz und Albrecht, der zu den großen Ferien zum wahren Entsetzen des guten Pastors und zur Bekümmernis der guten Frau

Pastorin — von verschiedenen kleineren Schmissen abgesehen — mit einer durchgezogenen Steilquart, die an dem linken Ende des Stirnbeins ansetzend übers ganze Gesicht lief und sich am rechten Kiefer verlor, unvergnügt in das stille elterliche Haus zurückgekehrt war. Er hatte die Fremdenstube neben Lolo bezogen, klopfte jeden Abend an die verstellte und verhängte Verbindungsthür, sang „Feinsliebchen unter dem Rebendach" und stellte das ganze Haus auf den Kopf.

Sie saßen alle beisammen beim Kaffee um den runden Tisch im Empfangszimmer, die beiden jungen Herren rauchten, man plauderte über alles mögliche — eine einträchtige Familie. Niemand dachte daran, daß Lolo eigentlich eine Fremde unter ihnen war. Sie gehörte nicht bloß dazu, sie war unbewußt der eigentliche Mittelpunkt des kleinen Kreises geworden, und alle freundlichen Gesinnungen der einzelnen liefen centripetal auf sie. Der Geheimerat hatte Lolo wahrhaft liebgewonnen. Er behandelte sie jetzt schon wie seine Tochter. Es fehlte ihm etwas, wenn er sie an einem Tage nicht gesehen hatte. Er war, wie er im Scherze sagte, aber wie es ernsthaft der Fall war, auf Johannes und Mathilde beinahe eifersüchtig.

Zwischen den dreien, zwischen Lolo und ihren Wirten, hatte sich in den langen Monaten das herzliche und innige Verhältnis immermehr gefestigt. Mit wahrer Trauer sahen Johannes und Mathilde, mit stiller Wehmut sah Lolo dem nahenden Augenblicke ihrer Trennung entgegen. Der Abschied von den guten Leuten — es war jener unvermeidliche bittere Tropfen, der, wie in alle Süßigkeiten des Lebens, nun in ihre grenzenlose Freude über ihre Wiedervereinigung mit Georg fallen mußte.

Sie konnte es nicht vergessen, mit welchen bangen, beklommenen Gefühlen sie gebeugt in dieses ernste Haus getreten war; und wie heiter, aufgerichtet, gestärkt und erfrischt sollte sie es bald verlassen! Sie wußte ganz gut, wie stark die innere Güte dieses gewissenhaften, wahren Mannes sein mußte, um alles das zu bezwingen und wegzuräumen, was sie zunächst voneinander getrennt hatte. Sie wußte, daß sie ihrem sorgenden väterlichen Freunde manche Stunde des Schlafs geraubt hatte. Sie wußte, daß er ihre Reue nicht für eine genügende hielt und sich tief darüber betrübte; denn seine christliche Gläubigkeit führte ihn unbewußt auf denselben Punkt, den das fatalistische Heidentum zur Erklärung des Unerklärlichen angenommen hatte: auf den Neid der Götter, der kein vollkommenes Menschenglück duldet.

Ihn schauderte, wenn er in Lolos glückstrahlende Augen sah. Und nun sollte sie ihn gewinnen, den Geliebten, der sie liebte! Und das, was das Gebot des Herrn mit den furchtbarsten Strafen bedrohte — es sollte nachträglich ausgelöscht werden durch einen Spruch des irdischen Richters. Sie sollte ihm angehören dürfen vor den Menschen, und der höchste Ausdruck des menschlich Wahren, das Gesetz, sollte den Bund festigen und weihen! Und er selbst hatte sich wider allen seinen Willen mit diesem Ungeheuerlichen vertraut gemacht! Er konnte ihr nicht zürnen. Ihr Glück entwaffnete ihn. Ihr Glück! ... Aber das Ende! ... Die Sonne stand hoch, auch sie eilte unaufhaltsam westwärts, ihrem Untergange zu.

Und Lolo ging von ihm. Er war nicht an ihrer Seite, wenn sie schwanken und der Stütze bedürfen, wenn sie traurig nach Tröstung verlangen würde. Er fühlte ein tiefes Weh, wenn er sie so unbefangen heiter sah, so genußfähig und genußfreudig! Mußte sie denn wirklich erst die Not beten lehren? Mit wahrem Schmerze dachte er an den Abschied ...

Um drei Uhr Nachmittags traf die mit Ungeduld erwartete Depesche ein: „In heutiger Sitzung erschien Verklagter persönlich, erklärte, bei seiner Weigerung, Klägerin aufzunehmen, zu verharren. Gericht sprach demnach, Antrage der Klägerin entsprechend, Ehescheidung aus. Erkenntnis wird achten Oktober rechtskräftig. Quintus."

„Also frei!" seufzte Lolo wie erleichtert auf.

„Es ist mir lieb, daß die Sache nun abgethan ist," sagte der Geheimerat, indem er sich Lolo näherte und ihre Hand ergriff. „Ich wünsche dir von Herzen, daß du in deiner Verbindung mit Georg das Glück finden mögest, das dir bisher versagt geblieben ist." Er küßte Lolo zärtlich auf die Stirn.

„Amen!" fügte Johannes mit innigem Ausdrucke hinzu.

„Amen!" sagte auch Mathilde und weinte.

Die Vettern drückten Lolo herzlich die Hand ...

Am anderen Morgen stand Lolo allein auf dem Bahnhofe zu Barmen. Als sie den Zug heranbrausen und aus einem der Coupéfenster einen runden Kopf mit dunkelblonden Haaren sich herausbeugen sah, und dann einen Arm, der den Hut übermütig schwenkte, überfiel sie ein ungestümes Zittern.

Der Zug hielt, die Thür wurde geöffnet.

„Bleib!" rief Lolo, und sie sprang in den Wagen.

Sie schlossen sich in die Arme, sie sahen sich immer wieder an, immer seliger, sie wollten sich eben etwas sagen — da hielt der Zug schon wieder: Station Elberfeld.

Und der alte Nortstetten umarmte seinen lieben Jungen.

XXVII.

„Kinder!" sagte der Geheimerat Lohausen, indem er sich erhob. „Bei euch ist's unheimlich! Ihr seid mir zu übermütig!"

„Wir müssen ihm unsere Kundschaft entziehen, Lolo," versetzte Georg. „Das will ein Mann der Wissenschaft sein und ist abergläubisch wie ein Bonaparte ... Wann kommen Sie übrigens wieder?"

„Morgen natürlich," entgegnete der Arzt. „Es sei denn, daß Sie mich früher riefen, was mir, beiläufig bemerkt, recht erwünscht wäre. Denn Sie wissen doch," fuhr er zu Lolo gewandt fort, „daß ich Ihretwegen um meine ganze Sommerreise komme! Wahrhaftig, bloß Ihretwegen!"

„Ja doch, ja!" rief Georg. „Sie sind ein ganz ausgezeichneter Mensch! Wollen Sie denn das alle Tage von uns hören?"

„Ach was! Mit Ihnen spreche ich nicht! Ich

spreche hier mit meiner kleinen Freundin, mit der man doch wenigstens ab und zu ein vernünftiges Wort reden kann!“

„Siehst du wohl!“ warf nun Lolo mit lächelndem Ernste ein. „Ich hab's dir immer gesagt. Ich muß hier im Hause Verstand für zwei haben ... Ach, Doktor!“ setzte sie mit einem komischen Unwillen hinzu. „Nachgerade wär's mir nun auch recht! ... Was haben wir denn heute für einen Tag?“

„Den vierzehnten August.“

„Ich meine, was für einen Wochentag?“

„Sonnabend.“

„Dann gehen Sie mir morgen um Gottes willen nicht über Land! Morgen ist Sonntag, und ich bin so abergläubisch!“

„Ich bleibe hier, seien Sie ganz unbesorgt.“

„Ich möchte eigentlich an Lili telegraphieren. Es wäre mir doch angenehm, sie um mich zu haben. Was meinst du, Georg?“

„Wenn es dich irgendwie beruhigt, selbstverständlich.“

„Schreiben Sie gleich die Depesche,“ sagte der Geheimerat. „Ich nehme sie mit in die Stadt.“

Georg trat aus dem verdunkelten Salon, in dem die dicht geschlossenen Vorhänge der brennenden Mittagshitze des trockenen Tages zu wehren suchten, in das etwas hellere Nebenzimmer und setzte da an Lili, die mit den Ihrigen noch in Heringsdorf war, eine Depesche auf, in der er sie bat, sich auf einige Tage frei zu machen, Lolo würde sich über ihr Kommen unendlich freuen. Er brachte das Telegramm dem Arzte, der sich nun nochmals und mit dem erneuten Versprechen, morgen früh wiederzukommen, verabschiedete.

Lohausen hatte recht. Es gab in der ganzen großen Stadt kein zweites Haus, in dem ein so reines, echtes, ungetrübtes Glück herrschte, das von einer so wahren Lust und Heiterkeit erfüllt und durchleuchtet war, wie das der jungen Nortstetten.

Seit November des vorigen Jahres waren sie verheiratet. Am ersten Jahrestage ihrer ersten Begegnung hatten sie in aller Stille Hochzeit gemacht. Einen großen Teil des Winters hatten sie in Frankreich und Italien verbracht, ausgelassen wie glückliche Kinder, und waren von da in der Mitte des Februar zur ersten Aufführung der „Bath-Seba“ nach Wien gegangen. Die wahrhaft enthusiastische Aufnahme, die die Oper dort fand, hatte den durchschlagenden Erfolg in Berlin, München, Dresden, Leipzig und Hamburg vollkommen bestätigt. Die liebenswürdige Wiener Gesellschaft bereitete dem hochbegabten norddeutschen Künstler und seiner entzückenden kleinen Frau einen überaus herzlichen Empfang. Sie fühlten sich da so glücklich, daß sie ihren dortigen ursprünglich nur auf wenige Tage angesetzten Aufenthalt auf volle drei Wochen ausdehnten und erst in den ersten Märztagen in ihr reizendes Heim einzogen. Und die Heimkehr bildete den Höhepunkt ihrer an unvergeßlichen Genüssen überreichen Wanderung.

Sie gingen fast gar nicht aus und gaben auch keine Gesellschaften. Die guten Freunde des Hauses, Lohausens, Strelitz, Quintus, zu denen sich noch einige Künstler hinzufanden, kamen in den Abendstunden oder zu Tisch, wann es ihnen beliebte; und sie kamen sehr oft, denn sie fühlten sich nirgends wohler, als bei den jungen Nortstetten.

An den Abenden des Donnerstags, der sich ganz von selbst zu einem regelmäßigen Empfangstage gemacht hatte, war der kaum mittelgroße Salon immer ganz gefüllt. Es wurde geschwatzt, musiziert, und vor zwei Uhr verließen selten die Gäste das gemütliche Künstlerhaus, in dem der lustigste und zwangloseste Ton, oft der ausgelassenste Uebermut herrschte. Es gab keinen aufmerksameren Wirt als Georg, keine anmutigere, anregendere Wirtin als Lolo. Und die Gäste erzählten in wahrem Entzücken jedermann, der es hören wollte, so reizend, so behaglich wie da sei es nirgends! Und das hörten auch die, die es nicht hören wollten.

Nicht einen Augenblick überkam die jungen Eheleute ein auch nur leicht unangenehmes Gefühl über ihre veränderte gesellschaftliche Stellung. Sie dachten gar nicht daran. Sie waren vollkommen zufrieden. Sie vermißten keinen Menschen. Sie wurden vielmehr vermißt.

Denn Georg hatte nach einem neuen glänzenden Erfolg wiederum die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Sein neuestes Werk, an dem er schon unterwegs gearbeitet und das er in Berlin vollendet hatte, eine Ouvertüre zur „Hermannschlacht“, war zu Pfingsten auf dem rheinischen Musikfeste zum erstenmal aufgeführt worden und hatte einen wahren Beifallssturm entfesselt. Bei diesem Anlasse hatte das junge Ehepaar einen Abstecher nach dem Wupperthale gemacht, und sie hatten da vierzehn ruhig glückliche und unauslöschlich frohe Tage verbracht. Mit dem festen Versprechen, zum Spätherbste wiederzukommen, hatten sie sich verabschiedet. Denn aus einer Sommerreise würde diesmal nichts werden, und die Ursache zu dieser Unterlassung — sie war der Gipfel ihres seltenen Glücks.

Und nun war das erwartete kleine Wesen der Mittelpunkt aller ihrer Gedanken und Gefühle, ihrer heißesten Wünsche, ihrer zärtlichsten Fürsorge.

Ein wonniger Schauer hatte Lolo durchrieselt, als sich zum erstenmal ganz leise das junge Leben unter ihrem Herzen ankündigte. Mit leuchtendem Auge hatte sie, während ein keuscher Hauch ihre Wange schamhaft rötete, Georg das Geheimnis zugeflüstert; er hatte sie selig an sich gezogen, und von Stund' ab liebten sie das kleine Wesen. Sie scherzten schon mit ihm wie große Kinder, sie waren übermütig — bisweilen aber beschlich Lolo auch eine ganz unerklärliche Schwermut, und ein drückendes ahnungsvolles Gefühl beugte ihre Lustigkeit. Aber das waren doch nur Augenblicke, über die sie selber lachte, wenn sie sie überwunden hatte. Sie war nie heiterer, ausgelassener, mutiger gewesen, als in diesen Tagen des Erwartens.

Mit lächelnder Umsicht und Klarheit gab sie am Abend noch alle Anordnungen. Sie war ihrer Sache gewiß. Und sie hatte sich nicht getäuscht.

Am Sonntag morgens um fünf Uhr weckte sie Georg. Sie bat ihn, er solle die Wärterin rufen, die im Nebenzimmer mit Elisen schlief. Die Wärterin war plötzlich

frei geworden. Am Abend hatte sie sich nach dem Befinden der Frau Nortstetten erkundigt und war, als sie sah, wie die Sache stand, gleich dageblieben.

Lolo bat Georg überdies, selbst zu Lohausen zu gehen. Es sei ihr lieber so. Sie bliebe jetzt gern mit den zwei Frauen allein, die alles gut besorgen würden.

Eine Viertelstunde später stand Georg vor seiner Hausthür.

Eine Nachtdroschke war im Umkreise einer Viertelstunde nicht aufzutreiben. Im Laufschritt eilte er auf Lohausens Wohnung zu. Von dem grau überzogenen Himmel kam das dämmernde Licht des Tagesanbruchs noch unerfreulich farbenkalt. Aber da oben lichtete es sich schnell, während es unter dem Schatten der Bäume noch nächtig dunkel war. Als er am „Großen Stern" angekommen war, warf er, in der Hoffnung einen Wagen zu finden, einen flüchtigen Blick auf die lange Charlottenburger Chaussee, die in prachtvollem bläulichen Lichte dalag und sich in hellglänzenden Nebel verlor. Nichts zu sehen! Während er die breite Hofjäger-Allee entlang eilte, lichtete sich auch das Dunkel der Bäume zu sommerlichem Grün, und am Ende der Allee erblickte er die obersten Stockwerke einiger Häuser, die nun schon den warmen Ton der beleuchtenden Sonne angenommen hatten. Die Fensterscheiben erglühten da in funkelndem Hellrot wie zu einer festlichen Illumination. Er begegnete auf seinem langen Wege fast keinem Menschen, und seine hastenden Schritte hallten unheimlich laut in der Stille des Hochsommermorgens. Da kam ein Wagen! Ein Bauernwagen; auf dem Bocke saß eine dicke Frau, sehr verschlafen, die den Zügel des gutmütigen Pferdes hielt. Und nun kamen auch die weißgestrichenen Milchwagen in schnellerem Trabe dahergerasselt, und langsam zockelten die müden Gäule mit der großen Bürste der nächtlichen Straßenreinigung, einen furchtbaren Staub aufwirbelnd, an ihm vorüber. Endlich! Am Ende der Allee stand zum Glück eine Droschke. Der Kutscher schlief, das arme abgetriebene Pferd harrte breitbeinig mit gesenktem Kopfe im Halbdusel des Kommenden. Er schrie den Kutscher aus dem Schlafe, gab ihm die Adresse und wartete nicht darauf, bis dieser sich ermannt, vom Bock geklettert und dem Pferd den Futterkorb abgenommen haben würde, sondern eilte ihm voraus zu Lohausen.

Als sie — der Arzt und Georg — um die sechste Stunde in die Wohnung der Händelstraße traten, drangen schon klagende, wimmernde Töne aus dem Schlafzimmer ihnen entgegen.

„Bleiben Sie draußen!" sagte der Arzt in befehlendem Tone. „Es ist besser so!"

Er verschwand hinter der geschlossenen Thür. Es verging eine lange, furchtbar lange Zeit qualvollster Erwartung. Georg lief sinnlos durch alle Zimmer, immer lauschend, in Verzweiflung darüber, der armen Frau nicht helfen zu können, und doch das Herz von Freude geschwellt. Es verging wohl eine Stunde, und noch eine halbe Stunde. Mit aller Kraft beherrschte er sein fieberndes Sehnen nach Lolo. Da kam der Arzt zu Georg. Lolo hatte nach ihm verlangt.

„Drücken Sie ihr die Hand, aber bleiben Sie nicht zu lange. Es ist unnütze Quälerei für beide!"

Georg trat behutsam ein. Er ergriff ihre glühende Hand. Sie litt entsetzlich. Er trocknete ihre blasse Stirn, auf der der Schweiß in dicken Tropfen stand. Sie schlug ihre kleinen Finger mit einer übernatürlichen Kraft in seine Hand ein und biß die Zähne aufeinander. Dann löste sie ihre Hand, sah flehend zu ihm auf und sagte leise: „Geh lieber! Ich will mich nicht beherrschen! Bitte, geh!"

Georg küßte ihre Stirn und entfernte sich.

Der Arzt hatte sich im Salon ein Glas Madeira geben lassen.

„Kommen Sie!" sagte er gutmütig und ruhig. „Bestellen Sie Kaffee, setzen Sie sich zu mir und frühstücken wir zusammen. Wir haben noch Zeit ... Und nun seien Sie vernünftig, regen Sie sich nicht auf!"

Georg war nicht unvernünftig, aber es war ihm doch unmöglich, der Weisung des erfahrenen Arztes Folge zu leisten, in dessen Praxis das Leiden der armen Frau eben nur ein Fall war wie andere mehr. Er beneidete den Freund um den guten Appetit, mit dem er dem Frühstück zusprach, aber er konnte keinen Bissen hinunterbringen.

Um neun Uhr kehrte Lohausen wieder zu Lolo zurück. Georg war wiederum sich allein überlassen. Seine Unruhe wurde immer unerträglicher. Wollte es denn gar kein Ende nehmen?! Georg hatte alles Zeitmaß verloren. Er wußte nicht, waren zehn Minuten oder zehn Stunden vergangen, seitdem Lohausen ihn verlassen hatte. Er war aufs äußerste abgespannt. Er ließ sich schwer auf einen Sessel fallen und schloß die Augen. Er verfiel in einen unerquicklichen Halbschlummer.

Plötzlich wurde er aufgeschreckt. Er sprang mit einem Satze auf. Er hatte etwas Unheimliches gehört. Nun war alles still — mäuschenstill. Das Herz schlug ihm mächtig. Er wagte sich nicht vom Flecke zu rühren, wie festgewurzelt stand er mitten in der Stube.

So stand er da und blieb stehen eine lange, lange Zeit.

Da that sich endlich die Thür auf. Das liebenswürdige Gesicht des Arztes lächelte. Lohausen winkte ihm. Georg schlotterten die Knie.

„Aber hübsch ruhig! Das bitte ich mir aus!"

Der Geheimerat umarmte und küßte den jungen Vater.

„Ein starkes, hübsches Mädchen!" sagte er.

Georg trat ganz sachte an ihr Bett. Lolo sah rührend aus, glückstrahlend und bildschön. Sie warf einen dankbaren Blick auf den Arzt und sah Georg mit unaussprechlicher Glückseligkeit an. Er nahm ihre Hand und küßte sie.

Da kam von dem Tische, um den die Frauen standen, ein trillerndes Quäken — ein Ton, so furchtbar ergreifend, wie er ihn nie gehört. Georg hatte sich bis jetzt beherrscht, aber dieses meckernde Kinderstimmchen überwältigte ihn. Er ließ Lolos Hand los, trat an den Tisch, und als er Lolo abgewandt war und sein Kind zum erstenmal sah, traten ihm die Thränen in die Augen und rollten aus den brennenden Lidern in heißen, schweren Tropfen über seine Wangen. Er beugte sich über das Kind, das mit seinen dunklen Augen, mit Lolos Augen, thöricht in die Leere starrte, und küßte es.

„Reich es mir noch einmal her!“ sagte Lolo. „Ist es nicht lieb?“

„Wollen Sie sich wohl ruhig verhalten?“ schalt der Arzt. „Ja, das Kind ist allerliebst! Und kräftig! Das ist die Hauptsache! Aber Sie sollten sich jetzt nicht aufregen! Und nun kommen Sie,“ sagte er zu Georg. „Wir wollen auf das Sonntagskind anstoßen!“

Er zog Georg mit sich, gab ihm ernsthafte Empfehlungen, sie leerten auf das junge Mädchen ein volles Glas, und der Arzt ging gegen zwei Uhr mit dem Versprechen, daß er gegen Abend wiederkommen werde.

Auf der Treppe begegnete ihm Lili, die eben mit dem Zuge angekommen war. Sie unterhielten sich eine Weile. Der erfahrenen Mutter und sorgenden Schwester brauchte er keine Vorschriften zu machen. Er freute sich, daß Lolos Wunsch erfüllt wurde. Sie hatte Lili sehnsüchtig erwartet.

XXVIII.

Es war ein schwüler, ungewöhnlich heißer Tag, und die großen Kübel mit Eis brachten die Temperatur in der Wochenstube, in der ein eigentümlicher Hauch von Fenchel und Kamillen wehte, nur um ein geringes herab. Jedenfalls war es der Hitze zuzuschreiben, daß Lolo sich so schwach fühlte und beständig über Durst klagte. Sie war körperlich sehr matt, wenn auch geistig frisch.

Lili bemerkte das mit Unfreude; sie sagte nichts, aber sie war mißgestimmt, so hinfällig hatte sie sich nie gefühlt.

Sie wartete ungeduldig auf den Arzt, der pünktlich in der siebenten Abendstunde kam.

Lohausen hörte Lili mit ernster Aufmerksamkeit zu, er sagte ihr einige freundliche Worte der Beruhigung und ging mit ihr in das Zimmer. Georg saß ruhig am Bette.

Es fiel Lohausen unangenehm auf, daß Lolo bei seinem Eintreten fast gar kein Zeichen der Teilnahme gab. Sie hatte ihn gesehen und dann die Augen geschlossen.

„Nun?“ fragte er sanft. „Wie geht's?“

„Kopfschmerzen, Doktor, und Durst . . . sonst ganz gut.“

Er fühlte ihren Puls und machte nun auf einmal ein sehr besorgtes Gesicht. Er bat Georg, sich zu entfernen. Als er die Temperatur gemessen hatte, erschrak er: das Thermometer zeigte über 40 Grad. Hochgradiges Fieber, die Kleine zählte sieben Stunden — es war wirklich ernsthaft!

Kaum hatte Lolo die Decke wieder über die Schultern gelegt, als ein heftiger Frost sie durchschüttelte.

Lili wich entsetzt zurück. Die Wärterin war bestürzt, Lohausen sagte ganz leise: „Um Gottes willen!“

Eine glühende Siedehitze löste den Schüttelfrost ab. Lolo schien keine klare Vorstellung von ihrem Zustande zu haben. Sie lag in schläfriger Schwere da, mit hochgeröteten Wangen und geschlossenen Augen, ohne Interesse für ihre Umgebung. Das Kind schrie, sie wachte und wandte nicht den Kopf nach ihm. Sie fragte auch nicht nach Georg. Man gab ihr ein kühles Kissen. Der Arzt ging, er kam wieder, er flößte ihr etwas ein, er wandte äußerliche Mittel an — es war ihr alles einerlei. Ihr Puls blieb ein enormer.

Es war Mitternacht, als der Arzt das Zimmer verließ. Er rief die Wärterin, er trat mit ihr allein in ein Zimmer. Elise hörte, als sie vorüberging, daß der Geheimerat die Stimme zornig erhob.

„Und auf der Stelle packen Sie Ihre Sachen und entfernen Sie sich, Sie pflichtvergessenes, gewissenloses Geschöpf!“ rief er.

Der Arzt hatte festgestellt, daß die Wärterin von einer Wöchnerin kam, die im Kindbettfieber soeben gestorben war.

Bleich trat er in den Salon, wo Lili und Georg auf ihn warteten. Er machte ihnen die äußerste Ruhe zur Pflicht. Auf Georgs ungeduldiges und ungestümes Fragen gab er den gezwungenen Bescheid: die Kranke fiebere stark, das solle nicht sein, aber man habe doch darum noch nicht gleich das Schlimmste zu befürchten.

Das Schlimmste? Wie denn? Das Schlimmste?

Georg mußte sich wohl verhört haben!

Das Wort hatte ihn wie ein wuchtiger Hammerschlag auf die Stirn getroffen. Er taumelte.

„Aber so bleiben Sie doch wenigstens vernünftig!“ herrschte ihn der Arzt mit einem Tone ungewohnter Schroffheit an. „Ich sage Ihnen ja, es ist ernst, aber das Unglück ist doch noch nicht da! . . . Nehmen Sie sich zusammen, lieber Freund!“ setzte er mit herzlicher Milde hinzu. „Die Sache geht mir ja auch nahe, nicht wahr? . . . Und noch eins: die Wärterin lassen Sie mir nicht mehr ins Zimmer! Ich schicke Ihnen morgen eine andere! Ich komme früh! Um acht bin ich hier, und ich bleibe bei Ihnen, solange es not thut. Gute Nacht! Und Mut, lieber Freund! Wir thun, was wir können!“

Georg hatte dem Freunde wie stumpfsinnig nachgeblickt. Der Schreck hatte alle seine Denkkräfte lahm gelegt.

Das Schlimmste war möglich?

Nein, es war nicht möglich! So grausam konnte das Schicksal nicht sein. Er hatte in seiner freundschaftlichen Angst gewiß übertrieben, der gute Lohausen! Er hatte ja auch gleich eingelenkt, als er die Wirkung seines unvorsichtigen Wortes bemerkt hatte. Er war gewiß nur unvorsichtig gewesen.

Georg kehrte zu Lolo zurück. Sie rührte sich nicht. Sie schien sanft zu schlafen. Es war wohl der erquickende Schlaf, der ihre Wangen rötete, purpurn rötete. Oder war es die drückende Schwüle der Nacht?

Durch die offenen Fenster des Nebenzimmers kam kein erfrischender Zug. Georg öffnete die Fenster noch weiter. Es war schwer und sehr heiß. Regungslos standen die hohen Bäume. Schwarze Wolken zogen schnell über die helle Scheibe des Mondes; und nun bedeckten sie ihn ganz und ballten sich zusammen. Da leuchtete der Himmel in bläulichem Scheine auf. Nach langer Zeit erklang ein dumpfes fernes Grollen. Langsam fielen nun die ersten schweren Tropfen herab. Sie folgten sich bald schneller und schneller, und in wenigen

Minuten goß der dichte Regen in strömenden Strähnen, drückte die Zweige herab und schlug klatschend auf das Pflaster auf. Der dunkle Himmel wurde durch die immer gewaltigeren Blitze durchzuckt, und immer bedrohlicher rollte und polterte der Donner. Es war ein starkes Gewitter, das sich mit aller Macht entlud. Georg atmete dankbar auf! Es sollte seiner armen Lolo Kühlung bringen . . .

Ein blendender Blitz und zugleich ein prasselnder, krachender, furchtbarer Schlag . . .

Georg fuhr zusammen und eilte besorgt zu Lolo zurück, deren Angst vor dem Gewitter er früher so belächelt hatte. Sie lag ruhig da mit halbgeschlossenen Lidern. Der starke Donnerschlag, der alle erschreckt hatte: Lili, Georg und Elisen — sie hatte er unempfindlich gelassen. Ihre Wangen glühten noch immer. Ihre Zunge war trocken. Sie beantwortete keine Frage. Sie wußte nicht einmal, wer mit ihr sprach und was man von ihr wollte. Es kam ihr manches fremd vor, was sie in ihrem Halbwachen um sich sah, aber sie wunderte sich nicht darüber. Sie hatte keine Schmerzen, kein Verlangen.

So traf sie Lohausen auch am anderen Morgen. Die Temperatur der Kranken war für die frühe Stunde eine beängstigend hohe. Und so dämmerte sie den ganzen Tag hindurch, ohne Wunsch und ohne Klage.

Lohausen blieb stundenlang und kam nach kurzer Zeit wieder, um abermals Stunden an ihrem Bette zu verbringen. Gegen Abend überstieg das Thermometer 41 Grad. Dem alten ruhigen Arzte wurden die Augen feucht. Er sah die arme, schöne, junge Lolo an, ihr glühendes, liebes Gesicht mit den weichen braunen Haaren, die sich auf dem weißen Kissen ringelten; — sie war so jung, so glücklich, und die Stunden der Aermsten waren gezählt. Er durfte nicht mehr daran zweifeln.

Mehr zur Beruhigung der Angehörigen, als in der Hoffnung, dem unaufhaltsamen Zerstörungswerke entgegen zu wirken, verschrieb er noch dies und das.

Der Zustand der Kranken veränderte sich nicht. Das hohe Fieber, die Teilnahmlosigkeit dauerten mit entsetzlicher Beharrlichkeit an.

So ging es nun seit vier Tagen!

Georg und Lili waren nicht von ihrem Lager gewichen. Sie waren beide fahl, ihre Augen waren wie erloschen, ihre Bewegungen träge.

Am fünften Tage, es war der Freitag, wurde Lolo, die während der ganzen Zeit sich kaum bewegt hatte, plötzlich unruhig. Sie schreckte auf und sah sich um. Die Stube schwankte, ganz merkwürdig, immer nach vorn, ganz schräg! Sie schloß die Augen, sie wurde schwindelig und glitt im Bett nach unten.

Lohausen und Georg betteten sie bequem. Sie lächelte wie zum Danke mit geschlossenen Augen. Der Arzt ergriff sanft ihr Handgelenk. Der Puls war flatternd, unzählbar. Sie atmete schärfer, hastiger.

Und jetzt schlug sie die Lider auf. Und auf einen Augenblick tauchte das Bewußtsein aus der Schläfrigkeit, in die es versunken war, auf. Sie blickte mit verstehendem Auge um sich. Da stand Georg, er war so bleich, um seine Augen lag so tiefer, grauer Schatten; da war ja auch Lili — weshalb weinte sie nur? Und da der gute Lohausen, so finster ernst! Und Elise, die zitterte! Weshalb nur? Was war denn geschehen? Was sollte noch geschehen?

Sie hörte einen tiefen, feierlichen Klang und schloß die Augen. Ein Orgelwerk, das immer lauter wurde, immer näher an ihre Ohren kam. Nun schon ein fürchterliches Rauschen, ein Sausen und Brausen . . .

„Leiser!“ flehte sie wimmernd.

Aber es schallte weiter und dröhnte noch entsetzlicher wie tönende Hammerschläge. Die gewaltigen Tonmassen umtosten sie immer grausamer, immer unerbittlicher. Und es war immer dieselbe kurze Weise, immer dieselbe — immer nur zwei Takte, immer dieselben!

Sie warf sich geängstigt auf die andere Seite.

„Nicht so viel Musik!“ stöhnte sie jammervoll. „Leiser!“

Aber nun erst entfesselten sich die furchtbaren Töne zu ihrer ungeahnten Gewalt. Es war, als ob eine eigene Maschine für jede Pfeife und jedes Rohr der gräßlichen Orgel die Luft in die Tuben trieb — ein Pfeifen, ein Brummen, ein Blasen — unerträglich, unerträglich! Der Schädel mußte ihr ja springen! Und immer dasselbe!

Ein erschreckliches Röcheln kam aus ihrem offenen Munde.

Aber sie beruhigte sich allmählich. All die verschiedenen Töne milderten sich und flossen zusammen — zu einem Tone, einem lang gezogenen, lang anhaltenden Tone, der an Fülle immer mehr abnahm. Sie atmete wie befreit auf, und das grausige Röcheln ließ nach.

Georg sah zu Lohausen hinüber. Er wollte einen Blick der Hoffnung auffangen — nur noch ein wenig Hoffnung! Der Arzt hob das Auge nicht auf, und die düsteren Falten wichen nicht von seiner Stirn.

Aber Lolo lag doch jetzt so friedlich da?

Sie hörte den Ton noch immer, aber in weiter Ferne, nun ein liebliches Klingen. Ach, wenn es so weiter klänge! Wie süß mußte sich bei diesem sanften Verhallen schlummern lassen!

Es wurde leise, immer leiser. Nur noch ein Hauch! Kaum hörbar . . . Unhörbar . . .

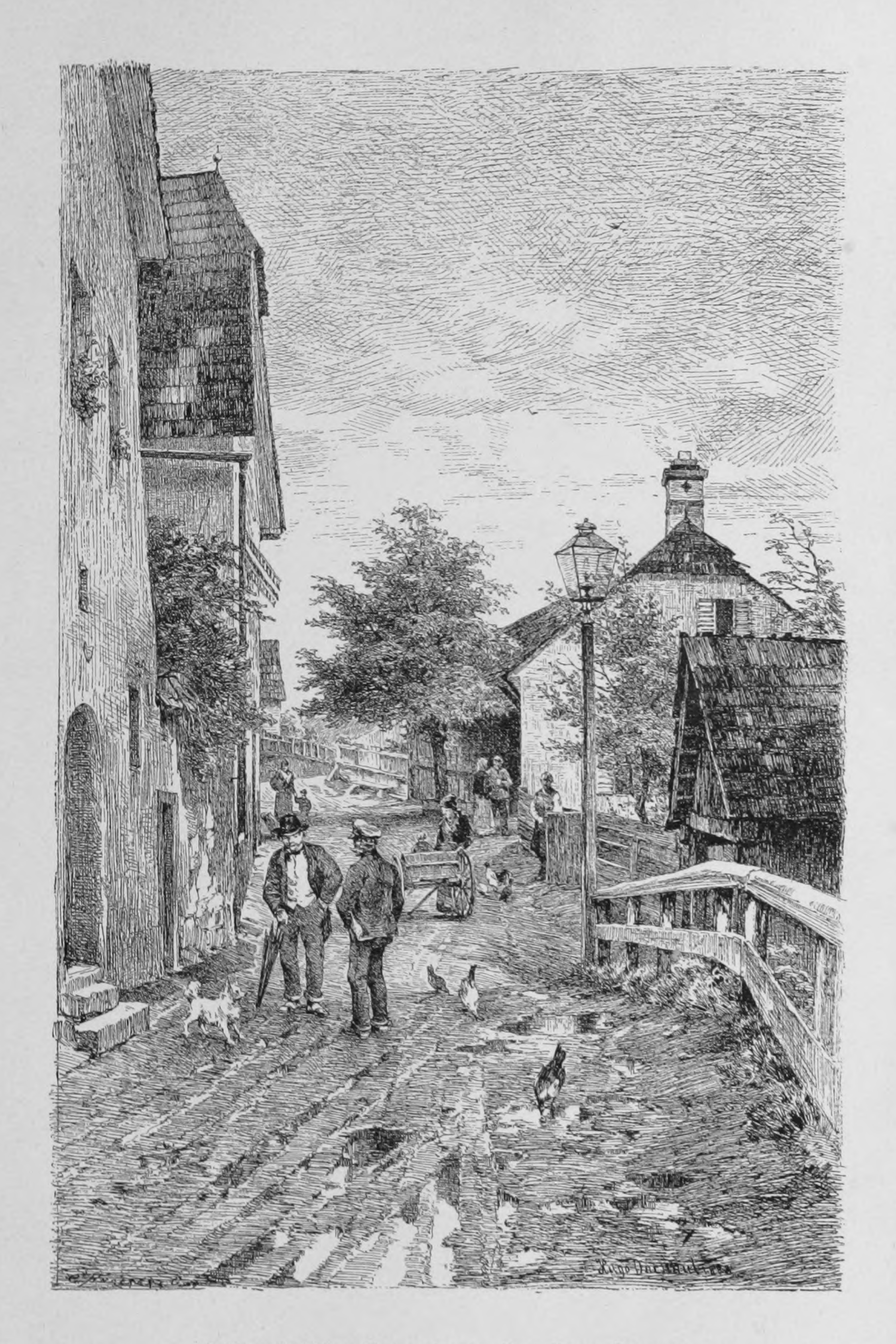
„Ah!“ — —

Georg fuhr bei dem leise ausgehauchten, fast unmerklichen Seufzer Lolos entsetzt auf. Er riß die Augen weit auf. Er beugte sich über sie. Lohausen trat einen Schritt vom Bett zurück und wandte sich ab.

Georg faßte den Kopf der geliebten Lolo in seine beiden Hände. Er führte ihn an seine Lippen. Entsetzlich! Er schauderte. Er ließ den Kopf los, der nun schwer auf das Kissen zurückfiel.

Da schrie Lili grell auf und sank schluchzend neben der toten, der heiß geliebten Schwester nieder — die Sinne schwanden ihr.

Georg blieb wie versteinert stehen. Keine Thräne netzte sein Auge. Er setzte sich auf das Bett und nahm die kleine Hand, die seinen Druck nie mehr erwidern sollte. Unablässig starrte er auf das liebliche holde Gesicht, aus dem die Fieberröte nun gewichen war. Es hatte eine unheimliche wächserne Farbe angenommen



Oesterreichisches Bauerndorf. Von Hugo Darnaut.

und verfiel sichtbar. Aber eine himmlische Ruhe, ein wunderbarer Friede lag auf den zarten, mädchenhaften Zügen. Sie sah aus wie ein kleines Kind.

Stundenlang saß Georg so da. Er sprach kein Wort. Er hörte nichts. Er sah nichts als die Tote. Er fühlte, daß etwas Furchtbares geschehen war; aber er konnte es noch nicht überschauen. Er war wie gebannt.

Er ließ es ruhig geschehen, als ihn der Doktor hinaus führte. Ein bleierner traumloser Schlaf bewältigte ihn endlich.

XXIX.

Was in den beiden folgenden Tagen mit ihm vorgegangen war, wußte er selbst nicht. Sein Vater, sein Bruder und Onkel Johannes waren zu ihm gekommen — Martin hatte sie vermutlich herbeigerufen, oder Lohausen; er hatte sich um nichts gekümmert. Sie hatten ihn an ihr Herz gedrückt. Es waren auch Thränen geflossen. Nur ihm war diese Linderung versagt.

Er hatte sie im Sarge gesehen, auf weißen Kissen, in einem weißen Gewande, von blühenden La France-Rosen ganz bedeckt, himmlisch schön, engelgleich . . . man hatte ihn wieder unter den Arm genommen und in ein entferntes Zimmer geführt; aber er hatte doch die fremden Gesichter von Arbeitern gesehen. Einer trug eine Schraube.

Und nun fuhren sie im langsamen Schritte im heißen Sonnenbrande in einem geschlossenen schwarzen Wagen durch die Straßen. Sie waren belebt von fröhlichen Menschen im Sonntagsputze. Sie lebten alle! Nur die eine, die den traurigen Zug nach dem Westen eröffnete, war tot. Sein Vater saß neben ihm und hielt seine Hand, sein Onkel in schwarzem Talar saß ihm gegenüber. Sie sprachen kein Wort. Der Wagen hielt. Sie stiegen aus.

Er ging, auf den Arm seines Vaters gestützt, auf einem staubigen Wege, hinter dem Sarge einher, der von Blumen und Kränzen ganz bedeckt war. So viele La France-Rosen! Sie hatte sie so geliebt.

Es waren wohl viel Freunde erschienen? Er blickte nicht auf. Es rührte ihn nicht, als das Quartett den wunderbaren Choral aus der Matthäus-Passion: „Wenn ich einmal soll scheiden" anstimmte. Es waren die ersten Künstler der Oper — dieselben, die ihn an jenem Glücksabend umringt hatten. Er sah, wie der Sarg hinabgelassen wurde. Er sah, wie sein Onkel an den schauerlichen Rand trat und er hörte, wie der Prediger Johannes Nortstetten seine schöne, volltönende Stimme erhob. Die ergreifenden Worte des Pastors verstand er nicht.

Der gute Johannes! Er hatte seine Kräfte überschätzt. Er hatte die Entschlafene zu gut gekannt, zu heiß geliebt. Als er den Sarg da unten sah, der Lolos sterbliche Hülle umschloß, da trat das teure Kind, das er so sehr geliebt, in der heiteren Frische der lachenden Jugend lebendig vor seine bewegte Seele. Da vergegenwärtigte sich ihm ihre reine Anmut, die unbewußt seine Strenge gebeugt, die sein Haus und Herz erhellt und durchwärmt hatte. Und als es ihm nun zum Bewußtsein kam, daß er in dieser Stunde von dem geliebten Kinde auf immer Abschied zu nehmen habe, daß er ihr Lächeln nie wieder sehen, ihre Stimme nie wieder hören würde, da erbebte der starke Mann vor tiefem Weh, es zuckte um seine Lippen, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Er bedurfte einiger Zeit, um sich zu sammeln. Dann aber fand er in seinem Herzen die erschütternden Töne des tiefsten Schmerzes.

Georg empfand weder Rührung noch Tröstung. Er hörte nicht das Schluchzen der Umstehenden. Er blieb wie eine Bildsäule stehen, ausdruckslos, hohläugig, den Blick unablässig auf die Grube gerichtet und auf die blumengeschmückte Bahre da unten.

Und nochmals Gesang. Ein Lied vom Auferstehen. Johannes blickte vertrauend zum blauen Himmel auf, an dem die blendende, feurig strahlende Sonne am höchsten stand. Georg verstand es nicht.

Das Kollern der Erdschollen war ihm schrecklich. Er wandte sich ab. Er drückte gedankenlos die Hände, die sich ihm entgegenstreckten.

Und dann ging er, wiederum von seinem Vater geführt, langsam auf demselben sandigen sonnigen Wege nach dem Ausgange des Kirchhofs . . .

Lili war mit der Amme und dem Kinde allein in der Wohnung zurückgeblieben. Das Zimmer, aus dem der Sarg entfernt war, sah ganz grausig aus. Da das schwarz beschlagene Gestell, das ihn getragen hatte. Die Lichter brannten noch. Am Boden zertretene Blumen, abgefallene Blätter; die sandigen Spuren schwerer Tritte auf dem Teppich.

Und alle anderen Stuben so leer! Und diese Kübel mit Eis! Und dieser Chlorgeruch! ... Und Lolo tot! Begraben!

Lili nahm das Kind. Sie sah es mit ihren tiefen traurigen Augen, die vom Weinen fast erloschen waren, lange und mit unendlicher Wehmut und Liebe an.

Es war ein heiliges Gelübde, das sie leistete . .

Die Wagen hielten vor der Thür. Georg und sein Vater, von Lohausen gefolgt, stiegen aus dem ersten, aus dem zweiten Johannes Nortstetten und Martin Strelitz. Der Weltliche und der Geistliche waren eines Sinnes: sie sind zu glücklich gewesen!

Sie gingen langsam die Treppe hinauf. Georg konnte sich nicht mehr aufrecht halten. Er setzte sich auf den nächsten Stuhl und starrte ins Blaue.

Da hörte er nebenan ein rührendes, hohes, unbeholfenes Schreien. Er horchte wie überrascht auf, erhob sich und ging mit schleppenden Schritten zur Thür des Nebenzimmers. Und als er sein Kind, Lolos Kind auf den Armen der treuen Lili sah, da durchfuhr ihn, wenn auch nur unklar, der Gedanke, daß es doch noch ein hilfloses Wesen auf der Welt gab, um dessen willen er sein verödetes Leben weiter zu leben habe, —, Lolos Vermächtnis.

Er kniete neben Lolos duldender Zwillingsschwester nieder, beugte sich zu dem Kinde, das herzhaft schrie, küßte es; und nun löste sich sein Schmerz in heißen Thränen, und er weinte bitterlich.

Die Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin.

Von
Adolf Rosenberg.

Mit freudigem Stolze, mit hoher, ungetrübter Befriedigung über eine glanzvolle Gegenwart darf die königlich preußische Akademie der Künste auf das Jahrhundert zurückblicken, welches seit ihrer ersten Kunstausstellung, die am 20. Mai 1786 eröffnet wurde, bis auf den heutigen Tag verflossen ist. Wie auf jedem Gebiete geistiger und materieller Kultur spiegelt sich auch auf dem der Kunst das allmähliche Wachstum der brandenburgisch-preußischen Monarchie zur Schutz- und Schirmherrin von Deutschland wider. Es ist eine Symbolik von tiefer Bedeutung, daß man in der monumentalen Kuppelhalle des Ausstellungspalastes den Kurhut, die Königs- und die Kaiserkrone über den Namenszügen des großen Kurfürsten, des großen Königs und des großen Kaisers angebracht hat. Wenn der letztere in seiner alle Herzen der Zuhörer tief ergreifenden Weiherede bei der feierlichen Eröffnung der Jubiläumsausstellung die Huldigung der Künste auf den Philosophen von Sanssouci konzentriert wissen wollte, so war das nur eine der Aeußerungen der Bescheidenheit und Demut, welche unseren kaiserlichen Herrn charakterisieren. Jedermann weiß, wem wir die gewaltige Entwickelung unseres Ausstellungswesens, welches nunmehr zu den unentbehrlichen Manifestationen des Geistes moderner Kultur gehört, verdanken. Jedermann weiß, was wir dem mächtigen Fürsten schuldig sind, der in seinen Händen Krieg und Frieden hält, unter dessen Leitung die glorreichsten Siege der Weltgeschichte erfochten und unter dessen Auspizien Olympia und Pergamon, zwei Mittelpunkte und Pflanzstätten altgriechischer Kunst und Kultur, aus tausendjähriger Vergessenheit der Erkenntnis der Gegenwart wiedergewonnen worden sind. In drei bescheidenen, schlecht erleuchteten Zimmern über dem Marstall wurde vor hundert Jahren die erste Ausstellung der Akademie eröffnet. Die gegenwärtige findet in einem stolzen Palaste von Glas und Eisen statt, über welchem sich mächtige Kuppeln wölben und schlanke Spitztürme emporstreben. In mehr als sechzig Hallen, Sälen und Kabinetten sind über dreitausend Werke der bildenden Künste enthalten, der bildenden Künste in der heutigen Ausdehnung des Wortes, welche die Architektur, die Plastik, die Malerei, die graphischen Künste und das Kunsthandwerk umfaßt. In vortrefflich beleuchteten Räumen sind bei Tageslicht und des Abends bei gleichmäßig funktionierender, elektrischer Beleuchtung Gemälde und Statuen, Aquarelle und Kupferstiche, architektonische Pläne und Erzeugnisse der Goldschmiedekunst, Bronzen und vornehm ornamentierte Teppiche zu einem Ganzen von überwältigender Wirkung vereinigt. Pflanzengruppen, Springbrunnen und Wasserbassins bieten den vom Schauen der Kunstwerke ermüdeten Augen angenehme Ruhepunkte, und kleine behaglich ausgestattete Räume gewähren selbst dem verwöhntesten Kunstfreunde die Möglichkeit ruhigen Genusses, die Gelegenheit, die intime, individuelle Wirkung von Kunstwerken ohne galeriemäßige Anordnung beobachten zu können. Einer von diesen Räumen stellt das in Backsteinen nach dem Entwurfe von Johannes Otzen ausgeführte Innere einer mittelalterlichen Kapelle dar, welches mit Kanzel und Altar, mit Fresken und Glasgemälden, mit Holzskulpturen, Glasmosaiken und allerlei kirchlichem Gerät ausgestattet ist, um ein Beispiel stilgemäßer Kircheneinrichtung zu zeigen. In einem zweiten Raume wird dem Gedächtnis Hans Makarts durch eine Ausstellung von einigen seiner Hauptwerke gehuldigt, denen man noch erlesene Schöpfungen anderer österreichischer Künstler wie Tilgner und Passini beigesellt hat. Ein dritter Raum gibt in einem glänzend komponierten Gesamtbilde eine Anschauung von der Leistungsfähigkeit des österreichischen Kunstgewerbes. In einem vierten hat der Münchener Maler R. von Seydlitz zwei japanische Zimmer, ein Boudoir und einen Salon aufgestellt, deren Wandschirme von ihm nach altjapanischen Mustern mit anmutigen Schildereien dekoriert sind.

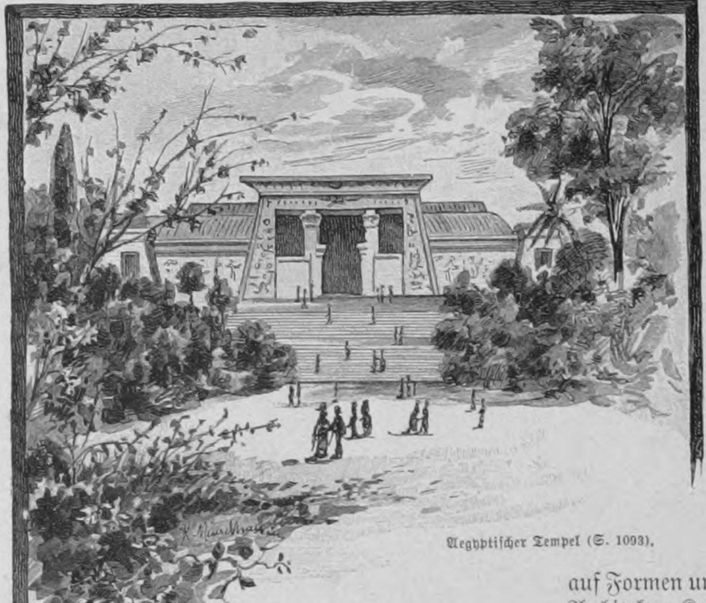
Wie bedeutende und interessante Schöpfungen all diese Räume und die zahllosen, darin enthaltenen Kunstwerke aber auch sind, sie werden in den Schatten gestellt durch die großartig monumentale Gestaltung der von einer Doppelkuppel überwölbten Empfangshalle und der drei angrenzenden Ehrensäle, welche die denkbar glänzendste Ouvertüre einer Kunstausstellung bilden. Alle Künste haben sich vereinigt, um in der plastischen und malerischen Dekoration dieser vier Räume das höchste Maß ihrer gegenwärtigen Leistungsfähigkeit zu erproben. Ursprünglich für die Zwecke der im Jahre 1883 stattgefundenen Hygieineausstellung von den Architekten Kyllmann und Heyden, den Ausstellungsbaumeistern par excellence, errichtet, hat der Palast bei seiner Umwandlung in das Landesausstellungsgebäude eine wesentliche Erweiterung durch den Anbau einer gewaltigen, von sechs Sälen umgebenen Halle und eine Neugestaltung des Inneren erfahren. Die früher ziemlich unwirtlichen und gänzlich schmucklosen Räume machen jetzt einen heiterfestlichen Eindruck, der in jenen vier Räumen seinen Höhepunkt erreicht. Die Eingangshalle ist eine Schöpfung der Architekten Kayser und von Großheim, zweier Künstler, deren ungewöhnlich reiche Phantasie durch edelstes Maßhalten beherrscht wird. Nur dieser letzteren Eigenschaft ist es zu danken, daß sie den Barockstil anwenden durften, ohne in Schwulst und hohlen Prunk zu verfallen. Die gewaltige Doppelkuppel, welche den Raum krönt, ruht auf acht, zu zweien gepaarten, gelben Marmor imitierenden Säulen mit Bronzekapitälen. Die zwischen je zwei Säulen vorhandenen Flächen sind von vier Kolossalgruppen ausgefüllt, die, von den Bildhauern Geiger, Eberlein, Hundrieser und Kaffsack geschaffen, die Berufung des Menschen zum Künstler und die Wahrheit, die Phantasie und die Harmonie, also diejenigen Eigenschaften symbolisieren, welche in jedem echten Kunstwerke ent-



Die Osteria (S. 1094).

halten sein müssen. Die Gruppen zwischen den Säulen nehmen die Ecken oder Schmalseiten des achteckigen Saales ein. Die Langseiten sind durch Korbbögen gegen die Nebenräume geöffnet. Blickt man zur Oberkuppel empor, die noch in beträchtlicher Höhe über der Unterkuppel aufsteigt, deren Oeffnung von einer Balustrade eingefaßt ist, so fällt unser Auge auf eine reiche, in den leuchtendsten Farben strahlende Komposition des Malers Woldemar Friedrich, welche uns an die herrlichsten Monumentalgemälde venetianischer Kunst erinnert. Germania erscheint, von jubelnden Künstlern begleitet, um der thronenden Berolina ihre Huldigung darzubringen. Hinter der letzteren ist ein nacktes Weib von heroischem Gliederbau sichtbar, die Göttin des Ruhmes, welche Lorbeerkränze in der Hand hält. Oben erscheint Apollo auf seinem Wagen, um die Repräsentantin der deutschen Kunst zu empfangen, der sich die Musen zugesellt haben. Die drei gegen die Eingangshalle geöffneten Ehrensäle, in welchen vorzugsweise die auf die Geschichte der hohenzollernschen Fürsten bezüglichen Gemälde, Bildnisse, Büsten und Statuen der letzteren, silberne Ehrengeschenke von zum Teil monumentaler Form sowie besonders hervorragende Bilder und plastische Schöpfungen deutscher und auswärtiger Künstler placiert worden sind, haben ebenfalls eine sehr reiche, teils gemalte, teils plastische Dekoration durch die Architekten Cremer und Wolffenstein erhalten. Von anderen dekorativen Veranstaltungen ist noch diejenige in der letzten, zur Aufstellung von Skulpturen bestimmten Halle zu erwähnen, welche den imposanten Abschluß einer Flucht von acht großen Sälen bildet. Der mittlere Raum ist durch gärtnerische Kunst ein Blumengarten von reichster farbiger Wirkung mit einer Fontaine im Centrum geworden, und die letzte, das ganze Gebäude abschließende Wand ist in der Mitte durch eine Nische gegliedert, in welcher sich das bronzierte Standbild Friedrichs des Großen von Schadow, das Gipsmodell zu dem Denkmal in Stettin, erhebt. Den Hintergrund bildet eine auf die Wand gemalte Ansicht von Schloß Sanssouci mit seiner Terrassenreihe, und von dem Bogen der Nische schwebt ein unbekleideter, weiblicher Genius herab, um dem großen Könige einen vergoldeten Lorbeerzweig darzureichen. Da die sechs angrenzenden Säle in einer Separatausstellung einen Rückblick auf hundert Jahre preußischer und insbesondere Berliner Kunstentwickelung gewähren wollen, so erscheint hier Friedrich II. gewissermaßen als der Präsident der historischen Abteilung, als der geistige Urheber dieser ganzen Kunstentwickelung. In demselben Sinne erhebt sich die Kolossalbüste Kaiser Wilhelms in dem ersten der Ehrensäle, welcher den Eingang zu der Ausstellung der modernen deutschen Kunst bildet.

Verlassen wir das Vestibül, so bietet sich unseren Blicken ein prächtiges landschaftliches Bild mit reicher künstlerischer Staffage. Von der hochgelegenen Zufahrtsstraße „Alt Moabit" führen rechts und links breite Treppen zu dem weiten Vorgarten des Ausstellungsgebäudes hinunter. Zwischen ihnen fällt eine breite, reichlich gespeiste Kaskade in mehreren Abstufungen in ein großes Bassin herab. Bosketts, mit uner-


Aegyptischer Tempel (S. 1093).

müdlicher Sorgfalt unterhalten, und gefüllte Blumenbeete, blühende Ziersträuche und plätschernde Fontainen geben dem Ganzen einen parkartigen Charakter. Auf mächtigem Unterbau erhebt sich Siemerings kolossale Reiterstatue Washingtons für Philadelphia, ein Meisterwerk deutschen Bronzegusses, welches in der Gladenbeckschen Werkstatt in Berlin entstanden ist. In der Nähe steht eine Gruppe des Berliner Bildhauers Johannes Pfuhl „Perseus befreit Andromeda", welche in Phosphorbronze, einer neu erfundenen Metallkomposition, von dem Werke in Lauchhammer gegossen worden ist. Wir heben dann noch die köstliche Gruppe eines Centauren, auf dessen Rücken sich eine hübsche Nymphe emporschwingt, von Reinhold Begas und die fein individualisierte Bronzestatue der Barbara Uttmann, der Begründerin der Spitzenklöppelei im sächsischen Erzgebirge, von Robert Henze hervor. Rechts von dem Hauptgebäude durchschneidet der hohe, aus dunkelroten Backsteinen aufgeführte Viadukt der Berliner Stadtbahn den Ausstellungsplatz. Zug um Zug braust in kurzen Pausen donnernd über die Bögen hinweg, das Geräusch des Weltgetriebes in das sonst auf allen Seiten eingefriedigte Asyl der Kunst tragend.

Was wir bis jetzt geschildert haben, ist nur die eine Hälfte der Ausstellung. Der Platz jenseits der Stadtbahnbögen, ebenfalls eine anmutige, durch einen großen Weiher belebte Parkanlage, gewährt ein nicht minder interessantes Bild. Als die Berliner Gewerbeausstellung und später die Hygieineausstellung auf diesem Terrain stattfanden, diente der Platz, welcher die Gestalt eines ungleichseitigen Dreiecks hat, den leiblichen Genüssen. Hier waren die Hallen der Brauereien, die große Restauration, der Musikpavillon und mehrere kleine Kiosks zum Verkauf von Speisen und Getränken errichtet. Der Berliner Volkswitz fand für dieses anziehende Konglomerat von Baulichkeiten schnell einen kurzen, charakteristischen Namen, indem er es „Das nasse Dreieck" taufte. Heute sind die meisten dieser Bauten verschwunden; nur die Speisehalle und der Musikpavillon (s. die Abbildung S. 1096) sind stehen geblieben. Obwohl die Bedürfnisse nach Speise und Trank auch jetzt noch auf diesem Platze in reichlichem Maße befriedigt werden können, geben sie demselben nicht mehr die bezeichnende Signatur. Aus dem „nassen Dreieck" ist „das klassische Dreieck" geworden. Ungefähr die Hälfte des Dreiecks dient der Kunst. Hier erheben sich in getreuer Nachbildung in Bezug auf Formen und Größenverhältnisse, durch die Kunst der Architekten Kyllmann und Heyden und eines Heeres von Bildhauern und Malern zu neuem Leben erweckt, ein altägyptischer Tempelbau, der Altar von Pergamon, der Zeustempel von Olympia und der Kaiserobelisk, eine Rekonstruktion antiker Kunstschöpfungen, wie sie noch nie zuvor in gleichem Maßstabe versucht worden ist, lehrreich und künstlerisch fesselnd in hohem Grade, zugleich aber auch eine monumentale Huldigung für den Begründer des neuen Deutschen Reiches, dessen unermüdliche Friedensarbeit hier nach zwei Seiten hin in ein helles, weithin glänzendes Licht gestellt


Der Obelisk (S. 1097).

wird. Der Grundgedanke, welcher die Architekten leitete, war der, einerseits dem großen Publikum den dauernden Gewinn zu veranschaulichen, welcher aus den beiden großen Unternehmungen in Olympia und Pergamon für die moderne Geistesbildung unter den Auspizien Deutschlands und Preußens gezogen worden ist, andererseits in einer Bilderreihe einige Momente aus den Forschungsreisen und kolonisatorischen Bestrebungen Deutschlands in Afrika vorzuführen.

Wenn wir durch einen der Stadtbahnbögen in das „klassische Dreieck" treten, wird unser Blick zunächst durch die Vorhalle des auf einem gewaltigen Unterbau sich erhebenden olympischen Zeustempels mit dem Obelisken davor (s. die Abbildung) gefesselt. Dieses Bauwerk nimmt jedoch die äußerste Spitze des Dreiecks ein. Unser Weg führt uns zunächst zu einer malerischen, ruinenhaften Bauanlage, die sich jedem, der Italien besucht hat, sofort als ein italienisches Wirtshaus offenbart. Es ist in der That die frei behandelte Nachahmung einer Osteria von Capri, welche Baurat Tiede nach einer Skizze des Malers Breitbach und mit Unterstützung des Malers Ehrentraut aufgeführt hat (siehe Seite 1089). Man ist dabei so weit gegangen, selbst den herabgefallenen Putz, den der nachlässige Italiener bekanntlich niemals ersetzt, durch Bloßlegung des Mauerwerks anzudeuten. Zur plastischen und malerischen Ausschmückung des Aeußeren und Inneren dieser Osteria, die uns Don Paganos freundliches Asyl auf Capri in die Erinnerung ruft, hat der Humor Ber-



Der olympische Zeustempel (S. 1097).

liner Künstler alles nur Erdenkliche beigetragen. An den Wänden sind Fragmente von antiken Statuen, Reliefs und Inschriften befestigt, die zwar in unglaublicher, aber durchaus beglaubigter Tiefe aufgefunden worden sind, deren richtige Deutung und Entzifferung aber keinem Archäologen der Gegenwart und Zukunft gelingen dürfte. Die Archäologen der Gegenwart werden an dieser köstlichen Persiflage ihrer Bemühungen hoffentlich ohne Groll vorübergehen, zumal ihre Forderungen in zwei anderen Bauwerken sehr ausgiebig berücksichtigt worden sind.

Das eine derselben ist der ägyptische Tempel, dessen 50 m lange, durch drei Pylonen oder Thortürme gegliederte Façade der, des kleinen Heiligtums zu Dakkieh in Nubien nachgebildet ist, während sich die architektonischen Details und die Wandmalereien an Muster aus den berühmten Tempeln von Karnak und Denderah anschließen (s. die Abbild. S. 1091). Ueber dem von zwei Säulen mit buntfarbigen Lotosblumenkapitälen und zwei niedrigeren Pilastern flankierten Haupteingange ist die geflügelte Sonnenscheibe, das vornehmste Symbol des ägyptischen Kultus, am Gebälk angebracht. Vor dem Eingange halten zwei kolossale, auf hohen Postamenten gelagerte Löwen in der der ägyptischen Kunst eigentümlichen Stilisierung der Naturformen Wacht. Die Wandflächen zwischen den Pylonen und diese selbst sind mit Darstellungen ägyptischer Könige im Kriege und auf der Jagd dekoriert und zwar in jener eigenartigen Technik, die man vertieftes oder umgekehrtes Relief nennen könnte. Die Umrisse der Figuren und die inneren Details derselben sind in den weichen Putz eingeschnitten und dann bemalt worden, aber nicht in dem ursprünglichen Farbenglanz, sondern in der matten Tönung, in welcher sich die ägyptischen Wandmalereien heute, nach Jahrtausenden, präsentieren. Es kann nicht geleugnet werden, daß diese Art der Bemalung dem nordischen Himmel und seinem Lichte weit besser entspricht und dem nordischen Auge mehr sympathisch ist, als der bei



Das Ausstellungsgebäude.

dem olympischen Zeustempel von den Archäologen gemachte Versuch, die Giebelgruppe und die Decke der Vorhalle annähernd so zu färben, wie sie ursprünglich gewesen sind. Was unter griechischem Himmel kraftvoll und harmonisch ausgesehen hat, erscheint bei unserem schwachen Lichte, bei der häufigen Bewölkung unseres Himmels grell, bunt und roh. Der ägyptische Tempel ist unter der Leitung der beiden Orientmaler Wilhelm Gentz und Ernst Körner dekoriert worden, denen es in erster Linie auf eine harmonische, künstlerische Wirkung ankam, die denn auch in vollem Maße erreicht worden ist. Den die Vorhalle des Heiligtums Betretenden grüßt zunächst die sitzende Kolossalstatue Ramses II., hinter welchem der Tierkreis an der Wand dargestellt ist. Man geht an dieser einem altägyptischen Original nachgebildeten Statue links vorüber und gelangt durch einen halbdunklen Korridor in das Innere des Tempels, welches durch eine Reihe von ägyptischen Säulen mit buntbemalten Blätterkapitälen in zwei Längsschiffe geteilt ist. In dem vorderen bewegen sich die Besucher, denen ein echter Nubier die Honneurs macht, in dem hinteren sind zwischen je zwei Säulen fünf Dioramenbilder angebracht, welche nach Art der Panoramas mit einem natürlichen Vordergrunde aus Gestein, Sandaufschüttungen, Pflanzen, Stoffen, Gerätschaften und sprudelnden Quellen ausgestattet sind. Das erste, von Ernst Körner, W. und J. Gentz gemalt, ist dem kühnen Ueberwinder aller Hindernisse, dem Engländer Stanley, gewidmet und stellt seine Ankunft an den Katarakten des Congo (12. April 1877) dar. Auf dem zweiten wohnen wir einer der Tragödien bei, welche von kolonialpolitischen Bestrebungen unzertrennlich sind. Karl Saltzmann hat hier den ergreifenden Moment geschildert, wie die Leiche des deutschen Generalkonsuls Dr. Nachtigal vom Deck des Kanonenboots „Möwe“ unter den vollsten Ehren der Offiziere und der Mannschaft in das auf dem Meere harrende Boot übergeführt wird, um auf dem im Hintergrunde sichtbaren Kap Palmas bestattet zu werden. Gärtnerische Kunst hat vor diesem Bilde eine imposante Trauerdekoration errichtet. Das dritte Gemälde zeigt eine dramatisch bewegte Scene aus der Forschungsreise der preußischen Lieutenants von François, Wißmann und Müller: eine mit Unterstützung von Eingeborenen unternommene Elefantenjagd an dem Ufer und auf der Wasserfläche des Kassai, eines bedeutenden, von den drei Herren zuerst erforschten Nebenflusses des Congo. Nach Zeichnungen und Photographien der Jäger hat Eugen Bracht die Landschaft, R. Friese die Elefanten und Paul Höcker die menschlichen Figuren gemalt. Das vierte Bild macht uns zu Zeugen einer seltsamen Ceremonie. Inmitten einer pittoresken, von tropischem Pflanzenwuchs überwucherten Felsgegend im Inneren von Sansibar schließen deutsche Männer, die Abgesandten der ostafrikanischen Gesellschaft Dr. Peters, Graf Pfeil und Dr. Jühlke, mit dem einen Negerfürsten, dem Sultan Mafungu Biniani von Nguru, einen Vertrag und zwar in der Form der Blutsbruderschaft. Dr. Peters reicht seinen Arm, an welchem er die Haut aufgeritzt hat, dem schwarzen Häuptling dar, der das Blut aus demselben saugt. Im Vordergrunde der großartigen, von Julius Jakob gemalten Landschaft steht der Dolmetscher Ramassan mit der entfalteten deutschen Reichsflagge. Diese durchaus gesetzmäßige Besitzergreifung in



Speisehalle und Café (S. 1092).

seinem Hinterlande hatte den Sultan von Sansibar dermaßen gereizt, daß er sich zu Gewaltmaßregeln verleiten ließ, in dem Glauben, Deutschland besäße keine Flotte. Die Folge war eine imposante Demonstration der deutschen Flotte vor der Residenz des Sultans, die derartig wirkte, daß Said Bargasch sich mit allen Besitzergreifungen der Deutschen bedingungslos einverstanden erklärte. Diese Machtentfaltung einer deutschen Flottenabteilung in der Bai von Sansibar hat der ausgezeichnete

Marinemaler Hermann Eschke, unterstützt von seinem Sohne Richard, mit einer so glänzenden Wirkung des Sonnenlichts auf der Meeresfläche dargestellt, daß man seiner Schöpfung und nächst der seinigen derjenigen von E. Körner den Preis unter den fünf Bildern zuerkennen muß.

Der ägyptische Tempel steht auf einem Hügel, der griechische, dem wir uns jetzt zuwenden, auf einem solid aus Backsteinen und Eisen konstruierten Unterbau, dessen Höhe der des Altars von Pergamon gleichkommt. Zuvor wird unsere Aufmerksamkeit jedoch durch den auf dem Platze vor dem Zeustempel aufgestellten Kaiserobelisken gefesselt, welcher sich in einer Höhe von etwa 23 m über einem mit dem vergoldeten Reliefporträt des Kaisers geschmückten und von zwei Brunnenschalen flankierten Unterbau erhebt (s. d. Abb. S. 1092). Dieser in vollstem Ebenmaß komponierte Obelisk, eine Schöpfung der Bauräte Kyllmann und Heyden, hat bereits eine Geschichte. Ursprünglich als vorübergehende Festesdekoration bei der Wiederübernahme der Regierung durch den Kaiser nach den Attentaten im Dezember 1878 errichtet, sollte er, aus solidem Material aufgeführt, seine bleibende Stelle auf dem Potsdamer Platz in Berlin finden. Die beständige Erinnerung an eine vereinzelte Schandthat wirkt jedoch so peinlich, daß die Architekten mit Recht dem Monumente eine andere Bestimmung gegeben haben. Jetzt soll der Obelisk ein Erinnerungsdenkmal an das 25jährige Regierungsjubiläum des Kaisers werden und als solches seine Aufstellung auf einem öffentlichen Platze Berlins finden, dem es noch an einem monumentalen Schmucke gebricht.



Kaspar Zumbusch (S. 1112).

Zu dem Zeustempel (s. die Abbild. S. 1093) steigen wir auf einer breiten Freitreppe empor, deren stark hervortretende Wangen auf drei Seiten mit vom Bildhauer Tondeur ergänzten Nachbildungen jener kolossalen Hochreliefs bekleidet sind, die sich einst an dem Altar auf der Burg der Attalidenresidenz Pergamon befunden haben und die jetzt zu den wert-



Adolf Menzel (S. 1101).

vollsten Besitztümern der Berliner Museen gehören. In jenen Altar schnitt eine zu seiner Plattform führende Freitreppe gerade so, auch in gleichen Größenverhältnissen, ein, wie es hier veranschaulicht worden ist. Aus den Trümmern sind durch die geschickte Hand des Bildners die kühn komponierten Gruppen der mit den Giganten kämpfenden Götter in altem Glanze erstanden. An der Stirnseite der linken Treppenwange schleudert Zeus die Söhne der Erde mit seinen Blitzen nieder, auf der anderen Seite reißt Athene einen jugendlichen Giganten an den Haaren zu Boden. An den Seitenflächen sieht man Apollo, Kybele, Dionysos, Selene und andere Götter und Göttinnen in heftigem Kampfgetümmel. Erst auf diesem 6 m hohen und 62 m breiten Unterbau erhebt sich über einem Stylobat von drei Stufen die Ostfront des Zeustempels von Olympia, ebenfalls in getreuer Nachbildung der ursprünglichen Größenverhältnisse. Sechs 10½ m hohe und 2½ m im Durchmesser haltende Säulen tragen das Gebälk und den Triglyphenfries, in dessen Metopen vergoldete Schilde auf blauem Grunde zur Erinnerung an die Weihgeschenke des Mummius angebracht sind. Das Giebelfeld darüber enthält die von dem Bildhauer Grüttner restaurierte Statuengruppe des Paionios, welche im feierlichen Tempelstil die Vorbereitungen zu dem Wagenwettlauf zwischen Pelops und Oinomaos, dem Könige von Pisa, unter dem Vorsitze des Zeus darstellt. Die Figuren, welche sich von der blau bemalten Giebelwand abheben, sind nach der Vorschrift der Archäologen von dem Maler Geselschap gefärbt worden. Man glaubt damit die immer noch sehr streitige Polychromie der Alten erreicht zu haben. Aber auf jeden nicht

archäologisch Gebildeten macht das Giebelfeld mit seinen bunten Figuren den Eindruck eines Wachsfigurenkabinetts. Indessen kann man bei der reichen Fülle des Schönen, was uns die Ausstellung bietet, sehr wohl über den einen mißglückten Versuch hinwegsehen. Auf den schräg ablaufenden Ecken des Giebeldreiecks sind vergoldete Dreifüße, auf seiner Spitze die kolossale, ebenfalls vergoldete und von Grüttner modellierte Figur einer Nike aufgestellt, deren Postament ein goldener Schild mit einem Medusenhaupte, eine Erinnerung an das Weihgeschenk der Lakedämonier, schmückt. Nur die Vorhalle des Zeustempels ist nachgebildet. Hinterwärts schließt sich an dieselbe ein halbrunder Bau an, welcher ein von den Malern Koch und Kips nach Naturstudien an Ort und Stelle ausgeführtes Halbpanorama der sich amphitheatralisch auf dem Abhange eines Berges aufbauenden Stadt Pergamon in Kleinasien enthält. Die Phantasie der Maler hat die Ruinenstätte zu altem Glanze erhoben: Pergamon stellt sich den Augen des Beschauers so dar, wie es zur Zeit seiner größten Ausdehnung, unter den römischen Kaisern gewesen, zur Zeit, als noch die stolzen Bauwerke der Attalidenfürsten standen und sich neue in dem Amphitheater, dem Tempel des Trajan und dem Tempelchen der Julia und in unzähligen Villen vornehmer Römer hinzugesellt hatten. Der warme Schein der untergehenden Sonne fällt auf die Tempel und Marmorpaläste, auf die mit fröhlichen Zechern besetzten Dächer der Villen, auf die Pinien und Cypressen, das Theater, welches die Zuschauer eben verlassen, und auf einen Festzug, welcher sich aus der unteren Stadt zu dem großen Gigantenaltar emporbewegt.

Die Wirkung dieses 65 m langen und 14 m hohen Gemäldes ist eine so bezaubernde, daß sich der moderne Beschauer mit einem Schlage in die antike Welt versetzt glaubt, und nur schwer vermag man sich aus der Illusion zu reißen, wenn man bei dem Austritt aus dem Panorama das unruhige Treiben zu seinen Füßen erblickt und Bahnzug auf Bahnzug an dem Zeustempel von Olympia vorüberbrausen sieht.

Deutsche Meister der Gegenwart.

Von

Ludwig Pietsch.

In dem Park und in den Sälen und Galerien des Glaspalastes im Nordwesten Berlins, welche während des diesjährigen Sommers seit dem 23. Mai den Schauplatz der großen Jubiläumsausstellung der königl. Akademie der Künste bilden, finden wir nicht allein die Werke der neuesten und modernsten Künstler des In- und Auslandes. Auch eine stattliche Zahl von neuen und älteren Schöpfungen jener lebenden Maler, Bildhauer und Architekten ist zur Schau gebracht, welche seit manchen Jahrzehnten schon in der ersten Reihe der Meister unseres Jahrhunderts stehen. Teils geschieht dies in der „historischen Abteilung“. Dort gelangen etwa 700 Werke aus den letzten 100 Jahren der Entwickelung der Kunst in Norddeutschland während dieser Epoche zur Anschauung. Teils sehen wir sie den Arbeiten der jüngeren und jüngsten Generation beigesellt. Auch ist eine Fülle von charakteristischen neuen Schöpfungen jener älteren deutschen Künstler ausgestellt. Man soll nun zwar (trotzdem die Religion in Bezug auf die Natur gerade das Gegenteil gebietet) in der Kunst über dem Werk dessen Schöpfer vergessen. Wir wissen aber, wie selten es gelingt, das Interesse gerade an der Person des Autors zu unterdrücken, der uns durch eine künstlerische Schöpfung erfreut hat. So dürfte es unseren Lesern willkommen sein, wenn wir ihnen hier die Personen einer Reihe von jenen reifen, längst bewährten Meistern in treuen Bildnissen vorstellen und die durch diese vermittelte Anschauung der äußeren Erscheinung der Originale durch einige Mitteilungen über ihr Leben, Wesen und Schaffen ergänzen. Diesem Bouquet von künstlerischen Charakterköpfen haben wir allerdings noch zwei angeschlossen, die in der Jubiläumsausstellung durch kein Werk vertreten sind: Johannes Schilling und Kaspar Zumbusch.



F. A. v. Kaulbach (S. 1108).

Ueber Ludwig Knaus (S. 1102), dessen scharf geschnittenes, energisches, vollbärtiges Antlitz diese Galerie von Meisterbildnissen eröffnet, habe ich in den ersten Heften dieser Monatsschrift einen Essay veröffentlicht, dessen Inhalt mir hier kaum noch etwas hinzuzufügen übrig bleibt. Er hat in den seitdem verflossenen Jahren nicht auf seinen Lorbeeren ausgeruht, sondern unablässig weiter geschaffen mit Anspannung aller Kraft

seines reichen Talents und Werke produziert, welche auch den besten aus der Zeit vor 20 Jahren, wo er den Gipfel seines Ruhms erklommen hatte, nicht nachstehen. In der Jubiläumsausstellung ist uns



Franz Defregger (S. 1105).

die beste Gelegenheit zur Vergleichung seiner älteren und seiner neuesten Bilder geboten, und diese fällt sicher nicht zu Ungunsten der letzteren aus. Drei derselben gehören in jeder Hinsicht zum Vollendetsten, was er je gemalt hat. Es sind: Der „Förster," der von seinem Waldgange im Spätherbst oder Winter heimgekehrt, in sein trauliches Zimmer im Forsthause, seine Pfeife rauchend, mit Behagen im alten Lehnstuhl am Ofen ausruht, während die junge Dienstmagd eben ein gutes Feuer entfacht; das kleine Kind, das, am Boden eines armseligen Gemaches sitzend, mit einem großen Schuh spielt, indes die erstaunten Augen in dem rundwangigen Gesichtchen den Beschauer ansehen; die kleine Gestalt des „Kolporteurs" ist ein so köstlich lebendiges und wahres, so eminent gemaltes, im feinsten und edelsten Ton durchgeführtes individuelles Menschenbild voll so zartem und liebenswürdigem Humor, wie nur die berühmte Einzelfigur des „Invaliden", welche ihrem Maler vor 19 Jahren zu Paris die große Ehrenmedaille erwarb.

In den Ruhm des an Siegen und an Ehren reichsten lebenden Malers Berlins teilt sich Knaus mit seinem 14 Jahre älteren großen deutschen Kunstgenossen Adolf Menzel (S. 1098). Der 1815 zu Breslau geborene, schon im Jahre 1830 nach Berlin verpflanzte Meister, dessen siebzigster Geburtstag am 8. Dezember des vorigen Jahres in Berlin mit allem Glanz gefeiert wurde, hat sich erst nach langem Kampf mit den Verhältnissen, mit dem „Widerstand der stumpfen Welt", mit dem herrschenden Geschmack der Tonangebenden wie der Menge, zur vollen Anerkennung durchzuringen vermocht. Schon im 15. Jahre, bald nach der Uebersiedelung des Vaters mit der Familie nach Berlin, wurde er durch den Tod desselben zur Erfüllung der schweren Pflicht berufen, den Seinen den Ernährer zu ersetzen. Während er als Steinzeichner mit kleineren Arbeiten für Buch- und Kunsthändler das Brot für die Familie erwarb, arbeitete er ohne anderen Lehrmeister als die Natur, und die ihm in Museen und in den Kunsthandlungen zugänglichen Kunstwerke, mit zäher Energie und unermatteter Begeisterung an seiner künstlerischen Weiterbildung, immer die höchsten Ziele im Auge. Nie hat er auch bei dem geringsten Gelegenheitswerk gegen sein strenges, künstlerisches Gewissen gesündigt, sich einer Flüchtigkeit, einer Nachlässigkeit, einer Konzession gegen unwürdige Zumutungen in Bezug auf die ernsthafte künstlerische Durchführung schuldig gemacht. So haben seine frühesten Schöpfungen schon, der Cyklus lithographischer Federzeichnungen, „Des Künstlers Erdenwallen", die Kompositionen „Das Vaterunser", „Die fünf Sinne" und die mit der Kreide lithographierten Blätter „Aus brandenburgisch-preußischer Geschichte", ihren gediegenen künstlerischen Gehalt und bleibenden Wert empfangen. Durch die von ihm in seinen ersten zwanziger Jahren auf Holz gezeichneten Illustrationen zu Franz Kuglers populärer „Geschichte Friedrichs des Großen" erweckte Menzel den deutschen Holzschnitt und die deutsche Buchillustration zu neuem Leben nach mehr als 200jährigem Todesschlafe. In diesen bewundernswerten Kompositionen und in den von 1843—1849 im Auftrage des Königs ausgeführten Zeichnungen zur Prachtausgabe der Schriften Friedrichs hat er zugleich auch wieder wie keiner vor und nach ihm das Zeitalter und die Menschen desselben, ihre Erscheinung, ihren Geist und ihr Wesen in Lebensfülle und überzeugender Lebenswahrheit heraufbeschworen. Im erworbenen Besitz der allumfassenden Kenntnis und Anschauung dieser großen Epoche und durch eigenes Studium und Uebung zur vollen Herrschaft über die künstlerischen Darstellungsmittel gelangt, hat er dann in meisterhaften Oel- und Aquarellgemälden seinen königlichen Helden in mannigfachen charakteristischen Situationen seines Daseins geschildert: im Kreise seiner geistreichen, witzigen Tafelgenossen, Voltaire gegenüber am runden Tisch im Speisesaal zu Sanssouci; die Flöte blasend, in einem mit den Musikern seiner Kapelle veranstalteten Hof-



Ludwig Knaus (S. 1100).

konzert; auf Reisen persönlich prüfend, was dem vom Kriege heimgesuchten Lande not thäte; mit seinen



Eduard Geselschap (S. 1105).

Tapferen im nächtlichen Kampf in den Gassen des brennenden Hochkirch; bei der Tänzerin Barberina; auf dem Gerüst bei dem Maler Pesna, in dem von diesem ausgemalten Kuppelsaal zu Rheinsberg; in der Gondel auf dem See vor dem Rheinsberger Schloß; mit Kaiser Joseph II. sich zu Neisse be-



Benjamin Vautier (S. 1107).

gegnend. Gleichzeitig zeichnete Menzel die dreihundert großen Blätter, in welchen die Uniformierung und Bewaffnung der Armee Friedrichs des Großen an typischen Soldaten- und Offiziergestalten aus derselben veranschaulicht wird. Auch die Bildnisse des Königs und seiner Paladine, in charakteristischen Situationen dargestellt, entwarf er auf Holz. Durch Kretschmar in Leipzig geschnitten, sind sie unter dem Gesamttitel: „Aus König Friedrichs Zeit" publiziert worden. Die Volksstimme verlieh dem Künstler den Ehrennamen: „Der Maler Friedrichs des Großen". Mit dem Jahre 1862 aber trat diese seine künstlerische Beschäftigung mit des Königs Person und Geschichte zurück. Der Auftrag, das prächtige und bedeutsame Schauspiel der Krönung König Wilhelms I. nach dem selbst davon empfangenen Eindruck zu malen, nahm seine Zeit und Kraft während der nächsten Jahre hauptsächlich in Anspruch. Die Darstellung des modernen Lebens am Hofe, im Palast, auf der Straße, in der Kneipe und in den Kirchen, auf dem Markte, im Ball- und Konzertsaal, in der Werkstatt und Fabrik, im Gebirg, an der See, im Hause und auf Reisen, in der Landschaft, in den Städten und auf dem Dorfe, in der Heimat und der Fremde; aber ebenso auch die Menschen und Vorgänge aus längst vergangenen Zeiten und nicht minder die Tiere aller Arten wurden ihm zu willkommenen Gegenständen gleich eminenter Gemälde. Seinem scharf eindringenden Auge ist die ganze Erscheinungswelt und das ganze weite Reich der Phantasie in gleichem Maße erschlossen. Alles erfaßt er, alles kennt er genau bis in die feinsten unterscheidenden Einzelheiten, alles zeichnet und malt er mit der gleichen unersättlichen Liebe und Freude an den Werken der Natur. Wenn sich etwas dieser seiner Darstellungskunst mehr als anderes entzieht, so ist es die reizende, sinnliche wie die hohe ideale Schönheit, Anmut und Grazie des Weibes. An prächtigen wie lieblichen Frauen- und Mädchengestalten sind seine Bilder nicht eben reich. Von seinen herrlichsten Oelgemälden aus den letzten 15 Jahren nenne ich besonders das berühmte „Dampfwalzwerk", die „Prozession in Gastein", die „Abfahrt König Wilhelms zur Armee Unter den Linden am 31. Juli 1870", „Am Kamin", „Tanzpause", „Cercle", „Die Piazza del Erbe" zu Verona mit dem buntbewegten südlichen Markttreiben; von seinen neuen Zeichnungen: die Illustrationen zu Scherrs „Germania" und zu H. v. Kleists Lustspiel: „Der zerbrochene Krug". Die Menge der mit höchster Kunstvollendung durchgeführten Aquarell- und Gouachebilder, Feder- und Bleistiftzeichnungen jedes Genres, welche fort und fort aus seinen nie rastenden Händen hervorgehen, ist unabsehbar. Dazu kommen dann noch die zahlreichen Gedenkblätter für festliche Gelegenheiten, die Kupferradierungen, die Lithographien „mit Pinsel und Schabeisen", die Transparent- und Wandgemälde. In diesem ungeheuren Lebenswerk wird man nicht ein Blatt, ein Bild oder eine Studie finden, die nicht interessant und fesselnd wären, nicht das Gepräge seines Genies, seines künstlerischen Ernstes, seiner durchdringenden Naturbeobachtung trügen. Längst ist der Ruhm Adolf Menzels über die Grenzen des Vaterlandes hinaus gedrungen. In England, Amerika, Spanien und Italien, ja selbst in Frankreich wird er als einer der ersten Meister unter den Lebenden, als einer der größten Zeichner aller Zeiten geschätzt. Wenn je in einem Menschenantlitz das innerste Wesen eines Mannes und Künstlers zum klaren Ausdruck kam, so geschieht es in dem seinen. Daß hier ein mächtiger und umfassender Geist, unbestechlicher Wahr-

heitssinn, unbeugsame Energie des Willens und bei allem Ernst und aller Herbigkeit die Fähigkeit zu starker inniger Liebe und zartes feines Empfinden sich vereinen, dürfte man aus den Formen und dem Ausdruck dieses Kopfes leicht ablesen, auch wenn man wenig von der Physiognomik hält. — Der dritte Charakterkopf aus unserer Galerie deutscher Künstlerporträts ist Eduard Geselschap (S. 1103) in Berlin. Geboren zu Wesel 1835, hat er seine künstlerischen Studien von 1862—1865 zu Dresden und Düsseldorf, dann aber mit besserem Erfolg in Italien gemacht. In der ersten Zeit seiner Laufbahn ist ihm der harte Kampf ums Dasein nicht erspart geblieben. Aber auch er hat es, wie Menzel, verstanden darüber seinen Idealen nie untreu zu werden, sondern sich zu der Kunsthöhe zu erheben. Im Jahre 1872 kam er nach Berlin, wo er bald genug die Aufmerksamkeit auf sein ungewöhnliches Talent der dekorativen Malerei großen idealen Stils in Formen und Farben lenkte. Einige derartige Arbeiten, für Privatbesteller ausgeführt, bekundeten diese Begabung in glänzender Weise. Dem Künstler ist dann das beste Glück geworden, welches er träumen und wünschen konnte: mit großen Aufgaben betraut zu werden, deren ganze Art seiner besonderen Anlage gerade zumeist entsprach. Er empfing zu Ende der siebziger Jahre durch Hitzigs Vermittlung seitens der preußischen Staatsregierung den ehrenden Auftrag, in der neu errichteten Kuppel der überwölbten Herrscherhalle in dem zu einem Waffenmuseum und zu einer Ruhmeshalle der preußischen Armee umgewandelten Zeughause zu Berlin symbolische Wandgemälde gewaltigen Umfanges auszuführen. Der größere Teil dieser Arbeiten ist von Geselschap während der letzten sechs Jahre vollendet worden. Zuerst das große Friesgemälde im Kuppelringe, welches durch einen Zug dahinsprengender, fahrender und schwebender grandioser Idealgestalten von römischen Feldherren, Kriegern, besiegten Königen, allegorischen weiblichen Figuren von herrlicher Schönheit und Anmut den Triumph des Siegers, das tragische Geschick des Unterliegenden versinnbildlicht. Dann die vier Medaillonbilder der Herrschertugenden, Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Stärke in den Zwickelfeldern der Kuppel. Außerdem aber galt es, mit vier Gemälden kolossalen Umfangs, die nur in andeutenden gedämpften Farben gehalten werden, die großen Schildbogen dieser Halle unterhalb der Kuppel zu schmücken. Die Gegenstände sind der Friede, der Krieg, die Hinaufführung der gefallenen Helden nach Walhalla und die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums. Das letztgenannte Gemälde ist schon seit längerer Zeit zum Abschluß gebracht; an dem den Krieg darstellenden ist Geselschap gegenwärtig thätig. Die beiden anderen Kompositionen sind erst in kleinem Maßstab entworfen. In allen diesen Schöpfungen ist der männlichen Kühnheit, dem großartigen Zuge, dem mächtigen und nichts weniger als theatralischen Pathos eine lautere Schönheit und eine ideale Anmut innig gesellt, welche den Charakter dieser Werke unter allen modernen Monumentalgemälden, die ich kenne, am meisten dem der Rafaelschen nähert. In der Jubiläumsausstellung ist Geselschap durch drei seiner großen Kartons zu diesen Wandgemälden für die Herrscherhalle vertreten. — Der allbekannte, vom deutschen Volke im Norden und Süden gleich verehrte Tiroler Meister Defregger (S. 1101), der echte Sohn des schönen treuen Berglandes, für welches der von diesem Maler durch mehr als eines seiner besten Gemälde verherrlichte Andreas Hofer starb, hat sowohl in der österreichischen Abteilung, als mit den Münchener Künstlern



Reinhold Begas (S. 1110).

eine Reihe auserlesener Werke aus verschiedenen Zeiten seines Lebens ausgestellt. Ihnen allen gemeinsam ist das tief Gemütvolle, Herzerquickende in der Conception und im Ausdruck der Männer-, Frauen-, Mädchen- und Kindergestalten und Gesichter, die kräftige Frische, die gesunde Freudigkeit der Empfindung, die liebenswürdige Auffassung der Menschen seines Volkes. Defregger, geboren 1835 zu Stronach in Tirol, wurde vom Bauernhofbesitzer zum Maler.



Fritz Schaper (S. 1109).

1861 trat er in die Münchener Akademie ein, 1863 ging er nach Paris; aber nochmals kehrte er nach München in die Schule C. Pilotys zurück, um unter

dessen Leitung von 1867—1871 zu arbeiten. Seine ersten Bilder schon, aus dem Volksleben seiner Heimat, erwarben ihm einen populären Ruhm in ganz Deutschland. Von den lebendigen, heiteren Schilderungen



Johannes Schilling (S. 1112).

einfachen Menschenglücks und lustiger, humoristischer Scenen aus dem Tiroler Bauernhause stieg er auf zu ergreifenden Schilderungen aus der an furchtbaren Kämpfen und Leiden so reichen Geschichte Tirols. Er malte „Die Heimkehr der Sieger", „Das letzte Aufgebot" (im tirolischen Aufstande gegen Napoleon), „Andreas Hofers Todesgang und Abschied von den Genossen". Seine neuesten Bilder, zu denen auch eine Madonna, in ganzer Gestalt über Wolken wandelnd, gehört, lassen, mit den älteren verglichen, eine eigentümliche Abstumpfung des Farbensinnes bei ihrem Maler erkennen. — B. Vautier (S. 1103) in Düsseldorf, geboren 1829 zu Morges am Genfer See, ein Schüler der Düsseldorfer Akademie und speciell Professor R. Jordans, weist in seinen zahlreichen Bildern aus dem nord- und westdeutschen bäuerlichen und kleinstädtischen Leben manchen, Defregger verwandten, Zug auf. Der harmlose Humor, die freundliche Auffassung der Wirklichkeit, die schlichte natürliche Grazie der weiblichen, die naive Anmut der Kindergestalten sind beiden gemeinsam. Aber Vautiers Farbe war jederzeit matter, seine Malerei glätter und weniger markig als Defreggers. In der historischen Abteilung der Jubiläumsausstellung finden wir eines seiner ältesten, feinsten und anziehendsten Bilder, „Die Nähschule"; in einem anderen Raum sein neuestes Werk: „Das entflohene Modell".

Zu den glanzvollsten Künstlergestalten der Düsseldorfer Schule gehört Andreas Achenbach. In der Jubiläumsausstellung tritt er in imposanter Weise auf. Wie A. Menzel ist er 1815 geboren (zu Kassel) und wie jener große Meister nimmt auch er heute noch den Wettkampf mit allen jüngeren auf in Bezug auf schöpferische Kraft, geistige und körperliche Rüstigkeit, Frische und Energie der Naturauffassung und der Malerei. Schon 1827 wurde er Schüler der Düsseldorfer Akademie. Aber mehr noch als ihr und dem Unterricht Schirmers an derselben dankt er den ausgedehnten Reisen, die er als Knabe mit seinem Vater, dann allein zum Zweck des Studiums der holländischen und skandinavischen Natur, speciell auch des Meeres machte. Unter den deutschen Landschaftsmalern war er einer der ersten, welche an die Betrachtung der Natur ohne romantische Brille, ohne Voreingenommenheit gingen. Nicht durch hineingelegte poetische Stimmungen, sondern durch die Kraft der Wahrheit seiner Naturbilder zu wirken, war immer sein Streben. Durch das Studium der großen alten niederländischen Landschafter ist er stark beeinflußt worden; weniger als in seinen Meeresbildern, in seinen westfälischen Landschaften. Die Schilderung der italienischen Natur gab er, bald nachdem er sie in der Mitte der vierziger Jahre kennen gelernt hatte, wieder auf. Sie ist die künstlerische Domäne seines gleich hoch begabten zwölf Jahre jüngeren Bruders Oswald (S. 1109) geblieben. — Auf der Jubiläumsausstellung, in der historischen wie in der modernen Abteilung, finden wir Bilder aus seiner frühesten Zeit, wie solche von neuestem Datum, und die letzteren zeigen keine Spur eines Rückganges.

Eines der glücklichsten und daher „beneidenswertesten" Talente unter den lebenden deutschen Malern ist der Münchener Fritz August v. Kaulbach (S. 1099), der Sohn des hannoverschen Hofmalers Friedrich Kaulbach, Neffe des Malers der symbolisch-historischen Wandgemälde im Neuen Museum zu Berlin, geboren 1850 zu Hannover. Von seinem Talent und seiner Kunst, besonders weibliche Schönheit und Grazie, den feinsten, individuellsten Reiz weiblicher Persönlichkeiten zu erfassen und zum bestrickenden künstlerischen Ausdruck durch Zeichnung und Farbe zu bringen, gibt jedes seiner in Oel gemalten, wie der leicht in Pastell gezeichneten Frauen- und Mädchenbildnisse, jedes seiner sinnigen, stimmungsvollen, bald ernst und bald heiter poetischen Staffelei- und Dekorativgemälde den anmutigen Beweis. Ein Hauch geistiger



Adolf Donndorf (S. 1109).

Vornehmheit ist über alles, was er schafft, ausgebreitet. Seine männlichen Bildnisse stehen übrigens gegen die weiblichen nicht im mindesten zurück. Zur Jubiläumsausstellung sendete er ein Porträt der

Prinzessin Gisela und das Profilbild einer heiligen Cäcilia von reiner, holder, ernster Anmut.

Karl von Piloty ist der wahre Vater der neuern Münchener Malerschule. Geboren daselbst 1826, Schüler Schnorrs und der Akademie, nach fruchtreichem Studienaufenthalt in Belgien und Paris nach München heimgekehrt, überraschte er mit seinen ersten Bildern (1854) schon durch die Macht der farbigen Wirkung und die große glänzende Technik die daran so wenig gewöhnte deutsche Kunstwelt. Seine Bedeutung als Lehrer der Malerei ist ebenso groß, wie als schöpferischer Künstler. Manche der berühmtesten modernen deutschen Meister der deutschen Malerei sind in seiner Werkstatt, unter seiner Leitung herangebildet. Zur Jubiläumsausstellung sendete er ein etwas melodramenhaftes romantisches Geschichtsbild aus den Glanztagen Venedigs: „Der Rat der Drei".

Den Malerbildnissen gesellt sich in unserer Porträtgalerie eine kleinere Gruppe von Bildhauerköpfen: Donndorf (S. 1108), geb. 1835 zu Weimar, der kongeniale Schüler Rietschels in Dresden, wurde als der Berufenste erkannt, um das bei dessen Tode unvollendet gelassene gewaltige Werk desselben, das Luthermonument zu Worms, die „Burg der Glaubenshelden" zum Abschluß zu bringen. Ganz in des Meisters Sinn hat er dafür die Statuen Friedrichs des Weisen, des Peter Waldus, des Reuchlin, des Savonarola und der Stadt Magdeburg ausgeführt. Von seinen späteren durchaus selbständig geschaffenen Arbeiten sind vor allem das Reiterdenkmal für Karl August von Weimar und das Monument für Peter Cornelius in Düsseldorf zu nennen. Eine Büste Moltkes und eine Denkmalsstatue Johann Sebastian Bachs von Donndorf schmücken die Jubiläumsausstellung. — Fritz Schaper (S. 1106) gehört zu den produktivsten, beliebtesten und glücklichsten Meistern der neueren Nach-Rauchschen Berliner Bildhauerschule. Sein eigenes



Oswald Achenbach (S. 1108).

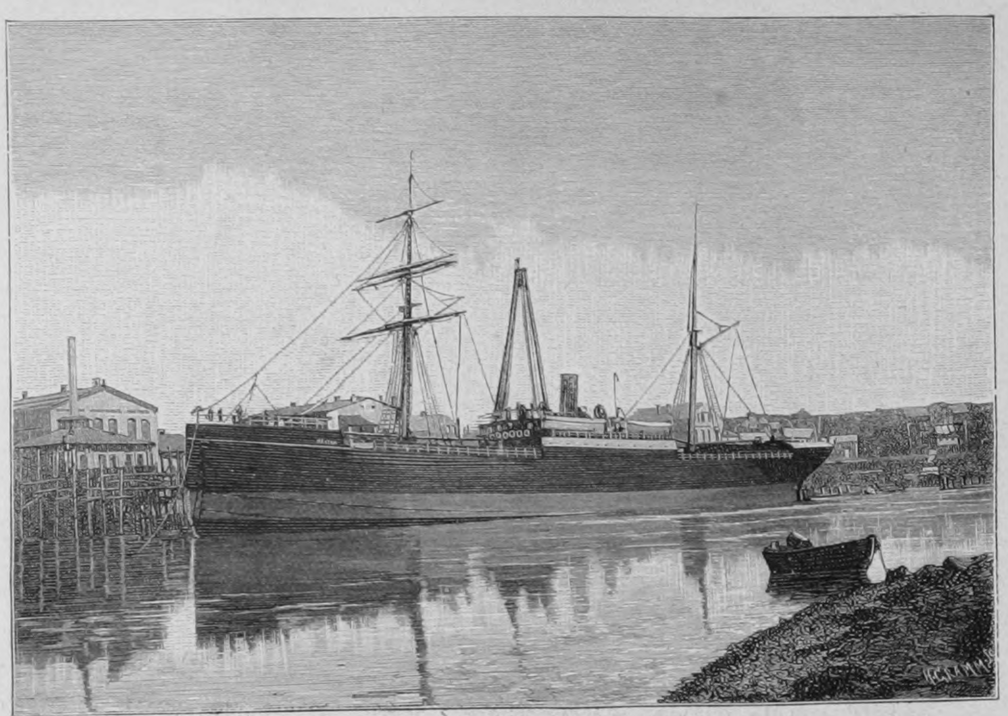
liebenswürdiges, harmonisches, maßvolles Naturell prägt sich ganz in seinen Schöpfungen aus. In hohem Grade ist ihm die Fähigkeit gegeben, das Wesen geschichtlicher Persönlichkeiten, der Dichter und Denker, Kriegsführer und Staatsmänner in monumentalen Statuen rein zum plastischen Ausdruck zu bringen. Nicht minder aber das feine Gefühl für die freundliche Anmut und die Bildnerkraft, davon



Karl von Piloty (S. 1109)

beseelte, mit keuscher Lieblichkeit geschmückte, weibliche und kindliche Gestalten zu schaffen. Schaper ist 1841 zu Alsleben bei Halle geboren, im Waisenhause erzogen, und hat in Halle als Lehrling bei einem Steinmetz gearbeitet, ehe er nach Berlin auf die Akademie und in Albert Wolffs Bildhaueratelier kam. Rasch hat er sich hier zu großer Tüchtigkeit und eigener Meisterschaft entwickelt. Zahlreiche Denkmale in deutschen Städten und Idealstatuen in monumentalen Gebäuden erwarben ihm einen weit verbreiteten, wohl verdienten Ruhm. Ich citiere: das Kriegerdenkmal in Halle, das Goethedenkmal in Berlin, das für G. E. Lessing in Hamburg; die Statuen Bismarcks und Moltkes in Köln, des Generals Goeben in Koblenz, das Gaußdenkmal in Braunschweig, die kolossale Marmorstatue der Siegesgöttin und die symbolischen Statuen „Begeisterung" und „Treue" in der Ruhmeshalle zu Berlin. Zur Jubiläumsausstellung gab er eine anmutige Idealgruppe: „Hebe und Amor tränken die Tauben der Venus", eine Büste R. Wagners und eine des Fürsten Bismarck.

Reinhold Begas (S. 1106), geb. 1831 zu Berlin, gilt mit Recht als der eigentliche Bahnbrecher der neuen Wege der modernen deutschen Skulptur. Er ist ein Sohn des 1854 verstorbenen berühmten Geschichts- und Bildnismalers Karl Begas, ein Bruder der Maler Oskar (gest. 1883) und Adalbert und des Bildhauers Karl Begas zu Berlin. Nur kurze Zeit hat er den Unterricht Wichmanns und Rauchs genossen. Sein erstes selbständiges Werk, eine Marmorgruppe „Hagar und Ismael" (1853), zeugte von eindringendem bewußtem Studium der unbefangen beobachteten Natur. Aber seinen ersten großen und entscheidenden Erfolg errang er auf der Ausstellung von 1858 durch die von ihm in Rom modellierte Gruppe: „Pan tröstet die verlassene Psyche". Das frische natürliche Leben in diesen Gestalten, deren Formen nicht wie aus starrem kaltem Gips, sondern wie vom warmen Blut durchpulst erscheinen, der reizende Kontrast zwischen



Deutscher Dampfer „Martha", Typ eines Lastdampfers (S. 1124).

dem derben, sehnichten, „waldursprünglichen" Körper des ziegenfüßigen Gottes mit der zarten, feingeformten, holderblühten Mädchengestalt, die ihm, dem die Weinende Tröstenden, so naiv zutraulich im zottigen Schoß sitzt — das alles machte einen tiefen und allgemeinen Eindruck.

Die realistische Naturauffassung und die malerisch wirksame Behandlung der Plastik, die sich hier offenbarten, waren so neue Erscheinungen in der deutschen Bildhauerei, die unter dem allbeherrschenden Einfluß der strengen Schule Rauchs stand. Nicht ohne heftigen Widerstand der zu dieser schwörenden Bekenner hat Reinhold Begas' Genie sich zu der glorreichen Stellung des, als erster unter den deutschen Bildhauern bewunderten, Meisters durchzukämpfen vermocht. Fast jedes der zahlreichen, seiner mächtigen, schöpferischen Phantasie entsprungenen Bildwerke bezeichnete einen neuen Sieg: das Berliner „Schillerdenkmal", die „Faunfamilie", „Pan als Lehrer des Flötenspiels", „Die Badende", „Die im Bade überraschte Susanne", die Medaillonreliefs: „Venus und Ganymed", die Gruppe: „Raub der Sabinerin"; der „Kandelaber in Gestalt eines Palmbaums mit kletternden Putten"; die „Grabdenkmalgruppe für den jung verstorbenen Strousberg"; die Gruppe: „Venus, den von der Biene gestochenen Amor tröstend"; „Der liebende Centaur und die seinen Rücken besteigende Nymphe"; die riesige, über alles herrliche Marmorstatue der „Borussia" im Lichthof des Berliner Zeughauses; der kolossale „Neptunsbrunnen" für Berlin, an dessen Modellierung Begas gegenwärtig noch thätig ist. Ebenso außerordentlich und unerreicht wie in diesen freien Schöpfungen seines Genies zeigt sich dasselbe in der Gestaltung von Bildnisbüsten. Von den größten Meistern der Renaissance ist auf diesem Gebiet nichts geschaffen worden, was seine Büsten der Frau Hopfen, Adolf Menzels und die vor kurzem erst nach dem Leben ausgeführte des Fürsten Bismarck in treuer Nachbildung der klar beobachteten Wirklichkeit bedeutend überträfe. Seine Bismarckbüste, wie die zuerst erwähnte sehen wir mit der Centauren-, der Pan- und Psychen-, einer Brunnengruppe und der Susanna auf der Jubiläumsausstellung, deren plastischer Abteilung sie zum schönsten Schmuck gereichen.

J. Schilling (S. 1107), der Dresdener Meister, geb. 1827 zu Mittweida in Sachsen, ist, wie gesagt, dort nicht vertreten. Der begabte Schüler Rietschels, Drakes und Hänels, welcher besonders durch die schönen allegorischen Gruppen an der Brühlschen Terrasse: „Die vier Tageszeiten", seinen Ruhm begründete, hat denselben durch zahlreiche Monumentalwerke vermehrt: Das Rietscheldenkmal in Dresden, das Schillerdenkmal in Wien, das Maximiliansdenkmal in Triest, vor allem durch das 1883 enthüllte vielbewunderte Nationaldenkmal auf dem Niederwald, dessen „eherne Riesin", die „Germania", welche in den Augen der meisten durch ihre schwungvolle Größe und Schönheit die schweren Bedenken besiegt hat, welche die Gestaltung und der plastische Schmuck des Unterbaus und des Postaments erweckten. — Auch K. Zumbusch (S. 1097) in Wien hat die Ausstellung nicht beschickt. Er ist Norddeutscher, 1830 zu Herzebrock in Westfalen geboren, kam aber schon im 18. Jahre nach München, erlernte die Bildhauertechnik in Helbigs Werkstatt. In München steht eines seiner großartigsten Monumentalwerke: das Denkmal für König Max II., errichtet. Zahlreiche andere Büsten, Statuen, Grabmonumente sind dort aus seiner Werkstatt hervorgegangen. Seit 1872 arbeitet er in Wien, wohin er als Professor berufen wurde. Dort sah ich ihn im vorigen Sommer an der trefflichen Kolossalstatue Grillparzers aus tirolischem Marmor und gleichzeitig an dem Modell des Denkmals für Kaiserin Maria Theresia arbeiten. Die gestaltenreiche Komposition desselben, der ganze, phantasievolle, gewaltige Aufbau mit den Reiterstatuen der Feldherren

am Fußgestell, im Verein mit der vorzüglichen Charakteristik der historischen Einzelgestalten und der Schönheit der symbolischen Bildwerke, verheißen, das Monument der edlen Fürstin und Frau zu einer der bedeutendsten derartigen Schöpfungen unserer Epoche zu machen.

Einige Gegensätze aus dem Gebiete des modernen Seewesens.

Von

H. v. Holleben.

Die See ist unstreitig der größte, gewaltigste Handelsweg, die Schiffahrt die Hauptlebensader im Verkehr der Völker. Wer die Handelswege in den Händen hat, hat den Reichtum vor andern voraus, und daß Geld und Macht vorerst noch dasselbe bedeuten, ist uns bewußt.

Noch sind es nicht 70 Jahre her, seit der erste amerikanische Dampfer, die in New-York erbaute „Savannah", den Atlantischen Ocean durchfuhr und ohne Zwischenstation nach Liverpool gelangte, und heute gibt es wohl kaum ein größeres offenes Gewässer, auf dem sich nicht eine Anzahl von Dampfern, zu den verschiedensten Zwecken bestimmt, umhertummeln. Ja, im Jahre 1820 gab es in ganz England erst 43 Bugsierdampfer (der anfängliche Beruf der Dampfer), im Jahre 1830 etwa 320 Stück.

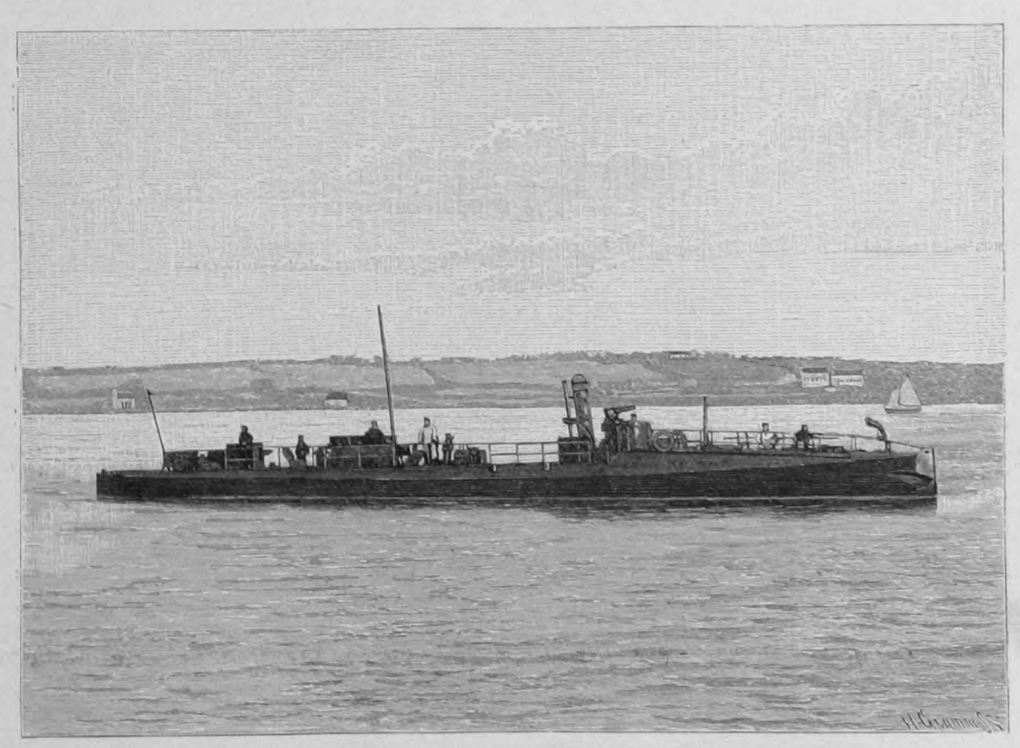
Seitdem hat auch die Dampfschiff-Seefahrt in großen Dimensionen zugenommen, während in demselben Maße die Segelschiffahrt zurückgehen mußte.

Der Niedergang der Segelflotten liegt in der siegreichen Konkurrenz der Dampfer. Man hat versucht durch Größe der Segelschiffe, durch Anwendung des Eisens als Baumaterial, durch Anwendung vieler Verbesserungen und kleiner Maschinen diesem zu steuern, aber vergebens; die Worte „Zeit ist Geld" geben kurz die unabweisbare Thatsache der Ueberlegenheit der Dampfer an.

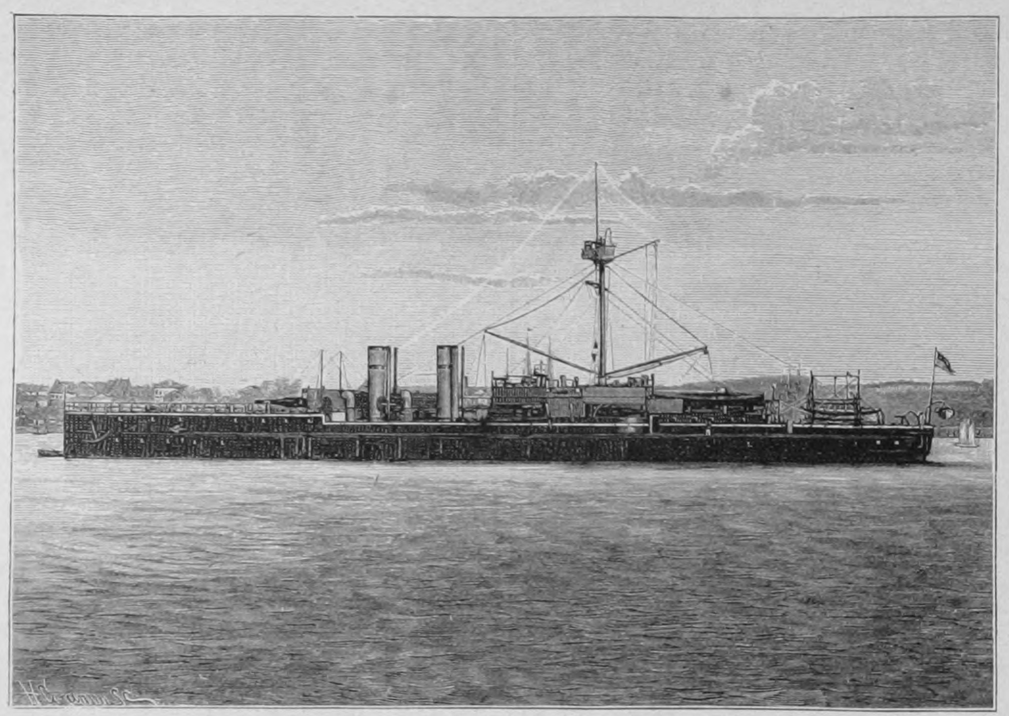
Die Zeit, welche der Dampfer gebraucht, ist eine absolut kürzere geworden und der Verbrauch an Kohlen und den übrigen Schiffsbedürfnissen ist geringer als die Unterhaltungskosten der Segler.

Ferner aber läßt sich an maßgebender Stelle nachweisen, daß die Zunahme von Dampfer-Tonnengehalt ganz etwas anderes bedeutet, als die an Segelschiffsgehalt, denn die Leistung eines Dampfers soll erfahrungsgemäß auf etwa die dreifache als die des gleichgroßen Segelschiffes kommen. Nur so kann man auch verstehen, weshalb Englands Handelsflotte in den letzten Jahrzehnten nicht in demselben Maße gewonnen hat, wie früher. Englands Handelsflotte stieg nämlich vom Jahre 1850 bis zum Jahre 1860 um 1 000 000 Tonnen; von 1860—1870 um 1 500 000; und von 1870—80 nur um 800 000 Tonnen. Es sind dies freilich andere Zahlen als diejenigen, die wir in Deutschland stellen können, wo der ganze Bestand der Handelsflotte kaum dem Gehalt der in einem Jahre in England in die Register eingetragenen Handelsdampfer gleichkommt.

Die Folgen dieser Verhältnisse der verschiedenen Verkehrs- und Transportmittel machen sich in immer



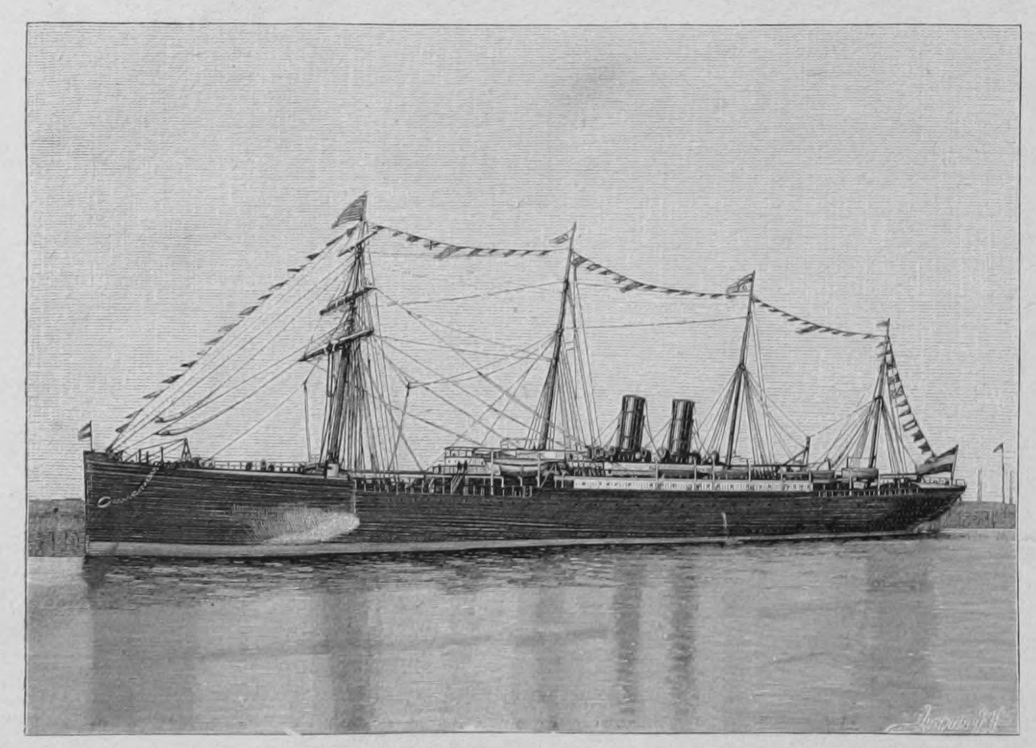
Vulkan. Typ eines neuen deutschen Torpedoboots (S. 1129).



Panzerschiff Sachsen. Typ eines neuen Schlachtschiffes (S. 1128).

breiter werdenden Schichten kenntlich. Der befahrene Matrose wird ein seltener Artikel und Handels- und Kriegsmarine merken bereits allenthalben, daß der Seemann anfängt zu fehlen, und daß ohne Seemann die Seefahrt selbst in den eisernsten Töpfen gefahrvoll ist, und daß Heizer und Handlanger mit ihren tüchtigsten Ingenieuren und Führern durchaus nicht allein den Eventualitäten Trotz zu bieten vermögen, die oft genug an sie herantreten, ist viel zu wenig erkannt.

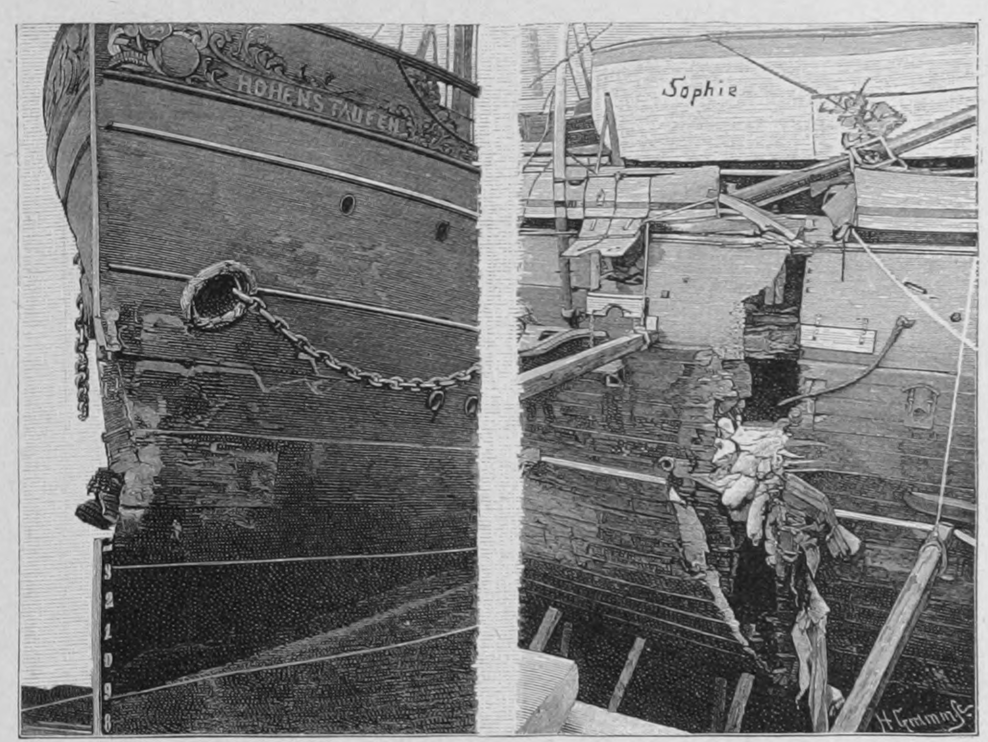
Die weiteren Folgerungen sind einfach und logisch. Die Segelschiffahrt ist in den Hintergrund gedrängt worden. An Stelle der Matrosen treten vielfach ge-



Bremer Dampfer Fulda. Typ eines Schnelldampfers (S. 1128).

wöhnliche Handlanger, von denen nur verlangt wird, „daß sie an einem Strick ziehen können,“ der Matrose muß entweder in seinen Ansprüchen heruntergehen, oder er steht brotlos da, bezw. kehrt sich einem andern Beruf zu. Das Seemannsgewerbe aber kommt in Mißkredit und es fehlt ihm der junge, für den Beruf begeisterte und durch die älteren Seeleute angeregte notwendige Nachwuchs.

Lassen wir in Gedanken die Mannschaften eines großen Dampfers passieren, der mit 4- bis 500 Passagieren beladen in die weite See hinausdampft, der Dampfer hat 8 große Boote und außer den, sage 400 Passagieren, 91 Mann Besatzung. Auf das Boot kommen also etwa 63 Mann. Bei ruhigem Wetter gebrauchen 6—8 Mann ungefähr 3 Minuten um ein Boot auszuschwingen. An Bord sind unter 91 Mann Besatzung: 13 Vollmatrosen, 4 Leichtmatrosen, 1 Segelmacher, 2 Bootsleute, 4 Quartiermeister, 4 Steuerleute und der Kommandant, wenn von 13 an Bord vorhandenen Stewards noch fernere 9 als Seeleute gelten dürften und man annimmt, daß alle ohne Ausnahme im Falle der Gefahr an die Boote eilen und für dieselben sorgen, dann kommen auf das Boot noch nicht 5 Mann. — Was sollen 5 Mann mit einem solchen Boot in ernster Gefahr machen, wenn sie wirklich mit dem Boot zu Wasser gekommen sind



Bug des rammenden Dampfers Hohenstaufen und die gerammte Korvette Sophie (S. 1123).

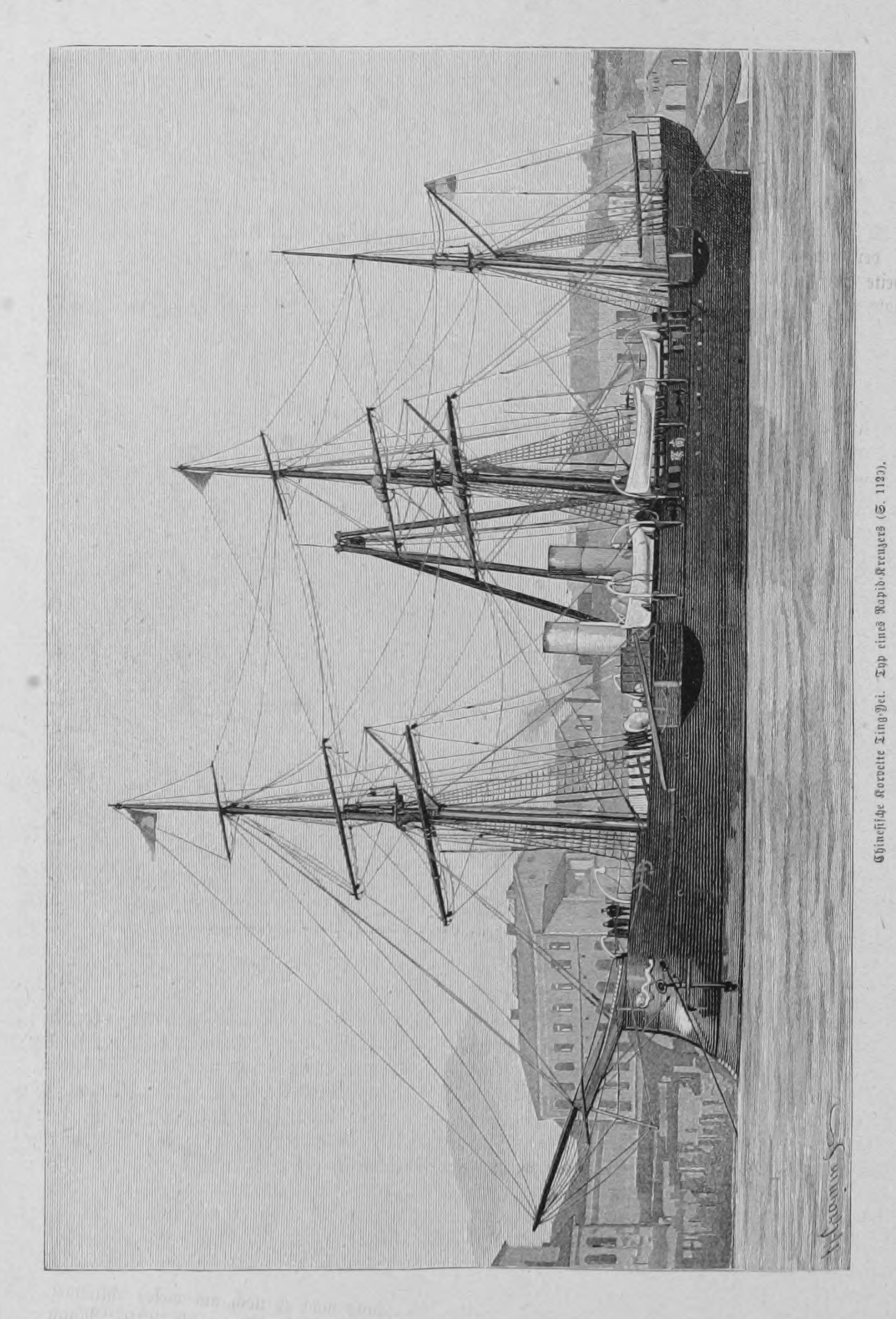
und 60 Passagiere geladen haben? — Ist dann ein Kentern — ein Ertrinken der ganzen Gesellschaft etwas Unerwartetes, ein großer Unglücksfall, der dem als Rettungsboot konstruierten Boote passiert? Wir können es nur als etwas ganz Natürliches ansehen, wie es gar nicht anders zu erwarten war.

Wenn nun aber ein Boot entzweigeht — und das ist doch beim Gerammtwerden, beim Stranden, beim Brand die Regel, dann kommen noch mehr Passagiere auf die andern Boote, ist es dann ein Wunder, daß unter den wenigen der Geretteten im Boot Ertrunkene liegen? (Boot I Cimbria); wird dann eine Rettung mehr sein als ein wunderbarer Zufall?

Im Jahre 1879 wurde die deutsche Kauffahrtei-Flotte nach dem Obigen mit 40 000 Mann besetzt. Im Jahre 1883 gab es noch 39 000 Mann. Ist dem gegenüber das Bedürfnis an Mannschaften in der Kriegsmarine im Falle eines Krieges gewachsen oder geringer geworden? Die Kriegsflotte ist sogar in den letzten 10 Jahren eigentlich erst erstarkt, sie braucht zunehmend mehr an Ersatz und das Mittel, dem seemännischen Handwerke, der Seefahrt, sei es auf Segelschiffen oder Dampfern aufzuhelfen, ist durchaus ein Bedürfnis geworden, oder die Flotte muß sich die Mannschaft, denken wir es seien 25 000 notwendig, allein ausbilden.

In England mag es noch um vieles schlimmer stehen. Englands Kauffahrteiflotte zählt 192 972 Mann Besatzung (im Jahre 1880). Es kamen also bei einem Gesamttonnengehalt von 6 344 000 auf 1000 Tonnen 30,4 Mann, aber wie viele dieser Leute waren englischer Nationalität? Wie will England seine Flotte besetzen, wenn es im Frieden 53 000 Mann hat und im Kriege weitere 60 000 Mann wünscht? Wie werden sich solche Flotten in den ersten Wochen schlagen?

Nachdem einmal die Dampfschiffe sich eingeführt hatten, ging man baldigst daran, die extremen Verhältnisse herbeizuzwingen. Es entstand die für das Jahr 1838 mächtige Konstruktion, der „Great Western," ein Schiff von 39 m Länge und 10 m Breite (4 : 1), welches zu den gesteigerten Dimensionen der Bauten



Chinesische Korvette Ling-Pei. Typ eines Rapid-Kreuzers (S. 1123).

der folgenden Jahre führte. Der „Great Western" dampfte in 16 Tagen von Bristol nach Newyork. Auf der Grundlage fußend, daß ein 2000-Tonnen-Dampfer lange nicht das zehnfache an Kohlen verbrauche wie ein 200-Tonnen-Schiff, erschienen die Konstruktionen, wie z. B. die „Persia" 1856 mit 119 m Länge und 14 m Breite (8 : 1). Die „Persia" hatte bereits 5400 Tonnen Gehalt und mußte 1400

Tonnen hiervon für Kohlen rechnen. Da das Schiff aber 120 Tonnen Kohlen pro Tag verdampfte, konnte es bei seiner nicht großen Geschwindigkeit kaum auf dem Atlantischen Ocean gebraucht werden. Diese Mängel sollten mit Bestimmtheit mit dem „Great Eastern" beseitigt werden. Das Schiff hatte 25 000 Tonnen, war 207 m lang, 25 m breit (8 : 1) und ging 7,6 m tief. Es ist der „Great Eastern" das größte Schiff der Erde geblieben, hat aber die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt. Es fand keine oder wenigstens eine nur sehr beschränkte Verwendung. Für moderne Verhältnisse sind seine Maschinenkräfte zu unbedeutend, 2500 Pferdekräfte gegen viel höhere Zahlen, die von den heutigen Oceandampfern geleistet werden. Der „Great Eastern" hat übrigens seine bislang unsichere Stellung der letzteren Decennien aufgegeben und soll nun endlich zur verdienten Nutzanwendung als Kohlendepotschiff in Gibraltar gelangen.

In dem „Grat Eastern" war man zu ungünstigen Verhältnissen gekommen und eine Umkehr war notwendig. In den letzten Jahren indessen hat man einen erneuten Anlauf in ähnlicher Richtung unternommen, und noch ist man in demselben nicht wieder an der Grenze. Bis 1880 galten die Schiffe von 3000 Tonnen Gehalt als die größten praktischen Seedampfer im Handels-, Post- und Personenverkehr, plötzlich aber, im Jahre 1881 entstanden hintereinander „Alascar" mit 6930; „Servia" mit 7390 und „City of Rome" mit 8410 Tonnen. So daß im Durchschnitt die 7 Schiffe, um welche die Peninsular- und Oriental-Compagnie ihre Flotte 1881 vermehrte, 4500 Tonnen hatten, während die früheren nur 3500 repräsentierten.

Noch eine Zeitlang versuchten die Segelklipperschiffe unter kühnster Führung und der Hintansetzung geringer Beschädigungen, zumal auf großen Seetouren es den Dampfern gleich zu thun; so haben die Klipper „Flying Cloud" und „Surprise" den Weg von New-York nach Californien in 95 und 97 Tagen gesegelt, und dabei Tage mit einem Besteck, d. h. einer durchsegelten Distanz von 374 Seemeilen gehabt; aber sie haben sich dennoch nicht halten können. Die berühmten Theeklipper Englands und Amerikas, welche das verwegenste Wettrennen der Welt jedes Jahr einmal liefern, um den neuen Thee zuerst auf den europäischen Markt zu bringen, sind dahingegangen und heute ist z. B. bekannt, daß der Dampfer „Stirling Castle" in 27 Tagen und 24 Stunden die Fahrt von Hankau bis nach London machte.

Diese großen Verkehrswege mit dem Osten liegen uns indessen vorerst noch ferner, die Verbindungen unserer Häfen mit Amerika haben für uns höheres Interesse. Auch hier haben sich gleiche Verhältnisse abgespielt, aus den sogenannten Passagier- und Oceandampfern ist heutigestags eine ganze Klasse von „Schnelldampfern" entstanden, welche nicht mehr mit 10 und 11 Seemeilen in etwa 10—14 Tagen nach Amerika hinüberlaufen, sondern die den Weg in 7 Tagen machen. Freilich sind es Schiffe von respektabeln Dimensionen und mächtigen Maschinen, wie z. B. die „Parisian" der Allan Line mit 450′ Länge (Breite 46), „Austral" in ziemlich gleicher Größe mit ebenfalls 10 000 Tonnen Deplacement (5580 T.).

Es sind Schiffe, die gegen 200 000 Pfd. Sterl. kosten und 150 Mann Besatzung führen. Die Maschinen der Schiffe entwickeln gegen 10 000 Pferdekräfte und daß mit ihnen und den günstigen Dimensions-Arrangements 1 : 10 der Breite zur Länge Außerordentliches geleistet werden muß, liegt auf der Hand.

Wir wollen hier des neuesten und nach dem „Great Eastern" größten Schnelldampfers, der „Umbria" Erwähnung thun. Die „Umbria" wurde in 11 Monaten nach Zeichnung des Kontraktes fertig und machte 14 Monate später, also 3 Monate nach dem Ablauf, ihre erste Probefahrt. Hierbei machte sie 21 Seemeilen und entwickelte 12 000 Pferdekräfte; sie ist 520′ lang, 57,5′ breit und mißt 41′ im Raum. Alle neuen Fortschritte der Technik sind in der „Umbria" und werden in dem Schwesterschiff, der „Etruria" vereinigt, so unter andern hat sie Schraubenflügel aus Manganbronze, welches in Bezug auf Gewicht und die Gestaltung der Flügelkanten von großer Bedeutung sein soll; der Dampfer gehört der Cunard Line an, so daß diese nunmehr 6 Stück ähnlicher Art besitzt, welche einen regelmäßigen Verkehr mit New-York unterhalten werden. Die Einrichtungen der Salons, Kajüten und Kojen ist in großartigst prächtiger Weise durchgeführt, aber auch für die Mannschaften wird in neuerer Zeit besser gesorgt; auf der „Servia" z. B. sind die Räume der Mannschaft bereits nach den achtern Teilen des Schiffes verlegt worden, so daß der Matrosenwitz dies Ereignis mit den Worten begrüßt: „Peoples forecastle came aft."

Wir hätten nicht so lange bei diesen Dampfern geweilt, wenn wir nicht in ihnen eine besondere Eigenschaft erblickten. Die Engländer sagen von den meisten dieser Dampfer: Sie sind auf der „Admirality List", d. h. sie sind als solche Dampfer konstruiert, die befähigt sind, im Falle eines Krieges als Hilfs-Kriegsschiffe zu dienen. Hiermit ist nämlich gesagt, sie sind befähigt, lange Strecken und größere Zeiten unter event. geringerer Anstrengung zu fahren, sie haben ferner genügende Garantie in ihrem Bau und in ihren Verhältnissen geboten, um eine projektierte Armierung tragen zu können. Wir sehen somit zunächst in dem heutigen Extrem des Passagier- und Oceandampfers eine Art von Hochseekreuzer sich ausbilden, die imstande sein wird, die Zeiten der Blockadebrecher event. wieder neu aufleben zu lassen, ohne daß ihnen die Mehrzahl der Kriegsschiffe, welche bis vor wenig Jahren das Privilegium der Schnelligkeit hatten, etwas wird anhaben können. Daß eine größere Anzahl solcher Dampfer im Besitz deutscher Reedereien für Deutschland von ganz besonderem Werte sein muß, ist einleuchtend. Beispiele für derartige direkte Verwendung liegen bereits vor. Im Jahre 1878 kaufte die englische Admiralität die in Belfast im Bau begriffene „Hecla", und ohne sie weiter zu verstärken, wurde sie mit 5 Stück 6zölligen Kanonen (64-Pfünder) und einem 40-Pfünder armiert. In ähnlicher Weise wurde ein irisches Schiff,

welches zum Viehtransport bestimmt war, von den Chilenen gekauft und mit 8 Stück 11 Tonnen-Kanonen bewaffnet.

Indem man auf die geschilderte Art auf der einen Seite bei Schiffen ankam, bei denen man, was Auswahl des Materials zum Bau des Körpers und der Maschinen, bei der Ausrüstung und endlich bei der Auswahl der Bemannung auf das ängstlichste verfahren mußte, um die Konkurrenz der anderen Linien aushalten zu können, um ein verwöhntes und hochinteressiertes Publikum zu befriedigen, sah man auf einer andern Seite des Weltverkehrs die Schattenseite sich entwickeln. Der Name Plimsoll ist jedem Seemann bekannt und Plimsollscher Sarg ist der Titel, den der Seemann einem Schiffe gibt, das bestimmt ist, ihn mit in die sogenannte blumige Tiefe zu nehmen und anderen event. eine günstige Versicherungsprämie einzubringen. Jeder, der längere Jahre zur See gefahren, hat dergleichen Schiffe, bei denen der eigene Wasserstand immer mit Gewalt niedergehalten werden mußte, gesehen. Die Gesetze haben hie und da wohl schon bezüglich der Ladungsfähigkeit, der Baubestimmungen, der Certifikate u. s. f. Wandel geschaffen, aber noch lange nicht genug ist geschehen, und hält es nicht nötig, in unserer Nähe lange zu suchen, um zu solcher Behauptung Anhalt zu finden. Die Untersuchung des „Cimbria-Falles", eines Falles also, der an den grausigen Tod von 430 Menschen am 19. Januar 1883 in der Nähe des Borkumer Feuerschiffs erinnert und der für die fernste Zukunft als warnendes, belehrendes Merkzeichen dastehen müßte, ist Beispiel genug.

Der Cimbriafall gipfelte, nachdem das rein Seemännische des Zusammenstoßes mit dem englischen Dampfer „Sultan" erledigt war, vorzugsweise in schiffbautechnischen Gutachten und sind jene wertvollen Gutachten nur zu wenig bekannt geworden. Das Gutachten wurde s. Z. von ganz unbeteiligten Personen abgegeben und hat gezeigt, daß auch jetzt noch ein deutscher Plimsoll ganz am Platze wäre. Wir können uns hier nicht in die Details jener Angaben vertiefen und erwähnen nur, daß besagtes Resumé etwa folgendes war: Die Qualität des Materials der Schiffshaut war nicht derartig, wie es verlangt werden muß — die Qualität der Nietungen stand fraglos noch tief unter dem Niveau der Qualität des Materials —, die wasserdichten Schotten waren Verkehrshinderungen, aber keine Sicherheitsvorrichtungen in der Gefahr, sie waren mithin für letzteren Zweck so gut als gar nicht vorhanden. Und solches konnte von einem großen Passagierdampfer gesagt werden!

Eine etwas andere Bauart, anderes Material und andere Nietung zeigt eklatant ein Fall neuesten Datums, über den indessen die Akten noch nicht endgültig geschlossen zu sein scheinen; die Rammung der Kaiserlichen Korvette „Sophie" im Sommer 1884 durch den Dampfer „Hohenstaufen" (S. 1117). Die wunderbare Erhaltung der „Sophie" mit ebenfalls einigen Hunderten von Menschen an Bord ist in erster Linie der wohldisziplinierten Besatzung und schneller, richtiger Kommandofolge zuzuschreiben, wer aber jenes in die Backbordseite gestoßene Loch angesehen oder im Bilde erschaut, wird sagen: demnächst aber muß man den Dank und die Anerkennung dem Bauherrn und den Erbauern, also dem kaiserlichen Schiffbau und seinen Werften zollen.

Die Beschädigung der „Sophie" ist vielleicht die großartigste, die ein noch schwimmendes Schiff aufzuweisen hat. Die ganze Backbordseite war eigentlich vom Kiel bis nach oben hin durchbrochen, so daß der Verband der Backbordseite lediglich nur noch im innern Längsverbande bestand. Ob die allerdings wesentlich billiger arbeitenden Privatfirmen ähnlich arbeiten? Jedenfalls aber wäre es möglich, oder aber möglich zu machen.

Der große Verlust an Kauffahrteidampfern, welche nur als Lastdampfer (S. 1111) dienten, ist seit dem Jahr 1877 ein in die Augen fallender geworden. Ueberall, auch nicht in geringer Zahl in Deutschland, wurden diese sea going warehouses (seegehende Lagerhäuser) grain waggons (Getreidewagen), coalboxes (Kohlenkisten) wie Jack, der Seemann, sie rundweg betitelt, gebaut. Schiffe von größtem Gehalt, minimalster Maschinenkraft, minimalstem Mannschaftsbestand, einer Takelage, die nie dem großen Körper nützen kann, und von einem Baumaterial, welches so stark wie möglich gegen den guten Stahl, aus dem man die Rapiddampfer baut, absticht. Solche Schiffe mit 2800 Tonnen Tragfähigkeit kamen mit 150 Pferdekräften (nom.) aus, und was die einen mit Schnelligkeit und Opfern an Kohlen erreichten, das suchten diese monströsen Seeschiffe durch Langsamkeit und Ersparnisse zu leisten. — Von solchen Schiffen erzählt man sich mit mehr oder weniger Recht wundersam klingende Märchen, sie sollen wirklich wie ein Eisenbahnwaggon gebaut sein und dessen Seetüchtigkeit haben. Man soll nicht unterscheiden können, ob man das Schiff am Kreuzmast, oder am Fockmast sieht, wenn man im Dock darunter steht u. s. f. So hat eine englische Versicherungsgesellschaft, welche 700 Dampfer in ihren Listen führt, in nicht ganz drei Jahren 485 548 Pfd. Sterl. an Prämien gezahlt. Für Schiffe, welche strandeten, mußten hiervon allein 249 312 Pfd. Sterl. entrichtet werden. Ohne die Interna aller Fälle vor sich zu haben, kann man kein genaues Urteil abgeben, aber sprechen diese Zahlen nicht auch ohne Kommentar?

Im allgemeinen neigte man sich der Ansicht hin, daß das eiserne Dampfschiff viel älter werden könnte, als das hölzerne Segelschiff, dessen Lebensende eigentlich mit 20 Jahren anfing — hierbei kann natürlich nicht behauptet werden, daß noch eine Masse Holzschiffe, repariert und aufgebessert, gut das doppelte an Zeit fahren können —, beim Eisenschiffe hat man indessen bis jetzt noch überhaupt nicht absehen können, wann dessen Invalidität erklärt werden müsse — aber mangelhaftes Material und ungenügende Konstruktionsverhältnisse, einmal angewendet, müssen es dahin bringen, daß unter den verunglückten Schiffen auch die neueren eisernen Dampfer recht zahlreich — nicht jedem zum Nachteil — verzeichnet werden.

Im Jahre 1881—1882 sind der englischen Handels-

flotte außer durch Kollision verloren gegangen: 198 fast neue Schiffe, 400 zwischen 3 und 7 Jahren, 502 zwischen 7 und 14, 919 zwischen 15 und 30, 4337 zwischen 30 und 50, 40 zwischen 50 und 60, 26 zwischen 90 und 100, und 3 über 100 Jahre. Bei 70 Schiffen konnte das Alter nicht ermittelt werden. Es sind dies bedenklich große Zahlen, aber Zahlen, lehrreich nach jeder Seite hin. Stellen wir nur die eine Frage: Wie mögen die 3 Schiffe ausgesehen haben, welche über 100 Jahre alt waren, als sie verunglückten?

Wenn man in England den Mittelpunkt des Welthandels erblickt, so kann es nicht Wunder nehmen zu hören, daß an den englischen Küsten nach den Veröffentlichungen des Board of Trade daselbst in 30 Jahren gegen 60 000 Schiffbrüche stattgefunden und gegen 21 000 Menschen ihr Leben verloren haben. Die höchsten Verlustzahlen weist das Jahr 1877 auf mit 4164 Schiffen; seitdem ist man nicht mehr unter 3000 gekommen.

Diese letzten hier gegebenen Zahlen sind allerdings schreckenerregender Art. Aber wo viel Licht ist, ist viel Schatten und vice versa. — Was haben seitdem die Rettungsanstalten geleistet? — Sind sie in ihren Leistungen gestiegen — sind sie zurückgegangen? — Sind die Mittel zur Rettung mit den Flotten, mit den Ansprüchen gewachsen? In den letzten 30 Jahren sind an der englischen Küste 13 500 Menschen gerettet worden und hat hierzu ein Apparat von nunmehr 274 Rettungsbooten geholfen. 293 Raketenapparate bestehen ebendaselbst und haben diese allein 1882—1883 450 Menschen geborgen, 190 mehr als im Jahre 1881—1882.

In unserem Nachbarstaate Dänemark bestehen nicht weniger als 41 Rettungsstationen und haben wir deren segensreiche Thätigkeit in der Rettung der Mannschaft S. M. S. „Undine“ unlängst genügend kennen gelernt.

Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ist erst im Jahre 1865 recht ins Leben getreten, damals zahlten 3000 Personen 14 200 Mark, heute hat die Gesellschaft bereits einen Personalbestand von 41 000 Personen und einen Jahresbeitrag von 130 000 Mark. Es sind in Thätigkeit 87 Rettungsstationen mit 41 Booten. Sie haben seit dem Beginne der Gesellschaft nicht weniger als 1394 Menschen gerettet. Es ist dies schon ein großes Resultat für die freiwillige Hilfeleistung einer Anzahl von Personen, die bei ihrem Unterstützungszweck sich des nationalen Gedankens wohl bewußt sind.

* * *

„Schnelligkeit“ ist das Motto unserer Zeit — Schnelligkeit ist es, welche die Existenz des Post- und Passagierdampfers sichert. Auf der Schnelligkeit basiert das Leben des Blockadebrechers. Die vehementen, schlachtenreichen Kriege der Neuzeit sind in kurzer Zeit zu Ende gewesen und die letzten Monde glichen meist nur noch dem Ausbluten eines zu Tode Getroffenen. Schnell muß daher auch die Herstellung, der Ersatz der Kriegsmittel und speciell auch der brauchbaren Kriegsschiffe sein. Dies ist ein Stadium, auf welches bisher noch wenig hingearbeitet worden ist, welches aber immer mehr in den Vordergrund rückt. In allem, was das Seewesen anbetrifft, thun wir gut, uns an den englischen Zahlen zu belehren, denn sie sind dort handgreiflich größer als bei uns, wenn wir auch stets ein kleineres Spiegelbild des dort Geschehenden bei uns erschauen könnten.

Eine Kriegsflotte verzinst das immense Kapital, welches in ihr steckt, nicht direkt. Die Zinsen der Flotten, der Heere müssen anderswo gesucht und gefunden werden. Der erhaltene oder der wiedererlangte ehrenvolle Frieden sollen die Momente bilden, in denen die großen dahingegangenen Summen mit Zinsen zurückgezahlt werden. Solches will sich mancher, und zumal ein mit konkreten Begriffen rechnen wollender Parlamentarier oft nicht vorstellen. Der wirkliche Kaufmann aber ist sich der Thatsache wohl bewußt, daß eine maßgebende Stellung der Nation ihm allein seine Verträge, seine Berechnungen schützt und daß der Schutz im Grunde genommen nichts weiter ist als stete Kriegsbereitschaft seiner Nation. Wir haben in England seit Monden diesen Schrift- und Redekampf hin- und herwogen sehen, indem die einen behaupten, England ist imstande, sich und seine Unterthanen vermöge seiner Flotten zu erhalten, und die anderen nachweisen, daß Liverpool und der Clyde innerhalb 48 Stunden nach einer Kriegserklärung so gut als verloren bezw. in ihren großartigen Werten zerstört sein können.

Die Summen, welche man zu beanspruchen für notwendig hielt, um mit der Flotte auf der Höhe der Situation zu bleiben, sind nicht gering. Reed, der frühere Chefkonstrukteur der englischen Marine, kam zunächst, als noch keine kriegerischen Aussichten vorhanden, auf eine Summe von 5 Millionen Pfd Sterl. und brachte dabei gelegentlich zur Sprache, welche Summen beim bisherigen Verfahren eigentlich, ohne daß ihrer gedacht wird, wirklich zinsenlos verschwinden. Reed ist der Ansicht, daß drei Jahre hinreichend seien, ein großes Panzerschiff zu erbauen, und darin muß man ihm zweifellos recht geben. Man braucht ja nur die Kontrakte mit Privatfirmen einzusehen. So lief z. B. die Fregatte „Kronprinz“, deren Kiel im Februar 1866 gestreckt wurde, bereits am 7. Mai 1867 ab, und fünf Monate später fand die Abnahme durch eine preußische Kommission in Poplar (London) bei der Firma Samuda Brothers statt. Solcher Leistung stehen natürlich andere gegenüber, bei denen der Bau fünf und sechs Jahre dauerte, teils durch Arbeiterverhältnisse, teils durch neuere Erfindungen verzögert wurde, die man den Schiffen noch nachträglich einverleiben wollte.

Zum Bau der beiden englischen Schwesterschiffe „Ajax“ und „Agamemnon“, Schiffe von 8500 Tonnen Deplacement, hat man sogar über 7 Jahre gebraucht und über den notorischen Wert der Bauten ist man sich noch keineswegs recht klar. Indessen hat der „Agamemnon“ die Reise nach Ostasien angetreten und wird man in maritimen Kreisen bald über ihn klar sehen. Wesentlich anders lautet es dagegen zu hören:

Das chinesische Panzerschiff „Chen Yuen", mindestens ebenso vollkommen mit allen Erfindungen der Neuzeit ausgerüstet wie obige beiden, wurde vom Vulkan in Stettin am 21. September 1881 begonnen und lief am 28. November 1882 ab. Die Probefahrt fand nun allerdings erst den 1. April 1884 statt; es fehlten die Panzerplatten, und hat durch diese Späterlieferung die Bauzeit eine Verlängerung von sechs Monaten erfahren.

Der früher erwähnte Bau der „Umbria" ist mit das Epochemachendste, was Schnelligkeit anbetrifft, ein sicher mit allen neuen Erfindungen reichst begabtes Schiff von etwa 12 000 Tonnen Deplacement, in 14 Monaten nach der Kontraktzeichnung die Probefahrt unternehmend. Ob man mit Kriegsschiffen dasselbe fertig bekommen kann, scheint nach obigem annähernd möglich, denn das fortwährende Aendern während des Baues hat noch selten Gutes hervorgebracht.

Wie lange in Zukunft Kriege dauern werden, kann niemand bestimmen, man möchte behaupten, nur kurze Zeit, denn die Länder können die Lasten der Heere nicht ertragen. Der Beweis aber muß noch geliefert werden, möglich ist es immerhin, daß trotz aller Humanitätsbestrebungen die nächsten Kriege zu Rassenkriegen, zu totalen Vernichtungskämpfen ausarten werden, die dann wieder jahrelang hingezogen werden können — das aber steht fest: Schiffe wie die ebengenannten, deren Materialbeschaffung eine lebhafte, begünstigte Industrie im eigenen Lande bedingen, können wir — oder auch andere Nationen — in einem Entscheidungskriege kaum mehr gründlich reparieren, geschweige denn neu bauen. Eine oder die andere große Fabrik, deren man benötigt ist, ist vom Feinde besetzt, zerstört worden, oder hat ihre Arbeiten aus anderen Gründen einstellen müssen.

Die großen Entscheidungen werden auf dem Lande fallen, wenn Deutschland beispielsweise mit irgend einer kontinentalen Macht in Differenzen geraten sollte. Ist die Macht aber keine kontinentale, dann muß entweder Deutschland sich der anderen Macht beugen, oder aber es muß sich die Mittel verschaffen, gegen die Riesen des Meeres anzukämpfen. Man muß deshalb Schiffe haben, die den feindlichen an Zahl und Stärke ebenbürtig sind, und kann man solches nicht, dann muß man andere Kriegswerkzeuge beschaffen, die einen Ersatz bilden.

Heute sind England und Frankreich die Rivalen auf dem Wasser, die Rivalen in der Frage der Kolonisation, und erst neuesten Datums, aber ohne jegliche militärische Zukunft, sind die Bemühungen Deutschlands in dieser Beziehung. England und Frankreich liegen, nur von einem schmalen Meeresarm getrennt, so nahe aneinander, daß man annehmen kann, daß ernstliche Zwiste ebendaselbst werden ausgefochten werden, und der Anwachs der französischen Flotte in den letzten zehn Jahren läßt auch bei uns die Idee sich ausbilden, daß man nicht nur Deutschland, sondern eine Koalition von kontinentalen Mächten, oder gar England eventuell zu bekriegen für möglich hält. So ist denn neben der englischen die französische Flotte thatsächlich zu einer Flotte I. Klasse herangereift und Deutschland, Italien, Oesterreich bescheiden sich mit Stellungen II. Klasse in der allgemeinen Machtreihe. Die starken, stark gepanzerten und stark bewaffneten Kriegsschiffe, die man Hochseeschlachtschiffe (der Typ eines solchen ist abgebildet S. 1115) nennt, zählt man in den letztgenannten Staaten einzeln, wenn man sie in England und Frankreich zu fünfen ihnen gegenüberstellen könnte. Diesem Faktum gegenüber hat sich der Bau der Schiffe einrichten lassen. Deutschland, Dänemark und andere Staaten denken bezüglich der großen, starken Schiffe hauptsächlich an eine Defensive und konzentrieren ihre Schiffe in den heimatlichen Häfen, beziehungsweise Gewässern. Nur Italien hat eine Ausnahme gemacht, und wohl auch nur wegen seiner außerordentlichen Küstenentwickelung machen müssen. Italiens neue Panzerflotte stellt eine, wenn auch nicht zahlreiche, so doch mächtige Klasse von Hochseeschiffen par excellence vor, welche die rivalisierende, z. B. französische Flotte, andererseits wieder zur Konkurrenz zwingt.

In Deutschland, wie gesagt, ist man mit einer beschränkten Schiffsgröße (ca. 7000 Tonnen Deplacement) stehen geblieben, während England, Frankreich und Italien kaum noch unter 10 000 Tonnen Deplacement arbeiten, Schiffe, die also ein Gewicht repräsentieren wie die großen, früher erwähnten Schnelldampfer. Nur sehen die Schnelldampfer (S. 1115) bei ihren viel eleganteren Formen, schlankeren Verhältnissen und immerhin noch gefälligen Takelagen ungleich bedeutender und schöner aus, wie z. B. Schiffe der Italia-, Lepanto-, Baudin-, Rodney- u. s. w. Klasse.

Schon in diesen Schiffen liegen außerordentliche Gegensätze. Während die neuen Kriegsschiffe 5 Meter Länge auf einen Meter Breite zeigen und überhaupt etwa 100 Meter lang sind, erscheinen die großen Passagier- und Postdampfer im Verhältnis von 9 : 1 und einer Länge bis zu 160 Meter. Jene mit Eisen und Stahl umgürtet bis zu einer Dicke von 600 Millimeter und einem Gewicht des ganzen Panzers, der z. B. bei „Camperdown", engl., und „Marceau", franz., 3200 Tonnen = 67 000 Centner erreicht, repräsentieren das Extrem der Widerstandsfähigkeit, diese haben eine Wand von höchstens einzölligem Stahl, sind mithin leicht von jedem Geschoß zu durchschlagen, und dennoch sind beide Schiffsarten Gegner auf dem Wasser. Wird der leichte, dünnwandige Dampfer von dem schweren Panzerschiff erreicht, dann ist er so gut wie verloren — aber er ist schneller. Er kann, einmal zum Kriegsschiff umgeformt, indem man ihm einige wenige Kanonen gegeben, seinen Zweck lange verfolgen, ohne daß es einem Panzerschiff gelingen wird, seiner habhaft zu werden. Die 3000 Tonnen, welche jene anlegten, um die Wand zu stählen, bergen die Schnelldampfer in Form von Maschinen und, was nicht unbemerkt bleiben darf, in — Kohlen. So können die großen Passagierdampfer 1500 Tonnen Kohlen nehmen, ohne ihre sonstigen Räume zu belasten, verzichten sie aber auf anderen Waarentransport, dann können sie noch weitere 2000 Tonnen bergen und sind somit in dieser Beziehung

einem großen Kriegsschiff, welches vielleicht 600 Tonnen Kohlen faßt, ganz wesentlich überlegen.

Sie können wochenlang mit größter Geschwindigkeit dampfen, viele Wochen mit gemäßigter Fahrt. Sie können deshalb überall in der ganzen weiten Welt erscheinen, während dem überlegenen Gegner manche Gegenden so gut wie verschlossen daliegen. Das Panzerkriegsschiff wird fast immer nur langsam von Hafen zu Hafen dampfen, dem schnellen Passagierdampfer sind diese Beschränkungen nicht auferlegt. Das schnelle Panzerschiff dampft 12 Seemeilen, wenn es hoch kommt 14 und wenn es fraglich ist 15. Die Schnelligkeiten der Passagierdampfer müssen heute mit dem Minimum von 14 Seemeilen beginnen. So sehen wir, wie dem Schwachen eine scharfe Waffe in jenen Schiffen in die Hand gedrückt worden ist, und wenig verständlich würde es sein, wenn er die Gelegenheit vorbeigehen ließe, seinem Vaterland zu Nutz und Frommen sich in der damit gekennzeichneten Richtung, große schnelle Handelsdampfer zu bauen, ganz besonders zu vervollkommnen und zu excellieren.

Wenn man es auch aus genannten Gründen ziemlich wird aufgeben müssen, mit einem Panzerschiff einen derartigen Dampfer unschädlich zu machen, so ist hierzu eine andere Klasse von Schiffen, die Klasse der sogenannten Rapidkreuzer (S. 1120) berufen. Bis zum neuesten Datum steht die Anzahl der Rapidkreuzer noch ziemlich schwach da, die meisten Rapidkreuzer sind große Kreuzer, aber nicht mehr rapid, und wird es dem Schiffbau stets gelingen, für die Verhältnisse des Verkehrs schnellere Schiffe herzustellen als für den Krieg. Steigen die Kriegsschiffe auf 16 Seemeilen, so steigen die anderen Dampfer auf 18 und heute ist die Geschwindigkeitsgrenze noch nicht abzusehen.

Der Name David ist ein bekannter, teils aus der Geschichte der Juden, teils aus der Geschichte der Kriegswerkzeuge. David Bushnell hieß der Mann, der, geboren 1742 in Connecticut, gegen Ende des 18. Jahrhunderts zum erstenmal der Idee eines Offensiv-Torpedos festere Form in Gestalt eines unterseeischen Bootes gab, David hieß dieser Mann, dem man später den Namen „Father of submarine warfare“ beilegte (Vater der Unter-Wasser-Kriegsführung) und Davids hießen im Jahre 1862—1864 jene halb oder ganz unter Wasser sich bewegenden kleinen Torpedoboote, mit denen die südstaatlichen Verteidiger sich die Panzerschiffe und Fregatten der Nordstaaten und oft mit gutem Erfolg vom Halse schaffen wollten.

Die heutigen, nach Hunderten zählenden **Torpedoboote** (S. 1113), was sind sie anders als neue, verbesserte Auflagen jener ersten Davids, ungleich schneller, ungleich formidabler ausgerüstet, während die Stärkenverhältnisse der Schiffe, die solchen Angriffen ausgesetzt sind, lange nicht in gleichem Maße gewachsen sind. Diese Gegensätze lassen sich mit wenig Worten schildern: Die ersten Torpedoboote waren Boote, welche nur geringe Geschwindigkeit besaßen, sie liefen etwa 4 Seemeilen, während die Schiffe, welche angegriffen werden sollten, immer wenigstens das doppelte leisten konnten. Einmal entdeckt, war mithin das Torpedoboot so gut wie verloren, und der Angegriffene, sofern er nicht bewegungslos gemacht war, außer Gefahr — dies, wenn das Torpedoboot überhaupt herankam, wie viele sind aber nicht beim bloßen Schwimm- oder Tauchversuch einfach mit der todesmutigen Mannschaft versunken? — Die Panzerschiffe und schnellen Korvetten laufen 14 Seemeilen, wenn es hoch kommt; wenn sie länger als einige Wochen nicht im Dock liegen können, um bodenrein gemacht zu werden, laufen sie 12 Seemeilen, und ein Torpedoboot? Um den Namen eigentlich zu verdienen, muß es 14 Seemeilen laufen können. Ein ordentliches Boot aber läuft 16 und mehr in der Stunde, also es ist schneller wie ein Schiff.

Es sind das Verhältnisse, die man vor zwanzig Jahren noch für fast unmöglich hielt, und erst die Erbauung der „Miranda“, eines leichten Dampfers von 81 Fuß englisch Länge und 10,5 Fuß Breite, durch Thornicroft in Cheswick im Jahre 1872, macht es klar, daß man auch mit solch kleinen leichten Booten 16 Seemeilen und mehr erreichen könne. Der Bau der großen Torpedoschiffe wie „Zieten“, „Ulan“ und ähnlicher Konstruktion hörte demzufolge zunächst auf und man versuchte vorzugsweise jüngst in England mit 5—6 Fuß tief gehenden wirklichen Torpedobooten zu glänzen. Daß solche Boote gedeckt sind und der wenig zahlreichen Besatzung immer noch als Schiff gelten können, ist augenscheinlich, und das unglückliche Verhältnis gegenüber jenen ersten Torpedobootsmannschaften, die schon bei der Einschiffung einem *sicheren* Tod entgegeneilten, war überwunden; an die Stelle jenes, wenig aufmunternden Gefühles war von vornherein das Bewußtsein einer gewissen sichernden Ueberlegenheit gegen den Feind getreten.

Die Defensivwaffen, mit denen angegriffene Schiffe die Torpedoboote abwehrten, waren in erster Linie die Geschütze. — Man muß ohne weiteres zugestehen, die neuen Kanonen sind in ihren Leistungen gewaltig über die alten Geschütze der Amerikaner der Kriegsjahre erhaben, was Präcision und Durchschlagskraft anbelangt, aber sie sind überall in der Zahl gesunken. Die Schiffe mit 30 Kanonen sind Schiffe mit 10 Kanonen geworden, endlich mit der Zunahme der Panzerstärken ist diese Zahl auf 4, 2 und 1 Kanone größten Kalibers geschwunden. Was fragt man auf einem Torpedoboote danach, ob man von einer 1000 kg schweren Granate, oder einer 25 kg schweren durchschlagen wird. Allenfalls kann man noch hoffen, daß die stärkere den Widerstand des Torpedobootes gar nicht empfindet — 3 mm bilden nur sehr schwache Bleche — und nicht explodiert. Dann aber, hat die schwere Kanone ihr Projektil verfeuert, dann hat sie sobald kein zweites zu versenden, und der Mann, der mit Hand und Fuß das Ruder und den Feuermechanismus auf dem Torpedoboot bewegt, kann mit jenem alten Freiheitshelden sprechen: „Mach deine Rechnung mit dem Himmel — deine Uhr ist abgelaufen!“ — die großen starken Kanonen haben die Defensivkraft der Schiffe gegen Torpedoboote geschwächt.

Andere Mittel mußten herbeigeholt werden.

Wo der Riese nicht mehr hinlangt, reicht vielleicht der Zwerg aus. Neben den wenigen großen Kanonen wurden zahlreiche kleine Geschütze aufgepflanzt. Die Totenorgeln des Mittelalters sind in den Revolverkanonen der Neuzeit wieder zum Leben erstanden. Sie werfen Eisen und Blei, Granaten und Massivgeschosse in kaum glaublichen Massen den heranjagenden Torpedobooten und ihren siegbegierigen Führern entgegen. Ob sie ihn abschrecken werden — ob sie, wenn sie sein Boot treffen, es ernstlich beschädigen?

Sicher, sie werden ihn abschrecken, wenn er denkt, daß jede Kugel, die fliegt, ihren Mann trifft, wer das aber denkt, muß seinen Fuß nicht auf das Deck eines Torpedobootes, seine Existenz auf ein Blatt setzen wollen. Die Zeit aber, die dem Schützen zum Treffen und Zielen gegeben ist, ist kurz, das Bewußtsein der furchtbaren und nahen Gefahr, der schnell entstehende und sich lagernde Pulverdampf werden manche Geschosse, die sonst treffen sollten, einen verkehrten Weg führen. Wir sagten, die „sonst" treffen sollten. Nach den Regeln der Schießkunst sollen einige treffen, wenn z. B. 10 Stück verschossen werden. Aber die Ziele stehen nicht wie auf dem Schießplatze, sie eilen mit der Schnelligkeit eines mittleren Eisenbahnzuges und die Ziele sind klein. Sie sind nur einen Meter über Wasser, die See läuft an ihrem Bug in die Höhe und verwischt dem Schützen das Ziel vollends. Die Breite ist größer — die Boote sind 3 Meter breit, aber dennoch ist die Scheibe, die sich dem Angegriffenen zuwendet, nicht 3 Quadrat-Meter, sondern es ist ein scharf zulaufender Keil, dessen Wände 10 Grad etwa zur Schußlinie stehen, und wenn dann die Geschosse herankommen und wirklich treffen, sie treffen die dünne 3—4 mm-Wand unter 10 Grad Auftreffwinkel, und wirkungslos verlieren sich die meisten in der See. Nun wohl — aber die Ziele sind lang, 30—40 m lang. Die Geschosse fallen in das Deck ein, welches eine nicht zu verfehlende Scheibe bildet. Gewiß — aber unter welchem Winkel? 2—3 Grad, d. h. dann werden sie erst recht harmlos von dannen eilen, wenn sie nicht gerade, abgelenkt durch ein böswilliges Hindernis, in das Innere des Bootes hineinschlagen. Aber die Kanonen aus den Marsen? Geehrter Leser, hast du bereits aus einem Mars geschossen, oder in einem Mars gesessen, wenn Schiffe sich bewegen? Man glaubt sich dort wohl manchmal über den Wolken schwebend, wenn man den Pulverdampf da unten beobachtet, und schießen — thut sich da recht schlecht, denn das Zittern, welches im festen Schiffskörper kaum bemerkbar, ist, von der Maschine kontinuierlich verstärkt, dort oben recht heftig geworden und kann man es beinahe ein „Schlagen" nennen.

Und wie steht es mit dem Fallwinkel, unter dem man von dort gegen ein herankommendes Torpedoboot feuern kann? Wenn der Mars 30 m hoch ist, das Torpedoboot 800 m ab, dann ist $\frac{30}{800}$ = 0,5375 = tg Winkel = 2° 10^{m}. Ist das Boot bis auf 400 m heran, so ist der Winkel erst 4° 20^{m} geworden, ein Winkel, welcher den Einfallwinkel eines Hotchkish-Revolverkanonengeschosses im ersten Falle auf 4$^{1}/_{2}$ und im zweiten Falle auf 5$^{1}/_{2}$° bringt; die Schüsse werden dem Torpedoboot keinen ernsthaften Schaden zufügen. Auf 400 m Entfernung aber angekommen, wird die Zeit für den Torpedoschuß gekommen sein, und wie dann die Entscheidung fällt, bleibt noch dahingestellt. Also — man ist gerne geneigt, den Revolverkanonen eine übergroße Leistungsfähigkeit beizumessen, die heutigen müssen noch sehr verbessert werden, wenn sie das erfüllen sollen, was man von ihnen verlangt. Die Revolverkanonen sind gut, aber — zu anderen Zwecken.

Es wäre ein schönes Ding, wenn man ein Schiff im Momente des Angriffs durch Torpedoboote mit den bereitgehaltenen Schutznetzen aus Stahldraht schleunigst umgeben könnte, aber dieser Schutz ist ein sehr fraglicher und bleibt er vorerst noch immer im Versuchsstadium und auf wenige Schiffsteile ausgedehnt. Das fernere Defensivmittel ist die ganze Baueinrichtung des Schiffs. Man begibt sich der Hoffnung, den Torpedo ganz abzuhalten und verbaut das Schiff im Innern mit so viel Wänden und Zellen, daß auch die ernstlich treffenden Torpedos in ihrer Wirkung lokalisiert bleiben — die Ernstproben haben wir noch nicht gesehen. Wie sich 15 kg Schießwolle lokalisieren lassen, so lassen sich nicht 30 und 40 lokalisieren, und was heute im Torpedo noch Ballast ist, kann morgen vielleicht schon durch Schießwolle ersetzt werden.

Ein Mittel gegen Torpedobootsangriffe! Man würde dem Erfinder hohen Lohn sichern. Bis jetzt hat ihn noch niemand verdient und eine ganz neue Klasse von Schiffen, die „Torpedojagdschiffe", sind im Entstehen. Das Torpedojagdschiff ist ein teures Experiment, dessen Sinn wir nicht recht verstehen können, wenn wir auch wollten. Es soll ein Dampfer sein von ziemlich großen Dimensionen und abnorm großer Maschine bezw. Schnelligkeit; ob man die Torpedojagdschiffe in großer Anzahl bauen will, das steht noch dahin. Aber wie will man sie verwenden? Die Torpedoboote haben zwei Hauptarten des Kampfes. 1) Sie liegen im Hafen oder in flachen Gewässern und benutzen vorzugsweise die Nacht dazu, an feindliche Flotten heranzukommen, bezw. sie zwingen diese, sich nachts mehr als hundert Seemeilen von der Küste fern zu halten; oder 2) sie begleiten die Schlachtschiffe mit auf die See und greifen in den Kampf mit ein. Soll das Torpedojagdschiff sich zum Bewachen der Häfen verwenden lassen? oder will es sich unter die Kanonen einer Flotte begeben? Beides kann es nicht gut. Eine dritte Chance, die aber sehr gering ist, wäre es den auf Excursionen sich begebenden Torpedobooten aufzulauern und sie unschädlich zu machen.

Noch steht das Torpedoboot als formidabelste Waffe des Seekrieges da und in ihrer Anschaffung und Vervollkommnung müssen die kleineren Seemächte ihr Heil, ihren Schutz und Trutz suchen. Wir haben in Deutschland einen günstigen Zeitpunkt der Beschaffung gesucht. Unsere sämtlichen Torpedoboote repräsentieren einen reellen Gefechtswert, sie laufen

16—20 Seemeilen, und das Torpedojagdschiff muß flinke Beine und wenig Tiefgang haben, welches solches Boot in unseren Ost- und Nordseegewässern greifen will.

Und wie steht es mit dem Bau der Torpedoboote — kann man im Falle eines bevorstehenden Krieges Torpedoboote bauen und im Kriege fertig stellen? So ganz von heute auf morgen beginnt der Krieg nicht. Ein Torpedoboot großer Art, wie wir sie jetzt haben und wie sie von der Gesellschaft Vulkan in Bredow bei Stettin, von Schichau in Königsberg und an der Weser gebaut worden sind, verlangt mit Neukonstruktion der Maschinen 6 Monate. Der Vulkan beispielsweise kann, wenn heute 6 Torpedoboote bestellt werden, das erste Boot in 6 Monaten, das zweite in 6 Monaten 10 Tagen, das dritte in 6 Monaten 20 Tagen u. s. f. fertig stellen. Sind die Maschinen aber teilweise fertig, oder im Modell vorhanden, so kann diese Zeit nochmals um je 20 Tage vermindert werden. Das ist heute; wird das Torpedoboot erst noch ein gangbarerer Artikel, dann findet man sie eventuell vorrätig, bezw. die Bauzeit ist noch mehr zu verkürzen — alles in allem die Torpedoboote sind Waffen, welche sich während eines Krieges — und in großer Zahl bauen lassen.

Was ist im Kampfe an Land der Zugführer, sogar der Einzelführer größerer Abteilungen, nur selten hat er eine eigene Bestimmmung, liegt bei ihm die Entscheidung — wie anders liegt es auf dem Wasser und speciell in der Waffe, die uns so recht von der Natur ihres Wesens gegeben ist. Schweifen wir zum Schluß unseres Aufsatzes einen Moment von der vorgesteckten Linie ab und versetzen uns in das Mêlée eines Seekampfes. Dort sind in einem Boote, welches befähigt ist 20 Seemeilen in der Stunde abzulaufen, nur 12 Mann als Besatzung. Der eine ist der Ingenieur, der Maschinist, der mit kundiger Hand seine mit 1000 Pferdekräften arbeitende Maschine leitet und bewacht. Dort vor den Feuern, durch welche die Luft mit Gewalt hindurchgejagt wird, lauern, jedes Winks ihres Vormannes gewärtig, einige wenige Heizer, aus deren Gestalten und Bewegungen zu folgern ist, daß sie die Elite ihrer Charge vertreten. Vorn im Torpedoraume steht der Rest der Mannschaft, 1 Unteroffizier und event. 4 Matrosen bereit zur Handhabung bezw. zur Lanzierung des verderbenbergenden Geschosses. Einer aber steht am Ruder, um sich und neben sich die einzelnen Kommandoelemente, an denen es nur eines Druckes bedarf, um seinen Willen kund zu thun. Einzelne Oeffnungen in der eisernen Turmwand, die etwas über das Deck hinausragt, gestatten ihm freie Umschau und Aussicht nach vorne. Und dieser eine ist ein blutjunger Lieutenant. Hinter sich hat er nichts oder nur sehr wenig gelassen — vor ihm aber leuchtet, strahlt alles. Alles oder nichts! muß sein Wahlspruch sein, kommt er nicht an den Gegner heran, dann weiß er, er ist verloren, man wird ihn nicht schonen, wird nicht für wert halten, ihn zu retten, wenn er im Wasser um den letzten Atem ringt, aber wenn er herankommt — dort am Bug seines Bootes winkt ein kleines weißes Bändchen, es ist der Wimpel, den er dort führt, am Wimpel erblickt er ein winziges — schwarzes Kreuz. — Volldampf! ruft er durch das Sprachrohr und fest faßt er das Ruder, während das „Fertig" nach dem Torpedoraum tönt. — Nur noch 50 Sekunden und er ist heran, und diese 50 Sekunden soll er sich vor den Revolverkanonen fürchten, deren Schüsse er kaum hört — und jetzt, wo er dem höchsten Ziel, nach dem ein junger Offizier strebt — Anerkennung und Ruhm — so nahe? Nein — niemals!

In diesem kleinen Phantasiegebilde liegt der unschätzbare Wert der Torpedowaffe, wenn auch die Waffe als solche vielleicht noch nicht das wünschenswerte Maß der Brauchbarkeit erreicht haben sollte. Jeder junge, hoffende, strebende Lieutenant oder Seekadet fühlt in sich den Beruf, zu einer Großthat berufen zu sein, und er weiß, daß ihm die Gelegenheit geboten ist, so wie er nur will. Und fällt er, und schließen sich die Wasser über ihm, was liegt daran, ein Boot von nicht allzu hohem Wert und die wenigen Insassen! — Aber neben und hinter ihm da jagen die andern Boote heran, für die er die Schüsse aufgefangen, sie werden ihn rächen.

Narcissus.

Von

Heinrich Bulthaupt.

In einer berühmten Heilanstalt für Geisteskranke war auch ein junger Mann, der einzige Sohn eines hochgestellten begüterten Staatsbeamten, untergebracht worden. Das Geschick dieses Unglücklichen, der kaum sein zwanzigstes Jahr vollendet hatte, machte in der nahegelegenen mittelgroßen Stadt, in der er gelebt und deren Malerakademie er bis zum Ausbruch seiner jammervollen Krankheit besucht hatte, viel von sich reden. Ueberall aber, wo man den Armen kannte oder zu kennen glaubte, sprach man mehr tadelnd als bemitleidend von ihm, und anstatt ein blühendes junges Leben zu beklagen, das plötzlich aus allen Fugen gerückt und einer trostlosen Blindheit anheimgegeben war, nahm man die Miene bewährter Propheten an, die einen solchen Ausgang lange vorhergesehen und gesagt hatten, und begnügte sich mit einem schwachen, bedauernden Kopfschütteln. Ein viel gehörtes Stichwort war die maßlose Eitelkeit des Jünglings, der, stolz auf ein glückliches Aeußere und vortreffliche Fähigkeiten, sich einer Selbstvergötterung hingegeben habe, die allmählich zum Größenwahn geworden sei. Ein solches Stadtgespräch erschöpft sich in einer Woche vollkommen und man hätte den Unglücklichen ganz vergessen, wenn nicht nach einem halben Jahre ein — besseres oder schlimmeres — Ereignis die klatschsüchtige Bevölkerung aufs neue in Bewegung gesetzt hätte: sein Tod. Nun erneuerte sich das alte Gerede, aber wie es einem Toten schicklicherweise nicht anders widerfährt, mit größerem

Bedauern als zuvor; auch gedachte jetzt einer oder der andere der armen Eltern, die ihren einzigen Hoffnungsstern so früh, so elend untergehen sehen mußten.

Einen Tag nach seinem Tode sah man einen herrschaftlichen Wagen vor der Thüre des Irrenhauses halten. Der zuerst aussteigenden nicht mehr jungen Dame folgte ein Knabenjüngling, dem man sein siebzehntes Jahr noch nicht ansah. Seine Augen waren vom Weinen gerötet, die nicht allzu vollen Wangen von Fieberröte überflogen.] Anstatt die Mutter zu führen, lehnte er sich an sie und ließ sich von der schönen Frau mit dem edeln und ruhigen Antlitz, das ein ungebleichtes, dicht anliegendes schwarzes Haar gefällig umschloß, fast zur Thüre leiten; drinnen fragte die Dame nach dem Direktor der Anstalt, der nach einer kleinen Weile des Wartens die Ankömmlinge mit ruhiger Höflichkeit zum Eintreten in sein Arbeitszimmer nötigte. Dem kenntnisreichen, ergrauten Manne, unter dessen eherner Stirn ein festes bezwingendes Auge unbeweglich dreinschaute, entging die Erregung des Jünglings nicht; er betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, und ehe noch ein anderes Wort gefallen war, wandte er sich zu ihm und fragte, nur um ihn zum Sprechen zu bringen, ob er ihm eine Erfrischung reichen dürfe.

„Er hofft hier gesund zu werden," antwortete die Dame statt ihres Sohnes. Da der Arzt sie fragend ansah, fuhr sie mit einem zärtlichen Blick auf den geliebten Knaben fort: „Aber nicht wie Sie jetzt glauben, wertester Herr." Und nun begann sie, nachdem sie sich vorgestellt, zu erzählen, daß ihr Sohn ein Freund des verstorbenen jungen F. gewesen sei und das lebhafte schmerzliche Verlangen habe, die Leiche zu sehen, ehe sie in das Haus der Angehörigen geschafft würde.

„So haben Sie die Güte, mir zu folgen," sagte der Doktor aufstehend in so verbindlichem Ton, wie es die ernste Bitte eben zuließ. Er schritt den Nachfolgenden durch lange Gänge mit einem mächtigen Schlüsselbunde voran, bis er endlich eine Zelle öffnete, die freundlich und mit einer Aussicht auf den Garten den stillen Gast beherbergte. Der Knabe, der bis dahin kaum ein Wort geredet, konnte es kaum erwarten, bis der Spalt der Thür sich öffnete, und als er nun den Toten, mit dem glänzend weißen Leinenhemde bekleidet, auf dem Lager ausgestreckt sah — da sank er in heftigem Schmerz in die Kniee, bedeckte die starren Hände mit Thränen und suchte das kalte Herz, als taste er nach dem für immer entflohenen Leben. Dann, als das krampfhafte Schluchzen, das über ihn gekommen war, ruhiger und sanfter wurde, richtete er sich auf, strich dem bleichen Bilde das Haar aus den Schläfen und blickte lange und schweigend in das geliebte Antlitz. Wo war das Band zwischen Tod und Leben? In der zerfallenden Hülle wollte er wiederfinden, was er einst geliebt, bewundert und beneidet, dem gleich zu werden der brennende Wunsch seines jungen Daseins gewesen. Und noch fesselten sie seltsam, diese leicht zur Bitterkeit verzogenen zierlichen schmalen Lippen, die feine, sanft gebogene Nase mit den ruhig geschweiften Flügeln; noch konnte man das dichtgelockte schwarze Haar, das aus der blaugeäderten marmornen Stirn hervorwuchs, bewundern und die langen Wimpern, die nicht ahnen ließen, daß sie dereinst ein tiefblaues Auge beschattet hatten. Der Körper mußte, als das Leben noch in ihm trieb, von vollkommener Proportion gewesen sein; jetzt war, was man erblickte, zwar noch immer wohlgeformt, aber hager und abgezehrt, und schon begann leise die Zerstörung, die von keiner Schönheit weiß, die Züge zu verzerren und die letzten Spuren des Geistes aus ihnen zu tilgen. Das nie ergründete, furchtbare und doch so alltägliche Rätsel!

Noch stand der Knabe in schweigender Betrachtung, als der Arzt, der sich mit der Mutter im Hintergrunde des Zimmers zurückgehalten hatte, ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn mitzukommen bat. Die Dame, die mit ernster Aufmerksamkeit bald den Toten, bald ihren Sohn betrachtet, schaute fragend in das noch immer von Thränen überströmte Gesicht. Der aber bat mit so dringlichem Ernst, ihn länger dort zu lassen, daß der Arzt, der der Mutter ein Zeichen mit den Augen gegeben, zustimmte. Doch, fügte er hinzu, er werde sich mit der Mutter entfernen und überlasse es dem jungen Manne, nach Gefallen in ein gegenüberliegendes Kabinett zu treten, wo er sich an einigen trefflichen Abgüssen antiker Statuen und einer Kollektion guter Photographien der Meisterwerke der Dresdener Galerie erfreuen könne. „Es ist meine kleine Kunstkammer," sagte er lächelnd zur Dame, „die lichte Kehrseite der dunkeln Welt, die mein tägliches Arbeitsfeld bildet, und ohne die ich nicht leben könnte."

Als der Knabe dies mit Dank aufnahm, verließen ihn die Aelteren, um sich im Zimmer des Arztes über die Quelle des Leides auszusprechen und voneinander Rat und Auskunft zu hören.

„Ich gestehe Ihnen, gnädige Frau," begann der Direktor, „daß ich nicht ganz zufrieden mit mir bin. Zwar diese Scenen des Schmerzes sind mir vertraut genug. Wir müssen uns wohl gewöhnen, die Mutter vom Sohn, den Vater von der Tochter, die Braut von dem Bräutigam den letzten qualvollen Abschied nehmen zu sehen. Aber hier scheint mehr als nur das Leid der Trennung zu liegen, und vielleicht hätte ich wohl gethan mich vorher zu überzeugen, ob der Anblick des Toten keinerlei Gefahren für Ihren Sohn mit sich bringen könne. Ich will Ihnen aber auch nicht verschweigen, daß der bestimmte klare Ernst, mit dem Sie an Stelle Ihres Sohnes redeten, mir sofort Vertrauen einflößte und mich ahnen ließ, daß hier ein seelisches Leiden vorliege, welches das lange und sorgsam prüfende Auge der Mutter besser durchschaut haben mußte als der erste flüchtige Blick des Arztes."

„In der That," versetzte die würdige Frau, „ist es ein seelisches Leiden, das vielleicht geiststörend hätte um sich greifen können, wenn ich meinem Knaben diesen Besuch verweigert hätte. — Erfahren Sie denn, daß mein Viktor eben drei Jahre jünger ist als der verstorbene F., daß beide durch das Alter und damit auch durch die Stufe der Schulbildung vonein-

ander getrennt, das Gymnasium unserer Stadt besuchten. Hier entwickelte sich nun, wie mir mein sonst so schweigsamer Sohn eingestanden, in seinem Herzen eine schwärmerische Verehrung für den schönen und begabten jungen Mann. Auf alle Weise suchte er sich dem Entfernten zu nähern. Dies konnte in der Schule und weil der thöricht Vergötterte meinen Knaben kaum kannte, nur selten geschehen; wenn es aber geschah, setzte der Aeltere dem armen Jungen eine beleidigende, abweisende Kälte entgegen, die jeden anderen zurückgeschreckt hätte. Das einmal entzündete Gemüt setzte sie jedoch nur heftiger in Flammen. Wer kennt sie nicht, diese Schwärmereien der Freundschaft in den Jahren der Entwickelung, diese unklaren Präludien der Liebe? Der geliebte Mensch wuchs für den Knaben nur immer höher, wurde immer verehrungswürdiger. Ich sah, wie mein Sohn einsilbig und düster wurde. Meinem langen und ernsten Drängen gab er erst nach schwerem Zögern nach, um mir zu gestehen, daß es sein lebhaftestes Verlangen sei, diesen seinen Freund zu nennen. Und nun erzählte er, ohne mich zu Worte kommen zu lassen, wie herrlich er ihn einst bei einem Schulfeste habe recitieren hören, wie vortrefflich sein Freund in Oel male und daß er selbst bei den Eltern eines Freundes ein Bild von ihm gesehen, welches das eigene Porträt des jungen Malers gewesen sei — und tausenderlei Dinge mehr zu des Angebeteten Ruhme."

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Ich war," fuhr die Dame fort, „von dem Erzählten wenig erbaut. Ich hatte viel von der schrankenlosen Selbstüberschätzung des jungen F. gehört und erfahren, daß er, der Reichbegabte, dem es so leicht gewesen wäre, sich durch seine Fähigkeiten Gefährten zu verschaffen, sich fast alle Welt verfeindet habe. Auch appellierte ich an das Ehrgefühl meines Knaben, das ihm verbieten müsse, die Freundschaft eines Menschen zu suchen, der ihn mit so sichtlicher Geringschätzung behandle.

„Dies war jedoch, wie Sie leicht denken können, vergeblich, und ich mußte unter meinen Augen die unwürdige Neigung wachsen sehen. Da geschah es, daß der junge F. das Gymnasium verließ und Schüler der Malerakademie wurde. Nun unterließ es Viktor nicht, die öffentlichen Uebungsstunden der Eleven regelmäßig zu besuchen, und als es kaum schien, als nähme der Gesuchte endlich Anteil an meinem Sohne, als erwiderte er die ihm blind und einseitig entgegengebrachte Liebe, da vernahm man auch schon, daß er zu Ihnen in die hiesige Anstalt gebracht sei.

„Von nun an kam eine tiefe Traurigkeit über meinen Knaben, doch äußerte er nie den Wunsch, den Freund zu sehen. Es schien, als fürchte er sich vor seiner eigenen Seele, als traue er dem eigenen Geiste nicht zu, klar zu bleiben, wenn ihm das zerrüttete Bild vor Augen träte. Ich schwebte in tödlicher Angst und bangte um die körperliche und geistige Gesundheit meines geliebten Knaben. Denn er gestand mir aufrichtig, er glaube, es erginge ihm ähnlich wie dem armen F., und daß er zu Grunde gehen werde, wenn er nicht bald lerne, demütig und bescheiden zu werden. Auch sein Verlangen, dem unglücklichen Jüngling näher zu treten, wollte Viktor in strenger Selbstanklage nicht darauf zurückführen, daß er sich dem Begabteren gern habe unterordnen wollen, sondern darauf allein, daß er den Ruhm habe davontragen wollen, er, der so viel Jüngere, sei der bevorzugte Freund und Gefährte eines in allem von der Natur so glänzend bedachten jungen Mannes. Da erfuhr man den Tod des jungen F. und nun brach plötzlich die alte Liebe mit erneuter heftiger Kraft hervor, ein Schmerz, der vergeblich nach Worten und Thränen rang, ergriff ihn und ungestüm begehrte er, vor den Toten geführt zu werden. Dort, sprach er, werde er ganz genesen; verweigere man ihm die Bitte, so sei es um ihn geschehen; der geliebte Geschiedene werde seine Leidenschaft, seinen Schmerz und seinen Dünkel mit in sein Grab nehmen — und so kamen wir zu Ihnen."

Nachdem die Dame geendigt, begann der Arzt noch ernster als zuvor:

„Ich gebe Ihnen Beifall, verehrte Frau, daß der Anblick des Toten einen heilsamen Einfluß auf den Gemütszustand Ihres Sohnes ausüben wird. Leidenschaften so heftiger Art müssen in sich selbst verkohlen, und ich zweifle nicht, daß der heftige Schmerzensausbruch, den keiner von uns soeben ohne Rührung mitangesehen, einer schönen Klarheit weichen wird. Auch glaube ich wie Ihr Sohn an den moralischen Einfluß dieses Anblicks. Vor dem Tode verschwindet die Eitelkeit, wir lernen unsere Ansprüche bescheiden, unsere Wünsche bleiben hübsch am Boden haften. Erlauben Sie mir nun aber auch, Ihnen von dem Unglücklichen zu erzählen, der unser Interesse auf so traurige Art auf sich gelenkt hat."

„Sie erweisen mir damit einen großen Dienst. Ich habe immer gewünscht und wünsche es nun doppelt, Näheres über den Armen zu erfahren, der unter seinen Altersgenossen und selbst unter den jungen Mädchen, die heimlich auf seine Schönheit blickten, so übel angeschrieben war, weil er beiden gleich hochmütig und trotzig den Rücken kehrte."

„Vielleicht kann ich Ihnen mehr als irgend ein anderer von einem Menschen erzählen, der unser tiefstes Mitgefühl schon darum verdient, weil sein vielgetadelter Fehler aus einer edeln und reinen Quelle, aus einer übertrieben ausgebildeten Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe entsprang. Daß sein unglückliches Schicksal sich aus ebendiesen Anfängen nach und nach entwickelt hat, werden Sie mit Verwunderung hören."

Die Dame merkte gespannt auf.

„Ich war, ehe ich Vorsteher dieser Anstalt wurde, Hausarzt bei Herrn von F., dem Vater unseres Unglücklichen, einem lieben und werten Freunde meiner Jugend. Seine Gattin beschenkte ihn mit einem Sohne, der, als die kleinen Formen anfingen, sich aus der ersten dumpfen Unbestimmtheit zu befreien, schon die Spuren künftiger großer Schönheit verriet. Sie mögen denken, welche Wonne dies ihr einziges spätgeborenes Kind für die Eltern war, mit welchem Stolze sie auf die rasche Entwickelung seines Geistes blickten, und wie sie besonders darüber froh sein

mußten, kein altkluges Geschöpfchen, sondern ein frisches und munteres Menschenkind heranwachsen zu sehen, das ohne viel Dressur frei und gerade ins Leben hineinhüpfte und bei aller Freiheit der Bewegung in all seinem Thun eine entzückende Anmut an den Tag legte. Ich habe nie ein Kind gesehen, das wie dies schon in der Wiege von den Grazien gesegnet zu sein schien und das, von einer weisen Erziehung mit allen falschen Manieren einer zimperlichen Gouvernantenzucht verschont, das gefällige Maß leicht und spielend in der eigenen Natur fand.

„Der Knabe wurde vier Jahre alt. An einem Sonntag — es war sein Geburtstag — zog man ihm ein violettes Samtjäckchen und kurze Höschen an, aus denen die nackten Beine drall hervorschauten. Einen Federhut auf dem Kopfe — so zeigte man dem zierlich Geputzten sein eigenes Bild im Spiegel, mit dem er, über und über vor Freude strahlend, allerlei Drolligkeiten trieb, Gruß und Kußhand wechselte, bis die Mutter es für geraten hielt, ihn, aus Furcht, seiner Unbefangenheit zu schaden, der Spielerei zu entziehen. Seit dieser Zeit bemerkte sie jedoch, daß der Knabe trotz wiederholter Verbote den Spiegel aufzusuchen pflegte, und sie glaubte allen Grund zu haben, ihn für seine Eitelkeit und das übertretene Gebot zu züchtigen; dies schien Eindruck zu machen, wenigstens beobachtete sie während langer Zeit keine Wiederkehr des Fehlers, und wenn der Knabe etwas von seiner früheren Munterkeit verlor, so stellte der kindliche Leichtsinn das Gleichgewicht der jungen Seele bald wieder her. In ganzer Lieblichkeit blühte sein Frohsinn auf, als er mit dem sechsten Jahre die Schule zu besuchen anfing und binnen kurzer Zeit seine Mitschüler überflügelte. Denn er hatte — die Eltern wußten selbst kaum wie — spielend lesen gelernt und überdies unter der Mutter Aufsicht die ersten m-Striche gekritzelt; dies half ihm unter seinen Kameraden, die hierin noch völlige Ignoranten waren, rasch zu dem ersten Platze, auf den er sich denn nicht wenig zu gute that.

„Da geschah es — der Knabe war eben sieben gewesen — daß der Vater, als er eines Morgens in meiner Begleitung vom Bureau kam, nach Oskar fragte, den man nirgends fand. Unmutig hierüber, da er den Knaben nach dem Essen in ein Marionettentheater führen wollte, dachte er, dem Sohn das Vergnügen nun ganz zu entziehen, zürnte auch ein wenig mit seiner Gattin, war aber am meisten verdrießlich, daß der Knabe, der ihm sonst immer in kindlicher Freude entgegengelaufen war, gerade heute, da er auf dem Bureau Verdrießlichkeiten gehabt, ausgeblieben war. Nach einigem Suchen begab man sich endlich noch, aber ohne Glauben, ihn dort zu finden, in den im ersten Stock belegenen Saal und fand den Knaben mit verschränkten Armen und Beinen, das schon lange nicht mehr getragene, aus dem Staube hervorgesuchte Federhütchen auf dem Kopfe, auf einer Stuhllehne vor dem Trumeau sitzen. Als er uns hereintreten sah, sprang er in leichter Verwirrung herunter und auf uns zu, faßte sich aber sehr schnell und sagte mit schmeichelnder Stimme: „Warum verwehrt ihr mir das? Ich bin doch so schön." Mein Freund, der schon über den Anblick in heftigen Zorn geraten war, gab ihm ganz gegen seine sonstige Art einen Backenstreich und ließ ihn so hart an, daß der Knabe, ohne eine Thräne zu vergießen, ganz bleich wurde und seinen Vater lautlos anstarrte. Dies erhöhte den Zorn des sonst so ruhigen Mannes dergestalt, daß er sich so weit vergaß, ihn anzuschreien, er sei ein häßlicher Balg, der nicht wert sei, von der Sonne beschienen zu werden. Die Augen des Kindes wurden immer starrer; plötzlich schlossen sie sich und der kleine Körper sank rücklings auf den Boden. Dies besänftigte zwar, wie Sie denken können, den Zorn des Vaters, er verwünschte seine harte Weise und bat dem Sohne im stillen ab. Doch war er zu streng, als daß er nicht, nachdem der Knabe sich von den Folgen des Schreckens erholt hatte, auf alle Weise und mit dem besten Grunde fortfuhr, die Eitelkeit des Knaben zu bekämpfen. Nur kam er dabei in einen schlimmen Konflikt; er, der den Knaben so streng zur Wahrheit im Thun und Reden hatte erziehen wollen, versündigte sich, um einen anderen Fehler in der Seele seines Kindes nicht aufkommen zu lassen, nun selbst an der Wahrheit. Noch lange nach jenem bedauerlichen Vorfall brachte er mit scharfer, dem Kinde nicht entgehender Absicht immer und immer wieder die Sprache auf die Eitelkeit und unterließ es nie, zu bemerken, wie wenig sein Sohn Grund habe, seine Kräfte zu überschätzen, da der Himmel ihn mit allem doch nur eben mittelmäßig ausgestattet habe. Das unglückselige Ereignis sollte aber für beide gleich verhängnisvoll werden: von nun an sah man den Knaben zwar nicht wieder vor dem Spiegel, aber er wurde einsilbig und ernst, und der Vater ward seit diesem Tage der Liebe seines Kindes nicht mehr froh.

„Zum Bewußtsein kam dem kindlichen Gemüte die Entfremdung freilich nicht — das machte die Jugend des Knaben unmöglich —, der Vater aber sah mit Schrecken, daß sein Sohn es vermied, mit ihm zusammenzutreffen und, wenn er noch eben bei der Mutter die Gesprächigkeit und Freundlichkeit selbst gewesen, in seiner Gegenwart etwas Gepreßtes und Gezwungenes bekam. Er eilte ihm nicht mehr wie sonst entgegen, streichelte dem ernsten Manne, wenn er von der staubigen Aktenarbeit kam, nicht mehr Wange und Stirn, dagegen schloß er sich nun inniger an die Mutter an und gewann auch unter seinen Mitschülern den oder jenen zum Gespielen, immer aber, wie aus Scheu vor dem Häßlichen, der Dummheit und Untüchtigkeit, nur Knaben von angenehmer Bildung, guten Gaben und leichtbeweglichem Geiste. Daß er unter diesen Herr war, entging den Blicken der Eltern nicht. Wie er sie an Verstand und Talenten überragte, so ordnete er sie sich auch äußerlich unter. Der Vater hatte ihm die Freude des Theaterbesuchs früh gewährt; die lebendige Phantasie des Knaben reproduzierte sich das Gesehene auf ihre Art; er brachte es zu Papier und warf sich zum Entrepreneur kleiner Schauspielunternehmungen auf. Hier schaltete er souverän. Widerspruch duldete er nicht, fand ihn auch kaum, da seine jugendlichen Gespielen

noch in dem Alter waren, wo der Ehrgeiz nicht mächtig genug ist, um den Neid aufkommen zu lassen. Sie erkannten sein Uebergewicht und fügten sich ihm. Das ging eine Zeitlang gut. Mit dem zwölften Jahre aber begann für den Knaben eine schlimme Zeit, die durch ein nennenswertes Ereignis gewissermaßen eingeleitet wurde.

„Wie ganz Deutschland so beging auch unsere Stadt den hundertsten Geburtstag unseres nationalsten Dichters. Schule und Kunstakademie hatten sich zu einer Feier vereinigt, die an Würde und Schönheit ihresgleichen suchte. Zu der Festaufführung wurde eine Anzahl Knaben nötig, die, wie Sie sich gewiß entsinnen werden, wenn Sie Zeugin jener Feier waren, malerisch gekleidet in einem langsamen Reigen aufzuziehen und wechselsweise einige Zeilen zu recitieren hatten. Unsere Maler wünschten sich begreiflicherweise die schönsten Gestalten, und da die verschiedensten Altersstufen vertreten sein sollten, gaben sie dem Vorsteher der Schule anheim, aus einer jeden Klasse zwei zu wählen. Auf diese heikle Sache ging der gute Mann ein, hatte aber, da die Knaben auch einiges deklamatorische Talent besitzen mußten und diese Gabe sich mit angenehmer körperlicher Bildung in den wenigsten Fällen vereinen mochte, eine schwere Wahl. Freilich sollten die Schüler nicht erfahren, was bei der Wahl den Ausschlag geben würde, aber auch die kleinen Geister hatten Kombinationsgabe genug, um den entscheidenden Punkt bald herauszufinden. Ich für mein Teil würde dem Schönheitssinn der Maler nicht allzusehr nachgegeben haben, zwar keine Buckligen, Hinkenden und Einäugigen, aber doch selbst leidlich hübsche und tüchtige Knaben für jene Rollen gewählt haben, womöglich die tüchtigsten, um ihnen mit ihrer Erwählung gleich eine Art Belohnung zu gewähren. Ließ sich doch voraussehen, daß sie es für ein überschwengliches Glück ansehen würden, buntes Gewand anlegen und die Bühne betreten zu dürfen.

„Leider war nun meinem Freunde und unglücklicherweise Oskar selbst zu Ohren gekommen, daß dieser für einen jungen Griechen in Aussicht genommen sei, und der um die Erziehung des Knaben so streng besorgte Vater glaubte nichts Eiligeres thun zu müssen, als ohne Oskars Wissen den Vorsteher dringend zu ersuchen, seinen Sohn von dem Spiele fernzuhalten. Dies wurde zugesagt und der arme Knabe mußte es erleben, einen hübschen Schwachkopf an seiner Stelle für die Aufführung erwählt zu sehen, der seine Phantasie schon so sehnsüchtig entgegengeflogen war, die seiner theatralischen Neigung so herrliche Erfüllung gewährt hätte. Dies traf — wie wir später von dem herzensguten Direktor erfuhren — den Knaben so hart, daß er in die heftigsten Thränen ausbrach und, seiner selbst nicht mächtig, ausrief, man kränke ihn absichtlich und begehe eine schreiende Ungerechtigkeit, die er nicht ertragen könne und wolle. Gern wollte er dem jungen A. nachstehen, der es in erster Reihe verdiene, erwählt zu werden, nicht aber einem bevorzugten Dummkopf, der durch nichts ausgezeichnet und zu jenem Posten berufen sei. Die Folgen dieses leidenschaftlichen Ausbruchs waren die schlimmsten für das junge Gemüt. Die Schüler lachten, lärmten und spotteten, der angegriffene Knabe heulte vor Aerger und der Lehrer schrie Zeter über den ungeratenen Buben, der so wenig wisse, was Bescheidenheit sei. Man strafte ihn mit langem Arrest; der Vater war außer sich, die Mutter weinte; mir wurde es schwer, ein Wort drein zu reden, da mein Freund im Bereich seiner Erziehung unumschränkter Herr sein wollte. Ein neuer Schlag traf den armen Gequälten, als er bei der Ordnung der Klassenplätze, um für seine Eitelkeit gezüchtigt zu werden, nicht den verdienten ersten, sondern einen niedrigeren Platz erhielt und unter den Vorgezogenen, deren einen, den jungen A., er stets willig anerkannte, auch jenen Knaben sehen mußte, der ihn schon bei der Festaufführung zurückgedrängt hatte.

„Von nun an ging eine Wandlung in seinem Inneren vor. Bislang hatte ihm ein hohes Gefühl der Wahrheit und Gerechtigkeit innegewohnt. Dies fing jetzt an zu verblassen. Bislang bestand seine ganze Eitelkeit darin, sich offen über das auszusprechen, was er selbst geleistet, was ihm selbst Gutes und Angenehmes eigen war, nicht in selbstgefälliger brüsker Art und bei jeder Gelegenheit, sondern nur dann, wenn es darauf ankam, mit seinen Gaben sein Recht geltend zu machen. Diejenigen, die ihn so hart tadelten, übersahen, daß er in seiner Unbefangenheit immer noch eingestanden, wenn er gefehlt, und daß er ebenso nie gezögert, das anzuerkennen, was er in der That über sich zu sehen glaubte. Ein tüchtiger Erzieher, der das erkannt, hätte, was man bei dem Knaben noch Eitelkeit nennen konnte, gedämpft, ihn weise auf das aufmerksam gemacht, was ihm fehlte, ihm den Stolz auf äußere Vorzüge ganz genommen und schließlich den heftig getadelten Fehler mit den kommenden Jahren in ein gerechtes Selbstvertrauen umgewandelt, das edle Selbstvertrauen, mit dem die Bescheidenheit so wohl vereinbar ist, nicht jenes lügenhafte Wesen, das in der modernen Gesellschaft eine unverdiente Ehre genießt, sondern das immer lebendige Gefühl der Schwäche des Individuums gegenüber der Fülle des Seienden und seinen Gesetzen. Aber statt diesen Weg mit ihm einzuschlagen, verweigerte man ihm *jede* Anerkennung und glaubte so dem Uebel Einhalt zu thun. Was Wunder nun, daß der aufstrebende Knabe, der seine kleinen Kräfte ebenso fühlte wie ein Erwachsener die seinen, sich die Anerkennung, ohne die er nicht leben konnte, selbst schaffte, und, nicht imstande für sich zu existieren, nun wirklich das wurde, wessen man ihn beschuldigte. Einmal in dem Rufe, mit seinen Gaben und Kräften glänzen zu wollen, verwehrte man ihm in den Kreisen, die sich mit ihm zu beschäftigen hatten, fast jeden Zoll des Beifalls; je absprechender oder gleichgültiger man sich jedoch gegen ihn verhielt, um so mehr gefiel er sich darin, sich selbst geltend zu machen. Noch äußerte sich dies nicht unedel; zunächst waren es nur seine Talente, unter denen eine bemerkenswerte Geschicklichkeit im Zeichnen besonders hervorstach, die er allmählich zu überschätzen anfing. Sein Aeußeres vernachlässigte

er noch bis zur Unordnung. Aber auch dies sollte nicht lange anhalten. Als mit dem vierzehnten Jahre der Körper sich dehnte und entfaltete, da wurde er wieder aufmerksam auf seine Gestalt, wie er es in frühen Kinderjahren gewesen. Er gewöhnte sich einen gesuchten Gang, gesuchte Bewegungen an, pflegte sein lockiges schwarzes Haar und kokettierte mit den schönen Augen, die sonst so ehrlich und frei in die Welt geschaut hatten. Für mich war der Reiz seiner Züge seit jener Zeit dahin.

„Diesem Kultus seiner selbst kam nun eine andere Neigung, sein theatralischer Hang noch entgegen. Er liebte es, auf seinem Zimmer drapiert vor dem Spiegel zu recitieren: Orest und Egmont, Wallenstein und Hamlet. Die Mutter, die mit Sorge die Veränderung ihres Kindes bemerkte, der Erziehung des Vaters jedoch kaum in den Weg treten konnte, ohne sich ihrem Manne zu entfremden, belauschte ihn, wie sie mir gestanden, oft und sah ihn einst, in einen griechischen Mantel gehüllt, den er sich aus der Theatergarderobe verschafft, sorgsam vor dem Spiegel gemessene Bewegungen einstudieren.

„Ihr Gatte erfuhr davon kein Wort.

„Oskars Konfirmation kam heran. Er war sechzehn Jahre alt. Der Prediger sorgte recht mit Absicht, ihm eine Demütigung zu bereiten, indem er ihm als Segensspruch die Worte mit auf den Weg gab: ‚Wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden, und wer sich selbst erhöhet, der soll erniedrigt werden.‘ Knirschend vor Zorn kam er von der Ceremonie zurück, die für ihn nun alles Feierliche und alle Heiligkeit verloren hatte.

„Sie werden nun begreifen, wie sich das jugendliche Gemüt allmählich verhärtete, wie er, überall falsch behandelt, es zu einer Selbstvergötterung brachte, die ihm täglich neue Feinde schuf. Er lernte in Oel malen — und malte sein eigenes Bild. Er dichtete — und recitierte wohlgefällig seine eigenen Verse. Er verachtete geringer Begabte, verachtete fast alles um sich herum, scheute seinen Vater und liebte nur seine Mutter. Seine Umgebung merkte nicht, daß sie schuldiger war als er. Freunde hatte er keinen, die Lehrer sah er gegen sich und haßte sie darum. Erzeigte man ihm ja einmal Anerkennung, so war sie kahl und dürftig. Nun aber kam zu dem krankhaften Bedürfnis der eigenen Wertschätzung das Bedürfnis nach Liebe — ein unlöslicher Widerspruch und die Quelle neuer Leiden. Er ertrug es nicht mehr, so allein zu stehen, er sah, wie sich seine Genossen zu einander fanden und entbehrte seufzend die Glückseligkeit einer in diesen Jahren so leicht sich gebenden, so notwendigen Freundschaft. Er war ein Jüngling geworden und mußte sich zuschließen in den Jahren des Gefühls.

„Einsmals machte ich in dem Hause meines Freundes einen Besuch und fand nur die Mutter daheim, die meine Ankunft aus ihrer Betrübnis riß. Sie redete viel mit mir über Oskar und führte mich an sein Zimmer, wo wir ihn Hamlets Monolog beginnen hörten: ‚O schmölze doch dies allzufeste Fleisch, zerging und löst' in einen Tau sich auf!‘ — weiter kam er nicht; dann hörten wir ein Schluchzen und sahen ihn durch den Spalt der Thüre auf den Knieen, das Haupt in den Händen, bitterlich weinen. Dies übermannte mich so sehr, daß ich am nächsten Tage Gelegenheit suchte, ihn allein zu sprechen. Er erzählte mir nun, mit größerem Zutrauen, als ich erwartet, so manches, was ich Ihnen aus seiner Kindheit mitgeteilt, ich stellte ihm ernstlich auch seine Schuld vor und wirklich versprach er mir, auf seinen Fehler zu achten, gesellig und bescheiden zu werden. Auch fing er an, der Mutter die alte Zärtlichkeit zu zeigen. Unter den Schülern wurde er still und in sich gekehrt. Ungeduldig aber, nun auch die Folgen seines veränderten Betragens zu spüren, und wahrnehmend, daß alle in dem früheren Tone verharrten, kehrte er bald in den alten Fehler zurück und zwar ärger denn je. Vorher war er sich desselben kaum bewußt gewesen, jetzt wußte und wollte er ihn; trotzig wollte er es mit den Menschen aufnehmen und ihnen zeigen, wie gering er sie schätze. Und so wurde er wie jener Jüngling der griechischen Sage verliebt in seinen Körper, verliebt in seinen Geist, ein Narcissus in jedem Sinne; er sah nur sich, er wollte nur sich, sein Ich war ihm alles, bis er von dem, was er in seiner Einbildung aus sich gemacht, nun auch überzeugt wurde und er sich für einen Menschen hielt, der die Umgebung um Haupteslänge überragte. Er besuchte die Malerakademie. Der Direktor äußerte sich über seine Studien sehr anerkennend. Jetzt konnte ihm dies Lob keine Befriedigung mehr gewähren — er fand es selbstverständlich und er hätte alles auf den Neid geschoben, hätte man es ihm verweigert. Seine Bedeutung war sein einziger Halt. Nun aber sprach das Herz wieder. Er wollte Mitteilung, Mitempfindung, Liebe — und doch konnte er von dem Glauben an sich selbst nicht lassen. Er hätte sich opfern mögen, irgend jemandem, der seine Liebe gewollt, und doch glaubte er, mit der Aufopferung seiner Größe etwas zu vergeben. Die entsetzliche Leere seines Lebens ging ihm auf; aus der Kette der Menschheit sah er sich ausgeschlossen; dem Größenwahn war er schon nahe und doch fühlte er, wie die meisten Leidenden dieser Art, sich in seinem Unglück nicht zufrieden. Eine furchtbare Trauer kam über ihn, er verlor seinen Stolz, hatte häufig Thränen in den Augen, sprach kleinlaut und verächtlich von sich — aber mit dem Glauben an sich selbst wich auch der Anker, der ihn hielt; mit der Erkenntnis seines Unglücks, seines Elends, war auch die Nacht gekommen, die nun jählings über ihn hereinbrach. Sein Geist erlag dem Drucke der untereinander kämpfenden Empfindungen — er wurde irrsinnig. Nur ein halbes Jahr blieb er hier unter meiner Aufsicht. Ein Versuch der Heilung war vergebens. Er sprach fast kein Wort und verfiel von Tag zu Tag. Nur manchmal richtete er sich auf und rief: ‚Wie groß bin ich!‘ Dann sank er wieder in völlige Apathie. Ein andermal wieder lag er auf dem Boden, zerrang sich die Hände und schrie: ‚O schmölze doch dies allzufeste Fleisch!‘ Andere Worte hörte man von ihm nicht mehr. Gestern starb er. Vor seinem Ende ordnete

er seine Haare. Er entschlief ruhig, ohne Kampf. Ich brauche keine Moral daraus zu ziehen. Die Menschen hatten ihn eitel gemacht und ihn nicht davon heilen wollen, sie hatten ihn krank gemacht und ihn davon nicht heilen können.

„Die Eltern leben nicht mehr glücklich miteinander. Die Mutter zergrämt sich, der Vater ist noch stiller als zuvor. An mir war es nicht, noch ein Wort zu verlieren, als das Unglück geschehen war. Zu seinen Lebzeiten hätte ich vielleicht mehr thun können, wenn ich alles gewußt; das meiste und Wichtigste, was ich Ihnen mitteilte, erfuhr ich erst nach dem Eintritt seiner Krankheit. Vollends in den letzten drei Jahren hält mich meine Pflicht in dieser Anstalt fest, die ich kaum eine Stunde verlasse.

„Und nun bitte ich Sie: Lassen Sie uns nach Ihrem Sohne sehen und seien Sie ohne Sorge um ihn! Sie selbst haben diese Schwärmerei ein Präludium der Liebe genannt. Was daran überreizt und krankhaft ist, entfernt jeder kommende Tag, jedes kommende Jahr. Und wenn der kleine Gott mit Pfeil und Bogen erst in seinem Herzen einzieht, so wird ihm alles dies nur noch ein seltsamer, schmerzlichschöner Traum sein. Wer weiß, ob nicht auch der Tote von einer reinen, großen, opferfreudigen Weibesliebe aus der traurigen Enge seiner Ich-Krankheit emporgehoben und unter ihren Flügeln genesen wäre — hätte das Schicksal ihm die Geliebte frühzeitig entgegengeführt."

Sie gingen und fanden den Knaben im Kabinett, stille Ruhe im Angesicht, vor der Büste der schönen Göttin von Milo.

Er trat den Eintretenden, die sich rasch wie im Einverständnis anblickten, freundlich entgegen, reichte dem Arzt die Hand, umarmte seine Mutter und sagte fest: „Jetzt ist mir wohl. Ich glaube, ich werde glücklich werden."

Und glücklich ist er geworden!

Durchs Engadin und Bergell.

Von

J. Weitbrecht.

> Wachet auf, wachet auf!
> In sprudelndem Lauf
> Die Bäche brausen!
> Hoiho!
>
> Otto Roquette.

Mit der Sonne heraus! Das ist des Wanderers güldene Regel. Frühmorgens an einem klaren Septembertage standen drei Wandergesellen marschgerüstet in Davos Dörfli; noch flatterten an den Thalwänden hin und in den Rissen der Bergzüge Nebelflocken, aber am Himmel war's zu lesen: es wird ein schöner Tag! Hell lag das Thal der Davoser Landschaft im Morgenstrahl vor uns hingebreitet und in der reinen, dünnen Hochlandsluft waren seine Dörfer und Häuser und Hütten fernhin sichtbar. Wir hatten es gestern durchwandert, das weltberühmte Hochthal, dessen Namen bei uns jetzt jedermann aus dem Volke kennt, „bei dessen lockendem Verheißen die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang", das Thal, in welchem schon Tausenden der letzte Lebensschimmer zu rotem Sonnengolde ward, wo aber auch so manches Kreuz auf dem Friedhofe die Inschrift tragen könnte: „Die Heimat hätte weicher dich begraben." Dem Gesunden weitet sich hier oben die Brust, wenn er in langen tiefen Zügen den Schöpfungsodem trinkt, und wir wandten uns, freudig unserer Kraft gedenkend, den östlichen Bergen zu, um über den Fluelapaß das Engadin zu erreichen.

Der Fluelabach durcheilt in seinem Unterlaufe, ehe er in das Landwasser fällt, ein enges düster prächtiges Waldthal mit üppigem Pflanzenwuchs und entzückender Kleinscenerie, doppelt schön im Morgentau glänzend; aber bald sind die schlankschäftigen Fichten zu Ende, der Kampf der Baumvegetation mit dem harten Felsboden beginnt, bald ist nur noch Krummholz zu sehen, das, in krampfhaftem Ringen mit einer überlegenen Gewalt sein Leben erkämpfend, die seltsamsten Gestalten zeigt, Zwergföhren, Wachholder, struppiges Gebüsch, das zwischen den Felsblöcken vor dem Sturme sich birgt, und zuletzt nur noch mächtige Geröllhalden, wirres Steingeschiebsel — der starre Boden hört auf zu geben, es wird wüste und leer, da ist nur Fels und klarstes Wasser, das aus allen Ritzen rinnt, und der Sturm braust hoch in den Lüften und hoch herein schauen die Wächter des Fluelapasses, Weißhorn und Schwarzhorn, mit ihren Firnen und Gletschern, wildgezackte Bergriesen, alles ernst und groß! Aber noch schaut die rote Erika schüchternen Blicks zwischen dem Gestein hervor, und die Alpenrose, das hartgewöhnte Kind der Berge, fühlt sich geborgen, wo nur immer der warme Pulsschlag der Mutter Erde zu spüren ist; würziger Duft entströmt der braunen dürren Heide, wo doch die Gräser sich kaum aus dem Boden hervorwagen dürfen und noch finden ganze Herden weidender Kühe, Schafe und Ziegen hier trefflichste Nahrung und die freiheitsstolzen Tiere blicken erhobenen Hauptes, mit klugen Augen dem Wanderer nach.

In der „Alpenrose" nahmen wir das Frühstück, das, wenn es munden soll, durch einen mehrstündigen Frühmarsch verdient sein will. Das Bild des Kaisers! riefen wir, wie aus einem Munde, als wir die braungetäfelte Stube betraten — und unser Fritz und seine Helden! Das thut dem deutschen Herzen wohl auch im Bündner Lande. Und nun ging's durch das menschenleere Thal an Tschuggen vorbei zur Paßhöhe hinauf in mehrstündigem, heißem Anstieg. Nicht immer auf der guten Poststraße, manchmal auf dem alten Saumpfad, manchmal auf selbstgewählten, aber nicht immer glücklich gewählten Kürzungen, über unzählige Felsenrisse und Wasserläufe und Büsche, führte der mühevolle Weg zur Höhe — da, wie mit einem Schritte, standen wir oben, Gewölk und Nebel jagten über das Gebirgsjoch, als wollten sie die kleinen fremden Menschen aus ihrer Bahn schleudern, und wie ein blaues Auge sich aufthut, so rein und klar lag jetzt die schimmernde blaue Fläche

des Gletschersees zu unseren Füßen, so tiefdurchsichtig der blaue Quell, daß der andere kleine See hart daneben wie schmutzig erschien. Und hier lag denn auch inmitten der jäh abfallenden Geröllwände das langersehnte Fluelahospiz. Das Wasser an den Straßenrändern hatte sich zu frischem Eis zusammengezogen (der Paß ist mit seinen 2400 m einer der höchsten unter den namhafteren Alpenpässen), die starren Glieder verlangte nach Ruhe. Ein kräftiger Schluck Veltliner in wohldurchwärmtem Zimmer gab uns die innere Wärme und die behaglichste Stimmung zurück. Doch nun nach Süs hinunter, ins sonnige, schöne Engadin — so jauchzten wir uns zu und den Gang dahinunter an der brausenden Susasca werde ich zeitlebens nicht vergessen. Die Sonne war noch nicht zur Mittagshöhe gestiegen, und begann sieghaft zu glänzen über Berg und Thal, das gletschergegürtete Schwarzhorn trat oft mit blendendem Blick aus der Nebelwolke hervor, südöstlich reckte Piz Vadred sein schneeiges Haupt, gegen Nordosten tritt der mächtige Bau der Silvrettagruppe hervor, Piz Linard, Piz Buin und die anderen — die Hochalpennatur macht sich gewaltig geltend.

Das Thal der Susasca trägt weit mehr, als die gegen Westen abfallenden Thäler, Hochgebirgscharakter: kurzer Lauf, stürmende Eile, auf wenige Stunden fast 1000 m Fall, ein mit jedem Schritt sich mehrender Wasserreichtum, kaum eines oder zwei Seitenthäler, wenn man die tiefeingerissenen Schluchten so nennen will — dazu nur spärlich zerstreute, schwarzbraun verwitterte Hütten und in dem grünweiß schäumenden Wildwasser riesige Baumstämme, vom Wetter gefällt, von der Sonne gebleicht, für menschliche Hand kaum erreichbar — es ist ein Bild mit großartig wilden Zügen, das sich unauslöschlich ins Auge und Gedächtnis prägt. Die Straße ist ein Kunstbau mit vielen Felsentunnels, Schutzgalerien, Stützmauern, freilich auch mit Brustwehren versehen, die einem das Dichterwort ins Gedächtnis rufen können: „Flieh, es krachen die Geländer!“ Das war denn eine Wanderung, voll köstlicher Kurzweile, das Auge immerfort gehalten durch die Größe und Herrlichkeit ringsum.

Mit einemmale, über dem Orte Süs, ändert sich die Scenerie, ein weites Sehfeld thut sich auf, das untere Engadin mit Schuls und Tarasp tritt in den Gesichtskreis und all die schön geschwungenen Bergkonturen des Innthales umrahmen das Gemälde. Aber nun rasch hinunter zu Thale, wo die Wasser der Susasca mit dem Inn sich mischen. Langsam, in großen Serpentinen steigt die Straße nieder, wir machen's kürzer und lustiger ab, zuerst kletternd und springend über Bäche und Blöcke, dann auf dem alten Saumpfad rasch dahineilend — da sind wir! So sei mit Gott gegrüßet viel hunderttausendmal! Sei gegrüßet, du mein Engadin! Da wollen wir kurze Rast halten, ehe wir uns aufmachen, dich in deiner vollen Schönheit zu schauen!

Es war still und einsam zwischen Rhein und Inn gewesen, kaum daß ein Bergamasker Hirte die Herde hütend am Wege lag, nur die Natur hatte ihre Melodien erbrausen lassen — und nun hier! Im Posthofe von Süs war eine ganze Wagenburg errichtet, die mit jeder Viertelstunde ihr Aussehen änderte: Postwagen und Reisekutschen mit flottem Vier- und Fünfgespann, überallher und überallhin, Landeck und Innsbruck, Chur und Davos, Samaden und Chiavenna. Dabei Leute aus allerlei Volk, Herren und Damen in feinen Glacés — aber die Gesichter oft so glanzlos, reisemüde; Leute unseres Schlages, die fröhlich zu Fuße daherkommen, auf den Lippen ein Lied, nur wenige; dann aber, für den Fremden so überaus anziehend, die schweizerischen Romanen des Innthals, die Engadiner. Seltsam schwerverständlich, auch für den des Italienischen einigermaßen Kundigen, klingen ins deutsche Ohr diese fremden Laute in raschem Flusse den Lippen entströmend. Die junge Generation lernt freilich in Kirche und Schule die deutsche Sprache und spricht sie auch mit einem gewissen Maße von wohlthuender Reinheit und Weichheit, aber die Alten haben nur ihr aus dem Lateinischen stark depraviertes Ladin, auf das übrigens auch der gebildete Engadiner stolz ist; es war ein ergötzlich Horchen, wenn sie abends vor dem Hause sitzend plauderten oder beim Punsche ihr Spielchen machten.

Diese räto-romanische Sprachinsel ist für den Gelehrten ein heute noch nicht völlig gelöstes Rätsel. Denn wieviel auch über den mutmaßlichen Ursprung dieser Völkerschaften, über die Entstehung ihrer Sprache und ihr Verhältnis besonders zum Lateinischen, Altfranzösischen und Neuitalienischen festgestellt sein mag, die Hauptfrage bleibt immer noch offen: durch welche evidenten geschichtlichen Faktoren, unter welchen physischen und psychologischen Bedingungen ist diese Sprachinsel gerade hier so intakt geblieben, daß der Strom der Zeit fast nichts herunterzubröckeln vermag? Im Quellgebiet des Rhein und des Inn ist das Romanische die herrschende Landessprache mit den merkwürdigen Ausnahmen Obersaxen im Rheinthal und Tarasp im Engadin. Sind diese beiden Punkte weit vorgeschobene deutsche Posten oder sind sie die letzten Reste einer alten deutschen Kultur in diesen Thälern? Auch in konfessioneller Hinsicht bilden sie Ausnahmen, Tarasp in dem meist reformierten Engadin, Obersaxen in dem meist katholischen Rheinthal. Der Menschenschlag ist in mancher Hinsicht ausgezeichnet: dunkelfarbige, dunkeläugige Gestalten, stolz und frei in jeder Bewegung und dem Südländer vielfach verwandt, im Verkehr selbstbewußt zurückhaltend und zugleich liebenswert zuvorkommend — „Die Mädchen so frank und die Männer so frei, als wär es ein adlig Geschlecht!“ — So sprachen und dachten wir, als wir das freundliche, ruinenüberragte Süs verließen, um heute noch ein schön Stück Wegs innaufwärts zu wandern. Hoch vor uns auf ragte in weiter Ferne der Piz d'Esen, seine Schneefelder glichen heute einem großen, schiefgelegten weißen Kreuze, als wär er ein schweizerischer Markstein an der Tiroler Grenze. Das Thal ist hier eng begrenzt und scharf eingerissen, dunkler Nadelholzwald reicht bis zur Thalsohle, in welcher nur der Fluß und die Straße Raum finden, und wenige saftig grüne Wiesen. Die Landschaft hat einen warmen, dunkeln Ton, die Natur entfaltet großen vegetabilischen Reichtum.

Bei dem schönen, aus der Asche neuerstandenen Zernetz überschreitet man das von Südosten einmündende Spölthal, das die Zugänge ins Münsterthal

und in das Val di Livigno eröffnet. Das Haupt des Piz Linard verschwindet im Hintergrund, der Inn tritt wieder in seine nur zwischen Zernetz und Schuls unterbrochene Hauptrichtung ein, wir wandern fast genau südwestlich den Quellseen des Flusses entgegen, immer im düster schönen Waldthal. Bald steigt der Weg am linken Ufer hoch empor zwischen Lärchen- und Arvenwald, oft kühn an die Felswände sich klammernd und tief unten rauscht und schäumt und donnert der Strom durch Klüfte und Risse — das ist des Wanderers herzliebster Klang, das ist des Stromes Siegsgesang. Von rechts und links stürzen Bäche aus Wald und Feld, Sendboten der angrenzenden Gebirgszüge mit einer Fülle erfrischenden krystallhellen Wassers. Bald nach Brail und Cinuschel überschreitet eine hochgesprengte Steinbrücke die Sulsanna, durch deren Thal man früher über den hohen Skalettapaß nach Davos gelangte. Malerisch schön lag die Kirchenruine Capella im Scheine des Abends:

„Hingelehnt an Bergeswand war die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand hoch in stummer Trauer!"

Auch den beiden Freunden scheint das Lenaulied durch den Sinn gegangen zu sein, nur schon etwas früher und eine andere Strophe:

„Und von flinken Rossen vier scholl der Hufe Schlagen."

Da war's um sie geschehen; ich saß allein im Kreuz zu Brail bei der stattlichsten Flasche Veltliner, sie war meine Trösteinsamkeit und ich zog nun vollends zu Fuße ganz allein die paar Stunden bis Zuz; es war feierlich stille in dieser fremden schönen Welt zur Dämmerstunde, und der alte treue „gute Gesell" blieb dem Wanderer nahe und raunte ihm zu ein lustiges Hoffnungsliedlein und wußte so süß zu schwatzen mit funkelndem Auge, daß freundlich und wohl ihm ward im Herzen. Und rauschender Regen und murmelnde Wasser sangen die Müden in Schlaf.

Ein schöner Morgengruß war es nicht, den das Thal uns heute bot. Grau in Grau war die Landschaft gemalt, die Thalwände dicht verschleiert, und Tropfen um Tropfen rann vom Himmel nieder. Aber dem Mutigen hilft das Glück. Heute sollen wir ja in ein Heiligtum der Alpenwelt treten — der Gedanke wischt allen Unmut von der Stirn. Der Geißbub nahm die Sache auch nicht tragisch — einen alten Filz auf dem Kopfe, einen Mantelfetzen um die Schultern geschlagen — so trieb er mit gellendem Rufe seine Herde aus und seine schwarzen Augen glänzten vergnüglich in die Welt hinein. Und ward uns lange auch kein Sonnenblick — der gute Gesell trug uns nach ein Freudenbündel guten Humors. Die Heimwärtsfliehenden mochten uns darum beneiden: da zogen sie von Ponte aus in ganzen Karawanen über den Albulapaß, mit Sack und Pack, in allen denkbaren Vehikeln, vom gichtbrüchigen Einspänner an bis zum fünfspännigen Koloß und saßen zusammengeduckt wie verscheuchte Vöglein und schauderten in der Teppichumhüllung und lächelten so bittersüß auf die armen Schlucker herunter, die den Kot der Landstraße traten — ei, sagten wir, meine Verehrtesten, glückliche Reise! Post nubila Phoebus! es wird hell im Osten und jetzt schießt ein blendender Sonnenstrahl von den Bergen herab, vor seinen goldenen Pfeilen zerstäuben die grauen Nebelgestalten — ein lachendes Gewölbe sprang über die Welt. Bald war Samaden erreicht, der Centralpunkt des oberen Engadin, mit weitem Blick nach allen Seiten. Eine großartige Natur und eine auf solcher Höhe für unmöglich gehaltene Kultur wirken zusammen, um diesem Hochthal seinen fast einzigartigen Charakter zu sichern. Wohlgeborgen liegt es zwischen den Gebirgszügen der Albula- und der Berninakette, in einer durchschnittlichen Höhenlage von 1500—1850m, wie ein riesiges Kleinod ins Urgebirge gefaßt, von der Silberader des Inn durchzogen. Die herrliche Luft, die berühmte Heilquelle, die grandiose Bergwelt ringsum machen vorab das Dreieck Samaden-Pontresina-St. Moritz zu einem Hauptplatz für den Fremdenverkehr. Die Grenze zwischen Ober- und Unterengadin ist ziemlich scharf gezogen da, wo der bis dahin ruhigere Fluß des breiteren, sonnigeren, oberen Thals in raschem Lauf eng eingebettet zwischen den waldbedeckten Steilabfällen des Gebirgs das Urgestein zu durchbrechen beginnt, etwa zwischen Brail und Zernetz. Es ist eine merkwürdige Erscheinung: das untere Thal zeigt mehr wilde Gebirgsromantik, den heißwogenden Kampf mächtiger Naturgewalten, dunkle Pracht in den wald- und felsbekränzten Thalbogen; das obere Thal aber dehnt sich breit und lieblich vor dem Auge aus, hier hat die Kultur festeren Boden zu fassen vermocht, heitere Ruhe, stille Klarheit ist der Charakter dieser Landschaft.

Das empfanden wir in tiefster Seele, als wir an diesem leuchtenden Tage nach Pontresina wanderten. Und hier nun dringt eine unermeßliche Schönheitsfülle auf den Wanderer ein, „strömend in die Augen und sie fast mit ihrem Glanz erdrückend. Die Erhabenheit beginnt ihre Pergamente auseinanderzurollen und ein glänzender Himmel spannt sich darüber weg in webendem, schwebendem Sonnenduft." Die Hochalpenpracht thut sich auf, feierlich, hoheitsvoll; schimmernd, wie ein für die Ewigkeiten gebauter Kaiserthron steigt der Gebirgsstock der Berninagruppe empor, ragend in die Himmelsbläue mit seinen Felshäuptern, schimmernd in die Weiten mit seinen Firnen, sendend in die Thäler die Eisströme seiner Gletscher. Die Herrlichkeit der Berge liegt unverhüllt vor dem geheiligten Blicke. Neben uns stand einer in der Tracht der Bergführer, mit wetterhartem, sonnengebräuntem Gesicht und eisgrauem Bart — wie oft mag er die Berge der Heimat schon erstiegen haben; aber wie er so stand, an die Brüstung der Terrasse gelehnt, da schien auch dies Augenpaar noch nicht gesättigt zu sein von dem Wunder da droben, da draußen. Ja, diese Welt nimmt die Seele gefangen. Piz Bernina (4052 m) bildet den dominierenden Mittelpunkt der Gruppe, gegen welchen krystallgleich die Gebirgsjoche zusammenschießen. Aber dauernder fesseln den Blick die näher liegenden Spitzen, Rosatsch und Morteratsch — denn diese Berge wölben dem Thale ihre eisgepanzerte Brust entgegen, ihre firnglänzende Stirn. Der Roseggletscher wälzt seinen massigen Strom ins Roseggthal hernieder und legt sich wie eine starrende Muskulatur um den Nacken des Gebirgs. Leichter ist der Morteratschgletscher zu erreichen, dessen Zunge bis tief ins Flazthal herunterreicht. Dorthin

lenkten wir jetzt die Schritte. Welch ein Gegensatz! Unterwegs grüne Arven, ein dunkelglühender Teppich von Heidekraut und Alpenrosen, moosüberwucherte Steinblöcke über die Matten malerisch zerstreut und dann hinter der Thalkrümme auf einmal ödes Steingewirr, von einem eiskalten Luftstrom überbraust, vom weißschäumenden Bach durchtost, der aus dem Gletscherthor hervorbricht. Da liegt nun wie ein unbeweglich scheinendes Ungetüm — der Gletscher. Sein Rücken ist hier unten mit Geröll und Erde überdeckt und hat ein schmutzig graugelbes Aussehen, aber höher hinauf gegen die Berge flimmert und glitzert er blendend weiß. Wo sein Inneres hervortritt, zeigt er grünes Eis von unsäglicher Reinheit, viele Meter mächtig, scheinbar kompakt und fest; aber doch ist nichts lebendiger und regsamer als der Gletscher. Das bezeugen die unzähligen Risse und Schründe, Spalten und Hohlräume, in denen das Eis mit unnennbar schöner, blauer Farbe leuchtet. Da ist Schichte um Schichte emporgedrängt, Welle um Welle vorwärts geschoben, in geschlängelten und gezackten scharfen Linien und unten am Thore, daraus die Gletschermilch strömt, alles geborsten und zerrissen, zerbröckelnd und zerfließend unter der machtvollen Sonne. Uns lockte die Felswand zur Seite, höher emporzuklettern, eine harte und im Sturmwind gefährliche Arbeit, aber reichlich lohnend. Das ist ein Blick hinauf und hinunter! In Fesseln geschlagen die Mutter Erde von dem schwergewappneten Sohn der eisigen Lüfte — dann und wann ein rollendes Felsstück, das über die glatte Bahn in die Tiefe stürzt, und dann wieder ein zuckender Riß und dumpfer Klang — es „springt das Gewölb mit jähem Knall!" O süßer Friede in den Thälern der Menschen! Du aber, edler Freund, denkst du daran, wie du dort oben dich verstiegen hattest, daß kein Vorwärts und Rückwärts mehr möglich schien, wie du standest, mit der Rechten angeklammert, mit flatterndem Mantel, baarhäuptig, zornmutige Rufe schmetternd in das Toben der Winde, ein Prediger in der Wüste? Es war unser Lieblingswunsch gewesen, morgen in der Frühe den Piz Languard zu ersteigen, mit seiner hochgerühmten Sicht in die Berg- und Gletscherwelt der Bernina, aber auch das ungeübte Auge mußte die Aussichtslosigkeit solchen Vorhabens erkennen. Das war ein herber Tropfen in dem Freudenkelch dieser Wanderfahrt. Weit besser mundete das Münchener Löwenbräu, das wir hernach in Pontresina entdeckten, eine gute Gabe im bierarmen Engadin, und der aus den Steinen des Morteratsch Gerettete sprach mit Kennermiene:

„Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Glase sich widerspiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmos
Sonnig hinabfließt ins durstige Herz!"

Aber jetzt mußte geschieden sein. Ein Fußweg führt am kleinen Statzersee vorbei nach St. Moritz — den wählten wir. Dieser reizende Waldweg war nur zu stark frequentiert von unseren wanderlustigen Vettern über dem Kanal, welche überhaupt diesen schönen Erdwinkel gepachtet zu haben scheinen. Ist die Meierei Acla Silva erreicht, so zieht sich ein wunderhübscher Pfad zwischen See und Wald gegen das Bad St. Moriz hin. Also das ist nun dies Weltbad, in der That ein internationaler Rendezvousplatz ersten Rangs. Hotels wie Fürstenpaläste erheben sich am Ufer des blauen, lieblichen Sees, Flaggen aller Länder wehen von den Giebeln, Gotteshäuser aller Konfessionen schmücken den Kurort und in den Verkaufshallen, auf den großen Promenaden tönen die Sprachen durcheinander; das einzige Band der Einheit scheint der Klang des flüchtig hinrollenden Goldes zu sein. Doch neben der stolzen, blühenden Schönheit, neben dem Glanz und dem Reichtum und der Freude doch auch so viel glänzendes Elend, so manche in zehrender Krankheit hinwelkende Gestalt.

Aber über all dem Wogen und Treiben in Lust und Schmerz wölbt sich ruhig und heiter der blaue Himmel und leise bewegt sich die Welle am lachenden Ufergelände von San Murezzan immerfort, immerfort. Und wieder senkt der Abend seine sanften Fittiche auf die Erde nieder und gemahnt die Wanderer, ihre Wegfahrt zu enden. Bei Campfér, das traulich schön am See gleichen Namens liegt, begann es zu dämmern, dunkel lag die Wasserfläche hingespannt, gleichsam wartend auf die Runenschrift, die jetzt sollte drein gegraben werden — denn an den Bergen hin rollte der Donner eines beginnenden Gewitters, zuckender Blitzstrahl ließ See und Wald wie in Feuer getaucht erscheinen — es war hohe Zeit, daß uns der „wilde Mann" in Silvaplana in die rettenden Arme schloß — das Hochgewitter war mit voller Gewalt losgebrochen, hehr und herrlich brausend durch die Nacht hin in den Bergen. Wir aber saßen beisammen, tauschend die Erinnerungen des Tages, bis der letzte Donner verhallte und am Himmel sich regten die unzähligen Sterne.

Piz Languard hatte uns einen Strich durch die Rechnung gemacht, aber man muß sich zu trösten wissen. Nach Italien denn, ins Land der deutschen Sehnsucht, über den Maloja ins Bergell hinab nach Chiavenna — das war jetzt die Parole, die feierlichst am gestrigen Abend noch ausgegeben ward. Sonntagmorgen! das Wort hat einen lieben Heimatklang in jedem deutschen Herz. Und hier, in der heiligen Welt der Berge, in diesen Münsterhallen der Schöpfung, da wurde auch in uns feierliche Stille, als die Glockenklänge das Thal des Inn durchrauschten. Dieser Morgen zeigte uns noch einmal das Engadin in seiner großen Herrlichkeit und den Scheidenden wurde fast weh im Herzen, daß sie das alles jetzt schon lassen sollten. Im Frühlicht wanderten wir am See von Silvaplana aufwärts, der scharfe Morgenwind trieb schäumende Wellen über die bis dahin ruhige dunkelgrüne Fläche, die Berge waren noch in Nebel und Wolken gehüllt. Aber sie werden gewiß noch einmal die stolzen Häupter aus den Nebelfluten heben, daß wir sie grüßen mögen zum letztenmal. In Sils hat sich den Hungernden kein gastlich Thor geöffnet — die Leute hatten scheint's schon eingewintert; aber die Nahrungssorgen waren schnell vergessen, jetzt begann die rosenfingerige Eos den Schleier von den Bergen zu ziehen, gewaltig ragte von Osten die Pyramide des Piz Corvatsch herein, eines Vorpostens der Berninagruppe, ein Gipfel um den anderen hub an, im Morgenstrahle zu glühen, leichte glänzende Funken rieselten über die Schneefelder, der Silsersee zeigte ein bewegtes Bild von wunderbarer Färbung, die Häuser



Bei günstigem Wind. Von Karl Raupp.

des schönen Sils Maria glänzten hell herüber, sachte glitt ein Nachen über die weite Fläche und stille ward's, sonntagsstille nah und fern. Aber bald ging die Stille der Natur in das laute Treiben der Menschen über: die Häuser von Maloja hoben sich vom Horizonte ab, ärmliche Hütten aus alter Zeit, reizende Schweizerhäuser neuesten Datums und endlich ein Gasthof von ganz gewaltigen Dimensionen, nach Lage und Bauart nicht ohne Geschmack, auf der Paßhöhe errichtet. Nur schade, daß in den Gartenanlagen die Blumen schon erfroren waren und daß die im Werden begriffenen Avenuen so öde lagen. Nachdem wir in der reizenden Osteria vecchia Speise und Trank gefunden, traten wir den Abstieg an ins Bergell hinab, ins grüne malerische Thal der Maira. Es ist eine eigentümliche Erscheinung: Vom Engadin her gewinnt man die Paßhöhe des Maloja (1817 m) in fast unmerklicher Steigung, der Fall ins Bergell hinab ist schroff und steil.

Das Mairathal zeigt nun eine ganz und gar andere Physiognomie als das Hochthal, das wir eben verlassen hatten. Da ist wieder alles wild, stürmisch, keck; Fluß und Fels haben einen Bund geschlossen, der die herrlichsten Formen und Gestaltungen erzeugt. Der Weg von der Paßhöhe nach Casaccia gehört zu den schönsten Partien, die man sich denken mag, besonders die alte, jetzt vergraste Straße bietet Einblicke in eine üppig schöne, frische Waldvegetation. In raschem Laufe, in Sturz und Fall kommt die Maira aus den dunklen Tiefen des Gebirgs, auch vom Septimerpaß her strömen die Wasser zu und heute waren alle Bäche durch den Gewitterregen hoch geschwellt. In den sonntäglich bewegten Dörfern und Städten wandelten sonntäglich geputzte Leute, von allen Türmen riefen die Glocken zum Hause des Herrn. Doch schienen viele am liebsten vor den Häusern herumzulungern, in süßem Nichtsthun, die unvermeidliche Virginia im Munde. Schöne Kraftgestalten sind uns im schönen Bergell nur wenige begegnet, aber außergewöhnlich viele Kretins. Die Tracht der Landweiber, rotgewürfeltes Zeug in ewigem Einerlei, beleidigt das Auge. Hat die wunderbare Umgebung den Schönheitssinn der Bevölkerung nicht besser zur Entwicklung gebracht oder macht es nur die Armut der unteren Stände? — Unser gebrochenes Italienisch rief manche heitere Scene hervor; wirklich staunenswert aber war es für uns, in einem alten Weiblein, das mit Rosenkranz und Gebetbuch aus der Kirche kam, eine richtige Deutsche zu entdecken — sie hat wohl einmal in jungen Tagen den Weg hierher gefunden, von Sehnsucht getrieben nach einem feueräugigen Italiener (man kennt ja diesen Magnetismus), aber den Heimweg hat sie nicht mehr gefunden. Reichtümer hat sie sich hier schwerlich erworben, diese Orte tragen nicht den Stempel der Wohlhabenheit wie die Engadiner Orte, schauen auch nicht so stattlich drein. Nur die Kirchen ragen stolz und groß aus ihren Umgebungen hervor mit ihren hohen, schlanken Kampanilen und bilden in ihrer großen Zahl einen anmutigen Schmuck des Thales. Da war es denn ein schönes leichtes Wandern in dem Lande mit fremder Sprache, im leuchtenden Sonnenschein. Aber „alle Lust hat Leid“, sagt ein indisches Volkslied, das sollten auch wir erfahren. Der Nachmittag brachte einen Regen der richtigsten Sorte, der uns aufs gründlichste durchnäßte, drei lange Stunden lang. Aber das Wetter hatte doch Rasse und vermochte unsern frohen Mut nicht zu besiegen, mochte auch Vater Helios seinen Fürstenblick uns nicht gönnen. Hell klangen unsere deutschen Lieder durchs welsche Thal: „Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn, Wir sind gesinnt beieinander zu stahn“, und „O Maidle, du bist mei' Morgastern“ und „Mir ist's zu wohl ergangen“, und all die wehmütigen Melodien, die der Deutsche singt, wenn er lustig ist. Warum auch traurig? Die Augen empor! Das Thal will ja wahrlich heute eine besondere Schönheit entfalten: Die Maira wild tobend, donnernd aufschäumend am Geklipp, verzehnfacht die Gewalten der Gewässer, stäubende Sturzbäche aus allen Klüften, von allen Höhen, und der Bach zum Strom geschwellt, Aufruhr und Empörung ringsum! So ging's vorbei an Vicosoprano und Stampa und Promontogno bis über die italische Grenze bei Cassasegna, bis Villa di Chiavenna und Chiavenna. Nur ein edler Asti labte die Wanderer. Der Glanzpunkt des Thales ist unstreitig die kurze Strecke Castelmuro-Promontogno-Bondo. Castelmuro vorab ist ein Prachtstück landschaftlicher Schönheit, auch in den Ruinen noch zeugend, wie trutzig fest einmal dies Bollwerk war, wie ein mächtiger Querriegel über das Thal geschoben. Als wir aus dem Felsenthor der darunter hinführenden Straße heraustraten, da lag weit und schön das fernere Thal vor dem Blicke. Der Himmel hatte Erbarmen gehabt mit den fahrenden Gesellen, jubelnd begrüßten wir den ersten Sonnenstrahl, der blitzartig an den Bergen hinzuckte und an den hohen Firnen haften blieb: nun hatten wir doch recht behalten gegen die Einwände zaghafter Gemüter und gästegieriger Wirte. Nun mochten die Augen frohlockend schweifen in die Nähe und Ferne, das ganze herrliche Thal war wie in frischen Glanz getaucht. Die südliche Vegetation ragt noch hoch in diese italienischen Alpenthäler herein und es ist ein großer Reiz für das Auge eines Nordländers, diese prächtigen Gruppen der Kastanien- und Maulbeerbäume, die durchs ganze Thal ausgesäet sind, diese Thalwände, „übersponnen mit dem grünen Gitter der Weinreben, die sich ihre Gehänge zusenden“, und in den Gärten die Farbenpracht der Blumen, besonders der feurigen Rose des Herbstes. Von den Höhen aber stürzen allüberall imposante Wasserfälle zu Thal, der Doppelstrahl von S. Abbondio (nahe bei dem villenumgebenen Chiavenna) ist wie ein Silberschmuck, der dem wilden Kinde Maira um den schönen Nacken geworfen wird, und heute war's ein stolzer Blick auf diese Wassersäulen, auf diese Stromgestalten, die da freudebrausend in rollendem Triumphe über die Felsen springen. —

Chiavenna hat eine beneidenswert schöne Lage im tiefen Thalkessel, nach drei Seiten offen — dort gegen Norden Val S. Giácomo, hinter uns das Bergell, südwärts das nun breitere Thal der Maira, die mit der Adda sich kurz vor deren Mündung in den Comosee vereinigt. Gewiß mit Recht Chiavenna genannt, das alte Clavenna, Cläven, ein Schlüssel zu den Alpenthoren. Uns zog es mächtig zu den Seen Oberitaliens,

ich dachte an die unvergleichlichen Tage, die ich vor Jahren in Bellagio zugebracht hatte; allein diesmal „schweig' stille, mein Herze!"

Als wir auf der Terrasse standen, die über der stattlichen Burgruine von Chiavenna sich erhebt, lag die Stadt traulich und freundlich uns zu Füßen, die Bergspitzen erstrahlten in rotem Golde, die Baumwipfel regten sich im Diamantenglanz all der Regentropfen, die auf den Blättern lagen, dumpf dröhnende Schläge von gewaltigem Tiefklang riefen zum Ave Maria — und ich dachte des längstverschwundenen Tages, da einst Friedrich der Rotbart in dieser Stadt die Kniee Heinrichs des Löwen umfaßte, vergeblich flehend, daß er ihn in der Stunde der Not nicht verlasse — und im Geiste sah ich, wie die Scharen des stolzen Welfen durch die engen hohen Gassen davonzogen, über die Berge fort nach Hause! Vorbei, vorbei, ihr düsteren Bilder einer alten Vergangenheit, die Schmach ist ja längst getilgt! Denn wie damals das blaue Auge der staufischen Kaiser heißglühend hing an der Ferne des lockenden Südens und wie diese unfreie Sehnsucht über die Berge hinüber ein herrliches Geschlecht vernichtet hat, so schaut heute der Deutsche stolz und glücklich gen Norden, wo sein Vaterland ist, diesseits der Berge, und der schwere Jugendtraum des alten Kaisertums ist ausgeträumt, ein neu Geschlecht und ein neues Kaisertum ist erstanden.

Am Meeresufer und in den Alpen.

Von

Emil Rittershaus.

I.

Ich saß am Meerstrand, wo in Jugendzeiten
Vor langen Jahren ich gesessen hatte.
Landwärts und seewärts ließ den Blick ich gleiten.

Blau sah die Distel aus dem Stachelblatte,
Der einz'ge Blumenschmuck der Nordseedünen,
Die rings verdrängt die frische Wiesenmatte.

Und ich gedachte, wie vom hoffnungsgrünen
Gefild der Träume viel der Staub begraben!
Wie vieles nichts als Tand auf Gauklerbühnen!

Ein müder Mann ward aus dem mut'gen Knaben,
Der froh im Sturmwind ließ die Locken wehen,
Die jetzt gebleicht des Lebens Sorgen haben! —

Vom Strand ließ ich zum Meer mein Auge gehen —
Und höher stieg die Flut und warf den Tang mir
Zu Füßen, rauschte, wo die Felsen stehen,

Und aus den Wellen tönt' es wie Gesang mir,
Und aus der Brandung, aus dem Schaum der Wogen
Ins Herz hinein die Meeresmahnung drang mir:

„Wir sind von Pol zu Pol des Wegs gezogen!
Wir sind das Blut im großen Adernetze
Des Erdballs, von dem Gottesgeist durchflogen.

Wenn irr du wirst am ew'gen Weltgesetze,
Wenn schal und matt dir will das Dasein scheinen
Und hohl und nichtig hoch gepries'ne Schätze —

Geh' an die See! Laß von dem Hauch, dem reinen,
Die trüben Wolken von der Stirn dir jagen,
Wie Staub und Schlamm wir spülen von den Steinen.

Komm'! Hör' im Meer das Herz des Weltalls schlagen!
Den eignen Herzschlag lern' in Einklang bringen
Mit seinem Takt, und scheuch' hinweg die Klagen."

* * *

So hörte ich die Meereswogen singen. — — —

II.

Wie seltsam, daß ich muß des Meers gedenken
Beim Waldesbach, in dessen Wellenspritzen
Die Farnkrautbüsche ihre Wedel senken! —

Nun seh' ich wieder auf den Alpenspitzen
Das Diadem der Silberhörner glänzen,
Die Nebelwolken zieh'n, die Gletscher blitzen. —

Dort haust der Tod! Dort sind des Lebens Grenzen!
Dort, wo jahrtausendalte Felsenquadern
Die Eisgehänge funkelnd rings umkränzen,

Da stockt das Blut der Erde in den Adern!
Das Sonnenlicht, den donnernden Lawinen
Wird's in den Schlünden stündlich zu Entladern

Und muß dem Tode statt dem Leben dienen,
Muß, statt zu schaffen, helfen zu zerstören —
Und machtlos gießt sein Gold es auf Ruinen.

So sprach ich zu mir selbst, doch plötzlich hören
Mußt' ich den Bergquell, der mir floß zu Füßen
Und niederschoß zu Thal durch Moos und Föhren!

„Du blöder Thor! Du sollst die Alpen grüßen
Helljauchzend als des Lebens Riesenwiegen!
Ihm singen nur den Morgensang, den süßen,

Lawinen, die herab vom Gipfel fliegen,
Und alle Nebelwolken sind nur Boten
Die von dem Meere aufwärts sind gestiegen!

Du blöder Thor! Dir scheinen nur wie Toten
Die eisumstarrten Brüste! Heimlich nähren
Die Welt sie, jene sonnenglanzumlohten!

Der Alpen Schoß, er muß den Strom gebären!
Der Lüfte Genien legen Opfer nieder
Auf den gewaltigen, stolzen Bergaltären!"

So sang der Wildbach sprudelnd seine Lieder —
Und, da ich aufsah zu der Firnenkrone,
War mir's, umhüllt von Hermelin die Glieder,

Säh' ich ein Weib auf lichtem Strahlenthrone.
Der Wolken Geister, siehe, sie umschweben's! —
Und in mir klang es nun in andrem Tone:

* * *

„In Ehrfurcht schau' die Mutter alles Lebens!"



Ein Frauenlos.

Von

Julius Grosse.

(Schluß.)

rau Loni mochte mir meine Gedanken ansehen, sie wurde auf einmal wieder tiefernst und blieb stehen.

„Wissen Sie auch, Doktor, daß Sie mir noch Antwort auf meine neuliche Frage und Bitte schuldig sind?"

„Welche meinen Sie?"

„Erinnern Sie sich doch! Ich fragte Sie, wie mein armer Mann von seinen Grillen und trüben Vorstellungen zu heilen sei. Er kommt heute oder morgen, wie er mir schrieb, die Ferien haben begonnen."

Ich schwieg auf ihre Frage.

„Was halten Sie überhaupt von ihm?" fragte sie von neuem.

„Ihr Mann ist ein Narr!" fuhr ich unbesonnen heraus.

„Doktor, das kam nicht aus Ihrem Herzen," sagte sie, sich abwendend. „Es ist unrecht von Ihnen, seine Lieblingswünsche — seine Manie so streng zu beurteilen. Außerdem, und das meine ich, handelt es sich um den Zwiespalt zwischen seiner Stellung und seinen künstlerischen Neigungen."

„Nein!" rief ich. „Es handelt sich um den Zwiespalt zwischen edel und ordinär, zwischen wahr und unwahr, zwischen Gentleman und — doch ich will das Wort nicht nennen. Es handelt sich um eine niedrige Gesinnung, und solche chronische Zustände entziehen sich unserer Wissenschaft vollständig!"

Wieder trat eine Pause ein. Meine unbedachten Worte, die kaum meine Aufregung entschuldigen konnte, mochten sie verletzt haben. Was fragte ich damals danach; ich ging schneller, aber Frau Loni blieb an meiner Seite, ja sie überholte mich wieder.

„Sie sind wirklich schonungslos, Doktor," sagte sie. „Doch gesetzt auch, Sie hätten recht in dem, was ich aus Ihren Worten entnehmen darf, so müßte ich ihn für einen Leidenden halten, und dann wäre es erst recht meine Pflicht, ihn zu behüten. Gerade er bedarf einer heilenden Hand, einer moralischen Pflege auf Lebenszeit."

Ich mußte laut auflachen. „Immer zu, wenn solcher Nonnendienst Sie glücklich macht. Ich verstehe Sie nicht mehr, Frau Loni. Neulich — Sie werden wissen, daß ich Zeuge jener Scene war mit Ihrem Gebieter, der Ihr Leben zu einem Gefängnis macht — neulich sprachen Sie das Wort Trennung aus, und heute ist derselbe Gebieter ein Märtyrer, ein wunder Paladin, den man pflegen muß, dem man sich opfern muß. Mir ist solche Verquickung von Noblesse und Trivialität ein Greuel, verzeihen Sie, aber ich verstehe Sie nicht mehr!"

„Da sieht man wieder, wie wenig so ein einsamer Hagestolz — vergeben auch Sie — fähig ist ein Frauenlos zu begreifen. Ach," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „verstehe ich denn mich selbst noch!"

Ich ging abermals schneller und hörte nicht mehr auf ihre mannigfachen Entschuldigungen und Beschönigungen, mit denen sie nach echter Frauenart alles zum besten zu wenden suchte. Der steil abfallende Felspfad mündete im Waldthal des Lerchengrunds, und wir schritten wieder im tiefen Schatten der herrlichen Eichen und Buchen, bis wir in die freie Lichtung hinaustraten.

Da lag die trauliche Wolfsmühle wieder, aus dem Schlot des Daches stieg ein blauer Rauch, und das Klappern der Mühle übertönte heute das Rauschen der Waldwipfel und das Rauschen des Wildbachs.

Da niemand sonst zugegen war, nahm Frau Loni an einem der schmucklosen Tische Platz, und sie mochte der Ruhe wohl bedürfen.

Alsbald erschien auch wieder die alte Frau und bot uns von allerlei Vorräten und Erfrischungen an. Da wenig Gegenrede erfolgte, brachte sie nacheinander Milch und Brot, Kaffee, Butter und Honig, zuletzt selbst eine Kanne frischen Bieres.

Frau Loni langte tapfer zu und versorgte uns beide. Ich vermochte nichts anzurühren, aber jede ihrer Bewegungen fesselte mein Auge.

Ja, dies idyllische Bild! Ein Eichhörnchen huschte an dem nächsten Stamme hinauf und lauschte mit seinen klugen schwarzen Augen, während es einige Schalen herabwarf. In den oberen Wipfeln flogen wilde Tauben ab und zu. Und sie — wie sie voll hausfräulicher Anmut hantierte, das Brot und die Butter schnitt, die Tassen füllte und den Zucker verteilte, wie sie dem alten weißen Spitz der Mühle, der wedelnd herankam, und einem Sperling, der zutraulich auf den Tisch flog, jedem das Seine gab — alles das ist mir unvergeßlich geblieben, ein berückendes, liebliches Waldidyll; damals freilich erschien es mir bitter und höhnend — mir, der keine so anmutige Frauenhand jemals im Leben sein eigen nannte.

Dabei waren ihre Augen zuweilen mit ernstem durchdringendem Blick auf mich gerichtet, bald als wäre

ihr mein Schweigen peinlich und unerklärlich, bald als wenn sie mit ernsten Geisteraugen in den tiefsten Tiefen meiner Seele lesen wollte. Und wieder war es, als wenn wortlose Gedanken ausgetauscht würden, unheimliche, berauschende, sengende und vernichtende Gedanken.

Wieder schlug die ferne Musik auf dem Festplatz an unser Ohr, und hier viel deutlicher, da der Wind von Osten herüber stand.

„Ist es Ihnen hier zu still, Doktor?“ sagte sie endlich scherzend. „Gehen Sie doch lieber hinüber, man wird Sie gewiß vermissen.“

„Wer soll mich vermissen?“

„Nun die eine oder die andere. Ist es nicht Frau Helene, doch eine von den jüngeren Damen, wer weiß.“

„Frau Helene und alle anderen wissen, daß ich morgen reise und keine von ihnen wiedersehe.“

Da fiel ihr der Löffel aus der Hand und sie wurde blaß. —

„Das sagen Sie doch nicht im Ernst, Doktor, was soll aus mir werden?“

„Aus Ihnen, eine glückliche Frau. Sie erwarten ja Ihren Gatten.“

„Deshalb können Sie doch bleiben, lieber Freund. Ich weiß bestimmt, Sie werden ihn milder beurteilen, wenn Sie ihn erst näher kennen lernen.“

„Noch näher — ich meine doch, ihn hinreichend zu kennen. Nein, Frau Loni, ich kann nicht bleiben, Ihret- und meinetwillen!“ und all meine mühsam zurückgehaltene Leidenschaft durchbrach jetzt alle Schranken.

„Sie wissen es besser, als ich — hier würde ich wahnsinnig werden, wahnsinnig Ihretwillen, liebe, teure Loni. Es muß doch endlich gesagt sein. Sie haben es mir angethan vom ersten Moment an, wie nie eine Frau in meinem Leben. Bald wünsche ich, Sie nie gesehen zu haben, bald daß mich ein Wetterstrahl träfe und wegnähme. Ach, wäre ich nie geboren, und doch danke ich wieder meinem Schöpfer, daß ich atme zur selben Zeit, da Sie auf Erden sind. Nicht wahr, das ist schon der helle Wahnsinn? Was haben Sie aus mir gemacht, vielleicht einen Verbrecher an fremdem Glück und Frieden, aber einen Verbrecher, der sich dem Heiligsten beugt, was es gibt — der Hoheit einer Menschenseele. So kann ich keinen Tag länger leben. Warum sind Sie auch so lieb und gut, und doch dabei an einen gefesselt, der Sie nicht verdient, der Sie nicht versteht!

„Als Sie das Wort Trennung aussprachen, fiel es wie Feuer in meine Seele — nein, das sagt es nicht — wie ein fernes goldenes Morgenrot. So konnte alles noch gut werden, und nun war's doch nur eine elende Wallung, eine heroische Anwandlung. Sie wollen lieber traurig zu Grunde gehen, als ein unwahres Band lösen, das Sie selbst erniedrigt. Denn Sie betrügen sich, wenn Sie glauben, ihn zu sich heraufzuziehen. Wer sich selbst an das Unwahre kettet, wird mit der Zeit ebenso. Und gesetzt, was ich nicht denken kann und nie denken werde, daß Sie nur ein kokettes Spiel mit mir getrieben, dann wäre es doppelt Zeit, zu scheiden, wäre es auch ein ohnmächtiger Versuch, ob man seinen verlorenen Verstand wiederfinden kann. Ich hoffe nichts mehr!“

Dies und anderes floß mir von den Lippen. Wenn ich heute daran zurückdenke, komme ich mir allerdings wie ein Verdammenswerter vor, und doch möchte ich nicht um alles in der Welt diese heilige Stunde aus meinem Leben getilgt sehen — ja diese heilige Stunde, und wer mich verurteilt, hat niemals das Recht wahrer und tiefer Leidenschaft gekannt.

Könnte ich jenen Tag noch einmal beschwören, ich würde nicht anders reden. Und es wird mir auch nicht gelingen, nur einen blassen Abglanz, nur einen schwachen Nachklang jenes Sturmes zu geben, der mich damals bewegte.

Längst hatten wir uns wieder erhoben und schritten den Waldweg dahin.

Frau Loni folgte mir mit niedergeschlagenen Augen, willenlos wie ein Kind. Kein Wort kam über ihre Lippen.

Sie zitterte, noch jäh erschrocken über den jähen, unerwarteten Ausbruch meiner Leidenschaft, gleichwohl verlor sie ihre Selbstbeherrschung keinen Augenblick. Aber eine seltsame Furcht vor sich selbst konnte sie nicht verleugnen. Obgleich ich sie bat, zurückzubleiben, war sie nicht zu halten; sie folgte mir willenlos, stumm und mit halbgeschlossenem Auge. Wenn ein dritter Zeuge gewesen, hätte er wohl reden können von magnetischem Zauber, von Hypnotismus und dergleichen, so bewußtlos folgte sie mir — und sie wäre mir gefolgt in Abgründe der Hölle, wie zu Höhen des Himmels.

Der Weg führte an einer offenen Waldstelle vorüber, wo sich ein Ausblick auf den Festplatz an der Krähenhütte, nun Helenensruh genannt, darbot. Wir hätten einen Umweg machen können, um diese Stelle zu vermeiden, aber wir hatten nicht daran gedacht.

„Gehen Sie voran,“ sagte ich, „ich folge später, oder bleiben Sie, so gehe ich voraus, ganz wie Sie für gut befinden.“

„Was liegt an allem — was liegt an allem — gehen Sie,“ erwiderte sie mit klangloser Stimme, wie in sich versunken.

Ich ging, aber sie folgte mir dennoch, und wie vorausgesehen, im nächsten Augenblick waren wir bemerkt. Zwei oder drei kamen auf Kleppern herangeritten, allen voran der Bankdirektor, der uns mit ironischer Heiterkeit begrüßte.

„Nun, haben Sie auch Laubhüttenfest irgendwo gefeiert?“ Dabei hatte sein Blick einen stechenden Ausdruck, seine Miene dagegen einen triumphierenden, schadenfrohen Zug.

Andere brachten Humpen und Trinkhörner, ein dritter ließ die Musik einen Tusch blasen. Das sonstige Bild des bunten Treibens, wie soll ich es in Kürze schildern? Während die Fiedler und Klarinettenbläser auf dem Faß stehend muntere Weisen aufspielten, warf der Amerikaner kleine Münzen unter die zahlreichen Bauernkinder aus, die sich mit hellem Jubel darum rauften. Der haarbuschige Trojaner und Rittergutserbe, an einem mächtigen Stück Kuchen kauend, lag im Grase, und die blauwangigen Damen aus W. schmückten ihn mit einem Kranz aus Erdbeerpflanzen.

Mehrere Damen tanzten miteinander; Frau Helene aber mit dem Bibliothekar, ihre Locken waren mit Epheuranken und Waldblumen bekränzt und sie bot das anmutigste Bild einer Waldnymphe. Als sie uns bemerkte, kam sie sofort, um mich mit hundert liebenswürdigen Vorwürfen zu überschütten und zum Bleiben zu nötigen.

Der Schuldirektor endlich saß würdevoll unter einem Baldachin von Plaids und Shawls, die über Baumzweige gebreitet waren, und mochte philosophieren, ob Noah, Homer und Solon auch derartige Waldpartien gemacht.

Frau Loni war derart verwirrt und bestürzt, daß sie mir leid that. Unter irgend einem Vorwand führte ich sie nach einem Aufenthalt von wenigen Minuten rasch vorüber, und so ließen wir die Gruppen der Verblüfften hinter uns.

Eine gute Strecke weiter kamen wir auf die breite Fahrstraße, von wo am Klosterbühel ein Wiesenweg zum Hause Lechrainers abbiegt, während links ein anderer kleiner Pfad am Seeufer hin und um eine Landzunge herumführt.

Hier blieb Frau Loni stehen. Sie wollte etwas sagen, aber die Worte erstarben auf den Lippen; nach einer Weile versuchte sie es noch einmal, und leise kamen die Worte:

„Ich kann heut noch nicht Abschied von Ihnen nehmen. Nein, nicht so und nicht hier. Reisen Sie nicht, bevor ich Sie noch gesprochen. Aber folgen Sie mir jetzt nicht weiter. Lassen Sie mich allein. Gehen Sie!“

„Was Sie mir sagen wollen, Frau Loni, können Sie mir auch jetzt sagen.“

Aber sie entfloh wie eine Gescheuchte und mit abgewandtem Antlitz. Ich sah ihr nach, solange noch ein Teil ihrer Gestalt, ein Zipfel ihres wehenden Schleiers sichtbar blieb. Einmal schien es mir, als ob sie stehen blieb und zurückschaute. Dann schritt sie wieder schneller und schneller, bis sie hinter den Haselstauden und Brombeerbüschen verschwand.

Ich schritt zum einsamen Seestrand hinunter und verfolgte meinen Weg, von wilder Gedankenflucht durchstürmt. Nun war es also doch zur Versuchung gekommen und eines schien klar: Wenn diese Seele wirklich an mich gekettet war, dann mußte sie mir auch folgen durch Freud' und Leid, Nacht und Trübsal, wie es die Zukunft bringen mochte.

Aber wollte ich sie denn? — Durfte ich sie begehren und erringen als mein Eigentum auf Lebenszeit? Unergründliche Widersprüche des Menschenherzens. Nicht wollen aus hundert Gründen des Rechts, der Vernunft, der sogenannten Sittlichkeit und Ehre, und dennoch sich gekettet fühlen mit unzerreißbaren Banden im tiefsten Herzen. Welcher Ausweg führt aus solchem Widerstreit der Pflichten, aus dem Labyrinth der Leidenschaft? Einer gewiß — der Tod; vielleicht auch ein anderer — rasche Flucht.

Der Ort Moosbruck, den ich inzwischen erreicht, schien heut völlig ausgestorben und menschenleer. Alles war dem Zuge zum Festplatz gefolgt, und diese Stille und Oede that mir wohl. Ich schritt immer am Seeufer hin bis zum Gasthaus zur Post.

Dort hielt ein leerer Wagen, und ein Knecht wusch die Räder desselben.

„Ist der Wagen von Moosbruck?“

„Nein, wir gehören nach Sankt Velten.“

„Und wann fahrt Ihr an die Bahn zurück?“

„Kann sein noch vor Nacht.“

„Habt Ihr schon Passagiere?“

„Bis jetzt noch nicht.“

„Gut, ich fahre vielleicht mit, laßt mir die Stunde sagen, zum Lechrainer.“ Aber bevor ich ging, erschien der dicke Wirt vom Posthaus, unser täglicher Pfleger, auf der Schwelle der breiten Hausthür.

„Wer ist denn mit dem Wagen gekommen?“ fragte ich.

„Wer sonst, als der Herr Professor aus der Stadt. War ja schon vorausbestellt für die Vakanz.“

„Professor D.? Und wo ist er?“

„Wer's weiß, Herr. Zuerst hat er seine Frau überall gesucht, beim Lechrainer und hier. Nachher ist er auf den Festplatz hinaus an der Krähenhütten, kann kaum zehn Minuten her sein. Müssen ihm ja begegnet sein, wenn's daher kommen.“

„Und doch nicht. Er wird die Fahrstraße gegangen sein. Wir — das heißt ich kam über den Klosterbühel, dann am Seeufer hin. Wir müssen uns gekreuzt haben. Es ist gut.“

Ich ging und überlegte. Also er war angekommen, und die Entscheidung rückte heran.

Sollte ich wirklich entfliehen, bevor ich Frau Loni noch einmal gesehen und gesprochen? Thörichte Frage, jetzt dachte ich an keine Abreise mehr. Nicht einen Tag mußte ich bleiben, nein, viele Tage und viele Wochen, wenn es notwendig war. Vor mir selbst — vor ihr konnte ich fliehen, aber dem Gatten zu weichen, dazu war kein Grund; auch der Schein einer so feigen Flucht mußte vermieden werden.

Aber was hatte sie mir noch zu sagen? Was in aller Welt, nachdem sie alles wußte — alles — alles!

Sollte ich ihre Erklärung jetzt erzwingen, jetzt, in Anwesenheit des Gatten? Die Stunde schien günstig, und dennoch sträubte sich mein Stolz dagegen.

Trotzdem durfte die Nacht nicht hereinbrechen, der Tag nicht wieder erscheinen, bevor ich sie gesehen.

Ich bestellte den Wagen wieder ab — mochte nun kommen, was uns verhängt war.

6.

Noch manche lange Stunde verging, während ich am Seeufer im stillen Waldwinkel saß und auf die Weiten hinausblickte.

Die Gipfel der Höhen und ebenso die hohen Wolkengebirge glühten im Widerscheine des Abendrots. Ueber dem Schilf schossen blaue Libellen und goldene Fliegen hin und wieder; die stille weite Wasserfläche lag wie ein regloser klarer Spiegel, über den zuweilen ein silberner Fisch sprang oder ein Wasserhuhn flog, ein Bild unsagbaren Friedens, und doch — wie war alles so — hingemalt, so traumvoll fremdartig, wie nie zuvor.

Der kennt diese Stimmung, der von einem liebgewordenen Ort scheiden will. Dann scheint es, als wenn alle Dinge von uns Abschied nehmen, eines nach dem anderen. Die Fäden sind gelöst, und wenn auch die leiblichen Sinne noch das Bild der Umgebung empfangen, die Seele selbst ist schon getrennt davon. So muß es sein in Stunden, die dem Tode vorangehen.

Nochmals erwogen — was konnte, was wollte Frau Loni mir sagen? War es nur das eine herbe Wort: „Gehe von mir" — dann wäre ja Schweigen hinreichend und milder gewesen. Aber wenn sie dennoch reden wollte, dann mußte sie auch entschlossen sein, die unwürdige Fessel zu lösen.

Aber was dann? Ach, ein Gefühl des Glücks und der Wonne wollte dennoch nicht aufkommen. Es war, als ob gerade das Ersehnteste, das Seligste mehr als je im Bereich des Unmöglichen und des Unheils läge. Wieder kam jene düstere Gewissensfrage: Hatte ich ein Recht auf diese Frau? Hatte ich ein Recht, in das Glück zweier Menschen einzugreifen und ihren Lebensfrieden zu stören? — Lebensfrieden, sie saß vielleicht jetzt in Thränen, und er trieb sich draußen im Getümmel lustiger Menschen umher und fragte nicht einmal nach ihr.

Wie lange ich dort im Schilf gesessen, ich weiß es nicht, merkte auch nicht, daß es dunkel geworden war, dunkel wie in mir selbst. Erst das Niederschießen eines Sterns am westlichen Himmel traf mich wie ein ominöses Phänomen und versetzte mich in die Gegenwart zurück.

Ich erhob mich. Der Festzug mußte längst wieder heimgekehrt sein. Die feierliche Stille sagte es mir nach dem fern verhallenden Lärmen, den ich wohl wie im Traum vernommen, aber nicht beachtet hatte. Meine Stimmung war allmählich eine reinere, freiere, ja eine ergebenere geworden. „Laß den schönen Traum zu Ende gehen in Frieden," sagte ich mir. „Es muß ja nicht heut sein. Wozu alles hastig überstürzen und auf die Spitze treiben. Morgen sehen wir uns wieder bei Tische oder sonstwie. Dann kann man immer noch Abschied nehmen — oder man kann auch weiter beobachten und erwägen, und muß es geschieden sein, sei es in ehrlicher Freundschaft und in ungetrübter Erinnerung für die Zukunft."

Als ich wieder zum Lechrainer kam und über den Hof zu meiner Wohnung im Nebenbau schritt, sah ich noch Licht im Zimmer Frau Lonis.

Auf dem dunklen Hofe selbst regte sich nichts Lebendes. Wie in körperlichen Massen waren tiefschwarze Schatten rings in alle Winkel gelagert. Der Brunnen rauschte, ein Pferd im Stalle stampfte, und eine Thür im Hause bewegte sich in den Angeln. Sonst alles totenstill und oben im Fenster leuchtete der Lichtschein. Also war sie noch wach — vielleicht in Gesellschaft ihres Gatten.

Ich stand einen Augenblick und überlegte. Zweierlei war möglich für mich.

War der Professor schon zu Hause, so konnte ein Versuch, ihn noch persönlich zu begrüßen, wohl erlaubt sein, trotzdem es schon auf zehn Uhr ging. Ein Besuch, eine Bewillkommnung, damit das nachbarliche Zusammensein nicht mit einer neuen Verstimmung begänne.

Aber wenn er nicht anwesend war? Wenn er seine Frau allein ließ, um sich sonstwie zu zerstreuen — das wäre eine Rücksichtslosigkeit, empörend und herausfordernd zugleich, dann hatte ich ein Recht, Frau Loni heute noch zu sehen, sie heute noch zu fragen, was sie mir zu sagen habe.

Und was du der Minute ausgeschlagen,
Das bringt dir keine Ewigkeit zurück.

Im nächsten Moment war ich auf der Treppe, die an der Außenseite des Hauses von der Altane auf den Hof führte. Aber ich hatte noch nicht drei Stufen erstiegen, als ich mich plötzlich von hinten ergriffen fühlte und von kräftiger Faust zurückgerissen wurde.

„Da ist ja der saubere Seladon, will Fensterln gehen in der Sommernacht. Da müssen wir doch auch dabei sein!"

Ich drehte mich um und sah zwei Gestalten vor mir, den Professor Hermann D. und den Bankdirektor, seinen Freund.

Beide waren unbemerkt von mir im tiefen Schatten des Hofs am Brunnen gestanden, sie hatten mir offenbar aufgelauert, daran war nicht der mindeste Zweifel. Im Schimmer des Lichtscheins von oben sah ich, daß das Gesicht des Professors bleich und entstellt war. Er sprach kein Wort, während sein Begleiter mit rotem gedunsenen Gesicht und fuchtelnden Gebärden in ähnlichen Redensarten wie vorher fortfuhr. Im ersten Moment kam es mir vor, als ob beide nicht ganz nüchtern seien.

„Sie sind es also, mein Herr Professor," sagte ich, „eine seltsame Art der Begrüßung, das muß ich gestehen."

„Was wollten Sie dort oben in dieser Stunde?" erwiderte er mit leiser, heiserer Stimme, in der die unterdrückte Wut zitterte.

„Was fragen Sie noch?" sekundierte sein Begleiter. „Endlich sind wir seinen Schlichen auf der Spur. Diesmal ist's sonnenklar. Herr, Sie kommen uns nicht davon!"

Aber diesen greiflustigen Packan schüttelte ich mit einem Ruck ab, gewann die Wand und schwang meinen Krückstock.

„Den ersten, der mich anrührt, schlage ich zu Boden!" rief ich. „Ist das die Art, mit mir zu reden, Professor, nachdem Sie vor kaum einer Woche Abbitte geleistet? Doch was wir zu verhandeln haben, davon nachher — erst schicken Sie diesen Menschen fort!"

Ich muß hier eine Bemerkung einschalten. Wohl niemand weniger, als ich armer Halbinvalid, hatte ein Recht, auf seine Körperkraft zu pochen, gleichwohl ist es Wahrheit, daß sie mich in früheren Jahren zu eigenmächtiger Entscheidung verführte. So einmal in H., wo ich einen betrunkenen Landstreicher, der eine alte Frau vom Wege in den Graben gestoßen, derart maßregelte, daß er willenlos und gefügig zur nächsten Wache folgte; ein andermal in W., wo ich einem scheu gewordenen Kutschpferde in den Zügel fiel. Zwar wurde ich einige Schritte geschleift, aber es glückte

doch, den Wagen und die Kinder zu retten, die darin saßen.

Diese alte Jugendkraft kehrte heute wieder, und es war ein Glück, daß die Worte meiner Gegner mutiger waren, als ihre Hände.

Beide zögerten, und ich wiederholte meine Aufforderung an den Professor, jenen Menschen wegzuschicken.

„Im Gegenteil,“ erwiderte er. „Direktor R. bleibt, ich brauche einen Zeugen!“

„Nun gut, so bediene ich mich desselben Zeugen. Mag er hören, daß ich vor acht Tagen entschlossen war, abzureisen, daß Sie aber mich fußfällig anflehten — ich brauche nur Ihre eigenen Worte — zu bleiben. Damals räumten Sie das Feld im Vertrauen auf Ihren Arzt und heute tasten Sie mich an, lassen mich anfallen wie einen Verbrecher, wie einen Räuber. Wie stimmt das zu Ihren Worten, zu Ihrer Bitte?“

„Mein Wort und meine Bitte galten einem Gentleman. Sie aber sind ein Bube, ein gewissenloser Verführer!“

„Und der Beweis für solchen Schimpf?“

„Beweise?“ rief der andere. „Wozu diese Komödie noch. — Einsame Waldpartieen und nächtliche Besuche — Beweise genug! Wenn wir einen Unberufenen nachts bei unserer Kasse überraschen, so werden wir ihn wohl lange höflich fragen, was ihm etwa gefällig wäre. Lassen Sie sich auf kein Verhör ein, lieber Professor. Angesichts der Thatsache wiegen alle Worte nichts! Solchem abgefeimten Wicht muß man anders kommen!“

„Herr, zügeln Sie Ihre Zunge!“ rief ich. „Wenn Sie verdammen, so fragen Sie sich erst, wen Ihr Wort trifft. Meine Person ist dabei ganz gleichgültig, aber Sie tasten mit plumper Faust den fleckenlosen Ruf einer Frau an, und das ist nicht zu dulden! Hoffentlich werden Sie das Zeugnis dieser Dame gelten lassen, kommen Sie!“

„Keinen Schritt!“ Und beide Gegner traten mir mit drohender Haltung entgegen.

„Aber was wollen Sie denn? Sie sollen ja mit mir gehen, damit Sie sich überzeugen, was meine Absicht war. Sie werden es mir nicht verweigern, Abschied zu nehmen von meiner Patientin — in Ihrer Gegenwart, darauf bestehe ich!“

„Auch dann nicht!“ rief der Professor. „Gehen Sie zum Teufel oder wohin Sie wollen, meine Frau sehen Sie nicht wieder.“

„Gut denn, die Sache ist zu Ende — vorläufig,“ und ich trat zurück. „Mögen Sie das Urteil über Ihre brutale Handlungsweise von Ihrer Frau selbst entgegennehmen. Wenn Sie sonst Ursache zu haben glauben, Rechenschaft von mir zu verlangen, so stehe ich morgen zu Diensten — und in jeder Weise, wie sie der Codex der Ehre vorschreibt. Bis dahin leben Sie wohl!“

Damit wollte ich gehen, aber ich kam nicht dazu. Unser Streit, der viel kürzer und hastiger war, als ich ihn hier mitgeteilt, hatte nicht so leise geführt werden können, daß unsere Stimmen nicht von anderen gehört worden wären.

Schon vorher hatte der alte taube Lechrainer die Hausthür geöffnet und stand lauschend auf der Schwelle. Jetzt war auch Frau Loni an das Fenster getreten, öffnete es und sah heraus.

„Was gibt es denn? Hermann bist du es? Um Gotteswillen, mit wem redest du? Was ist vorgefallen?“

„Zu dir werden wir gleich kommen!“ klang die barsche Antwort zurück.

Jetzt übermannte mich die Besorgnis, eine ebenso schuldlose als schutzlose Frau der schwersten Anklage preisgegeben zu sehen, und was dann geschehen würde, war unberechenbar.

Ich trat noch einmal hervor.

„Sie sehen, Herr Professor, Ihre Frau Gemahlin ist erregt. Sie werden ihr eine Scene spielen. Sie kennen die Folgen. Als Arzt begehre ich jetzt Zutritt.“

„Lassen Sie den Charlatan nicht hinauf, er wird sein altes Spiel treiben,“ sagte der Versicherungsmann.

„Schweigen Sie!“ herrschte ich den Unberufenen an. Der Widerstand und die ridiküle, ehrenrührige Rolle, in welche ich gedrängt war, reizte mich auf das höchste. Mir kam der Einfall, durch List den Zutritt zu erreichen.

„Sie werden sich erinnern, Herr Professor, was Sie wiederholt von mir verlangt haben, jene gewissen Experimente, um gewisse Mitteilungen zu erlangen. Ich habe den Schwindel immer verweigert, trotz alledem und alledem.“

„Weil nichts dahinter ist als Humbug. Das wissen wir!“ rief der Stadtrat.

„Bitte, lassen Sie ihn reden,“ sagte der Professor.

Meine Sehnsucht, Frau Loni noch einmal zu sprechen und ihr ein letztes Wort zu sagen, war so groß, daß jedes Bedenken schwand. Sollte ich sie vielleicht niemals im Leben wiedersehen, so wirkte auch der Wunsch mit, ihrem rätselhaften Wesen noch in letzter Stunde auf den Grund zu kommen und auch in vielem bisher Verschwiegenen Klarheit zu schaffen.

Die „Götter“ und mein Gewissen mögen es mir vergeben, wenn ich zum erstenmal mit Absicht den Weg des Geheimnisvollen betrat und verwegen genug war, das Uebersinnliche, ich will nicht sagen zu mißbrauchen, aber mit in das Spiel zu ziehen, um meinen Zweck zu erreichen.

„Wohl, wenn Sie an Humbug glauben, Herr Stadtrat, so werden Sie Gelegenheit haben.“ Dann zum Professor: „Ich bin bereit, vor Ihren Augen einen Versuch zu machen und hoffe, er wird von Folgen sein. Ich will das Wort Hamlets von den Wundern zwischen Himmel und Erde nicht wiederholen, aber ich gebe zu, daß unsere Wissenschaft heut vor Erscheinungen steht, die in ihren Ursachen noch unaufgeklärt sind. Kommen Sie, vielleicht werden wir Aufschlüsse erhalten.“

Mein entschiedener Ton imponierte beiden. Obgleich der Professor in dieser Sache, die er selbst so oft provoziert hatte, diesmal noch unschlüssig schien, siegte zuletzt doch die Neugier und der Reiz des Geheimnisvollen. War er doch nicht allein und hatte hinreichende Sicherheit, nicht etwa das Opfer eines plumpen Betrugs zu werden.

* * *

Wir waren inzwischen in die Hausthür eingetreten. Der alte Lechrainer, der mit blödem Erstaunen Zeuge gewesen, aber nichts von allem verstand, was vorging, schüttelte den Kopf und zog sich brummend wieder zurück.

Frau Loni mochte unser letztes Gespräch teilweise gehört haben, denn sie empfing uns mit dem Ausdruck namenlosen Staunens. Mich traf dabei ein flammender Blick der Empörung und Entrüstung, doch nur einen Moment. Im nächsten stand eine Thräne in ihrem Auge. Wer vermochte es, die hundert Fragen zu lösen, die in diesem Blick tiefer Trauer und irren Zweifels lagen, der ringsum Verrat zu sehen glaubte.

Sie wandte sich zuerst an ihren Gatten.

„Ist das aber erlaubt, Hermann, in dieser Art meine Ruhe zu stören? Was ist denn vorgefallen und was soll eigentlich noch geschehen, und zu dieser Stunde?“

Die schöne Frau war in heller Verwirrung und ihr Blick irrte von einem zum anderen. Obgleich es nur eine Nebensache, muß ich doch erwähnen, daß sie noch vollständig angekleidet war. Nur den Hut und den leichten Ueberwurf hatte sie abgelegt. Auf dem runden Tische vor dem hochbeinigen Kanapee brannte eine helle Lampe; daneben lag ein Buch, in welchem sie gelesen.

Die seltsame Situation und die Erwartung vor etwas Ungewöhnlichem mochte uns dreien etwas Feierliches, in den Augen Lonis vielleicht Unheimliches geben.

Professor D. brachte einige wenige halbverständliche Worte der Entschuldigung vor.

„Der Doktor will Abschied nehmen, vielleicht hat er noch ein besonderes Anliegen an dich.“

Frau Loni war blaß geworden, während die beiden anderen mich scharf beobachteten.

Das Wort war an mir.

„Allerdings, verehrte Freundin,“ sagte ich. „Meine Abreise morgen, wenn möglich noch in dieser Nacht, ist unwiderrufliche Notwendigkeit. Sie wissen ja bereits davon. Sie sind so weit wieder hergestellt, daß Sie für jetzt keine ärztliche Hilfe mehr brauchen. Vielleicht wird Ihr kommendes Leben sich ruhig und glücklich gestalten, wenigstens ist das mein innigster Wunsch. Wenn gewisse Rätsel bisher ungelöst blieben, muß man die Aufklärung von der Zukunft hoffen. Erwünschter aber wär's und auch im Sinne Ihres Gatten, wenn die Enthüllung nicht zu lange auf sich warten ließ.“

Bei diesem Wort fuhr Frau Loni empor und sah mich starr an.

„Und wenn ich wirklich eine Art Macht über Sie besaß und noch besitze, könnte es jedenfalls zum Segen sein, wenn wir heut in dieser letzten Stunde versuchten, zur Klarheit zu gelangen. Sie kennen ja den heißesten Wunsch Ihres Gatten. Erwägen Sie, ob Sie uns diesen Beweis einer geheimen Kraft geben wollen und können, sei es auch nur durch die Intuition des Unbewußten.“ Ich vermied dabei absichtlich jede Anspielung auf überirdische Intelligenzen oder sogenannte Geister, weil ich nur das erste für das wahrscheinliche halte, wenn in diesem Gebiet überhaupt von Wahrscheinlichkeit die Rede sein kann.

Der Professor nickte und schien befriedigt von meiner Aufforderung, während der Stadtrat die Augen aufriß und sich bemühte, eine möglichst ironische Miene zu zeigen, was ihm jedoch nicht gelang.

Frau Loni aber starrte mich immer noch an, als habe sie meine Worte nicht verstanden.

„Nun und nimmermehr!“ rief sie. „Können Sie das wirklich von mir verlangen — und Sie, Herr Doktor, und heut —.“

„Warum nicht, Frau Professorin? Ich will nicht mehr danach fragen, was Sie mir noch zu sagen hatten. Denken auch Sie nicht mehr daran, was ich Ihnen heute vorphantasiert habe. Es waren Stimmungen. Hier handelt es sich um anderes. Fassen Sie die Sache objektiv. Kommen Sie; lassen Sie uns die berühmte Kette bilden.“

Ich hatte inzwischen an dem Tische Platz genommen, ebenso der Professor und neben ihm der verwunderte Stadtrat. Frau Loni gehorchte jetzt willenlos und saß auf dem Sofa. Als meine rechte Hand ihre linke berührte, zuckte sie auf und versuchte sich zu erheben.

„Es ist unmöglich, Doktor, es ist unwürdig!“ aber ihr flammender Blick wurde schon unsicher. „Ich verstehe Sie nicht, Doktor. Bisher waren Sie immer dagegen, und heute auf einmal? Sehen Sie mich nicht so scharf an! Ihr Blick thut mir wehe, und wozu die Kette, das wird ja gerade wie damals mit dem Amerikaner.“

Und sie sprach weiter und sprach sich in steigende Aufregung, sie entzog mir zwar ihre Hand, aber sie gestattete, daß ich meine Hände erhob und sie in senkrechter Weise, wie ich früher schon beschrieben, magnetisierte oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, hypnotisierte. Dabei war mein fester Blick unverwandt auf sie gerichtet.

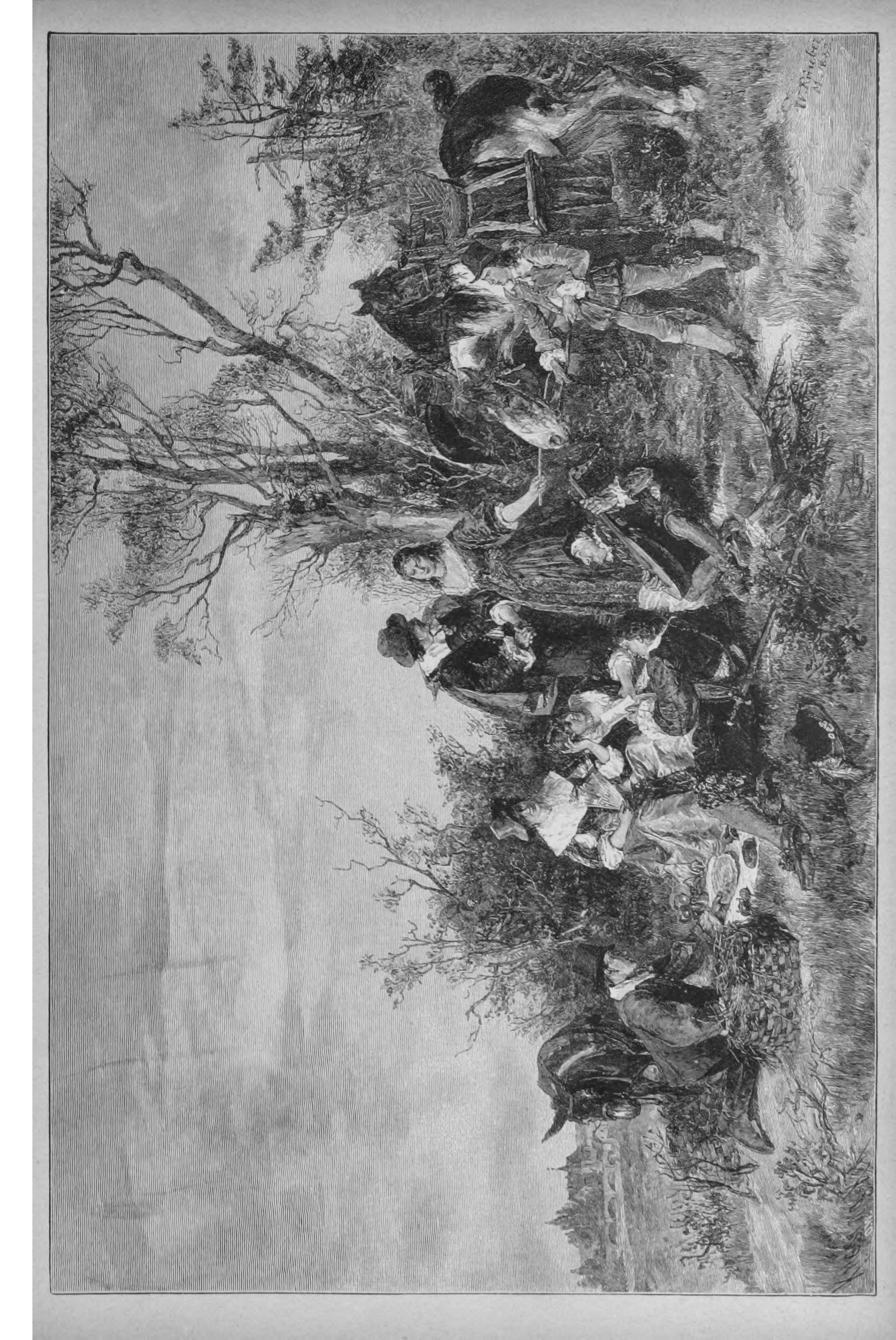
Um allen Mißverständnissen und falschen Deutungen vorzubeugen, muß ich von neuem betonen, daß ich selbst durchaus nicht an die Probleme des Spiritismus glaube, während die Phänomene des Hypnotismus ja bereits wissenschaftlich anerkannt worden sind.

Wenn ich gleichwohl mich zu ähnlichem Experiment hergab, geschah es in der Hoffnung, vielleicht auch in hypnotischem Zustand der Schlafenden Mitteilungen zu erlangen, allerdings auf die Gefahr hin, nur ihre eigenen geheimsten Gedanken zu erfahren. In diesem Sinne erschien ich mir wie ein Priester, der eine Beichte zu empfangen hat: Bekenntnisse der Wahrheit in fremdem Interesse, aber auch in meinem eigenen.

So sehe ich die Sache heute noch an, mögen andere darüber anders denken und vielleicht sogar Beweise für etwas finden, was sich meiner Kenntnis und Urteilsfähigkeit völlig entzieht.

Die Wirkungen meiner Bewegungen zeigten sich schon nach fünf Minuten.

Die Sprache Frau Lonis wurde allmählich zusammenhangsloser, dann verstummte sie ganz. Sie war auf das Sofa zurückgesunken, ihre Augen schlossen sich halb, ein leises Zittern durchbebte ihre Arme und der Atem ging rascher und tiefer, als wollte sie den



Druck einer unsichtbaren Last von sich abschütteln. Der Zustand der Hypnosis war oder schien völlig eingetreten zu sein.

Die beiden Anwesenden waren von diesem raschen Erfolge nicht weniger betroffen als ich selbst, Professor D. dabei im höchsten Grade freudig bewegt, die Erfüllung seiner längst gehegten Lieblingsidee so plötzlich verwirklicht zu sehen.

„Was soll nun geschehen?“ fragte ich.

„Ich werde einige Fragen stellen,“ sagte der Professor.

„Durch wen? doch durch mich allein?“ unterbrach ich ihn. „Noch einen Augenblick, meine Herren. Ich mische mich nicht in jene Annahmen und Ueberzeugungen, als ob die Gegenwart von Ueberirdischen dabei mitwirke, an die ich nicht glaube, lasse es auch dahingestellt, ob es nur die eigenen Gedanken und Ideen der Schlafenden sind, wovon wir vielleicht Kenntnis erhalten. Gleichviel, aber nehmen Sie dies an, so waffnen Sie sich auch mit Mut, vielleicht unerwartete Dinge zu hören — was, ist mir dunkel — aber auch die Offenbarungen des Dunkels können Trauriges, können Gravierendes enthalten. Und deshalb — aus Rücksicht auf dritte Personen, auch auf Sie selbst und Frau Loni muß — was wir auch erfahren mögen, unter uns bleiben. Wollen Sie mir das versprechen?“

Das Schweigen der beiden schien Zustimmung auszudrücken.

„Wollen Sie weiter bedenken, daß, was auch Frau Loni mitteilen wird, ihr unbewußt geschieht. Versprechen Sie mir, Professor, auf Ihr Ehrenwort, sie später nie darüber zur Rede zu stellen, niemals es ihr anzurechnen oder Vorwürfe und Anklagen daraus abzuleiten.“

Diese Vorbehalte waren nicht unnütz, im Gegenteil höchst dienlich, auch in jener Annahme, die ich nicht teile, denn die angebliche Anwesenheit und Zeugschaft von Ueberirdischen konnte immerhin diesen beiden gegenüber eine Art von Garantie sein, wenn sie Unglaubliches, Niederschmetterndes oder selbst Vernichtendes hören sollten.

Mit Ungeduld schlug der Professor sofort in meine dargebotene Hand ein.

„Ich verpfände mein Ehrenwort in dem Sinne, wie Sie wünschen.“

„Was also begehren Sie zu erfahren? Nicht wahr, zuerst eine Frage nach jenem verschwundenen Vermögen?“

„Davon nachher. Zuerst fragen Sie, ob Geister anwesend sind.“

Ich legte meine Hand auf das Haupt der Schlafenden und stellte jene Frage, aber erst als ich sie wiederholte, kam nach einer Pause die Antwort; Frau Loni atmete tief auf, dann bewegten sich ihre Lippen, und sie sprach vernehmlich, wenn auch leise:

„Geister — ach nur wenige und die mir nicht wohlwollend sind — einen ausgenommen, und das ist mein Führer.“

„Fragen Sie, ob Aurelie zugegen ist,“ sagte der Professor.

Wieder antwortete sie: „Aurelie — ich sehe sie alle Tage, alle Stunden um mich.“

Und abermals der Professor, dessen Worte ich dann wiederholte:

„Warum hat Graf M. damals Aurelien zurückgewiesen, als sie nach Prag kam? Das will ich wissen!“

Langes Schweigen erfolgte auf diese Frage, die ich zweimal wiederholte. Des Professors Stirn war gerunzelt, und seine Stimme bebte vor innerer Erregung, als er sagte:

„Gut, das soll nicht eingestanden werden, weil wir selbst den wahren Grund wissen. Fragen Sie nur. Der Graf stieß Aurelien zurück, weil er ihre Schwester im Sinne trug, weil er diese umgarnt hatte schon vorher. Das ist die Wahrheit!“

„Nein,“ war die Antwort, „weil er bereits vermählt war und seine Fesseln nicht lösen konnte.“

„Aber wie stimmt das mit jener, mit der er in S. vorüberfuhr?“ rief der Professor. „War das seine Frau?“

„Nein, es war eine andere. Fraget nicht weiter.“

Das alles stimmte so ziemlich mit allem, was mir Frau Loni selbst erzählt hatte, und daß jener Graf M. ein moderner Don Giovanni, wie sie in großen Städten nicht selten, war keine besondere neue Enthüllung.

Der Professor aber atmete auf, als sei eine schwere Last von seinem Herzen genommen.

Jetzt erst war sein häßlicher und wunderlicher Verdacht, der sein Leben jahrelang vergiftet, vollkommen zerstört. Nach einer Weile begann er von neuem:

„Fragen Sie, wie Aurelie gestorben ist?“

Lange kam keine Antwort; endlich hörten wir die klaren und deutlichen Worte:

„Das fraget Tante Bea!“

Der Professor wurde blaß und biß sich in die Lippen. „Und wohin ist Aureliens Vermögen gekommen?“

Wieder kam die Antwort: „Das fraget Tante Bea!“

Jetzt fuhr der Professor auf, am ganzen Leibe bebend. „Das lügen deine höllischen Geister! Nichtswürdige, sinnlose Anklage, Tante Bea ist selbst reich genug, als daß sie sich an fremdem Eigentum zu vergreifen brauchte. Schändliche, elende Verdächtigung. Ich will nichts weiter hören!“

Ich legte wieder meine Hand auf das Haupt der Schlafenden und setzte das Fragen aus eigenem Antrieb fort.

„Verehrte Freundin. Gesetzt auch, alles das wären Aureliens Mitteilungen. Davon konnten Sie längst wissen. Warum haben Sie es verschwiegen?“

Und sie antwortete: „Aergernis muß kommen, aber wehe denen, durch die es kommt.“

„Darf Aurelie nicht sagen, warum Tante Bea einer so schweren That schuldig geworden ist?“

„Warum nicht? Tante Bea will nichts für sich — sie hat den Mammon genommen, um Messen dafür lesen zu lassen und gute Werke zu thun zur Buße Aureliens. Jetzt eben zählt sie die Papiere.“

„Wo geschieht das?“

„Oben in ihrem Zimmer. Aus einem braunen

Kästchen nimmt sie das Paket in schwarzem Wachstuch. Es ist noch dasselbe wie damals."

„Und was hat Aurelie noch sagen wollen in der Stunde, bevor sie starb?"

„Nichts anderes, als was sie heute sagt, denn ihr Gut war ihr noch bei Lebzeiten heimlich weggenommen, aber sie hatte es bemerkt."

„Und warum konnte sie nicht reden?"

„Vielleicht, weil sie nicht wollte."

„Nein, weil sie gelähmt war, nachdem sie getrunken. Rede offen, ist es nicht so?"

„Ja, weil sie getrunken hatte."

„Und wovon? — nicht wahr von dem Morphium, das ihr diejenige gereicht, die sie pflegen sollte, dieselbe, die sie früher beraubt? — Rede!"

Aber diesmal kam keine Antwort, auch nachdem ich die Frage wiederholt.

„Lassen Sie es sein — ich habe genug — übergenug!" rief der Professor, weiß wie die Wand, und seine Augen waren aus den Höhlen getreten. „Bea eine Mörderin, schändliche Lüge! Sie scheinen auch hinein zu verhören und herauszulocken, was Sie selbst denken. Nichtswürdiges Gaukelspiel! Wecken Sie sie auf!"

„Gestatten Sie nur noch eine Frage," sagte ich, und will nicht leugnen, daß ich selbst auf das tiefste erschüttert war, weshalb, werde ich später auseinandersetzen. Jetzt bewegte mich noch eine andere Gedankenreihe.

„Wem gehört deine Seele?"

Da überflog es ihr bleiches Gesicht wie ein verklärender Sonnenschein, und deutlich kamen die Worte: „Meinem Führer, der mich leitet."

„Sage deinem Verführer!" rief der Professor, der jede Rücksicht vergaß. „Und nun sage auch das letzte. Du wolltest — nicht wahr, du wirst — so sage doch, wann wirst du die Seine werden, sage mir alles, alles!"

„Nie in diesem Leben — niemals," war die leise Antwort.

„Noble Großmut das! — Und was ist dir dein Gatte?"

„Du sagst es, mein Herr und Gebieter, dem ich angehöre bis zu meinem Ende. Habe Geduld mit mir — nur kurze Zeit noch, kurze Zeit!"

„Und wie heißt dein sogenannter Führer. Ich will Antwort haben! Rede!" rief der Professor.

Aber ich ergriff ihn am Arm und zog den Aufgeregten zurück. „Fragen Sie nichts mehr. Sie wissen ja doch wohl aus Ihren spiritistischen Büchern, daß mit jenem sogenannten Führer kein Lebender gemeint ist. Auf einen Ueberirdischen können Sie nicht eifersüchtig sein wollen."

Während ich noch weiter mit dem Professor sprach, geschah ein unerwarteter Zwischenfall. Der kluge Versicherungsmann, Bankdirektor und Stadtrat, der bis dahin die Rolle eines halb perplexen, halb ironischen Zuhörers gespielt hatte, näherte sich plötzlich der Bewußtlosen.

„Schöne Sibylle, sagen Sie auch mir etwas, wenn Sie wollen und können."

Wir wandten uns erstaunt um, als wir seine Stimme vernahmen.

Frau Loni aber erwiderte vernehmbar:

„Reise nach Hause, wenn du großem Unheil entgehen willst."

„Danke bestens," sagte der Bankdirektor und murmelte etwas zwischen den Zähnen, ich glaubte zu verstehen: „Nicht wahr, um meine Werbung zu versäumen, recht schön." Dann fragte er nochmals:

„Und wenn Sie so allwissend sind, so sagen Sie noch eines. Wen wird Frau Helene von B. erwählen?"

Es kam keine Antwort, auch als die Frage dringender wiederholt wurde. Ich trat jetzt dazwischen und protestierte gegen jede weitere Belästigung. Als ich näher trat, bemerkte ich, daß Frau Loni in wirklichem tiefen Schlaf lag. Ihre Augen waren geschlossen, der Atem ging langsamer und regelmäßig.

Unsere sogenannte séance war beendet und ich griff nach meinem Hut. „Haben Sie sonst noch eine Frage an mich?" fragte ich den Professor.

Er schwieg und wandte sich ab mit einem Blick des Hasses und Abscheus, zugleich aber auch des Respekts vor etwas Unerklärlichem und Unheimlichem.

„So leben Sie wohl, ich reise ab, wenn der Wagen noch nicht fort ist, noch in dieser Nacht. Im übrigen, Herr Professor, bleibt es bei Ihrem Ehrenwort!"

Ohne mich weiter aufzuhalten, war ich gegangen, und zwar zuerst in mein Zimmer hinüber, um meine Sachen zusammenzusuchen und meinen Koffer zu schließen. Dann wollte ich zum Posthaus.

Als ich wieder auf den Hof hinaustrat, bemerkte ich trotz der Dunkelheit, daß der Professor mitsamt dem Bankdirektor mir gefolgt waren und offenbar auf mich warteten. Jedenfalls um sich zu überzeugen, ob ich auch wirklich abreisen würde. Nun, diese billige Satisfaktion konnte ich ihnen ja lassen und schritt, ohne sie weiter zu beachten, zum Gasthaus zur Post.

Glücklicherweise war der Wagen aus St. Velten noch da und eben im Begriff, ohne weitere Passagiere abzufahren. Sofort legte ich Beschlag auf das Fuhrwerk und schickte einen Knecht zum Lechrainer, um meine Sachen zu holen.

Wieder waren die beiden Herren mir gefolgt und standen einige Schritte abseits im Dunkel auf der Fahrstraße.

Halb belustigte, halb ärgerte mich diese sonderbare Aufmerksamkeit; indes benutzte ich doch diesen letzten Moment und trat noch einmal zu dem Professor, der soeben einige hastige Worte mit seinem Freunde wechselte.

„Geben Sie mir nochmals die heilige Zusicherung, Professor, daß Sie Ihre Frau Gemahlin nichts entgelten lassen. Sie sehen selbst: Ich fliehe sie."

„Hätten Sie es früher gethan!" sagte er düster. „Sie haben mir die Seele meiner Frau genommen, ich weiß es nun — aber Sie werden von mir hören. Im übrigen verlange ich auch von Ihnen Schweigen gegen jedermann."

„Diese Verpflichtung habe ich Ihnen bereits auf-

erlegt, also auch mir. Versichern Sie sich nur Ihres Freundes in diesem Punkt. Das scheint mir wichtiger zu sein. Und nun leben Sie wohl."

Damit bestieg ich den Wagen. Im nächsten Augenblick aber schwang sich auch der Stadtrat und Bankdirektor herauf und nahm vor mir auf dem Rücksitz des Wagens Platz.

Diese unerwartete Begleitung überraschte mich im ersten Moment höchst unangenehm, aber nach einiger Ueberlegung schien sie mir ebenso erklärlich, als ergötzlich.

„Ah, Sie fahren also mit, Herr Direktor — richtig, nach dem Ausspruch der Sibylle, die Ihnen riet, schleunig zurückzukehren. Also handeln Sie nun doch nach ihrem Rate."

„Ganz und gar nicht," entgegnete der kluge Herr ziemlich barsch. „Ich will mich nur überzeugen, ob Sie Wort halten, ja ich will dafür sorgen, daß ein solcher Rattenfänger und Beschwörer wirklich das Feld räumt und nicht etwa halbwegs wieder umkehrt. Ich werde Sie bis nach Sankt Velten begleiten und werde dort bleiben, bis ich sehe, daß Sie mit dem Bahnzug abgefahren."

„Außerordentlich verbunden für die Auszeichnung einer solchen salva guardia!" — ich mußte lachen — „also richtig auf den Schub gebracht, könnte ich sagen!"

„Ja, so etwas," meinte der liebenswürdige Gefährte. „Alles andere war ja doch nur abgekarteter Schwindel, ungesundes Zeug, Humbug, Teufelei!" Daran schlossen sich noch allerlei anzügliche Redensarten im selben Stil, bis ich ihm energisch Schweigen gebot. —

Er verstummte auch, da er sah, daß seine Invektiven keine Adresse mehr fanden. Er versank in Brüten, betrachtete mich aber doch von Zeit zu Zeit mit lauerndem Blick, wie ein Gendarm, der einen gefährlichen Verbrecher eskortiert und besorgt ist, daß er ihm dennoch entspringen könne.

Ich mußte über den werten Herrn lachen, der so that, als glaube er nicht an die Thatsache des Somnambulismus und dennoch nach den Weisungen einer Bewußtlosen handelte, auch wenn er es zu verleugnen suchte. Was lag mir daran — bis tief in das Herz war ich selbst erschüttert.

Welche Aufschlüsse — welche Enthüllungen, die ein furchtbares Licht auf die Vergangenheit und das Leben im Hause des Professors warfen. Daß jene entsetzliche Anklage Wahrheit sei, daran zweifelte ich damals keinen Augenblick — aber dazu brauchte es keiner spiritistischen Einwirkung, keines Verkehrs mit den Abgeschiedenen, das konnte Frau Loni seit lange wissen, konnte es verschwiegen haben aus Schonung, aus Furcht, aus Pietät gegen ihren Gatten, und nun plauderte sie alles aus in unbewußtem Traumzustand.

Aber dennoch war auch ein anderes möglich. — Möglich, daß ihre Mitteilungen in der Hypnosis vielmehr der Spiegel meiner eigenen Gedanken waren, die sich auf sie übertrugen. Und das erschreckte mich. Ja, so hatte ich mir längst den Zusammenhang gedacht in jenem geheimsten Winkel des Denkens und Vermutens, dessen Thätigkeit wir uns selbst gern verbergen. Und nun kam alles durch ihren Mund zu Tage.

Auch so war also kein Wunder einer überirdischen Einwirkung vorhanden. Frau Loni war gar kein Medium — nur das abhängige Objekt eines fremden Willens — vielleicht mit den Anlagen einer Somnambule. Streng genommen aber fiel dann schließlich die Anklage auf mich zurück. Welche Verantwortung, wenn alles nur ein Wahn, alles nur ein leerer Argwohn meinerseits war! —

Ich machte mir jetzt ernstlich Vorwürfe, mich auf ein so gefährliches Spiel mit dem Geheimnisvollen eingelassen zu haben. Wer konnte die Folgen übersehen! Ich mochte gar nicht darüber nachdenken. Ueberhaupt die Zukunft — eines war klar: Frau Loni wollte ihren Pflichten treu bleiben, solange sie atmete, aber ihr Herz gehörte ihrem Gatten nicht mehr. Und wen meinte sie mit ihrem „Führer"? Durfte ich mir einbilden, ihr ein solcher Hort zu sein? Thorheit — und wie sollten dann diese unseligen Verhältnisse enden? —

Die Nacht war rabenschwarz und dunstig. Nur wenig Sterne blitzten hie und da am Firmament auf, aber verschwanden bald wieder. Ein sausender feuchter Westwind fuhr zuweilen über die finsteren Ebenen und Wälder, deren schwarze Massen mit den Wolken zu verfließen schienen. Nur selten scholl ein anderer Laut, als das eintönige Rasseln des Wagens durch die unendliche Stille, die mit der Zeit betäubend und einschläfernd auf uns alle wirkte. Ein einziges Mal fuhr der Kutscher herum und deutete mit der Peitsche nach links. In meilenweiter Ferne abwärts lag ein brennendes Dorf, und wie angstvoller Klageruf hallte das Sturmgeläute, vom Winde getragen, bis zu uns herauf.

Bald entzog uns eine dunkle Hügelreihe das gespenstige Bild, aber die Erinnerung an die Erlebnisse des verflossenen Tages hielt mich immer noch in fiebernder Erregung und wandelte die Eindrücke der Nacht zu unheimlichen Phantomen. Dank den tüchtigen Braunen vor unserem Wagen kamen wir rasch vorwärts, und die drei Stunden der Fahrt verflogen wie ein Traum zwischen Schlaf und Wachen.

Endlich war Sankt Velten erreicht und eine halbe Stunde später die Kreuzungsstation Birkenried, wo wir abermals warten mußten, bis der Nachtkurierzug eintraf. —

Wie an jenem Morgen, wo ich die unverhoffte Entrevue mit Professor D. hatte, ging ich auch diesmal in den großen Restaurationssaal. Meine Hoffnung, den lästigen Reisebegleiter loszuwerden, war vergeblich. Der kluge Herr Stadtrat und Bankdirektor machte, nachdem er sich so herrlich seiner Aufgabe entledigt, doch keine Miene, mich zu verlassen. — Er wollte bleiben, bis ich den Schnellzug bestiegen, um dann oder erst am anderen Morgen nach Moosbruck zurückzukehren.

Aber es sollte doch anders kommen. Seltsam. — Dem Herrn Bankdirektor ging es diesmal beinahe ebenso, wie mir an jenem bedeutungsvollen Tage. Auch er sah in die Nebenzimmer hinein. Auch er bemerkte dort eine ihm bekannte Gestalt.

Kurz darauf hörte ich auf einmal einen lauten

Wortwechsel, dessen Einzelheiten mir nicht mehr im Gedächtnis sind.

„Aber Berger, wo kommen Sie her und in dieser Stunde?“ rief der Direktor und schritt auf einen Mann zu, der, das Gesicht mit einem dicken Shawl bedeckt, hinter einem Tisch im Dunkeln gesessen und sich rasch entfernen wollte, als er sich bemerkt sah.

„Nein, hierbleiben, Berger, hierbleiben! Noch einmal, wie kommen Sie hierher?“

„Entschuldigen Sie, Herr Direktor,“ sagte der Mann, „ich wollte nach T.“ und er nannte dabei eine große Handelsstadt. „Unsere dortige Filiale scheint unsicher zu werden.“

„So, und Sie reisen ohne mein Wissen, ohne meinen Befehl abzuwarten. Nein, mein Bester, dafür bleibe ich Ihnen den Dank schuldig. Die Filiale in T. steht auf sicheren Füßen, und deshalb also geht unser erster Kassierer bei Nacht und Nebel davon!“

„Aber Herr Direktor, es ist so, wie ich sage. Sie können sich selbst überzeugen. Es ist Gefahr im Verzuge!“

„Schon gut, wenn Sie noch ein Wort sagen, lasse ich Sie arretieren. Zunächst wollen wir doch einmal zu Hause revidieren, die Kassa und die Depots. Vorwärts, Sie fahren mit mir zurück!“

Ich hielt mich bei der unerquicklichen Scene, die einen Schwarm von Zuhörern angelockt, nicht weiter auf, befreite sie mich doch von einem lästigen Aufpasser. In der nächsten Minute brauste der Schnellzug herein, und ich sah beide, meinen Begleiter und seinen Beamten in ein besonderes Coupé einsteigen.

Ich achtete damals nicht weiter darauf. Wie oft kommen dergleichen Scenen heute vor, und sonstigen Vermutungen nachzuhängen, hatte in meiner damaligen Stimmung nicht das mindeste Interesse für mich.

Binnen zwei Stunden, drei Uhr nach Mitternacht, trafen wir in S. ein. Das Hotel zum „Malteser-Kreuz“ lag allerdings so entlegen, daß ich genötigt war, mich abermals nach einem Wagen umzusehen. Glücklicherweise waren noch einige „Nachtdroschken“ auf dem Platze.

Als ich endlich im Besitz meines Gepäcks war und einsteigen wollte, kam mir der Bankdirektor nach — mit „brennendem Kopf“ und in höchster Erregung und faßte mich am Arm.

„Mein verehrter Herr Doktor, ich bitte tausend und tausendmal um Vergebung. Stellen Sie sich vor, was mir widerfahren ist. Frau Professorin hat mir wirklich die Wahrheit gesagt. Erinnern Sie sich noch, was sie sprach im Schlaf: Reise nach Hause, wenn du großem Unheil entgehen willst. Und so ist es. Stellen Sie sich vor, unser erster Kassierer war im Begriff, mit der Kasse und den Depots durchzugehen, wenn ich ihn nicht noch erwischt hätte. Er hat im Coupé halb bekannt — morgen wird sich die Wahrheit zeigen. Der Mann war sonst brav, aber die Untersuchung kann ich ihm nicht sparen, ich habe ihn vorher sogleich verhaften lassen. Es hängt zuviel daran. Frau Loni danke ich meine Ehre, meine Rettung, mein Vermögen — ich danke ihr alles, selbst mein Leben! Nehmen Sie meine Hand. Ich bin immer noch konsterniert, erschüttert, zermalmt! Jetzt glaube ich an alles — sie ist doch ein Medium, es gibt dennoch Geister — o diese Nacht, diese Nacht!“

„Das ist doch wohl nur ein glücklicher Zufall“ — sagte ich, obschon überrascht von dem sonderbaren Zusammentreffen, aber keineswegs überzeugt. „Frau Loni meinte doch gewisser anderer Leute Bemühungen um Frau Helene und wollte Ihnen unangenehme Erfahrungen ersparen, wenn ich recht verstanden. Aber so seid ihr, der Zufall ist euch alles!“

„Nehmen Sie das, wie Sie wollen. Ich bin gläubig geworden!“ rief der kluge Herr. „Mich schwindelt, wenn ich an alle Folgen denke. Frau Helenes Vermögen ist ja auch bei uns deponiert. Alles war verloren, nun kann alles gerettet werden! Doktor, Sie sind ein Wunderthäter, und wollen selbst nicht daran glauben. — Glauben Sie mir, der dem Ruin entronnen und der Schande — o Gott, o Gott, diese Nacht! Es gibt doch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als wir uns träumen lassen. Leben Sie wohl — leben Sie wohl!“

Und alsbald war der Dicke im Dunkel der Nacht verschwunden, gleich darauf auch sah ich einen Schutzmann, der einen Gefangenen geleitete. —

Eine halbe Stunde später hatte ich mein Hotel erreicht, aber an Schlaf war diese Nacht nicht mehr zu denken.

Auf dem Tische lag eine Zuschrift des Ministeriums. Meine Invalidenpension auf Lebenszeit war bewilligt. Am anderen Morgen hätte ich in die Heimat abreisen können, und der sogenannte erste und letzte „Roman“ meines Lebens hatte ein Ende. Aber so machen wir unsere Pläne, und das Geschick oder die Umstände legen unerwartet ihr Veto ein.

Am anderen Tage lag ich schwer krank danieder, und mein altes Leiden brach mit erneuter Gewalt über mich herein. Jene Nacht auf der Staffelalm mit den Strapazen des Marsches, die Gemütsbewegung am folgenden Tage, zum Schluß die Fahrt durch Wind und Wetter — alles zugleich übte die verderblichste Nachwirkung, und ich ward wieder zum hilfloseren Patienten, wie je. Fieber, Bewegungslosigkeit, Schmerz bis zur Ohnmacht, kurz alle Leiden des Gelenkrheumatismus fielen wie gewappnete Riesen über mich her. Ich hatte am ersten Tage kaum noch so viel Besinnung, an meine betagte Mutter zu telegraphieren, daß sie kommen solle, um mich zu pflegen. Was dann geschehen ist, die nächsten Tage, Wochen und Monate, das ist heute in tiefste Nacht versunken, in eine Nacht voll dunkler Träume und wilder Fieberphantasien. —

7.

Soweit ich meine Erlebnisse in Moosbruck am Sternsee erzählt habe, glaube ich kaum, daß im Zusammenhang der Thatsachen eine Lücke vorhanden. —

Abgesehen von jener seltsamen Episode, daß durch den zufälligen Fang eines flüchtigen Kassierers großem Unheil vorgebeugt und so eine prophetische Mahnung in gewissem Sinne erfüllt schien, enthielten die anderen

Vorgänge im wesentlichen nichts gegen den Lauf der Natur.

Für diejenigen Leser, welche mit den Erscheinungen des Hypnotismus weniger vertraut sind, sei nur in Kürze angedeutet, daß analoge Wirkungen eines festen Willens auf solche in Schlafzustand Versetzte wissenschaftlich anerkannt worden sind. Aus diesem Gesichtspunkte ließ sich das Wichtigste erklären, was geschehen war, sowohl die Aussagen Frau Lonis über ihren Zustand, wie über die Vorgänge der Vergangenheit, insofern es meine eigenen Gedanken waren, welche sich auf die Bewußtlose übertrugen.

Einzelnes freilich, das Fernsehen der Schlafenden bis in die heimische Wohnung, die Vorausbestimmuug des eigenen Endes, wie jene Warnung eines Neugierigen blieb dunkel und unaufgeklärt, und ist es mir bis heute geblieben.

Wie lange Zeit hingegangen, daß ich als Patient im Hotel zum „Malteser-Kreuz“ daniederlag, wie erwähnt — das habe ich erst später aus dem Kalender feststellen können, es mögen sieben oder acht Wochen gewesen sein. Glücklicherweise hatte ich schon beim Umzug aus der Villa des Professors hier ein abgelegenes freundliches Zimmer im Hinterbau des Hotels gefunden, wo ich völlig ungestört war vom Wagengerassel des Straßenverkehrs, wie vom lärmenden Treiben im Hotel selbst. — Auch gingen die Fenster nach Süden in ein entlegenes, noch unbebautes Viertel, und das Auge konnte sich an dem unabsehbaren Grün der Wipfel, Laubgänge und Baumgruppen einer Menge von benachbarten Gärten erfreuen.

Zuweilen, auch besonders an warmen Abenden, scholl aus jenen Gärten ferner Musikklang herüber und schuf seltsame Visionen in meinen Fieberträumen. Und in allen wechselnden Bildern von Hochlandsscenen, schwindelnden Felsengipfeln und nächtlichen Heiden blieb ein Traumbild konstant: Eine Reise auf Renntierschlitten durch unabsehbare Wüsten blendender Schneelandschaften. Möglich, daß die Eisumschläge, welche mir verordnet waren, solche Wirkung übten.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich zwei treue braune Augen, die mit inniger Liebe auf mich niederblickten und fühlte eine weiche Hand, die meine Stirn berührte.

„Bist du endlich wach, mein Sohn? Das hat lange gedauert. Der liebe Gott sei gepriesen; die Krisis scheint vorüber. Wie fühlst du dich heute?“

Es war die Stimme meiner guten Mutter, die schon geraume Zeit anwesend war, um mich zu pflegen. Eine Thräne schimmerte in ihrem Auge, als ich, wenn auch matt, doch klar und deutlich antworten konnte, wie einer, der aus langem Schlafe neu gestärkt erwacht war.

Von diesem Tage an begann die Genesung und schritt rasch vorwärts. Nicht zum geringsten Teil wirkte außer anderen günstigen Umständen auch die Ruhe mit, mit welcher wir nun in eine sorgenfreie Zukunft blicken konnten.

Wie köstliche Stunden waren es, wenn Mütterchen an meinem Bett saß, von diesem und jenem erzählte und die unerträglichen Stunden unfreiwilliger Muße durch zerstreuendes Gespräch auszufüllen wußte.

Goldene Pläne waren es, die wir entwarfen, Pläne, welch idyllisches und trauliches Leben wir uns schaffen wollten in der kleinen Heimatstadt, wo ich mir vor Jahren schon, und bevor der Krieg begann, eine ganz ansehnliche Praxis erworben hatte.

Das uralte, geräumige, epheubewachsene Patricierhaus meiner Großeltern mit seinem baumreichen Garten am Strom und den herrlichen Weinbergen, wo schon meine Mutter eine glückliche Jugend verlebt hatte, war — nachdem es später in die Hand anderer Erben gekommen, durch eine günstige Fügung jetzt wieder unser Eigentum geworden, ein Lieblingswunsch, den wir seit Jahren gehegt hatten. Und so konnten wir nun hoffen, dort ein behagliches, an mancherlei Abwechselung reiches Leben zu führen.

Auch war meine Pension ausreichend genug bemessen, um mich aller anderen Lebenspläne zu entheben, den einen ausgenommen, mich allmählich für einen akademischen Lehrstuhl vorzubereiten und so meiner Wissenschaft und meinem Beruf treu zu bleiben. —

Von den Erlebnissen in Moosbruck wie vorher in S. war jede deutliche Erinnerung versunken, als wäre ein Jahrhundert seitdem verflossen. Immer noch lag ein wohlthätiger Schleier über dem Gedächtnis, und wenn mir auch oft war, als wenn ich der guten Mutter etwas Wichtiges erzählen müsse und solle — so konnte ich doch nicht darauf kommen, was es eigentlich sei. Einzelnes, was zuweilen herauftauchte, berührte mich peinlich, wie ungelöste Fragen und schattenhafte Gestalten, so daß ich selbst, so viel als möglich, mich alles Nachsinnens zu entschlagen suchte.

Endlich aber fiel ein blendendes Licht in dieses Dunkel.

Eines Tages, ich saß damals schon im Rollstuhl, und konnte in warmen Stunden in den Garten gefahren werden, kam Mütterchen selbst auf dies Thema, als ich sie fragte, ob gar nichts in der langen Zwischenzeit meiner Krankheit vorgefallen sei. —

Sie schaute mich eine Weile prüfend an. Endlich, da sie mich gekräftigt genug hielt, sagte sie:

„Eigentlich nichts von Bedeutung — nur Weingärtners waren hier, auf ihrer Durchreise in die Schweiz und wollten ihren Besuch machen, aber ich habe sie nicht angenommen.“

Weingärtners — wer ist das — richtig, jene Familie, die mir den ersten Empfehlungsbrief mitgegeben. Wie mit einem Zauberschlage stand jetzt alles wieder klar vor mir: Jener erste Besuch in der Villa der Kurfürstenstraße, dann meine Uebersiedelung und die Reise an den Sternsee und alles und alles, aber ich bezwang meine Bewegung.

„Und sonst wirklich gar nichts — keine Nachfrage, kein Brief?“

„Doch, ich will es dir endlich sagen,“ erwiderte die Mutter. „Eine fremde Dame war hier, um sich nach deinem Befinden zu erkundigen.“

„Eine Dame, und wie sah sie aus?“

„Ich habe sie nur flüchtig gesehen — ein blasses Gesicht, das man nicht wieder vergißt, die Augen groß und tiefblau, die Augenbrauen fast zusammengewachsen, die Haltung vornehm, mit einem Wort eine elegante

Dame. Sie wollte dich um jeden Preis selbst sehen und sprechen, aber ich habe sie abgewiesen."

Abgewiesen! Ich konnte der guten Mutter fast zürnen. Aus den wenigen Worten erkannte ich sofort Frau Loni, aber ich scheute mich, weiter zu fragen und verhüllte mein Gesicht mit der Hand, als könnte jede Miene verräterisches Zeugnis ablegen.

Aber das war vergeblich. Mochte ich nun im Fieber geplaudert haben oder mochten jene Weingärtners beim Professor Besuch gemacht und einiges erfahren haben, was sie nicht verschwiegen — kurz, mir war es, als wenn die gute Mutter längst um alles wüßte und mich vollkommen durchschaute.

Sie mochte auch jetzt meine Bewegung richtig deuten. Sie wandte sich ab und ging zum Tisch, um mir ein kühlendes Getränk zu mischen, dann begann sie von anderen Dingen zu reden.

Ich aber wies alles zurück und antwortete auch nicht mehr. —

Endlich sagte die gute Mutter, indem sie die Hand auf meine Schulter legte: „Mein lieber Sohn, es thut nicht gut, mit fremden Schicksalen zu spielen. Wie leicht ladet man eine schwere Verantwortung auf sich, und Vorwürfe und Reue, die man im ganzen Leben nicht überwindet. Besser, man hält die Hand rein. Du wirst auch mir meine alten Tage nicht verbittern wollen. Habe ich einmal die Augen geschlossen, kannst du immer noch thun, was du für gut hältst. Aber ich weiß, du thust nichts wider deine Ehre und dein gutes Gewissen. —"

Dann ging sie hinaus, ohne meine Antwort abzuwarten.

So war es denn klar — sie hatte alles erfahren, und Gott weiß, in welcher Entstellung. Als sie zurückkam, schwieg sie; auch ich war unfähig, jene Sache auch nur mit dem leisesten Wort zu berühren. —

Am Abend desselben Tages erzählte Mütterchen allerlei aus unseren alten Familiengeschichten, wie ein Bruder des Urgroßvaters ein unglücklicher Mann geworden, weil er eine geschiedene Frau geheiratet — nicht, daß sie es bereut oder er sich getäuscht habe, nein, weil die Welt ihnen das Glück nicht gegönnt und sie derart in Acht und Feme gethan, daß sie keine bleibende Stätte mehr fanden und fern im Ausland verschollen sind. Das war freilich im vorigen Jahrhundert und in einem prüden Schweizer Kantone. Ich hörte nicht auf das einzelne und ging frühzeitig zur Ruhe. —

Zur Ruhe — o nein, in jener Nacht schlief ich zum erstenmal wieder sehr unruhig. Zwar die Krankheit war überwunden und das Leben schöpfte wieder aus dem Vollen. Alles — alles, jeder einzelne Tag, jede einzelne Stunde mit Loni, jedes einzelne Wort von ihr trat mir wieder mit magischer Gewalt vor die Seele. Ich durchlebte alles noch einmal, aber nicht schmerzlich — im Gegenteil: jene Wochen am Sternsee überstrahlte ein elegischer Glanz, eine weihevolle Glorie; nur die eine qualvolle Frage blieb: Was mag aus ihr geworden sein? —

* * *

Einige Tage darauf saß ich oben im Zimmer in einem Armstuhl und hing wieder meinen Gedanken und den Erinnerungen nach, als die äußere Klingel tönte. Dann wurde die Stimme unseres Kellners hörbar, der mit der Magd sprach und sich sofort wieder entfernte. Gleich darauf scholl wieder die Klingel, aber viel leiser.

Ich weiß nicht, welche Ideenverbindung mich wie ein Blitz durchzuckte.

„Liebe Mutter" — sagte ich — „wenn sie es ist, schicke sie nicht wieder fort. Ich muß sie sehen und sprechen. Es gilt mein Leben!"

Mit staunendem und bekümmertem Blick entfernte sich meine Mutter, um selbst nachzusehen, was es gäbe. —

Eine lange bange Minute verstrich. Die Entfernung zur äußeren Thür, zwischen der sich noch ein Vorzimmer befand, war so groß, daß ich unmöglich etwas vernehmen konnte; dennoch klang mir Lonis Stimme im Ohr, und selbst ihre Schritte auf dem Teppich meinte ich zu vernehmen. Endlich öffnete sich die Thür, und ich war nicht im mindesten erstaunt oder überrascht, als die Erwartete wirklich eintrat — tief verschleiert.

Aber ein Schrecken ergriff mich, als sie den Schleier zurückschlug. Das liebe, rührende Antlitz war dasselbe, nur die Augen lagen etwas tiefer in den Höhlen, und ein Ausdruck von Müdigkeit und schmerzlicher Ergebung war über ihre Mienen gebreitet. Und dieser Zug verhohlenen Leids wich auch nicht, als sie mich mit Lächeln begrüßte und mir beide Hände entgegenstreckte. —

„Endlich, lieber Freund, endlich — also wirklich gerettet und genesen, wie danke ich dem Schöpfer dafür."

Dann nahm sie Platz auf demselben Stuhle, in dem Mütterchen zu sitzen pflegte und drückte von neuem meine Hand.

„Sie ärmster Freund, welche schweren Sorgen haben Sie uns gemacht. Glauben Sie wohl, daß wir eine Ahnung gehabt, Sie seien noch hier? — Zwar eine Andeutung erhielten wir von Direktor R., als er seinen Besuch machte mit seiner jungen Neuvermählten. — Sie müßten noch hier sein, aber weiter war nichts zu erfahren. Ich habe in mehreren Hotels herumgeschickt, aber gerade dieses muß vergessen worden sein. Endlich erzählten uns Weingärtners davon — erst in voriger Woche, daß Sie eine schwere Krankheit überstanden. Sie können glauben, es traf uns wie ein Donnerschlag — auch meinen Mann, der sich Ihnen empfehlen läßt. Er wäre mitgekommen — nun vielleicht ein andermal."

Ich betrachtete Frau Loni mit wachsendem Staunen. Wie sie so sprach, den innigen Blick auf mich gerichtet und ein liebliches Lächeln um die Lippen, schien ihr schmales Antlitz noch mehr vergeistigt, als früher. Wäre der Ausdruck nicht verbraucht, würde ich sagen: Sie schien der Erde nicht mehr anzugehören. Aber der Inhalt ihrer Worte — —

Konnte dieser Mund wirklich lügen? Wußte ihr Gemahl um diesen Besuch? Oder sprach sie nur so, weil ihr die Anwesenheit meiner Mutter Zwang auferlegte?

Gleichviel, schon die Möglichkeit einer solchen Ausgleichung, wie sie durchschimmern ließ, übergoß mich wie mit eiskaltem Sturzbad. Das wäre das letzte gewesen, was ich mir hätte träumen lassen. Versöhnung — ein schönes Wort — hier war es für mich von der häßlichsten Empfindung.

Um nur etwas zu erwidern, kam ich auf das erste beste zurück.

„Wie ist das? Sie sprechen von Direktor R. und seiner Neuvermählten?“

„Ah so, das wissen Sie ja noch nicht. Ja, er hat die schöne Frau Helene glücklich heimgeführt. Nach Ihrer Abreise hat sie nichts mehr einzuwenden gehabt, als er seinen Antrag wiederholte. Schon aus Dankbarkeit. Er hat ja ihr großes Vermögen noch rechtzeitig gerettet, nachdem es beinahe verloren war. Nicht wahr, das sind wunderbare Dinge, daß meine angebliche Warnung sich zufällig so rasch erfüllte. Er hat mich mit Danksagungen überschüttet, die ich gar nicht verdiente — auch sie — jawohl“ — setzte sie mit einem Seufzer hinzu — „es gibt doch noch glückliche Menschen auf Erden.“

Ich sah sie erstaunt an, und es war, als ob eine Thräne in ihrem Auge glänze. Jetzt bemerkte ich auch, daß Mütterchen nicht mehr anwesend war.

Unwillkürlich ergriff ich stürmisch ihre Hand. „Frau Loni, Sie sagen die Unwahrheit! Sie lügen zum erstenmal in Ihrem Leben! Weiß Ihr Gemahl um diesen Besuch?“

Sie schlug die Augen zu Boden und schwieg eine Weile.

„Weshalb sollte er darum wissen?“ sagte sie dann leise. „Man muß seinen Angehörigen jeden Kummer ersparen, auch jedes Mißverständnis. Sie kennen ja seine Art.“

„Jetzt weiß ich genug. Ich danke Ihnen!“ Ich richtete mich empor und betrachtete sie von neuem, die mit gesenktem Haupt wie gebeugt und geknickt vor mir saß. —

„So sagen Sie mir offen alles andere. Wie leben Sie, Loni? Jene einzige Thräne verriet mir alles. Wie leben Sie mit ihm?“

Sie trocknete rasch die Augen und suchte einen unbefangeneren Ton anzuschlagen. —

„Mit Hermann meinen Sie. Was soll ich Ihnen sagen? Man muß dem Himmel dankbar sein für jedes bißchen Sonnenschein im Leben. Es ist ja ohnehin so kurz und flüchtig und schattenhaft. — Wie wir leben — o ganz leidlich und zufrieden, besonders seit Tante Bea fort ist. Und das haben wir Ihnen zu danken, Ihnen allein!“

Also Tante Bea fort. Das überraschte mich. „Endlich also! Wie kam das? Bitte, erzählen Sie!“

„Wo soll ich da anfangen? Sie waren kaum fort aus Moosbruck, schon am anderen Morgen — nein, ich irre mich, Hermann schwieg viele Tage lang, aber er war ganz verändert seitdem; seltsam förmlich und höflich, von ausgesuchter, rücksichtsvoller Sorge um mich und dabei doch verschlossen und finster — ich wußte mich in sein Wesen nicht mehr zu finden und fragte ihn endlich selbst nach dem Grunde seiner Veränderung. Er wollte erst nicht offen heraus, nachher kam es zu Tage — was ich damals ausgesagt haben soll in meiner Ohnmacht oder in meinem Schlaf. Wort für Wort wiederholte er mir alles.“

„So hat er also dennoch und abermals sein Ehrenwort gebrochen, der Elende!“ rief ich.

„Nicht doch, nicht doch“ — entgegnete sie beschwichtigend. „Ich zwang ihn ja selbst zum offenen Bekenntnis und was uns so nahe berührte, konnte ja doch nicht verschwiegen bleiben zwischen Mann und Frau. Es hat auch niemand weiter davon erfahren —“

„Also weiter!“ sagte ich, „Wort für Wort hat er Ihnen wiederholt?“

„So ist es. Stellen Sie sich mein Entsetzen vor, als ich alles erfuhr — eine Anklage auf Raub und Schlimmeres und gegen Tante Bea, die Heilige — sind das wirklich meine Worte gewesen? Ich konnte nicht daran glauben; ich wollte Sie zur Rede setzen damals, aber wo sollte ich Sie suchen und finden? Auch jetzt ist mir vieles unerklärlich geblieben. Sagen Sie, wie hing das nur zusammen? —“

„Fragen Sie nicht nach dem Wie. Es waren eben Ihre geheimsten Gedanken, vielleicht auch meine Vermutungen, die sich auf Sie übertrugen, aber weiter, weiter.“

„Auf mich übertrugen, meinen Sie. Ja, so kann es sein, Doktor. Mir war alles fremd und grauenvoll. Aber nun konnte ich mir wohl die Veränderung Hermanns erklären. Seine hochverehrte Tante in einem solchen Licht! — Jene Enthüllungen ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe, obwohl wir vermieden, davon zu sprechen. Es war eine bange, qualvolle Zeit damals. Ich sagte Ihnen, Hermann war ein anderer geworden, im guten Sinne ja, aber nicht immer so. — Manchmal schien es, als ob er sich vor mir fürchte, wie vor etwas Unheimlichem, Feindseligem in mir — dann kamen leidenschaftliche Ausbrüche und Selbstanklagen, all mein gütliches Zureden stieß er zurück mit bitterstem Hohn, mit loderndem Jähzorn und schonungslosen Vorwürfen, als hätte ich ihn um sein ganzes Leben betrogen. Doch lassen wir das, Sie kennen ja seine früheren Anklagen.

„Der Landaufenthalt freilich war uns verdorben diesmal; wir kehrten bald in die Stadt zurück. Ich bat und beschwor ihn, die Sache nun ruhen zu lassen und Tante Bea nicht etwa zur Rede zu stellen und sie unglücklich zu machen.

„Einige Tage hielt er an sich, aber beim ersten kleinen Streit — und wenn man danach sucht, findet sich leicht Anlaß — da brach der Sturm los, und es kam zu einer entsetzlichen Scene.“

„Und Tante Bea — hat sie gestanden?“

„Ja, Doktor — zum Teil war alles Wahrheit, aber gottlob doch nicht ganz. Nein, einen Mord hat sie nicht begangen. Das waren nur meine — nein, Ihre bösen Gedanken, so schlecht ist sie nicht gewesen.“

„Aber wie hing es sonst zusammen?“

„Es muß ein Versehen vorgekommen sein, und dann erklärt sich alles auf menschliche Art. Allerdings war das andere so, wie ich ausgesagt, aber nur bis zu jenem Augenblick, wo sie Aurelien, während sie schlief,

das Paket unter dem Kopfkissen weggenommen — sie glaubte nämlich, der Tod sei bereits eingetreten. Auf einmal — so erzählte Tante Bea — sieht sie, daß Aurelie wach ist und sie mit großen Augen anstarrt und zu trinken verlangt. Da in der Bestürzung des bösen Gewissens hat sie das Glas verwechselt und Morphium in das Glas geschüttet, statt der anderen Medizin. Nachher freilich wollte Aurelie sagen, daß sie den Raub bemerkt, aber sie hatte schon die Sprache verloren. So war Tante Beas Behauptung, so hat sie es auf den Knien vor uns beschworen, und wir haben ihr gern geglaubt, und glauben noch heut. Mag sein, daß sie die Anklage dennoch fürchtete, obwohl ja gar nichts bewiesen werden konnte, aber das Vermögen hat sie ohne Widerrede herausgegeben."

„Unbegreiflich — und weshalb nahm sie es?"

„Wirklich nur um Messen lesen zu lassen und fromme Werke zu thun, denn der Mammon sei der Fluch der Verirrten gewesen; das war einmal ihre bigotte Idee, von der sie sich nicht abbringen ließ. Hermann hat ihr auch versprechen müssen, in gleichem Sinn damit fortzufahren — er aber wandte ein, daß er erst einen Geistlichen um Rat fragen wolle. Das aber wollte sie wieder nicht, und so hat sie das Haus geräumt. Gottlob, so war endlich doch das Joch gebrochen, unter dem wir jahrelang gelitten haben.

„Seitdem ist auch Hermann wieder aufgelebt, und es hat auch sonst gute Folgen gehabt für uns. Wir haben die Kinder Aureliens wieder zu uns genommen aus dem Institut; es sind zwei herzige Mädchen und meine ganze Freude — die älteste wirklich Aureliens ganzes Ebenbild und die jüngere soll mir ähnlich sehen. Ich bin wieder ganz in meine Jugendzeit versetzt und könnte wohl glücklich sein — hat doch mein Leben einen neuen Inhalt, eine schöne Aufgabe gewonnen. So mir der Himmel Kraft schenkt, will ich den Kindern eine Mutter sein und sie aufziehen zu guten Menschen. Jedenfalls sollen sie es besser haben als ich und meine arme Schwester einst im Kloster."

Frau Loni schwieg. Die Erzählung war zusammenhanglos und stückweise gegeben, oft unterbrochen von meinen Fragen und Bemerkungen. Nun sie zu Ende war, schien sie erschöpft und saß, die Hände gefaltet, in träumerisches Nachsinnen versunken.

Ich weiß nicht mehr, wie das abgebrochene Gespräch wieder aufgenommen wurde — es sei denn durch meine Aeußerung, daß also das bedenkliche Mittel der Hypnosis diesmal doch Segen gestiftet habe.

Im übrigen bat ich Frau Loni höflich um Vergebung hinsichtlich meiner thörichten Bekenntnisse an jenem Nachmittag; es war auch nur eine Hypnosis, eine Betäubung anderer Art gewesen. Freilich waren meine gezwungenen Worte jetzt nur eine armselige Verleugnung meiner innersten und heiligsten Empfindung. Aber was blieb mir übrig, nachdem alles so schön geordnet und in Wohlgefallen aufgelöst zum Hohn des lächerlichen Träumers, der seine Leidenschaft wieder einmal — wie sagte doch der kluge Versicherungsmann? — an ein Wolkenbild verschwendet!

Frau Loni mochte das Unwahre meiner Worte durchfühlen und drückte meine Hand.

„Ich soll Ihnen vergeben, lieber Freund? — O nein, ich habe Ihnen nichts zu vergeben. Ich danke Ihnen auf Lebenszeit und von ganzem Herzen!"

„Wenn Sie mir danken wollen, so beweisen Sie es durch Aufrichtigkeit. Seien Sie wahr und ehrlich gegen mich. Wie leben Sie mit Ihrem Gatten?"

Wieder wich sie meinem Blick aus und entzog mir die Hand.

„Ich denke, ich sagte es Ihnen schon. Wir leben so nebeneinander hin. Er hat seine Stellung aufgegeben und lebt ganz seiner Kunst. Es will mir scheinen, als wähle er glücklichere Gegenstände, auch gibt er die Bilder fort und freut sich seiner Erfolge. Sein letztes Werk hat allgemein angesprochen, eine „Griseldis" — haben Sie nicht davon gelesen? Ja, er ist wirklich glücklicher geworden, und was mich betrifft — er erträgt mich, wie ich ihn ertrage, damit müssen wir wohl zufrieden sein. Ach, liebster Freund, alles im Leben läuft auf ein Abkommen hinaus, auf Augenzudrücken und Ergebung. Wer ist ohne Mängel? Und wer selbst der Nachsicht bedarf, muß sie auch anderen gewähren. Das ist Menschenpflicht. Im übrigen gibt es eben Klüfte, die nie ganz überbrückt werden, und Dulden bleibt Frauenlos."

„Frau Loni, Sie verschweigen mir etwas. — Ich erinnere mich, Ihr Gemahl sagte mir beim Abschied — ich würde von ihm hören —"

„Hat er so gesagt? Wohl denn" — sie war aufgestanden und rang nach Atem, dann trat sie zum Fenster und sah in den Garten hinaus, und so blieb sie auch stehen, während sie fortfuhr in ruhigen, beinahe kühlen Worten, als handle es sich um ganz fremde Personen.

„Wohl denn — wir haben uns ausgesprochen; er weiß, was zwischen uns steht, und daß meine Neigung nicht mehr dieselbe geblieben, wie sie dereinst war. Er hat die schöne Blüte langsam entblättert. Vielleicht ist das unser allgemeines Los, und niemand darf klagen. Und dann gibt es Mächte und Einwirkungen, die von uns unabhängig sind. Wer darf sie anklagen, wer wird sie überwinden wollen, wenn sie uns frei machen innerlich, und das ist das höchste. Aber was folgt dann? — Ich weiß nicht, was ich thun darf, ohne schuldig zu werden. Die Pflichten, die ich übernommen, würden mich nicht binden, denn ich würde mich ihnen nicht entziehen, wenn ich auch eine höhere Pflicht wüßte — einen Leidenden zu pflegen, der mir teuer geworden."

Dann wieder verstummte sie, als wäre sie vor den eigenen Worten erschrocken. Endlich sagte sie aufatmend:

„Wissen Sie auch das letzte. Er hat mich freigegeben, obwohl es sein Untergang sein wird, denn er hängt an mir bis zum letzten Lebenshauch, das weiß ich. Und er weiß auch, daß ich hier bin, auch wenn ich ihn nicht ausdrücklich um Erlaubnis fragte."

So tonlos, ja so schüchtern fast ihre Worte klangen — mir tönten sie wie eine geheimnisvolle süße Musik, und wie Rosen fiel es aus sonniger, wolkenloser Bläue. Freilich wie Traumesrosen, deren Dornen sich zu Dolchen wandeln, wenn das Erwachen nicht Erfüllung bringt.

Ich ergriff ihre Hand. „Loni, bei Ihnen allein also liegt die Entscheidung!" —



Mädchen. Von R. Beyschlag.

Sie zitterte heftig. „Nicht wahr, nun wär's beinahe ebenso, wie bei Aurelien, und doch ist's nicht so — nein, nein, ich bin eine andere — dürfte ich ihn denn wirklich in den Abgrund stoßen, und das wird der Fall sein! — Gott im Himmel, wer darf das verlangen — o lassen Sie mich — lassen Sie mich zu mir selbst kommen!"

In diesem Augenblick hätte ich sie in meine Arme schließen können, vielleicht sollen, sagt mein geneigter Leser, und doch stand etwas Unsichtbares zwischen uns, das sie mir plötzlich unnahbar machte.

Inzwischen war meine gute Mutter wieder eingetreten und schritt durch das Zimmer, als suche sie etwas; dabei streifte mich einen Moment ihr ernster, bekümmerter Blick. Nach einigen Minuten entfernte sie sich wieder. Der entscheidende Moment war vorüber.

Wäre ich ein anderer gewesen, ich will nicht sagen jünger, gewissenloser, aber egoistischer, vielleicht herrischer, die Entscheidung hätte auch jetzt noch fallen können, aber jene schweren Worte: „soll ich ihn in den Abgrund stoßen", und jenes andere meiner Mutter: „Du wirst meine alten Tage nicht verbittern wollen" — beide Worte standen vor mir wie drohende mahnende Genien und hielten mich gebannt.

Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Was ich hätte sagen können, sagen müssen, es wäre so einfach gewesen: „Löse das Band — sei mein auf Lebenszeit. Frage nicht mehr, was aus jenem wird, der dich nicht verdient!"

Aber hatte ich denn wirklich ein Recht, ein solches Opfer zu verlangen meines Glückes halber?

Und die andere Gedankenreihe, die sich hervordrängte — Worte, die ich gleichfalls hätte reden müssen: „Gehe heim, Loni. Wir haben uns von Schuld frei gehalten, wir wollen es bleiben auch in Zukunft. Gehe heim — erlöse ihn von seinen Qualen. Wir beide könnten doch nicht glücklich sein durch Aufopferung eines dritten."

Beides blieb ungesagt — das Wort der Leidenschaft, wie das der Resignation; aber ich weiß, jedes dieser ungesprochenen Worte hat sie empfunden. Die Freigebung war zu spät gekommen.

Frau Loni blieb wohl noch eine Stunde bei uns, eine leidvolle, süße, unvergeßliche Stunde. Oft stand sie auf, um zu gehen, aber eine unsichtbare Macht zog sie immer wieder nieder, um das Gespräch von neuem zu beginnen. Manchmal war es, als hätte sie noch etwas auf dem Herzen, das nach Worten suchte, ohne sie finden zu können. —

Was wir sprachen — ich weiß es nicht mehr. Vom Spiritismus zum Beispiel. „Es ist gut, daß dies vorüber ist für immer," sagte sie. „Ich fühle, dergleichen hätte meine Lebenskraft untergraben, und manchmal fürchte ich, es ist auch so schon zuviel gewesen, und ich werde dafür büßen müssen. Man soll nicht in Sphären hineintasten, die uns verschlossen sind. Auch Hermann denkt nicht mehr daran. Gerade der entsetzliche Erfolg hat ihn auf immer von der Manie geheilt. Sie freilich, lieber Freund, wollen es nun anders erklären — Sie sagen, es seien nur Gedanken gewesen, die Ihren oder die meinen, aber das ändert nichts und erklärt auch das Rätsel nicht, warum sich gerade alles so verhalten mußte, wie wir dachten."

Was wir sonst noch sprachen — von den schönen Tagen am Sternsee, vom Verkauf der Villa in der Kurfürstenstraße, der nun unmittelbar bevorstand — von den Kindern, die ihre Freude wären, vom kommenden Winter und nächsten Sommer, wo wir uns wiedersehen wollten — von allem sprachen wir, von allem — aber das eine blieb unausgesprochen.

Da, beim Worte „Wiedersehen" in der letzten Minute — Frau Loni hatte sich schon zum Abschied erhoben und ich wollte ihr die Hand küssen — sie aber zog sie zurück und neigte sich herab zu mir, unsere Wangen berührten sich, und die Lippen fanden sich zu einem flüchtigen, innigen Kuß zum ersten und zum letztenmale.

Es war ein Abschied für ewig auf Erden, das wußte ich damals.

Noch an der Thür wandte sie sich noch einmal, ihre Hand hob sich noch einmal grüßend, und ihr Blick verschwamm in Thränen. Dann ging sie rasch hinaus, von meiner Mutter geleitet.

Ich habe sie niemals wiedergesehen, niemals. —

* * *

Nach einem Jahre — wir waren längst in der Heimat, und unser schöner Traum von der traulichen häuslichen Idylle im Hause der Großeltern war längst zur anmutigen Wahrheit geworden — da geschah es, daß eines Tages der Briefbote hereintrat, mit einem schwarzgesiegelten und schwarzumrandeten Briefe aus S.

Ich hielt ihn lange in der Hand. Ich wußte, daß Frau Loni nicht mehr unter den Lebenden weilte. Erst in später Nacht las ich die Zeilen des Professor D.

Er schrieb wie ein Mann — nicht wie einer, der den Schmerz überwunden hat oder überhaupt überwinden will, nein, wie einer, der ihn trägt, als bestes Vermächtnis, als heiliges Besitztum bis zum Ende.

Nur einige Zeilen aus seinem Briefe will ich anführen:

„Was soll ich von ihren letzten Tagen schreiben? Sie ist hingegangen in die Ewigkeit, schon verklärt im Irdischen. Seit Monaten schon sahen wir das Unvermeidliche kommen, und sie tröstete uns selbst in freudiger Hoffnung auf ein Wiedersehen. Sie schwand schmerzlos dahin und in duldender Ergebung. Und als der traurigste Tag gekommen, da war es nur eine Erlösung, wie Erfüllung eines Unabänderlichen.

„Sie erinnern sich an ihr Wort damals in Moosbruck an jenem unvergeßlichen letzten Abend. Habe Geduld mit mir nur kurze Zeit, nur kurze Zeit. Und so hat es sich erfüllt, es war gerade am Jahrestag jenes Abends, daß ihre Seele die irdische Hülle verlassen hat.

„Doktor, ich weiß, Sie haben sie geliebt. Ich weiß, es hätte nur ein Wort gekostet Ihrerseits, um sie mir für immer zu entreißen, sie wäre Ihnen willenlos gefolgt, wohin immer. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Loni gelassen haben dieses letzte Jahr — trotz alledem, Sie hat Ihrer gedacht an jedem Tage, und Ihr Name ist das letzte Wort auf ihren Lippen gewesen.

„Ich zürne Ihnen nicht deshalb. Den Gedanken, sie lebend als eines anderen Weib zu wissen, hätte ich nicht ertragen — ihr Scheiden für immer will ich tragen, denn sie ist doch mein gewesen auf Erden. —



Bauern im Spenzer (S. 1189).

„Gedenken wir beide ihrer himmlischen Seele in Gram und Trauer — ja diese Trauer wird mein Trost sein, solange ich atme, und auch meine Rechtfertigung, daß unser Bündnis auf Erden ungeschieden geblieben ist.

„Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft und vergessen Sie, was zwischen uns stand. Loni war zu gut für dieses Leben, sagte der Geistliche an ihrem Sarge. Wir wissen, daß es ein verbrauchtes Wort, aber diesmal ist es Wahrheit gewesen. Leben Sie wohl. Ich fürchte, die Thränen verwischen meine Schrift, und diese Zeilen noch einmal zu schreiben, vermöchte ich nicht.

„Wenn Ihr Weg Sie noch einmal im Leben hier vorbeiführt — früher oder später, so verschmähen Sie mich nicht. An ihrem Grabe wollen wir uns die Hand drücken als Freunde für immer. Leben Sie wohl!" —

Die Altenburger Bauern.

Von

Karl Krause.

Mitten im Herzen Deutschlands, in dem reich gesegneten Herzogtum Sachsen-Altenburg, ist der Rest eines alten Volksstamms übrig geblieben, der in fortdauernder Berührung mit anderen Volkselementen und von solchen umgeben, dennoch ziemlich bis in unsere Tage fast ausnahmslos an Tracht und Sitte der Väter treu festgehalten hat. Die Sorben-Wenden kamen etwa zwischen 500 und 600 nach Christi Geburt in das jetzige Sachsen und die sächsischen Herzogtümer, sie hatten damals schon große Gebiete, besonders in Böhmen inne. Im Altenburgischen ist ihre Sprache längst erloschen, ihre Eigentümlichkeit zeigt sich aber noch in konsonantenreichen Abkürzungen, in welchen deutsche Worte verstümmelt gebraucht werden. Es wird sich Gelegenheit finden, manche derselben zu erwähnen. Auch in den auf itz oder witz endenden Namen vieler Dörfer sind Ueberreste der wendischen Sprache vorhanden. Wilchwitz, Paditz, Schelchwitz, Rositz, Podelwitz, Serbitz, Kottewitz, Tegkwitz und viele andere Ortsnamen derselben Endbildung sind wendischen Ursprungs. Die altenburgischen Wenden wohnen nur im Ostkreise des Herzogtums, besonders an den Ufern der Pleiße und Sprotte. An den Grenzen Altenburgs im Preußischen, Sächsischen und Reußischen wohnen ebenfalls noch einige Wenden. Im ganzen mögen in Altenburg und an seinen Grenzen noch etwa 40000 derselben vorhanden sein. In neuerer Zeit verwischen sich die Eigentümlichkeiten des interessanten Volksstammes mehr und mehr. Die Tracht ist in den letzten 20 Jahren fast ganz verschwunden, die eigentümlichen Sitten und Gebräuche sind nicht häufig mehr zu finden, unsere Zeit gleicht überall aus und thut dies auch bei den Altenburger Bauern.

Die Männer trugen, jetzt thun es nur noch alte Leute im Feiertags- und Feststaate, die Kappe, einen langen schwarzen Rock von feinem Tuche ohne Knöpfe, vorn herunter mit Hefteln geschlossen (S. 1189); die Taille war kurz, die langen Schöße waren mit grünem Zeug, meist Flanell, gefüttert, unten waren die Ecken der Schöße etwas zurückgeschlagen und nach außen



Junge Bauernfrau im großen Staat (S. 1189).

angeheftelt, damit das grüne Futter gesehen werde; darunter bedeckte der Latz, eine Weste auf dem Rücken zugeheftelt, die Brust, so daß sie glatt über dieselbe lag. Ueber dem Latz lag die Hosenhebe, Hosen-



Der Blumenstrauß. Von Karl Spitzweg.

trage, früher meist aus rotem, später und jetzt aus schwarzem Leder gefertigt. Die weiten Hosen aus Bockleder, zuweilen aus Samt, reichten bis an das Knie, wo sie mit einem Bande oder einem Riemen befestigt wurden. Lange Stiefeln schlossen sich an diese an. Als Kopfbedeckung wurde ein kleines, niedriges Filzhütchen getragen, das einem umgewendeten Suppenteller ähnlich sah; seine Krempe war hinten etwas, aber wenig emporgeschlagen. Bei besonderen Gelegenheiten trug man anstatt der schwarzen Kappe einen Rock von weißem Zeuge, der sich besonders dadurch auszeichnete, daß die Aermel oben sehr weit auf dem Rücken fast bis zur Mittelnaht reichten. Das Hemd war von „Hausleimd", Hausleinwand, die von selbstgesponnenem Garn früher oft auch selbst gewebt wurde; am Halse und an den Aermeln war es schwarz oder rot gestickt. Jetzt wird anstatt der erwähnten Röcke oft der Spenzer getragen, eine bis in die Taille gehende Jacke (S. 1187). Das Hütchen ist fast ganz verschwunden.

Die Frauen trugen die Haube, ein eng um den Kopf anschließendes Tuch, das das Haar vollständig verbarg; dieselbe schloß nach hinten mit dem „Nest", das etwa eine Viertelelle vom Kopfe abstand und am Ende eine nestartige Vertiefung hatte, die reich mit Perlen oder Seide gestickt war; von demselben hingen „die Schwänze", zwei lange Bänder oder Zipfel herab. Die kurze Jacke der Frauen war in der Regel von sehr buntem, bei Reichen und Wohlhabenden seidenem Zeuge, die Aermel waren früher ganz kurz und eng, so daß sie den bloßen Arm zum großen Teile zeigten, später lang, weit und am Handgelenk mit schmalen Bündchen geschlossen. Ueber der Brust lag der Latz, bei den Frauen eine auf beiden Seiten etwas nach innen gebogene Pappe, die mit Stoff überzogen, mit Schnüren befestigt war. Oben aus dem Latze heraus hingen ein Paar sehr breite kostbare seidene Bänder. Der Rock ist kurz, er reicht nur bis zum Knie, nach hinten ist er in enge, ganz dicht aneinander gefügte Falten gelegt, die das Kleidungsstück brettartig fest machten (S. 1196). Diese Falten wurden oft zusammengeleimt und, damit sie recht fest hielten, mit schwachem Bindfaden durchnäht; vorn bestand der Rock aus dem einfachen Zeug ohne Falten. Ueber den Rock fiel vorn eine feine, häufig seidene Schürze (S. 1188). Die Strümpfe, bei der Festkleidung von weißer, sonst von schwarzer Farbe, gehen bis über das Knie herauf; sie waren mit Mustern und durchbrochen von feinstem Garn gestrickt. Befestigt wurden sie mit bunten Strumpfbändern. Einfache Schuhe vollendeten den Anzug; früher wurden allerdings kostbare Samtschuhe mit reicher Stickerei getragen.

Die Tracht der Bräute wird unten erwähnt werden.

Wenn die Bauernfrau ausging, hatte sie das aus starker Leinwand bestehende, zusammengerollte Regentuch unter dem Arm, das sie, wenn es nötig wurde, mantelartig über sich hing; Regenschirme wurden früher gar nicht getragen. Die Männer trugen fast stets einen Kober, einen mit Deckel versehenen Korb, den sie an einem Riemen oder einem schwachen Strick umhängen hatten, bei ihren Gängen mit sich.



Altenburger Bauer in der Kappe (S. 1188).

Die Altenburger Bauern sonderten sich und sondern sich noch nach dem Maße ihres Grundbesitzes in verschiedene Klassen, die Anspanner, die Kühbauern, die Gärtner und die Häusler. Die ersteren bedürfen der Pferde zum Betriebe ihrer Landwirtschaft. Unter ihnen schieden sich wieder auf das strengste die Sechsspänner, die Vierspänner und die Zweispänner. An einen Tisch, an welchem Vierspänner saßen, durfte sich ein Zweispänner nicht wagen. Die kurze Aeußerung: „Mer ham vier Pfäre!" vertrieb jeden Zweispänner ohne weiteres.

Marktstadt ist für einen großen Teil des platten Landes Altenburg (Almarch oder Almerich).

Die Gehöfte sind speciell für die Landwirtschaft gebaut, meist im Viereck, auf der einen Seite das Wohnhaus, ihm gegenüber die Scheunen, an den Seiten Ställe und Schuppengebäude. Früher wohnten der Herr (Herr = Bauer) mit dem Gesinde (den Gesinnen oder den Leuten) unter einem Dache im Wohnhause, alle aßen an einem Tische. Der Bauer und die Bäuerin wurden von den Dienstleuten mit „du" und mit dem Vornamen angeredet. „Jopf (Jakob) was sull'n mar mache, Sophe (Sophie) sulln mar melke?" Meist ist das jetzt anders geworden. Die Gutsbesitzer haben große Wohnhäuser erbaut, in denen sie sich von dem Gesinde abscheiden. Die Vornamen, welche früher geführt wurden, waren meist biblisch, Abraham (Ham), Jakob (Jopf), Michael (Michel); bei den Frauen waren die Namen Christine (Christel), Josephe, Sophie (Seffe)

sehr gebräuchlich. Zwei Namen waren so häufig, daß sie dem Bauernstand eine Vulgärbezeichnung aufdrückten, der Bauer hieß in der Stadt „ein Melcher", die Bauernfrau „eine Marche", entstanden aus den Namen Melchior und Marie. Auch diese Namen werden nur noch selten gehört, doch sind für Männer noch einige eigentümliche Vornamen wie Elan, Winus, Mollo im Gebrauche.

Die Wagen (Waen) waren früher hohe, lange, kastenartige Gebäude, deren Seiten mit Weidengeflechten belegt wurden; Strohbündel oder eingehängte Brettbänke bildeten die Sitze. Selbst die vornehmsten Gutsbesitzer bedienten sich derselben. Jetzt herrscht auch hier großer Luxus.

Der wohlhabende Bauer blickte früher im Bewußtsein seiner Stammeseigentümlichkeit auf den Bürger (Bärger) herab, jetzt ahmen die altenburgischen Landleute bürgerliche Sitten und die Mode in allen ihren Auswüchsen nach, nur im Besitz suchen sie auch jetzt noch Würde. Was nicht zu dem fest angesessenen Bauernstand gehörte, wurde von den Bauern früher gern als Gesindel angesehen; wenn er in der Stadt gewesen war, sagte der Bauer heimgekehrt seiner „Fra": „da war Husch und Dusch beisam!" da gab es eine sehr gemischte Gesellschaft. Nur bei seinen eigentlichen Festlichkeiten, die „Irte" hießen und meist nur in großen Schmäusen bestanden, fühlte der Bauer sich recht wohl.

Eine schöne Eigenschaft der Altenburger Bauern war und ist noch ein ausgeprägtes Familienbewußtsein. Das Gut, das ja nur einer erhalten konnte, blieb das Refugium für die ganze Familie in Zeiten der Not. Die Verwandtschaft, die als „Freundscht", Freundschaft bezeichnet wird: „es ist Freundscht" heißt, es ist ein Verwandter, hielt fest zusammen. Zu der großen „Kermse" (Landfressen, Kirmeß), die drei Wochen dauerte und in den November fiel, besuchten sich die Verwandten und besprachen die Familienvorkommnisse. Diese drei Wochen waren nach den „drei Reiten" eingeteilt, jede Woche hatte eine andere Richtung Kermse. Jetzt ist diese lange Zeit, in der jede Woche vom Sonntag bis Donnerstag Tanz war, auf eine Woche durch Gesetz beschränkt. Die „drei Reiten", eine Bezeichnung, die auf die Eigenschaft der Sorben-Wenden als Reitervolk hindeutet, umfaßten jeder einen bestimmten Bezirk. Bei den „großen Bauernreiten", festlichen Aufzügen, bei denen die Bauern auf mit Blumen, Bändern und Flittern geschmückten Pferden erschienen, ritt jedes Reiten hinter seinem eigenen Führer und seiner Fahne her. Da konnte der alte Bauer mit gerechtem Stolz sagen: „'ch ha sa was mei Labstage nich gesähn, do dron wär' ich mei Labstage denke!" „Ich habe so etwas meine Lebenstage nicht gesehn, daran werde ich meine Lebenstage denken."

Die Familiennamen sind auf den altenburgischen Dörfern oft ganz durch die Hausnamen verwischt; die Güter waren jahrhundertelang im Besitze derselben Familie. War eine ausgeprägte Persönlichkeit einmal in dem Besitz eines Guts, so blieb deren Name. Einer mit dem Vornamen Michael war oft Pate gewesen, er hieß im Dorfe und in den nächsten Dörfern überall „Pat' Michel" und das Gut wurde bezeichnet: „Bei Pat' Michels." Dadurch ging der Familienname so verloren, daß ihn selbst die Dorfgenossen, ja die Familienglieder selbst nicht mehr kannten. Kam ein Gut in andere Hände, etwa durch „Hineinfreien", Einheiraten eines Mannes, so blieb doch der alte Familienname



Bauernfrauen auf dem Marktgang.

im Gebrauch. In der Regel erhält der jüngste Sohn das Gut. Die Eltern erhalten einen „Auszug", der in Getreide, Kartoffeln, Butter, Käse, Fleisch, Gänsen, Kuchen, Mehl, Kleidergeld, Begrabegeld und Wohnung besteht. Die Geschwister werden mit verhältnismäßig geringen Summen und Ausstattungen „abgefunge", abgefunden. Der Käufer dagegen erhält das Grundeigentum um einen sehr niedrigen Preis. Die Bauerntöchter heirateten früher fast ausnahmslos in bäuerliche Familien, sehr selten war es, daß eine „onger ehrn Stand", unter ihren Stand, heiratete, einen Mann, der einer weniger besitzenden Klasse, als ihr Vater angehörte, noch seltener, daß sie einen „Bärgerschen", einen bürgerlichen Mann, freite. Selbst im letzten Falle behielt sie meist ihre Tracht bei, selten „klette sich eine um!" kleidete sich eine in bürgerliche Tracht; es wurde fast als eine Schande ausgesprochen: „se gieht bärgersch", sie geht bürgerlich. Jetzt heiraten die reicheren Bauerntöchter mit Vorliebe in die Stadt und kleiden sich alle um.

Die Erziehung geschah früher fast nur im elterlichen Hause und in der ländlichen Volksschule, jetzt werden die Kinder in städtische Pensionate gebracht, deren frühere bäuerliche Bezeichnung hinsichtlich der Mädchen genau die Stelle angibt, an welche diese Erziehung gewöhnlich gehört. Sie wurden „Mannsenbenehmge" genannt, Anstalten, in denen junge Mädchen das Benehmen Männern gegenüber lernen sollen. Der Umgang zwischen jungen Leuten verschiedenen Geschlechts war ein sehr freier, er ist es aber zum Teil auch noch; trat eine Annäherung ein, die auf eine Heirat hoffen ließ, so gab es früher im Verkehr fast keine Schranken mehr.

Der altenburgische Bauer ist intelligent, fleißig, regsam, aber durchaus Realist, die Kunst war ihm meist fremd, höchstens benutzte er sie, um Reichtum zu zeigen. Früher, weit mehr als jetzt, war er ein leidenschaftlicher Kartenspieler. Skat, der sich von Altenburg aus, wo jetzt der erste Skatkongreß abgehalten wird, über ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus verbreitet hat, wurde um enorme Beträge gespielt, es wurden an einem Abende Hunderte und Tausende von Thalern gewonnen und verloren. In einem altenburgischen Gasthause, in dem früher der Generalstab der Skater seinen Sitz hatte, sollen an den zwei altenburgischen Roßmarkttagen, die je in das Frühjahr und in den Herbst fielen, allein an Kartengeld oft 600 bis 800 Thaler gezahlt worden sein. Jedes Spiel Karten wurde nur zu etwa acht bis zwölf Spielen benutzt, dann mußte eine neue Karte gegeben werden. Auch andere Spiele, besonders das Tippspiel, wurden um hohe Einsätze gespielt.

Unter den Backwerken, welche die Altenburger Bauern bei ihren Festen haben, ist eines unter der eigentümlichen Bezeichnung „Platz" gebräuchlich, es sind dies dünne runde Kuchen, die breit aufgetrieben, teils mit Käse, mit Quark, mit in Butter gekneteten Mehlklümpchen, oder auch bloß mit Zucker und Butter bedeckt werden. Eine Sorte, der „Uffleefer", Aufläufer, spielte bei ihren Hochzeiten eine Rolle. Er war sehr leicht zerbrechlich; es wurden bei der Hochzeit mehrere solche Kuchen übereinander gelegt und mit kräftigem Schlage zerschlagen. Die Kuchen brachen in unzählige kleine Stücke und dabei wurde der jungen Frau der Wunsch ausgesprochen: „Su veel Stückchen, su veel Kenger (Kinder)."

Wollte ein junger Bauer heiraten, so sah er sich zuerst nach einer Braut um, die hinreichendes Vermögen hatte; Schönheit war und ist Nebensache. Durch einen Vermittler wurde bei den Eltern vorsichtig angefragt, ob die Partie angenehm sei. Fiel die Antwort günstig aus, so kam der junge Mann selbst als Freier (auf die Freite). Früher mußte er stets seinen Kaufbrief mitbringen, um sich über seinen Besitz auszuweisen. Die Eltern des Mädchens erwähnten im Gespräch, was „das Meechen kreit", was das Mädchen mitbekommt. Kam die Verlobung nicht zustande, so zog der junge Mann unbeleidigt wieder ab, wurde man handelseinig, so wurde zwar ein Tag bestimmt, an dem das Jawort förmlich gegeben wurde, es lag aber dazwischen noch eine besondere Handlung, die „Bauschanje", die Bauschau. Die künftige Braut kam mit Verwandten in das Gut des jungen Mannes und besah das Gehöfte, die Gebäude, Felder und Gärten, Vieh, Schiff und Geschirr. War sie damit zufriedengestellt, so ging die Sache ruhig ihren Gang, gefiel ihr das Beschaute nicht, so erhielt der junge Mann tags danach den Bescheid, es könne nichts werden. Bei der eigentlichen „Verlöbte", Verlobung, waren früher immer Pfarrer und Schullehrer, stets der „Huchzgbitter", Hochzeitbitter, zugegen, die Anreden hielten. Es wurde dabei ein Malschatz, jetzt Ringe, früher meist große seltene Münzen gegeben. Zur „Huchzg", Hochzeit, lud der Hochzeitbitter, er trug einen weißen, in der Taille zusammengezogenen Rock und einen hohen, breitkrempigen Hut, von dem viele Bänder herabhingen. Waren die Eltern der Braut schon gestorben, so waren darunter, wenn beide tot waren, ein schwarzes und ein aschenfarbiges Band, war eins der Eltern tot, ein schwarzes. Jetzt ist die Herrlichkeit der Hochzeitbitter vorüber. Die Hochzeiten waren sehr groß und sehr kostspielig. Nach dem Herkommen wurden Hochzeiten zu vierzehn, zwölf und elf Tischen gefeiert, an jedem Tische saßen 16 Personen, sie nahm mindestens drei Tage in Anspruch. Die eingeladenen Personen trugen zu dem Hochzeitsaufwande bei, sie sendeten Butter, Eier, Käse, Milch, Mehl, Hühner und Gänse in das Hochzeitshaus. Der Trauungstag begann mit einer Kollation von Bier, Branntwein und Kuchen im Gute des Bräutigams. Von da aus zog man nach dem Brautgute zu Fuße, wenn es in demselben Dorfe lag, zu Roß und Wagen nach einem anderen Dorfe. Zuerst die solenne große Reiterei, 60 bis 70 Männer auf geschmückten Pferden, 40 bis 50 Weiber und Mädchen zu Wagen. Ihnen folgte der Bräutigam mit dem Begleiter und dem Hochzeitbitter. Voran die Musik. Die Musikanten trugen früher rote Röcke. Auf dem Wege wurde gejauchzt. Vor dem Heimatsdorfe der Braut hielt der Zug an, einige Reiter ritten im Galopp in dasselbe und fragten an, ob es ehrlichen Leuten erlaubt sei, dort einzukehren. Dann zog die ganze Masse in das Dorf ein. Die Braut, früher stets in roter „Jäcke", hatte einen Rosmarinstrauß in der Hand, der in Pyramidenform gebunden war. Nach dem ersten Frühstück folgte die einfache Trauung in der Kirche. Vor dem Altare drängte sich das Brautpaar eng aneinander, damit kein Unfriede zwischen die jungen Eheleute kommen könne; der Bräutigam trat der Braut auf den Fuß, damit sie ihm stets gehorsam bleibe. Die Braut be-



Brautpaar (S. 1195).

gleiteten die „Hormtmeede“ (Meed, Maid, Mädchen), oft 40 bis 50. Das Hormt war der Kopfputz der Braut und der jungen Mädchen (S. 1194). Es war eine Mütze in Form einer runden Schachtel, innen und außen mit rotem Samt oder Damast überzogen. Um dasselbe gehen 13 silberne Bleche, auf deren jedem drei Reihen



Milchmädchen.

silberner Knöpfe stehen. Rund herum hängen an Henkeln goldene oder silberne und vergoldete Blättchen, in Form von Kirschbaumblättern, die bei jeder Bewegung aneinander schlagen und läuten. Hinten am Hormt befinden sich zwei Zöpfe, jetzt aus Werg geflochten, mit bunten Bändern umwunden und oben über dem Hormt zusammengebunden. Zwischen diesen Zöpfen sitzt ein Kränzchen von mit grüner Seide umwundenem Draht und Silberlahn, während rings breite seidene Bänder herabhängen, von denen zwei unter dem Kinn der Braut in eine mächtige Schleife zusammengebunden sind. Das Hormt war ein sehr kostbares Stück, es erbte in der Familie fort und galt als ein Familienheiligtum. Es existierten Hormte, die über 300 Thaler, also 900 bis 1000 Mark wert waren. Im Hochzeitshause begrüßte die Brautmutter die Gäste, sonst hatte der Hochzeitsbitter, wie eine Art Hofmarschall, das Oberkommando. Man rechnete auf eine Hochzeit zur Beköstigung der Gäste mindestens 12 Scheffel Weizen zu Kuchen, 6 Scheffel Roggen zu Brot, 400 bis 500 Pfund Fische, 60 bis 70 Gänse, eine sehr große Menge Hühner, kolossale Mengen Braten und Fleisch und sehr viele Bratwürste. Die letzteren wurden zum Schmucke der Braten verwendet, auf jedem Braten, der auf die Tafel kam, lagen obenauf Bratwürste. Zu den Frühstücken wurde „Lang“, Fleischbrühe, oder „Kurz“, Biersuppe, gegeben. Gemüse, Tunken und Titschen (Apfelmus, Apfelschnitten, gebackene Birnen, gebackene Pflaumen, Rosinen) gab es in großen Quantitäten. Bier und Branntwein, in neuerer Zeit Wein, wurden in großen Massen getrunken. An den Mahlzeiten, die sich jeden Tag zweimal wiederholten, sammelten der Hochzeitsbitter, die Köchinnen, die Kellner, die Schüsselmeede, die Bettmeed und die Musikanten Gaben für sich ein. Jede Mahlzeit begann und endete mit einer bestimmten Anrede des Hochzeitbitters. Nahm nach dem Tanze, der an jedem Hochzeitstage stattfand, das Hochzeitshaus die Gäste nicht alle auf, so wurden die Häuser der Nachbarn benutzt. Nach der ersten „Malzt“ (Mahlzeit) fand der Manteltanz statt. Der Brautdiener, der die Braut zu führen und zu begleiten hatte, tanzte mit der Braut, welche mit einem großen schwarzen Mantel bekleidet war, den ersten „Reen“ (Reigen) und nahm ihr am Schlusse den Festmantel ab, zum Zeichen, daß das Hauskleid nun ihre Ehrentracht sei. Der Tanz war ein Gehtanz, der nach einer polonaisenähnlichen Musik getanzt wurde. Dann begann der allgemeine Tanz in der Tanzstube. War zum Tanzen im Hochzeitshause kein hinreichender Platz, so zog man „zum Nabber“, Nachbar, wo sich ein geeignetes Lokal fand. In früheren Zeiten tanzte zuerst der Geistliche ein paar Schritte mit der Braut. Nach dem Tanze zog sich zuerst der Bräutigam in die Brautkammer zurück und legte sich angekleidet zu Bett. Von dem Brautdiener und den Brautbeiständen, denen gemeldet worden war, daß alles zum Empfange der Braut bereit sei, wurde diese nun unter dem Vorautritt der Musik nach der Brautkammer geführt, wo ihr das Hormt, der hohe Schmuck des Mädchens und der Braut, den sie nun nicht mehr tragen darf, abgenommen wurde. Am nächsten Morgen trug die junge Frau die große seidene Haube, von der hinten lange seidene Zipfel herabhingen. Am Tage nach der Trauung erfolgte die Ueberreichung der Hochzeitsgeschenke, der Hochzeitsvater schenkte in der Regel eine Bibel oder ein Gesangbuch. Dann folgten von den Gästen Geschenke in Silber und Zinn, Holz und Glas, auch bares Geld wurde gegeben. Dies aber gehörte nicht dem jungen Paare, sondern dem Hochzeitsvater, der es als Unterstützung zu den Ausgaben des teuren Hochzeitsfestes erhielt. Bei dieser „Schenkasche“, Schenkgabe, hatte der Hochzeitbitter Reden zu halten.



Bauernmädchen (S. 1189).

Die junge Frau trat aber nun nicht sofort in die Wirtschaft des jungen Ehemannes ein, sie blieb bis zum nächsten Neumond noch im Hause ihrer Eltern, von wo aus dann die feierliche „Heemfuhr, der Eizuck“ (Heimfahrt, Einzug), stattfand. Die Ausstattung und die Geschenke wurden auf den „Kammerween“, Kam=

merwagen gepackt, zu oberst recht sichtbar die großen schweren Betten, die alle „zweemensch", für zwei Menschen, waren, und das Spinnrad. Neben dem Spinnrade in höchster Höhe des Aufbaus befand sich der Sitz der Braut, die früher stets einen weißen Schleier, der nach hinten offen lose flog, auf dem Kopfe hatte. Unter dem Gesang eines geistlichen Liedes verließ die Braut das elterliche Haus. Eine große Reiterei begleitete den Wagen, mit ihr der junge Mann zu Pferde. Im Hause desselben fand ein Schmaus statt, mit dem die Hochzeit eigentlich erst endete.

Der Sohn, der im Gute blieb, dem Gebrauche nach der jüngste, erhielt das Gut vor der Verehelichung, die Eltern bekamen den Auszug.

Wurde die Erwartung des jungen Ehepaares erfüllt, so wurden aus dem Kreise der nächsten Verwandtschaft die Gevattern erbeten, bei dem ersten Kinde waren stets die Großeltern unter denselben. Die „Kendteefte, Kengerkärmse", Kindtaufe, Kindeskirmse, brachte das ganze Dorf im Kindtaufshause zusammen, da wurden arm und reich geladen. Die Kindfrau (Wehmutter) hatte für dies Fest ihre besondere Tracht, einen langen schwarzen, rot gefütterten Mantel, darunter einen schwarzen Rock und eine weiße Schürze. Die Schuhe waren schwarz mit hohen gelben Absätzen, auf dem Kopfe trug sie eine hohe weiße Mütze, die oben weiter war als unten. Auf der Brust war ein blauseidenes Tuch mit goldenen oder mindestens gelben Fransen festgesteckt, unter welchem der Täufling getragen wurde. Standen junge Mädchen mit Gevatter, so trugen sie das Hormt oder den Saumagen, eine hohe Mütze, fast so wie die Bärenmützen der französischen Garde aus der ersten Kaiserzeit aussehend, von kostbarem Pelzwerk. Bei dem Tauffeste machte man gern einen „Kusg", Kosig, von kosen. Dann wurde das „Egebenge", das Eingebinde, für das Kind gegeben, es wurde oft in das Bett gesteckt, in welches das Kind gehüllt war. Bei der Konfirmation gaben die Paten reiche Patengeschenke (Geschenge). Starb ein Kind vor der Konfirmation, so hatten die Paten „das Bestecke" zu geben, das heißt, sie hatten für die Ausschmückung des Sarges zu sorgen.

Starb ein wohlhabender Bauer, so wurde er mit großer Feierlichkeit beerdigt. Es durfte dabei die Abdankung, auch der Lebenslauf nicht fehlen; die erstere war Sache des Pfarrers, den Lebenslauf verfertigte der Schulmeister. Die Geistlichkeit, worunter Pfarrer und Lehrer verstanden wurden, begab sich mit der Schuljugend und den Personen, welche sonst an dem Leichenkondukt teilnehmen wollten, in das Gut des Verstorbenen. Vor dem Wohnhause läuft die Häuste hin, ein breiter, stets erhöhter, gepflasterter oder geplatteter Gang, der den Zugang zur Hausthür vermittelt und das Haus von der tiefer gelegenen Düngerstätte, die stets den größten Teil des Hofes einnimmt, trennt. Auf dieser Häuste stellten sich Pfarrer und Lehrer, die singenden Kinder und die Leidtragenden auf; die Leiche stand in noch offenem Sarge, allen sichtbar auf der Düngerstätte. Es wurde zuerst ein Gesangbuchslied gesungen und während des Gesanges wurde die Bezahlung der Gebühren an die Geistlichkeit sofort besorgt. Dann hielt der Pfarrer die Abdankung, die den unästhetischen Namen „Mistpredigt" führte. Der Sarg wurde dann geschlossen. Aus dem Trauerhause ging der Zug nach dem Kirchhof, wo die Leiche eingesenkt wurde. Danach fand im Trauerhause das Leichenessen statt, ein großer Schmaus. Oft fand auch vor dem Schmause noch eine große Leichenpredigt in der Kirche statt. Zur Trauer trugen die Männer einen besonderen schwarzen Rock, der mit schwarzledernen Aufschlägen und Hornknöpfen versehen war; die Frauen trugen Kleider von schwarzer Farbe, auf dem Kopfe eine schwarze, eigentümlich geformte Haube, die die Form eines Kuhmagens hatte, die zum Teil auf den Rücken herunterfiel (Nongergehänge, Hinuntergehänge) und über diese Haube einen weißen durchsichtigen Schleier.

Ein besonderer Charakterzug der altenburgischen Bauern bestand früher in dem stark ausgeprägten Gefühle der Stammeszusammengehörigkeit, der sich nicht allein in der Neigung, nur mit Stammesgenossen umzugehen, sondern besonders auch in gegenseitiger Hilfeleistung in Not und Gefahr zeigt. War ein Bauer durch ein Brandunglück oder sonst geschädigt worden, so wurde von allen Seiten zugebracht und geholfen. Besonders wurden sogenannte Betfuhren, Bittfuhren, geleistet. Die Wohlhabenden richteten sich ein, daß sie nacheinander bei dem Wiederaufbau des Gutes mit der Hand und mit Geschirren halfen. Diese schöne Eigentümlichkeit besteht noch heute in derselben Ausdehnung wie früher.

Die Altenburger Bauern hatten einen alten, jetzt aber ganz verschwundenen Nationaltanz, den Rumpuff oder die Hauderie. Es war ein einfacher Dreitritt. Erklang die alte, nur aus wenig Tönen bestehende Melodie, so konnte kein Fuß mehr stillstehen. Jedenfalls war er ursprünglich nur für ein Blasinstrument gesetzt, das nur wenige Töne hatte. Der Takt war der den polnischen Nationaltänzen eigene schnelle Dreivierteltakt; auch dies deutet auf den wendischen Ursprung des Stammes hin. Früher wurden alle Tanzfeste, besonders auch die Hochzeitstänze mit diesem Tanze eröffnet. Woher der Name Rumpuff kommt, ist unbekannt.

Die Altenburger Bauern, Männer und Frauen, sind meist von schönem, schlankem Wuchse, sie gehen stolz einher, breitspurig, wie solche, die ihren eigenen Grund und Boden unter den Füßen haben. Die Mädchen und Frauen gehen in der Nationaltracht sehr zierlich, die kurzen Röcke lassen die Beine bis in die Kniekehlen sehen. Dies bewirkt, daß sich jede bemüht, möglichst sauber und schön auszuschreiten. Es ist ein Menschenschlag, der sich sehen lassen kann.

Zum Schlusse sei als Sprachprobe eines der von dem Altenburger Dialektdichter Friedrich Ullrich gedichteten Lieder hergesetzt:

De Sparrliche (Sperlinge).

Der Sparrlich hüppt üm'n Antr'ch (Entrich) rümm,
Und schreigt (schreit): Schischinperzich!

Der Antr'ch schiert s'ch gor nich drümm,
Ha (Er) schnattert üm die Ante (Ente) rümm
All weer (wäre) der Schpatz (Spatz) nich hie.

E annrer Sparrlich kümmt drzu (dazu)
Un schreigt: Schischinperzich!

Uff en Mol kumm'n zähn Annere (andere) nü
Un quitschern alle abn (eben) asu (so),
M'r hiert (hört) sei Wurt nich mih (mehr).

Da alle Ante richt sich uff
Un freet (fragt): „Was wunn (wollen) enn (denn) die?"

Dr Antr'ch meent: „Hörch (hör) nor nich druff,
Die hiern (hören) vun sälber widder uff;
Silch (solch) Viehzeugk lißt (läßt) mer (man) gih (gehen).

Das amerikanische naturgeschichtliche Museum im Centralpark zu New-York.

Von

Rob. Hellborn.

Wir Europäer thun uns öfter etwas darauf zu gute, daß unsere wissenschaftlichen Institute älter und besser seien, als diejenigen der Vereinigten Staaten, welche zur Gründung und Unterhaltung von solchen weniger geneigt und beeifert seien. Diese Behauptung ist jedoch nur teilweise wahr, denn die meisten wissenschaftlichen Sammlungen und Institute in der Alten Welt sind ebenfalls nicht so sehr alt, und wenn die amerikanischen derartigen Anstalten auch jünger sind, so übertreffen sie dafür mannnigfach die europäischen an Großartigkeit und Zweckmäßigkeit der Anlage wie an Reichtum und Gehalt des Inhalts. Dies ist leicht zu beweisen: Das Britische Museum in London, unbedingt die großartigste Sammlung von naturhistorischen Gegenständen und die bedeutendste Bibliothek in ganz Europa, ist erst im Jahre 1753 gegründet worden, als der königliche Leibarzt Sir Hans Sloane seine Privatsammlungen dem Staate vermachte. Die Berliner naturwissenschaftlichen Sammlungen sind nicht älter; die zoologischen und naturhistorischen Sammlungen des Pariser Jardin des plantes wurden unter Buffon in den vierziger und unter Bernardin de St. Pierre in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eingerichtet und 1804 durch die Schenkungen Alexander von Humboldts bereichert. Das k. k. (zoologische) Naturalienkabinett in Wien wurde erst 1795 durch Kaiser Franz I. gegründet und 1811 der Oeffentlichkeit übergeben (das k. k. Mineralienkabinett ist allerdings etwas älter). Nun reichen aber verschiedene amerikanische wissenschaftliche Körperschaften mindestens ebensoweit zurück: Die Philosophische Gesellschaft in Philadelphia z. B. veröffentlichte den ersten Band ihrer Verhandlungen schon 1769; die Akademie für Naturwissenschaft in Philadelphia wurde 1812 organisiert, das Lyceum für Naturgeschichte in New-York 1817, während die berühmte Amerikanische Akademie der Künste und Wissenschaften zu Boston schon 1780 gegründet wurde. Die berühmten und mit Ehren genannten Professoren wie Le Seur, Audubon, Wilson, Charles Lucien Bonaparte, de Kay, Mitchell, George Lawrence u. a. m. entheben zur Genüge die Vereinigten Staaten des Vorwurfs einer vollständigen Gleichgültigkeit gegen diesen Zweig der Wissenschaft. Zu Anfang der siebziger Jahre büßten die New-Yorker Akademie der Wissenschaften und dann das Lyceum für Naturgeschichte ihre Sammlungen durch Feuersbrünste ein. Glücklicherweise war die Bibliothek an einem sicheren Orte aufgestellt und entging der Zerstörung. Damals drängte sich mehreren Mitgliedern des letztgenannten Vereins (worunter mehreren reichen Kaufleuten) die Wichtigkeit der Errichtung eines naturhistorischen Museums auf und sie schlugen vor, im Fall der Erbauung eines feuersicheren Gebäudes auch die Bibliothek in dasselbe zu verlegen. Man erachtete den Centralpark, für welchen damals ungemein viel geschah, als die passendste Oertlichkeit, um ein Museum darin zu errichten, und Mr. Andrew H. Green, welcher sich um den Centralpark besonders verdient machte, richtete einstweilen das alte Arsenal dazu ein und brachte die der Stadt New-York geschenkten Gegenstände als Kern und Grundstock einer solchen Sammlung darin unter.

Etwa um jene Zeit ging der eben aus Indonesien zurückgekehrte Professor Albert S. Bickmore diejenigen Bürger, welche sich dafür interessierten, um ihre Unterstützung an, und die Anregung hatte solchen Erfolg, daß sich alsbald ein Ausschuß bildete und eine Gesellschaft unter dem Titel „Amerikanisches Museum für Naturgeschichte" unter dem Vorsitz von John David Wolfe und dem Vicevorsitz von Professor Bickmore sich gründete. Die Kommissäre des Centralparks erboten sich sogleich, die Kosten der Schaustellung der Sammlungen zu tragen und das Arsenalgebäude zu diesem Zweck einzurichten. Damals wurden zwei bedeutende Sammlungen, eine in Frankreich, eine in Deutschland, die zum Verkauf ausgesetzt waren, von der Gesellschaft angekauft und dem Grundstock der Sammlung hinzugefügt, welche im Verlauf der Zeit so wertvoll wurde, daß die Stadtbehörden ein dauernderes Unterkommen für dieselben in einem Gebäude in dem nun in den Centralpark einverleibten Manhattan Square gründeten und endlich diesen ganzen Platz zwischen der achten und neunten Avenue und der 85. Straße im Norden und der 77. Straße im Süden dazu bestimmten. Hier entstand nun aus freiwilligen Beiträgen und öffentlichen Mitteln ein eigens hierfür geplantes zweckmäßiges Gebäude von fünf Stockwerken, welches, weil ganz aus Eisen, Stein und Backstein hergestellt, absolut feuersicher ist und außer den prächtigen, hohen, trefflich gelüfteten und herrlich beleuchteten Räumen für die Sammlungen noch einige Hörsäle für Vorlesungen und ein Laboratorium enthält, während ein anderer Raum des stattlichen stilvollen Gebäudes die schöne Bibliothek der Akademie der Wissenschaften aufnahm, die in ihrem konchyliologischen und ichthyologischen Teil durch die Schenkungen von Miß Wolfe und Mr. Stuart und in ihrem geologischen Teil durch die vollständigste Sammlung aller Werke über die Geologie von Amerika bereichert worden ist.

Die Vorlesungen, welche hier gehalten werden, sind öffentlich und zunächst zum Besten der Lehrer an den New-Yorker öffentlichen Schulen, welche von Amts

wegen zu deren Besuch aufgefordert werden; sie sind ungemein besucht und durch die Nähe des Demonstrationsmaterials sehr lehrreich.

Auf diese Weise ist ein Institut entstanden, welches zwar vorwiegend der amerikanischen Naturgeschichte gewidmet ist, aber unbedingt zu den bedeutendsten und schönsten Sammlungen der Welt gehört. Es ist nicht unsere Absicht, noch liegt es in unserer Möglichkeit, hier



Junger Steißfuß und junge Sturmvögel (S. 1212).

eine eingehende Schilderung des Ganzen zu geben, sondern wir müssen unsere Beachtung nur auf die unbekannteren oder bemerkenswerteren Gegenstände beschränken. In der Aufstellung der ganzen Sammlung herrscht ein gewisses System, und um so viel wie möglich im Verlauf der Betrachtung die natürliche Verbindung zwischen den einzelnen Formen im Auge zu behalten, werden zunächst die höchsten Formen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Der Mensch und seine Naturgeschichte sind im dritten Stockwerk, in der Galerie, in der reichsten Sammlung dargestellt und zwar von seiner beinahe niedrigsten Stufe, den Skeletten von Maoris aus Neuseeland, bis zu seinen vollendetsten Typen, und gleichzeitig wird hier dem Beschauer eine wertvolle Sammlung menschlicher Schädel aus den meisten ethnologischen Regionen geboten.



Junge Eule (S. 1210).

Das Erdgeschoß enthält die Säugetiere, und hier beginnen wir mit der Betrachtung der in der Stufenleiter des Tierlebens dem Menschen zunächst stehenden Sippe, nämlich einer Truppe von Orang-Utangs, aus einer ganzen Familie von fünf Köpfen bestehend, die zugleich für eine der vollendetsten Leistungen der modernen Taxidermie gilt. Der Ausstopfer ist ein intelligenter Beobachter und Naturforscher und hatte das Glück, die Exemplare selbst in den Wäldern von Borneo zu fangen. Man sieht hier das erwachsene Männchen und Weibchen nebst anderen von verschiedenem Alter bis herunter auf das Junge, das sich in einem Baumwipfel schaukelt. Das seltsame Aussehen des Gesichts beim Männchen rührt von einer scheibenartigen Ausbreitung her, welche die Wange verlängert; dieser Zug, nebst dem schwarzen Fell und Haar, bildet einen deutlichen Unterschied zwischen dieser Art und dem bekannteren roten Orang-Utang. Verfolgen wir die Stufenleiter weiter abwärts, so finden wir in den nächsten Kästen eine ganze Reihenfolge von vortrefflich ausgestopften großen und kleinen Affen, welche dem Beschauer eine vorzügliche Uebersicht über die höchste

Stufe der Säugetiere und einen deutlichen Begriff von den natürlichen Verwandtschaften geben, welche zwischen den verschiedenen Gattungen der Affen und der ihnen zunächst aufgestellten Sippe der Fledermäuse bestehen. Die niedrigste Form der Affen bilden nämlich die Lemuren, und der anatomische Bau und das Skelett des fliegenden Lemur soll, wie seltsam dies auch klingen mag, dem der Fledermäuse so ähnlich sein, daß seine Zusammenstellung mit den letzteren gerechtfertigt erscheint. Auch andere Affenarten wie der Nasenaffe und die südamerikanischen Spinnenaffen mit dem Greifschwanz, welche wir hier teilweise in ausgezeichneten, von Verreaux in Paris ausgestopften und durch charakteristische Haltung bewundernswerten Exemplaren sehen, würden eingehendere Studien verdienen.

Kopf des Glockenvogels (S. 1212).

An die Fledermäuse oder Insektenfresser reihen sich die Maulwürfe, Igel u. s. w., bei deren Skeletten wir die merkwürdige Wahrnehmung machen, daß ihre Hirnhöhle verhältnismäßig größer ist als diejenige des Löwen, der dicht daneben an der Spitze der hier aufgestellten Fleischfresser steht. Dieses Löwenexemplar ist dasjenige, welches auf der Pariser Weltausstellung wegen seiner trefflichen Ausstopfung mit der goldenen Medaille prämiiert worden ist. Um dieses Museum möglichst lehrreich zu machen, sind alle Tiergruppen sorgsamst angeordnet, daß sie — soweit es beim heutigen Lichte der Wissenschaft möglich ist — die ganze Reihenfolge der Verwandtschaft und Verbindung zeigen. Womöglich sind neben dem vollkommenen Tier auch noch die Skelette aufgestellt, und von vielen größeren noch nicht ausgestellten Tieren ist wenigstens an der Stelle, wohin das Tier selbst gehören würde, sein Schädel, Skelett oder sonst ein wichtiger Teil eingereiht, um seine Beziehungen zu den anderen zu zeigen. Die großen Cetaceen wie z. B. Wale, Delphine, Meerschweine ꝛc. sind durch die Kinnladen oder andere Körperteile dargestellt; so ist von einem Narwal, Monodon Monoceros, ein höchst interessanter Schädel da, welcher die originelle Bildung des einen entwickelten und des anderen verkümmerten Stoßzahns zeigt, so mehrere Schiffsplanken, welche von dem gewaltigen Stoße dieses Stoßzahns durchbohrt sind, welcher, abgebrochen und stecken geblieben, auf der anderen Seite der Planke noch herausragt.

Höchst interessant ist die äußerst vollständige Sammlung der Wiederkäuer, welche fremde und bekannte Formen und besonders viele Antilopenarten enthält, worunter die merkwürdige sibirische oder Saiga-Antilope (siehe unten) mit ihrem regelmäßigen schön leierförmigen Gehörn und der biegsamen Schnauze, welche ihr ein so seltsames Aussehen im Profil gibt, die einzige Antilope der kalten Zone.

Da der Verwaltungsrat emsig bemüht ist, so rasch wie möglich eine vollständige Sammlung sämtlicher amerikanischer Säugetiere zusammen zu bringen, von denen mehrere mit Aussterben bedroht sind, so weist das Museum schon jetzt sehr schöne Exemplare von solchen auf, z. B. vom Bison Männchen, Weibchen und Kalb, vom Wapiti zwei schöne erwachsene Exmplare, und ebenso vom Mushirsch oder Elentier, die nun rasch im Lande verschwinden; ferner das Bergschaf und die Bergziege der Felsengebirge, welche nur die unzugänglichsten Bergspitzen bewohnen und in der Neuen Welt die Stelle von Gemse und Steinbock vertreten.

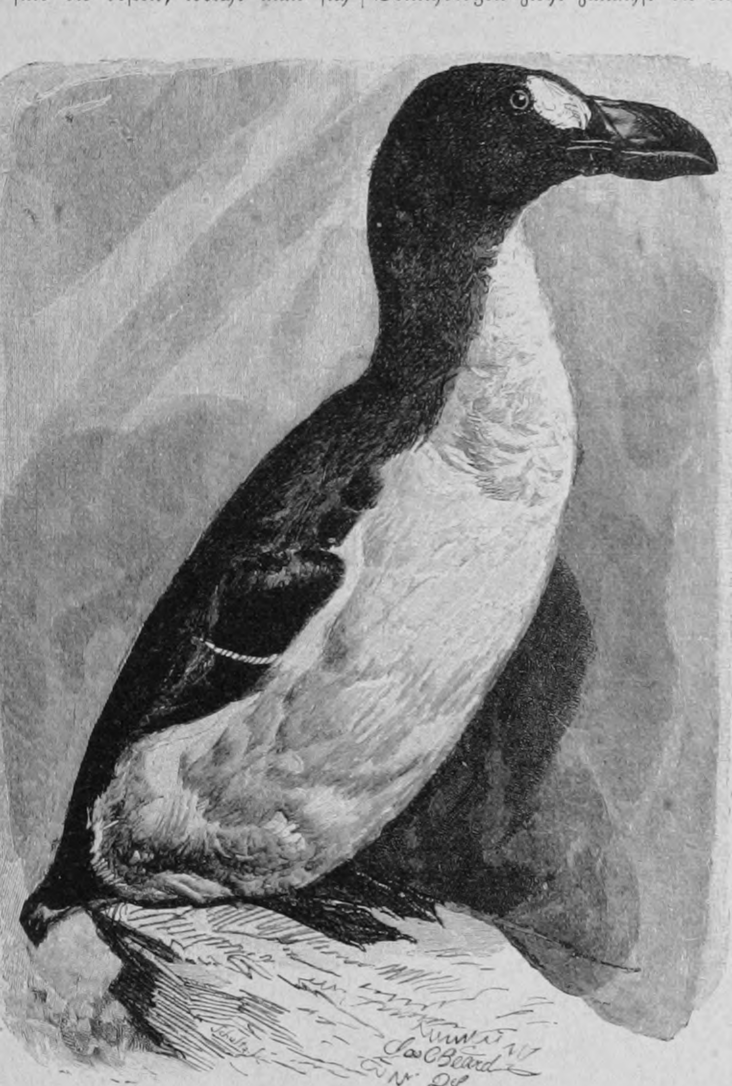


Kopf der Saiga-Antilope (s. oben).

Es ist ein durch die ganze Sammlung hindurch sorgsam verwirklichter glücklicher Gedanke, an gewissen Stellen vollständige montierte Skelette aufzustellen, so daß ein einziger Blick auf dieselben, in Verbindung mit der äußeren Entwickelung der betreffenden Tiere, den Grund erkennen läßt, weshalb die Tiere so angeordnet sind. Auf diese Weise

muß auch der Laie irgend eine Varietät des Katzengeschlechts oder die Verwandtschaft von Wolf und Fuchs mit dem Hunde erkennen. Es gibt jedoch viele Beispiele, wo die Verwandtschaften minder deutlich zu Tage zu treten; und die gewählte Aufstellung verfolgt daher den Zweck, dem Besucher den Gegenstand der Klassifikation vertrauter zu machen. Die ausgestellten Exemplare sind die besten, welche man sich verschaffen konnte, und viele sind äußerst selten. Sie stehen alle auf polierten Ständern von Kirschbaum und sind mit deutlichen Etiketten versehen, in denen der Trivialname deutlicher in die Augen fällt als der wissenschaftliche. Bemerkungen über die Naturgeschichte der Exemplare zum Gebrauch der Studierenden sind im Boden der Ständer und in einem Buche aufbewahrt, welches zu diesem Zweck geführt wird. Sind aber auch die in Amerika heimischen Tiere besonders berücksichtigt, so werden darüber die anderen nicht vernachlässigt, und so kann man hier eine merkwürdig schöne Sammlung von Beuteltieren, worunter nicht weniger als zwölf Arten Känguruhs, mit besonderem Interesse beobachten.

Sehr vollständige Sammlungen von Skeletten von Säugetieren, Reptilien, Vögeln, Fischen und von anderen anatomischen Präparaten nehmen mehrere Kästen ein, und die Fischskelette gehören zu den Perlen des Museums, sowohl im Sinne des Mechanismus als nach ihrem wissenschaftlichen Werte. Sie sind nämlich gespalten und die eine Hälfte, jeder Grat und Knochen für sich, mit Draht auf einem Brett befestigt und so angepaßt, daß er zum Behuf der Untersuchung einzeln weggenommen werden kann.



Der große Alk (S. 1211).

Das zweite Stockwerk ist der Saal der Vögel und beim Betreten desselben fällt dem Besucher sogleich das Bildnis von John David Wolfe, dem ersten Präsidenten des Museums, ins Auge. Den Fachmann und Ornithologen zieht zunächst die Aufstellung mehrerer von den wunderbaren nun historisch gewordenen Kupferplatten an, welche das Faksimile von Audubons eigenen köstlichen und kunstreichen Zeichnungen für die „Vögel Amerikas“ tragen.

Die Kästen sind hier denjenigen im Erdgeschoß ähnlich, allein außer dem wunderbaren Lichte, welches durch die großen Fenster der Alkoven erzielt wird, befindet sich hier in der Wand jedes Kastens ein tiefes, schmales Fenster von geschliffenem Glase und hilft ein gedämpftes Licht hervorbringen, das zu allen Zeiten reichlich ist. Die Scheidewände von Segeltuch sind in zarter perlgrauer Farbe bemalt und bilden einen angenehmen Kontrast, von dem sich die herrlichen Farben der Vögel prächtig abheben.

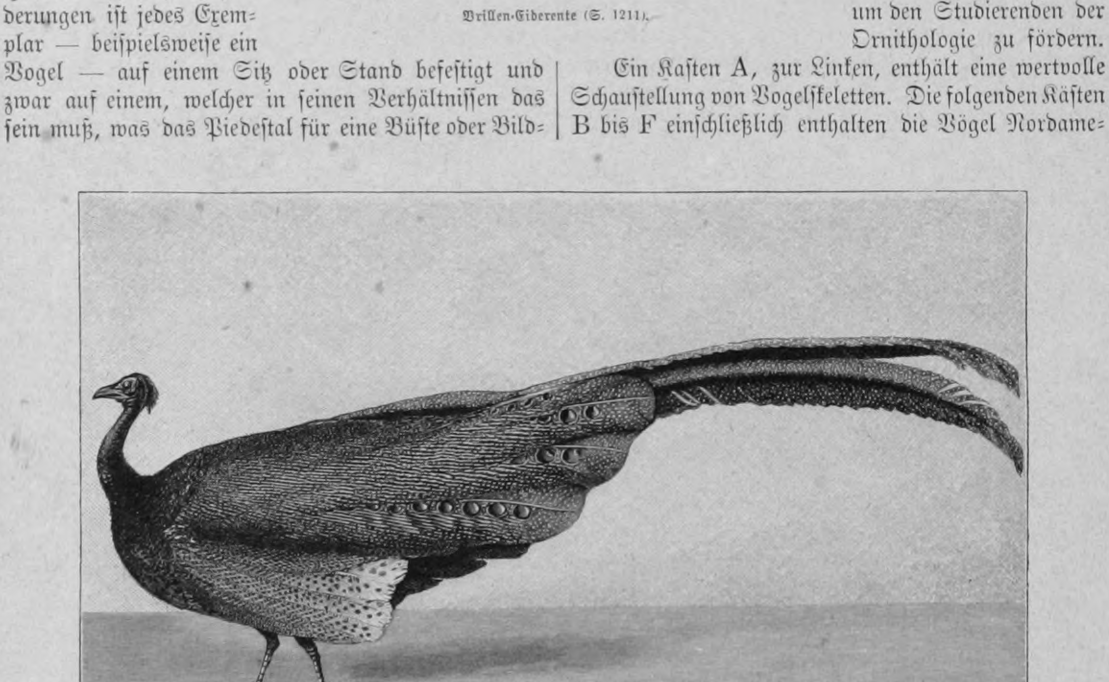
Man hat hier auf einen Gegenstand, welcher bisher in den Museen sehr vernachlässigt worden ist, nämlich die geschmackvolle Anpassung des nötigen Mobiliars, eine ernsthafte Sorgfalt verwendet. Wir sehen schon alles dem Zwecke untergeordnet, die Gegenstände in der bestmöglichen Weise zu zeigen und vorzuführen. Da die Gegenstände und Exemplare zu den besten gehören, welche nur anzuschaffen sind, so bestehen sie um

so befriedigender die Probe unter der großen Lichtflut, welche durch die breiten Spiegelglasthüren eindringt. Die alte Methode, sich natürlicher Aeste, Flechten und Moose zu bedienen, ist hier aufgegeben, denn dieser Naturalismus erweist sich eher als ein Nachteil in einem wohlgeordneten Museum. Der heutigen Methode und Anschauung gemäß betrachtet man die Gegenstände als ebenso viele Kunstwerke. Sie müssen zur Beschauung aufgestellt, mit Etiketten versehen und so dargestellt sein, daß man sie leicht in die Reihenfolge der Klassifikation aufnehmen kann. Sie müssen daher einzeln montiert sein, daß der Studierende sie leicht handhaben kann. Im Hinblick auf diese Anforderungen ist jedes Exemplar — beispielsweise ein Vogel — auf einem Sitz oder Stand befestigt und zwar auf einem, welcher in seinen Verhältnissen das sein muß, was das Piedestal für eine Büste oder Bildsäule ist. Diese sind so zu bemessen, daß sie im Verhältnis zu dem Specimen stehen; der Sitz muß also hinlänglich groß sein, damit die Füße ihn auf natürliche Weise umspannen können, und alle mechanischen Stützen müssen außer Sicht gehalten werden.

Unähnlich dem gewöhnlichen Brauch ist hier der Versuch gemacht worden, die Vögel jedes Landes in Gruppen zusammenzustellen. Diese Methode ist nicht nur in ihrer Wirkung angenehm, sondern gibt der großen Menge der Besucher des Museums auch einen lehrreichen Begriff von der Verteilung des Lebens. Zeichnungen, schriftliche Schilderungen und klassifizierte Skelette werden dann noch hinzukommen, um den Studierenden der Ornithologie zu fördern.

Ein Kasten A, zur Linken, enthält eine wertvolle Schaustellung von Vogelskeletten. Die folgenden Kästen B bis F einschließlich enthalten die Vögel Nordame-

Brillen-Eiderente (S. 1211).



Argusfasan (S. 1213).

rikas, von denen nun über 800 Arten, worunter eine sehr große Menge kleiner Singvögel, beschrieben worden sind. Die Specimina sind systematisch angeordnet und hübsch und einfach etikettiert. Der Plan ist praktisch wie derjenige eines illustrierten Buchs — die höchste Form ist immer zur Linken, andere folgen von dieser Seite gegen rechts in successiven Reihen und die gedruckten Etiketten lesen sich wie der Text eines Buches mit den geschilderten Gegenständen auf derselben Seite. Familienetiketten bezeichnen die geeigneten Grenzen,

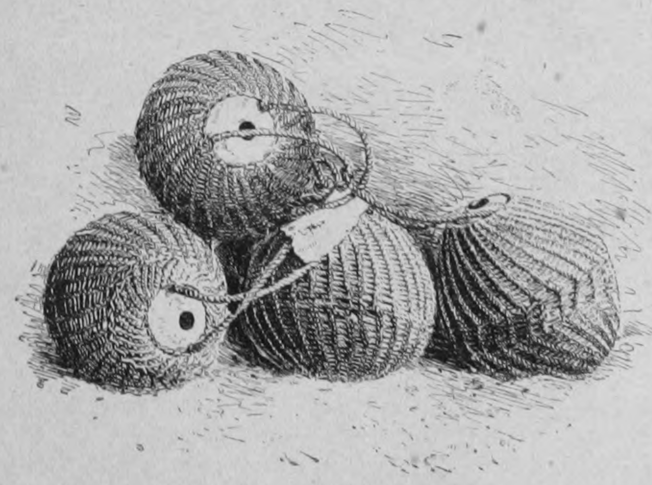


Junge südamerikanische Nachtschwalbe.

und die Einzeletiketten enthalten die generischen und andere Unterscheidungen.

Ein sorgfältiges Studium der wirklichen Beziehungen der Vögel untereinander stellt fest, daß die Drosseln in höherem Grade als die Raubvögel die typische Form sind, daß sie das höchste Ideal der Vogelorganisation darstellen, an welcher Betrachtung das Hirn einen guten Anteil hat. Wir werden daher die großen Adler und Falken, welchen man früher den ersten Platz in der Klassifikation der Vögel angewiesen hat, nicht eher treffen, als bis wir die Sippen und Gruppen der Singvögel und der Sperlingsarten passiert haben.

Der Ehrenplatz gebührt der Sing- oder Walddrossel, der anmutigen Sängerin unserer Wälder, welche der Norweger mit Recht die „Nachtigall des Nordens“ nennt und die in der warmen Jahreszeit zu den gewöhnlichsten wilden Vögeln unserer Zone gehört. Trotzdem hören wir sie häufiger als wir sie sehen, denn sie ist ein scheuer Vogel und läßt ihren melodischen schmelzenden Gesang zumeist abends und morgens hören. Die amerikanischen Arten sind hier vollständig vertreten und ebenso auch die meisten anderen Vogelsippen. Unter den amerikanischen Krähen ist besonders der große amerikanische Rabe bemerkenswert, den die wenigsten Besucher schon in der Natur gesehen haben, da er zwar hie und da einzeln im nordöstlichen Maine vorkommt, aber seinen hauptsächlichsten Standort im fernen Nordwesten hat.

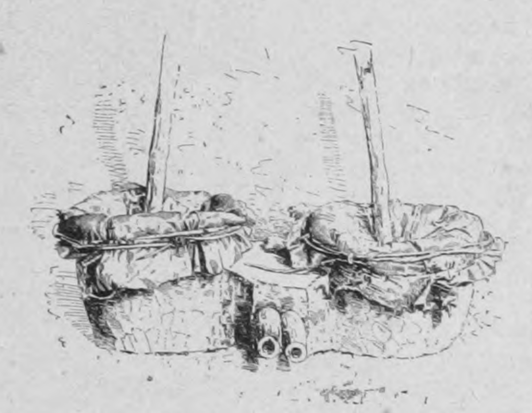


Ueberflochtene Kokusnüsse (S. 1217).

Ein minder bekannter Vogel ist der kalifornische **Grundkuckuck**, der sogenannte Paisano, wegen seiner merkwürdigen Gewohnheiten und seiner Anhänglichkeit an das Weidevieh, sowie als Schlangenvertilger merkwürdig, und interessant sind zwei Arten von Papageien aus Texas, die einzigen Repräsentanten dieser Familie, welche sich noch nördlich von den Tropen vorfinden.

Diesen folgt die Familie der Eulen, in welcher sich besonders eine Gruppe von drei ausgewachsenen Exemplaren der großen grauen Eule hervorthut und namentlich die Jungen der verschiedenen Arten in ihren Jugendkleidern und einzelnen Wachstumsstadien bemerklich machen (S. 1202).

Zunächst im Range folgen dann die Falken, namentlich eine Reihe prächtiger Exemplare des grönländischen Geierfalken, eines großen weißen Vogels mit schwarzen



Afrikanischer Blasebalg (S. 1217).

Flecken auf seinem Gefieder. Weiterhin folgen die zahlreichen Adlerarten, amerikanische und andere, worunter besonders der schöne Goldadler, und dann die Geierarten, in den amerikanischen Arten repräsentiert durch den allgemein verbreiteten Turkey-Bussard oder Truthahngeier, amerikanischen Aasgeier, und durch den großen kalifornischen Geier, der erst seit der Besiedelung der Küste des Stillen Oceans entdeckt worden und den Gänsegeiern der Tropenländer der Alten Welt nahe verwandt ist.

Einige prächtige Exemplare von wilden Truthühnern führen zu der Familie der Hühnerartigen hinüber, unter welchen eine Anzahl Meisterwerke der Taxidermie sich bemerklich machen, namentlich die Sammlung von Jungen des Prairie-, des Moorhuhns, der verschiedenen Wachteln und Waldhühner, die sehr viel Neues und Interessantes aufweist.

Unter den Stelzvögeln ist besonders der große Whooper oder die Sumpfrohrdommel bemerkenswert, deren präpariertes Brustbein man genau betrachten sollte. Die Luftröhre dieses Vogels ist nämlich rückwärts gekrümmt und mehr als einen Fuß lang und nimmt die Mitte des Kiels der Brust ein, welche sich teilt, um sie durchzulassen, worauf sie sich um die Basis des Brustbeins wendet und in die Lunge zurückkehrt. Diese Verlängerung gestattet dem Vogel, sein Geschrei ganz merkwürdig zu steigern. Eigentümlich ist, daß dieser Bau der Luftröhre auch bei einer einzelnen Schwanenart vorkommt.

Besonders reich ist die Sammlung des Museums an Meeres- und Küstenvögeln, unter denen wir die prachtvoll gefärbte Waldente nicht unerwähnt lassen dürfen. Dicht dabei sind drei Exemplare der Labradorente, welche Art nunmehr für ganz ausgestorben gilt und noch vor wenigen Jahren an den Nordostküsten von Amerika in ziemlicher Menge angetroffen wurde.

Die Eiderente ist in mehreren Arten vertreten, und besonders interessant ist die Brillen-Eiderente, von der wir vorstehend S. 1207 eine Ansicht geben.

Beinahe am Fuß der Liste in der natürlichen Klassifikation treffen wir den großen Alk, Alca impennis, den unser vorstehender Holzschnitt S. 1205 darstellt. Dieser Vogel ist dem Pinguin der südlichen Erdhälfte nahe verwandt, obwohl er nicht die flossenartigen Anhängsel hat, welche den Flügeln entsprechen, allein beim Alk sind die Schwingen im Bau nicht weit von denen des Pinguins entfernt und sichtlich nur als Schwimmorgane nutzbar. Dieser Vogel ist, soviel wir wissen, schon seit nahezu 60 Jahren ausgestorben und daher gelten die wenigen Exemplare, welche man noch im Besitz der Museen findet, für äußerst wertvoll. Das fragliche Exemplar des Museums ist ein Geschenk von Mr. Robert L. Stuart, welcher es im Jahre 1868 mit 625 Dollar Gold bezahlt haben soll. Diese Vogelart war früher in den Gewässern der amerikanischen Nordostküsten bis Nasant herab ziemlich häufig und galt noch zu Audubons Zeiten für gar nicht selten. Heutzutage sind der Wissenschaft nur noch 40 Exemplare bekannt, wovon vier sich in nordamerikanischen Museen befinden. Die Sammlung enthält viele interessante junge Meeresvögel in ihren Jugendkleidern und verschiedenen Entwickelungsstadien, worunter auch die jungen Sturmvögel, „Mutter Careys Küchlein", welche wir in unserer ersten Vignette abbilden (S. 1201).

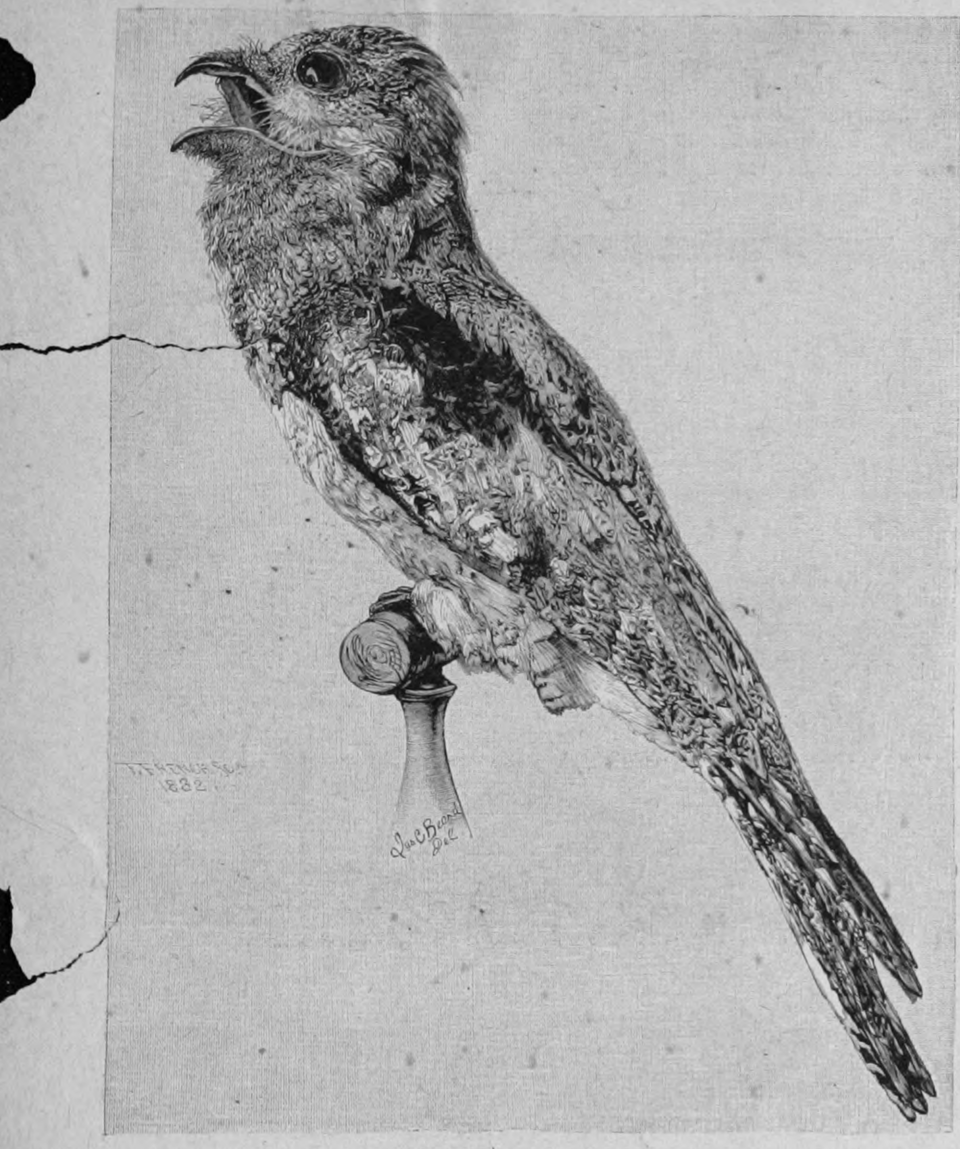


Schwarzer Kakadu (S. 1214).

Die Vögel von Südamerika sind alsdann zunächst aufgestellt und zwar nach demselben System der Klassifikation, so daß die drosselartigen Vögel jenes Weltteils an der Spitze stehen. Es erweist sich höchst lehrreich, diese Familiengruppe und ihre einzelnen Arten mit denjenigen anderer Länder zu vergleichen. Zu dieser Gruppe gehört auch der von uns S. 1203 im Bilde vorgeführte Glockenvogel, dessen Ruf nach der Behauptung der Reisenden täuschend an die Töne einer fernen Klosterglocke erinnern soll. Der verlängerte Fleischlappen auf seinem Schnabel ist hohl und steht mit den Naslöchern in Verbindung, so daß er wahrscheinlich zur Hervorbringung jener seltsamen Töne mehr oder weniger mitwirkt.

Die große südamerikanische Nachtschwalbe (S. 1213), eine nahe Verwandte unseres nordischen Ziegenmelkers, ist besonders interessant wegen der ungeheuer weiten Schnabelöffnung, welche den Vogel befähigt, bei seinem Umherfliegen in der Dämmerung die großen Nachtschmetterlinge der Tropen zu verschlingen.

Einen besonderen Anziehungspunkt der Besucher des Museums bildet der Kasten mit den Kolibris, welcher, beständig von Schaulustigen umlagert, wirklich zu bewundern ist, denn in ihm befinden sich 300 jener kleinen Vögel, deren prachtvoll glänzendes, metallisch leuchtendes Gefieder in seltsamem Kontraste zu ihrer Größe und sonstigen Verzierung steht. Einige dieser Kolibris erreichen beinahe die Größe eines Sperlings und kennzeichnen sich durch ungewöhnlich lange und gekrümmte Schnäbel; andere, deren reicher und schillernder Metallglanz und herrliches Farbenspiel kaum mit Worten zu beschreiben ist, haben nur die Größe eines Maikäfers, und wieder andere von verschiedener Größe zeigen eine überraschend nüchterne Färbung. Mit Ausnahme von drei oder vier, welche noch bis zur Breite der Neu-Englandstaaten herauf vorkommen, gehören aber



Südamerikanische Nachtschwalbe (S. 1212).

Vogel, der in Amerika Rotkehlchen, robin-redbreast, genannt wird, bekanntlich eine Drosselart ist und seinen Namen von den ersten Ansiedlern nur darum erhalten hat, weil er, wenn auch größer, sie durch Gesang und Färbung an das vaterländische Rotkehlchen erinnerte.

Einen besonders schönen Anblick gewähren die Strauße und die großen Stelzvögel in den afrikanischen Kästen und dann die Vögel Australiens und Polynesiens. Die blendende Farbenpracht der Papageien in dieser ziemlich vollzähligen Sammlung ist besonders augenfällig und in vielen Fällen geradezu überraschend und staunenswert. Die Farben scheinen ihnen ohne Wahl aufgedrückt zu sein und oft in Zusammenstellungen, welche grelle Kontraste bilden und die ein Künstler unharmonisch nennen würde,

die 300 ausgestellten Arten nur Central- und Südamerika an, und sind echte Tropenbewohner. Keine einzige Art von Kolibris findet sich in der Alten Welt.

In der Sammlung der Vögel Europas und Asiens bemerken wir die kleine japanische oder Mandarinente, welche unwillkürlich zum Vergleich mit der amerikanischen Waldente oder Brautente auffordert; aber auch die übrigen Schmuckenten machen sich durch ihre ausnehmende Schönheit bemerklich und verhindern ein allzuhastiges Urteil. Die Sammlung enthält ferner eine herrlich angeordnete Gruppe wunderschöner Fasanen, unter denen sich der Argusfasan (s. S. 1207) durch sein prachtvolles Gefieder besonders auszeichnet. Nicht minder schön und interessant ist auch die Gruppe der Pfauen. Die kleineren Singvögel Europas sind ziemlich vollständig vertreten bis auf das schwedische Blaukehlchen und unser Rotkehlchen, welche zu den Erdsängern gehören, während der

und doch machen selbst diese Farbenkontraste jenen Eindruck des Naturnotwendigen, Vollendeten und Stimmungsvollen, den wir an allen organischen Wesen beobachten. In dieser Beziehung dürfen wir namentlich nicht die Thatsache übersehen, daß wir in einer solchen Sammlung diese buntgefiederten Vögel nicht in ihrer rechtmäßigen Umgebung von farbenreichen Blüten, Laub, Zweigen oder Felsen oder in ihrem Beiwerk und Zubehör von bunten Moosen, Flechten und Schmarotzerpflanzen haben. Besonders augenfällig unter den Papageien ist der große schwarze Kakadu (S. 1211) als eine der selteneren Formen; die großen Vögel mit dem beinahe gleichartig schwarzen Gefieder und den gelben oder roten Schwanzfedern machen einen fremdartigen Eindruck und kontrastieren lebhaft mit den rein weißen, gelbschopfigen Kakadus.

Das Interesse an den Vögeln gipfelt anscheinend in dieser Gedankenverbindung, denn die Paradiesvögel erschöpfen unseren ganzen Vorrat von Bewunderung,

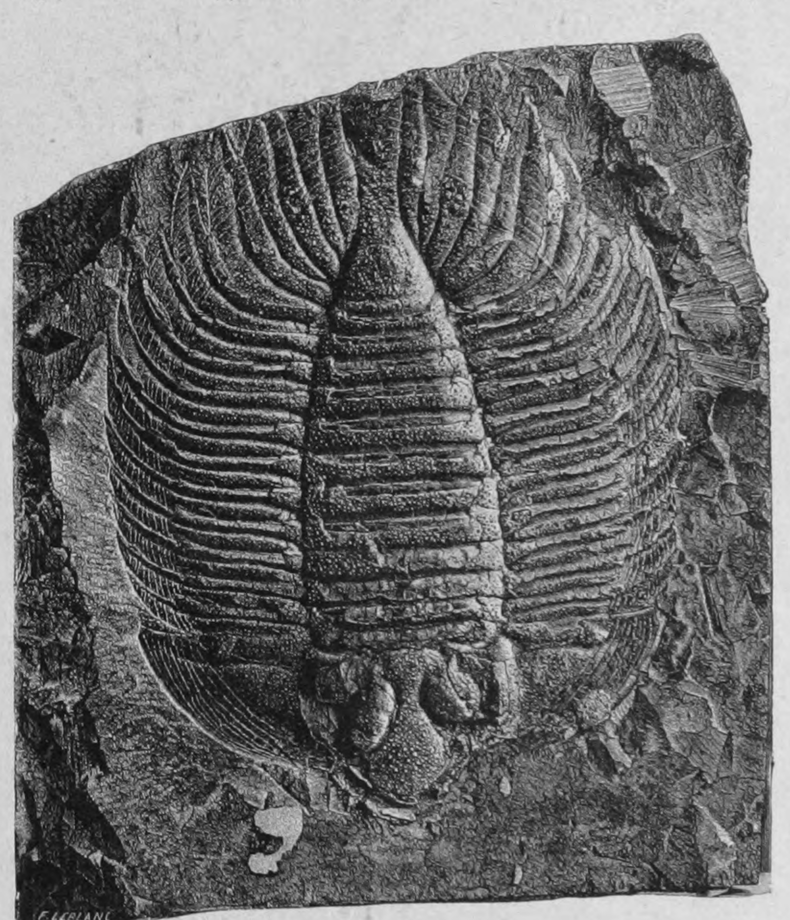
und scheinen von keinen anderen Geschöpfen übertroffen werden zu können. Einige von ihnen sehen aus und fühlen sich an, als wären sie ganz aus Seidensammet oder feinem Seehundspelz gemacht, denn beinahe das ganze Gefieder ist von dieser dunklen Farbe, aus welcher nur hie und da in scharfem Kontrast eine metallisch grün glänzende Schwungfeder oder ein Kamm von smaragdgrünen Schuppen hervorsticht und im vollen Glanze polierten Metalls leuchtet. Der nächste Vogel, welcher dann das Auge fesselt, ist genau ebenso schön und ebenso fremdartig, allein an Gestalt und Verzierung so gänzlich verschieden, als gehörte er einer anderen Familie an. Die wesentlichen Züge übrigens, welche solch seltsam mannigfaltige Formen untereinander verbinden, sind anatomischer Art — ein Grundsatz, der in der ganzen organischen Natur existiert. Ein Stachelschwein und ein Biber unterscheiden sich in ihrer äußeren Erscheinung und Ausstattung gewaltig voneinander, aber eine Vergleichung ihrer Skelette würde alsbald ihre nahe Verwandtschaft darthun. Die Paradiesvögel zeigen die merkwürdigsten Unterschiede untereinander. Ein keck aussehender kleiner Bursche z. B. hat einen aufrechten Kragen à la Maria Stuart, dessen Material eine große Aehnlichkeit mit gelbem gesponnenem Glas hat. Sein Weibchen hat die Gestalt irgend eines anderen respektablen Vogels, zeigt aber keinerlei Verzierung oder lebhafte Färbung. Bei vielen Vogelfamilien ist der geschlechtliche Unterschied in Farbe, Verzierung und Größe höchst merkwürdig; so sind z. B. bei den Paradiesvögeln die Weibchen alle höchst einfach und nüchtern, die Männchen aber äußerst reich geschmückt. Bei den hühnerartigen Vögeln z. B. sind die Weibchen immer kleiner und schmuckloser als die Männchen (die Trappenhenne ist nur etwa halb so groß als der Hahn), bei den Falkenarten sind die Männchen immer um ein Bedeutendes kleiner.

Encrinit Eucalyptocrinus (S. 1219).

Wenn wir die prächtige Vogelsammlung besichtigt haben, steigen wir ein Stockwerk höher und betreten nun die schöne anthropologische und ethnologische Sammlung, an deren jenseitigem Ende das große Gemälde von Bradford, die „Polaris“ im Winterquartier darstellend, zwischen großen Landkarten und den Sammlungen eskimoscher Waffen und Artefakte hängt, welche zu Führern in Dingen der Ethnologie bestimmt sind.

Daß hier dem Völkerleben Nordamerikas eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt ist, brauchen wir nicht erst zu betonen; allein dem Zwecke entsprechend ist hier auch eine Menge Waffen und Gerätschaften aus allen bekannten und bewohnten Teilen der Erde aufgestellt,

worunter auch die von Appleton Sturgis Esq. zusammengebrachte Sammlung. Hierzu sind neuerdings noch viele interessante Gegenstände aus Centralafrika gekommen, worunter auch der interessante Blasebalg, den wir S. 1210 abbilden und der dort zum Eisenschmelzen und Schmieden dient. Portorico und mehrere andere Inseln der Antillen sind bekannte Fundorte für steinerne Geräte und Waffen von der vollendetsten Arbeit; diese sind hier in Menge vorhanden. Die merkwürdigsten unter diesen sind die Steine in Gestalt eines Pferdekummets, schöne ovale Granitringe, genau wie ein Pferdekummet gestaltet, von verschiedener Größe und einer davon über 80 Pfund schwer, sie sind poliert und zeigen eingegrabene heraldisch aussehende Figuren. Auch andere geschnittene und polierte Steine aus denselben Fundorten sind hier zu sehen, welche den Archäologen ganz unbekannt sind und von deren Gebrauch man sich keine Vorstellung machen kann. Ferner sieht man hier Modelle von den Felsenwohnungen (cliffhouses) von Nordmexiko, von den alten Pfahlbauten nebst den darin gefundenen Feuersteinwerkzeugen, sowie von den heutigen Pfahlbauten der Malayen und Papuas in Indonesien, und dabei eine interessante Gruppe von überflochtenen und an Schnüren befestigten Kokosnüssen (s. S. 1209), welche zum Wasserholen oder als Trinkgefäße dienten. Die Sammlung alter Feuersteingegenstände aus dem Sommethal im nördlichen Frankreich und die der Geräte aus der nordamerikanischen Steinzeit gehören zu den reichhaltigsten, und es ist erstaunlich, wie viele wichtige, interessante und wertvolle archäologische und ethnographische Gegenstände dieses Museum in den wenigen Jahren seines Bestehens schon zusammengebracht hat.



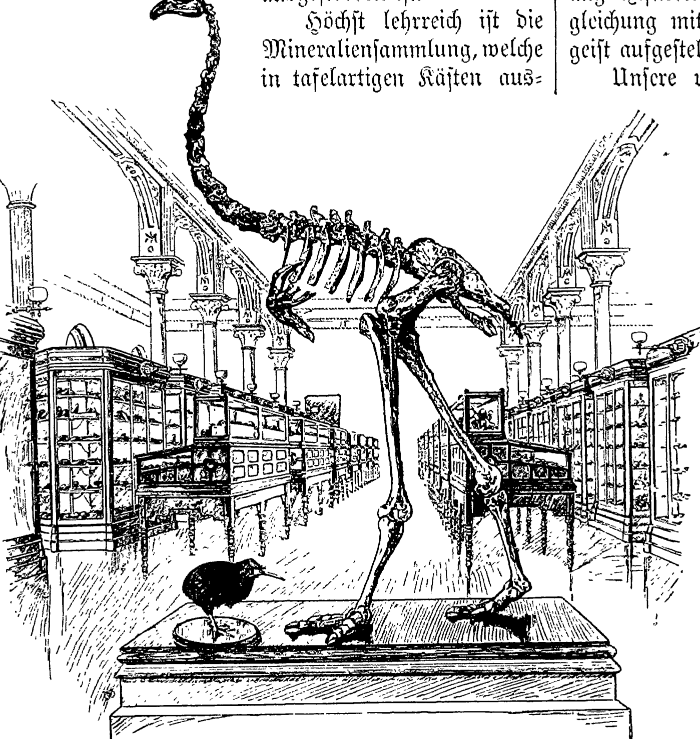
Trilobit Lichas Boltoni (S. 1219).

Der geologische Saal in dem nächsten Stockwerk darüber ist in der That noch imposanter als die anderen durch seine hohen Wände und großen eisernen Säulen und Tragbalken und seine großen Fenster, welche eine Flut von Licht einlassen. Der größere Teil dieses Saals enthält die große Sammlung von amerikanischen Fossilien, welche Professor Hall in Albany als Resultat lebenslanger Forschungen zusammengebracht hat, nebst einer Menge wertvoller ausländischer Exemplare. Eine große Sandsteinplatte aus den Portlandsteinbrüchen von Connecticut zeigt fünf deutliche klauenartige Eindrücke von den Füßen eines kolossalen Sauriers aus der Zeit, wo dieser Stein noch der weiche Sand eines Strandes war. Andere Platten zeigen weitere unverkennbare Spuren und Fährten, und wieder andere die deutlichsten Erscheinungen der Gletscherthätigkeit. Besonders schön ist die Paläozoologie vertreten. Gleich am Eingang des Saals steht ein riesiges Vogelskelett von einer der verschiedenen nun ausgestorbenen Vogelarten von Neuseeland, einem Moa (S. 1219) oder Dinornis, welche Vögel noch vor etwa einem Jahrhundert gelebt und den Maoris auf Neuseeland zur Hauptnahrung gedient haben sollen, von denen man aber heutzutage nur noch Knochen, allerdings oft mit den Bändern daran, und Eier mit der anhängenden inneren Haut findet, zum Beweis, daß diese Vögel, deren größte Art eine Höhe von vier Meter erreichte, noch nicht lange ausgestorben sein kann.

Ebenso bemerken wir hier ein schönes Exemplar von dem vorweltlichen irischen Riesenhirsch (S. 1220), dessen Geweih acht Fuß klaftert und der noch häufig in den irischen Torfmooren fossil gefunden wird und

bei dem sowohl das Aussehen der Exemplare wie die Tradition zu dem Schlusse berechtigen, daß dieses stattliche Tier noch nicht lange ausgestorben ist.

Höchst lehrreich ist die Mineraliensammlung, welche in tafelartigen Kästen aus-



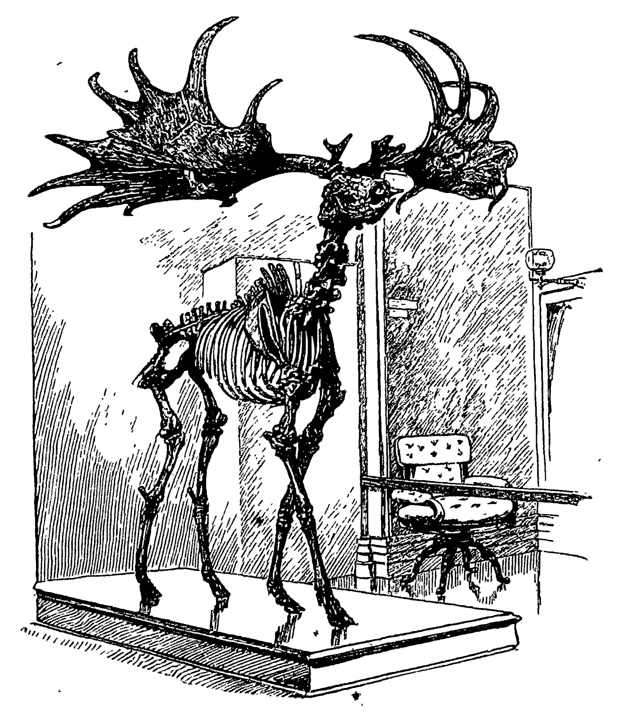
Fossiles Skelett eines Moa (S. 1218).

gestellt und besonders reich an Erzen und Halbedelsteinen, sowie an nutzbaren Steinen ist.

Dieser geologische Saal ist ungemein reich an vielfacher und eingehender Belehrung. Hier sind vorzüglich gearbeitete Reliefkarten und Modelle, z. B. vom Staate Newhampshire, von den großen westlichen Plains oder hohen Prairien u. s. w., alle mit Bezeichnung ihrer geognostischen und geologischen Verhältnisse. Namentlich lehrreich ist die Menge der Versteinerungen, welche hier gesammelt ist und weitaus die Mehrzahl der amerikanischen Petrefakten enthält und von denen wir hier einige im Bilde vorführen, z. B. den merkwürdigen Trilobit Lichas Boltoni (s. S. 1217), einen vorweltlichen Keuper, welcher im Staate New-York häufig vorkommt und den Krabben der heutigen Tierwelt nahe verwandt ist, und den schönen Encriniten Eucalyptocrinus crassus (s. S. 1216), der zu Myriaden im Gestein gewisser geognostischer Formationen des genannten Staats vorkommt und leicht als ein Echinoderm oder Seestern zu erkennen ist, obwohl er auf einem langen Stengel sitzt, mit welchem er am Meeresgrund haftete. Da noch einige wenige verwandte Formen von Cuinoiden in der heutigen Schöpfung existieren, so ist eine derselben behufs der Vergleichung mit den vorweltlichen daneben in Weingeist aufgestellt.

Unsere vorstehende Schilderung des naturhistorischen Museums im Centralpark konnte natürlich nur eine flüchtige sein; sie mag aber genügend beweisen, daß das Interesse für Naturkunde auch im Lande des „allmächtigen Dollars“ ein sehr lebhaftes ist und daß die Amerikaner bemüht sind, das etwa Versäumte in jeder Beziehung einzuholen, wozu der Bürgersinn und die opferwillige Freigebigkeit vieler reicher Leute genügende Mittel schafft.

Aus unserer flüchtigen Schilderung aber dürfte schon zu entnehmen sein, daß dieses Museum nach Umfang, Inhalt und Anordnung ganz auf der Höhe der heutigen Wissenschaft steht und auf dem besten Wege ist, sich mit den großartigsten derartigen Anstalten der Alten Welt messen zu können.



Skelett des ausgestorbenen irischen Riesenhirschs (S. 1218).



Blitz und Donner.

Ueber die Entstehung und das Wesen des Gewitters sind noch vielfach irrige und unklare Vorstellungen verbreitet. Nichts aber ist einfacher und natürlicher als dieser Vorgang. Gewöhnlich glaubt man, die Hitze sei die Erzeugerin der sich dabei bethätigenden elektrischen Kraft. Es ist umgekehrt, die Kälte.

Allerdings ist Wärme eine notwendige Vorbedingung des Gewitters, aber erst durch das Hinzutreten eines kalten Luftstromes kann es entstehen. Der kalte Luftstrom bewirkt eine Kondensation des Wassergehaltes der Luft. Die Folge ist einesteils massenhafte Wolkenbildung, anderenteils Entwickelung von Elektrizität, wie sie erfahrungsgemäß durch jede Verdichtung von Wasserdampf hervorgerufen wird. Wir haben hier, nebenbei bemerkt, eine der häufigsten Ursachen der Kesselexplosionen vor Augen. Die Abkühlung der Atmosphäre nach Gewittern ist aus obigem Grunde daher auch nicht als eine Wirkung derselben anzusehen.

Der Donner, so liest man zuweilen, entsteht dadurch, daß der Blitz die Wolken zerreißt. In Wahrheit haben wir hier keine andere Erscheinung vor uns, als bei dem Knall einer Feuerwaffe. Beim Abfeuern derselben entsteht ein luftleerer, oder vielmehr ein von sehr heißen und sehr dünnen Gasen erfüllter Raum. Dadurch, daß die Luft in diesen Raum mit großer Gewalt hineinstürzt, entsteht der Knall. Der Blitz schafft in ähnlicher Weise einen luftleeren Raum, der sich mit donnerndem Geräusch wieder ausgleicht. Um sich den ungeheuren Knall erklären zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Luftdruck auf jeden Quadratfuß Fläche annähernd 7000 Pfund beträgt[1]) und daß der Blitz eine ziemlich lange Strecke durchläuft. Das bald stärkere bald schwächere Rollen des Donners ist wahrscheinlich eine Wirkung des durch die Wolkenklüfte hervorgebrachten Echos. Wenn der Blitz in der Nähe des Beobachters einschlägt, hört man nur einen kurzen scharfen Knall. Das Gewitter ist so viele tausend Fuß vom Beobachter entfernt, als man zwischen Blitz und Donner Sekunden zählen kann.

Die Häufigkeit der Gewitter nimmt von den Tropen nach den beiden Polen zu im großen und ganzen ab, doch ist die allgemeine Temperaturabnahme hier keineswegs allein maßgebend. In regenlosen, selbst heißen Himmelsstrichen gibt es keine Gewitter. Während unter dem Aequator in der Regel täglich Gewitter vorkommen, beträgt die Zahl der Gewittertage auf Java 97, auf Sumatra 86, in Hindostan 56, in Georgien 55, auf

Gräfin Potocka.

---

[1]) Rechnet man die Körper-Oberfläche eines erwachsenen Menschen zu 12 Quadratfuß, so hätte derselbe also ein beständiges Luftgewicht von etwa 80 000 Pfund zu tragen. Dies ist nur deshalb möglich, weil in allen Teilen des Körpers Luft enthalten ist. Wäre dies nicht so, der Körper würde mit einem starken Knall in sich zusammengeschmettert und zermalmt werden.

Borneo 54, an der Goldküste 52, in Rio de Janeiro 51, in Italien 38, in Westindien 36, in Oesterreich 23, in Deutschland 20—25 u. s. w. Der Tageszeit nach finden die meisten Gewitter zwischen Mittag und 6 Uhr abends statt, nämlich 59 Prozent; 24 Prozent kommen zwischen 6 Uhr und Mitternacht und der Rest vom Hundert von Mitternacht bis zum nächsten Mittag vor. In Deutschland kommt der bei weitem größte Teil der Gewitter von Westen her. Die Schaden bringenden Schläge ereignen sich größtenteils in den Monaten Juni und Juli und zwar wiederum in der Zeit von Mittag bis Mitternacht. In hohem Grade merkwürdig und für die Praxis recht beachtenswert sind die Unterschiede, welche hinsichtlich der Blitzgefahr bei den einzelnen **Bodenarten** und den verschiedenen **Bäumen** obwalten. Nach der Bodenart treffen von 100 einschlagenden Blitzen nur 3 den Kalkboden, während diese Verhältniszahlen für Keupermergel 10, für Thonboden 13, für Sandboden 21 und für Lehmboden 53 sind. Was die Holzarten betrifft, so haben die Beobachtungen die geringste Gefahr bei Buchen ergeben. Nimmt man die Buche als Einheit an, so ergeben sich für Nadelhölzer 9, für andere Laubhölzer 12, speciell für Eichen aber 34 treffende Blitzschläge. In letzterem Umstande liegt vielleicht der Grund, daß bei den alten Germanen die Eiche dem Donner geweiht war. Hinsichtlich der Gebäude hat eine die zwanzigjährige Periode von Mitte der fünfziger bis Mitte der siebziger Jahre umfassende Beobachtung ergeben, daß die Blitzeinschläge fast um das dreifache zugenommen haben. Es hat dies einesteils seinen Grund in der Waldverwüstung, anderenteils in der Bauart der Häuser, bei der weit mehr blitzanziehende Teile zur Verwendung kommen als in früherer Zeit. Es ist jedoch nicht daran zu zweifeln, daß mit der Vermehrung der Blitzableiter die Blitzschäden auch wieder abnehmen werden. S.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Vom Gemüsegarten.

Im September naht der Sommer seinem Ende und das ist die Zeit, Pläne zu machen für die Zukunft, für die Verwendung jeden Beetes im **Gemüsegarten**, so daß keines von ihnen unbenutzt liegen bleibt, ein Raub für Wind und Unkraut, die ihm seine besten Nahrungsstoffe entziehen, ohne dafür irgend welchen Ersatz zu leisten. Nur durch beinahe ununterbrochene Bebauung jedes Stückchen Landes erzielt man den höchsten Ertrag des in der Hauptsache dem Nutzen gewidmeten Gartens, und diesen Zweck erreicht man

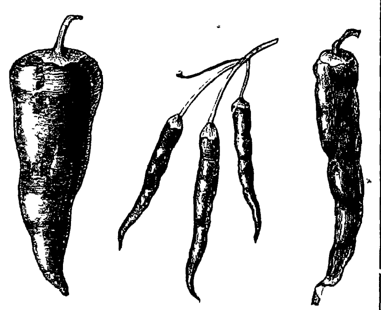


Fig. 1. Spanischer Pfeffer.

durch eine zweckmäßige Einrichtung desselben und durch eine naturgemäße Reihenfolge in dem Anbau der hierher gehörenden Gewächse, also durch eine regelrecht durchgeführte „Fruchtfolge", durch die **Wechselwirtschaft**. Es sei uns gestattet, dem geneigten Leser heute mit einigen Ratschlägen an die Hand zu gehen, indem wir die Einteilung wie die ganze Einrichtung beschreiben und die Notwendigkeit der Fruchtfolge beweisen, wie wir dies bereits in unserem „Illustrierten Gartenbuch", Stuttgart 1886, Jul. Hoffmanns Verlag, gethan haben.

Der **Gemüsegarten** ist der Nutzgarten, in welchem kaum jemals ein Quadratmeter unbebaut bleiben darf und der, er möge noch so klein sein, die Familie des Besitzers das ganze Jahr hindurch mit Gemüse und Obst versorgen soll. Zum Schutz gegen unberechtigte Eindring-



Fig. 4. Brunnenkresse.

linge möchten wir den Garten durch 2 m hohe Mauern mit bis 20 cm vorspringendem Dach umgeben, letzteres zum Schutz der Spalierbäume, die wir hier anzupflanzen wünschen, gegen die gefährlichen Frühlingsfröste, ein Schutz, der noch verstärkt werden kann durch die an den Dachlatten zu befestigenden Tücher, die man gerade während jener gefährlichen Zeit bereithalten sollte, um sie während der Nacht vor den Bäumen zu haben, während des Tages aber zusammengefaltet festzuhalten. — Statt der Mauer kann man auch einen Bretterzaun anwenden, der, mit einer dunklen Farbe bestrichen, welche die Sonnenwärme am besten zurückhält, ebenfalls mit Spalierbäumen zu bepflanzen wäre, um jedes Quadratmeter dem lohnenden Ertrage zu widmen.

Wir empfehlen, die Weinstöcke an die Wand nach Süden zu pflanzen, weil sie die größte Wärme fordern und ertragen; Pfirsiche, Aprikosen, Birnen und Süßkirschen wegen ihrer früh erscheinenden Blüten pflanzen wir gen Westen, weil sie durch die Frühjahrsfröste stark leiden, wenn sie sofort von der Morgensonne getroffen werden, Aepfel und Pflaumen gegen Osten, weil sie gewöhnlich so spät blühen, daß die Frühjahrsfröste und die Morgensonne ihnen wenig mehr schaden, Sauerkirschen (Ostheimer Weichsel und Schatten-Morelle) gegen Norden, weil ihre Früchte hier oft noch im Oktober reifen. Wenn die Wände nicht genau in der Richtung gegen die genannten Himmelsstriche stehen, so wird ein verständiger Pflanzenfreund nach den oben gegebenen Ratschlägen doch immer das Rechte zu treffen wissen. — Da die Spalierbäume ziemlich dicht neben einander zu stehen kommen, ist es am besten, statt für jeden Baum eine Grube zu machen, längs der Wand einen 2 m breiten Streifen Land 60—75 cm tief zu rigolen, der Platz läßt für einen schmalen, zur Arbeit an den Bäumen nötigen Gang und für eine Rabatte, die als Samen- und Versetzbeet, für Erdbeeren, zur Samenzucht u. s. w. verwendet werden kann und zwar jede Seite für den ihrer Himmelsrichtung angemessensten Zweck.

Der übrige Raum solchen Nutzgartens wird durch, wenn möglich, 2 m breite Wege in vier (je nach der Größe des Gartens auch acht, zwölf u. s. w.) rechtwinklig geformte Teile geteilt, die gewöhnlich Quartiere genannt werden. Drei von diesen vier Teilen entsprechen den Gesetzen der Wechselwirtschaft, die wir weiter unten ausführlich erklären, und als die notwendige Grundlage der Kultur von ein- und zweijährigen Gemüsepflanzen darstellen werden, wozu bemerkt werden muß, daß einjährige Pflanzen solche sind, welche im ersten Jahre genußreif werden, auch blühen, Samen tragen und dann absterben, während als zweijährige solche zu bezeichnen sind, welche ebenfalls im ersten Jahre genußreif werden, aber erst im zweiten Jahre blühen, Samen tragen und dann absterben; ausdauernde (perennierende) Gewächse sind solche, welche mehrere, selbst viele Jahre auf ihrem Platze stehen bleiben und jährlich geerntet werden können. Der vierte Teil des Nutzgartens ist für diese, die ausdauernden Gewächse bestimmt, zu denen wir Spargel, Rhabarber, auch Himbeer- und Brombeersträucher, Erdbeeren, Gewürzkräuter u. a. rechnen. Außerdem möchten wir noch ein fünftes Stück Land für Mistbeete und kleine Liebhabereien des Besitzers abzweigen, ein Stück, das vielleicht einen Winkel ausfüllen könnte, der bei der rechtwinkligen Einteilung des Gartens übrig bleibt. — Die Quartiere für die ein- und zweijährigen Gemüsepflanzen denken wir uns mehr länglich als quadratförmig und teilen sie weiter in gewöhnlich 1,3 m breite Beete, die wir parallel der kürzeren Seite des Rechtecks legen, weil auf dem kürzeren Beete sich leichter arbeiten läßt als auf dem längeren.

Die einzelnen Quartiere umgeben wir mit Schnüren (Guirlanden) von Apfelbäumchen und Weinreben, innerhalb derselben mit 1 m bis 1,5 m breiten Rabatten für Obstbäume in Zwergform, Beerensträucher, Erdbeeren, Blumenpflanzen, Samenträger u. s. w. und geben ihnen unter den Schnurbäumchen, welche die Quartiere in jeder Ecke offen lassen müssen, damit Frauen mit ihren langen Kleidern jene nicht zu übersteigen brauchen, noch Einfassungen von Schnittlauch, Schnittpetersilie, Monats-Erdbeeren u. dgl. m.

Es muß hier betont werden, daß im Gemüsegarten nur Zwergobstbäume gezogen werden können, weil Kronbäume den Gemüsepflanzen nach und nach Licht und Tau entziehen, ohne welche diese niemals zu vollständiger Ausbildung kommen können; Zwergbäume bilden keine Kronen, weshalb sie auch, nicht allzu zahlreich gepflanzt, im Gemüsegarten nicht schaden können.

Im ganzen Gemüsegarten sollten die **Wasserbehälter** verteilt sein, die in der Erde, nur die obere Kante eine Rollschicht über der Erdoberfläche, mit durch Cement verbundene Ziegelsteine ummauert und gepflastert werden, die sämtlich durch unter den Hauptwegen laufende Röhren mit dem Hauptbehälter oder dem Brunnen in Verbindung stehen und von dem aus sie gespeist werden. Die Röhren müssen in jedem Behälter verschließbar sein, damit das Ueberfließen und das Verstopfen durch etwa einkriechende Kröten u. a. verhindert werden könne. Der Hauptbehälter muß auf einer Anhöhe oder einfach auf der Erdoberfläche angelegt sein, wodurch allein eine selbstwirkende Verbindung mit den in der Erde angelegten kleinen Behältern ermöglicht wird. Sämtliche Behälter sind vor Winter zu leeren und durch Bretter, Stroh u. s. w. gegen den Temperaturwechsel zu schützen. — Wo ein Brunnen oder eine Pumpe nötig, dürfte eine der Saugpumpen von Karl Blasendorff in Berlin O, Grüner Weg 13, zu empfehlen sein.

Die **Wechselwirtschaft** oder Fruchtfolge, so sagten wir oben schon, ist die erste Bedingung für die zweckmäßige Bebauung des Gartens, für das gute Gedeihen der Gemüse, wie für einen regelmäßigen und reichlichen Ertrag. — Es ist bekannt, daß verschiedene Pflanzen verschiedenartig zusammengesetzt sind, daß sie also auch verschiedenartiger Nahrungsmittel bedürfen und daß der Boden, welcher eine und dieselbe Pflanzenart während mehrerer Jahre ernährt hat, von den betreffenden Nahrungsmitteln entblößt und daher außer stande

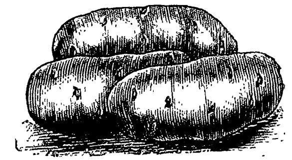


Fig. 2. Kartoffel.

sein wird, dieselbe Pflanze noch länger zu ernähren, obwohl eine andere Pflanze an derselben Stelle noch sehr gut gedeihen kann, eben weil sie anderer Nahrungsmittel bedarf. Dazu kommt das Bedürfnis einiger Gewächse, der sog. **ungenügsamen**, nach frischer Nahrung, nach reichlicher Düngung, während andere, die **genügsamen**, weniger Ansprüche machen, durch Anbau mit frischer Düngung sogar ihren guten Geschmack verlieren, während wieder andere, die wir die **bedürfnislosen** nennen werden, in viel Nahrung enthaltendem Boden zu sehr ins Kraut

wachsen und den Zweck nicht erfüllen, wegen dessen sie angebaut wurden.

Aber auch die Eigenschaft der Wurzeln bei den verschiedenen Gewächsen kommt hier in Betracht. Die eine Pflanze hat Wurzeln, welche sich nahe unter der Erdoberfläche ausbreiten und denen hier die Nahrung, der Dünger, gereicht werden muß; nach solchen wird man diejenigen bauen müssen, welche die Nahrung in größerer Tiefe suchen, bis wohin dieselbe inzwischen gesunken ist, obwohl ein Teil derselben, weil noch ungelöst, von der oberen Erdschicht stets zurückgehalten wird; diesen folgen Gemüse, welche ihre



Fig. 3. Erbse.

weitgehenden Wurzeln in große Tiefe senden, die also auch in der dritten Anbauperiode noch ausreichend Nahrung finden werden. Gedenken wir auch der Eigenschaft gewisser Pflanzen, den Boden mit ihren Blättern zu überdecken und dadurch die Verflüchtigung luftartiger Nahrungsmittel, das Austrocknen des Bodens durch Sonne und Wind und das Aufkommen des Unkrauts zu verhindern, gewöhnlich Pflanzen, welche auch eine öftere Auflockerung des Bodens und dessen Heranziehen (Anhäufeln) an den Stengel zur Erleichterung der Bildung von Neben-(Adventiv-)Wurzeln fordern, z. B. Kopfkohl oder Kraut; andere dagegen verlangen mehr festen Boden, gestatten auch der Sonne und dem Wind freien Zutritt und verhindern in keiner Weise das Aufkommen des Unkrauts, z. B. die Gartenzwiebel (Allium Cepa L.). — Schließlich muß noch der Eigenschaft schädlicher Pilze, auch wohl derjenigen schädlicher Tiere gedacht werden, welche die Kulturpflanzen gern da verfolgen, wo sie dieselben schon früher getroffen, welcher Neigung nur durch die Wechselwirtschaft entgegengetreten werden kann.

Wir teilen die Küchengewächse in drei Klassen, von denen nur die erste auf frisch gedüngtem Boden gebaut werden darf; ihr folgen diejenigen der zweiten und dieser die der dritten Klasse, sämtlich ein- und zweijährige Pflanzen. Eine vierte Klasse besteht aus mehrjährigen, ausdauernden Obst-Halbsträuchern, Gemüse- und Gewürzpflanzen, welche mehrere Jahre auf demselben Platze stehen bleiben, jährlich eine Ober- oder Seitendüngung erhalten und, die meisten nach einer Reihe von Jahren „umgelegt“, d. h. auf einen anderen Platz versetzt werden. Wir empfehlen deshalb eben die Einteilung des Gemüsegartens in vier oder in eine Vervielfältigung von vier Quartieren, das eine für die mehrjährigen, drei andere für die ein- und zweijährigen Gemüse; von diesen letzteren wird immer nur eins nach jeder Anbauperiode gedüngt, immer aber reichlich und mit kräftigem, wirklich nahrhaftem Dünger.

Die gebräuchlichsten unserer Gemüse sind folgende, die wir in vier Klassen einteilen.

I. Klasse, auf frisch gedüngtem Lande zu bauen:

A. Blattpflanzen: Blumenkohl, Brokkoli, Kopfkohl oder Kraut, Kohlrabi, Kopfsalat, Spinat, Neuseeländischer Spinat, Artischocken, Kardy, Bleichsellerie.

B. Wurzelgewächse: Radieschen, Wurzelsellerie, Meerrettig.

C. Gewürze: Thymian, Majoran, Kerbel, Krauspetersilie, Spanischer Pfeffer (Fig. 1).

D. Gurkengewächse: Gurken, Melonen, Wassermelonen, Kürbis.

E. Zwiebelgewächse: Lauch oder Porree, Knoblauch.

II. Klasse, nach jenen ohne Düngung anzubauen.

A. Blattpflanzen: Wirsing- und Rosenkohl, Endivien- und Pflücksalat, Löffelkraut, Mangold.

B. Wurzel- und Knollengewächse: Kohlrüben, Karotten und Mohrrüben, Petersilienwurzel, Pastinake, Schwarz- und Zuckerwurzel, Cichorien- und Haferwurzel, Rapontika, Rote Bete, Rettig, Erdnuß, Erdmandel, Kartoffel (Fig. 2).

C. Zwiebelgewächse: Gartenzwiebel, Winter- und Kartoffelzwiebel, Rokkambolle, Schalotte.

D. Gewürze: Portulak, Basilikum, Tomate oder Liebesapfel, Eierpflanze.

III. Klasse, nach der zweiten ohne Düngung anzubauen.

A. Blattpflanzen: Grün- und Braunkohl, Melde, Rapunzel, Gartenkresse.

B. Wurzelgewächse: Mai-, Kerbel-, Garten- und Teltower Rübe.

C. Schoten- oder Hülsengewächse: Türkische und Puffbohnen, Kichererbse, Erbse (Fig. 3).

D. Gewürze: Anis, Dill, Spanische Kresse, Boretsch, Pfefferkraut, Tripmadam.

IV. Klasse, mehrjährige Küchengewächse, werden mit jährlicher Ober- oder Seitendüngung gebaut.

A. Blattpflanzen: Meerkohl, Rhabarber, Sauerampfer, Englischer Spinat, Brunnenkresse (Fig. 4).

B. Knollengewächs: Spargel.

C. Gewürze: Mehrjähriger Majoran, Spanischer Kerbel, Wermut, Estragon, Pfeffer- und Krauseminze, Lawendel, Mellisse, Pimpinell, Weinraute, Salbei, Schnittlauch.

D. Pilze: Champignon, Morchel.

Ein Beispiel des ununterbrochenen Anbaus solcher Pflanzen nach den Regeln der Wechselwirtschaft wolle man in unserem oben erwähnten „Illustrierten Gartenbuch“ nachlesen.

Trachten der Zeit.

Von

Ida Barber.

Neues aus der Saison.

Man pflichtet gar oft der Ansicht bei, daß die Mode eine internationale sei, daß die Trachten in Ost und West, in Süd und Nord nach gleichen Modellen gefertigt werden und demzufolge auch annähernd gleiche sind. — Weit gefehlt! Eine Toilette, die in der Kaiserstadt an der Spree als elegant angesehen wird, kann in der Metropole an der schönen blauen Donau für sehr abgeschmackt gelten, während umgekehrt ein in Wien modernes Kostüm, das da für fesch und sehr geschmackvoll gilt, in Berlin nicht selten als Karikatur erscheint. — Die Berliner Damen sind solid in der Farbenwahl, sie verzichten auf jene plastisch anliegenden Formen, die höckerartig ansteigenden Tournüren, die in Wien obligat geworden; sie verstehen es prächtig, die goldene Mittelstraße einzuschlagen, modern zu erscheinen, ohne irgendwie als ultra-modern aufzufallen. Die elegante Wienerin findet nur jene Façons schön, die jeder Körperform zu bestmöglichster Geltung verhelfen; sie ist keineswegs geniert in einer Taille zu erscheinen, die so prall anliegt, daß man, obschon der Körper bedeckt ist, anatomische Studien machen könnte; — die Berlinerin wird sich in seltensten Fällen zu solcher Schaustellung hergeben; sie hat auch ihr wertes Ich zu lieb, um es in etliche Dutzend Korsettstäbe einzuzwängen, Gesundheit und gute Laune der modernen Wespentaille halber zu opfern. Thatsache ist, daß der jetzt gültige Taillenzwang ungemein nachteilig auf das physische, wie seelische Wohlbefinden wirkt; Statistiker haben nachgewiesen, daß von je 100 an Migräne leidenden Damen mehr als 50 ihr Leiden dem zu starken Schnüren, das das Blut zum Kopfe treibt, die Atmungsfunktion hemmt, zu danken haben, daß die Migräne, diese Erbfeindin der modernen Weltdamen, schwindet, wenn letztere sich entschließen können, monatelang naturgemäß in leichten, den Körper nicht einengenden Gewändern einherzugehen. — In Wien zählt man auf je 1000 Frauen 200, die an Migräne leiden, in Berlin auf je 1000 kaum 70; das gibt zu denken. —

Sehr zum Nachteil der Gesundheit beschwert man auch die modernen Kleider mit einer Fülle von Roßhaarstoff, die selbst das leichteste Grenadinekleid schwerer als ein aus Tuch gefertigtes Winterkleid erscheinen läßt. — Der Rock soll wie aus einem Guß erscheinen, deshalb werden alle Teile mit festem Roßhaarstoff gefüttert, am Saum dreifache Einlage, rückwärts die durch nichts hinweg zu disputierende Tournüre mit pflichtschuldigem Roßhaarpolster, vulgo Wärmkissen, und da wundert man sich dann, daß unsere Damen im Sommer keine weiten Märsche machen können, leicht ermüden, über allerhand Unbequemlichkeiten klagen. Ein Wunder wäre es andererseits, wenn sie sich, eingeengt und eingepanzert wie sie sind, beschwert mit all dem modernen Krims-Krams, der oft ein Gewicht repräsentiert, das ihre Körperkraft weit übersteigt, wohl fühlen könnten. In Wien sieht man selbst die leichtesten Beige- und Voile-Kleider auf Roßhaar gearbeitet, die Röcke glatt, reich soutachiert, alles ohne Puffen; — in Berlin ist man praktischer; selbst die elegantesten Damen gehen in leicht drapierten Kleidern, die auch ohne jede beschwerende Unterlage modern erscheinen. Lichte, mit Blumenmustern durchstreute Battist- und Foulardroben gelten hier als Nouveautés, die weit anspruchsvolleren Damen in der österreichischen Hauptstadt erscheinen in durchweg gestickten Madeira- und Spitzenkleidern, in abgepaßten, mit Chenille-Effekten gezierten Grenadineroben, in duftigen, mit exotischen Blumen durchstickten Seiden-, Krepp- oder farbigen auf Atlas drapierten Tüllkleidern. — Eine Eleganz, wie man sie selten auf einer Praterfahrt wahrnahm, zeigte sich gelegentlich des zu Gunsten der Seehospize von der Fürstin Metternich veranstalteten Blumen-Korsos. Mehr als 3000 blumengeschmückte Wagen, deren Insassinnen an Pracht und Liebreiz mit den Blumen wetteiferten, fuhren in vier endlos langen Reihen die grüne Praterau entlang. Man sah da die den ersten Adelsfamilien des Landes angehörenden



Fig. 1.

Schönheiten in hellfarbigen, mit Spitzen überfluteten Seidentoiletten, die Damen vom Theater in kostbarsten Phantasieroben, die Frauen der reichen Börsen-Matadore, der Fabrikanten und Großindustriellen, die selbstverständlich an Eleganz keiner von Europas Fürstinnen nachstehen wollen, in neuesten Pariser Toiletten. Die von F. Vollarth kreierten hohen weißen Korsohüte, reich mit Blumen geschmückt, dazu passende, gleichfalls mit Blumen garnierte Glockenschirme, lichte, aus gesticktem Tüll gefertigte, auf heller Seide gefaltete Ueberkleider waren zu hunderten vertreten. Man wähnte sich in eines jener glänzenden Ausstattungsstücke versetzt, in denen durch Massenwirkung Effekte hervorgebracht werden, die die Einzelwirkung aufheben. Die ganze, eine halbe Meile lange Korso-Allee glich einer Modenausstellung, einem fahrenden Frühling, durchwürzt von Blumenduft, durchgeistigt von Frauenschönheit und herzgewinnender Anmut.

Den eigentlichen Modeköniginnen wurde wie auf einem Ballfeste gehuldigt; Wiens Frauen hatten wieder einmal Gelegenheit, sich im ganzen Glanze ihrer Schönheit zu zeigen. — Von den beim Korso neu kreierten Moden seien hier nur die aus zwölf Spitzenvolants gefertigten Kleider — die mit schmalstem roten Samtband durchzogenen Madeira-Stickereien, aus denen Rock und Taille hergestellt werden — die chinesischen Foulards und großblumigen indischen Mulltoiletten genannt.

Einen durchschlagenden Erfolg errangen: Toilette Viola (Fig. 8) die auf lila Monopolseide

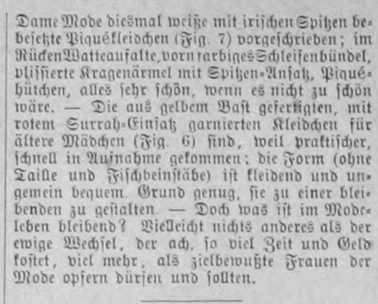
durchsichtigen, vorn mit Veilchen durchstickten Grenadine zeigt, ferner Toilette Favorita (Fig. 2) aus blauem mit türkischen Bordüren abgepaßten Gazestoff gefertigt, vorn schräg drapiert, Taille mit eingesetztem Achselstück von Bordürenstoff. Die in Fig. 3 skizzierten Kleider aus karriertem Seidenstoff mit braunem, faltenreichem Schoß und braunem Perlenfichu bilden für ältere Damen ein sehr dinstinguiertes Genre; das Mantelett an sich ist ein Kunstgegenstand und aus Spitzen, Samt, Seide, Perlenfransen, Stickereien oft so kompliziert, daß es selbst dem geübten Auge schwer wird, die modernen Rätsel zu entwirren; — indes wenn wir



Fig. 2.

uns auch nicht Rechenschaft geben können, wo die Spitze anfängt, an welcher Stelle die Perlengrelots sich den Samtlagen einen, der Totaleindruck ist ein günstiger und möchte man im Interesse all der Damen, die nicht mehr „auf Taille" schwören können, nur wünschen, daß die Taillenfichus sich allgemeiner Aufnahme zu erfreuen hätten. — Eine gleichfalls sehr solide Tracht sind die für elegante wie einfache Toiletten gleich beliebten vorn offenen Redingotes, die (s. Fig. 4) den dicht plissierten Rock und Bluse hervortreten lassen und vorn (selbst wenn aus weißem Piqué oder écru-Leinen gefertigt) mit schwarzen breiten Samtlagen abgegrenzt werden. Für junge Mädchen fanden die aus glattem Battist gefertigten Kleider, die (Fig. 1) mit gestreiften Seidenschärpen garniert werden, vielen Beifall; zum Kleide passend Hut aus gezogenem Battist mit reicher Spitzengarnitur. Für ältere Damen ist die schwarze, auf Moirée antique drapierte Spitzentoilette obligat. — Fig. 5 skizziert die moderne Form des Spitzenmanteletts, das im Rücken mit zwei breiten Perlenstickereien garniert, vorn in langen Shawlenden ausläuft. — Unsern kleinen Herzpüppchen hat

Fig. 4.



Dame Mode diesmal weiße mit irischen Spitzen besetzte Piquékleidchen (Fig. 7) vorgeschrieben; im Rücken Watteaufalte, vorn farbiges Schleifenbündel, plissierte Kragenärmel mit Spitzen-Ansatz, Piquéhütchen, alles sehr schön, wenn es nicht zu schön wäre. — Die aus gelbem Bast gefertigten, mit rotem Surrah-Einsatz garnierten Kleidchen für ältere Mädchen (Fig. 6) sind, weil praktischer, schnell in Aufnahme gekommen; die Form (ohne Taille und Fischbeinstäbe) ist kleidend und ungemein bequem. Grund genug, sie zu einer bleibenden zu gestalten. — Doch was ist im Modeleben bleibend? Vielleicht nichts anderes als der ewige Wechsel, der ach, so viel Zeit und Geld kostet, viel mehr, als zielbewußte Frauen der Mode opfern dürfen und sollten.

Aus Küche und Haus.

Von

L. von Pröpper.

September.

Curry-Suppe. Man koche aus zwei, nicht zu alten Hühnern drei Liter kräftige Bouillon, löse, wenn sie weich sind, die Brust ab, entferne Haut und Sehnen und bereite aus drei Vierteilen dieses Fleisches eine Farcem, indem man es mit etwas frischem fettem Schweinefleisch fein hackt und mit 75 g geriebenem Weißbrot, einem Stückchen Schalotte, einigen Estragonblättern und etwas Petersilie, alles dieses fein gehackt und in ein wenig Butter gedämpft, drei Eier, etwas Muskatnuß und einer Prise feingestoßenem weißen Pfeffer vermischt und durch einen Seiher streicht, Klößchen daraus formt, diese in der Hühnerbrühe gar kocht und in die Suppenterrine legt. Nun dämpfe man drei Eßlöffel feines Mehl in Butter hellgelb, rühre es mit $1/3$ l süßem Rahm an und gebe die durchgeseihte Brühe, nachdem die Klößchen darin gekocht worden, und einen Theelöffel voll Currypulver dazu, lege jetzt das noch zurückbehaltene Hühnerfleisch, in mundgerechte Stückchen geschnitten, ebenfalls in die Suppenterrine, träufle drei Theelöffel voll Zitronensaft darauf und gieße die Suppe darüber.

Sardellen-Pastetchen. Man lasse 60 g frische Butter mit einem Eßlöffel voll Mehl aufgehen und rühre es mit süßem Rahm zu einer seimigen Sauce, gebe 125 g sehr fein gehackte Sardellen, fein gehackte Zwiebel, Zitronenschale, etwas gesiebten Zwieback und zwei Eidotter dazu, lasse es zu einer Creme aufkochen und fülle es in Blätterteig-Pastetchen, kann es aber auch auf geröstetes Brot streichen.

Abgekochte Schleihe mit Specksauce. Man habe eine schöne, große Schleihe, übergieße sie, nachdem sie gereinigt und ausgenommen worden, mit $1/4$ l kochendem Essig und danach mit Fischbrühe (1 l Wasser, $1/4$ l Essig, eine Möhre, eine Zwiebel, beides zerschnitten ein Lorbeerblatt, einen halben Theelöffel Pfefferkörner, zwei Gewürznelken und Salz, eine Viertelstunde gekocht und durchgeseiht) und lasse sie langsam kochen, richte sie, mit Petersilienssträußchen umgeben, an und reiche eine Specksauce und Salzkartoffeln dazu.



Fig. 3.

Specksauce. Man klopfe vier Eidotter, eine halbe Tasse Essig und einen kleinen Eßlöffel voll Mehl mit $1/4$ l Essig kräftig untereinander, schneide dann $1/4$ kg Speck in Würfel, lasse ihn auslaufen und brate etwas ganz kleinwürfelig geschnittenes Weißbrot (etwa ein Vierpfennigbrötchen ohne Kruste) darin hart und gelb, nehme es mit den Speckwürfeln heraus, gieße die verklopfte Sauce in den ausgelassenen heißen Speck und koche sie unter beständigem Rühren dicklich ein, richte sie an und gebe die Speck- und Weißbrotwürfel oben darauf.



Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7.

Kerbelrüben mit Hammelschnitten (Mutton-Steaks). Man wasche diese sehr schmackhafte Rübchen mehrmals in frischem Wasser und gebe sie, wenn sie gut abgelaufen sind, in wallendes Wasser, lasse sie acht bis zehn Minuten kochen und probiere dann mit der Gabel, ob sie weich sind; zu langes Kochen macht sie wässerig. Man schält sie nun sogleich, durchschwenkt sie in reichlich heißer Butter mit etwas gestoßenem Zucker, läßt sie noch ein klein wenig ziehen und richtet an.

Hammelschnitten (Mutton-Steaks). Man schneide von einem Stück Hammelrücken (Karrne), das Fleisch der Länge nach ab, häutele es und lasse nur eine drei Messerrücken dicke Fettlage darauf, teile sie quer durch die Fleischfasern in fingerdicke Scheiben, klopfe sie, bestäube sie auf beiden Seiten mit Salz und Pfeffer und brate sie in



Fig. 8.

einer Pfanne mit zerlassener heißer Butter rasch ab.

Muscheln-Ragout. Man rühre 125 g frische Butter zu Schaum, dann nach und nach acht Eidottern hinein und hierauf drei Sardellen, die Schale einer halben Zitrone und einige Muscheln, alles fein gehackt, zwei Eßlöffel voll feines Mehl, einen Theelöffel voll Zucker, 1/4 l weißen Wein und reichlich ebensoviel Bouillon, verklopfe es kräftig und streiche es durch ein Sieb in einen breiten Topf, stelle diesen ins Bain-Marine und schlage die Sauce mit der Schneerute heiß, dick und schaumig, lasse sie aber ja nicht kochen, gieße sie gleich über fünfzig bis sechzig (je nach Größe) abgekochte und abgebärtete schöne Muscheln in eine erwärmte Schüssel und umlege sie mit zierlich geschnittenen, in Butter gerösteten Weißbrotscheiben.

Gefüllte Feldhühner mit Tomatensalat. Man schneide junge Feldhühner der Länge nach durch und nehme den Brustknochen heraus, bestäube sie mit feinem Salz und brate sie in frischer Butter recht saftig; nehme sie dann heraus, mache in dem zurückgebliebenen Bratensafte mit etwas feinem Mehl eine braune Einbrenn (Mehlschwitze) und rühre sie mit Bouillon an, füge gehackte Champignons, einen starken Eßlöffel voll Kapern, etwas Muskatblüte und weißen Pfeffer hinzu und koche es zu einer dicken Sauce, ziehe sie mit ein paar Eidottern ab und fülle nun die halbierten Feldhühner etwas erhöht damit an, lege sie nebeneinander, die Fülle nach oben, auf eine Schüssel, lasse sie im Backofen (Röhre) durch und durch heiß werden und serviere Tomatensalat dazu.

Tomaten-Salat. Man wische recht schöne reife Tomaten sorgfältig ab, schneide sie in dünne Scheiben und lege sie, nachdem man die Samenkörner entfernt hat, auf eine flache Schüssel, welche man vorher mit einer Knoblauchzehe abgerieben und mit etwas Essig besprengt hat, streue reichlich Salz, mit zwei Prisen weißem Pfeffer vermischt, darüber, träufle auf jede Scheibe einige Tropfen Olivenöl und füge noch etwas Essig hinzu; schwenke den Salat gut durch, lasse ihn so ein paar Stunden stehen und umlege ihn beim Anrichten mit recht fein verlesenen, mit Essig und Oel angemachten Endivien. Auch kann man beim Anrichten immer eine Schicht Tomaten mit einer dünnen Schicht von hartgekochten, zu Scheiben geschnittenen Eiern abwechseln lassen und besprengt diesen beim Einlegen mit Essig und Oel und streut etwas Salz darauf.

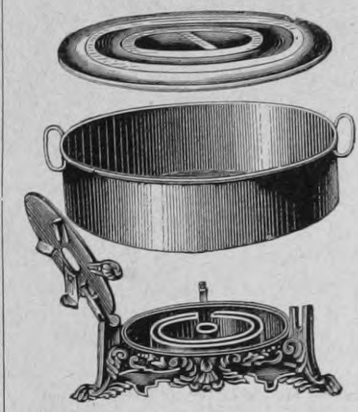
Eier mit Käse (Fondue). Man wiege die Eier, welche man dazu gebrauchen will (meistens zwei für die Person), und nehme ein Drittel ihres Gewichtes an Schweizerkäse und ein Sechstel an frischer Butter; verklopfe und rühre die Eier wohl in einer Pfanne, thue dann die Butter und den geriebenen Käse hinein, setze die Pfanne auf lebhaftes Feuer und rühre die Mischung so lange, bis sie hinlänglich dick (sie wird mit der Gabel gegessen), weich und fadenziehend ist, gebe wenig Salz, aber reichlich gestoßenen weißen Pfeffer daran, richte so schnell als möglich in einer erwärmten Schüssel an und lasse gewärmte Teller und ein gutes Glas Rheinwein dazu reichen.

Vier-Bettler-Dessert (Quatre Mendiants). Datteln, Feigen, Mandeln und Nüsse, „qui mendient du Vin", zusammen hübsch auf einer Schale arrangiert. In Frankreich, wo dies Dessert sehr beliebt ist, hat man eigene vierteilige Schalen dafür.

Allerlei für die Wirtschaft.

Neuer Spiritus-Kochapparat für die Reise. Der hier abgebildete Reise-Kochapparat unterscheidet sich von allen bisherigen in der Hauptsache dadurch, daß die Lampe bei allergrößter Einfachheit eine außerordentliche Heizkraft besitzt und infolgedessen das beigegebene Gefäß von ca. 1 l Inhalt mit Wasser gefüllt, in noch nicht zwei Minuten zum Kochen bringt. Durch die an der Lampe sichtbaren Ringe trifft Luft zur Flamme und verbindet sich diese mit dem brennenden Spiritus, wodurch eine große Heizkraft erzielt wird; die Lampe ist von bronziertem Gußeisen, die Kasserolle von 1 l Inhalt, von starkem Weißblech, und kann die erstere bequem in die letztere hineingethan werden, wodurch der Apparat beim Verpacken sehr wenig Raum einnimmt. In der Kasserolle kann sowohl Wasser, wie Thee ꝛc. als auch Eier, Beefsteack, Eierkuchen gekocht oder zubereitet werden, da sie genügend breit ist (ca. 18 cm) und deshalb Platz für alle möglichen Gerichte bietet, wie man sie auf der Reise gern selbst bereitet. Der neue Reise-Kochapparat ist im Etablissement für hauswirtschaftliche und Küchen-Einrichtung von Karl Hirsch & Co., Berlin W, Leipzigerstraße 2 vorrätig und kostet komplet 3 Mark.

Neue französische Drahtglocke mit Glasdeckel. Gewöhnliche Drahtglocken zeigen



Kochapparat.

mancherlei Uebelstände: der aus der Luft herabfallende Staub wird von dem Drahtnetz der Glockendecke durchgelassen, die darunter aufbewahrten Speisen sind, wenn man die Glocke nicht abhebt, nur unvollkommen zu beobachten und kommen leicht mit dem oberen metallenen Drahtnetz in unerwünschte Berührung. Diese kleinen Fehler sind durch die mit Glasdeckel versehene neue Drahtglocke vermieden. Die Wandung derselben ist aus verzinntem Draht hergestellt. Die Glocken werden vorrätig gehalten in

Durchmessern von 18 20 22 24 cm
zum Preise von 2,75 3.— 3,25 3,50 M.

Bezugsquelle: Magazin des königl. Hoflieferanten E. Kohn, Berlin SW, Leipzigerstr. 88.

Neuer Plätt- oder Bügelofen zur Benutzung auf dem Kochherde. Mit Hilfe des nebenstehend abgebildeten neuen Plättofens ist man imstande, wenn Feuer im Kochherde vorhanden ist, zu gleicher Zeit 4 Plätteisen in etwa 10—15 Minuten so zu erwärmen, daß man ordentlich damit plätten kann; der Apparat wird, wie jeder gewöhnliche Kochtopf, in die Ringöffnung des Herdes gesetzt — eine besondere Feuerung, wie solche der bisher übliche und wesentlich teurere Plättofen beanspruchte, ist nicht erforderlich — und die Eisen genau der Zeichnung entsprechend angelegt. Die letzteren sind, genau wie bei den bekannten schwedischen Plättöfen, ohne Bolzen, Abzugsröhren kommen natürlich bei diesem Ofen ganz in Wegfall. — Hinsichtlich der Kosten des Brennmaterials brennt das Feuer



Drahtglocke mit Glasdeckel.

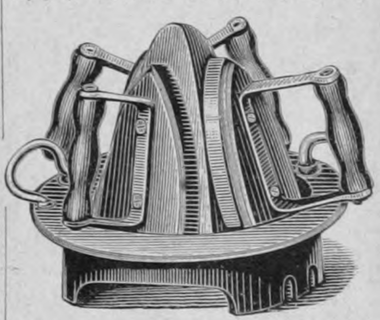
außerordentlich sparsam, weil der am Ofen befindliche Ring die Hitze nach außenhin absperrt, ebenso werden die Eisen schneller und gleichmäßiger erwärmt als die gewöhnlichen Bolzen, und ist deshalb die Anwendung dieses äußerst zweckmäßigen Apparates allen Haushaltungen angelegentlichst zu empfehlen. — Der neue Bügelofen ist bei Karl Hirsch & Co. Berlin W, Leipzigerstr. 2 vorrätig und kostet mit 4 Eisen 20 Mk., Extraeisen Mk 3. 50. per Stück.

„Die Diamantenfee."

Das anmutige, liebreizende Bild, welches die erste Seite des Sammlers ziert, ist das Porträt einer durch Geschicke und Schönheit gleich bemerkenswerten Frau: der Gräfin Sophie Potocka. Angeblich wurde sie zu Konstantinopel als Tochter eines Kantakuzeno geboren, der sie dem Marquis von Vauban verkaufte. Vauban ließ das Mädchen unterrichten, verlor sie aber auf einer Reise nach Frankreich, indem sie von dem Gouverneur der Festung Kamieniec, dem Grafen de Witt, verführt wurde. Nach ihrer Vermählung mit diesem lernte sie in Hamburg der Graf Stanislaus Felix Potocki kennen, der, von ihrer Schönheit begeistert, sie um 2 Millionen ihrem Gatten abkaufte und selbst heiratete. Den Beinamen „Die Diamantenfee" erhielt die Gräfin Potocka wegen ihrer Schönheit. Mit dieser verband die merkwürdige Frau Wohlthätigkeitssinn und große Herzensgüte. Sie starb in Berlin, wo sie Heilung von einem Brustleiden suchte.

Unsere Kunstbeilagen.

Von den mancherlei wertvollen Kunstblättern dieses Heftes mag vor allem „Der Blumenstrauß" von Meister Spitzweg genannt sein, ein Bild, das sowohl durch den Humor des geschilderten Vorgangs — eine feierliche Brautwerbung auf offener Straße — als auch durch die urgemütliche, anheimelnde Scenerie auf jeden seinen Reiz ausüben muß. Eine friedliche Stimmung atmet auch das „Oesterreichische Bauerndorf" von Hugo Darnaut, ein den Lesern dieses Blattes wohl bekannter Künstler. Denken wir schon bei diesen Blättern an die bevorstehende Sommerfrische, so fast noch mehr bei dem behaglichen Bild von Karl Raupp „Bei günstigem Wind", das den Beschauer an das Ufer irgend eines bayrischen Sees versetzt. — In voller, mädchenhafter Anmut strahlt die weibliche Gestalt auf dem Bild von R. Beyschlag, während die Frauen auf dem belebten Bild von W. Räuber „Picknick", mehr die stolze Schönheit des Weibes zeigen. — Ein vergnügliches Lächeln lockt die Bauern auf dem Laupheimerschen Bild „Ein Trinkgeld" hervor. Sie haben mit stummer Bewunderung die Räume des Schlosses durchwandernd, des glatten Parketts ungewohnt, sich behutsam fortbewegt, und nun suchen sie die kleinste Münze hervor, um damit ihren Führer abzulohnen. Daß dieser ihnen keine Verschwendung vorzuwerfen haben wird, dessen dürfen wir versichert sein.



Bügelofen.

Der gestirnte Himmel im Monat September.

In diesem Monat kulminieren um Mitternacht im Süden der Wassermann, die Fische und ein Teil vom Sternbild des Walfischs. Nahe beim Scheitelpunkte steht der westliche Teil der Andromeda; unter dem Himmelspol der große Bär und der obere Teil der Jagdhunde. Am 23. tritt die Sonne in das Sternbild der Wage, macht zum zweitenmale Tag und Nacht gleich und es beginnt astronomisch der Herbst. Von den Planeten ist Merkur zu Anfang des Monats morgens eine halbe Stunde lang im Osten sichtbar und erreicht am 2. seine größte Ausweichung von der Sonne. Venus geht nach 3 Uhr morgens auf, Mars und Jupiter sieht man spät nachts noch tief am Westhimmel. Jupiter wird jedoch bald etwa vom 8. Sept. an, ganz unsichtbar. Saturn kann man nach Mitternacht im Osten sehen. Am 5. Sept. tritt das erste Mondviertel ein, am 11. steht der Mond in Erdferne, am 13. ist Vollmond, am 21. letztes Viertel, am 26. steht der Mond in Erdnähe, am 27. ist Vollmond.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Mathematische Aufgabe.

Zwei rechtwinkelige Dreiecke a und b haben gleichen Flächeninhalt; jedoch ist die lange Kathete in a gleich der Summe der beiden Katheten in b, und die kurze Kathete in a gleich der Differenz der Katheten in b.

Wie verhält sich im Dreieck b die kurze zur langen Kathete?

Logogryph.

Stellt's mit m sich dir entgegen,
Senkst du bald den tapfern Degen;
Nichts fruchtet dir dein mutig Wehren,
Unterliegst, wenn auch in Ehren
Noch minder wirst zum Kampf du taugen,
Schleicht sich's mit n dir in die Augen:
Ermattet schon, eh' du den Strauß begonnen,
Hast bald den ew'gen Schlaf gewonnen.

Anagramm.

Wir brachten zu hohem Glanze
Die Kunst und die Wissenschaft;
Wir schmückten mit ehrendem Kranze
Gewandtheit und Körperkraft.

Als fern in dem Osten die Feinde
Anrückten mit Uebermacht,
Zog tapfer unsre Gemeinde
In den Kampf und gewann die Schlacht.

Doch wenn mit Geschick ihr die Zeichen
In unserem Namen verstellt,
In das östliche Land wir entweichen,
Das einst wir bezwangen im Feld.

Rätsel.

1.

Mich hat ein jeder in der Welt;
So wie ich bin, muß man mich tragen.
Doch mancher will das Glück erjagen
Und gibt für mich oft schweres Geld.
Versetzt ihr zwei von meinen Zeichen,
So komm ich nur, wenn alle schweigen.

2.

Auf schlankem Fuße steht
Ein Tischchen klein und grün,
Und auf dem Tischchen liegt
Ein Teller groß und blau,
Und auf dem Teller glänzt
Ein Ring vom reinsten Gold,
Und Tischchen, Teller und Ring,
Bitten: „O bleib' mir hold.“ —

3.

Im Zimmer saß ich jüngst bei ihr,
Sie am Klavier;
Die erste, zweit' und dritte rauschten
In Tönen voll und tief dahin,
Doch konnt' ich ihrem Spiel nicht lauschen,
Bei andern Dingen weilt mein Sinn.
Ins Meisterwerk der zweit' und dritten
Vertieft' ich mich in letzter Zeit,
Und der Gedank' erst', zweite, dritte
Verfolgte leider mich auch heut.
Doch als am Abend sie die zweite,
Gar freundlich reicht die dritte mir,
War völlig zweit' und dritt' vergessen,
Und all' mein Sinnen nur bei ihr.

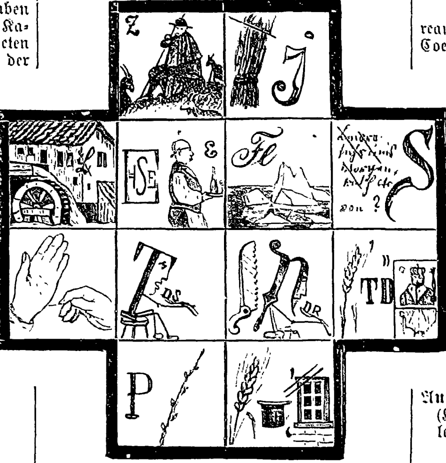
Diamant-Rätsel.

```
        A
      A A A
    E E A E E
  J O O U C C C
G H H H H L L M M
  N N N N R R T
    S S S S S
      S X Z
        N
```

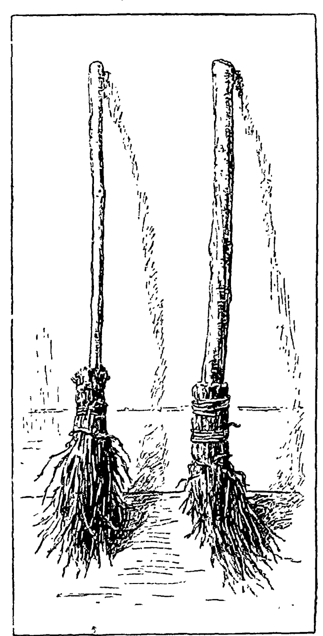
In der obigen Figur lassen sich die Buchstaben so umstellen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagrechten lautet, und daß die einzelnen Reihen bekannte Wörter ergeben.

Das oberste Wort nennt eine der Hauptpersonen in Webers Freischütz, das zweite Wort eine Singstimme, das dritte einen deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts, das vierte eine der Hauptpersonen in Wagners Meistersingern, das fünfte Wort nennt eine besondere Gattung lyrischer Gedichte, das sechste Wort eine gefeierte Sängerin und das siebente Wort eine andere beliebte Sängerin unserer Zeit.

Rebus.



Scherzrebus.



Skataufgabe Nr. 13.

Mittelhand spielt mit den folgenden Karten Grand: Treff-Bube, Pique-Bube, Pique-Aß, Pique-10, Pique-9, Coeur-Aß, Coeur-10, Coeur-8, Carreau-Aß, Carreau-10.

Vorhand ist mit den folgenden Karten bis Treff-Solo gegangen und hat dann gepaßt: Coeur-Bube, Carreau-Bube, Treff-Aß, Treff-10, Treff-König, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Carreau-9.

Wie muß Mittelhand spielen, um nicht Schneider zu werden?

Im Skat liegen zwei leere (nicht zählende) Karten.

Lösung der Skataufgabe Nr. 12.

Vorhand hat: Einmal Carreau, z. B. Carreau-7, einmal Pique, z. B. Pique-10, sechs Coeurs und zwei Treffs, z. B. Treff-Aß, Treff-8.

Erster Stich: Carreau-7, Carreau-Dame, Carreau-König. — Zweiter Stich: Carreau-Aß, Pique-10, Carreau-10. — Dritter Stich: Pique-9, Treff-Aß, Pique-Aß. — Vierter Stich: Coeur-10, Coeur-Aß, Treff-10.

Die Gegner haben nun 91 Points.

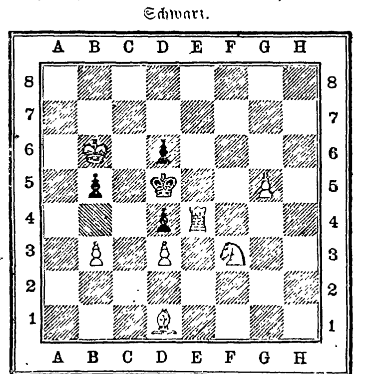
Auflösungen zu Heft 11, S. 1027.

Scherzrebus: Interesse.
Rebus: Kleiner Verzug bringt oft großen Nachteil.
Rätsel: Bild, Schild, mild, wild.
Einsilbig: 1. Gram, Gramm. 2. Bach.
Zweisilbig: 1. Herzschlag. 2. Bismarck.
Aufgaben: 1. Andreas, Lilie. 2. Augusta (Kommst du gern zu uns am Abend. 3. Faulenzer (V Lenz R). 4) Schill-er.

Schachaufgabe Nr. 28.

Von **Edw. Lindmark** in **Stockholm.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XX.

Von **Georg Chocholous** in **Bodenbach.**

Weiß. Ke5. Da1. Th1. Sb5. Ba2, a7, e2.
Schwarz. Ka8. Bb7, c5, e6, g2, h2.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 27.

1. Sb4 — a6	b6 — a5:
2. Sa6 — c7+	Kb5 — b6, c4
3. Da3 — e3 oder c3 matt.	
1.	b7 — a6:
2. d2 — d4	b6 — a5:
3. Da3 — b3 matt.	
1.	Kb5 — a6:
2. Sa5 — c4+	Ka6 — b5
3. Sc4 — d6 matt.	

Lösung von Aufgabe XIX.

1. Te4 — c4	Kd5 — c4:
2. De8 — e4 matt	
1.	Lg3 — e5
2. De8 — f7 matt.	
1.	Tb3 — c3
2. Sd1 — c3: matt.	
1.	beliebig.
2. De8 — e4 matt.	

Schachbriefwechsel.

E. H. K. in Hamburg. Dankend abgelehnt.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

K. S. 10 in W. Läßt sich ohne Untersuchung nicht beurteilen. Wir raten zur Konsultation eines Arztes.

C. F. in B. Die Kinder kommen mit hellerer Farbe zur Welt.

M. in H. Das Inhaltsverzeichnis wird jetzt regelmäßig dem 6. und 12. Heft beigegeben. Diesmal standen unüberwindliche Schwierigkeiten dem gewöhnlichen Gebrauch im Wege.

M. M. in R. Wir entsinnen uns nicht. Uebrigens wird alles Eingehende erledigt.

H. Sch. in L. Hier kann nur ärztliche Hilfe frommen. Am besten ist es, den Mann in eine Anstalt unter Aufsicht zu bringen, wo mit geeigneten Mitteln, Diät 2c., zugleich der Zwang angewendet wird.

H. Z. in L. Ihre Frage ist sehr unbestimmt gehalten. Handelt es sich aber um einen Kuraufenthalt in Tharandt, so können wir Ihnen sagen, daß das Leben billig ist. Vielleicht wenden Sie sich wegen näherer Auskunft an Dr. Haupt oder an den Kurverein.

E. L. in W. Wir danken Ihnen für Ihre Bemerkungen zu dem Artikel über Washington und führen hier an, was Sie ergänzenswert fanden. Also S. 1077: W. hat nur einen, in der Mitte der Stadt gelegenen Bahnhof. 1078: Kapt. Mohan arbeitet an einer Vergrößerung des Stadtplans, da namentlich die Nordwestsektion des alten Plans unzureichend ist. 1088: Die farbige Bevölkerung ist auf ein Viertel zu schätzen. 1095: Ministerium des Kriegs und der Marine sind in dem 1099 abgebildeten Hause vereint. 1097: Lincoln starb in der 10. Street, Garfield in Long Branch, New Jersey. 1101: General Lee starb 1870. Vor Oktober 1884 sind bereits 3 Jahrgänge erschienen, die Ihnen gegen Einsendung von 40 Mark franko übersendet werden können.

K. M. 333. Da müssen wir Ihnen doch raten, sich an einen Sortimenter zu wenden. Es würde viel zu weit führen, hier die sämtlichen Verleger dieser Ausgaben zu nennen.

M. S. Szegedin. Das Buch fand von Anfang an Anerkennung. Ob der Prozeß vor dem Leben entnommen ist, vermögen wir nicht zu sagen.

Achtjähriger Springinsfeld. Das mußt du mit deinen Kameraden ausmachen. Der Tausch über Stuttgart würde doch zu weit führen.

Tolta. Der Betreffende ist von Meiningen nach Wien abgegangen; wenn Sie sich mit Berufung auf den Redacteur dieses Blattes an Direktor Karl Gleißenberg, Berlin, Charlottenstraße 85, wenden, wird Ihr Brief an die rechte Adresse befördert werden.

Br. R. in T. Wegen Heine wenden Sie sich am besten an die Originalverleger Hoffmann & Campe in Hamburg. Die Fertigstellung des Panoramas hat sich leider verzögert, folgt aber unter allen Umständen.



LINDAU IM BODENSEE.

Hotel Bayerischer Hof.

Schönste Lage am Bodensee mit herrlicher Aussicht auf's Gebirge. [2300]

Bestrenommirtes Haus sowohl zu längerem, als auch vorübergehendem Aufenthalt für Familien, Touristen und Geschäftsreisende bestens geeignet.

Pension das ganze Jahr, im Winter bedeutend ermässigt.

Anfragen zu richten an den Besitzer

Wilhelm Spaeth.

St. Andreasberg (Oberharz). Klimatischer Höhen-Kurort.

Hôtel Rathhaus,

— I. RANGES, —

hält sich allen resp. Reisenden unter seinen alten soliden Bedingungen bestens empfohlen. Anerkannt vorzügliche Küche. Gute Weine. Bei längerem Aufenthalt pro Tag M. 4. 50. Pension. Lesekabinet im Hause. Hochachtungsvoll

[2302] **Carl Werner.**

Hôtelwagen bei jedem Bahnzuge.

DR. BREHMER'S [2301]

Heilanstalt für Lungenkranke

in Görbersdorf

ist das **erste** (1854) in der **schwindsuchtsfreien** Zone errichtete Sanatorium.

Kur das ganze Jahr.

Einrichtung zweckentsprechend, ausgedehnte Parkanlagen und Tannenhochwald mit 6½ Kilometer Kunstwegen.

Prospekte gratis und franco.

Parkstrasse 3. **WIESBADEN.** Gegenüber dem Curhaus.

„Hôtel-Pension Quisisana". Dieses in schönster Lage im Park neu aufgeführte elegante, streng private Familienhôtel bietet einem feinen Publikum neben der Annehmlichkeit der unmittelbaren Nähe des Fest- u. Concertplatzes, der Lesesäle etc. von allen Zimmern prachtvolle Aussicht über die Stadt, den Park und den Taunus. Es enthält 40 Schlafzimmer und Salons zum Preise von 4—9 Mark, incl. Pension neben 4 eleganten, grossen Gesellschaftsräumen. Das Haus sucht den Comfort und die Küche eines Hôtel ersten Ranges mit den Vorzügen eines feinen, ruhigen Privathauses zu vereinigen. — Mineral- und Süsswasserbäder. — Prospecte auf Wunsch vom Besitzer Dr. phil. L. Roser. [2294]

SOOLBAD RHEINFELDEN.

(Schweiz.)

Prospectus gratis. Prospectus gratis.

Rheinsoolbad „Hôtel des Salines". (J. V. Dietschy.)

Stärkste Soole des Continents. Prachtvolle Lage am Rhein. Milchkur. Rheinbäder.

Luftkurort Engelberg

Hotel Titlis. 1019 Meter über d. Meer. Hotel Engel

I. Ranges — Pensionspreise: — II. Ranges

8—12 Fcs. — Alles inbegriffen nach festem Tarife. — 6½—8 Fcs.

Im Mai, Juni, September 10% Rabatt.

Der Besitzer: ***Ed. Cattani.*** [2297]

Seehaus [2298]

am Schliersee im bayerischen Hochlande.

Sehr empfehlenswerthes Gasthaus mit Pension, in schönster Lage des anmuthigen Gebirgsortes, welches von bewaldeten Bergen umgeben, reinste Alpenluft und milde Seebäder bietet.

KÖNIGSBERG i. Pr.

Vorzüglichste Lage. Grosser Comfort.

Hôtel de Prusse.

Hôtel des deutschen Offizier-Vereins.

I. Ranges. [2295]

Zimmer schon von M. 1. 50 an, incl. Bedienung.

BAD EMS.

Darmstädter Hof.

In prachtvoller Lage am Wasser, unmittelbar neben dem Königlichen Kurhause, in welchem die fiskalischen Quellen und Bäder, sowie die Kaiserliche Wohnung sich befinden. Bei allem Comfort eines Hôtels I. Ranges civile Preise. Kühle gut ventilirte Speisesäle, Terrasse und kleiner Garten mit Springbrunnen. Bei längerem Aufenthalt Pension. Post und Telegraph im Hause. **Omnibus am Bahnhofe.** [2326]

Th. Bieger, *Eigenthümer.*

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44—69° C. Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad"

während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz. Mineral- und medizin. Bäder jeder Art. — Anstalt für mechanische Heilgymnastik. Privat-Heilanstalten mit Thermalbädern. Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen, Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Terrain-Curort zur Behandlung von allgemeiner Fettsucht, Krankheiten des Herzens etc. — Molkenanstalt, Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung. Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Lese-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Cur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Höhere Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Mädchen-Pensionate. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Billige Pensionen. — Mittlere Jahrestemperatur: 8,97° C. — Näheres siehe „Baden-Baden und seine Kurmittel". [2314]

Weltpost.

O. G. in H. Viel, viel zu spät!

Zwei Abonnenten. Ausführliches über die Bestimmungen betreffend die Einjährig-Freiwilligen finden Sie in der Schrift „Der Einjährig-Freiwillige“ (Berlin 1884). Besuch ausländischer Schulen berechtigt soviel wir wissen nicht zur Befreiung vom Examen. Die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst muß nachgewiesen werden bei Verlust des Anrechts bis spätestens zum ersten Viertel des ersten Militärpflichtjahres. Das letztere beginnt am 1. Juni des Kalenderjahres, in welchem der Wehrpflichtige das 20. Lebensjahr erreicht. Der Ort, an dem der Einjährige zu dienen hat, ist seiner Wahl überlassen.

S. 2000. Sie sprechen mit soviel Anerkennung von einem dichterischen Werk und leisten selbst Geschmacklosigkeiten, wie die folgende:

Gefangen, gebannt blieb des Fischers Sinn,
Er sah nur die Sterne im Meere drin
Unglaublich!

L. H. J. O. Geradezu jämmerlich.

Treuer Leser. Sie kennen doch die Geschichte von dem Thoren und dem Weisen, bezüglich des Fragens und Antwortens? Jedenfalls sei sie Ihnen hiermit ins Gedächtnis zurückgerufen. Der Artikel über Dechiffrierkunst steht S. 568 Bd. VII. Etwas über Graphologie werden Sie demnächst finden. Panorama und Tafel seit langem in Vorbereitung.

Prag 1000 I. Ihr „Frühlingsfriede“ ist hübsch in der Stimmung. Wir haben jedoch für Frühlingsgedichte keine Verwendung.

M. E. in B. Nein! Werden Sie Mitglied des Allg. deutschen Reimvereins in Berlin.

M. B. in Kr. Inhaltsanfrage inzwischen erledigt. Briefmarken können Sie bei Gebr. Senf in Leipzig verkaufen. Rosenthals „Meisterschafts-System“ ist zu empfehlen, wenn es auch freilich kaum jemand gelingen wird, sich die Sprache so rasch anzueignen, wie der Verfasser es verspricht.

L. W. München. Für dänische Sprache empfehlen wir Ihnen die Sprachlehre von Möbius (1871).

F. in Z. Ganz unbrauchbar.

R. F. H. J. in K. Sie irren! Der Studienkopf ist noch nicht gebracht worden, er hatte nur als Illustrationsprobe im Prospekt Aufnahme gefunden.

Dilettant. Wenden Sie sich mit Berufung auf uns an Herm. Nestel in Neuwittelsbach, Post Neuhausen bei München, er wird Ihnen gewiß gern in Ihren Nöten beistehen.

Schwarzer in J. Ein intelligenter Mensch ist ein einsichtsvoller Mensch, der besonders durch Denken zur Erkenntnis gekommen ist. Die Intelligenz wird durch Schulung des Geistes erworben, obgleich sie gewisse Anlagen zur Vorbedingung hat.

A. K. 205. Setzen Sie sich mit Direktor Landerer in Göppingen (Württemberg) in Verbindung. Soviel wir wissen, würde dessen Anstalt Ihren Wünschen entsprechen, betonen Sie aber gleich anfangs, worauf Sie Wert legen.

W. W. in W. In dem Fall raten wir zu Antiquar Heß in Ellwangen (Württemberg).

H. M. in W. Der Inhalt wird inzwischen in Ihre Hände gelangt sein, das Verzeichnis senden wir Ihnen direkt.

C. H. in C. Ihre „Erste Liebe“ begeistert Sie zu sonderbaren Bildern:

Nur einmal ist dir der Moment gegeben
Der dir aufflammend zeigt des Lebens Kohlen
Die sonst nur glühend; nie wird sich wiederholen
Des ersten Liebesfrühlings Zauberweben.

Warum nicht gar:

Nur einmal facht der Blasebalg der Liebe
Des Herzens Kohlen wonnig an,
Daß aus des Lebens kohligem Geschiebe
Ein Wetterschlag fliegt himmelan.

A. W. 35. Gern acceptiert. Dank.

R. G. in L. Um sich dauernd über die Vorzüge in Heidelberg auf dem Laufenden zu erhalten, empfehlen wir Ihnen die von Geh. Hofrat Dr. Karl Bartsch herausgegebene Festchronik „Ruperta Carola“. Das Blatt erscheint in 12 Nummern bei Otto Peters in Heidelberg.

Weltpost.

E. H. in H. Das Gedicht, welches Sie uns aus Anlaß des Aufsatzes über die „Kalendereigentümlichkeiten des Jahres 1886“ mitteilen, war auch uns bekannt, doch geben wie es gern unseren Lesern in nachfolgendem zum besten.

Man dividiert die Zahl vom Jahr,
Wofür man Ostern sucht, durch 19, 4 und 7;
Die Reste werden, 1 bis 0 sogar,
a, b und c genannt, zur Seite hingeschrieben;
Der Rest mit a bezeichnet wird mit 19 drauf multipliziert.
Zum Produkt sollst du 20 und 3 addieren,
Was kommt, durch 30 dividieren
Und nenne ferner d den Rest,
Den diese Teilung übrig läßt.
Hierauf addiert man 2mal b zu 4mal c und 6 mal d,
Thut 3 hinzu, sofern sich um
Ein Jahr aus vor'gem Säculum
Die Rechnung dreht;
Hingegen viere, wenn aus dem laufenden.
Die Summe dividiere durch 7 dann,
Nenn' e den Rest und merk' ihn an.
Die Summe nun der beiden letzten Reste,
Bezeichnet d und e, gezählt zu 20 und 2,
Thun im sovielten März den Tag dir kund zum Feste.
Wenn März mit seiner Wahl von Tagen
Das Facit dort nicht ganz umspannt,
So wird — kaum nötig wär's zu sagen —
Was überschießt — April genannt!

R. A. in H. „Vischers Faust“ erschien bei Laupp in Tübingen und kostet geb. 3 Mark.

